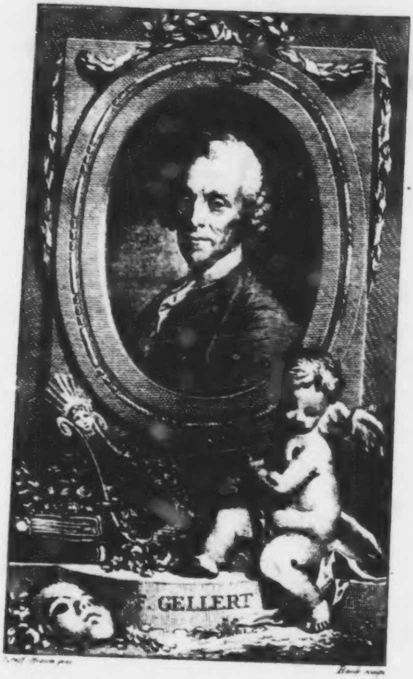

GELLERT

C. F. Gellerts
ſämmtliche
Schriften.

Erſter Theil.

Neue verbeſſerte Auflage.

Mit Römiſch-Kaiſerl. Königl. Preußiſchen und Churfürſtl.
Sächſ. allergnädigſten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich,
und Caſpar Fritſch, 1775.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

An

Seine Churfürſtliche

Durchlauchtigkeit

zu Sachſen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Durchlauchtigſter Churfürſt,
Gnädigſter Herr,

Wenn andre Schriftſteller, bey ihren Zueignungsſchriften an die Fürſten, oft wegen der Wahl ihres Innhalts ungewiß ſeyn müſſen: ſo kann ich denſelben bey der meinigen nicht einen Augenblick verkennen.

nen. Ich darf ihn nicht erſt durch Scharfſinn aufſuchen; die Pflicht und mein Herz giebt mir ihn ſelbſt ein. „Danke deinem Fürſten öffentlich und ehrerbietigſt für die beſondern Merkmale ſeiner Gnade, deren er dich gewürdiget hat!“ ſo ruft mir mein Herz zu. Und welche Pflicht fordert weniger Kunſt und Beredſamkeit, als die Pflicht eines dankbaren Unterthans gegen ſeinen großmüthigen und ihm theuerſten Fürſten?

Ew. Churfürſtl. Durchl. haben mich nicht allein mit ſchätzbaren Denkmalen Dero Gnade beehret, die für meinen Fleiß eine tägliche Ermunterung ſind; ſondern Sie haben auch, aus eigner hohen Bewegniß, von dem erſten Anfange Dero preiswürdigſten Regierung an, für meine Ruhe, ja noch unlängſt für die Befeſtigung meiner ſchwachen Geſundheit, — Gott ſchenke Ihnen dafür die Geſundheit, die mir mangelt! — eine ſo ausnehmende Sorgfalt getragen, als wohl noch kein Fürſt für einen kranken Lehrer auf ſeinen Akademien bezeigt hat. Für alle dieſe Wohlthaten danke ich Ihnen, Großmüthiger und Wohlthätiger Fürſt, öffentlich, vor aller

Welt, mit einem Herzen voll Ehrfurcht und Liebe.

Aber höher, als alle dieſe Wohlthaten, ſo groß ſie auch für mich ſind, ſchätze ich das Vertrauen, das Ew. Churfürſtl. Durchl. ſeit einigen Jahren bewogen hat, mir einige unvollkommene moraliſche Manuſcripte abzufordern, um Sich, (erlauben Sie gnädigſt, daß ich der Welt Dero eignen Worte, die für einen jungen Fürſten mehr als die beredteſten Lobſprüche ſind, ſagen darf,) um Sich daraus zu belehren. Für dieſes Glück, das mir den Troſt giebt, nicht ganz umſonſt gelebt zu haben, danke ich Ihnen, **Würdigſter Fürſt** und **Herr**, öffentlich, vor aller Welt, mit einem Herzen voll Ehrfurcht, Bewunderung und ewiger Liebe; und bitte Gott, daß er Sie ein Beyſpiel der Weisheit, Tugend und Glückſeligkeit unter den Fürſten ſeyn laſſe, und Sie und Dero würdigſte Gemahlinn mit einem langen und dem zufriedenſten Leben, nach dem Wunſche und zur Wohlfahrt aller treuen Sachſen, beglücken und ſegnen wolle. Mit dieſen Geſinnungen der Ehrfurcht, der Dankbarkeit und Liebe überreiche ich Ihnen in tiefſter Unterthänigkeit die Sammlung meiner geringen Schriften, und verharre bis an das Ende meines Lebens

Ew. Churfürſtl. Durchl.

Leipzig,
den 16 April,
1769.

unterthänigſter treugehorſamſter
Chriſtian Fürchtegott Gellert.

Vor-

Vorbericht

zur Auflage meiner Schriften

vom Jahre 1769.

Da ich bey der neuen Auflage meiner Schriften, welche die Herren Verleger für nöthig befunden, aus Mangel der Geſundheit und der Kräfte nicht im Stande geweſen bin, denſelben die Verbeſſerungen zu geben, die ich wohl gewünſchet: ſo würde ich einen guten Theil dieſer meiner Schriften lieber ganz zurück genommen haben, wenn mir dieſes Recht darüber zuſtünde. Ich muß ſie alſo dem Publico ſo überlaſſen, wie es ſie zeither mit ſeinem Beyfalle aufgenommen hat, und hoffen, daß ſo wohl ihre Mängel überhaupt, als auch einige jugendliche Stellen meiner erſten Aufſätze, wenn das Uebrige nützlich iſt, leicht ferner Nachſicht erhalten werden. Nur in den Luſtſpielen, die bey der Vorſtellung am erſten unglückliche Wirkungen auf das Herz thun können, habe ich einige Veränderungen vorgenommen; und kein Autor kann in Abſicht auf die Ehre der guten Sitten und des Geſchmacks zu vorſichtig und ſtrenge ſeyn. Außerdem hat dieſe neue Ausgabe nunmehr den Vortheil, daß ſie von den ſehr häufigen Druckfehlern der vorigen Auflagen durch den Dienſt meines Freundes, des Herrn Kreisſteuereinnehmer Weiße, und meines Amanuenſis, des Herrn Gödick, ſorgfältig iſt gereiniget worden; ein Dienſt, für den ich beiden hier laut danken muß. Ferner hat dieſe Ausgabe in fünf kleinen Bänden auch die Bequemlichkeit, daß diejenigen Schriften, die zu Einer Claſſe gehören, oder einander doch nicht entgegen ſtehen, jedesmal in Einen Band ſind geſtellet worden. Der letzte hat drey neue Zuſätze bekommen; die aber für die vorigen Ausgaben auch bereits einzeln abgedruckt werden.

Wenn endlich dieſes oder jenes meiner Werke zur Ausbreitung der Weisheit und Tugend unter den Menſchen bisher beförderlich geweſen iſt, und künftig noch ſeyn ſollte; welche Freude für mich, die ich um das Glück und den Beyfall der ganzen Erde nicht hingäbe! und welchen demüthigen Dank bin ich ſo Glücklicher, und doch Unwürdiger, dem Geber aller guten Gaben ewig dafür ſchuldig! Leipzig, im Aprilmonate, 1769.

C. F. Gellert.

Nachricht und Exempel
von
alten deutſchen Fabeln.

Die Bemühungen, welche unſere Vorfahren ſeit einigen Jahrhunderten auf die Fabeln gewandt haben, ſind, meiner Meynung nach, eben nicht ſo geringe, daß ſie nicht einige Aufmerkſamkeit verdienten. Und wenn ich zum voraus ſetze, daß viele von meinen Leſern nicht Gelegenheit gehabt haben dürften, ſich in den Fabeln unſerer Alten umzuſehen: ſo hoffe ich, es wird ihnen nicht unangenehm ſeyn, wenn ſie hier einige Proben von ihrer Schreibart finden.

Es gereichet der äſopiſchen Fabel überhaupt zur Ehre, daß ſie faſt bey allen Völkern, und zwar zu verſchiedenen Zeiten, ungemein vielen Beyfall und viele Hochachtung gefunden hat. Sie iſt unſtreitig die älteſte Spur des menſchlichen Witzes. Sie war in den meiſten Ländern, ehe die Wiſſenſchaften dahin kamen; und ſie vertrat in den Zeiten der Unwiſſenheit bey dieſem und jenem Volke faſt ganz allein die Stelle des Witzes und der Moral. Sie erhielt ſich bey ihrer Ehre, da die Wiſſenſchaften aufgiengen; und eine Erfindung, die Barbaren gefallen hatte, gefiel auch geſitteten und witzigen Völkern, und ward unter ihren Händen immer mehr verſchönert. Meine Leſer würden Urſache haben, von meiner Dienſtfertigkeit nicht zum Beſten zu urtheilen, wenn ich dieſes erſt erweiſen wollte. Wer bey einer Sache, die niemand leugnet, mehr thut, als daß er ihrer erwähnet, der muß entweder Luſt haben, etwas

was vergebliches zu unternehmen, oder die Ehre ſuchen, ſeine Beleſenheit auch zur Unzeit zu zeigen. Eben der äſopiſche Witz, den das den Wiſſenſchaften günſtige Deutſchland itzt liebt, ward von den Deutſchen ſchon hochgeſchätzet, ehe ſie die Wiſſenſchaften noch kannten; und die Fabel gefiel ihnen, ehe ſie die Regeln der Kunſt wußten. Dieſes beweiſen unter andern die ſehr alten Fabeln eines Ungenannten, von welchen ich itzt reden, und zugleich einige Exempel anführen will. Ich meyne diejenigen Fabeln, welche uns der Herr Doctor und Profeſſor der Philoſophie zu Straßburg, Johann Georg Scherz, in zehn Diſputationen, die er von 1704 bis 1710 gehalten, aus einem alten Manuſcripte geliefert, und mit einigen kritiſchen und moraliſchen Anmerkungen verſehen hat. Er hat von den Fabeln des alten Ungenannten ein und funfzig Stücke herausgegeben. *) Es iſt nach den Umſtänden, die Herr Scherz angiebt, **) ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Ungenannte zu Kayſer Friedrichs II. Zeiten gelebet hat. Und wenn wir auch ſonſt keine Merkmaale hätten: ſo würden uns doch die Beſchaffenheit der Sprache und Orthographie, und die nachdrückliche und kräftige Schreibart, deren ſich dieſer Dichter bedienet, ſchon überführen, daß er nicht lange nach den guten Zeiten Friedrichs Barbaroſſä gelebet haben könnte. Damals war die deutſche Poeſie nicht allein an den Höfen ſehr gelitten, ſondern auch ſelbſt eine Beſchäfftigung der Fürſten und großen Herren; und hierdurch gelangte ſie zu einer gewiſſen Stärke und Anmuth, deren ſich die nachfolgenden Jahrhunderte bis auf Opitzens Zeiten nicht haben rühmen können. Und vielleicht hätte ſich aus den alten Dichtern keiner beſſer zu einem deutſchen La Fontaine geſchicket, als unſer Ungenannter, wenn er in unſern Zeiten hätte leben ſollen. Einem Manne, der in der Art, die äſopiſchen Fabeln poetiſch zu erzählen, vermuthlich unter ſeinen Landsleuten der erſte geweſen iſt; der alſo weder an einheimiſchen Exempeln, noch an den Regeln, einen Beyſtand gefunden hat, und doch mitten in der Finſterniß ſo glücklich geweſen iſt, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen; einem ſolchen Manne, ſage ich, kann man ſehr leicht zutrauen, daß er in ſeiner Art vortrefflich müßte geworden ſeyn, wenn er die Hülfe der neuern Zeiten genoſſen hätte. Es geht ſeinem unbearbeiteten Witze wie einem ungeſchliffenen Demante; er läßt, wie dieſer, hin und wieder einige Stralen ſchießen, und es hat, um ihn in ſeinen völligen Glanz zu ſetzen, nichts als die Kunſt gemangelt, welche ihm das Rauhe und Grobe hätte abnehmen ſollen. Wer alſo großmüthig genug iſt, ſich nicht durch die Beleidigung irre machen zu laſſen, die ſeine ſchwäbiſche Mundart zärtlichen Ohren anthut; wer billig genug iſt, es den ordentlichen und edlen Zügen eines Geſichts nicht entgelten zu laſſen, daß die Haut mit vielen Sommerflecken beſprenget iſt; kurz, wer mehr auf die Art, wie er erzählet hat, als auf die Worte ſieht, und ihn, indem er ihn lieſt, in Gedanken in unſere Sprache überſetzet, dem wird unſer Fabeldichter bey aller ſeiner Einfalt vielleicht beſſer gefallen, als verſchiedne, die vier Jahrhunderte ſpäter ſich in dieſes Feld gewagt haben. Ein abwechſelndes Sylbenmaaß in langen und kurzen Füßen, ein ordentlicher Abſchnitt, und andere in unſerer Proſodie gebräuchliche Dinge, waren damals unbekannt. Man darf alſo dieſes nicht von ihm begehren.

---

*) Eben dieſe Fabeln hat man in einem papiernen Manuſcripte auf der Bürgerbibliothek zu Zürch. S. die Sammlung geiſtvoller Schriften. VII. St. 48. S.

**) S. *Scherzii* Philoſophiae moralis Germanorum medii aevi ſpecimen primum.

ren. Genug, daß er weit wohlklingender ſchreibt, als man vor Opitzen ſchrieb. Endlich muß man auch bedenken, daß wir die eigentliche Bedeutung, den Nachdruck, und die Kraft vieler alten Wörter nicht genug verſtehen; daß viele von ſolchen Wörtern, wenn ſie auch heute zu Tage noch gebräuchlich ſind, doch entweder mehr, oder weniger, zu bedeuten angefangen haben, und daß alſo oft eine alte Stelle, die uns matt und unkräftig, oder ſonſt nicht zulänglich ausgedrückt zu ſeyn ſcheint, dennoch kräftig, poetiſch und richtig, gegeben ſeyn kann. Wer ſich in alle dieſe Umſtände ſetzet, wenn er den Winsbeck und andere alte gute Dichter lieſt, der wird ihre ungekünſtelte Anmuth im Leſen empfinden, und da lebhafte und richtige Gedanken wahrnehmen, wo Andere nichts als verlegene Wörter und matte Vorſtellungen ſehen. Der Leſer mag nunmehr aus folgenden Exempeln ſelbſt urtheilen, ob ich den ungenannten Fabeldichter mit Rechte gelobet habe. Das erſte Exempel ſoll die Fabel von dem Löwen und der Maus ſeyn. Ich will mir die Freyheit nehmen, und Commata und Punkte dazwiſchen ſetzen, damit man den Verſtand leichter finden könne.

Eyns tages ein louwe ſich erging
In eim walde, da er ſing
Ein muſz, die wolt er getöttet han.
Sie ſprach: Herr louwe, lant mich gan!
Was eren mag ein Kunig bejagen,
Ob von Ime ein Knecht wurt erſlagen?
Des er gewalt hat, wan er vill.
Iſt Im das ein ere? das iſt nit vil.
Was groſſer Künheit mag das geſin,
Ob ein louwe ein muſelin
Ertöttet? der hat eren me,
Der geſchaden mag, und nit tut we.

Loſſent ir mich Herr geneſen!
Ich mag uch wol nuz weſen,
Und mag uch keinen ſchaden tun,
Noch minder dann ein arn *) ein hun.
Der louwe lieſz ſin zurnen ſin,
Und lieſz gon das muſelin,
Des wart es innerlichen fro.
Ich wil es uch dancken, ſprach es do.
Nu wart es nit lange geſpart,
Das der louwe gefangen wart
In eim garn, das was ſtark.
Er hett geben duſent Marg,
Das er daruſs wer geweſen,
Er wonde ſicher, nit geneſen.
Da er alſo gefangen lag,
Da kam die muſz, ee dann der tag
Uffging, zu dem louwen hin.
Sie ſprach: Got gruſz uch, herr myn,
Was clagent ir? was iſt uwer tot?
Ich bin gefangen uff den tot,
Sprach der louwe zu der muſz.
Sie ſprach, Herr ir koment wol uſz;
Ich hilff, das ir blibent by dem leben,
Wann **) Ir hant mir das myn geben.
Was ſol ich uch nu me ſagen?
Die muſz geriet ***) das garn nagen
Und mit den zenen biſſen
Und ouch garn zerriſſen
Einzwey, da wart das loch groſz:
Den louwen das nit verdroſz.

---

*) ar, Adler.
**) Weil
***) Fieng an.

Vil balde er ſich dannen macht.
Der muſe det er ache *)
Frundlich er Ir dancken began,
Sie ſprach: Ich hab gern getan.

Gedenkent wie der gewalt ſy,
Dem miltikeit nit wonet by.
Gewalt erbermde **) ſol han;
An gewalt ſol tugent ſtan.
Der groſs dem myndern ſol vertragen,
Nutze mag er ſin, der nit mag ſchaden.

Die natürliche Einfalt, mit welcher unſer Autor erzählet, hat, nach meiner Empfindung, etwas ſehr angenehmes bey ſich. Man ſieht nichts ungekünſteltes, und auch nichts froſtiges. Er iſt nicht ſo kurz, daß er ängſtlich würde, und auch nicht ſo wortreich, daß er viel müßiges ſagte, wenn man etliche wenige Zeilen ausnehmen will. Seine Moralen bringt er mit einer treuherzigen Miene vor, und verbindet ſie gut mit der Handlung der Fabel. Die Anrede, welche die Maus an den Löwen hält, iſt ſo kräftig, und ſchicket ſich zu den gegenwärtigen Umſtänden ſo gut, daß man nicht ſieht, was ſie beſſers hätte ſagen ſollen. „Herr Löwe laßt mich gehn! Was mag wohl „ein König für Ehre erjagen, wenn er einen Knecht „erſchlägt? Daß er Gewalt hat, wenn er will, iſt „ihm das eine Ehre? Mag das wohl eine große „Kühnheit ſeyn, wenn ein Löwe eine Maus erſchlägt? „Der hat mehr Ehre, der ſchaden kann, und es „doch nicht thut.“

Man höre dagegen die ſpitzfindigen Betrachtungen, welche der Löwe bey dem lateiniſchen Anonymus in eben dieſer Fabel anſtellet, und welche ſich vermuthlich auf die Vorſtellungen beziehen ſollen, die ihm die Maus zuvor gethan hat.

---

*) Er bezeigte der Maus Hochachtung.

**) Erbarmung.

Si nece dignetur murem leo, nonne leoni
  Dedecus et muri coeperit eſſe decus?
Si vincat ſummus minimum, ſic vincere vinci eſt.
  Vincere poſſe decet, vincere crimen habet.
Si tamen hoc decus eſt; ſi laus, ſi vincere; laus haec
  Et decus hoc, minimo fiet ab hoſte minus.
De pretio victi pendet victoria: victor
  Tantus erit, victi gloria quanta fuit.

Die epigrammatiſche Rede des Löwen, dieſe künſtliche Wiederholung der Worte in Gegenſätzen, iſt von der edlen Einfalt weit entfernet, mit welcher der Deutſche ſeine Maus ungezwungen, und doch nachdrücklich, reden läßt.

Man halte ferner dieſe alte Fabel gegen eine, die in unſerm Jahrhunderte aufgeſetzet iſt, und ſehe, ob der alte Fabeldichter den neuern nicht unendlich beſchämet?

In Riederers Fabeln Aeſopi, die zu Coburg 1717 herausgekommen ſind, wird die Fabel von der Maus und dem Löwen alſo erzählet:

  Ein Löw, müd von der Hitz und Lauffen,
Legt ſich im Schatten in das Grün,
Indem er ſchläft, ſo kommt ein Hauffen
Mäuß über ſeinen Rücken hin,
Drob eine, gleich da er erwachte,
Er zwiſchen ſeine Klauen brachte.

  Die Arme bat ganz unterthänig
Um Gnad, Quartier, und um Pardon;
Sie ſprach: Was ſolch ein groſer König,
Der wider ſie zürn, hab davon.

Sein Grimm ſollt, den er nur mögt ſparen,
Gleichwohl in größre Thiere fahren.

Der Löw gedachte, daß ihm dieſe
Nicht viel Reſpect und Ruhm verhieß,
Wenn er ein ſolch klein Thier zerrieſe,
Und ſich ſie etwan ſchmecken ließ,
Drum war er in ſich ſelbſt erbötig,
Und ließ ſie gleich drauf loß und ledig.

In wenig Tagen drauf ſo rennte
Beſagter Löwe durch den Wald,
Er fiel in Strick und Garn behende,
Er brüllte, daß es wiederhallt;
Allein ſein Vorſatz blieb dahinten,
Er konnte keinen Ausgang finden.

Die Mauß hört ihn erbärmlich brüllen,
Laufft zu und kennt ihn an der Stimm,
War er ihr unlängſt nun zu Willen,
Das ſie bemerkte interim,
Kommt ſie zum Garn, und ſucht die Knöpfe,
Daß er immittelſt Luſt nur ſchöpfe.

Als ſie dieſelbe nun gefunden.
So naget ſie ſie hurtig ab,
Wodurch ſie in denſelben Stunden
Dem Löwen die Befreyung gab,
Denn ihm iſt alſofort gelungen.
Daß er aus dem Arreſt entſprungen.

Iſt die Fabel aus dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderte nicht ein rechtes Meiſterſtück, gegen die Arbeit des neuen Dichters gerechnet? Ich glaube, daß der Leſer das alte Schwäbiſche lieber zehnmal leſen wird, als das neue undeutſche Deutſche einmal. Dort höret man, ungeachtet der rauhen

Sprache, doch einen Dichter reden, hier aber, ungeachtet des Sylbenmaaßes, nur einen Reimer.

Das andere Exempel mag die Fabel von dem Raben und Fuchſe ſeyn.

Ein Fuſz hungern began:
Under ein hohen bom er da kam,
Uff den ein rap kam geflogen
Mit ein keſe, den er einer frouwen
Genommen und gerobet da.
Des wart der Fuſz ummaſſen fro.
Da Ine der Fuſz erſt erſach,
Mit glatten worten er da ſprach:
Got gruſz dich, lieber herr myn,
Uwer diener wil ich ſin,
Und imer weſen uwer Knecht.
Das dunket mich billig und recht.
Ir ſint edel und ſo rich,
Kein fogel mag uch ſin glich
In allen kunigrichen.
Ich wene *) uch müſe entwichen
Der ſperwer und ouch das felkelin,
Des habichs und ouch des pfowen ſchin.
Süſſe iſt uwer kelen ſchal,
Uwer ſtyme hürt man uberal
In dem walde erclingen,
Wann ir geratten ſingen;
Des hab ich wol genommen war,
Der rap ſprach, du ſageſt war,
Nu ſingent lieber herr myn!
Da ſprach der rap, das ſol ſin.

Er

---

*) Wenen, glauben, dafür halten.

Er lieſz ſin ſtym uſz und ſang,
Das es durch den walt erclang.
In dem ſange emphile Im do
Der keſe, des wart der fuſz vil fro.
Des lobs mus der rap mit ſchaden entgelten,
Und im was das lob nit gut, als ein ſchelten.

Die Schmeicheleyen, welche der Fuchs dem Raben macht, klingen artig genug. „Gott grüß euch, „mein lieber Herr, euer Diener will ich ſeyn, und „immer euer Knecht bleiben.“ Was fehlet dieſem Complimente? Nun fängt er an, ihn recht poetiſch zu loben. „Ihr ſeyd edel und liederreich. Kein Vo„gel mag euch in allen Königreichen gleich ſeyn. „Nach meinen Gedanken muß euch der Sperber und „der Falke weichen; die Schönheit des Habichts und „des Pfauen. Süß iſt eurer Kehlen Schall, eure „Stimme hört man überall in dem Walde erklin„gen.“ Dieſes iſt, wie mich deucht, eine ſehr poetiſche Stelle. Man ſtelle ſich vor, wenn der Dichter in unſern Zeiten geredet hätte, ob er nicht faſt eben das geſagt haben würde, was La Fontaine ſaget?

Eh bon joûr, Monſieur le Corbeau,
Que vous êtes joli! que vous me ſemblez beau!
Sans mentir ſi vôtre ramage
Se rapporte à vôtre plumage,
Vous êtes le Phoenix des hôtes de ce bois.

Die Sitten ſeiner Zeit ließen es nicht zu, daß er ſich ſo manierlich ausdrücken konnte. Indeſſen muß dieſe Stelle vor vierhundert Jahren eben ſo artig und munter geklungen haben, als des La Fontaine ſeine zu unſern Zeiten klingt. Damit man den Werth dieſes alten Autors deſto beſſer erkenne: ſo will ich eben die Fabel von dem Raben aus dem Melander herſetzen, welcher 1712 eine Mythologiam Paraeneticam, das iſt, die Fabeln Phädri in deutſchen Verſen, zu Eiſenberg herausgegeben hat. Er läßt ſich folgendermaßen gar annehmlich und deutlich vernehmen:

Als ein gewiſſer Raab den Käß vom Fenſter ſtahl,
Und aß deſſelben gern auf hohem Baum zum Mahl,
So ſahe den der Fuchs, und fieng ſo an zu reden:
O Raab! wie haſt du doch ſo ſchöne Feder-Weden!
Wie herrlich ſteht dir doch der Leibes-Zierrath an!
Kein Vogel, wenn du ſängſt, gieng dir im Rang voran.
Allein da ſich der Narr zu ſeiner Stimme ſchicket,
Verliehrt er ſeinen Käß, den gleich der Fuchs entrücket,
Und reiſſet ihn mit Liſt ſo fein begierig hin.
Da wurde erſt der Raab der Liſt des Fuchſes in.
Und alſo wurde er zum Seufzen erſt bewogen,
Daß ihn der ſchlaue Fuchs ſo ſchändlich hat betrogen,
Damit wird angezeigt, was Sinn und Wiz vermag,
Und Klugheit halte ſtets der Tapferkeit die Wag.

Sollte man nicht denken, wenn man von der kraftloſen Art zu erzählen auf die Zeit ſchließen wollte, in welcher Melander gelebet; ſollte man, ſage ich, nicht denken, daß er noch einige Jahrhunderte vor unſerm Ungenannten ſein Werkchen verfertiget haben müßte? Um die Weitläuftigkeit zu vermeiden; ſo will ich nur noch ein kurzes Exempel aus unſerm Alten anführen. Ich muß übrigens erinnern, daß man bey ihm nicht lauter äſopiſche Fabeln, ſondern auch Erzählungen antrifft; zum Exempel, die Geſchichte der Matrone zu Epheſus, welche die Herren Verfaſſer der ſchweizeriſchen geiſtvollen Schriften in ihr ſiebentes Stück eingerücket haben; die Erzählung von dem Fieber und dem Flohe; von dem Vater, dem Sohne und dem Eſel, und andere mehr, in welchen man die Spuren eines guten Geſchmacks mit Vergnügen bemerket.

Das letzte Exempel ſey die Fabel von dem Wolfe und der Geiß.

Ein Geiſz wolt uff ein weide gon,
Da lieſz ſie in dem ſtalle ſton
Ein junge geiſz, Ir tochterlin;
Zu ir ſprach ſie, loſz nyeman in,
Du ſolt die ture beſloſſen lon;
Haruſz ſolt du nit gon,
Blip darinn, das iſt dir güt,
So biſt du vor dem Wolff behüt.
Da die geiſz beſloſſen wart,
Vil ſchier ein Wolff kam uff die fart.
Er gieng zu dem ſtall drugenlich, *)
Und geborte ſich glich
Der alten geiſz in valſchheit,
An ſtyme, an wandel, und ſeit **)
Der jungen geiſz: loſz mich in,
Min trut liebes tochterlin!
Sie ſprach, wer biſtu ſtant davor?
Ich ton nit uff des ſtalles tor.
Min mutter hat verboten mir,
Das Ich nit uſz hin kome zu dir.
Ich kenne dich wol, die ſtym iſt falſch.
Dich hilffent weder tutſch, noch welſch.
Du komeſt nit herin, ſomer got! ***).
Ich wil halten das gebot,

---

*) betrüglich.

**) ſagt.

***) Somer got, oder ſommer got, iſt eine Betheurung, die ſo viel heißt, als: Bey Gott! So wahr mir Gott helfe!

Das mir gebot min mütterlin,
Das Ich nyeman ſolt loſſen in.
Du biſt ein wolff, das ſihe ich wol,
Wann du biſt aller ſchalkheit vol.
Ach herrgott, wie viel der iſt
Uff erden, die denſelben liſt
Erzöigent mit ſuſſes honiges wort,
Und iſt ſchande, ſchade und mort
In ir hertze alle begraben etc.

Unter die Fabeldichter, die gegen das vierzehnte Jahrhundert gelebet haben, zählen wir auch den Hugo von Trymberg, einen Schulmann zu Babenberg. Er hat ein moraliſches Buch in Verſen geſchrieben, welches er den Renner nennet, und von welchem er ſaget:

In Schwaben, in Döringen und Franken,
Da ſollen teutſche Leute mir danken,
Das ich viel fremder Lere in han
In Teutſcher Zungen kundt gethan,
Die manch jar vor und dan noch heuer
In Teutſcher Sprache waren deuwer.

In dieſem Buche ſind verſchiedene, theils äſopiſche, theils andere Fabeln enthalten; und wer weis, ob nicht einige darunter von ſeiner eigenen Erfindung ſind. Man kann von ſeiner Schreibart mit keiner Zuverläßigkeit urtheilen, weil derjenige, der ihn 1549 zu Frankfurt am Mayn in Folio herausgegeben hat, ſo beſorgt geweſen iſt, und die ſchwäbiſche Mundart des Trymbergs nach der Sprache des ſechzehnten Jahrhunderts verbeſſert, oder deutlicher zu reden, verderbet hat. Wer Exempel von dieſer unzeitigen Sorgfalt ſehen will, darf nur den Morhof, von der deutſchen Sprache und Poeſie, auf der 352. S.

nachleſen. Es ſcheint wirklich, daß Trymberg die Sprache nicht ſo in der Gewalt gehabt hat, als der ungenannte Fabeldichter. Die Urſache mag wohl dieſe ſeyn, daß er ſich als ein Schulmann, mehr auf das Latein geleget hatte, wie er ſaget:

Und wiſet, das ich wohl dreißig jar
Meinen Sinn hatte auf Latein ſo gar
Geleit, das mir die Teutſchen Reimen
= = = = = =
So gar waren unbekannt
Als ob ich führe in frembde Land
Und wölte eine Sprache lernen da.

Wie glücklich ſind wir in unſern Zeiten, daß wir dieſe Entſchuldigung nicht mehr nöthig haben! Unſere größten Gelehrten halten es für eine Ehre, ſowohl in der einen als in der andern Sprache zugleich ſchön zu ſchreiben, und dem Exempel des Cicero zu folgen, der bey ſeiner Geſchicklichkeit in der griechiſchen Sprache auch in ſeiner Mutterſprache vortrefflich ſchrieb.

Wenn nichts an unſerm Trymberg zu loben wäre: ſo verdiente er doch wegen der edlen Freyheit, mit welcher er die Laſter ſeiner Zeiten angreift, eine beſondere Hochachtung. Er fürchtet ſich vor dem geiſtlichen und obrigkeitlichen Stande ſo wenig, daß er beiden die Wahrheit ganz unerſchrocken ſaget. Er folget hierinne dem Beyſpiele des beherzten Freydanks, welchen er ſehr oft mit großer Hochachtung anführet. Die Satyre hat auch viel zu enge Grenzen, wenn ſie ſich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beſchäfftigen ſoll. Die Thorheiten der Großen machen beredter, als die Narrheiten der Niedrigen. Und man wird allemal finden, daß in dem Lande, wo die meiſte Freyheit herrſchet, auch die beſten und kräftigſten Satyren angetroffen werden. Den poetiſchen Geiſt des Herrn Trymbergs mag ich eben nicht loben. Er hat geſunde und gute Lehrſprüche; aber hohe Gedanken und lebhafte Auszierungen wird man freylich nicht oft in ſeinen Gedichten finden. Wir betrachten ihn indeſſen itzt nicht als einen erhabnen Dichter, ſondern als einen Fabelſchreiber. Doch auch in dieſer Betrachtung dürfte er wohl etliche Stufen unter dem Ungenannten zu ſtehen kommen. Ich will eine Probe von ſeiner Art zu erzählen herſetzen.

Von zweyen Mülen.

Ein Müle mit eym rädelein
Bey einem kleinen dörffelein
Hatte vor zeitten ein armer mann
Das waſſer dem rädelein entrann
Und nicht hatte ſeinen ſollen ſchwang,
Mit jammer es umbgieng und ſangk
Als ihm des waſſers not gebot:
Hilf Herre Gott, Hilf Herre Gott.
Nun war dabey ein dorff ſehr groß
Bey dem ein krefftig Waſſer floß
Das trieb zwey räder felligliche
Sie ſchnopten mit eynander gliche:
Hilff oder laß, Hilff oder laß,
Die Erde ſey trucken, oder naß,
So hant wir genug tag und nacht
Uns wird ſo mancher Sack herbracht.

Dieſe mülen mögent uns wol bedeuten
Auf erden reich, und arme leute.
Unſern Herren ruffent die armen an. ꝛc.

In dem ſechzehnten Jahrhunderte hat ſich Burkard Waldis um die Fabel verdient zu machen geſucht, und vierhundert an der Zahl in Verſe gebracht, welche zu Frankfurt am Mayn 1548 in 8tav im Drucke erſchienen ſind. Morhof gedenkt ſeiner, in der deutſchen Poeterey der mittlern Zeit, mit keinem Worte; und es ſcheint daher, daß er ihn für ſehr ſchlecht muß gehalten haben. Es iſt freylich leider bekannt, daß die deutſche Poeſie nach den glücklichen Zeiten der Kayſer aus dem ſchwäbiſchen Hauſe ein ſehr ſchlechtes Anſehen bekommen, da ſie durch die Unruhen des Krieges aus den Händen der Großen in die Hände des Pöbels gerathen, und endlich ein Zeitvertreib der ungehirnten Meiſterſänger geworden. Allein ſo ſchlecht ſie auch in dem ſechzehnten Jahrhunderte ausgeſehen hat, wenn man Sebaſtian Brands und Johann Fiſcharts Arbeiten ausnimmt, von deren Stärke in der Dichtkunſt die Herren Verfaſſer der ſchweizeriſchen kritiſchen Schriften in dem ſiebenteu Stücke gehandelt haben: ſo glaube ich doch, daß man unſerm Waldis zu viel thut, wenn man ihn etwan mit Hanns Sachſen in eine Reihe ſetzen wollte. Er weis die weitläuftige und oft müßige Art zu erzählen, die man ihm mit Rechte vorwerfen kann, doch oft durch muntere Einfälle und lebhafte Beſchreibungen wieder gut zu machen. Und er iſt mehr zu bedauren, daß er nicht zu einer beſſern Zeit gelebet hat, als daß er den Schimpf ſeiner Zeit und ſeiner verſtümmelten Sprache entgelten ſollte. Vielleicht werden einige Exempel von ſeiner Arbeit ſeinen Charakter beſſer beſtimmen, als ich. Die Fabel vom Pferde und Eſel lautet alſo:

Einsmals ein Pferdt geſunden ſtund
Und het ein ſchönen Zaum im Mundt

Der war mit güldnen Buckeln beſchlagen
Auff ſeinem Rücken thet es tragen
Ein blancken Sattel ſchön gezierd,
Ein Roßdecken mit Gold durchſchniert
Es riß den Zügel bald entzwey
Und lieff hinweg mit groſſem Geſchrey,
Da kam ein Eſel on gefehr
Mit ſeiner Laſt langſam daher,
Das Pferd fraß das Gebiß mit ſchaum
Sah zorniglich und ſprach, gib raum
Wer hat dich ſolche mores gelert
Das du nicht weichſt eim ſolchen Pferdt?
Geh weg, gib raum, oder wil dich ſchlagen
Das dich jr ſechs von hinnen tragen.
Der Eſel erſchrack von dem ſchnurren
Gab raum und durfft auch nit einſt murren.
Das Pferd lieff was es leibes mocht
Zu letſt ſichs on gefehr verrücht
Der wardt ſein Herr von ſtundt gewar
Nam jm die ſchöne Rüſtung gar
Verkaufts dem Fuhrmann in den Karren
Der weit damit hinweg fahren,
Das ſahe der Eſel lieff baldt zu
Sprach, grüß dich freundt, wie ſiheſt nu?
Wo iſt das Gülden und Seiden zier
Der ſehe ich jetzund keines an dir?
So lieber Freundt, ſo gehts auf Erden
So muß hoffart geſtraffet werden.

Von einer Frauwen,

die ihren ſterbenden Mann beweinet.

Es war einmal ein junges Weib
Gar wohl gethan und ſchön von Leib,

Dieſelb hett auch ein jungen Mann
  Den kam ein elend Kranckheit an,
Das er ſich legen muſt zu Bett
  Die Kranckheit in faſt engſten thet,
Das er auch mit dem Todte facht,
  Den hett die Frauw in guter acht.
Betrübt ſich deß ſo mechtig ſehr
  Das ſie auch kaum kundt reden mehr,
Da ſprach jr Vatter, Tochter mein,
  Bitt, wölleſt nit ſo traurig ſein,
Würd dir jetzt ſchon der Mann abſterben
  Ich wolt dir vmb ein andern werben
Ich weiß auch das derſelb für allen
  Dir baß denn dieſer ſollt gefallen,
Vnd dich wol bald alſo gewehnen.
  Das dich nicht darffſt nach dieſem ſehnen,
Darab erzürnt die junge Frauw
  Vnd ſprach zum Vatter auf mein trauw,
Jr ſeht ich bin betrübtes herzen
  Dennoch vermehrt jr mir den ſchmerzen,
Das jr mir ſagt vom andern Man
  Das wort ich zwar nicht hören kan
Das aus meines krancken Mannes lieb
  Ich mich gar herzlich ſehr betrüb,
Bald thet derſelbig Mann verſcheiden
  Darab der Frauwen herzlich leiden
Mit Traurigkeit ward ſehr vermehrt,
  Wie uns die folgende that lehrt,
Mit weinen ſie den Mann beklagt
  Daneben auch iren Vatter fragt,
Vnd ſprach, ich bitt, mir ſagen wöllen
  Wie iſts umb den jungen Geſellen
Von dem jr heut geſaget hat.
  Iſt er auch hie in dieſer dieſer Statt?

Ihr ſeht wo mich der Schuh ietzt drückt,
Ob ich meines leidts möcht werden erqvickt,
Hie mag man ſehen wie die Frauwen
Ir Männer meynen mit all trauwen
Bey dem ſie zwanzig Jar geſeſſen
Könntens in einer ſtund vergeſſen
Doch wiſſens viel davon zu waſchen,
Iſt gleich als wenn einr kaufft ein Taſchen;
Vnd braucht ſie lang bis ſie wird alt
Vnd im ohn all gefahr entfalt
Geht hin zum Krämer kaufft ein neuw
So iſts auch um der Frauwen reum.

Ich übergehe hier verſchiedene Fabelbücher, als den **Reinecke Fuchs** des **Herrn von Alkmars**, **Georg Rollenhagens Froſchmäusler**, und den **Mücken- und Ameiſenkrieg**, weil ſie alle drey nicht ſowohl unter die äſopiſchen Fabeln, als unter die ſcherzhaften Heldengedichte gehören; in welcher Art ſie, der harten und rauhen Verſe ungeachtet, doch ihren Werth haben. Der Ueberſetzer des Mückenkriegs iſt nicht bekannt. Das Original iſt von einem, der ſich Cocalium genannt hat, in makaroniſchen, oder halb lateiniſchen und halb welſchen Verſen, aufgeſetzet, wie die deutſche Vorrede ſaget:

Dieſer Krieg iſt vor vielen Jahren
Anfangs von eim beſchrieben wern
Der ſich genannt Cocalium,
Mit einer art der Carminum,
Darinn er vermiſcht Welich mit Latein
Wie dieſer Verß bey vns mag ſeyn:

Hei mihi Straſsburgum quod non queo ſchavvere turnum,
Cumque bonis quod non poſſum zechare Geſellis.

Ich will aus dem erſten Buche eine kurze Stelle anführen, wenn man etwan die Versart dieſes Heldengedichts kennen lernen will. Nachdem ſich der **Bremen** König **Scannacaballa** in der größten Eil auf ſeinem Roſſe, einem Käfer, zu ſeinem Herrn Schwager **Sanguileo**, dem Könige der Mücken, begeben, der unlängſt eine große Niederlage erlitten hatte: ſo beſchließt er ſeine lange Anrede alſo:

= = Ich ſchwer bey meiner Kron,
Ja bey deß großen Jovis Thron,
Daß ich alßbald ohn lenger ziel
Der Mücken todt jezt rechen wil.
Wil drey mal hundert tauſend man
Allhier bringen auf dieſen Plan,
Der allerbeſten Bremen mein,
So ſie in meinen Lande ſeyn,
Kriegshelden aller eren wert,
Eins teils zu Fuß, eins teils zu Pferd
Einen ſo wohl gerüſten Zeug
Dem nie kein Heer auf Erd war gleich.

Es giebt noch drey andere alte Fabelbücher, die **loſen Füchſe dieſer Welt**, den **Eſelkönig**, und den **Gänſekönig**, welche aber auch im eigentlichen Verſtande nicht zu den äſopiſchen Fabeln gerechnet werden können. Die loſen Füchſe dieſer Welt ſind nicht ſowohl Fabeln als Sinnbilder, in welchen die Füchſe unter allerhand Geſtalten und Trachten mit einer Beyſchrift aus der Bibel vorgeſtellet werden, welche die Erklärung des Bildes ſeyn ſoll. Es mag nun Sebaſtian Brand, oder wer da will, der Verfaſſer dieſes Buches geweſen ſeyn: ſo bringt es ihm, nach meiner Meynung, nicht viel Ehre. Man ſieht darinnen wohl ein gutes Herz, aber wenig Witz, und in der ganzen Anlage wenig Ueberlegung. Wenn dem Vorredner zu der Dresdner Ausgabe von 1585 zu trauen iſt: ſo wäre es ſchon im Jahre 1495 in brabandiſcher Sprache im Drucke erſchienen, und alſo älter, als der Reinecke Fuchs, weil wir von dieſem keine ältere Ausgabe haben, als die Lübeckiſche von 1498 in Octav. Wenn dieſe Nachricht ihre Richtigkeit hätte: ſo könnte Doctor Luther, wie einige geglaubet, dieſes Buch nicht verfertiget haben. Daß aber Doctor Luther ein großer Freund von Fabeln geweſen, ſieht man daraus, weil er die äſopiſchen hat reinigen und überſetzen wollen, auch wirklich ſechzehn Stücke überſetzet, und eine ſehr ſchöne Vorrede von dem Nutzen der äſopiſchen Fabeln dazu verfertiget hat. Seine kurzen und körnichten Ueberſetzungen leſen ſich mit Luſt. Man findet ſie in dem neunten Theile ſeiner deutſchen Werke, und auch in denen hundert Fabeln Aeſopi, welche Nathan Chyträus, ein Profeſſor zu Roſtock, 1571 in Octav herausgegeben hat. In eben dieſer Ausgabe finden ſich vier Fabeln, welche Doctor Matheſius, Luthers guter Freund, gemacht haben ſoll. Ich will Eine davon hier einrücken. „Ein alter Hirtenhund, der ſeines Herrn „vihe trewlich bewachte, gehet zu Abend ein. „Den pelfern die Polſterhündlein auf der gaſſen „ahn. Er trabt für ſich, und ſicht ſich nicht umb. „Wie er fürn Kuttelhoff kompt, fragt ihn ein „fleiſchershund, wie er dis gepelffer leiden könne, „und warum er nicht einen beim kamm neme. „Nein, ſaget der Hirtenhund, es zwacket und „beiſſet mich keiner, ich muß meine Zeen zun Wölfen haben.

„Ach wer bisweilen verhören könnte, und verantwortet nicht alles, und lies St. Petrus und Rolands ſchwert in der ſcheiden ſtecken, der blieb lang ungebiſſen und vertrüg viel ſachen.“

Eben dieſer Matheſius erzählet in ſeiner Predigt über Jothams Fabel, eine Fabel vom Philipp Melanchthon, die er im Wieſenthale über Tiſche vorgebracht hatte, da man von dem Undanke der Welt geſprochen. Sie iſt etwas lang, und vielleicht hat ſie Melanchthon auch kürzer und anmuthiger erzählet, als ſie uns Matheſius aufbehalten hat. Indeſſen verdienet ſie doch, geleſen zu werden, da ſie von einem ſo großen Manne kommt, geſetzt, daß auch die Erfindung nicht ganz ſeine wäre.

Der Welt Dank.

Eine große Schlang verfiel ſich in einer Höle, und ſchrie jämmerlich. Ein Bawr kompt zum Loch, fragt, was da ſey, ſie bitt, er wölle jr heraus helfen. Traun nein, ſagt der man, an böſen Thieren iſt nichts gutes zu verdienen, ich ſölte wol ein Schlang in meinem Buſen aufziehen. Die Schlang helt an und verſpricht dem Bawren, ſie wölle jm bey irem Gott, der einmal durch ſie geredet, den beſten lohn liefern, ſo die Welt zu geben pflegt. Gifft, gab, und groſſe verheiſſung bethoren auch die weiſen. Der Bawr hilfft dem böſen und liſtigen Wurm heraus, daran wil ſie jn zu lohne freſſen. Hab ich das umb dich verdienet? iſt das deiner zuſag gemeß? ſagt der Bawr. Ich bin zweyzüngig, ſagt die Schlang, die welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bitt, der bringt jn gemeiniglich wieder daran. Wie der Bawr in engſten ſtehet, ſagt die Schlang, da du mir nicht glauben wilſt, ſo wöllen wirs auf die nechſten zwey ſetzen, die vns begegnen, was die in dieſer ſachen ſprechen, das ſoll vns beyden, wohl vnd wehe thun. Bald kompt ein altes pferd, dem legen ſie die ſache für, der Scheidman ſpricht: Jch habe meinem Kerner funfzig jar gedienet, morgen wil er mich dem Schelmſchinder geben, die welt lohnet nicht anders. Desgleichen ſpricht der alte Hund, auf den ſie auch compromittirn, ich hab zehn jar tag und nacht meinem junkern jagen und viel Füchs und Haſen fangen helffen, jetzt hat er ſeinem Weidman befohlen, er ſol mich an eine Weide henken, das iſt der Welt Lohn. Dem Bawrn wird bang zu muet, indem trabt ein Füchslein daher, dem legt der Bawr ſein ſach auch für, und verheiſt jm all ſeine Hüner, er ſoll jm von dem böſen Wurm helffen. Der Fuchs unterwindet ſich des Handels, beredt die Schlang, ſie wölle jm die Höle zeigen, und was jr gefahr und des Bawrn dienſt geweſen ſey. Man kompt zum loch, der Fuchs fert ein, die Schlang hernach, und zeigt jm alle Gelegenheit. Jnn des wiſchet der Fuchs heraus, und ehe ſich die Schlang umwendet, weltzet der Bawr aufs Fuchſen abred, wider eine groſſe wand für. Wie der Bawr erledigt, fordert der Fuchs, er ſol jm aufn abend das Hünerhaus offen laſſen. Der Bawr kompt heim, thut ſeinem weib relation, und was er dem Fuchs für ſeine Procuratorey ſey anheiſchig worden. Die Bewrin ſagt: Hüner und Genſe ſein jr, er hab nichts zu vergeben. Der Bawr wil ſein Wort nachkommen, leſt dem Fuchs das Hünerloch offen. Wie es die Fraw gewar wird, wartet ſie mit jrem

Schiermeiſter die nacht auf den Fuchs, vnd als er bona fiducia geſchlichen kompt, verrennen ſie jm das loch, vnd blewen auf jn zu, bis ſie jn ergreiffen. Ach, ſagt der Fuchs, iſt denn das recht, und der welt höchſter lohn, für die größte wohlthat, ſo beſtettig ichs heut, armer ſchalck, dis welt recht mit meinem leben und balg.

Freilich geht es auf erden nicht anders zu, wer der welt dienet, der verleuret nicht allein ſein wohlthat, ſondern kriegt mit der Zeit Teufels danck zu lohn. Doch muß es endtlich alles bezahlet werden, darumb vmb der welt lohn und danckes willen nichts angefangen, vmb jres vndanckes und vntrew willen nichts unterlaßen.

Nunmehr komme ich auf zween proſaiſche Fabeldichter, die ſich von andern darinnen unterſcheiden, daß ſie nicht als Ueberſetzer, ſondern als Erfinder, das Reich der Fabeln haben erweitern wollen. Der erſte iſt **Georg Philipp Harsdörfer**, ein Rathsherr zu Nürnberg, und Mitglied der hochlöbl. Fruchtbringenden Geſellſchaft, der bis in die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts gelebet hat. Er hat außer ſeinen Frauenzimmer-Geſprächſpielen und verſchiedenen andern Schriften, geiſtliche und weltliche Lehrgedichte, unter dem Titel, **Nathan und Jotham**, 1650 zu Nürnberg in Octav herausgegeben. Dieſe Lehrgedichte, „welche er zu „ſinnreicher Ausbildung der wahren Gottſeligkeit, „wie auch aller löblichen Sitten und Tugenden ver„fertiget,“ beſtehen in hundert und funfzig geiſtlichen und eben ſo viel weltlichen Erzählungen. Wenn man dieſe Lehrgedichte kurz charakteriſiren will: ſo darf man nur den Namen darüber ſetzen, den Harsdörfer in der Fruchtbringenden Geſellſchaft geführet hat. Er hieß der Spielende; und dieſen Namen hat er in ſeinen Lehrgedichten vollkommen behauptet. Sie laufen meiſtens auf eine froſtige Anſpielung oder gezwungene Allegorie, und nicht ſelten auf ein Wortſpiel hinaus. Doch würde man ihm zu viel thun, wenn man glauben wollte, daß unter dreyhundert Erfindungen nicht auch etliche gute wären. Ich will eine ſchlechte und eine etwas beſſere herſetzen. Die erſte heißt die Armuth. Ich will denjenigen loben, der Wachend etwas ſo ſinnreiches nachahmen kann.

Die Armuth.

Es hat ſich ein Peſtilentziſcher Lufft (die Armuth) von den Leichnamen der erſchlagenen in dem Krieg, erhaben, etliche Häuſer und Stättlein angeſtecket, und ſo bald er in ein Haus getroffen, das Zinn und Kupfer, das Geld aus der Kiſten, und aus dem Beutel geblaſen, viel ſind von einer Statt in die andere geflohen, viel ſind über Meer entwichen, aus der andern Welte eine Artzney wider dieſen gifftigen Lufft zu holen. So viel aber mit dem Goldmetall beladen wiederkommen, ſo viel und mehr ſind unterwegs erſoffen. Weil nun dieſe Peſtin ſehr überhand genommen, hat man um Rath gefragt, wie der Sache Hülfe zu ſchaffen? Dafür hat ſich in der Apothecken der Hoffnung eine Artzney gefunden, welche von dem Manna des Gebeths und von der Eberwurtz unverdroſſener Arbeit gemachet worden. So viel ihrer dieſe Artzney mit vielen faſten und wachen gebrauchet, ſind alle geneſen, und hat ſolche den Gifft von den Herzen getrieben, daß er ihnen nicht ſchaden können. Dieſes Mittel iſt durch einen

Wiederhall oder Echo erfunden worden, indem einer gerufen:

ARO,

hat der Wiederruff geantwortet:

ORA.

Es haben ſich aber nicht wenig gefunden, ſo dieſe Arzeney nicht gebrauchen, und lieber in der Faulſucht ihr Leben enden, daß ſie theils ein Hauffen Kleide angethan, bevor ſie erkranckt.

Tugend und Laſter.

Es wohnten in einem Hauſe vier fromme Weibsperſonen, welche ſich zu gleicher Zeit ſchwanger, und ſehr übel befanden. Als nun die Geburtsſtunde herbey kame, brachten ſie auf Einen Tag vier ſehr abſcheuliche Kinder, nemlich zween Söhne und zwo Töchter auf die Welt. Die Wahrheit, welches die älteſte und ſchönſte unter beſagten Frauen ware, gebore den Haß, ein ungeſtaltes Kind mit ſchehlen Augen und ſpitzigen Klauen. Die Glückſeligkeit, ein junges und freches Weib, brachte an das Licht den Stolz, eine Mißgeburt mit zweyen Köpfen, einem Leib und Schwanz gleich einer abſcheulichen Schlangen, mit Baſilißken Flügeln ꝛc. Die Sicherheit gebore eine Tochter, die nennte ſie die Gefahr, die wollte klettern wie eine Katz, und hatte doch keine Klauen ſich anzuhalten. Viertens erledigte ſich die Vertreulichkeit einer Tochter, die nennte man die Verachtung. Wie nun die Eltern gute Freundſchaft flogen, alſo wollten ſie ſolche bey ihren Kindern erblich machen, und heyrathet der Herr Haß, die Fräulein Gefahr, und der Herr Stolz, das Fräulein Verachtung.

Der andere von den Fabeldichtern aus dem verfloſſenen Jahrhunderte iſt **Juſtus Gottfried Rabener**, ein gelehrter Mann, der als Rector der Fürſtenſchule zu Meiſſen 1699 geſtorben iſt. Seine Fabeln, die unter dem Titel, **Nützliche Lehrgedichte**, 1691 zu Dresden in Octav herausgekommen, ſind zu der Abſicht, in welcher er ſie für die Jugend aufgeſetzet hat, ſehr dienlich geweſen. Er ſcheint freylich den Fußtapfen des Herrn Harsdörfer zuweilen gefolget zu ſeyn, indeſſen iſt es ihm weit beſſer geglückt, als jenem. Seine hundert Fabeln zeigen von einer fruchtbaren Erfindungskraft. Und wenn dieſer wackere Mann nicht in dem ſchematiſchen Weltalter gelebet hätte, wo man recht tapfer allegoriſiren mußte, wenn man witzig ſeyn wollte; wenn er ſich ferner des **Johann Valentin Andreä** lateiniſche Apologen nicht zu Muſtern genommen hätte, welche zu Straßburg unter dem Titel, Mythologia Chriſtiana, 1619 herausgekommen, und nichts weniger, als gute Fabeln oder Erzählungen ſind: ſo würden ſeine Erfindungen nebſt ſeiner Schreibart weit größere Vorzüge haben. Nach meinen Gedanken verdienten es ſeine Fabeln, daß man ſie von den Fehlern ihrer Zeit reinigte, und ſie auf eine geringere Anzahl ſetzte. Etliche Blätter voller äſopiſchen Witzes, den ein kurzer und muntrer Vortrag belebet, ſtiften bey der Jugend und bey tauſend Erwachſenen vielleicht mehr Nutzen, als große Werke, worinnen man die Moral gründlich ausdehnet, mit einer tiefſinnigen Miene ſeicht, und mit einem ſyſtematiſchen Geſchreye trocken abhandelt. Weil das Buch des Herrn Rabeners auch nicht in Vieler Händen iſt: ſo will ich ein Paar Proben von ſeinen Fabeln geben.

Ein leichtfertiger Bube wollte einmahls in heiſſen Sommer-Tagen in dem Strome baden nebenſt andern muthwilligen Knaben, wagete ſich aber zu weit in den Strom, und wurde von demſelben in eine gefährliche Tiefe geführet, in welcher er auch ſchon unterzuſincken anfieng. Als aber die andern Knaben hierüber heftig anfiengen zu ſchreyen, lief ein ehrlicher Mann aus Mitleiden zu, ſprang mit großer Gefahr in das Waſſer, erhaſchte den ſchon ertrinckenden bey den Haaren, und brachte ihn alſo mit großer Mühe aufs trockene. An ſtatt aber, daß der undanckbare Vogel die Wohlthat erkennen, und ſich dafür hätte bedanken ſollen, läſterte er den ehrlichen Mann, und warf mit Steinen nach ihm, daß er ihn geraufft hätte. Alſo gehet es auch treuen Predigern und Lehrmeiſtern, welche man mehrentheils mit Undanck und Schelt-Worten lohnet, wenn ſie ihre Zuhörer aus denen vielen gefährlichen Laſtern heben, und mit großer Mühe heraus reiſſen.

Spectrum Manſvetudinis.

Es rühmte ein Hund ſeine Sanfftmuth gegen die andern, und vermahnete ſie, das ſie ins künftige nicht mehr die unſchuldigen fürüber gehenden Leute anfallen ſollten. Dieſe verwunderten ſich über ſeine ungewöhnliche Frömmigkeit, als welche wohl wuſten, daß er für deſſen die Wanders-Leute bis zum Dorffe hinaus verfolget hätte. Als ſie aber genau auf ſein Maul Achtung gaben, nahmen ſie gewahr, daß ihm ſeine fördern Zähne alle mit einem Steine ausgeworffen worden. Solches wird erzählet wider dieſelben Heuchler, welche viel von ihrer Frömmigkeit und Sanfftmuth rühmen, wenn es ihnen an Kräfften und Gelegenheit fehlet den Leuten zu ſchaden, wiewohl es ihnen an dem böſen Willen nicht mangelt; vor ſolchen aber muß man ſich mehr, als für den Kläffern hüten.

Dieſes mag von etlichen deutſchen Fabeln genug ſeyn. Ich weis nicht, ob ich allen Leſern mit dieſer Nachricht einen ſo gar großen Dienſt gethan haben werde. Viele würden es vielleicht lieber geſehen haben, wenn ich von den Fabeln der neuern geredet, und ſie, nachdem ſie es gewünſchet, entweder recht unverſchämt gelobet, oder recht kunſtmäßig herunter gemachet hätte; aber zu beiden habe ich weder einen Beruf, noch die gehörige Geſchicklichkeit und Verwegenheit. Vielen würde es lieber geweſen ſeyn, wenn ich einige poetiſche Ueberbleibſel von einer uralten griechiſchen oder lateiniſchen Fabel hätte auftreiben, und ſie mit einem hiſtoriſch-philologiſch-kritiſchen Commentariolo von ſechs oder zwölf Bogen verſehen können. Zum Exempel, wenn ich die Grenzen der Gelehrſamkeit mit einigen wieder hergeſtellten Verſen aus einer Fabel des Ennius hätte erweitern können, die, wie Gellius berichtet, von der Heidelerche (caſſita) handelte, und in verſibus quadratis geſchrieben war. Doch an Statt, daß einige deswegen Urſache haben ſollten, auf mich zu zürnen: ſo ſollten ſie mir vielmehr danken, daß ich ihnen nicht eine Materie weggenommen habe, bey der ſie ihre Gelehrſamkeit ohne Pralerey zeigen können. Vielen würde es vielleicht lieber geweſen ſeyn, wenn ich eine Abhandlung von der Fabel, von ihren Fehlern und Schönheiten, an dieſer Stelle angebracht hätte. Allein da Herr la Motte vor ſeinen Fabeln, Herr Breitinger in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt, Herr Bodmer in der Vorrede zu dem halben Hundert neuer Fabeln, und andere gelehrte Männer mehr bey uns dieſe Arbeit ſchon über ſich genommen haben: ſo wird man die meinige ſehr gut entbehren, und dafür dieſe Nachricht von einigen alten Fabeln leſen, oder überblättern können.

Von meinen Fabeln, die ich dem Leſer überliefere, weis ich nichts weiter zu ſagen, als daß ich erwarte, ob ſie das Glück haben werden, den Kennern zu gefallen, oder das Unglück, ihnen zu mißfallen. Das erſte wird die gröſte Belohnung ſeyn, die ich mir für meine Bemühung nur wünſchen kann; das andre die gröſte Strafe, die mir niemals die Verwegenheit wieder in den Sinn kommen laſſen wird, die Welt durch Fabeln zu lehren, oder zu vergnügen. Leipzig, im Märzmonate, 1746.

Vorrede

zum zweyten Theile der Fabeln und Erzählungen der erſten Ausgabe.

Meine Fabeln und Erzählungen, die ich vor zwey Jahren heraus gegeben, ſind ſo glücklich geweſen, den Beyfall der Kenner zu erhalten. Dieſes Glück vergnügt mich unendlich; und ich weis nicht dankbarer dafür zu ſeyn, als daß ich dieſes offenherzig geſtehe. Man muß das ſtolze Verlangen, den Vernünftigen zu gefallen, recht unruhig fühlen; man muß oft in Furcht geweſen ſeyn, dieſe Ehre nicht zu verdienen; man muß ſich aller der Bemühungen bewußt ſeyn, durch die man ſeinen Schriften das Leben gegeben, aller der Aenderungen und Verbeſſerungen, die uns oft mehr Arbeit gekoſtet, als das Ganze ſelbſt, aller der Stellen und Einfälle, die man aus Furcht, ſie möchten für die Welt nicht ſchön genug ſeyn, mit widerſtehenden Händen weggeſtrichen hat: kurz, man muß ſelbſt ein Autor ſeyn, wenn man wiſſen will, was ein kluger Beyfall für eine unſchätzbare Belohnung, ja was dem Poeten ſchon eine zufriedne Miene, mit der ſich ein vernünftiges Frauenzimmer bey dieſer oder jener Stelle im Leſen glücklich aufhält, für ein Lobſpruch und für ein vollſtändiger Beweis iſt, daß er die Natur nicht verfehlet, und bey ſeiner Munterkeit die Ruhe des Wohlſtandes und der Ehrbarkeit nicht geſtöret hat. Ich fühle es, indem ich dieſes ſchreibe, daß ich mich ſelber lobe, und ich habe kaum Gewalt genug über mich, meine Eitelkeit zu bereuen.

So ſchmeichelhaft indeſſen dieſes Glück iſt: ſo iſt es doch um deſto gefährlicher, ie leichter man ſich ſeiner unwerth machen kann, wenn man es gar zu eifrig ſucht. Werde ich das, was ich durch den erſten Theil der Fabeln und Erzählungen gewonnen habe, auch durch den zweyten behaupten können? Wird die Welt eben ſo von dieſem neuen Verſuche urtheilen, als von dem erſten? oder würde es vortheilhafter für mich ſeyn, wenn er gar nicht zum Vorſcheine gekommen wäre? Man halte dieſes nicht für eine ſtolze Demuth; allein man ſchließe auch aus meiner Furchtſamkeit nicht auf ein böſes Gewiſſen. Ich habe eben den Fleiß auf meine neuen Fabeln gewandt, den mich die erſten gekoſtet haben; und man wird ſelten nachläſſig arbeiten, wenn man genug Ehrerbietung für die Welt hat. Allein der Fleiß und die Behutſamkeit thun bey den Schriften des Witzes nicht alles. Es gehört, wenn man in der Sphäre dichtet, in die ich mich gewagt habe, vor allem andern ein gewiſſes Glück dazu, um auf gute Erfindungen zu kommen. Dieſes Glück iſt uns oft entweder nur gewiſſe Jahre, oder nur zu gewiſſen Augenblicken geneigt. Glückt es uns mit den Erfindungen: ſo verläßt uns doch zuweilen der Geiſt der Lebhaftigkeit, ich weis nicht warum, wenn wir ſie ausführen, und ihnen den unſchuldigen Schmuck anlegen wollen, den gewiſſe Theile zu verlangen ſcheinen. Bald verſchlafen wir mitten in der Arbeit die Gelegenheiten zu guten Einfällen und Zierrathen, und bald ſuchen wir ſie gar zu mühſam auf. Bald können wir die natürliche, ungeſchmückte und doch gefällige Sprache der Erzählung nicht finden, ſo ſehr wir auch unſer Gedächtniß ausfragen. Mit Einem Worte: man kann ſich bey einer Schrift von dieſer Art viele Mühe geben, und doch kaum einige von den Schönheiten erreichen, welche den Charakter der Werke des Geſchmacks ausmachen, den Vaniere *) vortrefflich entworfen hat:

— — ama libellum,
Quem tecum relegant probentque docti,
Tecum intelligat imperita turba;
Quem bis terque legas, manuque ſemper
Reſumas avida; ſales novoſque,
Quo plus triveris, eruens lepores.

Nugis non tumeat, magisque rebus
Quam verbis placeat: laborioſa
Lectorem brevitate nec ſatiget,
Verborum neque prodiga nitentum
Vbertate gravet: roſae ſed inſtar,
Quae formoſior explicatiores
Nec frondes aperit, nec involucro

Suas

---

*) Vaniere in *Opuſculis* p. 208.

Suas celat opes iniquiori:
Sic nec pauca nimis loquatur;
Lectori neque nil relinquat, acri
Quod per ſe velit extudiſſe mente.

Hat es uns endlich nicht die Erfahrung oft genug gelehret, daß die Fortſetzung ſolcher Arten von Schriften weniger Beyfall gefunden hat, als der erſte Verſuch? Man iſt mit dem, was der Autor eigenes hat, ſchon bekannt, darum rühret es uns nicht ſo, wie das erſtemal. Oder man hat ſich in der erſten Sammlung für gewiſſe Stücke erklärt, und weil man für dieſe vortheilhaft eingenommen iſt: ſo ſcheinen uns die neuen eben deswegen ſchlechter zu ſeyn, weil ſie anders, als jene, ſind. Doch ich will mein Schickſal erwarten, und mir von meinen Leſern ſagen laſſen, ob ich meine Abſicht, durch die Fabel zu vergnügen und zu unterrichten, noch einmal erreicht habe, oder ob ich dieſes Amt lieber hätte niederlegen ſollen. Leipzig, im Märzmonate, 1748.

Innhalt des erſten Theils.

Fabeln und Erzählungen.

Erſtes Buch.

Die Nachtigall und die Lerche. Seite 3
Der Zeiſig. 5
Der Tanzbär. 7
Die Geſchichte von dem Hute. 9
Der Greis. 12
Das Füllen. 13
Chloris. 15
Der Kranke. 18
Der Fuchs und die Elſter. 20
Das Land der Hinkenden. 22
Inkle und Yariko. 23
Siehe den erſten Th. des **Zuſchauers,** auf der 51 u. f. S.
Der Kukuk. 28
Das Geſpenſt. 29
Der Selbſtmord. 31
Die Betſchweſter. 32
Nach dem Innhalte einer Comödie, welche eben dieſen Namen führet.
Der Blinde und der Lahme. 35
Siehe die Fabel eines Unbekannten, welche Herr Breitinger in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt auf der 252 S. anführet.
Der Hund. 37
Der Proceß. 40
Der Bettler. 44
Das Pferd und die Bremſe. 45
Die Reiſe. 46
Das Teſtament. 49

Damötas und Phyllis. S. 52
Die Widerſprecherinn. 55
Das Heupferd, oder der Grashüpfer. 58
Semnon und das Orakel. 59
Das Kartenhaus. 62
Die zärtliche Frau. 64
Der zärtliche Mann. 66
S. des **Abſtemius** LX und CIII Fabel.
Die Spinne. 68
Die Biene und die Henne. 69
Der ſüße Traum. 71
Der Reiſende. 74
Der erhörte Liebhaber. 76
Der glücklich gewordene Ehemann. 80
Der gütige Beſuch. 82
S. des **Abſtemius** LXXV Fabel, de agricola et poeta.
Der Arme und der Reiche. 83
Damokles. 84
S. den **Cicero**, Lib. V. Tuſcul. quaeſt.
Die beiden Hunde. 86
Selinde. 88
Der Schatz. 91
Monime. 93
S. den **Plutarch** in dem Leben des **Lucullus**, auf der 503 S. a. edit. Wechel.
Der unſterbliche Autor. 96
Der grüne Eſel. 97
S. des **Abſtemius** LXXX Fabel, de vidua et aſino viridi.
Der baroniſirte Bürger. 99
Der arme Schiffer. 101
Das Schickſal. 104
S. den **Zuſchauer** im III. Th. auf der 332 S. u. f.
Liſette. 106
Die Verſchwiegenheit. 108

Die

Die junge Ente. S. 111.
Die kranke Frau. 113
Der gute Rath. 118
Die beiden Mädchen. 119
Der Maler. 121

Zweytes Buch.

Die beiden Schwalben. 125
Das Unglück der Weiber. 127
Der ſterbende Vater. 130
Der junge Dreſcher. 131
Die glückliche Ehe. 135
Die beiden Wächter. 137
Das Kutſchpferd. 139
Die Fliege. 140
Der arme Greis. 142
Calliſte. 145

S. die Nachricht von dem Tode der Frau **von Villacerfe,** im fünften Theile des **Zuſchauers,** auf der 27. S. f.

Der Affe. 148
Der Bauer und ſein Sohn. 149

S. **Burcard Waldis,** in dem **ganz neuw gemachten und in Reimen verfaßten Eſopus,** im dritten Buche. 178 Bl.

Der glückliche Dichter. 151

Er hieß Chartier. S. **Jöchers** Gelehrten-Lexicon.

Die Mißgeburt. 153
Die Ente. 156
Till. 157
Cleant. 158
Der Wucherer. 160

S. das **kurzweilige Luſthaus,** 7 S.

Der Tod der Fliege und der Mücke. 161
Amynt. 162
Herodes und Herodias. 164

Der Freygeiſt. S. 169
Das Vermächtniß. 172
Die Gutthat. 173
Der Candidat. 174
Die ſchlauen Mädchen. 175
S. **Burcard Waldis**, im erſten Buche ſeines Eſops, Bl. 51.
Epictet. 177
Elvin. 179
Das Hoſpital. 180
Der betrübte Wittwer. 183
Dictionaire de *Bayle*, v. *Aſclepiade*, n. A.
Der Tartarfürſt. 185
Der junge Prinz. 187
Elite de bons mots, T. II. p. 65.
Das neue Ehepaar. 188
The Tatler, Vol. II. n. 82.
Der Jüngling. 194
Craft. 196
Man erzählet eine eben ſo großmüthige Handlung von dem Herrn Saurin. S. Lettres ſerieuſes et badines, p. 616.
Das Pferd und der Eſel. 197
Cotill. 198
Der beherzte Entſchluß. 200
S. **Burcard Waldis**, im vierten Buche, 288.
Der junge Gelehrte. 202
Das junge Mädchen. 203
S. Zinkgräfs deutſche Apophthegmata, im 3. Th. 314. S.
Die beiden Knaben. 205
Die Bauern und der Amtmann. 207
Der Freyer. 209
Emil. 210
Vaniere Opuſcul. p. 213. (Cato ad amicum demirantem, quod nullam haberet Romae ſtatuam)
Malo, mihi ſtatuam cur non poſuere, viator
Exquirat; quam ſi, cur poſuere, roget.

Der Knabe. S. 211
Der Lügner. 212
S. das 504. Stück des **Zuſchauers**, im ſiebenten Theile.
Die Frau und der Geiſt. 213
Philinde. 215
Alceſt. 216
Der wunderbare Traum. 219
Der Polyhiſtor. 222
Die Nachtigall und der Kukuk. 224

Drittes Buch.

Der Informator. 227
Elmire und Selinde. 230
Hans Nord. 232
Nach einer Nachricht, die vor einigen Jahren in den Zeitungen, von London aus, gemeldet worden.
Der alte [illegible]er und der junge Criticus. 234
Alceſt. 235
S. Elite de bons mots, Tom. II. p. 47.
Der gehoffte Ruhm. 237
S. die Rede des **Cicero** für den Plancius.
Der Freundſchaftsdienſt. 239
Der großmüthige Räuber. 241
Dorant. 242
Der Arme und das Glück. 243
Der Schwätzer. 244
Der ungerathne Sohn. 245
Die beiden Schwarzen. 247
S. den Spectator Vol. III. n. 215.
Der fromme General. 249
Rhynſolt und Lucia. 251
S. den Spectator Vol. VII. n. 491.
Der Schäfer und die Sirene. 255

Die

Die Bienen. S. 258
Der Held und der Reutknecht. 260
Die Lerche und die Nachtigall. 262
Der Knabe und die Mücken. 263
Die Wachtel und der Hänſling. 265
Der Hochzeittag. 267
S. den **Tatler**, im zweyten Bande, N. 82.
Die Elſter und der Sperling. 270
Der Geheimnißvolle. 272
Die Lerche. 273
Die beiden Wanderer. 274
Das Glück und die Liebe. 277
Der Affe. 281
Die Wittwe. Ein Mährchen. 283
Der junge Krebs und die Seemuſchel. 287
Das Kind mit der Scheere. 288
Die Affen und die Bären. 290
Der Leichtſinn. 292
Der reiche Geizhals. 293
Das Teſtament. 295
Crispin und Crispine. 297
Der Jüngling und der Greis. 301

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes.

Die Lerche. 305
Der Schäfer und die Sirene. 319
Der Sperling und die Taube. 335

Fabeln

Fabeln
und
Erzählungen.
Erſtes Buch.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Die
Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall ſang einſt mit vieler Kunſt;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunſt;
Die Blätter in den Gipfeln ſchwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora ſelbſt verzog am Horizonte,
Weil ſie die Sängerinn nicht gnug bewundern konnte.
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttinn, ihr zu Ehren,
Ließ Philomele ſich noch zweymal ſchöner hören.
Sie ſchweigt darauf. Die Lerche naht ſich ihr,
Und ſpricht: Du ſingſt viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugeſprochen;
Doch Eins gefällt uns nicht an dir,
Du ſingſt das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen.

Doch Philomele lacht und ſpricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich ſinge kurze Zeit. Warum? Um ſchön zu ſingen.
Ich folg im Singen der Natur;
So lange ſie gebeut, ſo lange ſing ich nur.

So bald ſie nicht gebeut, ſo hör ich auf zu ſingen;
Denn die Natur läßt ſich nicht zwingen.

* * *

O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, ſo lang ihr ſingen wollt.
Natur und Geiſt, die euch beſeelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken:
So ſingt, ſo lang ihr feurig ſeyd,
Und öffnet euch mit Meiſterſtücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geiſtreich der Natur zu Ehren;
Und ſcheint euch die nicht mehr geneigt:
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh ihr zu ſpät mit Schande ſchweigt.
Wer, ſprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet ſich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu ſingen,
Und ſingt euch um die Ewigkeit.

Der Zeiſig.

Ein Zeiſig wars und eine Nachtigall,
Die einſt zu gleicher Zeit vor Damons Fenſter hiengen.
Die Nachtigall fieng an, ihr göttlich Lied zu ſingen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der ſüße Schall.
„Ach welcher ſingt von beiden doch ſo ſchön?
„Den Vogel möcht ich wirklich ſehn!“
Der Vater macht ihm dieſe Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, ſpricht er, ſind ſie alle beide;
Doch welcher wird der ſchöne Sänger ſeyn?
Getrauſt du dich, mir das zu ſagen?
Der Sohn läßt ſich nicht zweymal fragen,
Schnell weiſt er auf den Zeiſig hin;
Der, ſpricht er, muß es ſeyn, ſo wahr ich ehrlich bin!
Wie ſchön und gelb iſt ſein Gefieder!
Drum ſingt er auch ſo ſchöne Lieder;
Dem andern ſieht mans gleich an ſeinen Federn an,
Daß er nichts kluges ſingen kann.

* * *

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft, wie dieſer Knabe, ſchließt?
Wem Farb und Kleid ein Anſehn geben,
Der hat Verſtand, ſo dumm er iſt.

Stax kömmt, und kaum iſt Stax erſchienen!
So hält man ihn auch ſchon für klug.
Warum? Seht nur auf ſeine Mienen,
Wie vortheilhaft iſt jeder Zug!
Ein Andrer hat zwar viel Geſchicke;
Doch weil die Miene nichts verſpricht:
So ſchließt man bey dem erſten Blicke,
Aus dem Geſicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verſtand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit ſein Brodt ertanzen müſſen,
Entrann, und wählte ſich den erſten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küſſen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern ſah:
So hieß es: Petz iſt wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgeſtanden,
Was er geſehn, gehört, gethan!
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Als gieng er noch an ſeiner Kette,
Auf polniſch ſchön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen ſahn,
Bewunderten die Wendung ſeiner Glieder,
Und gleich verſuchten es die Brüder;
Allein anſtatt, wie er, zu gehn:
So konnten ſie kaum aufrecht ſtehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um deſto mehr ließ ſich der Tänzer ſehn;
Doch ſeine Kunſt verdroß den ganzen Haufen.
Fort, ſchrieen alle, fort mit dir!
Du Narr, willſt klüger ſeyn, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

* * *

Sey nicht geſchickt, man wird dich wenig haſſen,
Weil dir dann jeder ähnlich iſt;
Doch je geſchickter du vor vielen Andern biſt:
Je mehr nimm dich in Acht, dich pralend ſehn zu laſſen.
Wahr iſts, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künſten rühmlich ſprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geſchicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geſchichte von dem Hute.

Das erſte Buch.

Der erſte, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug ſeinen Hut unaufgeſchlagen;
Die Krempen hiengen flach herab;
Und dennoch wußt er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Anſehn gab.

Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den runden Hut dem nächſten Erben.

Der Erbe weis den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er ſinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krempen aufzuſteifen.
Drauf läßt er ſich dem Volke ſehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung ſtehn,
Und ſchreyt: Nun läßt der Hut erſt ſchön!

Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den aufgeſteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut, und ſchmählt.
Ich, ſpricht er, ſehe wohl, was fehlt.
Er ſetzt darauf mit weiſem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O! rief das Volk, der hat Verſtand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht ſein Vaterland!

Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den dreyfach ſpitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freylich nicht mehr rein;
Doch ſagt, wie konnt es anders ſeyn?
Er gieng ſchon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn ſchwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit ſah keiner noch, als der geſehen hat.
Ein weiſſer Hut ließ lächerlich;
Schwarz, Bruder, ſchwarz! ſo ſchickt es ſich.

Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den ſchwarzen Hut dem nächſten Erben.

Der Erbe trägt ihn in ſein Haus,
Und ſieht, er iſt ſehr abgetragen;
Er ſinnt, und ſinnt das Kunſtſtück aus,
Ihn über einen Stock zu ſchlagen.
Durch heiſſe Bürſten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle ſchreyen:
Was ſehn wir? Sind es Zaubereyen?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finſterniß verſchwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieſer große Geiſt erfand.

Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht die Künſtler groß,
Und bey der Nachwelt unvergeſſen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Dreſſen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn ſeitwärts auf den Kopf.
Ihn ſieht das Volk, und taumelt vor Vergnügen.
Nun iſt die Kunſt erſt hoch geſtiegen!
Ihm, ſchrie es, ihm allein iſt Witz und Geiſt verliehn!
Nichts ſind die Andern gegen ihn!

Er ſtarb, und ließ bey ſeinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des erſten Buchs.

* * *

Was mit dem Hute ſich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweyten Buche ſagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Geſtalt.
Das Außenwerk ward neu; er ſelbſt, der Hut, blieb alt.
Und, daß ichs kurz zuſammen zieh,
Es gieng dem Hute faſt, wie der Philoſophie.

Der Greis.

Von einem Greiſe will ich ſingen,
Der neunzig Jahr die Welt geſehn.
Und wird mir itzt kein Lied gelingen:
So wird es ewig nicht geſchehn.

Von einem Greiſe will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geſchah,
Und ſingen, was ich in Geſchichten
Von ihm, von dieſem Greiſe, ſah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein!
Ich laß euch allen Wein und Liebe;
Der Greis nur ſoll mein Loblied ſeyn.

Singt von Beſchützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh!
Ich ſinge nicht von Heldenthaten;
Der Greis ſey meine Poeſie.

O Ruhm, dring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den ſich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hörts! Er ward gebohren,
Er lebte, nahm ein Weib, und ſtarb.

Das

Das Füllen.

Ein Füllen, das die ſchwere Bürde
Des ſtolzen Reuters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt;
Dieß Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünſchte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reuter ſchmückt.

Wie ſelten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das ſie zu wünſchen pflegt!
Das Reutzeug, die gewünſchte Zierde,
Wird dieſem Füllen aufgelegt.
Man führt es ſtreichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen ſoll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und ſtolz gefällt ſichs ſelber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.
Ach! ſprach es zu dem nächſten Gaule,
Mich lobten alle, die mich ſahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die ſchwarzen Mähnen ſtolz hinan.

Allein wie giengs am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und ſchwitzend ſprach es: Welche Plage
Iſt nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er iſt zu meines Reuters Nutzen
Und meiner Sklaverey erdacht.

* * *

Was wünſcht man ſich bey jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt;
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu ſpät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen;
Und, ſeiner Freyheit ungetreu,
Eilt man nach ſtolzen Ehrenzeichen,
Und deſto tiefrer Sklaverey.

Chloris.

Aus Eiferſucht des Lebens ſatt,
Warf Chloris ſich betrübt auf ihre Lagerſtatt;
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief ſie die Venus brünſtig an,
Ihr einen leichten Tod zu ſchenken.
Vielleicht war dieß Gebet ſo eifrig nicht gemeynt;
Verliebt und jung zu ſeyn, und um den Tod zu flehen:
Wem dieß nicht widerſprechend ſcheint,
Der muß die Liebe ſchlecht verſtehen.
Doch mitten in der größten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins Zimmer treten,
Und plötzlich hört ſie auf zu beten,
Und wünſcht nicht mehr, entſeelt zu ſeyn.
Er ſagt ihr tauſend Schmeicheleyen;
Er ſeufzt, er fleht, er ſchwört, er küßt.
O Chloris! laß dichs nicht gereuen,
Daß du noch nicht geſtorben biſt;
Dein Damon ſchwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könnteſt du ihn doch durch deinen Tod betrüben!
Der meiſten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beide kurze Zeit:
Und Chloris ließ ſich bald verſöhnt von dem umfangen,
Den ſie vor kurzem noch des Haſſes würdig fand.
Sie klopft ihn auf die braunen Wangen,
Und ſtreichelt ihn mit bubleriſcher Hand.
Doch ſchnell erſtarren ihre Hände.
Wie, Venus! Nähert ſich ihr Ende?

Sie fällt in ſanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn;
Zu Flügeln werden ihre Hände;
Ihr Buſen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn überziehn die Haut.
Iſts möglich, daß ich dieſes glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.
   Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier ſieht er ſeine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreymal ums Geſicht,
Als wollte ſie ſich noch durch einen Kuß vergnügen.
Wozu ſie ſonſt die Neigung angetrieben,
Das ſcheint ſie auch, als Taube, noch zu lieben.
   Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O ſeht, wie putzt ſie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um ſich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waſchfaß hin, thut, was ſie ſonſt gethan,
Fängt Hals und Bruſt zu baden an.
   Wie ſchön hör ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was ſie zu lachen macht!
Sie hat, als Chloris, ſchon oft über nichts gelacht.
   Itzt naht ſie ſich dem großen Spiegel,
Vor dem ſie manchen Tag in Mienen ſich geübt,
Beſieht den weiſſen Hals, bewundert ihre Flügel,
Und fängt ſchon an, in ſich verliebt,
Mit jüngferlichem Stolz ſich koſtbar zu gebehrden.
Ach Götter! ruft ihr Freund betrübt,
Laßt dieſe Taube doch zur Chloris wieder werden.

Umſonſt, ſpricht Venus, iſt dein Flehn;
Zur Taube ſchickte ſie ſich ſchön,
Und niemals werd ich ihr die Menſchheit wieder geben.
Sie hat geſeufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich ſtets geputzt, und nie gedacht;
Als Taube kann ſie recht nach ihrer Neigung leben.

O! wenn ſich nur die Göttinn nicht entſchließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die eben ſo, wie Chloris, handeln!
Man ſagt, daß ſie es Willens iſt.
Ach! Göttinn, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und früh auf ſeiner Bruſt ein Täubchen ſitzen ſehn.
Mich dauert im voraus manch reizendes Geſicht.
O liebe Venus, thu es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange ſchon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur ſagte,
Und konnte doch von ſeiner Pein
Auf keine Weiſe ſich befreyn.
Ein altes Weib, der er ſein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magiſch Mittel vor.
Ihr müßt euch, ziſcht ſie ihm ins Ohr,
Auf eines Frommen Grab bey früher Sonne ſetzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreymal die Hand, dreymal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau!

Der Kranke that, was ihm die Alte ſagte;
Denn ſagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu ſeyn?
Er gieng zum Kirchhof hin, und zwar, ſo bald es tagte,
Und trat an einen Leichenſtein,
Und las: „Wer dieſer Mann geweſen,
„Läßt, Wandrer, dich ſein Grabmaal leſen.
„Er war das Wunder ſeiner Zeit,
„Das Muſter wahrer Frömmigkeit;
„Und daß man viel mit wenig Worten ſagt:
„Er iſts, den Kirch und Schul, und Stadt und Land beklagt.“

Hier ſetzt ſich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederſchmerz vermehrt ſich nur.

Er greift betrübt nach ſeinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
Und ſetzt ſich auf das nächſte Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmaal gab;
Hier nahm ſein Schmerz allmälig ab.
Er braucht ſogleich ſein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und, ohne Schmerz und ohne Stab,
Verließ er dieſes fromme Grab.
Ach! rief er, läßt kein Stein mich leſen,
Wer dieſer fromme Mann geweſen?
Der Küſter kam von ungefähr herbey;
Den fragt der Mann, wer hier begraben ſey?
Der Küſter läßt ſich lange fragen,
Als könnt ers ohne Scheu nicht ſagen.
Ach! hub er endlich ſeufzend an:
Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereyen glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der loſe Künſte trieb,
Comödien und Verſe ſchrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Böſewicht.
Nein! ſprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute ſchalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem ſein Grab ſo rühmlich ſpricht,
Der war gewiß ein Böſewicht.

Der Fuchs und die Elſter.

Zur Elſter ſprach der Fuchs: O! wenn ich fragen mag,
Was ſprichſt du doch den ganzen Tag?
Du ſprichſt wohl von beſondern Dingen?
Die Wahrheit, rief ſie, breit ich aus.
Was keines weis heraus zu bringen,
Bring ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.
Dürft ich, verſetzt der Fuchs, mit Bitten dich beſchweren:
So wünſcht ich mir, etwas von deiner Kunſt zu hören.
So, wie ein weiſer Arzt, der auf der Bühne ſteht,
Und ſeine Künſte rühmt, bald vor, bald rückwärts geht,
Sein ſeidnes Schnupftuch nimmt, ſich räuſpert, und dann ſpricht:
So lief die Elſter auch den Aſt bald auf, bald nieder,
Und ſtrich an einen Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht ein ſehr gelehrt Geſicht.
Drauf fängt ſie ernſthaft an, und ſpricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren ſich.
Nur zugehört! Sie werdens finden,
Denn ich beweis es gleich mit Gründen.
Ihr Fuß bewegt ſich, wenn er geht,
Und er bewegt ſich nicht, ſo lang er ſtille ſteht;

Doch merken Sie, was ich itzt ſagen werde,
Denn dieſes iſt es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, ſo geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nun Ihren Schwanz.
Sie ſehen, wenn Ihr Fuß ſich reget,
Daß auch Ihr Schwanz ſich mit beweget;
Itzt iſt Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und ſo geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hünern reiſen.
Daraus zieh ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das ſey Ihr fünfter Fuß:
Und dieß, Herr Fuchs, war zu beweiſen.

* * *

Ja, dieſes hat uns noch gefehlt;
Wie freu ich mich, daß es bey Thieren
Auch große Geiſter giebt, die alles demonſtriren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder ſie verſtehn, ſprach dieſes ſchlaue Vieh,
Um deſto mehr beweiſen ſie.

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gabs ein kleines Land,
Worinn man keinen Menſchen fand,
Der nicht geſtottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er gieng, gehinket hätte;
Denn beides hielt man für galant.
Ein Fremder ſah den Uebelſtand;
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müſſen,
Und gieng einher mit ſteifen Füſſen.
Er gieng, ein jeder ſah ihn an,
Und alle lachten, die ihn ſahn,
Und jeder blieb vor Lachen ſtehen,
Und ſchrie: Lehrt doch den Fremden gehen!
Der Fremde hielts für ſeine Pflicht,
Den Vorwurf von ſich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt; ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden ſprechen hört.
Er ſtammelt nicht; genug zur Schande!
Man ſpottet ſein im ganzen Lande.

* * *

Gewohnheit macht den Fehler ſchön,
Den wir von Jugend auf geſehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht ſind, uns ſagen.
Wir ſelber halten ihn dafür,
Bloß, weil er klüger iſt, als wir.

Inkle

Inkle und Yariko.

Die Liebe zum Gewinnſt, die uns zuerſt gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluten fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebſte Gut, das Leben,
Der ungewiſſen See auf Bretern Preis zu geben;
Die Liebe zum Gewinnſt, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verluſt, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte ſeiner Jugend;
Denn Handeln war ſein Witz, und Rechnen ſeine Tugend.

Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwerdt bekehrt,
Das wir das Chriſtenthum, und unſern Geiz gelehrt.
Er ſieht Amerika; doch nah an dieſem Lande
Zerreißt der Sturm ſein Schiff. Zwar glückt es ihm am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schaar
Fiel auf die Britten los; und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwerdt. Nur Inkle ſoll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beſchirmung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft, mit verwirrtem Sinn,
Der Britte ſich zuletzt bey einem Baume hin;
Umringt mit naher Furcht und ungewiſſen Grämen,
Ob Hunger oder Schwerdt ihm wird das Leben nehmen.

Ein plötzliches Geräuſch erſchreckt ſein ſchüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen ſpringt aus dem Gebüſch hervor,
Und ſieht mit ſchnellem Blick den Europäer liegen.
Sie ſtutzt. Was wird ſie thun? Beſtürzt zurücke fliegen?
O nein! ſo ſtreng und deutſch ſind wilde Schönen nicht.
Sie ſieht den Fremdling an; ſein rund und weiß Geſicht,
Sein Kleid, ſein lockicht Haar, die Anmuth ſeiner Blicke,
Gefällt der Schönen wohl, hält ſie mit Luſt zurücke.

Auch Inklen nimmt dieß Kind bey wilder Anmuth ein.
Unwiſſend in der Kunſt, durch Zwang verſtellt zu ſeyn,
Verräth ſie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge ſprach von Gunſt, und bat um Gegenliebe.
Die Indianerinn war liebenswerth gebaut.
Durch Mienen redt dieß Paar, durch Mienen wirds vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten ſpeiſt ſie ihn in einer kleinen Hütte,
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durſt ſich zu befreyn.
Durch Lächeln räth ſie ihm, getroſt und froh zu ſeyn.
Sie ſah ihn zehnmal an, und ſpielt an ſeinen Haaren,
Und ſchien verwundernsvoll, daß ſie ſo lockicht waren.

So oft der Morgen kömmt: ſo macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,

Und zeigt durch Zärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden ſchlage!
Sie bringt ihm manch Geſchenk, und ſchmückt ſein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von ſchönen Muſchelſchalen
Muß, wenn ſie ihn beſucht, um ihre Schultern pralen.
Zur Nachtzeit führt ſie ihn zu einem Waſſerfall;
Und unter dem Geräuſch und Philomelens Schall
Schläft unſer Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht ſie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz ſo edel ſeyn?

Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden ſich durch ſelbſt erfundne Töne:
Kurz, er verſteht ſein Kind, und ihn verſteht die Schöne.
Oft ſagt ihr Inkle vor, was ſeine Vaterſtadt
Für ſüße Lebensart, für Koſtbarkeiten hat.
Er wünſcht, ſie neben ſich in London einſt zu ſehen;
Sie hörts, und zürnet ſchon, daß es noch nicht geſchehen.
Dort, ſpricht er, kleid ich dich, und zeiget auf ſein Kleid,
In lauter bunten Zeug, von größrer Koſtbarkeit;
In Häuſern, halb von Glas, beſpannt mit raſchen Pferden,
Sollſt du in dieſer Stadt bequem getragen werden.

Vor Freuden weint dieß Kind, und ſieht, indem ſie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erſcheint.
Es glückt ihr, was ſie wünſcht, in kurzem zu entdecken;
Sie ſieht ein Schiff am Strand, und läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland,
Aus Treue gegen ihn, und eilt, an ſeiner Hand,
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das ſie ſteigen will, ein Haus in London wäre.

Das Schiff ſetzt ſeinen Lauf mit gutem Winde fort,
Und fliegt nach Barbados[*]; doch dieſes war der Ort,
Wo Inkle ganz beſtürzt ſein Schickſal überdachte,
Als ſchnell in ſeiner Bruſt der Kaufmannsgeiſt erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dieß war für ſeinen Geiz ein trauriges Geſchick.
So hab ich, fieng er an, um arm zurück zu kommen,
Die fürchterliche See, mit Müh und Angſt, durchſchwommen?
Er ſtillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
Und führt Yariko zum Sklavenhändler hin.
Hier wird die Dankbarkeit in Tyranney verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverey verhandelt.

---

[*] Barbados iſt eine von den carabiſchen Inſeln, welche den Engländern zugehöret. Es wird ein großer Sklavenhandel daſelbſt getrieben.

Sie fällt ihm um den Hals, ſie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, ſie weint, ſie ſchreyt. Nichts! Er verkaufet ſie.
Mich, die ich ſchwanger bin, mich! fährt ſie fort zu klagen.
Bewegt ihn dieß? Ach ja! Sie höher anzuſchlagen.
Noch drey Pfund Sterling mehr! Hier, ſpricht der Britte froh,
Hier, Kaufmann, iſt das Weib, ſie heißt Yariko!

* * *

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich geweſen;
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil leſen!
Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu
Belohnſt du, Böſewicht! noch gar mit Sklaverey?
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,
Das dich dem Tod entriß, und ihrem Volk entſagte,
Mit dir das Meer durchſtrich, und, bey der Glieder Reiz,
Das beſte Herz beſaß, verhandelſt du aus Geiz?
Sey ſtolz! Kein Böſewicht bringt dich um deinen Namen;
Nie wird es möglich ſeyn, dein Laſter nachzuahmen.

Der Kukuk.

Der Kukuk ſprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was ſpricht man, fieng er an zu ſchreyen,
Was ſpricht man in der Stadt von unſern Melodeyen?
Was ſpricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.“
Und von der Amſel? fuhr er fort.
„Auch dieſe lobt man hier und dort.“
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was, rief er, ſpricht man denn von mir?
Das, ſprach der Staar, das weis ich nicht zu ſagen;
Denn keine Seele redt von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir ſelber ſprechen.

Das Geſpenſt.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Geſpenſt gequält.
Er ließ, des Geiſts ſich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberſpruch.
Der Geiſt entſetzte ſich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weiſſen Tuch,
Ihm alle Nächte den Beſuch.
Ein Dichter zog in dieſes Haus.
Der Wirth, der bey der Nacht nicht gern allein geweſen,
Bat ſich des Dichters Zuſpruch aus,
Und ließ ſich ſeine Verſe leſen.
Der Dichter las ein froſtig Trauerſpiel,
Das, wo nicht ſeinem Wirth, doch ihm ſehr wohl gefiel.
Der Geiſt, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter ſah,
Erſchien, und hörte zu; es fieng ihn an zu ſchauern;
Er konnt es länger nicht, als einen Auftritt, dauern;
Denn, eh der andre kam, ſo war er nicht mehr da.
Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wiederkommen.
Der Dichter las; der Geiſt erſchien;
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! ſprach der Wirth bey ſich, dich will ich bald verjagen;
Kannſt du die Verſe nicht vertragen?

Die dritte Nacht blieb unſer Wirth allein.
So bald es zwölfe ſchlug, ließ das Geſpenſt ſich blicken;
Johann! fieng drauf der Wirth gewaltig an zu ſchreyn,
Der Dichter (lauft geſchwind!) ſoll von der Güte ſeyn,
Und mir ſein Trauerſpiel auf eine Stunde ſchicken.
Der Geiſt erſchrak, und winkte mit der Hand,
Der Diener ſollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weiſſe Geiſt verſchwand,
Und ließ ſich niemals wieder ſehen.

* * *

Ein jeder, der dieß Wunder lieſt,
Zieh ſich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht ſo elend iſt,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn ſich ein Geſpenſt vor ſchlechten Verſen ſcheut:
So kann uns dieß zum großen Troſte dienen.
Geſetzt, daß ſie zu unſrer Zeit
Auch legionenweis erſchienen:
So wird, um ſich von allen zu befreyn,
An Verſen doch kein Mangel ſeyn.

Der Selbſtmord.

O Jüngling, lern aus der Geſchichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beyſpiel wohlgezogner Jugend,
Des alten Vaters Troſt und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab;

Den zwang die Macht der ſchönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn.
Er ſeufzt, er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war ſein Flehn.

Fußfällig klagt er ihr ſein Leiden.
Umſonſt! Climene heißt ihn fliehn.
Ja, ſchreyt er, ja ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn.

Er reißt den Degen aus der Scheide,
Und - - o was kann verwegner ſeyn!
Kurz, er beſieht die Spitz und Schneide,
Und ſteckt ihn langſam wieder ein.

Die Betſchweſter.

Die frömmſte Frau in unſrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Mienen,
Die ſtets den Mund voll Andacht hat;
Wird dieſe nicht ein Lied verdienen?
Wie lehrreich iſt ihr Lebenslauf!
Kaum ſteht die fromme Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenſchlage:
So ſucht ſie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob ſie gleich den Schritt in ſechzig ſchon gethan:
So ruft ſie doch den Herrn noch heut um Keuſchheit an.
Und ob ſie gleich noch nie ſich ſatt gegeſſen:
So fleht ſie doch um Mäßigkeit im Eſſen.
Und ob ſie gleich auf alle Pfänder leiht:
So ſeufzt ſie doch um Troſt bey ihrer Dürftigkeit.
Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie lieſt das Jahr hindurch die Bibel zweymal aus,
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.
Zwölf Lieder ſtimmt ſie täglich an.
Wer kömmt? Iſts nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willſt du ſie vielleicht im Singen ſtören?
Nein, wenn ſie ſingt, kann ſie nicht hören.
Geh nur, und hungre, wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor;
Soll ſie dieß Herz vom Himmel lenken,
Und itzt an einen Armen denken?
Sie ſingt, und trägt das Eſſen ſingend auf.
Sie ißt, und ſchmählt auf böſer Zeiten Lauf;

Allein wer klopft ſchon wieder an die Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Biſſen Brodt . .
„Geht, quält mich nicht mit eurer Noth,
„Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„Nicht wahr, ihr ſingt und betet nicht?
„Seyd fromm, und denkt an eure Pflicht:
„Der Herr vergißt die Seinen nicht.
„Wenn ſeht ihr mich denn betteln gehen?
„Allein man muß zu Gott auch brünſtig ſchreyn und flehen!“
Doch iſt die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltſinn, als Erbarmen?
Nein, nein! Sie dient und hilft den Armen;
Sie beſſert ſie durch Vorwurf und Verweis,
Und weiſt ſie zu Gebet und Fleiß;
Jſt dieſes nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemüthern.
Jſt wohl ein frommes Weib in unſrer ganzen Stadt,
Das, in der Noth, bey ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinſte Zeitung bringen:
So eilt ſie doch, dem Weibe beyzuſpringen.
Ach ja! Beatens Herz iſt willig und bereit,
Die Welt mag noch ſo viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein! Sie weis ſich auch die Todten zu verbinden.
Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um deſſen Sarg ihr Kranz ſich nicht verdient gemacht?
Wenn ſprechen nicht die Leichengäſte:
Beatens Kranz war doch der beſte!

Welch ſchönes Crucifix! von wem wird dieſes ſeyn?
Beate ſchickts, und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! erlebt ſie mein Erblaſſen:
So wird ſie meinen Sarg gewiß verſilbern laſſen.
Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird ſie künftigs neue Jahr,
So ſehr die Andern ſie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, ſie ſolls aus Ehrſucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der itzt in die Collekte
Mit langſam ſchlauer Hand ein volles Brieſchen ſteckte?
Beate wars, ſie leiht dem Herrn,
Und was ſie giebt, das giebt ſie gern.
Was kann denn ſie dafür, daß es die Leute ſehen?
Beate! laß die Läſtrer ſchmähen.
Und laß ſie aus Verleumdung ſprechen:
Du wollſt die Allmacht nur beſtechen,
Daß für den Wucher, den du treibſt,
Du einſtens ungeſtrafet bleibſt.
Laß dich von Andern ſpöttiſch richten,
Als pflegteſt du der Welt gern Laſter anzudichten;
Als wäre dieß für dich die liebſte Neuigkeit,
Wenn Andern Noth und Unglück dräut;
Als hätteſt du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, ſchweigt! Dieß kann nicht ſeyn;
Denn betend ſteht ſie auf, und ſingend ſchläft ſie ein.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft ſchon freudenvoll,
Daß ihn der Andre leiten ſoll.

Dir, ſpricht der Lahme, beyzuſtehen?
Ich armer Mann kann ſelbſt nicht gehen;
Doch ſcheints, daß du zu einer Laſt
Noch ſehr geſunde Schultern haſt.

Entſchließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege ſagen:
So wird dein ſtarker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines ſeyn.

Der Lahme hängt, mit ſeinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt alſo dieſes Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

* * *

Du haſt das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieſer Unvollkommenheit
Entſpringet die Geſelligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd er nur für ſich allein,
Und nicht für mich bekümmert ſeyn.

Beſchwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den ſie dir verſagen,
Und jenem ſchenken, wird gemein;
Wir dürfen nur geſellig ſeyn.

Der Hund.

Phylax, der ſo manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch ſein Bellen widerſtanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu ſtehlen wußte,
Selber zweymal weichen mußte;
Dieſen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krumholzöl und Mithridat
Mußte ſich der Hund bequemen,
Wider Willen, einzunehmen.
Selbſt des Nachbar Gaſtwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doctor, ausgeſtanden,
War vergebens bey dem Vieh.

Kaum erſcholl die ſchlimme Poſt,
Als von ihrer Mittagskoſt
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu beſuchen, rannten.
Pantelon, ſein beſter Freund,
Leckt ihm an dem heiſſen Munde.
O! erſeufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeynt?

Ach! rief Phylax, Pantelon!
Iſts nicht wahr, ich ſterbe ſchon?

Hätt ich nur nichts eingenommen,
Wär ich wohl davon gekommen.
Sterb ich Aermſter ſo geſchwind:
O! ſo kannſt du ſicher ſchreyen,
Daß die vielen Arzeneyen
Meines Todes Quelle ſind.

Wie zufrieden ſchlief ich ein!
Sollt ich nur ſo manches Bein,
Das ich mir verſcharren müſſen,
Vor dem Tode noch genieſſen.
Dieſes macht mich kummervoll,
Daß ich dieſen Schatz vergeſſen,
Nicht vor meinem Ende freſſen,
Auch nicht mit mir nehmen ſoll.

Liebſt du mich, und biſt du treu,
O! ſo hole ſie herbey;
Eines wirſt du bey den Linden,
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon!
Hab ich nur noch geſtern Morgen
In dem Winterreiß verborgen;
Aber friß mir nichts davon.

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch, bey ſchwachem Muthe,
Noch den Dunſt von ſeinem Gute.

Endlich, da ſein Auge bricht,
Spricht er: Laß mir alles liegen!
Sterb ich, ſo ſollſt du es kriegen;
Aber, Bruder! eher nicht.

Sollt ich nur ſo glücklich ſeyn,
Und das ſchöne Schinkenbein,
Das ich - - doch ich mags nicht ſagen,
Wo ich dieſes hingetragen,
Werd ich wiederum geſund;
Will ich dir bey meinem Leben,
Auch die beſte Hälfte geben;
Ja du ſollſt - - Hier ſtarb der Hund.

* * *

Der Geizhals bleibt im Tode karg,
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tauſend wirft er mit Entſetzen
Nach den mit Angſt verwahrten Schätzen.
O ſchwere Laſt der Eitelkeit!
Um ſchlecht zu leben, ſchwer zu ſterben,
Sucht man ſich Güter zu erwerben;
Verdient ein ſolches Glück wohl Neid?

Der Proceß.

Ja, ja Proceſſe müſſen ſeyn!
Geſetzt, ſie wären nicht auf Erden,
Wie könnt alsdann das Mein und Dein
Beſtimmet und entſchieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder! recht und ſtreite nur.
Du ſiehſt, man will dich übertäuben:
Doch gieb nicht nach, ſetz alles auf,
Und laß dem Handel ſeinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

* * *

Was ſprecht ihr Nachbar? Dieſer Rein,
Der ſollte, meynt ihr, euer ſeyn?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.

„Nicht doch, Gevatter! nicht, ihr irrt;
„Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
„Von denen jeder ſagen wird,
„Daß lange vor der Schwedenzeit . .

Gevatter, ihr ſeyd nicht geſcheit!
Verſteht ihr mich? Ich will's euch lehren,
Daß Rein und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher ſanfte ruhn;
Das Recht, das ſoll den Ausſpruch thun.

So ſaget Kunz, ſchlägt in die Hand,
Und rückt den ſpitzen Hut die Queere.
„Ja, eh ich dieſen Rein entbehre,
„So meid ich lieber Gut und Land.“
Der Zorn bringt ihn zu ſchnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein, Herr Glimpf, ſein Advocat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft, und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, ſprecht ihr, kann das möglich ſeyn?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt euch, ſtellt das Reden ein;
Sonſt werd ich, dieſen Schimpf zu rächen,
Gleich ſelber mit Herr Glimpfen ſprechen.

Ich ſag es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und grüßt Herr Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht ſchimpfen;
Der, denkt nur! ſpricht, der ſchmale Rein,
Der zwiſchen unſern Feldern lieget,
Der, ſpricht der Narr, der wäre ſein.
Allein den will ich ſehn, der mich darum betrüget.
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beſte Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O! dient mir wider ihn, und helft die Sach entſcheiden.

Kein

Kein Menſch, verſetzt Herr Glimpf, dient freudiger, als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das gröſte Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt es ſich.
Genug, verklagt den Ungeſtümen!
Ich will mich zwar nicht ſelber rühmen,
Dieß thut kein ehrlicher Juriſt:
Doch dieſes könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Proceß, ſeit zwanzig Jahren,
Von mir verloren worden iſt?
Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! ihr ſollt ſie nicht verlieren.
Glimpf reutet fort! Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
Ich halte, was ich euch verſprach.

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geſchrieben.
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müſſen ſchwören,
Und dieſe ſchwören insgeſammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rein ihm gar nicht zugehörte.

Ey, Kunz, das Ding geht ziemlich ſchlecht:
Ich weis zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hätteſt nicht das gröſte Recht.

Manch widrig Urtheil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laßt dem Proceſſe ſeinen Lauf,
„Ich ſchwör euch, endlich durchzudringen;
„Doch = =

Herr, ich hör es ſchon; ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein, warum ſo lange Zeit?
Dieß, Leſer, kann ich dir nicht ſagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urtheil kömmt. O ſeht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabey gelitten;
Allein was thuts, daß Haus und Hof verſtritten,
Und Haus und Hof ſchon angeſchlagen ſind?
Genug, daß er den Rein gewinnt.
O! ruft er, lernt von mir, den Streit aufs höchſte treiben,
Ihr ſeht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

Der

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus,
Und bat ſich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.
Ich, ſprach er, kenn ihr chriſtlich Herze;
Sie ſorgen gern für Andrer Heil,
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An ihres Nächſten Elend Theil.
Ich weis, mein Flehn wird ſie bewegen!
Sie ſehn, ich fordre nichts mit Unbeſcheidenheit;
Nein, ich verlaſſe mich (hier wies er ihm den Degen,)
Allein auf ihre Gütigkeit.

* * *

Dieß iſt die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn ſie um unſern Beyfall flehn;
Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Fordrung zu verſtehn.
Der Autor will den Beyfall nicht erpreſſen;
Nein, er verläßt ſich bloß auf unſre Billigkeit;
Doch daß wir dieſe nicht vergeſſen,
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beiden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremſe.

Ein Gaul, der Schmuck von weiſſen Pferden,
Von Schenkeln leicht, ſchön von Geſtalt,
Und, wie ein Menſch, ſtolz in Geberden,
Trug ſeinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem ſtolzen Gange
Ihm eine Brems entgegen zog,
Und durſtig auf die naſſe Stange
An ſeinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem heiſſen Schaume,
Der heeficht am Gebiſſe floß;
Geſchmeiße! ſprach das wilde Roß,
Du ſcheuſt dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfſt du wohl ein Pferd erbittern?
Ich ſchüttle nur: ſo mußt du zittern.
Es ſchüttelte; die Bremſe wich.
Allein ſie ſuchte ſich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu ſtechen,
Und ſtach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erſchrak, und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eiſen ſtecken,
Und brach ein Bein; hier lag der ſtolze Gaul.

* * *

Auf ſich den Haß der Niedern laden,
Dieß ſtürzet oft den größten Mann.
Wer dir, als Freund, nicht nützen kann,
Kann allemal, als Feind, dir ſchaden.

Die

Die Reiſe.

Einſt machte durch ſein ganzes Land,
Ein König den Befehl bekannt,
Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewiſſe Zeit auf Reiſen gehen ſollte,
Um ſich in Künſten umzuſehn.
Er ließ genaue Karten ſtechen,
Und gab dazu noch jedem das Verſprechen,
Ihm, würd er nur, ſo weit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen ſeiner Schätze
Alsdann auf Reiſen beyzuſtehn.
Es war das deutlichſte Geſetze,
Das jemals noch die Welt geſehn;
Doch weil die meiſten ſich vor dieſer Reiſe ſcheuten:
So ſah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu ſich ſelbſt, und zur Bequemlichkeit,
Half das Geſetz ſehr ſinnreich deuten;
Und jeder gab ihm den Verſtand,
Den er bequem für ſeine Neigung fand;
Doch alle waren eins, daß man gehorchen müßte.

Man machte ſich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr viele reiſten nur im Geiſt,
Und überredten ſich, als hätten ſie gereiſt.
Noch andre ſchafften das Geräthe
Zu ihrer Reiſe fleißig an,
Und glaubten, wenn man nur ſtets reiſefertig thäte:
So hätte man die Reiſe ſchon gethan.

Sehr viele fiengen an, zu eilen,
Als wollten ſie die ganze Welt durchgehn;
Sie reiſten; aber wenig Meilen,
Und meynten, dem Befehl ſey nun genug geſchehn.
Noch andre ſuchten auf den Reiſen
Noch mehr Gehorſam zu beweiſen,
Als den, den das Geſetz befahl;
Sie reiſten nicht durch grüne Felder,
O nein! ſie ſuchten finſtre Wälder,
Und reiſten unter Furcht und Quaal;
Behängten ſich mit ſchweren Bürden,
Und glaubten, wenn ſie ausgezehrt,
Und ſiech und krank zurücke kommen würden,
So wären ſie des beſten Amtes werth;
Sie reiſten nie auf Koſten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reiſekoſten an,
Damit ſie weiter kommen könnten.

* * *

Wie elend, hör ich manchen klagen,
Iſt nicht dieß Mährchen ausgedacht!
Schämt ſich der Dichter nicht, uns Dinge vorzuſagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?

Wo giebt es wohl ſo ſtumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgeſtellt?
Dieß ſind unſinnige Geſchöpfe,
Und nicht Bewohner unſrer Welt.
O Freund! was zankſt du mit dem Dichter?
Sieh doch die meiſten Chriſten an;
Betrachte ſie, und dann ſey Richter,
Ob dieſes Bild unglaublich heißen kann?

Das Teſtament.

Philemon, der bey groſſen Schätzen
Ein edelmüthig Herz beſaß,
Und, Andrer Mangel zu erſetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaß;
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beyzuſtehen.
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Aufs ſchimpflichſte von ihm zu ſprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher, als ſie;
Iſt dieß nicht ſchon ein groß Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, ſich für den Schimpf zu rächen.
Nein, ſprach er, laßt ſie neidiſch ſchmähn,
Sie werden ſchon nach meinem Tode ſehn,
Wie viel ſie Recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menſchen nützen können.

Er ſtirbt. Man findt ſein Teſtament,
Und lieſt: Ich will, daß einſt, nach meinem Sterben,
Mein hinterlaßnes Gut die beiden Nachbarn erben,
Weil ſie dieß Gut mir nicht gegönnt.
So mancher Freund verwünſcht dieß Teſtament!
„Wie? konnt ich ihn nicht auch beneiden?
„Mir giebt er nichts, und alles dieſen beiden?

Die beiden Nachbarn ſehn vergnügt
Den Sinn des Teſtaments vollführen.
Denn damals wußte man nicht recht zu proceſſiren,
Sonſt hätten beide nichts gekriegt.
So aber kriegten ſie das völlige Vermögen.
Wie rühmten ſie den Selgen nicht!
Er war die Großmuth ſelbſt, er war der Zeiten Licht,
Und alles dieß des Teſtamentes wegen;
Denn eh er ſtarb, war ers noch nicht.

Sind unſre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kaſten Ruh und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn andre ſchnarchend liegen,
Und wünſcht mit Thränen ſich Verſtand,
Die ſchlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böſe Träum erſchreckt,
Als ob man ihn beſtohlen hätte,
Mit ſchnellen Füßen aus dem Bette,
Und ſucht den Ort, wo er den Schatz verſteckt.
Er martert ſich mit tauſend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu ſehn,
Und nimmt aus Geiz ſich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurücke gehn.
Arm hat er ſich noch ſatt gegeſſen;
Reich hungert er, bey halbem Eſſen,
Und ſchnitt das Brodt, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott, und über Theurung, ab,

Und ward, mit jedem neuen Tage,
Der Seinen Laſt und ſeine Plage.

Der andre Nachbar lachte ſein.
Der Thorheit, ſprach er, will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Segens recht erfreun.
Er hielt ſein Wort, und ſah, in wenig Jahren,
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gaſſen, wo er ſonſt ſtolz auf und ab gefahren,
Schlich itzt ſein Fuß ganz unbekannt.
Ach! ſprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Daß uns der Reichthum wird verderben,
Drum hat er uns ſein Gut vermacht.
Du hungerſt karg: ich hab es durchgebracht.
Wir waren werth, den Reichthum zu beſitzen;
Denn keiner wußt ihn recht zu nützen.

Damötas und Phyllis.

Damötas war ſchon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte ſeine Zärtlichkeit
Nicht Einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab ſich alle Müh;
Doch ſeine Spröde hört ihn nie.

Er ſprach: Zwey Bänder geb ich dir.
Auch ſoll kein Warten mich verdrieſſen;
Verſprich nur, ſchöne Phyllis, mir,
Mich dieſen Sommer noch zu küſſen.
Sie ſieht ſie an, er hofft ſein Glück;
Sie lobt ſie, und giebt ſie zurück.

Er bot ein Lamm, noch zwey darauf,
Dann zehn, dann alle ſeine Heerden.
So viel? Dieß iſt ein theurer Kauf.
Nun wird ſie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm unſre Phyllis ein;
Mit finſtrer Stirne ſprach ſie: Nein!

Wie? rief Damötas ganz erhitzt,
So willſt du ewig widerſtreben?
Gut, ich verbiete dir anitzt,
Mir jemals einen Kuß zu geben.
O! rief ſie, fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.

Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu ſeinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bey ſeinen Heerden eingeſchlafen;
Er ſchlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bey dem Schäfer ſtehn.

Wie roth, ſpricht Phyllis, iſt ſein Mund!
Bald dürft ich mich zu was entſchlieſſen.
O! thäte nicht ſein böſer Hund,
Ich müßte dieſen Schäfer küſſen.
Sie geht; doch da ſie gehen will,
So ſteht ſie vor Verlangen ſtill.

Sie ſieht ſich dreymal ſchüchtern um,
Und ſucht die Zeugen, die ſie ſcheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln ſtumm,
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie ſinnt, bis daß ſie, ganz verzagt,
Sich noch zween Schritte näher wagt.

Hier ſteht nunmehr das gute Kind;
Allein ſie kann ſich nicht entſchlieſſen.
Doch nein, izt bückt ſie ſich geſchwind,
Und wagts, Damöten ſanft zu küſſen.
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick,
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.

Wie ſüße muß ein Kuß nicht ſeyn!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Scheint minder ſich, als erſt, zu ſcheun,
Und läßt ſich bey dem Schäfer nieder;

Sie küßt, und nimmt ſich nicht in Acht;
Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.

O! fieng Damöt halb ſchlafend an,
Mißgönnſt du mir die ſanfte Stunde?
Dir, ſprach ſie, hab ich nichts gethan,
Ich ſpielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt es ſteht nicht fein,
Ein Schäfer und ſtets ſchläfrig ſeyn.

Jedoch, was giebſt du mir, Damöt?
So ſollſt du mich zum Scherze küſſen.
Nun, ſprach der Schäfer, iſts zu ſpät,
Du wirſt an mich bezahlen müſſen.
Drauf gab die gute Schäferinn
Um Einen Kuß zehn Küſſe hin.

Die Widerſprecherinn.

Iſmene hatte noch, bey vielen andern Gaben,
Auch dieſe, daß ſie widerſprach.
Man ſagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle dieſe Tugend haben;
Doch, wenns auch tauſendmal der ganze Weltkreis ſpricht:
So halt ichs doch für ein Gedicht,
Und ſag es öffentlich, ich glaub es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
Ich hab es oft verſucht, und manche ſchön genannt,
So häßlich ſie auch war, bloß, weil ich haben wollte,
Daß ſie mir widerſprechen ſollte;
Allein ſie widerſprach mir nicht.
Und alſo iſt es falſch, daß jede widerſpricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!
Itzt komm ich wieder zu Iſmenen.
Iſmenen ſagte mans nicht aus Verleumdung nach;
Es war gewiß, ſie widerſprach.
Einſt ſaß ſie mit dem Mann bey Tiſche;
Sie aßen unter andern Fiſche,
Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, ſprach der Mann, mein Engel, iſt mir recht:
So iſt der Fiſch nicht gar zu blau geſotten.
Das, rief ſie, hab ich wohl gedacht,
So gut man auch die Anſtalt macht:
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu ſpotten.

Ich ſag es Ihnen kurz, der Hecht iſt gar zu blau.
Gut, ſprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber ſtreiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?

So wie dem welſchen Hahn, dem man was rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas und Lefzen ſteigt,
Sie roth und blau durchſtrömt, lang aus einander treibet,
In beiden Augen blitzt, ſich in den Flügeln ſträubet,
In alle Federn dringt, und ſie gen Himmel kehrt,
Und zitternd, mit Geſchrey und Poltern, aus ihm fähret:
So ſchießt Iſmenen auch, da dieß ihr Liebſter ſpricht,
Das Blut den Augenblick in ihr ſonſt blaß Geſicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Naſe länger;
Ihr Haar bewegte ſich, ſtieg voller Zorn empor,
Und ſtieß, indem es ſtieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fieng ſie zitternd an: Ich, Mann! ich, deine Frau,
Ich ſag es noch einmal, der Hecht war gar zu blau.
Sie nimmt das Glas und trinkt. O! laßt ſie doch nicht trinken!

Ihr Liebſter geht, und ſagt kein Wort;
Kaum aber iſt ihr Liebſter fort:
So ſieht man ſie in Ohnmacht ſinken.
Wie konnt es anders ſeyn? Gleich auf den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geräuſch bewegt das ganze Haus;
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man ſtreicht ſie kräftig an; kein Balſam will ſie ſtärken.
Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben iſt zu merken.
Man nimmt verſengtes Haar und hälts ihr vors Geſicht;
Umſonſt! Umſonſt! Sie riecht es nicht!
Nichts kann den Geiſt ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann; er kömmt, und ſchreyt: Du ſtirbſt, mein Leben!
Du ſtirbſt? Ich armer Mann; Ach! meine liebe Frau,
Wer hieß mich dir doch widerſtreben!
Ach, der verdammte Fiſch! Gott weis, er war nicht blau.
Den Augenblick bekam ſie wieder Leben.
Blau war er, rief ſie aus, willſt du dich noch nicht geben?

So that der Geiſt des Widerſpruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigſten Geruchs!

Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt, und ſchlecht beſpannt,
Konnt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht- und Sittenſpruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitſche Schlagen,
Zu ſchwach bey dieſem ſchweren Wagen.

Ein Heupferd, das bey der Gefahr
Zu oberſt auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab, und ſprach mit Lachen:
Ich wills dem Viehe leichter machen.

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ey, rief das Heupferd ganz entzückt,
Du, Fuhrmann, wirſt an mich gedenken;
Fahr fort! den Dank will ich dir ſchenken.

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schickſal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphiſchen Altar.
Die Gottheit weigert ſich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie ſpricht: Du wirſt ein großes Glück genieſſen;
Doch wirds dein Unglück ſeyn, ſobald du es wirſt wiſſen.
Iſt Semnons Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächſt ſein Verlangen.
O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten dich beſiegt:
So laß mich größres Licht von meinem Glück empfangen!
So traut der Menſch, und traut zugleich auch nicht.
Ein Semnon glaubt ſein Glück, nicht, weils die Gottheit ſaget,
Nein, weil ers ſchon gewünſcht, eh er ſie noch gefraget.
Doch glaubt er auch, wenn ſie vom Unglück ſpricht?
O nein! denn dieſes wünſcht er nicht.
Durch Klugheit denkt er ſchon das Unglück abzuwehren.
Kurz: Semnon läßt nicht nach, er will ſein Schickſal hören.
Du wirſt, hub das Orakel an,
Durch deines Weibes Gunſt den Zepter künftig führen,
Und Völker, die dich dienen ſahn,
Dereinſt durch einen Wink regieren.

Geſtärkt durch dieſes Götterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz, in Hoffnung fort;
Mißt, ohne Land, im Geiſt ſchon ſeines Reiches Größen;
Und läßt ſchon, ohne Volk, ſein Heer das Schwerdt entblößen.

Allein ſo froh er war, ſo war ers nicht genug.
Er weis noch nicht, was er doch wiſſen wollte,
Die Zeit, in der ſein Fuß den Thron beſteigen ſollte;
Die Ungewißheit wars, die ihn noch niederſchlug.
Und, ſprach er, wenn ich auch nun bald den Thron beſtiegen,
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?

Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Zum delphiſchen Apoll ſich noch einmal zu nahn.

O Thor! verſetzt Apoll, euch Sterblichen zum Glücke,
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.
So wiſſe denn: In kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit;
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben!

Er that darauf im Kriege ſich hervor,
Und ſtieg, aus einem niedern Stande,
Zur höchſten Würd im Vaterlande
Durch ſeine Tapferkeit empor.

Das ihm ſo günſtige Geſchicke
Erfüllte des Orakels Sinn;
Und Semnon ward, bey immer größerm Glücke,
Der Liebling ſeiner Königinn.
Sie ſchenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig ſchmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb ſcheut,
Erfüllt ihn halb mit Froſt, und halb mit Zärtlichkeit.
Jzt wünſcht er tauſendmal ſein Schickſal nicht zu kennen,
Um ſo für ſie, wie ſie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs ſpröden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerinn,
Sie giebt ihm heimlich Gift; Er ſtirbt vor ihren Füſſen.

Sagt, Menſchen, iſts kein Glück, ſein Schickſal nicht zu wiſſen?

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieſes Haus wird fertig ſeyn.

Nun ſteht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! Ein ungefährer Stoß
Erſchüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reiſſen los.

Die Mutter kann im Lomberſpielen,
Wenn ſie den letzten Satz verſpielt,
Kaum ſo viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr beſtürztes Kind itzt fühlt.

Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entſchließt ſich ſehnſuchtsvoll,
Ein neues Luſtſchloß aufzuführen,
Das dem zerſtörten gleichen ſoll.

Die Sehnſucht muß den Schmerz beſiegen;
Das erſte Haus ſteht wieder da.
Wie lebhaft war des Kinds Vergnügen,
Als es ſein Haus von neuem ſah!

Nun will ich mich wohl beſſer hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tiſch! ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und ſtehe feſt, und wackle nicht!

Das Haus bleibt unerſchüttert ſtehen,
Das Kind hört auf, ſich zu erfreun;
Es wünſcht, es wieder neu zu ſehen,
Und reißt es bald mit Willen ein.

* * *

Schilt nicht den Unbeſtand der Güter,
Du ſiehſt dein eigen Herz nicht ein;
Veränderlich ſind die Gemüther,
So mußten auch die Dinge ſeyn.

Bey Gütern, die wir ſtets genieſſen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden ſie uns nicht entriſſen,
Wo fänd ein neu Vergnügen Statt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt iſt nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geſchlecht!
Die Liebe nicht von Herzen gienge?
Das Alter ſang in dieſem Ton;
Von ſeinem Vater hörts der Sohn,
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, dieſen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, ſo hört ein Beyſpiel an,
Das ich für alle Männer ſinge.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe, ſtärke mich, daß mir ein Lied voll Geiſt,
Ein überzeugend Lied gelinge!
Und gieb mir, zu geſetzter Zeit,
Ein Weib von ſo viel Zärtlichkeit,
Als dieſe war, die ich beſinge!

* * *

Clarine liebt den treuſten Mann,
Den ſie nicht beſſer wünſchen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
Und wenn dir dieß unglaublich ſcheint:
So wiſſe nur, ſeit der beglückten Stunde,
Die ſie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbey; nun glaubſt dus doch, mein Freund?

Clarine kannte keine Freude,
Kein größer Glück, als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten beide;
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
O! ſprichſt du, ſo ein Weib, ſo eines wünſcht ich mir!
Ja wohl! ich wünſch es auch mit dir.
Sey nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannſt du ſie noch bekommen.
Krank, ſag ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält ſich viele Tage lang,
Von ganzen Strömen Schweiß war ſein Geſicht umfloſſen;
Doch noch von Thränen mehr, die ſie um ihn vergoſſen.
Tod! fängt ſie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich, als meinen Mann!
Wenns nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! Er hört es auch; er hört Clarinens Noth,
Er kömmt, und fragt: wer rief? Hier! ſchreyt ſie, lieber Tod,
Hier liegt er, hier in dieſem Bette!

Der zärtliche Mann.

Die ihr ſo eiferſüchtig ſeyd,
Und nichts als Unbeſtändigkeit
Den Männern vorzurucken pfleget!
O! Weiber, uberwindet euch:
Leſt diß Gedicht, und ſeyd zugleich
Beſchämt, und ewig widerlegt.
Wir Männer ſind es ganz allein,
Die Einmal nur, doch ewig lieben;
Uns iſt die Treu ins Blut geſchrieben.
Beweiſt es! hör ich alle ſchreyn.
Recht gut! Es ſoll bewieſen ſeyn.

* * *

Ein liebes Weib ward krank; wovon? von vieler Galle?
Die alte Spötterey! Kein Kluger glaubt ſie mehr.
Nein, nein, die Weiber ſiechten alle,
Wenn dieſes Uebel ſchädlich wär.
Genug, ſie wird ſehr krank. Der Mann wendt alles an,
Was man von Männern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuſchütten;
Er läßt für ſeine Frau in allen Kirchen bitten,
Und giebt noch mehr dafür, als ſonſt gebräuchlich war;
Und doch vermehrt ſich die Gefahr.

Er ächzt, er weint und ſchreyt, er will mit ihr verderben.
Ach Engel, ſpricht die Frau, ſtell deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnügen ſterben,
Verſprich mir nur, nicht noch einmal zu freyn.
Er ſchwört, ſich keine mehr zu wählen.
Dein Schatten, ruft er, ſoll mich quälen,
Wenn mich ein zweytes Weib beſiegt.
Er ſchwört. Nun ſtirbt ſein Weib vergnügt.
Wer kann den Kummer wohl beſchreiben,
Der unſern Wittwer überfällt?
Er weis vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng iſt ihm ſein Haus, zu klein iſt ihm die Welt.
Er opfert ſeiner Frau die allertreuſten Klagen,
Bleibt ohne Speis und Trank, ſucht keine Lagerſtatt;
Er klagt, und iſt des Lebens ſatt.
Indeß befiehlt die Zeit, ſie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr ſchwarzes Brautkleid an;
Der Wittwer tritt bethränt an ihren Sarg hinan.
Was? fängt er plötzlich an zu fluchen,
Was Henker, was ſoll dieſes ſeyn?
Für eine todte Frau ein Brautkleid auszuſuchen?
Geſetzt, ich wollte wieder freyn:
So müßt ich ja ein neues machen laſſen.
Ihr Leute kränkt ihn nicht, acht, holt ein ander Kleid,
Und laßt dem armen Wittwer Zeit!
Er wird ſich mit der Zeit ſchon faſſen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künſte,
Warf vom durchſichtigen Geſpinſte
Die Spinne manchen finſtern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück:
So aufgebläht, wie ein Pedant,
Der iſt, von ſeinem Werth erhitzet,
In Werken ſeiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben ſitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen ſchießt.
Der Seidenwurm, den erſt vor wenig Tagen
Der Herr zur Luſt mit ſich ins Haus getragen,
Sieht dieſer Spinne lange zu,
Und fragt zuletzt: Was webſt denn du?
Unwiſſender! läßt ſich die Spinn erbittert hören,
Du kannſt mich noch durch ſolche Fragen ſtören?
Ich webe für die Ewigkeit!
Doch kaum ertheilte ſie den trotzigen Beſcheid:
So reißt die Magd, mit Borſten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebſt der Ewigkeit.

* * *

Die Kunſt ſey noch ſo groß, die dein Verſtand beſitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn ſie der Welt nicht nützet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als Andrer Müßiggang.

Die

Die Biene und die Henne.

Nun Biene, ſprach die träge Henne,
Dieß muß ich in der That geſtehn,
So lange Zeit, als ich dich kenne:
So ſeh ich dich auch müßig gehn.
Du ſinnſt auf nichts, als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht ſo ſehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke ſitzen,
Dann fliege zu dem Roſenſtrauch.
Wär ich, wie du, ich thät es auch.
Was brauchſt du Andern viel zu nützen?
Genug, daß wir ſo manchen Morgen
Mit Eyern unſer Haus verſorgen.

O! rief die Biene, ſpotte nicht!
Du denkſt, weil ich bey meiner Pflicht
Nicht ſo, wie du bey einem Eye,
Aus vollem Halſe zehnmal ſchreye:
So, denkſt du, wär ich ohne Fleiß.
Der Bienenſtock ſey mein Beweis,
Wer Kunſt und Arbeit beſſer kenne,
Ich, oder eine träge Henne?
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen,
So ſind wir nicht auf uns bedacht;
Wir ſammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.

Macht unſer Fleiß kein groß Geräuſch,
Und ſchreyen wir bey warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neſte, heiſch:
So präge dir es itzund ein:
Wir haſſen allen ſtolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muß in Roſt und Kuchen
Fleiß, Kunſt, und Ordnung unterſuchen.
Auch hat uns die Natur beſchenkt,
Und einen Stachel eingeſenkt,
Mit dem wir die beſtrafen ſollen,
Die, was ſie ſelber nicht verſtehn,
Doch meiſtern, und verachten wollen:
Drum, Henne! rath ich dir, zu gehn.

* * *

O Spötter, der mit ſtolzer Miene,
In ſich verliebt, die Dichtkunſt ſchilt;
Dich unterrichtet dieſes Bild.
Die Dichtkunſt iſt die ſtille Biene;
Und willſt du ſelbſt die Henne ſeyn:
So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragſt, was nützt die Poeſie?
Sie lehrt, und unterrichtet nie.
Allein wie kannſt du doch ſo fragen?
Du ſiehſt an dir, wozu ſie nützt:
Dem, der nicht viel Verſtand beſitzt,
Die Wahrheit, durch ein Bild, zu ſagen.

Der ſüße Traum.

Mit Träumen, die uns ſchön betrügen,
Erfreut den Timon einſt die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er ſieht, aus ſeines Bettes Mitte
Steigt ſchnell ein großer Schatz herauf;
Und ſchnell baut er aus ſeiner Hütte
Im Schlafe ſchon ein Luſtſchloß auf.
Sein Vorſaal wimmelt von Clienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht izt auf ſich verziehn.
Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timons Glück vollkommen machen;
Denn träumend ſieht er ſich geliebt.
Er ſieht von Doris ſich umfangen,
Und ruft, als dieß ihm träumt, vergnügt;
Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich beſiegt?
Sein Schlafgeſelle hört ihn lallen;
Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen,
Und macht, daß ſich ſein Traum verliert.
Freund, ruft er, laß dich nicht betrügen,
Es iſt ein Traum, ermuntre dich!
O böſer Freund! um welch Vergnügen,
Klagt Timon ängſtlich, bringſt du mich!

Du macheſt, daß mein Traum verſchwindet;
Warum entziehſt du mir die Luſt?
Genug, ich hielt ſie für gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewußt.

* * *

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienſtbefliſſenheit:
Oft ſeyd ihr unſrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unſre Lehrer ſeyd.
Wer heißt euch uns den Irrthum rauben,
Den unſer Herz mit Luſt beſitzt?
Und der, ſo heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder ſchadt, als nützt.
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meiſten Arten von Vergnügen
Entſtehen, weil man dunkel ſieht.
Was denkt der Held bey ſeinen Schlachten?
Er denkt, er ſey der größte Held.
Gönnt ihm die Luſt, ſich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Muth entfällt.
Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
Und laßt das arme Weib dabey.
Was glaubt der Ehmann von Liſetten?
Er glaubt, daß ſie die Keuſchheit iſt.
Er irrt; ich wollte ſelber wetten;
Doch ſchweigt, wenn ihr es beſſer wißt.

Was denkt der Philoſoph im Schreiben?
Mich lieſt der Hof, mich ehrt die Stadt!
Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Luſt zum Denken hat.
Durchſucht der Menſchen ganzes Leben,
Was treibt zu groſſen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Troſt zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein ſüßer Wahn.
Genug, daß wir dabey empfinden!
Es ſey auch tauſendmal ein Schein!
Sollt aller Irrthum ganz verſchwinden.
So wär es ſchlimm, ein Menſch zu ſeyn.

Der Reiſende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zevs, bey ungeſtümen Wetter,
Um ſtille Luft und Sonnenſchein.
Umſonſt! Zevs läßt ſich nicht bewegen;
Der Himmel ſtürmt mit Wind und Regen;
Denn ſtürmiſch ſollt es heute ſeyn.

Der Wandrer ſetzt, mit bittrer Klage,
Daß Zevs mit Fleiß die Menſchen plage,
Die ſaure Reiſe mühſam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wütet,
Und ſchnell ihm, ſtill zu ſtehn, gebietet;
So oft ertönt ein Läſterwort.

Ein naher Wald ſoll ihn beſchirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In dieſem Holze zu entgehn;
Doch eh der Wald ihn aufgenommen:
So ſieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen ſtehn.

Der Räuber greift nach ſeinem Bogen,
Den ſchon die Näſſe ſchlaff gezogen;
Er zielt, und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen ſind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren ſoll.

O Thor! läßt Zevs ſich zornig hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt ich dir Sonnenſchein gegeben:
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
O! Jüngling, iſt die Furchtſamkeit;
Was helfen dir die ſüßen Triebe
Bey einer ſtummen Schüchternheit?
Du liebſt, und willſt es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu geſtehn;
Was deine Lippen ihr nicht ſagen,
Soll ſie in deinen Augen ſehn.
Im Stillen trägſt du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an,
Und wünſcheſt, daß ſie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht ſagen kann.
Du hörſt nicht auf, ſie hoch zu achten,
Und ehrſt ſie durch Beſcheidenheit;
Sie fühlt, und läßt dich dennoch ſchmachten,
Und wartet auf Beſtändigkeit.
Sie läßt dich in den Augen leſen,
Wie viel dir dieſer Vorzug nützt;
Erſt liebt ſie dein beſcheidnes Weſen,
Und endlich den, der es beſitzt.
Ein Jahr verfliegt; O! lacht des Blöden,
Was hat er denn für ſeine Müh?
Er darf mit ihr von Liebe reden,
Und wagt den erſten Kuß auf Sie.
Ein Jahr! Und noch kein größer Glücke?
In Wahrheit, das iſt lächerlich.
Warum rief er, beym erſten Blicke,
Nicht gleich: Mein Kind, ich liebe dich!

Da lob ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wißt von keiner langen Pein;
Ihr laßt euch bey der Schönen melden,
Ihr kommt, und ſeht, und nehmt ſie ein,
Und euern Muth recht zu beſeelen,
Den ihr bey eurer Liebe fühlt;
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einſt Jesmin ſehr ſchnell erhielt.

◆ ◆ ◆

Ein junger Menſch, der gütigſt wollte,
Daß jedes ſchöne Kind die Ehre haben ſollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu ſeyn;
Jesmin, ſah Sylvien, das heißt, ſie nahm ihn ein.
Er ſah ſie in dem Fenſter liegen,
Ward ſchnell beſiegt, und ſchwur, ſie wieder zu beſiegen.
Die halbe Nacht verſtrich, daß mein Jesmin nicht ſchlief;
Er ſann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach, und trug die hellſten Flammen
In Einen Brief aus zwanzigen zuſammen.
Der Brief ward fortgeſchickt, und für ſein baares Geld
Ward auch der Brief getreu beſtellt.
Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, vom Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier, und ſchreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen ſeine Quaal,

Er redt von ſtrengen Liebeskerzen,
Von Augenſonnen, heiß an Pein,
Von Tygermilch, von diamantnen Herzen,
Und von der Hoffnung Nordlichtſchein;
Und ſchwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich, bey Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.

Getroſt, Jesmin, verſiegle deinen Brief!
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief;
So wird der Schönen Herz, eh Nacht und Tag verflieſſen,
Von deines Briefes Glut erweicht zerſchmelzen müſſen.
Der Brief wird fortgeſchickt, und richtig überbracht.
Jesmin thut manch Gebet an Venus kleinen Knaben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht!
Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eiſen haben;
Doch welcher Baum fällt auf den erſten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb;
Und ihre Sprödigkeit iſt ein verſtelltes Weſen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu leſen.
Wie könnte ſie dem heiſſen Flehn,
Und, da ſie ihn ohnlängſt geputzt geſehn,
Der reichen Weſte widerſtehn?

Ich weis noch Einen Rath, und dieſer Rath wird glücken;
Durch Verſe kann man ſehr entzücken:

In Verſen, mein Jesmin, in Verſen ſchreib an Sie;
Siegſt du durch Verſe nicht, Jesmin! ſo ſiegſt du nie.
Er folgt. O wünſcht mit mir, daß ihm die Reime fließen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebahr!
Was konnte man auch anders ſchließen,
Da ſeine Proſa ſchon ſo hoch und feurig war?

Kaum hatte Sylvia das Heldenlied geleſen;
So kam auch ſchon ein Gegenbrief.
Man ſtelle ſich nur vor, wie froh Jesmin geweſen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegen lief!
Die ſchlaue Magd grüßt ihn galant.
Er ſteht und hält den Brief entzückt in ſeiner Hand,
Und brennet vor Begier, den Innhalt bald zu wiſſen,
Und kann vor Zärtlichkeit ſich dennoch nicht entſchlieſſen,
Das kleine Siegel abzuziehn;
Er drückt den Brief an ſich, er drückt und küſſet ihn.
Die Magd kriegt ein Piſtol, und ſchwört, ihm treu zu bleiben.
Allein was ſtund in dieſem Schreiben,
Als es Jesmin froh auseinander ſchlug?
Kein Wörtchen mehr, als dieß: Mein Herr, Sie ſind nicht klug!

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Denn Hannchen war ein ſchönes Kind.
Allein je reizender die loſen Mädchen ſind,
Um deſto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drey Jahre liebt er ſie;
Allein umſonſt war alle Müh.
Was that er endlich? Er verreiſte,
Und gieng, (was kann wohl ärgers ſeyn?)
Gieng, ſag ich, mit dem böſen Geiſte
Ein Bündniß an dem Blocksberg ein;
Ein Bündniß, daß er ihm zwey Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen ſollte.
Sie werden hurtig eins, und ſchließen ihren Kauf;
Der böſe Geiſt giebt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt ſehr oft belogen,
Und Doctor Fauſten ſelbſt betrogen:
So hielt er doch ſein Wort genau.
Frontin ward Hannchens Mann, und ſie ward ſeine Frau.

Doch eh vier Wochen ſich verlieren:
So fängt Frontin ſchon an, den Schwarzen zu citiren.
Ach! ſpricht er, da der Geiſt erſcheint,
Ach! darf ich, lieber böſe Feind,

Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwey Jahre, wie du weißt, zu dienen;
Und dieß erfüll ich auch genau.
Doch willſt du mir mein Hannchen wieder nehmen:
So ſoll mein Dienſt ein Jahr verlängert ſeyn.
Der Böſe will ſich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Friſt noch zweymal ein;
Denn, ſprach er bey ſich ſelbſt, ſo arg du immer biſt:
So weis ich doch, daß Hannchen ärger iſt.

Der gütige Beſuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geiſt,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt:
Die mit Gewalt es haben wollten,
Daß Kluge närriſch werden ſollen;
Ein ſolcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Beſuch zu geben.
O! rief er, welch ein traurig Leben!
Wie? ſchlafen Sie denn nicht bey ihren Büchern ein?
So ſind Sie denn ſo ganz allein,
Und müſſen gar vor langer Weile leſen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich ſo geſchwind.

Ich bin, ſprach der Poet, noch nie allein geweſen,
Als ſeit der Zeit, da Sie zugegen ſind.

Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts, als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einſt die Schulden quälten,
Das Glück um ſeinen Beyſtand an.
Das Glück, das ſeine liebſten Gaben
Sonſt immer für die Leute ſpart,
Die von den Gütern beßrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entſchloß ſich dennoch auf ſein Flehn,
Dem wackern Manne beyzuſtehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verſcharrte Schätze finden.
Er ſieht darauf in kurzer Zeit
Von ſeinen Schuldnern ſich befreyt.
Doch iſt ihm wohl die Noth benommen,
Da, ſtatt der Schuldner, Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, ſo oft er ißt,
Kömmt einer, der ihn durſtig küßt,
Nach ſeinem Wohlſeyn ängſtlich fraget,
Und ihn mit Höflichkeit und Liſt,
Mit Loben und Bewundern plaget,
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, ſaget.
O Glücke! rief Aret, ſoll eins von beiden ſeyn;
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befreyn:
So will ich mich von Schuldnern lieber haſſen,
Als mich von Schmeichlern lieben laſſen.
Vor jenen kann man doch zuweilen ſicher ſeyn;
Doch dieſe Brut ſchleicht ſich zu allen Zeiten ein.

Damokles.

Glaubt nicht, daß bey dem größten Glücke
Ein Wütrich jemals glücklich iſt;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bey aller Herrlichkeit ſtört ihn des Todes Schrecken,
Und läßt ihn nichts, als theures Elend, ſchmecken.

* * *

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einſtens glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß ſein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dieß Damokles einſt gethan;
Fieng Dionys zu dieſem Schmeichler an:
So ſehr mein Glück dich eingenommen,
So kennſt du es doch unvollkommen;
Doch ſchmeckteſt du es ſelbſt, wie würde dichs erfreun!
Willſt du einmal an meiner Stelle ſeyn?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.

Ein goldner Stul wird ſchnell für ihn herbeygebracht.
Er ſitzt, und ſieht auf beiden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wolluſt ausgedacht.

Von Purpur prangen alle Wände,
Gold ſchmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! ſo eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu ſeyn.
Ein Wort! ſo fliegt die Menge ſchöner Knaben,
Und ſucht den Ruhm, dieß Wort vollſtreckt zu haben.

Von Wolluſt ſüß berauſcht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt ſich Damokles für beglückt.
O Hoheit! ruft er aus, könnt ich dich ewig ſchmecken!
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein ſcharfes Schwerdt an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt ſein Herz mit Schrecken;
Er ſieht die drohende Gefahr
Nah über ſeinem Haupte ſchweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er ſieht nicht mehr auf ſeines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den ſchmackhaften Speiſen,
Er hört nicht mehr der Sänger ſanfte Weiſen.
Ach! fängt er zitternd an zu ſchreyn:
Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich ſeyn!

Die beiden Hunde.

Daß oft die allerbeſten Gaben
Die wenigſten Bewundrer haben,
Und daß der größte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält;
Dieß Uebel ſieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieſer Peſt?
Ich zweifle, daß ſich dieſe Plage
Aus unſrer Welt verdringen läßt.
Ein einzig Mittel iſt auf Erden!
Allein es iſt unendlich ſchwer:
Die Narren müßten weiſe werden,
Und ſeht! ſie werdens nimmermehr.
Nie kennen ſie den Werth der Dinge.
Ihr Auge ſchließt, nicht ihr Verſtand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil ſie das Gute nie gekannt.

◆ ◆ ◆

Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der Eine von den beiden Thieren,
Joli, verſtund die Kunſt, ſich luſtig aufzuführen,
Und wer ihn ſah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge,
Und ſpielte voller Ungeſtüm.
Man lobte ſeinen Scherz, belachte ſeine Sprünge;
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!

Oft biß er mitten in dem Streicheln;
So falſch und boshaft war ſein Herz!
Gleich fieng er wieder an zu ſchmeicheln:
Dann hieß ſein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt und ſchrie:
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen;
Er hieß der luſtige Joli.
Mit ihm vergnügte ſich Liſette,
Er ſprang mit ihr zu Tiſch und Bette;
Und beide theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Luſtbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.
Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Weſen,
Zum Witze nicht erſehn, zum Scherze nicht erleſen,
Sehr ernſthaft von Natur; doch wachſam um das Haus,
Gieng öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er ſtirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli ſtirbt auch. Da fließen Thränen!
Seht! ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarſchaft bezeiget ihren Schmerz.
So gilt ein Biſchen Witz mehr, als ein gutes Herz!

Selinde.

Das ſchönſte Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich alſo ſagen mag,
Schön, wie das Morgenroth, und heiter, wie der
Tag;
Selinde ſoll ſich malen laſſen.
Sie weigert ſich; der Maler ließ nicht nach;
Er bat, bis ſie es ihm verſprach,
Und ſchwur, ſie recht getreu zu faſſen.
Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt?
Ich hätte ſie umſonſt gemalt;
Und hätt ich ja was fordern ſollen,
So hätt ich Küſſe fordern wollen.

So ſchön Selinde wirklich war,
So ſchön, und ſchöner nicht, ſtellt ſie der Maler dar;
Die kleinſte Miene muß ihm glücken,
Das Bild war treu, und ſchön, bis zum Entzücken;
So reizend, daß es ſelbſt der Maler hurtig küßt,
So bald ſein Weib nicht um ihn iſt.

Der Maler bringt ſein göttliches Geſicht.
Selinde ſieht es an, erſchrickt, und legt es nieder.
„Hier nehm er ſein Gemälde wieder,
„Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
„Wer hieß ihn ſo viel Schmeicheleyen,
„Und ſo viel Reiz auf meine Bildung ſtreuen?
„Erdichtet iſt der Mund, verſchönert iſt das Kinn.
„Kurz, nehm er nur ſein Bildniß hin;

„Ich mag nicht ſchöner ſeyn, als ich in Wahrheit bin.
„Vielleicht wollt er die Venus malen:
„Von dieſer laß er ſich bezahlen.“
So iſt ſie denn allein das Kind,
Das ſchön iſt, ohn es ſeyn zu wollen?
Wie viele kenn ich nicht, die wirklich häßlich ſind,
Und die wir mit Gewalt für engliſch halten ſollen!
Der Maler nimmt ſein Bild, und ſagt kein einzig Wort,
Geht trotzig, wie ein Künſtler, fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen,
Und ſo ein ſchönes Kind verklagen?
Er klagt. Selinde muß ſich ſtellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urtheil fällen!
O! fahrt ſie nicht gebietriſch an;
So ſehr ſie Unrecht hat, ſo edel iſt ihr Wahn.
Hier kömmt ſie ſchon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch geſehn?
Der ganze Rath erſtaunt vor dieſem ſchönen Kinde,
Und ſein Erſtaunen preiſt ſie ſchön.
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Geſichte;
Man ſah aufs Bild; doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original;
Und jeder rief, ſie iſt getroffen!
O! ſprach ſie ganz beſchämt, wie könnt ich dieſes hoffen?
Er hat mich viel zu ſchön gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.

Selinde, hub der Richter an,
Kein Maler konnt euch treuer malen.
Er hat nach ſeiner Pflicht gethan,
Abbittend ſollt ihr ihn bezahlen.
Doch weil ihr von euch ſelbſt nicht eingenommen
ſeyd:
So geht nicht unbelohnt von dieſem Richterplatze;
Empfangt ein Heyrathsgut aus dem gemeinen
Schatze,
Zum Lohne der Beſcheidenheit.

O weiſer Mann, der dieſes ſpricht!
Gerechter iſt kein Spruch zu finden;
Du, du verdienſt ein ewig Lobgedicht,
Und wärſt du jung, verdienteſt du Selinden!
Selinde geht. Der Beyfall folgt ihr nach;
Man ſprach von ihr gewiß, wenn man von Schö-
nen ſprach;
Je mehr ſie zweifelte, ob ſie ſo reizend wäre,
Um deſto mehr erhielt ſie Ehre.

* * *

Je minder ſich der Kluge ſelbſt gefällt:
Um deſto mehr ſchätzt ihn die Welt.

Der

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn! ſprach er, um dich zu verſorgen,
Hab ich vor langer Zeit einſt einen Schatz verborgen;
Er liegt — Hier ſtarb der Vater ſchon.
Wer war beſtürzter, als der Sohn?
Ein Schatz! (So waren ſeine Worte,)
Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
Wo find ich ihn? Er ſchickt nach Leuten aus,
Die Schätze ſollen graben können,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.

Nach viel vergeblichem Bemühen
Heißt er die Fremden wieder ziehen,
Sucht ſelber in dem Hauſe nach,
Durchſucht des Vaters Schlafgemach,
Und findt mit leichter Müh (wie groß war ſein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

* * *

Vielleicht, daß mancher eh die Wahrheit finden ſollte,
Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit ſuchen wollte.

Und mancher hätte ſie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, ſie wäre tief verſteckt.
Verborgen iſt ſie wohl; allein nicht ſo verborgen,
Daß du der finſtern Schriften Wuſt,
Um ſie zu ſehn, mit tauſend Sorgen,
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
Verlaß dich nicht auf fremde Müh,
Such ſelbſt, ſuch aufmerkſam, ſuch oft; du findeſt ſie.
Die Wahrheit, lieber Freund! die alle nöthig haben,
Die uns, als Menſchen, glücklich macht,
Ward von der weiſen Hand, die ſie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt; nicht tief vergraben.

Monime.

Monime.

Durch ſchöner Glieder Reiz, durch Schönheit des Verſtands,
Erwarb Monime ſich den Beyfall Griechenlands;
So manches Buhlers Herz beſiegten ihre Blicke,
Mit Wolluſt ſah er ſie, beſchämt wich er zurücke.
Denn war Monime ſchön: ſo war ihr Herz zugleich
An Unſchuld, wie ihr Blick an Geiſt und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunſch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb ſelbſt den Buhler an, daß er ſie mehr verehrte.
Arm war ſie von Geburt, und zart von Leidenſchaft,
Mit Schmeichlern ſtets umringt; und blieb doch tugendhaft?
Doch bringt Geſchenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredſamkeit wird ſie nicht widerſtehen.

Ein Prinz aus Pontus iſts, der große Mithridat,
Der mit entbrannter Bruſt ſich zu Monimen naht;
Ein König ſeufzt und fleht. Zu ſchmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bey dieſem Glück Monimens Tugend wanken?

Prinz, fieng ſie herzhaft an, du ſcheinſt durch mich gerührt,
Und rühmſt den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur für dieſen Schmuck der Jugend,
Die Schönheit gab ſie mir; und ich gab mir die Tugend;

Nicht jene macht mich ſtolz, nein! dieſe macht mich kühn;
Sey tauſendmal ein Prinz: umſonſt iſt dein Bemühn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen,
Nur, als Gemahl, wirſt du Monimens Herz gewinnen.

So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn.
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigſte Gewinn,
Des Hofes Kunſt und Liſt, nichts konnte ſie bezwingen;
Der Prinz muß für ihr Herz ihr ſelbſt die Krone bringen.

O welch ein ſeltnes Glück! von niederm Blut entſtehn,
Und aus dem Staube ſich bis zu dem Thron erhöhn!
Wie lange, großes Glück! wirſt du ihr Herz vergnügen?
Wie lange?

Mithridat hofft Rom noch zu beſiegen;
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der ſiegen will, fängt an, beſiegt zu fliehn;
Rom ſetzt ihm ſiegreich nach, ſein Land wird eingenommen.
Doch ſoll das ſtolze Rom Monimen nicht bekommen,
Eh dieß der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav eröffnet ihr, was Mithridat gebot.

So, ruft ſie, raubt mir auch die Hoheit noch das Leben?
Die für entrißne Ruh mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich ungeliebt, durch Reue mich gequält,
Daß ich den Niedrigſten mir nicht zum Mann erwählt?
Sie reißt den Hauptſchmuck ab, um ſtolz ſich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem ſich um den Hals zu ſchlingen:
Allein das ſchwache Band erfüllt ihr Wünſchen nicht,
Es reißt, und weigert ſich der ſo betrübten Pflicht.
O, ruft ſie, Schmuck! den ich zu meiner Pein getragen,
So gar den ſchlimmſten Dienſt willſt du mir noch verſagen?
Sie wirft ihn vor ſich hin, tritt voller Wuth darauf,
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Der unſterbliche Autor.

Ein Autor ſchrieb ſehr viele Bände,
Und ward das Wunder ſeiner Zeit;
Der Journaliſten gütge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er ſah, vor ſeinem ſanften Ende,
Faſt alle Werke ſeiner Hände
Das ſechſtemal ſchon aufgelegt,
Und ſich, mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer ſpaniſchen Perücke
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widerſprechern ſicher,
Und ſchrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entſeelt:
Und das Verzeichniß ſeiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drey Bogen und drey Seiten ein.
Man las nach dieſes Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtſamkeit;
Und ſeht, das Wunder ſeiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und ſeine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war bloß berühmt geweſen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn geleſen.

* * *

Berühmt zu werden, iſt nicht ſchwer,
Man darf nur viel für kleine Geiſter ſchreiben;
Doch bey der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, ſeicht am Geiſt, in ſtrenger Lehrart ſchreiben.

Der grüne Eſel.

Wie oft weis nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tauſend Thoren zu beſchämen!
Neran, ein kluger Narr, färbt einen Eſel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gaſſen durchzuziehn;
Er zieht, und jung und alt erſcheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Eſel, zeiſiggrün! der rothe Füße hat!
Das muß die Chronik einſt den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unſrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gaſſen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenſter aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Eſel ſehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Eſel gehn.
Man lief die beiden erſten Tage
Dem Eſel mit Bewundrung nach.
Der Kranke ſelbſt vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Eſel ſprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterinn mehr von dem ſchwarzen Schaf;
Vom grünen Eſel hört man ſingen,
Und ſo geräth das Kind in Schlaf.
Drey Tage waren kaum vergangen:
So war es um den Werth des armen Thiers geſchehn,
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Eſel mehr zu ſehn.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Und ſo bewundernswerth er anfangs allen ſchien:
So dacht itzt doch kein Menſch mit einer Sylb an ihn.

* * *

Ein Ding mag noch ſo närriſch ſeyn,
Es ſey nur neu; ſo nimmts den Pöbel ein:
Er ſieht, und er erſtaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht;
Denn ſie verſteht die Kunſt, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Der baroniſirte Bürger.

Des kargen Vaters ſtolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für ſein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm ſich vor, ein großer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebietriſchen Geberden
Der Großen zuverſichtlich nach.
Bald wünſcht er ſich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürſten umzugehn;
Bald wünſcht er ſich das Glück, dereinſt vor einem Heere
Mit Lorbern des Eugens zu ſtehn.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Anſehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?

Indeſſen war er doch Baron;
Und ſein Verdienſt, die Million,
Ließ ſich, zu alles Volks Entzücken,
In Läufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte ſich und ſein Gefolg mit Gold,
Und brüſtete ſich mehr in ſeiner Staatscaroſſe,
Als die daran geſpannten Roſſe.

Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um ſeine Gnade bat,
Und alles, was ſein Stolz begonnte,
Recht unverſchämt bewundern konnte,

Der kam ſo gleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt, und ihn beſtahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daß er des Aegus Augen hätte.

Was braucht es mehr, als Stolz und Unverſtand,
Um Millionen durchzubringen?
Unſichrer iſt kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
Den Wolluſt, Pracht und Stolz zu ihren Dienſten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bey ſeinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward ſinnreich im Verſchwenden,
Und ſah in kurzer Zeit ſein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daß Aeltern ihre Kinder haſſen,
Wofern ſie ihnen nichts, als Reichthum, hinterlaſſen.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer ſtack in Schulden,
Und klagte dem Philet ſein Leid.
Herr! ſprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
Indeſſen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier, ſpricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du biſt ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handſchrift borgen.

Ein Jahr, und noch ein Jahr verſtreicht;
Kein Schiffer läßt ſich wieder ſehen.
Wie? ſollt er auch Phileten hintergehen,
Und ein Betrüger ſeyn? Vielleicht.

Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und ſeht, hier ſind zweyhundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich, nehmt ſie an;
Ihr ſeyd ein gar zu wackrer Mann.

O! ſpricht Philet, ich kann mich nicht beſinnen,
Daß ich dir jemals Geld geliehn.
Hier iſt mein Rechnungsbuch, ich wills zu Rathe ziehn;
Allein ich weis es ſchon, du ſteheſt nicht darinnen.

Der Schiffer ſieht ihn an, und ſchweigt betroffen ſtill,
Und kränkt ſich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft, und kömmt mit voller Hand zurücke.
Hier, ſpricht er, iſt der Reſt von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt ſie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dieß Glücke dank ich euch allein;
Und wollt ihr ja recht gütig ſeyn:
So leiht mir wieder funfzig Gulden.

Hier, ſpricht Philet, hier iſt dein Geld!
Behalte deinen ganzen Segen:
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn ſeiner Treue wegen.
Sey du mein Freund! Das Geld iſt dein;
Es ſind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
Die ſollen deinen Kindern ſeyn.

Menſch!

* * *

Menſch! mache dich verdient um Andrer Wohlergehen;
Denn was iſt göttlicher, als wenn du liebreich biſt!
Und mit Vergnügen eilſt, dem Nächſten beyzuſtehen,
Der, wenn er Groſsmuth ſieht, groſsmüthig dankbar iſt!

Das Schickſal.

O Menſch! was ſtrebſt du doch den Rathſchluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willſt du die Abſicht finden,
Die der Unendliche bey ſeiner Schickung führt?
Du ſiehſt bey Dingen, die geſchehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;
Und hoffeſt doch den Grund zu ſehen,
Warum das, was geſchah, geſchicht?
Die Vorſicht iſt gerecht in allen ihren Schlüſſen.
Dieß ſiehſt du freylich nicht bey allen Fällen ein;
Doch wollteſt du den Grund von jeder Schickung wiſſen:
So müßteſt du, was Gott iſt, ſeyn.
Begnüge dich, die Abſicht zu verehren,
Die du zu ſehn, zu blöd am Geiſte biſt;
Und laß dich hier ein jüdiſch Beyſpiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weiſen Gründen fließt,
Und, wenn dirs grauſam ſcheint, gerechtes Schickſal iſt.

* * *

Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ewgen Rath,
Der unſer Schickſal lenkt, um größre Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er ſollte von den Höhen,
Worauf er ſtund, hinab ins Ebne ſehen.

Hier floß ein klarer Quell. Ein reiſender Soldat
Stieg bey dem Quell von ſeinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort;
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an dieſen Ort.
Er fand den Geldſack bey dem Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn, und entwich;
Worauf nach eben dieſer Stelle
Ein Greis gebückt an ſeinem Stabe ſchlich.
Er trank, und ſetzte ſich, um auszuruhen, nieder;
Sein ſchweres Haupt ſank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Laſt vergaß.
Indeſſen kam der Reuter wieder,
Bedrohte dieſen Greis mit wildem Ungeſtüm,
Und forderte ſein Geld von ihm.

Der Alte ſchwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reuter flucht und droht,
Und ſticht zuletzt, mit vielen Wunden,
Den armen Alten wütend todt.

Als Moſes dieſes ſah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannſt du inne werden,
Wie in der Welt ſich alles billig fügt;
Denn wiß: es hat der Greis, der itzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einſt erſchlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davon getragen.

Liſette.

Ein junges Weib, ſie hieß Liſette;
Dieß Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weis man wohl, wie junge Weiber ſind;
Drum durft ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er ſie verlaſſen hätte;
Denn laßt ein Weib ſchön, wie Cytheren, ſeyn,
Wenn ſie die Blattern hat: ſo nimmt ſie nicht mehr ein.
Hier ſizt der gute Mann zu ſeiner größten Pein,
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kiſſen oft zu rechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beßrung flehn;
Und gleichwohl war ſie nicht mehr ſchön.
Ich hätt ihn mögen beten ſehn.
Der arme Mann! Ich weis ihm nicht zu rathen:
Vielleicht beſinnt er ſich, und thut, was andre thaten.
Ein krankes Weib braucht eine Wärterinn;
Und Lorchen ward dazu erleſen,
Weil ihr Liſettens Eigenſinn
Vor andern längſt bekannt geweſen.
Sie trat ihr Amt dienſtfertig an,
Und wußte ſich in allen Stücken,
Gut in die kranke Frau zu ſchicken,
Und auch in den geſunden Mann.
Sie war beſorgt, gefällig, jung und ſchön,
Und alſo ganz geſchickt, mit beiden umzugehn.
Was thut man nicht, um ſich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?

Der Mann ſieht Lorchen an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nichts anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es iſt dein großes Glücke,
Daß du nicht ſehen kannſt; dein Mann thut recht galant;
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen ſchon vorher gekannt,
Und ſie mit Fleiß zur Wärterinn ernannt.
Ja, wenn ſie bloß durch Blicke redten;
So möcht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man ſie einander küſſen ſehn.
Er kömmt, und klopft ſie in den Nacken,
Und kneipt ſie in die vollen Backen;
Sie wehrt ſich ganz bequem, bequem wie eine Braut,
Und findet bald für gut, ſich weiter nicht zu wehren.
Sie küſſen ſich recht zärtlich und vertraut;
Allein ſie küßten gar zu laut.
Wie konnt es anders ſeyn? Liſette mußt es hören.
Sie hörts, und fragt: was ſchallt ſo hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen ſchnell,
Es iſt ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz,
Und will ſich nicht zufrieden geben.
Ach! ſpricht ſie, lieber Mann, wie redlich meynts dein Herz!
O! gräme dich doch nicht! ich bin ja noch am Leben.

Die Verſchwiegenheit.

O Doris! wärſt du nur verſchwiegen;
So wollt ich dir etwas geſtehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen . . .
Doch nein, ich ſchweige, ſprach Tiren.
Wie? rief die ſchöne Schäferinn,
Du zweifelſt noch, ob ich verſchwiegen bin?
Du kannſt mirs ſicher offenbaren:
Ich ſchwör, es ſolls kein Menſch erfahren.

Du kennſt, verſetzt Tiren, die ſpröde Sylvia,
Die ſchüchtern vor mir floh, ſo oft ſie mich ſonſt ſah.
Ich komme gleich von dieſer kleinen Spröden;
Doch ach! ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär um ihre Gunſt, und um mein Glück gethan,
Wenn Sylvia dereinſt erführe,
Daß . . . Dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre.

So liebt ſie dich? fuhr Doris fort.
Ja wohl! Doch, ſage ja kein Wort!
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
Und itzt von ihr den erſten Kuß bekommen.
Tiren, ſprach ſie zu mir, mein Herz ſey ewig dein;
Doch Eines bitt ich dich, du mußt verſchwiegen ſeyn.
Daß wir uns günſtig ſind, uns treu und zärtlich küſſen,
Braucht niemand auf der Flur, als ich und du, zu wiſſen.

Drum bitt ich, Doris, ſchweige ja!
Sonſt flieht und haßt mich Sylvia.

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris ſchweigen?
Ja, die Verſchwiegenheit iſt allen Schönen eigen.
Geſetzt, daß Doris auch es dem Damöt vertraut;
Was iſt es denn nun mehr? Sie ſagt es ja nicht laut.

Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand, und fragt,
Was ihr ſein Freund, Tiren, geſagt?

Damöt! du weiſt ja wohl, was wir zu reden pflegen,
Du kennſt den ehrlichen Tiren;
Es war nichts wichtiges, ſonſt würd ich dirs geſtehn.
Er ſagte mir ... Verlang es nicht zu wiſſen;
Ich hab es ihm verſprechen müſſen,
Daß ich zeitlebens ſchweigen will.

Damöt wird traurig, ſchweiget ſtill,
Umarmt ſein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferinn erſchrickt, daß ſie Damötens Kuß
So unvollkommen ſchmecken muß.
Du zürneſt, ruft ſie, mein Getreuer?
O! zürne nicht, ich will es dir geſtehn:
Die ſpröde Sylvia ergiebt ſich dem Tiren,
Und hat ihm itzt, in ihrem Leben,
Den allererſten Kuß gegeben;
Allein du mußt verſchwiegen ſeyn.

Damöt verſprichts. Kaum iſt Damöt allein:
So fühlt er ſchon die größte Pein,
Sein neu Geheimniß zu bewahren.
Ja! fängt Damöt zu ſingen an:
Ich will es keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küſſe nimmt, und Küſſe giebt;
Du, ſtummer Buſch, nur ſollſt's erfahren,
Wen Sylvia verſtohlen liebt.

Doch ach! In dieſem Buſch war unſre Sylvia,
Die ſich durch dieſes Lied beſchämt verrathen ſah;
Und eine Heimlichkeit ſo laut erfahren mußte,
Die, ihrer Meynung nach, nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft, und ſucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach, Schäfer, ach! wie wird dirs gehn!
Mich, fängt ſie an, ſo zu betrüben!
Dich, Plaudrer, ſollt ich länger lieben?

Und kurz: Tiren verliert die ſchöne Schäferinn,
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
Ja, ſpricht Damöt, ich muß es ſelber ſagen,
Daß ich nicht wenig ſtrafbar bin;
Allein, wie kannſt du mich den größten Schwätzer nennen?
Du haſt ja ſelbſt nicht ſchweigen können!

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das ſie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug ſoll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verſtehn;
Und jedes folgt, ſo bald ſie nur gebietet,
Denn ſie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie ſieht den Teich, den ſie noch nicht geſehen;
Sie läuft hinein, ſie badet ſich.
Wie, kleines Thier! Du ſchwimmſt? Wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Waſſer gehen?
Wirſt du ſo jung das Schwimmen ſchon verſtehen?

Die Henne läuft mit ſtruppichtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt ſie das Waſſer ſcheun.
Doch nichts erſchreckt den Muth der Ente;
Sie ſchwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum ſie denn ſo ängſtlich ſchreyt?

* * *

Was dir Entſetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen;
Der kann mit Luſt zu Felde liegen,
Und dich erſchreckt der bloße Name, Held.
Der ſchwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterſt ſchon auf angebundnen Fähren,
Und ſiehſt den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für deſſen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr beſtimmt,
Dem hat ſie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von ſo viel böſen Dingen,
Die uns um die Geſundheit bringen!
Doch nöthig iſts, daß man ſie kennen lernt.
Je mehr wir ſolcher Quellen wiſſen,
Woraus Gefahr und Unheil flieſſen;
Um deſto leichter wird das Uebel ſelbſt entfernt.

* * *

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulvitia, ein junges ſchönes Weib,
Gieng munter zum Beſuch, krank aber kam ſie wieder,
Und fiel halb todt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? Vergißt ihr Blut den Lauf?
Geſchwind löſt ihr die Schnürbruſt auf!
Geſchwind! doch läßt ſich dieß erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!

Der arme Mann ſchwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht beſtürzt ihn dieſe Noth.
Zu früh iſts, nach der Gattinn Tod
Im erſten Jahre ſich zu ſehnen.
Er ſchickt nach einem Arzt. Ein junger Aeſculap
Erſcheint ſo gleich in vollem Trab,

Und ſetzt ſich vor das Krankenbette,
Vor dem er ſich ſo eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein ſichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls; und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiſte nach, was ſein Receptbuch ſagt,
Und läßt, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.

Er ſchreibt. Der Diener läuft. Indeſſen ruft der Mann
Den ſo erfahrnen Arzt bey Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor ſieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch ich Ihnen nicht zu ſagen;
„Sie wiſſen ſchon, es zeigt viel gutes an,
„Wenn ſich die jungen Weiber klagen.“

Den Mann erfreut ein ſolcher Unterricht.
Die Nacht verſtreicht, der Trank iſt eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht;
Drum muß der zweyte Doctor kommen.

Er kömmt. Geduld! Nun werden wirs erfahren.
Was iſts? was fehlt der ſchönen Frau?
Der Doctor ſieht es ganz genau,
Daß ſich die Blattern offenbaren.

Sulvitia! erſt ſollſt du ſchwanger ſeyn?
Nun ſollſt du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte ſchweigt, und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß ſich doch betrügen.

Nein, überlaßt ſie der Natur,
Und dem ihr ſo getreuen Bette;
Geſetzt, daß ſie die ſchlimmſte Krankheit hätte:
So iſt ſie nicht ſo ſchlimm, als eure Cur.

Geduld! Vielleicht geneſt ſie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er ſie hundertmal, obs noch nicht beſſer iſt?
Ach! ungeſtümer Mann, du nöthigſt ſie zum Sprechen!
Wie? wird ſie nicht das Reden ſchwächen?
Sie ſpricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörſt du ſchon,
Daß ſich die Schmerzen ſtets vergrößern.
Bald wird es ſich mit deiner Gattinn beſſern!
Der Tod, der Tod bringt ſchon herein,
Sie von der Marter zu befreyn!

Wer pocht? Es wird der Doctor ſeyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuſchlagen.
Er kömmt, ſo ſtammelt ſie, er kömmt zu rechter Zeit;
Iſt dieß vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er ſieht, ſo werd ich bald erblaſſen.
Doch hätte mich der Himmel leben laſſen:
So hätt ich mir ein ſolches Kleid beſtellt,
Von ſolchem Stoff, als er, er wirds ſchon wiſſen,
Für meine Freundinn machen müſſen;
Es iſt nichts ſchöners auf der Welt.

Als ich zuletzt Beſuch gegeben:
So trug ſie dieſes neue Kleid:
Doch geh er nur. O kurzes Leben!
Es iſt doch alles Eitelkeit!

O faſſe dich, betrübter Mann!
Du hörſt ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verſchwinden!
Der Athem wird ſich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpitia liegt noch darnieder,
Und dankt ihm ſeufzend für den Gruß.
Allein wer ſagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geſchlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit!
Dieß iſt der Stoff, dieß iſt das reiche Kleid.
Allein was ſoll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.

Ach Engel! ſpricht der Mann, bey ſanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
Könnt ich dich nur geſund in dieſem Schmuck erblicken.
O! fängt ſie an, ſo krank ich bin:

So kann ich Ihnen doch, mein Liebſter, nichts verſagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute ſehn,
Wie mir das neue Kleid wird ſtehn.

Man bringt den Schirm, und ſie verläßt das Bette,
So ſchwach, als ob ſie ſchon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt ſie an, geputzt trinkt ſie Caffee.
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid geweſen,
Und durch das Kleid muß ſie geneſen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt!

Der gute Rath.

Ein junger Menſch, der ſich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorſchlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen ſollte?
Freund, ſprach der Greis, das weis ich nicht.
So gut man wählt, kann man ſich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib bloß zum Vergnügen:
So wählet euch ein ſchön Geſicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch ſtrebt ihr durch die Frau nach einem hohen Range:
Nun ſo vergeßt, daß beßre Mädchen ſind,
Wählt eines großen Mannes Kind,
Und unterſucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagts, um euch nach Wunſche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier ſchwieg der Alte lachend ſtill.
Ach! ſprach der junge Menſch, das will ich ja nicht wiſſen;
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müſſen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen . . .
O! fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine nehmen.

Die

Die beiden Mädchen.

Zwey junge Mädchen hofften beide,
Worauf? Gewiß auf einen Mann;
Denn dieß iſt doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngſte Schweſter, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt ein rund Geſicht, und eine zarte Haut;
Doch eine ſehr gezwungne Miene.
So feſt geſchnürt ſie immer gieng,
So viel ſie Schmuck ins Ohr, und vor dem Buſen hieng,
So ſchön ſie auch ihr Haar zuſammen rollte:
So ward ſie doch bey alle dem,
Je mehr man ſah, daß ſie gefallen wollte,
Um deſto minder angenehm.

Die andre Schweſter, Caroline,
War im Geſichte nicht ſo zart:
Doch frey und reizend in der Miene,
Und liebreich mit gelaſſner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt;
Und ſelbſt ihr Reiz ſchien, ſolche zu verlangen.
Sie putzte ſich nicht mühſam aus,
Sie pralte nicht mit theuren Koſtbarkeiten.
Ein artig Band, ein friſcher Straus,
Die über ihren Ort, den ſie erlangt, ſich freuten,

Und eine nach dem Leib wohl abgemeßne Tracht,
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freyer kam: man wies ihm Philippinen;
Er ſah ſie an, erſtaunt, und hieß ſie ſchön:
Allein ſein Herz blieb frey, er wollte wieder gehn,
Kaum aber ſah er Carolinen:
So blieb er vor Entzückung ſtehn.

* * *

Im Bilde dieſer Frauenzimmer
Zeigt ſich die Kunſt und die Natur:
Die erſte pralt mit weit geſuchtem Schimmer,
Sie feſſelt nicht; ſie blendet nur:
Die andre ſucht durch Einfalt zu gefallen.
Läßt ſich beſcheiden ſehn; und ſo gefällt ſie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre ſuchte, malte,
Ließ einen Kenner einſt den Mars im Bilde ſehn,
Und bat ſich ſeine Meynung aus.
Der Kenner ſagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht ſchön zu ſeyn,
Weit minder Kunſt verrathen ſollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner ſtritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenſchein.
O! rief er, bey dem erſten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meiſterſtücke!
Ach welcher Fuß! O, wie geſchickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in dieſem Bilde.
Wie viele Kunſt, wie viele Pracht,
Iſt in dem Helm, und in dem Schilde,
Und in der Rüſtung angebracht!

Der Maler ward beſchämt gerühret,
Und ſah den Kenner kläglich an.
Nun, ſprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.

Der junge Geck war kaum hinaus:
So ſtrich er ſeinen Kriegsgott aus.

* * *

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt:
So iſt es ſchon ein böſes Zeichen;
Doch wenn ſie gar des Narren Lob erhält:
So iſt es Zeit, ſie auszuſtreichen.

Fabeln
und
Erzählungen.
Zweytes Buch.

Die beiden Schwalben.

Zwo Schwalben ſangen um die Wette,
Und ſangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die Eine ſchrie, daß ſie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre ſich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie ſoll den Streit entſcheiden;
Und beide ſtimmen herzhaft an.
Nun, hieß es: ſprich, wer von uns beiden
Am meiſterlichſten ſingen kann?
Das weis ich nicht, ſprach ſie beſcheiden,
Und ſah ſie ganz mitleidig an,
Und wollte ſich nach ihrer Höhe ſchwingen.
Doch nein, ſie ſuchten ihr den Ausſpruch abzuzwingen.
So, ſprach ſie, will ichs denn geſchehn:
Die kann ſo gut, wie jene, ſingen,
Doch ſingt, ſo lang ihr wollt, es ſingt doch keine ſchön.
Hört man das Lied geiſtreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen.

* * *

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
O! wenn wir euch doch friedſam machen könnten!
Ihr zankt, wer beſſer denkt? Laßt keinen Streit entſtehn.
Wir wollen keinen von euch kränken;
Der Eine kann ſo gut, wie jener, denken;
Doch keiner von euch denket ſchön.

Ihr Schwätzer! zankt nicht um die Gaben
Der geiſtlichen Beredſamkeit.
So lange wir Mosheime haben:
So ſehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr beredte Kinder ſeyd.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gründlichen, o bleibt in Ruh!
Du demonſtrirſt wie er, und er ſo fein, wie du;
Allein ſo lange wir Leibnitze vor uns haben:
So hört euch keine Seele zu.
O! zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unſrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein ſo lange wir noch Hagedorne haben:
So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen ſeyd.

Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt, mich deucht, ſie lag in Griechenland,
Drang einſt der Feind, von Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raſerey,
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch ein Angſtgeſchrey
Erregten nicht der Weiber blaſſe Schaaren!
Man ſtelle ſich nur vor, wenn tauſend Weiber ſchreyn,
Was muß das für ein Lärmen ſeyn!
Ich zittre ſchon, wenn zwey nur ſchreyn.

Sie liefen mit zerſtreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen ſchon, vor Angſt halb todt,
Sich vor dem Feldherrn der Barbaren,
Und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgeſammt um ihrer Männer Leben.
So hats von tauſenden nicht Eine Frau gegeben,
Die ſich gewünſcht, des Mannes los zu ſeyn?
Von tauſenden nicht Eine? Nein.
Nun, das iſt viel; da muß, bey meinem Leben!
Noch gute Zeit geweſen ſeyn.

So hart, als auch der Feldherr war:
So konnt er doch dem zauberiſchen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerſtehen.
Denn welchen Mann, er ſey auch zehnmal ein Barbar,

Weis nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt ſich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General ſeyn mögen,
Vor dem der Weiber Schaar ſo kläglich ſich vereint;
Ich hätte wie ein Kind geweint,
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau zu ihrer Ruh
Den Mann, und Einen noch dazu,
Wenn ſies von mir verlangt, gegeben.

Allein ſo gar gelind war dieſer Feldherr nicht.
Ihr Schönen! fängt er an und ſpricht. . . .
Ihr Schönen? Dieſes glaub ich nicht:
Ein harter General wird nicht ſo liebreich ſprechen.
Was willſt du dir den Kopf zerbrechen?
Genug! er hats geſagt. Ein alter General
Hat, dächt ich, doch wohl wiſſen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie ſeyn es, oder nicht, kann meine Schönen nennen.

Ihr Schönen, ſprach der General,
Ich ſchenk euch eurer Männer Leben;
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geſchmeide geben;
Und die Ein Stück zurück behält,
Verliert den Mann vor dieſem Zelt.

Wie? fiengen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geſchmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß der General war dennoch ein Tyrann.

Was halfs, daß er, ihr Schönen! ſagte,
Da er die Schönen doch ſo plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur Eine zagte:
So holten ſie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dieß noch nicht genug.
Er ließ nicht eh nach ihren Männern ſchicken,
Als bis ſie einen Eid gethan,
(Der General war ſelbſt ein Ehemann)
Bis, ſag ich, ſie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.
  O welche Wolluſt! Welch Entzücken!
Vergebens wünſch ichs auszudrücken,
Mit welcher Brünſtigkeit die Frau den Mann umfieng!
Mit was für ſehnſuchtsvollen Blicken
Ihr Aug an ſeinem Auge hieng!
  Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben ſtehen,
Um ihren Feinden nachzuſehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
Iſt die Geſchichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth.
Sie grämten ſich, und durftens doch nicht ſagen.
Wer wirds, den Eid zu brechen, wagen?
Genug der Kummer trat ins Blut.
Sie legten ſich; drauf ſtarben in zehn Tagen,
Des Lebens müd und ſatt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böſe General!

Der ſterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Chriſtophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor ſeinem Sterben
Sah er ſich ganz betrübt nach ſeinem Chriſtoph um.
Sohn! fieng er an, mich quält ein trauriger Gedanke;
Du haſt Verſtand, wie wird dirs künftig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Käſtchen mit Juwelen ſtehn,
Die ſollen dein. Nimm ſie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.

Der Sohn erſchrack und ſtutzte lange.
Ach Vater! hub er an, wenn ich ſo viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?
Er? fiel der Vater ihm ins Wort,
Für Görgen iſt mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch ſeine Dummheit fort.

Der junge Dreſcher.

Dem Dreſcher, der im weichen Gras
Vor ſeinem Topf, mit Milch und ſchwarzem Brodte, ſaß,
Dem wollte ſeine Milch nicht ſchmecken.
Er fieng verdrießlich an, ſich in das Gras zu ſtrecken,
Dacht ängſtlich ſeinem Schickſal nach,
Und dehnte ſich dreymal, und ſprach:
Du biſt ein ſchlechter Kerl, du haſt kein eignes Dach,
Und mußt dich Tag vor Tag mit deinem Flegel plagen!
Du thätſt ja gern mit deinem Schatze ſchön;
Allein, du Narr, mußt in der Scheune ſtehn,
Und kannſt nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn,
Und einen Krug mit Bier und deine Mieke ſehn.
Du biſt noch jung, und kannſt hübſch leſen und hübſch ſchreiben,
Und wollteſt ſtets ein Dreſcher bleiben?
Des Schulzens Tochter iſt dir gut,
Iſt reich und kann ſich hübſch geberden:
So nimm ſie doch. Du kannſt, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden:
Alsdann ißt du dein Stücke Fleiſch in Ruh,
Und trinkſt dein gutes Bier dazu,
Und haſt gleich nach dem Pfarr die Ehre . . .
O! wenn ich doch ſchon Schulze wäre!

Indem Hanns noch ſo ſprach, kam ſeine Schöne her.
Sie that, als käme ſie nur ſo von ungefähr;

Allein ſie kam mit Fleiß, weil ſie ihn ſprechen wollte,
Und er verwegen ſeyn, und ſie recht herzen ſollte;
Denn Mädchen, wenn ſie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Hanns zieht die Schöne ſanft zu ſich ins Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Latz, ſchielt öfters auf ihr Mieder,
Faſt wie ein junger Herr; nur mit dem Unterſcheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fieng an, ſie recht verliebt zu küſſen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz davon,
Und ward, wie viele noch auf dieſem Dorfe wiſſen,
Des reichen Schulzen Schwiegerſohn.
Kaum hatt er ſie: ſo ward der Alte ſchon
Durch ſchnellen Tod der Welt und ſeinem Dorf entriſſen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüſſen?
Wen anders, als den Schwiegerſohn?

Er eilt ins Amt, kömmt bald und freudig wieder,
Und wirft ſich auf die Bank, als Schulz im Dorfe, nieder.

So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student,
Nach einem glücklichen Examen,
Sich ſelbſt vor trunkner Luſt nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in ſeiner Schöne Namen,
Nach einem tiefen Compliment,
Das erſtemal Herr Doctor nennt:

So wußt auch Hanns vor großer Freude
Nicht, wo er Händ und Füße ließ,
Als ihn Schulmeiſters Adelheide
Das erſtemal Herr Schulze hieß.

Wie glücklich pries er ſich in ſeiner Ehrenſtelle!
Er aß ſein Fleiſch, und that den Gäſten oft Beſcheid.
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle:
Denn welches Amt iſt wohl davon befreyt?
Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf ſich Herr Hanns verdrießlich auf die Stelle,
Auf der er ſich ſein Glück erfreyt,
Und oft gewünſcht: „Wenn ich doch Schulze wäre!“
Ich, fieng er zu ſich ſelber an,
Ich habe Haus, und Hof, und Ehre,
Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.
Bald ſoll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red und Antwort geben;
Da fährt mich denn der Amtmann an,
Und heißt mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teufliſchen Soldaten,
Und fluchen mir die Ohren voll.
Bald weis ich mir bey den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu rathen,
Die ich dem Landknecht ſchaffen ſoll.
Die Bauern brummen, wenn ich ſtrafe:
Und ſtraf ich nicht; ſo lachen ſie mich aus.
Sonſt ſtörte mich kein Menſch im Schlafe,
Itzt pocht mich jeder Narr heraus,

Und, wenn es niemand thut, ſo hunzt die Frau
mich aus.
O wäre mirs nur keine Schande!
Ich griffe nach dem erſten Stande,
Und ſtürb als Dreſcher auf dem Lande.

* * *

Wer weis, ob mancher Große nicht
Im Herzen, wie der Schulze ſpricht?
Wer weis, wie viele ſonſt zu Fuße ruhig waren,
Die itzund mißvergnügt in ſtolzen Kutſchen fahren?
Wer weis, ob manches Herz nicht viel zufriedner
ſchlug,
Eh es der Fürſten Gunſt an einem Bande trug?
O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
Daß ihr die Ruh nicht durch den Stand gewinnt!
Lernt doch, daß die am mindſten glücklich ſind,
Die euch am meiſten glücklich ſcheinen!

Die glückliche Ehe.

Gedankt ſey es dem Gott der Ehen!
Was ich gewünſcht, hab ich geſehen:
Ich ſah ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bey gleicher Lieb und gleicher Treue,
In kluger Ehe glücklich war.

Ein Wille lenkte hier zwo Seelen.
Was ſie gewählt, pflegt er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch ſie:
Ein Fall, wo Andre ſich betrübten,
Stört ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.

Da ihn kein Eigenſinn verführte,
Und ſie kein eitler Stolz regierte:
So herrſchte weder ſie, noch er.
Sie herrſchten; aber bloß mit Bitten.
Sie ſtritten; aber wenn ſie ſtritten,
Kam bloß ihr Streit aus Eintracht her.

So wie wir, eh wir uns vermählen,
Uns unſre Fehler klug verhelen,
Uns falſch aus Liebe hintergehn:
So ließen ſie auch in den Zeiten
Der zärtlichſten Vertraulichkeiten
Sich nie die kleinſten Fehler ſehn.

Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm, wie der erſte, ſie noch ein.
Sie ſtarben. Wenn? ‥ Wie kannſt du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonſt würden dieß nur Fabeln ſeyn.

Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die ſchon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten ſich, aus aller Macht,
Auf allen Bier- und Brandtweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Spahn,
Woran der Andre ſich den Tabak angezündet,
Aus Haß den ſeinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten ſie einander an.
Und jeder wollte bloß den Andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.

Man rieth, und wußte lange nicht,
Warum ſie ſolche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte ſichs denn offenbaren,
Warum ſie, ſeit ſo vielen Jahren,
So heidniſch unverſöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brodtneid? War ers nicht?
Nein. Dieſer ſang: Verwahrt das Feuer und das Licht;
Allein ſo ſang der Andre nicht.
Er ſang: Bewahrt das Feuer und das Licht!

Aus dieſer ſo verſchidnen Art,
An die ſich beid im Singen zänkiſch banden;
Aus dem verwahrt und dem bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß, und Rach, und
Wuth entſtanden.

* * *

Die Wächter, hör ich viele ſchreyn,
Verfolgten ſich um ſolche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren ſeyn.
Ihr Herren! ſtellt die Reden ein,
Ihr könntet ſonſt unglücklich ſeyn!
Wißt ihr denn nichts von ſo viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweyten?

Das Kutſchpferd.

Ein Kutſchpferd ſah den Gaul den Pflug im Acker ziehn,
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
Wenn, ſprach es, und fieng an, die Schenkel ſchön zu heben,
Wenn kannſt du dir ein ſolches Anſehn geben?
Und wenn bewundert dich die Welt?
Schweig, rief der Gaul, und laß mich ruhig pflügen:
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld;
Wo würdeſt du den Haber kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

* * *

Die ihr die Niedern ſo verachtet,
Vornehme Müßiggänger, wißt,
Daß ſelbſt der Stolz, mit dem ihr ſie betrachtet,
Daß euer Vorzug ſelbſt, aus dem ihr ſie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet iſt.
Iſt der, der ſich und euch durch ſeine Hand ernährt,
Nichts Beſſers, als Verachtung werth?
Geſetzt, du hätteſt beßre Sitten:
So iſt der Vorzug doch nicht dein.
Denn ſtammteſt du aus ihren Hütten:
So hätteſt du auch ihre Sitten.
Und was du biſt, und mehr, das würden ſie auch ſeyn,
Wenn ſie, wie du, erzogen wären.
Dich kann die Welt ſehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Die

Die Fliege.

Daß alle Thiere denken können,
Dieß ſcheint mir ausgemacht zu ſeyn.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Aeſopus hats geſagt, Fontaine ſtimmt mit ein.
Wer wird auch ſo mißgünſtig ſeyn,
Und Thieren nicht dieß kleine Glücke gönnen,
Aus dem die Welt ſo wenig macht?
Denk oder denke nicht, darauf giebt niemand acht.

* * *

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunſt mit ewgem Stolze blickte,
Dich ſchnell zum Beyfall zwang, und gleich dafür entzückte,
Und wenn ſie dich durch Schmuck beſtürzt gemacht,
Mit edler Einfalt ſchon dich wieder zu dir brachte;
In dieſem Bau voll Ordnung und voll Pracht
Saß eine finſtre Flieg auf einem Stein, und dachte.
Denn daß die Fliegen ſtets aus finſtern Augen ſehn,
Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
Und oft die flache Stirne falten,
Kömmt bloß daher, weil ſie ſo viel verſtehn,
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So ſaß auch hier die weiſe Fliege.
Ein halbes Dutzend ernſte Züge
Verfinſterten ihr Angeſicht.
Sie denkt tiefſinnig nach und ſpricht:
Woher iſt dieß Gebäud entſtanden?
Iſt außer ihm wohl jemand noch vorhanden,

Der es gemacht? Ich ſehs nicht ein.
Wer ſollte dieſer Jemand ſeyn?
Die Kunſt, ſprach die bejahrte Spinne,
Hat dieſen Tempel aufgebaut.
Wohin auch nur dein blödes Auge ſchaut,
Wird es Geſetz und Ordnung inne:
Und dieß beweiſt, daß ihn die Kunſt gebaut.
Hier lachte meine Fliege laut.
Die Kunſt? ſprach ſie ganz höhniſch zu der Spinne;
Was iſt die Kunſt? Ich ſinn und ſinne,
Und ſehe nichts, als ein Gedicht.
Was iſt ſie denn? Durch wen iſt ſie vorhanden?
Nein, dieſes Mährchen glaub ich nicht.
Lern es von mir, wie dieſer Bau entſtanden:
Es kamen einſt von ungefähr
Viel Steinchen Einer Art hieher,
Und fiengen an, zuſammen ſich zu ſchicken.
Daraus entſtand der große hohle Stein,
In welchem wir uns beid erblicken.
Kann was begreiflicher als dieſe Meynung ſeyn?

* * *

Der Fliege können wir ein ſolch Syſtem vergeben:
Allein daß große Geiſter leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefähr zum Urſprung geben,
Und lieber zufallsweiſe leben,
Als einen Gott zum Thron erheben;
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man ſie nicht für Narren hält.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu ſehn,
(Erzählte mir mein Freund,) beſchloß ich auszugehn.
Ich gieng vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir gieng ein reicher reicher Mann,
Der, ſeiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden,
Nebſt dem, was er damit die Meſſe durch gewann,
Und was er, wenns ihm glücken ſollte,
Durch den Gewinnſt nun noch gewinnen wollte,
In ſchweren Ziffern überſann.

Herr Orgon gieng vor mir, (ich geb ihm dieſen Namen,
Weil ich den ſeinen noch nicht weis:)
Er gieng; doch eh wir noch zu unſerm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alter ſchwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb ſeine war,
Sein ehrlich fromm Geſicht, ſein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünſten redte.
Ach! ſprach er, ach erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durſt zu ſtillen,
Ich will euch künftig gern nicht mehr beſchwerlich ſeyn;
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunſch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreun:
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne ſeyn!

So ſprach der Greis; allein was ſprach der Reiche?
Ihr ſeyd ein ſo bejahrter Mann,
Ihr ſeyd ſchon eine halbe Leiche,
Und ſprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverſchämter alter Mann!
Müßt ihr denn noch erſt Brandtwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu ſinken?
Wer in der Jugend ſpart, der darbt im Alter nicht. . . .
Drauf gieng der Geizhals fort. Ein Strom ſchamhafter Zähren
Floß von des Alten Angeſicht. . . .
O Gott! du weiſts! Mehr ſprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angſt den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier ſtillen wollte,
Und gieng, damit er mich nicht weinen ſehen ſollte:
Allein er rufte mich zurück.
Ach! ſprach er mit noch naſſem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben.
Es iſt ein gar zu groſſes Stück.
Ich bring euch nicht darum, gebt mir ſo viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!
Ihr, ſprach ich, ſollt es alles haben;
Ich ſeh, das ihrs verdient: trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?
Er ſagte mir das Haus. Ich gieng am andern Tage
Nach dieſem Greis, der mir ſo redlich ſchien,
Und that im Gehn ſchon manche Frag an ihn.
Allein, indem ich nach ihm fragte,

War er ſeit einer Stunde todt.
Die Mien auf ſeinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er geſtern redte.
Ein Pſalmbuch und ein wenig Brodt
Lag neben ihm auf ſeinem harten Bette.
O! wenn der Geizhals doch den Greis geſehen hätte,
Mit dem er ſo unchriſtlich redte,
Und der vielleicht ihn izt bey Gott verklagt,
Daß er vor ſeinem Tod ihm einen Trunk verſagt!

So ſprach mein Freund und bat, die Müh auf mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geizhals zu beſchämen.
Wiewohl ein Mann, der ſich zu keiner Pflicht,
Als für das Geld, verſteht, der ſchämt ſich ewig nicht.

Calliſte.

O Leſer! ſtelle dir mit zärtlichem Gemüthe
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz ſich längſt ein edelmüthig Chor
Entzückter Jünglinge bemühte;
Die ſtell itzt deinem Geiſte dar,
Und fühl es recht, wie ſchön ſie war.

Die, deren Schickſal ich erzähle,
Calliſte, groß durch ihren Stand,
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil ſie ſich nicht wohl befand,
Und weil der Doctor ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs erſten Wundarzt holen.

Er, dieſer ſo berühmte Mann,
Der ſchmachtend ingeheim Calliſtens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tauſend Freuden an.
Er kam. O wär er nie gekommen!
Er nimmt den weißen Arm, und ſtreift ihn ängſtlich auf,
Und forſcht, von Lieb und Ahndung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf,
Und ſtreift in trunkner Angſt den Arm noch vielmal auf.

Calliſtens Freundinn ſieht ihn zagen,
Und ſagts ihr, (heimlich ſagt ſies ihr.)
O! ſpricht ſie: Laſſen Sie den Herrn nur ruhig ſchlagen,
Und ſchlüg er zweymal fehl: ſo werd ich doch nichts ſagen,
Ich weis, er meynt es gut mit mir.
Der Arzt ſprach noch, das wollen wir nicht hoffen,
Und ſchlug, und rief: O unglückſelger Schlag!
Ich habe ja den Puls getroffen!
Und taumelte, bis er danieder lag.

Sie, noch für den beſorgt, (kann man was Edlers denken?)
Der ſo gefährlich ſie verletzt,
Verbot ihm oft, ſich nicht um ſie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bey allem Schmerz geſetzt:
Doch dieß war nur geringes Leiden.
Die Aerzte ſahn nunmehr die tödtliche Gefahr,
Und wurden grauſam eins, den Arm ihr abzuſchneiden,
Weil ſonſten keine Rettung war:
Und ohne ſich darüber zu beklagen,
Reicht ſie den Arm, den ſchönen Arm ſchon dar,
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der Schuld an dieſem Unglück war.

So ward der Schöne denn das Leben
Für den Verluſt des Arms gegeben?

So war das Leben denn für ſo viel Schmerz der Lohn?
Sieh nur den Doctor an, ſein Schrecken ſagt dirs ſchon!
Er ſieht den Brand, und ſpricht mit bangem Ton:
Sie können länger nicht, als noch drey Tage leben!

O Gott, wie kurz iſt dieſe Friſt!
Ihr Aerzte helft ihr doch, wenn ihr zu helfen iſt!

Auch hier blieb noch das große Herz gelaſſen.
So, ſprach ſie, ſterb ich denn? Wohlan! Er iſt nicht Schuld.
Er würde gern für mich erblaſſen:
Gott hats verhängt; Gott ehr ich durch Geduld,
Und bin bereit, den Augenblick zu ſterben;
(Der Wundarzt trat indem herein,)
Sie aber, fuhr ſie fort, ſetz ich hiemit zum Erben
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten ſonſt unglücklich ſeyn!
Sie ſprachs, und ſchlief großmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe ſah ein Paar geſchickte Knaben
Im Bret einmal die Dame ziehn,
Und ſah auf jeden Platz, den ſie dem Steine gaben,
Mit einer Achtſamkeit, die ſtolz zu ſagen ſchien,
Als könnt er ſelbſt die Dame ziehn.
Er legte bald ſein Mißvergnügen,
Bald ſeinen Beyfall an den Tag;
Er ſchüttelte den Kopf izt bey des Einen Zügen,
Und billigte darauf des Andern ſeinen Schlag.
Der Eine, der gern ſiegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geſchickt zu ziehn;
Der Affe ſtieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen ſollte.
Doch welchen Stein ſoll ich denn ziehn,
Wenn dus ſo gut verſtehſt? ſprach der erzürnte Knabe.
Den, jenen, oder dieſen da,
Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daß er ſich fragen ſah,
Und ſprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja.

* * *

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob ſie das, was du verſtehſt, verſtünden:
So frage ſie um Rath. Sind ſie mit ihrem Ja
Bey deinen Fragen hurtig da:
So kannſt du mathematiſch ſchlieſſen,
Daß ſie nicht das Geringſte wiſſen.

Der Bauer und ſein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hanns einſt mit auf Reiſen nahm,
Und der, Trotz ſeinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreiſt zu lügen, wieder kam,
Gieng, kurz nach der vollbrachten Reiſe,
Mit ſeinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverſchämtſte Weiſe.
Zu ſeinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverſchämte Knabe,
Ihr mögt mirs glauben, oder nicht:
So ſag ich euchs, und jedem ins Geſicht,
Daß ich einſt einen Hund bey - - Haag geſehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der - - ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd.

Das, ſprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge ſehn.
Wir, zum Exempel, gehn itzunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirſt du eine Brücke ſehn,
(Wir müſſen ſelbſt darüber gehn,)
Die hat dir manchen ſchon betrogen;
(Denn überhaupt ſolls dort nicht gar zu richtig ſeyn,)
Auf dieſer Brücke liegt ein Stein,
An dem ſtößt man, wenn man denſelben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht ſogleich das Bein.

Der Bub erſchrack, ſo bald er dieß vernommen.
Ach! ſprach er, lauft doch nicht ſo ſehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß ſagt ich, daß er geweſen wär?
Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, itzt fällt mirs ein, war erſt ein halbes Jahr,
Allein das wollt ich wohl beſchwören,
Daß er ſo groß, als mancher Ochſe, war.
Sie giengen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen ſchlug das Herz. Wie konnt es anders ſeyn?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er ſah nunmehr die richteriſche Brücke,
Und fühlte ſchon den Beinbruch halb.
Ja Vater, fieng er an, der Hund, von dem ich redte,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte:
So war er doch viel größer, als ein Kalb.
Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dirs gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geſchwind.
Ach Vater! ſpricht er, ſeyd kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund geſehen.
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen:
Der Hund war nur ſo groß, wie alle Hunde ſind.

* * *

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen ſich erkühnt.
Lüg auch, und mehr, als er, und ſuch ihn zu beſchämen:
So machſt du dich um ihn und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bey Hofe war;
Bey Hofe? Was? bey Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieſer Ehre?
Ich wüßte nicht, was ein Poet,
Ein Menſch, der nichts vom Recht und Staat verſteht,
Was der bey Hofe nöthig wäre?
Was ein Poet bey Hofe nöthig iſt?
Ja, Freund, du haſt wohl Recht zu fragen.
Mich ärgerts, daß Auguſt zween Dichter gern vertragen,
Die man doch itzt kaum in den Schulen lieſt.
Was iſts denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! Gar nichts, der Eine macht,
Daß man bey Hofe weint, der Andre, daß man lacht.
Das heißt dem Staate trefflich dienen,
Dadurch wird ja kein Groſchen eingebracht!

Doch auf die Sache ſelbſt zu kommen.
Ein Dichter, den der Hof in ſeine Gunſt genommen,
Schlief einſt bey Tag im Louvre ein. . . .
Wie ſo? War er berauſcht? Das kann wohl möglich ſeyn:
Man hat in Frankreich guten Wein,
Und Dichter ſollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund und Kenner ſeyn.
Ich mag die Welt nicht Lügen ſtrafen,
Drum ſag ich weder Ja, noch Nein.

Gnug der Poet war eingeſchlafen,
Und war nicht ſchön, das man wohl merken muß;
Doch gab die Königinn, den Schlaf ihm zu verſüſſen,
Ihm im Vorbeygehn einen Kuß.
Was, rief ein Prinz, den blaſſen Mund zu küſſen?
Blaß, ſprach die Königinn, blaß iſt er, das iſt wahr;
Doch ſagt der Mann mit ſeinem blaſſen Munde
Mehr Schönes oft in Einer Stunde,
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.

Die Mißgeburt.

Frau Orgon! rief die Frau Gevatterinn,
Ach wüßten Sie, wo ich geweſen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein Sie müſſen nicht erſchrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerinn.
Lucinde, daß ichs kurz erzähle,
Lucinde, die ſo ſtolze Seele,
Die uns durch ihren Staat ſo oft beſchämt gemacht,
Erſchrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind, (verzeih mirs Gott!) mit langen Haſenohren,
Ein recht abſcheulich Kind gebohren.
Die ſtolze Frau! ich richte nicht;
Allein ich weis, daß nichts umſonſt geſchicht.
Lucinde wünſcht, daß es verſchwiegen bliebe!
Ich wünſch es ſelbſt aus Menſchenliebe;
Allein die Stadt erfährts, gedenken Sie an mich:
Indeß behalten Sie die Heimlichkeit für ſich.

Frau Orgon eilt von ihr erſchrocken zu Dorinden,
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden,
Und ſchmäht mit ihr die Weiber, die gern ſchmähn.
Wie? ſollte ſie Dorinden nichts erzählen?
Nein, denn ſie fängt ſchon an, ſich beſtens zu empfehlen.
Warum muß der Beſuch ſo bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil beide ſich von nichts zu reden ſchämen.
Deswegen? Nein, das glaub ich nicht.
Wie ſollten dieß ſich Weiber übel nehmen?

Da mancher große Mann, gelehrt von Angeſicht,
Oft Tage lang von nichts mit großen Männern ſpricht.

So iſt Frau Orgon ſchon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht ſie fort.
Doch ſeht, ſie kehrt ſich um: Frau Schweſter, noch ein Wort,
Ein Wort! Es ſoll mich ſehr verlangen,
Ob Sie = =? Lucinde = = Wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott vergieb mir meine Sünde!
Nichts von der Mißgeburt der koſtbaren Lucinde,
Mit welcher ſie die Welt beſchwert?
Hier ſieht man recht die göttlichen Gerichte!
Ein Kind mit härichtem Geſichte,
Das einem Haſen gleicht, und einem Pferdefuß,
Bedenken Sie, wie das erſchrecklich laſſen muß!
Allein Lucinde wills verhelen;
Drum ſagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es iſt ein Sohn.

Dorinde ſagts ihr zu. Und doch ſoll mirs nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, ſo bald ſie kann, erzählen,
Weil jene ſie, zu ſchweigen, bat.
Sie thut es ſo getreu, als es Frau Orgon that.
Erſt hat das Kind nur Haſenohren,
Frau Orgon ſchenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;
Allein Dorinden iſts noch viel zu ſchön gebohren.
Und weil ſie was verbeſſern muß,

Thut ſie dem Kinde den Gefallen,
Und macht ihm noch an beide Hände Krallen.
Eh noch der Nachmittag verſtrich,
Ließ das Geheimniß ſich auf allen Gaſſen hören.
Die alten Mütter kreuzten ſich,
Und ſuchten ſchon recht mütterlich
Durch dieſes Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Menſch, der nicht mit einem Ach!
Von dieſem Wechſelbalge ſprach.
Die Knaben ſtritten ſelbſt mit blutigem Geſichte
Schon für die Wahrheit der Geſchichte.
So bald als dieß der Magiſtrat erfuhr,
Schickt er den Phyſicus nach dieſer Creatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anſtatt den Wechſelbalg zu finden,
Fand er ein wohlgeſtaltes Kind,
An dem die Ohren größer waren,
Als ſie bey andern Kindern ſind.
Das war die Mißgeburt, der man ſo mit gefahren!

* * *

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünſcht ſeyſt du, gemeine Sage!
Die ſchnell mit dem, was ſie zu wiſſen kriegt,
Geheimnißvoll in alle Häuſer fliegt,
Und, wenn ſies dreymal ſagt, vom neuen dreymal lügt.
Ein giftig Weib, was kann die nicht erzählen;
Zumal, wenn es der armen Freundinn gilt;
Ein giftig Weib -- Doch nein, ich mag nicht ſchmählen;
Mich ſchreckt die Redekunſt, mit der ſie Andre ſchilt.

Die Ente.

Die Ente ſchwamm auf einer Pfütze,
Und ſah am Rande Gänſe gehn,
Und konnt aus angebohrnem Witze
Der Spötterey unmöglich widerſtehn.
Sie hob den Hals empor, und lachte dreymal laut,
Und ſah um ſich, ſo wie ein Witzling um ſich ſchaut,
Der einen Einfall hat, und mit Geſchrey und Lachen
So glücklich iſt, ihm Luſt zu machen.

Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb ſtehn.
Was, ſprach ſie, haſt du uns zu ſagen?
„Ach nichts! Ich hab euch zugeſehn,
„Ihr konnt vortrefflich auswärts gehn.
„Wie lange tanzt ihr ſchon? Das wollt ich euch nur fragen.“
Das, ſprach die Gans, will ich dir gerne ſagen;
Allein du mußt mit mir ſpatzieren gehn.

* * *

Ihr Kleinen, die ihr ſtets ſo gern auf Größre ſchmähet,
An ihnen tauſend Fehler ſehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt;
Glaubt, daß an euch der Sumpf, indem ihr euch ſo blähet,
Dieſelben Fehler auch verſteckt.
Und ſollen ſie der Welt, wie euch, unſichtbar bleiben:
So laßt euch nichts daraus vertreiben!

Till.

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um Andre klug zu machen,
Das Amt des Albernen gewählt;
(Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?)
Till Eulenſpiegel zog einmal
Mit Andern über Berg und Thal.
So oft als ſie zu einem Berge kamen,
Gieng Till an ſeinem Wanderſtab
Den Berg ganz ſacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn ſie berganwärts ſtiegen,
War Eulenſpiegel voll Vergnügen.
Warum, fieng einer an, gehſt du bergan ſo froh?
Bergunter ſo betrübt? Ich bin, ſprach Till, nun ſo.
Wenn ich den Berg hinunter gehe:
So denk ich Narr ſchon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
Allein, wenn ich berganwärts gehe:
So denk ich an das Thal, das folgt, und faß ein Herz.

* * *

Willſt du dich in dem Glück nicht ausgelaſſen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern ſo klug, wie Eulenſpiegel, ſeyn,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Cleant.

Cleant.

Cleant, ein lieber Advocat,
Der, wie es ihm nach ſeinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte,
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch ſeinen Witz los proceſſirte,
Half, weil man ihn um ſeinen Beyſtand bat,
Die Unſchuld zweener Diebe retten,
Und brachte ſie, weil er geſchickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur,
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da ſieht mans nun,
Wie man der Welt kann Unrecht thun!
Denn wär er nicht ſo treu die Sache durchgegangen:
So hätte man das arme Paar,
Das ſeiner That faſt überwieſen war,
In aller Unſchuld aufgehangen.
Jtzt waren ſie nun beide frey,
Und dankten ihrem Advocaten
Auf ihren Knien für ſeine Treu,
Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
Noch einen Beutel mit Ducaten;
Und ſchwuren ihm bey ihrer Ehrlichkeit,
Wenn beßre Zeiten kommen ſollten,
Daß ſie für dieſen Dienſt, durch den er ſie befreyt,
Ihn reichlicher belohnen wollten.

Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie ſahn nun, daß ſie nicht nach Hauſe kommen könnten;
Drum gab der Advocat den redlichen Clienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
Weil ſie ſo gut bezahlet hatten.
Dieß kam den Herren gut zu Statten;
Denn ſie bedienten ſich der Nacht,
Und knöbelten den lieben Wirth im Bette,
Und ſtahlen das, was ſie gebracht,
Und ſuchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte.
Drauf giengen ſie zu ihm vors Bette,
Und nahmen höflich gute Nacht.

Der Wuchrer.

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beſchwur es oft, allein durch Gottes Segen.
Und um ſein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hoſpital für arme Fromme baun.

Indem er nun den Bau zu Stande brachte,
Und vor dem Hauſe ſtund, und heimlich überdachte,
Wie ſehr verdient er ſich um Gott und Arme machte:
Gieng ein verſchmitzter Freund vorbey.
Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieſer Freund das Haus bewundern ſollte,
Fragt ihn mit freudigem Geſchrey,
Obs groß genug für Arme ſey?
Warum nicht? ſprach der Freund, hier können viel Perſonen
Recht ſehr bequem beyſammen ſeyn;
Doch ſollen alle die hier wohnen,
Die ihr habt arm gemacht: ſo iſt es viel zu klein.

Der

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten;
Der Tod der Mücke heiſcht mein Lied.
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene ſtarb, und die verſchied.

Sie ſetzte ſich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein;
Entſchloß ſich, that drey gute Züge,
Und ſank vor Luſt ins Glas hinein.

Die Mücke ſah die Freundinn liegen:
Dieß Grabmaal, ſprach ſie, will ich ſcheun.
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.

Allein verblendet von dem Scheine,
Gieng ſie der Luſt zu eifrig nach;
Verbrannte ſich die kleinen Beine,
Und ſtarb nach einem kurzen Ach!

Ihr, die ihr euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen ſelbſt verdarbt!
Ruht wohl, und laßt zu euren Ehren
Mich ſagen, daß ihr menſchlich ſtarbt.

Amynt.

Amynt, der ſich in großer Noth befand,
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler ſchaffen ſollte,
Bat einen reichen Mann, in deſſen Dienſt er ſtand,
Doch dieſesmal ſein Herz vor ihm nicht zu verſchließen,
Und ihm zehn Thaler vorzuſchießen.
Der Reiche gieng des Armen Bitten ein.
Denn gleich aufs erſte Wort? Ach nein!
Er ließ ihn lange troſtlos ſtehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweymal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erſt mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor, und ſchlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böſer Schuldner auf,
Und fuhr ihn, (denn dafür war er ein reicher Mann.)
Bey jeder Poſt gebietriſch ſchnaubend an.
Dann fieng er an ſich zu entſchließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handſchrift gab,
Auf ſechs Procent zehn Thaler vorzuſchießen,
Und dieß Procent zog er gleich ab.
Indeß daß noch der Reiche zählte:
So trat ſein Handwerksmann herein,
Und bat, weils ihm an Gelde fehlte,
Er ſollte doch ſo gütig ſeyn
Und ihm den kleinen Reſt bezahlen.
Ihr kriegt itzt nichts! fuhr ihn der Schuldherr an.
Allein der arme Handwerksmann

Bat ihn zu wiederholten malen,
Ihm die Paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange ſtehen blieb,
Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
„Ein Schelm? dieß wäre mir nicht lieb.
„Ich werde gehn und Sie verklagen;
„Amynt dort häts gehört . . Und eilends gieng der Mann.
Amynt! fieng drauf der Wuchrer an,
Wenn ſie euch vor Gerichte fragen:
So könnt ihr ja mir zu Gefallen ſagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar ſeyn,
Und euch, ſtatt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn.
Denn dieſen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Dieß würde mir ein ewger Verwurf ſeyn.
Kurz, wollet ihr mich nicht, als Zeuge, kränken:
So will ich euch die zwanzig Thaler ſchenken;
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.
Herr, ſprach Amynt, ich habe, ſeit zween Tagen,
Für meine Kinder nicht ſatt Brodt.
Sie werden über Hunger klagen,
So bald ſie mich nur wieder ſehn:
Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewiſſenhaft zu ſeyn.

Herodes und Herodias.

Freund, wer Ein Laſter liebt, der liebt die Laſter alle.
Wer Ein Geſetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem Einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
O! ſprichſt du, welche Sittenlehre
Giebt euch der Geiſt der Schwermuth ein!
Geſetzt, daß ich der Wolluſt dienſtbar wäre,
Werd ich deswegen wohl der Mordſucht eigen ſeyn?
Ich glaub es, lieber Freund, du wirſt es mir verzeihn;
Schrift und Vernunft behaupten dieſe Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Die Hurerey ſey kein Verbrechen,
Wird, wenns dein Vortheil nur begehrt,
Das Wort zugleich der Mordſucht ſprechen.
Auf Einmal wird man nie der größte Böſewicht;
Allein den Grund dazu kann man auf Einmal legen.
Verletze nur mit Vorſatz Eine Pflicht:
So haſt du ſchon das ſchreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchſt du den Geſetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
Doch darfſt du Ein Gebot verletzen:
So ſchwächſt du ja den Grund, auf dem ſie alle ſtehn.
Was kann ſich dir denn widerſetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?

O! merk es doch, noch unſchuldsvolle Jugend!
Ich bitte dich, o merk es dir!
Es giebt nicht mehr, als Eine Tugend,
Und als Ein Laſter neben ihr.
Haſt du den Vorſatz nicht, nach allen heilgen Pflichten
Dich in und außer dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenſchaft;
Dein Herz iſt doch nicht tugendhaft.
So oft dus wagſt, nur Eins von den Geſetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorſatz zu verletzen:
So ſchwächſt du aller Tugend Kraft,
Und biſt bey hundert guten Thaten,
Die Hoffnung, oder Furcht, Ruhm und Natur dir
rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig laſterhaft.
O Jugend! faß doch dieſe Lehren,
Itzt iſt dein Herz geſchickt dazu.
Dem kleinſten Laſter vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey niemand eifriger, als du!
Durch ſie ſteigſt du zum göttlichen Geſchlechte,
Und ohne ſie ſind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erſt des Lebens Anmuth ſchön.
Sie wird bey widrigem Geſchicke
Dich über dein Geſchick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmliſcher Geſtalt zu deiner Seite ſtehn,
Und in die Welt der ſelgen Herrlichkeiten
Den Geiſt, weil ſie ihn liebt, begleiten.

Sie wird dein Schmuck vor jenen Geiſtern ſeyn,
Die ſich ſchon auf dein Glück und deinen Umgang freun.
O Menſch! iſt dir dieß Glück zu klein,
Um ſtrenge gegen dich zu ſeyn?
Nunmehr mag uns ein wahres Beyſpiel lehren,
Wie alle Laſter ſich von Einem Laſter nähren.

* * *

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu, mit dem ſie ſich vermählt,
Und hieng, an ſeines Bruders Seite,
Der Neigung nach, die auch ein Heide ſcheute;
Und die der Hof, der gern mit Worten ſpielt,
Für Zärtlichkeit, und nicht für Unzucht hielt.
Doch laßt die Schmeichler knechtiſch ſprechen.
Johannes kömmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laſter ſtrahlt. Er ſieht es, und ſpricht kühn:
Du haſt des Bruders Weib, dieß, Fürſt, iſt ein Verbrechen!
So redt ein Mann, aus dem der Geiſt der Tugend ſpricht.
Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig.
Er fürchtet Gott mehr, als den König,
Und hält den Muth für ſeine größte Pflicht,
Wenn er zu deſſen Ehre ſpricht,
Von dem mit uns die Könige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.

So dreiſt ſprach Zachariä Sohn;
Allein der Kerker ward ſein Lohn.
Ein Wiederruf könnt ihn daraus erretten;
Doch nein! ein Tugendfreund liegt lieber frey an Ketten,
Als ſklaviſch um der Fürſten Thron.
So frey indeß Johannes auch geſprochen:
So blieb er doch dem Fürſten werth.
Denn ſelber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt;
Ein heimliches Gefühl heißt ihn dieß Herz noch lieben,
Und ſich, daß ers nicht hat, noch haſſen kann, betrüben.
Und alſo ſcheint der Fürſt noch tugendhaft zu ſeyn,
So ſehr ihn auch ſein Laſter eingenommen.
Wenn er unzüchtig iſt, iſt er drum grauſam? Nein;
Doch laßt nur einen Umſtand kommen:
So wird ers doch aus Wolluſt ſeyn.
Kein Laſter herrſcht jemals allein,
Und du begiengſt vielleicht, wie er, das größte,
Wärſt du zum größten nicht zu klein.
Der Fürſtinn Tochter tanzt an einem Freudenfeſte.
Der Hof bewundert ſie. Herodes wird entzückt,
Und fühlt, indem er ſie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut itzt deinem Glücke,
„Und bitte, was du willſt! für meine Lieb und dich
„Iſt nichts zu groß, und nichts zu königlich.“
Die Tochter eilt mit frohen Schritten,
Zu der Herodias, und fragt: was ſoll ich bitten?

„Bitt um des Täufers trotzig Haupt.“
O Gott! wer hätte das geglaubt?
Iſt für ein weiches Herz, und für verbuhlte Blicke,
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
Ein Weib, das ſonſt die kleinſten Schmerzen ſcheut,
Findt, da die Wolluſt ihr gebeut,
Selbſt Wolluſt in der Grauſamkeit,
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?

Herodes hört den Wunſch, erſchrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürſtenſtolz weiſt ihn auf ſein Verſprechen.
Hats nicht der Hof gehört? Biſt du nicht Herr und Fürſt?
Wird ſich Herodias nicht gleich durch Kaltſinn rächen,
Wofern du nicht den Wunſch erfüllen wirſt?
Gebeut, ſprach ſeine Brunſt; und eilig willigt er
In dieſes grauſame Vergnügen.
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüſſel her.

Hier ſiehſt du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
In Einem Laſter alle ſiegen!

Der

Der Freygeiſt.

Ihr, die ihr nach der Tugend ſtrebet;
Ihr, die ihr dem gehorſam ſeyd,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freygeiſt lacht euch aus, daß ihr ſo ſklaviſch lebet.
Was ſucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Iſts möglich, ſich ſo zu betrügen?
Um euch vergnügt zu ſeyn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr ſucht die Ruh, und findt ſie in der Laſt,
Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt.
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle faſt.
Die Freyheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frey zu ſeyn, ſich erſt an Ketten binden.

Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finſtern Köpfen macht;
Folgt der Natur, genießt, was ſie euch ſchenket;
Sucht nichts, als was ihr wünſcht; flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frey, und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die The.... Acht.
Der Pöbel iſt der größte Hauf auf Erden:
Von dieſem reißt euch los. Er weis nicht, was er glaubt,
Hält ſeinen Trieb für unerlaubt,
Und ſieht nicht, daß er ſich ſein Glück aus Milzſucht raubt;
Sonſt würd er nicht ſo abergläubiſch werden.

Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was Viele glauben, glaubet nicht!
Sie glauben es aus Trägheit, nicht zu prüfen;
Doch ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
Was iſt die Schrift? Was lehret ſie?
Ein traurig Leben, reich an Müh,
Und Räzel, die wir aufzuſchlieſſen
Erſt der Vernunft entſagen müſſen.
Was iſt das mächtige Gewiſſen?
Ein Ding, das die Erziehung ſchafft,
Ein heilig Erbtheil aller Blöden;
Doch die, die wiſſen, was ſie reden,
Empfinden nichts von ſeiner Kraft.

Folgt der Natur. Sie ruft; was kann ſie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen ſollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht,
Und ſchuf den Himmel und die Hölle.
Setzt die Vernunft an ihre Stelle:
Was ſeht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein! ein weibiſches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindiſches Geſchwätze.
Was jeden ruhig macht, iſt jedes ſein Geſetze:
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.

Dieß war der Witz, mit dem in ſeinem Leben
Ein Freygeiſt ſein Syſtem erwies;
Die Tugend von dem Throne ſtieß,
Um nur ſein Laſter drauf zu heben.

Sein böſes Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze ſtarb, war oft des Frechen
Spott.

Sein Ende kam. Und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erſchüttert.
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn ſchon zu verſchlingen
ſuchte,
Zerſtörte das Syſtem tollkühner Sicherheit.
Und der, der ſonſt mit ſeinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerſtehn gewagt,
Fieng an, der Magd geduldig zuzuhören,
Und ließ von ſeiner frommen Magd,
Zu der er tauſendmal, du Chriſtlich Thier, geſagt,
Sich widerlegen und bekehren.

So ſtark ſind eines Freygeiſts Lehren!

Das Vermächtniß.

Oront, der in der Welt das große Glück erlebt,
Das Fürſten oft den Hirten laſſen müſſen,
Das Glück, von einem Freund ſich treu geliebt zu wiſſen;
Oront, der ſich dieß Glück, ſo arm er war, erſtrebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt ſah aus verſchiednen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,
Eröffnete dem Kranken die Gefahr,
Und hieß ihn bald ſein Haus beſtellen.

Oront, der ſich nunmehr dem Irdiſchen entziehn,
Und, frey im Geiſt, den Tod erwarten wollte,
Bat, daß man ſeinen Freund ihm eiligſt rufen ſollte.
Sein Freund, ſein Pylades, erſchien.
Ach! ſprach Oront, nach zärtlichem Umfaſſen,
Ich ſterb, und was mir Gott verliehn,
Will ich, mein Freund! dir hinterlaſſen:
Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
Und meine Frau, ſie zu ernähren:
Denn du verdienſt, daß ſie dir angehören.

Die Gutthat.

Wie rühmlich iſts, von ſeinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten ſeyn!
Und lieber minder ſich ergetzen,
Als arme Brüder nicht erfreun.

Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbſchaft zu.
Nun, ſprach ſie, hab ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu.

Sie ſprachs. Gleich ſchlich zu ſeinem Glücke
Ein ſiecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf ſeiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth.
Sie weinte, gieng und gab dem Armen
Ein großes Stück verſchimmelt Brodt.

Der

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem ſehr berühmten Mann,
Der viel vermocht, inſtändig an,
Daß er ſein Glück ihm machen ſollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathſtul offen war,
Dem Gönner eine Bittſchrift dar.
Der Gönner las ſie durch, und las ſie mit Vergnügen.
Es kränkt mich, fieng er an, und nahm ihn bey der Hand,
Daß ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb und ehre den Verſtand:
Sie ſollen dieſes Amt vor allen Andern kriegen.
Er ſprach darauf mit ihm, und was der Jüngling ſprach,
Verrieth den beſten Geiſt, geſchaffen zum Studiren,
Zum größten Amte nicht zu ſchwach,
Und werth, die Andern zu regieren.
Ach! ſprach der Gönner ganz erfreut,
Nun kenn ich Sie; das Amt iſt Ihre;
Und in der größten Freundlichkeit
Gieng er mit ihm bis vor die Thüre.
Hier bot der Jüngling ihm ein großes Goldſtück an,
Um ſichrer noch zu gehn. Nein, ſprach der wackre Mann,
Nunmehr ſoll dieſes Amt nicht Ihre;
Denn wer Geſchenke giebt, nimmt ſie auch wieder an;
Ihr Herz iſt ſchlecht. Hier griff er nach der Thüre.

Die ſchlauen Mädchen.

Zwey Mädchen brachten ihre Tage
Bey einer alten Baſe zu.
Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh.
Kaum krähte noch der Hahn bey frühem Tage;
So rief ſie ſchon: Steht auf, ihr Mädchen! es iſt ſpät;
Der Hahn hat ſchon zweymal gekräht.

Die Mädchen, die ſo gern noch mehr geſchlafen hätten,
(Denn überhaupt ſagt man, daß es kein Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Geſichte liebt,)
Die wanden ſich in ihren weichen Betten,
Und ſchwuren dem verdammten Hahn
Den Tod, und thaten ihm, da ſie die Zeit erſahn,
Den ärgſten Tod rachſüchtig an.

Ich habs gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geſchöpf ſo leicht entfliehn.
Und ihren Zorn ſich zuzuziehn,
Iſt leider! eine leichte Sache.

Der arme Hahn war alſo aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein ſcharf Examen angeſtellt.
Die Mädchen thaten fremd, und ſchalten

Auf den, der dieſen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.

Allein was halfs den ſchlauen Kindern?
Der Tod des Hahns ſollt ihre Plage mindern,
Und er vermehrte ſie noch mehr.
Die Baſe, die ſie ſonſt nicht eh im Schlafe ſtörte,
Als bis ſie ihren Haushahn hörte,
Wußt in der Nacht itzt nicht, um welche Zeit es wär;
Allein weil es ihr Alter mit ſich brachte,
Daß ſie um Mitternacht erwachte:
So rief ſie die auch ſchon um Mitternacht,
Die, ſpäter aufzuſtehn, den Haushahn umgebracht.

* * *

Wärſt du ſo klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszuſtehn:
So würdeſt du dich nicht ſo oft genöthigt ſehn,
Die größern Uebel zu ertragen.

Epictet.

Epictet.

Verlangſt du ein zufriednes Herz:
So lern die Kunſt, dich ſtoiſch zu beſiegen,
Und glaube feſt, daß deine Sinnen trügen.
Der Schmerz iſt in der That kein Schmerz,
Und das Vergnügen kein Vergnügen.
So bald du dieſes glaubſt: ſo nimmt kein Glück dich ein,
Und du wirſt in der größten Pein
Noch allemal zufrieden ſeyn.
Das, ſprichſt du, kann ich ſchwer verſtehen.
Iſt auch die ſtolze Weisheit wahr?
Du ſollſt es gleich bewieſen ſehen;
Denn Epictet ſtellt dir ein Beyſpiel dar.

Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einſt ſein Herr mit einem ſtarken Stabe
Zweymal ſehr heftig auf das Bein.
Herr, ſprach der Philoſoph, ich bitt ihn, laß ers ſeyn,
Denn ſonſt zerſchlägt er mir das Bein.
Gut, weil ich dirs noch nicht zerſchlagen habe:
So ſoll es, rief der Herr, denn gleich zerſchlagen ſeyn.
Und drauf zerſchlug er ihm das Bein.
Doch Epictet, anſtatt ſich zu beklagen,
Fieng ruhig an: Da ſieht ers nun!
Hab ichs ihm nicht geſagt, er würde mirs zerſchlagen?

Dieß, Menſch, kann Zenos Weisheit thun!
Beſiege die Natur durch dieſe ſtarken Gründe.
Und willſt du ſtets zufrieden ſeyn:
So bilde dir erhaben ein,
Luſt ſey nicht Luſt, und Pein nicht Pein.
Allein, ſprichſt du, wenn ich das Gegentheil empfinde,
Wie kann ich dieſer Meynung ſeyn?
Das weis ich ſelber nicht; indeſſen klingts doch fein,
Trotz der Natur ſich ſtets gelaſſen ſeyn.

Elpin.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienſt beſaß,
Als daß er vornehm trank und aß,
Und ſein Geſchlecht zu rühmen nie vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt er wirklich große Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da ſtünde, wo ſein Chriſtoph ſteht,
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält deſto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreiſter ſich ſein Herz, Trotz ſeinem Stolz, erkühnt,
Und ihm oft ſagt, daß er ſie nicht verdient.

In eben dieſer Stadt, in der der Große wohnte,
War ein Poet, der die Verdienſte pries,
Die Tugend durch ſein Lied belohnte,
Und durch ſein Lied unſterblich werden hieß;
Den bat Elpin, ihn zu beſingen.
Sie können, ſprach der große Mann,
Durch meinen Namen ſich zugleich in Anſehn bringen.

Mein Herr, rief der Poet, es geht unmöglich an.
Ich hab aus Eigenſinn einſt ein Gelübd gethan,
Nur das Verdienſt und nie den Namen zu beſingen.

Das Hoſpital.

Elmire war zur Wittwe worden,
Und nahm ſich vor, nicht mehr zu freyn.
Allein ſie war noch jung; was macht man ganz allein?
Ich dächte doch, ſie könnte wieder freyn.
Der Wittwenſtand iſt ein betrübter Orden!
Elmire ſahs und ſchritt zur zweyten Wahl.
Allein ſie war das erſtemal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider ſind die Zeiten ſo betrübt,
Daß es viel böſe Männer giebt.
Elmire that daher ein feyerlich Gelübd,
Indem ſie ſich zur zweyten Ehe ſchickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hoſpital für fromme Männer baun;
Denn ſie war reich. Und kurz, ſie ließ ſich wieder traun.

O welche Luſt erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebſter Mann!
Fromm, wie ein Kind, gefällig, wie die Freude,
Und der auf nichts, als ihr Vergnügen ſann.
Wie hätte ſie ſich ihn denn beſſer wünſchen mögen?

Sie ließ geſchwind den Grund zum Hoſpitale legen.
Vier Wochen ſtrichen hin. Nun war der Grund gelegt,
Und bald wird man das erſte Stockwerk ſehen;
Doch nein, Elmire kömmt, und heißt, vom Zorn bewegt,
Die Maurer aus einander gehen.

Wie? ſollt es nicht mehr gut in ihrer Ehe ſtehen?
Das kann nicht möglich ſeyn, ſie ſind ja kaum getraut!
Nun kurz und gut, es ward nicht fortgebaut.
Und ungefähr nach einem halben Jahre
Lag dieſer Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!

Die Frau ſchwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu freyn;
Und doch war ſie nach zwey und funfzig Wochen
(Der Bau muß ja vollendet ſeyn!)
Bereits das drittemal verſprochen.

O das war erſt ein würdiger Gemahl!
Verſtändig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigenſinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo jener wild befahl;
Die Blicke ſeiner Frau erfüllt er als Befehle.
Kurz, beide waren recht Ein Herz und Eine Seele.

Die gute Frau! ich gönn ihr dieſen Mann.
Allein ſie wollte doch nicht trauen;
Sie fieng nicht gleich, wie ehmals, an zu bauen.
Ich lobe ſie darum, und hätt es ſelbſt gethan:
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man ſo leicht zweymal ſich irren kann.

Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch ſo liebenswerth,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein ſeufzend Ja! ſein zärtlich Herz erklärt.

Der Bau wird fortgeſetzt. Ich ſeh Elmiren kommen;
Wie freundlich ſieht ſie dießmal aus!
„Ach Meiſter, fördert doch das Haus!
„Warum habt ihrs denn angenommen?
„Ich geb euch ja das Geld voraus:
„Laßt doch noch mehr Geſellen kommen.“
Ey das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun:
Das muß ein rechter Ehmann ſeyn!
Die Mäurer fördern ſich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erſte Stockwerk ſtehn:
Und nun läßt ſich Elmire wieder ſehn.
Man ſiehts ihr an, ſie hat etwas zu ſagen;
Vielleicht ſah ſie die Mäurer müßig ſtehn?
Denn leider! pflegts ſo her zu gehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas verſehn?
Das ſollte mich doch ſelbſt verdrieſſen.
Itzt öffnet ſie den Mund; nun wird ſichs zeigen müſſen.
Ach, fängt ſie heftig an, zu ſchreyn:
Hört auf, und reißt den Plunder ein!
Ich laſſe keinen Stein mehr tragen.
Wofür verbaut ich denn mein Geld?
Für Männer, die die Weiber plagen?
Denn andre giebts nicht auf der Welt.
Die böſe Frau! Man ſollte ſie verklagen.

Der betrübte Wittwer.

In Poitou, (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit ſich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umſtand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt,)
In Poitou ließ einſt ein Mann ſein Weib begraben;
Allein man merk es wohl! man iſt in Poitou;
Da geht es, wenn ſie Leichen haben,
So prächtig, wie bey uns, nicht zu.
Man kleidet ſie geſchwind mit leinen Sterberöcken,
Und trägt den Sarg, ohn ihn erſt zuzudecken,
An den für ihn beſtimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg itzt fort;
Doch was geſchicht, indem ſie ihn ſo tragen?
Der Leichenweg gieng dicht an einer Hecke hin;
Hier ritzt ein Dorn die todte Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt ſie an, die Augen aufzuſchlagen,
Und ruft: Wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, deucht mich, hör ich viele fragen,
Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,
Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl geweſen ſeyn?

Das letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als ſieben Jahren
Büßt ſie das zweytemal ihr junges Leben ein.

Der Mann gab ihr vom neuen das Geleite,
Und gieng geſetzt an ſeiner Gattinn Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein ſo bald er nur die Hecke wieder ſah:
So wies er erſt, wie viel ſein Herz empfände;
Er rung mit Thränen beide Hände.
Ach! rief er aus, da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah!

Der Tartarfürſt.

Ein Tartarfürſt, von dem man in Geſchichten preiſt,
Daß er, als Prinz, Europa durchgereiſt,
Befahl, weil er ſein Volk galanter machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind ſelbſt ſtillen ſollte.
Die wilden Damen lachten nur;
Sie nährten nach, wie vor, ihr Kind mit ihren Brüſten,
Und glaubten, daß ſie der Natur
Und ihren Müttern folgen müßten.
Der Chan fieng an, ſich zu entrüſten,
Gab ein ſehr ſcharf Mandat, und ſchwur,
Daß jede Frau vom Stande ſterben ſollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil ſie ſich gezwungen ſahn:
So nahmen ſie denn Ammen an.
Allein ſie konnten ſich des Triebs nicht lang erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Bruſt zu nähren.
Die meiſten fiengen an, dem Chan den Tod zu ſchwören.

Einſt als der Tartarfürſt ſich ganz allein befand,
Kam, mit dem Degen in der Hand,
Ein vornehm Weib auf ihn ihn gerannt,
Und ſprach, von edlem Grimm entbrannt:
Hör auf, mein Kind mir abzubringen,
Sonſt bin ich hier, dich umzubringen.

Ich ſäug es ſelbſt, und ſäug es mir zur Luſt,
Deswegen hab ich dieſe Bruſt.
In dieſer Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürſt, kein Thier beſchämen.

Der gute Tartarfürſt erſchrack,
Und unterließ, um nicht ſein Leben zu verlieren,
Den Europäiſchen Geſchmack
In ſeinen Horden einzuführen.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der ſich des Oheims Gunſt empfohlen,
Bekam von ihm zweyhundert Stück Piſtolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.

Er ließ nach einger Zeit ſich wieder vor ihm ſehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm redte:
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
Hier, ſprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab ich meine ganze Caſſe;
An den zweyhunderten fehlt nicht ein einzig Stück.

Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Gaſſe.
Lernt, Prinz, fieng drauf der Oheim an,
Die Kunſt, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er Vielen dienen kann.

Das neue Ehepaar.

Nach ſo viel bittern Hinderniſſen,
Nach ſo viel ängſtlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müſſen,
Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genieſſen,
Das, wenns ein Lohn der Tugend iſt,
Sie durch Beſtändigkeit zehnfach verdienet hatten.

Sie, die ſich, hart bedroht, als Liebende, geküßt,
Die küßten ſich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem ſie neidſcher Freunde Liſt
Und ſtrenger Aeltern Zorn liebreich beſänftigt hatten.
Wer war, nach langer Jahre Müh,
Nun glücklicher als Er, und Sie?
Denn, was man liebt, geliebt beſitzen können,
In einem treuen Arm ſich ſeines Lebens freun;
Iſt, Menſchen! dieß kein Glück zu nennen:
So muß gar keins auf Erden ſeyn.
Hier wett ich wohl, daß mancher heimlich ſpricht,
Der gute Menſch verſteht es nicht;
Denn wär die Lieb ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erleſnes Weib in meinen Armen liegt?
Iſt ſie nicht reich und ſchön? doch bin ich nicht vergnügt.
Ich glaub es, lieber Freund; allein ſich ſo vermählen,

Wie Viele thun, das heißt nicht lieben, nein!
Das heißt, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hauſe ſeyn.

Ein unverhofftes Glück begegnet unſern Beiden.
Wie weinen ſie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann ſoll itzt auf kurze Zeit
Von ſeiner theuren Gattinn ſcheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingeſetzet hat.

Von heiſſen Lippen losgeriſſen,
Und doch entbrannt, ſich länger noch zu küſſen,
Sprach Eines, was das Andre ſprach,
Dem Andern immer ſtammelnd nach;
Ein Lebewohl, ein ſeufzend Ach!

Er ſtieg nunmehr ins Schiff, (wie oft ſah er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer ſtehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange ſchmachtend nachzuſehn.
O Himmel! hör ich ſie noch an dem Ufer flehn,
Bring meinen Mann geſund zurücke.

Das Schiff bringt ihn an ſeinen Ort.
Er ſchreibt mit jeder Poſt: Bald, Doris, werd ich kommen.
Kaum hat er auch ſein Gut noch in Beſitz genommen:
So eilt er ſchon zu Schiffe wieder fort,

Und ſchreibt, damit ſie nichts von ſeiner Ankunft wüßte,
Daß, wider ſein gegebnes Wort,
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh er ſie wiederſäh und küßte.

Die junge Frau, die, wenn die Sonn entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hauſe ſchlich,
Und gern am Ufer ſich verweilte,
Gieng itzund an der Freundinn Hand,
Mit der ſie ſtets ihr Herze theilte,
An den ihr angenehmen Strand.

Sie redten. Und wovon? Erräthſt du dieß noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die ſchmachtend wartet, ſpricht:
So biſt du auch nicht werth den Innhalt zu erfahren.
Nein, nein, verſchweig es mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris Wünſche waren!
Das Herz wird dem, der liebt, ſie ſelber offenbaren,
Und für die Andern ſchreib ich nicht.

Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach!
Von ihres Gatten Ankunft redte,
Und von dem Gaſtgebote ſprach,
Das ſie ſich ausgeſonnen hätte;
Indem ſie noch von ihrer Erbſchaft redte,
Und, wenn ſie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe ſtörte,
Und den, der ſie im Teſtament bedacht,

Mit dankerfüllten Thränen ehrte;
Indem ſie zum voraus die Armen ſpeiſen ließ,
Und mütterlich den Waiſen ſich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte,
Und den Gefangnen Hülfe ſchickte;
Indem ſie dieß im Geiſt von ihrer Erbſchaft that,
Und, in ihr Glück vertieft, ans Ufer näher trat:
Fieng ihre Freundinn an: Was ſchwimmt dort auf dem Meere?
Ein Käſtchen? Wie? Wenns voll Juwelen wäre?
Ach Doris! wäre das nicht ſchön?
Allein ich ſag es dir, ich habs zuerſt geſehn,
Und kömmt es an den Strand geſchwommen:
So iſt das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirſt ja bald nieder kommen,
Und das verſteht ſich ſchon, ich muß Gevatter ſeyn,
Dann bind ich dir drey Schnuren Perlen ein.

Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
Es nähert ſich, fieng jene wieder an;
Doch wie erſchracken ſie, als ſie zu ihrem Schmerze
Fern einen Leichnam ſchwimmen ſahn.
Wer weis, ſprach Doris, welcher ſchon
Die Thränen in den Augen ſtunden,
Wer weis, iſt der, der hier ſein Grab gefunden,
Nicht grauer Aeltern einzger Sohn?
Wer weis, mit welcher trunknen Freude
Itzt die verlebten alten Beide,

Ihn zu empfangen, fertig ſtehn,
Und ſich im Geiſt erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die ſie für ihn erwählt, und treulich für ihn hüten?
Gott geb es nicht, daß ſie den Anblick ſehn!
Wer weis, ward nicht durch ſeinen Tod
Der treuſten Frau ein lieber Mann entriſſen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Noth
In Armuth wird beweinen müſſen?
Wer weis, wie vielmal er bethränt,
Eh er noch ſtarb, das arme Weib erwähnt?
Doch, Freundinn, komm von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf.
Dieß ſagte ſie und gieng, als eben eine Welle
Den Todten an das Ufer warf.
Die Freundinn ſah ihn an, und ſchrie mit Ungeſtüm:
Mein Vetter! und fiel neben ihm.

Auf dieß Geſchrey kam Doris wieder,
Der lieben Freundinn beyzuſtehn.
Ach, Doris, ach! was wirſt du ſehn?
Sie ſieht, und fällt auf ihren Gatten nieder,
Und ſtirbt an ſeiner ſtarren Bruſt.
Indeß erwacht die Freundinn wieder,
Und zeigt der Nachbarſchaft den doppelten Verluſt.
Hier bebte der, den man nie zittern ſehn.
Und dem, der nie geweint, floß Wehmuth vom Geſichte,
Und niemand fragte, was geſchehn.
Der Anblick ſelbſt erzählte die Geſchichte.

* * *

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigſte Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit,
Und ſchmeckt das Glück, um Andre ſich zu quälen.
Laßt uns die Unſchuld oft im größten Unglück ſehn,
Und leidet mit bey fremden Schmerzen;
Dieß Mitleid heiligt unſre Herzen,
Und heißt die Menſchenlieb in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück ſelber ſchön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
Jn der der Segen wohnen ſollte,
Entſchloß ſich, daß er da ſich niederlaſſen wollte.
Dort, ſprach er oft, ſey dir dein Glück beſcheert!
Er nahm die Reiſe vor, und ſah ſchon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fieng unſer Jüngling an,
Daß ich die Stadt ſchon ſehen kann;
Allein der Berg iſt ſteil. O! wär er ſchon erſtiegen!

Ein fruchtbar Thal ſtieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge ſchöner Früchte
Fiel unſerm Jüngling ins Geſichte.
O! dacht er, weil ich doch ſehr lange ſteigen muß:
So will ich, meinen Durſt zu ſtillen,
Den Reiſeſack mit ſolchen Früchten füllen.
Er aß, und fand die Frucht vortrefflich vom Geſchmack,
Und füllte ſeinen Reiſeſack.

Er ſtieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
O Freund! rief einer von den Höhen,
Der Weg zu uns iſt nicht ſo leicht zu gehen.
Der Berg iſt ſteil, und mühſam jeder Schritt,
Und du nimmſt dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obſt, das du zu dir genommen,
Sonſt wirſt du nicht auf dieſen Gipfel kommen.

Steig leer, und ſteig beherzt, und gieb dir alle Müh;
Denn unſer Glück verdienet ſie.
Er ſtieg und ſah empor, wie weit er ſteigen müßte.
Ach Himmel! ach! es war noch weit.
Er ruht und aß zu gleicher Zeit
Von ſeiner Frucht, damit er ſich die Müh verſüßte.
Er ſah bald in das Thal, und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er ſinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
Steig, ſagt ihm ſein Verſtand, bemüh dich um dein Glück!
Nein, ſprach ſein Herz, kehr in das Thal zurück;
Du ſteigſt ſonſt über dein Vermögen.
Ruh etwas aus, und iß dich ſatt,
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!
Dieß that er auch. Er pflegte ſich im Thale,
Entſchloß ſich oft zu gehn, und ſchien ſich ſtets zu matt.
Das erſte Hinderniß galt auch die andernmale;
Kurz, er vergaß ſein Glück, und kam nie in die Stadt.

* * *

Dem Jüngling gleichen viele Chriſten.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und ſehn darauf nach ihren Lüſten,
Und nehmen ihre Lüſte mit.
Beſchwert mit dieſen Hinderniſſen,
Weicht bald ihr träger Geiſt zurück;
Und auf ein ſinnlich Glück befliſſen,
Vergeſſen ſie die Müh um ein unendlich Glück.

Eraſt.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben,
Als einen Vetter hinterließ,
Der reicher war, als er, und keinem Guts erwies,
Dorant beſchloß bey ſeinem Sterben,
An ſeines Vetters Statt Eraſten zu erfreun,
Und ſetzte dieſen Freund, ders würdig war, zum Erben
Von zwanzig tauſend Thalern ein.
Der Vetter, der die Stadt recht giftig überredte,
Als ob Eraſt, der ſo rechtſchaffne Mann,
Das Teſtament erſchlichen hätte,
Fieng einen Streit um dieß Vermögen an,
Und lief, von Neid und Geiz gedrungen,
Mit ſchrecklichen Beſchuldigungen,
Und mit Geſchenken vor Gericht;
Allein ſo oft auch die das Recht erzwungen:
So ſiegten ſie doch dießmal nicht.
Eraſt gewann. Doch dich, ſpricht er, zu überführen,
Ob ich das Teſtament mit Liſt an mich gebracht:
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Hälfte ſchenk ich dir, um dich zu widerlegen:
Zwey tauſend Thaler ſollen mein;
Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geſchenk für arme Waiſen ſeyn.
Verdien ich noch den ſchrecklichen Verdacht,
Daß ich das Teſtament mit Liſt an mich gebracht?

Das

Das Pferd und der Eſel.

Ein Pferd, dem Geiſt und Muth recht aus den Augen ſahn,
Gieng, ſtolz auf ſich und ſeinen Mann,
Und ſtieß, (wie leicht iſt nicht ein falſcher Schritt gethan!)
Vor großem Feuer einmal an.
Ein träger Eſel ſahs und lachte:
Wer, ſprach er, würd es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh den ganzen Tag, und ſtoß an keinen Stein.
Schweig, rief das Pferd, du biſt zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein.

Cotill.

Cotill, der, wie es Vielen geht,
Nicht wußte, was er machen ſollte,
Und doch nicht müſſig bleiben wollte;
Denn müſſig gehn, wenn mans nicht recht verſteht,
Iſt ſchwerer, als man denken ſollte:
Cotill gieng alſo vor die Stadt,
Und machte ſich etwas zu ſchaffen.
Er gieng, und ſchlug im Gehen oft ein Rad.
O! ſchrie man, ſeht den jungen Laffen,
Der den Verſtand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füßen.
Ihr Kinder ziſcht den Narren aus!
Allein Cotill ließ ſich dieß alles nicht verdrießen.
Kurz, es gefiel ihm ſo, er gieng vors Thor hinaus.
Man mochte, was man wollte, ſagen,
Er fuhr doch fort, im Gehn ſein Rad zu ſchlagen.

Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
Fieng endlich einer an zu fluchen.
Ich möcht es doch bald ſelbſt verſuchen!
Er ſagt es kaum, als ers ſchon that.
Nun, ſprach er, ſeh ich wohl, wie viel man Vortheil hat.
Es iſt ganz hübſch um ſo ein Rad,
Denn man erſpart ſich viele Schritte.
Der Mann iſt nicht ſo dumm, der es erfunden hat.
Den Tag darauf kam ſchon der dritte,

Und that es nach. Die Zahl vermehrt ſich.
In kurzem ſprach man ſchon gelinder;
Man fragte ſtark nach dem Erfinder,
Und lobt ihn endlich öffentlich.

* * *

Nimm alles vor, es ſey ſo toll es will,
Heiß anfangs närriſch, wie Cotill;
Dein Beyfall iſt drum nicht verloren.
Sey nur beherzt, und ſpare keinen Fleiß!
Ein Thor findt allemal noch einen größern Thoren;
Der ſeinen Werth zu ſchätzen weis.

Der beherzte Entſchluß.

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der, (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat?)
Im Trunke ſeinen Wirth erſchlagen,
Ward itzt hinausgeführt, für ſeine Miſſethat
Den Lohn durchs Schwerdt davon zu tragen.
Er ſah wohl aus, und wer ihn ſah,
Bedauerte ſein ſchmählich Ende,
Und wünſchte, daß er noch beym König Gnade fände.
Beſonders gieng ſein ſchweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fühlte ſie die Triebe
Des Mitleids und der Menſchenliebe,
Und fühlte ſie nur mehr, je mehr ſie auf ihn ſah.
„Ach Himmel! iſts nicht ewig Schade?
„Der ſchöne lange Menſch! Was für ein fein Geſicht,
„Und was für Augen hat er nicht!
„Seht doch den Bart! Iſt das nicht eine Wade!
„Die Straf iſt in der That zu groß.
„Wer kann ſich denn im Trunke zähmen?
„Ich bitt ihn frey; ich will ihn nehmen.“

Sie lief, und ſchrie, und bat ihn los,
Indem Johann ſchon nieder kniete.
Johann, fieng drauf der Richter an,
Es findet ſich ein redliches Gemüthe,

Dieß Weibsbild hier verlanget dich zum Mann,
Und wenn du ſie verlangſt: ſo ſchenk ich dir das Leben.

Johann erſchrack und ſah die Jungfer an:
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
Ja, ſprach er, euer Dienſt iſt groß;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen.
Ich ſeh euchs an; was will ich lange wählen?
Haut zu! ſo komm ich doch der Quaal auf einmal los.

Der junge Gelehrte.

Ein junger Menſch, der viel ſtudirte,
Und, wie die Aeltern ganz wohl ſahn,
Was Großes ſchon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um ſolche Schriften an,
Die ſtark und ſinnreich denken lehrten,
Mit Einem Wort, die zum Geſchmack gehörten.

Der Alte war von Herzen froh,
Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero,
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heilgen Lorberkränzen
Der Dichtkunſt und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O! hub der junge Menſch mit ſtolzem Lächeln an:
Ich habe ſie faſt alle durchgeleſen;
Allein - - Nun gut, ſprach der gelehrte Mann,
Sind ſie nach ſeinem Sinn geweſen:
So muß er ſie noch zweymal leſen;
Doch ſind ſie ihm nicht gut genug geweſen:
So ſag ers ja den Klugen nicht;
Denn ſonſt errathen ſie, woran es ihm gebricht,
Und heißen ihn die Zeitung leſen.

Das

Das junge Mädchen.

Ein junger Menſch ſprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um ſeine Tochter an.
Der Alte, der ſein Kind noch nicht verſprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut,
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bey ihm zu Tiſche bleiben ſollte.

Die Tochter, ob ſich gleich der Vater ſehr verſtellt,
Erräth die Sache bald. Was? fängt ſie an zu ſchlieſſen,
Ein fremder Herr, den man zu Tiſche gleich behält,
Was bringt doch der? Ich ſolls nicht wiſſen;
Allein umſonſt bückt er ſich nicht ſo tief vor mir.
Iſt auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?
Der Fremde hofft, es ſoll ihm noch gelingen,
Und wagt es bey dem Glaſe Wein,
Das Wort für ſeinen Freund noch einmal anzubringen.

Mein Herr, fiel ihm der Vater ein,
O! denken ſie doch nicht, daß ich zu hart verfahre:
Mein Kind kann wirklich noch nicht freyn,
Sie iſt zu jung; ſie iſt erſt vierzehn Jahre.

Indem er dieß noch ſprach, trat Fickchen ſelbſt herein,
Und trug ein Eſſen auf. Was? fieng ſie an zu ſchreyn,

Was ſagten Sie, Papa? Sie haben ſich verſprochen.
Ich ſollt erſt vierzehn Jahre ſeyn?
Nein, vierzehn Jahr und ſieben Wochen.
„Ließ ſie der Vater denn nicht freyn?“
Das weis ich nicht; doch nein, ich wills nur ſagen:
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl ſelbſt junge Mädchen ſeyn;
Die zu beruhigen, will ichs aufrichtig ſagen:
Der Vater ſchämte ſich und ließ die Tochter freyn.

Die

Die beiden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht weil gleich ihr Informator ſchlief,
Geriethen beid an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
Ach Bruder! ſprach der kleine Bube,
Was meynſt du, iſt das Loch wohl tief?
Ich hätte Luſt . . Was? Luſt hinein zu ſpringen?
Du mußt doch ausgelaſſen ſeyn.
Verſuch es nicht und ſpring hinein,
Du könnteſt dich ums Leben bringen.
Wir können uns ja ſonſt noch wohl erfreun,
Als daß wir uns und unſern Kleidern ſchaden,
Und kindiſch Schnee und Eis durchwaden.
Und kömmſt du drauf zum Vater naß hinein:
So haſt dus da erſt auszubaden.
Doch keine Redekunſt nahm unſern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich erſaufen?“
Und kurz und gut, er ſprang hinein,
Und ließ ſichs wohl in ſeiner Grube ſeyn;
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen:
So ſprang der Philoſoph ſo gut, wie er, hinein.

* * *

Dieß iſt die Kunſt der ſtrengen Moraliſten.
Bekannt mit dem Syſtem, und von Grundſätzen voll,
Beweiſen ſie das, was man laſſen ſoll,
So froh, als ob ſie nichts von den Begierden wüßten.

Sie ſind von beſſerm Ton, als wir.
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüſſe.
Uns Armen iſt die Thorheit ſüſſe;
Doch ihnen ekelt nur dafür.
Wir laſſen ſie, wenn wir ſie unternehmen,
Aus gutem Herzen Andern ſehn,
Und denken nicht daran, daß wir uns ſo vergehn.
Sie aber, die gelehrt ſich aller Thorheit ſchämen,
Begehn die That, die ſie uns übel nehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht ſehn.

Die

Die Bauern und der Amtmann.

Ein ſehr geſchickter Candidat,
Der lange ſchon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe ſeine Probe;
Allein ſo gut er ſie gethan:
So ſtund er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verſtorbne Herr, das war ein andrer Mann,
Der hatte recht auf ſeinen Text ſtudiret,
Und Gottes Wort, wie ſichs gebühret,
Bald griechiſch, bald ebräiſch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer ſtattlich ausſchändiret,
Und ſtets ſo fein ſchematiſiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.

„Herr Amtmann! wie geſagt, erſtatt er nur Bericht,
„Wir mögen dieſen Herrn nicht haben.“
So ſagt doch nur, warum denn nicht?
„Er hörts ja wohl, er hat nicht ſolche Gaben,
„Wie der verſtorbne Herr.“
Der Amtmann widerſpricht;
Der Suprintend ermahnt. Umſonſt, ſie hören nicht.
Man mag Amphion ſeyn, und Fels und Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erſtattete Bericht,
Weil alle ſteif auf ihrem Sinn beharrten.

Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt:
Ich wette faſt, ihr Bauern, ihr verliert!

Man öffnet den Befehl. Und ſeht, der Landsherr wollte,
Daß man dem Candidat das Prieſterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweiſen ſollte.

Der Suprintend fieng an die Bauern zu erbaun,
Und ſprach, ſo ſchwierig ſie noch ſchienen,
Doch ſehr gelind und fromm mit ihnen.
Herr Doctor! fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
Wozu ſoll dieſe Sanftmuth dienen?
Ihr, Richter, Schöppen, und ſo fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochſen, die ihr alle ſeyd!
Euch Flegeln geb ich den Beſcheid,
Ihr ſollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagts, wollt ihr, oder nicht? denn itzt ſind wir noch da.

Die Bauern lächelten. Ach ja, Herr Amtmann, ja!

Der Freyer.

Ein Freyer bat einſt einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuſchlagen.
Ich will dir zwey, verſetzte jener, ſagen,
Dann wähle die, die ſich für dich zu ſchicken ſcheint.
Die erſte hat, nebſt einem Ritterſitze,
Ein recht bezauberndes Geſicht,
Liebt den Geſchmack, ſpricht mit dem feinſten Witze,
Und ſchreibt die Sprachen, die ſie ſpricht.
Sie ſpielt den Flügel ſchön, und kann vortrefflich ſingen,
Und malet ſo geſchickt, als es die Kunſt begehrt.
Und in der Wirthſchaft ſelbſt giebt ſie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth.
Allein bey aller Kunſt und allen ihren Gaben
Hat ſie kein gutes Herz.
Die andre ſieht nicht ſchön,
Wird wenig im Vermögen haben,
Und von den Künſten nichts, die jene kann, verſtehn;
Doch bey Verſtand und einem ſtillen Reize,
Der, ohne daß ſies ſieht, gefällt,
Beſitzt ſie, frey vom Stolz und Geize,
Das beſte Herze von der Welt.
Was thätſt du wohl, wenn dich die erſte haben wollte?
Ach, fieng der Freyer an, wenn dieß geſchehen ſollte:
So ſpräch ich zu der erſten Nein,
Um dadurch bald der andern werth zu ſeyn.

Emil.

Emil, der ſeit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bey ſeinen Büchern lebte,
Und mehr nach der Geſchicklichkeit
Zu einem Amt, als nach dem Amte ſtrebte,
Ward einſt von einem Freund gefragt:
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt ſo rühmlich von ihm redte,
Und mancher ſich vor ihm ſchon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Theil von ſeinen Gaben hätte?
Ich, ſprach Emil, will lieber, daß man fragt,
Warum man mich doch ohn ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt: warum man mir ein Amt gegeben?

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken ſah,
Wollt auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb ſteif vor dem Sehrohr ſtehn,
Und ſah begierig nach den Sternen;
Allein er konnte nicht viel ſehn.
Was heißt es denn, ſprach drauf der Knabe,
Daß ich faſt nichts erkennen kann?
Ha, ha, nun fällt mirs ein, was ich vergeſſen habe;
Mein Vater fängt es anders an,
Er blinzt zuweilen zu, das hab ich nicht gethan.
O bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weis ich, was ich thu:
Und hurtig hielt er ſich die Augen beide zu,
Und ſah durchs Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! was ſah er denn? Das alles, was du ſiehſt,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich ſehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehſt.

Der Lügner.

Ihr Meiſter in der Kunſt zu lügen!
Rühmt euren Witz, ſchlau zu betrügen.
So viel ihr uns davon erzählt:
So wett ich doch, daß euch die rechte Liſt noch fehlt.
Ein ſchlechter Menſch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug ſtreitig machen.

* * *

In London ſaß ein böſer Bube
Nebſt einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerſtube,
Und that auf ſeinen Leib dem Einen ein Geboth*).
Doch Niklas ſchwur, daß ihn der Teufel holen ſollte,
Eh er für dieſen Preis dem Arzt ſich laſſen wollte.
Herr, ſchrie der andre Delinquent,
Sagt, wie ihr um den Kerl ſo lange handeln könnt?
Laßt ſeinen magern Leib den Raben.
Seht, wie geſund ich bin, wie fett! Ihr ſollt mich haben.
Und wißt ihr, was ihr geben ſollt?
Ich will es billig mit euch machen;
Drey Gulden. Bin ich todt: ſo ſchneidet, wie ihr wollt,
Ich will von keinem Schnitt erwachen.
Kaum hatt er noch das Geld empfangen,
So rief der witzge Delinquent:
Gelogen! Herr, ſeht zu, wie ihr mich kriegen könnt!
Ich werd in Ketten aufgehangen.

Die

---

*) Es iſt in London der Gebrauch, daß die Aerzte den verurtheilten Miſſethätern ihren Leib abkaufen.

Die Frau und der Geiſt.

Vor dem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geiſter dann und wann erſchienen,
Ließ ſich ein Geiſt, in einer weiſſen Tracht,
Vor einer Frau im Bette ſehen,
Und hieß ſie freundlich mit ſich gehen,
Und gieng mit ihr auf einen wüſten Platz.
Frau, ſprach der Geiſt, hier liegt ein großer Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf den Platz,
Und morgen, um die zwölfte Stunde,
Komm her, dann findeſt du ein Licht,
Dem grabe nach, doch rede nicht;
Denn geht Ein Wort aus deinem Munde:
So wird der Schatz verſchwunden ſeyn.
Die Frau fand, zur geſetzten Stunde
Die Nacht darauf, ſich mit dem Grabſcheid ein.
Nun die muß recht beherzt geweſen ſeyn!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und ſollt ich zwanzig Schätze heben.
Wer ſtünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht iſt keines Menſchen Freund;
Und wenns der Geiſt recht ehrlich mit mir meynt:
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.
Die Frau verſchlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau, ſpricht ſie bey ſich ſelbſt, bey Leibe ſprich kein Wort,

Sonſt rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was ſie ſich vorgenommen;
Sie ſchweigt und gräbt getroſt. . . . Ha, ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen:
Hier liegt der Schatz, das dacht ich wohl.
O ſeht, ein großer Topf von lauter Golde voll!
O! wenn ſie doch dasmal nicht redte,
Und zu dem ſchweren Topf gleich einen Träger hätte!
Iſt denn ihr Geiſt nicht etwan auf dem Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
Ach! rief ſie ſchnell, ich muß mich ſchämen,
Sie zu bemühn . . Weg war der Schatz!

Philinde.

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel ſtehn;
Denn alles kann man faſt den Schönen,
Nur nicht den Trieb, ſich ſelber gern zu ſehn,
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dieß iſt der Ton, aus dem die Männer ſchmähn;
Doch, Mädchen, bleibet nur vor euren Spiegeln ſtehn!
Ich laß es herzlich gern geſchehn.
Was wollet ihr auch ſonſt wohl machen?
Beſtändig tändeln, ewig lachen,
Und ſtets nach den Verehrern ſehn?
Dieß wäre ja nicht auszuſtehn!

Genug, das ſchöne Kind, von der ich erſt erzählte,
Beſpiegelte ſich oft, und muſterte das Haar,
Und beſſerte, wo nicht das mindſte fehlte.

Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah ſie am Spiegel ſtehn und ſchmählte.
„Habt Ihr Euch noch nicht ſatt geſehn?
„Ich geb es zu, Ihr ſeyd ſehr ſchön!
„Doch ſein Geſicht die ganze Zeit beſehn,
„Verräth ein gar zu eitles Weſen.“
Herr Autor, ſprach ſie, der ihr ſeyd,
Hebt mit mir auf; denn ſich gern ſelber leſen,
Und gern im Spiegel ſehn, iſt beides Eitelkeit.

Alceſt.

Alceſt, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er ſich nicht zu dem Laſter ſchickte,
Noch ſich vor reichen Thoren bückte,
Bey Fleiß und Kunſt ſich elend ſah,
Stund neulich traurig auf. Freund, geht dir dieß nicht nah,
Daß viele Kluge darben müſſen,
Bloß weil ſie mehr, als Andre, wiſſen,
Und zu Betrug und Liſt zu blind,
Zu groß zu Pralerey und Wind,
Nicht knechtiſch gnug zu Schmeichlern ſind?

O Freund! bedaure doch Alceſten,
Ihn, den itzt ſchwere Sorgen preßten;
Ihn, der von Einem Buch beſchämt zum andern ſchlich,
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der ſich laut durch manchen Troſtgrund lehrte,
Und doch ſein Herz viel lauter ſeufzen hörte;
Der herzhaft zu ſich ſelber ſprach:
Gott lebt, Gott herrſcht, und hört dein Ach!
Er hört, ſo groß er iſt, der jungen Raben Flehen;
Drum iſt er nicht zu groß, auch dir mit beyzuſtehen;
Und der, indem er dieſes ſprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dirs künftig gehen?

Der beſte Troſtgrund blieb noch ſchwach;
Denn welch bekümmert Herz beſiegt man gleich mit Gründen?
Es fühlt der ſtarken Gründe Kraft,
Und flieht zurück in ſeine Leidenſchaft,
Um jener Macht nicht zu empfinden.
Alceſt beſchloß zu ſeinem Freund zu gehn,
Den er zween Tage nicht geſehn.
Er, ſprach er, iſt es werth, (und fieng ſchon an zu gehn,)
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile,
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir ſpricht,
Wird die Geduld, die ſonſt ſo ſchwere Pflicht,
Mir lange ſo beſchwerlich nicht.

Er eilt mit ſehnſuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der ſonſt ſchleicht,
In Hoffnung ſchneller geht, und hoffend ſeine Schmerzen
Nicht fühlt, noch merkt, wie ſehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.

In dieſem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfangen,
Tritt er ins Haus und eilt die Treppe ſchnell hinauf.
Der Vorſaal wimmelte von Leuten:
Alceſt erſchrickt. „Gott! was ſoll das bedeuten?“
Er tritt herein; und ſeht, man bahrt den Damon auf!

Er kehrte von dem todten Freunde,
Nach einem letzten Kuß, zurück.
Die Sorgen, ſeiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
Was, ſprach er, will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod ſo bald entſeelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu ſterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleiſch erhält,
Wird mir, ſo viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu ſeyn, der Tugend nachzuſtreben,
Dieß ſey mein Kummer auf der Welt!

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche,
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonſt führt ichs meinen Leſern an;)
Aus dem ich mich Raths zu erholen ſuche,
Wenn ich ſelbſt nichts erfinden kann;
Aus dieſem alten deutſchen Buche,
Das mir ſchon manchen Dienſt gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.

Als ich einmal, ſo fängt mein Autor an,
Nach ſeiner Weiſe zu erzählen,
In einer Kirche ſaß: ſo fiel mir jähling ein;
Wer mag von ſo viel tauſend Seelen,
Die dieſen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmſte Seele ſeyn?
In den Gedanken ſchlief ich ein,
Und ſah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeiſt ſtehen:
Du, ſprach er, wünſcheſt dir das frömmſte Herz zu ſehen?
Und rührte mein Geſicht mit ſeiner Rechten an.
Mir kam, ſo bald er dieß gethan,
Ein ſanfter kalter Schauer an,
Und plötzlich ſah ich mich in heilgem Glanze ſtehen.
Fang an, ſprach er, die Kirche durchzugehen:
Der, den dein Glanz ſo rührt, daß er dich dreymal küßt,
Der hat das frömmſte Herz, das hier zu finden iſt.

Ich gieng, um es recht bald zu wiſſen,
In dem empfangnen Glanz, hart vor der Sacriſtey
Einmal, und noch einmal, vorbey,
Weil mir es ſchien, als wollte man mich küſſen.
Ich wartete noch eine gute Friſt,
Und ward Einmal, allein ganz kalt geküßt.

Ich gieng darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmſten Mienen fand,
Und alles ſchien ſich aufzuhellen.
Man lächelte, man that galant,
Und küßte mir zur Noth die Hand.

Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Geſichtern, voll von Ernſt und tiefer Weisheit, ſehn.
Ich blieb ein feines Weilchen ſtehn:
Sie ſahn mich an, und machten eine Miene,
Als ob ſie ſich an mir ſchon ſatt geſehn;
Und ungeküßt mußt ich von dannen gehn.

Ich ſtellte mich nun vor die niedern Stände.
Hier warfen mir viel weiſſe Hände
Da einen Kuß, dort einen zu.
Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach, gutes Herz! wo wohneſt du?
Allein man wollt es nicht, mich zu umarmen, wagen.
Und ich gieng ganz betrübt auf meinen Schutzgeiſt zu,
Mein traurig Schickſal ihm zu klagen.

Indem, daß ich noch durch die Halle ſchlich,
Sah mich, in einem ſchlechten Kleide,
Ein liebes Mädchen an, und ſeht! ſie küßte mich
Mit einer plötzlichen und unſchuldsvollen Freude;
Und eh ich noch von ihr den dritten Kuß erhielt:
So fühlt ich ſchon die ſelgen Triebe
Der Redlichkeit und Menſchenliebe
So ſtark in mir, als ich ſie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte,
Beſitzt das beſte Herz? Ich rief es, und erwachte.

Der Polyhiſtor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müſſen,
Es mag uns noch ſo ſehr verdrieſſen;
An jenem Fluß kam einſt ein hochgelehrter Mann,
Beſtäubt von ſeinen Büchern, an,
Und eilte zu des Charons Kahn,
Willkommen! fieng der Fährmann an,
Indem er ſich aufs Ruder lehnte,
Und bey dem Wort, Willkommen! herzlich gähnte.
„Wer ſeyd Ihr denn, mein lieber Mann?“
Ein Polyhiſtor, ſprach der Schatten,
Für den die Schulen Ehrfurcht hatten. . .

Indem er noch vor Charons Kahn
Von ſeinen Sprachen ſprach, von nichts als Stümpern redte,
Und von Quartanten ſchrie, die er geſchrieben hätte.
Kam noch ein andrer Schatten an,
Mit einer demuthsvollen Miene.
„Und wer ſeyd ihr, auch ein gelehrter Mann?“
Ich zweifle ſehr, ſprach er, ob ich den Ruhm verdiene?
Ich habe nichts, als mich ſtudirt,
Nichts, als mein Herz, das mich ſo oft verführt,
Deß Tiefe ſucht ich zu ergründen,
Um meine Ruh und Andrer Ruh zu finden;
Allein ſo viel ich immer nachgedacht,
Und ſo bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht:
So hab ichs doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen!

Der Polyhiſtor hörts und lacht,
Und eilt, um in den Kahn zu allererſt zu ſteigen.
Zurück! rief Charon ziemlich hart,
Ich muß zuerſt den Klugen überfahren,
Kaum Einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten eurer Art,
Die ſtolze Polyhiſtors waren,
Hab ich mich ſchon bald lahm gefahren.

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall ſang einſt ihr göttliches Gedicht,
Zu ſehn, ob es die Menſchen fühlten.
Die Knaben, die im Thale ſpielten,
Die ſpielten fort und hörten nicht.
Indem ließ ſich der Kukuk luſtig hören,
Und der erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Ehren
Das ſchöne Kukuk zehnmal nach.
Hörſt du? ſprach er zu Philomelen,
Den Herren fall ich recht ins Ohr.
Ich denk, es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem Deinen vor.
Drauf kam Damöt mit ſeiner Schöne.
Der Kukuk ſchrie ſein Lied: Sie giengen ſtolz vorbey.
Nun ſang die Meiſterinn der zauberiſchen Töne
Vor dem Damöt und ſeiner Schöne,
In einer ſanften Melodey:
Sie fühlten die Gewalt der Lieder.
Damöt ſteht ſtill und Phyllis ſetzt ſich nieder,
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
O! rief die Nachtigall, da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen ſingt.
Der Ausbruch einer ſtummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beyfall bringt.

Fabeln

und

Erzählungen.

Drittes Buch.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, ſprach er, und mein Ehegatte,
Wir übergeben ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebſten iſt. Führ er ſie treulich an;
Er ſiehts, es ſind zwey muntre Knaben,
Und freylich wird er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich ſeyn.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben:
Dieß laß er ſie fein fleißig treiben,
Und präg er ihnen ja das Chriſtenthum wohl ein.
Ich kanns ihm nicht ſo recht beſchreiben;
Allein, er wird mich wohl verſtehn.
Ich möchte ſie gern klug und ehrlich ſehn:
Dieß macht bey aller Welt gelitten,
Und iſt vor Gott im Himmel ſchön;
Erfüll er alſo meine Bitten!
Hier geb ich ihm zwey Stübchen ein,
Und was er braucht, das ſoll zu ſeinen Dienſten ſeyn.

Der Lehrer fand ein Herz bey ſeinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches ſchlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunſt den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben!

Wohl mancher, der im Krug ſo gern Mandate lieſt,
Trüg itzt verdient, als Staatsmann, ſeinen Orden:
Wohl mancher, der bey einem Bauernzwiſt,
Verſehn mit Kühnheit und mit Liſt,
Aus Ehrgeiz gern der Führer iſt,
Wär einſt ein größrer Held geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht biſt!

Der junge Mann, geſchickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich ſeine Pflichten;
Und dieß gefiel dem Bauer ſehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zu zuhören,
Als obs die Pflicht der Väter wär.

Nun war ein Jahr vorbey. Herr, ſprach der gute Bauer,
Was ſoll für ſeine Mühe ſeyn?
„Ich fodre dreyßig Thaler.“ Nein,
Nein, fiel der Alte hitzig ein,
Sein Informatordienſt iſt ſauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beynah ſo viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das beſorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen ihn ja durch ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an,
So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will ihm mehr, ich will ihm hundert Thaler geben,
Und mich dazu von Herzen gern verſtehn,
Ihm jährlich dieſen Lohn anſehnlich zu erhöhn.

Geſetzt, ich müßt ein Gut verpfänden;
Auch das. Iſts denn ein Bubenſtück?
Viel beſſer, ich verpfänds zu meiner Kinder Glück,
Als daß ſies, reich und laſterhaft, verſchwenden.

* * *

Hat dieß ſich wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub es auf mein Wort.
Ich wollte dir ſo gar den Ort,
Wo dieſer Bauer wohnt, und ſeinen Namen ſagen;
Allein dieß wär für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruß vom Edelmanne haben,
Weil der für ſein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreyßig Gülden giebt.

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren,
Erſchienen einſt vor Charons Kahn
Zwo Jungfern in den beſten Jahren,
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, ſonſt ein finſtrer Mann,
Sah ſeine Schönen freundlich an:
Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?
Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
Vor kurzem kam ein hübſcher Jüngling an;
Du da in deinen ſchwarzen Haaren,
War dieſes etwan dein Galan?
Ich möcht es bald aus deinen Augen leſen.
Und du dort, lächelndes Geſicht,
Nicht wahr, ihr ſeyd verliebt geweſen?
Geſteht mirs, eher fahr ich nicht.
Mein Herr, was will er mit der Liebe?
Fiel ihm Elmire hitzig ein.
Kann man denn ohne dieſe Triebe
Kein ſchön und glücklich Mädchen ſeyn?
Was? Ich verliebt? Er irrt ſich. Nein,
Ich kann es ihm durch einen Eid verſichern,
Daß ich, bey meinem hohen Stand,
Dank ſey der Tugend und den Büchern!
Die Liebe nicht gewünſcht, noch weniger gekannt.
Und kurz, was brauch ich mehr zu ſagen,
Da ich die Liebe ſtets verſchmäht?
Verſchon er mich mit ſolchen Fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr verſteht.

Ich, ſprach ſie, wills aufrichtig ſagen:
Ich ſchäme mich der ſüßen Schwachheit nicht.
Mein Schäfer war, wie man in unſrer Sprache ſpricht,
Mein größter Wunſch, und ich ſein Glück, und ſein Gedicht.
Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küſſen,
Und that, als wollte michs verdrieſſen;
Doch in der That verdroß michs nicht.
Ich zürnte, wenn er zärtlich redte;
Und hätte doch geweint, wenn er geſchwiegen hätte.
Ich ſchalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe ſchrieb,
Und meinen Reiz in Liedern übertrieb;
Im Herzen aber war mirs lieb.
Ich ließ mich oft von ihm nachläßig überſchleichen,
Und floh geſchwind, und ließ im Weichen
Geſchickt ihm Zeit, mich zu erreichen.
So hab ich unſchuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
Ein zärtlich Herz mit ihm getheilt.

Gut, fieng der Fährmann an, gleich wird ſichs offenbaren,
Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt.
So bald ich meinen Kahn bewegt:
So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,
Mit Ungeſtüm vom Kopfe fahren.
Kommt, Kinder, kommt, damit wir ſehn!
Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren;
Allein Selinde ließ ihn ſtehn.

Hanns Nord.

Ein Mann, der ſich auf vielerley verſtund,
That durch den Druck in London kund,
Daß er ein ſeltnes Kunſtſtück wüßte,
Und lud auf ſein erbaut Gerüſte,
Den künftgen Tag, die Bürger ein;
Ließ einen engen Krug und ſich in Kupfer ſtechen;
In dieſen Krug, war ſein Verſprechen,
Kriech ich, Hanns Nord, mit Kopf und Bein,
Um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz ſoll nur acht Groſchen ſeyn.
Nun gieng das Blatt durch alle Gaſſen.
„In einen Krug? Was? raſt der Mann?
„Das ſoll er mir wohl bleiben laſſen.
„Mit Einem Wort, es geht nicht an;
„Der dümmſte Kopf muß das verſtehen:
„Allein acht Groſchen wag ich dran.
„Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich ſehen!“
Kurz, einer riß den Andern fort.
Dem Pöbel folgten ſchon Caroſſen um die Wette,
Worinn der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Phyſik bewieſen, daß Hanns Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Geſetzt auch, wandte Lady ein,
Geſetzt, dieß könnte möglich ſeyn:
So wird doch ſtets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? ..
Doch unſer Kutſcher ſchläft ganz ein,
Fahrt zu, Johann! itzt wird es neune ſchlagen.

Halb London ſaß nunmehr an dem beſtimmten Ort,
Und ſah den Krug erſtaunt auf dem Theater ſtehen.
„Wird nicht das Werk bald vor ſich gehen?“
Man wartet, pocht und lärmt. Indeſſen ſchlich Hanns Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die ſich, von Neugier blind, auf ſein phantaſtiſch Blatt,
Vor ſeine Bühne drängen können?

* * *

Du lachſt; doch weiſt du auch, daß du durch gröbre Liſt
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen biſt?
Was braucht wohl ein Hanns Nord, verſehn zum Bücherſchmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug ſchon bey ſich hat.
Er will die ganze Welt durch Goldtinctur curiren;
Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonſtriren;
Sein gründlich Wörterbuch erſpart dir das Studiren;
Er lehrt ohn Umgang dich die Kunſt zu converſiren,
Er lehrt dich, ohne Müh ſinnreich poetiſiren;
Dich ohne Koſten Wirthſchaft führen;
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
Erſtaunſt und eilſt, und kaufſt und lieſt,
Was denn? daß du betrogen biſt.

Der alte Dichter und der junge Criticus.

Ein Jüngling ſtritt mit einem Alten
Sehr lebhaft über ein Gedicht.
Der Alte hielts für ſchön; der Jüngling aber nicht,
Und hatte Recht, es nicht für ſchön zu halten.
Er wies dem Alten, Schritt für Schritt,
Hier bald das Matte, dort das Leere,
Und dachte nicht, daß der, mit dem er ſtritt,
Der Autor des Gedichtes wäre.

Wie, ſprach der Alte, ganz erhitzt,
Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
Mein Herr, Sie ſind zu jung, mit einem Mann zu zanken,
Den Fleiß, Geſchmack und Alter ſchützt.
Da man Sie noch im Arm getragen,
Hab ich der Kunſt ſchon nachgedacht.
Und kurz: was würden Sie wohl ſagen,
Wenn ich die Verſe ſelbſt gemacht?

Ich, ſprach er, würde, weil Sie fragen,
Ich würde ganz gelaſſen ſagen,
Daß man, Geſchmack und Dichtkunſt zu entweihn,
Oft nichts mehr braucht, als alt und ſtolz zu ſeyn.

Alceſt.

Durch Unglück mehr, als durch Verſehn,
Verlor Alceſt im Handel ſein Vermögen.
Er ſaß bereits der Schulden wegen.
Kein Freund erſchien, ihm beyzuſtehn;
So viel in London ihrer waren.
Sein Sohn allein, noch in den Jünglings Jahren,
Wagts, ſeine Freyheit zu erflehn.
Er wagt ſich zärtlich vor Valeren,
Der dem Alceſt das meiſte Geld geliehn,
Und bittet mit den treuſten Zähren,
Die ſchamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freyheit zu gewähren.

Nein, ſpricht Valer, mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Böſewicht
Um ſo viel tauſend Pfund betrügen?
Bezahlet mich dein Vater nicht:
So ſoll er nie die Freyheit wieder kriegen.

Beſtürmt von Schaam, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft ſich der Sohn zu ſeinen Füſſen.
O! Gott, was hab ich hören müſſen!
Schmäht meinen armen Vater nicht.
Unglücklich iſt er nur; allein kein Böſewicht,
Laßt mich an ſeiner Statt verſchließen:
Ich weiche nicht von euren Füßen,
Als bis ich dieſen Wunſch erreicht!

Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe,
Und ward mit einemmal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
Ich, ſprach er, habe dich durch meine Streng entehrt;
Laß zur Verſöhnung dich umarmen,
Dein Herz iſt deiner Bitte werth.
Dem Vater ſoll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlaſſen ſeyn;
Allein wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befreyn?
Der Jüngling weint.
Hör an, ich habe viel Vermögen,
Und Eine Tochter nur, die lieb ich ungemein,
Ihr Herz iſt deiner werth; willſt du mein Eydam ſeyn?
So habe ſie und meinen ganzen Segen.

Die Schöne reicht die Hand dem edlen Jüngling dar;
Und o! wie glücklich ward dieß Paar!
Itzt aber giengen ſie, der Jüngling und die Schöne,
Aus der Gefangenſchaft den Vater zu befreyn.
Erſt tritt der Sohn und nun tritt ſie herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich ſehe ſie = = doch dieſe Scene
Will nur gefühlt, und nicht beſchrieben ſeyn.

Der

Der gehoffte Ruhm.

Voll von ſich ſelbſt und von der That,
Die er vollführt, gieng Tullius entzücket,
Itzt aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quäſtor abgeſchicket;
Er gieng zurück nach Rom, und theilte zum voraus,
Im Namen Roms, ſich die Belohnung aus.
Wer iſt wohl itzt des Volks Verlangen?
Wen, dacht er, nennt man itzt, als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius, als dich?
Das iſt er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sicilien der Theurung abgewehrt!
Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt. = =
In dieſen ſchmeichelnden Gedanken
Stieg bey Puteoli der Quäſtor an das Land,
Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die damals gleich den Brunnen tranken.
Schnell ließ er ſich vor ſeinen Gönnern ſehn,
Und ſuchte ſchon ſein Lob in ihren Mienen.
Iſt das nicht Cicero? rief Einer unter ihnen,
Ja, ja, er iſts; o das iſt ſchön!
Wie lange haben wir ſchon nichts von Rom vernommen!
Wie ſtehts in Rom? Wenn reiſten Sie von da?
Wie! rief er ganz erzürnt, wie könnt ich daher kommen!
Ich komm aus der Provinz = = Vielleicht aus Afrika?

Verſetzt ein Andrer hurtig wieder.
Hier zitterten dem Quäſtor alle Glieder.
„Nein, aus Sicilien komm ich als Quäſtor wieder.“
Ja, fuhr nunmehr ein Dritter fort,
Er kömmt daher. Verlaßt Euch auf mein Wort!
Mit dieſem Ruhm ſchlich Tullius ſich fort.

* * *

Du, der du denkſt, daß alle von dir wiſſen,
Von dir itzt alle reden müſſen,
Und dich im Herzen ſtolz erhebſt;
Von Tauſenden, die dich nach deiner Meynung kennen,
Und dich und deine Thaten nennen,
Weis oft kaum Einer, daß du lebſt.

Der Freundſchaftsdienſt.

Noch unbekannt und ungeprieſen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größre Treu dem Freund erwieſen,
Als man von Brüdern hoffen kann.

Ihn zu beſingen, wähl ich einen;
Und von der Nachwelt hochgeſchätzt
Leb Amyant, und habe keinen,
Den man ihm an die Seite ſetzt!

Spricht einſt in den noch fernen Jahren
Ein Redner von der Freunde Pflicht:
So denk er ſein, und ganzen Schaaren
Lock er die Thränen ins Geſicht.

Zu ihm, dem treuſten Freund auf Erden,
Kam einſt Philint, ſein ander Ich.
Freund, ſprach er, hilf mir glücklich werden,
Ich weis ein liebes Weib für mich.

Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verſtand, und Reiz, und Glück.
Ihr Herz, von Redlichkeit beſeelet,
Gefällt und ſpricht in jedem Blick.

Ach Amyant! du kannſt mir dienen,
Du biſt ein angeſehner Mann.
Verreis und halt um Wilhelminen
Für mich bey ihren Aeltern an.

Ich weis, daß dich Geſchäffte halten;
Doch -- Schweig! fiel Amyant ihm ein.
Geſchäffte kann ich ſtets verwalten;
Allein nicht ſtets dir nützlich ſeyn.

Ich reiſe gleich, um dir zu dienen.
Er thats, eh noch der Tag verſtrich.
Er reiſte, ſahe Wilhelminen,
Und nahm die Schöne ſelbſt für ſich.

Der großmüthige Räuber.

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann
Ein Räuber, nah um London, an.
Ach! ſprach der arme Wandersmann,
Ich bitt euch, laßt mir nur das Leben.
Ich hab euch ja kein Leids gethan,
Und wollt euch gern, was ihr verlangtet, geben;
Doch heute hab ich nichts bey mir.
Ich geh itzt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben;
Und morgen bin ich wieder hier
Und theile ſie mit euch; ſo wahr Gott über mir!

Gut, fieng er an, du haſt geſchworen:
Ich glaube dirs. Geh fort! Ich wünſche dir viel Glück.
Im kurzen kam der Wandersmann zurück.
Ach! ſprach er mit erfreutem Blick,
Seht, was ich Aermſter fand! ihr habts doch wohl verloren,
Zehn Pfund, und mehr noch - - welch ein Glück!
Und dieſe bring ich euch zurück;
Erlaßt mir das, was ich beſchworen.

Nein, hub der Räuber an, ich habe nichts verloren,
Behaltet euer Geld, weil ihr ſo ehrlich ſeyd.

* * *

So fühlt oft ſelbſt ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

Dorant.

Erſchrocken kam Frontin zu ſeinem Freund Dorant.
„Ach, liebſter Freund, iſt dirs denn nicht bekannt?
„Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren!
„Bedenke die verfluchte Liſt,
„Man ſtrebt nach dem, was dir am liebſten iſt:
„Man will dir deine Frau entführen.
„In dieſer Nacht noch, ſolls geſchehn.
„Unglücklicher! was willſt du machen?
„Laß doch geſchwind das Haus bewachen.
„Mein Blut ſoll dir zu Dienſten ſtehn,
„Und ich will augenblicklich gehn,
„Den Garten und den Hof verſchlieſſen.“
Nein, ſchrie Dorant, willſt du mich glücklich wiſſen:
So laß die Thüren offen ſtehn!

* * *

Ihr Weiber, dieſes klingt nicht ſchön!
Iſts möglich, ſeyd ihr an den Plagen
Liebloſer Ehen wirklich Schuld?
Ja, nach der Männer ihren Klagen,
Sind wir durch widriges Betragen
An aller Quaal der Ehen Schuld;
Doch wenn, bald nach den Hochzeittagen,
Die Männer uns gebietriſch plagen,
Die uns vergöttern, wenn ſie freyn,
Wie können wir da lange zärtlich ſeyn?
Ihr Männer, dieſes klingt nicht fein!

Der

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, verſehn zum Graben,
Wollt itzt ein beſſer Schickſal haben,
Und rief das Glück um Beyſtand an.
Das Glück erhörte ſein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwo ſtarke goldne Stangen;
Allein der ungeſchickte Mann
Sah ſie für altes Meſſing an,
Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Händen,
Fuhr fort, und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.

O Thor! rief ihm die Gottheit zu,
Was quälſt du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher, als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu ſchicken?

* * *

Du wünſcheſt dir mit Angſt ein Glück,
Und klagſt, daß dir noch keins erſchienen.
Klag nicht, es kömmt gewiß ein günſtiger Augenblick:
Allein bitt um Verſtand, dich ſeiner zu bedienen:
Denn dieſes iſt das größte Glück.

Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten
Mit redneriſchem O! und Ach!
Von den geringſten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten,
Und, was noch ſchlimmer war, meiſt von ſich ſelber ſprach;
Und, daß es ihm ja nicht am Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte.

Ein ſo beredter Herr ſah einen wackern Mann,
Der denkend ſchwieg, verächtlich an.
Der Herr, ziſcht er dem Nachbar in die Ohren,
Hat wohl das Reden gar verſchworen;
Ich wett, er iſt ein Narr, und weis nicht, was er will.
Das dächt ich nicht, ziſcht der ihm wieder in die Ohren,
Ein Narr, mein Herr, ſchweigt niemals ſtill.

Der ungerathne Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, ſein Sohn, war allemal der Thäter.
Der Vater, der kein Mittel ſah,
Bey Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt ihn, um ihm den Kützel zu vertreiben,
Zwey Jahre nach Amerika;
So ſauer auch die liebe Mutter ſah.
Allein was halfs? Johann kam wieder,
Und wer war ärger, als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder,
Beſchloſſen endlich, Mann für Mann,
Daß, weil er nicht geborchen wollte,
Johann der Trommel folgen ſollte.
Der ausgelaßne Sohn ward aſo ein Soldat,
Und dieß war auch der beſte Rath;
Denn was nun auch die Leute ſagen,
Die dieſem Stand nicht günſtig ſind:
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geſchlagen,
Der, Trotz der Scherpe, die er trug,
Nicht weiſer war, als der, den er vernünftig ſchlug.
Doch dieſe Zucht ward auch vergebens unternommen.
Johann blieb wild und ungeſtüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen;
„Nehmt Euern Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm.“

Der

Der Vater muß ihn wieder nehmen.
Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, Ein Mittel half geſchwind;
Und eh vier Wochen noch vergiengen,
War ſein Johann fromm, wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den Bau?
Er wußt ihn beſſer zu bezwingen,
Er gab ihm eine böſe Frau.

Die beiden Schwarzen.

Zween Schwarze lebten einſt, verdammt zur Sklaverey,
Dem ſtolzen Spanier und ihrem Schickſal treu.
Sie waren beide jung, und bey dem Freundſchaftstriebe
Empfanden ſie zugleich die Stärke gleicher Liebe.
Das ſchönſte ſchwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender geſehn, war beider Gegenſtand.
Als Sklavinn lebte ſie bey Einem Herrn mit ihnen;
Und jeder wünſcht allein ihr Herz ſich zu verdienen,
Und trug in jedem Blick ihr ſeins beſcheiden an.

Ich lieb Euch, ſprach ſie oft, und Einer ſey mein Mann;
Allein, ich wähle nicht, um keinen zu betrüben:
Vergleicht euch, und alsdann will ich nur Einen lieben.
Ein trauriger Vergleich, für beide ſtets zu ſchwer!
Denn jeder liebte ſich bey dieſem Glück zu ſehr,
Als daß er eine Braut, die ſich ihm ſchenken wollte,
Und die er ſchon gehofft, dem Andern laſſen ſollte:
Dieß kann er nicht. Allein bey aller Zärtlichkeit,
Beſaß ein jeder auch zu viel Rechtſchaffenheit,
Als daß, ſo lang ihn nicht ſein Freund ſelbſt überredte,
Er ihn gekränkt, und ſie dem Freund entzogen hätte.

So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück jeglicher des Andern Hinderniß,
Und ſtill ertrugen ſie die Quaal feindſelger Triebe,
Die Quaal der Eiferſucht, der Redlichkeit und Liebe,

Und ſahn ſich oft, wenn ſie beſchämt einander ſahn,
Mit Thränen, die das Haus ſelbſt weinend machten, an;
Mit Thränen, wie ſie da zween Brüder treu vergieſſen,
Die ſich im Unglück ſehn und keine Rettung wiſſen.

Nach oft gefühlter Pein, und unentſchiednem Streit
Der freundſchaftlichen Treu und gleicher Zärtlichkeit,
Und als ſie einſt mit ihr betrübt im Grünen ſitzen,
Wird ihre Liebe Wuth. Zu ſchwach, ſich zu beſchützen,
Bewilligen ſie ſchnell den ſchrecklichſten Verluſt,
Und jeder ſtößt den Dolch in der Geliebten Bruſt.
Ein Sklave ſah von fern die ſchreckensvolle Scene.
Er kam: Hier lagen ſie, umarmten ihre Schöne,
Beweinten ihren Tod, ſahn ſich noch einmal an,
Und thaten ſchnell an ſich, was ſie an ihr gethan.

* * *

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laſter ſich verkehrte,
Bloß, weil er ungebildet blieb.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz; denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion?
Sprach einſt mit einem tapfern Greiſe
Und ihrem großen Freund, nach kühner Spötter Weiſe,
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Geſetz erkennt, als das er ſelbſt gemacht.

Prinz, ſprach der General, Sie kränken meinen Glauben,
Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Troſt, den Troſt im Tode rauben!
Was hab ich Ihnen denn gethan?
Nichts, rief der Fürſt, Ihr ſeyd ein tapfrer Mann,
Ihr ſeyd mein beſter Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben:
Nur den verlaßt! „Nein, den verlaß ich nicht.“
Auch da nicht, wenn ichs Euch befehle?
„Nein, dieß iſt wider Ihre Pflicht.
„Gott iſt nur Herr von meiner Seele,
„Und alle Fürſten ſind es nicht.“
Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?
Dieß ſind Sie, ſprach der Greis; ich hab es unverzagt,
In mehr als Einer Schlacht, für Sie, mein Fürſt, gewagt;
Und itzt wag ichs zu Gottes Ehre.

Thor! rief der Prinz, wie wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich dich, daß keiner iſt, belehre?
„So hätt ich Luſt, ein Böſewicht zu ſeyn,
„Und würde, wär kein Gott, auch keinen König ſcheun;
„Und meiner würden in dem Heere
„Gewiß noch viele tauſend ſeyn.
„Dieß, Prinz, dieß fließt aus Ihrer Lehre!“

Rhynſolt und Lucia.

Umſonſt wandt Rhynſolt alles an,
Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
Ein edles Herz zur Wolluſt zu verführen.
Ihm öffnete ſein hoher Stand ihr Haus;
Allein ſie wich des Fürſten Liebling aus,
Und ließ ihm die Verachtung ſpüren,
Die der, wärs auch ein Prinz, verdient,
Der ſich, die Tugend zu verführen,
Aus Niederträchtigkeit erkühnt.
Was kann das Laſter nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterſtützt!
Sollt es der Brunſt, die Rhynſolts Herz erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Ehmann ein,
Und eilet, ihm das Leben abzuſprechen.
Allein, was iſt denn ſein Verbrechen?
Iſts mehr noch, als der Mann der ſchönſten Frau zu ſeyn,
Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
Ja, Rhynſolt zeigt, wer Danvelt ſey,
Er überführet ihn der Landsverrätherey
Durch Briefe, die er nie geſchrieben.
Und morgen eilt ſein Todestag herbey.
Sein Weib wirft ſich zu Rhynſolts Füßen,
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll.
Doch auch das Auge ſelbſt, aus dem itzt Thränen ſchießen,
Das Ach! das ihn mitleidig machen ſoll;

Ein Blick, beſeelt von Wehmuth und von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Glut aufs neue.
Nie ſah er Lucien ſo ſchön.
Er klagt ihr ſein unkeuſches Feuer. ⸗ ⸗ ⸗
Verſchämte Muſe, ſags nicht nach,
Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe ſprach!

Um ſie durch ihren Mann zu rühren,
Läßt er ſie ſelbſt in ſeinen Kerker führen,
Und laßt ſie da mit ihm allein.
Sie kämpfen mit dem größten Leiden,
Lieb und Verzweiflung ſpricht aus Beiden.
„O Danvelt! ſoll ich dich vom Tode nicht befreyn?
„Man eilt, dich ſchrecklich hinzurichten.
„Vergeß ich nicht noch heute meiner Pflichten:
„So wirſt du morgen nicht mehr ſeyn.
„Willſt du die Schande mir verzeihn:
„Nun ſo gebeut!“ ⸗ ⸗ Sie zittert, mehr zu ſagen,
Und drückt ihn ſtarr an ihre Bruſt.
Er klagt, und weint in ihre Klagen;
Ihn ſchreckt ein doppelter Verluſt.
„Soll ich den Tod, den peinlichſten erdulden?
„Ach! liebſtes Weib, ich bin zu ſchwach!
„Befreyſt du mich durch deine Schmach:
„So ſind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
„Und doch ⸗ ⸗ O Gott! was ſoll ich nun erdulden?

Der Morgen kömmt; und Lucia,
Die Danvelts Tod vor Augen ſah,

Ergiebt ſich thränend dem Barbaren.
Er ſtillt die Brunſt und bittet ungeſcheut,
Mit einer gleichen Gütigkeit
Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
Itzt aber, fängt er lächelnd an,
Itzt kannſt du deinen lieben Mann,
Nach deinem Wunſch, aus ſeinem Kerker holen;
Doch daß er mir nicht künftig ſchaden kann:
So hab ich das zugleich gethan,
Was Lieb und Klugheit mir befohlen.
Ich weis, du zürnſt deswegen nicht.

Sie flieht, mit Schaam und mit verletzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuſchließen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.

Sie ſteht erſtarrt; kein Ach! erſchallt,
Man ſieht auch keine Thräne rinnen.
Des Schmerzens tödtliche Gewalt
Heißt ſie allein auf Rache ſinnen.
Sie ſucht den Hof, wo Carl, ihr Fürſt, regiert,
Und hat das Glück, den Fürſten zu erreichen.
Wenn dich, ruft ſie, die Schmach der Tugend rührt:
So laß, o Carl, dich itzt mein Flehn erweichen!
Es iſt zu ſpät, mein Schutz zu ſeyn.
Du kannſt nichts thun, als mich Elende rächen.
Denn Rhynſolt -- Strafe ſein Verbrechen;
Ich ſchäme mich, es auszuſprechen.
Lies dieſe Schrift und fühle meine Pein!

Carl lieſt, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angeſicht,
Der Tugend und auch ihm zur Ehre.
Ihr Fürſten, welch ein Lobgedicht!
Carl lieſt, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angeſicht.

Doch iſts genug, das Laſter zu beweinen?
Ein Tag wird angeſetzt; der Liebling muß erſcheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
Kennſt du dieß Weib? ſpricht Carl. Ein plötzliches Erſchrecken
Verräth den Böſewicht; er räumt das Laſter ein;
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet ſeyn.
Der Fürſt läßt gleich den Biſchoff kommen
Und wohnt der Trauung ſelber bey.
Du, ſpricht er, haſt ſie zwar aus Furcht vor mir genommen;
Doch dieß beweiſt nicht deine Treu;
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verſchreib ihr alle dein Vermögen.
Er thuts. Sieh, Lucia, fieng drauf der Herzog an,
Du biſt durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflichten,
Räch ich nunmehr auch deinen Mann.
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

Der Schäfer und die Sirene

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In ſeinem ſtillen Hirtenſtande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
Und was er ſang, war Frölichkeit.

Ihn

---

*) Ich habe mich über dieſe und die folgenden Fabeln und Erzählungen in der Vorrede, die ich ehedem der Sammlung meiner vermiſchten Schriften vorgeſetzt, alſo erkläret: „Ich erfülle hiermit das Verſprechen, das ich unlängſt öffentlich, (in dem 123ſten Stücke des Hamburgiſchen Correſpondenten vom Jahre 1756.) obgleich gezwungen, gethan habe, und liefere meinen Leſern den größten Theil der Fabeln und Erzählungen aus den Beluſtigungen, verbeſſert, und an vielen Orten geändert. Vielleicht iſt dieſe Arbeit eine der undankbarſten, die ich jemals unternommen habe; ſo wie ſie mir eine der unangenehmſten geweſen iſt. Geſetzt, es wäre mir geglückt, dieſe meine erſten Verſuche von den meiſten Fehlern zu reinigen: ſo iſt doch die Abweſenheit der Fehler in den Werken des Geſchmacks mehr eine Nothwendigkeit, als Verdienſt. Man kann einer Poeſie durch Verbeſſerungen kleine Schönheiten geben; das iſt gewiß. Aber die Hauptſchönheit, die in der ganzen Anlage, in der ungezwungenen Einrichtung, in der Farbe der Schreibart ſelbſt beſteht; wie kann dieſe einem Werke ertheilet werden, wenn ſie nicht in ſeiner Geburt mit ihm erzeugt wird, wenn ſie nicht, wie die Seele, mit ihrem Körper zugleich da iſt? Dadurch, daß man dem Geſichte die Flecken entzieht, wird die Miene noch nicht einnehmend.“

Ihn rührten keine Schäferinnen.
Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bey dem Spiel:
So konnte ſie doch nichts gewinnen,
Als daß ſie flüchtig ihm gefiel.
Ein ſeltner Fall, daß ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch ſeinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er ſie gewahr:
So fühlt ſein Herz Lieb und Gefahr.
Er ſieht, und will nicht ſtehen bleiben,
Erſtaunt, blickt auf die Sängerinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.
    Nun irrt allein, ihr guten Heerden!
Der Schäfer hat für euch itzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Geberden
Der Schönen ſeine Zärtlichkeit;
Verſpricht ihr alle ſeine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrer Kunſt erfahren,
Hört nichts von dem, was er verſpricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als ſähe ſie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch ſchlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
Ich, ſingt ſie, bin nicht mein. Neptun beſtimmt
mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke:
So geh und bitte den Neptun.

Er bat. Nein, ſprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähr ich dir dein Unglück nur.
Der Schäfer ſchleicht betrübt nach ſeiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr
So wiederholt er ſeine Bitte.
„Neptun! So ſoll das Meer die trefflichſte Geſtalt,
„Die mich entzückt, in ſeinen Schoos begraben?“
Nein, rief der Gott, du ſollſt ſie haben;
Denn du verlangſt ſie mit Gewalt.

Wie hurtig ſchwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie ſchön ſang ſie, wie zauberiſch!
Er reicht ihr ſeine Hand. „Komm, göttliche Sirene!“ …
Doch welch Entſetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling, war halb Menſch, halb Fiſch.
Mit Zittern floh Damöt vom Meere,
Und gab nachher der Flur ſehr oft die Lehre,
Daß unſer liebſter Wunſch oft große Thorheit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenſtock entſpann ſich einſt ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit;
Mit Einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O! rief die ſtachlichte Parthey,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer beſſer oder ſchlechter ſey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und ſtets mit Kunſt beſchäfftigt ſind,
Daß unſer Roſt von Honig rinnt;
Wer ſieht es nicht, daß wir die Beſſern ſind?
Was braucht man alſo noch zu fragen?

So? fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig ſeyn,
Wofern wir nicht das Waſſer künſtlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dieß ſchadet unſerm Werthe nicht.
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geſchickt gehalten.
So niedrig unſre Pflicht euch ſcheint,
So ſoll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.

Sie trugen drauf kein Waſſer mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn, oder in der Brut verſchmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiſer rief darauf den Reſt der Unterthanen,
Um ſie zur Eintracht zu ermahnen.
Der Unterſchied in eurer Pflicht
Erzeugt, ſprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treuſten dienen,
Dieß ſind allein die beſſern Bienen.

Der Held und der Reutknecht.

Ein Held, der ſich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbeers werth gemacht,
Floh einſtens, nach verlorner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an,
Und ward von dieſem frommen Mann,
Nebſt ſeinem Reutknecht, aufgenommen;
Doch beider Tod war nah.

Ach! fieng der Reutknecht an,
Werd ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herrn ſein Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer und unwürdger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach er hat viel gethan!
Er hat drey Könige bekrieget,
In ſieben Schlachten ſtets geſieget,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.

Der Eremit ſah drauf den Helden kläglich an.
„Warum habt Ihr denn alles dieß gethan?“
Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,

Um, was ich bin, ein Held zu ſeyn.
O! fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet Ihr ſo vieles Blut vergießen?
Ich bitt Euch, laßts Euch nicht verdrießen,
Ich ſag es Euch auf mein Gewiſſen,
Der Reutknecht, als ein ſchlechter Mann,
Hat wirklich mehr, als Ihr, gethan.

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunſt und ſeinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarievogel hören,
Und freute ſich, wenn durch ihr ſchmetternd Lied
Die Lerche minder Kunſt verrieth.
O, ſprach ſie, wenn ich doch ein Lied
Gleich ſeinen hohen Liedern ſänge!
Und ſang, indem ſie dieſes ſprach,
Dem Nachbar eiferſüchtig nach,
Verliebte ſich in ſeine fremden Gänge,
Und quälte ſich, den angebohrnen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug, nach vieler Müh, zuletzt das Glück davon,
Canariſch fehlerhaft zu ſingen.

O! ſprach die Nachtigall, die lang ihr zugehört,
Wie ſinnreich biſt du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich ſeyn gelehrt,
Und ſieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

* * *

Elpin ſchreibt niedrig und ſchreibt ſchön;
Cleanth ſchreibt hoch. Elpin wünſcht ihm zu gleichen.
Wie theuer kömmt es ihm zu ſtehn!
Er ſucht Cleanthen zu erreichen,
Und äfft ihn nach, und muß ihm weichen,
Und ſchreibt und denkt für keinen Menſchen ſchön.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe;
So ſagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieſes ſprach,
Von ſeinem Jugendglück gerühret,
Von ſeinem Phylax angeführet,
Dem Vater ſchon von weitem nach.
Kaum trat er in den Buſch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke ſtach.
Er ſchalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem böſen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
Gut, ſprach er, ſtecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umſonſt betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab,
Und kämpft mit ſeinen Ungeheuern;
Allein ſie fanden nicht ihr Grab;
Und ſtachen ſie zuvor aus bloßer Luſt zu ſtechen,
So ſtachen ſie nunmehr, um ſich zu rächen.

Verwundet im Geſicht, auf beiden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm ſeine Noth.
„O ſehn Sie nur, das nenn ich ſtechen!
„Ich habs bald ſo, bald ſo verſucht.
„Ich lief, ich ſchlug; und doch half weder Schlag noch Flucht.“
Fritz, hub der Vater an, du haſts nicht recht verſucht.

Geh ruhig fort, ſo kann ich dir verſprechen,
Sie werden weniger, als wenn du ſchlägſt, dich ſtechen.
Ein kleiner Feind, dieß lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet ſeyn.
Und trittſt du einſt, gleich mir, ins große Leben ein,
Und wirſt um dich viel kleine Feind erblicken:
So achte nicht auf ihre Tücken.
Verfolge deinen Weg getroſt, und denke fein
An die Geſchichte mit den Mücken.

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ ſich der ſtolze Hänfling nieder.
Mich dauert, ſprach er, dein Gefieder.
O! ſage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?

Mich, ſprach ſie, lockte jene Flur,
Und ich, zu lüſtern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreyde
Hör ich den Ton der Lieb und Freude.
Ich lief! kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch ſchon.

Das Netz, ſprach dieſer, nicht zu ſehn?
Dir Flattergeiſt iſt recht geſchehn.
Man muß, will man ein Glück genieſſen,
Die Freyheit zu behaupten wiſſen.
Und wenn ich noch ſo lüſtern wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!

Er fliegt und ruft noch: Merk es dir!
Kurz drauf ſieht ſie den Freund, der ihr
Den weiſen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Sprich, rief ſie, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?

Die Freundinn, ſprach er, gieng mir nah,
Die ich in dieſem Bauer ſah.
Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um ſie zu ſeyn, kam ich geflogen.
Nun weis ich nicht, durch welche Liſt
Mein Fuß hier angefeſſelt iſt!

Die Ruthe, ſprach ſie, nicht zu ſehn?
Dir Flattergeiſt iſt recht geſchehn.
Man muß, will man ein Glück genieſſen,
Die Freyheit zu behaupten wiſſen.
Nun lerne, wenn dichs nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern iſt!

Der Hochzeittag.

Vom Vater ſeiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien ſich endlich zu vermählen,
Und ſelbſt den Tag mit ihr zu wählen.
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar ſehnſuchtsvolle Seelen!
Sie ſehn ſich ſchmachtend an, und wählen.

Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt ihr mir alten Mann noch eine Lieb erweiſen:
So fahrt, (ich bin zu ſchwach, ſonſt würd ich mit euch reiſen,)
Aufs Dorf, und laßt euch an dem Ort,
Und von des Prieſters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein ſelig Ehweib gab, ganz ſtill zuſammen geben.

Philet reiſt auf des Vaters Wort
Mit ſeiner Braut an den beſtimmten Ort.

Seit geſtern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam itzt gleich aus einem Blumenſtück
Mit ihr, und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb und Lenz, in ſein Gemach zurück,
Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte ſein und ſeiner Schönen Glück.

In ſcherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tiſch, auf dem ein Paar Piſtolen liegen,
Die er vom Schuß noch geſtern ſelbſt befreyt,
Steht er mit ihr allein, und, trunken vor Vergnügen,

Ergreift er eins. Nun, fängt er ſcherzhaft an,
Nunmehr bereut die kleinen Grauſamkeiten.
Wie viel habt Ihr mir deren angethan!
Beſinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umſonſt an Euer Fenſter kam?
Da Ihr mir Aermſten … Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunſt, die Herzen zu beſtricken,
Mit Euern zauberiſchen Blicken,
Mit Euerm Haar, ſo feſtlich ſchön es iſt!
Schieß her, ſpricht ſie mit lächelnden Geberden,
Schieß her, wenn du ſo grauſam biſt!
Er ſchießt. Ach Gott! und ſie fällt todt zur Erden.
Und wer beſchreibt wohl ſeine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch ſein,
Ruft er den Diener laut herein,
Und ſchließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Piſtolen?“
Ich thats, weil mirs zur Reiſe nöthig ſchien.
„Ich habe dirs doch nicht befohlen?“
Nein, Herr! Und gleich erſchoß er ihn.
Dann ſchrieb er dieſen Brief: Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichſten dir, Vater, vorgeſtellt,
Bin nach dem größten Glück, das je ein Menſch empfunden,
Itzt der Unſeligſte der Welt.
O! dürfteſt du doch niemals wiſſen,
Wie elend ich und du geworden ſind! …
Getödtet von mir ſelbſt, liegt ſie vor meinen Füßen,
Mein göttlich Weib, dein liebſtes Kind!

Mein Diener, deſſen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt ſchon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abſcheu nur betrachte,
Was ſollt ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod ſoll gleich der meine rächen.
Wenns möglich iſt, o! ſo verfluch nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann . . .

Man traf ihn neben ihr durchs Schwerdt getödtet an.

Die Elſter und der Sperling.

Ein Sperling ließ ſichs auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich ſchmecken,
Und ſchluckte ſtill die beſten Beeren ein.
Die Elſter ſahs mit ſcheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht bloß ein ferner Zeuge ſeyn.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
„O welcher Vorrath! Ja, gewiß;
„So reif, Herr Sperling, und ſo ſüß,
„(Denn ſie verſtehn ſich auf die Trauben,)
„War, was nun auch der Winzer ſpricht,
„Der Wein ſeit vielen Jahren nicht.“
Der Winzer hört der Elſter Lobgedicht,
Und zwingt die Gäſte fortzufliegen.
O! ſprach der Sperling, welch Vergnügen
Entziehſt du mir, du Schwätzerinn!
Willſt du der Frucht in Ruh genieſſen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wiſſen.
Siehſt du denn nicht, wie ſtill ich bin?
Drum ſchweig, und komm, den Berg noch einmal durchzuſtreifen.

Sie thuts, und frißt mit ihm ganz ſtill.
„Ein einzig Wort, Herr Spaz, ich kann es nicht begreifen,
„Warum mirs itzt nicht ſchmecken will;
„Die Trauben ſind ja reif. Doch ſtill!

„Der Winzer läßt ſich wieder hören.
„Drum weißt du, was ich machen will,
„Ich nehme von den blauen Beeren
„Mir eine Traube mit, ſie ruhig zu verzehren.
„Komm mit mir unter jenen Baum.“
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte ſie den ſichern Baum,
So ſchrie ſie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich ſind wir alle beide!
In Wahrheit, glücklich, bis zum Neide.
So ſchrie ſie noch, als ſchon ein Schwarm von Elſtern kam,
Und das geprieſne Glück ihr nahm.

* * *

Du, der ſein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer! lern ein Gut genieſſen,
Das, weil es wenig Neider wiſſen,
Uns ſichrer bleibt, und ſüßer ſchmeckt!

Der Geheimnißvolle.

Mit ſehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Criſpinens Haus,
Studirt beym Eintritt bald Criſpinen,
Und bald die Seinen ſeitwärts aus.

Man bringt den Stul; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er ſteht und ſchweigt, und ſagt durch Schweigen
Die wichtigſte Begebenheit.

„Mein Herr, hat ſich was zugetragen?
„O reden Sie! Wir ſind allein.
„Was giebts?“ Umſonſt ſind alle Fragen:
Er wiederholt ſein myſtiſch Nein.

O lern doch, unvorſichtge Jugend!
Die laut von allen Sachen ſchreyt,
Vom Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutſamkeit!

Nachdem er den Criſpin beſchworen,
Das zu verſchweigen, was er ſagt:
So ziſchelt er ihm in die Ohren:
„Der König fuhr itzt auf die Jagd.“

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frey im Gemach, ihr Lied oft ſang,
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit deſto ſtärkrer Stimme ſang;
Saß itzt dem Spiegel gegenüber,
Und ſang, und ſah ihr eignes Bild,
Und floß, mit Eiferſucht erfüllt,
Von ſchmetternden Geſängen über;
Und bildete, zu ihrer Pein,
An ihrem eignen Wiederſchein
Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöhte ſie die Stimme;
Allein umſonſt war Kunſt und Müh,
Stets ſang der Wiederhall, wie ſie.
Sie ſchoß darauf mit ehrſuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und ſtarb, ſich ſelbſt zu ſehr gewogen,
Faſt ſo, Ruhmſuchtiger, wie du!
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die beiden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
O Velten, nimm dich ja in in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt ſich ſchon ein Irrlicht ſehn.
Nur daß wir uns nicht ſelber blenden,
Und uns nach dieſem Lichte wenden;
Sonſt iſt es um den Weg geſchehn!

Schon gut! rief Velten, eile nur.
Doch, Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht ſagen wollte,
Nur einmal recht verſtehen ſollte!
Studirte nennen es die Dunſt,
Die aus den Sümpfen aufgeſtiegen.
Ich weis nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft iſt Lügen ihre Kunſt.

Sprich, Velten, ob du thöricht biſt;
Du weißt nicht, was ein Irrlicht iſt?
O dürft ichs nur bey Nachtzeit wagen!
Ich wollte dirs wohl anders ſagen.
Iſts wahr, daß du kein Irrlicht kennſt,
Und biſt ſchon nah an dreyßig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das iſt ein Geſpenſt.

Den Drachen haſt du doch geſehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geſchehn,

Bey Kleindorf im Vorüberziehen
Getreyd und Kälber ausgeſpieen.
Das, was der Drach im Großen heißt,
Nenn ich das Irrlicht gern im Kleinen;
Denn da ſie nur bey Nacht erſcheinen,
So ſind ſie wohl kein guter Geiſt.

Nein, Kunz, nein, ſag ich! Nimmermehr!
Ein Irrwiſch iſt kein wütend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Geſpenſter beſſer kennen.
Ein Rübezahl, ein ſolches Thier,
Als zu Gehofen ehedeſſen
Die Küch im Edelhof beſeſſen,
Dieß ſind Geſpenſter, glaube mir!

Ein Irrwiſch muß was anders ſeyn.
K. Wie, Velten, nennſt du dieſen Schein?
V. Ich nenn ihn Irrwiſch. K. Iſts erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißts, kein Irrwiſch nicht;
So ſpricht man ja mein Lebetage.
V. So ſpräche man? Nein, Kunz, ich ſage,
Daß alle Welt ein Irrwiſch ſpricht.

K. Schweig, Velten, das klingt lügenhaft.
Ich hab es auf der Wanderſchaft,
Und, Bruder, ohne viel zu ſchwören,
Von Meiſtern Irrlicht nennen hören.

So ſtritten ſich noch lange Zeit
Itzt um die Sach, itzt um den Namen,
Bis ſie zuletzt vom Wege kamen;
Und ſchimpfend ſchloſſen ſie den Streit.

* * *

So ſtreiten unſtudirte Velten
Um Sachen, die ſie nicht verſtehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren ſollten erſt zu dem gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die ſtreiten dialectiſch ſchön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die ſie ganz verſtehn,
Und fehlen ihres Weges ſelten,
Weil ſie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt ſich kein Irrlicht ſehn.

Das Glück und die Liebe.

Einſt wollten Lieb und Glück ſich ſichtbar überführen,
Wer ſtärker ſey, des Menſchen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um ſeine Gunſt gequält,
Ein Mann in ſeinen beſten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb erwählt.

Das Glück bot alles auf, was je der Menſch geſchätzt,
Was ſeine Sinne rührt, was je ſein Herz ergetzt,
Wodurch der Stolz ſich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon itzt ertheilet.
Er ſah ſich reich, und Marmor ſchloß ihn ein.
Sein Zimmer ſchien der Freuden Thron zu ſeyn;
Und täglich wuchs die Pracht der ſchon geſchmückten Wände
Noch durch der Künſtler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speiſeſaal
Der Schüſſeln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge,
Und der Clienten Lobgeſänge;
Bald fiel ein reiches Erb an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dieß verliehn;

So zog das Glück durch ſeine Künſte
Schon in den reichſten Lotterien
Für ſeinen Freund die Hauptgewinnſte.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was ſein Kux, bald was ſein Schiff gebracht;
Und ſo viel Gunſt aus ſeines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verſchwenden.
Er ſchlief, berauſcht von Freuden, ein,
Stund auf, den Freuden ſich zu weihn.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag ein Feſt des Glückes und der Fülle.

Wer zweifelt, ſprach das Glück, daß mir der Ruhm gebührt?
Iſt Semnon nicht unendlich ſehr gerührt?

Vielleicht, verſetzt darauf die Liebe,
Rühr ich ſein Herz durch ſtärkre Triebe;
Er ſoll Serinen ſehn. Ihr unſchuldvoller Blick
Beſiegt vielleicht dich, mächtigs Glück!
Er ſah nunmehr die göttliche Serine.
Ihn rührt der Reiz der edlen Miene;
Doch mehr, als ihr beredt Geſicht,
Das Herz, das aus Serinen ſpricht.
Schon ſcheint der Glanz von ſeinen Schätzen,
Schon ſein Palaſt, ſchon Freund und Wein,
Schon die Muſik ihn minder zu ergetzen.
„Wie glücklich, wär ihr Herz erſt mein,
„Wie glücklich würd ich dann nicht ſeyn!

„O Liebe! lehre mich, dieß Herz mir zu verdienen,
„Und ſprich! wodurch beſieg ich einſt Serinen?“
Sey, ſpricht ſie, kein Verſchwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon iſt er kein Verſchwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör;
Such deine Luſt in ſtillern Freuden;
Sey gütig, liebreich und beſcheiden;
Und liebe nicht dein Glück zu ſehr.
Schon ſuchte Semnon ſtillre Freuden;
Schon ward er liebreich und beſcheiden;
Serine floh ihn ſchon nicht mehr,
Serine gab ihm ſchon Gehör,
Und ward die Seele ſeiner Freuden.

Die Liebe, ſprach das Glück, ſcheint Semnon vorzuziehn?
Allein mehr als zu bald ſoll er Serinen fliehn.
So viel ich ihm geſchenkt, ſo viel ſey ihm entriſſen!
Wird ihm die Liebe wohl der Armuth Quaal verſüſſen?
Das Glück verließ ihn drauf, und Semnons Gut verſchwand.
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land;
Sein Reichthum ward der Liſt und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was ſonſt ſein Herz erfreute,

Nichts, als ſein treues Weib; im widrigſten Geſchick
Sein Beyſtand und auf ſtets ſein Glück.
Durch Fleiß entriſſen ſie ſich der Gefahr zu darben;
Und froh genoſſen ſie, was ſie durch Fleiß erwarben.
Umſonſt verſprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb entſagen wollte.
Nein, rief er, wenn ich auch ein Crōſus werden ſollte,
Gieng ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiſer ſeyn,
Als daß ich dich mir wieder wünſchen wollte.
Serine, komm! Mein Herz bleibt dein;
Viel beſſer, ohne Glück, als ohne Liebe ſeyn.
„Ja, Semnon, ja, mein Herz iſt dein;
„Viel beſſer, ohne Glück, als ohne Liebe, ſeyn.

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komiſches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen:
So gab ſein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu beſehn.
In Wahrheit, ſprach er, ich bin ſchön!
So viel ich mir geſchmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht beſſer ſtehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müſſen uns zugleich im Spiegel ſehn.
Er kam. Der Aff erſchrack, verzerrte das Geſicht,
Stieß an den Hut, und rückte die Perücke;
Und doch glich er dem Junker nicht!
Der Spiegel warf, was er empfieng, zurücke,
Ein närriſch haarichtes Geſicht
In einer ſtruppichten Perücke.
Der Junker lacht. Pfuy, hub der Aff erbittert an,
Pfuy, Spiegel, wie du lügſt? Was hab ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von ſeinem Hauchen an,
Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er ſehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!

Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magiſter zu erzählen;
Und dieſem konnt es gar nicht fehlen,

Mit einer nützlichen Moral,
(Er war gelehrt,) ſie zu beſeelen.
Nun, ſprach er, ſetzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der ſich vor ihrem Lichte ſcheut,
Verhüllt ſie drauf in Dunkelheit,
Und ſchmeichelt ſich, ſie ſey nicht helle.

Die Wittwe.

Ein Mährchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den ſie ſo lieb, wie ſich, und wohl noch lieber hatte . . .
Noch lieber? wirft der Spötter ein
Und lachet höhniſch; doch er lache!
Durch eine Spötterey hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf, gewiß zu ſeyn.
Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treuſten, beſten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect ſie ſonſt auch finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was ſie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Geſund, itzt aber todt in ihren Armen hielt,
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht laſſen wollte.
Der Prieſter kam, der ſie beſänftgen ſollte;
Die ganze Freundſchaft kam; doch nichts bewegte ſie.
Je mehr man tröſtete, je mehr Dorinde ſchrie.
Man mußte mit Gewalt ſie von dem Todten bringen.
Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was ſie that; und ein entſetzlich Ach!
War alles, was ſie troſtlos ſprach.
Dieß trieb ſie länger noch als vier und zwanzig Stunden.

Indeſſen hatte ſich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geſchickt in Holz zu haun.
Er ſah Dorindens Schmerz; und theils auf ihr Begehren,
Theils als ein Freund den Seligen zu ehren,
Und ſeinem Untergang im Tode vorzubaun,
Entſchloß er ſich, in Holz ihn auszuhaun.

Es glückt des Künſtlers weiſen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden;
Und Stephan ſtund in Lebensgröße da.
Ein Meiſterſtück pflegt bald bekannt zu werden;
Das Volk lief zu und ſchrie, ſobalds den Stephan ſah:
Ach Himmel, ach! das iſt er. Ja!
Seht nur die lächelnden Geberden!
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, ähnlichers kann nichts gefunden werden;
So ſah ich ihn noch jüngſt, als er Gevatter ſtund.

Man brachte den geſchnitzten Gatten,
Der noch allein der Wittwe Troſt verlieh,
Ins zwente Stock, wo er und ſie
Ein ganzes Jahr vergnügt geſchlafen hatten.
Hier ſchloß ſie ſich mit ihm in ihre Kammer ein,
Und ſuchte Ruh in Schmerz und Pein,
Und hielts für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
Um ſeiner ewig werth zu ſeyn,
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?

So ſaß Dorinde viele Wochen,
Und hatte, wie mein Währmann ſagt,
Kein lebendes Geſchöpf ſeit dieſer Zeit geſprochen,
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute wars nach ſo viel bangen Wochen
Das erſtemal, daß ſie aus ihrem Fenſter ſah:
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
Schnell kam die Magd mit ſchlauen Mienen:
„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
„Ein ſchöner Herr, faſt wie der ſelge Mann;
„Er hat etwas bey Ihnen auszurichten,
„Das er mir nicht vertrauen kann.“
Du kannſt, ſprach ſie, nur was erdichten,
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann.
Und kurz, du darfſt ihm nur berichten,
Ich wäre krank vor vielem Gram;
Denn ach! kein Wunder wärs . . .
„Dieß geht nicht an, Madam,
„Er hat Sie ſchon, indem er angekommen,
„An Ihrem Fenſter wahrgenommen.
„Sie müſſen mit herunter kommen;
„Der fremde Herr ruht eher nicht.
„Er hat was wichtigs anzubringen.
„Ich dächte doch, Madam, Sie giengen!“
Die junge Wittwe ſteht beſtürzt,
Umarmt mit einem ſchnellen Feuer
Das Bild, mit dem ſie ſich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird es ſeyn?
Ein Freyer?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht?

Sie horcht ſchon an der Thür; allein ſie kann nichts hören,
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde ſpricht.
Der Nachmittag verſtreicht. Der Fremde geht noch nicht.
Soll er denn gar ihr Gaſt zu ſeyn begehren?
    Dorinde kömmt und zwar allein.
Sie wird ſich wohl einmal am Bilde letzen wollen.
Magd, fängt ſie an, ſprich, was mir machen ſollen?
Der Herr will mit Gewalt mein Gaſt den Abend ſeyn?
Du mußt geſchwind die Kanne Schmerlen ſieden.
„Ja, ja, Madam, ich bins zufrieden.“
Dorinde geht zurück. Die Magd durchſucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins, und ruft Dorinden
In aller Angſt geſchwind heraus.
„Madam, ach laſſen Sie ſichs klagen!
„Es iſt kein hartes Fiſchholz da,
„Soll ich das Bild herunter tragen,
„Es iſt hart Holz, und es zerſchlagen?“
Das Bild? Nein, nein ‥ doch ‥ thus nur. Ja. ‥
Was brauchſt du mich denn erſt zu fragen?
„Allein das Bild iſt ſchwer, ich kanns allein nicht tragen:
„Zum Fenſter gieng es wohl heraus.“
Nun gut, ſo darfſt du ja das Holz nicht erſt zerſchlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus;
Da darf ich ſo nicht länger klagen.
    Das Fenſter öfnet ſich; und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuſchel.

Der Muſchel, die am ſeichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder feſt zuſammen zog,
Sah einſt, mit Neid und Unverſtande,
Ein junger Krebs aus ſeiner Höhle zu.
O Muſchel, wie beglückt biſt du!
O! daß wir Krebſe nur ſo elend wohnen müſſen!
Bald ſtößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du haſt dein eigen ſteinern Haus,
Kannſt, wenn du willſt, es öffnen und verſchlieſſen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weis, du gönnſt mir dieſes Glück,
In [illegible]em Schloſſe Platz zu nehmen.
Ich, ſprach ſie, ſollte mich zwar ſchämen,
In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That ſiehts itzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir ſich zu verfügen:
So dien ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie ſchließt ihr Schloß feſt zu.
Mach auf, ſchreyt er, denn ich erſticke.
Bald, ſpricht ſie, will ich dich befreyn;
Sieh erſt der Mißgunſt Thorheit ein,
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dirs gefällt, zufrieden ſeyn.

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, eins mußt du mir verſprechen:
Die Meſſer und die Gabeln ſtechen;
Drum rühre keins von beiden an.
„Allein die Scheere, ſollt ich glauben,
„Die könnten Sie mir wohl erlauben?“
Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an.

Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verſchönerten die Scheere.
Ja, ſpricht es zu ſich ſelbſt, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht ſo lieb,
So ließ ich ſie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer iſt mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu ſchönes Band.
Geſetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand;
So hätte dieß nicht viel zu ſagen.
So klein ich bin, ſo hab ich ja Verſtand,
Und alſo werd ichs immer wagen,
So bald die Mutter nur die Augen weggewandt.
Doch nein, weil Kinder folgen müſſen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich ſehe dich bloß an;
O ſchöne Scheere, laß dich küſſen!
Ich rühre ja kein Meſſer an,
So werd ich doch ‥ Schon griff es nach der Scheere.
Ja, wenn ich unvorſichtig wäre,

Da freylich ſchnitte mich die Scheere;
Allein ich bin ja ſchon mit ihr bekannt.
So ſprachs, und ſchnitt ſich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
Ach, hub das Kind fußfällig an,
Es kränkt mich ſehr, daß ichs gethan.
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
Damit ich ſie nicht mehr begehre,
Und ohne Zwang gehorchen kann.

◆ ◆ ◆

Oft ſind wir Menſchen dieſes Kind.
Verſehn mit billigen Geſetzen,
Die göttlich und uns heilſam ſind,
Scheut ſich das Herz, ſie alle zu verletzen.
Wir unterlaſſen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig ſchätzen,
Um die zu thun, die uns am liebſten ſind.
Die Reue kömmt. Wir ſehn, wie ſehr wir fehlen;
Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heißt in vieler tauſend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieſer Miſſethat!
Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einſt die Bären,
    Sie möchten gnädigſt ſich bemühn,
Und ihnen doch die Kunſt erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen ſchien;
Die Kunſt, in der ſie noch ſo unerfahren wären,
Die Jungen groß und ſtark zu ziehn.
    Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiſeſte bedächtig an,
Vielleicht, ich ſag es voller Zittern,
Wächſt unſre Jugend bloß darum ſo ſiech heran,
Weil wir ſie gar zu wenig füttern.
Vielleicht iſt auch der Mangel der Geduld,
Sie ſanft zu wiegen und zu tragen;
Vielleicht auch unſre Milch an ihren Fiebern ſchuld.
Vielleicht ſchwächt auch das Obſt den Magen.
Vielleicht iſt ſelbſt die Luft, die unſre Kinder trifft,
(Wer kann ſie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren erſten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift.
Vielleicht iſt, ohne daß wirs denken,
Auch die Bewegung ihre Peſt.
Sie können ſich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Bruſt verrenken,
Wie ſichs ſehr leicht begreifen läßt;
Denn unſre Nerven ſind nicht feſt.
Hier fängt ſie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,

Das ſie ſo lang und herzlich an ſich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erſtickt.

Du, ſprach die Bärinn, kannſt noch fragen,
Warum ihr ſo beſtraft mit kranken Kindern ſeyd?
Nicht liegts an Luft und Milch, und nicht an Obſt und Magen.
Ihr tödtet ſie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unſern jungen Haufen;
Wir nehmen ſie, ſobald ſie laufen,
Mit uns, in Hitz und Froſt, durch Fluren und durch Wald,
So werden ſie geſund und alt.

* * *

Was macht viel Kinder ſiech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Reicher, ſoll dein Kind geſund in Städten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der Leichtſinn.

Der Leichtſinn, wie die Fabel ſagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menſchen einſt verjagt,
Weil alle ſeiner müde waren.
Er floh zum Zevs, und bat um Aufenthalt.
Kaum ſah Mercur die luſtige Geſtalt,
So fühlt er ſchon die Pflicht, dem Flüchtling beyzuſpringen.
„So will dich alle Welt verdringen?
„Du dauerſt mich. Komm, hüpf auf meine Schwingen!
„Ich hoffe dich gut anzubringen.
„Komm, Paphos ſey dein Aufenthalt!“
Schnell bracht er ihn zur Venus kleinem Knaben.
Hier, Gott Cupido, fieng er an,
Schickt Ihnen Zevs den angenehmſten Mann,
Der ſchärfer, als Sie, ſehen kann;
Sie ſollen ihn zu Ihrem Führer haben.
Der Leichtſinn trat ſein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und ſoll, wie die gedachte Fabel ſpricht,
Von dieſer Zeit an, ſeine Pflicht
Sehr ſelten unterlaſſen haben.

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeſchickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank, und wollte doch nicht ſterben;
Denn welcher Geizhals ſtirbt wohl gern?
Er wollte nach dem Doctor ſchicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genöthigt wär, ihm in die Hand zu drücken,
Und alſo ließ ers lieber ſeyn.

Doch mit dem Tod iſt gleichwohl nicht zu ſcherzen.
Der Alte fühlte neue Schmerzen,
Und rief den Prieſter in ſein Haus,
Und bat ſich zu verſchiednen malen,
Denn dafür durft er nichts bezahlen,
Troſt auf dem Krankenlager aus.
Der Prieſter wollt ihn itzt verlaſſen.
Ach! bet Er, ſprach der Greis, Gott wirds zu Herzen faſſen,
Und komm ich von dem Lager auf:
So geb ich Ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden laſſen.

Ich weis nicht, bat er für den Alten,
Und wann er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menſchliche Geſchlecht
Sollt einen Geizhals mehr behalten;
Es beſſerte ſich mit dem Alten.

Der Prieſter wird geruft. Ich weis wohl, ſprach der Greis,
Was ich Ihm einſt geredt, wenn Ers gleich nicht mehr weis.
Hier ſeh Er ſelbſt, was ich und meine Frau erſparten;
Ich zeig Ihm nur die ſeltnen Arten.
Steht Ihm das groſſe Goldſtück an?
Da ſind ſie noch von größerm Werthe;
Doch weil ſie Gott mir wunderbar beſcherte,
So hab ich ein Gelübd gethan,
Nicht Eins von allen auszugeben,
Und ſollt ich hundert Jahre leben.

Will Er nunmehr die Silbermünzen ſehn?
Ja, lieber Herr, auch die ſind ſchön.
Hier hab ich, glaub Er mirs, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zuſammen wiegen;
Allein ſie mögen immer liegen;
Sie ſollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier ſieht Er die Zweydrittel ſtehen;
Da les Er Eins für ſeine Kinder aus,
Und bitt Er Gott um Segen für mein Haus!

Das Teſtament.

Sohn, fieng der Vater an, indem er ſterben wollte,
Wie ruhig ſchlief ich itzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wiſſen ſollte!
Du biſt es werth; und wirſt es ſeyn.
Hier haſt du meinen letzten Willen.
So bald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf, und ſuch ihn zu erfüllen;
So iſt dein Glück gewiß gemacht.
Verſprich mir dieß, ſo will ich freudig ſterben.

Der Vater ſtarb; und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Teſtament ſchon auf,
Und las: Mein Sohn, du wirſt von mir ſehr wenig erben,
Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den ſetz ich dir zu deiner Nachricht auf.
Mein Wunſch war meine Pflicht. Bey tauſend Hinderniſſen
Befliß ich ſtets mich auf ein gut Gewiſſen.
Verſtrich ein Tag, ſo fieng ich zu mir an:
Der Tag iſt hin: haſt du was Nützliches gethan?
Und biſt du weiſer, als am Morgen?
Dieß, lieber Sohn, dieß waren meine Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit,
Zu meinem täglichen Geſchäffte
Mehr Eifer, und zugleich mehr Kräfte,
Und in der Pflicht ſtets mehr Zufriedenheit.

So lernt ich, mich mit wenigem begnügen,
Und ſteckte meinem Wunſch ein Ziel.
Haſt du genug, dacht ich, ſo haſt du viel;
Und haſt du nicht genug, ſo wirds die Vorſicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute ſtirbſt?
Die Würden, die dir Menſchen gaben?
Der Reichthum? Nein! Das Glück, der Welt genützt zu haben;
Drum ſey vergnügt, wenn du dir dieß erwirbſt.
So dacht ich, liebſter Sohn! ſo ſucht ich auch zu leben.
Und dieſes Glück kannſt du, mit Gott, dir ſelber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Iſt, ein rechtſchaffner Mann zu ſeyn.

Criſpin und Criſpine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern ſchlecht vertragen,
Sind leider ſchon ſehr alte Klagen,
Die man uns oft zu leſen gab.
Doch daß die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattinn plagen,
Sind dieß nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sänger ſingt ſie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkiſch widerſpricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht.
Doch daß der Mann mit ſeinem Weibe
Oft als mit einer Sklavinn ſpricht;
Wie ſelten ſtraft dieß ein Gedicht!
Daß Weiber nicht zu folgen wiſſen,
Darüber ſeufzt und klagt der Mann.
Doch ſollte man daraus nicht ſchlieſſen,
Daß Männer nicht zu herrſchen wiſſen,
Weil ihre Frau ſo ſchwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern dem Staate ſich ergeben,
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber ſorgt der Mann ſich grau.
Doch daß die Männer ſich dem Kaltſinn gern ergeben,
Nur ſich, nicht ihren Weibern leben,
Wie ſehr beſeufzt dieß manche Frau!
Daß bey dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,

Dieß iſt vielleicht nicht ſelten wahr.
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verſtand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beyſpiel Thorheit lehren,
Und über Thorheit ſich beſchweren,
Klingt in der That ſehr wunderbar!
Und dennoch iſts nicht ſelten wahr.

Drum, Männer, leſt ihr, wie Crispine
So herzlich den Crispin gehaßt:
So legts nicht gleich mit einer Männermiene
Der armen Frau allein zur Laſt.
Und ſeyd ihr ſelbſt unglückliche Crispine,
So denkt, wenn euch Crispine haßt:
Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
Und beſſert euch. Vielleicht thuts auch Crispine.

* * *

Crispine ſtarb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Crispin, ihr Mann, ſchon nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach!
Wenn wir das Leichencarmen fragen.
Doch viele wollten lieber ſagen,
Der Zorn hätt ihn dahin gerafft;
Allein der Zorn iſt nicht der Männer Leidenſchaft.

Genug er ſtarb, und ward, weil ers ſo haben wollte,
Daß ſein Gebein bey der verweſen ſollte,

Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu ſeiner Frau ins Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in Einer Gruft vereinet;
Und niemand hätte das vermeynet,
Was nach der Zeit, mehr als zu oft, geſchehn.
Die Frau ließ ſich bey ihrem Grabe
Des Nachts im Sterbekleide ſehn.
Der Küſter, und des Küſters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenlauten gehn;
Denn allemal ließ ſich Criſpine ſehn,
Und wies ganz ängſtlich nach dem Grabe.

Der Küſter wagts den neunten Tag,
Und ruft die ſämmtlichen Criſpinen,
Macht dreymal erſt das Kreuz, und ſagt, wer ihm erſchienen,
Und forſcht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh der Selgen ſtören mag.
„Hat ſie vielleicht im Tode was befohlen?“
Nichts, fieng die Freundſchaft an, nichts als den Leichenſtein.
Das, ruft der Küſter, wird es ſeyn.

Man läßt geſchwind den ſchönſten Grabſtein holen;
Der Steinmetz haut zwey Herzen in den Stein,
Und dieſe Schrift vom Küſter ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb und Treue;
„Der Tod, der ſie getrennt, vereinte beid aufs neue.“

Nun wird die Frau doch ruhig ſeyn?
Nichts weniger. War ſie zuvor erſchienen,
Erſchien ſie nur noch mehr, und mit noch bängern Mienen,
Und lief dem guten Küüſter nach,
Und öffnete den Mund, als ob ſie ſprechen wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach!
Dieß war es alles, was ſie ſprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten ſollte?

Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg verſehrt,
Und wie man ſie gelegt, ſo lagen ſie noch heute;
Zur rechten er, und ſie zur linken Seite.
Nein, ſchrie der Küſter, umgekehrt!
Ihr, Todtengräber, ſeyd nicht werth ...

Der Sarg ward umgekehrt; allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe ſtörte.
Mich deucht, dieß iſt der Schönen Fehler nicht.
Und iſt ers ja, wie mancher Spötter ſpricht:
So iſt ers doch im Grabe nicht.

Crispine ließ nicht nach, dem Küſter zu erſcheinen.
Sie weinte ſo, wie Schatten weinen,
Wies immer auf ihr Grab, und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Küſter doch verſtand.

Er ließ noch dieſe Nacht den Todtengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen,
Und weit davon beſonders eingeſcharrt.
Und noch in Beider Gegenwart
Verſchwand die Frau mit heitern Mienen,
Und iſt ſeitdem nicht mehr erſchienen.

Der Jüngling und der Greis.

Wie fang ichs an, um mich empor zu ſchwingen?
Fragt einſt ein Jüngling einen Greis.
Der Mittel, fieng er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwey bis drey, ſo viel ich weis.
Seyd tapfer! Mancher iſt geſtiegen,
Weil er entſchloſſen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh und von Vergnügen,
Und durſtig nach der Ehre war.
Seyd weiſe, Sohn! Den Niedrigſten auf Erden
Iſts oft durch Witz und durch Verſtand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden:
Zu beiden macht man ſich durch Zeit und Fleiß geſchickt.
Dieß ſind die Mittel großer Seelen.
„Doch ſie ſind ſchwer. Ich wills Ihm nicht verhelen,
„Ich habe leichtere gehofft.“
Gut, ſprach der Greis, wollt ihr ein leichtres wählen:
So ſeyd ein Narr; auch Narren ſteigen oft.

Beurtheilungen
einiger Fabeln
aus den Beluſtigungen.

Beurtheilungen
einiger Fabeln aus den Beluſtigungen.

Damit diejenigen Leſer, die meine Fabeln in den Beluſtigungen immer noch für gut halten, prüfen können, ob ich Recht habe, wenn ich nicht ihrer Meynung bin: ſo will ich drey derſelben, die noch gar nicht die ſchlechteſten ſind, wählen, und ſie beurtheilen. Ich hoffe, zu gleicher Zeit Anfängern in der Poeſie einen Dienſt zu thun, und ſie an meinem Exempel zu lehren, wie ſie ihre eignen, oder ihrer Freunde Verſuche beurtheilen, und ſich nicht ſo fort mit den Gedanken ſchmeicheln ſollen, daß ſie für die Welt ſchreiben können, weil ſie ſchreiben können.

Die erſte Fabel, die ich wählen will, um die Fehler, die darinne begangen ſind, um das Müßige, Undeutliche, Weitläuftige, und Gereimte zu zeigen, ſoll die Lerche ſeyn, weil ich dieſes Stück zu der Zeit, da ich es verfertiget, mit einer beſondern Autorliebe betrachtet habe.

Die Lerche.

1.

Bey manches Morgens hellem Schimmer
Sang Damons Lerche froh bemüht,
Mit Schmettern durch das ganze Zimmer,
Dem lieben Wirth ein Morgenlied,
Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang
Das ganze Haus erfüllt durchdrang.

2.

Einſt lehnt ihr Damon zum Vergnügen
Das Thürchen nicht beym Füttern an,
So, daß ſie aus dem Bauer fliegen
Und in der Stube flattern kann.
Sie fliegt; und ſang ſie vormals ſehr,
So ſang ſie itzt noch dreymal mehr.

3.

Auch Vögeln iſt die Freyheit lieber,
Als Kerker, welche Gold umzieht.
Sie ſitzt ſo, daß ſie gegenüber
In Damons großen Spiegel ſieht.
Sie ſieht ſich ſelbſt, und meynt dabey,
Daß dieſes Bild die Schweſter ſey.

4.

Sie ſtutzt und regt die kleinen Schwingen,
Bald will ſie fort, bald bleibt ſie hier;
Dann fängt ſie ſchmetternd an zu ſingen.
Drauf öffnet Damon bald die Thür.
Da dringt der Schall im Augenblick
Aus dem gewölbten Saal zurück.

5.

Sie läßt ſich zwo Minuten ſtören;
Die Ehrſucht martert ihren Geiſt.
Sie meynt die Schweſter ſelbſt zu hören,
Die ihr der falſche Spiegel weiſt.
Drauf läßt ſie ſich mit ſich allein
Betrogen in den Wettſtreit ein.

6.

Sie ſingt aus ehrſuchtsvollem Grimme;
Sie zieht, ſie trillert, mengt und paart
Der hellen Kehle ſtarke Stimme
Auf hundert und auf tauſend Art.
Umſonſt iſt ihre ganze Müh;
Stets ſingt das Echo ſo, wie ſie.

7.

Noch läßt ſie ſich nicht kraftlos finden,
Sie ſingt, und will zu ihrer Pein
Eh ſterben, als nicht überwinden,
Eh ſiegen, als am Leben ſeyn.
Sie ſingt; allein zu ihrer Schmach:
Das Echo wacht, und thut es nach.

8.

Drauf ſchießt ſie bey dem letzten Zuge,
Die ſo bethörte Sängerinn,
Mit aufgebrachtem ſchnellen Fluge
Nach der verhaßten Freundinn hin,
Und ſtößt ſich in der Raſerey
Am Spiegel Kopf und Hirn entzwey.

9.

Hier trägt ſie Damon aus der Stube.
O! ſpricht er, da er nachgedacht,
O! kämen die in Eine Grube,
Die Ehr und Schatten umgebracht:
So würdeſt du wohl manchem Held,
Und manchem Weiſen beygeſellt.

Zuerſt will ich die Handlung ausziehen. Eine Lerche ſingt oft ihrem lieben Wirthe, dem Damon, früh ihr Morgenlied. Einſt macht er ihr bey dem Füttern aus Gefälligkeit den Bauer nicht wieder zu, damit ſie herausfliegen kann; und nun ſingt ſie noch ſtärker, ſetzt ſich gegen den Spiegel über, und ſieht ihr eignes Bild für einen Nebenbuhler an. Sie ſingt. Damon öffnet darauf die Thüre, und das Echo dringt aus dem gewölbten Saale in die Stube. Die Lerche glaubt alſo ihren Nebenbuhler im Spiegel zu hören, und läßt ſich mit ihm in einen Wettſtreit ein, bis ſie endlich, da ſie ihn nicht überwinden kann, in der Hitze nach dem Spiegel fliegt, und ſich den Kopf zerſtößt.

Die Moral. Wenn alle diejenigen, die der Ehrgeiz und ein Schatten umgebracht, ſagt Damon, in Eine Grube kämen, ſo müßteſt du bey manchem Helden und Weiſen liegen.

Die Handlung, an und für ſich betrachtet, ſcheint das Anziehende zu haben, in ſo weit ſie ſelten, unerwartet, und doch wahrſcheinlich, und endlich ein ſinnliches Bild des menſchlichen Ehrgeizes iſt; betrachtet mit der Moral, ſcheint ſie gewiſſe Züge, oder Theile zu haben, davon man die Deutung nicht wohl einſehen kann. Die Lerche ſieht ſich ſelbſt im Spiegel, und hält ſich für eine fremde Lerche. Recht gut! Sie hört das Echo ihrer Stimme, und hält es für die Stimme ihres Nebenbuhlers. Auch gut! Die Lerche kann Beides in der Fabel thun, weil ſie es auſſer der Fabel zu thun ſcheint. Ich ſetze nunmehr einen ehrgeizigen Menſchen an die Stelle der Lerche. Er ſey ein Autor, ein Held, ein Staatsmann. Er glaubt, durch die Einbildung betrogen, daß er Nebenbuhler habe; dieſe zu übertreffen, ſtrengt er ſeinen Ehrgeiz ſo lange an, bis er darunter erliegt. Iſt alles richtig in dieſer Vergleichung? Glaubt der Ehrgeizige nur Nebenbuhler zu haben, oder hat er ſie nicht wirklich? Er hat ſie; und wie der Thor immer noch einen größern Thoren findet, der ſeinen Werth bewundert: ſo findet der Ehrſüchtige immer einen noch Ehrſuchtigern, der mit kleinern oder gröſſern Kräften ihn zu übertreffen ſucht. Alſo harmonirt die Fabel nicht genug mit der Moral; oder ſie ſcheint ein Körper zu ſeyn, der ſeiner Seele, der Moral, nicht genug angemeſſen iſt. Was iſt das Echo, das die Lerche für ihre eigne Stimme hält, in Anſehung des Ehrgeizigen? Das weis ich itzt eben ſo wenig, als ich es damals mag gewußt haben, da ich die Fabel entworfen. Wir wollen nunmehr die Stellungen der Handlung, oder die einzelnen Theile betrachten, aus denen ſie zuſammengeſetzt iſt. Iſt alles, was vorgeht, ſo beſchaffen, daß der Erfolg ohne daſſelbe nicht wohl hätte geſchehen können, oder daß die Erdichtung weniger anziehend geworden wäre? Es iſt offenbar, daß theils müßige Theile vorhanden, theils die nothwendigen mit Zierrathen beſchweret ſind, welche ſie nicht heben, ſondern nur beläſtigen.

Warum muß die Lerche erſt im Bauer ſeyn? Warum muß ihr Damon zum Vergnügen die Thüre offen laſſen? Das erſte deswegen, damit ſie Damon heraus laſſen kann; und das andre deswegen, damit ſie in dem Zimmer frey ſitzen, und ſich im Spiegel ſehen kann. War das nöthig iu Anſehung des Erfolgs? Nein, ſie durfte nur gleich frey im Zimmer ſeyn, und dem Spiegel gegen über ſitzen. Dieſes iſt alſo der Punkt, wo die Handlung hätte anfangen ſollen, damit ſie die Kürze, die nöthige Tugend der Erzählung, erhielte. Folglich ſind beynahe die drey erſten Strophen müßig. Die andern Theile ſind zwar nothwendig, aber mit verſchiedenen kleinen Umſtänden beladen, welche das Stück nur erweitern, ohne es zu verſchönern. Hieher gehört insbeſondere die ſiebente Strophe.

Aus dieſen Critiken laſſen ſich die übrigen von der Art zu erzählen größten Theils ſchließen. Sie iſt weitſchweifig, und eben deswegen matt. Sie will ſich durch eingeſchaltete Beſchreibungen beleben; aber dieſe Beſchreibungen ſind zu leer, und ermüden. Sie enthalten nichts, als das ewige Geſinge der Lerche, das eben nicht ſchön beſchrieben iſt.

In der Schreibart ſelbſt fehlt das Leichte, Freywillige und Muntre. Braucht man noch zu fragen, warum die Fabel nichts taugt, wenn auch ihr Innhalt noch ſo gut wäre? Iſt es nicht Fehler genug, ängſtlich, und gezwungen zu erzählen? Sie iſt, wie viele andre aus den Beluſtigungen, in dem Versmaaße der Ode erzählet. Ich will gern zugeben, daß dieſe Versart zuweilen von dem Innhalte, zumal

mal von einem ernſthaften, oder dem man das Anſehen des Ernſtes geben will, verlanget werden kann; und wir haben gute Exempel von dieſer Art. Allein in den meiſten Fällen verträgt ſich der Zwang der Strophen, der ſich immer gleichen Zeilen, der beſtimmten Ruhepunkte in den Strophen, nicht mit den Tugenden der Erzählung. Man darf, um ſich davon zu überzeugen, nur einen Verſuch mit einer guten Fabel, die in freyen Verſen erzählt iſt, machen, und ſie in das Versmaaß der Ode übertragen; wie bald wird man ſehen, daß die beſten Stellen verloren gehen; daß dieſer Gedanke in einer längern Zeile geſagt ſeyn will; daß er oft, wenn er nur ein Wort verliert, nicht mehr ſo natürlich, oder ſcherzhaft klingt; daß ſelbſt die Länge und Kürze der Zeilen bald den Nachdruck, bald die Anmuth im Erzählen befördert! Und wo iſt in der Strophe der Platz zu den Nebenbetrachtungen, zu einer kleinen, im Vorbeygehen angebrachten Spötterey, zu gewiſſen Wiederholungen und andern kleinen Schönheiten der Erzählung?

Ich will den Beweis von den Fehlern der Schreibart nunmehr im Kleinen geben.

Erſte Strophe. **Bey manches Morgens**; ſehr hart und rauh. **Hellem Schimmer**; hell, ein überflüßiges Beywort. „Die Lerche ſang bey manches Morgens hellem Schimmer froh bemüht dem „lieben Wirth ein Morgenlied.“ Was heißt froh bemüht? Mit einer Mühe, die ihr zum Vergnügen ward?

ward? Es iſt gezwungen, undeutlich, und dem Reime zum Beſten geſagt. Eben dieſes gilt auch von dem Schimmer des Morgens, der ſeine Exiſtenz hier dem Zimmer zu danken hat. Das Morgenlied ſcheint mir hier auch nicht ſchön zu ſeyn, ob es gleich gewiß iſt, daß die Lerchen des Morgens am ſtärkſten ſingen; man denkt dabey an das Abendlied. „Und „ruhte nicht, bis daß ihr Klang das ganze Haus „erfüllt durchdrang.“ Klang; unnatürlich. Es ſollte Geſang heißen. Was bedeutet hier erfüllt? Heißt es der Klang, der das ganze Haus erfüllt hatte, oder mit dem das ganze Haus war erfüllt worden? Sezt man das Participium in dem Einen oder in dem andern Falle, nach dem Sprachgebrauche, ſo wie es hier ſteht? Niemals. Alſo iſt es undeutlich, oder wider die Grammatik; und ſollte erfüllend heißen, wenn ja ein Participium gebraucht werden mußte. Und wenn es beides nicht wäre: ſo iſt es doch überflüßig, weil in dem Worte durchdringen das Erfüllen ſchon enthalten iſt.

Zweyte Strophe. „Einſt lehnt ihr Damon „zum Vergnügen das Thürchen nicht beym Füttern „an.“ Anlehnen iſt nicht der rechte Ausdruck, oder es ſollte heißen: er lehnte es nicht wieder an; beſſer: er ließ die Thüre offen. Aber ſo hätte der folgende Reim, kann, nicht beſtehen können. „So, „daß ſie aus dem Bauer fliegen und in der Stube „flattern kann.“ Das ſo, daß, iſt ſehr demonſtriret, iſt zu gezwungen, oder doch proſaiſch. Wenn ſie aus dem Bauer fliegt, ſo weis ich ſchon, daß ſie in der Stube flattern kann; und wenn ſie das Letzte thut, muß das Erſte geſchehen ſeyn. Ein Umſtand iſt überflüßig. In der Stube flattern, ſagt man auch nicht, ſondern lieber herumflattern. Flattern ſoll hier ein lachender Ausdruck ſeyn, thut aber keine gute Wirkung. „Und ſang ſie vormals ſehr: „ſingt ſie itzt noch dreymal mehr.“ **Mehr**, harmonirt mit dem ſehr nicht, ſondern mit dem Reime. Es ſollte heißen: noch dreymal ſtärker. Die ganze Strophe iſt proſaiſch und gedehnt.

Dritte Strophe. „Auch Vögeln iſt die Freyheit „lieber, als Kerker, welche Gold umzieht.“ Dieſe Sentenz ſteht nicht an ihrem Orte. **Kerker** paßt zur Freyheit nicht gut. Es ſollte Sklaverey heißen. Sie ſitzt ſo, daß; proſaiſch. **Damons großer Spiegel.** Wozu Damons? Kann der Spiegel jemanden anders gehören? Es wäre beſſer, der Spiegel hätte gar kein Beywort. „Sie ſieht ſich ſelbſt, und meynt dabey, „daß dieſes Bild die Schweſter ſey.“ **Meynt dabey**; gezwungen und gereimt. **Dieſes Bild**; was für ein Bild? Es iſt ja noch keines da geweſen, auf welches dieſes gehen könnte. Alſo ihr eignes Bild, oder das ſie itzt ſieht. **Die Schweſter.** Warum Schweſter? War es eine Sie? und war die ſingende Lerche auch eine Sie? Ueberhaupt iſt der Familienname Schweſter hier nichts Artiges, denke ich.

Vierte Strophe. „Sie ſtutzt und regt, vermuthlich bewegt, die kleinen Schwingen.“ **Klein**, iſt hier ein ſehr überflüßiges Beywort. Bald will ſie fort; Wohin? Bald bleibt ſie hier. Es ſollte wohl heiſſen: Bald will ſie auffliegen, bald hält ſie ſich wieder zurück. Drauf öffnet Damon bald; bald iſt geflickt. Die Thür, ſtatt der Thüre, da die folgende Zeile ſich mit keinem Vocale anfängt, wie hart! „Da dringt der Schall im Augenblick aus dem gewölbten Saal zurück.“ Da, iſt hier proſaiſch. Im Augenblick, ſcheint gereimt zu ſeyn. Aus dem gewölbten Saal; Iſt dieſer Saal ein Vorſaal? Vermuthlich. Und warum öffnet Damon die Thüre zum Saale? Die Lerche hätte ja davon fliegen können?

Fünfte Strophe. „Sie läßt ſich zwo Minuten ſtören.“ Aber warum nicht mehr, nicht weniger Minuten? Iſt zu arithmetiſch beſtimmt. „Die Ehrſucht martert ihren Geiſt.“ Der Geiſt der Lerche, vielleicht auch das Martern iſt ſehr poetiſch und gezwungen. „Sie meynt die Schweſter ſelbſt zu hören.“ Die Schweſter; weg damit! Selbſt iſt überflüßig und nur des Versmaaßes wegen da. „Die ihr der falſche Spiegel weiſt.“ Der falſche Spiegel, weil er die Einbildung der Lerche betrog, kann poetiſch richtig ſeyn; allein ein falſcher Spiegel heißt auch ſo viel, als ein Spiegel, der den Gegenſtand nicht getreu darſtellt. „Drauf läßt ſie ſich mit ſich allein betrogen in den Wettſtreit ein.“ Darauf iſt kurz vorher da geweſen. Betrogen; dieſes Participium ſteht hier an keinem guten Orte, und verurſacht eine Dunkelheit. In den Wettſtreit; nicht den, ſondern einen; iſt wider die Sprache.

Sechste Strophe. „Sie ſingt aus ehrſuchtsvollem Grimme.“ Grimm ſcheint zu viel für das Singen einer Lerche zu ſeyn. Vor Grimme nach dem Spiegel fliegen, dieſes würde man eher ſagen. „Sie zieht, ſie trillert, mengt und paart der hellen Kehle ſtarke Stimme auf hundert und auf tauſend Art.“ Dieſe drey Verſe betrügen auf den erſten Anblick, und ſcheinen harmoniſch zu ſeyn. Sie zieht und trillert; gehen dieſe Worte auch auf die Stimme? Sie zieht und trillert die Stimme; das kann wohl nicht ſeyn. Aber ſie ſtehen doch ſo, und alſo ſind es ambigue dicta. Sie mengt die Stimme der Kehle, und paart ſie. Wie kann ich eine Stimme mengen? Töne möchten wohl gemenget werden können; und doch wollen mir die gemengten und gepaarten Töne auf hundert und tauſend Art gar nicht gefallen. Man ſagt auf hunderttauſend oder tauſenderley Art im gemeinen Leben; und wenn dieſes richtig iſt, ſo iſt es doch ganz proſaiſch. Der Poet muß ſich von der Proſa zu entfernen wiſſen, auch da, wenn er den niedrigſten Stil redet.

Le Stile le moins noble a pourtant ſa nobleſſe.

Siebente Strophe. Noch läßt ſie ſich nicht kraftlos finden; iſt gezwungen geſagt. Es ſoll heiſſen: Dennoch fährt ſie herzhaft fort. Sie ſingt und will zu ihrer Pein eh ſterben, als nicht überwinden, eh ſiegen, als am Leben ſeyn. Sehr heroiſch von der Lerche. Aber worauf geht das zu ihrer Pein?

Auf das Sterben? Sie will alſo zu ihrer Pein ſterben? Sehr fremd geredt. Dem einzelnen Worte, ſingen, ſollte nicht die Redensart entgegen geſetzt ſtehen, am Leben ſeyn, ſondern leben. Es iſt natürlicher und verhältnißmäßiger. Wer ſieht nicht, daß die Reime Pein und ſeyn wider das Natürliche dieſer Stelle ſich empört haben? Aber der Reim iſt der Sklave, und der Poet der Herr.

La Rime eſt une eſclave, & ne doit qu obéir.

„Sie ſingt; allein zu ihrer Schmach.“ Schmach iſt nicht das richtige Wort; Schande, Verdruß, Schimpf, oder ſo etwas. „Das Echo wacht;“ wacht iſt unnatürlich. „Und thut es nach;“ thut, iſt platt; warum nicht, ſpricht, ſingt u. d. gl.?

Achte Strophe. „Drauf ſchießt ſie bey dem „letzten Zuge, die ſo bethörte Sängerinn, mit auf„gebrachtem ſchnellen Fluge, nach der verhaßten „Freundinn hin.“ Drauf, ſchon wieder! Bey dem letzten Zuge; was iſt das für ein Zug? Der Zug des Athems; oder ſtehe Zug ſtatt Ton? Und was heißt der letzte Zug? Soll es heißen: indem ſie den letzten Ton ſingt, ſchießt ſie nach dem Spiegel? Wer wird ſo erzählen? Die bethörte Sängerinn; bethört iſt kein gewähltes Wort. Mit ſchnellem Fluge kann man ſagen, aber wohl nicht ohne Gewaltſamkeit mit aufgebrachtem ſchnellen Fluge. Die verhaßte Freundinn, iſt langweilig, und wie das hin nicht nothwendig; und woher war ſie eine Freundinn von ihr? Sie ſah ſie ja itzt zum erſtenmale. Das Oxymoron, verhaßte Freundinn, iſt alſo hier ein Spielwerk. „Und ſtößt ſich in der Raſerey am Spiegel „Kopf und Hirn entzwey.“ In der Raſerey; wer wird dieß von der Lerche ſagen? Sie iſt ja kein Tieger. In der Hitze ſtößt ſie ſich alſo am Spiegel Kopf und Hirn entzwey. Erſtlich Kopf; es muß nothwendig den Kopf heißen. Alsdann Hirn für Gehirn iſt unerträglich. Und warum muß ſich die arme Lerche den Kopf, und auch das Gehirn entzwey ſtoßen? Ich dächte, das erſte wäre genug geweſen? Das Gehirn iſt unnöthig, und erweckt einen ekelhaften Begriff. Endlich ſagt man nicht, ſich das Gehirn entzwey ſtoßen.

Neunte Strophe. „Hier trägt ſie Damon aus „der Stube.“ Wozu wird das Leichenbegängniß erwähnet? Um auf die Grube einen Reim zu haben? Warum trug ſie Damon aus der Stube? Warum warf er ſie nicht zum Fenſter hinaus? Müßiger Umſtand! O! ſpricht er, da er nachgedacht. Er muß alſo erſt nachdenken, ehe er ſeinen Sittenſpruch findet? Wäre es nicht natürlicher, er fiele ihm gleich ein? O! kämen die in Eine Grube. Das doppelte O! ſcheint mir zu wichtig für dieſen Fall zu ſeyn. Aber wem ſagt er dieſe Betrachtung? Sich ſelber, oder ſind Leute um ihn? Sollte Damon ſo figürlich mit ſich ſelbſt reden? Das iſt nicht wahrſcheinlich. Genug er ſagt: „O kämen die in Eine Grube, die „Ehr und Schatten umgebracht, ſo würdeſt du wohl „manchem Held und manchem Weiſen beygeſellt.“ Was bedeutet Schatten? Den eigentlichen Schatten in Anſehung der Lerche, und den figürlichen in Anſehung des Helden und Weiſen; iſt alſo zweydeutig. Manchem Held iſt wider die Grammatik; manchem Helden. Beygeſellt, lieber zugeſellt; wiewohl auch dieſes Wort noch nicht das bequemſte iſt. Die ganze Betrachtung iſt zwar die Hauptmoral; aber durch eine gute Wendung wollte man ſie doch nur im Vorbeygehen anbringen; und dafür ſollte ſie natürlicher und nicht ſo ſpitzfindig geſagt ſeyn.

Dieſes ſind alſo die Fehler in Abſicht auf die Kürze, die Deutlichkeit der Erzählung, und die nöthige Wahl der Sprache. Und wo ſind denn nun die Eigenſchaften der dritten Tugend der Erzählung, nämlich der Anmuth?

Ich hätte noch viel mehr ſagen können, wenn ich ſtrenger hätte critiſiren wollen. Indeſſen wird dieſes hinlänglich ſeyn, den Geſchmack und die Beurtheilungskraft der Anfänger zu ſchärfen, und diejenigen Leſer, welche meine Fabeln in den Beluſtigungen immer noch für gut, und mich für eigenſinnig gehalten haben, weil ich ſie nicht habe herausgeben wollen, zu belehren, daß ſie zu flüchtig, und darum zu günſtig von dieſen Arbeiten geurtheilet. Dieſes gilt auch von den folgenden beiden Fabeln. Sie können mit ihren Anmerkungen ein Beweis ſeyn, daß ich ſie, aus Hochachtung für das Publicum und den Geſchmack, nicht habe ſammeln wollen. Sie waren mir zu der Zeit, da ich ſie ſchrieb, leicht zu vergeben; und es iſt ein weit größerer Fehler, daß ich ſie damals habe drucken laſſen, als daß ich ſie nicht beſſer gemacht habe.

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der göldnen Zeit,
Ein Thyrſis im Arkaderlande,
Trieb öfters nach des Meeres Strande,
In ruhiger Gelaſſenheit.
Sein treuer Hund war ſein Gehülfe,
Ein kirres Lamm war ſeine Luſt,
Und außer einem Rohr von Schilfe
Ihm weiter kaum ein Glück bewußt.
Er kannte weder Liſt noch Feind,
Und ſchlief vergnügt auf ſeiner Matte;
Er wünſchte nichts, als was er hatte,
Und war ſich ſelber Glück und Freund.
Ihn rührten keine Schäferinnen;
Gefiel ihm eine bey dem Spiel:
So konnte ſie nichts mehr gewinnen,
Als daß ſie ihm einmal gefiel.
Doch ſeiner Ruhe droht Gefahr!
Das Meer zeigt ihm die beſte Schöne;
Er wird die nackende Sirene
Mit nie gefühlter Luſt gewahr.
Er ſteht, und will nicht ſtehen bleiben;
Er ſieht, verliert den freyen Sinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.
Zwo blauer Augen Blick und Zug,
Die ſchmachtend voller Wolluſt brannten,
Sich nach dem Angriff zaghaft wandten,
Als hätten ſie nicht Muth genug;

Halb ſtolze, halb verſchämte Mienen,
In denen Ernſt, Gefahr und Luſt
Einander zu begegnen ſchienen,
Durchdrangen unſers Schäfers Bruſt.

Vom runden Kinne bis zur Hand,
Von weißen Hüften bis zur Stirne,
Entzückt ihn dieſe Waſſerdirne,
An der er tauſend Anmuth fand.
Nie wird ſie reizend gnug beſchrieben;
Der beſte Riß bleibt ein Verſuch.
Kurz: Sie zu ſehn und nicht zu lieben,
War, wie man ſagt, ein Widerſpruch.

Der gute Schäfer ſteht zerſtreut,
Vergißt ſich ſelbſt und ſeine Heerden,
Und klagt mit ängſtlichen Geberden
Der Schönen ſeine Zärtlichkeit.
Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?
Ich ſoll an deiner Seite ruhn?
Ja, Freund, du ſollſt mein Herz beſitzen,
Erbitte mich nur vom Neptun.

Der Schäfer ruft zum Gott der See:
Ein Opfer von zwo feiſten Ziegen
Soll dich, Neptun, ſogleich vergnügen,
Wofern ich nicht vergebens fleh.
Dir, ſpricht Neptun, mein Kind zu geben!
O ſpare Seufzer, Wunſch und Harm!
Ich gäbe dir und deinem Leben
Ein ewig Unglück in den Arm.

Der arme Thyrſis ſeufzt und weint,
Und klagt mit manchem bangen Schalle
Sein Leid dem nahen Wiederhalle,
Bis wiederum Neptun erſcheint.
Gut, ſpricht Neptun, du gleichſt den Knaben;
Dich blendet eine Scheingeſtalt.
Gut, gut, du ſollſt dein Unglück haben;
Denn du verlangſt es mit Gewalt.

Die Nacht befördert Thyrſis Ruh;
Neptunus giebt ihm die Sirene.
Der Schäfer trägt die naſſe Schöne
Entzückt nach ſeiner Hütte zu.
Er weis ſein Glück kaum gnug zu ſchätzen,
Sein mattes Herz wird wieder friſch.
Der Tag erſcheint. O welch Entſetzen!
Sirene war halb Menſch, halb Fiſch.

O Fabel! meynſt du nicht die Welt,
Die früher liebt und eher brennet,
Als ſie das Kind zur Hälfte kennet,
Das Aug und Wahn für göttlich hält?
Man liebt der Schönen Mund und Stirne,
Bis der verborgne Fiſch uns ſchreckt,
Ihr eitles Herz, ihr leer Gehirne
Die Fehler unſrer Wahl entdeckt.

Auch dieſe Erzählung hat viel Müßiges, viel Mattes, und einen gewiſſen Firniß, der das Auge blendet. Ein Arkadiſcher Schäfer ſieht eine Sirene auf der See, verliebt ſich in ſie, hält bey dem Neptun um ſie an, und bekömmt ſie. Dieß ſind die Haupttheile der Erzählung, welche die Deutlichkeit beſiehlt, und die Kürze billiget. Die Theile ſollen nun ausgebildet und verſchönert werden, damit ſie, gleich als auf dem Gemälde, genung ins Auge fallen, jedes nach ſeinem Bedürfniſſe, nach der Wahrſcheinlichkeit; aber auch nach der Hauptſache. Der Schäfer, die erſte Perſon der Handlung, was will man von ihm wiſſen? Wie ruhig und zufrieden er mit ſeinem Stande war? Nein, man will ein Zuſchauer von der Begebenheit ſeyn, wie er die Sirene erblickte, und ſich in ſie verliebte. Wäre alſo die Beſchreibung von ſeiner ſchäferiſchen Zufriedenheit auch noch ſo ſchön: ſo würde ſie doch eben deswegen wieder nicht gut ſeyn, weil ſie hier nicht nöthig war, von der Sache, die vorgieng, nicht befohlen wurde, und die Aufmerkſamkeit zu lange auf ſich zog.

> Que jamais du ſujet, le diſcours s'écartant,
> N'aille chercher trop loin quelque mot éclatant. *)

Die zweyte Hauptperſon iſt die Sirene. Was will man von dieſer wiſſen? Wie ſchön ſie war? Ja; aber unter der Bedingung, daß die Beſchreibung unſre Erwartung übertreffen, daß ſie nicht alltäglich ſeyn, daß ſie nicht durch ihre Länge einſchläfern muß. Die eingeſchaltete Beſchreibung der Sirene iſt nicht neu; ſie iſt lang und ſtarr. Ihr Verhalten bey der Liebeserklärung des Schäfers iſt das Merkwürdigſte, was man wiſſen will, und worauf man, wenn man von ſo einer Handlung ein Zuſchauer

---

*) BOILEAU A. P. Ch. I. v. 180.

wäre, am meiſten Acht haben würde. Dieſes Verhalten würde ſich durch ihre Mienen und Geberden, durch ihre kleinen Liſten, daß ſie thäte, als merkte ſie den Schäfer nicht, daß ſie ſich auf der See mit einer gewiſſen angenommenen Sorgloſigkeit etwas zu thun machte, daß ſie bald ihre Locken zurückſchlüge, bald im Schwimmen ihrer Schönheit eine neue Anmuth gäbe, und endlich dadurch offenbaren, daß ſie mit ihm ſo redte, daß er hoffen und fürchten müßte, um ihn deſto gewiſſer zu feſſeln. Dieſes Gemälde, weil es Handlung enthielte, würde einnehmender ſeyn, als die todte Beſchreibung ihrer Augen, ihrer Stirne, ihrer weißen Schultern; würde aus der Materie ſelbſt entſproſſen ſeyn, und nichts als Wahl und Feinheit erfordern. Auf dieſe Weiſe hätten die beiden Hauptgegenſtände der Erdichtung ſchön gezeigt werden können; und ſo hätte zugleich die Erzählung anſtatt der ernſthaften Miene, die ihr nicht läßt, die lachende und muntere, die ſie verlangt, bekommen können. Der Theil der Handlung, da der Schäfer den Neptun bittet, und wieder bittet, iſt in der Fabel mit kleinen Umſtänden beſchweret, die nicht einnehmen. Man will wiſſen, ob der Schäfer die Sirene bekommen wird; aber man will es bald wiſſen. Wie es uns in der Natur als Zuſchauern würde beſchwerlich geweſen ſeyn, wenn der Schäfer und Neptun ein langes Geſpräch mit einander gehalten, und unſrer Neugier Gewalt angethan hätten: ſo wird es auch in der Nachahmung beſchwerlich. Und das heißt eben Geſchmack, ſtets das Gehörige, das Beſte zu wählen, nicht zu viel, nicht zu wenig, und doch das zu ſagen, was das Vorzüglichſte war. Ich will es zugeben, daß die Erzählung hin und wieder einige feine Züge hat. Aber wie wenig iſt das, wenn die Hauptſchönheit fehlt?

C'eſt peu qu'en un Ouvrage, où les fautes fourmillent,
Des traits d'éſprit ſemés de tems en tems petillent.
Il faut que chaque choſe y ſoit miſe en ſon lieu;
Que le début, la fin, repondent au milieu;
Que d'un art délicat les piéces aſſorties
N'y forment qu'un ſeul tout de diverſes parties. *)

Dieſes gilt von jedem Werke des Geſchmacks, und von der kleinen Fabel ſowohl, als von der gröſſern; ja von der kleinen um deſto mehr, je geſchwinder der Fehler an einem kleinen Werke in die Augen fällt. Den Fehler, daß der Schäfer nicht eher als am Morgen ſieht, wer ſeine Sirene war, will ich nicht tadeln, da er ſchon lange von Andern iſt getadelt worden. **)

Die Erzählung leidet mehr als Eine Moral, nachdem ſie gewendet wird. Man kann ſagen: Eine

---

*) Ebendaſ. V. 175.

**) Der Engländer Denis (S. *Select Fables* by Mr. Charles Denis. London 1754. auf der 203. S.) hat eben dieſen Fehler begangen. Er ſagt von dem Schäfer:

And now poſſeſt of all her charms,
He thinks himſelf the happieſt man in life;
But oh! at morn he found within his arms
A monſter for a wife.

Schöne, die vor der Hochzeit eine Göttinn war, iſt nach derſelben oft ein ſchönes Ungeheuer. Man kann ſagen: Wir treffen die Wahl bey unſrer Liebe ſehr übereilt; wir ſehen auf den äußerlichen Reiz, und unterſuchen nicht, ob unter ihm nicht ein böſes Herz verborgen liege. Man kann die Moral von einer andern Seite nehmen und ſagen: Wenn uns die Götter ſtets unſre Wünſche gewährten, ſo gewährten ſie uns nicht ſelten unſer Unglück. Oder: unſre liebſten Wünſche ſind oft die größten Thorheiten. Diejenige Deutung wird die beſte ſeyn, die am natürlichſten aus der Erzählung fließt, und die zugleich ihres innern Werthes wegen die andern übertrifft. Es iſt wahr, der Liebhaber führt oft in ſeiner Braut, übereilt durch ſeine Wahl, betrogen durch die Augen und Einbildung, ein verkleidetes ſchönes Unthier nach Hauſe. Aber ſo wahr es ſeyn mag, ſo würde ich doch dieſe Bedeutung der Fabel nicht wählen; entweder weil es zu wahr iſt, oder weil es eben ſo wahr iſt, daß ſich die Liebhaberinnen oft nicht weniger betrügen. Es ſcheint mir alſo eine Art der Ungerechtigkeit in dieſer Klage enthalten zu ſeyn. Die Deutung, daß nach der Hochzeit aus der angenehmen Braut bald eine kleine Furie wird, ſcheint mir mit der Erzählung nicht genau übereinzuſtimmen, wenn man dem Schäfer nicht ein förmliches Beylager andichten will. Es würde folglich nach meinem Geſchmacke die letzte Moral die vorzüglichſte ſeyn, nämlich daß unſre feurigſten Wünſche im Grunde oft Thorheiten ſind.

Ich komme nunmehr zu den Anmerkungen über den Ausdruck und Ton der Erzählung. Sie iſt wieder in dem Versmaaße der Ode abgefaßt, und um wohlklingende Strophen zu machen, habe ich das Freye und Natürliche im Erzählen vernachläſſiget.

Erſte Strophe. „Ein Schäfer aus der goldnen Zeit, ein Thyrſis im Arkaderlande:" die zweyte Zeile iſt müßig, und das ein Thyrſis, das dialogiſch ſchon ſeyn ſoll, eben nicht ſchön. Würde man gern in Proſa erzählen: Ein Schäfer, ein Thyrſis in Arkadien, trieb öfters — Giebt es auſſer Arkadien auch Thyrſis? Oder dichten wir unſre Schäfer, wenn wir welche ſchaffen, nicht in dieſes Land hinein, oder aus ihm heraus? Will man ſagen: es kann ja wohl in Arkadien viele Thyrſis geben; nun ſo heißt ein Thyrſis, der Bedeutung nach, nichts mehr als ein Schäfer, und dieß ſteht in der erſten Zeile. Im Arkaderlande; nicht gut geſagt, ſo wie man nicht ſagen würde, im Sicilerlande. Kurz, man erinnert ſich bey dem Arkaderlande an das alte Lied: Der tapfre Fürſt im Bayerlande. „In ruhiger Gelaſſenheit." Dieſer Vers iſt ſehr nachgeſchleppt; er ſollte in den Gedanken hineingeſchoben ſeyn, und alſo vor dem Meeresſtrande ſtehen. Gelaſſenheit iſt zu wenig; Zufriedenheit ſollte das Wort ſeyn. Durch das Wort ruhig wächſt die Idee der Gelaſſenheit, oder ihr Nachdruck nicht. Ueberhaupt iſt Gelaſſenheit nicht das rechte Wort. „Sein treuer Hund war ſein „Gehülfe u. ſ. w." Dieſe vier Zeilen, und die nächſtfolgenden viere aus der andern Strophe ſind ein Zierrath, der nicht zur Sache gehört. Der Schäfer mochte das ſeyn und haben oder nicht, was in dieſer Beſchreibung ſteht: ſo konnte er ſich doch allemal in die Sirene verlieben. Endlich ſetzt man voraus, daß ein arkadiſcher Schäfer ein zufriednes Geſchöpf iſt; man muß es daher nicht weitläuftig erweiſen, ſondern nur im Vorbeygehen erwähnen, wenn es nicht die Abſicht der Materie beſonders befiehlt. Es mag alſo dieſe Beſchreibung, einzeln betrachtet, noch ſo gut ſeyn: ſo iſt ſie es hier doch deswegen nicht, weil ſie nicht das Bedürfniß des Stücks, ſondern des Poeten iſt, der ſeine Geſchicklichkeit im Beſchreiben ohne Ruf hat wollen ſehen laſſen; das heißt Quintilian laſciviam ingenii, wenn er den Ovid von dieſer Seite her tadelt. Was überflüßig iſt, iſt allemal verwerflich, wenn es auch noch ſo ſchön wäre; und dieſe Beſchreibung iſt unſtreitig überflüßig, und zu lang.

- - - Recideret omne quod ultra
Perfectum traheretur - - -

ſagt Horaz [*]) vom Lucil, wenn er wieder aufſtehen und ſeine Gedichte verbeſſern ſollte. Endlich verräth das Rohr vom Schilfe den Reim zu ſehr. „Er „kannte weder Liſt noch Feind.“ Das verſteht ſich. „In Arkadien betrügt und verfolgt man ſich nicht. „Er ſchlief vergnügt auf ſeiner Matte;“ iſt wenig geſagt.

---

*) L. I. Sat. 10. und BOILEAU A. P. Ch. I. v. 61.

Tout ce qu'on dit de trop eſt fade et rebutant:
L'eſprit raſſaſié le rejette à l'inſtant.

geſagt. „Er wünſchte nichts, als was er hatte.“ Dieſe Beſchreibung würde genug zu dem Charakter des Schäfers geweſen ſeyn, wenn ſie richtiger geſagt wäre. „Und war ſich ſelber Glück und Freund.“ Was ſoll Freund hier heiſſen? Er liebte ſich ſelbſt am meiſten? Nein, und alſo dieſes: er brauchte und ſuchte keine Freunde. Das iſt wider die Natur, und alſo auch wider die Natur der Schäfer. Thyrſis wäre ein Anachoret, und kein Schäfer geweſen, wenn dieſer Umſtand wahr ſeyn könnte.

Dritte Strophe. „Doch ſeiner Ruhe droht Gefahr! Das Meer zeigt ihm die beſte Schöne.“ Das Beywort beſte iſt matt. „Er wird die nackende Sirene mit niegefühlter Luſt gewahr.“ Mit niegefühlter Luſt; worauf bezieht ſich dieſe Luſt? Ueberhaupt auf alle ſeine Luſt, die er je empfunden? Oder ſoll er ſonſt ſchon die Sirene geſehen, und nie ſo viel bey ihrem Anblicke empfunden haben? Es iſt alſo zweydeutig; redarguet ambigue dicta. Er verliert den freyen Sinn, anſtatt ſeine Freyheit, iſt gezwungen und unrichtig.

Die vierte und fünfte Strophe enthalten wiederum eine gedehnte Beſchreibung der Sirene. „Zwo blauer Augen Blick und Zug, die ſchmachtend voller Wolluſt brannten, ſich nach dem Angriff zaghaft wandten, als hätten ſie nicht Muth genug.“ Zwo blauer Augen; nicht zwo, ſondern zwey. Sagt man: Doris hat zwey ſchöne blaue Augen? Kann ſie derſelben wohl mehr oder weniger haben?

Ein Paar blaue Augen; ja, das ſpricht man. Der Blick und Zug dieſer blauen Augen durchdrangen die Bruſt des Schäfers. Was iſt der Zug der Augen? Soll es das Anziehen heißen, ſo iſt es erbärmlich geſagt. Und wie kann das Anziehen der Augen die Bruſt durchdringen? Ich mag wohl nicht viel dabey gedacht haben; ſonſt würde mehr Klarheit in dem Ausdrucke ſeyn.

Ce que l'on conçoit bien, s'énonce clairement,
Et les mots, pour le dire, arrivent aiſément. *)

Dieſe Augen brannten voller Wolluſt; gut. Sie brannten ſchmachtend voller Wolluſt. Geht ſchmachtend auf voller Wolluſt, oder bezieht es ſich aufs Brennen?.. „Sich nach dem Angriff zaghaft wand„ten, als hätten ſie nicht Muth genug." Erſt ſind die Augen Flammen, nun werden ſie ſo gleich Streiter. „Halbſtolze, halbverſchämte Mienen, in denen „Ernſt, Gefahr und Luſt einander zu begegnen ſchie„nen." Welches Gemälde der Mienen! Halb ſtolz, halb verſchämt, dieß läßt ſich denken, und alſo auch malen. In dieſen Mienen iſt über den Stolz und die Verſchämtheit erſtlich Ernſt. Was heißt Ernſt hier? Eine ernſthafte Miene? Dieſe iſt ſchon im Stolze. Oder heißt Ernſt, weil Gefahr darauf folgt, gar ſo viel als Muth? Oder iſt es dem Scherze entgegen geſetzt, und heißt alſo: es war den Mienen ein Ernſt, den Schäfer zu rühren? Das weis ich nicht, und mag es auch nicht wiſſen. In dieſen Mienen begegnen alſo erſt der Ernſt, und dann die Gefahr,

---

*) BOILEAU A. P. Ch. I. v. 153.

und auch die Luſt einander. Was iſt Luſt? Heißt es Freude, Vergnügen, Reiz, oder Wolluſt? Vermuthlich das Letzte? Und wie begegnen denn nun dieſe perſonificirten Begriffe einander? Bruſt, anſtatt Herz, iſt ſehr hoch bey dieſer Gelegenheit, und durchdringen iſt eben nicht ſchön. Ihre Blicke, ihre Mienen durchdringen meine Bruſt. Hört man keinen Zwang bey dieſem Ausdrucke? Dieſe Waſſerdirne, ein garſtiges Wort, des Reims wegen herbeygezogen, „entzückt ihn vom runden Kinne bis zur Hand, von „weißen Hüften bis zur Stirne.“ Nicht viel Idee, und ſehr viel Worte. So verliert ſich unter der Menge von Blättern eine unreife Frucht. Warum fängt die Beſchreibung vom Kinne an zu viſiren, bis auf die Hand? Man ſagt vom Haupte bis zum Fuße, und vom Fuße bis zum Haupte, weil dieſes die äuſſerſten Theile ſind, die einander entgegen ſtehen; aber das Kinn und die Hand ſind es nicht. Das Kinn, in ſo weit es bloß rund iſt, iſt eben noch nicht ſchön; ich kann eben ſo wohl der runde Arm ſagen. Da das Kinn ein Beywort hat, warum es den Schäfer entzückt: ſo ſollte die Hand ebenfalls ein Beywort, oder eine kleine Erhöbung haben. „Von weißen „Hüften bis zur Stirne.“ Erſtlich fehlt der Artikel den, von den weißen Hüften, der nach den Sprachgeſetzen hier durchaus nicht fehlen kann. Ferner iſt das Beywort weiß wieder kein ausdrückendes eigenthümliches Beywort. Sind nur die Hüften weiß? Nicht auch die Hand und die Stirne? Endlich ſollte die Stirne ebenfalls ein Beywort haben, wie die Hüften eins hatten. Die Hüften und die Stirne ſtehen auch in keinem Verhältniſſe, und das Wort Hüften iſt wider den willkührlichen Wohlſtand. „An der er tauſend Anmuth fand.“ Nachdem ſchon die Wirkung, das Entzücken, vorhergegangen, kömmt endlich die Urſache hintennach geſchlichen, daß er tauſend Anmuth an der Schönen fand. Ueberdieſes iſt das finden, und das tauſend ſehr proſaiſch. „Nie „wird ſie reizend gnug beſchrieben.“ Das ſieht man aus der Beſchreibung ſelber. „Der beſte Riß „bleibt ein Verſuch.“ Riß für Abriß, Abbildung, nicht gut. Verſuch; es ſollte hier unſtreitig heißen, unvollkommenes Gemälde, Schattenwerk, u. d. gl. Beide Verſe ſtehn der folgenden wegen da: „Kurz, „ſie zu ſehn und nicht zu lieben, war, wie man ſagt, „ein Widerſpruch.“ Kann ich ſagen: Ich ſah das Frauenzimmer, ſie war außerordentlich ſchön, und es war ein Widerſpruch, ſie zu ſehen und nicht zu lieben? Oder würde man nicht ſprechen: und es war mir unmöglich, ſie zu ſehen und nicht zu lieben? Im Präſenti kann der Ausdruck richtig ſeyn: ſie zu ſehen und nicht zu lieben, widerſpricht ſich; und doch würde ich nicht ſagen, iſt ein Widerſpruch, lieber, etwas widerſprechendes.

Sechſte Strophe. „Der gute Schäfer ſteht zerſtreut, vergißt ſich ſelbſt und ſeine Heerden.“ Erſt die Heerden, und dann ſich. Wenn ich mich vergeſſe, ſo iſt es nichts neues, daß ich das vergeſſe, was um mich herum iſt. „Und klagt mit ängſtli„chen Geberden der Schönen ſeine Zärtlichkeit.“

Aengſtlich iſt zu hoch getrieben; und ängſtliche Geberden rühren auch nicht ſehr. Warum nicht lieber ſchüchterne, furchtſame Geberden: Dieſe ſind der geſchwinden Liebe eigen. „Dich, rief das Kind, kann „ich erhitzen?“ Was für ein Kind? Die Sirene? Die Schöne alſo, oder das ſchöne Kind; und nicht das Kind allein. Kann ich erhitzen, iſt ſehr romanenmäßig, eben ſo wohl als das, an deiner Seite ruhn. Der Schäfer hat ja noch nicht geſagt, daß ſie an ſeiner Seite ruhen ſoll; warum iſt ſie ſo voreilig? Sollte eine Sirene nicht ſchlauer antworten? Ich dächte es.

Siebente Strophe. „Der Schäfer ruft zum „Gott der See: Ein Opfer von zwo feiſten Ziegen.“ Warum feiſt und nicht fett? und warum ein Opfer von Ziegen? Opfern etwan die Schäfer dem Neptun eingeführtermaßen Ziegen, oder werden ihm nicht vielmehr Stiere und Pferde geopfert? Und warum zwo? „Soll dich, Neptun, ſo gleich vergnügen.“ Das ſo gleich iſt ſehr pünktlich, contractmäßig, und verräth eine große Meynung von ſeinem Opfer; und das vergnügen iſt ſehr gezwungen, und wegen der Ziegen aufgeſucht. „Wofern ich „nicht vergebens fleh;“ klingt zu drohend. „Dir, „ſpricht Neptun, mein Kind zu geben?“ Neptun redet hier wie ein guter ehrlicher Bürger. Iſt Sirene ſeine Tochter? „O ſpare Seufzer, Wunſch und „Harm!“ In dieſer Zeile drückt ſich Neptun poetiſcher aus. Er redet in der Figur, die man Gradation oder Cumulation nennt; aber ſie iſt ihm nicht recht geglückt. Spare deine Seufzer und deine Wünſche, hätte er ſagen können; aber ſpare deinen Harm, dieß hat er des Reims wegen geſagt, ſonſt würde er das undialogiſche Wort nicht gebraucht haben. „Ich gäbe dir und deinem Leben ein ewig „Unglück in den Arm.“ Daß er ihm das Unglück in den Arm gäbe, wäre ſchon genug; aber ſeinem Leben in den Arm, da hat Neptun gar nichts geſagt.

„Der arme Thyrſis ſeufzt und weint.“ Thränen möchte Thyrſis wohl vergießen, nur nicht weinen. „Und klagt mit manchem bangen Schalle ſein „Leid dem nahen Wiederhalle, bis wiederum Neptun „erſcheint.“ Mit manchem bangen Schalle, iſt gereimt und hart. Dem nahen Wiederhalle; wo war der Wiederhall? auf der See, oder auf der Flur? „Bis wiederum Neptun erſcheint.“ Wenn ich auch die Verſetzung des wiederum nicht tadeln will, ſo iſt es doch wenigſtens kein Wort für die Poeſie. In wie langer Zeit iſt Neptun nicht wiederum erſchienen? Hat der Schäfer ſtets dem Wiederhalle ſein Leid indeſſen geklagt? Die Antwort des Neptuns iſt den Verſen nach gut, dem Innhalte nach ſehr philoſophiſch und docirend.

Die Nacht befördert Thyrſis Ruh. Iſt Ruhe hier der Schlaf, weil die Nacht die Urſache davon iſt, oder heißt es Vergnügen, Glück? „Neptunus „giebt ihm die Sirene.“ Auf was für Weiſe? „Der Schäfer trägt die naſſe Schöne entzückt nach „ſeiner Hütte zu,“ und merkt es alſo nicht, daß ſie halb Fiſch iſt? nicht eher, als bis der Tag erſcheint? „Sein mattes Herz wird wieder friſch.“ Gezwungen, und mehr noch als gezwungen!

„O Fabel! meynſt du nicht die Welt, die früher „liebt und eher brennet.“ Welt, es geht ja nicht auf die ganze Welt, ſondern nur auf die Mannsperſonen. Das brennet iſt kein ſchönes Wort, und ſagt ohnedem nichts mehr, als das liebet. „Als ſie das „Kind zur Hälfte kennet, das Aug und Wahn für „göttlich hält.“ Das Kind anſtatt Schöne; unnatürlich. Zur Hälfte kennet; iſt unedel ausgedrückt. Aug ohne Artikel, und ſtatt die Augen, iſt hart. „Man liebt der Schönen Mund und Stirne.“ Hier ſind die Theile für das Ganze, für das Geſicht geſetzt; aber mit eben dem Rechte konnte man auch ſagen, die Augen und Wangen. Der Mund und die Stirne ſind nicht die vornehmſten Theile; und wenn ſie noch ſo ſchön wären, und das Geſicht wäre mit einer ungeſtalten Naſe bedeckt, ſo würde es wohl nicht gefallen. Indeſſen will ich dadurch nicht leugnen, daß man ſich in einzelne Theile, in ein Paar ſchöne Augen, in einen ſchönen Mund verlieben kann; allein daß die Stirne hier dem Reime Gehirne zu Liebe da ſteht, dieß iſt offenbar.

Ich will es gnug ſeyn laſſen. Glaubt man, daß ich zu ſtrenge geweſen bin, ſo antworte ich, daß man gegen das Mittelmäßige nie zu ſtrenge ſeyn kann. Nur alsdann verdienen wenige und kleine Fehler Nachſicht, wenn ſie durch große Schönheiten vergütet werden.

Der

Der Sperling und die Taube.

1.

Ein Vogel unverſchämter Zucht,
Der lieber ſtiehlt, als Arbeit ſucht,
Ein Sperling half den frommen Tauben
Oft ihre Koſt vom Schlage rauben.
Früh, wenn beym erſten Sonnenſchein
Der Hauswirth ſang und Futter ſtreute,
Fand er ſich an des Schlages Seite
Mehr frech als ſcheu zum Frühſtück ein.

2.

Die Tauben ſagten erſt kein Wort;
Dann ſcheuchten ſie den Fremdling fort;
Doch kam das ſchelmiſche Gefieder,
Wo heute nicht, gleich morgen wieder.
Drauf nahm ſich aus dem Taubenchor
Die ältſte von den ſtillen Thieren,
Des Unrechts ihn zu überführen,
Mehr redlich, als gekünſtelt vor.

3.

Sie war des ganzen Schlages Preis,
An Hals und Bruſt wie Schnee ſo weiß,
Im blauen Schwanz und blauen Flügeln,
Schien ſich ihr Mann oft zu beſpiegeln.
Sie trug die Bruſt gewölbt und frey,
Die ſchönſten Latſchen an den Füßen;
Sie konnt auch alt noch, zärtlich küſſen.
War ſchön, und doch dem Manne treu.

4.

Noch größre Dinge zierten ſie.
Sie hatte mit geſchickter Müh
Wohl zwanzig Kinder aufgezogen,
Die ihr zum Ruhm im Schlage flogen.
Sie nahm ſie zeitig mit ins Feld,
Sie ließ ſie nie zu Schaden fliegen.
Die Körner, die in Furchen liegen,
Die, lehrte ſie, ſind euch beſtellt.

5.

Von dieſer wird das Werk gewagt.
Der Sperling kömmt, noch eh es tagt.
Nicht ungeſtüm und auch nicht blöde
Setzt ſie den fremden Gaſt zur Rede.
Biſt du, ſo fragt ſie, tugendhaft?
Mit deiner Nahrung unzufrieden,
Nimmſt du, was mir und den beſchieden?
Dieß iſt der Böſen Eigenſchaft!

6.

Der Sperling ward ſo gleich gerührt;
Nur bin ich noch nicht überführt.
Ob mehr ihr Anſehn, oder Sagen,
Zu dieſem Siege beygetragen.
Die Ueberzeugung war geſchehn;
Ihm fällt das Korn aus ſeinem Munde.
O, ſpricht er, gleich von dieſer Stunde
Sollſt du mich nun verändert ſehn!

7.

Er hält ſein Wort auch ohne Schwur,
Und zwingt die lüſterne Natur;

Und ob er öfters füttern ſahe,
Kam er doch nie dem Schlage nahe.
Die Gärten ſtillten ſeine Luſt;
Denn junge Schoten auszureißen,
Die beſten Kirſchen anzubeißen,
Hat nie ein Spaz ſo gut gewußt.

8.

Einſt frißt er in der ſchönſten Ruh.
Da ſieht ihm unſre Taube zu,
Und ſpricht: Wie klug weißt du im Sitzen
Der fremden Frucht bequem zu nützen?
Der Sperling hüpft ſo gleich empor:
Nun, ſchreyt er, kannſt du mich noch haſſen?
Hab ich mein Laſter nicht gelaſſen?
Bin ich nicht frommer, als zuvor?

9.

Du frömmer? rief die Taube nach.
Du biſt noch eben deine Schmach,
Du biſt, wie ſonſt, der geile Freſſer,
Und ſcheinſt dir nur vergebens beſſer.
Dir wohnt dein böſer Trieb noch bey;
Du ſtillſt ihn nur mit andern Dingen,
Und ſuchſt dir ſchmeichelnd beyzubringen,
Daß deine Bruſt gebeſſert ſey.

10.

Bald, Plato, trifft dein Ausſpruch ein:
Die Tugend ſcheint ein Tauſch zu ſeyn;
Ein Laſter wird itzt ausgetrieben,
Ein andres fängt man an zu lieben.
Der Weichling flieht den geilen Scherz,
Wird karg, und nennt ſich fromm und klüger.

Wer iſt der liſtigſte Betrüger?
Iſts nicht des Menſchen eignes Herz?

Die ganze Anlage. Ein Sperling frißt oft den Tauben das Futter weg. Eine der Tauben wagt es, ihm ſeine Unbilligkeit vorzuſtellen. Er verſpricht Beſſerung. Sie ſieht ihm darauf auf einem Kirſchbaume ſitzen; und er fragt, ob er nicht ſein Wort gehalten hätte, und frömmer geworden wäre? Sie antwortet ihm: Nein, denn du haſt noch die vorige Neigung, und ſtillſt ſie nur mit andern Dingen. Die Moral: Unſre Tugend iſt die meiſtenmale ein Tauſch. Man verläßt Ein Laſter, und wählt dafür ein Andres. Welcher Betrug!

Geſetzt, dieſe Erfindung wäre richtig und ſinnbildlich genug: ſo würde ſie doch nicht gefallen. Das Anziehende fehlt ihr. Allein das Richtige und Allegoriſche ſcheint ihr auch zu fehlen. Was ſoll z. E. der Sperling freſſen, wenn er auf den Bäumen und auf dem Felde gar keine Frucht berauben ſoll? Und wenn er dieſes thun darf, ſo iſt ſeine Handlung kein Bild einer unerlaubten menſchlichen Handlung. Ich ſage: „Der Weichling flieht den geilen Scherz, „wird karg, und nennt ſich fromm und klüger.“ Dieſes Exempel hat keinen Gegenſtand an dem Sperlinge. Der Sperling hat ſeine Neigung mit keiner andern vertauſcht. Er iſt immer noch genäſchig. Er ſtillt ſeine Neigung der Leckerey nur durch andre Dinge. Aber dieß alles bey Seite geſetzt; iſt die Ausführung, die Art zu erzählen gut? Nichts weniger. Die Erzählung hat wiederum viel Müßiges und Langweiliges; z. E. die Beſchreibung der Taube in zwo Strophen. Es iſt ferner zu weit bey der Erzählung ausgeholt. Ein Fehler, den viele meiner Fabeln in den Beluſtigungen haben! Anders zu reden, die Fabel iſt nicht kurz genug, weil Umſtände eingeſchaltet ſind, ohne welche man das Folgende hätte verſtehen können. Sollten dieſe Umſtände ja nothwendig ſcheinen, ſo mußten ſie munter und lebhaft geſagt werden; und alsdann hätte man ſie des Muntern wegen ungern entbehret. Dieß habe ich nicht gethan. Es iſt trockner Ernſt. Alles, was in den erſten vier Strophen und in der Hälfte der fünften ſteht, ſollte, wenn der Anfang der Erzählung aus dem Geſichtspunkte der Abſicht beſtimmt wird, ſo eingerichtet ſeyn: Ein Sperling fraß oft den Tauben das Futter mit weg. Eine von den Tauben redte ihn deswegen alſo an. Ich weis auch nicht, warum der Redner eben eine Taube, und kein Tauber iſt. Der letzte ſcheint mehr Recht dazu zu haben.

Die Sprache der Erzählung. Sie iſt zu trocken und ſchwerfällig. Sie iſt nicht munter, nicht naif. Fehlers genug! Sie iſt gezwungen, oft von dem Reime, oft von dem Sylbenmaaße, ſelten von der Sache erzeugt.

Erſte Strophe. „Ein Vogel unverſchämter Zucht.“ Eine gezwungene Beſchreibung! Was heißt Zucht? Heißt es von einem unverſchämten Geſchlechte, oder ſoll Zucht Sitten bedeuten? „Der lieber ſtiehlt, als Arbeit ſucht;“ ſollte heißen, als arbeitet. Stehlen gefällt mir auch nicht. „Ein Sperling half den frommen Tauben oft ihre Koſt vom

„Schlage rauben." Half rauben, anſtatt, er raubte, iſt der liebe Reim. Half rauben, heißt, er raubte mit Andern. Wo ſteht etwas davon? Soll der Leſer mehr Sperlinge oder andre Vögel in Gedanken hinzuſetzen? „Früh, wenn beym erſten Sonnenſchein „der Hauswirth ſang und Futter ſtreute, fand er „ſich an des Schlages Seite mehr frech als ſcheu „zum Frühſtück ein." Beym erſten Sonnenſchein; nicht gut geſagt, zu proſaiſch; ferner nicht nöthig, außer weil der Reim ein, den Sonnenſchein verlangte. Der Hauswirth ſang; dieſer kleine Umſtand hätte, da er nichts zur Sache beyträgt, wenigſtens nicht ſo vorherlaufen, ſondern lieber durch ſingend angegeben werden ſollen. Futter ſtreute; fütterte, wäre natürlicher, aber ſo hätte ich nicht Seite darauf reimen können. Mehr frech als ſcheu. Welcher Gegenſatz! Welches Gedrechſelte! Warum nicht lieber dreiſt, unverſchämt? Er fand ſich zum Frühſtück ein. Das ſich einfinden und das Frühſtück, welches die Sprache munter machen ſoll, ſticht zu ſehr gegen den Ernſt der vorhergehenden Rede ab. Das heißt, auf eine dunkle Farbe gleich eine ſehr helle erſcheinen laſſen, ohne daß ſie ſich verlaufen.

Die ganze zweyte Strophe iſt nicht nöthig. Und wenn der Umſtand nöthig wäre, müßte er kürzer zuſammengezogen ſeyn. Fremdling iſt nicht das rechte Wort. Der Sperling iſt der Taube kein Fremdling. Schelmiſche Gefieder. Was iſt hier Gefieder? Wo heute nicht, gleich morgen; langweilig. Das Taubenchor iſt ſehr poetiſch. Im Scherze gieng es an. „Die älteſte von den ſtillen Thieren." Wer wird die Tauben durch ſtille Thiere beſchreiben? So kann ich die Hüner, die Schafe und alles ebenfalls ſtille Thiere nennen. Lieber nichts geſagt, als die Idee von den Tauben beſchwerlich gemacht. Aber ich mußte auf überführen reimen. „Mehr redlich als „gekünſtelt vor.“ Wozu das? Den Vers voll zu machen. Soll das gekünſtelt eine Satyre auf die ſchlechten Redner ſeyn? Wer konnte ſie hier erwarten? Wie ſind redlich und gekünſtelt einander entgegen geſetzt? Natürlich gieng nicht in den Vers. Wie kann ich mir gekünſtelt etwas vornehmen? Das weis ich nicht. Gekünſtelt etwas thun, das geht an, und die ganze Fabel iſt ein Beweis davon.

Nun kömmt die langweilige Beſchreibung der Taube. Geſetzt, ſie wäre überhaupt gut: ſo iſt ſie doch an dieſem Orte zu lang. Der Leſer wird aufgehalten und ermüdet. Dieß iſt nicht die Abſicht der Beſchreibungen. Wer ſchmückt kleine Theile ſo aus, daß ſie das Auge von den größern und wichtigern Theilen abziehen? War der Schmuck hier nöthig? Die Taube mochte ſchön ſeyn oder nicht; ſie konnte ſagen, was ſie ſaget. Ihr ſittlicher Lehrſpruch in der folgenden Strophe ſcheint ſich mehr mit der Abſicht zu vertragen. Einer Taube, die einen ſo guten bürgerlichen Charakter hat, läßt es am natürlichſten, dem Sperlinge eine Strafpredigt zu halten. Aber warum ſtraft ſie ihn? Darum, daß er ihr das Futter vom Schlage wegfraß. Braucht man, dieſes zu thun, einen moraliſch guten Charakter? Endlich, iſt die Beſchreibung ſchön? Sie kann es nicht ſeyn, wenn ſie zu lang und außer ihrem Orte iſt. Wir wollen ſie nach ihren einzelnen Zügen durchgehen, und nach den Farben. „An Hals und Bruſt wie „Schnee ſo weiß.“ Sie hatte alſo einen weißen Hals. „Im blauen Schwanz und blauen Flügeln „ſchien ſich ihr Mann oft zu beſpiegeln.“ Sie hatte blaue Flügel und einen ſolchen Schwanz, in dem ſich ihr Mann (warum Mann?) oft zu beſpiegeln ſchien. Warum nur ſchien? That ers nicht wirklich, wenn die Sache anders angeht? Oder mußte ich den Infinitivum ſpiegeln zu Flügeln haben? „Sie „trug die Bruſt gewölbt und frey.“ Die Bruſt frey tragen, geht an. Gewölbt tragen, geht dieß auch an? Vielleicht bey den Tauben. „Die ſchönſten „Latſchen an den Füßen.“ Sie trug alſo Latſchen, und zwar an den Füßen. Iſt trug das rechte Wort? Sagt man: die Taube hat Latſchen an den Füßen, oder ſie trägt? Man fällt beynahe durch das Wort tragen auf Bärlatſchen oder Filzſchuhe. „Sie konnt „auch alt noch zärtlich küſſen, war ſchön, und „doch dem Manne treu.“ Iſt treu zu ſeyn eine große Tugend für Alte? Wozu alſo dieſer doppelte Umſtand? Soll es Satyre ſeyn? Oder iſt es nur Ueppigkeit des Witzes, da man einen Einfall nicht zurück halten kann, weil er uns gefällt, ohne zu fragen, ob ihn die Sache gern verträgt? „Noch „größre Dinge zierten ſie.“ Die Dinge ſchicken ſich weder auf das Vorhergehende, noch auf das Nachfolgende. Sind das Dinge, daß ſie einen weißen Hals und blaue Flügel hatte? Sind das Dinge, daß ſie ihre Kinder mit ins Feld nahm, und ſie nicht zu Schaden fliegen ließ? Mit geſchickter

Müh; iſt gezwungen. Wohl; iſt hier matt, proſaiſch. Zwanzig Kinder; nicht ſchön. „Die Körner, die in Furchen liegen, die, lehrte ſie, ſind „euch beſtellt.“ Das lehrte ſie, iſt hart, gezwungen. Sind euch beſtellt, anſtatt, ſind für euch, iſt Reim, iſt Undeutſch. In Furchen; nein! in den Furchen. Nicht ungeſtüm und auch nicht blöde. Wieder ein froſtiger Gegenſatz des Verſes und Reims wegen! „Biſt du, ſo fragt ſie, tugendhaft?“ Die ganze Rede iſt ſchlecht. Ich hätte beſſer gethan, ich hätte keine ſo ſchöne Taube auftreten laſſen. Tugendhaft iſt zu menſchlich, zu philoſophiſch. „Was „mir und den beſchieden,“ nämlich, iſt, das hier nicht fehlen kann. Und wer ſind die den? Vermuthlich die Umſtehenden, alſo denen, dieſen; Undeutſch, wider die Grammatik! Du nimmſt, was mir und den beſchieden iſt; hätte es trockner geſagt werden können? Iſt es nicht ſchon wieder der Reim? Dieß iſt der Böſen Eigenſchaft. Herzlich matt, trocken, gereimt!

„Der Sperling ward ſo gleich gerührt.“ Darüber kann man ſich mit Rechte wundern. Doch die Sperlinge ſehen vielleicht nicht auf die Beredſamkeit, ſondern auf die Sachen. „Nur bin ich noch „nicht überführt, ob mehr ihr Anſehn oder Sagen „zu dieſem Siege beygetragen.“ Es ſcheint, als hätte ichs gefühlt, daß die Rede der Taube nichts taugt. Aber ich hätte doch den ſchläfrigen Vers, Nur bin ich noch nicht überführt, auch fühlen ſollen, um ihn wegzulaſſen. „Ob mehr ihr Anſehn „oder Sagen.“ Das Sagen anſtatt ihrer Rede, iſt hier eine Freyheit, die der Reim entſchuldigt. „Zu dieſem Siege beygetragen.“ Beygetragen iſt nebſt dem ob mehr durchaus matt, proſaiſch; und Sieg ſchickt ſich hieher nicht. Die Ueberzeugung war geſchehn. Da ſchon der Sieg erwähnet worden, ſo iſt dieſes ſehr kraftlos. „Gleich von dieſer Stunde.“ Das gleich iſt nicht ſchön. Nun in der folgenden Zeile, iſt ein leeres Wort. „Er hält ſein Wort auch ohne Schwur.“ Ohne Schwur; wieder der Reim! „Und ob er öfters füttern ſahe.“ Das ob er, anſtatt, ob er gleich, iſt unrichtig und matt. „Kam er doch nie dem Schlage nahe;“ nahe, es ſollte wohl nah, oder zu nah heißen. „Einſt frißt er in der ſchönſten Ruh;“ ſchönſte Ruh, ſchlecht geſagt. Großer Verdacht, daß es der Reim ſagt, und nicht der Autor. „Da ſieht ihm unſre Taube zu.“ Schläfrig verbunden! „Wie klug weißt du im Sitzen.“ Im Sitzen, merkwürdiger Umſtand! Endlich warum nicht ſitzend? „Der fremden Frucht bequem zu nützen.“ Harter, unnatürlicher Ausdruck: Die Frucht der Fremden bequem nützen; und das von einem Sperlinge geſagt? Wäre es nicht beſſer: wie gut läßt du dir die fremden Früchte ſchmecken? Aber auf ſchmecken war gleich kein Reim da. „Der Sperling hüpft ſo gleich empor.“ Hüpft empor, wo war er? Er ſaß. Wo ſaß er? In den Kirſchen oder in den Schoten? Er hüpft alſo in die Höhe, und nicht empor. Dieß iſt fremd. Und warum hüpft er empor? Iſt es nöthig? iſt der Umſtand gebraucht worden? „Hab ich mein Laſter nicht gelaſſen?“ Mein Laſter; zu arg! Frömmer als zuvor, iſt nicht die rechte Sprache. „Du frömmer? rief die Taube „nach.“ Warum nach? Iſt es nicht an rief, genug? Sieht der Leſer nicht, daß du frömmer? eine Wiederholung iſt? „Du biſt noch eben deine Schmach.“ Das iſt ſehr poetiſch geredt, bis auf das eben, das ſchickt ſich in den fremden Ton, du biſt deine Schmach, nicht recht gut. Der geile Freſſer, iſt ſehr niedrig gegen: du biſt deine Schmach. Iſt zu grob geſchmählt. Das heißt, die Natur ergreifen, nicht ſchön nachahmen. „Dir wohnt dein böſer Trieb noch bey.“ Beywohnen; ein böſer Trieb wohnt mir bey; iſt das die Sprache des Lebens? Es iſt wohl gar keine Sprache. „Und ſucht dir ſchmeichelud beyzubringen.“ Beyzubringen; gereimt, anſtatt, dich zu bereden. Dieß war das Wort. „Daß deine Bruſt gebeſſert ſey.“ Bruſt ſehr poetiſch, anſtatt, Herz.

Die Moral hat überhaupt eine ſehr gelehrte Miene, und alſo die Miene, die ſie nicht haben ſoll. „Bald, „Plato, trifft dein Ausſpruch ein, die Tugend ſcheint „ein Tauſch zu ſeyn.“ Gelehrt! Plato hat es geſagt. Warum trifft die Sache nur bald ein? Ich dächte, ſie träfe oft ein. Iſt alſo nicht richtig gedacht, oder nicht recht geredt. „Ein Laſter wird itzt ausgetrieben.“ Austreiben iſt platt; vertreiben ſollte es heißen. „Der Weichling flieht den geilen Scherz.“ Was iſt der geile Scherz? Vermuthlich die Wolluſt. Heißt die Wolluſt ein geiler Scherz? Der letzte Vers wird ſich vermuthlich mit Herz ſchließen. „Wird karg „und nennt ſich fromm und klüger.“ Klüger; gezwungen. Die ganze Moral hätte heißen ſollen: Wie oft iſt unſre Tugend ein Tauſch mit unſern Laſtern!

Eins laſſen wir, ergreifen ein andres, und bereden uns, beſſer zu ſeyn. Wie ſehr betrügt ſich das menſchliche Herz!

Das ſind die vornehmſten Fehler; und wo ſind denn die Schönheiten? Geſetzt, alle dieſe Fehler wären nicht da; würde die Fabel darum ſchön ſeyn? Sie könnte noch mittelmäßig, das heißt, elend ſeyn. Wo iſt wiederum das Natürliche und Leichte, das in der Kunſt zu erzählen ſo gefällt; das die Seele der Erzählung, das die Nachahmung des ſchönen Dialogiſchen iſt? Wo iſt die Kürze, die ſich mit der Deutlichkeit, Vollſtändigkeit, und Lebhaftigkeit verträgt? Wo iſt der Saft, der ſich in einem Werke des Geſchmacks, gleich dem Safte in einem blühenden Baume, durch alle Theile, durch Sachen, Wendungen, Sprache, verbreiten, alles erfriſchen und beleben muß? Wo ſind die Stellen, von denen der Leſer ſagt: Das war trefflich! O wie ſchön, wie ungezwungen! Hätte man es anders ſagen können? Wo ſind die Stellen, die ſich auswendig behalten laſſen? Wer lieſt ſo eine Fabel zwey, dreymal, und vergnügt ſich das letztemal noch, gleich dem erſten?

So fehlerhaft ſind die meiſten meiner Fabeln und der übrigen Gedichte in den Beluſtigungen. Darf ſich wohl jemand wundern, warum ich ſie nicht habe zuſammendrucken laſſen?

C. F. Gellerts
ſämmtliche
Schriften.

Zweyter Theil.

Neue verbeſſerte Auflage.

Mit Römiſch-Kaiſerl. Königl. Preußiſchen und Churfürſtl.
Sächſ. allergnädigſten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich,
und Caſpar Fritſch, 1775.

Innhalt des zweyten Theils.

Moraliſche Gedichte.

Der Menſchenfreund. S. 3
Reichthum und Ehre. 13
Der Chriſt. 28
Der Stolz. 48
Die Freundſchaft. 61
Der Ruhm. 66

Vermiſchte Gedichte.

An den Herrn Grafen Hanns Moritz von Brühl; bey ſeinem vierzehnten Geburtstage. 71
An Herrn Johann Andreas Cramer; bey ſeiner Verbindung. 74
Auf Herrn Willens Tod. 77

Geiſtliche Oden und Lieder.

Bitten. 93
Danklied. 95
Das Gebet. 98
Die Ehre Gottes aus der Natur. 102
Prüfung am Abend. 103
Gelaſſenheit. 106
Die Wachſamkeit. 108
Wider den Uebermuth. 111
Beſtändige Erinnerung des Todes. 113
Oſterlied. 116
Der Kampf der Tugend. 118
Die Güte Gottes. 122
Das natürliche Verderben des Menſchen. 124
Der Weg des Frommen. 128
Paſſionslied. 130
Der thätige Glaube. 134
Warnung vor der Wolluſt. 136
Morgengeſang. 140
Von der Quelle der guten Werke. 142
Preis des Schöpfers. 145

Troſt der Erlöſung. S. 147
Lied am Geburtstage. 150
Vom Worte Gottes. 152
Weihnachtslied. 154
Geduld. 156
Gottes Macht und Vorſehung. 159
Die Liebe des Nächſten. 162
Abendlied. 166
Auf die Himmelfahrt des Erlöſers. 167
Am Communiontage. 170
Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande. 172
Vom Tode. 174
Wider den Aufſchub der Bekehrung. 176
Bußlied. 181
Die Liebe der Feinde. 182
Demuth. 184
Weihnachtslied. 186
Das Glück eines guten Gewiſſens. 188
Verſicherung der Gnade Gottes. 191
Ermunterung die Schrift zu leſen. 192
Abendlied. 195
Paſſionslied. 197
In Krankheit. 201
Oſterlied. 203
Vertrauen auf Gottes Vorſehung. 207
Wider den Geiz. 209
Allgemeines Gebet. 212
Troſt eines ſchwermüthigen Chriſten. 215
Oſterlied. 219
Betrachtung des Todes. 221
Um Ergebung in den göttlichen Willen. 223
Am neuen Jahre. 224
Der Schutz der Kirche. 226
Troſt des ewigen Lebens. 228

Moraliſche
Gedichte.

Der Menſchenfreund.

Wie ſelig lebt ein Mann, der ſeine Pflichten kennt,
Und, ſeine Pflicht zu thun, aus Menſchenliebe brennt,
Der, wenn ihn auch kein Eid zum Dienſt der Welt verbindet,
Beruf, und Eid und Amt ſchon in ſich ſelber findet!
Ihm wird des Andern Wohl ſein eignes Himmelreich;
Er fühlet meine Noth, als träf ihn ſelbſt der Streich;
Und das, was ihn beherrſcht, iſt ein gerecht Beſtreben,
So treu, als er ſich lebt, der ganzen Welt zu leben.
Daß ſeine milde Hand dir Glück und Ruhe ſchafft,
Iſt kein erzwungner Trieb von deiner Thränen Kraft:
Er ſieht, du biſt es werth, er ſieht, er kann dir nützen,
Und mehr, als du gehofft, wirſt du durch ihn beſitzen.
Nicht macht er dich beglückt, daß du ſein Sklave ſeyſt,
Und aus Erkenntlichkeit ihm dein Gewiſſen leihſt,
Und, weil er dein gedacht, ihm dich auf ewig ſchenkeſt,
Und, wie er denkt und glaubt, auch mit ihm glaubſt und denkeſt.
Auch hilft dir nicht ſein Herz nur bloß aus Weichlichkeit,
Indem es jede Noth aus innrer Wolluſt ſcheut;
Viel minder wird er dich mit ſeiner Gunſt beglücken,
Um, was er Einmal that, dir zehnmal vorzurücken.
Nicht darum wird dein Glück von ſeiner Huld vermehrt,
Von ſeinem Arm beſchützt, damit man öfters hört:

„Ich hob ihn aus dem Staub in den beglückten Orden,
„Ich ſprach: er werde groß; und er iſt groß geworden.“
Nein, wenn der Menſchenfreund ſich um dein Wohl bemüht:
So glaub, er wartet nicht, bis es der Erdkreis ſieht.
Er bittet dich vielmehr, die Wohlthat zu verſchweigen;
Gott und ſein eignes Herz ſind ihm die liebſten Zeugen.
Kein Stolz, noch Eigennutz wirkt ſeine Gütigkeit.
Was die Natur befiehlt, was die Vernunft gebeut,
Was dein Bedürfniß heiſcht, dieß reizet ſeine Triebe,
Auch ohne Ruhm und Lohn, zu wahrer Menſchenliebe.
Nie hält er ſich zu ſchwach, dir hülfreich beyzuſtehn;
Sein Anſehn und ſein Freund, ſein Stand, ſein Wohlergehn,
Sind Mittel deines Glücks; und kann er nicht durch Thaten,
So wird er durch Verſtand, und durch Erfahrung rathen.

O! ſpricht er bey ſich ſelbſt, mir gab der Allmacht Hand,
Bey Gütern und Gewalt, auch Willen und Verſtand;
Die letzten wend ich an, damit die erſten Gaben,
Indem ſie mir genützt, der Welt genützet haben.
Was ſoll der reiche Schatz? Wie ſoll er nur allein
Des

Des Moders-halber Raub und meine Marter ſeyn?
Und ſoll ich, als ein Thor, mein Herz und mein Gewiſſen,
Vergnügen und Verſtand zugleich mit ihm verſchlieſſen?
Welch Elend iſt mein Glück, wenn ich von Unruh voll,
Als meines Schatzes Herr, den Schatz nur hüten ſoll!
Bekam ich darum nur der Väter reiches Erbe,
Damit ich reicher noch, als meine Väter, ſterbe?
Iſt dieß des Reichthums Frucht, daß ich, dem Geize treu,
Bey allem Ueberfluß ſelbſt arm und dürftig ſey:
So fluch ich auf mein Glück, und nenn es eine Bürde,
Und hielt ein Freudenfeſt, wenn ſie geſtohlen würde.
Der, der aus ſeiner Hand, die ihn mit Müh ernährt,
Und noch vom Fleiße ſchwitzt, ſein ſchwarzes Brodt verzehrt,
Und ſichs zufrieden gönnt, iſts gleich das letzte Stücke,
Lebt beſſer ohne Glück, als ich bey großem Glücke.

Zwar ſeh ich, wie Gargil ſein reiches Gut gebraucht,
Wenn ſtets ſein Speiſeſaal von zwanzig Schüſſeln raucht;
Nie hebt die Tafel an, ſo zeigen neue Trachten,
Daß ihm die Väter nicht umſonſt ihr Geld vermachten.
Wahr iſts, Gargil lebt wohl, komm auch um Mitternacht!
Da kömmt kein Gaſt zu ſpät, wo ſtets der Mundkoch wacht.

Dich wird der liebſte Wirth mit Speiſen überladen,
Mit Gläſern auf dich gehn, und dich mit Weine baden.
Trink dich um den Verſtand, du trinkſt ihm nie zu viel.
Du taumelſt, taumle recht, denn dieſes wünſcht Gargil;
Er lacht den andern Tag, wenn du die Stirne ſtreicheſt,
Und krank durch ſeine Huld, aus ſeinem Hauſe ſchleicheſt.
So braucht Gargil ſein Gut, und legt der Schwelgerey,
Mit welcher ers verpraßt, der Großmuth Namen bey,
Und meynt, er lebe klug, und lebt, und ſchwelgt bethöret,
Bis ſein Palaſt für Schuld der ganzen Stadt gehöret.

O! denkt der Menſchenfreund, Suffen mag Häuſer baun,
Und ſich, beym Leben ſchon, durch Stein verewigt ſchaun;
Was nützt die ſtolze Wand, als daß von ſeinem Segen
Die Enkel einſt, in ihr, der Wolluſt ſanfter pflegen?
Haut ganze Wälder um, legt theure Gärten an,
Viel habt ihr für die Pracht, nichts für die Welt gethan;
Schmückt Gärten, Haus und Hof mit Bildern und mit Säulen,
Den Künſtlern wird die Welt, nicht euch, den Ruhm ertheilen.

Ich will mit meinem Gut, das mir das Glück verliehn,
Mein reinliches Gemach nicht glänzend überziehn;
Es iſt bequem genug, mich und den Freund zu faſſen;
Der Freund beſucht es gern, und wirds nicht gern verlaſſen.
Den Fremden, und dem Freund ſey ſtets mein Tiſch gedeckt,
Wenn Ein geſund Gerücht mir und den Gäſten ſchmeckt;
Was ſoll der Ueberfluß aus Feldern, Wald und Seen,
Dem Tiſch und mir zur Laſt, vor meinen Augen ſtehen?
Macht mich ein kluger Freund, durch Reden voller Geiſt,
Bey wenig Speiſen ſatt: ſo hab ich wohl geſpeiſt,
Und tauſche nicht mit dem, der hundert Schüſſeln zählet,
Und doch bey jeder klagt, daß ihm der Hunger fehlet.

Die Welt hat Recht genug zu meinem Wohlergehn.
Was ich nicht ſelbſt bedarf, muß ihr zu Dienſte ſtehn.
Für alle ſchuf der Herr die Güter dieſer Erden,
Für alle, die da ſind, und noch gebohren werden.
Daß mancher Fromme darbt, manch redlich Herz verdirbt,
Und der, zum Greis verſehn, vor Noth als Jüngling ſtirbt;
Daß mancher Vater ächzt, weil er bey Fleiß und Wachen
Nicht ſo viel Brodt erſchwitzt, die Kinder ſatt zu machen,

Thut

Thut dieſes die Natur? Giebt ſie nicht reichlich gnug?
Verſchwendung, Hoffart, Geiz, Liſt, Eigennutz, Betrug,
Dieß macht den Erdkreis arm. O ſteinern Herz des Böſen,
Zum Retten haſt du Kraft, und willſt doch nicht erlöſen!
So lange ſiecht Philet von Weh und Angſt beklemmt;
Warum? weil noch bis itzt kein Samariter kömmt.
Er leidet ohne Schuld, und wäre längſt geneſen,
Wärſt du zum Mitleid nicht zu kalt und karg geweſen.

So denkt der Menſchenfreund; er denkt nicht nur, er thut,
Er theilt mit Klugheit aus, und freut ſich, daß ſein Gut
Die Zahl der Frohen mehrt, die Zahl Entblößter mindert,
Und, wenn er längſt verweſt, noch manches Elend hindert.
Er hilft der Wiſſenſchaft; weil, wenn er die beſchützt,
Er auch der Wahrheit hilft, und auch der Tugend nützt,
Und ihrem größten Feind, der Gott und ſie entehret,
Dem Sohn der Finſterniß, dem Aberglauben wehret.
Ein Kopf, dem die Natur mehr Geiſt, als Glück, verliehn,
Iſt ſeiner Achtung werth; er ſucht ihn aufzuziehn,
Durch Beyſpiel, durch Verſtand, durch Großmuth, Hülf und Wachen,
Klug, edelmüthig, treu, groß, und beglückt zu machen.

Was kann er Edlers thun, als daß er für die Welt,
Ein nicht von ſeinem Blut entſproßnes Kind erhält?
Er ſchenkt ihm Zucht und Kunſt; der Vater gab ihm Leben:
Wer hat für dieſen Sohn das Meiſte hergegeben?

Er ſetzt das ganze Jahr gewiſſe Gelder aus;
Für wen? frißt ſie vielleicht der Schmeichler und der Schmaus?
Erkauft er ſich damit der Dichter Lorberreiſer?
O nein! erräthet nur, er baut den Wittwen Häuſer,
Wird zarter Waiſen Gott, und ſchätzt ſich dann beglückt,
Wenn ſie, durch ſeine Hand zum Dienſt der Welt geſchickt,
Den Zeiten nützlich ſind. O! ſpricht er, dieſer Saame
Sey, wenn ich nicht mehr bin, mein Preis und ſpäter Name.

So wie der Wuchrer zählt, wenn itzt ein Jahr verläuft,
Wie hoch ſein baares Geld ſich durch die Zinſen häuft;
So zählt der Menſchenfreund mit jedes Tages Ende
Den Wucher ſeines Guts, das Wohlthun ſeiner Hände.
Er lacht des eitlen Staats; für das verſchmißne Geld,
Wovon Marull ein Haus unnützer Diener hält,
Die ihm im Wege ſtehn, und ihm und ſeinen Pferden
Am Müßiggange gleich, und gleich an Geilheit werden;

Für dieß verpraßte Geld weis unſer Menſchenfreund
Den, der mit Jammer wacht, und auf dem Lager weint,
Aus Liebe zur Natur, bewegt von ſelgen Pflichten,
Großmüthig zu erfreun, und göttlich aufzurichten.
Zum Prinzen fehlt ihm nichts, als ein gehorchend Land.
Kommt, Völker, gebet ihm den Zepter in die Hand:
Er wird als Antonin das Ruder weislich führen,
Gelinde, wie Trajan, groß, wie Auguſt, regieren.
Er hält nicht Glück und Volk für ſich allein gemacht,
Sich hält er für die Welt von Gott hervorgebracht;
Ihm will er, als ſein Bild, durch wahre Hoheit gleichen,
Durch Liebe ſucht er dieß, und wirds durch Lieb erreichen.
Kein Undank ſchreckt ihn ab, dir noch ſein Herz zu weihn.
Verſuch es, ſey ſein Feind, du wirſts nicht lange ſeyn:
Durch Wohlthun wird er bald Haß und Verfolgung ſchwächen,
Und wenn du ihn bedrängſt, ſich nur durch Großmuth rächen.

Wo aber bleibt die Frucht von allem, was er gab?
O Freund! ſprich ſeiner Huld nicht gleich den Nutzen ab;
Der Landmann pflegt im Herbſt den Acker feiſt zu bauen,
Und ſein erſpartes Korn den Hufen zu vertrauen,

Izt

Itzt ſieht er keine Frucht; er ſieht nach kurzer Zeit
Sein reich geſtreutes Korn vergraben und verſchneyt,
Und doch verzagt er nicht; nach wenig Frühlingstagen
Zeigt ſich ſein Feld bereit, im Sommer reich zu tragen.
Das Grüne ſproßt hervor, die Saat fängt an zu blühn,
Der Stengel eines Korns, ſo klein er erſtlich ſchien,
Wird vielfach ſchon ein Halm; dann trägt in vollen Aehren
Ein einzig Korn oft Brodt, dich Tage zu ernähren.
So zeigt der Wohlthat Frucht ſich nicht im Augenblick;
Itzt leget ſie den Grund zu eines Waiſen Glück.
Dieß ſcheint nicht viel gethan; was hilft das Glück des Einen,
Wenn tauſend gegen ihn ihr Unglück noch beweinen?
Doch warte kurze Zeit, der Weiſe wird ein Mann,
Der durch Verſtand und Kunſt und Güter dienen kann.
Er hilft, er dient, er nützt, ſorgt, wachet und verbeſſert,
Und mehrt des Andern Wohl, ſo, wie man ſeins vergrößert.
So keimt aus Einem Glück oft ganzer Häuſer Heil,
Und ganzer Häuſer Wohl wird ganzer Länder Theil:
So nützt des erſten Hand, die dem das Glück gegeben,
In ihm noch oft der Welt nach eines Mannes Leben.

O! wollte doch der Menſch des Menſchen Schutzgott ſeyn:
So wär das meiſte Weh noch unbekannte Pein!
Belebte jedes Herz der Geiſt der Menſchenliebe:
So wären Neid und Haß noch ungezeugte Triebe.

Als Glieder ſchuf uns Gott, als Bürger einer Welt,
In der des Einen Hand die Hand des Andern hält.
Wir trennen dieſes Band, und bleiben fühllos ſtehen,
Und bauen unſer Glück auf Andrer Untergehen.

Ein treu und redlich Herz wohnt bey Vernunft in dir;
Allein du denkſt, du ſprichſt, du glaubſt nicht ſo, wie wir:
So ſiehſt du deine Quaal in blinder Eifrer Händen,
Die redend heilig ſind, und Gott durch Thaten ſchänden.
Aus Eifer für den Gott, der Liebe nur gebeut,
Verfolgt und drängt man dich, und ſtößt aus Heiligkeit
Dich ſchäumend von ſich aus, und ſuchet durch Verheeren,
Durch Martern des Barbars dich chriſtlich zu bekehren.
Hält nicht noch manches Land, aus nie befohlner Pflicht,
Rechtgläubig vor dem Herrn, ein heilig Blutgericht,
Zum Bau des Chriſtenthums und Ketzern zum Verderben,
Die oft weit ſeliger, als ihre Henker, ſterben?

So lieblos macht der Menſch den Menſchen unglücksvoll,
Statt, daß er ihn als Freund mit Sanftmuth tragen ſoll.
Komm wieder, glücklich Jahr, du goldne Zeit der Alten,
Da Wahrheit, Treu und Recht, und Menſchenliebe galten!

Reichthum

Reichthum und Ehre.

Wie? leb ich darum nur, daß ich mich lebend kränke?
So iſt mein Leben ſelbſt das ſchrecklichſte Geſchenke:
So wünſcht ich tauſendmal, daß ich, von Einſicht leer,
Unedel, wie das Thier, nicht wüßte, daß ich wär.
Zufrieden will ich ſeyn, geſichert vor den Schmerzen:
Dieß wünſcht und ſucht mein Herz und mit ihm Aller Herzen.
Allein, wie ſtill ich ihn, den Trieb, der mich beſiegt?
O! wär ich reich und groß: ſo wär ich wohl vergnügt.
Könnt ich im Ueberfluß die Güter mir gewähren,
Wovon mich jedes rührt, was würd ich mehr begehren?
Ja, Reichthum wünſch ich mir. Doch hab ich auch bedacht,
Ob das der Reichthum iſt, wozu der Schein ihn macht?
Kann nicht, durch Wahn verführt, mein Herz für ihn entbrennen?
Ihr, die ihr ihn beſitzt, lehrt ſeinen Werth mich kennen!

Cleant, der reichſte Mann, wird der zufrieden ſeyn:
So ruh ich eher nicht, bis Schätze mich erfreun.
Ich geh ihm heimlich nach. Er zählt, und lacht im Zählen,
Und eilt, was er gezählt, in Schlöſſern zu verhelen.
Des Kaſtens Thüre knarrt, vor dem er ſchmachtend kniet:
Cleant erſchrickt, ſpringt auf und ſieht ſich um, und ſieht

Die Kammer zehnmal durch, greift zitternd auf das Bette,
Ob ſich vielleicht der Dieb darinn verborgen hätte.
Er findet nichts und geht, tiefſinnig geht er fort,
Mißtrauiſch kehrt er ſchnell nach dem verlaßnen Ort,
Und greift an jedes Schloß, und reißt, um zu erfahren,
Ob ſie verſchloſſen ſind, wie ſie verſchloſſen waren.
Eleant! Dich ruft dein Weib, der Tiſch iſt ſchon bereit.
Man bringt ein halbes Brodt, er ſieht es an, und ſchreyt:
Wie? geſtern ſchnitt ichs auf, und halb iſts ſchon verzehret?
Frau! Bettler werden wir, wenn das noch länger währet.
Er ißt und ſchielt auf das, was er dem Weibe gab;
Es ſchmeckt der guten Frau: dieß iſt genug: deckt ab!
Ein Mann, der mehr beſitzt, als oft kein Prinz beſeſſen,
Ißt ſich nicht ſatt und läßt ſein Weib nicht ſatt ſich eſſen?
Nichtswürdiger Eleant, du ſollteſt glücklich ſeyn?
Du, deines Schatzes Knecht? Nein, er iſt deine Pein.
Beſtraf mich nicht, o Gott, mit Schätzen dieſer Erden,
Um ein Unſeliger, um ein Eleant zu werden!

Ich eile vom Eleant zum glücklichern Lupin.
Er glänzt und alles glänzt in ſeinem Haus um ihn:

Er führt mich ſelbſt herum. Mehr kann man nicht erblicken,
Mehr Kunſt und mehr Geſchmack, erſonnen zum Entzücken.
Hier herrſcht Bequemlichkeit, vereint mit kluger Pracht.
Was Künſtlern witzig glückt, was Maler ewig macht,
Was feine Wolluſt heiſcht, dieß lachte mir entgegen,
Und nichts gebrach an dem, was Menſchen wünſchen mögen.
Wie glücklich, fieng ich an, wie glücklich ſind Sie nicht!
Und eine Röthe ſtieg Lupinen ins Geſicht.
Was kann man, fuhr ich fort, noch mehr, als dieß begehren?
Ich glücklich? ſprach Lupin, und ſchon entwiſchten Zähren,
Mein Sohn, ein Böſewicht, den ich nicht beſſern kann,
Mein Weib, das mich nicht liebt ‥ Ich unglückſelger Mann!
Was hilft mir mein Palaſt; was helfen Millionen?
Würd ich dieß Elend los, in Hütten wollt ich wohnen.

Alceſt iſt reich und jung, genießt, was er beſitzt,
Und ſorgt, man rühmts ihm nach, daß es auch Freunden nützt.
Kein Geiz, kein Weib, kein Sohn ſtört ihn in ſeinen Freuden,
Kein Neid; wie könnte man den, der gern giebt, beneiden?

Sein Haus iſt eine Stadt und jeder Tag ein Feſt.
Wenn niemand glücklich iſt: ſo iſts vielleicht Alceſt.
Itzt zeigt mir ihn, mein Freund. O welch ein blaß Geſichte!
Wie kraftlos geht der Mann! Sind dieß des Fiebers Früchte?
Ja, ſiech zu ſeyn, dieß iſt ſein Unglück auf der Welt.
Noch ſiecher machen ihn die Aerzte für ſein Geld;
Ich kenn ihn, ſpricht mein Freund, die Nacht iſt ſeine Plage,
Und für die Quaal der Nacht rächt ſich Alceſt bey Tage.
Er ſuchet Freund und Welt, Zerſtreuung, Spiel und Scherz;
Doch weder Freund noch Luſt dringt in ſein mattes Herz.
Sein Tiſch iſt reich beſetzt, ſein Wein iſt ſtets der beſte;
Doch beides, Tiſch und Wein, vergnügt nur ſeine Gäſte.
Alceſt iſt mißvergnügt und will es doch nicht ſeyn.
Er ißt, ihm ekelt ſchon, er trinkt, ihm ſchmeckt kein Wein.
Doch ſetzt er denen zu, die bey der Tafel eſſen,
Und trinkt den Wein mit Zwang, nur um ſich zu vergeſſen.
Ach! ſprach er einſt zu mir, ich bin mir ſelbſt verhaßt;
Mein Reichthum heißt mein Glück, und iſt doch meine Laſt;
Was mich am Tag erfreut, quält ſchlaflos mich im Bette.
Siech bin ich; würd ichs ſeyn, wofern ich minder hätte?

Cleant, Lupin, Alceſt, ſo fehlt, ſo reich ihr ſeyd,
Euch bey dem Ueberfluß doch die Zufriedenheit?
Und Tauſend, die der Thor bey Schätzen glücklich preiſet,
Beweiſen tauſendfach mir das, was ihr beweiſet.
So brauch ich, um beglückt, nicht eben reich zu ſeyn?
Und zur Zufriedenheit nicht Pracht und Fülle? Nein.
Vernunft! ſo wehre doch den ungerechten Trieben,
Und nöthige mein Herz, die Schätze nicht zu lieben,
Die man mit Müh gewinnt, bald praſſend ſie verzehrt,
Bald geizig ſie bewacht und bald mit Fluch vermehrt.
Wie ſchwer, wie mühſam iſts, ſich Schätze zu erwerben!
Soll ich ſie dumm erfreyn und hinterliſtig erben?
Soll ich durch Sklaverey vor Großen ſie erſtehn,
Und niederträchtig ſeyn, um mich bald reich zu ſehn?
Soll ich ſie, wie Servil, durch Meineid mir erlügen,
Staat, Mündel und Altar und Gott darum betrügen?
Verwünſcht ſey ſo ein Schatz! Verflucht ſey der Gewinn,
Durch den ich reich, als Thor, reich, als ein Räuber, bin!

Dieß, ſprichſt du, ſuch ich nicht. Ich kenne beßre Güter.
Iſt nicht der Ruhm das Ziel der feurigſten Gemüther?
Die Achtung vor der Welt, die ſucht mein Herz allein.
Welch Glück, im Leben groß, im Tod unſterblich ſeyn!

Das thun, mit Beyfall thun, was wenig ſich erkühnen!
Ruhm will ich nicht allein, ich will ihn auch verdienen;
Entweder etwas thun, das ſchreibenswürdig iſt;
Wo nicht, ſelbſt dieſer ſeyn, den Welt und Nachwelt lieſt.
Wär ich die Luſt des Volks, der Weisheit erſte Zierde:
So würd ich glücklich ſeyn, beglückt durch Ruhmbegierde.
Mein ganzes Herz entbrennt, o Ruhm, allein für dich!
Dir weih ich meinen Fleiß, des Lebensluſt und mich.
Mein Nächſter liegt und ruht, der träge Thor, er ruhe!
Ich wache dieſe Nacht, daß ich was Großes thue.
Mir winkt ein lieber Freund. Wie gern wär ich um ihn!
Doch nein, mein rühmlich Werk - - Geht, ſagts, er ſoll mich fliehn.
Wie heiter lacht der Tag! Ich will - - doch nein, er lache!
Was heißt ein ſchöner Tag, wenn ich mich ewig mache!
Wie matt bin ich durch Fleiß! - - Geht, langt mir ein Glas Wein - -
Doch er erzeugt den Schlaf. Gut, Waſſer gebt herein.
Wie lange hab ich mich lebendig ſchon begraben!
Könnt ich dich, Doris, nicht zum edlern Umgang haben?
In deinem treuen Arm ſchmeckt ich des Lebens Ruh:
Wer iſt ſo ſchön, ſo klug, ſo treu, ſo fromm, wie du?

Doch kann man, wenn man liebt, auch frey nach Ehre ſtreben?
O nein, die Liebe ſtört. Gut, ich will einſam leben. . .

Viel Jahre ſind vorbey. Wen rühmt man itzo? Mich.
Wer denkt am gründlichſten? Wer ſchreibt am feinſten? Ich.
So warſt du, ſeltnes Glück, denn mir allein beſchieden?
Dir, Ehre, ſeys gedankt, ich bin nunmehr zufrieden.
Ich bin des Volkes Luſt, der Klugen Augenmerk. . .

Allein, mein Ruhm wird alt. Er braucht ein neues Werk.
Auf, auf, Glückſeliger! dein Feuer möcht erkalten,
Den Ruhm, den du erſiegt, den mußt du auch erhalten.
Auf! wag es noch einmal! Vergiß den Zeitvertreib,
Schlaf, Freunde, Lieb und Wein; verleugne dich, und ſchreib.
Wahr iſts, dein Körper ſiecht, dein Fleiß iſt ſein Verderben;
Doch beſſer, jung mit Ruhm, als alt unrühmlich ſterben. . .

Nun lieſt die Welt von mir ein neues Meiſterſtück:
Sie lieſt, lieſts noch einmal, erſtaunt, und wünſcht mir Glück.

Nun iſt mein Wunſch geſtillt. Was könnt ich mehr begehren?
Mit dem erſiegten Ruhm ſoll ſtill mein Herz ſich nähren.
Wie viel empfind ich itzt! Wie viel . . doch wie mich deucht:
So ſeh ich Einen noch, der mir Berühmten gleicht.
Nur Einen? nein, noch viel. Dieß kann ich nicht vertragen,
Nein, neben mir zu ſtehn, dieß muß ſich keiner wagen.
Ich will ein Urbild ſeyn. Eh bin ich nicht vergnügt,
Bis jeden, der mir gleicht, mein größrer Geiſt beſiegt.

Wie lange läßt du dich, o Thor, vom Ruhm beſeelen!
Du ſiehſts, er quälet dich, und wird dich ewig quälen.
Wie bey des Fiebers Glut den Durſt, der dich verzehrt,
Der oft genoßne Trank nie ſtillt und ſtets vermehrt:
So wird durch allen Ruhm, den man für dich empfindet,
Dein Ehrgeiz nicht geſtillt, nur immer mehr entzündet.

Betrachte doch den Ruhm, vielleicht verlöſcht die Glut
Iſt nicht der größte Ruhm ein klein und flüchtig Gut?
Ein kleines Gut, ſprichſt du, wenn eine Welt mich ehret,
Und, was ſie von mir denkt, mich durch Bewundrung lehret?
O Freund!

O Freund! dieſelbe Welt, die deinen Namen preiſt,
Hat oft in Einem Tag ein Wandrer durchgereiſt.
Was pralſt du mit der Welt? Der kleinſte Theil der Erden
War noch nicht klein genug, von dir erfüllt zu werden.
Der Mann, von dem du denkſt, daß er dich ſchätzt und lieſt,
Weis warlich vielmal kaum, daß du gebohren biſt;
Und der, auf deſſen Gunſt du zehnmal ſtolz geſchworen,
Lacht heimlich über dich und zählt dich zu den Thoren.
Doch der Bewundrer Zahl, die dich mit Ruhm erfreun,
Sey Millionen ſtark, wirſt du drum glücklich ſeyn?
Wer ſind die Willigen, die dich zum Wunder machten?
Iſts meiſtens nicht ein Volk, das ich und du verachten?
Hat einer oder zween, wenn hundert dich genannt,
Zum Lobſpruch gnug Geſchmack, zum Richten gnug Verſtand?
Sey ſtolz! Zehn lobten dich; allein von eben dieſen
Ward, ſey nicht länger ſtolz, bald drauf ein Geck geprieſen.
„Sind denn nicht Kenner da? Was ſagen die von mir?“
Sie loben dich: noch mehr, ſie ſind entzückt von dir.
An dir hat unſre Zeit den feinſten Geiſt bekommen,
Du biſt der klügſte Kopf; ſie ſelber ausgenommen.
Faſt jeder, der dich lobt, belohnt ſich für den Dienſt,
Und iſt ſich ingeheim, was du zu ſeyn ihm ſchienſt.

Dein Kenner iſt, wie du, hat göttlich ſchöne Gaben;
Doch auch, wie du, den Stolz, ſie nur allein zu haben.

Viel rühmen dich. Warum? Aus Ueberzeugung? Nein.
Man lehrt durch Höflichkeit dich wieder höflich ſeyn.
Warum hat dich Criſpin ſo vielmal ſchon erhoben?
Er wird dein Lob, um ſich der Welt ſelbſt einzuloben.
Der Redner rühmet dich; nicht, weil dus würdig biſt,
Nein, um uns darzuthun, daß er ein Redner iſt.
Hier ſpricht ein Tiſch von dir. Wie? ſchätzen dich die Blöden?
O nein, ſie wollten itzt nicht mehr vom Wetter reden.
Sarkaſt lobt heute dich; warum? dächtſt du das wohl?
Damit ſein künftger Spott mehr Eindruck machen ſoll.

Geſetzt, daß Tauſend ſich im Ernſt für dich erklären,
Geſetzt, dein Ruhm iſt groß, wie lange wird er währen?
Ein Herz, das dieſen Tag bey deinem Namen wallt,
Bleibt oft den folgenden bey deinem Namen kalt.
Man wird es heimlich ſatt, dich immer hoch zu achten,
Und hört ſchon denen zu, die dich zu ſtürzen trachten.
Entgeht ein Sterblicher wohl je der Tadelſucht?
Iſt nicht des Andern Neid ſelbſt deines Ruhmes Frucht?
Der Kluge wird an dir bald wahre Fehler merken,
Und mit erdichteten wird ſie der Neid verſtärken.

Man hört den Spötter an und liebt ihn noch dazu;
Denn daß du Fehler haſt, gehört zu unſrer Ruh.

So ſicher iſt der Ruhm der Helden und der Weiſen.
Und um ein ſolches Gut willſt du dich glücklich preiſen?
Du ſammleſt, was dich flieht, mit Müh und Zittern ein,
Und wenn dus endlich haſt: ſo iſt es noch nicht dein.
Soll man für ſo ein Gut, noch eh man es beſeſſen,
Dann auch, wenn mans beſitzt, des Lebens Ruh vergeſſen?

Erfahrung und Vernunft, o ſteht uns beide bey!
Macht von der Ehrſucht uns, wie von dem Geldgeiz, frey.
Nicht Ruhm noch Ueberfluß kann unſre Wünſche ſtillen;
Von beiden ſteht auch keins allein in unſerm Willen.
Was beides unſerm Geiſt gab und zu geben ſchien,
Rührt ſeine Fläche nur und dringt nicht ſelbſt in ihn.
Ein Gut, das glücklich macht, muß, ſolls mich wahr entzücken,
Nicht unbeſtändig ſeyn und für den Geiſt ſich ſchicken.
Habt Wolluſt, Ruhm und Macht; ihr habts und wünſcht noch mehr;
Noch immer bleibt ein Theil in eurer Seele leer.
Und dieſer leere Theil, für wen iſt er beſchieden?
O Tugend! giebſt denn du vielleicht dem Herzen Frieden?

Ja, Menſch, erwirb dir ſie: ſo wirſt du ruhig ſeyn.
Sey weiſe, lieber Freund, ſchränk die Begierden ein.
Wahr iſts, die Kunſt iſt ſchwer, ſich ſelber zu beſiegen:
Allein in dieſer Kunſt wohnt göttliches Vergnügen.
Dein Wunſch iſt Ueberfluß; doch eh du ihn noch ſtillſt,
Verfliegt ein Leben ſchon, das du genießen willſt.
Was ſuchſt du viel? O lern, was du nicht brauchest, meiden!
Und was du haſt, genieß! Die Welt iſt reich an Freuden;
Du aber biſt zu ſchwach, die Freuden auszuſpähn,
Und glaubſt, wo tauſend ſind, kaum Eine nur zu ſehn.
Gönn jedem gern ſein Glück; lern vortheilhaft empfinden
Und in der Andern Glück ein Theil von deinem finden!
Dem warf die Schickung viel, dir aber wenig zu.
Iſt jener glücklicher, der reicher iſt, als du?
Du denkſts und lügeſt dir. Steig glücklich auf die Thronen,
Du wirſt des Thrones Glück doch füllos bald gewohnen,
Und ſehn, daß jener dort, den eine Hütt umſchließt,
Der wenig hat und braucht, drum noch nicht elend iſt,
Und oft, wenn ihn ein Quell nach ſtrenger Arbeit kühlet,
Mehr Wolluſt bey dem Quell, als du beym Weine, fühlet.
Entbehrt er eine Luſt, die dir der Reichthum ſchenkt:
So kränkt ihn das auch nicht, was dich als Reichen kränkt.

Such ſolche Freuden auf, die ſtill dein Herz beſeelen,
Und, wenn du ſie gefühlt, dich nicht mit Reue quälen.
Was ſorgſt du, ob dein Ruhm die halbe Welt durchſtrich?
Dein Freund, dein Weib, dein Haus ſind Welt genug für dich.
Such ſie durch Sorgfalt dir, durch Liebe zu verbinden,
Und du wirſt Ehr und Ruh in ihrer Liebe finden.
Ein jeder Freundſchaftsdienſt, ein jeder treuer Rath,
So klein die Welt ihn ſchätzt, iſt eine große That.
Auch in der Dunkelheit giebts göttlich ſchöne Pflichten,
Und unbemerkt ſie thun, heißt mehr, als Held, verrichten.

Ein Richter ſieht in dir ſtets deiner Abſicht zu,
Lohnt, wenn du edel willſt, dir mit geheimer Ruh.
Du ſtreiteſt wider dich; kaum iſt der Sieg gelungen:
So krönt ſein Beyfall ſchon das Herz, das ſich bezwungen.
Willſt du dich an der Welt, an Lieb und Freundſchaft.freun,
Gern öffnet er dein Herz und läßt die Freuden ein;
Er ſchärfet dein Gefühl; da lacht mit reichem Segen
Die prächtige Natur dem heitern Aug entgegen.
Wohin du gehſt, geht auch ſein ſtiller Beyfall mit,
Und jeder Ort wird ſchön, den nur dein Fuß betritt.
Du ſchleichſt durchs bunte Thal, ſtreifſt durch die grüne Heide,
Und was du ſiehſt, iſt Luſt, und was du fühlſt, iſt Freude.

Dein Aug erweitert ſich und mit ihm ſelbſt dein Geiſt;
Siehſt, wie der ſtolze Baum Gott, ſeinen Schöpfer, preiſt,
Siehſt, wie durch Fruchtbarkeit die Saaten ihn verehren,
Und des Berufs ſich freun, die Menſchen zu ernähren;
Siehſt, wie das kleinſte Gras, das dort in Demuth ſteht,
Den mit verborgner Kunſt, der es gemacht, erhebt:
Du ſiehſts und wirſt entzückt. Dir lacht die ganze Fläche,
Dir weht der ſanfte Weſt, dir rauſchen frohe Bäche,
Dir ſingt der Vögel Chor, dir ſpringt zufriednes Wild,
Und alles iſt für dich mit Wolluſt angefüllt;
Und du, an Unſchuld reich, und ſicher im Gewiſſen,
Triffſt da viel Freuden an, wo Tauſend ſie vermiſſen.

Frey von des Neides Pein, frey von des Geizes Laſt,
Strebſt du nach wenigem, und haſt mehr, als du haſt;
Siehſt ſtets auf deine Pflicht, oft auf dein kurzes Leben,
Nie ohne Freudigkeit auf den, der dirs gegeben.
Du ſiehſt durch deſſen Hand, der war, eh du gedacht,
Den Plan zu deinem Glück von Ewigkeit gemacht,
Den Plan zum Glück des Wurms, der itzt vor dir verſchwindet,
Und Nahrung und ein Haus im kleinſten Sandkorn findet.

In deines Freundes Arm, an deiner Gattinn Bruſt,
Wird oft ein kleines Glück für dich die größte Luſt.
Und kömmt ein Ungemach, (denn wer hat keins zu tragen?)
So iſts doch ſchon ein Troſt, es ihm und ihr zu klagen.
Du hörſt, daß dich dein Feind zu läſtern ſich erkühnt.
Es ſchmerzt; doch Troſt genug, du haſt es nicht verdient.
Ein Unfall raubt dein Gut, ein Räuber hats entführet.
Es ſchmerzt; doch Glück genug, daß Gott die Welt regieret.
Du fühlſt ein ander Weh; du fühlſt der Krankheit Pein;
Doch Troſt genug, nicht krank durch eigne Schuld zu ſeyn.
Dir raubt der Tod dein Weib, den Freund, den einzgen Erben.
Es ſchmerzt; doch Troſt genug, ſie waren werth zu ſterben.
So ſey dein liebſtes Gut ein frommes weiſes Herz.
Dieß mehre deine Luſt, dieß mindre deinen Schmerz;
Dieß ſey dein Stolz, dein Schatz, dein höchſtes Ziel auf Erden.
Sonſt alles, nur nicht dieß, kann dir entriſſen werden.
Zu wiſſen, es ſey dein, zu fühlen, daß dus haſt,
Dieß Glück erkaufſt du nicht um aller Güter Laſt;
Und ohne dieſes Herz ſchmeck noch ſo viel Vergnügen,
Es iſt ein Rauſch, und bald, bald wird der Rauſch verfliegen.

Der Chriſt.

Menſch, der du Chriſten ſchmähſt, was iſt in ihrer Lehre,
Das der Vernunft ein Schimpf und Gott nicht rühmlich wäre?
Verdient ſie deinen Haß, verdient ſie deinen Spott?
Zeig uns ein beſſer Glück und einen beſſern Gott,
Als uns die Schrift gezeigt. Komm, zeig uns ſchönre Pflichten,
Mehr Antrieb, ſie dem Gott der Menſchen zu entrichten,
Mehr Tugend für das Herz und für das Glück der Welt,
Mehr Troſt, wenn ſein Gericht der Richter in uns hält,
Mehr Licht, wenn fürchterlich uns finſtre Zweifel quälen,
Mehr Edelmuth im Glück, in Noth mehr Ruh der Seelen.
Bring eine Lehre vor, die beſſer für uns wacht,
Uns weiſer, ruhiger und tugendhafter macht:
Und dann will ich mit dir die Schrift mit Spott betrachten,
Ihr Wort für Menſchenwort und deins für Gottes achten.
Bring dieſe Lehre vor: wo nicht, ſo ſey ein Chriſt,
Wenn du, wie du dich rühmſt, ein Freund der Wahrheit biſt.
Sonſt fürcht ich, daß dein Herz, ſein Laſter zu verehren,
Den Gott nicht kennen will, den ſeine Boten lehren.

Auf, Dichtkunſt! ehre den, den ſtolz der Freygeiſt ſchilt,
Und zu des Chriſten Ruhm entwirf des Chriſten Bild!
Iſt er der Weiſe nicht, der nach der Wahrheit ſtrebet?
Durch ſie erleuchtet, denkt, durch ſie gebeſſert, lebet?
Er ehret die Vernunft, und das, was ihr gebricht,
Erſetzt in ſeinem Geiſt ein göttlich heller Licht.
Er iſts, der von dem Wahn die Wahrheit unterſcheidet,
Und, frey vom Vorurtheil, und von dem Stolz entkleidet,
Die engen Grenzen kennt, die ein Verſtand ermißt,
Dem Gott oft Dunkelheit, der Menſch ein Räthſel iſt.
Er nimmt die Weisheit auf, mit der Gott unterrichtet;
Und deſſen Ausſpruch iſts, der ſeine Zweifel ſchlichtet,
Der ihm das Licht ertheilt, die Nebel zu zerſtreun,
Den Muth, Trotz allem Wahn, der Wahrheit treu zu ſeyn,
Des Irrthums Tyranney und die bewehrten Lügen
Des Laſters, das ſie ſchützt, durch Glauben zu beſiegen.
Er kennet ſich und Gott; ſein Wort wird ihm Verſtand.
So hat kein Sokrates, kein Plato, Gott gekannt.

Durch dich, ſo ſpricht der Chriſt, bin ich, o Gott! vorhanden.
Die Himmel und ihr Heer ſind durch dein Wort entſtanden;

Denn, wenn du ſprichſt, geſchiehts, wenn du gebeutſt, ſtets da.
Mit Allmacht biſt du mir und auch mit Güte nah!
Du biſt der Gott der Kraft; dich preiſen Erd und Meere,
Und Himmel predigen die Wunder deiner Ehre.
Dich bet ich dankend an. Mein Heil kömmt von dem Herrn.
Du hörſt der Menſchen Flehn und du erretteſt gern.
Und wenn ich deiner Hülf, o Gott! gewürdigt werde,
Was frag ich auſſer dir nach Himmel und nach Erde?
Im Himmel donnerſt du, und Schrecken füllt das Land;
Noch fürcht ich nichts, denn du hältſt mich bey deiner Hand.
Wenn ich die Himmel ſeh, die du, Herr, ausgebreitet,
Der Sonne Majeſtät, den Mond, den du bereitet,
Was iſt der Menſch, o Gott! daß ſeiner du gedenkſt?
Unzählich iſt das Gut, das du ihm täglich ſchenkſt.
Als Schafe läßt du uns auf grünen Auen weiden,
Stärkſt uns mit Speis und Trank, füllſt unſer Herz mit Freuden.
Du ſahſt mich, eh der Grund der Welt geleget war;
Zogſt mich aus Mutterleib, und eh ſie mich gebar,
Wogſt du mein Glück mir ab, und Leiden, die mich üben;
Und meiner Tage Zahl war auf dein Buch geſchrieben.
Du biſt der Frommen Schutz und biſt der Müden Ruh,
Ein Gott, der gern verzeiht; wo iſt ein Gott, wie du?

Wem ſoll ich ſonſt vertraun, als dir, du Gott der Götter?
Wen ehren, als nur dich, mein Schutz und mein Erretter?
Wie ſüß iſt dein Befehl! gieb mir dein Herz, mein Sohn,
Und liebe mich; ich bin dein Schild und großer Lohn!
Herr! dein Gebot iſt Heil und deine Wahrheit Leben.
Wie könnt ich einem Gott der Liebe widerſtreben?
Umſonſt lockt mich das Glück, in dem das Laſter blüht;
Könnt ich ein Sünder ſeyn, da mich dein Auge ſieht?
Auch im Verborgnen nicht ſoll ihm der Sieg gelingen;
Denn du wirſt aller Werk einſt vor Gerichte bringen.
Umſonſt reitzt mich die Luſt, von Fleiſch und Blut verſüßt;
Ich weis es, daß mein Leib ein Tempel Gottes iſt.
Sollt ich der Menſchen Ruhm ſtolz zu erringen trachten?
Nein, Herr! wenn du mich ehrſt, mag mich der Menſch verachten!
Iſt es des Reichthums Glück, dem ich die Seele weih?
Um Reichthum ließ ich Gott? Geiz iſt Abgötterey!
Sollt ich durch Schmähungen des Nächſten Ruhm verderben?
Wer ſeinen Bruder haßt, kann Gottes Reich nicht erben.

Verleugnen ſollt ich dich, wenn die Tyrannen drohn?
Du biſt der Fürſten Herr, ſprich! und ſie fallen ſchon.
Verleugnen ſollt ich dich, wenn Spötter deiner ſpotten?
Dich, Heiland! bet ich an; du eilſt, ſie auszurotten.
Dein Kreuz iſt Thorheit nur dem, der verloren geht;
Uns, die der Glaube ſtärkt, iſts Heil und Majeſtät.
Darf ſich ein Menſch vor Gott, gerecht zu ſeyn, erkühnen?
Und wer, als Gottes Sohn, konnt uns mit Gott verſühnen?
Iſt beides nicht gleich groß, der Welt ein Schöpfer ſeyn,
Und eine Welt, die fiel, vom Falle zu befreyn?
Wer kann die Majeſtät der Lieb und Großmuth faſſen?
Als Sohn des Ewigen der Gottheit Thron verlaſſen,
Sich ſelbſt erniedrigen, einher in Demuth gehn,
Der Wahrheit Herold ſeyn und ſich verſpottet ſehn,
Die Wunder Gottes thun, und, an das Kreuz geſchlagen,
Mit himmliſcher Geduld des Menſchen Schulden tragen,
Um der zu ſeyn, der ihm ein ewigs Heil erwirbt?
Deß Herz iſt göttlich groß, der ſelbſt für Feinde ſtirbt!
Erſchrickt nicht die Vernunft? Ja! denn ſie ſoll erſchrecken.
Zu ſchwach, der Gottheit Rath vom Menſchen zu entdecken,
Bet ich der Liebe Macht, die ich nicht faſſen kann,
Gott iſt kein Menſch, wie ich, in tiefſter Demuth an.

Der Tag der Ewigkeit wird mehr Licht mir gewähren,
Des Gottmeſſias Lieb im Schauen mir erklären.
Unendlich iſt mein Heil. O Glaube, der erfreut!
Gelobet ſey der Herr, gelobt in Ewigkeit!

So ſpricht, und glaubt der Chriſt. Lern mehr ſein Herz noch kennen,
Du wirſt, ſein Feind zu ſeyn, dir länger nicht vergönnen.
Iſt ſeine Lehr ein Werk, das den Verſtand nur übt?
Ihm Licht, doch auch zugleich mehr Stolz dem Herzen giebt?
Nein, edler wird ſein Herz. Die Lüſte zu beſiegen,
Die, wider die Vernunft, ſein Glück und deins bekriegen;
Dieß iſt ſein göttlich Amt. Nicht ſiegt er durch die Kraft,
Die bald der Eigennutz und bald der Stolz erſchafft.
Nicht, als vor Menſchen nur, die nach den Augen richten,
Nein, ſelber als vor Gott, erfüllt er ſeine Pflichten.
Die Strenge ſeiner Pflicht, die dir ſo traurig ſcheint,
Macht ihm zum Freudigſten. Er weis, Gott iſt ſein Freund.
Ja, ſtreng iſt ſeine Pflicht und ſchwer ſind ſeine Werke;
Doch ein unendlich Glück, wie viel ertheilt dieß Stärke?
Der Chriſt fühlt dieſes Glück. Heil und Unſterblichkeit
Glaubt er, von Gott belebt, und überwindet weit.

Iſt dieß kein edles Herz, das brüderlich dich liebet?
Mit dir ſich gern erfreut, ſich gern mit dir betrübet?
Der Chriſt erblickt dein Gut; kein Neid empöret ihn;
Ihn heißt ſein eignes Glück für dein Glück ſich bemühn.
Und wenn du elend biſt, wie gütig wird er eilen,
Von dem, was Gott ihm gab, dir hülfreich mitzutheilen!
Nicht dienet dir der Chriſt, groß vor der Welt zu ſeyn,
Und ſich verehrt zu ſehn. Nein, Menſchen zu erfreun,
Dieß iſt ſein Gottesdienſt; und unbemerkt von ihnen
Wird er mit Hülfe hier und dort mit Rathe dienen.
Nicht treibt ihn erſt dein Dank zu reicher Wohlthat an;
Nein, was er Brüdern thut, das hat er Gott gethan.
Ein Trunk, mit dem ſein Dienſt dem Durſtigen begegnet;
Ein Blick voll Troſt, mit dem ſein Herz den Müden ſegnet;
Ein Rath, mit dem er dich in deinem Kummer ſtärkt,
Nichts, weis er, iſt ſo klein, das nicht der Herr bemerkt.
Eilt dort ein boshaft Herz, Unfrieden anzurichten;
So eilt ein ſanfter Muth, der Brüder Zwiſt zu ſchlichten.
Er wird der Unſchuld Schutz: ihr Leiden iſt ſein Schmerz;
Und iſt ſein Schutz zu ſchwach; arbeitet doch ſein Herz.
Er hilft den Dürftigen die Mittel gern erſinnen,
Durch Fleiß ihr eigen Brodt in Ruhe zu gewinnen;

Er legt durch Sparſamkeit, zu zarter Waiſen Glück,
Die ſeine Hand erzieht, den Ueberfluß zurück;
Und er erſpart das Gut, das Stolz und Pracht verzehren,
Den Kranken zu erfreun, die Wittwe zu ernähren.
Noch ſtärker nimmt ſein Herz an deiner Tugend Theil.
Sein Beyſpiel lehret dich; und einer Seele Heil
Iſt ihm das größte Glück. Dir mangeln gute Sitten;
Er giebt dir Unterricht und ſtärket ihn durch Bitten.
Er ſieht ein redlich Herz, das durch des Freygeiſts Spott
Im Glauben wanken will; er ſiehts, und wird ſein Gott.
Er ſieht, des Jünglings Fuß verläßt den Weg der Tugend;
Er eilt, als wärs ſein Sohn, und rettet ſeine Jugend.
Oft ſagt er, wenn du fehlſt, es dir aus Demuth nicht;
Doch ein lehrreicher Blick ruft dich zu deiner Pflicht.
Sey groß, nicht aber fromm! er wird dein Herz verachten.
Sey klein und fromm; er wird nach deiner Liebe trachten.
Wenn kränkt ſein reiner Mund aus Schmähſucht deine Ruh?
Er rühmet dein Verdienſt, deckt deine Fehler zu,
Und wagt, wenn deinen Ruhm und wenn den Ruf der Deinen
Ein Läſtrer ſchänden will, für deinen Ruhm den ſeinen.

Er iſt der wahre Freund. Sein Herz, in ſich erfreut,
Verbreitet gern in deins den Tag der Heiterkeit.
Von Lüſten nicht beherrſcht, fühlt er mit offnem Triebe
Der Freundſchaft heiligs Glück; und ſeine Seel iſt Liebe.
Er ehrt mich, wie ſich ſelbſt, und liebt mich treu, wie ſich:
Sein Umgang giebt mir Muth, und ihm vertrau ich mich,
Mein Weib, mein Kind, den Rath, mein künftigs Glück zu bauen.
Wer Gott vor Augen hat, wie ſollt ich dem nicht trauen?

Nur iſts allein der Chriſt, der keine Rache ſucht,
Den liebt, der ihn verfolgt, den ſegnet, der ihm flucht.
Er bleibt ſich gleich, denkt groß: Laß meinen Feind mich ſchelten,
Die Rach iſt mein, ſpricht Gott, und ich, ich will vergelten.
Beleidigt handelt er noch als ein Menſchenfreund:
Sein Feind iſt ohne Brodt; er ſpeiſet ſeinen Feind.
Sein Feind geht bloß einher; der Chriſt erblickt ſein Leiden,
Großmüthig läßt er den, der ihn verfolgte, kleiden.
Doch, wer den Schimpf erträgt, hat der wohl Edelmuth?
Räch ich nicht rühmlicher die Ehre durch mein Blut,
Wenn

Wenn ich des Unrechts dich durch Waffen überführe?
Mein Muth ſucht deinen Fall ‥ Dieß iſt der Muth der Thiere!
Thor, ruft mir die Vernunft, iſt denn das Leben dein?
Kämpf ſieghaſt, fäll den Feind; wirſt du kein Mörder ſeyn?
Kein Feind des Vaterlands, den ſeine Rächer ſuchen,
Und kein Rebell vor Gott, dem alle Himmel fluchen?
Doch rächt mein Arm ſich nicht: ſo wird mein Nam ein Spott;
Die Welt ‥ Iſt denn die Welt mehr, als ein ſtarker Gott?
Und iſt der Chriſt kein Held, der dir den Kampf verſaget,
Und doch fürs Vaterland ſein Blut mit Freuden waget?
Wer wird zur Zeit der Pflicht den Tod wohl minder ſcheun,
Als der, der herzhaſt glaubt, ich werd unſterblich ſeyn?
Wird, in der Hand des Herrn, ihn die Gefahr erſchüttern?
Nein; doch wer Gott nicht ſcheut, der muß vor allem zittern.
Geh itzt dem Chriſten nach, und folg ihm in ſein Haus.
Verehret und geliebt, theilt er hier Freuden aus,
Sucht durch belebten Fleiß die Seinen wohl zu nähren,
Durch kluge Sparſamkeit des Fleißes Frucht zu mehren.

Sein Weib, ſein würdigs Weib, erleichtert ihm die Müh,
Lohnt ihm mit Zärtlichkeit, und er empfindet ſie.
Als Vater eilt er fromm, der Kinder Glück zu gründen,
Und in dem ihrigen ſeins noch einmal zu finden.
Er bildet gern ihr Herz; und an des Vaters Hand,
Regiert durch Gottesfurcht, geleitet durch Verſtand,
Wächſt ſein geſittet Kind; und er ſchmeckt Heil und Leben,
Dem Himmel und der Welt ein würdigs Glied zu geben.

Klug, ohne Hinterliſt, ſtreng, ohne Bitterkeit,
Noch liebreich, wenn er ſtraft, noch ſanft, wenn er gebeut,
Regiert der Chriſt ſein Haus; und göttliche Geſetze
Sind ſeines Wandels Licht und ſeines Hauſes Schätze.
Dem Niedern, der ihm dient, begegnet er gerecht,
Giebt gern ihm ſeinen Lohn, und ehrt in ſeinem Knecht
Ein göttliches Geſchöpf, das, gleich den Herrn der Erden,
Hier lebt, um tugendhaft und glücklich einſt zu werden.
Er iſt des Knechtes Fürſt; doch niemals ſein Tyrann.
Er ſtraft und zeigt ihm auch, daß er vergeben kann;
Hält ihn von Laſtern ab, vermindert ihm das Leiden,
Belohnet ſeine Treu, und ſorgt für ſeine Freuden.

Wie treu gehorcht er dir, du, ſeines Landes Fürſt?
Gebeut! und er vollzieht, was du gebieten wirſt.

Der Gott, den er verehrt, hat dir den Thron gegeben,
Den ſtützt er durch ſein Gut und ſchützt ihn durch ſein Leben.
Mißbrauche die Gewalt! er trotzt ihr nicht; er fleht,
Und blickt mit Ehrfurcht noch auf deine Majeſtät.
Gebeut ihm, was du willſt, nur nichts, was Gott verboten;
Dann widerſetzt er ſich, wenn alle Fürſten drohten.

Der Chriſt, iſt der ein Freund der blöden Schüchternheit,
Die vor den Menſchen flieht und die Geſellſchaft ſcheut?
Nein, Freund, er wird mit Luſt und ruhigem Gewiſſen
Das Glück, ein Menſch zu ſeyn, des Umgangs Glück, genieſſen.
Gott ſchuf ihn nicht zur Quaal. Lad ihn zu Freuden ein;
Er ſcherzt mit feinem Witz, lacht heitrer bey dem Wein,
Freut ſich des Saitenſpiels; und Lieb in deinen Blicken,
Und Freud auf deiner Stirn, wird ſeine Seel entzücken.
Dieß, daß er Freude ſchmeckt und mäßig ſie genießt,
Iſt ſelbſt der Wohlthat Dank, den er Gott ſchuldig iſt;
Und heut erquickt er ſich, um morgen ſeine Pflichten,
Als Bürger und als Chriſt, geſtärkter zu entrichten:
In dem Vergnügen ſelbſt wird er ſich ein Geſetz.
Doch iſt dein Umgang nichts, als ein beredt Geſchwätz,

Nichts, als ein leer Gewerb vornehmer Eitelkeiten,
Nichts, als der Witz, den Ruhm der Andern zu beſtreiten:
Iſt nichts, als Schmeicheley, nichts, als der Geiſt der Pracht,
Des Balles und des Spiels, der ſo beredt dich macht:
So wird er ſeine Zeit ungern bey dir verſchwenden.
Er iſt zu klug, um ſie nicht edler anzuwenden.
Nennſt du dieß Lebensart, ſich, aus Geſelligkeit,
Den Taumel wilder Luſt, das Glück der Trunkenheit,
Den Kützel frechen Spotts im Umgang zu vergönnen:
So iſt der Chriſt kein Mann von Lebensart zu nennen.

Wie ruhig iſt der Chriſt, wenn ſich der Unchriſt quält!
Ihm gnügt bey wenigem, wenn dieſem alles fehlt.
Erringt er ſich in Müh ein elend Glück durch Ränke?
Iſts Niederträchtigkeit, ſinds feſſelnde Geſchenke,
Wodurch er ſich die Gunſt des Mächtigern erſchleicht?
Zufrieden mit dem Glück, das man durch Fleiß erreicht,
Und durch Verſtand beſchützt; nicht durſtig nach den Ehren,
Die deinen Rang, mit ihm die Knechtſchaft auch vermehren;
Dem Amte, das er ziert, und ſeiner Pflicht getreu,
Lebt er von mancher Quaal, die dich verfolget, frey.
Die Laſt des Uebermuths, in der ſich Stolze quälen,
Die Müh, mit der ſich ſelbſt die Geizigen beſtehlen,

Die Pein, die ſich zum Lohn der Schwelger wild erpraßt,
Der Fluch, den vor der Welt der Haſſer ſich erhaßt,
Der Schmerz, mit dem der Neid ſein feindlich Herz verzehret,
Das Gift, das früh den Lenz des Wollüſtlings verheeret,
Der Schimpf, mit dem, beſtraft, dort ein Verſchwender irrt,
Der Haß, der endlich noch des Läſtrers Rächer wird;
Dieß alles, und was ſonſt die Laſter büßend tragen,
Sind, tugendhafter Chriſt! dir unbekannte Plagen,
Und hier kannſt du dich ſchon des Lohns der Tugend freun.

Doch drückt kein Elend ihn? Ja, laß ihn elend ſeyn,
Und dann wirſt du ſein Herz in ſeiner Größ erblicken;
Groß durch Religion, wenn ihn die Leiden drücken.
Das Feuer frißt ſein Gut, der Hagel ſeine Saat;
Kränkt dieß den Chriſten nicht? Es kränkt ihn; doch der Rath
Der Vorſicht wird ſein Troſt. Wenn hier der Unchriſt tobet,
So ſpricht der Chriſt: Gott gabs; Gott nahms; Er ſey gelobet!
Ihn drückt der Armuth Laſt, ſein Leben iſt nur Müh.
Er fühlt die Dürftigkeit, und ſtill erträgt er ſie.
Der, der die Lilien ſo majeſtätiſch kleidet,
Den Hirſch zur Quelle führt, das Schaaf in Auen weidet,

Den jungen Raben ſpeiſt, ſorgt der für Menſchen nicht?
Er ſorgt; ich hoff auf ihn. Geduld iſt meine Pflicht.
Verläumder ſchmähen ihn. Es ſchmerzt; doch ein Gewiſſen,
Das uns mit Beyfall lohnt, hilft dieſen Schmerz verſüſſen.
Der Feind, den er genährt, raubt ihm ſein Eigenthum;
Doch, wer das Unrecht trägt um Gutes, das iſt Ruhm.
Der Tod der Seinigen ſchlägt ſeine Ruhe nieder;
Er weint, und tröſtet ſich: Bald ſeh ich dort ſie wieder.
Sein Glaube wird verfolgt; doch, flüchtig und entblößt,
Bekennt er treu den Herrn, der theuer ihn erlöſt,
Und ſpricht, vom ſchwerſten Schlag des Arms des Herrn getroffen:
Wenn du mich tödten wolltſt, werd ich auf dich doch hoffen!

So ſiegt der Chriſt im Kreuz und findt im Elend Ruh.
Doch du, des Chriſten Tod, wie feyerlich biſt du?
Beſtürzt verkündigt ihm der Arzt ein nahes Ende.
Er hörts, fühlt neue Kraft, drückt dankbar ihm die Hände.
So iſt, Allmächtiger! denn meine Hülfe nah?
Du rufſt, hier bin ich, Herr! Preis und Alleluja
Sey dir, der ſeine Hand ſtets über mich gebreitet,
Dir, Gott! der bis ans Grab mich wunderbar geleitet!

Wie oft vergaß mein Herz ſein Heil und ſeine Pflicht!
Doch giengſt du, Heiliger! nicht mit mir ins Gericht.
Vernimm des Dankes Lied, das ich dir ſterbend bringe.
Ich bin viel zu gering, der Treu viel zu geringe
Und der Barmherzigkeit, die du an mir gethan.
Frohlockend bet ich dich mit allen Himmeln an,
Dich, Heil der ganzen Welt! Erfülle mein Vertrauen,
Und deine Herrlichkeit laß meine Seele ſchauen.
Du biſt die Lieb, o Gott! und Gnade für und für.
Mein Geiſt wird ſelig ſeyn; denn ihn befehl ich dir.
Mit allen Heiligen, von Herrlichkeit umgeben,
Unſterblich, Engeln gleich, werd ich dich ſchaun und leben.
Und du, mein beſter Freund, der ſich den Ruhm erwirbt,
Im Tod es mir zu ſeyn, leb wohl! -- Er ſprichts, und ſtirbt!
Iſt dieß des Chriſten Bild, das Herz, die Pflicht des Chriſten,
Was läſterſt du, ſein Feind? Iſts Thorheit, frey von Lüſten,
Gottſelig und gerecht, und treu, und mäßig ſeyn?
Sich der vollbrachten Pflicht und ſeines Lebens freun?
Geſundheit, Ehr und Ruh, und Glück, zu ſchätzen wiſſen?
Wer ſoll denn ſonſt das Glück, dein Freund zu ſeyn, genieſſen?
Der Mann, der keinen Gott und keinen Himmel glaubt,
Kein Recht und Unrecht kennt, ſich, was er will, erlaubt,

Dir Ehre, Ruh und Glück, und ſelbſt dein Weib entwendet,
Des Sohnes Herz verführt, und deine Töchter ſchändet?

Doch, ſprichſt du, werden auch viel ſolcher Chriſten ſeyn,
Wie ſie dein Lied beſingt? Wahr iſts, die Zahl iſt klein:
Doch was beſchwerſt du dich? Anſtatt dich zu beſchweren,
Daß ihrer wenig ſind: ſo hilf die Zahl vermehren.
Nein, ſprichſt du, die Vernunft iſt mir ein heller Licht:
Ihr folg ich. Folg ihr nur, ſie hintergeht dich nicht.
Sprich ſie bedachtſam an, die Wahrheit dir zu zeigen:
Doch laß das Vorurtheil, laß deine Lüſte ſchweigen;
Dann höre, was ſie ſpricht: ſie wird dir laut geſtehn,
Ein menſchlichs Werk zu ſeyn, ſey ſtets die Schrift zu ſchön.
Entblößt von deinem Stolz, wag dich in ihre Tiefen.
Prüf alles. Wer verwirft ein Werk, ohn es zu prüfen?
Frag ſie: was iſt der Menſch? Was ſoll er auf der Welt?
Er iſt der Allmacht Werk, die liebreich ihn erhält.
Unſterblich iſt ſein Geiſt, und ſoll zu Seligkeiten,
In dieſer Welt der Müh, durch Tugend ſich bereiten.
Antwortet die Vernunft, wenn ſie der Weiſe fragt,
So göttlich, als das Wort, dem dein Verſtand entſagt?
Frag ſie, woher es kömmt, wenn Gott die Welt regieret,
Daß oft die Tugend ſeufzt, das Laſter triumphiret?

Frag die Vernunft. Sie ſchweigt. Frag die Religion.
In jener Welt, ſpricht ſie, vertheilt Gott Straf und Lohn.
Du ſpotteſt ſtolz der Schrift, nennſt ſie den Witz der Blöden,
Doch laß die Sokraten von Gott und Tugend reden;
Spricht einer ſo gewiß, mit ſo viel Kraft und Licht,
So zuverſichtlich ſchön, als ein Apoſtel ſpricht?
Des Witzes Fürſt, Homer, ſingt ſeiner Gottheit Rechte.
Wer iſt ſein Zevs? ein Gott, der ich nicht werden möchte.
Ihn kleide noch ſo ſchön die Pracht der Dichtkunſt ein,
Ich bin zu ſtolz, ſein Freund, und auch er ſelbſt, zu ſeyn.
Doch welchen Gott der Macht erheben Davids Chöre?
Warum verkündigen den Gott nicht die Homere?
Das Volk des Heydenthums, verführt vom blinden Wahn,
Ruft hier ein Thier, als Gott, dort Pflanzen betend an;
Giebt erſt durch ſeine Kunſt dem Klotze Haupt und Glieder,
Und fällt dann vor dem Gott, den es gezimmert, nieder;
Erhebt das Laſter ſelbſt, das es mit Scheu begeht,
Zum Gott, um deſſen Schutz das Blut der Opfer fleht;
Warum entriſſen die, die ſich in Weisheit übten,
Und einen beſſern Gott und beßre Sitten liebten,
Warum entriſſen ſie, Gott und der Tugend treu,
Das Volk dem Laſter nicht, nicht der Abgötterey?

Warum gehorcht die Welt der Stimme blöder Jüden?
Sie reden; und ihr Wort ſät Weisheit aus und Frieden.
Thut Buße! ſprechen ſie, dieß iſts, was Gott gebeut,
Entblößt von Wiſſenſchaft, fern von Beredſamkeit,
Tritt ein Apoſtel auf, und kündiget den Lüſten
Den Krieg gottſelig an; und Heyden werden Chriſten.
Man widerſetzt ſich ihm. Der Weiſe ſchmäht das Wort.
Beſtrafet und beſchimpft ſtößt man den Lehrer fort.
Er duldet froh die Schmach, mit der man ihm begegnet;
Man droht, er zittert nicht; man fluchet ihm, er ſegnet,
Redt freudig vor dem Volk, und muthig vor dem Thron,
Und redt in Banden noch das Wort von Gottes Sohn;
Und ſeine Lehre ſiegt. Schon ſtürzen die Altäre,
Von Hoheit, Ehr und Glück, von der Gewalt der Heere,
Dem Arm des Vorurtheils, des Laſters und der Liſt,
Vergebens unterſtützt. Der Heyde wird ein Chriſt.
Er glaubt, bezwingt ſein Herz, bezwingt des Laſters Mächte;
Und Sklaven wilder Luſt ſind plötzlich Gottes Knechte.
Schon eilen auf ihr Haupt Verachtung, Schmach und Spott.
Verleugnet euern Herrn; nein! unſer Herr iſt Gott.

Man wütet, und umſonſt! der Chriſt erträgt die Leiden,
Und in des Henkers Arm des Todes Quaal mit Freuden.
Die Lehre Jeſu ſiegt. Hat Gott ſie nicht geſchützt,
Sie nicht durch Kraft und Geiſt, durch Wunder unterſtützt:
So mußt du dieß, daß ſie hat Beyfall finden können,
Und daß ſie ſich erhielt, der Wunder Wunder nennen.

Du ſiehſt viel Zweifel. Gut! Siehſt du nicht auch viel Licht?
Wenn du Beweiſe ſiehſt; dann iſt der Glaube Pflicht.
Der Wahrheit heimlich feind, ſinnreich in eiteln Fragen,
Hängſt du dem Zweifel nach, und magſt ihm nicht entſagen.
Prüf die Religion; doch denk auch, was du biſt,
Daß dein Verſtand umſchränkt und Gott unendlich iſt.
Thu ihren Willen treu; dann wirſt du inne werden,
Sie ſey des Himmels Geiſt und nicht der Witz der Erden.

Der Stolz.

Der du zu deiner Ruh dein Nichts ſo gern vergißt,
Und deſto mehr dich dünkſt, je weniger du biſt,
Menſch! was erzeugt den Stolz, mit dem dein Herz ſich nähret,
Nur dein Verdienſt dir rühmt und Beſſrer Werth entehret?
An Andern haſſeſt du des Stolzes Eitelkeit,
Und ſklaviſch machſt du ihn zum Herrn, der dir gebeut.

Wie, ſprichſt du, mir den Stolz, dieß Laſter, vorzurücken?
Wenn zeig ich ihn? Sehr oft. Er redt aus deinen Blicken,
Er pralt in deinem Gang, gebeut aus deinem Ton;
Oft iſt dein Kleid und oft des Dieners Kleid ſein Thron;
Der Titel, der dich bläht, der Name deiner Väter,
Der dich ſo oft entzückt, wird dein und ſein Verräther.
Was iſts, wodurch der Stolz dich nicht zu feſſeln weis?
Stand, Schönheit, Glück und Ruhm, Witz, Tugend, Kunſt und Fleiß,
Das, was wir hoch mit Recht, und oft mit Unrecht, ſchätzen,
Dieß alles beut er auf, ſich feſt in dir zu ſetzen;

Und haſt du kein Verdienſt: ſo täuſcht er dich durch Schein,
Läßt, was du niemals warſt, dich in Gedanken ſeyn;
Und was du endlich haſt, dieß ſind vollkommne Gaben,
Und heimlich wirſt du ſie bloß dir zu danken haben.

So, ſprichſt du, ſoll ich blind der Güter Werth verſchmähn,
Nicht wiſſen, was ich bin, was ich vermag, nicht ſehn,
Den Vorzug, der mich ſchmückt, vor Vielen ſchmückt, nicht kennen,
Mir den Genuß des Glücks und meiner ſelbſt, nicht gönnen?
Mein Stolz iſt ein Gefühl von meinem eignen Werth.
Wenn hab ich mehr zu ſeyn, als ich verdient, begehrt?
Kann ich in mir das Amt der Wahrheit wohl verwalten,
Und minder von mir ſelbſt, als ſich gebühret, halten?

O Freund! wer biſt du denn? Ich ſeh aus deiner Pracht,
Dich hat der Ueberfluß, der Reichthum ſtolz gemacht.
Berechtigt dich ein Gut, das aus der Väter Kiſten
In deine Hände fiel, dich königlich zu brüſten?
Iſt jener, der durch Fleiß der Dürftigkeit entflohn,
Nicht würdiger, als du bey deiner Million?
Iſt dieſes ein Verdienſt, viel Ueberfluß beſitzen?
Verſtehſt du denn die Kunſt, den Reichthum ſchön zu nützen,

Der Andern Glück zu ſeyn? Wozu gebrauchſt du ihn?
Des Volks Bewunderung durch Pracht auf dich zu ziehn,
In Kutſchen dich zu blähn, in Schlöſſern ſtolz zu wohnen,
Der Schmeichler Knecht zu ſeyn, und Narren zu belohnen;
Deswegen biſt du ſtolz?

So recht! verſetzt Criſpin,
Er hat den Schatz ererbt; doch ich erwarb mir ihn.
Mir hat der Fleiß mein Gut, ihm hats das Glück beſcheret;
Durch Witz hab ichs erreicht, durch Sparſamkeit vermehret.
Ich treibe keine Pracht, kein Hochmuth nimmt mich ein.
Doch iſts nicht ein Verdienſt, mit Ehren reich zu ſeyn?
Und darf ich dieß Verdienſt nicht an mir ſelbſt bemerken?
So gründlich weis Criſpin ſich in dem Stolz zu ſtärken.
Sein Gut, durch ſtumme Liſt und tückiſchen Verſtand
Den Armen abgedrückt, und Freunden oft entwandt,
Dem Fürſten und dem Staat durch Gleißnerey entriſſen,
Dieß nennt er ſein Verdienſt, und trotzt auf ſein Gewiſſen.

Doch, ſey auch kein Criſpin, ſey reich durch beſſern Fleiß!
Entſtund dein Ueberfluß, dein Glück, auf dein Geheiß?
Wer gab zu deiner Kunſt dir Fähigkeit und Kräfte?
Wodurch gelungen dir ſo glückliche Geſchäffte?
Warſt du der Herr der Zeit, die günſtig dir erſchien?
Des Zufalls, der mehr Glück, als Andern, dir verliehn?
Sind jene Redlichen, die ſich im Mangel grämen,
Nicht dieſe, die durch Fleiß und Kunſt dich oft beſchämen?
Allein ich ſtreite dir den größten Fleiß nicht ab.
Was ſchaffſt du mit dem Gut, das Fleiß und Kunſt dir gab?
„Ich unterhalte die, die gern ſich nähren wollen . .
„Ich baue . .“ Bauſt du bloß, daß Andre leben ſollen?
„Ich ſorge für mein Haus und laß ihm einſt mein Glück.“
Ich ließ ihm, wär ich du, gern weniger zurück,
Und würde, mir das Wohl der Meinen zu verpfänden,
Auf ihre Zucht, ihr Herz, weit mehr, als du, verwenden.
Du glaubſt, du thuſt ſehr viel; doch kennteſt du die Pflicht
Des Reichthums und dich ſelbſt: ſo glaubteſt du dieß nicht.

Doch jener, deſſen Geiſt dem Staube ſich entriſſen,
Den, ihrem Throne nah, die Fürſten günſtig küſſen;
Er, den die Weisheit hob und in der Höhe ſchützt,
Er, der ſich ſelbſt verzehrt, indem er Länder nützt;
Er winkt, ſo flieht die Schaar des Hofes ihm entgegen,
Dem dräut ſein Blick den Fluch, und jenem lacht er Segen;
Hat er, der Fürſten Freund, den jeder Tag mehr preiſt,
Und deſſen Glanz zu ſehn, der Fremde koſtbar reiſt;
Er, deſſen Namen ſchon ins Ohr entfernter Zeiten
Die Sänger des Apolls mit ewgem Laut verbreiten;
Hat er, den alles ſchätzt und ſein Verdienſt ihn lehrt,
Nicht Recht zu ſeinem Stolz, mit dem er ſich verehrt?
O hätt er Muth genug, die Schmeichler zu verachten,
Dreiſt in ſein Herz zu gehn und ſtreng es zu betrachten,
Entkleidet von dem Schein, was Schein iſt, zu verſchmähn:
Wie würd er ſo beſchämt auf ſeine Größe ſehn!
Was iſt die Weisheit denn, durch die ſein Geiſt geſtiegen?
Iſt nur die Wiſſenſchaft, den Fürſten zu vergnügen,
Durch Scenen ſtolzer Luſt ihn glücklich zu zerſtreun,
Und, um ſich groß zu ſehn, des Fürſten Knecht zu ſeyn.

Was iſt die Wachſamkeit, die ſeine Hoheit ſchützet?
Den, welcher mehr Verſtand, mehr Witz, als er, beſitzet,
Dem Weisheit und Natur ein edler Herz verliehn,
Den Augen ſeines Herrn ſorgfältig zu entziehn.
Was iſt der Edelmuth, mit dem er Andern dienet?
Iſts Tugend, daß er ſich, dein Schutz zu ſeyn, erkühnet?
Bewegt ihn dein Verdienſt, wenn er die Bittſchrift lieſt,
Mehr, als die Kunſt, mit der ein Narr den Saum ihm küßt?
Er hilft mir, weil mein Flehn ſein weichlichs Herz beſchweret;
Und meine Demuth iſts, die ihn die Großmuth lehret.
Was iſt des Großen Fleiß, von dem er ſtündlich ſpricht?
Wem dient er? Meiſtens ſich und ſelten ſeiner Pflicht.
Was treibt ihn feurig an, das Schwerſte zu vollführen?
Sein Amt? Nein, mehr die Furcht, ſein Amt nicht zu verlieren.
O ſpricht er bey ſich ſelbſt: Geſegnet ſey mein Rath!
Geſegnet ſey mein Fleiß! denn beides hält den Staat;
Und wenn er dieß ſich ſagt, ſpricht oft das Land indeſſen:
Verflucht ſey doch die Kunſt, den Unterthan zu preſſen!
„Geſchieht nicht, was geſchieht, im ganzen Staat durch mich?
„Wer überſicht ihn mehr, wer kennt ihn mehr, als ich?“

Stirb, und vor deiner Gruft wird ſich der Staat beſchweren,
Du habſt ihn nur gekannt, um tief ihn zu verheeren.
Hat jener, der ſein Haus im Dunkeln treu regiert,
Ihm Fleiß und Tugend läßt, nicht mehr, als du, vollführt?
Ihn ehret die Vernunft: und gegen ſeine Größe
Iſt deine Hoheit Schwulſt, und dein Verdienſt nur Blöße.

Am Stolz dem Großen gleich, und ſtolzer oft als er,
Tritt, der die Demuth lehrt, der Weiſe, dort einher,
Zeigt uns auf ſeiner Stirn, dem menſchlichen Geſchlechte,
Der künftgen Welt zum Dienſt, verwachte finſtre Nächte.
Wer, denkt er, trieb die Kunſt ſo hoch, als ich ſie trieb?
Wer ſchrieb am gründlichſten, ſeitdem man Bücher ſchrieb?
Ein Licht, aus meinem Geiſt hellſtralend ausgefloſſen,
Hat endlich den Verſtand der Menſchen aufgeſchloſſen.
Nun irrt kein Sterblicher, wofern er mich verſteht,
Er leſe, was ich ſchrieb. Sind ſo viel Alphabet
Voll Weisheit, hell erklärt, und kettenweis bewieſen,
Jahr aus, Jahr ein, gedruckt, und monatlich geprieſen,

Sind dieſe nicht geſchickt, die Wahrheit zu erhöhn?
Nein, ehe glaubt ich ſelbſt, mein Ruhm könnt untergehn.
O glaub es, ſtolzer Mann! wer wird dich künftig leſen?
Die Welt verlöre nichts, wärſt du gleich nicht geweſen.

Ja, denkt ein Damon hier, der ſtolze Mann iſt klein;
In meiner Wiſſenſchaft, da glückt es, groß zu ſeyn.
Iſt nicht mein koſtbar Werk der Schmuck in Bücherſälen?
Sagts nicht, wie viel ich weis, wie oft die Andern fehlen?
Führ einen Kenner an, ders nicht für göttlich hält?
Ja, Damon, doch dieß Werk, was nützt es denn der Welt?
Haſt du durch deinen Dienſt ſie dir ſo ſehr verpflichtet,
Als jener, der ſein Dorf zur Tugend unterrichtet?

Doch dein Verdienſt ſey mehr, als ein gelehrter Ruf.
Sey ſelbſt der gröſte Geiſt, den die Natur erſchuf;
In dir ſey Wiſſenſchaft, Geſchmack und Witz verbunden;
Hab überdacht, geprüft, und habe ſelbſt erfunden;
Sey mit der Welt genau, die vor dir war, bekannt;
Sprich ſtets Beredſamkeit, ſprich göttlichen Verſtand;

Erforſche die Natur auf dem geheimſten Gleiſe;
Schreib ganze Schulen klug, und Nationen weiſe,
Und habe denn das Ziel des großten Ruhms erreicht,
Daß itzt dir keiner glich, und künftig keiner gleicht;
Noch haſt du wenig Recht, Geringre zu verachten.
Und als den Würdigſten mit Stolz dich zu betrachten.
Der Geiſt, mit dem du dich ſo vieles Ruhms erkühnt,
Woher bekamſt du ihn; was hat ihn dir verdient?
Sprach, eh du aus dem Nichts, als Menſch gebildet, giengeſt,
Schon ein Verdienſt für dich, daß du ſo viel empfiengeſt?
Daß jene weiſe Hand dir mehr, als uns verleiht,
Giebt dir kein Recht zum Stolz, nein, zur Erkenntlichkeit.
Der Fleiß, den du verehrſt, iſt dieſer Fleiß dein eigen?
Wer gab dir Muth und Luſt, ſo glücklich ihn zu zeigen?
Geburt und Unterricht, der Lehrer und der Freund,
Das Beyſpiel und das Glück, und was ſich ſonſt vereint,
Den Trieb nach Wiſſenſchaft und deinen Fleiß zu mehren,
Weß ſind ſie? Wag es nur, und zieh von deinen Ehren
Gerecht den Antheil ab, den jedes fordern kann,
Was hätte, ſonder ſie, dein großer Fleiß gethan?

Du haſt weit mehr gewirkt, als Tauſend nicht verrichten,
Wahr iſts; doch hatteſt du nicht auch weit größre Pflichten?
Gehört zur edlen That Erfolg und Umfang bloß?
Der Quell, aus dem ſie fließt, macht unſre Handlung groß.
Verſchwende deinen Fleiß in Schaaren großer Thaten,
Ihr Nutzen greif um ſich, und ſegne ganze Staaten;
Allein, was war der Grund von deiner edlen Müh?
Der Menſchen Glück? Sprach dieß in deiner Bruſt für ſie?
Belebte deinen Fleiß, beſeelte deine Triebe
Der heilge Ruf der Pflicht, der Geiſt der Menſchenliebe?
Wie oder war dein Ruhm, der Geiſt der Eitelkeit,
Dein Glück der Gott, dem du den ewgen Fleiß geweiht?
Oft nur für unſern Ruhm erringen wir uns Stärke,
Und auf unedlem Grund erbaun wir edle Werke.
So füllt die Lilie wohlriechend ihr Gebiet,
Die doch den Nahrungsſaft aus faulem Staube zieht:
So wird die Fruchtbarkeit, mit der die Saat ſich hebet,
Und unſre Scheuren füllt, doch erſt vom Schlamm belebet.

Die hellſten Tugenden ſind dieſe Tugend nur?
Wie oft erzwinget ſie der Hochmuth der Natur?

Er macht ſie ſcheinbar nach, und weis, durch Kunſt beſcheiden,
In Demuth, Höflichkeit und Güte ſich zu kleiden.
Sieh jenen Gütigen! Stolz iſts, der ihn erweicht;
Ich ſeh es aus der Hand, die mir die Gutthat reicht.
Nimm, ſagt er durch die Art, mit der er ſie beweget,
Das, was ein Niedriger, wie du, zu ſchätzen pfleget.
Du haſt dich itzt mit Recht, mich anzuflehn, erkühnt;
Nützt nicht mein Ueberfluß auch dem, ders nicht verdient?
Was iſt der fromme Wunſch, womit Alceſt uns ſegnet?
Stolz, den der Gruß beſeelt, mit dem wir ihm begegnet.
Sieh jenen Höflichen; mit welcher Freundlichkeit
Bemerkt er unſern Wunſch! Er ſchenkt uns ſeine Zeit,
Schleicht ſich in unſer Herz, und ſucht, und lernt in allen,
Der Künſte ſchwerſte Kunſt, jedwedem zu gefallen,
Sich ſelber iſt er nichts, und alles ſind wir ihm;
Doch ſeine Höflichkeit iſt ſtolzer Ungeſtüm
Und ein Befehl für uns, ihn doppelt hoch zu achten,
Weil er ſo gütig war, nicht laut uns zu verachten.
Sieh die Beſcheidne dort. Ihr Gang, ihr Blick, ihr Ton
Iſt Demuth; lobe ſie, und ſie erröthet ſchon.
Sie giebt der Schönheit Ruhm erſchrocken dir zurücke,
Und widerlegt ihn noch durch lobenswerthre Blicke,
Verringert ihren Werth, der ſich dein Lob gewann,
Damit ſie dir beweiſt, wie ſchön ſie denken kann,

Und wird zuletzt vor dir der Demuth Thränen weinen,
Aus Stolz, was Göttlichers, als Andre ſind, zu ſcheinen.

Man eifert auf den Stolz, nennt ſeinen Eifer Pflicht,
Und unſer Eifer ſelbſt iſt Stolz, der aus uns ſpricht.
Man ſchreibt ein ſinnreich Werk, dieß Laſter zu vertreiben,
Und wird aus Stolz geſchickt, ſchön wider ihn zu ſchreiben.

Man rühmt des Weiſen Ruh, rühmt die Gelaſſenheit,
Mit der er ſich beſchützt, wenn ihm der Unfall dräut;
Und oft iſt dieſe Ruh geheimer Trotz der Seelen,
Der ſpricht: Giengs nach Verdienſt, ſo würde nichts mir fehlen.

Man rühmt des Helden Muth, der, wenn das Schwerdt der Schlacht
Itzt Legionen frißt, ihn unerſchüttert macht;
Oft iſt ſein Muth nur Stolz. Er denkt, für meine Waffen,
Mich zu vertheidigen, ſind dieſe nur geſchaffen.

Doch herrſcht der Uebermuth in Hohen nur allein?
Nein, ſelber das Gebiet der Niedrigſten iſt ſein.
Der arme Landmann ſieht des Aermern reichre Garben;
Er ſollte, denkt ſein Stolz, er wohl, doch ich nicht, darben.

So ſieht des Bettlers Noth ein Bettler ungerührt;
Mir Würdigern, denkt er, mir hätte viel gebührt.
So ſchließt des Künſtlers Stolz aus ſeiner Tracht von Seide,
Wie viel er beſſer iſt, als der im wollnen Kleide.

O Menſch! vertreibe doch den Glanz des falſchen Lichts!
Warum verbirgſt du dir mit ſo viel Kunſt dein Nichts?
Was iſt des Menſchen Ruhm, des Klugen wahre Größe?
Die Kenntniß ſeiner ſelbſt, die Kenntniß ſeiner Blöße;
Ein redendes Gefühl, das laut im Herzen ſpricht:
So viel ich hab und bin, hab ichs von mir doch nicht;
So wenig ich empfieng, will ichs mit Dank beſitzen,
Mich ſeiner täglich freun, und unverdient es nützen.
Und iſt dein Ohr, o Freund! vor dieſer Stimme taub:
So ſchleiche tiefgebückt und krümme dich im Staub,
Und predige das Nichts der äußerlichen Ehren,
Du wirſt den gröbſten Stolz auch noch im Staub ernähren.

Die Freundſchaft.

Sey ohne Freund; wie viel verliert dein Leben!
Wer wird dir Troſt und Muth im Unglück geben,
Und dich vertraut im Glück erfreun?
Wer wird mit dir dein Glück und Unglück theilen;
Dir, wenn du rufſt, mit Rath entgegen eilen,
Und, wenn du fehlſt, dein Warner ſeyn?

Sprich nicht: Wo ſind der Freundſchaft ſeltne Früchte?
Wer hält den Bund, den ich mit ihm errichte?
Wer fühlt den Trieb, den ich empfand?
O klage nicht! Es giebt noch edle Seelen.
Doch ſehn wir auch, wenn wir uns Freunde wählen,
Genug auf Tugend und Verſtand?

Aus Eitelkeit für jenen ſich erklären,
Weil er vielleicht begehrt, wie wir begehren,
Und weil ſein Umgang uns gefällt;
Das Herz ihm weihn, noch eh wir ſeines kennen,
Aus Eigennutz ihm unſre Zeit vergönnen;
Dieß iſt nicht Freundſchaft, dieß iſt Welt.

Um einen Freund von edler Art zu finden,
Mußt du zuerſt das Edle ſelbſt empfinden,
Das dich der Liebe würdig macht.
Haſt du Verdienſt, ein Herz voll wahrer Güte:
So ſorge nichts; ein ähnliches Gemüthe
Läßt deinen Werth nicht aus der Acht.

Du mußt für dich und die empfangnen Gaben
Erſt Sorgfalt gnug, gnug Ehrerbietung haben;
Und deinem Herzen nichts verzeihn.
Du mußt dich oft, ohn Eigennutz zu dienen,
Du mußt dich ſtets, gerecht zu ſeyn, erkühnen,
Und daß es Andre ſind, dich freun.

Ein Herz, das nie ſich ſelbſt mit Ernſt bekämpfet,
Nie Stolz und Neid und Eigenſinn gedämpfet;
Liebt dieſes Herz wohl dauerhaft?
Wie bald wirds nicht durch kleine Fäll ermüden!
Es fühlet ſich, und ſtört der Freundſchaft Frieden
Durch ungezähmte Leidenſchaft.

Haſt du das Herz, mit dem du dich verbunden,
Dem deinen gleich, der Liebe werth gefunden:
So thue, was die Weisheit ſpricht.
Sie heißt in ihm dich jede Tugend ehren,
Wie ſehr du liebſt, durch Thaten ihn belehren,
Und macht ſein Glück zu deiner Pflicht.

Sie legt dir auf, ſein Gutes nachzuahmen.
Du ahmſt es nach, und du belebſt den Saamen
Der Eintracht und der Zärtlichkeit.
Du ſorgſt mit Luſt für deines Freundes Ruhe,
Er, ob er gnug, dich zu verdienen, thue;
Und eure Treu wächſt durch die Zeit.

Dein Freund, ein Menſch, wird ſeine Fehler haben;
Du duldeſt ſie bey ſeinen größern Gaben,

Und milderſt ſie mit ſanfter Hand.
Sein gutes Herz bedient ſich gleicher Rechte,
Begeiſtert deins, wenns minder rühmlich dächte,
Und ſein Verſtand wird dein Verſtand.

Wenn, ungewiß bey meiner Pflicht, ich wanke,
Wie ſtärkt mich oft der ſelige Gedanke:
Was thät Ariſt bey dieſer Pflicht?
Verfahre ſo, als wär er ſelbſt zugegen.
So giebt ein Blick auf ihn mir ein Vermögen;
Und der erſt wankte, wankt itzt nicht.

Ein gleicher Zweck, des Geiſtes höchſte Freude,
Der Weisheit Glück, vereint und führt uns beide;
Denn ich und er, ſind beid ihr Freund.
Ein gleiches Gut, das höchſte Gut der Erden,
Der Tugend Glück, läßt uns zufriedner werden;
Denn nur für ſie ſind wir vereint.

Ich eile froh, ſein Glück ihm zu verſüſſen;
Doch daß ichs that, ſoll er nicht immer wiſſen;
Mein Herz belohnt mich ſchon dafür.
Und wenn ich ihm vor ſeinen Augen diene,
Entzieh ich doch dem Dienſt des Dienſtes Miene,
Als nützt ich minder ihm, denn mir.

Theilt er mit mir die Laſt der größern Sorgen:
So bleibt von mir die kleinſt ihm nicht verborgen,

Und ſchwindet in Vertraulichkeit.
Kaum klag ichs ihm, was mich im Stillen drücket:
So hat ſein Blick oft ſchon mein Herz erquicket,
Eh mich ſein Mund mit Troſt erfreut.

Entfernt von ihm wird mir ein Glück zu Theile;
Und wenn im Geiſt ichs ihm zu ſagen eile,
Wird mir dieß Glück gedoppelt ſüß.
Entfernt von ihm drohn mir des Unglücks Pfeile;
Und wenn im Geiſt ichs ihm zu klagen eile,
So fühl ich minder Kummerniß.

Wenn wir vertraut, mit aufgewecktem Herzen,
Nach reifem Ernſt, die Stund uns froh verſcherzen:
So bildet der Geſchmack den Scherz.
Den Witz, den Geiſt, die uns itzt ſcherzen lehren,
Beſeelt die Lieb; und daß wir uns verehren,
Vergißt auch nie das muntre Herz.

Sollt je ein Zwiſt der Freundſchaft Ruhe kränken,
Sollt übereilt ich ihr zum Nachtheil denken,
Und meinem Freund ein Anſtoß ſeyn:
So eil ich ſchon, den Fehler zu geſtehen.
Wars klein von mir, ihn hitzig zu begehen:
So iſt es groß, ihn zu bereun.

Menſch, lerne doch dein Leben dir verſüßen,
Und laß dein Herz von Freundſchaft überfließen,

Der ſüßen Quelle für den Geiſt!
Sie quillt nicht bloß für dieſe kurzen Zeiten;
Sie wird ein Bach, der ſich in Ewigkeiten
Erquickend durch die Seel ergeußt.

Dort werd ich erſt die reinſte Freundſchaft ſchätzen,
Und bey dem Glück, ſie ewig fortzuſetzen,
Ihr heilig Recht verklärt verſtehn.
Dort werd ich erſt ihr ganzes Heil erfahren,
Mich ewig freun, daß wir ſo glücklich waren,
Fromm mit einander umzugehn.

Der Ruhm.

Was iſt das Gut, nach dem du ſtrebſt,
Der Ruhm, für den du denkſt und lebſt?
Wags, du ſein Freund, ihn zu betrachten!
Gewährt er, was er dir verſpricht,
So bleib ihm treu. Gewährt ers nicht,
So lern ihn dreiſt verachten.

Welch Glück, wenn mich ein Großer ſchätzt,
Der Fürſt an ſeine Seite ſetzt,
Und laut mir ſeinen Beyfall ſchenket!
Alsdann wird mein Verdienſt bekannt;
Dann denkt von mir das ganze Land
Groß, wie mein Ehrgeiz denket.

Wer iſt der Große, der dich ehrt?
Sprich, kennt er der Verdienſte Werth?
Setz ihn im Geiſt aus ſeinem Stande!
Vielleicht wird dir ſein Beyfall klein;
Vielleicht hältſt dus, ihm werth zu ſeyn,
Nunmehr für eine Schande.

Wenn itzt des Dichters Lobgedicht,
Der Redner göttlich von dir ſpricht,
Und laut dich die Geſchichte preiſen;
Wenn, auf ihr Wort, die halbe Welt
Dich für den größten Weiſen hält;
Wirſt du darum zum Weiſen?

Wächſt deiner Tugend etwas zu,
Gewinnet deines Geiſtes Ruh;

Wenn viele deinen Namen hören?
Biſt du beglückt, in dir beglückt;
Wenn Thor und Thörinn auf dich blickt;
Und Länder dich verehren?
  Suchſt du den Ruhm nicht in der Pflicht,
Giebt dir dein Herz den Beyfall nicht;
Was wird dir Andrer Beyfall nützen?
Und haſt du deinen Ruhm in dir;
Was ſorgſt du kummervoll dafür,
Den äußern zu beſitzen?
  Wenn jener deinen Namen lieſt,
Gleichgültig nennt, und dann vergißt;
Iſt dieß ein ſchätzbar Glück zu nennen?
Iſt dieß die Welt, die von dir hört;
Wenn gegen einen, der dich ehrt,
Dich tauſend noch nicht kennen?
  Iſt dieß des Nachruhms Ewigkeit;
Wenn ein Scribent der Trockenheit
Sich künftig an dein Leben waget?
Und wenn dem Wandrer einſt noch ſpät
Der Stein, vor dem er müßig ſteht,
Daß du zu früh ſtarbſt, ſaget?
  Und iſt das Glück ſo ungemein,
Von einer Welt gerühmt zu ſeyn,
Die oft den wahren Ruhm verkennet;
Das Laſter rühmet, wenn es gleißt,
Die Wildheit Muth, den Unſinn Geiſt,
Und Ehrſucht Größe nennet?
  Du ſtrebſt mit Eiferſucht und Angſt,
Damit du ihren Ruhm erlangſt.

Wohlan, du ſollſt ihn ſchnell erſtreben!
Doch welch unſichres Eigenthum!
Vielleicht reut bald die Welt der Ruhm,
Den ſie dir ſchnell gegeben.
Die Zahl der Klugen iſt nicht groß.
Verlangſt du ihren Beyfall bloß,
So ſuch ihn ſtill in ihrer Sphäre.
Der Kluge ſieht auf dein Verdienſt:
Und biſt du das nicht, was du ſchienſt,
So biſt du ſonder Ehre.
Erwirb dir Tugend und Verſtand:
Nicht, um ſie, von der Welt genannt,
Mit eitlem Stolze zu beſitzen.
Erwirb ſie dir mit edler Müh,
Und halte dieß für Ruhm, durch ſie
Der Welt und dir zu nützen.
Nicht deines Namens leerer Schall,
Nicht deiner Tugend Wiederhall
Muß dich zu großen Thaten ſtärken.
Die Zeit, die Kräfte, großer Geiſt!
Die du ſo laut dem Ruhme weihſt,
Die weihe ſtill den Werken.
Erfüllſt du, was die Weisheit ſpricht.
Und gleicht dein Eifer deiner Pflicht:
So wird der Ruhm ihm folgen müſſen.
Und wenn dein Werth ihn nicht erhält:
So giebt dir ihn, Trotz aller Welt,
Doch ewig dein Gewiſſen.

Vermiſchte
Gedichte.

An den Herrn Grafen Hanns Moritz von Brühl;

bey ſeinem vierzehnten Geburtstage.

O Graf! vom Himmel beſtimmt, den Jahren, welche noch kommen,
Ein Beyſpiel ſeltner Verdienſte zu ſeyn!
Am Tage deiner Geburt bitt ich zum Schöpfer der Menſchen
Um noch mehr Seelen, der deinigen gleich.

Am Tage deiner Geburt bitt ich mit freudigen Thränen,
Mit Thränen, welche die Liebe mich lehrt:
Erfüll die Hoffnung der Welt, und ſey in jeglichem Alter
Durch neue Tugenden nützlich und groß.

Ja, Graf, ich weis es gewiß, du wirſt die Hoffnung erfüllen,
Die deine Tugend verehrungswerth macht.
Nie herrſcht ein kleinerer Wunſch in deiner rühmlichen Seele,
Als Menſchen glücklich und weiſe zu ſehn.

Du wirſt, begabet mit Macht, ſie nur zum Wohlthun gebrauchen,
Und, unverblendet vom Glanze des Glücks,
Noch gütig, wenn du gebeutſt, noch liebreich, wenn du beſtrafeſt,
Noch groß ſeyn, wenn du die Bitte verſagſt.

Bey allem Beyfall der Welt, und bey der Liebe der Fürſten,
Wird der Gedanke dir niemals entfliehn,
Daß das vollkommenſte Glück in einem reinen Gewiſſen,
Die wahre Hoheit im Herzen beſteht.

Kein Menſch iſt edel und frey, der den Begierden gehorchet,
Noch groß, wofern er dem Schöpfer nicht dient;
Er ſey das Wunder der Welt, er ſey der König der Helden,
Stets iſt er ohne die Tugend ein Knecht.

Dich wird in Zukunft ein Volk, das Volk der Schmeichler belagern,
Die Peſt der großen und glücklichen Welt;
Doch, ſtolz auf wahres Verdienſt, wirſt du den Lobſpruch verachten,
Den dir der Richter im Herzen verſagt.

Von edler Abſicht erfüllt, wird dich die Mühe nicht quälen,
    Zu ſcheinen, was man doch wirklich nicht iſt.
Von edler Abſicht erfüllt, wirſt du dir immerfort ähnlich
    Und auch im Kleinen noch liebenswerth ſeyn.

Der Ruhm, der Beyfall der Welt, iſt der Verdienſte Gefährte;
    Doch heimlich folget die Eiferſucht nach.
Wie wirſt du, glücklicher Graf, einſt dieſe Feindinn beſiegen?
    Durch Güte, wie ſie dein Onkel beſiegt.

Auf, Graf! bereichre dich itzt, itzt in dem Lenze der Jahre,
    Mit allen Schätzen der Weisheit und Kunſt.
Dein Rang, dein heller Verſtand, dein edelfühlendes Herze,
    Wie viel verſpricht es der hoffenden Welt!

Dieß, in den Jahren des Kinds ſchon reifer denkender Jüngling,
    Dieß bittet dich dein Verehrer und Freund.
Mein Lob ermuntre dein Herz! denn wenn ſie keines verdienen,
    So lob ich ſelber die Könige nicht.

An Herrn
Johann Andreas Cramer;
bey
ſeiner Verbindung.

O Freund, welch angenehm Geſichte
Rührt meinen Geiſt, indem ich dichte;
Dein künftig Schickſal zeigt ſich mir.
Ich ſehe ſich in lange Zeiten
Dein Leben und Verdienſt verbreiten,
Und Glück und Tugend folgen dir.
Dich ſeh ich an Charlottens Seite
Nach vielen Jahren noch, wie heute,
Als Mann und Freund vergnügt mit ihr,
Und immer dich, bey treuen Küſſen,
Vertraulich und empfindungsvoll,
Das Glück der Zärtlichkeit genieſſen,
Von der nur wenig Herzen wiſſen,
Die nur ein Cramer ſingen ſoll.

So wie ſich deine Jahre mehren,
Mehrt dein Verdienſt ſich um die Welt.
Stets ſeh ich dich Geſchmack und Tugend lehren;
Und beides, wenn du ſchreibſt, gefällt.
Dein Geiſt ſtürzt bald den Aberglauben,
Und bald das Laſter von dem Thron,
Und rettet uns, was ſchlaue Spötter rauben,
Das größte, die Religion.

Dann merkt die Welt auf deine Gaben;
Und wenn ſie ſie nicht recht erkennt:
So ſcheut ſie doch den Schimpf, den nicht belohnt
zu haben,
Den man des Lobes würdig nennt.
Sie ſchmücket dich mit neuen Ehren; *)
Und du, erkenntlich gegen ſie,
Entzückſt ſie, bald mit heilgen Chören,
Bald durch die Pracht der Homilie.

Allein noch eine ſchönre Scene,
Nimmt mich in deinem Leben ein,
Da liebe Töchter, liebe Söhne,
Des edlen Vaters Herz erfreun.
Geſucht und oft umringt von ihnen,
Fühlſt du die zärtlichſte Gewalt;
Dieß redt mit Küſſen, dieß mit Mienen,
Wenn jenes dir entgegen lallt;
Du aber überläßt dich ihnen.
Da ſeh ich dich recht menſchlich ſchön,
Da ſeh ich Cramern, wie Racinen, **)
In einem Kreis mit Kindern ſpielend gehn.

---

*) Der Herr Procanzler Cramer war damals noch Paſtor in dem Dorfe Crellwitz.

**) Der jüngre Racine in dem Leben ſeines Vaters: : : En préſence même d'étrangers, il oſoit être Pere: il étoit de tous nos jeux: je me ſouviens de proceſſions dans leſquelles mes ſœurs étoient le Clergé, j'étois le Curé; et l'auteur d'Athalie chantant avec nous, portoit la croix. Memoires ſur la vie de Jean Racine. p. 6.

Charlotte kömmt, und von Charlotten
Läßt du dich gern der Kinderſpiele ſpotten,
Und küſſend giebt ſie dir den Lohn;
Da ſtreichelt dich, indem ſie küßte,
Als ob er auch mit lieben müßte,
Auf ihrem Arm der zarte Sohn.
So ruhſt du oft vom Fleiße ſchwerer Werke,
Und biſt nur Vater für dein Haus;
Prüfſt liebreich deiner Kinder Stärke
Und bildeſt ihre Herzen aus,
Und freuſt dich, wenn der Sohn erſcheinet,
Der jung ſchon dich und deine Freunde lieſt,
Bey einer ſchönen Stelle weinet,
Und heimlich eiferſüchtig iſt,
Daß noch von ihm die Welt nichts lieſt.

Ja, lieber Cramer, wahre Freuden,
Ich weis es, wahre warten dein.
Und wär es gnug, es wieder zu bereun:
So würd ich gleich um Eine dich beneiden.

Auf
Herrn Willens
Tod.

Du, dem ein weiſer Gebrauch der Jugend, welche dich ſchmückte,
Das Ziel der glücklichſten Greiſe verhieß;
Der, würden Jahre verdient, ſie durch ſein Herze verdiente,
O Wille! Redliche weinen um dich!

Du ſtirbſt, von Freunden beklagt, die mit unrühmlichen Thränen
Noch nie die Gabe des Mitleids entehrt.
Sie haben niemals geweint, als vor dem Grabe der Edlen,
Und von dem Reize der Tugend bewegt.

Aus allen klaget Ein Herz. So klagen zärtliche Brüder
Des jüngſten rühmlichen Bruders Verluſt;
Sie ſehen ihn blühend im Sarg, und rufen ängſtlich: Ach Bruder!
Und Thränen reden das Uebrige fort.

Du ſtirbſt, von Freunden verehrt, die ſelbſt den Größten nicht ehren,
Wenn ohne Tugend der Purpur ihn ſchmückt.
O! Wille, ſeliger Freund! in welcher glücklichen Gegend
In welchem Himmel frohlocket dein Geiſt?

Entrücket in das Gebiet der vielen tauſendmal tauſend
Die ſich in heiliger Wolluſt erfreun,
Wenn eine Seele noch mehr, gleich ihnen, glücklich geworden,
Wie viel, o Seliger, fühleſt du da!

Dein Geiſt, der Unſchuld geweiht, fand ſchon im ſterblichen Leibe
Schon hier in Freundſchaft und Liebe ſein Glück;
Und nun, vom Fleiſche getrennt, ſieht er im göttlichen Lichte
Den Reiz der Tugend, und kennet ſie ganz.

Er findet die Stimme bewährt, die hier im Herzen ihm ſagte:
„Sey weis und gütig! Gott ſchuf dich dazu.
„Du lebſt, mit Freyheit begabt, hier in dem Lande der Prüfung,
„Und Ewigkeiten erwarten dich dort.“

Er findt die Stimme bewährt, jauchzt himmliſch, daß er ihr folgte,
Da jauchzen Schaaren der Himmel mit ihm;
Er kömmt, geleitet durch ſie, zum Thron des göttlichen Mittlers,
Fällt dreymal nieder, und betet ihn an.

Hier, hier verliert ſich ſein Blick im Glanz der Herrlichkeit Gottes;
Der Liebe Wunder eröffnen ſich ihm.
So ſieht ein Jüngling erſtaunt, dem, blind vom Leibe der Mutter,
Der Arzt die Binde vom Angeſicht zieht.

Er ſieht die Wunder der Welt mit ſtarren Augen, und zittert.
Wo bin ich? ruft er, und zittert noch mehr.
Er ſah die Sonne noch nicht; doch nun verläßt ſie die Wolke,
Und unbeweglich bewundert er ſie.

O Freund! glückſeliger Freund! wir ſegnen deine Gebeine,
Und ehren ewig dein liebendes Herz.
Dich liebe, wer dich gekannt! dein Beyſpiel lehre den Jüngling,
Damit er lebe, zu ſterben, wie du!

Vor deinem Grabe ſitz einſt der Freunde künftige Nachwelt,
Und er, der Liebling des guten Geſchmacks,
Beſtreu mit Roſen dein Grab und ſag aus deinen Gedichten
Die ſchönſten Stellen den Fühlenden vor!

Geiſtliche
Oden und Lieder.

Vorrede.

Wenn die Sprache der Poeſie vorzüglich geſchickt iſt, die Einbildungskraft zu beleben, den Verſtand auf eine angenehme Weiſe zu beſchäfftigen, und dem Gedächtniſſe die Arbeit zu erleichtern; wenn ſie geſchickt iſt, das Herz in Bewegung zu ſetzen, und die Empfindungen der Freude, der Liebe, der Bewunderung, des Mitleidens, des Schmerzes zu erwecken, oder zu unterhalten: ſo iſt es unſtreitig eine große Pflicht der Dichter, dieſe Kraft der Poeſie vornehmlich den Wahrheiten und Empfindungen der Religion zu widmen. Da überdieſes der Geſang eine große Gewalt über unſre Herzen hat, und von gewiſſen Empfindungen ein eben ſo natürlicher Ausdruck iſt, als es die Mienen und Geberden des Geſichts ſind: ſo ſollte man der Religion beſonders diejenige Art der Poeſie heiligen, die geſungen werden kann. Ich habe in den nachſtehenden Oden und Liedern dieſe Pflicht zu erfüllen geſucht. Habe ich ſie mit dem gehörigen Fleiße, und zugleich mit Glücke, ausgeübt; ſind dieſe Geſänge, oder doch nur einige derſelben, geſchickt, die Erbauung der Leſer zu befördern, den Geſchmack an der Religion zu vermehren und Herzen in fromme Empfindungen zu ſetzen: ſo ſoll mich der glückliche Erfolg meines Unternehmens mehr erfreuen, als wenn ich mir den Ruhm des größten Heldendichters, des beredteſten Weltweiſen aller Nationen, erſiegt hätte. Scaliger ſagt von einer gewiſſen Ode des Horaz, daß er lieber der Verfaſſer derſelben, als König in Arragonien ſeyn möchte. Ich weis alte Kirchengeſänge, die ich mit ihren Melodien lieber verfertiget haben möchte, als alle Oden des Pindars und Horaz. Man wird es mir nicht zutrauen, daß ich die Meiſterſtücke des menſchlichen Witzes verachte; aber wenn es ſelbſt die heidniſchen Dichter für eine Pflicht, oder für eine Ehre gehalten, die Poeſie ihrer verderbten Religion zu widmen: ſollten ſichs chriſtliche Dichter zu keiner Pflicht, zu keiner Ehre machen, für eine göttliche Religion zu dichten?

Vielleicht trägt die Geringſchätzung, mit der die Welt auf ein geiſtliches Lied herabſieht, nicht wenig zur Verabſäumung dieſer Pflicht bey. Aber ſollen wir nur alsdann arbeiten, wenn der Ruhm und Beyfall der Welt ſich zu unſrer Belohnung darbeut? Iſt die Erfüllung ſeiner

Pflicht nicht Ruhm genug, wenn auch alle Zungen der Menſchen ſchwiegen? Iſt der Beyfall ſeines Gewiſſens nicht Ehre genug, wenn uns auch die ganze Welt für einen fanatiſchen Geiſt anſähe? Sollte die große Abſicht, Weisheit und Tugend unter den Menſchen auszubreiten, und die Ehre des Stifters unſrer Religion zu verherrlichen, kein Ruhm ſeyn, da nach demſelben auch die Geiſter des Himmels, die ſo weit über uns erhaben ſind, ringen? Iſt der Vorwurf eines kleinen und einfältigen Geiſtes, eines Abergläubiſchen, oder Milzſüchtigen, den uns die Spötter machen können, iſt er, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, nicht der erhabenſte Lobſpruch für uns? Wer nicht groß genug iſt, ſich über dieſe falſche Schande hinwegzuſetzen, der iſt des Glückes werth, nur den Beyfall der Thoren und Leichtſinnigen zu haben.

Zu der Verachtung der geiſtlichen Geſänge überhaupt tragen unſtreitig die vielen ſchlechten Lieder dieſer Gattung nicht wenig bey. Viele wackere und fromme Männer haben es gewagt, geiſtliche Lieder zu dichten, und ihren Eifer für die Geſchicklichkeit zur Poeſie angeſehen. Aber wie die Frömmigkeit demjenigen, dem es an Kenntniſſen der Staatskunſt fehlet, nicht die Geſchicklichkeit ertheilen wird, in öffentlichen Geſchäfften glücklich zu arbeiten: ſo wird auch ein frommer Mann, bloß darum, weil er fromm iſt, noch nicht mit Glücke in der Poeſie arbeiten, wenn er mit ihren Regeln nicht bekannt und mit keinem poetiſchen Genie begabt iſt. Man kann ein ſehr gutes Herz, auch Verſtand und Wiſſenſchaft, und doch einen übeln Geſchmack beſitzen. Man kann ſich unnatürlich, unrichtig, abentheuerlich ausdrücken, wenn man von den heiligen Wahrheiten in der Sprache der Poeſie reden will; und man kann es doch ſehr gut meynen. Man kann, wenn man, die Feſſeln der Dichtkunſt zu tragen, und die Menge ihrer Schwierigkeiten zu überwinden, nicht gewohnt iſt, gezwungne, elende und froſtige Lieder zur Andacht verfertigen, und doch außerdem ein guter, ja gar ein großer Redner ſeyn. Um deſto mehr ſollten diejenigen, die von der Natur die Gabe der Poeſie empfangen haben, dieſes Geſchenke der Religion heiligen, da es nicht bloß auf unſer gutes Herz, nicht bloß auf den Verſtand und die Gelehrſamkeit, ja ſelbſt nicht auf die Beredſamkeit allein ankömmt, wenn wir Geſänge der Religion verfertigen wollen.

Noch Eine Urſache, warum wir vielleicht in unſern Tagen mehr für die geiſtliche Poeſie arbeiten ſollten, iſt dieſe, daß ſich der Geſchmack der Dichtkunſt und Beredſamkeit in unſerm Jahrhunderte ſehr geändert hat. Vieles iſt in der Sprache unſrer Väter, in ihrer Art zu denken, erlaubt, gebräuchlich und unanſtößig geweſen, das es in unſern Tagen nicht mehr iſt. Alle lebende Sprachen haben das Schickſal, daß ſie ſich ändern, wenn gleich nicht ſtets verbeſſern; daß Wörter veralten und ihren Werth verlieren, neue aufkommen und einen Werth erhalten, wenn er auch nur willkührlich ſeyn ſollte. Endlich, wenn die Sitten feiner werden, ſo bekommen wir an einer nachläſſigen, ungewählten und platten Schreibart einen Ekel. Dieſer Ekel erſtreckt ſich auch auf die Schreibart in den Werken der Religion; und wir fangen an, oft die Uebungen der Andacht geringe zu ſchätzen, oder zu verachten, weil die Mittel, ſie zu erwecken oder zu unterhalten, dem allgemeinen Geſchmacke nicht mehr gemäß ſind. Ich will dieſen Ekel nicht ganz billigen; aber ich billige es auch nicht, daß man nicht eifriger iſt, ihm vorzuwehren. Haben wir nicht eine Menge guter alter Predigten, und warum druckt man ſo viel neue mit Rechte? Der Geſchmack in der Beredſamkeit hat ſich geändert und gebeſſert; und viele können die rauhe und unbearbeitete Sprache und den ſorgloſen Ausdruck unſrer Väter nicht mehr dulden. Aus eben dieſem Grunde wird man auch in der geiſtlichen Poeſie, wenigſtens wegen des geſittetern Theils unſrer Nation, neue Verſuche wagen müſſen; ob es gleich gewiß bleibt, daß wir viel ſchöne Lieder haben, die in hundert Jahren noch eben ſo verſtändlich und geiſtreich ſeyn werden, als ſie vor hundert oder zweyhundert Jahren waren. Wer dieſe verdrängt, um nur neuere dafür unterzuſchieben, der iſt gegen unſre Väter undankbar, und gegen die Erbauung, welche ſie ſchaffen, unempfindlich. Viele alte Lieder ſind auch nur ſtellenweiſe verwerflich; und wäre zu wünſchen, daß die Verbeſſerung derſelben weniger Schwierigkeiten ausgeſetzt ſeyn möchte. Ich glaube nicht, um nur Ein Beyſpiel anzuführen, daß unſre Väter durch die Stelle des Abendliedes:

Oeffne deiner Güte Fenſter,
Sende deine Wach herab,
Daß die ſchwarzen Nachtgeſpenſter ꝛc.

ſind beleidiget worden; aber ich glaube, daß ſie in unſern Tagen beleidiget. Das Platte in der geiſtlichen Poeſie iſt weder die Schuld unſrer Sprache, noch der Andacht. Luther hat in ſeinen herrlichen Liedern die Sprache meiſtens glücklich gewählt, ſo entfernt er auch von unſern Tagen geweſen iſt. Es iſt auch nicht die Härte der alten Sprache, welche Leſer von Geſchmacke beleidiget, ſondern das gezwungne, froſtige, abentheuerliche Harte; nicht die Verſetzung der Wörter, ſondern die unnöthige und armſelige Verwerfung. Man leſe folgende Stelle:

> Es iſt ja, Herr, dein Geſchenk und Gab,
> Mein Leib, Seel und alls, was ich hab
> In dieſem armen Leben;
> Damit ichs brauch zum Lobe dein,
> Zum Nutz und Dienſt des Nächſten mein,
> Wollſt mir deine Gnade geben!

Sie hat viel Hartes nach unſrer itzigen Mundart und uns ungewöhnliche Verſetzungen; und dennoch, wer kann ſie ohne Bewegung, ohne daß er fühlt, wie ſeine Seele von Dank und Demuth durchdrungen wird, ſingen oder leſen? Sie iſt mehr werth, als ganze Bände neuer Lieder, die kein anders Verdienſt haben, als daß ſie rein ſind. Und warum iſt dieſe Stelle, ungeachtet ihrer Härte, ſo ſchön? Weil der Ausdruck ſtark und kräftig, weil der Innhalt des Gedankens groß, und doch der Gedanke nicht ausgedehnt iſt; weil die Kürze und der Nachdruck das Harte entſchuldigen; weil die Verſetzungen der Deutlichkeit nicht ſchaden, ſondern mehr die Aufmerkſamkeit befördern.

Aus den guten geiſtlichen Geſängen, die wir haben, und überhaupt aus der Natur derjenigen Gattung von Gedichten, die dem Geſange gewidmet ſind, iſt es leicht, ſich die Regeln von dieſer Art der geiſtlichen Poeſie zu entwerfen. Es muß eine allgemeine Deutlichkeit darinne herrſchen, die den Verſtand nährt, ohne ihm Ekel zu erwecken; eine Deutlichkeit, die nicht von dem Matten und Leeren, ſondern von dem Richtigen entſteht. Es muß eine gewiſſe Stärke des Ausdrucks in den geiſtlichen Geſängen herrſchen, die nicht ſo wohl die Pracht und der Schmuck der Poeſie, als die Sprache der Empfindung, und die gewöhnliche Sprache des denkenden Verſtandes iſt. Nicht das Bilderreiche, nicht das Hohe und Prächtige der Figuren iſt das, was ſich gut ſingen und leicht in Empfindung verwandeln läßt. Die Einbildungskraft wird oft ſo ſehr davon erfüllt, daß das Herz nichts empfängt. Es muß in geiſtlichen

Liedern zwar die übliche gewählte Sprache der Welt herrſchen; aber noch mehr, wo es möglich iſt, die Sprache der Schrift; dieſe unnachahmliche Sprache, voll göttlicher Hoheit und entzückender Einfalt. Oft iſt der Ausdruck der lutheriſchen Ueberſetzung ſelbſt der kräftigſte; oft giebt das Alterthum deſſelben der Stelle des Liedes eine feyerliche und ehrwürdige Geſtalt; oft werden die Wahrheiten, Lehren, Verheißungen, Drohungen der Religion dadurch am gewiſſeſten in das Gedächtniß zurück gerufen, oder die Vorſtellung davon am lebhafteſten in unſerm Verſtande erneuert. Ja, oft können auch ſelbſt die Stellen und Ausdrücke der Schrift durch den Zuſammenhang, in den ſie der Liederdichter bringt, eine Art von Commentario erhalten, der für die Menge vielleicht ſehr nöthig iſt.

Es giebt eine doppelte Gattung der geiſtlichen Oden; zu der einen gehören die Lehroden, zu der andern die Oden für das Herz. Wir benennen ſie ſo, nachdem mehr Unterricht, oder mehr Empfindung darinne herrſchet. Es wird alſo auch eine doppelte Schreibart dieſer Oden geben. In den Lehroden wird Deutlichkeit und Kürze vornehmlich herrſchen müſſen; in der andern Gattung die Sprache des Herzens, die lebhafte, gedrungne, feurige und doch ſtets verſtändliche Sprache. Daß der Verſtand in den Liedern unterrichtet und genährt werde, iſt eine ſehr nothwendige Pflicht, wenn man die unrichtigen Begriffe, die ſich die Menge von der Religion macht, den Mangel der Kenntniß in den Wahrheiten derſelben, und die täglichen Zerſtreuungen bedenkt, unter denen unſre Einſicht in die Religion, oft Sätze, oft Beſtimmungen und Beweiſe, oft wenigſtens den Eindruck und die lebhafte Vorſtellung davon verliert.

Die Lieder für das Herz, denen der Geſang vorzüglich eigen iſt, müſſen ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie uns alles, was erhaben und rührend in der Religion iſt, fühlen laſſen; das Heilige des Glaubens, das Göttliche der Liebe, das Heldenmüthige der Selbſtverleugnung, das Große der Demuth, das Liebenswürdige der Dankbarkeit, das Edle des Gehorſams gegen Gott und unſern Erlöſer, das Glück, eine unſterbliche, zur Tugend und zum ewigen Leben erſchaffne und erlöſte Seele zu haben; daß ſie uns die Schändlichkeit des Laſters, das Thieriſche der Lüſte und Sinnlichkeit, das Niederträchtige des Geizes, das Kleine der Eitelkeit, das Schreckliche der Wolluſt, mit Einem

Worte, die Reizungen der Tugend und die Häßlichkeit des Laſters empfinden laſſen; der Tugend, wie ſie von Gott geliebt, befohlen, zu unſerm Glücke befohlen wird; des Laſters, wie es vor Gott ein Aufruhr, für uns Schande, zeitliches Elend, ewige Pein iſt.

Da die geiſtlichen Geſänge nicht wie die andern Arten der Poeſie das Vergnügen zu ihrer Hauptabſicht haben: ſo ſoll man für den Wohlklang weniger beſorgt ſeyn, als für das Nachdrückliche und Kräftige. Das Ohr leide bey einer kleinen Härte, bey einem abgerißnen e, bey einem nicht ganz reinen Reime; wenn nur das Herz dabey gewinnt. Ein kleiner Fehler, ohne den eine größre Schönheit nicht wohl erreicht werden kann, hört auf an demſelbigen Orte ein Fehler zu ſeyn. Dadurch will ich aber weder meinen Freyheiten eine Schutzrede halten, noch junge Dichter in der Nachläſſigkeit des Wohlklanges und Versbaues beſtärken. Genug, daß ich die Pflichten der Ausbeſſerung bey dieſen Geſängen eben ſo wenig vergeſſen habe, als bey meinen übrigen Gedichten. Dieß Zeugniß, wenn ich mirs nicht ſelbſt geben darf, können mir doch meine Freunde geben. Kommen in dieſen Liedern hin und wieder ähnliche Ausdrücke und einerley bibliſche Stellen vor: ſo rechtfertiget entweder der Innhalt dieſe Freyheit, oder der Gedanke, daß Ein Lied für ſich ein Ganzes iſt, das man in einer Sammlung, als von den andern abgeſondert, betrachten muß. Bey den meiſten dieſer Lieder habe ich auf Kirchenmelodien zurückgeſehen, von denen ich zu Ende des Werkes ein Verzeichniß angehangen; und wie die Declamation des Redners ſeiner Rede das Leben giebt, ſo giebt oft die Melodie erſt dem Liede ſeine ganze Kraft. Vieles wird durch den Geſang eindringender und ſanfter, als es im Leſen war; und viele Lieder müſſen aus dieſem Geſichtspunkte am meiſten betrachtet werden. Sind endlich die gegenwärtigen nicht alle im eigentlichen Verſtande zum Singen geſchickt: ſo wird es doch genug Belohnung für mich ſeyn, wenn ſie ſich mit Erbauung leſen laſſen. Leipzig, im Monat März, 1757.

Bitten.

Gott, deine Güte reicht ſo weit,
So weit die Wolken gehen;
Du krönſt uns mit Barmherzigkeit,
Und eilſt, uns beyzuſtehen.
Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort,
Vernimm mein Flehn, merk auf mein Wort;
Denn ich will vor dir beten!

Ich bitte nicht um Ueberfluß
Und Schätze dieſer Erden.
Laß mir, ſo viel ich haben muß,
Nach deiner Gnade werden.
Gieb mir nur Weisheit und Verſtand,
Dich, Gott, und den, den du geſandt,
Und mich ſelbſt zu erkennen.

Ich bitte nicht um Ehr und Ruhm,
So ſehr ſie Menſchen rühren;
Des guten Namens Eigenthum
Laß mich nur nicht verlieren.
Mein wahrer Ruhm ſey meine Pflicht,
Der Ruhm vor deinem Angeſicht,
Und frommer Freunde Liebe.

So bitt ich dich, Herr Zebaoth,
Auch nicht um langes Leben.
Im Glücke Demuth, Muth in Noth,
Das wolleſt du mir geben.
In deiner Hand ſteht meine Zeit;
Laß du mich nur Barmherzigkeit
Vor dir im Tode finden.

Danklied.

Du biſts, dem Ruhm und Ehre gebühret;
Und Ruhm und Ehre bring ich dir.
Du, Herr, haſt ſtets mein Schickſal regieret,
Und deine Hand war über mir.

Wenn Noth zu meiner Hütte ſich nahte:
So hörte Gott, der Herr, mein Flehn,
Und ließ, nach ſeinem gnädigen Rathe,
Mich nicht in meiner Noth vergehn.

Ich ſank in Schmerz und Krankheit danieder,
Und rief: O Herr, errette mich!
Da half mir Gott, der Mächtige, wieder,
Und mein Gebein erfreute ſich.

Wenn mich der Haß des Feindes betrübte:
Klagt ich Gott kindlich meinen Schmerz.
Er half, daß ich nicht Rache verübte,
Und ſtärkte durch Geduld mein Herz.

Wenn ich, verirrt vom richtigen Pfade,
Mit Sünde mich umfangen ſah:
Rief ich zu ihm, dem Vater der Gnade;
Und ſeine Gnade war mir nah.

Um Troſt war meiner Seele ſo bange;
Denn Gott verbarg ſein Angeſicht.
Ich rief zu ihm: Ach Herr, wie ſo lange?
Und Gott verließ den Schwachen nicht.

Er half, und wird mich ferner erlöſen,
Er hilft; der Herr iſt fromm und gut.
Er hilft aus der Verſuchung zum Böſen,
Und giebt mir zu der Tugend Muth.

Dir dank ich für die Prüfung der Leiden,
Die du mir liebreich zugeſchickt.
Dir dank ich für die häufigern Freuden,
Womit mich deine Hand beglückt.

Dir dank ich für die Güter der Erden,
Für die Geſchenke deiner Treu.
Dir dank ich; denn du hießeſt ſie werden,
Und deine Güt iſt täglich neu.

Dir dank ich für das Wunder der Güte:
Selbſt deinen Sohn gabſt du für mich.
Von ganzer Seel und ganzem Gemüthe,
Von allen Kräften preis ich dich.

Erhebt ihn ewig, göttliche Werke!
Die Erd iſt voll der Huld des Herrn.
Sein, ſein iſt Ruhm und Weisheit und Stärke;
Er hilft und er errettet gern.

Er hilft. Des Abends währet die Klage,
Des Morgens die Zufriedenheit.
Nach einer Prüfung weniger Tage
Erhebt er uns zur Seligkeit.

Vergiß nicht deines Gottes, o Seele!
Vergiß nicht, was er dir gethan.
Verehr und halte ſeine Befehle,
Und bet ihn durch Gehorſam an!

Das Gebet.

Dein Heil, o Chriſt, nicht zu verſcherzen,
Sey wach und nüchtern zum Gebet!
Ein Flehn aus reinem guten Herzen
Hat Gott, dein Vater, nie verſchmäht.
Erſchein vor ſeinem Angeſichte
Mit Dank, mit Demuth, oft und gern,
Und prüfe dich in ſeinem Lichte,
Und klage deine Noth dem Herrn.
Welch Glück, ſo hoch geehrt zu werden,
Und im Gebet vor Gott zu ſtehn!
Der Herr des Himmels und der Erden,
Bedarf der eines Menſchen Flehn?
Sagt Gott nicht: Bittet, daß ihr nehmet?
Iſt des Gebetes Frucht nicht dein?
Wer ſich der Pflicht zu beten ſchämet,
Der ſchämt ſich, Gottes Freund zu ſeyn.
Sein Glück von ſeinem Gott begehren,
Iſt dieß denn eine ſchwere Pflicht?
Und ſeine Wünſche Gott erklären,
Erhebt dieß unſre Seele nicht?
Sich in der Furcht des Höchſten ſtärken,
In dem Vertraun, daß Gott uns liebt,
Im Fleiß zu allen guten Werken,
Iſt dieſe Pflicht für dich betrübt?
Bet oft in Einfalt deiner Seelen;
Gott ſieht aufs Herz, Gott iſt ein Geiſt.
Wie können dir die Worte fehlen,
Wofern dein Herz dich beten heißt?

Nicht Töne ſinds, die Gott gefallen,
Nicht Worte, die die Kunſt gebeut.
Gott iſt kein Menſch. Ein gläubig Lallen,
Das iſt vor ihm Beredſamkeit.

Wer das, was uns zum Frieden dienet,
Im Glauben ſucht, der ehret Gott.
Wer das zu bitten ſich erkühnet,
Was er nicht wünſcht, entehret Gott.
Wer täglich Gott die Treue ſchwöret,
Und dann vergißt, was er beſchwur;
Und klagt, daß Gott ihn nicht erhöret,
Der ſpottet ſeines Schöpfers nur.

Bet oft zu Gott, und ſchmeck in Freuden,
Wie freundlich er, dein Vater, iſt.
Bet oft zu Gott, und fühl in Leiden,
Wie göttlich er das Leid verſüßt.
Bet oft, wenn dich Verſuchung quälet;
Gott hörts, Gott iſts, der Hülfe ſchafft.
Bet oft, wenn innrer Troſt dir fehlet;
Er giebt den Müden Stärk und Kraft.

Bet oft, und heiter im Gemüthe
Schau dich an ſeinen Wundern ſatt.
Schau auf den Ernſt, ſchau auf die Güte,
Mit der er dich geleitet hat.
Hier irrteſt du in deiner Jugend,
Im Alter dort. Er trug Geduld,
Rief dich durch Glück und Kreuz zur Tugend;
Erkenn und fühle ſeine Huld.

Bet oſt, und ſchau mit ſelgen Blicken
Hin in des Ewigen Gezelt,
Und ſchmeck im gläubigen Entzücken
Die Kräfte der zukünftgen Welt.
Ein Glück von Millionen Jahren,
Welch Glück! Doch iſts von jenem Glück,
Das dem der Herr wird offenbaren,
Der ihm hier dient, kein Augenblick.

Bet oſt; durchſchau mit heilgem Muthe
Die herzliche Barmherzigkeit
Deß, der mit ſeinem theuren Blute
Die Welt, der Sünder Welt befreyt.
Nie wirſt du dieſes Werk ergründen;
Nein, es iſt eines Gottes That.
Erfreu dich ihrer, rein von Sünden,
Und ehr im Glauben Gottes Rath.

Bet oſt; entdeck am ſtillen Orte
Gott ohne Zagen deinen Schmerz.
Er ſchließt vom Herzen auf die Worte,
Nicht von den Worten auf das Herz.
Nicht dein gebognes Knie, nicht Thränen,
Nicht Worte, Seufzer, Pſalm und Ton,
Nicht dein Gelübd rührt Gott; dein Sehnen,
Dein Glaub an ihn und ſeinen Sohn.

Bet oſt; Gott wohnt an jeder Stäte,
In keiner minder oder mehr.
Denk nicht: Wenn ich mit Vielen bete:
So find ich eh bey Gott Gehör.

Gott iſt kein Menſch. Iſt dein Begehren
Gerecht und gut: ſo hört ers gern.
Iſts nicht gerecht: ſo gelten Zähren
Der ganzen Welt nichts vor dem Herrn.

Doch ſäume nicht, in den Gemeinen
Auch öffentlich Gott anzuflehn,
Und ſeinen Namen mit den Seinen,
Mit deinen Brüdern, zu erhöhn;
Dein Herz voll Andacht zu entdecken,
Wie es dein Mitchriſt dir entdeckt,
Und ihn zur Innbrunſt zu erwecken,
Wie er zur Innbrunſt dich erweckt.

Biſt du ein Herr, dem Andre dienen:
So ſey ihr Beyſpiel, ſey es ſtets,
Und feyre täglich gern mit ihnen
Die ſelge Stunde des Gebets.
Nie ſchäme dich des Heils der Seelen,
Die Gottes Hand dir anvertraut.
Kein Knecht des Hauſes müſſe fehlen;
Er iſt ein Chriſt, und wird erbaut!

Bet oft zu Gott für deine Brüder,
Für alle Menſchen, als ihr Freund;
Denn wir ſind Eines Leibes Glieder;
Ein Glied davon iſt auch dein Feind.
Bet oft; ſo wirſt du Glauben halten,
Dich prüfen, und das Böſe ſcheun,
An Lieb und Eifer nicht erkalten,
Und gern zum Guten weiſe ſeyn.

Die Ehre Gottes aus der Natur.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt ſeinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preiſen die Meere;
Vernimm, o Menſch, ihr göttlich Wort!

Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
Wer führt die Sonn aus ihrem Zelt?
Sie kömmt und leuchtet und lacht uns von ferne,
Und läuft den Weg, gleich als ein Held.

Vernimms, und ſiehe die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgeſtellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

Kannſt du der Weſen unzählbare Heere,
Den kleinſten Staub fühllos beſchaun?
Durch wen iſt alles? O gieb ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, ſollſt du vertraun.

Mein iſt die Kraft, mein iſt Himmel und Erde;
An meinen Werken kennſt du mich.
Ich bins, und werde ſeyn, der ich ſeyn werde,
Dein Gott und Vater ewiglich.

Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein Gott der Ordnung und dein Heil;
Ich bins! Mich liebe von ganzem Gemüthe,
Und nimm an meiner Gnade Theil.

Prüfung am Abend.

Der Tag iſt wieder hin, und dieſen Theil des Lebens,
Wie hab ich ihn verbracht? Verſtrich er mir vergebens?
Hab ich mit allem Ernſt dem Guten nachgeſtrebt?
Hab ich vielleicht nur mir, nicht meiner Pflicht gelebt?

Wars in der Furcht des Herrn, daß ich ihn angefangen?
Mit Dank und mit Gebet, mit eifrigem Verlangen,
Als ein Geſchöpf von Gott der Tugend mich zu weihn,
Und züchtig, und gerecht, und Gottes Freund zu ſeyn?

Hab ich in dem Beruf, den Gott mir angewieſen,
Durch Eifer und durch Fleiß ihn, dieſen Gott, geprieſen;
Mir und der Welt genützt, und jeden Dienſt gethan,
Weil ihn der Herr gebot, nicht weil mich Menſchen ſahn?

Wie hab ich dieſen Tag mein eigen Herz regieret?
Hat mich im Stillen oft ein Blick auf Gott gerühret?
Erfreut ich mich des Herrn, der unſer Flehn bemerkt?
Und hab ich im Vertraun auf ihn mein Herz geſtärkt?

Dacht ich bey dem Genuß der Güter dieſer Erden
An den Allmächtigen, durch den ſie ſind und werden?
Verehrt ich ihn im Staub? Empfand ich ſeine Huld?
Trug ich das Glück mit Dank, den Unfall mit Geduld?

Und wie genoß mein Herz des Umgangs ſüße Stunden?
Fühlt ich der Freundſchaft Glück, ſprach ich, was ich empfunden?
War auch mein Ernſt noch ſanft, mein Scherz noch unſchuldsvoll?
Und hab ich nichts geredt, das ich bereuen ſoll?

Hab ich die Meinigen durch Sorgfalt mir verpflichtet,
Sie durch mein Beyſpiel ſtill zum Guten unterrichtet?
War zu des Mitleids Pflicht mein Herz nicht zu bequem?
Ein Glück, das Andre traf, war dieß mir angenehm?

War mir der Fehltritt leid, ſo bald ich ihn begangen?
Beſtritt ich auch in mir ein unerlaubt Verlangen?
Und wenn in dieſer Nacht Gott über mich gebeut,
Bin ich, vor ihm zu ſtehn, auch willig und bereit?

Gott, der du alles weißt, was könnt ich dir verhelen?
Ich fühle täglich noch die Schwachheit meiner Seelen.
Vergieb durch Chriſti Blut mir die verletzte Pflicht;
Vergieb, und gehe du nicht mit mir ins Gericht.

Ja, du verzeiheſt dem, den ſeine Sünden kränken;
Du liebſt Barmherzigkeit, und wirſt auch mir ſie ſchenken.
Auch dieſe Nacht biſt du der Wächter über mir;
Leb ich, ſo leb ich dir, ſterb ich, ſo ſterb ich dir!

Gelaſſenheit.

Was iſts, daß ich mich quäle?
Harr Seiner, meine Seele,
Harr und ſey unverzagt!
Du weißt nicht, was dir nützet:
Gott weis es, und Gott ſchützet;
Er ſchützet den, der nach ihm fragt.

Er zählte meine Tage,
Mein Glück und meine Plage,
Eh ich die Welt noch ſah.
Eh ich mich ſelbſt noch kannte,
Eh ich ihn Vater nannte,
War er mir ſchon mit Hülfe nah.

Die kleinſte meiner Sorgen
Iſt dem Gott nicht verborgen,
Der alles ſieht und hält;
Und was er mir beſchieden,
Das dient zu meinem Frieden,
Wärs auch die größte Laſt der Welt.

Ich lebe nicht auf Erden,
Um glücklich hier zu werden;
Die Luſt der Welt vergeht.
Ich lebe hier, im Segen
Den Grund zum Glück zu legen,
Das ewig, wie mein Geiſt, beſteht.

Was dieſes Glück vermehret,
Sey mir von dir gewähret!
Gott, du gewährſt es gern.
Was dieſes Glück verletzet,
Wenns alle Welt auch ſchätzet,
Sey, Herr, mein Gott, mir ewig fern!

Sind auch der Krankheit Plagen,
Der Mangel ſchwer zu tragen,
Noch ſchwerer Haß und Spott:
So harr ich, und bin ſtille
Zu Gott; denn nicht mein Wille,
Dein Wille nur, geſcheh, o Gott!

Du biſt der Müden Stärke,
Und aller deiner Werke
Erbarmſt du ewig dich.
Was kann mir widerfahren,
Wenn Gott mich will bewahren?
Und er, mein Gott, bewahret mich.

Die Wachſamkeit.

Nicht, daß ichs ſchon ergriffen hätte;
Die beſte Tugend bleibt noch ſchwach;
Doch, daß ich meine Seele rette,
Jag ich dem Kleinod eifrig nach.
Denn Tugend ohne Wachſamkeit
Verliert ſich bald in Sicherheit.

So lang ich hier im Leibe walle,
Bin ich ein Kind, das ſtrauchelnd geht.
Der ſehe zu, daß er nicht falle,
Der, wenn ſein Nächſter fällt, noch ſteht.
Auch die bekämpfte böſe Luſt
Stirbt niemals ganz in unſrer Bruſt.

Nicht jede Beſſerung iſt Tugend;
Oft iſt ſie nur das Werk der Zeit.
Die wilde Hitze roher Jugend
Wird mit den Jahren Sittſamkeit:
Und was Natur und Zeit gethan,
Sieht unſer Stolz für Tugend an.

Oft iſt die Aendrung deiner Seelen
Ein Tauſch der Triebe der Natur.
Du fühlſt, wie Stolz und Ruhmſucht quälen,
Und dämpfſt ſie; doch du wechſelſt nur;
Dein Herz fühlt einen andern Reiz,
Dein Stolz wird Wolluſt, oder Geiz.

Oft iſt es Kunſt und Eigenliebe,
Was Andern ſtrenge Tugend ſcheint.
Der Trieb des Neids, der Schmähſucht Triebe
Erweckten dir ſo manchen Feind;
Du wirſt behutſam, ſchränkſt dich ein,
Fliehſt nicht die Schmähſucht, nur den Schein.

Du denkſt, weil Dinge dich nicht rühren,
Durch die der Andern Tugend fällt:
So werde nichts dein Herz verführen;
Doch jedes Herz hat ſeine Welt.
Den, welchen Stand und Gold nicht rührt,
Hat oft ein Blick, ein Wort verführt.

Oft ſchläft der Trieb in deinem Herzen.
Du ſcheinſt von Rachſucht dir befreyt;
Jtzt ſollſt du eine Schmach verſchmerzen,
Und ſieh, dein Herz wallt auf und dräut,
Und ſchilt ſo lieblos und ſo hart,
Als es zuerſt geſcholten ward.

Oft denkt, wenn wir der Stille pflegen,
Das Herz im Stillen tugendhaft.
Kaum lachet uns die Welt entgegen:
So regt ſich unſre Leidenſchaft.
Wir werden im Geräuſche ſchwach,
Und geben endlich ſtrafbar nach.

Du opferſt Gott die leichtern Triebe
Durch einen ſtrengen Lebenslauf;
Doch opferſt du, wills ſeine Liebe,
Jhm auch die liebſte Neigung auf?

Dieß iſt das Auge, dieß der Fuß,
Die ſich der Chriſt entreißen muß.

Du fliehſt, geneigt zu Ruh und Stille,
Die Welt, und liebſt die Einſamkeit;
Doch biſt du, forderts Gottes Wille,
Auch dieſer zu entfliehn bereit?
Dein Herz haßt Habſucht, Neid und Zank;
Fliehts Unmuth auch und Müßiggang?

Du biſt gerecht: denn auch beſcheiden?
Liebſt Mäßigkeit; denn auch Geduld?
Du dieneſt gern, wenn Andre leiden;
Vergiebſt du Feinden auch die Schuld?
Von allen Laſtern ſollſt du rein,
Zu aller Tugend willig ſeyn.

Sey nicht vermeſſen! Wach und ſtreite;
Denk nicht, daß du ſchon gnug gethan.
Dein Herz hat ſeine ſchwache Seite,
Die greift der Feind der Wohlfahrt an.
Die Sicherheit droht dir den Fall;
Drum wache ſtets, wach überall!

Wider

Wider den Uebermuth.

Was iſt mein Stand, mein Glück, und jede gute Gabe?
Ein unverdientes Gut.
Bewahre mich, o Gott, von dem ich alles habe,
Vor Stolz und Uebermuth.

Wenn ich vielleicht der Welt mehr, als mein Nächſter, nütze;
Wer gab mir Kraft dazu?
Und wenn ich mehr Verſtand, als er beſitzt, beſitze;
Wer gab mir ihn, als du?

Wenn mir ein größer Glück, als ihn erfreut, begegnet;
Bin ich ein beßrer Knecht?
Giebt deine Gütigkeit, die mich vor Andern ſegnet,
Mir wohl zum Stolz ein Recht?

Wenn ich, geehrt und groß, in Würden mich erblicke;
Gott, wer erhöhte mich?
Iſt nicht mein Nächſter oft, bey ſeinem kleinern Glücke,
Viel würdiger, als ich?

Wie könnt ich mich, o Gott! des Guten überheben,
Und meines ſchwachen Lichts?
Was ich beſitz, iſt dein. Du ſprichſt! ſo bin ich Leben;
Du ſprichſt! ſo bin ich Nichts.

Von dir kömmt das Gedeihn, und jede gute Gabe
Von dir, du höchſtes Gut!
Bewahre mich, o Gott, von dem ich alles habe!
Vor Stolz und Uebermuth.

Beſtändige

Beſtändige Erinnerung des Todes.

Was ſorgſt du ängſtlich für dein Leben?
Es Gott gelaſſen übergeben,
Iſt wahre Ruh und deine Pflicht.
Du ſollſt es lieben, weislich nützen,
Es dankbar, als ein Glück, beſitzen,
Verlieren, als verlörſt dus nicht.

Der Tod ſoll dich nicht traurig ſchrecken;
Doch dich zur Weisheit zu erwecken,
Soll er dir ſtets vor Augen ſeyn.
Er ſoll den Wunſch zu leben mindern,
Doch dich in deiner Pflicht nicht hindern,
Vielmehr dir Kraft dazu verleihn.

Ermatteſt du in deinen Pflichten:
So laß den Tod dich unterrichten,
Wie wenig deiner Tage ſind.
Sprich: Sollt ich Gutes wohl verſchieben?
Nein, meine Zeit, es auszuüben,
Iſt kurz, und ſie verfliegt geſchwind.

Denk an den Tod, wenn böſe Triebe,
Wenn Luſt der Welt und ihre Liebe
Dich reitzen; und erſticke ſie.
Sprich: Kann ich nicht noch heute ſterben?
Und könnt ich auch die Welt erwerben,
Begieng ich doch ſolch Uebel nie.

Denk an den Tod, wenn Ruhm und Ehren,
Wenn deine Schätze ſich vermehren,
Daß du ſie nicht zu heftig liebſt.
Denk an die Eitelkeit der Erden,
Daß, wenn ſie dir entriſſen werden,
Du dann dich nicht zu ſehr betrübſt.

Denk an den Tod bey frohen Tagen.
Kann deine Luſt ſein Bild vertragen:
So iſt ſie gut und unſchuldsvoll.
Sprich, dein Vergnügen zu verſüßen:
Welch Glück werd ich erſt dort genießen,
Wo ich unendlich leben ſoll!

Denk an den Tod, wenn deinem Leben
Das fehlt, wornach die Reichen ſtreben;
Sprich: Bin ich hier, um reich zu ſeyn?
Heil mir! wenn ich in Chriſto ſterbe,
Dann iſt ein unbeflecktes Erbe,
Dann iſt der Himmel Reichthum mein.

Denk an den Tod, wenn Leiden kommen;
Sprich: Alle Trübſal eines Frommen
Iſt zeitlich, und im Glauben leicht.
Ich leide; doch von allem Böſen
Wird mich der Tod bald, bald erlöſen;
Er iſts, der mir die Krone reicht.

Denk an den Tod, wenn freche Rotten
Des Glaubens und der Tugend ſpotten,

Und Laſter ſtolz ihr Haupt erhöhn.
Sprich bey dir ſelbſt: Gott trägt die Frechen;
Doch endlich kömmt er, ſich zu rächen,
Und plötzlich werden ſie vergehn.

Denk an den Tod zur Zeit der Schrecken,
Wenn Pfeile Gottes in dir ſtecken;
Du rufſt, und er antwortet nicht.
Sprich: Sollte Gott mich ewig haſſen?
Er wird mich ſterbend nicht verlaſſen;
Dann zeigt er mir ſein Angeſicht.

So ſuche dir in allen Fällen
Den Tod oft, lebhaft, vorzuſtellen;
So wirſt du ihn nicht zitternd ſcheun;
So wird er dir ein Troſt in Klagen,
Ein weiſer Freund in guten Tagen,
Ein Schild in der Verſuchung ſeyn.

Oſterlied.

Erinnre dich, mein Geiſt, erfreut
Des hohen Tags der Herrlichkeit;
Halt im Gedächtniß Jeſum Chriſt,
Der von dem Tod erſtanden iſt!

Fühl alle Dankbarkeit für ihn,
Als ob er heute dir erſchien,
Als ſpräch er: Friede ſey mit dir!
So freue dich, mein Geiſt, in mir!

Schau über dich, und bet ihn an.
Er mißt den Sternen ihre Bahn;
Er lebt und herrſcht mit Gott vereint,
Und iſt dein König und dein Freund.

Macht, Ruhm und Hoheit immerdar
Dem, der da iſt, und der da war!
Sein Name ſey gebenedeyt,
Von nun an bis in Ewigkeit!

O Glaube, der das Herz erhöht!
Was iſt der Erde Majeſtät,
Wenn ſie mein Geiſt mit der vergleicht,
Die ich durch Gottes Sohn erreicht?

Vor ſeinem Thron, in ſeinem Reich,
Unſterblich, heilig, Engeln gleich,
Und ewig, ewig ſelig ſeyn;
Herr, welche Herrlichkeit iſt mein!

Mein Herz erliegt froh unter ihr;
Lieb und Verwundrung kämpft in mir,
Und voll von Ehrfurcht, Dank und Pflicht,
Fall ich, Gott, auf mein Angeſicht.
Du, der du in den Himmeln thronſt,
Ich ſoll da wohnen, wo du wohnſt?
Und du erfüllſt einſt mein Vertraun,
In meinem Fleiſche dich zu ſchaun?
Ich ſoll, wenn du, des Lebens Fürſt,
In Wolken göttlich kommen wirſt,
Erweckt aus meinem Grabe gehn,
Und rein zu deiner Rechten ſtehn?
Mit Engeln und mit Seraphim,
Mit Thronen und mit Cherubim,
Mit allen Frommen aller Zeit
Soll ich mich freun in Ewigkeit?
Zu welchem Glück, zu welchem Ruhm
Erhebt uns nicht das Chriſtenthum!
Mit dir gekreuzigt, Gottes Sohn,
Sind wir auch auferſtanden ſchon.
Nie komm es mir aus meinem Sinn,
Was ich, mein Heil, dir ſchuldig bin;
Damit ich mich, in Liebe treu,
Zu deinem Bilde ſtets erneu.
Er iſts, der alles in uns ſchafft,
Sein iſt das Reich, ſein iſt die Kraft.
Halt im Gedächtniß Jeſum Chriſt,
Der von dem Tod erſtanden iſt.

Der Kampf der Tugend.

Oft klagt dein Herz, wie ſchwer es ſey,
Den Weg des Herrn zu wandeln,
Und täglich ſeinem Worte treu,
Zu denken und zu handeln.
Wahr iſts, die Tugend koſtet Müh,
Sie iſt der Sieg der Lüſte;
Doch richte ſelbſt, was wäre ſie,
Wenn ſie nicht kämpfen müßte?

Die, die ſich ihrer Laſter freun,
Trifft die kein Schmerz hienieden?
Sie ſind die Sklaven eigner Pein,
Und haben keinen Frieden.
Der Fromme, der die Lüſte dämpft,
Hat oft auch ſeine Leiden;
Allein der Schmerz, mit dem er kämpft,
Verwandelt ſich in Freuden.

Des Laſters Bahn iſt Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein ſein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad iſt Anfangs ſteil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

Nimm an, Gott hätt es uns vergönnt,
Nach unſers Fleiſches Willen,
Wenn Wolluſt, Neid und Zorn entbrennt,
Die Lüſte frey zu ſtillen;
Nimm an, Gott ließ den Undank zu;
Den Frevel, dich zu kränken;
Den Menſchenhaß: was würdeſt du
Von dieſem Gotte denken?

Gott will, wir ſollen glücklich ſeyn,
Drum gab er uns Geſetze.
Sie ſind es, die das Herz erfreun,
Sie ſind des Lebens Schätze.
Er redt in uns durch den Verſtand,
Und ſpricht durch das Gewiſſen,
Was wir, Geſchöpfe ſeiner Hand,
Fliehn, oder wählen müſſen.

Ihn fürchten, das iſt Weisheit nur,
Und Freyheit iſts, ſie wählen.
Ein Thier folgt Feſſeln der Natur,
Ein Menſch dem Licht der Seelen.
Was iſt des Geiſtes Eigenthum?
Was ſein Beruf auf Erden?
Die Tugend! Was ihr Lohn, ihr Ruhm?
Gott ewig ähnlich werden!

Lern nur Geſchmack am Wort des Herrn
Und ſeiner Gnade finden,
Und übe dich getreu und gern,
Dein Herz zu überwinden.

Wer Kräfte hat, wird durch Gebrauch
Von Gott noch mehr bekommen;
Wer aber nicht hat, dem wird auch
Das, was er hat, genommen.

Du ſtreiteſt nicht durch eigne Kraft,
Drum muß es dir gelingen.
Gott iſt es, welcher beides ſchafft,
Das Wollen und Vollbringen.
Wenn gab ein Vater einen Stein
Dem Sohn, der Brodt begehrte?
Bet oft; Gott müßte Gott nicht ſeyn,
Wenn er dich nicht erhörte.

Dich ſtärket auf der Tugend Pfad
Das Beyſpiel ſelger Geiſter;
Ihn zeigte dir, und ihn betrat
Dein Gott und Herr und Meiſter.
Dich müſſe nie des Frechen Spott
Auf dieſem Pfade hindern;
Der wahre Ruhm iſt Ruhm bey Gott,
Und nicht bey Menſchenkindern.

Sey ſtark, ſey männlich allezeit,
Tritt oft an deine Bahre:
Vergleiche mit der Ewigkeit
Den Kampf ſo kurzer Jahre.
Das Kleinod, das dein Glaube hält,
Wird neuen Muth dir geben;
Und Kräfte der zukünftgen Welt,
Die werden ihn beleben.

Und endlich, Chriſt, ſey unverzagt,
Wenn dirs nicht immer glücket;
Wenn dich, ſo viel dein Herz auch wagt,
Stets neue Schwachheit drücket.
Gott ſieht nicht auf die That allein,
Er ſieht auf deinen Willen.
Ein göttliches Verdienſt iſt dein!
Dieß muß dein Herze ſtillen.

Die Güte Gottes.

Wie groß iſt des Allmächtgen Güte!
Iſt der ein Menſch, den ſie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erſtickt, der ihm gebührt?
Nein, ſeine Liebe zu ermeſſen,
Sey ewig meine größte Pflicht!
Der Herr hat mein noch nie vergeſſen;
Vergiß, mein Herz, auch ſeiner nicht.

Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmuth mich geleitet?
Er, deſſen Rath ich oft verwarf.
Wer ſtärkt den Frieden im Gewiſſen?
Wer giebt dem Geiſte neue Kraft?
Wer läßt mich ſo viel Glück genieſſen?
Iſts nicht ſein Arm, der alles ſchafft?

Schau, o mein Geiſt! in jenes Leben,
Zu welchem du erſchaffen biſt;
Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig ſehn wirſt, wie er iſt.
Du haſt ein Recht zu dieſen Freuden;
Durch Gottes Güte ſind ſie dein.
Sieh, darum mußte Chriſtus leiden,
Damit du könnteſt ſelig ſeyn.

Und dieſen Gott ſollt ich nicht ehren?
Und ſeine Güte nicht verſtehn?
Er ſollte rufen; ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?
Sein Will iſt mir ins Herz geſchrieben;
Sein Wort beſtärkt ihn ewiglich.
Gott ſoll ich über alles lieben,
Und meinen Nächſten gleich als mich.

Dieß iſt mein Dank, dieß iſt ſein Wille.
Ich ſoll vollkommen ſeyn, wie er.
So lang ich dieß Gebot erfülle,
Stell ich ſein Bildniß in mir her.
Lebt ſeine Lieb in meiner Seele:
So treibt ſie mich zu ieder Pflicht.
Und ob ich ſchon aus Schwachheit fehle,
Herrſcht doch in mir die Sünde nicht.

O Gott! laß deine Güt und Liebe
Mir immerdar vor Augen ſeyn!
Sie ſtärk in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn.
Sie tröſte mich zur Zeit der Schmerzen;
Sie leite mich zur Zeit des Glücks;
Und ſie beſieg in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks.

Das

Das
natürliche Verderben des Menſchen.

Wer bin ich von Natur, wenn ich mein Innres prüfe?
O wie viel Greul läßt mich mein Herze ſehn!
Es iſt verderbt; darum verbirgt mirs ſeine Tiefe,
Und weigert ſich, die Prüfung auszuſiehn.

Der Weisheit erſter Schritt iſt, ſeine Thorheit kennen;
Und dieſen Schritt, wie oft verwehrt mirs ihn!
Voll Eigenlieb und Stolz will ſichs nicht ſtrafbar nennen,
Der Reu entgehn, doch nicht den Fehler fliehn.

Wahr iſts, ich find in mir noch redendes Gewiſſen,
In der Vernunft noch Kenntniß meiner Pflicht.
Ich kann mein Auge nie der Tugend ganz verſchlieſſen,
Und oft ſcheint mir ein Stral von ihrem Licht.

Doch ſchwaches Licht, das mir den Reiz der Tugend zeiget,
Und vom Verſtand nicht bis zum Herzen dringt!
Vergebens lehret er, das Herz bleibt ungebeuget,
Hat ſein Geſetz, und folgt ihm unbedingt.

Ein Richter in mir ſelbſt ſtört oft des Herzens Ruhe;
Er klagt mich an. Ich ſteh erſchrocken ſtill,
Und billige nicht mehr das Böſe, das ich thue,
Und thue nicht das Gute, das ich will.

Verſtellung, die ich doch an meinem Nächſten haſſe,
Erlaub ich mir, und halt es für Gewinn,
Wenn ich im falſchen Licht mich Andern ſehen laſſe,
Und ſcheinen kann, was ich mir ſelbſt nicht bin.

Ich weis, daß der Beſitz der Güter dieſer Erden
Der Seele nie das wahre Glück verleiht;
Doch bleiben ſie mein Wunſch; und um beglückt zu werden,
Erring ich mir die Laſt der Eitelkeit.

Ich weis, wie groß es ſey, aus Ueberlegung handeln,
Und handle doch aus ſinnlichem Gefühl.
Durch falſchen Schein getäuſcht, eil ich, ihm nachzuwandeln,
Und Leidenſchaft und Irrthum ſteckt mein Ziel.

Ein gegenwärtig Gut verſäum ich zu genieſſen,
Flieh, was mich ſucht, und ſuche, was mich flieht.
Im Glücke bin ich ſtolz, verzagt in Kümmerniſſen,
Und ohne Ruh um Ruhe ſtets bemüht.

Mein Nächſter hat ein Recht auf viele meiner Pflichten;
Doch wird dies Recht ſo oft von mir entweiht.
Verſagt er mir die Pflicht: ſo eil ich, ihn zu richten;
Und ſein Verſehn iſt Ungerechtigkeit.

Nicht Liebe gegen GOtt heißt mich dem Nächſten dienen,
Mehr Eigenlieb und niedrer Eigennutz.
Aus ihnen fließt Betrug, Verſtellung; und in ihnen
Findt Neid und Haß, und Stolz und Härte Schutz.

Gott ehren iſt mein Ruf. Wenn ich den Ruf betrachte,
Was find ich da für Mängel meiner Pflicht!
Die Wunder der Natur, die Gott zu Lehrern machte,
Stehn vor mir da, und dieſe hör ich nicht.

Und heißt ihr Anblick mich auf ſeine Weisheit ſchlieſſen,
Auf Güt und Macht: ſo ſchließt nur mein Verſtand;
Das Herz bleibt ungerührt, betäubt bleibt das Gewiſſen,
Und Gott, mein Herr und Vater, unbekannt.

Er ſchenkt mir ſo viel Guts. Gebrauch ich ſeine Güte
Zu meinem Glück; und geb ich ihr Gehör?
Nein, durch den Mißbrauch ſelbſt verſchließ ich mein Gemüthe
Der Dankbarkeit und Liebe deſto mehr.

Oft ſagt mir mein Verſtand, daß des Allmächtgen Gnade
Das größte Gut, der Troſt des Lebens iſt,
Und welche Schulden ich auf mein Gewiſſen lade,
Wenn ſie mein Herz für Menſchengunſt vergißt!

Und doch, o Gott! wie oft geb ich dieß Glück der Seelen,
Dir werth zu ſeyn, für kindiſchen Gewinn,
Für einen Ruhm der Welt, für Lüſte, die mich quälen,
Für Eitelkeit, und für ein Nichts dahin!

Gott iſt der Herr der Welt; auf ſeine Hülfe bauen,
Iſt meine Pflicht. Doch wenn gehorch ich ihr?
Bald bebt mein Herz vor Furcht, und bald iſt das Vertrauen,
Das mich beſeelt, nur ein Vertraun zu mir.

Dieß iſt des Menſchen Herz. Wer hat dieß Herz verheeret?
So kam es nicht, o Gott! aus deiner Hand.
Der Menſch durch eigne Schuld hat ſeine Würd entehret;
Und beides fiel, ſein Herz und ſein Verſtand.

Doch ſo verderbt wir ſind, ſo ſchwach, uns ſelbſt zu heilen;
So ſteuert Gott doch der Verderbenheit,
Läßt durch ſein heilig Wort uns neue Kraft ertheilen,
Licht der Vernunft, dem Herzen Reinigkeit.

Und du willſt dieſer Kraft, o Menſch! dich widerſetzen?
Sie beut ſich an, du aber wehreſt ihr?
Und willſt des größten Glücks dich ſelber unwerth ſchätzen?
Erkenne Gott, noch ſteht dein Heil bey dir!

Der Weg des Frommen.

Wer Gottes Wege geht, nur der hat großen Frieden,
Er widerſteht der böſen Luſt;
Er kämpft, und iſt des Lohns, den Gott dem Kampf beſchieden,
Iſt ſeiner Tugend ſich bewußt.

Er merkt auf ſeinen Gang, geht ihn mit heilgem Muthe,
Wächſt an Erkänntniß und an Kraft,
Wird aus der Schwachheit ſtark, und liebt und ſchmeckt das Gute,
Das Gott in ſeiner Seele ſchafft.

Ihn hat er allezeit vor Augen und im Herzen,
Prüft täglich ſich vor ſeinem Thron,
Bereut der Fehler Zahl, und tilgt der Sünden Schmerzen
Durch Jeſum Chriſtum, ſeinen Sohn.

Getreu in ſeinem Stand, genießt er Gottes Gaben,
Wehrt ſeiner Seele Geiz und Neid,
Und iſt, wenn Andre gleich viel Weins und Kornes haben,
In Gott bey Wenigem erfreut.

Schenkt ſeine Hand ihm Viel: ſo wird er Vielen nützen,
Und, wie ſein Gott, gutthätig ſeyn;
Des Freundes Glück erhöhn, verlaßne Tugend ſchützen,
Und ſelbſt den Feind in Noth erfreun.

Ihm iſt es leichte Laſt, die Pflichten auszuüben,
Die er dem Nächſten ſchuldig iſt;
Die Liebe gegen Gott heißt ihn die Menſchen lieben;
Und durch die Liebe ſiegt der Chriſt.

Er kränket nie dein Glück, ſchützt deinen Ruhm, dein Leben;
Denn er ehrt Gottes Bild in dir.
Er trägt dich mit Geduld, iſt willig zum Vergeben:
Denn Gott, denkt er, vergiebt auch mir.

Sein Beyſpiel ſucht dein Herz im Guten zu beſtärken,
Er nimmt an deiner Tugend Theil;
Denn alle ſind von Gott gezeugt zu guten Werken,
Und haben Einen Herrn, Ein Heil.

Dieß Heil der Ewigkeit, das hier der Fromme ſchmecket,
Erhöht ſein Glück, ſtillt ſeinen Schmerz,
Giebt ihm Geduld und Muth. Kein Tod, der ihn erſchrecket!
Im Tode noch freut ſich ſein Herz.

Paſſionslied.

Erforſche mich, erfahr mein Herz,
Und ſieh, Herr, wie ichs meyne.
Ich denk an deines Leidens Schmerz,
An deine Lieb, und weine.
Dein Kreuz ſey mir gebenedeyt!
Welch Wunder der Barmherzigkeit
Haſt du der Welt erwieſen!
Wenn hab ich dieß genug bedacht,
Und dich aus aller meiner Macht
Genug dafür geprieſen?

Rath, Kraft, und Friedefürſt und Held!
In Fleiſch und Blut gekleidet,
Wirſt du das Opfer für die Welt,
Und deine Seele leidet.
Dein Freund, der dich verräth, iſt nah.
Des Zornes Gottes Stund iſt da,
Und Schrecken ſtrömen über.
Du zagſt, und fühlſt der Höllen Weh:
„Iſts möglich, Vater, o ſo geh
„Der Kelch vor mir vorüber!“

Dein Schweiß wird Blut; du ringſt und zagſt,
Und fällſt zur Erden nieder;
Du, Sohn des Höchſten, kämpfſt, und wagſt
Die erſte Bitte wieder.
Du fühlſt, von Gott geſtärkt im Streit,
Die Schrecken einer Ewigkeit,

Und Strafen ſonder Ende.
Auf dich nimmſt du der Menſchen Schuld,
Und giebſt mit göttlicher Geduld
Dich in der Sünder Hände.

Du trägſt der Miſſethäter Lohn,
Und hatteſt nie geſündigt;
Du, der Gerechte, Gottes Sohn!
So wars vorher verkündigt.
Der Frechen Schaar begehrt dein Blut,
Du duldeſt, göttlich groß, die Wut,
Um Seelen zu erretten.
Dein Mörder, Jeſus, war auch ich;
Denn Gott warf aller Sünd auf dich,
Damit wir Friede hätten.

Erniedrigt bis zur Knechtsgeſtalt,
Und doch der Größt im Herzen,
Erträgſt du Spott, Schmach und Gewalt,
Voll Krankheit und voll Schmerzen.
Wir ſahn dich, der Verheißung Ziel;
Doch da war nichts, das uns gefiel,
Und nicht Geſtalt noch Schöne.
Vor dir, Herr, unſre Zuverſicht,
Verbarg man ſelbſt das Angeſicht;
Dich ſchmähn des Bundes Söhne.

Ein Opfer nach dem ewgen Rath,
Belegt mit unſern Plagen,
Um deines Volkes Miſſethat
Gemartert und zerſchlagen,

Gehſt du den Weg zum Kreuzesſtamm,
In Unſchuld ſtumm, gleich als ein Lamm,
Das man zur Schlachtbank führet.
Freywillig, als der Helden Held,
Trägſt du, aus Liebe für die Welt,
Den Tod, der uns gebühret.
„Sie haben meine Hände mir,
„Die Füße mir durchgraben,
„Und große Farren ſinds, die hier
„Mich, Gott! umringet haben.
„Ich heul, und meine Hülf iſt fern.
„Sie ſpotten mein: Er klags dem Herrn,
„Ob dieſer ihn befreyte!
„Du legſt mich in des Todes Staub.
„Ich bin kein Menſch, ein Wurm; ein Raub
„Der Wut, ein Spott der Leute.
„Ich ruf und du antworteſt nie,
„Und mich verlaſſen alle.
„In meinem Durſte reichen ſie
„Mir Eſſig dar und Galle.
„Wie Wachs zerſchmelzt in mir mein Herz.
„Sie ſehn mit Freuden meinen Schmerz,
„Die Arbeit meiner Seelen.
„Warum verläßt du deinen Knecht?
„Mein Gott! mein Gott! ich leid und möcht
„All mein Gebeine zählen.“
Du neigſt dein Haupt. Es iſt vollbracht.
Du ſtirbſt! die Erd erſchüttert.
Die Arbeit hab ich dir gemacht,
Herr, meine Seele zittert.

Was iſt der Menſch, den du befreyt?
O wär ich doch ganz Dankbarkeit?
Herr, laß mich Gnade finden.
Und deine Liebe bringe mich,
Daß ich dich wieder lieb, und dich
Nie kreuzige mit Sünden!

Welch Warten einer ewgen Pein
Für die, die dich verachten;
Die, ſolcher Gnade werth zu ſeyn,
Nach keinem Glauben trachten!
Für die, die dein Verdienſt geſtehn,
Und dich durch ihre Laſter ſchmähn,
Als einen Sündendiener!
Wer dich nicht liebt, kömmt ins Gericht.
Wer nicht dein Wort hält, liebt dich nicht;
Ihm biſt du kein Verſühner.

Du haſts geſagt. Du wirſt die Kraft
Zur Heiligung mir ſchenken.
Dein Blut iſts, das mir Troſt verſchafft,
Wenn mich die Sünden kränken.
Laß mich im Eifer des Gebets,
Laß mich in Lieb und Demuth ſtets
Vor dir erfunden werden.
Dein Heil ſey mir der Schirm in Noth,
Mein Stab im Glück, mein Schild im Tod,
Mein letzter Troſt auf Erden!

Der thätige Glaube.

Wer Gottes Wort nicht hält, und ſpricht:
Ich kenne Gott! der trüget;
In ſolchem iſt die Wahrheit nicht,
Die durch den Glauben ſieget.
Wer aber ſein Wort gläubt und hält,
Der iſt von Gott, nicht von der Welt.

Der Glaube, den ſein Wort erzeugt,
Muß auch die Liebe zeugen.
Je höher dein Erkenntniß ſteigt;
Je mehr wird dieſe ſteigen.
Der Glaub erleuchtet nicht allein;
Er ſtärkt das Herz und macht es rein.

Durch Jeſum rein von Miſſethat,
Sind wir nun Gottes Kinder.
Wer ſolche Hoffnung zu ihm hat,
Der flieht den Rath der Sünder;
Folgt Chriſti Beyſpiel, als ein Chriſt,
Und reinigt ſich, wie Er rein iſt.

Alsdann bin ich Gott angenehm,
Wenn ich Gehorſam übe.
Wer die Gebote hält, in dem
Iſt wahrlich Gottes Liebe.
Ein täglich thätig Chriſtenthum,
Das iſt des Glaubens Frucht und Ruhm.

Der bleibt in Gott, und Gott in ihm,
Wer in der Liebe bleibet.
Die Lieb iſts, die die Cherubim,
Gott zu gehorchen, treibet.
Gott iſt die Lieb; an ſeinem Heil
Hat ohne Liebe niemand Theil.

Warnung vor der Wolluſt.

Der Wolluſt Reiz zu widerſtreben,
Dieß, Jugend, liebſt du Glück und Leben,
Laß täglich deine Weisheit ſeyn.
Entflieh der ſchmeichelnden Begierde;
Sie raubet dir des Herzens Zierde,
Und ihre Freuden werden Pein.

Laß, ihr die Nahrung zu verwehren,
Nie Speis und Trank dein Herz beſchweren,
Und ſey ein Freund der Nüchternheit.
Verſage dir, dich zu beſiegen,
Auch öfters ein erlaubt Vergnügen,
Und ſteure deiner Sinnlichkeit.

Laß nicht dein Auge dir gebieten;
Und ſey, die Wolluſt zu verhüten,
Stets ſchamhaft gegen deinen Leib.
Entflieh des Witzlings freyen Scherzen,
Und ſuch im Umgang edler Herzen
Dir Beyſpiel, Witz, und Zeitvertreib.

Der Menſch, zu Fleiß und Arbeit träge,
Fällt auf des Müßigganges Wege
Leicht in das Netz des Böſewichts.
Der Unſchuld Schutzwehr ſind Geſchäffte.
Entzieh der Wolluſt ihre Kräfte
Im Schweiße deines Angeſichts.

Erwacht ihr Trieb, dich zu bekämpfen;
So wach auch du, ihn früh zu dämpfen,
Eh er die Freyheit dir verwehrt.
Ihn bald in der Geburt erſticken,
Iſt leicht; ſchwer iſts, ihn unterdrücken,
Wenn ihn dein Herz zuvor genährt.

Oft kleiden ſich des Laſters Triebe
In die Geſtalt erlaubter Liebe,
Und du erblickſt nicht die Gefahr.
Ein langer Umgang macht dich freyer;
Und oft wird ein verbotnes Feuer
Aus dem, was Anfangs Freundſchaft war.

Dein fühlend Herz wird ſichs verzeihen;
Es wird des Laſters Ausbruch ſcheuen,
Indem es ſeinen Trieb ernährt.
Du wirſt dich ſtark und ſicher glauben,
Und kleine Fehler dir erlauben,
Bis deine Tugend ſich entehrt.

Doch nein, du ſollſt ſie nicht entehren,
Du ſollſt dir ſtets die That verwehren;
Iſt drum dein Herz ſchon tugendhaft?
Iſts Sünde nur, die That vollbringen?
Sollſt du nicht auch den Trieb bezwingen,
Nicht auch den Wunſch der Leidenſchaft?

Begierden ſind es, die uns ſchänden;
Und ohne daß wir ſie vollenden,
Verletzen wir ſchon unſre Pflicht.
Wenn du vor ihnen nicht errötheſt,
Nicht durch den Geiſt die Lüſte tödteſt:
So rühme dich der Keuſchheit nicht!

Erfülle dich, ſcheinſt du zu wanken,
Oft mit dem mächtigen Gedanken:
Die Unſchuld iſt der Seele Glück.
Einmal verſcherzt und aufgegeben,
Verläßt ſie mich im ganzen Leben,
Und keine Reu bringt ſie zurück.

Denk oft bey dir: Der Wolluſt Bande
Sind nicht nur dem Gewiſſen Schande,
Sie ſind auch vor der Welt ein Spott.
Und könnt ich auch in Finſterniſſen
Den Greul der Wolluſt ihr verſchlieſſen:
So ſieht und findet mich doch Gott.

Die Wolluſt kürzt des Lebens Tage,
Und Seuchen werden ihre Plage,
Da Keuſchheit Heil und Leben erbt.
Ich will mir dieß ihr Glück erwerben.
Den wird Gott wiederum verderben,
Wer ſeinen Tempel hier verderbt.

Wie blühte nicht des Jünglings Jugend!
Doch er vergaß den Weg der Tugend;
Und ſeine Kräfte ſind verzehrt.
Verweſung ſchändet ſein Geſichte,
Und predigt ſchrecklich die Geſchichte
Der Lüſte, die den Leib verheert.

So rächt die Wolluſt an den Frechen
Früh oder ſpäter die Verbrechen,
Und züchtigt dich mit harter Hand.
Ihr Gift wird dein Gewiſſen quälen;
Sie raubet dir das Licht der Seelen,
Und lohnet dir mit Unverſtand.

Sie raubt dem Herzen Muth und Stärke,
Raubt ihm den Eifer edler Werke,
Den Adel, welchen Gott ihm gab;
Und unter deiner Lüſte Bürde
Sinkſt du von eines Menſchen Würde
Zur Niedrigkeit des Thiers herab.

Drum fliehe vor der Wolluſt Pfade,
Und wach und rufe Gott um Gnade,
Um Weisheit in Verſuchung an.
Erzittre vor dem erſten Schritte;
Mit ihm ſind ſchon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

Morgengeſang.

Mein erſt Gefühl ſey Preis und Dank;
Erheb ihn, meine Seele!
Der Herr hört deinen Lobgeſang;
Lobſing ihm, meine Seele!

Mich ſelbſt zu ſchützen, ohne Macht,
Lag ich und ſchlief im Frieden.
Wer ſchafft die Sicherheit der Nacht,
Und Ruhe für die Müden?

Wer wacht, wenn ich von mir nichts weis,
Mein Leben zu bewahren?
Wer ſtärkt mein Blut in ſeinem Fleiß,
Und ſchützt mich vor Gefahren?

Wer lehrt das Auge ſeine Pflicht,
Sich ſicher zu bedecken?
Wer ruft dem Tag und ſeinem Licht,
Die Seele zu erwecken?

Du biſt es, Herr und Gott der Welt,
Und dein iſt unſer Leben.
Du biſt es, der es uns erhält,
Und mirs itzt neu gegeben.

Gelobet ſeyſt du, Gott der Macht,
Gelobt ſey deine Treue!
Daß ich nach einer ſanften Nacht
Mich dieſes Tags erfreue.

Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wallen;
Und lehre du mich ſelber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

Nimm meines Lebens gnädig wahr;
Auf dich hofft meine Seele.
Sey mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle.

Gieb mir ein Herz voll Zuverſicht,
Erfüllt mit Lieb und Ruhe,
Ein weiſes Herz, das ſeine Pflicht
Erkenn und willig thue.

Daß ich, als ein getreuer Knecht,
Nach deinem Reiche ſtrebe,
Gottſelig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe.

Daß ich, dem Nächſten beyzuſtehn,
Nie Fleiß und Arbeit ſcheue,
Mich gern an Andrer Wohlergehn
Und ihrer Tugend freue.

Daß ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genieße,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutſt, beſchließe.

Von der Quelle der guten Werke.

Wenn zur Vollführung deiner Pflicht
Dich Gottes Liebe nicht beſeelet:
So rühme dich der Tugend nicht,
Und wiſſe, daß dir alles fehlet.
Wenn Vortheil, Wolluſt, Eigenſinn
Und Stolz dir nur das Gute rathen;
So thue noch ſo gute Thaten;
Du haſt vor Gott den Lohn dahin.

Sey durch die Gaben der Natur
Das Wunder und das Glück der Erden!
Beglückeſt du die Menſchen nur,
Um vor der Welt geehrt zu werden;
Erfüllt die Liebe nicht dein Herz:
So biſt du bey den größten Gaben,
Bey dem Verſtand, den Engel haben,
Vor Gott doch nur ein tönend Erz.

Bau Häuſer auf, und brich dein Brodt,
Das Volk der Armen zu verpflegen;
Entreiß die Wittwen ihrer Noth,
Und ſey der Waiſen Schutz und Segen!
Gieb alle deine Habe hin!
Noch haſt du nichts vor Gott gegeben.
Wenn Lieb und Pflicht dich nicht beleben:
So iſt dir alles kein Gewinn.

Thu Thaten, die der Heldenmuth
Noch jemals hat verrichten können;
Vergieß fürs Vaterland dein Blut,
Laß deinen Leib für Andre brennen!
Beſeelet dich nicht Lieb und Pflicht;
Biſt du die Abſicht deiner Thaten:
So ſchütz und rette ganze Staaten;
Gott achtet deiner Werke nicht.

Läg ihm an unſern Werken nur:
So könnt er uns, ſie zu vollbringen,
Sehr leicht durch Feſſel der Natur,
Durch Kräfte ſeiner Allmacht zwingen.
Vor ihm, der alles ſchafft und giebt,
Gilt Weisheit nichts, nichts Macht und Stärke.
Er will die Abſicht deiner Werke,
Ein Herz, das ihn verehrt und liebt.

Ein Herz, von Eigenliebe fern,
Fern von des Stolzes eitlem Triebe,
Geheiligt durch die Furcht des Herrn,
Erneut durch Glauben zu der Liebe;
Dieß iſts, was Gott von uns verlangt.
Und wenn wir nicht dieß Herz beſitzen;
So wird ein Leben uns nichts nützen,
Das mit den größten Thaten prangt.

Drum täuſche dich nicht durch den Schein,
Nicht durch der Tugend bloßen Namen.
Sieh nicht auf deine Werk allein;
Sieh auf den Quell, aus dem ſie kamen.

Prüf dich vor Gottes Angeſicht,
Ob ſeine Liebe dich beſeelet.
Ein Herz, dem nicht der Glaube fehlet,
Dem fehlet auch die Liebe nicht.

Wohnt Liebe gegen Gott in dir:
So wird ſie dich zum Guten ſtärken.
Du wirſt die Gegenwart von ihr
An Liebe zu dem Nächſten merken.
Die Liebe, die dich ſchmücken ſoll,
Iſt gütig; ohne Liſt und Tücke;
Beneidet nicht des Nächſten Glücke;
Sie bläht ſich nicht; iſt langmuthsvoll.

Sie deckt des Nächſten Fehler zu,
Und freut ſich niemals ſeines Falles.
Sie ſuchet nicht bloß ihre Ruh.
Sie hofft und gläubt und duldet alles
Sie iſts, die dir den Muth verleiht,
Des Höchſten Wort gern zu erfüllen,
Macht ſeinen Sinn zu deinem Willen,
Und folgt dir in die Ewigkeit.

Preis des Schöpfers.

Wenn ich, o Schöpfer! deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für Alle wacht,
Anbetend überlege:
So weis ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben ſoll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!

Mein Auge ſieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeſchmückt,
Preiſt dich, du Gott der Stärke!
Wer hat die Sonn an ihm erhöht?
Wer kleidet ſie mit Majeſtät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

Wer mißt dem Winde ſeinen Lauf?
Wer heißt die Himmel regnen?
Wer ſchließt den Schooß der Erden auf,
Mit Vorrath uns zu ſegnen?
O Gott der Macht und Herrlichkeit!
Gott, deine Güte reicht ſo weit,
So weit die Wolken reichen!

Dich predigt Sonnenſchein und Sturm,
Dich preiſt der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringſte Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!

Mich, ruft der Baum in ſeiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht;
Bringt unſerm Schöpfer Ehre!

Der Menſch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Menſch, ein Geiſt, den ſein Verſtand,
Dich zu erkennen, leitet;
Der Menſch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Iſt ſich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt und Größe.

Erheb ihn ewig, o mein Geiſt!
Erhebe ſeinen Namen!
Gott, unſer Vater, ſey gepreiſt,
Und alle Welt ſag Amen!
Und alle Welt fürcht ihren Herrn,
Und hoff auf ihn, und dien ihm gern!
Wer wollte Gott nicht dienen?

Troſt der Erlöſung.

Gedanke, der uns Leben giebt,
Welch Herz vermag dich auszudenken!
„Alſo hat Gott die Welt geliebt,
„Uns ſeinen Sohn zu ſchenken!“

Hoch über die Vernunft erhöht,
Umringt mit heilgen Finſterniſſen,
Füllſt du mein Herz mit Majeſtät,
Und ſtilleſt mein Gewiſſen.

Ich kann der Sonne Wunder nicht,
Noch ihren Lauf und Bau ergründen;
Und doch kann ich der Sonne Licht
Und ihre Wärm empfinden.

So kann mein Geiſt den hohen Rath
Des Opfers JEſu nicht ergründen;
Allein das Göttliche der That,
Das kann mein Herz empfinden.

Nimm mir den Troſt, daß JEſus Chriſt
Am Kreuz nicht meine Schuld getragen,
Nicht Gott und mein Erlöſer iſt:
So werd ich angſtvoll zagen.

Iſt Chriſti Wort nicht Gottes Sinn:
So werd ich ewig irren müſſen,
Und wer Gott iſt, und was ich bin,
Und werden ſoll, nicht wiſſen.

Nein, dieſen Troſt der Chriſtenheit
Soll mir kein frecher Spötter rauben;
Ich fühle ſeine Göttlichkeit,
Und halte feſt am Glauben.

Des Sohnes Gottes Eigenthum,
Durch ihn des ewgen Lebens Erbe,
Dieß bin ich; und das iſt mein Ruhm,
Auf den ich leb und ſterbe.

Er giebt mir ſeinen Geiſt, das Pfand,
Daran wir ſeine Liebe merken,
Und bildet uns durch ſeine Hand
Zu allen guten Werken.

So lang ich ſeinen Willen gern
Mit einem reinen Herzen thue;
So fühl ich eine Kraft des Herrn,
Und ſchmecke Fried und Ruhe.

Und wenn mich meine Sünde kränkt,
Und ich zu ſeinem Kreuze trete;
So weis ich, daß er mein gedenkt,
Und thut, warum ich bete.

Ich weis, daß mein Erlöſer lebt,
Daß ich, erwecket aus der Erde,
Wenn er ſich zum Gericht erhebt,
Im Fleiſch ihn ſchauen werde.

Kann unſre Lieb im Glauben hier
Für den, der uns geliebt, erkalten?
Dieß iſt die Lieb, o Gott! zu dir,
Dein Wort von Herzen halten.

Erfüll mein Herz mit Dankbarkeit,
So oft ich deinen Namen nenne,
Und hilf, daß ich dich allezeit
Treu vor der Welt bekenne.

Soll ich dereinſt noch würdig ſeyn,
Um deinetwillen Schmach zu leiden:
So laß mich keine Schmach und Pein
Von deiner Liebe ſcheiden!

Und ſoll ich, Gott, nicht für und für
Des Glaubens Freudigkeit empfinden:
So wirk er doch ſein Werk in mir,
Und reinge mich von Sünden.

Hat Gott uns ſeinen Sohn geſchenkt;
(So laß mich noch im Tode denken!)
Wie ſollt uns der, der ihn geſchenkt,
Mit ihm nicht alles ſchenken!

Lied am Geburtstage.

Dir dank ich heute für mein Leben;
Am Tage, da du mirs gegeben,
Dank ich dir, Gott, dafür.
Durch freye Gnad allein bewogen,
Haſt du mich aus dem Nichts gezogen;
Durch deine Güte bin ich hier.

Du haſt mich wunderbar bereitet,
An deiner Rechten mich geleitet,
Bis dieſen Augenblick.
Du gabſt mir tauſend frohe Tage,
Verwandelteſt ſelbſt meine Klage
Und meine Leiden in mein Glück.

Ich bin der Treue zu geringe,
Mit der du, Herrſcher aller Dinge,
Stets über mich gewacht.
O Gott! damit ich glücklich werde,
Haſt du an mich, mich Staub und Erde,
Von Ewigkeit her ſchon gedacht!

Du ſahſt und hörteſt ſchon mein Sehnen,
Und zählteſt alle meine Thränen,
Eh ich bereitet war;
Und wogſt, eh ich zu ſeyn begonnte,
Eh ich zu dir noch rufen konnte,
Mir mein beſcheiden Theil ſchon dar.

Du ließt mich Gnade vor dir finden;
Und ſahſt doch alle meine Sünden
Vorher von Ewigkeit.
O welche Liebe! welch Erbarmen!
Der Herr der Welt ſorgt für mich Armen,
Und iſt ein Vater, der verzeiht.

Für alle Wunder deiner Treue,
Für alles, deſſen ich mich freue,
Lobſinget dir mein Geiſt.
Er ſelber iſt dein größt Geſchenke;
Dein iſts, daß ich durch ihn dich denke,
Und dein, daß er dich heute preiſt.

Daß du mein Leben mir gefriſtet,
Mit Stärk und Kraft mich ausgerüſtet,
Dieß, Vater, dank ich dir;
Daß du mich wunderbar geführet,
Mit deinem Geiſte mich regieret,
Dieß alles, Vater, dank ich dir.

Soll ich, o Gott! noch länger leben:
So wirſt du, was mir gut iſt, geben;
Du giebſts, ich hoff auf dich.
Dir, Gott, befehl ich Leib und Seele.
Der Herr Herr, dem ich ſie befehle,
Der ſegne und behüte mich!

Vom Worte Gottes.

Gott iſt mein Hort!
Und auf ſein Wort
Soll meine Seele trauen.
Ich wandle hier,
Mein Gott, vor dir
Im Glauben, nicht im Schauen.

Dein Wort iſt wahr;
Laß immerdar
Mich ſeine Kräfte ſchmecken.
Laß keinen Spott,
O Herr mein Gott,
Mich von dem Glauben ſchrecken!

Wo hätt ich Licht,
Wofern mich nicht
Dein Wort die Wahrheit lehrte?
Gott, ohne ſie
Verſtünd ich nie,
Wie ich dich würdig ehrte.

Dein Wort erklärt
Der Seele Werth,
Unſterblichkeit und Leben.
Zur Ewigkeit
Iſt dieſe Zeit
Von dir mir übergeben.

Dein ewger Rath,
Die Miſſethat
Der Sünder zu verſühnen;
Den kennt ich nicht,
Wär mir dieß Licht
Nicht durch dein Wort erſchienen.

Nun darf mein Herz
In Reu und Schmerz
Der Sünden nicht verzagen;
Nein du verzeihſt,
Lehrſt meinen Geiſt
Ein gläubig Abba ſagen.

Mich zu erneun,
Mich dir zu weihn,
Iſt meines Heils Geſchäffte.
Durch meine Müh
Vermag ichs nie;
Dein Wort giebt mir die Kräfte.

Herr, unſer Hort,
Laß uns dieß Wort!
Denn du haſts uns gegeben.
Es ſey mein Theil,
Es ſey mir Heil,
Und Kraft zum ewgen Leben!

Weihnachtslied.

Dieß iſt der Tag, den Gott gemacht;
Sein werd in aller Welt gedacht!
Ihn preiſe, was durch JEſum Chriſt
Im Himmel und auf Erden iſt!

Die Völker haben dein geharrt,
Bis daß die Zeit erfüllet ward;
Da ſandte Gott von ſeinem Thron
Das Heil der Welt, dich, ſeinen Sohn.

Wenn ich dieß Wunder faſſen will:
So ſteht mein Geiſt vor Ehrfurcht ſtill;
Er betet an, und er ermißt,
Daß Gottes Lieb unendlich iſt.

Damit der Sünder Gnad erhält,
Erniedrigſt du dich, Herr der Welt,
Nimmſt ſelbſt an unſrer Menſchheit Theil,
Erſcheinſt im Fleiſch, und wirſt uns Heil.

Dein König, Zion, kömmt zu dir.
„Ich komm, im Buche ſteht von mir;
„Gott, deinen Willen thu ich gern.“
Gelobt ſey, der da kömmt im Herrn!

Herr, der du Menſch gebohren wirſt,
Immanuel und Friedefürſt,
Auf den die Väter hoffend ſahn,
Dich, Gott Meſſias, bet ich an.

Du, unſer Heil und höchſtes Gut,
Vereineſt dich mit Fleiſch und Blut,
Wirſt unſer Freund und Bruder hier,
Und Gottes Kinder werden wir.

Gedanke voller Majeſtät!
Du biſt es, der das Herz erhöht.
Gedanke voller Seligkeit!
Du biſt es, der das Herz erfreut.

Durch Eines Sünde fiel die Welt.
Ein Mittler iſts, der ſie erhält.
Was zagt der Menſch, wenn der ihn ſchützt,
Der in des Vaters Schooße ſitzt?

Jauchzt, Himmel, die ihr ihn erfuhrt,
Den Tag der heiligſten Geburt;
Und Erde, die ihn heute ſieht,
Sing ihm, dem Herrn, ein neues Lied!

Dieß iſt der Tag, den Gott gemacht;
Sein werd in aller Welt gedacht!
Ihn preiſe, was durch JEſum Chriſt
Im Himmel und auf Erden iſt!

Geduld.

Geduld.

Ein Herz, o Gott! in Leid und Kreuz geduldig,
Das bin ich dir und meinem Heile ſchuldig.
Laß mich die Pflicht, die wir ſo oft vergeſſen,
Täglich ermeſſen.

Bin ich nicht Staub, wie alle meine Väter?
Bin ich vor dir, Herr, nicht ein Uebertreter?
Thu ich zu viel, wenn ich die ſchweren Tage
Standhaft ertrage?

Wie oft, o Gott! wenn wir das Böſe dulden,
Erdulden wir nur unſrer Thorheit Schulden,
Und nennen Lohn, den wir verdient bekommen,
Trübſal der Frommen!

Iſt Dürftigkeit, in der die Trägen klagen,
Sind Haß und Pein, die Stolz und Wolluſt tragen,
Des Schwelgers Schmerz, des Neids vermißte Freuden,
Chriſtliches Leiden?

Iſt deren Quaal, die deinen Rath verachtet,
Nach Gottesfurcht und Glauben nie getrachtet,
Und die ſich itzt in finſtrer Schwermuth quälen,
Prüfung der Seelen?

Doch ſelbſt, o Gott, in Strafen unſrer Sünden
Läßt du den Weg zu unſerm Heil uns finden,
Wenn wir ſie uns, die Miſſethat zu haſſen,
Züchtigen laſſen.

Jag ich nur nach dem Frieden im Gewiſſen:
Wird alles mir zum Beſten dienen müſſen.
Du, Herr, regierſt, und ewig wirkt dein Wille
Gutes die Fülle.

Ich bin ein Gaſt und Pilger auf der Erden,
Nicht hier, erſt dort, dort ſoll ich glücklich werden;
Und gegen euch, was ſind, ihr ewgen Freuden,
Dieſer Zeit Leiden?

Wenn ich nur nicht mein Elend ſelbſt verſchulde;
Wenn ich als Menſch, als Chriſt, hier leid und dulde:
So kann ich mich der Hülfe der Erlöſten
Sicher getröſten.

Ich bin ein Menſch, und Leiden müſſen kränken;
Doch in der Noth an ſeinen Schöpfer denken,
Und ihm vertraun, dieß ſtärket unſre Herzen
Mitten in Schmerzen.

Schau über dich! Wer trägt der Himmel Heere?
Merk auf! Wer ſpricht: Bis hieher! zu dem Meere?
Iſt er nicht auch dein Helfer und Berather,
Ewig dein Vater?

Willſt du ſo viel, als der Allweiſe, wiſſen?
Itzt weiſt du nicht, warum du leiden müſſen;
Allein du wirſt, was ſeine Wege waren,
Nachmals erfahren.

Er züchtigt uns, damit wir zu ihm nahen,
Die Heiligung des Geiſtes zu empfahen,
Und mit dem Troſt der Hülfe, die wir merken,
Andre zu ſtärken.

Das Kreuz des Herrn wirkt Weisheit und Erfahrung;
Erfahrung giebt dem Glauben Muth und Nahrung.
Ein ſtarkes Herz ſteht in der Noth noch feſte.
Hoffe das Beſte!

Gottes Macht und Vorſehung.

Gott iſt mein Lied!
Er iſt der Gott der Stärke;
Hehr iſt ſein Nam, und groß ſind ſeine Werke,
Und alle Himmel ſein Gebiet.

Er will und ſprichts;
So ſind und leben Welten.
Und er gebeut; ſo fallen durch ſein Schelten
Die Himmel wieder in ihr Nichts.

Licht iſt ſein Kleid,
Und ſeine Wahl das Beſte;
Er herrſcht als Gott, und ſeines Thrones Feſte
Iſt Wahrheit und Gerechtigkeit.

Unendlich reich,
Ein Meer von Seligkeiten,
Ohn Anfang Gott, und Gott in ewgen Zeiten!
Herr aller Welt, wer iſt dir gleich?

Was iſt und war,
In Himmel, Erd und Meere,
Das kennet Gott, und ſeiner Werke Heere
Sind ewig vor ihm offenbar.

Er iſt um mich,
Schafft, daß ich ſicher ruhe;
Er ſchafft, was ich vor oder nachmals thue,
Und er erforſchet mich und dich.

Er iſt dir nah,
Du ſitzeſt oder geheſt;
Ob du ans Meer, ob du gen Himmel flöheſt:
So iſt er allenthalben da.

Er kennt mein Flehn
Und allen Rath der Seele.
Er weis, wie oft ich Gutes thu und fehle,
Und eilt, mir gnädig beyzuſtehn.

Er wog mir dar,
Was er mir geben wollte,
Schrieb auf ſein Buch, wie lang ich leben ſollte,
Da ich noch unbereitet war.

Nichts, nichts iſt mein,
Das Gott nicht angehöre.
Herr, immerdar ſoll deines Namens Ehre,
Dein Lob in meinem Munde ſeyn!

Wer kann die Pracht
Von deinen Wundern faſſen?
Ein jeder Staub, den du haſt werden laſſen,
Verkündigt ſeines Schöpfers Macht.

Der kleinſte Halm
Iſt deiner Weisheit Spiegel.
Du, Luft und Meer, ihr Auen, Thal und Hügel,
Ihr ſeyd ſein Loblied und ſein Pſalm!

Du tränkſt das Land,
Führſt uns auf grüne Weiden;
Und Nacht und Tag, und Korn und Wein und Freuden
Empfangen wir aus deiner Hand.

Kein Sperling fällt,
Herr, ohne deinen Willen;
Sollt ich mein Herz nicht mit dem Troſte ſtillen,
Daß deine Hand mein Leben hält?

Iſt Gott mein Schutz,
Will Gott mein Retter werden:
So frag ich nichts nach Himmel und nach Erden,
Und biete ſelbſt der Hölle Trutz.

Die Liebe des Nächſten.

So jemand ſpricht: Ich liebe Gott!
Und haßt doch ſeine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott,
Und reißt ſie ganz darnieder.
Gott iſt die Lieb, und will, daß ich
Den Nächſten liebe, gleich als mich.

Wer dieſer Erden Güter hat,
Und ſieht die Brüder leiden,
Und macht den Hungrigen nicht ſatt,
Läßt Nackende nicht kleiden;
Der iſt ein Feind der erſten Pflicht,
Und hat die Liebe Gottes nicht.

Wer ſeines Nächſten Ehre ſchmäht,
Und gern ſie ſchmähen höret.
Sich freut, wenn ſich ſein Feind vergeht,
Und nichts zum Beſten kehret;
Nicht dem Verleumder widerſpricht;
Der liebt auch ſeinen Bruder nicht.

Wer zwar mit Rath, mit Troſt und Schutz
Den Nächſten unterſtützet,
Doch nur aus Stolz, aus Eigennutz,
Aus Weichlichkeit ihm nützet;
Nicht aus Gehorſam, nicht aus Pflicht;
Der liebt auch ſeinen Nächſten nicht.

Wer harret, bis ihn anzuflehn,
Ein Dürftger erſt erſcheinet,
Nicht eilt, dem Frommen beyzuſtehn,
Der im Verborgnen weinet;
Nicht gütig forſcht, obs ihm gebricht;
Der liebt auch ſeinen Nächſten nicht.

Wer Andre, wenn er ſie beſchirmt,
Mit Härt und Vorwurf quälet,
Und ohne Nachſicht ſtraft und ſtürmt,
So bald ſein Nächſter fehlet;
Wie bleibt bey ſeinem Ungeſtüm
Die Liebe Gottes wohl in ihm?

Wer für der Armen Heil und Zucht
Mit Rath und That nicht wachet,
Dem Uebel nicht zu wehren ſucht,
Das oft ſie dürftig machet;
Nur ſorglos ihnen Gaben giebt;
Der hat ſie wenig noch geliebt.

Wahr iſt es, du vermagſt es nicht,
Stets durch die That zu lieben.
Doch biſt du nur geneigt, die Pflicht
Getreulich auszuüben,
Und wünſcheſt dir die Kraft dazu,
Und ſorgſt dafür: ſo liebeſt du.

Ermattet dieſer Trieb in dir:
So ſuch ihn zu beleben.
Sprich oft: Gott iſt die Lieb, und mir
Hat er ſein Bild gegeben.
Denk oft: Gott, was ich bin, iſt dein;
Sollt ich, gleich dir, nicht gütig ſeyn?

Wir haben Einen Gott und Herrn,
Sind Eines Leibes Glieder;
Drum diene deinem Nächſten gern;
Denn wir ſind alle Brüder.
Gott ſchuf die Welt nicht bloß für mich;
Mein Nächſter iſt ſein Kind, wie ich.

Ein Heil iſt unſer aller Gut.
Ich ſollte Brüder haſſen,
Die Gott durch ſeines Sohnes Blut
So hoch erkaufen laſſen?
Daß Gott mich ſchuf, und mich verſühnt,
Hab ich dieß mehr, als ſie, verdient?

Du ſchenkſt mir täglich ſo viel Schuld,
Du Herr von meinen Tagen!
Ich aber ſollte nicht Geduld
Mit meinen Brüdern tragen?
Dem nicht verzeihn, dem du vergiebſt,
Und den nicht lieben, den du liebſt?

Was ich den Frommen hier gethan,
Dem Kleinſten auch von dieſen,
Das ſieht Er, mein Erlöſer, an,
Als hätt ichs ihm erwieſen.
Und ich, ich ſollt ein Menſch noch ſeyn,
Und Gott in Brüdern nicht erfreun?

Ein unbarmherziges Gericht
Wird über den ergehen,
Der nicht barmherzig iſt, der nicht
Die rettet, die ihn flehen.
Drum gieb mir, Gott! durch deinen Geiſt
Ein Herz, das dich durch Liebe preiſt.

Abendlied.

Für alle Güte ſey gepreiſt,
Gott Vater, Sohn und heilger Geiſt!
Ihr bin ich zu geringe.
Vernimm den Dank,
Den Lobgeſang,
Den ich dir kindlich ſinge.

Du nahmſt dich meiner herzlich an,
Haſt Großes heut an mir gethan,
Mir mein Gebet gewähret;
Haſt väterlich
Mein Haus und mich
Beſchützet und genähret.

Herr, was ich bin, iſt dein Geſchenk;
Der Geiſt, mit dem ich dein gedenk,
Ein ruhiges Gemüthe;
Was ich vermag
Bis dieſen Tag,
Iſt alles deine Güte.

Sey auch, nach deiner Lieb und Macht,
Mein Schutz und Schirm in dieſer Nacht;
Vergieb mir meine Sünden.
Und kömmt mein Tod,
Herr Zebaoth,
So laß mich Gnade finden.

Auf die Himmelfahrt des Erlöſers.

Jauchzt, ihr Erlöſten, dem Herrn! Er hat ſein Werk vollendet;
Deß müſſe ſich der Erdkreis freun!
Er fährt verkläret hinauf zu dem, der ihn geſendet,
Und nimmt die Himmel wieder ein.

Der Herr, nachdem er das Heil und unvergänglich Leben
Auf Erden an das Licht gebracht,
Den Weg zu Gott uns gelehrt, ſich ſelbſt für uns gegeben,
Fährt auf zur Rechten ſeiner Macht.

Sein, ſein iſt alle Gewalt im Himmel und auf Erden,
Und uns hat er das Heil verdient.
Wer ſein Wort gläubet und hält, ſoll nicht verloren werden;
Er hat die Welt mit Gott verſühnt.

Hoch über alle Vernunft beſiegt er ihr Verderben,
Und ſeine Lieb ermüdet nie.
Ein unvergängliches Glück den Menſchen zu erwerben,
So heiligt er ſich ſelbſt für ſie.

Jauchzt, ihr Gerechten, dem Herrn, und preiſet ſeinen Namen!
Ihm danken, das iſt unſre Pflicht.
Wir ſind glückſelig in ihm. Sein Wort iſt Ja und Amen;
Und Gott iſt unſre Zuverſicht.

Preiſt, ihr Erlöſten, den Herrn, und rühmet all, ihr Frommen!
Er fährt gen Himmel, als ein Held,
In Wolken fährt er hinauf; ſo wird er wiederkommen,
Ein Herr und Richter aller Welt.

Dieß iſt des Gläubigen Troſt, verklärt ihn einſt zu ſchauen,
Und ſeiner Liebe ſich zu freun.
Dieß iſt des Gläubigen Pflicht, ihm ewig zu vertrauen,
Und ſich durch Tugend ihm zu weihn.

Wer des Erlöſers ſich ſchämt, deß wird auch er ſich ſchämen;
Den wieder ehren, der ihn ehrt.
Laß uns das Leben von dir und Gnad um Gnade nehmen,
Herr, deſſen Herrſchaft ewig währt!

Ich bin ein irrendes Schaf, du weiſeſt mich zu rechte,
Und leiteſt mich nach deinem Rath;
Machſt mich vom Knechte der Welt zu einem deiner Knechte,
Und tilgeſt meine Miſſethat.

Was iſt die Hoheit der Welt? Sie rührt den Chriſten wenig.
Du kleideſt ihn mit Ruhm und Pracht.
Was iſt die Hoheit der Welt? Zum Prieſter und zum König
Bin ich durch dich vor Gott gemacht.

Dank ſey dem Heiland der Welt! Er hat ſein Werk vollführet.
Frohlock ihm, Volk der Chriſtenheit!
Er ſitzt zur Rechten des Herrn. Er lebet und regieret
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Am Communiontage.

Ich komme, Herr, und ſuche dich,
Mühſelig und beladen.
Gott, mein Erbarmer, würdge mich
Des Wunders deiner Gnaden.
Ich liege hier vor deinem Thron,
Sohn Gottes und des Menſchen Sohn,
Mich deiner zu getröſten.
Ich fühle meiner Sünden Müh;
Ich ſuche Ruh, und finde ſie
Im Glauben der Erlöſten.

Dich bet ich zuverſichtlich an,
Du biſt das Heil der Sünder.
Du haſt die Handſchrift abgethan,
Und wir ſind Gottes Kinder.
Ich denk an deines Leidens Macht,
Und an dein Wort: Es iſt vollbracht!
Du haſt mein Heil verdienet.
Du haſt für mich dich dargeſtellt.
Gott war in dir, und hat die Welt
In dir mit ſich verſühnet.

So freue dich, mein Herz, in mir!
Er tilget deine Sünden,
Und läßt an ſeiner Tafel hier
Dich Gnad um Gnade finden.
Du rufſt, und er erhört dich ſchon,
Spricht liebreich: Sey getroſt, mein Sohn!

Die Schuld iſt dir vergeben.
Du biſt in meinen Tod getauft,
Und du wirſt dem, der dich erkauft,
Von ganzem Herzen leben.

Dein iſt das Glück der Seligkeit;
Bewahr es hier im Glauben,
Und laß durch keine Sicherheit
Dir deine Krone rauben.
Sieh, ich vereine mich mit dir;
Ich bin der Weinſtock, bleib an mir:
So wirſt du Früchte bringen.
Ich helfe dir, ich ſtärke dich;
Und durch die Liebe gegen mich
Wird dir der Sieg gelingen.

Ja, Herr, mein Glück iſt dein Gebot;
Ich will es treu erfüllen,
Und bitte dich, durch deinen Tod,
Um Kraft zu meinem Willen.
Laß mich von nun an würdig ſeyn,
Mein ganzes Herz dir, Herr, zu weihn,
Und deinen Tod zu preiſen.
Laß mich den Ernſt der Heiligung
Durch eine wahre Beſſerung
Mir und der Welt beweiſen!

Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande.

Du klagſt, und fühleſt die Beſchwerden
Des Stands, in dem du dürftig lebſt;
Du ſtrebeſt, glücklicher zu werden,
Und ſiehſt, daß du vergebens ſtrebſt.

Ja, klage! Gott erlaubt die Zähren;
Doch denk im Klagen auch zurück.
Iſt denn das Glück, das wir begehren,
Für uns auch ſtets ein wahres Glück?

Nie ſchenkt der Stand, nie ſchenken Güter
Dem Menſchen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüther
Iſt Tugend und Genügſamkeit.

Genieße, was dir Gott beſchieden,
Entbehre gern, was du nicht haſt.
Ein jeder Stand hat ſeinen Frieden,
Ein jeder Stand auch ſeine Laſt.

Gott iſt der Herr, und ſeinen Segen
Vertheilt er ſtets mit weiſer Hand;
Nicht ſo, wie wirs zu wünſchen pflegen,
Doch ſo, wie ers uns heilſam fand.

Willſt du zu denken dich erkühnen,
Daß ſeine Liebe dich vergißt?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns ſchädlich iſt.

Verzehre nicht des Lebens Kräfte
In träger Unzufriedenheit;
Beſorge deines Stands Geſchäffte,
Und nütze deine Lebenszeit.

Bey Pflicht und Fleiß ſich Gott ergeben,
Ein ewig Glück in Hoffnung ſehn,
Dieß iſt der Weg zu Ruh und Leben.
Herr, lehre dieſen Weg mich gehn!

Vom Tode.

Meine Lebenszeit verſtreicht,
Stündlich eil ich zu dem Grabe;
Und was iſts, das ich vielleicht,
Das ich noch zu leben habe?
Denk, o Menſch! an deinen Tod.
Säume nicht; denn Eins iſt noth.

Lebe, wie du, wenn du ſtirbſt,
Wünſchen wirſt, gelebt zu haben.
Güter, die du hier erwirbſt,
Würden, die dir Menſchen gaben;
Nichts wird dich im Tod erfreun;
Dieſe Güter ſind nicht dein.

Nur ein Herz, das Gutes liebt,
Nur ein ruhiges Gewiſſen,
Das vor Gott dir Zeugniß giebt,
Wird dir deinen Tod verſüſſen;
Dieſes Herz, von Gott erneut,
Iſt des Todes Freudigkeit.

Wenn in deiner letzten Noth
Freunde hülflos um dich beben:
Dann wird über Welt und Tod
Dich dieß reine Herz erheben;
Dann erſchreckt dich kein Gericht;
Gott iſt deine Zuverſicht.

Daß du dieſes Herz erwirbſt,
Fürchte Gott, und bet und wache.
Sorge nicht, wie früh du ſtirbſt;
Deine Zeit iſt Gottes Sache.
Lern nicht nur den Tod nicht ſcheun,
Lern auch ſeiner dich erfreun.

Ueberwind ihn durch Vertraun,
Sprich: Ich weis, an wen ich gläube,
Und ich weis, ich werd ihn ſchaun
Einſt in dieſem meinem Leibe.
Er, der rief: Es iſt vollbracht!
Nahm dem Tode ſeine Macht.

Tritt im Geiſt zum Grab oft hin,
Siehe dein Gebein verſenken;
Sprich: Herr, daß ich Erde bin,
Lehre du mich ſelbſt bedenken;
Lehre du michs jeden Tag,
Daß ich weiſer werden mag!

Wider den Aufſchub der Bekehrung.

Willſt du die Buße noch, die Gott gebeut, verſchieben:
So ſchändeſt du ſein Wort, und mußt dich ſelbſt nicht lieben.
Iſt deine Beſſerung nicht deiner Seele Glück?
Und wer verſchiebt ſein Heil gern einen Augenblick?

Allein wie ſchwer iſts nicht, ſein eigen Herz bekämpfen,
Begierden widerſtehn, und ſeine Lüſte dämpfen?
Ja, Sünder, es iſt ſchwer; allein zu deiner Ruh
Iſt dieß der einzge Weg. Und dem entſageſt du?

Iſt deine Pflicht von Gott, wie kannſt du ſie vergeſſen?
Nach deinen Kräften ſelbſt hat er ſie abgemeſſen.
Was weigerſt du dich noch? Iſt Gott denn ein Tyrann,
Der mehr von mir verlangt, als ich ihm leiſten kann?

Sprich ſelbſt: gewinnet Gott, wenn ich ihm kindlich diene,
Und, ſeiner werth zu ſeyn, im Glauben mich erkühne?
Wenn du die Tugend übſt, die Gott, dein Herr gebeut,
Wem dienſt du? Ringſt du nicht nach deiner Seligkeit?

Was weigerſt du dich noch, das Laſter zu verlaſſen?
Weil es dein Unglück iſt, befiehlt es Gott zu haſſen.
Was weigerſt du dich noch, der Tugend Freund zu ſeyn?
Weil ſie dich glücklich macht, befiehlt ſie Gott allein.

Gott beut die Kraft dir an, das Gute zu vollbringen.
Soll er durch Allmacht dich, ihm zu gehorchen, zwingen?
Er gab dir die Vernunft; und du verleugneſt ſie?
Er ſendet dir ſein Wort; und du gehorchſt ihm nie?

Sprich nicht: Gott kennt mein Herz; ich hab es ihm verheißen,
Mich noch dereinſt, mich bald vom Laſter loszureißen;
Itzt iſt dieß Werk zu ſchwer. Doch dieſe Schwierigkeit,
Die heute dich erſchreckt, wächſt ſie nicht durch die Zeit?

Je öfter du vollbringſt, was Fleiſch und Blut befohlen,
Je ſtärker wird der Hang, die That zu wiederholen.
Scheuſt du dich heute nicht, des Höchſten Feind zu ſeyn:
Um wie viel weniger wirſt du dich morgen ſcheun!

Iſt denn die Buß ein Werk von wenig Augenblicken?
Kann dich kein ſchneller Tod der Welt noch heut entrücken?
Iſt ein Geſchrey zu Gott, ein Wunſch nach Beſſerung,
Und Angſt und Miſſethat, die wahre Heiligung?

Iſts gnug zur Seligkeit, des Glückes der Erlöſten,
Wenn uns der Tod ergreift, ſich ſicher zu getröſten:
Iſt das Bekenntniß gnug, daß uns die Sünde reut:
So iſt kein leichter Werk, als deine Seligkeit.

Doch fordert Gott von uns die Reinigkeit der Seelen;
Iſt keine Seele rein, der Glaub und Liebe fehlen;
Iſt dieſes dein Beruf, Gott dienen, den du liebſt:
So zittre vor dir ſelbſt, wenn du dieß Werk verſchiebſt.

Der Glaube heiligt dich. Iſt dieſer dein Geſchäffte?
Nein, Menſch! Und du verſchmähſt des Geiſtes Gottes Kräfte?
Erſchreckt dich nicht ſein Wort? Giebt in verkehrten Sinn
Den Sünder, der beharrt, nicht Gott zuletzt dahin?

Hat Chriſtus uns erlöſt, damit wir Sünder bleiben,
Und, ſicher durch ſein Blut, das Laſter höher treiben?
Gebeut uns Chriſti Wort nicht Tugend, Recht und Pflicht:
So iſt es nicht von Gott. Gott widerſpricht ſich nicht.

Noch heute, weil du lebſt, und ſeine Stimme höreſt,
Noch heute ſchicke dich, daß du vom Böſen kehreſt.
Begegne deinem Gott, willſt du zu deiner Pein
Dein hier verſäumtes Glück nicht ewig noch bereun.

Entſchließe dich beherzt, dich ſelber zu beſiegen;
Der Sieg, ſo ſchwer er iſt, bringt göttliches Vergnügen.
Was zagſt du? Geht er gleich im Anfang langſam fort:
Sey wacker! Gott iſt nah, und ſtärkt dich durch ſein Wort.

Ruf ihn in Demuth an; er tilget deine Sünden.
Und läßt dich ſein Geſetz erſt ihren Fluch empfinden:
So widerſtreb ihm nicht; denn Gottes Traurigkeit
Wirkt eine Reu in dir, die niemals dich gereut.

So ſüß ein Laſter iſt, ſo giebts doch keinen Frieden.
Der Tugend nur allein hat Gott dieß Glück beſchieden.
Ein Menſch, der Gott gehorcht, erwählt das beſte Theil;
Ein Menſch, der Gott verläßt, verläßt ſein eignes Heil.

Die Buße führt dich nicht in eine Welt voll Leiden;
Gott kennt und liebt dein Glück; ſie führt zu deinen Freuden;
Macht deine Seele rein, füllt dich mit Zuverſicht,
Giebt Weisheit und Verſtand, und Muth zu deiner Pflicht.

Sprich ſelbſt: Iſt dieß kein Glück, mit ruhigem Gewiſſen
Die Güter dieſer Welt, des Lebens Glück genieſſen,
Und mäßig und gerecht in dem Genuſſe ſeyn,
Und ſich der Seligkeit ſchon hier im Glauben freun?

Bußlied.

An dir allein, an dir hab ich geſündigt,
Und übel oft vor dir gethan.
Du ſiehſt die Schuld, die mir den Fluch verkündigt;
Sieh, Gott, auch meinen Jammer an,

Dir iſt mein Flehn, mein Seufzen nicht verborgen,
Und meine Thränen ſind vor dir.
Ach Gott, mein Gott, wie lange ſoll ich ſorgen?
Wie lang entfernſt du dich von mir?

Herr, handle nicht mit mir nach meinen Sünden,
Vergilt mir nicht nach meiner Schuld.
Ich ſuche dich; laß mich dein Antlitz finden,
Du Gott der Langmuth und Geduld.

Früh wollſt du mich mit deiner Gnade füllen,
Gott, Vater der Barmherzigkeit.
Erfreue mich um deines Namens willen;
Du biſt ein Got, der gern erfreut.

Laß deinen Weg mich wieder freudig wallen,
Und lehre mich dein heilig Recht,
Mich täglich thun nach deinem Wohlgefallen;
Du biſt mein Gott, ich bin dein Knecht.

Herr, eile du, mein Schutz, mir beyzuſtehen,
Und leite mich auf ebner Bahn.
Er hört mein Schreyn, der Herr erhört mein Flehen.
Und nimmt ſich meiner Seelen an.

Die Liebe der Feinde.

Nie will ich dem zu ſchaden ſuchen,
Der mir zu ſchaden ſucht.
Nie will ich meinem Feinde fluchen,
Wenn er aus Haß mir flucht.

Mit Güte will ich ihm begegnen,
Nicht drohen, wenn er droht.
Wenn er mich ſchilt, will ich ihn ſegnen;
Dieß iſt des Herrn Gebot.

Er, der von keiner Sünde wußte,
Vergalt die Schmach mit Huld,
Und litt, ſo viel er leiden mußte,
Mit Sanftmuth und Geduld.

Will ich, ſein Jünger, wiederſchelten,
Da er nicht wiederſchalt?
Mit Liebe nicht den Haß vergelten,
Wie er den Haß vergalt?

Wahr iſts, Verleumdung dulden müſſen,
Iſt eine ſchwere Pflicht.
Doch ſelig, wenn ein gut Gewiſſen
Zu unſrer Ehre ſpricht!

Dieß will ich deſto mehr bewahren;
So beſſert mich mein Feind,
Und lehrt mich, weiſer nur verfahren,
Indem ers böſe meynt.

Ich will mich vor den Fehlern hüten,
Die er von mir erſann;
Und auch die Fehler mir verbieten,
Die er nicht wiſſen kann.

So will ich mich durch Sanftmuth rächen,
An ihm das Gute ſehn,
Und dieſes Gute von ihm ſprechen;
Wie könnt er länger ſchmähn!

In ſeinem Haß ihn zu ermüden,
Will ich ihm gern verzeihn,
Und als ein Chriſt bereit zum Frieden,
Bereit zu Dienſten ſeyn.

Und wird er, mich zu untertreten,
Durch Güte mehr erhitzt:
Will ich im Stillen für ihn beten,
Und Gott vertraun; Gott ſchützt.

Demuth.

Herr! lehre mich, wenn ich der Tugend diene,
Daß nicht mein Herz des Stolzes ſich erkühne,
Und nicht auf ſie vermeſſen ſey.
Herr! lehre mich, wie oft ich fehle, merken.
Was iſt der Menſch bey ſeinen beſten Werken?
Wenn ſind ſie von Gebrechen frey?

Wie oft fehlt mir zum Guten ſelbſt der Wille!
Wie oft, wenn ich auch dein Gebot erfülle,
Erfüll ichs minder, als ich ſoll!
Sind Lieb und Furcht ſtets die Bewegungsgründe
Der guten That, der unterlaßnen Sünde?
Und iſt mein Herz des Eifers voll?

Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend,
Gedenke nicht der unvollkommnen Tugend
Der reifern Jahre meiner Zeit.
Wenn ich noch oft aus Stolz nach Tugend ſtrebe,
Aus Menſchenfurcht mich Laſtern nicht ergebe;
Was iſt denn meine Frömmigkeit?

Wenn ich den Geiz aus Furcht der Schande fliehe,
Aus Weichlichkeit mich wohlzuthun bemühe,
Und mäßig bin, geſund zu ſeyn;
Wenn ich die Rach aus Eigennutze haſſe,
Der Ehrſucht Pfad aus Trägheit nur verlaſſe;
Was iſt an dieſer Tugend mein?

Und Gott, wie oft ſind unſre beſten Triebe
Nicht Frömmigkeit, nicht Früchte deiner Liebe,

Nur Früchte der Natur und Zeit!
Wenn fühlen wir der Tugend ganze Würde?
Wenn iſt dein Joch uns eine leichte Bürde,
Und dein Gebot Zufriedenheit?
Doch, Herr, mein Gott! wenn auch zu deiner Ehre
Mein Herze rein, rein meine Tugend wäre;
Weß iſt denn dieſes Eigenthum?
Wer ließ mich früh zur Tugend unterrichten,
Mein Glück mich ſehn in meines Lebens Pflichten,
Und im Gehorſam meinen Ruhm?
Wer gab mir Muth, Herr, dein Gebot zu lieben?
Wer gab mir Kraft, es freudig auszuüben,
Und in Verſuchung Schild und Sieg?
Weß iſt der Quell, der mich mit Weisheit tränkte?
Und weß der Freund, der mich zum Guten lenkte,
Und mir den Fehler nicht verſchwieg?
Du triebſt mich an, daß ich das Gute wählte,
Und riefſt mich oft, wenn ich des Wegs verfehlte,
Durch Stimmen deines Geiſts zurück;
Zogſt mich durch Kreuz, durch Wohlthat auch, von Sünden,
Ließt, wenn ich rief, mich wieder Gnade finden,
Und gabſt zu meiner Beßrung Glück.
Was iſt der Menſch, daß du, Gott, ſein gedenkeſt,
Gerechtigkeit in deinem Sohn ihm ſchenkeſt,
Und zur Belohnung ſelbſt ein Recht?
Und wenn ich nun, durch deines Geiſtes Gabe,
Des Glaubens Kraft, und alle Werke habe,
Wer bin ich? Ein unnützer Knecht.

Weih-

Weihnachtslied.

Auf, ſchicke dich,
Recht feyerlich
Des Heilands Feſt mit Danken zu begehen!
Lieb iſt der Dank,
Der Lobgeſang,
Durch den wir ihn, den Gott der Lieb, erhöhen.

Sprich dankbar froh:
Alſo, alſo
Hat Gott die Welt in ſeinem Sohn geliebet!
O, wer bin ich,
Herr, daß du mich
So herrlich hoch in deinem Sohn geliebet?

Er, unſer Freund,
Mit uns vereint,
Zur Zeit, da wir noch ſeine Feinde waren;
Er wird uns gleich,
Um Gottes Reich
Und ſeine Lieb im Fleiſch zu offenbaren.

An ihm nimm Theil,
Er iſt das Heil;
Thu täglich Buß und gläub an ſeinen Namen.
Der ehrt ihn nicht,
Wer Herr, Herr, ſpricht,
Und doch nicht ſucht ſein Beyſpiel nachzuahmen.

Aus Dank will ich
In Brüdern dich,
Dich, Gottesſohn, bekleiden, ſpeiſen, tränken;
Der Frommen Herz
In ihrem Schmerz
Mit Troſt erfreun, und dein dabey gedenken.

Rath, Kraft und Held,
Durch den die Welt
Und alles iſt, im Himmel und auf Erden!
Die Chriſtenheit
Preiſt dich erfreut,
Und aller Knie ſoll dir gebeuget werden.

Erhebt den Herrn!
Er hilft uns gern,
Und wer ihn ſucht, den wird ſein Name tröſten.
Alleluja!
Alleluja!
Freut euch des Herrn, und jauchzt ihm, ihr Erlöſten!

Das Glück eines guten Gewiſſens.

Beſitz ich nur
Ein ruhiges Gewiſſen:
So iſt für mich, wenn Andre zagen müſſen,
Nichts ſchreckliches in der Natur.

Dieß ſey mein Theil!
Dieß ſoll mir Niemand rauben.
Ein reines Herz von ungefärbtem Glauben,
Der Friede Gottes nur iſt Heil.

Welch ein Gewinn,
Wenn meine Sünde ſchweiget;
Wenn Gottes Geiſt in meinem Geiſte zeuget,
Daß ich ſein Kind und Erbe bin!

Und dieſe Ruh,
Den Troſt in unſerm Leben,
Sollt ich für Luſt, für Luſt der Sinne geben?
Dieß laſſe Gottes Geiſt nicht zu!

In jene Pein,
Mich ſelber zu verklagen,
Der Sünde Fluch mit mir umher zu tragen;
In dieſe ſtürzt ich mich hinein?

Laß auch die Pflicht,
Dich ſelber zu beſiegen,
Die ſchwerſte ſeyn! Sie iſts; doch welch Vergnügen
Wird ſie nach der Vollbringung nicht!

Welch Glück! zu ſich
Mit Wahrheit ſagen können:
Ich fühlt in mir des Böſen Luſt entbrennen;
Doch, Dank ſey Gott! ich ſchützte mich.

Und welch Gericht!
Selbſt zu ſich ſagen müſſen:
Ich konnte mir den Weg zum Fall verſchlieſſen;
Und doch verſchloß ich mir ihn nicht.

Was kann im Glück
Den Werth des Glücks erhöhen?
Ein ruhig Herz verſüßt im Wohlergehen
Dir jeden frohen Augenblick.

Was kann im Schmerz
Den Schmerz der Leiden ſtillen;
Im ſchwerſten Kreuz mit Freuden dich erfüllen?
Ein in dem Herrn zufriednes Herz.

Was giebt dir Muth,
Die Güter zu verachten,
Wornach mit Angſt die niedern Seelen trachten?
Ein ruhig Herz, dieß größre Gut.

Was iſt der Spott,
Den ein Gerechter leidet?
Sein wahrer Ruhm! Denn wer das Böſe meidet,
Das Gute thut, hat Ruhm bey Gott.

Im Herzen rein,
Hinauf gen Himmel ſchauen,
Und ſagen: Gott! du Gott, biſt mein Vertrauen!
Welch Glück, o Menſch, kann größer ſeyn?

Sieh, alles weicht,
Bald wirſt du ſterben müſſen.
Was wird alsdann dir deinen Tod verſüſſen?
Ein gut Gewiſſen macht ihn leicht.

Heil dir, o Chriſt!
Der dieſe Ruh empfindet,
Und der ſein Glück auf das Bewußtſeyn gründet,
Daß nichts verdammlichs an ihm iſt!

Laß Erd und Welt,
So kann der Fromme ſprechen,
Laß unter mir den Bau der Erde brechen!
Gott iſt es, deſſen Hand mich hält.

Verſicherung der Gnade Gottes.

So hoff ich denn mit feſtem Muth
Auf Gottes Gnad und Chriſti Blut;
Ich hoff ein ewig Leben.
Gott iſt ein Vater, der verzeiht,
Hat mir das Recht zur Seligkeit
In ſeinem Sohn gegeben.

Herr, welch ein unausſprechlich Heil,
An dir, an deiner Gnade Theil,
Theil an dem Himmel haben;
Im Herzen durch den Glauben rein,
Dich lieben, und verſichert ſeyn
Von deines Geiſtes Gaben!

Dein Wort, das Wort der Seligkeit,
Wirkt göttliche Zufriedenheit,
Wenn wir es treu bewahren.
Es ſpricht uns Troſt im Elend zu,
Verſüßet uns des Lebens Ruh,
Und ſtärkt uns in Gefahren.

Erhalte mir, o Herr, mein Hort!
Den Glauben an dein göttlich Wort,
Um deines Namens willen;
Laß ihn mein Licht auf Erden ſeyn,
Ihn täglich mehr mein Herz erneun,
Und mich mit Troſt erfüllen!

Ermunterung die Schrift zu leſen.

Soll dein verderbtes Herz zur Heiligung geneſen,
Chriſt, ſo verſäume nicht, das Wort des Herrn zu leſen;
Bedenke, daß dieß Wort das Heil der ganzen Welt,
Den Rath der Seligkeit, den Geiſt aus Gott enthält.

Merk auf, als ob dir Gott, dein Gott, gerufen hätte;
Merk auf, als ob er ſelbſt zu dir vom Himmel redte!
So lies; mit Ehrfurcht lies, mit Luſt und mit Vertraun,
Und mit dem frommen Ernſt, in Gott dich zu erbaun.

Sprich fromm: O Gott! vor dem ich meine Hände falte,
Gieb, daß ich dein Gebot für dein Wort ewig halte;
Und laß mich deinen Rath empfindungsvoll verſtehn,
Die Wunder am Geſetz, am Wort vom Kreuze ſehn!

Er, aller Wahrheit Gott, kann dich nicht irren laſſen.
Lies, Chriſt, ſein heilig Buch, lies oft; du wirſt es faſſen,
So viel dein Heil verlangt. Gott iſts, der Weisheit giebt,
Wenn man ſie redlich ſucht und aus Gewiſſen liebt.

Lies, frey von Leidenſchaft und ledig von Geſchäfften,
Und ſammle deinen Geiſt mit allen ſeinen Kräften.
Der beſte Theil des Tags, des Morgens Heiterkeit,
Und dann der Tag des Herrn, der ſey der Schrift geweiht.

Rührt dich ein ſtarker Spruch: ſo ruf ihn, dir zum Glücke,
Des Tags oft in dein Herz, im Stillen oft, zurücke;
Empfinde ſeinen Geiſt, und ſtärke dich durch ihn
Zum wahren Edelmuth, das Gute zu vollziehn.

Um tugendhaft zu ſeyn, dazu ſind wir auf Erden.
Thu, was die Schrift gebeut; dann wirſt du inne werden,
Die Lehre ſey von Gott, die dir verkündigt iſt,
Und dann das Wort verſtehn, dem du gehorſam biſt.

Spricht ſie geheimnißvoll: ſo laß dich dieß nicht ſchrecken.
Ein endlicher Verſtand kann Gott nie ganz entdecken;
Gott bleibt unendlich hoch. Wenn er ſich dir erklärt:
So glaube, was er ſpricht, nicht was dein Witz begehrt.

Sich ſeines ſchwachen Lichts bey Gottes Licht nicht ſchämen,
Iſt Ruhm; und die Vernunft alsdann gefangen nehmen,
Wenn Gott ſich offenbart, iſt der Geſchöpfe Pflicht;
Und weiſe Demuth iſts, das glauben, was Gott ſpricht.

Drum laß dich, frommer Chriſt, durch keine Zweifel kränken.
Hier biſt du Kind; doch dort wird Gott mehr Licht dir ſchenken.
Dort wächſt mit deinem Glück dein Licht in Ewigkeit;
Dort iſt die Zeit des Schauns, und hier des Glaubens Zeit,

Verehre ſtets die Schrift; und ſiehſt du Dunkelheiten:
So laß dich deinen Freund, der mehr als du ſieht, leiten.
Ein forſchender Verſtand, der ſich der Schrift geweiht,
Ein angefochtnes Herz, hebt manche Dunkelheit.

Halt feſt an Gottes Wort; es iſt dein Glück auf Erden,
Und wird, ſo wahr Gott iſt, dein Glück im Himmel werden.
Verachte chriſtlich groß des Bibelfeindes Spott;
Die Lehre, die er ſchmäht, bleibt doch das Wort aus Gott.

Abendlied.

Herr, der du mir das Leben
Bis dieſen Tag gegeben,
Dich bet ich kindlich an!
Ich bin viel zu geringe
Der Treue, die ich ſinge,
Und die du heut an mir gethan.

Mit dankendem Gemüthe
Freu ich mich deiner Güte;
Ich freue mich in dir.
Du giebſt mir Kraft und Stärke,
Gedeyn zu meinem Werke,
Und ſchaffſt ein reines Herz in mir.

Gott, welche Ruh der Seelen,
Nach deines Worts Befehlen,
Einher im Leben gehn;
Auf deine Güte hoffen,
Im Geiſt den Himmel offen,
Und dort den Preis des Glaubens ſehn!

Ich weis, an wen ich glaube,
Und nahe mich im Staube
Zu dir, o Gott, mein Heil!
Ich bin der Schuld entladen,
Ich bin bey dir in Gnaden,
Und in dem Himmel iſt mein Theil.

Bedeckt mit deinem Segen,
Eil ich der Ruh entgegen;
Dein Name ſey gepreiſt!
Mein Leben und mein Ende
Iſt dein; in deine Hände
Befehl ich, Vater, meinen Geiſt.

Paſſionslied.

Herr, ſtärke mich, dein Leiden zu bedenken,
Mich in das Meer der Liebe zu verſenken,
Die dich bewog, von aller Schuld des Böſen
Uns zu erlöſen!

Vereint mit Gott, ein Menſch gleich uns auf Erden,
Und bis zum Tod am Kreuz gehorſam werden;
An unſrer Stat: gemartert und zerſchlagen,
Die Sünde tragen;

Welch wundervoll hochheiliges Geſchäffte!
Sinn ich ihm nach: ſo zagen meine Kräfte,
Mein Herz erbebt; ich ſeh und ich empfinde
Den Fluch der Sünde.

Gott iſt gerecht, ein Rächer alles Böſen.
Gott iſt die Lieb, und läßt die Welt erlöſen.
Dieß kann mein Geiſt, mit Schrecken und Entzücken,
Am Kreuz erblicken.

Es ſchlägt den Stolz und mein Verdienſt danieder,
Es ſtürzt mich tief, und es erhebt mich wieder;
Lehrt mich mein Glück, macht mich aus Gottes Feinde
Zu Gottes Freunde.

O Herr! mein Heil, an deſſen Blut ich glaube,
Ich liege hier vor dir gebückt im Staube,
Verliere mich mit dankendem Gemüthe
In deine Güte.

Sie überſteigt die menſchlichen Gedanken;
Allein ſollt ich darum im Glauben wanken?
Ich bin ein Menſch; darf der ſich unterwinden,
Gott zu ergründen?

Das Gröſt in Gott iſt Gnad und Lieb erweiſen;
Uns kömmt es zu, ſie demuthsvoll zu preiſen,
Zu ſehn, wie hoch, wenn Gott uns Gnad erzeiget,
Die Gnade ſteiget.

Laß deinen Geiſt mich ſtets, mein Heiland, lehren,
Dein göttlich Kreuz im Glauben zu verehren;
Daß ich, getreu in dem Beruf der Liebe,
Mich chriſtlich übe.

Das Gute thun, das Böſe fliehn und meiden,
Herr, dieſe Pflicht lehrt mich dein heilig Leiden.
Kann ich zugleich das Böſe mir erlauben,
Und an dich glauben?

Da du dich ſelbſt für mich dahin gegeben,
Wie könnt ich noch nach meinem Willen leben?
Und nicht vielmehr, weil ich dir angehöre,
Zu deiner Ehre?

Ich ſollte nicht, wenn Leiden dieſer Erden,
Wenn Kreuz mich trifft, gelaßnes Herzens werden;
Da du ſo viel für uns, die wirs verſchuldet,
Liebreich erduldet?

Für welche du dein Leben ſelbſt gelaſſen,
Wie könnt ich ſie, ſie, meine Brüder, haſſen?
Und nicht, wie du, wenn ſie mich untertreten,
Für ſie noch beten?

Ich will nicht Haß mit gleichem Haß vergelten,
Wenn man mich ſchilt, nicht rächend wiederſchelten.
Du, Heiliger, du, Herr und Haupt der Glieder,
Schaltſt auch nicht wieder.

Ein reines Herz, gleich deinem edlen Herzen,
Dieß iſt der Dank für deines Kreuzes Schmerzen.
Und Gott giebt uns die Kraft in deinem Namen,
Dich nachzuahmen.

Unendlich Glück! Du litteſt uns zu gute.
Ich bin verſöhnt mit deinem theuren Blute.
Du haſt mein Heil, da du für mich geſtorben,
Am Kreuz erworben.

So bin ich denn ſchon ſelig hier im Glauben?
So wird mir nichts, nichts meine Krone rauben?
So werd ich dort, von Herrlichkeit umgeben,
Einſt ewig leben?

Ja, wenn ich ſtets der Tugend Pfad betrete,
Im Glauben kämpf, im Glauben wach und bete:
So iſt mein Heil ſchon ſo gewiß erſtrebet,
Als Jeſus lebet.

Lockt böſe Luſt mein Herz mit ihrem Reize:
So ſchrecke mich dein Wort, das Wort vom Kreuze.
Und werd ich matt im Laufe guter Werke:
So ſey mirs Stärke.

Seh ich dein Kreuz den Klugen dieſer Erden
Ein Aergerniß und eine Thorheit werden:
So ſeys doch mir, Trotz alles frechen Spottes!
Die Weisheit Gottes.

Gott, eile nicht, ſie rächend zu zerſchmettern;
Erbarme dich, wenn einer von den Spöttern
Sich ſpät bekehrt, und den, den er geſchmähet,
Um Gnade flehet.

Wenn endlich, Herr, mich meine Sünden kränken:
So laß dein Kreuz mir wieder Ruhe ſchenken;
Dein Kreuz, dieß ſey, wenn ich den Tod einſt leide,
Mir Fried und Freude!

In Krankheit.

Ich hab in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden;
Und Freuden ohne Zahl:
So will ich denn gelaſſen
Mich auch in Leiden faſſen;
Welch Leben hat nicht ſeine Quaal?

Ja, Herr, ich bin ein Sünder,
Und ſtets ſtrafſt du gelinder,
Als es der Menſch verdient.
Will ich, beſchwert mit Schulden,
Kein zeitlich Weh erdulden,
Das doch zu meinem Beſten dient?

Dir will ich mich ergeben,
Nicht meine Ruh, mein Leben,
Mehr lieben, als den Herrn.
Dir, Gott, will ich vertrauen,
Und nicht auf Menſchen bauen;
Du hilfſt, und du erretteſt gern.

Laß du mich Gnade finden,
Mich alle meine Sünden
Erkennen und bereun.
Itzt hat mein Geiſt noch Kräfte;
Sein Heil laß mein Geſchäffte,
Dein Wort mir Troſt und Leben ſeyn.

Wenn ich in Chriſto ſterbe:
Bin ich des Himmels Erbe.
Was ſchreckt mich Grab und Tod?
Auch auf des Todes Pfade
Vertrau ich deiner Gnade;
Du, Herr, biſt bey mir in der Noth.

Ich will dem Kummer wehren,
Gott durch Geduld verehren,
Im Glauben zu ihm flehn.
Ich will den Tod bedenken.
Der Herr wird alles lenken;
Und was mir gut iſt, wird geſchehn.

Oſterlied.

Oſterlied.

Freywillig hab ichs dargebracht,
„Und Niemand nimmt mein Leben.
„Es ſelbſt zu laſſen, hab ich Macht,
„Macht, wieder mirs zu geben.
„Und darum liebt mein Vater mich,
„Daß ich mein Leben laß, und ich
„Für meine Feind es laſſe.

„Ich bin in meiner Niedrigkeit
„Ein Aergerniß der Erden;
„Verſchmäht, gegeißelt und verſpeyt,
„Gekreuzigt werd ich werden.
„Wenn alles dieß vollendet iſt:
„So wird des Menſchen Sohn, der Chriſt,
„Nicht die Verweſung ſehen.

„Weil er ſich ſelbſt erniedrigt hat:
„So wird ihn Gott erhöhen.
„Ich leid und ſterb an eurer Statt,
„Dann werd ich auferſtehen.
„Am dritten Tag geh ich heraus,
„Löſch alle Schmach des Kreuzes aus,
„Als Gottes Sohn bewieſen.

„Ich will euch ſehn, erfreuet euch,
„Euch ſiegreich wiederſehen;
„Euch lehren, meines Vaters Reich
„Und hohen Rath verſtehen;

„Euch den verheißnen Geiſt verleihn;
„Und ihr ſollt meine Zeugen ſeyn,
„Daß ich vom Tod erſtanden.

„Geht hin und lehret alle Welt;
„Ich bin des Weibes Saamen,
„Der Saamen Abrahams, der Held;
„Und tauft in meinem Namen.
„Wer an Gott gläubt, gläubt auch an mich.
„Thut Wunder, und beweiſt, daß ich
„Zur Rechten Gottes ſitze.

„Kämpft für mein Evangelium,
„Und freuet euch der Leiden.
„Kein Engel und kein Fürſtenthum,
„Nichts ſoll euch von mir ſcheiden.
„Man wird euch haſſen, und euch ſchmähn,
„Euch tödten; dennoch ſolls geſchehn,
„Daß eure Lehre ſieget.“

Herr, unſer Heil! ſie hat geſiegt,
Und ſiegt in allen Landen.
Und zeuget, daß dein Wort nicht trügt,
Und zeugt, du biſt erſtanden.
Dein Kreuz, an das man dich erhöht,
Verwandelt ſich in Majeſtät;
Du gehſt aus deinem Grabe.

Gehaßt in deiner Niedrigkeit,
Warſt du ein Ziel des Spottes,
Und zeigteſt doch zu gleicher Zeit
An dir die Hoheit Gottes.
Dein Kreuz ſchien zwar der Welt ein Greul;
Doch ſterben für der Feinde Heil,
Dieß iſt die höchſte Tugend.

Dein Reich war nicht von dieſer Welt,
Dein Ruhm nicht Menſchenehre.
An Demuth groß, an Lieb ein Held,
Und göttlich in der Lehre;
Geduldig, und von Sünden rein,
Gehorſam, bis zum Kreuze, ſeyn;
Dieß war des Heilands Größe.

Du ſtarbſt am Kreuz. Doch war dir nicht
Die Kraft des Herrn gegeben?
Wer gab den Blinden das Geſicht?
Den Todten ſelbſt das Leben?
Und wem gehorchte Wind und Meer?
Und wem der böſen Geiſter Heer?
Du warſt von Gott gekommen.

Nun irren mich nicht Schmach und Spott,
Noch deines Kreuzes Schanden.
Du biſt mein Herr, du biſt mein Gott;
Denn du biſt auferſtanden.

Du biſt mein Heil, mein Fels, mein Hort,
Der Herr, durch deſſen mächtig Wort
Auch ich einſt ewig lebe.

Wir ſind nun göttlichen Geſchlechts,
Durch dich des Himmels Erben.
Dieß iſt die Hoffnung deines Knechts,
In dieſer will ich ſterben.
Wie du vom Tod erſtanden biſt;
So werd auch ich, Herr Jeſu Chriſt,
Am jüngſten Tag erſtehen.

Vertrauen auf Gottes Verſehung.

Auf Gott, und nicht auf meinen Rath
Will ich mein Glücke bauen,
Und dem, der mich erſchaffen hat,
Mit ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt
Allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen.

Er ſah von aller Ewigkeit,
Wie viel mir nützen würde,
Beſtimmte meine Lebenszeit,
Mein Glück und meine Bürde.
Was zagt mein Herz?
Iſt auch ein Schmerz,
Der zu des Glaubens Ehre
Nicht zu beſiegen wäre?

Gott kennet, was mein Herz begehrt,
Und hätte, was ich bitte,
Mir gnädig, eh ichs bat, gewährt,
Wenns ſeine Weisheit litte.
Er ſorgt für mich
Stets väterlich.
Nicht, was ich mir erſehe,
Sein Wille, der geſchehe!

Iſt nicht ein ungeſtörtes Glück
Weit ſchwerer oft zu tragen,
Als ſelbſt das widrige Geſchick,
Bey deſſen Laſt wir klagen?
Die größte Noth
Hebt doch der Tod;
Und Ehre, Glück und Habe
Verläßt mich doch im Grabe.

An dem, was wahrhaft glücklich macht,
Läßt Gott es keinem fehlen;
Geſundheit, Ehre, Glück und Pracht
Sind nicht das Glück der Seelen.
Wer Gottes Rath
Vor Augen hat,
Dem wird ein gut Gewiſſen
Die Trübſal auch verſüſſen.

Was iſt des Lebens Herrlichkeit?
Wie bald iſt ſie verſchwunden!
Was iſt das Leiden dieſer Zeit?
Wie bald iſts überwunden!
Hofft auf den Herrn!
Er hilft uns gern:
Seyd fröhlich, ihr Gerechten!
Der Herr hilft ſeinen Knechten.

Wider

Wider den Geiz.

Wohl dem, der beßre Schätze liebt,
Als Schätze dieſer Erden!
Wohl dem, der ſich mit Eifer übt,
An Tugend reich zu werden;
Und in dem Glauben, deß er lebt,
Sich über dieſe Welt erhebt!

Wahr iſt es, Gott verwehrt uns nicht,
Hier Güter zu beſitzen.
Er gab ſie uns, und auch die Pflicht,
Mit Weisheit ſie zu nützen.
Sie dürfen unſer Herz erfreun,
Und unſers Fleißes Antrieb ſeyn.

Doch nach den Gütern dieſer Zeit
Mit ganzer Seele ſchmachten,
Nicht erſt nach der Gerechtigkeit
Und Gottes Reiche trachten;
Iſt dieſes eines Menſchen Ruf,
Den Gott zur Ewigkeit erſchuf?

Der Geiz erniedrigt unſer Herz,
Erſtickt die edlern Triebe.
Die Liebe für ein ſchimmernd Erz
Verdrängt der Tugend Liebe,
Und machet, der Vernunft zum Spott,
Ein elend Gold zu deinem Gott.

Der Geiz, ſo viel er an ſich reißt,
Läßt dich kein Gut genießen;
Er quält durch Habſucht deinen Geiſt,
Und tödtet dein Gewiſſen,
Und reißt durch ſchmeichelnden Gewinn
Dich blind zu jedem Frevel hin.

Um wenig Vortheil wird er ſchon
Aus dir mit Meyneid ſprechen;
Dich zwingen, der Arbeiter Lohn
Unmenſchlich abzubrechen;
Er wird in dir der Wittwen Flehn,
Der Waiſen Thränen widerſtehn.

Wie könnt ein Herz, vom Geize hart,
Der Wohlthat Freuden ſchmecken,
Und in des Unglücks Gegenwart
Den Ruf zur Hülf entdecken?
Und wo iſt eines Standes Pflicht,
Die nicht der Geiz entehrt und bricht?

Du biſt ein Vater; und aus Geiz
Entziehſt du dich den Kindern,
Und läſſeſt dich des Goldes Reiz,
Ihr Herz zu bilden, hindern;
Und glaubſt, du habſt ſie wohl bedacht,
Wenn du ſie reich, wie dich, gemacht.

Du haſt ein richterliches Amt;
Und du wirſt dich erfrechen,
Die Sache, die das Recht verdammt,
Aus Habſucht recht zu ſprechen;
Und ſelbſt der Tugend größter Feind
Erkauft an dir ſich einen Freund.

Gewinnſucht raubt dir Muth und Geiſt,
Die Wahrheit frey zu lehren;
Du ſchweigſt, wenn ſie dich reden heißt,
Ehrſt, wo du nicht ſollſt ehren,
Und wirſt um ein verächtlich Geld
Ein Schmeichler, und die Peſt der Welt.

Erhalte mich, o Gott! dabey,
Daß ich mir gnügen laſſe,
Geiz ewig als Abgötterey
Von mir entfern und haſſe.
Ein weiſes Herz und guter Muth
Sey meines Lebens größtes Gut!

Allgemeines Gebet.

Ich komme vor dein Angeſicht,
Verwirf, o Gott, mein Flehen nicht;
Vergieb mir alle meine Schuld,
Du Gott der Gnaden und Geduld.

Schaff du ein reines Herz in mir,
Ein Herz voll Lieb und Furcht zu dir,
Ein Herz voll Demuth, Preis und Dank,
Ein ruhig Herz mein Lebenlang.

Sey mein Beſchützer in Gefahr;
Ich harre deiner immerdar.
Iſt wohl ein Uebel, das mich ſchreckt,
Wenn deine Rechte mich bedeckt?

Ich bin ja, Herr, in deiner Hand.
Von dir empfieng ich den Verſtand;
Erhalt ihn mir, o Herr! mein Hort,
Und ſtärk ihn durch dein göttlich Wort.

Laß, deines Namens mich zu freun,
Ihn ſtets vor meinen Augen ſeyn.
Laß, meines Glaubens mich zu freun,
Ihn ſtets durch Liebe thätig ſeyn.

Das iſt mein Glück, was du mich lehrſt.
Das ſey mein Glück, daß ich zuerſt
Nach deinem Reiche tracht, und treu
In allen meinen Pflichten ſey!

Ich bin zu ſchwach aus eigner Kraft
Zum Siege meiner Leidenſchaft;
Du aber ziehſt mit Kraft mich an,
Daß ich den Sieg erlangen kann.

Gieb von den Gütern dieſer Welt
Mir, Herr, ſo viel, als dir gefällt;
Gieb deinem Knecht ein mäßig Theil,
Zu ſeinem Fleiße Glück und Heil.

Schenkt deine Hand mir Ueberfluß:
So laß mich mäßig im Genuß,
Und, dürftge Brüder zu erfreun,
Mich einen frohen Geber ſeyn.

Gieb mir Geſundheit, und verleih,
Daß ich ſie nütz, und dankbar ſey,
Und nie, aus Liebe gegen ſie,
Mich zaghaft einer Pflicht entzieh.

Erwecke mir ſtets einen Freund,
Ders treu mit meiner Wohlfahrt meynt,
Mit mir in deiner Furcht ſich übt,
Mir Rath und Troſt und Beyſpiel giebt.

Beſtimmſt du mir ein längres Ziel,
Und werden meiner Tage viel:
So laß, Gott, meine Zuverſicht,
Verlaß mich auch im Alter nicht.

Und wird ſich einſt mein Ende nahn:
So nimm dich meiner herzlich an,
Und ſey durch Chriſtum, deinen Sohn,
Mein Schirm, mein Schild und großer Lohn!

Troſt eines ſchwermüthigen Chriſten.

Du klagſt, o Chriſt! in ſchweren Leiden,
Und ſeufzeſt, daß der Geiſt der Freuden
Von dir gewichen iſt.
Du klagſt und rufſt: Herr, wie ſo lange?
Und Gott verzeucht, und dir wird bange,
Daß du von Gott verlaſſen biſt.

Sind meine Sünden mir vergeben;
Hat Gott mir Sünder Heil und Leben
In ſeinem Sohn verliehn:
Wo ſind denn ſeines Geiſtes Triebe?
Warum empfind ich nicht die Liebe,
Und hoffe nicht getroſt auf ihn?

Mühſelig, ſprichſt du, und beladen
Hör ich den Troſt vom Wort der Gnaden,
Und ich empfind ihn nicht;
Bin abgeneigt, vor Gott zu treten;
Ich bet, und kann nicht gläubig beten;
Ich denke Gott, doch ohne Licht.

Sonſt war mirs Freude, ſeinen Willen
Von ganzem Herzen zu erfüllen;
Sein Wort war mir gewiß.
Itzt kann ichs nicht zu Herzen faſſen,
Und meine Kraft hat mich verlaſſen,
Und meinen Geiſt deckt Finſterniß.

Oft fühl ich Zweifel, die mich quälen,
Heul oft vor Unruh meiner Seelen;
Und meine Hülf iſt fern.
Ich ſuche Ruh, die ich nicht finde;
In meinem Herzen wohnt nur Sünde,
Nur Unmuth, keine Furcht des Herrn.

Zag nicht, o Chriſt! denn deine Schmerzen
Sind ſichre Zeugen beßrer Herzen,
Als dir das deine ſcheint.
Wie könnteſt du dich ſo betrüben,
Daß dir die Kraft fehlt, Gott zu lieben,
Wär nicht dein Herz mit ihm vereint?

Kein Menſch vermag Gott zu erkennen,
Noch Jeſum einen Herrn zu nennen,
Als durch den heilgen Geiſt.
Haſt du nicht dieſen Geiſt empfangen?
Er iſts, der dich nach Gott verlangen,
Und ſein Erbarmen ſuchen heißt.

Vertrau auf Gott. Er wohnt bey denen,
Die ſich nach ſeiner Hülfe ſehnen;
Er kennt und will dein Glück.
Er höret deines Weinens Stimme;
Verbirgt er gleich in ſeinem Grimme
Sich einen kleinen Augenblick.

Gott ließ ſo manchen ſeiner Frommen
In dieß Gefühl des Elends kommen,
Und ſtund ihm mächtig bey.
Du ſollſt dein Nichts erkennen lernen,
Sollſt das Vertraun auf dich entfernen,
Und ſehn, was Gottes Gnade ſey.

Vor Sicherheit dich zu bewahren,
Läßt er dich ſeine Streng erfahren,
Und ſchickt dir dieſe Laſt.
Er reinigt dich wie Gold im Feuer,
Macht dir das Heil der Seele theuer,
Damit du halteſt, was du haſt.

So wie ein Vater über Kinder,
Erbarmet Gott ſich über Sünder,
Die ſeinen Namen ſcheun.
Dein Seufzen iſt ihm nicht verborgen.
So fern der Abend iſt vom Morgen,
Läßt er von dir die Sünde ſeyn.

Zwar iſt um Troſt dir itzo bange;
Denn alle Züchtigung, ſo lange
Sie da iſt, ſcheint uns hart.
Doch nachmals wird ſie friedſam geben
Frucht der Gerechtigkeit und Leben
Dem, der durch ſie geübet ward.

Fahr fort zu beten und zu wachen.
Gott iſt noch mächtig in den Schwachen,
Iſt Güte für und für.
Laß dir an ſeiner Gnade gnügen.
Sein Wort iſt wahr, und kann nicht trügen:
Ich ſtärke dich, ich helfe dir!

Auf, faſſe dich in deinen Nöthen!
Sprich: Wollte mich der Herr auch tödten:
So harr ich dennoch ſein.
Mir bleibt das Erbtheil der Erlöſten;
Und will mich Gott nicht eher tröſten,
Wird er mich doch im Tod erfreun.

Oſterlied.

Jeſus lebt, mit ihm auch ich.
Tod, wo ſind nun deine Schrecken?
Er, er lebt, und wird auch mich
Von den Todten auferwecken.
Er verklärt mich in ſein Licht;
Dieß iſt meine Zuverſicht.

Jeſus lebt, ihm iſt das Reich
Ueber alle Welt gegeben;
Mit ihm werd auch ich zugleich
Ewig herrſchen, ewig leben.
Gott erfüllt, was er verſpricht;
Dieß iſt meine Zuverſicht.

Jeſus lebt, wer nun verzagt,
Läſtert ihn und Gottes Ehre.
Gnade hat er zugeſagt,
Daß der Sünder ſich bekehre.
Gott verſtößt in Chriſto nicht;
Dieß iſt meine Zuverſicht.

Jeſus lebt, ſein Heil iſt mein;
Sein ſey auch mein ganzes Leben.
Reines Herzens will ich ſeyn,
Und den Lüſten widerſtreben.
Er verläßt den Schwachen nicht;
Dieß iſt meine Zuverſicht.

Jeſus lebt, ich bin gewiß,
Nichts ſoll mich von Jeſu ſcheiden,
Keine Macht der Finſterniß,
Keine Herrlichkeit, kein Leiden.
Er giebt Kraft zu dieſer Pflicht;
Dieß iſt meine Zuverſicht.

Jeſus lebt, nun iſt der Tod
Mir der Eingang in das Leben.
Welchen Troſt in Todesnoth
Wird er meiner Seele geben,
Wenn ſie gläubig zu ihm ſpricht:
Herr, Herr, meine Zuverſicht!

Betrachtung des Todes.

Wie ſicher lebt der Menſch, der Staub!
Sein Leben iſt ein fallend Laub;
Und dennoch ſchmeichelt er ſich gern,
Der Tag des Todes ſey noch fern.
Der Jüngling hofft des Greiſes Ziel,
Der Mann noch ſeiner Jahre viel,
Der Greis zu vielen noch Ein Jahr,
Und keiner nimmt den Irrthum wahr.
Sprich nicht: Ich denk in Glück und Noth
Im Herzen oft an meinen Tod.
Der, den der Tod nicht weiſer macht,
Hat nie mit Ernſt an ihn gedacht.
Wir leben hier zur Ewigkeit,
Zu thun, was uns der Herr gebeut,
Und unſers Lebens kleinſter Theil
Iſt eine Friſt zu unſerm Heil.
Der Tod rückt Seelen vor Gericht;
Da bringt Gott alles an das Licht,
Und macht, was hier verborgen war,
Den Rath der Herzen offenbar.
Drum da dein Tod dir täglich dräut,
So ſey doch wacker und bereit;
Prüf deinen Glauben, als ein Chriſt,
Ob er durch Liebe thätig iſt.
Ein Seufzer in der letzten Noth,
Ein Wunſch, durch des Erlöſers Tod
Vor Gottes Thron gerecht zu ſeyn,
Dieß macht dich nicht von Sünden rein.

Ein Herz, das Gottes Stimme hört,
Ihr folgt, und ſich vom Böſen kehrt;
Ein gläubig Herz, von Lieb erfüllt,
Dieß iſt es, was in Chriſto gilt.
Die Heiligung erfordert Müh;
Du wirkſt ſie nicht, Gott wirket ſie.
Du aber ringe ſtets nach ihr,
Als wäre ſie ein Werk von dir.
Der Ruf des Lebens, das du lebſt,
Dein höchſtes Ziel, nach dem du ſtrebſt,
Und deiner Tage Rechenſchaft
Iſt Tugend in des Glaubens Kraft.
Ihr alle ſeine Tage weihn,
Heißt eingedenk des Todes ſeyn;
Und wachſen in der Heiligung,
Iſt wahre Todserinnerung.
Wie oft vergeß ich dieſe Pflicht!
Herr, geh mit mir nicht ins Gericht;
Drück ſelbſt des Todes Bild in mich,
Daß ich dir wandle würdiglich;
Daß ich mein Herz mit jedem Tag
Vor dir, o Gott! erforſchen mag,
Ob Liebe, Demuth, Fried und Treu,
Die Frucht des Geiſtes, in ihm ſey;
Daß ich zu dir um Gnade fleh,
Stets meiner Schwachheit widerſteh,
Und einſtens in des Glaubens Macht
Mit Freuden ruf: Es iſt vollbracht!

Um

Um Ergebung in den göttlichen Willen.

O Herr, mein Gott! durch den ich bin und lebe,
Gieb, daß ich mich in deinen Rath ergebe;
Laß ewig deinen Willen mein,
Und was du thuſt, mir theuer ſeyn!

Du, du regierſt, biſt Weisheit, Lieb und Stärke.
Du, Herr, erbarmſt dich aller deiner Werke.
Was zag ich einen Augenblick?
Du biſt mein Gott, und willſt mein Glück.

Von Ewigkeit haſt du mein Loos entſchieden.
Was du beſtimmſt, das dient zu meinem Frieden.
Du wogſt mein Glück, du wogſt mein Leid,
Und was du ſchickſt, iſt Seligkeit.

Gefällt es dir: ſo müſſe keine Plage
Sich zu mir nahn; gieb mir zufriedne Tage.
Allein verwehrts mein ewig Heil:
So bleibe nur dein Troſt mein Theil.

Du giebſt aus Huld uns dieſer Erde Freuden;
Aus gleicher Huld verhängſt du unſre Leiden.
Iſt nur mein Weh nicht meine Schuld:
So zag ich nicht. Du giebſt Geduld.

Soll ich ein Glück, das du mir gabſt, verlieren,
Und willſt du, Gott! mich rauhe Wege führen:
So wirſt du, denn du hörſt mein Flehn,
Mir dennoch eine Hülf erſehn.

Vielleicht muß ich nach wenig Tagen ſterben.
Herr, wie du willſt! Soll ich den Himmel erben,
Und dieſer iſt im Glauben mein,
Wie kann der Tod mir ſchrecklich ſeyn?

Am neuen Jahre.

Er ruft der Sonn und ſchafft den Mond,
Das Jahr darnach zu theilen;
Er ſchafft es, daß man ſicher wohnt,
Und heißt die Zeiten eilen;
Er ordnet Jahre, Tag und Nacht;
Auf! laßt uns ihm, dem Gott der Macht,
Ruhm, Preis und Dank ertheilen.

Herr, der da iſt, und der da war!
Von dankerfüllten Zungen
Sey dir für das verfloßne Jahr
Ein heilig Lied geſungen;
Für Leben, Wohlfahrt, Troſt und Rath,
Für Fried und Ruh, für jede That,
Die uns durch dich gelungen.

Laß auch dieß Jahr geſegnet ſeyn,
Das du uns neu gegeben.
Verleih uns Kraft, die Kraft iſt dein,
In deiner Furcht zu leben.
Du ſchützeſt uns, und du vermehrſt,
Der Menſchen Glück, wenn ſie zuerſt
Nach deinem Reiche ſtreben.

Gieb mir, wofern es dir gefällt,
Des Lebens Ruh und Freuden.
Doch ſchadet mir das Glück der Welt:

So gieb mir Kreuz und Leiden.
Nur ſtärke mit Geduld mein Herz,
Und laß mich nicht in Noth und Schmerz
Die Glücklichern beneiden.

Hilf deinem Volke väterlich
In dieſem Jahre wieder.
Erbarme der Verlaßnen dich,
Und der bedrängten Glieder.
Gieb Glück zu jeder guten That,
Und laß dich, Gott, mit Heil und Rath
Auf unſern Fürſten nieder;

Daß Weisheit und Gerechtigkeit
Auf ſeinem Stuhle throne;
Daß Tugend und Zufriedenheit
In unſerm Lande wohne;
Daß Treu und Liebe bey uns ſey;
Dieß, lieber Vater, dieß verleih
In Chriſto, deinem Sohne!

Der Schutz der Kirche.

Wenn Chriſtus ſeine Kirche ſchützt;
So mag die Hölle wüten.
Er, der zur Rechten Gottes ſitzt,
Hat Macht, ihr zu gebieten.
Er iſt mit Hülfe nah;
Wenn er gebeut, ſtehts da.
Er ſchützet ſeinen Ruhm,
Und hält das Chriſtenthum:
Mag doch die Hölle wüten!

Gott ſieht die Fürſten auf dem Thron
Sich wider ihn empören;
Denn den Geſalbten, ſeinen Sohn,
Den wollen ſie nicht ehren.
Sie ſchämen ſich des Worts,
Des Heilands, unſers Horts;
Sein Kreuz iſt ſelbſt ihr Spott;
Doch ihrer lachet Gott.
Sie mögen ſich empören!

Der Frevler mag die Wahrheit ſchmähn;
Uns kann er ſie nicht rauben.
Der Unchriſt mag ihr widerſtehn;
Wir halten feſt am Glauben.
Gelobt ſey Jeſus Chriſt!
Wer hier ſein Jünger iſt,
Sein Wort von Herzen hält,
Dem kann die ganze Welt
Die Seligkeit nicht rauben.

Auf, Chriſten! die ihr ihm vertraut,
Laßt euch kein Drohn erſchrecken!
Der Gott, der von dem Himmel ſchaut,
Wird uns gewiß bedecken.
Der Herr Herr Zebaoth
Hält über ſein Gebot,
Giebt uns Geduld in Noth,
Und Kraft und Muth im Tod;
Was will uns denn erſchrecken?

Troſt des ewigen Lebens.

Nach einer Prüfung kurzer Tage
Erwartet uns die Ewigkeit.
Dort, dort verwandelt ſich die Klage
In göttliche Zufriedenheit.
Hier übt die Tugend ihren Fleiß;
Und jene Welt reicht ihr den Preis.

Wahr iſts, der Fromme ſchmeckt auf Erden
Schon manchen ſelgen Augenblick;
Doch alle Freuden, die ihm werden.
Sind ihm ein unvollkommnes Glück.
Er bleibt ein Menſch, und ſeine Ruh
Nimmt in der Seele ab und zu.

Bald ſtören ihn des Körpers Schmerzen,
Bald das Geräuſche dieſer Welt;
Bald kämpft in ſeinem eignen Herzen
Ein Feind, der öfter ſiegt, als fällt;
Bald ſinkt er durch des Nächſten Schuld
In Kummer und in Ungeduld.

Hier, wo die Tugend öfters leidet,
Das Laſter öfters glücklich iſt,
Wo man den Glücklichen beneidet,
Und des Bekümmerten vergißt;
Hier kann der Menſch nie frey von Pein,
Nie frey von eigner Schwachheit ſeyn.

Hier ſuch ichs nur, dort werd ichs finden;
Dort werd ich, heilig und verklärt,
Der Tugend ganzen Werth empfinden,
Den unausſprechlich großen Werth;
Den Gott der Liebe werd ich ſehn,
Ihn lieben, ewig ihn erhöhn.

Da wird der Vorſicht heilger Wille
Mein Will und meine Wohlfahrt ſeyn;
Und lieblich Weſen, Heil die Fülle
Am Throne Gottes mich erfreun.
Dann läßt Gewinn ſtets auf Gewinn
Mich fühlen, daß ich ewig bin.

Da werd ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel ſah;
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforſchlich hier geſchah;
Da denkt mein Geiſt mit Preis und Dank
Die Schickung im Zuſammenhang.

Da werd ich zu dem Throne dringen,
Wo Gott, mein Heil, ſich offenbart;
Ein Heilig, Heilig, Heilig ſingen
Dem Lamme, das erwürget ward;
Und Cherubim und Seraphim
Und alle Himmel jauchzen ihm.

Da werd ich in der Engel Schaaren
Mich ihnen gleich und heilig ſehn,
Das nie geſtörte Glück erfahren,
Mit Frommen ſtets fromm umzugehn.
Da wird durch jeden Augenblick
Ihr Heil mein Heil, mein Glück ihr Glück.

Da werd ich dem den Dank bezahlen,
Der Gottes Weg mich gehen hieß,
Und ihn zu Millionenmalen
Noch ſegnen, daß er mir ihn wies;
Da find ich in des Höchſten Hand
Den Freund, den ich auf Erden fand.

Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Selger zu:
Heil ſey dir! denn du haſt mein Leben,
Die Seele mir gerettet; du!
O Gott, wie muß dieß Glück erfreun,
Der Retter einer Seele ſeyn!

Was ſeyd ihr, Leiden dieſer Erden,
Doch gegen jene Herrlichkeit,
Die offenbart an uns ſoll werden,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit?
Wie nichts, wie gar nichts gegen ſie,
Iſt doch ein Augenblick voll Müh!

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Verzeichniß derjenigen Lieder, welche Kirchenmelodien haben.

Bitten. S. 93
Mel. Es iſt das Heil uns kommen ꝛc.
Prüfung am Abend. S. 103
Mel. O Gott, du frommer Gott ꝛc.
Gelaſſenheit. S. 106
Mel. In allen meinen Thaten ꝛc.
Die Wachſamkeit. S. 108
Mel. Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.
Oſterlied: Erinnre dich, mein Geiſt, erfreut ꝛc. S. 116
Mel. Vom Himmel hoch da komm ich her ꝛc.
Der Kampf der Tugend. S. 118
Mel. Durch Adams Fall iſt ganz verderbt ꝛc.
Paſſionslied: Erforſch mich, Herr, erfahr mein Herz ꝛc. S. 130
Mel. Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld ꝛc.
Der thätige Glaube. S. 134
Mel. Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt ꝛc.
Morgengeſang. S. 140
Mel. Ich dank dir ſchon durch deinen Sohn ꝛc.
Preis des Schöpfers. S. 145
Mel. Sey Lob und Ehr dem höchſten Gut ꝛc.
Vom Worte Gottes. S. 152
Mel. Ach Gott und Herr ꝛc.
Weihnachtslied: Dieß iſt der Tag, den Gott gemacht ꝛc. S. 154
Mel. Vom Himmel hoch da komm ich her ꝛc.
Geduld. S. 156
Mel. Herzlichſter Jeſu, was haſt du verbrochen ꝛc.
Die Liebe des Nächſten. S. 162
Mel. Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt ꝛc.
Abendlied: Für alle Güte ſey gepreiſt ꝛc. S. 166
Mel. Mit meinem Gott geh ich zur Ruh ꝛc.

Am Communiontage. S. 170
Mel. O König, deſſen Majeſtät ꝛc.
Vom Tode: Meine Lebenszeit verſtreicht ꝛc. S. 174
Mel. Jeſus, meine Zuverſicht ꝛc.
Wider den Aufſchub der Bekehrung. S. 176
Mel. O Gott, du frommer Gott ꝛc.
Weihnachtslied: Auf! ſchicke dich ꝛc. S. 186
Mel. Wir Chriſtenleut ꝛc.
Verſicherung der Gnade Gottes. S. 191
Mel. Kommt her zu mir, ſpricht Gottes Sohn ꝛc.
Ermunterung die Schrift zu leſen. S. 192
Mel. O Gott, du frommer Gott ꝛc.
Abendlied: Herr, der du mir das Leben ꝛc. S. 195
Mel. Nun ruhen alle Walder ꝛc.
Paſſionslied: Herr, ſtärke mich, dein Leiden zu bedenken ꝛc. S. 197
Mel. Herzliebſter Jeſu, was haſt du verbrochen ꝛc.
In Krankheit. S. 201
Mel. In allen meinen Thaten ꝛc.
Oſterlied: Freywillig hab ichs dargebracht ꝛc. S. 203
Mel. Es iſt das Heil uns kommen her ꝛc.
Vertrauen auf Gottes Vorſehung. S. 207
Mel. Was Gott thut, das iſt wohlgethan ꝛc.
Wider den Geiz. S. 209
Mel. Wohl dem, der ſich auf ſeinen Gott ꝛc.
Allgemeines Gebet. S. 212
Mel. Für deinen Thron tret ich hiermit ꝛc.
Oſterlied: Jeſus lebt, mit ihm auch ich ꝛc. S. 219
Mel. Jeſus, meine Zuverſicht ꝛc.
Betrachtung des Todes: Wie ſicher lebt der Menſch, der Staub ꝛc. S. 221
Mel. Herr Jeſu Chriſt, meins Lebens Licht ꝛc.
Am neuen Jahre. S. 224
Mel. Es iſt das Heil uns kommen her ꝛc.
Der Schutz der Kirche. S. 226
Mel. Eine feſte Burg iſt unſer Gott ꝛc.
Troſt des ewigen Lebens. S. 228
Mel. Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.

C. F. Gellerts
ſämmtliche
Schriften.

Dritter Theil.

Neue verbeſſerte Auflage.

Mit Römiſch-Kaiſerl. Königl. Preußiſchen und Churfürſtl.
Sächſ. allergnädigſten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich,
und Caſpar Fritſch, 1775.

Wb 15a 1403

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Man kann nicht viel von ſeinen Schriften ſagen, wenn man ſich nicht zugleich ſelber loben oder tadeln will. Jch werde daher den Leſer mit keiner langen Vorrede zu dieſem Bande Comödien aufhalten, damit ich nicht wider meinen Willen in einen von dieſen beiden Fehlern verfalle. Der Autor hat ja auch bey dem Gerichte über ſeine Werke keine Stimme. Er muß es die Welt, inſonderheit die Welt der Kenner, ausmachen laſſen, ob ſeine Schriften gut ſind oder nicht. Und wenn er ſonſt ein gut Gewiſſen hat: ſo kann er ſicher auf die Billigkeit der Critik hoffen. Sie wird ihm über lang oder kurz Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ohne daß er ſich ſelber ins Spiel mengt. Die Welt muß ohnedieß etlichemal ausſterben, ehe eine Schrift das gewiſſe und untrügliche Siegel ihrer Güte und Schönheit erhält. Und das größte Lob der gegenwärtigen Zeit wird unſern Werken, wenn ſie bloß mittelmäßig ſind, nichts helfen, als daß man ſie zehen oder zwanzig Jahre in den Bücherſchränken beſtäubt ſtehen und endlich vom Staube verzehrt werden ſieht. Mein Troſt iſt, daß einige von meinen Luſtſpielen ſchon ſo glücklich geweſen ſind, den Beyfall der Kenner zu erhalten, und daß ich bey den übrigen keine kleinere Abſicht gehabt habe, als ihn noch einmal zu verdienen. Wie ruhig wollte ich ſeyn, wenn ich nicht noch zweifeln müßte, ob ich meine Abſicht erreicht hätte!

Ich muß nunmehr einige Erinnerungen über etliche von den nachſtehenden Comödien machen. Die erſte betrifft einen Vorwurf, den man der Betſchweſter in der Regensburger gelehrten Zeitung gemacht hat; nicht denjenigen, daß ſie keine Verwickelung hätte; nein, die gelehrten Herren Schweizer ſind ſchon ſo gütig geweſen und haben mich beſſer vertheidiget, als ich mirs hätte wünſchen können. *) Und ich würde ſehr undankbar ſeyn, wenn ich die Rechte, die ich durch ihre Vertheidigung erhalten habe, noch höher treiben wollte. Geſetzt, der Vorwurf der Regensburger Zeitung wäre auch gegründet: ſo würde ich zwar darüber ſchamroth werden, mich aber gar nicht vertheidigen. Man ſpreche mir den Witz ab. Es iſt mir gar nicht lieb, ich wollte tauſendmal lieber gefallen. Aber das weis ich gewiß, daß ich den Ruhm des Witzes nie durch Streitſchriften zu erzwingen ſuchen werde. Die Welt iſt klüger, als der Autor und Gegner. Sie iſt auch billiger, als beide: Alſo wird ſie die Sache ſchon ausmachen, ohne erſt unſere Eigenliebe in einer Vertheidigungsſchrift kennen zu lernen. Allein es ſteht in der Regensburger Recenſion eine Stelle, die nicht bloß meinen Witz, ſondern mein Herz beleidiget. Sie

---

*) Freimüth. Nachrichten von neuen Büchern ꝛc. 4. Zürich 1746. Bl. 276. u. f.

Sie heißt, „der gemeine Mann würde nicht wiſſen, „ob man die Betſchweſter, oder den König „David lächerlich machen wollte." Ich dächte, dieſes heftige Urtheil hätte ich nicht verdienet. Welcher gemeine Mann, der die geſunde Vernunft beſitzt, und einige Stellen aus der Schrift weis, ſollte auf dieſen unſeligen Zweifel verfallen können? Sollte er niemals in der Schrift, aus der er die Andacht des Davids kennet, ſollte er da nicht auch von gewiſſen Leuten geleſen haben, welche den Schein der Religion hatten und ihre Kraft verleugneten? welche lange Gebete machten, ſauer ausſahen, mit großer Strenge faſteten; kurz, welche die Religion in äußerlichen Dingen, in Geberden und Mienen, in Kleidern, in der Enthaltung von Speiſen, in Gebetsformeln, in kläglichen Tönen, in gefaltnen Händen, in verzagten Schritten ſuchten, und bey ihrer heiligen Geſtalt ein boshaft Herz hatten und behielten. Wenn er von Leuten gehört hat, die zu den Zeiten unſers Erlöſers und nach denſelben gern einen Vertrag zwiſchen der Natur und Religion ſtiften wollten: die das Leichteſte aus dem Geſetze nahmen und das Schwere Andern überließen; welche die Pflichten ſorgfältig beobachteten, die ihren natürlichen Neigungen am meiſten gemäß oder am wenigſten zuwider waren; welche die Figur der Gottſeligkeit und die Form zu wiſſen hatten, und was Recht war im Geſetze; die als fromme Kinder Till und Kümmel verzehndeten, und doch als

Phantaſten vor ſich her poſaunen ließen, wenn ſie den Armen etliche Groſchen austheilen wollten; die durch ihre langen Gebete ſich zu Heiligen machten, und die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit vor und nach ihren Gebeten ſchändeten: Sollte, ſage ich, ein gemeiner Mann, der dieſes weis, noch zweifeln können, ob ich den König David, das heißt, die vernünftige Andacht eines frommen Herzens, oder die Betſchweſter, das heißt, die abergläubiſche Andacht eines ungebeſſerten und liebloſen Herzens, lächerlich machen wolle? Wie weh ſollte mirs thun, wenn ich dieſen guten Leuten die Religion verdächtig machte! Doch nein, ich mache mir keine Sorge. Die Ungelehrten machen weit ſeltner falſche Auslegung, als die Halbgelehrten. Der Witz ſey verdammt, den ich mit Vorſatz, oder auch wider meinen Willen, gegen die Religion anwende! Ja, ich traue in dieſem Stücke meinem Herzen ſo ſehr, daß ich gar nicht glaube, daß es mich bey einer ſo wichtigen und heiligen Sache unvorſichtig denken und ſcherzen laſſen ſollte. Wer mit der Religion ſpottet; wer es auch nur merken läßt, daß er damit ſpotten will, iſt der unverſchämteſte und frechſte Menſch, wenn er auch tauſendmal die Religion nicht für göttlich hielte. Kann man mit einer Sache, die dem größten Theile der Welt, ſo viel tauſend klugen und großen Seelen, ehrwürdig und ſchätzbar geweſen iſt, und noch iſt, verächtlich umgehen, ohne die Vernunft zu beſchimpfen? Iſt die Religion aber das einzige Mittel, wodurch die Menſchen tugendhaft und zufrieden werden können; (und ſie iſt es gewiß;) wehe demſelben, der die Welt in dem Gebrauche dieſes Mittels nur einen Augenblick durch ſeine Spöttereyen ſtöret. Ich ſage dieſes gewiſſen muntern Köpfen zum Beſten, die man wegen ihrer Geſchicklichkeit hoch halten, und wegen ihrer geringen Achtung, die ſie gegen die Religion in ihren Schriften blicken laſſen, mit Mitleiden und Entſetzen anſehen muß. Ihr Eifer für die Vernunft ſey ſchön; ihr Witz ſey gut und fein; er wird dennoch ihre Schande und das Unglück der Menſchen werden, wenn ſie ihn nicht wider den Aberglauben, ſondern für den Unglauben und wider die Majeſtät der Religion brauchen.

In den zärtlichen Schweſtern kömmt ein kleiner Pedant vor, der weiter keinen Fehler hat, als daß er zur Unzeit gelehrt und in ſeine Art der Gelehrſamkeit, mit Verachtung der übrigen Arten, verliebt iſt. Dieſer Charakter herrſcht ſo allgemein unter den Gelehrten und Künſtlern, daß ich nicht geglaubt hätte, daß man das Original dazu in dieſer oder jener einzelnen Perſon ſuchen würde. Allein kaum waren die zärtlichen Schweſtern gedruckt: ſo mußte ich den ſchrecklichen Vorwurf hören, als ob ich dieſen oder jenen wackern Mann in der Perſon des Magiſters gemeynt hätte. Und warum glaubten ſie dieß? etlicher Worte wegen, die doch hundert Andre auch brauchen; und vielleicht aus keiner andern Urſache, als weil er auch ein Magiſter war. Alle, die mich kennen, werden wiſſen, daß ich einen Abſcheu vor allen perſönlichen Beleidigungen habe, und theils zu träge, theils nicht boshaft genug dazu bin. Ich liebe den Frieden von Natur, und denke ſelten an die Fehler der Andern, ohne mich wegen meiner eigenen zu ſchämen. Ich bitte alſo meine Leſer, wenn ſie ein Original zu dem Magiſter ſuchen, daß ſie ſich tauſend Perſonen in Gedanken vorſtellen und hie und da einen Zug entlehnen mögen, bis ein Geſichte daraus wird, das dieſem Charakter gleicht. Wenn ſie ihn ſo ſuchen: ſo werden ſie ſehen, daß mein Pedant unter allen Gattungen der Gelehrten herrſcht, und daß ich dieſen Charakter bloß darum einem Philoſophen angedichtet habe, weil ich ihn nicht allen Arten der Gelehrten zugleich andichten konnte.

> - - Poeta tabulas cum cepit ſibi,
> Quaerit, quod nusquam eſt gentium, reperit tamen.
> Facit illud veriſimile, quod mendacium eſt.
> *Plaut.*

Das Singſpiel, welches der Leſer in dieſem Bande findet, iſt durchgehends aus einem franzöſiſchen proſaiſchen Nachſpiele*) genommen. Ich würde in meinem Leben an keins gedacht haben, wenn ich nicht auf einen hohen Befehl eins hätte verfertigen ſollen; nicht deswegen, weil ich dieſe

---

*) Nouveau Recueil choiſi et mêlé des meilleures pieces du Theatre François et Italien. Tom. VIII.

Art der Gedichte für unnatürlich hielte; nein, ſondern weil ich ſie für ſehr ſchwer halte, wenn ſie ſchön ſeyn ſollen. Und wer weis, ob ich an dem ſo ſchönen Nachſpiele des Herrn von Saintfoix nicht den Vorwurf im Terenz verdienet habe:

> \- - - - - ex
> Graecis bonis latinas fecit non-bonas.

Sollten einige an der **Betſchweſter**, dem **Looſe in der Lotterie** und den **zärtlichen Schweſtern** überhaupt tadeln, daß ſie eher mitleidige Thränen, als freudige Gelächter erregten: ſo danke ich ihnen zum voraus für einen ſo ſchönen Vorwurf. Doch ich habe meinen Leſern im Anfange verſprochen, wenig oder nichts von den gegenwärtigen Stücken zu ſagen; und gleichwohl ſehe ich, daß es mir, wie den Liebhabern, geht, die, indem ſie ihren Schönen noch ſchwören, nichts mehr von der Liebe zu erwähnen, auch dieſen Schwur unvermerkt brechen. Es mag alſo genug ſeyn. Leipzig, im Monat September, 1747.

Innhalt

des dritten Theils.

Luſtſpiele.

Die zärtlichen Schweſtern. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen. S. 1.

Das Orakel. Ein Singſpiel in zween Aufzügen. 111

Die Betſchweſter. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen. 145

Das Loos in der Lotterie. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 221

Sylvia. Ein Schäferſpiel in einem Aufzuge. 343

Die kranke Frau. Ein Nachſpiel in einem Aufzuge. 383

Das Band. Ein Schäferſpiel in einem Aufzuge. Nebſt einem Vorberichte. 431

Die zärt-

Die zärtlichen Schweſtern.

Ein Luſtſpiel von drey Aufzügen.

Perſonen.

Cleon.

Der Magiſter, ſein Bruder.

Lottchen, Cleons älteſte Tochter.

Julchen, deſſen jüngſte Tochter.

Siegmund, Lottchens Liebhaber.

Damis, Julchens Liebhaber.

Simon, Damis Vormund.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Cleon. Lottchen.

Lottchen.

Lieber Papa, Herr Damis iſt zugegen. Der Thee iſt ſchon in dem Garten, wenn Sie ſo gut ſeyn und hinunter gehen wollen.

Cleon. Wo iſt Herr Damis?

Lottchen. Er redt mit Julchen.

Cleon. Meine Tochter, iſt dirs auch zuwider, daß ich den Herrn Damis auf eine Taſſe Thee zu mir gebeten habe? Du merkſt doch wohl ſeine Abſicht. Geht dirs auch nahe? Du gutes Kind, du dauerſt mich. Freylich biſt du älter, als deine Schweſter, und ſollteſt alſo auch eher einen Mann haben. Aber ...

Lottchen. Papa warum bedauren Sie mich? Muß ich denn nothwendig eher heirathen, als Julchen? Es iſt wahr, ich bin etliche Jahre älter? aber Julchen iſt auch weit ſchöner, als ich. Ein Mann, der ſo vernünftig, ſo reich, und ſo galant iſt, als Herr Damis, und doch ein armes Frauenzimmer heirathet, kann in ſeiner Wahl mit Recht auf diejenige ſehen, die die meiſten Annehmlichkeiten hat. Ich mache mir eine Ehre daraus, mich an dem günſtigen Schickſale meiner Schweſter aufrichtig zu vergnügen, und mit dem meinigen zufrieden zu ſeyn.

Cleon. Kind, wenn das alles dein Ernſt iſt: ſo verdienſt du zehn Männer. Du redſt faſt ſo klug, als mein Bruder, und haſt doch nicht ſtudirt.

Lottchen. Loben Sie mich nicht, Papa. Ich bin mir in meinen Augen ſo geringe, daß ich ſo gar das Lob eines Vaters für eine Schmeicheley halten muß.

Cleon. Nun, nun, ich muß wiſſen, was an dir iſt. Du haſt ein Herz, deſſen ſich die Tugend ſelbſt nicht ſchämen dürfte. Höre nur . . .

Lottchen. O, wie demüthigen Sie mich! Ein Lobſpruch den ich mir wegen ſeiner Größe nicht zueignen kann, thut mir weher, als ein verdienter Verweis.

Cleon. So bin ich nicht geſinnt. Ich halte viel auf ein billiges Lob, und ich weigere mich keinen Augenblick, es anzunehmen, wenn ichs verdiene. Das Lob iſt ein Lohn der Tugend, und den verdienten Lohn muß man annehmen. Höre nur, du biſt verſtändiger, als deine Schweſter, wenn jene gleich ſchöner iſt. Rede ihr doch zu, daß ſie ihren Eigenſinn fahren läßt, und ſich endlich zu einem feſten Bündniſſe mit dem Herrn Damis entſchließt, ehe ich als Vater ein Machtwort rede. Ich weis nicht, wer ihr den wunderlichen Gedanken von der Freyheit in den Kopf geſetzet hat.

Lottchen. Mich deucht, Herr Damis iſt Julchen nicht zuwider. Und ich hoffe, daß er ihren kleinen Eigenſinn leicht in eine beſtändige Liebe verwandeln kann. Ich will ihm dazu behülflich ſeyn.

Cleon. Ja, thue es, meine Goldtochter. Sage Julchen, daß ich nicht ruhig ſterben würde, wenn ich ſie nicht bey meinem Leben verſorgt wüßte.

Lottchen. Nein, lieber Papa, ſolche Bewegungsgründe zur Ehe ſind wohl nicht viel beſſer, als die Zwangsmittel. Julchen hat Urſachen genug in ihrem eignen Herzen und in dem Werthe ihres Geliebten, die ſie zur Liebe bewegen können; dieſe will ich wider ihren Eigenſinn erregen, und ſie durch ſich ſelbſt und durch ihren Liebhaber beſiegt werden laſſen.

Cleon. Gut, wie du denkſt. Nur nicht gar zu lange nachgeſonnen! Rühme den Herrn Damis. Sage Julchen, daß er funfzig tauſend Thaler baares Geld hätte, und . . . Arme Tochter! es mag dir wohl weh thun, daß deine Schweſter ſo reich heirathet. Je nun, du biſt freylich nicht die Schönſte; aber du wirſt gewiß auch verſorget werden. Betrübe dich nicht.

Lottchen. Sorgen Sie nicht! Ich müßte mich bloß deswegen betrüben, weil Sie mein Herz für ſo niedrig halten, daß es meiner Schweſter ihr Glück nicht gönnen ſollte. Dazu gehört ja gar keine Tugend, einer Perſon etwas zu gönnen, für welche das Blut in mir ſpricht. Kommen Sie, Papa, der Thee möchte kalt werden.

Cleon. Du brichſt mit Fleiß ab, weil du dich fühlſt. Sey gutes Muths, mein Kind. Ich kann dir freylich nichts mitgeben. Aber ſo lange ich lebe, will ich alles an dich wagen. Nimm dir wieder einen

Sprachmeiſter, einen Zeichenmeiſter, einen Claviermeiſter, und alles an. Ich bezahle, und wenn mich der Monat funfzig Thaler kåme. Du biſt es werth. Und hôre nur, dein Siegmund, dein guter Freund, oder wenn du es lieber hôrſt, dein Liebhaber, iſt freylich durch den unglůcklichen Proceß ſeines verſtorbenen Vaters um ſein Vermôgen gekommen; aber er hat etwas gelernt, und wird ſein Glůck und das deine gewiß machen.

Lottchen. Ach lieber Papa, Herr Siegmund iſt mir itzt noch eben ſo ſchåtzbar, als vor einem Jahre, da er viel Vermôgen hatte. Ich weis, daß Sie unſere Liebe billigen. Ich will fůr die Verdienſte einer Frau ſorgen, er wird ſchon auf die Ruhe derſelben bedacht ſeyn. Er hat ſo viel Vorzůge in meinen Augen, daß er ſich keiner Untreue von mir befůrchten darf, und wenn ich auch noch zehn Jahre auf ſeine Hand warten ſollte. Wollen Sie mir eine Bitte erlauben: ſo laſſen Sie ihn heute mit uns ſpeiſen.

Cleon. Gutes Kind, du wirſt doch denken, daß ich ihn zu deinem Vergnůgen habe herbitten laſſen. Er wird nicht lange ſeyn. (Siegmund tritt herein, ohne daß ihn Lottchen gewahr wird.)

Lottchen. Wenn ihn der Bediente nur auch angetroffen hat. Ich will ſelber ein paar Zeilen an ihn ſchreiben. Ich kann ihm und mir keine grôßere Freude machen. Er wird gewiß kommen, und den grôßten Antheil an Julchens Glůcke nehmen. Er hat das redlichſte und zårtlichſte Herz. Vergeben Sie mir, daß ich ſo viel von ihm rede.

Cleon. Alſo haſt du ihn recht herzlich lieb?

Lottchen. Ja, Papa, ſo lieb, daß, wenn ich die Wahl hätte, ob ich ihn, mit einem geringen Auskommen, oder den Vornehmſten, mit allem Ueberfluſſe, zum Manne haben wollte, ich ihn allemal wählen würde.

Cleon. Iſts möglich? Hätte ich doch nicht gedacht, daß du ſo verliebt wäreſt.

Lottchen. Zärtlich, wollen Sie ſagen. Ich würde unruhig ſeyn, wenn ich nicht ſo zärtlich liebte; denn dieß iſt es alles, wodurch ich die Zuneigung belohnen kann, die mir Herr Siegmund vor ſo vielen andern Frauenzimmern geſchenkt hat. Bedenken Sie nur, ich bin nicht ſchön, nicht reich, ich habe ſonſt keine Vorzüge, als meine Unſchuld; und er liebt mich doch ſo vollkommen, als wenn ich die liebenswürdigſte Perſon von der Welt wäre.

Cleon. Aber ſagſt dus ihm denn ſelbſt, daß du ihn ſo ausnehmend liebſt?

Lottchen. Nein, ſo deutlich habe ich es ihm nie geſagt. Er iſt ſo beſcheiden, daß er kein ordentliches Bekenntniß der Liebe von mir verlangt. Und ich habe tauſendmal gewünſcht, daß er mich nöthigen möchte, ihm eine Liebe zu entdecken, die er ſo ſehr verdienet.

Cleon. Du wirſt dieſen Wunſch bald erfüllt ſehen. Siehe dich um, mein liebes Lottchen.

Zweyter Auftritt.

Cleon. Lottchen. Siegmund.

Lottchen. Wie? Sie haben mich reden hören?

Siegmund. Vergeben Sie mir, mein liebes Lottchen. Ich habe in meinem Leben nichts vortheilhaſters für mich gehört. Ich bin vor Vergnügen ganz trunken, und ich weis meine Verwegenheit mit nichts, als mit meiner Liebe, zu entſchuldigen.

Lottchen. Eine beſſere Fürſprecherinn hätten Sie nicht finden können. Haben Sie alles gehört? Ich habe es nicht gewußt, daß Sie zugegen wären; um deſto aufrichtiger iſt mein Bekenntniß. Aber wenn ich ja auf den Antrieb meines Papas einen Fehler habe begehen ſollen: ſo will ich ihn nunmehr für mich allein begehen: Ich liebe Sie. Sind Sie mit dieſer Ausſchweifung zufrieden?

Siegmund. Liebſtes Lottchen, meine Beſtürzung mag Ihnen ein Beweis von der Empfindung meines Herzens ſeyn. Sie lieben mich? Sie ſagen mirs in der Gegenwart Ihres Papas? Sie? mein Lottchen! Verdiene ich dieß? Soll ich Ihnen antworten? und wie? O laſſen Sie mich gehen und zu mir ſelber kommen!

Cleon. Sie ſind ganz beſtürzt, Herr Siegmund. Vielleicht thut Ihnen meine Gegenwart einigen Zwang an. Lebt wohl, meine Kinder, und ſorgt für Julchen. Ich will mit dem Herrn Damis reden.

Dritter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Siegmund. Wird es Sie bald reuen, meine Geliebte, daß ich ſo viel zu meinem Vortheile gehört habe?

Lottchen. Sagen Sie mir erſt, ob Sie ſo viel zu hören gewünſcht haben?

Siegmund. Gewünſcht habe ichs tauſendmal; allein verdiene ich ſo viele Zärtlichkeit?

Lottchen. Wenn mein Herz den Ausſpruch thun darf: ſo verdienen Sie ihrer weit mehr.

Siegmund. Nein, ich verdiene Ihr Herz noch nicht; allein ich will mich zeitlebens bemühen, Sie zu überführen, daß Sie es keinem Unwürdigen geſchenkt haben. Wie edelgeſinnt iſt Ihre Seele! Ich verlor, als Ihr Liebhaber, mein ganzes Vermögen, und mein Unglück hat mir nicht den geringſten Theil von Ihrer Liebe entzogen. Sie haben Ihre Gewogenheit gegen mich vermehrt, und mir durch ſie den Verluſt meines Glücks erträglich gemacht. Dieſe ſtandhafte Zärtlichkeit iſt ein Ruhm für Sie, den nur ein erhabnes Herz zu ſchätzen weis. Und ich würde des Haſſes der ganzen Welt werth ſeyn, wenn ich jemals aufhören könnte, Sie zu lieben.

Lottchen. Ich habe einen Fehler begangen, daß ich Sie ſo viel zu meinem Ruhme habe ſagen laſſen. Aber Ihr Beyfall iſt mir gar zu koſtbar, als daß ihn meine Eigenliebe nicht mit Vergnügen anhören ſollte. Sie können es ſeit zwey Jahren ſchon wiſſen, ob ich ein redliches Herz habe. Welche Zufriebenheit iſt es für mich, daß ich ohne den geringſten Vorwurf in alle die vergnügten Tage und Stunden zurück ſehen kann, die ich mit Ihnen, mit der Liebe und der Tugend, zugebracht habe!

Siegmund. Alſo ſind Sie vollkommen mit mir zufrieden, meine Schöne? O warum kann ich Sie nicht glücklich machen? Welche Freude müßte es ſeyn, ein Herz, wie das Ihrige iſt, zu belohnen, da mir die bloße Vorſtellung davon ſchon ſo viel Vergnügen giebt! Ach, liebſtes Kind, Julchen wird glücklicher, weit glücklicher als Sie, und . . .

Lottchen. Sie beleidigen mich, wenn Sie mehr reden. Und Sie beleidigen mich auch ſchon, wenn Sie es denken. Julchen iſt nicht glücklicher, als ich bin. Sie habe ihrem künftigen Bräutigam noch ſo viel zu danken: ſo bin ich Ihnen doch eben ſo viel ſchuldig. Durch Ihren Umgang, durch Ihr Beyſpiel bin ich zärtlich, ruhig, und mit der ganzen Welt zufrieden worden. Iſt dieſes kein Glück: ſo muß gar keins in der Welt ſeyn. Aber, mein liebſter Freund, wir wollen heute zu Julchens Glücke etwas beytragen. Sie liebt den Herrn Damis, und weis es nicht, daß ſie ihn liebt. Ihr ganzes Bezeigen verſichert mich, daß der prächtige Gedanke, den ſie von der Freyheit mit ſich herum trägt, nichts als eine Frucht der Liebe ſey. Sie liebt; aber die verdrießliche Geſtalt, die ſie ſich vielleicht von der Ehe gemacht hat, umnebelt ihre Liebe. Wir wollen dieſe kleinen Nebel vertreiben.

Siegmund. Und wie? mein liebes Kind Ich gehorche Ihnen ohne Ausnahme. Herr Damis verdient Julchen; und ſie wird eine recht liebenswürdige Frau werden.

Lottchen. Hören Sie nur. Doch hier kömmt Herr Damis.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Damis.

Lottchen. Sie ſehen ſehr traurig aus, mein Herr Damis.

Damis. Ich habe Urſache dazu. Anſtatt, daß ich glaubte, Julchen heute als meine Braut zu ſehen: ſo merke ich, daß noch ganze Jahre zu dieſem Glücke nöthig ſind. Je mehr ich ihr von der Liebe vorſage, deſto unempfindlicher wird ſie. Und je mehr ſie ſieht, daß meine Abſichten ernſtlich ſind, deſto mehr mißfallen ſie ihr. Ich Unglücklicher! Wie gut wäre es für mich, wenn ich Julchen weniger liebte!

Lottchen. Laſſen Sie ſich ihre kleine Halsſtarrigkeit lieb ſeyn. Es iſt nichts, als Liebe. Eben weil ſie fühlt, daß ihr Herz überwunden iſt: ſo wendet ſie noch die letzte Bemühung an, der Liebe den Sieg ſauer zu machen. Wir brauchen nichts, als ſie dahin zu bringen, daß ſie ſieht, was in ihrem Herzen vorgeht.

Damis. Wenn ſie es aber nicht ſehen will?

Lottchen. Wir müſſen ſie überraſchen, und ſie, ohne daß ſie es vermuthet, dazu nöthigen. Der heutige Tag iſt ja nicht nothwendig Ihr Brauttag. Glückt es uns heute nicht: ſo wird es ein andermal glücken. Es kömmt bloß darauf an, meine Herren, ob Sie ſich meinen Vorſchlag wollen gefallen laſſen.

Siegmund. Wenn ich zu des Herrn Damis Glücke etwas beytragen kann, mit Freuden.

Damis. Ich weis, daß Sie beyde großmüthig genug dazu ſind. Und mir wird nichts in der Welt zu ſchwer ſeyn, das ich nicht für Julchen wagen ſollte.

Lottchen. Herr Damis, verändern Sie die Sprache bey Julchen etwas. Fangen Sie nach und nach an, ihr in den Gedanken von der Freyheit Recht zu geben. Dieſe Uebereinſtimmung wird ihr Anfangs gefallen, und ſie ſicher machen. Sie wird denken, als ob ſie Ihnen deswegen erſt gewogen würde, da ſie es doch lange aus weit ſchönern Urſachen geweſen iſt; und in dieſem Selbſtbetruge wird ſie Ihnen Ihr ganzes Herz ſehen laſſen.

Damis. Wollte die Liebe, daß Ihr Rath ſeine Wirkung thäte. Wie glücklich würde ich mich ſchätzen!

Lottchen. (zu Siegmunden.) Und Sie müſſen dem Herrn Damis zum Beſten einen kleinen Betrug ſpielen, und ſich gegen Julchen zärtlich ſtellen. Dieſes wird ihr Herz in Unordnung bringen. Sie wird böſe auf Sie werden. Und mitten in dem Zorne wird die Liebe gegen den Herrn Damis hervorbrechen. Thun Sie es auf meine Verantwortung.

Siegmund. Dieſe Rolle wird mir ſehr ſauer werden.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Julchen.

Julchen. Da ſind Sie ja alle beyſammen. Der Papa wollte gern wiſſen, wo Sie wären, und ich kann ihm nunmehr die Antwort ſagen. (Sie will wieder gehen.)

Lottchen. Mein liebes Julchen, warum gehſt du ſo geſchwind? Weißt du eine beſſere Geſellſchaft, als die unſrige?

Julchen. Ach nein, meine Schweſter. Aber wo Ihr und Herr Siegmund ſeyd, da wird gewiß von der Liebe geſprochen. Und ich finde heute keinen Beruf, einer ſolchen Verſammlung beyzuwohnen.

Lottchen. Warum rechneſt du denn nur mich und Herr Siegmunden zu den Verliebten? Was hat dir denn Herr Damis gethan, daß du ihm dieſe Ehre nicht auch erweiſeſt?

Julchen. Herr Damis iſt ſo gütig geweſen und hat mir verſprochen, lange nicht wieder von der Liebe zu reden; und er iſt viel zu billig, als daß er mir ſein Wort nicht halten ſollte.

Damis. Ich habe es Ihnen verſprochen, meine liebe Mamſell, und ich verſpreche es Ihnen vor dieſer Geſellſchaft zum andernmale. Erlauben Sie mir, daß ich meine Zärtlichkeit in Hochachtung verwandeln darf. Die Liebe können Sie mir mit Recht verbieten; aber die Hochachtung kömmt nicht auf meinen Willen, ſondern auf Ihre Verdienſte an. Scheuen Sie ſich nicht mehr vor mir. Ich bin gar nicht mehr Ihr Liebhaber. Aber darf ich denn auch nicht Ihr guter Freund ſeyn?

Julchen. Von Herzen gern. Dieſes iſt eben mein Wunſch, viele Freunde und keinen Liebhaber zu haben; mich an einem vertrauten Umgange zu vergnügen, aber mich nicht durch die Vertraulichkeit zu binden und zu feſſeln. Wenn Sie mir nichts mehr von der Liebe ſagen wollen: ſo will ich ganze Tage mit Ihnen umgehen.

Lottchen. Kommen Sie, Herr Siegmund. Bey dieſen froſtigen Leuten ſind wir nichts nütze. Ob wir ihr kaltſinniges Geſpräch von der Freundſchaft hören, oder nicht. Wir wollen zu dem Papa gehen.

Sechſter Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. Ich bin meiner Schweſter recht herzlich gut; aber ich würde es noch mehr ſeyn, wenn ſie weniger auf die Liebe hielte. Es kann ſeyn, daß die Liebe viel Annehmlichkeiten hat; aber das traurige und eingeſchränkte Weſen, das man dabey annimmt, verderbt ihren Werth, und wenn er noch ſo groß wäre. Ich habe ein lebendiges Beyſpiel an meiner Schweſter. Sie war ſonſt viel munterer, viel ungezwungener.

Damis. Ich habe Ihnen verſprochen, nicht von der Liebe zu reden, und ich halte mein Wort. Die Freundſchaft ſcheint mir in der That beſſer.

Julchen. Ja. Die Freundſchaft iſt das frohe Vergnügen der Menſchen, und die Liebe das traurige. Man will einander recht genießen, darum liebt man; und man eilt doch nur, einander ſatt zu werden. Habe ich nicht Recht, Herr Damis?

Damis. Ich werde die Liebe in Ihrer Geſellſchaft gar nicht mehr erwähnen. Sie möchten mir ſonſt dabey einfallen. Und wie würde es alsdann um mein Verſprechen ſtehen?

Julchen. Sie könnten es vielleicht für einen Eigenſinn, oder ich weis ſelbſt nicht für was für ein Anzeichen halten, daß ich die Liebe ſo fliehe. Aber nein. Ich ſage es Ihnen, es gehört zu meiner Ruhe, ohne Liebe zu ſeyn. Laſſen Sie mir doch dieſe Freyheit. Muß man denn dieſe traurige Plage fühlen? Nein, meine Schweſter irrt; es geht an, ſie nicht zu empfinden. Ich ſehe es an mir. Aber warum ſchweigen Sie ſo ſtille? Ich rede ja faſt ganz allein. Sie ſind verdrießlich? O wie gut iſts, daß Sie nicht mehr mein Liebhaber ſind! ſonſt hätte ich Urſache, Ihnen zu Gefallen auch verdrießlich zu werden.

Damis. O nein, ich bin gar nicht verdrießlich.

Julchen. Und wenn Sie es auch wären, und zwar deswegen, weil ich nicht mehr von der Liebe reden will: ſo würde mir doch dieſes gar nicht nahe gehen. Es iſt mir nicht lieb, daß ich Sie ſo verdrießlich ſehe; aber als ihre gute Freundinn werde ich darüber gar nicht unruhig. O nein! Ich bin ja auch nicht jede Stunde zufrieden. Sie können ja etwas zu überlegen haben. Ich argwohne gar nichts. Ich mag es auch nicht wiſſen ⸗ ⸗ ⸗ Doch, mein Herr, Sie ſtellen einen ſehr ſtummen Freund vor. Wenn bin ich Ihnen denn ſo gleichgültig geworden?

Damis. Nehmen Sie es nicht übel, meine ſchöne Freundinn, daß ich einige Augenblicke ganz fühllos geſchienen habe. Ich habe, um Ihren Befehl zu erfüllen, die letzten Bemühungen angewandt, die ängſtlichen Regungen der Liebe völlig zu erſticken, und den Charakter eines aufrichtigen Freundes anzunehmen. Die Vernunft hat nunmehr über mein Herz geſiegt. Die Liebe war mir ſonſt angenehm, weil ich ſie Ihrem Werthe zu danken hatte. Nunmehr ſcheint mir auch die Unempfindlichkeit ſchön und reitzend zu ſeyn, weil ſie durch die Ihrige in mir erwecket worden iſt. Verlaſſen Sie ſich darauf, ich will mir alle Gewalt anthun; aber vergeben Sie mir nur, wenn ich zuweilen wider meinen Willen in den vorigen Charakter verfalle. Ich liebe Sie nicht mehr; aber ach ſollten Sie doch wiſſen, wie hoch ich Sie ſchätze, meine engliſche Freundinn!

Julchen. Aber warum ſchlagen Sie denn die Augen nieder? Darf man in der Freundſchaft einander auch nicht anſehen?

Damis. Es gehört zu meinem Siege. Wer kann Sie ſehen, und Sie doch nicht lieben?

Julchen. Sagten Sie mir nicht wieder, daß Sie mich liebten? O das iſt traurig! Ich werde über Ihr Bezeigen recht unruhig. Einmal reden Sie ſo verliebt, daß man erſchrickt, und das andremal ſo gleichgültig, als wenn ſie mich zum erſtenmale ſähen. Nein, ſchweifen Sie doch nicht aus. Sie widerſprechen mir ja ſtets. Iſt dieß die Eigenſchaft eines guten Freundes? Wir brauchen ja nicht zu lieben. Iſt denn die Freyheit nicht ſo edel, als die Liebe?

Damis. O es gehört weit mehr Stärke des Geiſtes zu der Freyheit, als zu der Liebe!

Julchen. Das ſage ich auch. Warum halten Sie mirs denn für übel, daß ich die Freyheit hochſchätze; daß ich ſtatt eines Liebhabers lieber zehn Freunde; ſtatt eines einfachen lieber ein vielfaches Vergnügen haben will? Sind denn meine Gründe ſo ſchlecht, daß ich darüber Ihre Hochachtung verlieren ſollte? Thun Sie den Ausſpruch, ob ich bloß aus Eigenſinn rede. (Damis ſieht ſie zärtlich an.) Aber warum ſehen Sie mich ſo ängſtlich an, als ob Sie mich bedauerten? Was wollen mir Ihre Augen durch dieſe Sprache ſagen? Ich kann mich gar nicht mehr in Ihr Bezeigen finden. Sie ſcheinen mir das Amt eines Aufſehers, und nicht eines Freundes, über ſich genommen zu haben. Warum geben Sie auf meine kleinſte Miene Achtung, und nicht auf meine Worte? Mein Herr, ich wollte, daß Sie nunmehr ⸗ ⸗ ⸗

Damis. Daß Sie giengen, wollten Sie ſagen. Auch dieſen Befehl nehme ich an, ſo ſauer er mir auch wird. Sie mögen mich nun noch ſo ſehr haſſen: ſo werde ich mich doch in Ihrer Gegenwart nie über mein Schickſal beklagen. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Julchen. Haſſen? Wenn habe ich denn geſagt, daß ich Sie haſſe? Ich verſtehe dieſe Sprache. Weil Sie mich nicht lieben ſollen, ſo wollen Sie mich haſſen. Dieß iſt ſehr großmüthig. Das ſind die Früchte der berühmten Zärtlichkeit. Ich werde aber nicht aus meiner Gelaſſenheit kommen, und wenn Sie auch mit dem kaltſinnigſten Stolze noch einmal zu mir ſagen ſollten: Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Das iſt ja eine rechte Hofſprache.

Damis. Es iſt die Sprache der Ehrerbietung.
(Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Julchen allein.

Wie? Er geht? Aber warum bin ich ſo unruhig? Ich liebe ihn ja nicht ‒ ‒ Nein, ich bin ihm nur gewogen. Es iſt doch ein unerträglicher Stolz, daß er mich verläßt. Aber habe ich ihn etwan beleidigt? Er iſt ja ſonſt ſo vernünftig und ſo großmüthig ‒ ‒ ‒ Nein, nein, er liebt mich nicht. Es muß Verſtellung geweſen ſeyn. Ich habe heute ein recht mürriſches Weſen. (Lottchen tritt unvermerkt herein.) Wenn ich nur meine Laute hier hätte, ich wollte ‒ ‒ ‒

Achter Auftritt.

Julchen. Lottchen.

Lottchen. Ich will ſie gleich holen, wenn du es haben willſt. Aber, mein Kind, was haſt du mit dir allein zu reden? Es iſt ja ſonſt deine Art nicht, daß du mit der Einſamkeit ſprichſt!

Julchen. Wenn hätte ich denn mit mir allein geredt? Ich weis nicht, daß ich heute allen ſo verdächtig vorkomme.

Lottchen. Aber woher wüßte ichs, daß du die Laute hätteſt haben wollen, wenn du nicht geredt hätteſt? Mich haſt du nicht geſehen, liebes Kind, und alſo mußt du wohl mit dir ſelbſt geredt haben. Ich dächte es wenigſtens, oder biſt du anderer Meynung?

Julchen. Ihr müßt euch alle beredt haben, mir zu widerſprechen.

Lottchen. Wie ſo? Ich habe dir nicht widerſprochen. Und wenn es Herr Damis gethan hat, ſo kann ich nichts dafür. Warum ziehſt du deine guten Freunde nicht beſſer? Er ſagte mir, im Vorbeygehen, du wäreſt recht böſe geworden, weil er es etlichemal verſehen, und wider ſein Verſprechen an die Liebe gedacht hätte.

Julchen. Schweſter, ich glaube, Ihr kommt, um Rechenſchaft von mir zu forden. Ihr hört es ja, daß ich mich nicht zur Liebe zwingen laſſe.

Lottchen. Recht, Julchen, wenn dir Herr Damis zuwider iſt: ſo bitte ich dich ſelber, liebe ihn nicht.

Julchen. Was das für ein weiſer Spruch iſt! wenn er dir zuwider iſt . . . Muß man denn einander haſſen, wenn man nicht lieben will? Ich habe ja noch nicht gefragt, ob dir dein Herr Siegmund zuwider iſt.

Lottchen. Nein, du haſt mich noch nicht gefragt. Aber wenn du mich fragen ſollteſt: ſo würde ich dir antworten, daß ich ihn recht ſehr, recht von Herzen liebe, und mich meiner Zärtlichkeit nicht einen Augenblick ſchäme. Es gehört weit mehr Hoheit des Gemüths dazu, die Liebe vernünftig zu fühlen, als die Freyheit zu behaupten.

Julchen. Ich möchte vor Verdruß vergehen. Herr Damis hat gleich vorhin das Gegentheil behauptet. Wem ſoll man nun glauben? Nehmt mirs nicht übel, meine Schweſter, ich weis, daß Ihr mehr Einſicht habt, als ich; aber erlaubt mir, daß ich meinen Einfall dem Eurigen vorziehe. Und warum kann Herr Damis nicht ſo gut Recht haben, als Ihr? Ihr habt ja immer geſagt, daß er ein vernünftiger und artiger Mann wäre.

Lottchen. Das Beywort artig hätte nicht eben nothwendig zu unſerer Streitfrage gehört. Aber vielleicht gehört dieſe Vorſtellung ſonſt in die Reihe deiner Empfindungen. Herr Damis iſt ganz gewiß verſtändiger, als ich; aber er iſt auch ein Menſch, wie ich; und der beſte Verſtand hat ſeine ſchwache Seite.

Julchen. Lottchen, alſo ſeyd Ihr hieher gekommen, um mir zu demonſtriren, daß Herr Damis ein Menſch, und kein Engel am Verſtande iſt? Das glaube ich. Aber, mein liebes Lottchen, Eure Spöttereyen ſind mir ſehr erträglich. Ich könnte Euch leicht die Antwort zurück geben, daß Euer Herr Siegmund auch unter die armen Sterblichen gehörte; aber ich will es nicht thun. Ihr würdet nur denken, daß ich aus Eigenſinn den Herrn Damis vertheidigen wollte. Nein, er ſoll nicht den größten Verſtand haben; er ſoll nicht ſo galant, nicht ſo liebenswürdig ſeyn, als Euer Siegmund. So habe ich noch eine Urſache mehr, meine Freyheit zu behaupten, und ihn nicht zu lieben.

Lottchen. Mein liebes Kind, du kömmſt recht in die Hitze. Du ſchmählſt auf mich und meinen Geliebten, und ich bleibe dir doch gut. Man kann dich nicht haſſen. Du trägſt dein gutes Herz in den Augen und auf der Zunge, ohne daß du daran denkſt. Du biſt meine liebe ſchöne Schweſter. Deine kleinen Fehler ſind faſt eben ſo gut, als Schönheiten. Wenigſtens kann man ſie nicht begehen, wenn man nicht ſo aufrichtig iſt, wie du biſt. Kind, ich habe dieſe Nacht einen merkwürdigen Traum von einer jungen angenehmen Braut gehabt, und ich ⸗ ⸗ ⸗

Julchen. Ich bitte dich, liebe Schweſter, laß mich allein. Ich bin verdrießlich, recht ſehr verdrießlich, und ich werde es nur mehr, je mehr ich rede.

Lottchen. Biſt du etwan darüber verdrießlich, daß ich in der Heftigkeit ein Wort wider den Herrn Damis ⸗ ⸗ ⸗?

Julchen. O warum denkſt du wieder an ihn? Willſt du mich noch mehr zu Fehlern bringen? Laß ihm doch ſeinen ſchwachen Verſtand, und mir meinen verdrießlichen Geiſt, und das Glück, einige Augenblicke allein zu ſeyn. Die ältern Schweſtern haben doch immer etwas an den jüngern auszuſetzen.

Lottchen. Ich höre es wohl, ich ſoll gehen. Gut. Komm bald nach, ſonſt mußt du wieder mit dir allein reden.

Neunter Auftritt.

Julchen. Der Magiſter.

Julchen. Iſt es nicht möglich, daß ich allein ſeyn kann? Müſſen Sie mich nothwendig ſtören, Herr Magiſter? Sagen Sie mirs nur kurz, was zu Ihren Dienſten iſt.

Der Magiſter. Jungfer Muhme, ich will etwas mit Ihnen überlegen. Vielleicht bin ich wegen meiner Jahre und meiner Erfahrung nicht ungeſchickt dazu. Ich liebe Sie, und Sie wiſſen, was der Verſtand für eine unentbehrliche Sache bey allen unſern Handlungen iſt.

Julchen. Ja, das weis ich. Dem ungeachtet wollte ich wünſchen, daß ich heute gar keinen hätte; vielleicht wäre ich ruhiger.

Der Magiſter Sie übereilen ſich. Wer würde uns das Wahre von dem Falſchen, das Scheingut von dem wahren Gute unterſcheiden helfen? Wer würde unſern Willen zu feſten und glücklichen Entſchließungen bringen, wenn es nicht der Verſtand thäte? Und würden Sie wohl ſo liebenswürdig geworden ſeyn, wenn Sie nicht immer verſtändig geweſen wären?

Julchen. Herr Magiſter, Sie ſind ja nicht auf Ihrer Studirſtube. Was quälen Sie mich mit Ihrer Gelehrſamkeit? Ich mag ja nicht ſo weiſe ſeyn, als Sie. Ich kann es auch nicht ſeyn, weil ich nicht ſo viel Geſchicklichkeit beſitze.

Der Magiſter. Zu eben der Zeit, da Sie wünſchen, daß Sie keine Vernunft haben möchten, beweiſen Sie durch Ihre Beſcheidenheit, daß Sie ihrer ſehr viel haben. Ich fordere keine Gelehrſamkeit von Ihnen. Ich will ſogar die meinige vergeſſen, indem ich mit Ihnen ſpreche. Sie ſollen heute den Schritt zu Ihrem Glücke thun. Es ſcheint aber nicht, daß Sie dazu entſchloſſen ſind. Gleichwohl wünſcht es Ihr Herr Vater herzlich. Ich habe ihm verſprochen, Ihnen einige kleine Vorſtellungen zu thun. Und ich wünſchte, daß Sie ſolche anhören, und mir Einwürfe dagegen machen möchten. Dieß kann ich, ſo alt ich bin, doch wohl leiden. Die Liebe iſt eine der ſchönſten, aber auch der gefährlichſten Leidenſchaften. Sie rächt ſich an uns, wenn wir ſie verſchmähen; und ſie rächt ſich auch, wenn wir uns in unſerm Gehorſame übereilen.

Julchen. Sie ſind etwas weitläuftig in Ihren Vorſtellungen. Allein Sie ſollen ohne Einwurf Recht haben. Laſſen Sie mich nur in Ruhe. Mein Verſtand iſt freylich nicht ſo ſtark an Gründen, als eine Philoſophie. Dennoch iſt er noch immer ſtark genug für mein Herz geweſen.

Der Magiſter. Wiſſen Sie nicht, daß uns unſere Leidenſchaften am erſten beſiegen, wenn ſie am ruhigſten

ſten zu ſeyn ſcheinen? Das Herz der Menſchen iſt der größte Betrüger. Und der Klügſte weis oft ſelbſt nicht, was in ihm vorgeht. Wir lieben, und werden es zuweilen nicht eher gewahr, als bis wir nicht mehr geliebt werden. Dieſes alles ſollen Sie nicht glauben, weil ichs ſage. Nein, weil es die größten Kenner des menſchlichen Herzens, ein Sokrates, ein Plato, ein Seneka, und viele von den neuern Philoſophen geſagt haben.

Julchen. Ich kenne alle dieſe Männer nicht, und verlange ſie auch nicht zu kennen. Aber wenn ſie ſo weiſe geweſen ſind, wie Sie behaupten: ſo werden ſie wohl auch geſagt haben, daß man ein unruhiges Herz durch viele Vorſtellungen nicht noch unruhiger machen ſoll. Und ich traue dem Plato und Seneka, und wie ſie alle heißen, ſo viel Einſicht und Höflichkeit zu, daß ſie Sie bitten würden, mich zu verlaſſen, wenn ſie zugegen wären? So bald ich die Leidenſchaften, und inſonderheit die Liebe nicht mehr regieren kann: ſo will ich Ihre Philoſophie um Beyſtand anſprechen.

Der Magiſter. Ihre Aufrichtigkeit gefällt mir, ob ſie mir gleich zu widerſprechen ſcheint. Aber ich würde mich für ſehr unphiloſophiſch halten, wenn ich den Widerſpruch nicht gelaſſen anhören könnte. Sie ſollen mich nicht beleidiget haben. Nein! Aber Sie ſagen, Sie ſind unruhig. Sollte es itzt nicht Zeit ſeyn, dieſe Unruhe durch Ueberlegung zu dämpfen? Was verurſacht Ihre Unruhe? Iſts der Affect der Liebe, oder des Abſcheus? Der Furcht, oder des Verlangens? Ich wollte wünſchen, daß Sie ein anſchauendes Erkenntniß davon hätten. Wenn man die Urſache eines moraliſchen Uebels weis: ſo weis man auch das moraliſche Gegenmittel. Ich meyne es gut mit Ihnen. Ich rede begreiflich, und ich wollte, daß ich noch deutlicher reden könnte.

Julchen. Ich ſetze nicht das geringſte Mißtrauen, weder in Ihre Aufrichtigkeit, noch in Ihre Gelehrſamkeit. Aber ich bin verdrießlich. Ich weis nicht, was mir fehlt, und mag es auch zu meiner Ruhe nicht wiſſen. Verlaſſen Sie mich. Sie ſind mir viel zu ſcharfſinnig.

Der Magiſter. Warum loben Sie mich? Wenn Sie ſo viele Jahre der Wahrheit nachgedacht hätten, als ich: ſo würden Sie vielleicht eben ſo helle denken. Unterdrücken Sie Ihre Unruhe, und überlegen Sie das Glück, das ſich Ihnen heute auf Ihr ganzes Leben anbietet. Herr Damis verlangt Ihr Herz, und ſcheint es auch zu verdienen. Was ſagt Ihr Verſtand dazu? Auf die Wahl in der Liebe kommt das ganze Glück der Ehe an; und kein Irrthum beſtraft uns ſo ſehr, als der, den wir in der Liebe begehen. Allein wenn kann man ſich leichter irren, als bey dieſer Gelegenheit?

Julchen. Ich glaube, daß dieſer Unterricht recht gut iſt. Aber was wird er mir nützen, da ich nicht lieben will?

Der Magiſter. Sie reden ſehr hitzig. Dennoch werde ich nicht aus meiner Gelaſſenheit kommen. Sie wollen nicht lieben, nicht heirathen? Aber wiſſen

Sie denn auch, daß Sie dazu verbunden ſind? Soll ich Ihnen den Beweis aus meinem Rechte der Natur vorlegen? Sie wollen doch, daß das menſchliche Geſchlecht erhalten werden ſoll? Dieſes iſt ein Zweck, den uns die Natur lehrt. Das Mittel dazu iſt die Liebe. Wer den Zweck will, der muß auch das Mittel wollen, wenn er anders verſtändig iſt. Sehn Sie denn nicht, daß Sie zur Ehe verbunden ſind? Sagen Sie mir nur, ob Sie die Kraft dieſer Gründe nicht fühlen?

Julchen. Ich fühle ſie in der That nicht. Und wenn die Liebe nichts iſt, als eine Pflicht; ſo wundert michs, wie ſie ſo viele Herzen an ſich ziehen kann. Ich will ungelehrt lieben. Ich will warten, bis mich die Liebe durch ihren Reiz bezaubern wird.

Der Magiſter. Jungfer Muhme, das heißt halsſtarrig ſeyn, wenn man die Augen vor den klärſten Beweiſen zuſchließt. Wenn Sie erkennen, daß Sie zur Ehe verbunden ſind, wie könnte denn Ihr Wille undeterminirt bleiben? Iſt denn der Beyfall im Verſtande und der Entſchluß im Willen nicht Eine und eben dieſelbe Handlung unſerer Seele? Warum wollen Sie ſich denn nicht zur Heirath mit dem Herrn Damis entſchließen, da Sie ſehen, daß Sie eine Pflicht dazu haben?

Julchen. Nehmen Sie mirs nicht übel, Herr Magiſter, daß ich Sie verlaſſe, ohne von Ihrer Sittenlehre überzeugt zu ſeyn. Was kann ich armes Mädchen dafür, daß ich nicht ſo viel Einſicht habe, als Plato, Seneca, und Ihre andern weiſen Männer?

ner? Machen Sie es mit dieſen Leuten aus, warum ich keine Luſt zur Heirath habe, da ich doch durch Ihren Beweis dazu verbunden bin. Ich habe noch etliche Anſtalten in der Küche zu machen.

Zehnter Auftritt.

Der Magiſter. Cleon.

Der Magiſter. Ich habe deiner Tochter Julchen alle mögliche Vorſtellungen gethan. Ich habe mit der größten Selbſtverleugnung mit ihr geſprochen. Ich habe ihr die ſtärkſten Beweiſe angeführt; aber . . .

Cleon. O hätteſt du ihr lieber ein paar Exempel von glücklich verheiratheten Mädchen angeführt!

Der Magiſter. Sie widerſprach mir mehr, als Einmal; aber ich kam nicht aus meiner Gelaſſenheit. Ich erwies ihr, daß ſie verbunden wäre, zu heirathen.

Cleon. Du haſt dir viel Mühe gegeben. Ich denke, wenn ein Mädchen achtzehn Jahre iſt: ſo wird ſie nicht viel wider dieſen Beweis einwenden können.

Der Magiſter. Julchen ſah alles ein. Ich machte es ihr ſehr deutlich. Denn wenn man mit Ungelehrten zu thun hat, die nicht abſtract denken können: ſo muß man ſich herunter laſſen, und das Ingenium zuweilen zu Hülfe nehmen.

Cleon. Aber wie weit haſt du Julchen durch deine Gründe gebracht? Will ſie denn Herrn Damis heirathen? Hat ſie denn ihre Herzensmeynung nicht verrathen? Ich kann ja den rechtſchaffenen Mann nicht länger aufhalten. Er meynt es ſo redlich, und hat ſo viele Verdienſte.

Der Magiſter. Sie ſagte, ſie wäre unruhig. Und das war eben ſchlimm; denn die Gründe der Philoſophie fordern ein ruhiges Herz, wenn ſie die Ueberzeugung wirken ſollen. Wenn der Verſtand durch die Triebe des Willens beſtürmt wird: ſo iſt er nicht aufmerkſam; und ohne Aufmerkſamkeit ſind die ſchärfſten Beweiſe nichts, als ſtumpfe Pfeile.

Cleon. Rede nicht ſo tiefſinnig. Du hätteſt ſie eben ſollen ruhig machen: ſo ſähe ich den Nutzen von deiner Geſchicklichkeit.

Der Magiſter. Ich verſuchte alles. Ich zeigte ihr die ſchönen Seiten der Liebe. Ich ſagte ihr erſtlich, daß eine glückliche Ehe das größte Vergnügen wäre.

Cleon. Ja, die glücklichen Ehen ſind etwas ſehr Schönes. Aber du hätteſt ihr ſagen ſollen, daß ihre Ehe wahrſcheinlicher Weiſe ſehr glücklich werden würde. Das iſt meine Abſicht geweſen, warum ich dich zu ihr geſchickt habe.

Der Magiſter. Kurz und gut, durch Lehrſätze und Erweiſe iſt ſie nicht zu gewinnen, das ſehe ich wohl. Sie verſteht wohl die einzelnen Sätze; aber wenn ſie dieſelben in Gedanken zuſammen verbinden und dem Schluſſe das Leben geben ſoll: ſo weicht ihr Verſtand zurück, und ſie wird ungehalten, daß er ſie verläßt.

Cleon. Alſo kannſt du mir weiter nicht helfen, und ſie nicht überreden?

Der Magiſter. Es giebt noch gewiſſe witzige Beweiſe zur Ueberredung, die man Beweiſe κατ' ἄνθρωπον nennen könnte. Dergleichen ſind bey den alten Rednern die Fabeln und Allegorien, oder Parabeln. Bey Leuten, die nicht ſcharf denken können, thun dieſe witzigen Blendwerke oft gute Dienſte. Ich will ſehen, ob ich durch mein Ingenium das ausrichten kann, was ſie meinem Verſtande verſagt hat. Vielleicht macht ihr eine Fabel mehr Luſt zur Heirath, als eine Demonſtration. Ich will eine machen, und ſie ihr vorleſen und thun, als ob ich ſie in dem Fabelbuche eines jungen Menſchen in Leipzig gefunden hätte, der ſich durch ſeine Fabeln und Erzählungen bey der Schuljugend ſo beliebt gemacht hat.

Cleon. Ach ja, das thue doch, damit wir alles verſuchen. Wenn die Fabel hübſch iſt: ſo kannſt du ſie gleich auf meiner Tochter Hochzeit der Welt mittheilen. Mache nur nicht gar zu lange darüber. Eine Fabel iſt ja keine Lobrede. Es muß ja nicht alles ſo accurat ſeyn. Meine Tochter wird dich nicht verrathen. Mache, daß ſie Ja ſpricht: ſo will ich dir ohne Fabel, aber recht aufrichtig danken. (Der Magiſter geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Cleon. Lottchen.

Lottchen. Papa, der Herr Vormund des Herrn Damis hat durch ſeinen Bedienten dieſes Zeddelchen an Sie geſchickt.

Cleon. (Er lieſt.) „Weil Sie es verlangen: ſo
„werde ich die Ehre haben, gegen die Caffeezeit zu
„Ihnen zu kommen. Ich laſſe mir die Wahl des
„Herrn Damis, meines Mündels, ſehr wohl gefallen.

„fallen. Er hätte nicht glücklicher wählen können. Kurz, ich will mich dieſen Nachmittag mit Ihnen und Ihren Jungfern Töchtern recht vergnügen, weil ich ohne dieß heute eine angenehme Nachricht vom Hofe erhalten habe. Zugleich muß ich Ihnen melden, daß heute oder morgen das Teſtament Ihrer verſtorbenen Frau Muhme, der Frau Stephan, geöffnet werden ſoll. Ich glaube gewiß, daß ſie Ihnen etwas vermacht hat. Vielleicht kann ich Ihnen die Gewißheit davon um vier Uhr mitbringen. Ich bin ꝛc.“

Das geht ja recht gut, meine liebe Tochter. Ich dachte immer, der Herr Vormund würde ſeine Einwilligung nicht zur Heirath geben, weil meine Tochter kein Vermögen hat.

Lottchen. Das habe ich gar nicht befürchtet. Der Herr Vormund iſt ja die Leutſeligkeit und Dienſtfertigkeit ſelbſt, und macht ſich gewiß eine Freude daraus, zu dem Glücke eines Frauenzimmers etwas beyzutragen, der man keinen größern Vorwurf machen kann, als daß ſie nicht reich iſt.

Cleon. Tochter, du haſt ſehr Recht. Es iſt ein lieber Mann. Ich habe nur gedacht, daß er einen gewiſſen Fehler haben müßte, weil er ſchon nahe an vierzig iſt, und noch kein Amt hat. Aber was hilft uns das alles, wenn Julchen den Herrn Damis nicht haben will?

Lottchen. Machen Sie Sich keine Sorge, lieber Papa. Julchen iſt ſo gut, als beſiegt; und ich denke, es könnte ihr kein größer Unglück widerfahren, als wenn man ihr ihren Schatz, die ſogenannte Freyheit, ungeraubt ließe. Ich habe die ſicherſten Merkmaale, daß ſie den Herrn Damis liebt.

Cleon. Sollte es möglich ſeyn? Ich dürfte es bald ſelbſt glauben. Ihr loſen Mädchen thut immer, als wenn euch nichts an den Männern läge, und heimlich habt ihr doch eine herzliche Freude an ihnen. Je nun, die Liebe iſt auch nöthig in der Welt.

Lottchen. Papa, dieſe Satyre auf die loſen Mädchen trifft mich nicht. Ich dächte, ich machte kein Geheimniß aus meiner Liebe. Wenigſtens halte ich die vernünftige Liebe für kein größer Verbrechen, als die vernünftige Freundſchaft.

Cleon. Mein Kind, wenn mir die Frau Muhme Stephan etwas vermacht haben ſollte: ſo ſähe ichs ſehr gern, wenn ich euch, meine Töchter, auf Einen Tag verſprechen, und euch in kurzem auf Einen Tag die Hochzeit ausrichten könnte. Ich wollte gern das ganze Vermächtniß dazu hergeben.

Lottchen. Sie ſind ein liebreicher Vater. Nein, wenn Sie auch durch das Teſtament etwas bekommen ſollten: ſo würde es doch ungerecht ſeyn, wenn wir Sie durch unſere Heirathen gleich um alles brächten. Nein, lieber Papa, ich kann noch lange warten. Und mein Geliebter wird ſich ohnedieß nicht zur Ehe entſchließen, bis er nicht eine hinlängliche Verſorgung hat.

Cleon. Thue dein Möglichſtes, daß Julchen heute noch Ja ſpricht. Die Mädchen müſſen wohl ein wenig ſpröde thun; aber ſie müſſen es den Junggeſellen auch nicht ſo gar ſauer machen.

Lottchen. Papa, unſere liebe Mamma ſagt nicht ſo.

Cleon. Loſes Kind, ein Vater darf ja wohl ein Wort reden. Ich bin ja auch jung geweſen, und meine Jugend reut mich gar nicht. Ich und deine liebe Mutter haben uns ein Jahr vor der Ehe, und ſechzehn Jahr in der Ehe, wie die Kinder vertragen. Sie hat mir tauſend vergnügte Stunden gemacht, und ich wills ihr noch im Grabe danken. Sie hat auch euch, meine Kinder, ohne Ruhm zu melden, recht gut gezogen. Es wird dir gewiß wohl gehen. Verlaſſe dich darauf. Du thuſt mir viel Gutes. Du führſt meine ganze Haushaltung. Sey zufrieden mit deinem Schickſale. Ich laſſe dir nach meinem Tode einen ehrlichen Namen und eine gute Auferziehung. Laß mich ja zu meiner lieben Frau ins Grab legen. Ich will ſchlafen, wo ſie ſchläft.

Lottchen. Ach Papa, warum machen Sie mich weichmüthig? Sie werden, wenn es nach meinem Wunſche geht, noch lange leben, und erfahren, daß ich meinen Ruhm in der Pflicht Ihnen zu dienen ſuche. Und wenn ich Sie hundert Jahre verſorge, ſo habe ich nichts mehr gethan, als was mir meine Schuldigkeit befiehlt. Heute müſſen Sie vergnügt ſeyn. Doch vielleicht iſt die traurige Empfindung, die in Ihnen entſtanden iſt, die angenehmſte, die nur ein rechtſchaffener Vater fühlen kann. Aber, lieber Papa, es iſt kein Wein mehr im Keller, als das gute Faß, das Sie in meinem Geburtsjahre eingelegt haben. Was werden wir heute unſern Gäſten für Wein vorſetzen?

Cleon. Tochter, zapfe das Faß an. Und wenn es Nectar wäre: ſo iſt er für den heutigen Tag nicht zu gut. Es wird bald Mittagszeit ſeyn. Ich will immer gehen, und die Forellen aus dem Fiſchhälter langen. Wenn ich Julchen ſehe: ſo will ich dir ſie wohl wieder herſchicken, wenn du noch einmal mit ihr reden willſt.

Lottchen. Recht gut, Papa, ich will noch einige Augenblicke hier warten.

Zwölfter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Siegmund. Ich habe ſchon einen Augenblick mit Julchen geſprochen. Sie iſt ungehalten auf den Herrn Damis; aber ihre ganze Anklage ſcheint mir nichts, als eine Liebeserklärung in einer fremden Sprache zu ſeyn. Ich hätte nicht gedacht, daß ſie ſo zärtlich wäre. Die Liebe und Freundſchaft reden zugleich aus ihren Augen und aus ihrem Munde, je mehr ſie nach ihrer Meynung die erſte verbergen will.

Lottchen. Ey, ey, mein lieber Herr Siegmund! Ich könnte bald einige Minuten eiferſüchtig werden. Nicht wahr, meine Schweſter iſt reizender, als ich? Aber dennoch lieben Sie mich.

Siegmund. Wer kann Sie einmal lieben und nicht beſtändig lieben? Ihre Jungfer Schweſter hat viele Verdienſte; aber Sie haben ihrer weit mehr.

Sie kennen mein Herz. Dieſes muß Ihnen für meine Treue der ſicherſte Bürge ſeyn.

Lottchen. Ja, ich kenne es und bin ſtolz darauf. Ach mein liebſter Freund! ich muß Ihnen ſagen, daß uns vielleicht ein kleines Glück bevorſteht. Möchte es doch zu Ihrer Beruhigung etwas beytragen! Der Herr Vormund des Herrn Damis hat dem Papa in einem Billette gemeldet, daß heute das Teſtament der Frau Muhme Stephan geöffnet werden würde, und daß er glaubte, ſie würde den Papa darinne bedacht haben. O wie glücklich wäre ich, wenn ich Ihre Umſtände zu verbeſſern vermögend wäre!

Siegmund. Machen Sie mich nicht unruhig. Sie lieben mich mehr, als ich verdiene. Gedulden Sie ſich, es wird noch alles gut werden, und ‥ ‥

Lottchen. Sie ſind unruhig? Was fehlt Ihnen? Sagen Sie mirs. Mein Leben iſt mir nicht lieber, als Ihre Ruhe.

Siegmund. Ach, mein ſchönes Kind! es fehlt mir nichts, nichts als das Glück, Sie ewig zu beſitzen. Ich bin etwas zerſtreut. Ich habe dieſe Nacht nicht wohl geſchlafen.

Lottchen. O kommen Sie, und werden Sie mir zu Liebe munter. Wir wollen erſt zu Julchen auf ihre Stube, und dann gleich zur Mahlzeit gehen.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Cleon. Julchen.

Cleon. Du wirſt doch wiſſen, ob du ihm gut biſt?

Julchen. Lieber Papa, woher ſoll ichs denn wiſſen? Ich will Ihnen gern gehorchen; aber laſſen Sie mir nur meine Freyheit.

Cleon. Ich will Ihnen gern gehorchen; aber laſſen Sie mir nur meine Freyheit. Kleiner Affe, was redſt du denn? Wenn ich dir deine Freyheit laſſen ſoll: ſo brauchſt du mir ja nicht zu gehorchen. Ich will dich gar nicht zwingen. Ich bin dir viel zu gut. Nein, ſage mir nur, ob er dir gefällt.

Julchen. Ob mir Herr Damis gefällt? Vielleicht, Papa. Ich weis es nicht gewiß.

Cleon. Tochter, ſchäme dich nicht, mit deinem Vater aufrichtig zu reden. Du biſt ja erwachſen, und die Liebe iſt ja nichts verbotnes. Gefällt dir ſeine Perſon, ſeine Bildung?

Julchen. Sie mißfällt mir nicht. Vielleicht … gefällt ſie mir gar.

Cleon. Mädchen, was willſt du mit deinem Vielleicht? Wir reden ja nicht von verborgnen Sachen; du darfſt ja nur dein Herz fragen.

Julchen. Aber wenn nun mein Herz ſo untreu iſt, und mir nicht aufrichtig antwortet?

Cleon. Rede nicht ſo poetiſch. Dein Herz biſt du; und du wirſt doch wiſſen, was in dir vorgeht. Wenn du einen jungen, wohlgebildeten, geſchickten, vernünftigen und reichen Menſchen ſiehſt, der dich zur Frau haben will: ſo wirſt du doch leicht von dir erfahren können, ob du ihn zum Manne haben möchteſt.

Julchen. Zum Manne? = = Ach Papa! laſſen Sie mir Zeit. Ich bin heute unruhig, und in der Unruhe könnte ich mich übereilen. Ich glaube in der That nicht, daß ich ihn liebe, ſonſt würde ich munter und zufrieden ſeyn. Wer weis auch, ob ich ihm gefalle?

Cleon. Wenn du darüber unruhig biſt: ſo hat es gute Wege. Biſt du nicht ein albernes Kind! Wenn du ihm nicht gefielſt: ſo würde er ſich nicht ſo viel Mühe um dich geben. Er kennt dich vielleicht beſſer, als du dich ſelbſt kennſt. Stelle dir einmal vor, ob ich deine gute Mutter, da ſie noch Jungfer war, zur Ehe begehrt haben würde, wenn ſie mir nicht gefallen hätte. Indem er zu dir ſagt: Jungfer Julchen, oder wie er dich nennt = = = Du kannſt mirs ja ſagen, wie er dich heißt.

Julchen. Er heißt mich Mamſell.

Cleon. Kind, du betrügſt mich. Er ſpräche ſchlecht weg, Mamſell? Das kann nicht ſeyn.

Julchen. Zuweilen ſpricht er auch, liebe Mamſell.

Cleon. Tochter, du verſtellſt dich. Ich bin ja dein Vater. Im Ernſte, wie heißt er dich, wenn ers recht gut meynt?

Julchen. Ich kann mich ſelbſt nicht beſinnen. Er ſpricht = = er ſpricht = = mein Julchen = =

Cleon. Warum ſprichſt du das Wort ſo kläglich aus? Seufzeſt du über deinen Namen? Dein Name iſt ſchön. Alſo ſpricht er zu dir: Mein Julchen? Gut, hat er dich nie anders geheißen?

Julchen. Ach ja, lieber Papa. Er heißt mich auch zuweilen, mein ſchönes Julchen. Warum fragen Sie mich denn ſo aus?

Cleon. Laß mir doch meine Freude, du kleiner Narr. Ein rechtſchaffner Vater hat ſeine Töchter lieb, wenn ſie wohlgezogen ſind. Ich bin ja ſtets freundlich mit euch umgegangen. Aber daß ich wieder auf das Hauptwerk komme. Ja, indem Herr Damis z.E. zu dir ſpricht: Mein ſchönes Julchen, ich habe dich . .

Julchen. O! Er heißt mich Sie. Er würde nicht Du ſprechen. Das wäre ſehr vertraut, oder doch wenigſtens unhöflich.

Cleon. Nun, nun, wenn er dich auch einmal Du hieße, deswegen verlörſt du nichts von deiner Ehre. Hat mich doch die ſelige Frau, als Braut, mehr als einmal Du geheißen, und es klang mir immer ſchön. Indem er alſo zu dir ſpricht: Mein ſchönes Julchen, ich bin Ihnen gut: ſo ſagt er auch zugleich, Sie gefallen mir; denn ſonſt würde er das erſte nicht ſagen.

Julchen. Das ſagt er niemals zu mir.

Cleon. Du machſt mich böſe. Ich habe es ja mehr, als einmal, ſelber gehört.

Julchen. Daß er zu mir geſagt hätte: Ich bin Ihnen gut?

Cleon. Ja wohl!

Julchen. Mit Ihrer Erlaubniß, Papa, das hat Herr Damis in ſeinem Leben nicht zu mir geſagt.

Ich liebe Sie von Herzen, das ſpricht er wohl; aber niemals, ich bin Ihnen gut.

Cleon. Biſt du nicht ein zänkiſches Mädchen! Wir ſtreiten ja nicht um die Worte.

Julchen. Aber das klinget doch allemal beſſer: Ich liebe Sie von Herzen; als das andere.

Cleon. Das mag ſeyn. Ich habe das letzte immer zu meiner Liebſten geſagt, und es gefiel ihr ganz wohl. Daß die Welt die Sprache ändert, dafür kann ich nicht. Ihr Mädchen gebt heut zu Tage auf ein Wort Achtung, wie ein Rechenmeiſter auf eine Ziffer. Es gefällt dir alſo, wenn er ſo zu dir ſpricht? Gut, meine Tochter, ſo nimm ihn doch. Was wegerſt du dich denn? Ich gehe nach der Grube zu. Worauf willſt du denn warten? Kind, ich ſage dirs, es dürfte ſich keine Gräfinn deines Bräutigams ſchämen. Herr Damis möchte heute gern die völlige Gewißheit haben, ob er - - -

Julchen. Papa!

Cleon. Nun, was willſt du? Nur nicht ſo verzagt. Ich bin ja dein Vater. Ich gehe ja mit dir, wie mit einer Schweſter, um.

Julchen. Papa, darf ich etwas bitten?

Cleon. Herzlich gern. Du biſt mir ſo lieb, als Lottchen, wenn jene gleich etwas gelehrter iſt. Bitte! was willſt du?

Julchen. Ich? Ich bin ſehr unentſchloſſen, ſehr verdrießlich.

Cleon. Das iſt ja keine Bitte. Rede offenherzig.

Julchen. Ich wollte bitten, daß Sie - - - mir meine Freyheit ließen.

Cleon. Mit deiner ewigen Freyheit! Ich dachte, du wollteſt ſchon um das Brautkleid bitten. Ich laſſe dir ja deine Freyheit. Du ſollſt ja aus freyem Willen lieben, gar nicht gezwungen. Bedenke dich noch eine Stunde. Ueberlege es hier allein. Ich will dich nicht länger ſtören.

Zweyter Auftritt.

Julchen. Damis.

Damis. Darf ich mit Ihnen reden? mein ſchönes Kind?

Julchen. Es iſt gut, daß Sie kommen. Die Geſundheit, die Sie mir über Tiſche von der Liebe zubrachten, hat mich recht gekränkt. Meine Schweſter lachte darüber; aber das kann ich nicht. Sie hat heute überhaupt eine widerwärtige Gemüthsart, die ſich ſo gar bis auf Sie, mein Herr, erſtreckt.

Damis. Bis auf mich? Darf ich weiter fragen?

Julchen. Ich ſagte ihr, daß Sie meiner Meynung wären, und behauptet hätten, daß mehr Hoheit der Seele zur Freyheit, als zur Liebe, gehörte. Darüber ſpottete ſie, und ſagte dreiſt, Sie hätten Unrecht, wo ſie nicht gar noch mehr ſagte. Aber laſſen Sie ſich nichts gegen ſie merken; ſie möchte ſonſt denken, ich wollte eine Feindſchaft anrichten.

Damis. Lottchen wird es nicht ſo böſe gemeynt haben. Sie iſt ja die Gutheit und Unſchuld ſelbſt.

Julchen. Das konnte ich mir einbilden, daß Sie mir widerſprechen würden. Und ich will es Ihnen nur geſtehen, daß ichs zu dem Ende geſagt habe. Freylich hat meine Schweſter mehr Gutheit, als ich. Sie redt von der Liebe, und ſo gütig bin ich nicht.

Damis. Vergeben Sie es ihr, wenn ſie auch etwas von mir geſagt hat. Ich bin ja nicht ohne Fehler. Und vielleicht würde ich Ihnen mehr gefallen, wenn ich ihrer weniger hätte.

Julchen. Wozu ſoll dieſe Erniedrigung? Wollen Sie mich mit dem Worte Fehler demüthigen?

Damis. Ach liebſtes Kind! werden Sie es denn niemals glauben, wie gut ichs mit Ihnen meyne?

Julchen. Daran zweifele ich gar nicht. Sie ſind ja meiner Schweſter gewogen; und alſo wird es Ihnen nicht ſauer ankommen, mir Ihre Gewogenheit in eben dem Grade zu ſchenken.

Damis. Ja, ich verſichere Sie, daß ich Lottchen allen Schönen vorziehen würde, wenn ich Julchen nicht kennte.

Julchen. Ich ſehe, die Gefahr mich hochmüthig zu machen, iſt zu wenig, Sie von einer Schmeicheley abzuſchrecken.

Damis. Meine liebe Freundinn, ich verliere mein Glück, wenn dieſes eine Schmeicheley war. Warum halten Sie mich nicht für aufrichtig?

Julchen. (zerſtreut.) Ich = = ich habe die beſte Meynung von Ihnen.

Damis. Warum ſprechen Sie dieſen Lobſpruch mit einem ſo traurigen Tone aus? Koſtet er Sie ſo viel? In Wahrheit, ich bin recht unglücklich. Je länger ich die Ehre habe, Sie zu ſehen, und zu ſprechen, deſto unzufriedner werden Sie. Sagen Sie mir nur, was Sie beunruhigt? Ich will Ihnen ja Ihre Freyheit nicht rauben. Nein, ich will nicht den geringſten Anſpruch auf Ihr Herz machen. Ich will Sie ohne alle Belohnung, ohne alle Hoffnung, lieben. Wollen Sie mir denn auch dieſes Vergnügen nicht gönnen?

Julchen. Sie ſind wirklich großmüthiger, als ich geglaubt habe. Wenn Sie mich lieben wollen, ohne mich zu feſſeln: ſo wird mir Ihr Beyfall ſehr angenehm ſeyn. Aber dieß iſt es auch alles, was ich Ihnen ſagen kann. Werfen Sie mir mein verdrießliches Weſen nicht mehr vor. Ich will gleich ſo billig ſeyn, und Sie verlaſſen.

Damis. Aber was fehlt Ihnen denn? mein Engel.

Julchen. (unruhig) Ich weis es in Wahrheit nicht. Es iſt mir alles ſo ängſtlich, und es ſcheint recht, als ob ich das Aengſtliche heute ſuchte, und liebte. Ich bitte Sie recht ſehr, laſſen Sie deswegen nichts von Ihrer Hochachtung gegen mich fallen. Es iſt unhöflich von mir, daß ich Sie nicht muntrer unterhalte, da Sie unſer Gaſt ſind. Aber auf mein Gewiſſen! ich kann nichts dafür. Ich will mir eine Taſſe Caffee machen laſſen. Vielleicht kann ich mein verdrießliches Weſen zerſtreuen. Aber gehn Sie nicht gleich mit mir. Lottchen möchte mir ſonſt einige kleine Spöttereyen ſagen. Wollen Sie ſo gütig ſeyn?

Dritter Auftritt.

Damis. Lottchen.

Lottchen. Nun, Herr Damis, wie weit ſind Sie in Ihrer Liebe? Sie weinen? Iſt das möglich?

Damis. O gönnen Sie mir dieſes Glück! Es ſind Thränen der Erkenntlichkeit, die meine ganze Seele vergnügen. Wenn Sie nur das liebenswürdige Kind hätten ſollen reden hören! Wenn Sie nur die Gewalt hätten ſehen ſollen, die ſie ihrem Herzen anthat, um es nicht ſehen zu laſſen! Sie ſagte endlich aufrichtig, ſie wäre unruhig. Ach! mit welcher Annehmlichkeit, mit welcher Unſchuld ſagte ſie dieß! Sie liebt mich wohl, ohne es recht zu wiſſen. Bedenken Sie nur, mein liebſtes Lottchen, o bedenken Sie nur! wie ⸗ ⸗ ⸗

Lottchen. Warum reden Sie nicht weiter?

Damis. Laſſen Sie mich doch mein Glück erſt recht überdenken. Sie nannte ihre Unruhe ein verdrießliches Weſen. Sie bat mich, daß ich deswegen nichts von der Hochachtung gegen ſie ſollte fahren laſſen. Und das Wort Hochachtung drückte ſie mit einem Tone aus, der ihm die Bedeutung der Liebe gab. Sie ſagte endlich in aller Unſchuld, ſie wollte ſich eine Taſſe Caffee machen laſſen, um den Nebel in ihrem Gemüthe dadurch zu zerſtreuen.

Lottchen. Das gute Mädchen! Wenn der Caffee eine Arzney für die Unruhen des Herzens wäre: ſo würden wir wenig Gemüthskrankheiten haben. Nunmehr wird ſie bald empfinden, was Liebe und Freyheit

heit iſt. Das Traurige, das ſich in ihrem Bezeigen meldet, ſcheint mir ein Beweis zu ſeyn, daß ſie ihre Freyheit nicht mehr zu beſchützen weis. Verwandeln Sie ſich nunmehr nach und nach wieder in den Liebhaber, damit Julchen nicht gar zu ſehr beſtraft wird.

Damis. Dieſe Verwandlung wird mir ſehr natürlich ſeyn. Aber ich fürchte, wenn Julchen in Gegenwart ſo vieler Zeugen mir ihre Liebe wird bekräftigen ſollen: ſo wird ihr Herz wieder ſcheu werden. Sie bat mich, da ſie mich verließ, daß ich ihr nicht gleich nachfolgen ſollte, damit ihr Lottchen nicht einige Spöttereyen ſagen möchte. Wie furchtſam klingt dieſes!

Lottchen. Ja, es heißt aber vielleicht nichts anders, wenn man es in ſeine Sprache überſetzt, als: Gehen Sie nicht mit mir, damit Lottchen nicht ſo deutlich ſieht, daß ich Sie liebe. Ihre Braut ſcheut ſich nicht vor der Liebe, ſondern nur vor dem Namen derſelben. Wenn ſie weniger natürliche Schamhaftigkeit hätte, ſo würde ihre Liebe ſich in einem gröſſern Lichte ſehen laſſen; aber vielleicht würde ſie nicht ſo reizend erſcheinen. Vielleicht geht es mit der Zärtlichkeit eines Frauenzimmers, wie mit ihren äußerlichen Reizungen, wenn ſie gefallen ſollen.

Damis. Was meynen Sie, meine liebe Jungfer Schweſter, ſoll ich? = = = Aber wie? Ich nenne Sie ſchon Jungfer Schweſter, und ich ſcheue mich doch zugleich, Sie deswegen um Vergebung zu bitten?

Lottchen. Ich will den Fehler gleich wieder gut machen, mein lieber Herr Bruder. Ich habe Ihnen nun nichts vorzuwerfen. Aber was wollten Sie ſagen?

Damis. Fragen Sie mich nicht. Ich habe es wieder vergeſſen. Ich kann gar nicht mehr zu meinen eignen Gedanken kommen. Julchen denkt und ſinnt und redt in mir. Und ſeit dem ich ſie traurig geſehen habe, habe ich große Luſt, es auch zu ſeyn. Was für ein Geheimniß hat nicht ein Herz mit dem andern! Ich ſehe, daß ich glücklich bin, und ſollte vergnügt ſeyn. Ich ſehe, daß mich Julchen liebt, und indem ich dieſes ſehe, werde ich traurig, weil ſie es iſt. Welche neue Entdeckung in meinem Herzen!

Lottchen. Ich weis Ihnen keinen beſſern Rath zu geben, als den, folgen Sie Ihrer Neigung, und vertreiben Sie ſich die Traurigkeit nicht, ſonſt werden Sie zerſtreut werden. Sie wird ihres Platzes von ſich ſelber müde werden, und ihn bald dem Vergnügen von neuem einräumen.

Damis. Ich werde recht furchtſam. Und ich glaube, wenn ich Julchen wieder ſehe, daß ich gar ſtumm werde.

Lottchen. Das kann leicht kommen. Vielleicht geht es Julchen auch alſo. Ich möchte Sie beide itzt beyſammen ſehen, ohne von Ihnen bemerkt zu werden. Sie würden beide tiefſinnig thun. Sie würden reden wollen, und ſtatt deſſen ſeufzen. Sie würden die verrätheriſchen Seufzer durch gleichgültige Mienen entkräften wollen, und ihnen nur mehr Bedeutung geben. Sie würden einander wechſelsweiſe bitten, ſich zu verlaſſen, und einander Gelegenheit geben, zu bleiben. Und vielleicht würde Ihre beiderſeitige Wehmuth zuletzt in etliche ſehr freundſchaftliche Küſſe ausbrechen. Aber ich höre meine Schweſter kommen. Ich will Sie nicht ſtören.

(Sie geht, und bleibt in der Scene verſteckt ſtehen.)

Vierter Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. War nicht meine Schweſter bey Ihnen? Wo iſt ſie?

Damis. (in tiefen Gedanken.) Sie gieng, und ſagte, ſie wollte uns nicht ſtören.

Julchen. Nicht ſtören? Was ſoll das bedeuten?

Damis. Vergeben Sie mir. Ich habe mich übereilet. Ach Juliane!

Julchen. Sie haben ſich übereilet, und woher? Aber = = Ja = = Ich will Sie verlaſſen. Sie ſind tiefſinnig.

Damis. Sie wollen mich verlaſſen? meine Juliane! Mich = =?

Julchen. Meine Juliane! ſo haben Sie mich ja ſonſt nicht geheißen? Sie vergeſſen ſich. Ich will Sie verlaſſen.

Damis. O gehen Sie noch nicht! Ich habe Ihnen recht viel zu ſagen. Ach viel!

Julchen. Und was denn? Sie halten mich wider meinen Willen zurück. Iſt Ihnen etwas begegnet? Was wollen Sie ſagen? Reden Sie doch.

Damis. (bange.) Meine Juliane!

Julchen. (mit beweglicher Stimme.) Juliane! den

Namen höre ich zum dritten male. Sie ſchweigen wieder? Ich muß nur gehen. (Sie geht. Er ſieht ihr traurig nach, und ſie ſieht ſich um.) Wahrhaftig, es muß Ihnen etwas großes begegnet ſeyn. Darf ichs nicht wiſſen? (Er kömmt auf ſie zu.)

Damis. Wenn Sie mirs vergeben wollten: ſo wollte ich Ihnen ſagen. Aber nein ‥ Ich würde Ihre Gewogenheit darüber verlieren, und ‥‥ (Er küßt ihr die Hand, und hält ſie dabey.) Nein, ich habe Ihnen nichts zu ſagen. Ach Sie ſind verdrießlich, meine Juliane!

Julchen. (ganz betroffen.) Nein, ich bin nicht traurig. Aber ich erſchrecke, daß ich Sie ſo beſtürzt ſehe. Ja ‥ Ich bin nicht traurig. Ich bin ganz gelaſſen, und ich wollte, daß Sie auch ſo wären. Halten Sie mich nicht bey der Hand. Ich will Sie verlaſſen. Ich wollte meine Schweſter ſuchen und ihr ſagen ‥

Damis. Was wollen Sie ihr denn ſagen, mein ſchönes Kind!

Julchen. Ich wollte ihr ſagen ‥ daß der Papa nach ihr gefragt hätte und ‥‥

Damis. Der Papa? mein Engel!

Julchen. Nein, ich irre mich, Herr Siegmund hat nach ihr gefragt, und meine Schweſter ſprechen wollen, und mich gebeten ‥ (Sie ſieht ihn an.) In Wahrheit, Sie ſehen ſo traurig aus, daß man ſich des Mitleidens ‥

(Sie wendet das Geſicht bey Seite.)

Damis. Meine Juliane! Ihr Mitleiden ‥ ‥ Sie bringen mich zur äußerſten Wehmuth.

Julchen. Und Sie machen mich auch traurig. Warum hielten Sie mich zurück? Warum weinen Sie denn? (Sie will ihre Thränen verbergen.) Was fehlt Ihnen? Verlaſſen Sie mich, wenn ich bitten darf.

Damis. Ja.

Julchen. (für ſich.) Er geht?

Damis. (indem er wieder zurück kehrt.) Aber darf ich nicht wiſſen, meine Schöne, was Ihnen begegnet iſt? Sie waren ja Vormittage nicht ſo traurig.

Julchen. Ich weis es nicht. Sie wollen ja gehen. Iſt Ihnen meine Unruhe beſchwerlich? Sagen Sie mir nur, warum Sie ‒ ‒ Sie reden ja nicht.

Damis. Ich?

Julchen. Ja.

Damis. O wie verſchönert die Wehmuth Ihre Wangen? Ach Juliane!

Julchen. Was ſeufzen Sie? Sie vergeſſen ſich. Wenn doch Lottchen wieder käme! Bedenken Sie, wenn ſie Sie ſo betrübt ſähe und mich ‒ ‒ ‒ Was würde ſie ſagen?

(Lottchen tritt aus der Scene hervor.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Lottchen.

Lottchen. Ich würde ſagen, daß man einander durch bekümmerte Fragen und Thränen die ſtärkſte Liebeserklärung machen kann, ohne das Wort Liebe zu nennen. Mehr würde ich nicht ſagen.

Julchen. O wie ſpöttiſch! Ich muß nur gehen.

Lottchen. O ich habe es wohl eher geſehen, daß du haſt gehen wollen, und doch . .

Julchen. Das wüßte ich in der That nicht.

(Sie geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Damis. Lottchen.

Lottchen. Es dauert mich, daß ich Sie beide geſtöret habe. Ich hätte es nicht thun ſollen; aber ich konnte mich vor Freuden nicht länger halten. Kann wohl ein ſchönerer Anblick ſeyn, als wenn man zwey unſchuldig Zärtliche ſieht, die es vor Liebe nicht wagen wollen, einander die Liebe zu geſtehen? Mein lieber Herr Damis, habe ich den Plan Ihres zärtlichen Schickſals nicht gut entworfen gehabt? Hätte ich mich noch einige Augenblicke halten können: ſo würde Ihre beiderſeitige Wehmuth gewiß noch bis zu etlichen vertraulichen Liebkoſungen geſtiegen ſeyn.

Damis. Daran zweifele ich ſehr. Ich war in Wahrheit recht traurig, und ich bins noch.

Lottchen. Ja, ich ſehe es. Und es wird Ihnen ſehr ſauer werden, mit mir allein zu reden. Holen Sie unmaaßgeblich Ihre betrübte Freundinn wieder zurück. Ich will ſie mit einander aufrichten.

Damis. Ja, das will ich thun.

Siebenter Auftritt.

Lottchen. Simon.

Simon. Ich bitte Sie um Vergebung, Mamſell, daß ich unangemeldet hereintrete. Das Vergnügen macht mich unhöflich. Sind Sie nicht die liebenswürdige Braut meines Herrn Mündels?

Lottchen. Und wenn ich nun ſeine Braut wäre, was . .

Simon. So habe ich die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß Ihnen Ihre verſtorbene Frau Muhme in ihrem Teſtamente ihr ganzes Rittergut vermacht hat. Sie werden die Gewißheit davon noch heute vom Rathhauſe erhalten. Das Teſtament iſt geöffnet; und Ihr Herr Pathe, der Herr Hofrath, der bey der Eröffnung zugegen geweſen, hat mir aufgetragen, Ihrem Herrn Vater dieſe angenehme Zeitung zum voraus zu hinterbringen, ehe er noch die gerichtliche Inſinuation erhält.

Lottchen. Iſt das möglich? Die Frau Muhme hat ihr Verſprechen zehnfach erfüllt. Wie glücklich iſt meine Schweſter! Sie verdient es in der That. Das iſt eine ſonderbare Schickung. Mein Herr, Sie ſetzen mich in das empfindlichſte Vergnügen. Ich bin nicht die Braut Ihres Herrn Mündels. Aber die Nachricht würde mich kaum ſo ſehr erfreuen, wenn ſie mich ſelbſt angienge.

Simon. Kurz, Mamſell, ich weis nicht, welche von Ihnen meinen Mündel glücklich machen will. Allein genug, die jüngſte Tochter des Herrn Cleon iſt die Erbinn des ganzen Ritterguts, und alſo eines Vermögens von mehr als funfzig tauſend Thalern.

Lottchen. Das iſt meine Schweſter. Wie erfreue ich mich!

Simon. Es thut mir leid, daß ich Ihnen nicht eben dieſe Nachricht bringen kann. Ich wollte es mit tauſend Freuden thun. Wo iſt Ihr lieber Herr Vater?

Lottchen. Ich habe gleich die Ehre, Sie zu ihm zu führen. Aber ich will Sie erſt um etwas bitten. Gönnen Sie mir doch das Vergnügen, daß ich meiner Schweſter und Ihrem Herrn Mündel die erſte Nachricht von dieſer glücklichen Erbſchaft bringen darf. Es iſt meine größte Wolluſt, die Regungen des Vergnügens bey Andern ausbrechen zu ſehen. Und wenn ich viel hätte, ich glaube, ich verſchenkte alles, nur um die Welt froh zu ſehen. Laſſen Sie mir immer das Glück, meiner Schweſter das ihrige anzukündigen.

Simon. Von Herzen gern. Eine ſo edle Liebe habe ich nicht leicht unter zwo Schweſtern gefunden. Ich erſtaune ganz. Ich wuſte wohl, Mamſell, daß Sie die Braut meines Mündels nicht waren; allein ich wollte mir meinen Antrag durch eine verſtellte Ungewißheit leichter machen. Ich glaubte, Sie würden erſchrecken, und über die Vortheile Ihrer Jungfer Schweſter unruhig werden. Aber ich ſehe das Gegentheil, und fange an zu wünſchen, daß Sie ſelbſt die Braut meines lieben Mündels und die glückliche Erbinn der Frau Stephan ſeyn möchten.

Lottchen. Wenn man Ihren Beyfall dadurch gewinnen kann, daß man frey vom Neide, und zur Menſchenliebe geneigt iſt; ſo hoffe ich, mir Ihr Wohlwollen zeitlebens zu erhalten. Alſo wollen Sie Julchen und dem Herrn Damis nichts von der Erbſchaft ſagen, ſondern es mir überlaſſen? Sie ſind ſehr gütig.

Simon. Ich will ſogar dem Herrn Vater nichts davon ſagen, wenn Sie es ihm ſelber hinterbringen wollen. Hier kömmt er.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Cleon. Herr Siegmund.

Cleon. Mein wertheſter Herr, ich habe Sie mit dem Herrn Siegmund ſchon im Garten geſucht. Ich ſahe Sie in das Haus hereintreten, und ich glaubte, Sie würden den Caffee im Garten trinken wollen. Ich erfreue mich über die Ehre Ihrer Gegenwart. Ich erfreue mich recht von Herzen.

Simon. Und ich erfreue mich, Sie wohl zu ſehen, und heute einen Zeugen von Ihrem Vergnügen abzugeben.

Lottchen. Ach lieber Papa! Ach lieber Herr Siegmund! Soll ichs ſagen? Herr Simon!

Simon. Wenn Sie es erzählen, wird mirs ſo neu klingen, als ob ichs ſelbſt noch nicht wüßte.

Cleon. Nun, was iſt es denn? meine Tochter! Wem willſt du es erſt ſagen, mir, oder meinem lieben Nachbar? Welcher iſt dir lieber, du loſes Kind?

Lottchen. Wenn ich die Liebe der Ehrfurcht frage: ſo ſind Sies. Und wenn ich die Liebe der Freundſchaft höre: ſo iſt es Ihr lieber Nachbar. Ich wills Ihnen beiden zugleich ſagen, was mir Herr Simon itzt erzählt hat. Die verſtorbene Frau Muhme hat Julchen in ihrem Teſtamente ihr ganzes Rittergut vermacht. Das Teſtament iſt geöffnet, und mein Herr Pathe, der Herr Hofrath, läßt Ihnen durch den Herrn Simon dieſe Nachricht bringen.

Cleon. Welch Entzücken für einen Vater! Das Gut iſt doch Weiberlehn? Ja! Ich erſchrecke ganz vor Freuden. Das hätte ich nimmermehr gedacht. O ſie war dem Mädchen ſehr gut! Das ganze Rittergut?

Siegmund. Das iſt vortrefflich. Die rechtſchaffene Frau!

Simon. (zu Cleon.) Ich habe mir in Ihrem Namen die Abſchrift von dem Teſtamente ſchon ausgebeten, und ich hoffe ſie gegen Abend zu erhalten. Sie werden auch bald eine gerichtliche Verordnung bekommen.

Cleon. Das iſt ja ganz was außerordentliches. Ich wills die Armen gewiß genießen laſſen. Aber du, meine liebe Tochter, du kömmſt dabey zu kurz.

Lottchen. Ich? Papa. Nein. Wer weis, ob ich ein ſolches Glück ertragen könnte! Ich habe ſchon Glück genug. Nicht wahr? Herr Siegmund! Was meynen Sie?

Siegmund. Das Sie es eben ſo würdig ſind, als Ihre Jungfer Schweſter.

Cleon. Herr Simon, Sie haben mir ja in Ihrem Billette gemeldet, daß auch Sie eine erfreuliche Nachricht erhalten hätten. Kommen Sie doch mit mir in den Garten, und vertrauen Sie mirs. Dieſe beyden feindſeligen Gemüther werden ſich ſchon allein vertragen, oder uns nachkommen.

Neunter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Lottchen. Wenn ich Ihre Größe nicht kennte: ſo würde ich gezittert haben, Ihnen die Nachricht von dem großen Glücke meiner Schweſter zu hinterbringen. Aber ich weis, Sie ſchätzen mich deswegen nicht einen Augenblick geringer. Unſer Schickſal ſteht in den Händen der Vorſicht. Dieſe theilen allemal weiſe aus, und ſie werden ſich auch noch zu unſerm Vortheile öffnen, wenn gleich nicht in dem Augenblicke, da wir es wünſchen.

Siegmund. Mein liebes Lottchen, es wird mir ſehr leicht, über Ihrem Herzen das Glück zu vergeſſen. Wir wollen hoffen. Vergeben Sie mir nur, daß ich noch immer den Zerſtreuten vorſtelle. Ich habe lange mit Ihrem Papa geſprochen, und ich weis in Wahrheit nicht was.

Lottchen. Wenn Sie mich ſo lieben, wie ich Sie, ſo wundert michs nicht, daß Ihnen ein Tag, wie der heutige iſt, wo ſolche Anſtalten gemacht werden, einige Wünſche und Unruhen abnöthiget. Trauen Sie doch der Vorſehung! Es iſt eben heute ein Jahr, da Sie durch den unglücklichen Proceß Ihres Herrn Vaters Ihr Vermögen verloren. Vielleicht beunruhiget Sie dieſer Gedanke: aber vielleicht haben Sie auch alles heute über ein Jahr wieder. Haben Sie mit Julchen geſprochen, und dem Herrn Damis zum Beſten ſich etwas zärtlich geſtellt?

Siegmund. Nein, weil ich ſo zerſtreut bin, ſo

Lottchen. Gut. Sie werden dieſe kleine Mühe faſt erſparen können. Ihr Herz ſcheint keinen großen Antrieb mehr nöthig zu haben. Aber ſagen Sie ihr noch nichts von der Erbſchaft. Ich will ſie holen, und es ihr in Ihrer Gegenwart entdecken, und ihrem Geliebten zugleich.

Zehnter Auftritt.

Siegmund allein.

Welche entſetzliche Nachricht! = = Julchen! = = Ein ganzes Rittergut! Julchen = = die ſo viel Reizungen, ſo viel Schönheit und Anmuth beſitzt! Kennte ich Lottchens Werth nicht: ſo würde Julchen = = Aber iſt Julchen nicht auch tugendhaft = = großmüthig = = klug, unſchuldig = =? Iſt ſie nicht die Sittſamkeit ſelbſt? Iſt Lottchen ſo ſchamhaft? oder = = Verdammte Liebe, wie quälſt du mich! Muß man auch wider ſeinen Willen untreu werden? = = Warum konnte jene nicht die reiche Erbſchaft bekommen? Sahe die Muhme auch, daß die jüngſte mehr Verdienſte hatte? = = Ich Elender! Ich bin ohne meine Schuld um das größte Vermögen gekommen = = = Aber habe ich weniger Vorzüge, als Damis? Julchen widerſteht ja ſeiner Liebe. = = Iſt es ein Verbrechen? = = Was kann ich dafür, daß ſie mich rührt? Sind meine Wünſche ungerecht, wenn ſie mit Julchens Wünſchen vielleicht übereinſtimmen? Sie kömmt allein.

Eilfter Auftritt.

Siegmund. Julchen.

Julchen. Meine Schweſter hat geſagt, ich ſoll ſie hier in Ihrer Geſellſchaft erwarten. Sie ſucht den Herrn Damis, und will alsdann hieher kommen, und uns etwas angenehmes erzählen.

Siegmund. Wird Ihnen unterdeſſen die Zeit in meiner Geſellſchaft nicht verdrießlich werden?

Julchen. Mir? Bey Ihnen? Gewiß nicht. Sie ſind heute am freundſchaftlichſten mit mir umgegangen. Und es wird Ihnen auch wohl kein Geheimniß ſeyn, daß ich Ihnen gut bin, wenn gleich nicht ſo, wie meine Schweſter.

Siegmund. (Er küßt ihr die Hand.) Sie ſagen mir viel ſchönes, angenehme Braut.

Julchen. Bin ich denn eine Braut? Das hat mir noch kein Menſch geſagt. Nein, mein Herr, heißen Sie mich nicht ſo. Es kann ſeyn, daß ich dem Herrn Damis gewogen bin; aber muß ich darum ſeine Braut ſeyn? Nein, er iſt ſo gütig, und ſagt mir faſt gar nichts mehr von der Liebe.

Siegmund. Aber wenn ich Ihnen etwas von der Liebe ſagte, würden Sie auch zürnen? Sie wiſſen es wohl nicht, wie hoch ich Sie ‥ doch ‥

Julchen. Bey Ihnen bin ich ſehr ſicher. So lange ein Lottchen in der Welt iſt, werden Ihre Liebeserklärungen nicht viel zu bedeuten haben. Sie wollen mich vielleicht ausforſchen; aber Sie werden nichts erfahren.

Siegmund. Meine Schöne, ich wollte wünſchen, daß ich aus Verſtellung redte; aber ach nein! Denken Sie denn, daß man . . .

Julchen. Und was?

Siegmund. Daß man Sie ſehen, und doch unempfindlich bleiben kann?

Julchen. Sie ſpielen die Rolle des Herrn Damis, wie ich ſehe.

Siegmund. So werde ich ſehr unglücklich ſeyn, weil Sie mit ſeiner Rolle nicht zufrieden ſind.

Julchen. Was verlieren denn Sie und meine Schweſter, wenn ich ſeine Wünſche nicht erfülle?

Siegmund. Vielleicht gewönne ich. Vielleicht würden Sie die Abſichten des aufrichtigſten Herzens ſehen. Ich verehre Sie; doch . . wie kann ich Ihnen das ſagen, was ich empfinde!

Julchen. Sie können eine fremde Perſon vortrefflich annehmen. Aber auch die Liebe im Scherze beunruhigt mich. Ich weis nicht, wo meine Schweſter bleibt. Ich möchte doch wiſſen, was ſie mir zu ſagen hätte; ſie küßte mich vor Freuden. Es muß etwas wichtiges ſeyn. Ich muß ſie nur ſuchen. Verziehn Sie einen Augenblick.

Zwölfter Auftritt.

Siegmund allein.

Ich Abſcheu! Was hab ich gethan? Ich werde der redlichſten Seele untreu, die mich mit Entzückung liebt? Ich? . . Aber wie ſchön, wie reizend iſt Julchen! Sie liebt ihn noch nicht . . Und mir, mir iſt Sie gewogen? Aber die Vernunft ‥? Sie ſoll ſchweigen ‥ Mein Herz mag die Sache ausführen. ‥ Mißlingt mir meine Abſicht: ſo bleibt mir Lottchen noch gewiß. ‥ Hat ſie mir nicht ſelbſt befohlen, mich verliebt in Julchen zu ſtellen? Werde ich ihr darum untreu? Wie? ſie kömmt noch einmal? Sucht ſie mich mit Fleiß?

Dreyzehnter Auftritt.

Siegmund. Julchen. Der Magiſter.

Julchen. (zu Siegmund.) Lottchen will mir nichts eher ſagen, bis Herr Damis wieder kömmt. Er iſt eine halbe Stunde nach Hauſe gegangen, und Sie ſollen ſo gütig ſeyn, und zu dem Papa kommen.

Siegmund. Nach Ihrem Befehle. Aber darf Ich hoffen?

Julchen. Weil Sie in der Sprache der Liebhaber reden: ſo muß ich Ihnen in der Sprache der Schönen antworten: Sie müſſen mit meinem Papa davon ſprechen.

Der Magiſter. Ja, Herr Siegmund, mein Bruder wartet auf Sie, und ich möchte gern ein Wort mit Jungfer Julchen allein ſprechen.

Vierzehnter Auftritt.

Julchen. Der Magiſter.

Julchen. Herr Magiſter, wollen Sie mir etwa ſagen, was mir Lottchen neues erzählen will?

Der Magiſter. Nein, ich habe ſie gar nicht geſehen. Ich komme aus meiner Studirſtube, und habe zum Zeitvertreibe in einem deutſchen Fabelbuche geleſen. Wenn Sie mir zuhören wollten: ſo wollte ich Ihnen eine Fabel daraus vorleſen, die mir ganz artig geſchienen hat. Ich weis, Sie hören gern witzige Sachen.

Julchen. Ja, aber nur heute nicht, weil ich gar zu unruhig bin. Sie leſen mir ja ſonſt keine Fabeln vor. Wie kommen Sie denn heute auf dieſen Einfall? Ja, ich weis wohl eher, daß Sie mir eine ziemliche finſtere Miene gemacht haben, wenn Sie mich in des la Fontaine, oder Hagedorns Fabeln haben leſen ſehen.

Der Magiſter. Sie haben Recht. Ich halte mehr auf gründliche Schriften. Und das Solide iſt für die Welt allemal beſſer, als das Witzige. Aber wie man den Verſtand nicht immer anſtrengen kann: ſo iſt es auch erlaubt, zuweilen etwas Seichtes zu leſen. Wollen Sie die Fabel hören? Sie heißt die Sonne.

Julchen. O ich habe ſchon viele Fabeln von der Sonne geleſen! Ich will es Ihnen auf Ihr Wort glauben, daß ſie artig iſt. Leſen Sie mir ſie nur nicht vor.

Der Magiſter. Jungfer Muhme, ich weis nicht, was Sie heute für eine verdrießliche Gemüthsart haben. Ihnen zu gefallen verderbe ich mir etliche koſtbare Stunden. Ich arbeite für Ihr Glück, für Ihre Beruhigung. Und Sie ſind ſo unerkenntlich, und beleidigen mich alle Augenblicke dafür? Bin ich Ihnen denn ſo geringe? Verdienen meine Abſichten nicht wenigſtens Ihre Aufmerkſamkeit? Sind denn Ihre Pflichten gegen mich durch die Blutsverwandſchaft nicht deutlich genug beſtimmt? Warum widerſprechen Sie mir denn? Kann ich etwas dafür, daß Sie nach der Vernunft verbunden ſind, zu heirathen? Habe ich den Gehorſam, den Sie Ihrem Herrn Vater und mir ſchuldig ſind, etwa erdacht? Iſt er nicht in dem Geſetze der Vernunft enthalten?

Julchen. Sie ſchmählen auf mich, Herr Magiſter; aber Sie ſchmählen doch gelehrt, und deswegen will ich mich zufrieden geben. Darf ich bitten: ſo leſen Sie mir die Fabel vor, damit ich wieder zu meiner Schweſter gehen kann. Sie wiſſen nicht, wie hoch ich Sie ſchätze.

Der Magiſter. Warum ſollte ichs nicht wiſſen? Wenn Sie gleich nicht den ſchärfſten Verſtand haben: ſo haben Sie doch ein gutes Herz. Und ich wollte wetten, wenn Sie ſtatt der Bremiſchen Beyträge und anderer ſolchen leichten Schriften, eine ſyſtematiſche Moralphiloſophie läſen, daß Sie bald anders ſollten denken lernen. Wenn Sie die Triebe des Willens und ihre Natur philoſophiſch kennen ſollten: ſo würden Sie ſehen, daß der Trieb der Liebe ein Grundtrieb wäre, und alſo ...

Julchen. Sie reden mir ſo viel von der Liebe vor. Haben Sie denn in Ihrer Jugend auch geliebt? Kennen Sie denn die Liebe recht genau? Was iſt ſie denn? Ein Räthſel, das niemand auflöſen kann ..

Der Magiſter. Als wer Verſtand genug hat, in die Natur der Dinge zu dringen. Die Liebe iſt eine

Uebereinſtimmung zweener Willen zu gleichen Zwecken. Mich deucht, dieß iſt ſehr adäquat. Oder ſoll ich Ihnen eine andere Beſchreibung geben?

Julchen. Nein, ich habe mit dieſer genug zu thun. Sagen Sie mir lieber die Fabel. Ich muß zu meiner Schweſter.

Der **Magiſter.** Ja, ja, die Fabel iſt freylich nicht ſo ſchwer zu verſtehen, als eine Cauſaldefinition. Sie iſt kurz, und ſie ſcheint mir mehr eine Allegorie, als eine Fabel zu ſeyn. Sie klingt alſo:

Die Sonne verliebte ſich, wie man erzählt, einsmals in den Mond. Sie entdeckte ihm ihre Wünſche auf das zärtlichſte; allein der Mond blieb ſeiner Natur nach kalt und unempfindlich. Er verlachte alle die Gründe, womit ihn einige benachbarte Planeten zur Zärtlichkeit gegen die Sonne bewegen wollten. Ein heimlicher Stolz hieß ihn ſpröde thun, ob ihm die Liebe der Sonne gleich angenehm war. Er trotzte auf ſein ſchönes und reines Geſicht, bis es eine Gottheit auf das Bitten der Sonne mit Flecken verunſtaltete. Und dieß ſind die Flecken, die wir noch heut zu Tage in dem Geſichte des Monden finden.

Dieß iſt die Fabel. Was empfinden Sie dabey?

Julchen. Ich empfinde, daß ſie mir nicht gefällt, und daß der Verfaſſer ihrer noch viel machen wird. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie dieſe Erzählung im Ernſt für artig halten.

Der Magiſter. Freylich kann der Verſtand bey witzigen Sachen ſeine Stärke nicht ſehen laſſen.

Aber wie, wenn ich die Fabel ſelbſt gemacht hätte?

Julchen. So würde ich glauben müſſen, daß die Schuld an mir läge, warum ſie mir nicht ſchön vorkömmt.

Der Magiſter. Sie wiſſen ſich gut herauszuwickeln. Ich will es Ihnen geſtehen, es iſt meine Arbeit. Ich will mich eben nicht groß damit machen; denn Witz kann auch ein Ungelehrter haben. Aber wollten Sie dieſe Fabel wohl auflöſen? Was ſoll die Moral ſeyn?

Julchen. Das werden Sie mir am beſten ſagen können.

Der Magiſter. Die Moral ſoll etwan dieſe ſeyn: Ein ſchönes Frauenzimmer, die gegen den Liebhaber gar zu lange ſpröde thut, ſteht in der Gefahr, daß das Alter ihr ſchönes Geſicht endlich verwüſtet.

Julchen. Sie ſind heute recht ſinnreich, Herr Magiſter. Ich merke, die Fabel geht auf mich. Ich bin der Mond; Herr Damis wird die Sonne ſeyn, und die Planeten werden auf Sie und meine Schweſter zielen. Habe ich nicht alles errathen?

Der Magiſter. Ich ſehe wohl, wenn man Ihnen ſeine Gedanken unter Bildern vorträgt: ſo machen ſie einen großen Eindruck bey Ihnen. Jungfer Muhme, denken Sie unmaaßgeblich an die Fabel, und widerſtehen Sie der Liebe des Herrn Damis nicht länger. Was ſoll ich Ihrem Papa für eine Antwort bringen?

Julchen. Sagen Sie ihm nur, daß ich über Ihre

Fabel hätte lachen müſſen, ſo verdrießlich ich auch geweſen wäre. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Funfzehnter Auftritt.

Der Magiſter. Cleon. Siegmund.

Cleon. Nun, mein lieber Magiſter, was ſpricht Julchen? Ich denke, ſie wird ſich wohl ohne deine Fabel zur Liebe entſchloſſen haben.

Der Magiſter. Sie bleibt unbeweglich. Ich weis nicht, warum ich mir des eigenſinnigen Mädchens wegen ſo viel Mühe gebe. Wer weder durch philoſophiſche noch durch ſinnliche Beweiſe zu bewegen iſt, den muß man ſeinem Wahne zur Strafe überlaſſen. Ich ſage ihr kein Wort mehr. So geht es, wenn man ſeinen Kindern nicht bey Zeiten ein gründliches Erkenntniß von der Moral beybringen läßt. Ich habe mich zehnmal erboten, deine Töchter denken zu lehren, und ihnen die Grundurſachen der Dinge zu zeigen. Aber nein, ſie ſollten witzig, und nicht vernünftig werden.

Siegmund. Mein Herr, dieß war ein verwegner Ausſpruch. Iſt Julchen nicht vernünftig genug?

Der Magiſter. Warum denn nur Julchen? Ich verſtehe Sie. Ich habe ein andermal die Ehre Ihnen zu antworten. Itzt warten meine Zuhörer auf mich.

Sechzehnter Auftritt.

Cleon. Siegmund.

Cleon. Ich weis nicht, wem ich glauben ſoll, ob dem Magiſter, oder Lottchen? Dieſe ſpricht, Julchen liebt den Herrn Damis, und jener ſpricht nein. Er hat ja Verſtand. Sollte er denn die Sache nicht einſehen? Sagen Sie mir doch Ihre aufrichtige Meynung, Herr Siegmund.

Siegmund. Ich komme faſt ſelbſt auf die Gedanken, daß Julchen den Herrn Damis nicht wohl leiden kann.

Cleon. Aber was ſoll denn daraus werden? Wenn ſie ſchon etwas von der Erbſchaft wüßte: ſo dächte ich, das Rittergut machte ſie ſtolz. Herr Damis iſt ſo redlich geweſen, und hat ſie zur Frau verlangt, da ſie arm war; nun ſoll ſie ihn, da ſie reich iſt, zur Dankbarkeit heirathen. Sie wird ſich wohl noch geben.

Siegmund. Aber Sie wiſſen wohl, daß der Zwang in der Ehe üble Früchte bringt.

Cleon. Es wird ſchon gehen. Ich verlaſſe mich auf die Zeit. Und ich wollte wohl wünſchen, Herr Siegmund, wenn Sie anders noch Willens ſind, meine Tochter Lottchen zu ehelichen, daß ich heute ein doppeltes Verlöbniß ausrichten könnte.

Siegmund. Ja, wenn nur meine Umſtände ⸗ ⸗ ⸗ Ich habe einige hundert Thaler Schulden ⸗ ⸗

Cleon. Gut. Julchen ſoll Ihre Schulden von ihrer Erbſchaft bezahlen, und Ihnen auch noch tauſend Thaler zum Anfange in der Ehe geben.

Siegmund. Das iſt ſehr ſchön; aber ⸗ ⸗

Cleon. Sie kriegen an Lottchen gewiß eine verſtändige Frau. Das Mädchen hat faſt gar keinen Fehler, und ihr Geſichte iſt auch nicht ſchlecht. Ich darfs ihr nur nicht ſagen, aber ſie ſieht eine Sache manchmal beſſer ein, als ich. Wenn doch die Abſchrift von dem Teſtamente bald käme! Alſo wollen Sie Lottchen haben?

Siegmund. Ja, ich wünſchte mir Lottchen. Ich gehorche Ihnen, als meinem Vater. Aber darf ich Ihnen ſagen, daß es ſcheint, daß mir Julchen gewogner iſt, als dem Herrn Damis; und daß Lottchen hingegen mit dieſem ſehr zufrieden zu ſeyn ſcheint? Darf ich Ihnen wohl ſagen, daß mir Julchen nur itzt noch befohlen hat, bey Ihnen um ſie anzuhalten und = =

Cleon. Was höre ich? nun errathe ich, warum das Mädchen ſich ſo geweigert hat. Lieber Herr Siegmund, ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir, was bey der Sache anzufangen iſt. Ich vergehe, ich = = Ja doch. Julchen kann Ihnen gewogen ſeyn, aber Lottchen iſt Ihnen noch gewogener.

Siegmund. Sie haben vollkommen Recht, lieber Papa.

Cleon. Alſo will Lottchen zween Männer, und Herr Damis zwo Weiber haben? Das iſt ja unſinnig.

Siegmund. Es iſt eine verwirrte Sache, bey der ich eine ſehr ungewiſſe Perſon ſpiele. Das Beſte wird ſeyn, daß Sie alles ſo geheim halten, als es möglich iſt, und die Verlobung mit dem Herrn Damis etwa noch acht Tage anſtehen laſſen. Vielleicht beſinnt ſich Julchen anders.

Cleon. O zu wem wollte ich davon reden, als zu Ihnen? Ich müßte mich ja ſchämen.

Siegmund. Wenn Lottchen den Herrn Damis freywillig wählen ſollte: ſo bin ich viel zu redlich, als daß ich ihr einen Mann mit ſo großem Vermögen entziehen will.

Cleon. Sie ſind die Großmuth ſelbſt. Ich kann alles zufrieden ſeyn. Ich wollte Ihnen Julchens Vermögen eben ſo wohl gönnen, als dem Herrn Damis. Freylich wäre die Eintheilung nicht uneben. Lottchen wäre durch Herrn Damis Vermögen, und Ihnen durch Julchens Erbſchaft geholfen. Ich weis nicht, was ich anfangen ſoll.

Siegmund. Alſo wollten Sie mir, wenn es ſo weit kommen ſollte, Julchen verſprechen?

Cleon. Aber Lottchen hat Sie ſo lieb, lieber, als mich. Und ich dächte, es wäre unbillig, daß Sie ſie vergäßen. Ich kann mir nicht einbilden, daß meine Tochter ſo unbeſtändig ſeyn ſollte. Nein. Sie irren ſich wohl.

Siegmund. Eben deswegen wollen wir die Sache noch geheim halten. Ich liebe Lottchen, wie meine Seele, und ich werde ſie auf alle Art zu erhalten ſuchen.

Cleon. Wir wollen heute zuſehen. Wir wollen genau auf alles Acht geben. Ich denke gewiß, es ſoll bey der erſten Einrichtung bleiben. Ich will Ihnen Lottchen mit einer guten Art herſchicken. Sagen Sie ihr nur recht viel zärtliches vor. Sie hört es gern. Julchen will ich ſelber noch einmal ausforſchen, aber ganz ſchlau. Ich habe mich lange aufgehalten, und den Herrn Simon alleine gelaſſen.

Wenn es nur der rechtſchaffene Mann nicht übel nimmt.

Siebenzehnter Auftritt.

Siegmund allein.

Das geht gut. Julchen wird noch meine = = Sie iſt ſchön, reich, und wohlgeſittet, aufrichtig, edelgeſinnt = = Aber wie? wenn Lottchen mein Vorhaben erfahren ſollte! Würde ſie mein Herz nicht verabſcheuen? = = Doch nein. Sie iſt ſicher. Sie liebt mich = = Aber was quält mich? Sind es die Schwüre, die ich ihr = = Unkräftige Schwüre der Treue, die uns die Leidenſchaft entreißt = = O Julchen, wie reizend biſt du! Dich zu beſitzen, iſt dieß kein gerechter Wunſch?

Achtzehnter Auftritt.

Siegmund. Lottchen.

Lottchen. Itzt kommen ſie beide. Nun wollen wirs ihnen entdecken. Wie wird ſich Julchen erfreuen, o wie wird ſie ſich erfreuen! Und Sie, mein Freund, Sie haben mich doch noch lieb? Vergeben Sie mir dieſe überflüßige Frage.

Siegmund. Ja, meine Schöne, ich liebe Sie ewig und bin durch Ihre Liebe für meine Treue unendlich belohnet. O könnte ich Sie doch vollkommen glücklich machen! (Er küßt Sie.) Um dieß Vergnügen muß mich ein Prinz beneiden. Hier kommen ſie. Erlauben Sie, meine Schöne, der Papa wartet mit dem Caffee auf mich. Er möchte ungehalten werden.

Neunzehnter Auftritt.

Lottchen. Julchen. Damis.

Lottchen. (zum Damis.) Ich wollte Ihnen ein ſchönes, junges, liebenswürdiges Frauenzimmer mit einem Rittergute anbieten, wenn Sie Julchen wollen fahren laſſen.

Julchen. Iſt das die Neuigkeit?

Damis. Und wenn Ihr Frauenzimmer zehn Rittergüter hätte: ſo würde mir Julchen auch in einer Schäferhütte beſſer gefallen.

Julchen. Was reden Sie? Hören Sie doch Lottchen an. Wer weis, wie glücklich Sie werden! Ich gönne es Ihnen und der andern Perſon. Lottchen, wer iſt ſie denn?

Lottchen. Es iſt ein artiges Kind. Sie hat ein Rittergut für funfzig tauſend Thaler. Sie iſt wohl erzogen.

Julchen. So? Aber, wo - - Wie heißt ſie denn?

Lottchen. Sie iſt faſt ſo ſchön, wie du.

Julchen. Das mag ich ja nicht wiſſen. Wenn ich ſchön bin: ſo wird mirs der Spiegel ſagen. So muß keine Schweſter mit der andern reden. Sage es dem Herrn Damis allein. Ich werde wohl nicht dabey nöthig ſeyn. (Sie will gehen.)

Damis. Ach liebe Mamſell, gehn Sie noch nicht. Ich gehe mit Ihnen.

Julchen. Das wird ſich nicht ſchicken. Das Frauenzimmer mit dem Rittergute, daß ſich in Sie verliebt hat, würde es ſehr übel nehmen. Es iſt gut, daß Sie ſich bey mir in den Liebeserklärungen geübt haben: nunmehr werden ſie Ihnen wenig Mühe machen.

Lottchen. Höre nur, meine Schweſter. Es kömmt erſt darauf an, ob das Frauenzimmer dem Herrn Damis gefallen wird. Sie hat freylich ſchöne große blaue Augen, faſt wie du; eine gefällige Bildung, und eine recht erobernde Miene; kleine volle runde Hände. (Julchen ſieht ihre Hände an.) Sie iſt dem Herrn Damis gut; aber ſie liebt auch die Freyheit.

Julchen. O ich weis gar nicht, was du haben willſt? Kurz, wie heißt denn das Frauenzimmer, die den Herrn Damis liebt.

Lottchen. Sie heißt ebenfalls, wie du, Julchen.

Julchen. O! du willſt mich zum Kinde machen.

Lottchen. Nein, Julchen, ich kündige hiermit dir und deinem Liebhaber ein anſehnliches Glück an. Die verſtorbene Frau Muhme hat dir in ihrem Teſtamente ihr ganzes Rittergut vermacht. Herr Simon hat uns die Nachricht nur itzt gegeben, und ich habe ihn gebeten, daß er mir die Freude gönnen möchte, ſie Euch beiden zuerſt zu hinterbringen. Meine liebe Schweſter, ich wünſche dir tauſend Glück zu deiner Erbſchaft, und Ihnen, mein Freund, wünſche ich meine Schweſter. Wie glücklich bin ich heute!

Julchen. Was? Das ganze Rittergut? Und dir nichts? Hätte ſie es denn nicht theilen können? Iſt es denn auch gewiß? Kann es nicht ein Mißverſtand ſeyn? Warum hat ſie denn dir nichts vermacht?

Lottchen. Wenn ſie dich nun lieber gehabt hat, als mich. Genug, die Erbſchaft iſt dein, und für dich beſtimmt geweſen. Ich habe genug, wenn ich künftig ohne Kummer mit meinem Geliebten leben kann. Ach Julchen! ich weis, daß dem Papa ein jeder Augenblick zu lang wird, bis er dir ſeinen Glückwunſch abſtatten kann. Ich habe ihn gebeten, dich nichts merken zu laſſen, bis ich mit dir geredt hätte.

Damis. Ich erſtaune ganz. Vielleicht wäre es ein Glück für mich, wenn kein Teſtament wäre. Ach mein liebes Julchen, ſoll ich Sie verlieren?

Julchen. Lottchen, ich theile das Gut mit dir und dem Papa. Nein, ganz wünſche ich mir es nicht. Ich verdiene es auch nicht. Traurige Erbſchaft! . . Ich war unruhig vor dieſer Nachricht, und ich bin noch nicht vergnügt. (Sie ſieht den Damis an.) Und Sie, mein Herr . .?

Damis. Und Sie, meine Schöne . .?

Lottchen. Kommt, ſonſt geht die traurige Scene wieder an. Ich weis, daß der Papa ſchon ein wenig geſchmählet haben wird.

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Cleon.

Cleon. Ihr loſen Kinder, wo bleibt ihr denn? Soll ſich der Caffee ſelber einſchenken?

Lottchen. Schmählen Sie nicht, lieber Papa. Ihre Töchter ſind in guten Händen. Wir waren gleich im Begriffe, zu Ihnen zu kommen.

Julchen. Ach lieber Papa . .

Cleon. Nun, was willſt du? Soll ich dir zu deinem Glücke gratuliren? Ich habe vor Freuden ſchon darüber geweint. Du gutes Kind. Ach Lottchen, geh doch, und unterhalte den Herrn Simon noch einen Augenblick. Er will alsdann gehen, und ſich um die Abſchrift des Teſtamentes bemühen. Sie, Herr Damis, ſollen ſo gütig ſeyn und ihm Geſellſchaft leiſten.

Damis. Von Herzen gern. (Er geht mit Lottchen und Simonen, und der Vater winkt Julchen.)

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Cleon. Julchen.

Cleon. Nun, meine Tochter, wie ſteht es mit deinem Herzen? Es muß dir doch lieb ſeyn, daß du ein Rittergut haſt.

Julchen. Ja, deswegen, damit ichs Ihnen und meiner Schweſter anbieten kann.

Cleon. Du gutes Kind! Behalte, was dein iſt. Willſt du deiner Schweſter etwas geben: wohl gut. Ich werde ſchon, ſo lange ich lebe, Brodt in meinem kleinen Hauſe haben. Aber, was ſpricht Herr Damis? Hat auch der eine Freude über deine Erbſchaft?

Julchen. Meine Erbſchaft ſcheint ihm ſehr gleichgültig zu ſeyn.

Cleon. Ja, ja, er hat freylich ſelber genug Vermögen. Aber du mußt auch bedenken, daß er dich gewählt hat, da du noch ein armes Mädchen warſt. Ach wenn du wiſſen ſollteſt, wie viel gutes mir der Herr Vormund itzt von ihm erzählet hat, du würdeſt ihn gewiß lieben! Ich habe immer gedacht, er wäre nicht gar zu gelehrt, weil er nicht ſo hoch redt, wie mein Bruder, der Magiſter; allein, ſein Vormund hat mich verſichert, daß er ein rechter ſcharfſinniger Menſch wäre, und mehr gute Bücher geleſen hätte, als Stunden im Jahre wären. Wer hätte das denken ſollen?

Julchen. Daß er gelehrt iſt, habe ich lange gewußt; allein daß ichs nicht bin, weis ich leider auch. Vielleicht ſucht er die Gelehrſamkeit bey einem Frauenzimmer, und nicht ein Rittergut.

Cleon. Du redeſt artig. Da werden die Töchter ſtudiren können, wie die Söhne. Du kannſt ja auf der Laute ſpielen. Du kannſt ſchön ſingen. Du kannſt dein Bischen Franzöſiſch. Du ſchreibſt einen feinen Brief und eine gute Hand. Du kannſt gut tanzen, verſtehſt die Wirthſchaft, und ſiehſt ganz fein aus; biſt ehrlicher Geburt, geſittet und fromm, und nunmehr auch ziemlich reich. Was will denn ein Mann mehr haben? Herr Damis liebt dich gewiß. Mache, daß ich ihn bald Herr Sohn, und dich Braut heißen kann.

Julchen. Braut? Das weis ich nicht. Sollte er mich lieben? Papa, Sie haben mich wohl zu ſehr gelobt. Meine Schweſter kann ja eben ſo viel und noch mehr, als ich.

Cleon. Es iſt itzt die Rede nicht von deiner Schweſter. Sie hat ihren Herrn Siegmund und verlangt kein großes Glück. Gieb ihr etwas von deinem Vermögen: ſo wird ſie vollkommen zufrieden ſeyn; und ſo will ich ſie gleich heute verloben. Oder möchteſt du Herr Siegmunden lieber zum Manne haben?

Julchen. Ich? Papa. Herr Siegmunden? Wie kommen Sie auf die Gedanken? Wenn ich lieben wollte, warum ſollte ich nicht den Herrn Damis lieben? Hat er nicht vielleicht noch mehr Verdienſte, als jener? Und wenn auch dieſer liebenswürdiger wäre, da er es doch nicht iſt, wie könnte ich ohne Verbrechen an ihn denken; da ihn meine Schweſter, und er ſie ſo zärtlich liebt?

Cleon. So gefällſt du mir. Ich bin ein rechter glücklicher Vater. (Er klopft ſie auf die Backen.) Meine liebe ſchöne Tochter, bleibe bey den Gedanken. Du wirſt wohl dabey fahren. Nicht wahr, du haſt den Herrn Damis viel lieber, als Herr Siegmunden? Dieſer ſcheint mir zuweilen ein bischen leichtſinnig zu ſeyn, oder doch loſe. Ich habe alleweile mit dem Herrn Simon von ihm geſprochen und allerhand . .

Julchen. Papa, wenn ich mich zur Liebe entſchließe: ſo gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich einen Mann wähle, wie Herr Damis iſt. Wenn ich nur nicht meine Freyheit dabey verlöre! Wenn ich nur wüßte, ob ich ihn etwa ſchon gar liebte! Nein, Papa, ich liebe ihn noch nicht. Ich habe eine ſ reiche Erbſchaft gethan, und gleichwohl bin ich nicht zufriedner. Ob ich etwa gar krank werde?

Cleon. Ja wohl kann man vor Liebe krank werden. Aber die Gegenliebe macht wieder geſund. Ich ſpräche Ja, wenn ich wie du wäre, damit ich der Krankheit zuvor käme.

Julchen. Ach! Papa.

Cleon. Ach! Du ſollſt nicht Ach, du ſollſt Ja ſprechen. Du gefällſt ihm ganz ausnehmend. Er wird dich wie ſein Kind lieben.

Julchen. Aber werde ich ihm ſtets gefallen.

Cleon. Das kannſt du denken. Woran ſtößt ſich denn dein Herz noch? Befürchteſt du denn gar, daß er dir künftig untreu werden möchte! Nimmermehr! Der Herr Vormund hat mir geſagt, daß dein Liebſter oft zu ſagen pflegte, daß er kein Menſch ſeyn möchte, wenn er nicht zugleich fromm ſeyn ſollte. Er wird dich gewiß zeitlebens für gut halten. Er wird ſeine Schwüre nicht brechen.

Julchen. Ich höre keine Schwüre von ihm. Würde er ſeine Liebe nicht betheuern, wenn er mich ‥

Cleon. Das iſt ſchön, daß er nicht ſchwört. Um deſto mehr kannſt du auf ſein Wort bauen. Das öffentliche Verſprechen iſt eben der Schwur in der Liebe; und dieſen Schwur will er heute thun, wenn du ihn zugleich thun willſt.

Julchen. Papa, ich bin unentſchloſſen und ungeſchickt, die Sache recht zu überlegen. Laſſen Sie mir noch Zeit.

Cleon. Bis auf den Abend bey Tiſche ſollſt du Zeit haben. Alsdann ſprich Ja oder Nein. Die Sache iſt ernſtlich gemeynt. Ich habe dir mein Herz entdeckt. Du haſt meine Einwilligung. Mache es, wie du willſt. Komm, dein Liebſter wird ſich ſchon recht nach dir umgeſehen haben. Komm und führe mich bey der Hand; ich möchte gern einmal von einer Braut geführet werden.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Siegmund. Julchen.

Julchen. Was ſagen Sie mir? Das glaube ich in Ewigkeit nicht.

Siegmund. Ich aber glaube es.

Julchen. (beſtürzt.) Hat er es Ihnen denn ſelbſt geſagt? Ich Unglückliche.

Siegmund. Er hat mirs nicht mit deutlichen Worten geſagt; aber es iſt gewiß, daß er Ihnen Lottchen weit vorzieht. Ich wollte ihm dieſe Beleidigung, ſo groß ſie auch iſt, gern vergeben, wenn er nur Sie nicht zugleich beleidigte. Ich bedaure Sie, mein Engel. Ich weis, Sie meynen es aufrichtig, und werden meine Redlichkeit dadurch belohnen, daß Sie dem Unbeſtändigen wenigſtens meinen Namen verſchweigen.

Julchen. War dieß die Urſache ſeiner Traurigkeit? Der Treuloſe! Was hat er für Vortheil davon, ein unerfahrnes Herz zu betrügen? Wenn er mir aus Rache das Leben hätte nehmen wollen: ſo würde ich ihn noch nicht haſſen. Aber daß er mich unter der Maske der Liebe und Aufrichtigkeit hintergeht, iſt die ſchandbarſte That.

Siegmund. Er wird es leugnen, denken Sie an mich.

Julchen. Der Verräther! Ja, er ſoll es leugnen. Ich mag dieſes Verbrechen nie aus ſeinem Munde erfahren. Ich will ihn nicht beſtrafen. Nein! Sein Gewiſſen wird mich rächen .. Wie? Er? dem ich heute mein Herz ſchenken - - doch nein, ich habe ihn nicht geliebt. Aber hat er nicht tauſendmal geſagt, daß er mich liebte? Hält man ſein Wort unter den Männern nicht beſſer?

Siegmund. O, meine Freundinn! laſſen Sie das Verbrechen eines einzigen nicht auf unſer ganzes Geſchlecht fallen. Sollten Sie mein Herz ſehen! Ja - - auch der Zorn macht Sie noch liebenswürdiger.

Julchen. Verlaſſen Sie mich, liebſter Freund. Ich will - - Und du, meine Schweſter, du ſchweigſt? Und alles dieß thuſt du, o Liebe, du Peſt der Menſchen! - - Verlaſſen Sie mich. Ich verſpreche Ihnen bey meiner Ehre, Ihren Namen nicht zu entdecken, und Ihre Aufrichtigkeit zeitlebens zu belohnen. Aber kommen Sie bald wieder hieher.

Siegmund. So bald, als ich glaube, daß ſich Ihre Hitze etwas gelegt haben wird.

Zweyter Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. (die ihn in der Hitze nicht kommen ſieht.) Eben zu der Zeit, da er mir die theureſten Verſicherungen der Liebe giebt, wird er auch untreu - -? Und ich, ich kann ihn noch nicht haſſen? Bin ich bezaubert?

Damis. Allerliebſtes Kind, ſehen Sie mich denn nicht? Mit wem reden Sie?

Julchen. Mit einem Betrüger, den ich geliebt haben würde, wenn ich weniger von ihm erfahren hätte. (gelinder.) Iſt es Ihnen möglich geweſen, mich zu hintergehen? Mich? die ich ſchon anfieng, Sie im Herzen allen Perſonen Ihres Geſchlechts vorzuziehen?

ziehen? Warum handeln Sie ſo grauſam, und erwecken eine Neigung in mir, die ich verabſcheuen muß, nachdem ich ſie gefühlt habe? Doch um Ihnen zu zeigen, was Sie für ein Herz hintergangen haben: ſo ſage ich Ihnen, daß ich Sie niemals haſſen, daß ich mich vielmehr bemühen werde, Ihren Fehler vor mir ſelbſt zu verbergen.

Damis. Ich Unglücklicher! Iſt der Betrüger der Name, den ich verdiene? Ich entſchuldige mich nicht einen Augenblick, erzürnte Freundinn. Ich ſage Ihnen vielmehr mit dem Stolze eines guten Gewiſſens, daß mein Herz gar keines Betrugs fähig iſt. Ich verlange es auch nicht zu wiſſen, wer Ihnen die üble Meynung beygebracht hat. Die Zeit wird mich ſchon rechtfertigen.

Julchen. Und Sie ſprechen noch mit ſo vielem Stolze?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Lottchen.

Damis. (zu Lottchen.) Kommen Sie, meine Freundinn, und fangen Sie an, mich zu haſſen. Ich ſoll meine Juliane hintergangen haben.

Lottchen. Haben Sie ſich beide ſchon ein wenig gezankt? Vermuthlich über die erſten Küſſe.

Damis. (zu Julchen.) Verklagen Sie mich doch bey Ihrer Jungfer Schweſter. Sagen Sie ihr doch mein Verbrechen.

Julchen. Vielleicht fände ich da die wenigſte Hülfe.

Lottchen. Ach Julchen, wenn die verſtorbne Frau Muhme es hätte wiſſen ſollen, daß du dich an dem

Tage deiner Verlobung mit deinem Bräutigam zanken würdeſt: ſie hätte dir nicht einen Ziegel von ihrem Rittergute vermacht. Ich habe die gute Hoffnung, daß der Krieg nicht lange dauern wird. Dein Herz iſt von Natur friedfertig, wenn gleich die Liebe etwas zänkiſch iſt.

Julchen. O ſcherze nicht.

Lottchen. (zu Damis.) Sehn Sie nur Ihre liebe Braut recht an. Haben Sie ſie durch eine kleine Liebkoſung erbittert gemacht: ſo wollte ich Ihnen den Rath geben, ſie durch zwo neue zu beſänftigen. Julchen, rede wenigſtens mit mir, wenn es Herr Damis nicht verdient. Oder wenn er dich ja beleidigt hat, ſo laß dir den Kuß wiedergeben: ſo ſeyd ihr geſchiedene Leute. Was habt ihr denn mit einander?

Julchen. Was wir mit einander haben? Das werde ich in deiner Gegenwart nicht ſagen können. Ich glaube zwar gar nicht, daß du ihm Gelegenheit gegeben haſt. Und was kann er dafür, daß du liebenswürdiger biſt, als ich? Auch ſein Vergehn iſt noch ein Verdienſt. Er würde dich nicht lieben, wenn er nicht die größten Vorzüge zu lieben gewohnt wäre. Ich entſchuldige ihn ſelbſt.

Lottchen. Du gutes Kind! Alſo bin ich deine Nebenbuhlerinn? Du daureſt mich in Wahrheit. Ich will dir das ganze Geheimniß eröffnen. Kommen nicht die Beſchuldigungen wider deinen Liebhaber von Herr Siegmunden her? Ich kann mirs leicht einbilden. Er hat ſich in dich verliebt ſtellen ſollen, um dich zu überführen, daß du vielleicht ſchon liebteſt.

teſt. Er wird alſo die Liſt gebraucht und dich beredt haben, daß Herr Damis mich liebte. Vergieb ihm dieſen Scherz. Er hat ſeine Rolle gar zu gut geſpielt.

Julchen. Er that ſehr ernſtlich, und = =

Damis. (zu Julchen.) Sehen Sie, was ich für ein betrügeriſches Herz habe?

Julchen. Aber = = =

Damis. Sie können noch ein Mißtrauen in mich ſetzen? Wie wenig müſſen Sie mich kennen!

Julchen. Ich? mein Herr = = =

Damis. Iſt das der Lohn für meine Liebe?

Julchen. Der Lohn! Haſſen Sie mich denn? Würde ich eiferſüchtig geworden ſeyn, wenn ich nicht = = Alſo haben Sie mich nicht hintergangen? Ja, mein ganzes Herz hat für Sie geſprochen.

Lottchen. Du haſt dich fangen laſſen, meine gute Schweſter. Und ich merke, daß es dir ſchon wehe thut, daß du deinen Geliebten wegen deiner Hitze noch nicht um Vergebung gebeten haſt. Ich will es an deiner Stelle thun. (Zum Damis.) Mein Herr, ſeyn Sie ſo gütig, und vergeben Sie es Julchen, daß Sie zärtlicher von ihr geliebt werden, als Sie gedacht haben.

Julchen. Nein, wenn ich mich geirrt habe: ſo bitte ich Ihnen meinen Fehler freywillig ab.

Damis. Aber lieben Sie mich denn auch?

Julchen. Ja! nunmehr weis ichs gewiß, daß ich Sie liebe. Und nunmehr bin ich bereit, dieſes Bekenntniß vor meinem Vater und Ihrem Herrn Vormunde zu wiederholen, wenn Ihre Wünſche dadurch befriediget werden.

Damis. Meine Juliane! Ich bin zu glücklich.

Julchen. Wenn ich Ihr Herz noch nicht hätte: ſo würde ich nunmehr ſelbſt darum bitten, ſo hoch ſchätze ichs.

Damis. Vortreffliche Juliane! Ich bin -- Doch es iſt mir kein Gedanke anſtändig genug für Sie. Dieſes iſt es alles, was ich Ihnen in der Entzückung antworten kann.

Lottchen. Meine liebe Schweſter, (Sie umarmt Julchen.) deine Liebe ſey ewig glücklich! Sey mir ein Beyſpiel der Zärtlichkeit und der Zufriedenheit. (Zum Damis.) Und Sie, mein lieber Herr Bruder, ſollen ſo glücklich ſeyn, als ich meine Schweſter zu ſehen wünſche. Bleiben Sie ein Freund meines Freundes, und befördern Sie unſere Ruhe durch Ihre Aufrichtigkeit. Kommen Sie, wir wollen zu unſerm ehrlichen Vater gehen. Wie froh wird der fromme Alte nicht ſeyn, wenn er Julchens Entſchluß hört! Doch ich ſehe den Herrn Vormund kommen. Gehn Sie, ich will das Vergnügen haben, dieſem rechtſchaffenen Manne, der mir heute eine freudige Poſt gebracht hat, auch die erſte Nachricht von der Gewißheit Ihrer beiderſeitigen Liebe zu geben.

(Julchen und Damis gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Lottchen. Simon.

Simon. Endlich habe ich die Ehre, Ihnen die Abſchrift von dem Teſtamente zu bringen. Ich habe ſie ſelbſt geholet. Wollen Sie unbeſchwert dieſen Punkt leſen? (Er reicht ihr die Abſchrift.)

Lottchen. (Sie lieſt.) Wie? Ich bin die Erbinn des Ritterguts? Ich?

Simon. Ja, Sie ſind es, Mamſell, und nicht Ihre Jungfer Schweſter. Der Herr Hofrath, der mir die erſte Nachricht gegeben, muß ſich entweder geirret, oder dieſe kleine Verwirrung mit Fleiß angerichtet haben, um ſeiner Jungfer Pathe eine deſto größere Freude zu machen. Genug, es iſt nunmehr gewiß, daß Sie die Erbinn des Ritterguts ſind, und kein Menſch kann Ihnen dieſes Glück aufrichtiger gönnen, als ich thue. Sie verdienen noch weit mehr.

Lottchen. O das iſt ein trauriges Glück! Wird nicht meine liebe Schweſter darüber betrübt werden? Wird nicht Ihr Herr Mündel . .

Simon. Waren Sie doch viel zufriedner, da ich Ihnen die erſte und nunmehr falſche Nachricht brachte. Leſen Sie doch nur weiter. Sie ſind die Erbinn des Ritterguts, aber Sie ſollen Jungfer Julchen zehn tauſend Thaler abgeben, ſo bald ſie heirathen wird.

Lottchen. Nun bin ich zufrieden. Sie ſoll noch mehr haben, als zehn tauſend Thaler, wenn ſie ſich nur nicht über ihren Verluſt kränkt. O was für Bewegungen fühle ich in meiner Seele! Und was werde ich erſt da empfinden, wenn ich meinen Geliebten vor Freuden über mein Glück erſchrecken ſehe? O wie ſchön wird er erſchrecken! Wie glücklich bin ich! Wenn nur meine liebe Schweſter nicht unruhig wird.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Siegmund.

Siegmund. Jungfer Julchen hat, wie ich gleich gehört, endlich ihr Ja von ſich gegeben? Iſt es gewiß? Das iſt mir ſehr angenehm.

Lottchen. (zu Simon.) Ja, ſie hat ſich nach dem Wunſche Ihres Herrn Mündels erklärt, und wird die Ehre haben, Sie um einen Bräutigam zu bitten, der unter Ihren Händen ſo liebenswürdig geworden iſt. . . . (zu Siegmund.) Aber, mein Liebſter, hier iſt die Abſchrift von dem Teſtament. Geht es Ihnen nicht ein wenig nahe, daß die Frau Muhme uns beide vergeſſen hat?

Siegmund. Nein, nicht einen Augenblick. Sie ſind mehr, als ein reiches Teſtament.

Lottchen. Aber wenn uns Julchen etwas von ihrer Erbſchaft anbieten ſollte, wollen wirs annehmen?

Siegmund. Da ſie nicht mehr über ihr Herz zu gebieten hat: ſo hat ſie auch nicht über ihr Vermögen zu befehlen.

Simon. O mein Herr, Sie können verſichert ſeyn, daß ihr mein Mündel die völlige Freyheit laſſen wird, freygebig und erkenntlich zu ſeyn. Er ſucht ſeinen Reichthum nicht in dem Ueberfluſſe, ſondern in dem Gebrauche deſſelben. Er würde Julchen gewählt haben, wenn ſie auch keine Erbſchaft gethan hätte. Und vielleicht wäre es ihm gar lieber, wenn er ihr Glück durch ſich allein hätte machen können.

Wir wollen wünſchen, daß alle Liebhaber ſo edelgeſinnt ſeyn mögen, als er.

Lottchen. Hören Sie, Herr Siegmund, was wir für einen großmüthigen Bruder bekommen haben?

Siegmund. Er macht ſeinem Herrn Vormunde, und uns die größte Ehre.

Simon. Ja ich bin in der That ſtolz auf ihn. Er iſt, von ſeinem zehnten Jahre an, in meinem Hauſe geweſen, und hat bis auf dieſe Stunde alle meine Sorgfalt für ihn ſo reichlich belohnet, und mir ſo vieles Vergnügen gemacht, daß ich nicht weis, wer dem Andern mehr Dank ſchuldig iſt.

Lottchen. Dieſes iſt ein Lobſpruch, den ich niemanden, als dem Bräutigam meiner Schweſter, gönne. Und wenn mein Papa ſterben ſollte: ſo würde ich Ihr Mündel ſeyn, um eben dieſes Lob zu verdienen. O was iſt der Umgang mit edlen Herzen für ein Vergnügen! Aber Herr Simon, darf ich in Ihrer Gegenwart eine Freyheit begehen, die die Liebe gebeut und rechtfertiget? Ja, Sie ſind es würdig, die Regungen meiner Seele ohne Decke zu ſehen.

(Sie geht auf Siegmund zu, und umarmet ihn.)

Endlich, mein Freund, bin ich ſo glücklich, Ihren Umgang und Ihre Treue gegen mich durch ein unvermuthetes Schickſal zu belohnen. Sie haben mich als ein armes Frauenzimmer geliebt. Die Vorſicht hat mich heute mit einer Erbſchaft beſchenkt, die ich nicht rühmlicher anzuwenden weis, als wenn ich ſie in ihre Hände bringe. Ich weis, Sie werden es mir und der Tugend davon wohlgehen laſſen. Hier iſt eine Abſchrift des Teſtaments, worinn ich zur Erbinn erkläret bin, anſtatt, daß es meine liebe Schweſter nach unſerer Meynung war. Kurz, die Erbſchaft iſt Ihre und ein Theil von zehntauſend Thalern gehört Julchen. Fragen Sie nunmehr Ihr Herz, was Sie mit mir anfangen wollen.

Siegmund. Ohne Ihre Liebe iſt mir Ihr Geſchenke ſehr gleichgültig.

Lottchen. Eben deswegen verdienen Sies. Fehlt zu Ihrem Glücke nichts, als meine Liebe: ſo können Sie nie glücklicher werden.

Siegmund. Ach, meine Schöne, wie erſchrecke ich! Sie machen, daß man die Liebe und das Glück erſt hochſchätzt. O warum kann nicht die ganze Welt Ihrer Großmuth zuſehen! Sie würden auch den niederträchtigſten Seelen liebenswürdig vorkommen, und ihnen bey aller Verachtung der Tugend den Wunſch auspreſſen, daß ſie Ihnen gleichen möchten. Ich danke es der Liebe ewig, daß ſie mir ihren Beſitz zugedacht hat. Und ich eile mit Ihrer Erlaubniß zu Ihrem Herrn Vater, um ihn nunmehr . .

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter.

Der Bediente. (zu Lottchen.) Hier iſt ein Brief an Sie, Mamſell. Er kömmt von der Poſt.

Lottchen. Ein Brief von der Poſt?

Siegmund. Ja, ich habe den Briefträger ſelbſt auf dem Saale ſtehen ſehen, ehe ich herein gekommen bin.

Lottchen. Wollen Sie erlauben, meine Herren, daß ich den Brief in Ihrer Gegenwart erbrechen darf?

Simon. Ich will indeſſen meinem lieben Mündel meinen Glückwunſch abſtatten.

Siebenter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Lottchen. (Indem ſie den Brief für ſich geleſen hat.) O mein Freund! man will mir mein Glück ſauer machen. Man beneidet mich, ſonſt würde man Sie nicht verkleinern. Es iſt ein boshafter Streich! Er iſt mir aber lieb, weil ich Ihnen einen neuen Beweis meines Vertrauens und meiner Liebe geben kann. Ich will Ihnen den Brief leſen. Er beſteht, wie Sie ſehen, nur aus zwo Zeilen. (Sie lieſt.)

„Mamſell, trauen Sie Ihrem Liebhaber, dem Herrn Siegmund, nicht. Er iſt ein Betrüger. N. N.“

Siegmund. Was? Ich, ein Betrüger?

Lottchen. (Sie nimmt ihn bey der Hand.) Ich weis, daß Sie groß genug ſind, dieſes haſſenswürdige Wor mit Gelaſſenheit anzuhören. Es iſt ein Lobſpruch für Sie. Ich verlange einen ſolchen Betrüger, als Sie ſind, mein Freund!

Siegmund. Aber wer muß mir dieſen boshaften Streich an dem heutigen Tage ſpielen? Wie? Sollte es auch Herr Simon ſelbſt ſeyn? Liebt er Sie vielleicht? Macht ihn Ihre Erbſchaft boshaft? Warum gieng er, da der Brief kam? Soll ich ihm dieſes Laſter vergeben? Wenn er mir meinen Verſtand, meinen Witz abgeſprochen hätte: ſo würde ich ihm für dieſe Demüthigung danken; aber daß er mir die Ehre eines guten Herzers rauben will, das iſt ärger, als wenn er mir Gift hätte geben wollen Ich? - - Ich, ein Betrüger? Es wird ſich zeigen, wer ein Betrüger iſt, ich, oder der, der dieſen Brief geſchrieben hat. Iſt das der edelgeſinnte Vormund?

Lottchen. Ich bitte Sie bey Ihrer Liebe gegen mich; beruhigen Sie ſich. Verſchonen Sie den Herrn Vormund mit Ihrem Verdachte. Es iſt nicht möglich, daß er eine ſolche Niederträchtigkeit begehen ſollte. Sein Charakter iſt edel. Wer weis, was Sie ſonſt für einen Feind haben, der von unſerer Liebe und von meiner Erbſchaft heute Nachricht bekommen hat.

Siegmund. Sie entſchuldigen den Vormund noch? Hörten Sie nicht den boshaften Ausdruck: Wir wollen wünſchen, daß alle Liebhaber ſo edel geſinnt ſeyn mögen, als mein Mündel! - - Iſt dieſes nicht eine unverſchämte Anklage wider mich?

Lottchen. Ich ſage Ihnen, daß Sie mich beleidigen, wenn Sie ihn noch einen Augenblick im Verdachte haben. So, wie ich ihn kenne, und wie mir ihn ſein Mündel beſchrieben hat: ſo iſt er ein Mann, dem man ſein Leben, ſeine Ehre und alles vertrauen kann.

Siegmund. Aber ſollte er nicht unerlaubte Abſichten haben? Ich habe gemerkt, daß er ſehr genau auf Ihr ganzes Bezeigen, bis auf das geringſte Wort, Achtung gegeben hat. Es kömmt noch ein merkwürdiger Umſtand dazu. Er hat in dem Billette an Ihren Herrn Vater ſchon triumphiret, daß er heute eine erfreuliche Nachricht vom Hofe erhalten hätte. Und er hat es dem Herrn Vater auch ſchon entdeckt; aber mir nicht.

Lottchen. Ich beſchwöre Sie bey Ihrer Aufrichtigkeit, laſſen Sie dieſen Mann aus dem Verdachte.

Siegmund. Warum hat er mir nicht geſagt, daß man ihm vom Hofe einen vornehmen Charakter und eine ungewöhnliche Penſion gegeben hat? Was ſucht er darunter, wenn er nicht mein Unglück bey Ihnen ſucht?

Lottchen. Ich vergebe Ihren Fehler Ihrer zärtlichen Liebe zu mir. Außerdem würde ich Sie nicht länger anhören. Wir wollen die Sache zu unſerm Vortheile enden. Ihre Feinde mögen ſagen, was ſie wollen. Sie ſind beſtraft genung, daß ſie Ihren Werth nicht kennen. Und wir können uns nicht beſſer rächen, als daß wir uns nicht die geringſte Mühe geben, ſie zu entdecken. Laſſen Sie Ihren Zorn hier verfliegen. Ich komme in der Geſellſchaft meines Vaters und der übrigen gleich wieder zu Ihnen, unſer Bündniß in den Augen unſerer Feinde ſicher zu machen.

Achter Auftritt.

Siegmund allein.

Das war ein verdammter Streich! Aber er macht mich nur muthiger. Julchen iſt verloren . . . Gut, iſt doch Lottchen, iſt doch das Rittergut mein . . Ich bin nicht untreu geweſen. Nein! Ich habe es nur ſeyn wollen; aber ich war zu edel, als daß mich die Umſtände hätten werden laſſen. Aber wo bleibt

Lottchen? Hat ſie gar meine Untreue erfahren? Ich will ſie ſicher machen.

Neunter Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. „Wo bleibt Lottchen? Hat ſie gar meine „Untreue erfahren? Ich will ſie ſicher machen.“ Der Boshafte! Hörten Sie ſein Bekenntniß? Wir wollten ſehen, wie er ſich nach dieſem Briefe aufführen würde. O hätten wir dieſe unglückſelige Entdeckung doch niemals gemacht! Du arme Schweſter! Du verbindeſt dich mit einem Menſchen, der ein böſes Herz bey der Miene der Aufrichtigkeit hat.

Damis. Ja, es iſt ein nichtswürdiger Freund, wie ich Ihnen geſagt habe. Er hat den größten Betrug begangen. Ich bitte ihn heute Vormittage, wie man einen Bruder bitten kann, daß er mir Ihre Liebe ſollte gewinnen helfen; und ſtatt deſſen bittet er Ihren Herrn Vater, unſere Verlobung noch acht Tage aufzuſchieben, und will ihn bereden, als ob Sie, meine Braut, ihn ſelbſt liebten. Iſt das mein Freund, dem ich mehr als einmal mein Haus und mein Vermögen angeboten habe?

Julchen. Mich hat er bereden wollen, daß Sie meiner Schweſter gewogner wären, als mir. Nunmehr weis ich gewiß, daß es keine Verſtellung geweſen. Aber meine arme Schweſter wird es doch denken, weil ſie ihm dieſe Liſt aus gutem Herzen aufgetragen hat. Wer ſoll ihr ihren Irrthum entdecken? Wird ſie uns hören? Und wenn ſie es glaubt, überführen wir ſie nicht von dem größten Unglücke? Wie dauert ſie mich!

Damis. Ja. Aber ſie muß es doch erfahren, und wenn Sie ſchweigen, ſo rede ich.

Julchen. Ach bedenken Sie doch das Unglück meiner lieben Schweſter! Schweigen Sie. Vielleicht ‥ Vielleicht iſt er nicht von Natur boshaft, vielleicht hat ihn nur meine Erbſchaft ‥

Damis. Es habe ihn, was auch immer wolle, zur Untreue bewogen: ſo iſt er in meinen Augen doch allemal weniger zu entſchuldigen, als ein Menſch, der den andern aus Hunger auf der Straße umbringt. Hat ihn die ausnehmende Zärtlichkeit, die ganz bezaubernde Unſchuld, die edelſte Freundſchaft Ihrer Jungfer Schweſter nicht treu und tugendhaft erhalten können: ſo muß es ihm nunmehr leicht ſeyn, um eines Gewinnſtes Willen ſeinen nächſten Blutsfreund umzubringen.

Julchen. Aber ach! meine Schweſter ‥ Thun Sie es nicht. Ich zittre ‥

Damis. Meine Braut, Sie ſind mir das koſtbarſte auf der Welt. Aber ich ſage Ihnen, ehe ich Lottchen ſo unglücklich werden laſſe, ſich mit einem Nichtswürdigen zu verbinden: ſo will ich mein Vermögen, meine Ehre und Sie ſelbſt verlieren. Ich gehe und ſage ihr alles, und wenn Sie auch ohne Troſt ſeyn ſollte. Mein Vormund hat das Billet an Lottchen auf meine Bitte ſchreiben und auf die Poſt bringen laſſen. Ihr ehrlicher Vater und der Magiſter, die Siegmund beide für zu einfältig gehalten,

ten, haben ſeine tückiſchen Abſichten zuerſt gemerkt, und Ihr Herr Vater hat ſie meinem Vormunde vertraut. Dieſer haßt und ſieht die kleinſten Betrügereyen.

Julchen. Iſt er denn gar nicht zu entſchuldigen?

Damis. Nein, ſage ich Ihnen. Wir haben alles unterſucht. Er iſt ein Betrüger; (Mit Bitterkeit.) und verdient die Strafe der Betrüger. Wie? Wir Männer wollen durch den häßlichſten Betrug das Frauenzimmer im Triumph aufführen, das wir durch unſere Tugend ehren ſollten?

Julchen. Was ſoll aber meine Schweſter mit dem Untreuen anfangen?

Damis. Sie ſoll ihn mit Verachtung beſtrafen. Sie ſoll ihn fühlen laſſen, was es heißt, ein edles Herz hintergehen.

Julchen. Wenn ihm aber meine Schweſter verzeihen wollte. Wäre das nicht auch großmüthig?

Damis. Sie braucht ihn nicht zu verfolgen. Sie kann alle Regungen der Rache erſticken, und ſich doch ſeiner ewig entſchlagen. Er iſt ein Unmenſch.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Simon.

Simon. Ich ſtehe die größte Quaal aus. Unſere Abſicht mit dem Briefe ſchlägt leider fehl. Sie liebt ihn nur deſto mehr, je mehr ſie ihn für unſchuldig hält. Sie dringt in ihren Vater, daß er die Verlobung beſchleunigen ſoll. Dieſer gute Alte liebt ſeine Tochter, und vergißt vielleicht in der großen Liebe die

Vorſichtigkeit und meine Erinnerungen. Wenn es niemand wagen will, ſich dem Sturme Preis zu geben: ſo will ichs thun.

Damis. Ich thue es auch.

Julchen. Wenn nur meine Schweſter käme. Ich wollte .. Aber ſie liebt ihn unausſprechlich. Was wird ihr Herz empfinden, wenn es ſich auf einmal von ihm trennen ſoll?

Simon. Es wird viel empfinden. Sie liebt ihn ſo ſehr, als man nur lieben kann; aber ſie liebt ihn deswegen ſo ſehr, weil ſie ihn der Liebe werth hält. So bald ſie ihren Irrthum ſehen wird: ſo wird ſich die Vernunft, das Gefühl der Tugend, und das Abſcheuliche der Untreue wider ihre Liebe empören und dieſe verdringen. Der Haß wird ſich an die Stelle der Liebe ſetzen. Wir müſſen alle drey noch einmal mit ihr und dem Herrn Vater ſprechen, ehe er ſie um das Ja betrügt.

Julchen. Du redliche Schweſter! Könnte ich doch dein Unglück durch Wehmuth mit dir theilen! Wie traurig wird das Ende dieſes Tages für mich!

Simon. Betrüben Sie ſich nicht über den Verluſt eines ſolchen Mannes. Lottchen iſt glücklich, wenn ſie ihn verliert, und unglücklich, wenn ſie ihn behält. Herr Damis, haben Sie die Güte und ſehen Sie, wie Sie Lottchen einen Augenblick von ihrem Liebhaber entfernen und hieher bringen können.

Damis. Ja, das iſt das letzte Mittel.

Simon. (zu Damis.) Noch ein Wort! Haben Sie die Abſchrift des Teſtaments ſchon geleſen, die ich itzt mitgebracht habe?

Damis. Nein, Herr Vormund.

Simon. Sie auch nicht, Mamſell Julchen?

Julchen. Nein.

Simon. Alſo wiſſen Sie beide noch nicht, daß die erſte Nachricht falſch geweſen iſt. Mamſell Julchen, erſchrecken Sie nicht. Sie ſind nicht die Erbinn des Ritterguts.

Julchen. Wie? Ich bins nicht? Warum haben Sie mir denn eine falſche Freude gemacht? Das iſt betrübt. Geht denn heute alles unglücklich? Ach Herr Damis! Sie ſagen nichts? Bin ich nicht mehr Ihre Braut? Geht denn das Unglück gleich mit der Liebe an? Ich wollte meinen Vater und meine liebe Schweſter mit in mein Gut nehmen. Ich ließ ſchon die beſten Zimmer für ſie zurechte machen. Ach, mein Herr! was für Freude empfand ich nicht, wenn ich mir vorſtellte, daß ich Sie an meiner Hand durch das ganze Gut, durch alle Felder und Wieſen führte ⸗ ⸗! Alſo habe ich nichts?

Damis. Sie haben ſo viel, als ich habe. Vergeſſen Sie die traurige Erbſchaft. Es wird uns an nichts gebrechen. Mir iſt es recht lieb, daß Sie das Rittergut nicht bekommen haben. Vielleicht hätte die Welt geglaubt, daß ich bey meiner Liebe mehr auf dieſes, als auf Ihren eigenen Werth geſehen hätte. Und dieß ſoll ſie nicht glauben. Sie ſoll meine Braut aus eben der Urſache hochſchätzen, aus der ich ſie verehre und wähle. Führen Sie mich an Ihrer Hand in meinem eigenen Hauſe herum: ſo werden Sie ein Rittergut verdienen. O wenn ich nur Lottchen aus ihrem Elende geriſſen hätte! Ich werde eher nicht ruhig.

Simon. Jungfer Lottchen iſt die Erbinn des Ritterguts.

Julchen. Meine Schweſter iſt es? Meine Schweſter? Bald hätte ich ſie beneidet; aber verwünſcht ſey dieſe Regung! Nein. Ich gönne ihr alles. (zu Damis) Was könnte ich mir noch wünſchen, wenn Sie mit mir zufrieden ſind? Sie ſoll es haben. Ich gönne ihr alles.

Damis. Auch mich, meine Braut?

Julchen. Ob ich Sie meiner Schweſter gönne? Nein, ſo redlich bin ich doch nicht. Es iſt keine Tugend, aber ‥ Fragen Sie mich nicht mehr.

Damis. Nein. Ich will Mamſell Lottchen ſuchen. Die Zärtlichkeit ſoll der Freundſchaft einige Augenblicke nachſtehen.

Eilfter Auftritt.

Julchen. Simon.

Julchen. Ob ich ihn meiner Schweſter gönne? Wie könnte ſie das von mir verlangen? Sie hat ja das Rittergut. Ich liebe ſie ſehr; aber wenn ich ihre Ruhe durch den Verluſt des Herrn Damis befördern ſoll, ſo fordert ſie zu viel. Das iſt mir nicht möglich.

Simon. Machen Sie ſich keine Sorge. Sie wird es gewiß nicht begehren. Ich muß Ihnen auch ſagen, daß ſie Ihnen nach dem Teſtamente zehn tauſend Thaler zu Ihrer Heirath abgeben ſoll.

Julchen. Das iſt alles gut. Wenn ich nur meiner Schweſter ihren Liebhaber durch dieſes Geld treu machen könnte, wie gern wollte ichs ihm geben! Der böſe Menſch! Kann er nicht machen, daß ich den Herrn Damis verliere, indem er Lottchen verliert? Was kann denn ich für ſeine Untreue? Ich bin unſchuldig.

Simon. Mein Mündel kann niemals aufhören, Sie zu lieben. Verlaſſen Sie ſich auf mein Wort. Jungfer Lottchen iſt zu beklagen. Aber beſſer ohne Liebe leben, als unglücklich lieben. Wenn ſie doch käme!

Julchen. Aber wenn ſie nun kömmt? Ich kann ja ihre Ruhe nicht herſtellen. Ich habe ſie herzlich lieb. Aber warum ſoll denn meine Liebe mit der ihrigen leiden? Nein, ſo großmüthig kann ich nicht ſeyn, daß ich ihr zu Liebe mich und - - mich und ihn vergäße. Wenn ſie doch glücklich wäre! Ich werde recht unruhig. Er ſagte, er wollte die Zärtlichkeit der Freundſchaft nachſetzen. Was heißt dieſes?

Simon. Bleiben Sie ruhig. Mein Mündel iſt der Ihrige. Sie verdienen ihn. Und wenn Sie künftig an ſeiner Seite die Glückſeligkeiten der Liebe genießen: ſo verdanken Sie es der Tugend, daß ſie uns durch Liebe und Freundſchaft das Leben zur Luſt macht.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magiſter.

Der Magiſter. Herr Simon, ich möchte Ihnen gern ein paar Worte vertrauen. Wenn ich nicht ſehr irre: ſo habe ich heute eine wichtige Entdeckung gemacht, was die Reizungen der Reichthümer für Gewalt über das menſchliche Herz haben.

Simon. Ich fürchte, daß mir dieſe unglückliche Entdeckung ſchon mehr, als zu bekannt iſt.

Der Magiſter. Ich habe der Sache alleweile auf meiner Studirſtube nachgedacht.

Julchen. Können Sie uns denn ſagen, wie ihr zu helfen iſt? Thun Sie es doch, lieber Herr Magiſter.

Der Magiſter. Siegmund muß beſtraft werden, damit er gebeſſert werde.

Simon. Er verdient nicht, daß man ihn anders beſtrafe, als durch Verachtung.

Der Magiſter. Aber wie ſollen ſeine Willenstriebe gebeſſert werden?

Simon. Iſt denn die Verachtung kein Mittel, ein Herz zu beſſern?

Der Magiſter. Das will ich itzt nicht ausmachen. Aber ſagen Sie mir, Herr Simon, ob die Stoiker nicht Recht haben, wenn ſie behaupten, daß nur Ein Laſter iſt; oder, daß, wo Ein Laſter iſt, die andern alle, ihrer Kraft nach, zugegen ſind? Sehn Sie nur Siegmunden an. Iſt er nicht recht das Exempel zu dieſem Paradoxo?

Simon. Ja, Herr Magiſter. Aber wie werden wir Jungfer Lottchen von der Liebe zu Siegmunden abbringen? Sie glaubt es ja nicht, daß er untreu iſt.

Der Magiſter. Das wird ſich ſchon geben. O wie erſtaunt man nicht, über die genaue Verwandſchaft, welche Ein Laſter mit dem andern hat, und welche alle mit Einem haben! Siemund wird bey der Gelegenheit des Teſtaments geizig. Ein Laſter. Er ſtrebt nach Julchen, damit er ihre Reichthümer bekomme. Welcher ſchändliche Eigennutz! Er wird Lottchen untreu, und will Julchen untreu machen. Wieder zwey neue Verbrechen. Er kann ſein erſtes Laſter nicht ausführen, wenn er nicht ein Betrüger und ein Verräther wird. Alſo hintergeht er ſeinen Freund, ſeinen Schwiegervater, Sie, mich und alle, nachdem er Einmal die Tugend hintergangen hat. Aber alle dieſe Bosheiten auszuführen, mußte er ein Lügner und ein Verleumder werden. Und er ward es. Welche unſelige Vertraulichkeit herrſcht nicht unter den Laſtern? Sollten alſo die Stoiker nicht Recht haben?

Simon. Wer zweifelt daran? Herr Magiſter! Ich glaube es, daß Sie die Sache genauer einſehen, als ich und Jungfer Julchen. Sie reden ſehr wahr, ſehr gelehrt. Sie haben ſeine Untreue zuerſt mit entdeckt, und wir danken Ihnen Zeitlebens dafür. Aber entdecken Sie nun auch das Mittel, Lottchen ſo weit zu bringen, daß ſie ſich nicht mit dem untreuen Siegmund verbindet.

Der Magiſter. Darauf will ich denken. Lottchen iſt zu leichtgläubig geweſen. Aber ſie kann bey dieſer Gelegenheit lernen, wie viel man Urſache hat, ein Mißtrauen in das menſchliche Herz zu ſetzen, wenn man es genau kennt, und die Erzeugung der Begierden recht ausſtudirt hat. Wir haben ſo viele Vernunftlehren. Eine Willenslehre iſt eben ſo nöthig.

Iſt denn der Wille kein ſo weſentlicher Theil der Seele, als der Verſtand? So wie der Verſtand Grundſätze hat, die ſein Weſen ausmachen: ſo hat der Wille gewiſſe Grundtriebe. Kennt man dieſe, ſo kennt man ſein Weſen; und ſo kennt man auch die Mittel, ihn zu verbeſſern. Jungfer Muhme, reden Sie aufrichtig, habe ichs Ihnen nicht hundertmal geſagt, daß Siegmund nichts gründliches in der Philoſophie weis? Dieß ſind die traurigen Früchte davon.

Julchen. Lieber Herr Magiſter, wenn Sie ſo viel bey der betrübten Sache empfänden, als ich, Sie würden dieſe Frage izt nicht an mich thun. Sie haben mich heute eine Fabel gelehrt. Und ich wollte wünſchen, daß Sie an die Fabel von dem Knaben gedächten, der in das Waſſer gefallen war. Anſtatt daß Sie uns in der Gefahr beyſtehen ſollen: ſo zeigen Sie uns den Urſprung und die Größe derſelben. Nehmen Sie meine Freyheit nicht übel.

Der Magiſter. Ich kann Ihnen nichts übel nehmen. Zu einer Beleidigung gehört die gehörige Einſicht in der Natur der Beleidigung. Und da Ihnen dieſe mangelt: ſo ſehen Ihre Reden zwar beleidigend aus; aber ſie ſind es nicht.

Simon. Aber, was wollen Sie denn bey der Sache thun?

Der Magiſter. Ich will, ehe die Verſprechung vor ſich geht, Lottchen und meinem Bruder kurz und gut ſagen, daß ich meine Einwilligung nicht darein gebe. Alsdann muß die Sache ein ander Ausſehn gewinnen.

Simon. Gut, das thun Sie.

Dreyzehnter Auftritt.

Simon. Julchen.

Julchen. Ich will dem Herrn Magiſter nachgehen. Er möchte ſonſt gar zu große Händel anrichten. Entdecken Sie Lottchen, wenn ſie kömmt, die traurige Sache zuerſt. Ich will ſorgen, daß Sie Siegmund in Ihrer Unterredung nicht ſtört, und Ihnen, wenn ich glaube, daß es Zeit iſt, mit meinem Bräutigam zu Hülfe kommen.

Simon. Ich will als ein redlicher Mann handeln. Und wenn ich mir auch den größten Zorn bey Ihrer Jungfer Schweſter, und die niederträchtigſte Rache von dem Herrn Siegmund zuziehen ſollte: ſo will ich doch lieber mich, als eine gute Abſicht vergeſſen.

Vierzehnter Auftritt.

Simon. Lottchen.

Lottchen. Was iſt zu Ihrem Befehle? Haben Sie etwa wegen der zehn tauſend Thaler, die ich meiner Schweſter herausgeben ſoll, etwas zu erinnern? Thun Sie nur einen Vorſchlag. Ich bin zu allem bereit.

Simon. Mamſell, davon wollen wir einandermal reden. Glauben Sie wohl, daß mir Ihr Glück lieb iſt, und daß ich ein ehrlicher Mann bin? So unhöflich dieſe beiden Fragen ſind: ſo muß ich ſie doch an Sie thun, weil ich ſonſt in der Gefahr ſtehe, daß Sie meinen Antrag nicht anhören werden.

Lottchen. Mein Herr, womit kann ich Ihnen dienen? Reden Sie frey. Ich ſage es Ihnen, daß

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ich eben den Gehorſam gegen Sie trage, den ich meinem Vater ſchuldig bin. Ich will Ihnen den größten Dank ſagen, wenn Sie mir eine Gelegenheit geben, Ihnen meine Hochachtung durch die That zu beweiſen. Ich bin eben ſo ſehr von Ihrer Aufrichtigkeit überzeugt, als von der Aufrichtigkeit meines Bräutigams. Kann es Ihnen nunmehr noch ſchwer fallen, frey mit mir zu reden?

Simon. Meine Bitte gereicht zum Nachtheile Ihres Liebhabers.

Lottchen. Will Ihr Herr Mündel etwa das Rittergut gern haben, weil es ſo nahe an der Stadt liegt. Nun errathe ichs, warum er itzt gegen den guten Siegmund etwas verdrießlich that. Warum hat er mirs nicht gleich geſagt? Er ſoll es haben, und nicht mehr dafür geben, als Sie ſelbſt für gut befinden werden. Kommen Sie zur Geſellſchaft. Ich habe mich wegen des boshaften Briefs, den ich vorhin erhalten, entſchloſſen, in Ihrer Gegenwart dem Herrn Siegmund ohne fernern Aufſchub das Recht über mein Herz abzutreten, und ſeinen Feinden zu zeigen, daß ich auf keine gemeine Art liebe.

Simon. Aber dieſen boshaften Brief habe ich ſchreiben und auf die Poſt bringen helfen.

Lottchen. Ehe wollte ich glauben, daß ihn mein Vater, der mich ſo ſehr liebt, geſchrieben hätte. Sie ſcherzen.

Simon. Nein, Mamſell, ich bin zu einem Scherze, den mir die Ehrerbietung gegen Sie unterſagt, zu ernſthaft. Erſchrecken Sie nur, und haſſen Sie mich. Ich wiederhole es Ihnen, Ihr Liebhaber meynt es nicht aufrichtig mit Ihnen.

Lottchen. Sie wollen gewiß das Vergnügen haben, meine Treue zu verſuchen, und mich zu erſchrecken, weil Sie wiſſen, daß ich nicht erſchrecken kann.

Simon. Sie glauben, ich ſcherze? Ich will alſo deutlicher reden. Ihr Liebhaber iſt ein Betrüger.

Lottchen. (erbittert.) Mein Herr, Sie treiben die Sache weit. Wiſſen Sie auch, daß ich für die Treue meines Liebhabers ſtehe, und daß Sie mich in ihm beleidigen? Und wenn er auch der Untreue fähig wäre: ſo würde ich doch den, der mich davon überzeugte, eben ſo ſehr haſſen, als den, der ſie begangen. Aber ich gerathe gar in Zorn. Nein, mein Herr, ich kenne ja Ihre Großmuth. Es iſt nicht Ihr Ernſt, ſo gewiß, als ich lebe.

Simon. So gewiß, als ich lebe, iſt es mein Ernſt. Er iſt unwürdig, noch einen Augenblick von Ihnen geliebt zu werden.

Lottchen. Und ich werde ihn ewig lieben.

Simon. Sie kennen ihn nicht.

Lottchen. Beſſer, als Sie, mein Herr.

Simon. Ihre natürliche Neigung zur Aufrichtigkeit, Ihr gutes Zutrauen macht, daß Sie ihn für aufrichtig halten; aber dadurch wird ers nicht.

Lottchen. Geben Sie mir die Waffen wider Sie nicht in die Hand. Ich habe Sie und meinen Liebhaber für aufrichtig gehalten. Ich will mich betrogen haben. Aber wen ſoll ich zuerſt haſſen? Iſt Ihnen etwas an meiner Freundſchaft gelegen: ſo ſchweigen Sie. Sie verändern mein ganzes Herz. Sie haben mir und meinem Hauſe viel Wohlthaten erwieſen; aber dadurch haben Sie kein Recht erlangt, mit mir eigennützig zu handeln. Wäre es Ihrem Charakter nicht gemäßer, mich tugendhaft zu erhalten, als daß Sie mich niederträchtig machen wollen? Warum reden Sie denn nur heute ſo?

Simon. Weil ichs erſt heute gewiß erfahren habe. Wenn Sie mir nicht glauben: ſo glauben Sie wenigſtens Ihrer Jungfer Schweſter und meinem Mündel.

Lottchen. Das iſt ſchrecklich. Haben Sie dieſe auch auf Ihre Seite gezogen?

Simon. Ja, Sie ſind auf meiner Seite, ſo wohl, als Ihr Herr Vater. Und ehe ich zugebe, daß ein Niederträchtiger Ihr Mann wird, ehe will ich mich der größten Gefahr ausſetzen. Sie ſind viel zu edel, viel zu liebenswürdig für ihn.

Lottchen. Wollen Sie mir denn etwa ſelbſt Ihr Herz anbieten? Muß er nur darum ein Betrüger ſeyn, weil ich in Ihren Augen ſo liebenswürdig bin? Und Sie glauben, daß ſich ein edles Herz auf dieſe Art gewinnen läßt? Nunmehr muß ich entweder nicht tugendhaft ſeyn, oder Sie haſſen; und bald werde ich Sie nicht mehr anſehen können.

Simon. Machen Sie mir noch ſo viele Vorwürfe. Die größten Beſchuldigungen, die Sie wider mich ausſtoßen, ſind nichts, als Beweiſe Ihres aufrichtigen Herzens. Die Meynung, in der Sie ſtehen, rechtfertiget ſie alle. Und ich würde Sie vielleicht haſſen, wenn Sie mein Anbringen gelaſſener angehört hätten. Genug . . .

Lottchen. Das iſt ein neuer Kunſtgriff. Mein Herr, Ihre Liſt, wenn es eine iſt, und ſie iſt es, ſey verwünſcht! Wie? Er, den ich wie mich liebe? ‥ Sie wollen ſich an ſeine Stelle ſetzen. Iſt es möglich?

Simon. Dieſer Vorwurf iſt der bitterſte; aber auch dieſen will ich verſchmerzen. Es iſt wahr, daß ich Sie ungemein hochachte; aber ich habe ein ſicheres Mittel, Ihnen dieſen grauſamen Gedanken von meiner Niederträchtigkeit zu benehmen. Ich will Ihnen verſprechen, Ihr Haus nicht mehr zu betreten, ſo lange ich lebe. Und wenn ich durch dieſe Entdeckung Ihre Liebe zu gewinnen ſuche: ſo treffe mich die entſetzlichſte Strafe! Nach dieſem Schwure ſchäme ich mich, mehr zu reden. (Er geht ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Lottchen allein.

Ach! was iſt das? ‥ Er ſoll mir untreu ſeyn ‥ Nimmermehr! Nein! Der Vormund ſey ein Betrüger, und nicht er ‥ Du, redliches Herz! Du, mein Freund, um dich will man mich bringen? Warum beweiſt er deine Untreue nicht?

Sechzehnter Auftritt.

Lottchen. Damis.

Lottchen. Kommen Sie mir zu Hülfe. Und wenn ſie mein Unglück auch alle wollen: ſo ſind doch Sie zu großmüthig dazu. Was geht mit meinem Bräutigam vor? Sagen Sie mirs aufrichtig.

Damis. Er iſt Ihnen untreu.

Lottchen. Auch Sie ſind mein Feind geworden? Hat Sie mein Liebhaber beleidiget: ſo handeln Sie doch wenigſtens ſo großmüthig, und ſagen mir nichts von der Rache, die Sie an ihm nehmen wollen.

Damis. Mein Herz iſt viel zu groß zur Rache.

Lottchen. Aber klein genug zur Undankbarkeit? Hat Ihnen mein Geliebter nicht heute den redlichſten Dienſt erwieſen?

Damis. Ich wünſchte, er hätte mir ihn nicht erwieſen: ſo würden Sie glücklicher und er würde nur ein verborgener Verräther ſeyn.

Lottchen. Betrüger! Verräther! Sind das die Namen meines Freundes, den ich zwey Jahr kenne und liebe?

Damis. Wenn ich die Aufrichtigkeit weniger liebte: ſo würde ich mit mehr Mäßigung vor Ihnen reden. Aber mein Eifer giebt mir für Ihren Liebhaber keinen andern Namen ein. Sie, meine Schweſter, ſind, Ihres Herzens wegen, der Verehrung eines jeden Rechtſchaffenen würdig, und eben deswegen iſt der Menſch, der bey Ihrer Zärtlichkeit, und bey den ſichtbarſten Beweiſen der aufrichtigſten Liebe, ſich noch die Untreue kann einfallen laſſen, eine abſcheuliche Seele.

Lottchen. Eine abſcheuliche Seele? Wohlan; nun fordere ich Beweiſe. (Heftiger.) Doch weder Ihr Vormund, noch Sie, noch meine Schweſter, noch mein Vater ſelbſt werden ihm meine Liebe entziehen können. Und ich nehme keinen Beweis an, als ſein eigen Geſtändniß. Ich bin ſo ſehr von ſeiner Tugend überzeugt, daß ich weis, daß er auch den Gedanken der Untreue nicht in ſich würde haben aufſteigen laſſen, ohne mir ihn ſelbſt zu entdecken. Und ich würde ihn wegen ſeiner gewiſſenhaften Zärtlichkeit nur deſto mehr lieben, wenn ich ihn anders mehr lieben könnte.

Damis. Ich ſage es Ihnen, wenn Sie mir nicht trauen: ſo gebe ich Ihnen das Herz meiner Braut wieder zurück. Ihnen bin ichs ſchuldig; aber ich mag nicht die größte Wohlthat von Ihnen genießen und zugleich Ihr Unglück ſehen.

Lottchen. Sie müſſen mich für ſehr wankelmüthig halten, wenn Sie glauben, daß ich durch bloße Beſchuldigungen mich in der Liebe irren laſſe. Haben Sie, oder ich, mehr Gelegenheit gehabt, das Herz meines Bräutigams zu kennen? Wenn Sie Recht haben, warum werfen Sie ihm ſeine Untreue abweſend vor? Rufen Sie ihn hieher. Alsdann ſagen Sie mir ſeine Verbrechen. Er iſt edler geſinnt, als wir alle. Und ich will ihn nun lieben.

Damis. Sie haben Recht. Ich will ihn ſelbſt ſuchen.

Siebenzehnter Auftritt.

Lottchen. Julchen.

Lottchen. Er geht? Er unterſteht ſich, ihn zu rufen? Nun fängt mein Herz an zu zittern. (Sie ſieht Julchen.) (Kläglich.) Meine Schweſter, biſt du auch da? Haſt du mich noch lieb? (Lottchen umarmt ſie.) Willſt du mir die traurigſte Nachricht bringen? O nein! Warum ſchweigſt du? Warum kömmt er nicht ſelbſt?

Julchen. Ich bitte dich, höre auf, einen Menſchen zu lieben, der - - -

Lottchen. Er ſoll ſchuldig ſeyn; aber muß er gleich meiner Liebe unwürdig ſeyn? Nein, meine liebe Schweſter. Ach nein, er iſt gewiß zu entſchuldigen. Willſt du ihn nicht vertheidigen? Vergiſſeſt du ſchon, was er heute zu deiner Ruhe beygetragen hat? Warum ſollte er mir untreu ſeyn, da ich Vermögen habe? Warum ward ers nicht, da ich noch keines hatte?

Julchen. Er ward es zu der Zeit, da er in den Gedanken ſtund, daß ich die Erbinn des Teſtaments wäre. Ach, liebe Schweſter, wie glücklich wollte ich ſeyn, wenn ich dich nicht hintergangen ſähe!

Lottchen. So iſt es gewiß? (hart.) Nein! ſage ich.

Julchen. Ich habe lange mit mir geſtritten. Ich habe ihn in meinem Herzen, vor meinem Bräutigam, vor ſeinem Vormunde und vor unſerm Vater entſchuldiget. Ich würde ſie aus Liebe zu dir noch alle für betrogne Zeugen halten. Aber es iſt nicht mehr möglich. Er ſelbſt hat ſich hier an dieſer Stelle angeklagt, als du ihn nach dem empfangenen Briefe verlaſſen hatteſt. Er war allein. Die Unruhe und ſein Verbrechen redten aus ihm. Er hörte mich nicht kommen. O hätte er doch ewig geſchwiegen! . . Ach meine Schweſter!

Lottchen. Meine Schweſter, was ſagſt du mir? Er hat ſich ſelbſt angeklagt? Er iſt untreu? Aber wie könnte ich ihn noch lieben, wenn ers wäre? Nein, ich liebe ihn, und er liebt mich gewiß. Ich habe ihm ja die größten Beweiſe der aufrichtigſten Neigung gegeben . . (zornig.) Aber was quält ihr mich mit dem entſetzlichſten Verdachte? Was hat er denn gethan? Nichts hat er gethan.

Julchen. Er hat mich auf eine betrügeriſche Art der Liebe zu meinem Bräutigam entreißen, und ſich an ſeine Stelle ſetzen wollen. Er hat meinen Vater überreden wollen, als ob ich ihn ſelbſt liebte, und als wenn du hingegen den Herrn Damis liebteſt. Er hat ihm gerathen, die Verlobung noch acht Tage aufzuſchieben. Er hat ſo gar um mich bey ihm angehalten.

Lottchen. Wie? Hat er nicht noch vor wenig Augenblicken mich um mein Herz gebeten? Ihr haßt ihn und mich.

Julchen. Ja, da er geſehn, daß das Teſtament zu deinem Vortheile eingerichtet iſt.

Lottchen. Alſo richtet ſich ſein Herz nach dem Teſtamente, und nicht nach meiner Liebe? Ich Betrogene! Doch es iſt unbillig, ihn zu verdammen. Ich muß ihn ſelbſt hören. Auch die edelſten Herzen ſind nicht von Fehlern frey, die ſie doch bald bereuen. (kläglich.) Liebſte Schweſter, verdient er keine Vergebung? Mache ihn doch unſchuldig. Ich will ihn nicht beſitzen. Ich will ihn zu meiner Quaal meiden. Ich will ihm die ganze Erbſchaft überlaſſen, wenn ich nur die Zufriedenheit habe, daß er ein redliches Herz hat. O Liebe! iſt das der Lohn für die Treue?

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Siegmund.

Siegmund. Soll ich nunmehr ſo glücklich ſeyn, Ihr Ja zu erhalten? Der Herr Vater hat mir ſeine Einwilligung gegeben. Sie lieben mich doch, großmüthige Schöne?

Lottchen. Und Sie lieben mich doch auch?

Siegmund. Sie kennen mein Herz ſeit etlichen Jahren, und Sie wiſſen gewiß, daß mein größter und liebſter Wunſch durch Ihre Liebe erfüllt worden iſt.

Lottchen. Aber = = meine Schweſter = = Warum erſchrecken Sie?

Siegmund. Ich erſchrecke, daß Sie ſich nicht beſinnen, daß Sie mir dieſe Liſt ſelbſt zugemuthet haben. Sollte ich nicht durch eine verſtellte Liebe Julchens Herz verſuchen? Reden Sie, Mamſell Julchen, entſchuldigen Sie mich.

Julchen. Mein Herr, entſchuldigen kann ich Sie nicht. Bedenken Sie, was Sie zu mir und zu meinem Vater, und vor kurzem hier in dieſer Stube zu ſich ſelbſt geſagt haben, ohne daß Sie mich ſahn. Alles, was ich thun kann, iſt, daß ich meine liebe Schweſter bitte, Ihnen Ihre Untreue zu vergeben.

Siegmund. Ich ſoll untreu ſeyn? = = Ich? (Er geräth in Unordnung.) Ich ſoll der aufrichtigſten Seele untreu ſeyn? Wer? Ich? Gegen Ihren Herrn Vater ſoll ich etwas geſprochen haben? Was ſind das für ſchreckliche Geheimniſſe? = = Sie ſehen mich ängſtlich an, meine Schöne? Wie? Sie lieben mich nicht? Sie laſſen ſich durch meine Widerlegungen nicht bewegen? = = Sie hören meine Gründe nicht an? = = Bin ich nicht unſchuldig? = = Wer ſind meine Feinde? = = Ich berufe mich auf mein Herz, auf die Liebe, auf alles. = = Doch auch mich zu enſchuldigen, könnte ein Zeichen des Verdachtes ſeyn. = = Nein, meine Schöne, Sie müſſen mir ohne Schwüre glauben. Ich will Sie, ich will meine Ruhe, mein Leben verlieren, wenn ich Ihnen untreu geweſen bin. Wollen Sie mir noch nicht glauben?

Julchen. Herr Siegmund. Sie ſchwören?

Lottchen. (mit Thränen.) Er iſt wohl unſchuldig.

Siegmund. Ja, das bin ich. Ich liebe Sie. Ich bete Sie an, und ſuche meine Wohlfahrt in Ihrer Zufriedenheit. Wollen Sie jene vergrößern: ſo ſtellen Sie dieſe wieder her, und laſſen Sie den Verdacht fahren, den ich in der Welt niemanden vergeben kann, als Ihnen. Soll ich das Glück noch erlangen, Sie als die meinige zu beſitzen?

Lottchen. (ſie ſieht ihn kläglich an.) Mich? . . als die Ihrige? . . Ja!

Julchen. Meine Schweſter!

Lottchen. Schweig. Herr Siegmund, ich möchte nur noch ein Wort mit meinem Papa ſprechen, alsdann wollen wir unſere Feinde beſchämen.

Siegmund. Ich will ihn gleich ſuchen. Soll ich die übrige Geſellſchaft auch mitbringen? Wir müſſen doch die gebräuchlichen Ceremonien mit beobachten.

Lottchen. Ja. Ich will nur einige Worte mit dem Papa ſprechen. Alsdann bitte ich Sie, nebſt den andern Herren nachzukommen.

Neunzehnter Auftritt.

Julchen. Lottchen. Cleon.

Cleon. Nun, meine Kinder, wenn euch nichts weiter aufhält: ſo ſähe ichs gern, wenn ihr die Ringe wechſeltet, damit wir uns alsdann Paar und Paar zu Tiſche ſetzen können. Ey, Lottchen, wer hätte heute früh gedacht, daß du auf den Abend mit einem Rittergute zu Bette gehen würdeſt! Alles iſt, wie wir es wünſchen konnten. Julchen kriegt einen reichen und wackern Mann, weil ſie wenig hat: und du, weil du viel haſt, machſt einen armen Mann glücklich. Das iſt ſchön. Dein Siegmund wird ſchon erkenntlich für deine Treue ſeyn. Er kann einem durch ſeine Worte recht das Herz aus dem Leibe reden. Der ehrliche Mann! Wie vielmal hat er mir nicht die Hand geküßt! Wie kindlich hat er mich nicht um meine Einwilligung gebeten!

Lottchen. Das iſt vortrefflich. Nun lebe ich wieder. Lieber Papa, hat Herr Siegmund denn heute bey Ihnen um meine Schweſter angehalten? Das kann ich nicht glauben.

Cleon. So halb und halb hat ers wohl gethan. Er mochte etwa denken, daß Herr Damis ein Auge auf dich geworfen hätte, und daß dirs lieber ſeyn würde, einen Mann mit vielem Gelde zu nehmen. Ich war anfangs etwas unwillig auf ihn; aber er hat mich ſchon wieder gut gemacht. Man kann ſich ja wohl übereilen, wenn man nur wieder zu ſich ſelber kömmt. Da kommen ſie alle.

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Siegmund. Simon. Damis. Der Magiſter.

Cleon. Endlich erlebe ich die Freude, die ich mir lange gewünſcht habe. Ich will Sie, meine Herren, mit keiner weitläuftigen Rede aufhalten. Die Abſicht unſerer Zuſammenkunft iſt Ihnen allerſeits bekannt. Kurz, meine lieben Töchter, ich ertheile euch meinen väterlichen Segen und meine Einwilligung. (Er ſieht

Lottchen weinen.) Weine nicht, Lottchen, du machſt mich ſonſt auch weichmüthig.

Lottchen. Meine Thränen ſind Thränen der Liebe. Ich habe alſo Ihre Einwilligung zu meiner Wahl? Ich danke Ihnen recht kindlich dafür.

Simon. (zu Lottchen.) Aber, meine liebe Mamſell, Sie wollen = = Wie?

Damis. Ach liebſte Jungfer Schweſter, ich bitte Sie = =

Lottchen. Was bitten Sie? Wollen Sie Julchen von meinen Händen empfangen? (Sie führt ſie zu ihm.) Hier iſt ſie. Ich ſtifte die glücklichſte Liebe. Und Sie, Herr Siegmund = =

Siegmund. Ich nehme Ihr Herz mit der vollkommenſten Erkenntlichkeit an, und biete Ihnen dieſe Hand = =

Lottchen. Unwürdiger! Mein Vermögen kann ich Ihnen ſchenken, aber nicht mein Herz. Bitten Sie meinem Vater und der übrigen Geſellſchaft, die Sie in mir beleidiget haben, Ihre begangene Niederträchtigkeit ab. Ich habe Sie Ihnen ſchon vergeben, ohne mich zu bekümmern, ob Sie dieſe Vergebung verdienen. (Zum Vormunde.) Und Ihnen, mein Herr, küſſe ich die Hand für Ihre Aufrichtigkeit. Wenn ich jemals mich wieder zur Liebe entſchließe: ſo haben Sie das erſte Recht auf mein Herz. (Zu Siegmunden.) Sie aber werden ſo billig ſeyn, und ohne ſich zu verantworten, uns verlaſſen.

Siegmund. Recht gern. (Indem er geht.) Verwünſcht iſt die Liebe!

Damis. Nicht die Liebe, nur die Untreue. Dieß iſt der Lohn.

Lottchen. (Sie ruft ihm noch nach.) Sie werden morgen durch meine Veranſtaltung ſo viel Geld erhalten, daß Sie künftig weniger Urſache haben, ein redliches Herz zu hintergehen.

Cleon. Lottchen, was machſt du? Ich bin alles zufrieden. Du haſt ja mehr Einſicht, als ich.

Julchen. O liebe Schweſter, wie groß iſt dein Herz! Ich habe wenigſtens keine Schuld an ſeinem Verbrechen. O wenn ich dich doch ſo glücklich ſähe als mich!

Der Magiſter. Ich bin ruhig, daß ich das Laſter durch mich entdeckt, und durch ſich ſelbſt beſtraft ſehe. So geht es. Wenn man nicht ſtrenge gegen ſich ſelbſt iſt: ſo rächen ſich unſere Ausſchweifungen für die Nachſicht, die wir mit unſern Fehlern haben.

Simon. (zu Lottchen.) Ich, meine Freundinn, würde das Recht, das Sie mir künftig auf Ihr Herz ertheilet haben, heute noch behaupten, wenn ich Ihnen nicht ſchon das Wort gegeben hätte, an dieſes Glück niemals zu denken. Ich bin belohnt genung, daß Sie mich Ihrer nicht für unwürdig halten, und daß der Ungetreue beſtraft iſt.

Lottchen. O möchte es dem Betrüger nicht übel gehen! Wie redlich habe ich ihn geliebt, und wie unglücklich bin ich durch die Liebe geworden! Doch nicht die Liebe, die Thorheit des Liebhabers hat mich unglücklich gemacht. Bedauren Sie mich.

Das

Orakel.

Eine Operette,

nach dem Innhalte eines franzöſiſchen

Nachſpiels,

welches eben dieſen Namen führt.

Perſonen.

Die Oberzauberinn.

Alcindor, ihr Sohn.

Lucinde, eine junge Prinzeſſinn.

Der Schauplatz iſt in dem Schloſſe der Zauberinn.

◆ ◆ ◆

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Zauberinn. Alcindor.

Die Zauberinn.

Lucinden hätteſt du geſehn?

Alcindor.

Ja wohl; ich will es Euch geſtehn.
Sie ſchlief. . . Was kann man ſchöners ſehn!
Entzückung und Vergnügen
Sah ich mit ihr im Grünen liegen.

Zauberinn.

Sah ſie dich auch?

Alcindor.

Sie ſchlief. Ihr hört es ja.
Wie viel empfand mein Herz, als ich ſie ſchlafen ſah!
Ich fühlte, wie ihr Reiz mir alle Freyheit raubte.
Ich ſeh ſie noch. Ein Arm lag unter ihrem Haupte:
Der andre nah bey mir. Die Blumen küßten ihn,
Und blühten ihm zu Ehren
Viel reizender, als ſie ſonſt blühn.

Zauberinn.

O Sohn! Was werd ich endlich hören?

Alcindor.

Von Zärtlichkeit entzückt,
Wagt ichs die ſchöne Hand zu küſſen.
Und hätte ſie ein Gott ſo nah, als ich, erblickt:
So hätt ein Gott es wagen müſſen.

Drauf regte ſich das angenehme Kind;
Ich aber, ich entwich geſchwind.
Doch länger wehrt mir nicht, mein Herz ihr zu entdecken;
Sonſt muß ich ungehorſam ſeyn.
Ich will die Lieb in ihr erwecken.
Befehlt mir nicht. Ich bin nicht weiter mein.
Ich will mir ihre Gunſt erwerben,
Und, glückt mirs nicht, zu ihren Füßen ſterben.
Ja ſtürb ich auch zu ihren Füſſen,
Auch dann ſoll noch Lucinde wiſſen,
Daß ſie mein zärtlich Herz verehrt.
Die Freyheit, ihr mein Leid zu klagen,
Ob ſie mich lieben wird, zu fragen,
Iſt der Gefahr zu ſterben werth.

V. A.

Zauberinn.

Verlier ich doch, ſo mächtig ich auch bin,
An dir den Ruhm der größten Zauberinn?
Ich winke nur:
Sogleich gehorcht mir die Natur;
So muß der ſchönſte Strich der Erden
Zur ſchreckenvollen Wüſte werden.
Kaum heb ich meine Hand empor:
So ſteigt hier ein Pallaſt und dort ein Thron hervor.
Dieß alles kann mein Wink vollführen.
Und doch kann ich, o junger Thor,
Dein ſtürmiſch Herze nicht regieren?
Wohlan! vernichte denn durch deinen Unverſtand
Die Sorgfalt, die ich angewandt,

Dein Glück nach Wunſch zu gründen.
Vergiß der Mutter Wort. Ja, was gehorchſt du ihr?
Nein, harter Sohn, nein, folge dir,
Und raube dir Lucinden.
Des Tygers Trotz kann ich bezwingen;
Nur, Jüngling, deine Thorheit nicht.
Nichts kann dich zum Gehorſam bringen,
Nicht meine Macht, nicht deine Pflicht.
Den Sturm des Meeres kann ich ſtillen.
Die Geiſter ehren meinen Willen.
Und ein verliebtes Herz allein
Sollt unbezwinglich ſeyn? V. A.

Alcindor.

Warum ſoll ich die Schöne denn nicht ſehn,
Und meine Lieb ihr nicht geſtehn?

Zauberinn.

Mein Sohn, ich will dir alles ſagen.
Ich, da ich dich gebahr, ließ das Orakel fragen;
Ich fragt es um dein künftig Glück.
Alcindorn, fieng es an, droht manch betrübt Geſchick;
Doch kann er auch das größte Glück genieſſen,
Wofern er nur, durch ſeiner Mutter Kunſt,
Sich der Prinzeſſinn Gunſt
Wird zu verdienen wiſſen,
Der er nur deſto mehr gefällt,
Je mehr ſie ihn für taub, für ſtumm und fühllos hält.

Alcindor.

Taub, ſtumm und fühllos? Wie? Wer glaubt ein ſolch Gedicht?
Alcindor glaubt es ewig nicht.

Zauberinn.
Willſt du der Mutter Sorgfalt ehren,
Mit der ich mich bemüht, dein Unglück abzuwehren,
Und nach dem Götterſpruch dein Glück dereinſt zu baun:
So höre mich, und ſey erkenntlich durch Vertraun.
Lucinde, die dein Herz ſo rühret,
Stammt aus des Fürſten Blut, der neben uns regieret;
Sie ſah die Welt in jener Nacht,
In der ich dich zur Welt gebracht.
Ich habe ſie ſehr jung entführet,
Und in dieß Schloß verſteckt,
Das noch kein ſterblich Aug entdeckt.
Ich zog ſie auf, und ließ ſie von Maſchinen,
Von lauter Statuen bedienen,
Die ſchnell zu leben ſchienen,
So bald durch meinen Zauberſtab
Ich ihnen die Bewegung gab.
Und wenn Lucinde dieſes ſah,
So fieng ich an, den Irrthum ſie zu lehren,
Daß ich und ſie allein vernünftge Weſen wären;
Die andern wären nur uns zum Vergnügen da,
Und ungeſchickt, zu reden und zu denken,
Nicht fähig, ſich zu freun, nicht fähig, ſich zu kränken.

Alcindor.
Warum denn das?

Zauberinn.
Damit ſie dich, mein Sohn,
Wenn ich dich einſt zum Vorſchein bringen wollte ‒ ‒

Alcindor.

Damit ſie mich, ich hör es ſchon,
Für eine Puppe halten ſollte,
Die nichts empfände, niemals redte,
Und Aug und Mund nur bloß zum Zierrath hätte.
O täuſcht Lucinden immerhin;
Erfüllet des Orakels Sinn,
Beredt ſie, daß ich fühllos bin.
Mein Anblick wird ſie doch vergnügen.
Leicht läßt ſich die Vernunft, doch ſchwer das Herz betrügen.
Nein, die Natur iſt viel zu treu;
Was ſie mich lehrt, lehrt ſie Lucinden.
Lucinde wird, Trotz allen Gründen,
Daß ich bloß eine Puppe ſey,
Doch ſtets das Gegentheil empfinden.
Braucht Eure ganze Zauberkunſt,
Lucindens Augen zu verſchlieſſen.
Sie wird mich ſehn, und Gegengunſt
Für mich Maſchine fühlen müſſen.
Sie wird = = Ach kommt! Ich bin entzückt.
Ach eilt, damit ſie mich erblickt.
Ihr könnt mich ihr nun ſicher zeigen.
Ich will, weil es mein Glück gebeut,
Auch bey der größten Zärtlichkeit,
Taub vor ihr ſtehn, und fühllos ſchweigen.

Zauberinn.

So recht, mein Sohn,
Lucindens Herz iſt, wenn du folgſt, dein Lohn.

Erfülle des Orakels Willen:
So wirſt du deinen Wunſch erfüllen.
Werd ohne Kummer zur Maſchine;
Man mag gleich ſtumm und hirnlos ſeyn,
Man ſey nur ſchön: ſo nimmt man ein.
Wie mancher ſiegt durch eine feine Miene!
Der blöder iſt, als Holz und Stein.

V. A.

Doch geh. Mich deucht, ſie kömmt.

Alcinder.

Ein Wort noch, eh ich gehe.
Wenn ich mit ihrem Mops Lucinden ſpielen ſehe,
So liebkoſt ſie das kleine Thier.
Geſetzt, ſie ſpielte nun mit mir,
Dürft ich denn auch --? Was meynet ihr?

Zauberinn.

Lucinde kömmt. Begieb dich gleich von hier.

Zweyter Auftritt.

Die Zauberinn. Lucinde.

Lucinde, (in tiefen Gedanken.)

War dieß ein Blendwerk, ein Geſicht?
Er hatte ſeinen Mund auf meine Hand gedrückt!

Zauberinn.

Lucinde, was ſagt Ihr?

Lucinde.

Nichts. Ach ich ſah Euch nicht!

Zauberinn.

Er hatte ſeinen Mund auf Eure Hand gedrückt,
Wer?

Lucinde.

Hätt ich ihn nur recht erblickt!
Er floh, ſo bald als ich erwachte.
Ich weis nicht, wie mein Herz ſo ſehr verändert iſt,
Seitdem er mir die Hand geküßt.
Ich ſinn, ich denk und ſchmachte,
Und wünſche mir ohn Unterlaß,
Ich weis es ſelbſt nicht, was?
So oft ich ihm im Geiſt betrachte,
Nimmt ein gewiſſer Trieb, ein ſüßer Trieb mich ein,
Und die Natur ſcheint mir durch ihn,
Durch den, der mir im Schlaf erſchien,
Erſt recht belebt und ſchön zu ſeyn.
Ach Mutter! welche Zärtlichkeit
Hab ich nicht itzund wahrgenommen!
Ich ſah zwey Vögelchen erfreut
Auf einem Zweig zuſammen kommen.
Hier ſangen ſie wohl eine Stunde lang.
Ihr glaubt es nicht, wie ſchön es klang.
O! hätt ichs nur verſtehen ſollen,
Was eines zu dem andern ſang,
Wie hätt ich ſie belauſchen wollen!
Drauf ſchwiegen ſie und ſahn einander an,
Als ſuchten ſie mit ihren Blicken
Das noch von neuem auszudrücken,
Was ſie durch Töne ſchon gethan.
Was muß doch aus den Vögeln ſingen?
Umſonſt ſingt nicht ihr Mund ſo ſchön,
Ihr Herz muß den Geſang verſtehn;
Sonſt würd ihr Lied ſo ſchön nicht klingen.

Allein wer giebts dem Herzen ein?
Wer lehrt das Herz aus ihnen ſingen?
Sollts auch die Liebe ſeyn?

V. A.

Zauberinn.

Die Vögel ſollten ſich verſtehn?

Lucinde.

Sie müſſen ſich verſtanden haben.
Weil ſie ſich ſtets die Antwort gaben

Zauberinn.

Ihr ſchließt vortrefflich ſchon.
Wenn Ihr auf dem Claviere ſpielet,
Und ſingt, ſo ſtimmt es insgemein
Mit Euren Tönen überein.
Glaubt Ihr, daß dieſes etwas fühlet,
Und das es Euer Lied vernimmt?

Lucinde.

Kann dieß wohl zur Vergleichung dienen?
Claviere ſind Maſchinen.

Zauberinn.

Die Vögel ſind es auch.

Lucinde.

Ich aber glaub es nicht,
Weil Euch mein Herze widerſpricht.
Ich würde, hätt ich ſie, ſie ſtreicheln, und ſie küſſen,
In meine Kammer ſie verſchlieſſen,
Und ſtets beſorgt für ihre Nahrung ſeyn.
Doch meine Zitter anzulachen,
Ihr Gunſtbezeugungen zu machen,
Dieß fällt mir niemals ein.

Zauberinn. (für ſich.)

Ich muß Lucinden hintergehn,
Und durch ein Zauberſtück ſie blenden.

(zu Lucinden.)

Ihr ſeht hier Statuen vor Euren Augen ſtehn.
Befühlt ſie ſelbſt mit Euren Händen.
Ihr fühlts doch wohl, mein liebes Kind,
Daß ſie von Marmorſtein und ohn Empfindung ſind;
Doch laßt mich nur ein Rad in den Maſchinen heben:
So werden ſie geſchwind
Wie Eure Vögel leben.

(Die Statuen fangen an zu tanzen, nachdem ſie die Zauberinn mit ihrem Stabe berühret.)

Seht Ihr, was dieß für Tänzer ſind?
Doch wie? Ihr ſeyd betrübt, daß Steine ſich bewegen?

Lucinde.

Ja wohl, weil ſie die Meynung widerlegen,
Die mir ſo viel Vergnügen gab.
Ihr muntern Sänger in dem Grünen,
Ihr armen Vögelchen: ſo ſeyd ihr denn Maſchinen,
Und lebt bloß durch den Zauberſtab?
Ich glaubte wirklich, ihr empfändet,
Und freutet euch, wenn ihr euch bey der Nacht
In einem hohlen Baum, und, wenn der Tag erwacht,
Auf einem Zweig zugleich befändet.
Mein Herz hieß mich viel vortheilhaftes ſchließen;
Hat, dacht ich, die Natur die Vögelchen ſo lieb;
Verknüpft ſie ſie durch freundſchaftlichen Trieb,
Um ſich das Leben zu verſüßen:
So wird ſie auch, dich zu erfreun,
Nicht weniger beſorgt geweſen ſeyn;

So wird es auch ein Weſen geben,
Mit dem du lebſt, wie dieſe mit ſich leben . . .
Ach Mutter, er gefiel mir ſehr.
Und könnt ich wiſſen, wer er wär,
Gefiel er mir vielleicht noch mehr.

O ließ mich doch der Himmel wiſſen,
Wer mir im Schlaf die Hand geküßt!
Ach ſollt er mir ſie wieder küſſen;
So will ich ihn feſt an mich ſchlieſſen,
Und zehnmal fragen, wer er iſt.

V. A.

Zauberinn.

Vielleicht wars eine Mannsperſon;
Mich deucht, daß ich ſie wahrgenommen.

Lucinde.

Wie? Eine Mannsperſon? Wird ſie nicht wiederkommen?
Warum iſt ſie davon geflohn?
Sie hatte rechte feine Mienen.
Sagt, ſind die Männer auch Maſchinen?

Zauberinn.

Maſchinen, liebes Kind.
Doch beſſre noch, als Eure Vögel ſind,
Die Ihr für ſo verſtändig haltet.
Sie ſind faſt meiſtens weiß, wie wir,
Und, wie die Statuen, geſtaltet.
Ich hatte welche ſonſt bey mir;
Doch ihrer vielen Fehler wegen
Hab ich ſie nicht mehr dulden mögen.

Lucinde.

Gut! Mein Clavier giebt einen Ton,
Die Wanduhr ſchlägt, die Vögel ſingen,
Die Statuen, die können künſtlich ſpringen;
Was thut denn eine Mannsperſon?

Zauberinn.

Weit mehr, als Ihr begreifen könnt.
Ein Theil, der ſich Soldaten nennt,
Verſammlet ſich in weiten Auen,
Mit langen Meſſern in der Hand,
Womit ſie ſich, von Wut entbrannt,
Bey tauſenden zerhauen;
Mit Feuerröhren in der Hand,
Die Bley und Pulver in ſich ſchlingen,
Und donnernd wieder von ſich ſpeyn:
Die Männer dieſer Art bemühn ſich ganz allein
Einander umzubringen.

Lucinde.

Das müſſen wohl Maſchinen ſeyn,
Die die Vernunft nicht kennen müſſen;
Sonſt würden ſie das Leben nicht verſchmähn,
Und nicht ſo vieles Blut vergieſſen.
Ich möchte ſolche Männer ſehn.

Ihr Männer mit den Mordgewehren,
Mit Meſſern und mit Feuerröhren,
O kommt, und legt ſie ab, und lernet zärtlich ſeyn!
Die Hand, die könnet ihr mir küſſen,
Dieß wird mich eben nicht verdrieſſen;

Doch eure Meſſer würd ich ſcheun.
O ſollten ſie mich nicht erſchieſſen,
Wie gut wollt ich den Männern ſeyn!

V. A.

Zauberinn.

Seyd ohne Furcht. Uns Weibern iſt es leicht,
Der Männer Wildheit zu erſticken.
Wir dürfen nur recht zärtlich auf ſie blicken,
So iſt ihr Herz erweicht.
Ein Blick von Euch lehrt ſie die ſchwerſten Pflichten,
Und machet einen Mann geneigt,
Sich ſo genau nach Euch zu richten,
Als Euer Bild, das Euch der Siegel zeigt.

Lucinde.

Doch dieß iſt ja mein eignes Bild.

Zauberinn.

Und doch ſeht Ihrs nicht ſelbſt. Mehr kann ich Euch nicht lehren.
Die Männer ſind von uns erfüllt;
Sie ſind nicht wir; doch ſo, als ob ſie unſer wären.
Sie nehmen unſre Neigung an,
Und werden das, was ſie uns werden ſahn.

Lucinde.

Ich bitt Euch, zeigt mir den, der mir die Hand geküßt.

Zauberinn.

Ja, wenn er nur noch hier zugegen iſt.
Doch hat er ſchon die Flucht genommen:
So ſeyd Ihr ſelbſt durch Eure Blicke Schuld.
Ich ſuch ihn.

Lucinde.

Werdet Ihr denn auch bald wiederkommen?
Ich warte recht mit Ungeduld.

Dritter Auftritt.

Lucinde allein.

Was für Gedanken fühl ich nicht!
Gedanken, die mein Blut erhitzen.
So ſehr mein Witz demſelben widerſpricht,
So ſucht ſie doch mein Herz zu ſchützen.
Wie? Eine Mannsperſon ‥ ein Mann!
Ein Mann? den ‥ ja, den möcht ich wohl beſitzen.
Ich will ‥ was wars, worauf ich ſann?
Mein ganzes Herz fängt an zu fühlen.
Ich will ein Stück auf dem Claviere ſpielen,
Um meinen Unmuth zu zerſtreun.

(Sie geht nach dem Claviere und kehrt gleich wieder um.)

Doch itzund fällt mirs ein:
Ich hätte ſie begleiten ſollen;
Dort hätte ſie gelauſcht, hier hätt ich lauſchen wollen.
Und hätten wir ihn dann geſehn:
So wären wir ganz ſacht, ganz ſacht auf ihn gegangen,
Und hätten ihn gefangen.

(Sie geht noch einmal nach dem Claviere und kehrt bald wieder um.)

Allein, wie ſoll ich das verſtehn?
Sie gieng, und hieß mich doch nicht mit ſich gehn.
Und da wir von den Männern redten,
Beſchwerte ſie ſich zwar, daß ſie viel Fehler hätten;

Allein ſie ſchwieg doch bald von ihren Fehlern ſtill.
Vielleicht ließ ſie mich hier zurücke,
Damit ich den nicht mehr erblicke,
Den ſie allein für ſich behalten will.
Die Alte ſollte ſich doch ſchämen,
Die Mannsperſon mir zu entziehn.
Nein, nein, ſie mag mir alles nehmen,
Ich bins zufrieden; nur nicht ihn!

Vierter Auftritt.

Lucinde. Die Zauberinn.

Lucinde.

Ach Mütterchen, ach ſeyd Ihr wieder da?
Ihr habt ihn doch? Ach ja!

Zauberinn.

Ich hatt ihn zwar gefangen,
Und an ein Band geknüpft; doch eh ich michs verſah,
War er dem Band und mir entgangen.

Lucinde.

Entgangen? O das iſt betrübt!
Nun ſeh ich, daß Ihr mich nicht liebt.
Ihr hättet ihn doch feſter halten können,
So wär er nimmermehr entflohn.
Verſtellt Euch nur, ich merk es ſchon!
Ihr wollt mir ihn nicht gönnen.
Wie dauert mich die liebe Mannsperſon;
O dürft ich ſie nicht mehr erwähnen!
Das ganze Schloß iſt mir nunmehr verhaßt,
Mein Leben ſelbſt wird mir zur Laſt,
Und meine Klagen werden Thränen.

Zauberinn.

Seht, wie empfindlich ihr noch ſeyd!
Ihr ſchämt euch nicht, um eine Kleinigkeit,
Um einen Mann zu weinen.

Lucinde.

O wollt er mir nur noch einmal erſcheinen!
Ich wollte ganze Tage weinen.
Der Schmerz um ihn iſt für mein Herz
Selbſt noch ein angenehmer Schmerz.
Wie? Hintergeht Ihr wohl Lucinden?
Warum muß ich ſo viel empfinden,
Wenn der, der mir die Hand geküßt,
Ein Ding, gleich den Maſchinen iſt,
Die ſich in dieſem Schloß befinden?
Bringt alle dieſe Dinge her?
Wenn rührt mich eines ſo, wie er?
Nein, Mutter, nein, Ihr müßt mich haſſen:
Sonſt hättet Ihr ihn nicht entfliehen laſſen.

Zauberinn.

O grämt euch nicht! Ich hab ihn noch.

Lucinde.

Wo iſt er denn? O zeiget mir ihn doch!
Ich möcht ihn herzlich gerne ſehen.
Hat er Euch auch die Hand geküßt?

Zauberinn.

Kommt nur, wir wollen zu ihm gehen.
Allein ich ſag es Euch, daß er gefährlich iſt.
Ein Mann, mein Kind, iſt leicht in Zorn zu bringen;
Doch wollt ihr ſeinen Zorn bezwingen:

So macht ihm, wenn er tobt, ein freundliches Geſicht;
Dem widerſtehn die Männer nicht.
Die Männer ſind die trotzigſten Maſchinen;
Und dennoch müſſen ſie uns dienen,
So bald es unſer Blick gebeut.
Wir dürfen nur verdrießlich ſcheinen;
Wir brauchen nur verſtellt zu weinen:
So thun ſie ihre Schuldigkeit. V. A.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Lucinde. Die Zauberinn. Alcindor.

Lucinde, (erſtaunt über den Anblick des Alcindor.)

Das iſt er! Seht doch. = = Aber = = Ja.
Ach ſeht, wie artig ſteht er da!
Ich zittre ganz. Seht, wie er mich betrachtet,
Und wie ſein Auge nach mir ſchmachtet!
Dieß kann kein Mann von jenen Männern ſeyn,
Die mit den Meſſern Blut vergießen,
Mit langen Röhren ſich erſchießen.
Wie freundlich ſieht er aus! Nicht wahr, er ſoll doch mein?

Zauberinn.

Er ſoll beſtändig Euer ſeyn.

Lucinde.

O das iſt ſchön! Nun fang ich an zu leben.
Allein wir müſſen ihm doch einen Namen geben.

Ich dächt, ich hieß ihn gar Charmant.
Er ſcheinet mir den Namen zu verdienen;
Denn ſeht nur recht auf ſeine Mienen,
Und ſagt mir, ſind ſie nicht galant?

Zauberinn.

Recht gut, mein Kind, nennt ihn Charmant.
Allein wir müſſen ihn auf kurze Zeit verlaſſen.
Es hat ein ſeltner Gegenſtand
Sich an dem Himmel ſehen laſſen.
Er möchte wohl nicht lange ſtehn:
Drum kommt, wir wollen ihn betrachten.

Lucinde.

Wenn uns die Sterne doch nicht ſo viel Mühe machten!
Ich habe ja den Himmel oft geſehn.
Was werd ich auch davon verſtehn?
Ihr mögt den Horizont betrachten,
Doch ich will auf Charmanten ſehn,
Und ſeine Mienen mir erklären.

Zauberinn.

So bleibt bey ihm und ſeht euch ſatt.
Die ſüße Phantaſey, die Euch bezaubert hat,
Wird nicht gar lange währen.

Zweyter Auftritt.

Lucinde. Alcindor.

Lucinde, (die der Zauberinn nachſieht.)

O wenn ſie doch ſchon längſt gegangen wäre!
Was frag ich nach der Himmelsſphäre,
Und nach dem ganzen Sternenlauf?
Sie gehn auch ohne mich wohl auf.

(Sie betrachtet den Alcindor.)

Wie lockicht iſt ſein Haar! wie blühend ſein Geſicht!
Und wie geſchickt trägt er ſich nicht!
Mich deucht, mein Herz hat das an ihm gefunden,
Was es gewünſcht und oft empfunden,
Doch ſelber nicht gekannt.
Was fehlte mir wohl weiter, als Charmant?
(Sie nähert ſich ihm.)
Die Phantaſey, ſprach ſie, wird nicht gar lange währen?
Nein, nein, Charmant, die Mutter irrt.
Woraus will ſie denn dieſes ſchlieſſen?
Lucinde muß es beſſer wiſſen,
Wie lange ſie dich lieben wird.
Du biſt für mich gebohren;
Mein Herze lehrt es mich.
Zeitlebens hab ich nicht geſchworen;
Itzt ſchwör ich dir bey meiner Ruh,
Bey allen Göttern zu,
Lucinde liebet dich. V. A.
(Sie nimmt einen Seſſel und ſetzt ſich nieder.)
Komm her, Charmant!
Er kömmt und kniet gar vor mir nieder?
O dieß iſt wirklich recht galant!
(Indem Alcindor kniet, knüpfet ſie ihm ein langes Band um den Hals und ſchlingt das Ende um ihren Arm.)
Was regt ſich? kömmt die Zauberinn ſchon wieder?
(Sie läuft, um zu ſehen, ob die Zauberinn kömmt und Alcindor hält ſie feſt an dem Bande.)
Ich ſehe nichts. Vielleicht irrt noch ihr Blick
Neugierig an dem Sternenpole.

O käme ſie doch eher nicht zurück,
Bis ich ſie ſelber hole!
(Sie holet noch einen Seſſel, ſetzet ihn neben dem ihrigen, und giebt Alcindorn ein Zeichen, daß er ſich ſetzen ſoll.)
Charmant, komm, ſetze dich zu mir;
Die Alte kömmt ſo bald nicht wieder.
Er kniet noch einmal vor mir nieder?
O mein Charmant! wer heißt es dir?
Du machſt mir ja ein ungemein Vergnügen.
Allein von welchem Wahn
Läßt ſich mein zärtlich Herz betrügen!
Ich red ihn an,
Als könnt er mich verſtehen?
Mein Irrthum iſt mir wohl bekannt.
O hätt ich doch nur weniger Verſtand,
Um ihn nicht einzuſehen!
Wo bin ich? und was nimmt mich ein?
Ein Zwang, ein Schmerz, den ich noch liebe?
Verlaßt mich, unruhvolle Triebe!
Doch nein, ich mag nicht ruhig ſeyn.
Du ſiehſt mich an, Charmant?
Verſtehſt du etwa meine Mienen?
Was willſt du? Könnt ich dir doch dienen!
Ich bitte dich, gieb mir die Hand.
(Sie reicht ihm die Hand.)
Gewiß, der Puls ſchlägt ihm, wie mir.
O mein Charmant! o warte hier!
Ich will mich ſchnell zur Zauberinn begeben.
Sie muß dich mit Verſtand beleben.

Dritter Auftritt.

Alcindor allein.

Ganz fühllos thun, und doch empfindlich fühlen,
Dieß heißt die ſchwerſte Rolle ſpielen.
Lucinde lobte mich; Lucinde hieß mich ſchön.
Und ich, ich durft es nicht verſtehn?
Sie ſchwur, ſie liebte mich; und ich, ich mußt es hören,
Und durfte nicht, daß ich ſie liebte, ſchwören?
Sie reichte mir die ſchöne Hand;
Und dieſe Hand durft ich nicht küſſen?
Wie? Hab ich denn deswegen nur Verſtand,
Um ihn zur Marter zu verſchlieſſen?
Iſt dieß wohl des Orakels Sinn?
Nein, nein! ſie ſolls noch heute wiſſen,
Daß ich nichts weniger, als ſtumm und fühllos bin.
Wie angenehm wird ſie erſchrecken,
Wenn ſie mich reden hört!
Und welche Wolluſt werd ich ſchmecken,
Wenn meine Lippen ihr entdecken,
Was mich mein Herze lehrt!

V. A.

Vierter Auftritt.

Lucinde. Alcindor. Die Zauberinn.

Zauberinn.

Was ſollt ich thun?

Lucinde.

Das ſchöne Bild,
Charmanten, mit Vernunft beleben.
Ich werde mich nicht eh zufrieden geben,
Als bis Ihr dieſen Wunſch erfüllt.

Bedenkt, wenn mein Charmant Vernunft und Sprache hätte,
Verſtändig dächt und artig redte,
Wie liebenswürdig würd er ſeyn!
Ich bitt Euch, gebt ihm beides ein.

Zauberinn.

Wie könnt ich dieſen Wunſch erfüllen?

Lucinde.

Es kömmt ja bloß auf Euren Willen,
Auf wenig Zaubereyen an.

Zauberinn.

Wahr iſt es, daß ich das Vermögen,
Sich, wie wir beide, zu bewegen,
Auch den Maſchinen geben kann;
Ich ſtrenge nur gewiſſe Federn an.
Doch tauſendmal mag man die Federn künſtlich lenken;
Maſchinen lernen doch nicht denken.

Lucinde.

Wie oft hab ich dieß ſchon gehört!
Ich ſeh es wohl, Madam . . .

Zauberinn.

Und was?

Lucinde.

Ihr ſeyd gelehrt,
Recht ſehr gelehrt in allen Sachen,
Und wollt Lucinden gern zur Philoſophinn machen,
Damit ſie ſtets mit Euch, von Euren Künſten redte.
Ihr denkt, wenn mein Charmant
Vernunft und Sprache hätte:
So würden wir um nichts bekümmert ſeyn,
Als nur um uns allein.

Ihr denkt, wir würden nicht auf Eure Weisheit hören,
Euch im Philoſophiren ſtören.
Ja, ja, dieß könnte möglich ſeyn.
Was quält Ihr mich mit Euren Sternen?
Es iſt umſonſt, ſpart Eure Müh,
Ich mag die Sternkunſt ja nicht lernen,
Ich ſag es Euch, ich haſſe ſie.
Was nützen mir die Himmelsſphären,
Als daß ſie mir im Wege ſtehn?
Zerſtören will ich ſie, zerſtören!
Gleich ſolls geſchehn! (Sie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Alcindor. Die Zauberinn.

Zauberinn.

Wie ſchlimm wirds um die Sphären ſtehn!
Mein Sohn, gefällt dir dieß Vergehn?

Alcindor.

Auch ſelbſt der Zorn läßt ihr noch ſchön.
Die kleine Wut iſt nichts als Liebe.
Alsdann nur wär es ein Vergehn,
Wenn ſie gelaſſen bliebe.
Wie kamt ihr doch zu rechter Zeit!
Ich war nicht länger mein, und trunken von Verlangen,
Beſtürmt von Lieb und Zärtlichkeit,
Wollt ich ſchon an zu reden fangen.
Ich ſchlug die Augen öfters nieder;
Allein umſonſt, ſie öffneten ſich wieder;

Lucinde war zu ſchön für ſie.
Aus Liebe ſehn und reden wollen,
Und doch nicht ſehn und reden ſollen,
Wie ſchwer iſt dieſe Müh!

Zauberinn.

Die Schwierigkeit befreyt von keiner Pflicht;
Mein Sohn, du mußt ſie doch vollbringen.
Du mußt dich doch noch länger zwingen,
Weils das Orakel ſpricht.
Wer weis, ſind nicht Lucindens Triebe
Mehr Eigenſinn, als Liebe!
Drum nimm dir noch acht Tage Zeit,
Und ſuche die Gelegenheit,
Lucindens Liebe recht zu prüfen.
Der Schönen Herz hat ungegründte Tiefen.

Alcindor.

Acht Tage? welche lange Zeit!
Bedenkt Ihr auch, daß dieß unmöglich iſt?
Bedenkt, wenn ſie mich immer mit ſich führet,
Sich mit mir in den Hayn verlieret,
Mich als ein Lamm treu in die Arme ſchließt,
Mich ſtreichelt, und im Streicheln küßt;
Wie ſollt es wohl in ſolchen Fällen
Noch möglich ſeyn, ſich fühllos anzuſtellen?

Ich ſollte noch mein Glück acht Tage lang verſchieben?

Acht Tage lang?
Die Liebe leidet keinen Zwang;
Ein Augenblick iſt ihr zu lang.

Lucinde ſoll in mir kein fühllos Herze lieben;
Nein, nein, ihr Herz verdient zum mindſten meinen Dank.
Und den ſollt ich acht Tage lang verſchieben?
Acht Tage lang?
O Liebe! welch ein Zwang! V. A.

Zauberinn.

Was dir unmöglich ſcheint, hat manches Weib gethan.
Wie fangen es die ſpröden Schönen an,
Die heimlich faſt in Zärtlichkeit zerflieſſen,
Und halbe Jahre lang ſich kalt zu ſtellen wiſſen:
Die dem, um deſſen Gunſt ſie doch im Herzen flehn,
Ganz unbeweglich widerſtehn,
Ihn zehnmahl gehn und kommen ſehn,
Und denoch keine Sylbe reden?
O mach es doch, wie dieſe Spröden!

Alcindor.

Das Schweigen ſey der Spröden Pflicht;
Kurz, ich will gehn und mit Lucinden reden.

Zauberinn.

Nein, um des Himmels willen nicht!
Nehmt den Orakelſpruch zu Herzen,
Erwartet Euer Glück, ſonſt werdet Ihrs verſcherzen.
Beſtimmt ſind ſchon die Augenblicke,
Worinn der Menſch ſein Glücke macht.
Der Kluge wartet, bis ſie kommen,
Und läßt, wenn er ſie wahrgenommen,
Sie ungebraucht nicht aus der Acht;
Doch er erzwinget nie ſein Glücke.

V. A.

Sechſter Auftritt.

Alcindor. Die Zauberinn. Lucinde.

Lucinde.

Nun könnt Ihr mich mit Eurer Phantaſey,
Mit Euren Wiſſenſchaften plagen.
Der ganze Globus iſt zerſchlagen,
Das Sehrohr, alles iſt entzwey.

Zauberinn.

Ihr ſeyd ſehr ungeſtüm, Lucinde!

Lucinde.

Und Ihr ſehr grauſam, glaubt es nur.
Den liebſten Wunſch, den ich in der Natur,
In meiner Bruſt gegründet finde,
Und deſſen Billigkeit ich gar zu wohl empfinde,
Den ſchlugt Ihr mir ſo unerbittlich ab,
So viel ich Euch auch gute Worte gab.
Ihr müßt mir gar kein Glücke gönnen;
Sonſt würde mein Charmant bald mit mir reden können.
O lehrt ihn nur ſo viel verſtehen,
Als zu der Liebe nöthig iſt,
Er mag ſonſt noch ſo wenig wiſſen,
Unwitzig denken, elend ſchlieſſen;
Wenn er nur zärtlich denkt und ſchließt,
Aus Liebe redt, aus Liebe küßt:
So weis er mit mir umzugehen. V. A.

Zauberinn.

Ich weis nicht, wie Ihr mich ſo lange bitten könnt.
Charmant gehört zu denen Mannsperſonen,
Die man die ſüßen Herren nennt,

Und die das Denken nie gewohnen.
Ein ſüßer Herr kriegt nie Verſtand;
Was dieſer kann, das kann Charmant.
Charmant kann vor Euch niederknien,
Und Euren Blick liebäugelnd auf ſich ziehn,
Und ſich nach den verſchiednen Fällen,
Bald munter, bald betrübt,
Bald frey, bald ehrerbietig ſtellen.
Er ſeufzt und lacht, ſo bald es Euch beliebt.
Und alle dieſe leeren Zeichen,
Bey ihm, und denen, die ihm gleichen,
Wirkt ein gewiſſer Drat, den man verborgen ſchiebt.

Lucinde.

Dieß kann ein bloßer Drat erzwingen?

Zauberinn.

Noch mehr, Charmant ſingt auch.

Lucinde.

Ich bitt Euch, laßt ihn ſingen.

Zauberinn.

Er ſoll es thun; allein vergeßt es nicht,
Das, was ein Papagey und dieſer Schwätzer ſpricht,
Sind Worte, welche nichts bedeuten.
Sie bringen ſie, zu allen Zeiten,
Ohn Unterſcheid bey allen Schönen an.

Lucinde.

So wenig ich dieß glauben kann,
So will ich doch ‥ o laßt ihn ſingen!

Zauberinn.

Er fängt nie von ſich ſelber an;
Ich muß ihn erſt auf eine Weiſe bringen.
(Sie ſingt dem Alcindor vor.)

Wer liebt, muß ſich verſtellen können,
Wenn er geliebet werden will.
Alcindor.
Wer liebt, muß ſich entdecken können.
Wenn es ſein Glücke haben will.
Zauberinn.
Sein Herz mag noch ſo heftig brennen;
So ſchweigt er doch aus Klugheit ſtill.
Alcindor.
Fängt nur ſein Herz recht an zu brennen;
So ſchweigt ſein Mund gewiß nicht ſtill.
Und zehn Orakel hindern nicht,
Daß nicht aus ihm die Liebe ſpricht.
Lucinde.
Madam, ich bin ganz außer mir.
Charmant ſingt ja ſo gut, wie wir;
Er muß viel von der Tonkunſt wiſſen.
Er hat etwas, indem er ſingt,
Das von dem Ohr ins Herze dringt;
Wie oft wird er mir ſingen müſſen!
Allein was will Charmant
Mit dem Orakel ſagen?
Zauberinn.
Ihr könnt noch fragen?
Hat denn ein ſüßer Herr Verſtand?
Ihr müßt Euch nicht an ſeine Worte kehren.
Genug, das Wort iſt ihm bekannt;
Er ſangs, weil ers hat ſingen hören.
Lucinde.
Dieß wundert mich doch ſehr.
Allein warum ſingt er nicht mehr?

Zauberinn.

Weil man ihn weiter nichts gelehret.
Iſt das noch nicht genug, was Ihr von ihm gehöret?
Wenn ſagt Euch Euer Papagey
Wohl auf einmal ſo vielerley?

Lucinde.

Mit Eurem Papagey! Fällt Euch nichts beſſers ein?

Zauberinn.

Ihr ſcheint ja recht erzürnt zu ſeyn.

Lucinde.

Ja wohl! Betrachtet ihn, ſo wie ich ihn betrachte,
Und ſeht ihn nur recht achtſam an.
Iſts nicht beklagenswerth, daß er nicht denken kann,
Und nicht verſteht, wie hoch ich ihn im Herzen achte?
Wie oft wird mir ſein Schickſal nahe gehn!
Das ſchönſte Bild ſoll fühllos vor mir ſtehn?
Ein ſolcher ſchöner Mann iſt unbelebt geblieben?
O könnt er doch nur lieben!

Zauberinn.

Ihr klagt umſonſt. O glaubt doch mir!
Charmant wird niemals denken lernen.
Allein was quält Ihr Euch? Wir wollen ihn entfernen.
Verbannet ihn den Augenblick von hier.

Lucinde.

Verbannen? Wen? Charmanten? Ihn?
O Himmel! Ihn ſollt ich entbehren?
Er, mein Charmant, der ſollte von mir fliehn?
Dieß könnt Ihr noch von mir begehren?

Zauberinn.

Ich will Euch nicht um den Geliebten bringen.
Behaltet ihn und ſchließt ihn ſorgſam ein;
Lehrt ihn, ſo oft Ihr wollt, ein neues Liedchen ſingen,

Und laßt ihn Euer Echo ſeyn.
Ich will Euch nicht in Eurer Freude ſtören.

Lucinde.

Das will ich thun. Ich will ihn reden lehren.
Wohlan, Charmant, ſprich meinen Namen nach:
Lucinde!

Alcindor.

Lucinde!

Lucinde.

Hört, wie er deutlich ſprach!
Charmant, ſprich mir noch weiter nach.
Geliebteſte Lucinde!

Alcindor.

Geliebteſte Lucinde!

Lucinde.

Wie zärtlich lieb ich dich!

Alcindor.

Ja wohl, vortreffliche Lucinde,
Dich liebt mein Herz, dich bet ich an,
Und kränke mich, daß ich nicht Worte finde,
Durch die ich das, was ich empfinde,
Vollkommen dir entdecken kann.
Was hat mein Herz dir alles vorzutragen!
Und dennoch weis ich nichts zu ſagen,
Als tauſendmal dir zu geſtehn,
Daß dich Alcindor liebt.

Lucinde.

Madam, er ſpricht recht ſchön.
Er ſpricht ja ganz allein.

Zauberinn.

Mein Kind, dieß ſind die Früchte
Von Eurem kurzen Unterrichte.

Alcindor.

Nein, nein, ich bin kein leblos Bild.
Hört auf mit dem Gedichte;
Denn das Orakel iſt erfüllt.
Ich habe lange gnug geſchwiegen,
Nun iſt es weiter kein Vergehn;
Nun iſt es ein verdient Vergnügen,
Ihr meine Liebe zu geſtehn.

Lucinde.

Ihr habt ein zärtlich Herz, und habt mich ſo gequält,
Und mir dieß Herz verhelt?

Alcindor.

Ein Götterſpruch zwang mich, verſtellt zu ſchweigen,
Mein Herz gebot mir tauſendmal,
Euch meine Zärtlichkeit zu zeigen;
Doch ſchwieg ich, weils der Gott befahl.
Vergebet mir die Unempfindlichkeit,
Mit der ich Euch ſo lange hintergangen.
Der hohe Preis, Euch dadurch zu erlangen,
Rechtfertigt die Verwegenheit.

Lucinde.

Wie könnt ich Euch den Irrthum nicht verzeihn,
In den Ihr mich aus Zwang geſetzet?
Gern will ich hintergangen ſeyn,
Weil Ihr dadurch erfuhrt, wie hoch mein Herz Euch ſchätzet.

Zauberinn.

Liebt! Eure Liebe war ſelbſt des Orakels Ziel.
Das Schickſal ſelbſt erweckt und billigt Eure Triebe.
Mein Sohn, ſey du durch deine Liebe
Der itzgen Zeiten Widerſpiel.

Du warſt, als ein Amant, taub, ſtumm und unempfindlich:
Sey nun, als Mann, beredt, gefällig und verbindlich.

Alcindor.

So liebſt du mich, vortreffliche Lucinde?

Lucinde.

Wie? forderſt du noch ſtärkre Gründe?

Alcindor.

So iſt dein Herz denn völlig mein?

Lucinde.

Es iſts, und wird es ewig ſeyn.

Alcindor.

Was iſt vollkommner, als Lucinde?
Kein Glück, als ſie, kann mich erfreun.

Lucinde.

Wenn ich in dir mein Glück nicht finde:
So muß kein Glück auf Erden ſeyn.

Alcindor.

Mir iſt kein Wunſch mehr übrig blieben.

Lucinde.

Was wünſcht mein Herz wohl außer dir?

Beyde.

Wie zärtlich wollen wir uns lieben!
Uns lieben wollen wir! V. A.

Zauberinn.

O Kinder, Eure Zärtlichkeit
Erinnert mich an jene Zeit,
Da Reiz und Jugend mich, wie itzt Lucinden, ſchmückten,
Und eines Jünglings Herz, das an Empfindlichkeit
Alcindors Herzen glich, entzückten;
Und ſie erweckt beynah noch meines Alters Neid.

Beſingt die Göttinn doch, die Euch dieß Glück gegeben.
Beſingt die Göttinn, deren Macht
Der meinigen ſo triumphirend lacht.
Ich ſelbſt will ſie mit Euch erheben.

Alle.

O Liebe! deinen Schmeicheleyen,
O Liebe! deinen Zaubereyen
Kann kein beſeelt Geſchöpf entgehn.

Alcindor.

Du lehrſt den ſtummen Mund der Blöden
Mit ihren Schönen ſeufzend reden;

Lucinde.

Und ihre Schönen ſie verſtehn.

Alle.

O Liebe! deinen Schmeicheleyen,
O Liebe! deinen Zaubereyen
Kann kein beſeelt Geſchöpf entgehn.

Zauberinn.

Du kannſt das Alter ſelbſt gewinnen;
Die Macht der größten Zauberinnen
Kann deiner Macht nicht widerſtehn.

Alle.

O Liebe! deinen Schmeicheleyen,
O Liebe! deinen Zaubereyen
Kann kein beſeelt Geſchöpf entgehn.

Ende des Singſpiels.

Die

Betſchweſter.

Ein Luſtſpiel

in drey Aufzügen.

Perſonen.

Frau Richardinn, eine alte und reiche Wittwe.

Chriſtianchen, ihre Tochter.

Lorchen, ihre weitläuftige Befreundinn.

Simon, Chriſtianchens Bräutigam.

Ferdinand, Simons Brautwerber.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Jungfer Lorchen. Herr Ferdinand.

Lorchen.

Was ich Ihnen ſage. Sie können die Frau Muhme itzt nicht ſprechen. Sie hat ihre Andacht. Und ich wollte nicht viel nehmen, und ſie ſtören.

Ferdin. Aber die gute Frau muß ja den ganzen Tag beten. Ich mag kommen, wenn ich will, ſo hat ſie ihre Andacht. Heute Vormittage wollte ich zu ihr; da war Betſtunde. Nun komme ich nach Tiſche; ſo hat ſie wieder ihre Betſtunde.

Lorchen. Es iſt nicht anders. Ihr Leben iſt ein beſtändiges Gebet.

Ferdin. Das Beten iſt ein wichtiges Stück der Religion. Allein es giebt ja noch andre Pflichten, die eben ſo nöthig und eben ſo heilig ſind. Sie wird doch nicht Tag und Nacht beten, das will ich nicht hoffen.

Lorchen. Nein, ſie wechſelt ab. Wenn ſie nicht beten will: ſo ſingt ſie. Und wenn ſie nicht mehr Luſt zum Singen hat: ſo betet ſie. Und wenn ſie weder beten noch ſingen will: ſo redet ſie doch vom Beten und Singen.

Ferdin. Nun das muß ich bekennen. Ich habe mir wohl ſagen laſſen, daß meine Frau Muhme ſehr fromm iſt. Ich habe es auch geglaubt. Allein ihr ſtetes Beten und Singen bringt mich faſt auf die Gedanken, daß ſie nicht fromm iſt, ſondern nur fromm ſcheinen will. Sie möchte ſich immer ein Gebet machen laſſen, um des Abends die Sünde zu verbeten, die ſie den Tag über mit Beten und Singen begeht.

Lorchen. Mein lieber Herr Ferdinand, es iſt niemand weniger mit der Andacht der Frau Muhme zufrieden, als ich. Sie betet uns oft um das Mittagseſſen; und nie iſt ſie andächtiger, als um die Stunde, da die Köchinn das Marktgeld holen will. Sie hat ihr ſchon aus frommen Eifer zweymal das Gebetbuch an den Kopf geworfen, weil ſie ſo unverſchämt geweſen iſt, und ſie im Singen geſtört hat.

Ferdin. Ich lerne meine Frau Muhme immer beſſer kennen. Es würde ein ſehr mittelmäßiges Glück für Herr Simonen ſeyn, wenn er mit ſeiner künftigen Frau Schwiegermutter in Einem Hauſe wohnen ſollte. Sie würde ihn entweder bald aus dem Hauſe, oder bald ins Grab beten. Ueberhaupt geht ſie mit ihm und mit mir ſehr wunderbar um. Sie hat verlangt, daß wir zu ihr kommen, und das Jawort wegen der Heirath mit ihrer Jungfer Tochter abholen ſollen. Wir ſind von Berlin hieher gereiſet. Wir ſind ſchon vier Tage hier. Und alle Tage hat ſich ein Hinderniß finden müſſen, dem Herrn Simon das verſprochene Ja zu ertheilen. Morgen müſſen wir wieder fort. Und der heutige Tag iſt endlich zu der Verſprechung angeſetzt. Gleichwohl ſehe ich noch wenig Anſtalt dazu.

Lorchen. Gedulden Sie ſich nur bis um vier Uhr, wenn ich bitten darf. Eher nimmt die Frau Richardinn keinen Beſuch an. Und ehe ſie ſich in ihrer Nachmittagsandacht ſtören läßt, eher läßt ſie Herr Simonen und zehn andre Freyer wieder fortreiſen.

Ferdin. Ich weis wohl, daß wir erſt um vier Uhr her beſtellt ſind. Allein ich habe noch verſchiedenes wegen der Ausſteuer mit meiner Frau Muhme auszumachen, und ſolche Sachen muß man vor dem Jaworte in Richtigkeit bringen. Haben Sie alſo die Güte, und laſſen Sie mich melden.

Lorchen. Das kann ich nicht wagen. Die Andacht geht bey ihr über alles. Sie verketzert uns beide, wenn wir ſie ſtören. Sie zweifelt ohnedem ſehr an der Aufrichtigkeit meiner Tugend, weil ich ſo eitel bin, und zuweilen in dem Zuſchauer, oder ſonſt in einem weltlichen Buche, wie ſie zu reden pflegt, leſe.

Ferdin. Alſo wollen Sie mich nicht melden laſſen?

Lorchen. So bald es viere ſchlägt: eher nicht; denn eben dieſe Stunde hat ſie zu weltlichen Geſchäfften, und alſo auch zu dem Jaworte ausgeſetzt. Doch um fünf oder längſtens um ſechs Uhr muß alles gethan ſeyn. Länger hält ſie ſich nicht auf. Denn nach dem kommen zwo von ihren Clientinnen in der Andacht zu ihr, die ſie mit erbaulichen Neuigkeiten unterhalten.

Ferdin. Alſo wird ſie uns wohl nicht zu Tiſche behalten?

Lorchen. Ich zweifle ſehr daran. Sie hält gar nicht viel auf das Eſſen. Faſten und Beten iſt ihr Geſetz und ihr Vergnügen. Und wenn ſie etwas in der Religion zu befehlen hätte: ſo würde ſie alle Feſt- Sonn- und Apoſteltage zu Faſttagen machen, ſo ſehr liebt ſie die Enthaltung vom Eſſen und Trinken.

Ferdin. Wie ich merke, ſo mag ihr dieſe Tugend ſehr natürlich ſeyn. Meine Frau Muhme wird vielleicht das Faſten lieben, weil ſie geizig iſt.

Lorchen. Das will ich eben nicht ſagen. Wer ihr aber vorwirft, daß ſie das Ihrige nicht zu Rathe hält, der begeht keine geringe Verleumdung.

Ferdin. Reden Sie nicht ſo durch Umſchweife mit mir, mein liebes Jungfer Lorchen, ſondern thun Sie, als wenn die Frau Richardinn meine Frau Muhme nicht wäre. Sie leben ſchon ein Jahr in ihrem Hauſe, und müſſen mir die beſte Beſchreibung von ihr machen können. Ich habe die gute Frau vor drey Tagen in meinem Leben zum erſtenmale geſehen. Und ich hoffe, daß mir der Abſchied von ihr nicht ſauer werden ſoll. Machen Sie mir doch einen kleinen Charakter von ihr; denn, wie ich glaube, ſo mag es mit ihrer großen Frömmigkeit eben nicht ſo richtig ſeyn, als mir die Leute geſagt haben.

Lorchen. Wer die Tugend in den Mienen und auf den Lippen zu ſuchen gewohnt iſt, der kann der Frau Richardinn ihren Ruhm ohnmöglich abſprechen. Alles iſt fromm an ihr; ihre Mienen, ihre Sprache, ihr Gang, ihre Kleidung. Kurz, alles ſtimmt an ihr mit der Andacht überein. Sie iſt eine Feindinn aller Eitelkeit, und ſie hält mit der größten Demuth an den ehrbaren Sitten ihrer Vorfahren.

Ferdin. Das Letzte höre ich gern. Ich bin ein großer Freund von den unſchuldigen Sitten unſerer Voraltern. Und wenn meine Frau Muhme nur ein gutes Herz hat: ſo will ich ihr die Unrichtigkeit in ihren Meynungen gern überſehen.

Lorchen. Geben Sie nur recht Achtung auf ſie. Sie werden die Sitten ihrer Großgroßältern noch unverſehrt an ihr finden. Alle Schnitte von Kleidern und Hauben, wie ſie vor funfzig Jahren gebräuchlich geweſen ſind, behält ſie ſtandhaft bey. Und ehe ſie den kleinen Fiſchbeinrock, den langen Pelz und die niedrigen Abſätze fahren ließe; ehe beſtätigte ſie die Unſchuld dieſer Sitten mit ihrem Tode.

Ferdin. Sind dieſes die frommen Sitten der Alten? Dieß ſind ja ihre Moden.

Lorchen. Die Frau Richardinn weis es beſſer. Wer ſich trägt, wie die Alten giengen, der iſt ehrbar und ſittſam. Und wer zehn oder zwölf Jahre in einem Kleide gehen kann, der iſt demüthig und ſanftmüthig.

Ferdin. Eine treffliche Moral! Meine Frau Muhme ſollte ein ganzes Buch von den Kennzeichen der Tugenden ſchreiben. Ich glaube, ſie ſpräche allen Leuten die Frömmigkeit ab, die ihre Kleider dem Willen der Mode und der Schneider überlaſſen. Sagen Sie mir nur, was ſie den ganzen Tag macht?

Lorchen. Wenn ich Ihnen das alles ſage, ſo werden Sie denken, ich erzähle Ihnen eine Fabel.

Gegen acht Uhr ſteht ſie auf. Und ſo bald ſie den Fuß in den Pantoffel ſetzet: ſo fängt ſie auch an, zu ſingen. Singend nun, kämmt ſie zuerſt den Mops. Singend verſorget ſie ihre Katze. Singend füttert ſie den Canarienvogel. Singend beſucht ſie ihre beiden brabantiſchen Hüner. Und ſo bald es neune ſchlägt: ſo hört ſie auf zu ſingen, wenn es auch mitten in dem Verſe eines Liedes wäre.

Ferd. Warum denn das?

Lorchen. Es iſt ihre Ordnung ſo. Sie will ſtundenweiſe, und nicht anders, ſingen und beten. So bald es neune ſchlägt, ſo läuft ſie, was ſie kann, damit ſie, ehe es ganz ausſchlägt, ſchon an ihrem Gebettiſche ſitzt.

Ferd. Der Himmel nähme es gewiß nicht übel, wenn ſie auch erſt nach dem Schlage käme. Sie kann wohl nie ſpät genug kommen.

Lorchen. Von neun bis zehn Uhr lieſt ſie erſt drey Morgenſegen.

Ferd. Warum denn drey, und nicht mehr, oder weniger?

Lorchen. Weil ſie drey verſchiedene Gebetbücher hat, die ihr alle drey gleich lieb, und die auch alle drey mit Silber beſchlagen ſind. Eins hat ſie von ihrer ſeligen Frau Pathe, zum Geſchenke; eins von ihrem ſeligen Manne, vor vierzig Jahren, zum Mahlſchatze, und das dritte aus dem väterlichen Erbe bekommen, ‥ Aber ſtille! Ich höre jemanden oben auf dem Saale reden. Wenn es viere geſchlagen hat: ſo iſts gewiß die Frau Muhme. Ich muß gehen.

hen. Denn wenn ſie mich mit Ihnen allein ſähe: ſo würde ſie nicht viel Gutes von uns denken.

Zweyter Auftritt.

Frau Richardinn. Ferdinand.

Frau Richardinn. Sind Sie ſchon da, Herr Vetter? Das iſt mir lieb.

Ferdin. Ja, liebe Frau Muhme, ich habe mit Fleiß geeilt, Ihnen meine Aufwartung zu machen, weil wir ohnedem vor der Verſprechung noch eins und das andre wegen des Brautſchatzes zu reden haben. Dieſen Punkt wollen wir unmaaßgeblich gleich in Richtigkeit bringen.

Fr. Richardinn. Ach! lieber Herr Vetter, wenn ich nur auch heute zu einer Sache geſchickt wäre, die ſo viele Ueberlegung erfordert. Ich muß meine Umſtände wohl in Erwägung ziehen. Ich bin gar nicht ſo reich, als mich die Leute ausſchreyen. Ich muß erſt ſehen, was ich entbehren kann. Und gleichwohl bin ich heute ſo unruhig, daß ich meine Umſtände ſchwerlich mit Bedacht werde überſehen können. Wie viel Sorge und Noth macht einem nicht die Welt! Das gottloſe Volk kömmt gar, und ſtört einen im Beten, in der größten Andacht; da ſoll man nicht unwillig, nicht betrübt in ſeiner Seele werden!

Ferdin. Ja, ja, die Welt iſt böſe. Aber, liebe Frau Muhme, wir müſſen morgen unumgänglich wieder fort, das iſt Ihnen bekannt. Sie haben uns drey Tage nach einander auf den heutigen Tag vertröſtet. Und Herr Simon würde zu bedauern ſeyn, wenn er eine ſo weite und koſtbare Reiſe hätte umſonſt thun ſollen.

Fr. Richardinn. Nein, nein, das nicht! Aber, bedenken Sie nur, Herr Vetter, ob man nicht alle Gelaſſenheit verlieren muß? Ich leſe gleich in der Bibel; ſo kömmt ein Bettler, und klopft ordentlich an meinem Vorſaale an, und ſtört mich in der größten Andacht.

Ferdin. Es iſt nicht recht. Doch der arme Mann wird nicht gewußt haben, daß Sie in der Bibel leſen.

Fr. Richardinn. Ich leſe ja laut, recht laut, damit ich alle Leute in meinem Hauſe durch meine Erbauung erbaue. Hätte er das nicht hören können? Der gottloſe Bettler! Ein noch ſo junger Menſch ſchämt ſich nicht zu betteln. Die Ruchloſigkeit war recht in ſeinem Körper abgezeichnet. Warum kann er denn nicht arbeiten, wenn er nichts zu leben hat? Ein Hochedler Rath ſollte doch auch das Bettlermandat - - Ich mag nicht reden. Ich habe mich geärgert, daß ich zittre.

Ferdin. Ich bedaure Sie, Frau Muhme. Aber Sie thun ſich durch Ihren Zorn Schaden. Denken Sie nicht daran. Wir wollen zur Sache kommen, und die Mitgift - -

Fr. Richardinn. Man möchte vor Aergerniß des Todes ſeyn. Es iſt kein Zorn. Ich eifere nur über die Bosheit des Bettlers, der aus Faulheit, aus Wolluſt müßig geht, und andre Leute in der Andacht ſtört, und ſie um ihren Nährpfennig bringen will. Eine Hand ohne Finger! Nun? Es war ja nur die linke. Kann er denn nicht mit der rechten arbeiten? Dieſe war ja ſo geſund, als die meinige. Ich will nicht richten; aber wer weis, warum er ſo gezeichnet iſt. An dem rechten Fuße war er auch lahm. Ich will nicht richten; aber die Ruchloſigkeit und ein krüpplichter Körper ſind immer beyſammen.

Ferdin. Liebe Frau Muhme, urtheilen Sie nicht ſo ſtrenge. Vielleicht hat dieſer Unglückſelige ein gutes Herz gehabt. Und wie Sie mir ihn beſchrieben haben: ſo kann er wohl ſchwerlich arbeiten.

Fr. Richardinn. So, wenn er auch nicht arbeiten kann, ſoll er mich denn in der Andacht ſtören? Soll ich meine Gedanken von geiſtlichen, von überirdiſchen Dingen abziehen, und ſie auf einen irdiſchen Menſchen, auf einen Krüppel, einen elenden Wurm richten? Denn was ſind wir Menſchen denn anders? Würmer, arme boshafte Würmer ſind wir.

Ferdin. Ja, ja. Aber das Gebot, zu beten, ſchließt das Gebot der Liebe und des Mitleidens nicht aus.

Fr. Richardinn. Nein, bete und arbeite! Dieſes ſollen alle Menſchen thun. Niemand ſoll dem lieben Gott die Tage abſtehlen, noch andern ehrlichen Leuten durch ſein unverſchämtes Betteln das Leben und die Erhaltung ihres Hauſes ſauer machen. Der gottloſe Menſch!

Ferdin. Doch, wir ſollen ja wohl thun und die Anzahl der Elenden zu verringern ſuchen. Und ich dächte, Werke der Liebe wären ſo nöthig, als die Andacht.

Fr. Richardinn. Alles gut! Alles wahr! Man muß geben. Aber man muß erſt an die Seinigen, an ſein

Haus, an ſich und ſeine armen Kinder denken. Wiſſen Sie, wer ärger, als ein Heide iſt? Wer ſeine Kinder nicht verſorgt; wer das Seinige wegwirft. Eben durch die Gutheit macht man nur mehr Bettler, denn man wird endlich darüber ſelbſt zum Bettler. Obrigkeitliche Perſonen ſollten allezeit darauf ſehen, daß dem heilloſen Bettelweſen geſteuret würde.

Ferdin. Ja doch, Frau Muhme. Sie thun es auch. Aber es giebt ja Leute, die weder Kräfte noch Glieder zur Arbeit haben, oder die durch Unglücksfälle, oder durch anderer Leute Geiz und Bosheit um das Ihrige gekommen ſind. Sollen denn dieſe verhungern, und aus Sorge, uns durch ihr Bitten um einen Dreyer zu bringen, lieber weinen, als eſſen? Doch wir wollen keine theologiſchen Unterſuchungen anſtellen. Sie werden die Pflichten der Religion und der Menſchenliebe, ohne mich, wiſſen. Laſſen Sie uns nun zu den Heirathspunkten ſchreiten. Denn Herr Simon wird gleich da ſeyn, und um Ihre verſprochene Einwilligung nochmals gehorſamſt bitten.

Fr. Richardinn. Ja! Es iſt ein ganz feiner Menſch. Ich habe nichts an ihm auszuſetzen. Wenn mich nur der Böſewicht, der Bettler, nicht ſo geärgert hätte: ſo könnte ich doch etwan überlegen, wie viel ich, ohne zu darben, meiner Tochter mitgeben könnte. Da kömmt Lorchen. Es wird gewiß wieder etwas geben.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen.

Lorchen. (Zur Frau Richardinn.) Sie ſollen ſo gütig ſeyn, und einen Augenblick herauskommen. Die

Frau Nachbarinn will gern ein Wort mit Ihnen ſprechen.

Fr. Richardinn. Nehmen Sie es nicht übel, Herr Vetter, daß ich Sie auf eine kurze Zeit verlaſſen muß. Es iſt eine Prieſterwittwe, der ich einen Liebesdienſt erweiſen ſoll. Lorchen bleiben Sie doch indeſſen bey dem Herrn Vetter, daß ihm die Zeit nicht lang wird. (Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lorchen. Ferdinand.

Lorchen. Wiſſen Sie wohl, worinne der Liebesdienſt beſteht, den ſie der Prieſterwittwe erzeigt? Es iſt eine rechtſchaffene Frau, die keinen Fehler hat, als daß ſie blutarm iſt. Sie hat eine goldene Kette, als ihren ganzen Reichthum, bey der Frau Richardinn für ſechzehn Thaler verſetzt, und muß ihr alle Wochen für den Thaler einen Pfennig Zinſe geben. In dieſer Angelegenheit, nämlich ihre Zinſen abzutragen, kömmt ſie alle vierzehn Tage her; denn länger ſieht ihr die Frau Muhme nicht nach.

Ferdin. Iſt das möglich? Meine Frau Muhme ſoll ein Capital von dreyßigtauſend Thalern haben, und ſie nimmt von ſo einer armen Frau wöchentlich für ſechzehn Thaler ſechzehn Pfennige Zinſe? Und ſie unterſteht ſich noch zu beten?

Lorchen. Ich glaube auch, daß ſie durch ihr vieles Beten ſich blos die Freyheit erkaufen will, nach ihrem Gefallen zu handeln. Soll ich Ihnen etwa weiter erzählen, wie ſie den Tag zubringt?

Ferdin. Sagen Sie mir ja nichts mehr. Ich kenne nun meine Frau Muhme völlig, und ich wollte die Ehre, mit einer ſo heiligen Frau verwandt zu ſeyn, gerne frömmern Leuten überlaſſen, als ich bin. Wenn es viel ſolche andächtige Weiber hier zu Lande giebt: ſo ſollte man erlauben, daß man, der Andacht wegen, auf die Eheſcheidung dringen dürfte.

Lorchen. Ich will es ganz kurz machen. Wir bleiben bey den drey Morgenſegen ſtehen. Wenn dieſe vorbey ſind: ſo lieſt ſie aus den andern Büchern noch drey Gebete, erſtlich eins wider die Unkeuſchheit, und - -

Ferdin. Meine Frau Muhme muß ja wohl nahe an ſechzig Jahre ſeyn?

Lorchen. Dieſes hat nichts zu bedeuten. Ein Gebet alſo wider die Unkeuſchheit, eins wider die Verſchwendung, und - -

Ferdin. Eine Frau, die einem Manne, der an Hand und Fuß lahm iſt, nicht einen Dreyer zu geben, ſich entſchließen kann, betet, daß ſie der Himmel vor der Verſchwendung verwahren ſoll?

Lorchen. Laſſen Sie mich doch ausreden. Eins wider die Verſchwendung, und eins, daß ſie nicht in der Blüthe ihrer Jahre möge weggerafft werden. Und dieſe Gebete floriren Jahr aus, Jahr ein, bey ihr. Und in dieſer Andacht darf ſie kein Menſch, keine lebendige Seele ſtören, außer ihr Mops und ihre Katze.

Ferdin. Eine erbauliche Andacht!

Lorchen. Mit dem Schlage zehn ſpringt ſie von ihrem Betſtule auf, und tritt an den Silberſchrank, und fängt an, aus allen Kräften zu ſingen. Sie zählt ihr Silberwerk, ihr Geſchmeide, und ihre Pfänder durch. So bald ſie die geringſte Unrichtigkeit findet: ſo hält ſie inne mit Singen, und zählt und ziffert mit der Kreide an die Schrankthüre. Iſt die Sache richtig: ſo geht ihr holdſeliges Singen wieder fort. Nun ſchlägt es eilfe; da nimmt ſie einen eiſernen Kaſten, und verſchließt ſich in ihre Schlafkammer, und ..

Ferdin. Ich höre es ſchon. Sie wird zählen, und dem Himmel ihre Sparſamkeit anpreiſen. In Wahrheit, man ſollte wünſchen, daß die Frau um die Hälfte ihres Vermögens käme, damit ſie vernünftig würde. Es iſt ihr größtes Unglück, daß ſie reich iſt.

Lorchen. So klingt der Frau Muhme ihre Theologie nicht. Alles, was ſie hat, iſt ein höherer Segen. Und aller dieſer Segen iſt die ſichtbare Belohnung ihrer Frömmigkeit, das iſt, ihres Betens und Singens.

Ferdin. Alſo kann man ziemlich errathen, warum ſie ſo andächtig iſt.

Lorchen. Freylich wollte ich nicht dafür ſtehen, daß die Frau Richardinn nicht des Tages drey bis vier Stunden von ihrer Hausandacht eingehen laſſen ſollte, wenn ihr das kleinſte Capital verloren gienge ... Doch ich höre ſie ſchon reden. Wenn ſie wüßte, daß wir von ihrer Andacht ſprächen, ſie ſchenkte uns doch ein Gebetbuch.

Fünfter

Fünfter Auftritt.

Frau Richardinn. Die Vorigen.

Fr. Richardinn. Die ehrliche Frau iſt in großer Noth. Sie hat fünf unerzogne Kinder, und in keiner Hand nichts, als Armuth. Ich weis nicht, wie die Leute denken. Sie heirathen aufs Gerathewohl, ohne zu wiſſen, wovon ſie und ihre Kinder einmal leben wollen. Und zumal die Geiſtlichen, die doch am meiſten beten und ſingen ſollten, und immer am wenigſten haben. Aber ich rede von Niemanden etwas Böſes. Lorchen, gehn Sie doch, und laſſen Sie einen Caffee zurechte machen, damit ich dem Herrn Vetter und dem Herrn Simon etwas vorſetzen kann.

Sechſter Auftritt.

Frau Richardinn. Ferdinand.

Fr. Richardinn. Ich bin erſchrocken, Herr Vetter, recht ſehr erſchrocken. Weil ich vorhin mit der Frau Nachbarinn auf dem Saale redte: ſo fällt etwas in meiner Küche. Ich laufe geſchwind hinein. da liegt der Suppennapf auf der Erde, aus dem mein ſeliger Herr alle Morgen ſeine Suppe aß; denn er war gar nicht nach der Welt. Er trank weder Thee, noch Caffee. Suppe, bloße Waſſerſuppe, ohne Ey, und nur mit einem Stückchen Butter, einer Erbſe groß, gemacht, ſolche Suppe war ſein Leben. Und eben dieſe zinnerne Suppenſchüſſel war herunter gefallen, und es war kein Menſch in der Küche. Ach! was wird dieſes Anzeichen bedeuten! Wen wird die Reihe in unſerm Hauſe treffen, mich oder meine Tochter?

Ferdin. Frau Muhme, wer wird ſo abergläubig ſeyn? Die Schüſſel iſt herunter gefallen, weil ſie nicht recht geſtellt geweſen iſt. Wer weis, wer über der Küche handthieret, oder gepocht hat? Machen Sie ſich keine Sorge. Das Anzeichen mag über mich gehen, wenn es etwas zu bedeuten hat. Laſſen Sie uns itzt wegen des Heirathsvergleichs richtig werden, ſo iſt alles gut.

Fr. Richardinn. Nun höre ichs. Sie glauben auch nichts. Sie halten alles für natürlich. Sie ſtatuiren kein Anzeichen, keine Wunder. Lieber Herr Vetter, ſprechen Sie doch zu meiner Ruhe und zur Ehre der Wahrheit, daß es Anzeichen giebt, wenn Sie es auch im Herzen nicht glauben. Ich wollte Ihnen tauſend Beweiſe aufſtellen, wenn ich Sie damit überzeugen könnte.

Ferdin. Wunder glaube ich. Was aber die Anzeichen anlangt, die in der Küche und in den Kammern vorgehen: ſo ſage ich Ihnen frey heraus, daß ſie bey mir eben ſo viel bedeuten, als wenn mir mein Stock aus der Hand fällt. Doch davon wollen wir itzt nicht reden. Was ſind Sie denn geſonnen, der Jungfer Tochter mitzugeben? Und wenn ſoll Herr Simon ſeine Braut abholen?

Fr. Richardinn. Sie erſchrecken mich durch Ihren Unglauben faſt eben ſo ſehr, als ich über das Anzeichen mit der Schüſſel erſchrocken bin. Sagen Sie mir auf Ihr Gewiſſen, glauben Sie denn auch nichts von dem Todtenſchmiede, von dem Wurme, der in den Fenſterrähmen, oder in den Wänden oft ganze

Tage pocht und hämmert, wenn eins ſterben ſoll. Da mein ſeliger Mann die Zeitlichkeit verlaſſen ſollte: ſo hat er ſich drey Tage zuvor hören laſſen. Soll dieſes nichts bedeuten? Daß wir doch unſern Augen und Ohren nicht trauen wollen!

Ferdin. Ich will dem Todtenſchmiede ſeine Rechte nicht nehmen, er möchte mich ſonſt einige Stunden früher ins Grab pochen. Sie ſollen Recht haben, Frau Muhme. Laſſen Sie mich nur in dem ruhigen Beſitze meiner Irrthümer, und erklären Sie ſich, was Ihre Jungfer Tochter zur Ausſteuer bekommen, und ob es noch bey den zehn tauſend Thalern an baarem Gelde bleiben ſoll?

Fr. Richardinn. Zehntauſend Thaler? Ich arme Frau! Ich verlaßne Wittwe! Wo käme ich und ſo vieles Geld zuſammen? Bey meinen Lebzeiten wird meine Tochter nicht viel kriegen, und nach meinem Tode bleibt ihr mein bisgen Armuth gewiß. Ich denke, es wird ſo nicht mehr lange mit mir werden. (Sie weint.) Das Anzeichen mit der Schüſſel meines ſeligen Herrn . .

Ferdin. Wie können Sie ſich doch ohne Noth traurig machen? Der Tod iſt uns alle Tage nah, und er braucht nicht erſt die Schüſſel herunter zu werfen, oder an den Fenſterladen, und an die Stubenthür zu klopfen, wenn er kommen will. Wir müſſen den Tod weder fürchten, noch wünſchen. Seyn Sie heute gutes Muths, damit wir bald zur Richtigkeit kommen.

Fr. Richardinn. Daß doch alle Mannsperſonen nichts glauben wollen! So war mein ſeliger Mann nicht. Er nahm nichts auf die leichte Achſel. Er hat wohl zwanzig Jahre vor ſeinem Tode geſagt, daß er ſterben würde. Ich beſinne mich noch, als wenn es heute wäre. Er hatte einige Jahre vor ſeinem Ende Zahnſchmerzen, und eben zu der Zeit fieng eine von unſern Hünern erbärmlich an zu ſchreyen, und ſchrie drey Tage nach einander, wir mochten mit ihr machen, was wir wollten. Mein Kind, fieng endlich der ſelige Mann zu mir an, die Henne ſchreyt nichts gutes heraus, es mag nun bedeuten, was es will, laß ſie lieber abwürgen.

Ferdin. Sie hat den Krampf gehabt, und deswegen hat ſie geſchrien. Doch, liebe Frau Muhme, wenn wir von nichts als dem Bettler, von der Schüſſel, von dem Todtenſchmiede, von der Henne und von dem ſeligen Herrn Liebſten reden wollen: ſo kommen wir nimmermehr zu Stande, und Herr Simon und ich müſſen auf dieſe Art morgen unverrichteter Sache wieder fortreiſen.

Fr. Richardinn. Ach denken Sie mir doch nicht wieder an den Bettler. Der ruchloſe Bube hat mich im Bibelleſen geſtört. Nunmehr wird meine geiſtliche Uebungsſtunde bald kommen. Iſt es etwa ſchon um ſechs Uhr? Das will ich nicht hoffen.

Ferdin. Nein, es hat kaum fünfe geſchlagen. Wenn Sie nun auch dieſe Stunde einmal auf eine andre Zeit verlegten, dieſes würde doch wohl . . .

Fr. Richardinn. Wie? Herr Vetter! Ich ſollte von meiner Regel abweichen, und, irdiſchen Dingen zu Gefallen, die Andacht hintanſetzen?

Ferdin. Wir müſſen uns in der Andacht üben, nicht, wenn es ſchlägt, ſondern wenn wir uns geſchickt dazu fühlen.

Fr. Richardinn. Ich bin hierzu alle Stunden geſchickt, und wer nur Luſt zum Beten hat, der kann allezeit beten.

Ferdin. Ja! Gebete aus den Büchern; Formulare, die ſich oft zu unſerm Zuſtande ſo wenig ſchicken, als wir uns zu einer vernünftigen Andacht; dieſe kann man allezeit herleſen. Aber das heiße ich nicht beten. Das heißt nur thun, als wenn man beten wollte.

Fr. Richardinn. Was ſagen Sie? Sie machen mich ganz beſtürzt. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie ein heimlicher Verächter des Gebets ſind?

Ferdin. Und ich will nicht hoffen, daß Sie mich ohne Grund zum Heiden machen werden?

Fr. Richardinn. Die Religion . .

Ferdin. Die Religion iſt das Heiligſte unter allem, was ein Vernünftiger hochſchätzen kann. Aber die Meynungen eines übelbeſchaffenen Verſtandes gehören nicht zur Religion, ſondern unter die Irrthümer. Doch wir wollen einander itzt nicht belehren. Machen Sie ſich wegen meiner Religion keine Sorge. Erklären Sie ſich lieber, wie es mit der Ausſteuer werden ſoll. Hier kömmt gleich Herr Simon.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Simon.

Simon. Madame, Sie haben befohlen, daß ich Ihnen dieſen Nachmittag aufwarten, und Dero Entſchluß ‥

Fr. Richardinn. Mit der Madame verſchonen Sie mich. Solche weltliche Titel kann ich nicht leiden. Es iſt mir indeſſen lieb, daß Sie ſo ein ehrliches Abſehen auf meine Tochter haben. Ich will gleich gehen, und ſie noch einmal fragen. Alsdann wollen wir die Sache vornehmen, wenn es nicht zu ſpät wird. Gedulden Sie ſich nur einige Augenblicke.

Achter Auftritt.

Herr Simon. Herr Ferdinand.

Simon. Das Compliment von einer Schwiegermutter war eben auch nicht zu zärtlich. Sind Sie denn mit den Heirathspunkten zu Stande gekommen?

Ferd. Fragen Sie mich ja nicht. Ich weis nicht, was ich aus der Frau machen ſoll. Und ich wollte, daß Ihr ehemaliger Herr Vormund ſelbſt mit Ihnen hergereiſet wäre, und mich mit dieſer Verrichtung verſchonet hätte. Er hat die Heirath angefangen; ſo hätte er ſie auch zu Stande bringen mögen. Sie will von den zehntauſend Thalern gar nichts hören.

Simon. Das ſind ſchlechte Aſpecten. Ich wollte das Geld gern vergeſſen. Allein ich habe meine Braut itzt eine halbe Stunde allein geſprochen. Sie iſt ſchön, recht ſehr ſchön; aber ‥

Ferdin. Nun, was fehlt Ihnen; was wollen Sie mit dem Aber ſagen?

Simon. Meine Braut iſt recht ſehr ſchön, Herr Ferdinand; aber = =

Ferdin. Aber, ſie will Sie nicht haben?

Simon. Ach nein! Ich habe ſie wohl zehnmal gefragt, und allemal hat ſie Ja geantwortet, weiter aber auch kein Wort. Das gute Kind beſitzt viel Schönheit, viel Reichthum; möchte Sie nur auch das Dritte beſitzen!

Ferdin. Hat ſie etwa keinen Verſtand?

Simon. Viel nicht, ſo viel ich muthmaße.

Ferdin. Dieß mag ein Familienfehler ſeyn. Die Frau Mama, meine liebe Frau Muhme, darf ſich über den Ueberfluß der Vernunft auch nicht beklagen. Allein Sie haben ja Ihre Braut vor einem halben Jahre geſehen, und ich weis, daß ſie Ihnen damals gefallen hat.

Simon. Von Perſon hat ſie mir gefallen, und gefällt mir noch. Ich werde aber nicht gedacht haben, daß eine ſo ſchöne Perſon nicht reden kann. Damals hielt ich ihr Stillſchweigen für eine groſſe Sittſamkeit, oder Schamhaftigkeit. Nunmehr ſehe ich wohl, daß es ihr an Erziehung und an Lebensart fehlt.

Ferdin. Alſo wollen Sie wieder zurücktreten?

Simon. Ich möchte ſie haben, und möchte ſie auch nicht haben. Wenn ſie nur klug und artig wäre: ſo wollte ich ſie allen in der Welt vorziehen, wenn ſie auch nicht das geringſte Vermögen hätte.

Ferdin. Unſere Sachen gehen recht gut. Haben Sie nicht noch Ein Frauenzimmer im Vorſchlage, bey der wir im Rückwege unſer Wort auch anbringen könnten? Ich möchte gern noch Einmal die Perſon eines Freywerbers ſpielen.

Simon. Lieber Herr Ferdinand, werden Sie nicht unwillig! Es iſt bey der Sache niemand unglücklicher und ſtrafbarer, als ich. Ich habe das gute Kind gewählt, weil ſie mir gefallen hat, und ſie hat mir gefallen, weil ich nicht Gelegenheit gehabt habe, ſie zu kennen. Ich will nicht ſagen, wie viel mein ehemaliger Vormund Theil an dieſer Heirath hat. Er hat alle ſeine Beredſamkeit angewandt; und ich glaube, daß ers gut gemeynt hat. Denn ein Mädchen, das ſchön iſt und dreyßig tauſend Thaler zu hoffen hat, iſt freylich bey einem, der das Geld, wie er, liebte, ein Glück, das man nicht aus den Händen laſſen kann, wenn man nicht wahnwitzig heiſſen will.

Ferdin. Sagen Sie nur kurz und gut, was Sie thun wollen? Denn wir haben keine Zeit zu verlieren.

Simon. Ich weis es nicht. Rathen Sie mir, Herr Ferdinand, was ich anfangen ſoll.

Ferdin. Sie nehmen ja die Frau nicht für mich, ſondern für ſich. Ihr Herz und Ihr Verſtand müſſen in der Liebe Ihre beſten Rathgeber ſeyn. Gedenken Sie mit Ihrer Braut eine zufriedene Ehe zu führen: ſo laſſen Sie itzt die Mitgabe fahren, und geben Sie Ihr Wort von ſich. Die Seele der Ehe iſt die Gleichheit der Gemüther. Glauben Sie nun,

daß

daß Ihre Chriſtiane Ihnen an der Gemüthsart nicht gleicht: ſo machen Sie ſich ja nicht zum Märtyrer von ein Paar ſchönen Augen.

Simon. Ich ſagte ihr die zärtlichſten Sachen von der Welt vor; und ſie blieb bey allen gleichgültig. Wenn ſie mich nur mit einer empfindlichen Miene belohnt hätte. Ja, und Nein, waren ihre Antworten. Und das Ja ſprach ſie mit eben dem Tone aus, wie das Nein. Sie muß gar keine Empfindung von der Liebe haben. Sie hat in der ganzen halben Stunde ihr Geſicht nicht einmal verändert, und wenn ſie die Augen nicht offen gehabt hätte: ſo hätte man ſchwören ſollen, ſie ſchliefe und redte zuweilen ein Wörtchen im Traume. Ich glaube, daß es ein gutes unſchuldiges Mädchen iſt. Aber Unſchuld ohne Verſtand, iſt das Verdienſt genug?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen.

Lorchen. Endlich hat ſich die Frau Richardinn entſchloſſen. Sie will ihrer Tochter fünf tauſend Thaler an Wechſeln mitgeben. Aber auch keinen Heller mehr. Und wenn ich Ihnen wohlmeynend rathen ſoll, ſo ſpannen Sie die Seiten nicht zu hoch. Die Frau Richardinn möchte ſonſt gar nein ſagen.

Simon. Ach liebe Mademoiſelle, das Geld liegt mir am wenigſten am Herzen. Sie kennen mich beſſer; und ich wollte gern mein halbes Vermögen hingeben, wenn meine Braut nur . . . lebhafter wäre. Ich will es Ihnen aufrichtig geſtehen. Sie ſcheint mir etwas einfältig zu ſeyn.

Lorchen. Dieſes Geſtändniß höre ich ſehr ungern. Ich bin Ihrer Braut von Herzen gut, und ich erſchrecke, daß Ihnen eine Perſon nicht gefällt, die Ihnen vor allen andern gefallen, und die in Ihren Augen die Liebenswürdigſte und Klügſte ſeyn ſollte.

Simon. Aber . . .

Lorchen. Hören Sie mich doch, Herr Simon. Es iſt wahr, Ihre Braut hat keinen gar zu geübten Verſtand; aber es iſt kein Fehler der Natur, ſondern einer unachtſamen und ſklaviſchen Erziehung.

Simon. Bin ich dadurch gebeſſert?

Lorchen. Ja, bringen Sie nur Ihre Liebſte in vernünftige und muntere Geſellſchaft. Ich wette, daß ſie in kurzer Zeit eine angenehme Lebensart an ſich nehmen ſoll. Sie hat das beſte Herz. Sie läßt ſich zureden. Sie wünſcht, daß man ſie tadeln und beſſern ſoll. Allein ihre Mutter hat alle dieſe guten Regungen zurück gehalten, und ihrer Tochter nur die Anleitung gegeben, eine Betſchweſter und eine karge Wirthinn zu werden. Und Dank ſey Chriſtianchens gutem Naturelle, daß ſie keines von beiden geworden iſt.

Ferdin. Wie? Singt ſie auch ſo gern, wie ihre Mutter?

Simon. Iſt ſie etwa auch geitzig?

Lorchen. Nein, meine Herren, keines von beiden. Sie iſt weder geitzig, noch närriſch andächtig. Sie iſt erſt ſechzehn Jahre alt, und zu beiden noch zu jung. Kurz, ſie iſt noch gar nichts. Sie hat aber die Fädigkeit, die beſte Frau von der Welt zu werden, wenn ihr Mann die Geduld hat, ſie dazu zu machen. Die Liebe kann in kurzer Zeit eine Perſon ändern, und ein gutes Naturell wird durch gute Beyſpiele bald witzig und belebt.

Simon. Sie reden ſehr wahr, und verdienen die größte Erkenntlichkeit und Hochachtung von mir. Allein, wenn nur meine Braut ſchon das wäre, was ſie nach Ihrem Urtheile werden wird: ſo wollte ich ſie unendlich lieben. Ich glaube, daß alle dieſe guten Eigenſchaften in ihr verborgen liegen; aber ich bin ſo ſinnlich, daß ich nicht die zukünftigen, ſondern die gegenwärtigen Vollkommenheiten liebe. Wird nicht meine Geduld, oder meine Gewogenheit zu ihr, ſich mitten in der Bemühung, ſie recht liebenswerth zu machen, verlieren?

Lorchen. Nein, ich glaube es nicht. An einem unſchuldigen Herzen werden die kleinen Fehler unmerklich, und Sie werden Ihr Chriſtianchen um deſto zärtlicher lieben, wenn Sie ſehen, wie bereit ſie iſt, Ihnen liebenswürdig und gleich zu werden.

Simon. Das muß ich geſtehen. Sie ſetzen meine Braut wieder in die vorige Hochachtung bey mir. Und ich weis nicht, ob ich Ihren edlen Vorſtellungen, oder der Unſchuld meiner Braut die Liebe von neuem zu danken habe. Denn ich war völlig entſchloſſen, ſie zu vergeſſen.

Lorchen. Hierzu ſind Sie zu großmüthig.

Ferdin. (zu Simon.) Alſo wollen Sie bey dem Entſchluſſe bleiben, und ſie heirathen?

Simon. Ja, Chriſtianchen ſoll die Meinige ſeyn. Ich will ſie ziehen, wie ich ſie mir wünſche.

Lorchen. Das vergnügt mich von Herzen. Wiſſen Sie was, Herr Simon? Verſprechen Sie ſich itzt mit ihr, und ſchieben Sie die Hochzeit noch ein Jahr auf; aber ſagen Sie es Ihrer Frau Schwiegermutter nicht. Warten Sie noch ein paar Tage hier, und alsdann nehmen Sie Ihr Chriſtianchen gleich mit. Ich will ihr Geſellſchaft leiſten. Machen Sie uns nur bey der Frau Richardinn in Berlin ein Quartier aus. Ich will um Ihre Braut ſeyn. Ich will ſie in Geſellſchaft bringen. Ich will mit ihr reden. Ich will ihr gute Bücher vorleſen. Ich will ihr ſo viel Franzöſiſch beybringen, als ich kann. Sie ſoll allemal über den andern Tag einen Brief an Sie ſchreiben.

Simon. Dieß wollen Sie thun?

Lorchen. Ja, Sie ſollen ſie alle Tage beſuchen; aber im Anfange nur eine halbe Stunde. Sie ſollen ſie zärtlich machen. Sie ſollen ihr die größten Gefälligkeiten erweiſen, damit ſie anfängt, Sie recht zu wünſchen und zu verlangen. Dieſes Verlangen wird ſie beleben, und ihr ein Antrieb zu alle dem werden, was man Lebensart und Artigkeit nennt. Ich weiß gewiß, ſie wird in kurzer Zeit ſo munter und angenehm ſeyn, als ſie unſchuldig und ſchön iſt.

Simon. Wie glücklich bin ich! Sie wollen ſich die Mühe geben, und mein Chriſtianchen ziehen, und mir eine glückliche Ehe machen? Herr Ferdinand, Sie ſagen nichts dazu?

Ferdin. Was ſoll ich ſagen? Lorchen beſchämt uns alle beide an Einſicht. Sie verdient Hochachtung und Gehorſam. Folgen Sie ihr. Mein Rath iſt kein andrer, als der ihrige.

Lorchen. Herr Ferdinand, Sie wollen gewiß ſehen, ob ich bey einer Lobeserhebung noch roth werde? Wenn mein Rath gut iſt, ſo habe ich ihn nicht ſowohl meiner Einſicht, als der Liebe zu einer unſchuldigen und noch nicht erzogenen Freundinn zu danken. Ich weis mir die Welt und Herr Simonen, dem ich ſchon ſo viel Höflichkeit ſchuldig bin, nicht verbindlicher zu machen, als wenn ich eine zufriedene Ehe bewerkſtelligen helfe. Es ſoll mir das größte Vergnügen ſeyn, wenn ich dieſe guten Abſichten bey unſerer Chriſtiane erreiche, und ich zweifle nicht einen Augenblick daran.

Simon. Großmüthige Freundinn, womit kann ich Ihre Redlichkeit belohnen; Sie wiſſen, daß ich mehr Vermögen habe, als ich vielleicht bey einer ordentlichen Lebensart brauche. Das Glück iſt nicht ſo liebreich gegen Sie geweſen, als die Natur. Erlauben Sie mir, daß ich dieſen Mangel erſetzen, und Ihnen eine Verſchreibung von fünf tauſend Thalern anbieten darf. So lange ich lebe, und ſo lange Sie in Berlin bleiben wollen: ſo ſollen Sie nicht für das geringſte zu ſorgen haben. Das Geld aber können Sie zu Ihrem freyen Gebrauch anwenden.

Lorchen. Ich, mein Herr . . .

Simon. Dieſes Geld ſoll mit der Bedingung Ihre, daß Sie ſich nicht dafür bey mir bedanken. Geſetzt, daß auch meine Chriſtiane in dem erſten Jahre nicht ſo würde, als es meine Liebe verlangt: ſo werde ich Ihnen die Schuld nicht beymeſſen. Ich belohne nicht den Ausgang der Sache, ſondern Ihre edlen Abſichten.

Lorchen. Ueberhäufen Sie mich nicht mit Wohlthaten. Ich verlange den Reichthum eben ſo wenig, als die Armuth. Fünf tauſend Thaler würden mich beunruhigen, wenn ich ſie behielte; und ſie würden mich auch beunruhigen, wenn ich ſie nicht allemal wohl anwendete. Und ſo viel traue ich mir nicht zu. Nein, Herr Simon, machen Sie mich nicht reich. Geben Sie mir nur ſo viel, als man braucht, wenn man nicht gehorchen, und nicht befehlen will. Es iſt Glück genug, wenn ich in die Umſtände komme, daß ich mir von der Frau Richardinn keine Wohlthaten mehr erweiſen laſſen darf, und die unſchuldige Chriſtiane ſo erziehen kann, als ich wünſche. Ich will gehen, und ihr unſern Vorſchlag eröffnen. Kommen Sie mit, Herr Ferdinand, damit es mehr Eindruck hat. Sie aber, Herr Simon, können indeſſen zu Ihrer Frau Schwiegermama ins Betzimmer gehen. Sie wird Ihnen die Zeit nicht lang werden laſſen.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau Richardinn. Simon.

Fr. Richardinn. Sie kamen, als wenn Sie gerufen wären. Ich wollte eben gern ein Wort mit Ihnen allein reden. Nehmen Sie es nur nicht übel, daß ich Sie nicht in meine Betſtube geführet habe, es ſieht nicht gar zu ordentlich darinne aus. Iſt mirs doch recht lieb, daß Herr Ferdinand nicht bey Ihnen iſt. Wo iſt er denn?

Simon. Er hat, glaube ich, noch einige Kleinigkeiten wegen unſerer morgenden Abreiſe zu beſorgen. Es wird gar nicht lange ausbleiben.

Fr. Richardinn. Nun! Sie ſollen meine Tochter haben, wenn Sie ſie in Ehren halten, und ihr treu und gewärtig ſeyn wollen.

Simon. Ich danke Ihnen unendlich für dieſes Geſchenk. - Sie können verſichert ſeyn, daß ich Ihre Jungfer Tochter, wie mich, lieben werde.

Fr. Richardinn. Ja, das iſt alles gut. Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen, und durch Beten und Singen, kömmt Liebe und Segen in die Ehe. Halten Sie ja meine Tochter zum Gebet an, und laſſen Sie ſie die gottloſen Moden in Kleidern nicht mitmachen. Ich habe noch ganz hübſche Kleider. Von dieſen will ich ihr etliche mitgeben, und ſie kann ſie mir und meinen Großältern zu Ehren noch zeitlebens tragen.

Simon. Ich will ſie ſchon mit Kleidern verſorgen.

Fr. Richardinn. Nein, Herr Sohn, von denen fünf tauſend Thalern, die ich ihr mitgebe, dürfen Sie nicht einen Heller zu Kleidern anwenden. Das Capital muß ausgeliehen, und die Intreſſen müſſen wieder zu einem Capitale gemacht werden. Dieſes iſt mein Wille. Ich arme Wittwe, wie werde ich ſo viel Geld in meiner ſchweren Haushaltung entbehren können!

Simon. Die Frau Schwiegermutter, (erlauben Sie, daß ich mich nunmehr dieſes Worts bedienen darf,) können doch allemal Ihre Zuflucht zu mir nehmen, wenn Ihnen etwas mangeln ſollte.

Fr. Richardinn. Je nun, kömmt Zeit, kömmt Rath. Die Frömmigkeit läßt niemanden leicht darben. Aber wir ſollten doch auch bey der itzigen Gelegenheit ein gutes Werk thun, Herr Sohn, der Segen wird nicht außen bleiben.

Simon. Von Herzen gern. Wollen wir etwa dem Armuth etwas geben, oder zur Erziehung etlicher Waiſen etwas gewiſſes ausſetzen? Mit Freuden!

Fr. Richardinn. Ach! das Armuth! Man weis ja nicht, wie man ſeine Gaben anlegt. Es giebt der gottloſen Leute zu viel. Nein, da ich mit meiner Chriſtiane darniederkam: ſo ließ ich den Taufſtein in unſerer Kirche kleiden; und da ſie heirathet: ſo will ich gern ein Liebeswerk thun, und den Altar bekleiden laſſen. Ich will nur gut roth Tuch und tombakne Treſſen darum nehmen; dem ungeachtet wird es ſchon ſehr hoch kommen. Aber Werke der Liebe bleiben nicht unvergolten.

Simon. Laſſen Sie den Altar kleiden. Ich will ein klein Capital zur Verpflegung der Hausarmen ausſetzen.

Fr. Richardinn. Ach! die Hausarmen! Ich habe ſiebenmal in den Wochen gelegen, und allemal habe ich in der Kirche etwas geſchenkt. Bey meinem erſten Sohne verehrte ich ein ſtark mit Silber beſchlagenes Collectenbuch auf den Altar, weil ich gern wollte, daß er Theologie ſtudiren ſollte, und bey der ‥

Simon. Ich gebe ohne weitere Umſtände funfzig Thaler für diejenigen, die ſie brauchen.

Fr. Richardinn. Nein, nein! Hören Sie mir doch zu. Bey der erſten Tochter ließ ich ein reiches Meßgewand machen, und hätte es der Himmel gewollt, ſo hätte es nicht ohne Vorbedeutung ſeyn ſollen. Sie hätte, wenn ſie am Leben geblieben wäre, gewiß einen Geiſtlichen bekommen. Die liebe Kirche hat ſchon neun verſchiedene Stücke von mir zu ihrem Zierrathe. Und morgen ſoll das zehnte kommen. Sie koſtet mir in allem beynahe dreyhundert Thaler. Aber ich werde doch nicht müde. Wer weis, wo mirs anderwärts erſetzt wird. Haben Sie ſich nicht in der Kirche herumführen laſſen? Es ſtehen auf jedem Stücke von mir die Anfangsbuchſtaben meines Namens. Nicht deswegen, daß die Leute von meiner Gutthätigkeit reden ſollen, ſondern, daß nicht etwa ein Fremdes käme und ſich für den Wohlthäter ausgäbe. Wo Sie die Buchſtaben M. C. R. finden, das heißt Maria Chriſtiane Richardinn, und iſt von mir.

Simon. Allein ich dächte, Ihre Kirche hätte ſelbſt große Capitale. Könnten die Mama nicht außer dem ein gutes Werk ſtiften? Ihre Hausjungfer, Jungfer Lorchen, wäre es nach meinen Gedanken wohl werth, daß Sie etwas zu ihrem künftigen Unterhalte, oder wenn ſie noch heirathen wollte, zu ihrem Heirathsgute ausſetzten, und das redliche Mädchen verſorgten.

Fr. Richardinn. Das redliche Mädchen braucht nichts. Wenn ſie weltliche Bücher und Romane hat, ſo iſt ſie zufrieden, und denkt weiter an nichts. Ihre Aufführung gefällt mir gar nicht. Sie hätte lieber meine Tochter auch zu der galanten Lebensart anführen wollen. Letzthin gab ſie ihr ein Buch zu leſen, ich weis nicht, ob es Pemala oder Pamela hieß. Genung, es war ein Liebesbuch, und auf dem Kupfer ſtund der Teufel hinter einer Frau, und wollte ſie verführen. Aber ich kam zu allem Glücke dazu, und riß es meiner Tochter aus der Hand. Solche teufliſche Bücher!

Simon. Liebe Mama, Sie übereilen ſich in Ihrem Eifer. Die Pamela iſt ein ſehr guter Roman, der die Unſchuld und Tugend liebenswürdig zu machen ſuchet.

Fr. Richardinn. Ich übereile mich nicht. Mit Einem Worte, Lorchen lebt nach der Welt. Sie geht, wie andere Leute gehen. Sie hat ſich die Haare verſchneiden laſſen. Sie läßt ſich friſiren, und lieſt wohl gar dazu in einem Buche. Sie trägt Andriennen, und einen großen Fiſchbeinrock. Das hätte ich bey meiner ſeligen Mutter thun ſollen! Sie hätte mich nicht eine Stunde in ihrem Hauſe gelitten.

Simon. Aber dieſes ſind ja alles unſchuldige Dinge. Es ſind Moden und Trachten, die weder fromm, noch boshaft machen. Was liegt der Tugend daran, ob man das Kleid in Form eines langen Pelzes, oder einer Andrienne trägt? Wenn nur das Herz nicht eitel und närriſch iſt.

Fr. Richardinn. Ich höre es ſchon, Sie ſind ein Indifferentiſt. Bey Ihnen iſt eines ſo gut, wie das andre. Nein, Herr Sohn! Itzt habe ich meine Tochter noch, und ehe ſie weltlich werden ſoll, ſo mag ſie zeitlebens eine Jungfer bleiben.

Simon. Fürchten Sie nichts. Bey mir ſoll ſie weder die Religion, noch die Tugend verlieren. Ich liebe beides über alles. Wenn es Ihnen indeſſen gefällig iſt: ſo wollen wir einander in Beyſeyn etlicher guten Freunde das Jawort geben.

Fr. Richardinn. Ich kann es noch nicht vergeſſen, daß Sie mir Lorchen ſo angeprieſen haben. Ich will nicht richten; aber ich glaube gar nicht, daß ſie recht im Chriſtenthume unterrichtet iſt. Sie ſingt oft den ganzen Tag kaum Ein Lied, und hat nicht mehr, als Ein Gebetbuch.

Simon. Man kann ja wohl im Stillen andächtig ſeyn, und ohne Gebetbuch beten. Doch liebe Mama, wir wollen etwas anders reden; wollen Sie mich denn auch bald in meiner Heimath beſuchen?

Fr. Richardinn. Das weis ich nicht. Wo wollte ich die Reiſekoſten hernehmen? Es geht gar zu viel bey mir auf. Es haben in dieſem Jahre ſchon drey Pathen von mir geheirathet, und Einmal habe ich, und zweymal hat meine Tochter zu Gevattern geſtanden . .

Zweyter Auftritt.

Lorchen. Chriſtianchen. Die Vorigen.

Lorchen. Der Caffee iſt fertig. Ich habe ihn in die große Stube bringen laſſen, und Herr Ferdinand wartet auf Sie.

Fr. Richardinn. So kommen Sie denn, Herr Simon. Wir wollen mit Herr Ferdinanden alles fein bald abreden; denn um ſechs Uhr muß ich zu meiner Andacht. Du, Chriſtiane, kannſt mit Lorchen noch einige Augenblicke hier warten, bis wir fertig ſind, alsdann will ich euch beide rufen laſſen.

(Sie gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Lorchen. Chriſtianchen.

Lorchen. Alſo wollen Sie ſichs gefallen laſſen, und noch ein Jahr bis zur Hochzeit bey mir in Berlin leben?

Chriſtianchen. Ach ja. Warum nicht? Wenn es die Mama und Herr Simon ſo haben wollen.

Lorchen. Aber wird Ihnen die Zeit bis zur Hochzeit nicht zu lang werden? Das Verlangen, denjenigen, welchen man liebt, zu beſitzen, läßt ſich nicht ſo leicht befriedigen, als wir denken.

Chriſtianchen. Ich fühle kein beſonderes Verlangen.

Lorchen. Wollen Sie ihn denn nicht haben?

Chriſtianchen. Ja, warum nicht? Sie rathen mir ja ſelbſt dazu; und ich weis, Sie meynens gut mit mir.

Lorchen. Ich meyne es gut mit Ihnen; aber Sie müſſen es auch gut mit ſich ſelbſt meynen, und ſich prüfen, ob Sie ihn lieben.

Chriſtianchen. Herr Simon gefällt mir ganz wohl; allein er redt zu hoch mit mir. Ich kann ihn nicht alles verſtehen. Wenn ich ihm nur nicht zu ungelehrt bin.

Lorchen. Machen Sie ſich keine Sorge. Ein Frauenzimmer braucht nicht gelehrt zu ſeyn. Wenn wir, bey einer zärtlichen Liebe, Verſtand und Tugend haben: ſo haben wir alles, was ein vernünftiger Ehemann fordern kann.

Chriſtianchen. Ja, ja, ich will ihn nehmen, wenn er mich verlangt. Will er mich aber auch nicht haben: ſo bin ich ebenfalls zufrieden. Sie kennen mich ja, wie ich bin. Ich laſſe mir alles gefallen.

Lorchen. O! reden Sie nicht ſo gleichgültig; es wird mir angſt und bange dabey. Ich hörte es lieber, wenn Sie ſprächen, daß Ihnen ein Augenblick ohne den Herrn Simon zu lang würde.

Chriſtianchen. Nein, das kann ich nicht ſagen. Ich bin zu aufrichtig dazu.

Lorchen. Aber er liebt ja Sie ſo zärtlich. Warum empfinden Sie denn nichts, mein liebes Chriſtianchen? Es iſt ja ein wohlgebildeter und angenehmer Mann.

Chriſtianchen. Ich verſichere Sie, daß ich in meinem Leben noch keine Empfindung gegen eine Mannsperſon gemacht habe. Ich komme ja nirgends hin. Ich darf ja mit keinem Menſchen reden, weil es meine Mama nicht haben will. Machen Sie nur, mein liebes Lorchen, daß ich artiger und munterer werde. Ich will Ihnen ja gern folgen. Leſen Sie mir nur oft aus dem Zuſchauer vor. Es ſtehen ſolche artige Hiſtorien darinne. Ich möchte recht gern etwas wiſſen, wenn nur meine Mama nicht ſo ſtrenge wäre, und mich ſtets mit dem Nähen und Singen plagte.

Lorchen. So haben Sie noch niemals geliebt?

Chriſtianchen. Niemals. Und wenn es mein Leben koſten ſollte: ſo könnte ich nicht ſagen, was Liebe, oder Haß, wäre. Es hat mich auch in meinem Leben noch keine Mannsperſon geküßt, außer mein Bräutigam, der hat mir vorhin das erſte Mäulchen abgezwungen.

Lorchen. Aber bey dieſem Kuſſe werden Sie deſtomehr gefühlt haben, weil es der erſte geweſen iſt?

Chriſtianchen. Nichts mehr, als was ich fühle, wenn Sie mich küſſen; außer, daß mir das Blut ein wenig ans Herz trat, weil ich mich ſchämte.

Lorchen. Ich glaube es gar wohl, daß die Schamhaftigkeit an dieſer Bewegung Urſache geweſen iſt; aber wer iſt Ihnen gut dafür, daß nicht auch die Liebe zu dieſer Regung das ihre beygetragen hat? Wir empfinden die Liebe oft, ohne daß wir wiſſen, daß es die Liebe iſt. Das Verlangen nach einer Perſon iſt das ſicherſte Kennzeichen der Liebe.

Chriſtianchen. Ich habe nach niemanden ein Verlangen, außer nach Ihnen, und zuweilen nach meiner Mama. Nehmen Sie meine Schwachheit nicht übel, wenn es eine iſt. Nicht wahr, Sie haſſen mich nicht, daß ich noch ſo unerfahren bin?

Lorchen. Nein, mein liebes Kind. Konnte ich Sie nur recht glücklich machen? Ich habe Sie wegen Ihrer ungekünſtelten Aufrichtigkeit von Herzen lieb. Es fehlet Ihnen nichts, als die Welt. Ein vernünftiger Umgang und ein gutes Buch werden Sie in kurzem ſo weit bringen, daß ich von Ihnen lernen muß.

Chriſtianchen. Sagen Sie mir nur, wodurch ich Ihnen gefallen kann. Ich will alles in der Welt für Sie thun. Ich habe Sie weit lieber, als meine Mama. Ach wenn ich nur reden könnte! Wenn Herr Simon wieder kommen wird: ſo geben Sie nur Achtung, ich kann kein Wort aufbringen. Ich denke ſtets, ich ſage etwas unanſtändiges, weil ich nicht weis, was man reden ſoll. Da kommen ſie, und werden mich zum Jaworte holen wollen. Ich will geſchwind gehen, und mein diamanten Kreuzchen erſt umbinden.

Vierter Auftritt.

Herr Simon. Herr Ferdinand. Lorchen.

Simon. Dergleichen Frau habe ich Zeit meines Lebens nicht geſehn. Es iſt alles aus, mein liebes Lorchen; und mit Einem Worte, es wird nichts aus der ganzen Heirath.

Lorchen. Sie ſcherzen. Chriſtianchen wird gleich wiederkommen, wir wollen immer gehen.

Ferdin. Nein, nein. Es hat ſeine Richtigkeit. Die Heirath geht gewiß nicht vor ſich.

Lorchen. O ſagen Sie mir doch, was es gegeben hat!

Simon. Das kann ich Ihnen leicht ſagen. Die liebe Frau, ſchenkte mir eine Taſſe Caffee ein. Zehn Stückchen Zucker griff ſie an, ehe ſie das kleinſte nach ihren Gedanken fand, und zehnmal fragte ſie mich, ob ich auch gern ſüß tränke, und verſicherte mich, daß der Zucker ſehr ſchleimte.

Lorchen. Darüber dürfen Sie ſich nicht wundern. Bey ihr ſind alle Dinge ſchädlich, die man nicht umſonſt bekömmt. . . Allein wie ward es denn weiter?

Simon. Ich nehme ſchon halb mit Lachen die Taſſe in die Hand. Und eben da ich trinke, ſo erzählt ſie die Hiſtorie von einem Anzeichen, das es gegeben hätte, da ſie mit Chriſtianchen in den Wochen gelegen hätte. Es war unmöglich, das Lachen zu laſſen. Ich ſehe Herr Ferdinanden an, und werfe, weil ich vor Lachen huſten muß, die obere Taſſe auf die Erde.

Lorchen. Und ſie geht entzwey? Das will ich nimmermehr hoffen. Die Frau Schwiegermutter wird Ihnen in ihrem Leben nicht wieder gut.

Ferdin. Ich wollte, daß mir meine Frau Muhme nicht ſo viel Ehre machte. Erzählen Sie die verdrießliche Sache ſo kurz, als es möglich iſt, und machen Sie, daß wir aus einem Hauſe kommen, wo die Frau eine Närrinn iſt.

Simon. Die Taſſe geht entzwey, und, indem ſie herunterfällt: ſo entfährt mir ein unbedachtſamer Schwur. Kurz, ſie machte über dieſen Verluſt unerträgliche Grimaſſen. Dieſe Auffuhrung gefällt mir gar nicht von Ihnen, fieng ſie an. Ich glaube, Sie lachen mich aus, und ließen die Taſſe mit Fleiß fallen. Iſt meine Betſtube gut genug, daß Sie darinne fluchen? Haben Sie denn gar keine Religion? Sie kriegen meine Tochter nicht. Ich will eine Tochter, und fünf tauſend Thaler nicht wegwerfen. Hören Sie nur! Sie kriegen ſie nicht!„ Solche Schmeicheleyen machte ſie mir.

Lorchen. Was fangen Sie für Sachen an?

Simon. Sie können leicht denken, daß mir alle Gelaſſenheit vergieng. Mit Einem Worte, ich ſagte ihr, daß ich für die Ehre, ihr Schwiegerſohn zu werden, mich gehorſamſt bedanken, und mich ihr hiermit beſtens empfehlen wollte.

Lorchen. Iſt denn die Sache gar nicht wieder gut zu machen?

Ferdin. Nein, es iſt unmöglich. Sie hat uns ordentliche Grobheiten geſagt; und ſie verdient nicht, daß Herr Simon weiter an ſie denkt.

Lorchen. Mich dauert nur die arme Chriſtiane. Was kann denn ſie dafür? Es iſt das redlichſte Kind von der Welt.

Simon. Mich dauert ſie. Ich will ihr den beſten Mann wünſchen, und ihr alle die Geſchenke, die ich zum Mahlſchatze mitgebracht habe, zurücklaſſen. Sie kommen auf tauſend Thaler. Die gute Chriſtiane war vielleicht nicht für mich beſtimmt.

Lorchen. So wollen Sie das unſchuldige Kind verlaſſen? Thun Sie es doch nicht. Ich bitte Sie tauſendmal.

Simon. Liebſtes Lorchen, bitten Sie nicht. Ich glaube nicht, daß mich Chriſtianchen ſehr liebt. Ja ich glaube, daß es ihr leichter werden wird, mich zu verlaſſen, als wir denken. Ich habe mich ſchon zu einer andern Wahl entſchloſſen, und wie glücklich würde ich ſeyn . .

Lorchen. Sie ſind ſehr veränderlich. Dieſes hätte ich Ihnen nicht zugetraut.

Simon. Kränken Sie mich nicht. Mein Herz iſt redlich; allein ich ſehe, Chriſtianchen iſt nicht für mich gebohren. Meine Untreue wird ihr eben ſo gleichgültig ſeyn, als ihr meine Liebe geweſen iſt. Sie bekömmt zehn Männer, wenn ihr auch noch zehen entgehen ſollten. Sie iſt ja ſchön und reich.

Lorchen. So wollen Sie denn ohne ſie wieder fort reiſen?

Ferdin. Ja, morgen, wenn Sie etwas nach Berlin zu beſtellen haben. Nehmen Sie immer Abſchied, Herr Simon.

Simon. So leben Sie denn wohl, liebſtes Lorchen. Herr Ferdinand, verlaſſen Sie mich einen Augenblick. Ich will nur ein paar Worte mit Lorchen allein reden. Doch nein, bleiben Sie hier, und unterſtützen Sie mein Wort. (zu Lorchen) Darf ich Ihnen etwas entdecken, das Sie vielleicht näher angeht, als Sie wünſchen? Erlauben Sie mir, liebenswürdige Eleonore, daß ich ohne Zwang und Kunſt reden darf. Ich liebe Sie; ich biete Ihnen mein Herz und meine Liebe an, und ich will mich glücklich ſchätzen, wenn Sie mich nicht ohne alle Hoffnung fortreiſen laſſen.

Lorchen. Ich weis nicht, was ich auf dieſen Antrag ſagen ſoll. Vielleicht ſollte ich ihn, nach der Gewohnheit unſers Geſchlechts, mit etlichen gleichgültigen Worten, oder bloß nur mit einer Miene beantworten. Vielleicht ſollte ich Sie mit einigen Complimenten beſtrafen, daß Sie mich nicht eher lieben, als bis Sie meine Freundinn nicht bekommen können. Doch Sie mögen aus meiner Beſtürzung ſchließen, ob mir Ihr Antrag gleichgültig geweſen ſey. Fordern Sie kein deutlicher Geſtändniß. Ich ſchätze Sie hoch, und kenne Ihre Verdienſte. Doch, wenn es auch noch mehr, als Hochachtung, wäre, was ich gegen Sie empfinde: ſo ſage ich Ihnen, daß ich lieber alles verlieren, als meiner Chriſtiane ein Glück entziehen will. Und, wenn Sie glauben, daß ich Chriſtianchen, die Freundſchaft, und die Tugend liebe: ſo wird eine genauere Antwort überflüßig ſeyn.

Simon. Allein, wenn nun Chriſtianchen geſtünde . .

Ferdin. Ja, wenn ſie nun ſelbſt zugeſtünde, daß ſie den Herrn Simon nicht verlangte, wollten Sie ihn denn da auch nicht hoffen laſſen?

Lorchen. Chriſtianchen müßte den Werth ihres

Bräutigams nicht kennen, wenn ſie dieſes zu thun im Stande wäre. Hier kömmt ſie.

Fünfter Auftritt.

Chriſtianchen und die Vorigen.

Chriſtianchen. (Zu Lorchen.) Die Mama ſchickt mich her. Ich will es Ihnen heimlich ſagen.

Lorchen. Meine Herren, die Frau Richardinn läßt bitten, ſie nicht weiter mit Ihrem Beſuche zu ſtören, ſie hätte ihre Betſtunde ſchon angefangen.

Ferdin. So unhöflich wollen wir nicht ſeyn. Wir wollen gleich gehen. Herr Simon, ſagen Sie es Jungfer Chriſtianchen, daß die Mama . .

Chriſtianchen. Ich weis es, meine Herren. Und ich will es Ihnen aufrichtig ſagen, Herr Simon, daß mir die Mama befohlen hat, nicht weiter an Sie zu gedenken. Nehmen Sie meine Aufrichtigkeit nicht übel. Ich halte Sie hoch; aber ich habe noch keine Luſt zu heirathen.

Simon. Alſo erlauben Sie mir, daß ich mein Wort zurück ziehen darf?

Chriſtianchen. Ja. Werden Sie nur nicht ungehalten auf mich. Ich habe alle Hochachtung für Sie.

Simon. Auch ich, liebſtes Chriſtianchen, werde Sie ewig hochſchätzen, und Ihnen einen viel würdigern Mann wünſchen, als ich bin. Bleiben Sie meine gute Freundinn, und nehmen Sie, zum Beweiſe, daß Sie mich nicht haſſen, folgende kleine Geſchenke, die ich zu Ihrem Mahlſchatze beſtimmt hatte, von mir an. Dieſes iſt die einzige Gefälligkeit, die ich mir vor meinem Abſchiede von Ihnen ausbitte.

Chriſtianchen. Ja, ich will es thun; aber Sie müſſen mir erlauben, daß ich mir auch von Ihnen etwas ausbitten darf. Doch ich bin wohl zu frey. Ich will es Ihnen ſachte ſagen, wenn Sie nicht zürnen wollen. (Sie redet heimlich mit ihm.)

Simon. An Lorchen ſoll ich denken!

Chriſtianchen. O! Warum ſagen Sie es denn laut? Nun ſehe ich, daß Sie mich beſchämen wollen.

Lorchen. Warum ſoll denn Herr Simon an mich denken?

Chriſtianchen. Sie wiſſen ja, daß ich Sie liebe. Ach wenn ich Ihnen nur zeigen könnte, wie ſehr ich Ihnen gewogen bin. Mein liebes Lorchen, darf ich Ihnen wohl die Juwelen anbieten, die mir Herr Simon geſchenkt hat?

Lorchen. Mein liebes Kind, Sie machen mich durch Ihre Güte unruhig. Ich habe es gut mit Ihnen gemeynt; aber gewiß, Sie meynen es noch beſſer mit mir.

Ferdin. Wienach ſoll denn Herr Simon an Jungfer Lorchen denken?

Chriſtianchen. Ich kann es nicht ſagen. Es wäre zu frey.

Simon. Sagen Sie es, mein Engel. Keine Bitte kann ſo groß ſeyn, daß man ſie Ihnen abſchlagen ſollte. Mein Vermögen iſt zu Ihren und zu Lorchens Dienſten das wenigſte, was Sie begehren können.

Chriſtianchen. Nein, es iſt kein Vermögen. Ich wünſchte, daß Sie . . .

Simon. O ſagen Sie doch, was Sie wünſchen. Ich bitte Sie von Herzen.

Chriſtianchen. Ich wünſchte . . Nein ich kann es nicht ſagen. Ich möchte Lorchen oder Sie mit meiner Aufrichtigkeit beleidigen.

Lorchen. Fürchten Sie nichts. Ich kenne Ihr redlich Herz. Entdecken Sie uns Ihr Verlangen, die Mama möchte ſonſt kommen.

Chriſtianchen. Herr Simon, Sie ſollen das Herz, das Sie mir geben wollten, . . .

Simon. Lorchen geben?

Chriſtianchen. Ach ja. Thun Sie es doch! Sie iſt Ihrer viel würdiger, als ich bin. Ich bin zu jung. Ich habe wenig Lebensart. Aber Lorchen . . Ach wenn doch mein Bitten . . .

Simon. Hören Sie wohl, mein liebſtes Lorchen, was Ihre gute Freundinn ſagt?

Lorchen. Ich bin über dieſe unſchuldige Aufrichtigkeit ſo gerührt, daß ich gehen muß, wenn Sie nicht die Zeichen meiner Schwachheit in meinen Augen ſehen ſollen.

Chriſtianchen. Ach gehen Sie noch nicht.

Simon. (Zu Lorchen.) Wollen Sie Chriſtianchens Wünſchen und mein Bitten ſtatt finden laſſen? Darf ich hoffen, angenehmes Kind? Verlangen Sie keine weitere Erklärung von mir. Ich bin zu zärtlich gerührt, als daß ich viel reden könnte. Mein Glück ſteht bey Ihnen; und ich will es nicht meinen Bitten, ſondern Ihrem freywilligen Entſchluſſe zu danken haben.

Lorchen. (Zu Chriſtianchen.) Dir, redliches Kind, ſoll ich Deinen Liebſten rauben? Dieſes kannſt Du mir zumuthen?

Chriſtianchen. Ach! wenn ich Sie nur glücklich machen könnte. Sie haben ja weit mehr Verdienſte, als ich. Ich bin noch zu jung, und ich gönne Herr Simonen niemanden, als Ihnen. O wenn ich doch die Freude erleben ſollte! Ich meyne es gewiß aufrichtig.

Simon. (zu Lorchen.) Entſchließen Sie ſich; doch nicht ſo wohl nach meinem, als nach Ihrem Gefallen. Fragen Sie Ihr Herz, ob Sie mich lieben können. Ich liebe Sie, und wünſche nichts, als Ihnen zeitlebens meine Liebe zu beweiſen.

Ferdin. (zu Lorchen.) Laſſen Sie uns doch glücklich nach Hauſe reiſen. Wie vergnügt wird unſere Reiſe ſeyn, wenn wir Ihre Gewogenheit, und noch mehr, Ihr Jawort mit uns nehmen!

Lorchen. Ach! was iſt dieſes für ein Ausgang! Wenn habe ich an eine Heirath gedacht, und wenn habe ich meiner beſten Freundinn einen liebenswürdigen Mann entziehen wollen? Herr Simon, überlegen Sie meine Umſtände wohl. Mein Herz iſt mein Reichthum, ſonſt beſitze ich nichts.

Chriſtianchen. Ich will die Mama bitten, daß Sie Ihnen von meinem Vermögen etliche tauſend Thaler giebt.

Lorchen. Mein Kind, ſey ſtille, ſonſt bringt mich deine Aufrichtigkeit zu der äußerſten Wehmuth.

Simon. Wenn Sie kein ander Bedenken haben, als Ihre Umſtände: ſo bin ich glücklich. Ihr Verſtand und Ihre Tugend iſt koſtbarer, als alle meine Reichthümer. Und warum ſchützen Sie Ihre Umſtände vor? Beſitzen Sie nicht ein Capital, das ich Ihnen vorhin geſchenkt habe? Soll ich hoffen, liebſtes Lorchen?

Lorchen. Ja. Ich überlaſſe Ihnen mein Herz, und bitte um das Ihrige; aber bey allem meinem Glücke, mache ich meine beſte Freundinn vielleicht unglücklich.

Chriſtianchen. Nein, nein, gutes Lorchen. Bringen Sie es nur ſo weit, daß Herr Ferdinand mich zu ſich nach Berlin nimmt, und daß er mir die Erlaubniß von meiner Mama ſchafft, Sie dahin zu begleiten, damit ich zuweilen um Sie ſeyn, und von Ihnen lernen kann.

Lorchen. Das iſt eben mein Wunſch, Sie bey mir zu ſehen. Ach wenn doch Ihre Mama in ihrem Leben wenigſtens Einmal gütig ſeyn wollte!

Simon. Ich will es durch meine Freunde in Berlin gewiß ſo weit bringen.

Ferdin. (zu Chriſtianchen.) Ich verſpreche Ihnen, daß ich nicht eher ruhe, bis Sie Ihren Aufenthalt bey mir und meiner Frau haben. Es ſoll alles zu Ihren Dienſten ſeyn, und ich will mit Ihnen als mit meiner Tochter umgehen.

Chriſtianchen. Nun bin ich glücklich. Aber, Herr Simon, wenn wollen Sie Lorchen abholen?

Simon. (zu Lorchen.) Darf ich bitten, daß Sie mich itzt gleich nach Berlin begleiten: ſo will ich noch einige Tage hier warten.

Lorchen. Ja. Ich folge Ihnen, wohin Sie wollen, wenn meine Chriſtiane mit mir ziehen darf.

Chriſtianchen. Ich will gehen, und meine Mama bitten.

Simon. Ich will indeſſen mit Herr Ferdinanden in das Porcellangewölbe gehen, und einen Aufſatz von gutem Porcellan ausnehmen, und ihn der Mama herſchicken: ſo wird ſie das Caffeeſchälchen und ihren Zorn gegen mich ſchon vergeſſen. (Zu Lorchen.) So ſind Sie denn meine Braut?

Lorchen. Ich bin die Ihrige und vollkommen glücklich, wenn ich mir Ihre Liebe zeitlebens erhalten kann. Und morgen bin ich ſchon bereit, Ihnen zu folgen.

Chriſtianchen. Sehn Sie, mein liebes Lorchen, dieſes iſt die Belohnung für Ihren Verſtand und für Ihr edles Herz. Meine Mama hat Ihnen viel Verdruß gemacht. Vergeben Sie es ihr, und vertreten Sie an mir die Stelle einer Mutter. Kommen Sie, wir müſſen doch mit ihr reden

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau Richardinn. Chriſtianchen.

Fr. Richardinn. Ich ſage dirs, denke mir nicht mehr an ihn. Ehe dich Simon zur Braut bekommen ſoll, ehe will ich ſelber ins Oberconſiſtorium gehen. Ich würde mich noch im Grabe umwenden, wenn ich dich nicht beſſer verſorgt wüßte. Einen ſolchen Schwiegerſohn möchte ich haben, der kein Gewiſſen, keine Religion hat; der in meiner Gegenwart flucht; der mir mit Fleiß ein Caffeeſchälchen zerbricht!

Chriſtianchen. Liebe Mama, mit Fleiß wird ers wohl nicht gethan haben. Für ſo ſchlimm halte ich ihn nicht.

Fr. Richardinn. Wie? Du unterſtehſt dich noch, ihn zu vertreten, ihn zu entſchuldigen? Was heißt das anders, als daß du ihn haben willſt? Ungehorſames Kind! Ich will dich enterben, ich will dich aus dem Hauſe ſtoßen, ich will nichts mehr von dir hören und wiſſen. Seht doch, Herr Simon, dein Herr Simon, wird gewiß mehr ſeyn, als deine Mutter?

Chriſtianchen. Zürnen Sie doch nicht auf mich. Ich bin ja unſchuldig. Ich verlange weder Herr Simonen, noch einen Andern zum Manne. Sie thun mir gewiß zu viel, Mama, wenn Sie es nur wiſſen ſollten.

Fr. Richardinn. Was ſoll ich denn wiſſen? Daß du dich ſchon mit ihm verſchworen haſt? Daß du dich von ſeiner ſchönen Larve blenden läßt? Ich werde es gewiß nicht geſchehen haben, da er dich verhin in der Nebenſtube küßte? Nicht wahr, es wird dir gefallen haben? Du garſtiges, ungezogenes Kind, du!

Chriſtianchen. Ach Mama, fahren Sie mir nicht ſo übel mit. Ich kann mich nicht anders, als durch Thränen entſchuldigen.

Fr. Richardinn. Ja, nur geweint! So machen ſie es alle, wenn ſie kein gut Gewiſſen haben. Biſt du ihm nicht vor einer Stunde noch ſelber nachgelaufen? Iſt das eine Aufführung für eine wohlgerathne Tochter? (Chriſtianchen will fortgehen.) Nein, bleib hier! Du willſt meine Vermahnungen nicht länger anhören? Du willſt mir nicht folgen? Ins Zuchthaus mit ſolchen ungerathnen Rangen, ins Zuchthaus, und ſtatt des Mannes den Spinnrocken in den Arm!

Chriſtianchen. Aber, Mama, ich habe ja nichts gethan. Ich bin ja ohne alle Schuld.

Fr. Richardinn. Wie? du kannſt mir noch widerſprechen? Weißt du das vierte Gebot nicht mehr? Wer das vierte übertritt, der übertritt auch das fünfte, denn er ſchlägt durch ſeinen Ungehorſam ſeine armen Aeltern todt. Ich unglückſelige Mutter! Willſt du deinen Simon noch nehmen? Sage nur ja, oder nein.

Chriſtianchen. Nein, ich verlange ihn in Ewigkeit nicht.

Fr. Richardinn. Nun ſo gieb mir die Hand darauf: ſo ſoll alles vergeſſen ſeyn. Alſo willſt du ihn nicht lieben?

Chriſtianchen. Nein. . . . .

Fr. Richardinn. Alſo verſprichſt du mir, ihn zeitlebens zu haſſen?

Chriſtianchen. Ach warum ſoll ich ihn haſſen? Er hat mir ja nichts gethan.

Fr. Richardinn. Nichts gethan? Ein Menſch, der flucht und ſchwört, der nichts zu einem Kirchengeſchenke geben will, den, trägſt du Bedenken, zu haſſen? Den willſt du wohl gar noch lieben? Du ſollſt ihn haſſen, das iſt genug. Gehe mir aus den Augen.

(Chriſtianchen geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Frau Richardinn. Lorchen.

Lorchen. Herr Simon läßt . .

Fr. Richardinn. Herr Simon mag hingehen, wo er hin gehört. Bey mir hat er nichts zu ſchaffen. Wollen Sie nunmehr die Unterhändlerinn werden? Wollen Sie meine Tochter auf Ausſchweifungen führen, wenn ſie nicht von ſich ſelber darauf gerathen kann? Das gefällt mir. Zum Beten und Singen zwingen Sie meine Tochter nicht; aber zur Liebe. Das ſchickt ſich für ein lediges Frauenzimmer, die von nichts, als Unſchuld, wiſſen und reden ſollte. Wenn ſehn Sie denn dergleichen Aufführung von mir? Meine Uebungsſtunden beſuchen Sie nicht; aber wenn Herr Ferdinand und Herr Simon da ſind, ſo . . ich mag nichts weiter ſagen.

Lorchen. Frau Richardinn, ich habe Sie mit Fleiß ausreden laſſen, um mein Verbrechen zu hören; allein ich weis bis dieſe Stunde noch nicht, warum

Sie ſo ungehalten auf mich ſind. Meynen Sie denn, daß ich Chriſtianen verführe? Dieſe Beſchuldigung iſt zu entſetzlich, als daß ich Urſache hätte, mich deswegen zu vertheidigen. So lange mir mein Herz keine Vorwürfe macht: ſo werde ich die Ihrigen mit Gelaſſenheit, oder doch wenigſtens mit Stillſchweigen, anhören.

Fr. Richardinn. Nur fein höhniſch! Nur mit einer frommen alten Frau noch geſpottet! Bin ich gut genug, daß Sie mich ins Geſicht Lügen ſtrafen? Iſt das der Dank für die Sorgfalt, die Sie dreyzehn Monate in meinem Hauſe genoſſen haben? Ich werfe Ihnen meine Wohlthaten nicht vor, ſo unverſchämt bin ich nicht. Ich vergeſſe es, daß Sie ſo lange in meinem Hauſe Brodt gehabt haben; aber daß Sie es vergeſſen, das iſt nicht recht. Undank, aller Laſter Anfang und Fortgang! Ich habe meinem eignen Maule den Biſſen abgedarbt, damit ich = = =

Lorchen. Ich bitte Sie um alles in der Welt, Frau Richardinn, martern Sie mich nicht mit ſolchen entſetzlichen Vorwürfen. Ich habe ja für den Unterhalt, den Sie mir zeither gegönnet haben. die Aufſicht im Hauſe geführt. Sie haben es ja ſelber verlangt, daß ich zu Ihnen ziehen ſollte. Geſetzt, Sie hätten mir mehr erwieſen, als ich verdiente: ſo haben Sie ſich doch den Augenblick für alle Wohlthaten bezahlt gemacht, da Sie mir ſie alle vorgeworfen haben. Wenn ich Ihrer Güte unwerth geweſen bin: ſo bin ich beſtraft genug, daß ichs anhören muß, ohne mich rechtfertigen zu dürfen. Ich will

Ihnen weiter keine Unruhe machen. Erlauben Sie mir, oder befehlen Sie mir vielmehr, daß ich Ihr Haus noch heute verlaſſen ſoll. Es ſoll gewiß an meinem Gehorſam nicht fehlen.

Fr Richardinn. Seht doch! Gleich den Stul vor die Thüre geſetzt! Ein nackend Mädchen, die in ihrem Leben nichts, als ein Paar weltliche Augen, und ein Paar weiße Hände hat, die darf auch ſo trotzig thun. Ich habe noch keinen geſehen, der ſich aus Liebe zu Ihr um das Leben bringen wollen. Sage Sie mir doch, worauf Sie ſo ſtolz thut?

Lorchen. Ich bin nichts weniger, als ſtolz. Sie haben Recht, wenn Sie mir meine Armuth vorrücken. Es iſt auch wahr, daß ich noch keinen Mann habe; allein beides fällt mir ſehr erträglich. Indeſſen kann ich Sie aufrichtig verſichern, daß ich in kurzer Zeit einen liebenswürdigen Mann und ein großes Vermögen beſitzen wollte, wenn ich mich entſchließen könnte, weniger großmüthig zu handeln.

Fr. Richardinn. Wer iſt denn der große Mann, der ein Mädchen mit Armuth braucht? Er muß gewiß willens ſeyn, ohnedem bald zum Lande hinaus zu laufen, und alſo wird es ihm nichts verſchlagen, ob er vor der Hochzeit, oder kurz darnach geht. Darf ichs nicht wiſſen, wer ſich ſo ſterblich in Sie verliebt hat?

Lorchen. Ich könnte es Ihnen leicht ſagen, wer mich liebte; allein ich will Sie weder dadurch kränken, noch mich damit groß machen. Weder der Reichthum, noch der Mann macht den Werth eines

Frauenzimmers aus. Ein Mädchen kann arm ſeyn, und doch Verſtand, Tugend, Lebensart, und Geſchicklichkeit im Hausweſen haben. Machen Sie ſich keine Sorge, Frau Richardinn, ſo lange ich lebe, werde ich immer genug haben; denn ich brauche nicht viel, und alſo verlange ich auch nicht viel.

Fr. Richardinn. Mache Sie ſich immer nicht ſo groß. Ich dächte, es ließe ſich mit Ihrem Verſtande noch halten. Von Ihrer Tugend mag ich nicht reden. Ich kann niemanden in das Herz ſehen. Aber iſt Sie nicht undankbar gegen mich? Und kann der Undank und die Gottesfurcht beyſammen ſeyn? Mit Ihrer Wirthſchaft ſah es wohl auch nicht ſo richtig aus, als ich Sie zu mir ins Haus nahm. Wer weis, ob Sie wußte, daß man die harten Eyer nicht ſalzen darf, wenn man ſie zum Feuer ſetzt? Sey Sie doch nicht ſo ſtolz, und wenn Sie in Ihrem Leben noch nichts von mir gelernet hat: ſo lerne Sie nur dieſes, daß der Hochmuth vor dem Falle kömmt.

Lorchen. Sie ſehen ja wohl, was ich von Ihnen gelernt habe. Wo nähme ich die Geduld her, die größten Beſchimpfungen ruhig anzuhören, wenn ich ſie nicht in Ihrem Hauſe gelernet hätte? Was übrigens die Tugend anlangt, die Sie mir abſprechen, (denn von dem Verſtande und der Wirthſchaft will ich nicht reden): ſo nimmt michs nicht Wunder. Ich bin freylich nicht ſo fromm, als Sie ſind. Und wie ſollte ich zu dem Glücke kommen, daß Sie mich für tugendhaft hielten, da Sie in der Welt keinen Menſchen für fromm halten, als Ihre eigene Perſon. Doch, Frau Richardinn, Sie haben mich, dächte ich, genug ausgeſcholten. Ich werde Ihnen nun wohl weiter zu Ihrer Erbauung nicht nöthig ſeyn. Ich will auch den Augenblick gehen. Haben Sie nur die Güte und hören Sie, warum ich hergekommen bin. Herr Simon läßt Ihnen . .

Fr. Richardinn. Um mich recht zu erbittern, ſo fängt Sie wieder von Simonen an, und ich habe es Ihr doch geſagt, daß ich weder ſeinen Namen noch ſeine Perſon leiden kann. Iſt Sie nicht ſelber Schuld, wenn mir ein Wort im Zorne entfährt? Bringt Sie mich nicht um alle Seelenruhe?

Lorchen. Nein, Frau Richardinn. Ich glaube, es wird zu Ihrer Beruhigung dienen, was ich Ihnen zu ſagen habe. Hören Sie mich nur an. Herr Simon läßt Ihnen ſein Compliment machen.

Fr. Richardinn. Er mag ſein Compliment für ſich behalten. Von einem Flucher nehme ich keinen Gruß an. Er iſt ein ehrvergeßner Mann, ich will ihn nicht geſchimpft haben.

Lorchen. Er hat einen großen porcellanen Aufſatz hergeſchickt, und läßt bitten, daß Sie ihn für das zerbrochene Caffeeſchälchen annehmen ſollen. Geben Sie ſich doch zufrieden, ich glaube, daß der Aufſatz über funfzig Thaler werth iſt.

Fr. Richardinn. Nicht doch! Er wird mich gewiß wieder gut machen wollen. Denkt denn Herr Simon, daß mir ſo viel an zeitlichen Gütern liegt? Hält er mich denn für ſo eigennützig, daß ich ein

Caffeeſchälchen nicht vergeſſen kann? Ich dürfte den Aufſatz bald nicht annehmen. Wie hoch halten Sie ihn denn, mein liebes Lorchen?

Lorchen. Ich glaube gern, daß er funfzig bis ſechzig Thaler koſtet. Er iſt von dem feinſten Porcellan, und die Taſſen haben alle Henkel.

Fr. Richardinn. Henkelchen? Das iſt ja recht hübſch. Nun weil die Schälchen Henkelchen haben, ſo will ich das Geſchenk annehmen. Er wird mirs doch aus gutem Herzen ſchicken, und da wäre es wohl Sünde, wenn ichs ausſchlüge. Iſt denn der Bediente von Herr Simonen noch da?

Lorchen. Ja, er wird noch zugegen ſeyn, wenn Sie mit ihm reden wollen.

Fr. Richardinn. Nein, mein liebes Lorchen, ich möchte mich nicht gerne vor ihm ſehen laſſen. Wenn ich mit ihm rede: ſo müßte ich ihm doch ein Trinkgeld geben, und der arme Menſch könnte nachmals bey ſeinem Herrn Verdruß davon haben, daß ers angenommen hätte.

Lorchen. Machen Sie ſich keinen Kummer, Frau Richardinn; der Bediente des Herrn Simons wird ein Trinkgeld nicht ſo nöthig brauchen.

Fr. Richardinn. Ja, das denke ich auch. Was will denn Chriſtiane? Dieſe könnte an meiner Statt den Bedienten abfertigen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtianchen.

Chriſtianchen. Ach liebe Mama, zürnen Sie doch nicht mehr auf Herr Simonen. Er hat Ihnen recht viel ſchöne Sachen hergeſchickt, recht ſehr ſchöne Sachen.

Fr. Richardinn. Iſt ſein Bedienter noch da?

Chriſtianchen. Nein, er ſagte, er könnte nicht warten. Ich habe mich in Ihrem Namen bey Herr Simonen bedanken laſſen.

Fr. Richardinn. Nun, das iſt ja recht gut, daß du den Bedienten nicht aufgehalten haſt, er möchte ſonſt bey ſeinem Herrn Ungelegenheit davon gehabt haben. Er iſt doch auch gewiß wieder fort?

Chriſtianchen. Ja, er iſt fort. Herr Simon läßt zugleich Abſchied von Ihnen nehmen, wenn er Sie etwa nicht wieder ſehen ſollte.

Fr. Richardinn. Der artige Menſch! Warum will er denn ohne Abſchied fortgehen? Ich muß ja wegen deiner Heirath mit ihm ſprechen. Schicke doch zu ihm, und laß ihn herbitten.

Chriſtianchen. Mama, Herr Simon will mich nicht haben.

Fr. Richardinn. Ach! Warum wird er dich denn nicht haben wollen? Du biſt ein einfältiges Kind, du verſtehſt es nicht. Warum hätte er denn ein ſo koſtbares Präſent hergeſchickt, wenn er dich nicht zur Frau verlangte? Nicht wahr, mein liebes Lorchen, Sie ſind auch meiner Meynung?

Lorchen. Ja, in dieſem Stücke bin ich völlig Ihrer Meynung.

Chriſtianchen. Aber, Mama, Sie haben mir ja verboten, Herr Simonen zu lieben. Sie widerſprechen ſich ja ſelber?

Fr. Richardinn. Nein, ich widerſpreche mir nicht. Vorhin habe ich dir verboten, ihn zu lieben, und nunmehr gebiete ich dir, ihn zu nehmen. Es iſt ein ganz hübſcher Menſch, bey dem du keine Noth haben wirſt, wenn du ſie dir nicht ſelber machſt. Chriſtiane, ſiehe hinaus, ob der Bediente noch da iſt. Ich muß doch die vielen Sachen anſehen, die ich zum Geſchenke bekommen habe. Herr Simon muß gewiß ein gutes Herz haben, das ſeinen Fehler bald bereut. Je nun! Wir ſind Menſchen! Ich ſpreche immer, wir haben alle unſere Fehler, nur einer vor dem andern. Wir müſſen Geduld mit einander haben.

Chriſtianchen. Es liegen bey dem Porcellan auch etliche geiſtliche Bücher, ich denke, das eine hieß Scrivers Seelenſchatz. Herr Simon ließ bitten, Sie ſollten es nicht übel nehmen, daß ſie nicht eingebunden wären, er hätte ſie nicht gebunden bekommen können.

Fr. Richardinn. Warum giebt er denn das Geld für Bücher aus? Ich habe Bücher genug, und ich bleibe bey den Büchern, an die ich mich von Jugend auf gewöhnet habe. Scrivers Seelenſchatz! Es mag ganz ein hübſches Buch ſeyn. Doch wozu brauche ichs? Wie viel muß es denn koſten? Vielleicht nimmt es mein Herr Gevatter, der Buchhändler, für ein billiges von mir an. Nunmehr wird der Bediente wohl fort ſeyn. Ich will die Sachen anſehen. Chriſtiane, bleibe du hier bey Lorchen, wenn etwa Herr Simon noch einmal herſchicken ſollte.

Vierter Auftritt.

Lorchen. Chriſtianchen.

Chriſtianchen. Ach mein liebes Lorchen, ich habe Ihrentwegen eine ganze Viertelſtunde die bitterſten Thränen vergoſſen. Ich ſtund an der Thüre, und hörte zu, wie übel Ihnen die Mama begegnete. Sie meynen es aufrichtig mit mir, und meine Mama kann Ihnen vorwerfen, Sie verführen mich. Laſſen Sie michs nicht entgelten, meine liebe Freundinn. Herr Simon wird Ihnen tauſendmal mehr Vergnügen verſchaffen, als Ihnen meine Mama Verdruß gemacht hat. Sie nehmen mich doch noch mit nach Berlin?

Lorchen. Ja, meine liebe Chriſtiane, wir reiſen gewiß mit einander. Ihre Aufrichtigkeit wird mich zu allem in der Welt geſchickt machen, was Sie nur von mir verlangen. Ich will Ihnen mit allem dienen, was in meinem Vermögen iſt.

Chriſtianchen. Wollen Sie denn auch meiner Mama vergeben, daß Sie ſo ſehr von ihr ſind beleidiget worden?

Lorchen. Ja, mein Kind. Wir müſſen ſtets ſo fertig zum Vergeben ſeyn, als es Andere ſind, uns zu beleidigen. Und wenn kein Menſch in der Welt mehr großmüthig wäre: ſo wollen wir es beide ſeyn. Bittere Beſchuldigungen anhören, iſt eine große Marter für ein ehrliebendes Herz; allein ſie nicht verdienet haben, iſt ein weit größeres Vergnügen. Ich kann Ihre Mama nicht beſſer ſtrafen, als daß ich das alles bleibe, oder das werde, wofür ſie mich nicht hält. Sie denkt, ich meyne es nicht gut mit Ihnen. Doch ſie wird erſchrecken, wenn es der Ausgang zeigt, daß ich Ihr Glück dem meinigen vorgezogen habe.

Chriſtianchen. Wie werden wir es aber anfangen, daß mich meine Mama mit Ihnen reiſen läßt? So bald Sie hören wird, daß Sie Herr Simons Braut ſind: ſo wird Sie wieder böſe werden, und mich nicht reiſen laſſen.

Lorchen. Dafür laſſen Sie mich ſorgen. Eins bitte ich Sie nur: wenn Herr Simon kömmt, denn er wird bald da ſeyn, ſo thun Sie nicht ſo furchtſam gegen ihn. Es fehlet Ihnen nicht an dem Vermögen, zu reden. Sie ſind nur zu ſchüchtern, und benehmen ſich durch Ihre Furcht die Sprache. Herr Simon iſt nicht mehr Ihr Bräntigam, ſondern der meinige; alſo können Sie ſchon etwas freyer und ungezwungener mit ihm umgehen. Wollen Sie es thun, mein liebes Kind?

Chriſtianchen. Ja! Ich will recht aufrichtig und vertraut mit ihm reden. Aber werde ich nicht die Freundſchaft beleidigen, wenn ich gegen Ihren Bräutigam freundlich thue? Ich bin ihm nunmehr recht herzlich gut, weil er mein Bitten erfüllte, und Ihnen ſein Herz ſchenkte. Er muß von Natur recht gütig und liebreich ſeyn. Wie gut werden Sie nicht mit ihm auskommen! Die Mama konnte mir vorhin zumuthen, ich ſollte ihn haſſen, weil ſie ihn haßte; aber das thue ich in meinem Leben nicht.

Lorchen. Nein, haſſen Sie ihn nicht. Lieben Sie ihn, als Ihren Freund. Je mehr Sie ihn werden kennen lernen, deſto liebenswürdiger wird er Ihnen vorkommen.

Chriſtianchen. Aber wenn er mich wieder küſſen wollte, das darf ich ihm wohl nicht mehr erlauben, weil ich nicht mehr ſeine Braut bin. Er wird es auch wohl nicht thun.

Lorchen. Dieſen kleinen Eintrag in meine Rechte will ich Ihnen herzlich gern erlauben. Schlagen Sie ihm einen Kuß nicht ab, wenn er Sie darum bitten ſollte. Sie ſind ihm dieſes Vergnügen für ſeine Liebe noch ſchuldig. Aber, mein liebes Kind, machen Sie auch, daß ich nicht zu viel dabey verliere. Sie ſind ſchöner und reizender, als ich.

Chriſtianchen. Fürchten Sie nichts. Ich will lieber gar nicht mit ihm reden, wenn ich Ihnen etwa gefährlich ſeyn ſollte. Ich dächte nicht, daß ich eben ſo ſchön wäre. Gefalle ich Ihnen denn, mein liebes Lorchen?

Lorchen. Sie gefallen mir, und, wenn ich nicht irre, auch Herr Simonen mehr, als zu ſehr. Wie lange wird es werden: ſo bringen Sie mich um meinen Bräutigam!

Chriſtianchen. Quälen Sie mich nicht. Wie dächten Sie, daß ich zu ſo einer Bosheit geſchickt wäre? Ach nein, ich bin Herr Simonen gewogen, weil er Ihnen gewogen iſt, und ich habe nunmehr das größte Vertrauen zu ihm.

Lorchen. Wenn ich nun etwa bald ſterben ſollte, wollten Sie mirs wohl verſprechen, ihn nach meinem Tode zu heirathen? Was meynen Sie?

Chriſtianchen. O denken Sie doch nicht an den Tod! Ich höre gar nicht gern von dem Sterben reden; und Sie müſſen noch lange leben.

Lorchen. Aber wenn ich nun bald ſterben ſollte, wollten Sie ihn alsdann lieben?

Chriſtianchen. Ja, weil Sie ihn geliebt haben, und weil er Sie geliebt hat, ſo würde ich ihn auch lieben. Laſſen Sie aber die Gedanken vom Tode fahren; Sie machen ſonſt mich und Herr Simonen betrübt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Ferdinand.

Ferdin. Nun, wie ſtehts um unſre Sachen? Hat ſich meine Frau Muhme bald zufrieden gegeben? Sie hat in unſer Quartier geſchickt, und uns wieder herbitten laſſen. Ich weis nicht, was wir ſollen, ob ſie uns vielleicht noch einige Grobheiten ſagen will, die ihr in der Hitze nicht gleich beygefallen ſind. Herr Simon wird gleich auch zugegen ſeyn.

Lorchen. Meine liebe Chriſtiane, gehn Sie doch, und empfangen Sie Herr Simonen. Führen Sie ihn nur gleich in Ihre kleine Stube. Die Mama möchte ſonſt empfindlich werden, wenn er erſt zu mir käme. Aber thun Sie mir nicht gar zu freundlich mit ihm; ich ſage es Ihnen. Mehr, als drey oder viermal, dürfen Sie ſich nicht küſſen laſſen. Kommen Sie nur her, ich will Ihnen ein Mäulchen geben, das können Sie Herr Simonen in meinem Namen wieder geben: ſo behalten Sie doch ein gut Gewiſſen.

Chriſtianchen. Nein, das muthen Sie mir nicht zu: Ich weis nicht, warum Sie ſo mit mir ſcherzen. Warten Sie nur, ich will mich an Ihnen rächen, und es Herr Simonen gleich wieder ſagen. Ich bin recht froh, daß ich Sie ſo aufgeräumt ſehe.

Lorchen. Ja, das macht die Liebe, und Sie, daß ich ſo zufrieden bin. Und ich will es Ihnen nur ſagen, ich möchte Sie auch gern verliebt, und gern ſo glücklich machen, als ich bin.

Chriſtianchen. Itzt noch nicht. Lernen Sie mir nur die Liebe erſt kennen. Wenn ich artiger bin, alsdann iſt es Zeit genug. Ich höre jemanden, ich will gehen, es möchte Herr Simon ſeyn.

Lorchen. Geſchwind, ſehen Sie noch erſt einmal in den Spiegel, ob Sie auch geputzt genug ſind. Herr Simon giebt auf alles acht.

Chriſtianchen. Er wird nicht ſehr auf mich ſehen. Wenn er auf ſeine Braut ſieht, ſo kann er meine Fehler nicht wahrnehmen.

Sechſter Auftritt.

Lorchen. Ferdinand.

Lorchen. Hörten Sie, was das loſe Kind ſagte? Sie kann wohl reden, wenn Sie nur nicht ſo furchtſam wäre. Und ſie wird in kurzer Zeit recht aufgeweckt und manierlich werden. Sie iſt noch die bloße Unſchuld.

Ferdin. Ich habe das gute Kind niemals für einfältig gehalten. Ich will alles zu ihrer Erziehung anwenden; und ich bin verſichert, daß ſich der klügſte Mann noch um ſie Mühe geben ſoll.

Lorchen. Ja, wir wollen gewiß für ſie ſorgen. Sie hat mich glücklich gemacht, und ich denke, ſie bald eben ſo glücklich zu machen. Da kömmt die Frau Muhme. Sieht ſie doch ſo freundlich aus, als wenn ſie zehn Thaler in der Lotterie gewonnen hätte.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Richardinn.

Fr. Richardinn. Willkommen, lieber Herr Vetter, willkommen! Es iſt alles vergeſſen. Mein liebes Lorchen, ſeyn Sie ſo gut, und laſſen Sie Anſtalt machen, daß Herr Simon und der Herr Vetter dieſen Abend einen Biſſen Brodt bey uns eſſen können. Ich muß doch heute meine geiſtliche Uebungsſtunde eingehen laſſen, da ich ſo liebe Freunde bey mir habe. Herr Simon iſt bey meiner Tochter. Sie mögen immer mit einander allein reden, ich will es ihnen nicht wehren. Sie ſind doch ſchon ſo gut, als getraut.

(Lorchen geht ab.)

Achter Auftritt.

Frau Richardinn. Ferdinand.

Ferdin. Frau Muhme, glauben Sie denn, daß Herr Simon Chriſtianchen noch heirathen wird? Ich glaube es nicht. Sie haben ihm ja den ganzen Handel aufgeſagt.

Fr. Richardinn. Was reden Sie? Machen Sie mir das Herz nicht ſcher. Nein, nein, meine Tochter iſt ein ganz hübſches Mädchen, und Herr Simon ein hübſcher Mann. Sie haben auch beide Geld, und alſo können ſie einander ſchon heirathen.

Ferdin. Ja, es gienge an, und es wäre angegangen! allein Sie haben ja alles rückgängig gemacht. Herr Simon hat ſich zu einer ganz andern Heirath entſchloſſen. Denken Sie denn, daß er ſich ſo unhöflich begegnen läßt? Es iſt ein angeſehner geſchickter Mann. Er bekömmt zehn Weiber aus den vornehmſten Häuſern, wenn er ſie nur haben will.

Fr. Richardinn. So? Alſo hat er meine Tochter nur in die Rede bringen wollen? Alſo will er ſie ſitzen laſſen, der gottloſe Menſch? und mich arme Frau vor der Zeit unter die Erde bringen? Solche Leute kann Er mir ins Haus führen, Herr Vetter, und fürchtet ſich der Sünde nicht? Ich arme Wittwe! Ja, ja, arme Wittwen zu unterdrücken, das iſt der Weltlauf.

Ferdin. Was reden Sie wieder, Frau Muhme? Warum heißen Sie Herr Simonen einen boshaften Mann, und warum beleidigen Sie mich? Haben wir denn nicht beide die redlichſten Abſichten gehabt? Und ſind Sie nicht ſelbſt Schuld, daß Herr Simon von Chriſtianchen abläßt?

Fr. Richardinn. Was? Ablaſſen will er? Nein, nun und nimmermehr, und wenn mein ganzes Vermögen darauf gienge. Es müßte keine Gerechtigkeit mehr im Lande ſeyn. Ich will gehn, ſo weit mich meine Füße tragen. Ich will dem Landesherrn einen Fußfall thun. Ich will mir und meiner Tochter Recht ſchaffen. Ich will beten, daß es dem ehrloſen Simon nimmermehr wohl gehen ſoll. Ich will : : Ich arme Frau! Ja alles dieſes will ich thun.

Ferdin. Frau Muhme, ich weiſs nicht, wie Sie mir vorkommen? Können Sie denn nicht gelaſſen mit mir reden? Ich gehe den Augenblick aus Ihrem Hauſe, wenn Sie mir noch ein empfindliches Wort ſagen. Ich kann Ihren Wandel und Ihre vielen Betſtunden gar nicht zuſammen reimen. Wenn man Sie reden und ſchmähen hört: ſo ſollte man glauben, Sie hätten keine Religion, außer die Sie ſich ſelber gemacht hätten. Und gleichwohl reden Sie ſo viel von Ihrer Andacht. Doch ich will billig ſeyn und Ihre Ausſchweifungen einer natürlichen Hitze und ſtarken Wallung des Geblüts zuſchreiben. Allein glauben Sie ja nicht, daß ich und Herr Simon Ihren Zorn anhören müſſen. Der Weg, den wir herkommen ſind, ſteht uns alle Augenblicke wieder offen.

Fr. Richardinn. Lieber Herr Vetter, (Sie weint.) was ſoll ich aber anfangen? Nehmen Sie ſich doch einer armen Wittwe an. Rathen Sie mir. Herr Simon, ein ſo ſteinreicher Mann, der faſt eine Tonne Goldes im Vermögen hat, der will meine Tochter, meine einzige Tochter, nicht haben? Ach! ſie iſt ja auch nicht arm? Sie hat ja auf dreyßig tauſend Thaler. Sie iſt jung, und ſchön, und chriſtlich erzogen. Sie hat ihm ja vor ein paar Stunden angeſtanden. Warum will er ſie denn itzt nicht haben?

Ferdin. Weil Sie geſagt haben, daß er ſie nicht verdiente; daß er ſie mit Ihrem Willen nimmermehr bekommen ſollte. Kurz, weil Sie ihm die gröſten Grobheiten unter die Augen geſagt haben. [illegible]

Fr. Richardinn. Aber, ich habe es ſo böſe nicht gemeynt. Ich will meine Sünde noch heute verbeſſern. Ich will Herr Simonen die verſprochenen fünftauſend Thaler gleich mitgeben. Ich will ihn von nun an für einen frommen Menſchen halten, und ihn alle Tage in mein Gebet einſchließen. Ich will auch die Reiſekoſten bis Berlin für meine Tochter tragen. Ach ſo gewiſſenlos wird er nicht ſeyn, daß er meine arme Tochter ſollte ſitzen laſſen! Was würde die böſe Welt davon ſagen? Würde ſie die Schuld nicht auf mich ſchieben?

Ferdin. Auf dieſe Art würde die böſe Welt zum erſtenmale wahr reden. Denn ſind Sie nicht an allem Urſache? Die gute Chriſtiane dauert mich ſelbſt. Sie hätte in der Welt keinen beſſern Mann bekommen können, als Herr Simon iſt. Sein Reichthum iſt das wenigſte, was ich an ihm hoch ſchätze. Sein Verſtand und ſein redliches Herz ſind weit größere Schätze.

Fr. Richardinn. Ja doch! Sein Verſtand und ſein chriſtliches Herz, das iſt es eben, warum ihn meine Tochter nehmen ſoll. Und wenn er aller Welt Reichthümer beſäße, und hätte nicht ſo viel Religion: ſo bekäme er ſie nimmermehr. Der liebe Mann hat mir mit allerhand geiſtlichen und erbaulichen Büchern ein Geſchenk gemacht. Ja, wenn er mir eine Grafſchaft geſchenket hätte, er hätte mir keinen größern Gefallen thun können. Daraus ſehe ich, daß er fromm iſt, und nicht bloß an dem Zeitlichen klebt. Meine Tochter wird bey ihm ſo gut aufgehoben ſeyn, als bey mir ſelber.

Ferdin. Liebe Frau Muhme, Sie haben zweyerley Sprachen, und ich weis nicht, auf welche man ſich verlaſſen ſoll. Eine klingt geiſtlich, und die andere ziemlich weltlich. Man ſollte ſchwören, Sie müßten auch zwo Seelen haben; eine zum Beten und Singen, und eine zum Richten und Schelten. Doch das werden Sie am beſten wiſſen. Indeſſen will ich mit Herr Simonen reden, ob er ſich noch entſchlieſſen kann, Ihr Schwiegerſohn zu werden. Ich zweifle ſehr daran . . .

Fr. Richardinn. Ich zweifle keinen Augenblick. Ja ich will eben daran erkennen, ob er ein rechtſchaffen Herz hat, wenn er meine Tochter nimmt. Ich kann ihm zwar bey meinem Leben nicht mit vielem Gelde dienen, aber deſtomehr mit meinem Gebete; und daran wird ihm mehr gelegen ſeyn, als an etlichen Tauſend Thalern. Wir müſſen ja alles zurück laſſen, wenn wir ſterben. Ich arme Frau, wie lange wird es denn noch mit mir werden! Ja, lieber Herr Vetter, wenn Sie es nur ſehen ſollten, ich habe mir ſchon alle Kleider zu rechte gelegt, die ich im Sarge tragen will. So gar die Breter zu meinem Sarge liegen ſchon da. Es ſind feſte und eichene Breter, ich weis nicht mehr, wie viel ſie mich koſten. Ich habe ſie von dem Gevatter Tiſchler ſtatt der Intereſſe angenommen.

Ferdin. Das iſt alles gut. Ich will wünſchen, daß Sie dieſe feſten Breter noch lange nicht brauchen, und ſie ehe zu einem Brautbette, als zu dem Sarge, anwenden mögen.

Fr. Richardinn. Der Himmel vergebe es Ihnen, Herr Vetter, daß Sie mit mir armen alten Frau ſo ſpotten. Ich könnte noch an das Heirathen denken? Schämen Sie ſich doch. Es wird indeſſen ſchlimm genug ſeyn, wenn meine Tochter aus dem Hauſe iſt. Wer ſoll mich künftig in meinem Alter warten und pflegen! Keinen Mann habe ich, der mir an die Hand gienge, und ſo einen, wie mein ſeliger Herr war, kriege ich in meinem Leben nicht wieder. Nein, Herr Vetter, rathen Sie mir ja nicht, daß ich wieder heirathen ſoll. Ein alter Mann iſt unbehülflich, und ein junger hält mich nicht für gut, und verthut mir das Meinige. Ach denken Sie mir nicht an dieſe Schwachheit. Die Breter ſind zu meinem Sarge beſtimmt, der ſoll mein Brautbette ſeyn.

Ferdin. Sie haben mich nicht recht verſtanden, ich meynte zum Brautbette Ihrer Jungfer Tochter. Ich würde Ihnen nicht zur Ehe rathen, Frau Muhme, da ich weis, daß Sie in ſechzig ſind.

Fr. Richardinn. Warum nicht lieber in achtzig? Ich muß am beſten wiſſen, wie alt ich bin. Es läßt ſich mit meinen Jahren noch wohl halten, und meines Alters wegen könnte ich noch lange leben, wenn mich nicht Noth und Sorge vor der Zeit ins Grab brächten. Ich bin alle Tage bereit zum Tode. Doch möchte ich nur noch einige Jahre leben, damit ich ſähe, wie es meiner Tochter gienge, und ob ſie mich auch mit wohlgerathenen Kindern erfreuen würde. Wenn ſie nur nach Herr Simonen gerathen, ſo bin ich ſchon zufrieden.

Ferdin. Frau Muhme, wir wollen noch nicht von den Kindern reden; denn es ſtößt ſich noch an die Kleinigkeit, ob Herr Simon Chriſtianchen zur Frau haben will.

Fr. Richardinn. Davon bin ich überzeugt. Ich will gehen, und den Biſſen Eſſen zurechte machen laſſen. Ueber Tiſche wollen wir die Verſprechung zur Richtigkeit bringen.

Neunter Auftritt.

Ferdinand. Simon.

Simon. Wo iſt denn meine Braut? Haben Sie noch nicht mit ihr geſprochen?

Ferdin. Ja, ich weis nicht, welche Braut Sie meynen; ob die erſte, oder die letzte? Ob Chriſtianchen, oder Lorchen?

Simon. Wie können Sie doch fragen? Habe ich denn eine andere Braut, als Lorchen?

Ferdin. Bey Ihnen iſt es freylich Lorchen; aber bey meiner Frau Muhme iſt es Chriſtianchen. Sie will uns zu Tiſche behalten, und da ſoll die Verſprechung vor ſich gehen. Und wenn Sie Chriſtianchen nicht zur Frau nehmen: ſo will meine liebwerthe Frau Muhme in eigener hoher Perſon ins Conſiſtorium laufen, all ihr Vermögen daran ſetzen, und wenn dieſes nicht hilft, Sie durch ihr Gebet in das entſetzlichſte Unglück beten.

Simon. Die Frau weis nicht, was ſie will. Sie kann thun, was ihr gefällt. Lorchen iſt meine Braut, und Chriſtianchen dauert mich. Sie hat itzt wieder mit mir geſprochen, und recht artig gethan. Sie iſt wirklich nicht ſo wohl einfältig, als furchtſam. Sie hat recht mit mir geſcherzt, und Lorchen bey mir auf eine loſe Weiſe verklagt. Freylich hat ſie mir nichts ſinnreiches geſagt; aber ſie wußte es doch mit einer guten Miene vorzubringen. Sie bedankte ſich recht zärtlich bey mir, daß ich auf ihr Bitten Lorchen hätte zu meiner Braut erwählen wollen. Ich hätte lieber über ihre Unſchuld geweint. Doch, Herr Ferdinand, wo iſt denn Lorchen? Haben Sie noch nicht mit ihr geſprochen?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen. Chriſtianchen.

Lorchen. Hat mich Chriſtianchen bey Ihnen verklagt, Herr Simon?

Simon. Ja wohl, meine liebe Braut; und ich wollte bitten, daß Sie ſich ſelber eine Strafe auferlegten, damit ich es nicht in Chriſtianchens Namen thun müßte.

Lorchen. Das iſt doch ganz artig. Sie trauen der loſen Chriſtiane, und verdammen mich, ohne mich gehört zu haben. Bey wem ſoll ich mich denn über Sie ſelbſt beklagen? Bey der kleinen Chriſtiane? Ja, ja, da würden Sie mit einer ſehr leichten Strafe davon kommen.

Chriſtianchen. Mein liebes Lorchen, ich habe nichts mehr geſagt, als was wahr iſt. Ich hätte gern noch etwas dazu geſetzt; aber ich konnte es nicht über das Herz bringen. Ich habe Sie gar zu lieb. Ich will es Ihnen auch geſtehen, daß mir Herr Simon - - doch er mag es Ihnen ſelber ſagen.

Lorchen. Ich höre es ſchon, mein Herr Bräutigam wird Ihren kleinen Muthwillen mit etlichen Mäulchen beſtraft haben, und Sie werden ſich dieſe harte Beſtrafung haben gefallen laſſen. Sie ſagen nichts, Herr Simon? Soll ich etwan auch ſtille ſchweigen, und Ihre erſte Untreue gleich mit Gelaſſenheit anſehen?

Chriſtianchen. O! reden Sie doch nicht von der Untreue. Sie haben mir es ja ſelbſt befohlen. Herr Simon liebt Sie von Herzen, und wir haben von nichts, als von Ihnen, geſprochen. Er hat Ihnen die größten Lobſprüche beygelegt, und ich auch. Wenn ich von Ihnen rede, ſo werde ich recht beredt.

Simon. So, meine liebe Chriſtiane! Immer vertheidigen Sie mich bey meiner Braut. Sie ſehn wohl, daß ſie eiferſüchtig auf Sie iſt. Aber, liebſte Eleonore, wir wollen die wenigen Augenblicke noch zu einigen Berathſchlagungen wegen unſerer morgenden Abreiſe anwenden. Weis es denn die Frau Richardinn, daß Sie meine Braut ſind? Wird ſie auch ihre Chriſtiane mit Herr Ferdinanden reiſen laſſen?

Chriſtianchen. Wie? Herr Simon! Ich ſoll nicht mit Lorchen reiſen, und nur mit Herr Ferdinanden? Iſt dieſes Ihr Verſprechen? Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut.

Simon. Nein, mein liebes Kind, Sie reiſen mit uns, und was Sie in Berlin verlangen, das ſoll zu Ihren Dienſten ſtehen.

Ferdin. Sie ſollen meine Tochter ſeyn, und ich will Ihnen mehr halten, als ich verſpreche. Ich mache mir eine Ehre daraus, ein Frauenzimmer in meinem Hauſe zu haben, das ſo angenehm und ſittſam iſt, als Sie ſind. Sie wiſſen es nicht, wie liebenswürdig Sie Ihre Unſchuld macht; und deſto mehr verdienen Sie, hochgeſchätzt zu werden. Jungfer Lorchen und meine Frau ſollen alles zu Ihrem Umgange und zu Ihrem Vergnügen beytragen.

Lorchen. Ich will nichts weiter ſagen, meine liebe Chriſtiane. Genug, Sie ſollen bald ſehen, daß mir Ihre Zufriedenheit ſo lieb, wo nicht gar noch lieber, als die meinige, iſt.

Chriſtianchen. So wollen wir immer gehen, die Mama wird ganz gewiß ſchon mit dem Eſſen auf uns warten. Herr Simon und Herr Ferdinand, ich verlaſſe mich auf Ihren Fürſpruch. Nehmen Sie es nur nicht übel, wenn die Mama wieder verdrießlich werden ſollte. Sie meynt es nicht ſo böſe.

Simon. (zu Lorchen.) Alſo kommen Sie, meine liebe Braut. Wir wollen ſehen, wie wir mit der Frau Richardinn aus einander kommen. Ich habe noch für ein großer Präſent geſorgt, ſie wird ſich ſchon befriedigen laſſen.

Lorchen. Meine liebe Chriſtiane, gehen Sie immer voran. Wir wollen gleich nachkommen. Thun Sie nur indeſſen gegen die Mama, als ob Herr Simon noch Ihr Bräutigam wäre. Wir wollen es nach dem ſchon machen.

(Sie geht ab.)

Eilfter und letzter Auftritt.

Die Vorigen.

Lorchen. Ich habe noch ein Wort mit Ihnen zu reden, Herr Simon. Sie ſind ſo großmüthig geweſen, und haben mich zu Ihrer Braut erwählt, und ich geſtehe Ihnen, daß ich mir kein größer Glück in der Welt wünſche, als die Frau eines ſo edelgeſinnten Mannes zu ſeyn. Allein ich höre auch mit dieſem Geſtändniſſe auf, die Ihrige zu ſeyn. Ihr Herz war nicht für mich, ſondern für Chriſtianchen, beſtimmt, und je mehr Vergnügen ich in der Ehe mit Ihnen würde genoſſen haben, deſto unruhiger würde ich geworden ſeyn, daß ich meiner Freundinn ſo viel entzogen hätte. Werfen Sie mir nicht vor, daß ich zu zärtlich in der Freundſchaft bin. Ich will lieber durch den Ueberfluß der Freundſchaft fehlen, als durch den Mangel.

Simon. Iſts möglich, daß ich recht höre? Was fangen Sie mit mir an? Wozu bringen Sie mich? Iſt mir denn alles in der Liebe zuwider?

Lorchen. Laſſen Sie mich ausreden, ſo werden Sie hören, ob ich Ihnen Unrecht thue. Sie haben mich gewiß aus der beſten Abſicht gewählt, und ich glaube, daß ich Ihr Herz einigen von meinen Eigenſchaften zu danken habe. Allein überlegen Sie wohl, ob nichts mehr, als die Liebe, an dieſer Wahl Antheil hat? Der Verdruß, den Sie mit der Frau Richardinn gehabt, hat ſich gewiß ohne Ihr Wiſſen mit in das Spiel gemengt. Sie ſchlug Ihnen Chriſtianchen ab, und gleich darauf trugen Sie mir Ihr

Herz an. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf; ich will Ihnen auch Ihre Liebe zu mir nicht verdächtig machen. Ich will nicht ſagen, daß ſie zu geſchwind entſtanden iſt. Nein, ich will es anders ausdrücken. Ich glaube nicht, daß ich ſo viel Reizungen beſitze, daß ich in ſo kurzer Zeit mir Ihre Liebe zu eigen machen könnte. Geſetzt auch, daß ſie noch ſo gegründet wäre, ſo bleibe ich doch bey meinem Vorſatze. Ich habe alles wohl überlegt. Ihr Herz gehört niemanden, als Chriſtianchen. Sie verdient es, wo nicht mehr, doch eben ſo wohl, als ich. Sie hat es aus Liebe zu mir nicht annehmen wollen, und um mich glücklich zu machen, hat ſie ſpäter glücklich werden wollen. Sie liebt Sie, ohne es zu wiſſen, und Sie können nach meinem Urtheile nicht glücklicher wählen, als bey Chriſtianchen. Bleiben Sie alſo bey Ihrem erſten Entſchluſſe. Sie ſind nicht unbeſtändig gegen Chriſtianchen geweſen, denn Sie haben ihren Werth nicht genug gekannt. Ich begleite Chriſtianchen nach Berlin. Sie lebt noch ein Jahr bey mir, ehe Sie ſich mit ihr vermählen. Es ſteht bey Ihnen, ob Sie meinem Rathe folgen wollen, der die aufrichtigſte Abſicht zum Grunde hat. Genug, ich bin nicht mehr Ihre Braut, ſondern Ihre gute Freundinn.

Simon. Liebſte Eleonore, in welche Beſtürzung ſetzen Sie mich? Ich weis nicht -- Iſt es denn nicht möglich, daß Sie mich lieben können?

Lorchen. Ich will Ihnen die Mühe nicht machen, mich weitläuftig zu widerlegen. Ich will Unrecht haben. Ich glaube, daß ich Sie beleidige, und daß Sie ſich dergleichen fremden Antrag niemals vermuthet haben. Allein ich wiederhole es: Entweder Chriſtianchen iſt Ihre Braut, oder keine von uns beiden.

Ferdin. Ach Lorchen! Worzu bringen Sie Herr Simonen? Uebereilen Sie ſich doch nicht, ich bitte Sie.

Lorchen. Ich übereile mich nicht. Antworten Sie mir, mein lieber Herr Simon. Iſt Chriſtianchen Ihre Braut, und ſoll ich mit Ihr nach Berlin reiſen?

Simon. Laſſen Sie mich doch nur von meiner Beſtürzung zu mir ſelber kommen. Sie verfahren gewiß zu ſtrenge mit mir. Ich weis ja nicht, ob die unſchuldige Chriſtiane ſich entſchließen kann … Alſo darf ich mir keine Hoffnung machen, Sie zu beſitzen, meine Eleonore? Verdiene ich nicht länger, als etliche Augenblicke, von Ihnen geliebt zu werden? Träume ich, oder ſchlagen Sie mir wirklich Ihr Herz ab? Darf ich gar nicht mehr hoffen?

Lorchen. Nein, Sie dürfen nicht mehr hoffen. Beruhigen Sie ſich, wenn ich Ihnen geſtehe, daß es mir ſo ſauer ankömmt, dieſes zu ſagen, als es Ihnen ſeyn kann, es anzuhören. Genug, ich opfere die Liebe der Freundſchaft auf, mein Herz mag dawider ſagen, was es will. Sie gehören Chriſtianchen zu, und ich will mich vollkommen glücklich ſchätzen, wenn Sie dieſes liebenswürdige Kind von meiner Hand annehmen. Sie liebt Sie gewiß; allein Sie hat, aus Liebe zu mir, mich durch Sie glücklich machen, und ſich ſelber vergeſſen wollen. Ich bin alſo nicht einmal ſo großmüthig, als Chriſtianchen. Was ich thue, iſt nur eine Belohnung, oder eine Erkenntlichkeit für die Freundſchaft, die Sie mir freywillig erwies. Erfüllen Sie meine Bitte, lieber Herr Simon, und nehmen Sie meine unſchuldige Freundinn von mir an. Ich reiſe mit ihr nach Berlin, und es bleibet bey meinem Verſprechen. Geben Sie dieſen Abend Ihr Wort von ſich, und verſchieben Sie das Hochzeitfeſt noch ein Jahr. Ihre Ehe wird alsdann ein Beyſpiel der beſten Ehen ſeyn. Denken Sie nicht mehr an mich; ſondern, von dieſem Augenblicke an, an Chriſtianchen. Ich bitte Sie bey der Zuneigung, die Sie mir heute geſchenkt haben, denn ich weis nichts koſtbarers.

Simon. Ich kann nichts weiter ſagen, als daß ich Chriſtianchen von Ihrer Hand annehmen, und Ihre Großmuth, und mein Schickſal zeitlebens bewundern werde. Ach Herr Ferdinand, wer hätte dieſen Ausgang vor einer Stunde vermuthet? Ich gehorche dem Verhängniſſe und der Liebe. Chriſtianchen ſey zum andernmale meine Braut, und auf ewig die meinige. Wird ſie mich auch lieben? Wie unruhig iſt ein Herz, wenn es liebt, und was iſt gleichwohl ſüßer, als die unſchuldige Liebe? Liebſte Eleonore, glauben Sie wohl, daß Chriſtianchen mich liebt?

Lorchen. Ja. Sie liebt Sie, Herr Simon, und ich freue mich über den glücklichen Ausgang Ihrer Liebe. Ich will mit Chriſtianchen reden;

verlaſſen Sie ſich auf mich, und auf Ihren eignen Werth. Wie zufrieden will ich ſeyn, wenn ich Sie beide in dem Glücke ſehe, das Sie verdienen, und wenn ich den ſüßen Gedanken mit mir herum tragen kann, daß ich zu dieſem Vergnügen etwas beygetragen habe! Kommen Sie, wir wollen zur Frau Richardinn gehen, Sie wird dieſen guten Erfolg mehr, als Einmal, ihrem Gebete zuſchreiben.

Ferdin. Das heißt Großmuth! Das heißt Freundſchaft! Wenn doch viel ſolche weltlichgeſinnte Frauenzimmer in der Welt wären, wie Lorchen und Chriſtianchen, und keine einzige ſo heilige Frau, wie meine Frau Muhme, die Betſchweſter. Lorchen, ich habe kein Kind. Sie ſind meine Tochter. Nehmen Sie die fünf tauſend Thaler von Herr Simonen nicht an. Ich will Sie allein glücklich machen. Kommen Sie, meine liebe Tochter, wir wollen gehen.

(Er nimmt ſie bey der Hand, und ſie küßt ihm die Hand.)

Lorchen. (zu Simonen.) Erlauben Sie mir das Vergnügen, daß ich Sie zu Ihrer Braut führen darf. Das gute Kind wird recht erſchrecken.

Ende des dritten und letzten Aufzugs.

Das

Loos in der Lotterie.

Ein Luſtſpiel

in fünf Aufzüger.

Perſonen.

Herr Orgon.

Frau Orgon.

Herr Damon.

Frau Damon.

Carolinchen, eine Anverwandtinn der Frau Damon.

Herr Simon.

Herr Anton, Carolinchens Bräutigam.

Der Schauplatz iſt in Damons Hauſe.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau Damon. Herr Orgon.

Frau Damon. Bringen Sie mir etwan eine gute Nachricht wegen der Berliniſchen Lotterie? Haben Sie die Liſte noch nicht erhalten?

Hr. Orgon. Nein, zur Zeit noch nicht, meine liebe Frau Schwägerinn. Aber ich bekomme ſie entweder mit der heutigen Poſt, oder doch mit der morgenden gewiß. Und ich will Ihnen im voraus von Herzen wünſchen, daß Ihr Loos den größten Gewinnſt mag erhalten haben.

Fr. Damon. Sie wünſchen mir mehr, als ich verlange. Ich habe nicht in die Lotterie gelegt, um reich zu werden, ſondern um Andern gutes zu thun, wenn ich etwas gewönne. Sie wiſſen wohl, daß mein lieber Mann mit meiner Freygebigkeit nicht wohl zufrieden iſt, und mich durch ſeine gar zu große Sparſamkeit außer den Stand ſetzet, jemanden Gefälligkeit zu erzeigen. Wenn ich nun zum Exempel hundert Thaler gewönne: ſo wollte ich ihm die eine Hälfte davon geben, damit er mir erlaubte, die andre Hälfte meiner Schweſter Tochter, Carolinchen, zu ſchenken, welche ſich einige gute Bücher und muſikaliſche Sachen dafür kaufen würde. Es iſt ein recht artiges und geſchicktes Mädchen, die von den meiſten Fehlern unſers Geſchlechts frey iſt.

Hr. Orgon. Ja ja. Sie mag ein gut Gemüthe haben. Wenn ich Herr über mein Vermögen wäre: ſo wollte ich ihr ſelber dienen. Allein unſere beiden Haushaltungen ſind einander gleich entgegen geſetzt. Bey Ihnen hat der Mann das Geld allein, und bey mir die Frau.

Fr. Damon. Aber warum geben Sie denn Ihrer Frau Liebſte alles, und benehmen ſich die Gelegenheit, gegen Ihre Anverwandten und Freunde gefällig und liebreich zu ſeyn?

Hr. Orgon. Ich habe recht viele Urſachen dazu, Frau Schwägerinn. Erſtlich will es meine Frau haben, daß ich ihr alles Geld geben ſoll. Und warum ſollte ichs nicht thun, da mir nicht viel an dem Gelde liegt? Zum andern, was ſollte ich mit dem Gelde anfangen? Die Arten, wodurch man es verthut, ſind mir faſt alle zu beſchwerlich. Ich ſpiele nicht gern, weil es mühſam iſt, und man dabey lange nachſinnen muß. Ich trinke nicht gern, weil ich mich vor dem Kopfweh fürchte. Und in dem Weinkeller ſind auch immer ſo viele Leute. Dieſe muß ich entweder grüßen, wenn ich hinkomme, oder ich muß gar mit ihnen reden, oder doch zuhören. Und alles dieſes beunruhiget mich; denn ich bleibe gar zu gern in meiner Gelaſſenheit, und laſſe mir alles gefallen, wobey ich mich leidend verhalten kann.

Fr. Damon. Wobey Sie ſich leidend verhalten können? Was ſoll denn das eigentlich heißen?

Hr. Orgon. Ich weis es ſelber nicht recht; aber ich wollte nicht erſt lange herum ſinnen. Denn was ſollte man ſich eines Wortes, oder Gedankens wegen, lange quälen? Ich bin von dem vielen Reden ſchon recht müde. Wenn nur meine Frau käme, daß ſie an meiner ſtatt mit Ihnen ſprechen könnte.

Fr. Damon. Herr Schwager, das iſt auch gar zu bequem. Sie werden doch Ihrer Frau Liebſte nicht zumuthen, daß ſie in Ihre Seele reden ſoll?

Hr. Orgon. Ja, warum ſoll ſie nicht in meinem Namen reden können, da ſie mein ganzes Herz kennt und im Beſitze hat? Sie thut es auch gern. Denn ſie redt lieber, als ich. Und ſo wenig ich ſpreche: ſo läßt ſie es doch ſelten bey dem, was ich ſage, bewenden. Sie verbeſſert es entweder, oder ſie führt es weitläuftiger aus, oder ſie zeigt mir das Gegentheil davon. Und dieſes laſſe ich mir von Herzen gefallen. Denn auf dieſe Art habe ich keine Mühe. Meine liebe Frau denkt für mich und redt auch für mich.

Fr. Damon. Herr Schwager, Sie ſind gar zu treuherzig. Warum ſagen Sie mir alles dieſes? Ich hätte geglaubt, Sie nähmen es übel, wenn man Ihnen nur die Hälfte von denen Eigenſchaften beylegte, die Sie ſich ganz zueignen.

Hr. Orgon. Ich rede die Wahrheit. Die Verſtellung kömmt mir allemal weit beſchwerlicher an, als wenn ich ſage, wie mirs ums Herze iſt. Geſetzt, daß auch meine Lebensart nicht recht nach der Mode wäre: ſo iſt ſie doch ruhig; und ein ruhig Leben iſt das vernünftigſte.

Fr. Damon. Mich deucht, Sie vermengen das gar zu Bequeme mit dem Ruhigen.

Hr. Orgon. Das mag ſeyn. Ich habe es Ihnen ja ſchon geſtanden, daß mich ein Wort nichts verſchlägt. Ueber dieſe mühſelige Pedanterey bin ich lange hinweg. Bedenken Sie nur, ob dieſes keine ruhige Lebensart iſt, wenn man wenig oder nichts thun darf, und ſo gar der verdrießlichen Mühe, ſich zu entſchließen, überhoben ſeyn kann.

Fr. Damon. Nun überlege ich erſt, wie viel Ihnen mein Lotteriezeddel Mühe gekoſtet haben mag. Urtheilen Sie nur. Erſtlich haben Sie meine Bitte, mir einen zu verſchaffen, anhören müſſen. Dieſes iſt eine Mühe. Dann haben Sie ſich entſchlieſſen müſſen, daß Sie mir ein Loos aufnehmen wollen. Dieſes iſt die andere Mühe. Ferner haben Sie das Geld dafür nach Berlin geſchickt. Dieſes iſt die dritte Mühe. Und wenn Sie heute oder morgen die Liſte von der gezogenen Lotterie von Ihrem Correſpondenten erhalten: ſo habe ich Ihnen die vierte Mühe gemacht. Derjenigen nicht zu gedenken, die ich Ihnen itzt verurſache, da Sie mit mir davon haben reden müſſen.

Hr. Orgon. Sie vergrößern meinen Dienſt gar zu ſehr. Ich weis doch wohl, daß man einer lieben Freundinn zu Gefallen ſich auch einmal Gewalt anthun muß. Indeſſen bleibe ich dabey, daß ein ruhiges Leben ein vernünftiges Leben iſt. Ueberlegen Sie nur, liebe Frau Schwägerinn, wie glücklich man iſt, wenn man niemals daran denken darf, was man thun will, und ſo gar nicht einmal zu wollen braucht. Meine Intereſſen kommen, ohne daß ich daran gedacht habe. Ich denke auch ferner nicht daran, wenn ich ſie habe; denn ich überlaſſe ſie meiner Frau. Wenn meine Frau ſagt: Mein Schatz, wir wollen eſſen; ſo eſſe ich. Wenn ſie ſpricht: Wir wollen Caffee trinken; ſo trinke ich, wenn ſie mir einſchenkt. Kurz, meine Frau lenkt meine Seele, meine Wünſche, mein Geld, wohin ſie will. Und ich erſpare mir auf dieſe Art die größte Mühe, die das menſchliche Leben, wo nicht verkürzt, doch gewiß beſchwerlich macht.

Fr. Damon. Aber auf dieſe Art, Herr Schwager, ſind Sie ja, wenn Sie meine Vergleichung nicht übel nehmen wollen, faſt nichts in Ihrem Hauſe, als ein Gängelwagen, der nicht eher laufen kann, als bis man ihn in Bewegung ſetzet.

Hr. Orgon. Wie ich höre, können Sie auch ſpotten. Laſſen Sie es gut ſeyn. Ich befinde mich, als ein lebendiger Gängelwagen, ſehr wohl, und will es bis an meinen Tod bleiben. Doch wir haben viel geredet. Laſſen Sie uns nun etwas ausruhen, ſonſt möchte ich vor Müdigkeit nicht Caffee trinken können.

Fr. Damon. Soll ich Ihnen etwan ein Küſſen holen, wenn Sie ſich mit dem Kopfe ein wenig auf den Tiſch legen wollen? Doch hier kommt Ihre Frau Liebſte.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Weil Sie es alſo befohlen haben, Frau Schweſter, ſo ſtelle ich mich ein. Aber meine erſte Bitte iſt, daß Sie ſich unſertwegen nicht die geringſte Ungelegenheit machen.

Fr. Damon. Befürchten Sie nichts, liebe Frau Schweſter. Sie wiſſen ſchon, daß mein Mann kein Freund von großen Gaſtereyen iſt, und daß er an ſeinem Geburtstage eben ſo wenig verſchwendet, als zu einer andern Zeit. Verziehen Sie nur einen Augenblick, ich will gehen und ihn herbey rufen.

Dritter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Die Frau Schwägerinn hat ſich ja ganz erſtaunlich geputzt. Ich hätte ſie für eine Hofdame angeſehen, wenn ſie mir im Dunkeln begegnet wäre. Gewiß, wenn ich argwöhniſch wäre, ſo könnte ich mir allerhand Gedanken machen, daß ich meinen Mann ganz allein bey einer Frau antreffe, die wohl nicht ohne Urſache ihren völligen Staat angelegt hat.

Hr. Orgon. Hat ſich die Frau Schwägerinn ſo geputzt, mein liebes Kind? Ich habe nicht Achtung darauf gegeben.

Fr. Orgon. Sie mögen nun Achtung darauf gegeben haben oder nicht: ſo ſagen Sie mir nur, warum Sie eher hieher gegangen ſind, als ich?

Hr. Orgon. Du haſt mirs ja geheißen, mein gutes Herze!

Fr. Orgon. Gut! habe ich Ihnen deswegen befohlen, daß Sie ſich ganz allein zu der Frau Schwägerinn ſetzen, und wer weis was für Reden mit ihr führen ſollen? Was für ſinnreiche und angenehme Sachen haben Sie denn von ihr gehört?

Hr. Orgon. Ich weis kein Wort mehr von unſerer ganzen Unterredung. Warum ſollte ich mir die Laſt machen und das behalten, was ich höre?

Fr. Orgon. Mit dieſer Entſchuldigung, ſo wahr oder erdichtet ſie auch iſt, werden Sie dieſesmal nicht auskommen. Ich frage ſie kurz und gut, ob Sie mich lieben, oder nicht?

Hr. Orgon. Ach ja, mein Schatz.

Fr. Orgon. Nun ſo befehle ich Ihnen bey dieſer Liebe, daß Sie mir ſagen, was Sie mit der ſo ſchön geputzten Frau Schwägerinn geſprochen haben.

Hr. Orgon. Ja, wenn ichs nur wüßte. Ich redte, glaube ich, davon mit ihr, daß mir das Reden ſauer würde.

Fr. Orgon. Man höre nur, was das für eine boshafte Antwort iſt. Wie kommen Sie denn zu dem ſinnreichen Einfalle? Ich glaube, die Frau Schwägerinn hat es Ihnen eingegeben, was Sie Ihrer rechtſchaffenen Frau antworten ſollen. Sie wiſſen doch wohl, daß ich Ihre Frau bin, oder ſoll ich Ihnen noch mehr ſagen? Ich kündige Ihnen meine Liebe und alles auf, wenn Sie mir nicht den Augenblick ſagen, was Sie mit der eingebildeten, närriſchen, ſtolzen, ungeſchickten und verführeriſchen Frau geredet haben.

Hr. Orgon. Mein Engel, beunruhige mich nicht. Ich glaube, ich ſchlieſe ein, wenn ich lange nachſinnen wollte.

Fr. Orgon. Und wenn Sie auf zehn Jahre einſchlieſen: ſo muß ich wiſſen, was Sie mir der Frau geredet haben.

Hr. Orgon. Itzt beſinne ich mich. Wir redeten von der Berliniſchen Lotterie.

Fr. Orgon. Was iſt denn das für ein Geheimniß?

Hr. Orgon. Die Frau Schwägerinn hat mich vor einiger Zeit erſucht, ein Loos in der Berliniſchen Lotterie für ſie auszunehmen. Nun iſt die Lotterie gezogen, und ſie möchte gerne wiſſen, ob ſie für ihre vier Thaler etwas gewonnen hätte.

Fr. Orgon. Das iſt ja recht artig. Sie bemühen ſich für die Frau Schwägerinn, und ſagen Ihrer Frau kein Wort davon. Ich darf alſo nicht wiſſen, was Sie mit ihr vorhaben? Und Sie befürchten auch nicht, daß es herauskommen wird? Ich weis nicht, warum die Männer ſo einfältig ſind, etwas geheim anzufangen, da ſie doch nie geſchickt ſind, es geheim zu halten?

Hr. Orgon. Laß mich nicht ſo viel reden, mein Kind, es möchte mir ſchädlich ſeyn.

Fr. Orgon. Aber wenn Sie mit der Frau Schwägerinn reden, und etwas heimlich einfädeln ſollen: ſo haben Sie dieſe Sorge nicht. Ich redliche, rechtſchaffene Frau, gehe mit Ihnen ſo vertraut um; und Sie hintergehen mich?

Hr. Orgon. Nicht doch. Die Frau Schwägerinn bat mich, ich ſollte es Niemanden ſagen, damit es nicht vor ihren Mann käme, daß ſie Geld in die Lotterie legte.

Fr. Orgon. Alſo weis es ihr Mann nicht? Das gefällt mir. Iſt das die ſo vernünftige, die tugendhafte Frau, von der alle Leute als von einem Wunder ihres Geſchlechts reden? Sie hintergeht ihren wackern Mann. Sie entwendet ihm das Seinige und ſetzt es in die Lotterie, um Geld zu gewinnen, damit ſie Staat davon machen, und es andern ehrlichen Weibern in den Moden zuvor thun kann. Warum putzt ſie ſich denn ſo ſehr, wenn ſie keine Anbeter ſucht? Entſchuldigen Sie doch Ihre Frau Schwägerinn, wenn ich ihr Unrecht thue.

Hr. Orgon. Ich glaube wohl, daß man ſie entſchuldigen könnte; aber ich mag mich in dieſe Arbeit nicht einlaſſen.

Fr. Orgon. Heißt dieſes nicht ſo viel, als Ihre Frau hat Unrecht? Halten Sie mich denn für eine Verleumderinn? Eins von beiden muß wahr ſeyn. Entweder Ihre Frau Schwägerinn iſt das, wofür ich ſie ausgebe, oder ich bin eine Verleumderinn. Welches behaupten Sie?

Hr. Orgon. Ich behaupte keines von beiden.

Fr. Orgon. Und ich behaupte, daß ich Recht habe. Wer iſt Ihnen lieber? Ihre Frau, oder Ihre Schwägerinn? Wer wartet und pflegt Sie?

Hr. Orgon. Ja, mein Kind. Du haſt Recht; ſie hat Recht; kurz, wir haben alle mit einander Recht. Doch, wenn Du es lieber ſiehſt: ſo ſollſt Du allein Recht haben. Laß mich in Ruhe, und komm her, und umarme mich.

Fr. Orgon. Sie verdienen dieſe Belohnung eben nicht. Doch, damit Sie ſehen, daß ich nicht halsſtarrig bin: ſo ‥ (Sie küßt ihn.) Nicht wahr, mein liebſter Schatz, Sie hatten Unrecht?

Hr. Orgon. Ja wohl.

Fr. Orgon. (Sie küßt ihn.) Iſt es nicht andem, daß die Frau Schwägerinn lange nicht ſo ſchön ausſieht, als es die Leute machen?

Hr. Orgon. Ja, mein Engel, du biſt viel ſchöner.

Fr. Orgon. Habe ich nicht Recht, daß die Frau Schwägerinn (Sie küßt ihn.) lange nicht ſo verſtändig, ſo tugendhaft und artig iſt, als man ſie in allen Geſellſchaften ausſchreyt?

Hr. Orgon. Ja, du übertriffſt ſie in allem. Laß mich nicht ſo viel reden, ſonſt wird mir das Küſſen zu ſauer.

Fr. Orgon. Ach mein engliſcher Mann! Itzt beſinne ich mich, daß ich mein Spielgeld zu Hauſe in meinem Putzſchranke vergeſſen habe; und die Magd mag ich nicht in meinen Schrank gehen laſſen. Willſt du nicht ſo gut ſeyn, und mirs holen? nicht wahr, du kannſt mirs nicht abſchlagen?

Hr. Orgon. Das wird mir ſehr ſauer werden. Ich dächte, du gäbſt mir vier Groſchen zu einer Sänfte; denn ſonſt entkräfte ich mich zu ſehr.

Fr. Orgon. Hier iſt das Geld, gehen Sie nur. Da kömmt ja mein lieber Herr Damon.

Vierter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Damon.

Hr. Damon. Ich bin von Herzen erfreut, wertheſte Fr. Schwägerinn, Sie heute bey mir zu ſehen. Nur bitte ich, daß Sie mit einer ſchlechten Bewirthung vorlieb nehmen, und ſichs bey uns gefallen laſſen wollen.

Fr. Orgon. Mir iſt es das größte Vergnügen, daß ich die Ehre haben ſoll, dieſen Nachmittag bey Ihnen zuzubringen; noch angenehmer aber iſt mir der heutige Tag, weil es Ihr Geburtstag iſt, wozu ich Ihnen von Grund meiner Seelen gratulire, und Ihnen zu dem zurückgelegten Halbenhunderte noch ein Halbhundert Jahre wünſche.

Hr. Damon. Ich danke Ihnen für Ihre gute Meynung, geehrteſte Frau Schwägerinn, und wünſche auch Ihnen, und Ihrem lieben Manne ein langes Leben, gutes Auskommen und alles, was Sie ſich ſelber wünſchen. Aber auf hundert Jahre werde ichs wohl nicht bringen. Nein, ich fühle ſchon, daß meine Kräfte abnehmen. Ach die Hausſorgen nehmen einen ſehr mit! Sie wiſſen, daß ich mir das Meinige angelegen ſeyn laſſe. Wer wirthſchaften und in der Welt ehrlich leben will, hat ſtets zu ſorgen, ſtets zu thun. Genug! daß ich mir keine Mühe dauern, und auch um einen Pfennig keinen Weg verdrießen laſſe. Leider iſt das Geld ſchwer verdient, und leicht verthan, und man braucht gleichwohl ſo gar viel. Ich pflege immer zu meiner lieben Frau zu ſagen, daß niemand wüßte, ob er mit ſeinem Vermögen auskommen würde, als bis er todt wäre. Es ſind der Fälle in der Welt gar zu viel, wodurch man in ſeiner Nahrung zurück geſetzet werden kann.

Fr. Orgon. Sie haben vollkommen Recht, lieber Herr Schwager. Ihre Frau Liebſte iſt meine Herzenszensfreundinn; ich liebe ſie wie mich; aber mit ihrer Freygebigkeit, oder ſoll ich es Leichtſinnigkeit nennen, bin ich eben nicht zufrieden. Sie meynt es gut; aber - - doch eine Freundinn ſoll nicht von der andern reden. Ach es koſtet viel, wenn ein Frauenzimmer alle neue Moden mitmachen will. Sehen Sie nur, wie ſchlecht und recht ich gehe. Und meiner Jahre wegen könnte ich doch in der Kleidung noch ſehr jung thun.

Hr. Damon. Ja, Frau Schweſter, Sie helfen mir auf das rechte Capitel. Es iſt wahr, meine Frau iſt ſchön, und jung, und tugendhaft, und darum gefällt ſie mir: aber ſie iſt auch galant in Kleidern, gar zu freygebig; und darum gefällt ſie mir nicht. Ich ſchwöre Ihnen zu, daß ſie mir niemals beſſer, als in ihrem Nachtkleide, gefällt: nicht darum, weil es mich wenig koſtet, ſondern weil es ohne alle Pracht, bald geſchafft, und nicht leicht verderbt iſt. Sie hat mir heute zu meinem Geburtstage verſprochen, künftig alle Groſchen umzuwenden, ehe ſie einen ausgiebt. Und wenn ſie recht haushältig wird, ſo kann ich mir keine beſſere Frau wünſchen.

Fr. Orgon. Daran zweifele ich gar nicht. Aber man muß auch mit dem Taſchengelde wohl umzugehen wiſſen.

Hr. Damon. Taſchengeld hat meine Frau gar nicht. Sie muß mir alle Heller abfordern.

Fr. Orgon. Nun wenn das iſt, ſo haben Sie ja nichts zu befürchten. Denn ſie wird doch nicht mehr fordern, als ſie braucht.

Hr. Damon. Ja, liebe Frau Schwägerinn, das iſt eben die Frage und meine Sorge. Sie hält gar zu viel auf die Tochter ihrer ſeligen Schweſter. Und ob dieſe gleich nicht oft bey mir ſeyn darf: ſo fürchte ich doch, daß ſie eins und das andre von meiner Frau geſchenkt bekömmt. Doch verwünſcht ſey der Groſchen, um welchen ſie mich bringt! Ich will auch der Noth ein Ende machen, und meine Muhme an meinen Mündel, den Herrn Simon, verheirathen: ſo bekömmt ſie doch einen Mann mit Gelde. Und meine Frau hat alsdann keine Urſache mehr, für ſie zu ſorgen. Herr Simon und Jungfer Carolinchen werden heute mit uns ſpeiſen. Vielleicht können wir unverſehens ein Paar aus ihnen machen.

Fr. Orgon. Aber, Herr Schwager ‥ Nein, ich bitte Sie, fragen Sie mich ja nicht, was ich Ihnen ſagen wollte. Es ſoll nimmermehr über meine Lippen kommen. Nein, nein! Ihre Frau Liebſte iſt meine gar zu gute Freundinn. Sie wird es doch ſo zu machen wiſſen, daß ſie es an einem andern Orte wieder erſpart.

Hr. Damon. Was? meine Frau will mich zum armen Manne machen? Iſt dieſes das Verſprechen, welches ſie mir heute gethan? Ich geplagter und unglückſeliger Mann! Eben diejenige Perſon, die mir am nächſten iſt; die keinen Heller zu mir ins Haus gebracht hat; durch dieſe ſoll ich mein ſauer erworbenes Vermögen aus einander gehen ſehen?

Fr. Orgon. Wie können Sie doch gleich ſo einen übeln Verdacht auf Ihre arme Frau werfen! Sie iſt meine Freundinn; und wenn ich gewußt hätte, daß Sie ſo auffahren würden: ſo hätte ich kein Wort ſagen wollen. Wenn hätte ich denn behauptet, daß ſie Ihnen Ihr Vermögen durchbringt? Vor ſolchen Gedanken bewahre mich mein Gewiſſen. Wenn ſie nun auch etliche Thaler ohne Ihr Wiſſen in die Lotterie legt, wird denn dadurch Ihre ganze Haushaltung zu Grunde gehen?

Hr. Damon. Wie? meine Frau legt Geld in die Lotterie? Das gottloſe Weib? Ich darbe es meinem Leibe und Leben ab; und meine Frau iſt ſo ruchlos und ſetzt das Meinige in die Lotterie? Ich möchte vor Aergerniß des Todes ſeyn. Ich weis es allen meinen Freunden, die mir zu dieſer Heirath gerathen haben, ſchlechten Dank. Nur heraus mit der Sprache, Frau Schwägerinn! Nur gleich geſtanden! Wie viel hat meine Frau in die Lotterie gelegt? Ich mag nichts mehr von ihr hören und wiſſen. Ich übergebe ſie der Obrigkeit, dem weltlichen Arme. Ja, ja, ich thue es. Es iſt durch ein öffentliches Mandat verboten, daß man . . .

Fr. Orgon. Ich bitte Sie, Herr Schwager, begreifen Sie ſich doch!

Hr. Damon. Ja, durch ein öffentliches Mandat iſt es verboten, nichts in auswärtige Lotterien zu legen. Ich will die Obrigkeit um Hülfe anflehen. Ich will mich von ihr ſcheiden laſſen; Sie ſoll ins Zuchthaus, und ich gebe nicht einen Groſchen zur Alimentation.

Fr. Orgon. Iſt Ihre Hitze bald vorbey? Sagen

Sie mir, was Sie mit allen den vergeblichen Reden haben wollen! Wenn nun Ihre Frau auch vier Thaler in die Lotterie gelegt hat, wollen Sie wohl ſo albern ſeyn und ſich bey Ihrem Verluſte noch vor Gerichte auslachen laſſen?

Hr. Damon. Nein, das will ich nicht thun. Klagen will ich nicht. Sie haben Recht, Frau Schwägerinn. Es kömmt nichts heraus, als Sporteln, als Advocatengebühren. Sie könnten meiner Frau den Eyd deferiren, und ſie könnte, um bey mir zu bleiben, ſchwören, und . . .

Fr. Orgon. Nun, nun, Herr Schwager. Nur nicht ſo verächtlich geſprochen. Sonſt kommen wir vor Gerichte. Eines Mannes wegen wird keine Frau falſch ſchwören. Das ſage ich! Verſtehen Sie mich?

Hr. Damon. Ja doch. Ich will meine Frau ſelbſt beſtrafen. Ich will ſie zu mir in mein Hinterſtübchen kommen laſſen. Ich will die Thüre zuſchließen. Sie ſoll mir eine kniende Abbitte thun. Sie ſoll mir acht Tage lang nicht vor die Augen kommen, ſo wahr ich heute meinen Geburtstag begehe.

Fr. Orgon. Herr Schwager, halten Sie mit ſolchen Reden inne. Das heißt das ganze weibliche Geſchlecht, und alſo auch mich beſchimpft. Wenn Ihre Frau einfältig genug iſt: ſo können Sie mit ihr machen, was Sie wollen. Aber in meiner Gegenwart müſſen Sie mit mehr Ehrerbietung von den Weibern reden, ſonſt will ich Ihnen zeigen, was eine Frau iſt. Wollen Sie Ihre Frau nicht etwan gar ſchlagen? Ich ſollte Ihre Frau ſeyn, ich wollte Ihnen ⸗ ⸗ ⸗

Hr. Damon. Ernſt muß in der Ehe ſeyn. Mein Vater, der ein rechtſchaffener Mann war, hat meine Mutter einmal die ganze Treppe hinunter geſtoßen, weil ſie ihm widerſprochen hatte. Meine Frau ſoll es ſchon empfinden. Ich will gleich gehen und ⸗ ⸗ ⸗

Fr. Orgon. Wo wollen Sie hin? Sind Sie denn ſo leichtgläubig, daß Sie die Sache mit der Lotterie für Ernſt halten? Merken Sie nicht, daß ich Sie nur habe auf die Probe ſtellen wollen, um zu erfahren, ob Sie ein böſer Mann ſind? So lernt man die lieben Männer kennen. Ihre rechtſchaffene Frau hat wohl in ihrem Leben an keine Lotterie gedacht. Und Sie ſind ſo argwöhniſch, daß Sie das ärgſte den Augenblick von ihr glauben? Schämen Sie ſich!

Hr. Damon. Ach liebe Frau Schwägerinn! alſo iſts nicht wahr? O! wie froh bin ich, daß Sie mich hintergangen und mir eine Gelegenheit gegeben haben, meine Uebereilung zu erkennen! Ich bin gar zu leichtgläubig. Ich will es meiner armen Frau tauſendmal abbitten.

Fr. Orgon. Nein! Sie müſſen mirs zuſchwören, daß Sie Ihrer Frau Liebſte kein Wort von der ganzen Sache ſagen wollen; ſonſt betrete ich Ihre Schwelle mit keinem Fuße mehr.

Hr. Damon. Ja, von Herzen gern. Ich will ihr kein Wort ſagen. Hier kömmt ſie. Sehen Sie nur, Madam, habe ich nicht eine ſchöne Frau?

Fünfter

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Fr. Damon. Liebe Madam, wo wollen Sie den Caffee am liebſten trinken? Im Garten, oder auf dem Altane, oder hier?

Fr. Orgon. Wo Sie befehlen. In Ihrer Geſellſchaft wird er mir allezeit gut ſchmecken.

Hr. Damon. Wir wollen ihn immer im Garten trinken, Frau Schwägerinn. Da kann ich Ihnen die Geſchicklichkeit meiner Frau ſehen laſſen. Sie hat mein Gärtchen allerliebſt angelegt.

Fr. Damon. Beſchämen Sie mich nicht, mein lieber Mann. Der Lobſpruch kömmt mehr dem Gärtner, als meiner Anſtalt zu.

Hr. Damon. Ich will immer gehen und den Garten aufſchließen. So bald alles fertig ſeyn wird, werde ich die Ehre haben, die Frau Schwägerinn abzuholen.

Sechſter Auftritt.

Frau Orgon. Frau Damon.

Fr. Orgon. Es geht mir recht nahe, daß ich Ihnen ſo viel Ungelegenheit verurſache. Aber, liebſte Frau Schweſter, das ſind ganz vortreffliche Ohrringe. Dieſe habe ich ja noch niemals bey Ihnen geſehen. Haben Sie ſich dieſen koſtbaren Staat ſelber geſchafft, oder iſt es ein Präſent von Ihrem Herrn Liebſten?

Fr. Damon. Nein, Frau Schweſter, weder mein Mann, noch ich, würden ſo viel für einen Schmuck geben, den man gar wohl entbehren kann. Es iſt ein Geſchenke, das mir ein guter Freund von meinem Manne, ein Juwelier aus Augſpurg, gemacht hat. Er reiſete vorige Woche hier durch und trat bey uns ab, weil er auf der Reiſe krank geworden war. Er blieb etliche Tage bey uns, um ſich wieder zu erholen. Kurz, er ſchenkte mir bey ſeiner Abreiſe dieſe Ohrgehenke, nebſt einer Zitternadel, für die Mühe, wie er ſagte, die er mir durch ſeine Unpäßlichkeit verurſachet hätte. Ich wollte, daß er mir das Vergnügen gelaſſen hätte, ihm umſonſt gedienet zu haben. Es war der rechtſchaffenſte und liebreichſte Mann von der Welt, der durch die Gelaſſenheit, mit der er die größten Schmerzen ertrug, mich und alle zum Mitleiden bewog.

Fr. Orgon. In Wahrheit, Frau Schweſter, Sie ſind recht glücklich bey den Mannsperſonen. Ich glaube, daß alle Geſchenke, die ich in meinem ganzen Leben von dem andern Geſchlechte bekommen habe, nicht halb ſo viel austragen, als Ihre Ohrgehenke. Er gab Ihnen auch noch eine Zitternadel dazu? Ach laſſen Sie mich ſie doch ſehen! Ich habe eine herzliche Freude darüber, daß Sie ſo reichlich beſchenkt worden ſind. Iſt die Nadel mit Brillanten beſetzet?

Fr. Damon. Ja ſehr ſtark. Sie liegt in meinem Putzſchranke. Wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erzeige, ſo will ich ſie gleich holen, wenn Sie etliche Augenblicke allein bleiben wollen.

Fr. Orgon. Von Herzen gern. Ach da kömmt ja auch mein armer Mann wieder!

Siebenter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Orgon.

Hr. Orgon. Hier iſt das Spielgeld. Ich bin ganz entkräftet, mein lieber Schatz. Die Eſel, die Sänftenträger, ſetzten die Sänfte ſo ſtark nieder, daß es mir durch alle Glieder fuhr. Mein ganzes Blut iſt in Unordnung gebracht. Das grobe Volk fragt den Henker darnach, wenn ich auf den Abend nicht eſſen, oder ſchlafen kann.

Fr. Orgon. Sind Sie ſchon unwillig, daß Sie mir einen kleinen Dienſt erwieſen haben? Ich muß alles für Sie thun; aber wenn Sie ſich meinetwegen nur über die Gaſſe ſollen tragen laſſen: ſo werden Sie ſchon an Händen und Füßen contract. Was iſt denn das für eine Kaltſinnigkeit? Warum geben Sie denn nicht auf mich Achtung? Sehen Sie mirs denn nicht an, daß ich bis zur Ohnmacht krank bin?

Hr. Orgon. Nein, mein liebes Kind. Ich ſehe nichts. Du kömmſt mir ganz munter vor.

Fr. Orgon. Das wundert mich nicht. Sie möchten ſich die Sehe etwa ſchwächen, wenn Sie mich recht genau anſehen ſollten. Ich ſage es Ihnen ein für allemal, daß mir recht ſehr ſchlimm iſt, und daß ich vor Mattigkeit kaum die Lippen mehr bewegen kann. Wie? Sie wollen mirs nicht glauben? Sie haben kein Mitleiden mit mir?

Hr. Orgon. Werde nicht böſe, meine liebe gute Frau. Ich höre es nunmehro wohl, daß Dir nicht recht iſt. Was fehlet Dir denn?

Fr. Orgon. Was mir fehlet? das weis ich nicht;

aber das weis ich wohl, daß ich eine arme unglückliche Frau bin, der nichts in der Welt nach Wünſche geht. Jch diene meinem Nächſten. Jch liebe Sie, als meinen Mann, und thue alles, was einer ehrlichen Frau zukömmt. Und wenn ich mich gegen meine Frau Schwägerinn, die eingebildete Närrinn, die weder keuſch, noch wirthſchaftlich iſt, anſehe: ſo bin ich eine unglückliche Frau, und ihr hingegen läuft das Glück auf dem Fuße nach. Bedenken Sie nur! Vorige Woche hat ſie ein Paar mit Brillanten beſetzte Ohrgehenke und eine Zitternadel geſchenkt bekommen. Wer weis, von wem? Sie ſpricht von einem Juwelierer. Und wenn es auch wahr wäre: ſo iſt die Frage, was ſie ihm für einen Liebesdienſt dafür erwieſen hat. Umſonſt wirft man ein ſolches Geſchenke nicht weg. Die eitle, ſtolze und verführeriſche Frau! Warum macht man denn mir keine ſolchen Präſente, wenn man ſie unſchuldigen Weibern geben kann? Wenn Sie nur die Zitternadel ſehen ſollten, Sie würden über die Koſtbarkeit erſchrecken.

Hr. Orgon. Wo haben Sie ſie denn geſehen?

Fr. Orgon. Was iſt das wieder für eine einfältige Frage? Gehört es denn zur Sache? Jch mag ſie geſehen haben, wo ich will. Und kurz, ich habe ſie nicht geſehen; aber es iſt ſo gut, als ob ich ſie hundertmal geſehen hätte. Jch ſage nichts, was ich nicht muthmaßen kann; und was ich muthmaße, iſt gewiſſer, als das, was andere Leute ſehen. Genug, ich bin die unglücklichſte Frau von der Welt. Keine Mannsperſon giebt ſich die geringſte Mühe meinet wegen; und daran iſt Ihr ſchläfriges, Ihr verdrießliches und albernes Weſen Schuld. Die Männer ſchließen von Ihnen auf mich, und halten mich für das, was Sie ſind, weil ich gütig genug geweſen bin, Sie zum Manne zu nehmen. Können Sie es leugnen?

Hr. Orgon. Was denn? Ich habe nicht recht darauf gehört. Ich dachte noch an die groben Sänftenträger. Sie wollten, über die vier Groſchen, noch ein Biergeld haben; ich hatte aber nicht mehr, als die vier Groſchen, die Du mir gegeben hatteſt, und habe ſie alſo an Dich gewieſen. Die Narren lachten mich aus. Zum Glück habe ich mich gar nicht darüber geärgert; aber das verdroß mich, daß ſie mich ſo hart niederſetzten. Es war nicht anders, als wenn mir alle Glieder auf einmal gelähmt würden.

Fr. Orgon. Mit Ihrer verwünſchten Sänfte! Thun Sie doch, als wenn Ihr Körper eine Spinnewebe wäre, die ſo leicht erſchüttert werden könnte. Die Sänftenträger ſind alte verſtändige Leute, die Ihnen keinen Schaden thun werden. Sagen Sie nur, warum Sie mich nicht fragen, wie ich mich befinde? Sehen Sie nicht, daß mir immer ſchlimmer wird? Die verwünſchten Ohrgehenke! Ach die heilloſe Zitternadel! Gab mirs nicht einen Stich ans Herze!

Hr. Orgon. Wenn Du es für nöthig befindeſt, ſo ſchicke nach dem Doctor. Vielleicht iſt Deine Unpäßlichkeit eine Frucht unſerer ehelichen Liebe.

Fr. Orgon. Schweigen Sie ja mit ſolchen Reden ſtill. Zehn Jahre habe ich mir ſchon einen Sohn gewünſchet. Aber ⸗ ⸗ ⸗ ich mag nichts ſagen.

Hr. Orgon. Ach liebe Frau, Kinder ſind ganz gut, aber auch eine Laſt mehr. Man kann ohne Kinder viel bequemer leben. Nicht wahr, Du haſt mich doch lieb? Wenn nur der Caffee bald käme! Ich werde ganz ſchläfrig. Ich weis nicht, was es bedeuten muß, ich habe in der Sänfte auf dem Hinwege zweymal; da ich das Spielgeld aus dem Schranke nahm, wieder zweymal; und auf dem Herwege drey bis viermal gegähnet. Die Männer liefen ſo ſtark mit der Sänfte; wenn ſie mir nur nicht etwan Gewalt gethan haben.

Fr. Orgon. Hören Sie ja von der Sänfte auf! Es wird mir allemal noch ſchlimmer, wenn ich Sie ſo einfältig reden höre. Was wollen Sie denn mit der Sänfte? Es iſt ja die Rede von meiner Krankheit, und von den Ohrgehenken, und von der Zitternadel.

Hr. Orgon. Mein Engel, kaufe Dir doch ein Paar Ohrgehenke. Der Verwalter brachte vorhin fünf Gülden, weil ich zu Hauſe war. Er hatte ſie, glaube ich, aus Haber oder Heu gelöſet. Nimm dieſes Geld und kaufe Dir ⸗ ⸗ ⸗

Fr. Orgon. Fünf Gülden! Sie ſind der einfältigſte Mann von der Welt. Funfzig langen nicht zu, wenn meine Ohrgehenke der närriſchen Frau Schwägerinn ihren gleich kommen ſollen. Und damit iſt mir nicht gedienet. Meine müſſen noch beſſer ſeyn, als ihre, weil ich klüger und vornehmer bin, als ſie iſt.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Fr. Damon. Sie ſehen ja ganz verdrießlich. Was fehlet Ihnen?

Fr. Orgon. Ach engliſche Frau Schweſter, machen Sie, daß ich gleich in die friſche Luft komme. Es iſt mir gar nicht wohl. Ich habe mich bald zu Tode geärgert. Mein Mann hat einen Verdruß mit den Sänftenträgern gehabt. Das grobe ungeſchliffene Volk! Sie haben ihn ſo ſtark niedergeſetzet, und ihm noch die leichtfertigſten Reden angehangen, und er will ſie nicht verklagen. Haben Sie die Zitternadel nicht bey ſich?

Fr. Damon. So bald wir Caffee getrunken haben, werde ich die Ehre haben, ſie Ihnen zu zeigen. Kommen Sie doch, Herr Orgon, wir wollen die Frau Liebſte in die Mitte nehmen, daß ihr das Gehen in den Garten nicht ſo ſauer wird.

Hr. Orgon. Iſt es weit in den Garten? Ich bin ſchon ſehr müde. Doch er iſt ja gleich am Hauſe.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Orgon. Herr Damon.

Hr. Damon. Nun, wie gefällt Ihnen mein Gärtchen? Verwundern Sie ſich nicht, daß ich ſo viel Geld darein ſtecke? Meine Frau hat ihre Luſt daran. Manchmal geht mir der Aufwand wohl in dem Kopfe herum; aber, wenn ſie mir eine Blume bringt, oder ein hübſches Gartengewächs aufträgt, und mich dabey mit ihrer liebreichen Miene anſieht: ſo vergeſſe ich, wie viel er mich koſtet.

Hr. Orgon. Ich habe nichts an dem Garten auszuſetzen. Der Caffee ſchmeckt recht gut darinnen; aber ich wollte, daß ich nicht hinein gegangen wäre. Ich bin ganz unruhig. Es hat mich eine Mücke auf den Fuß geſtochen. Nun juckt mich das Schienbein abſcheulich; und wenn ich es reibe, ſo wird mir das Bücken und das Reiben ſauer. Und endlich werde ich auf die Nacht nicht ſchlafen können.

Hr. Damon. Sie ſind auch ſehr zärtlich, Herr Schwager. Haben Sie nur Geduld, Sie werden an der Wunde nicht ſterben. Doch, daß Sie mich meines Gartens wegen nicht etwan für einen Verſchwender halten, ſo muß ich Ihnen ſagen, wie ichs damit mache. Sie wiſſen, daß ich ſtarke Capitale von meinem Mündel, dem Herrn Simon, in den Händen habe. Dieſe verleihe ich gegen acht und zehn Procent, und verrechne nach den Landesgeſetzen nur fünfe. Dieſen Profit nun ſtecke ich in meinen Garten. Ich kann es mit gutem Gewiſſen thun; aber meine Frau darf ichs nicht wiſſen laſſen. Dieſe dächte gleich, ich verlöre um der paar Thaler willen allen Segen. Wenn ich, wie meine Frau, geſinnt wäre: ſo würden wir, um der lieben Tugend willen, manchmal nichts in der Küche haben. Ich lobe mir die Mittelſtraße, und mache mir über Kleinigkeiten kein Gewiſſen. Welches iſt vernünftiger, tugendhaft und reich zu ſeyn? Oder tugendhaft und dabey aus Einfalt arm ſeyn?

Hr. Orgon. Mich müſſen Sie nicht fragen, Herr Schwager. Ich laſſe mich in keine Streitfragen ein, und dabey will ich bis an mein Ende bleiben. Mit Einem Worte, ich laſſe die Tugend in ihren Würden; und wenn ich zeitlebens einen guten Tiſch, bey Tage meine Bequemlichkeit, und bey Nacht meine Ruhe behalte: ſo mag meinetwegen Geld in der Welt ſeyn, oder nicht.

Hr. Damon. Ja, ja, ich höre es wohl, Herr Schwager. Sie hätten ſich gut in eine Welt geſchickt, wo die Einwohner alle Tage funfzehn Stunden ſchlafen, und neun Stunden eſſen und trinken.

Hr. Orgon. Ich ſehe eben nichts unvernünftiges in einer ſolchen Welt. Halten Sie denn etwan die Arbeit höher, als das Vergnügen? Warum arbeiten wir? Um vergnügt und ruhig zu leben. Wenn ich nun das Vergnügen ohne Arbeit und Mühe haben kann: ſo iſt ja nichts vernünftiger.

Hr. Damon. Aber, wenn man nun gar nichts in der Welt gethan hat, wie wird es nach unſerm Tode mit dem Nachruhme ausſehen?

Hr. Orgon. Herr Schwager, ich kann die lächerlichſten Dinge eine ganze Stunde ohne Lachen anhören; aber wenn man mir mit dem Nachruhme kömmt: ſo muß ich nothwendig lachen, daß ſich die Leute um ein Ding bekümmern, das nichts iſt.

Hr. Damon. Herr Schwager, Sie ſtoßen alle Philoſophie über den Haufen. Iſt dieſes nichts, wenn die Leute nach unſerm Tode ſagen: Der rechtſchaffene Mann! Er ließ ſichs blutſauer werden. Er wußte, wie ſchwer das Geld zu verdienen war. Er bauete das große Haus. Er legte den ſchönen Garten an. Er hat zehn reiche Vormundſchaften mit vieler Sorgfalt verwaltet. Er hat dem Landesherrn jährlich ſo und ſo viel an Steuern und Gaben eingebracht. Er trank das ganze Jahr kein Glas Wein, außer an ſeinem Geburtstage, oder wenn ſeine Frau in die Wochen kam! Halten Sie dieſen Nachruhm für nichts: ſo müſſen Sie, ſo wenig ich auch von der Philoſophie verſtehe, doch gar keine haben.

Hr. Orgon. Ich bin etliche Jahre auf Univerſitäten geweſen, und habe das gelehrte Gewäſche mit angehört; aber wer mag wiſſen, was die Leute haben wollen. Meine Philoſophie beſteht in Ruhe und Bequemlichkeit. Und wem ſie nicht gefällt, der arbeite ſich zu Tode. Ich weis nicht, es fängt mich ganz an zu hungern. Ich möchte wohl etwas auf den Caffee eſſen. Ich habe heute zu viel Bewegung gehabt und gar zu viel geredt. Herr Schwager, erzählen Sie mir etwas. Ich will mir einen Stul bringen laſſen und ſehen, ob ich dabey einſchlafen kann, damit die Beule von der Mücke ſich ſetzet, es möchte ſonſt eine Entzündung dazu kommen, wenn ich ſo lange ſtünde.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Ich weis nicht, die friſche Luft will mir auch nicht recht bekommen. Es iſt ein rechtes Elend, wenn mir einmal etwas fehlet, ſo ſind mir nach dem die geſündeſten Dinge ſchädlich. Ich will es einige Augenblicke in der Stube verſuchen. Sie erlauben mir es doch, Herr Schwager?

Hr. Damon. Von Herzen gern. Wenn ich etwas zu Ihrer Geſundheit beytragen könnte: ich wollte ſelber in die Apotheke laufen.

Fr. Orgon. Hören Sie es, mein Schatz, wie mitleidig und galant der Herr Schwager iſt? Ich glaube, wenn ich in den letzten Zügen läge, Sie machten mir kein ſolch Compliment.

Hr. Orgon. Ja, Complimente ſind mein Werk nicht. Ich meyne es gut; aber viele Worte machen, und laufen und rennen, das leidet mein Körper und meine Gemüthsruhe nicht. Werde ja bald wieder geſund, mein Schatz, ſonſt werde ich dir zu Liebe krank.

Fr. Orgon. Ja, das glaube ich, daß Sie mit krank werden, nur damit Sie mir keine Handreichung thun dürfen.

Hr. Damon. Ich höre es wohl, Sie ſcherzen gern mit Ihrem Herrn Liebſten. Er hat ein redliches Herz.

Fr. Orgon. Ja, ſein Herz iſt ganz redlich. Aber wenn viel ſolche redliche Herzen unter den Menſchen wären: ſo würde die Welt bald aus großer Redlichkeit zu Grunde gehen. Mit Vorſatz beleidiget er

Niemanden; aber mit Vorſatz hat er auch noch keiner Seele gedienet. Sagen Sie mir, könnte ich wohl kränker ſeyn, als ich bin, und könnte er bey meiner Krankheit wohl weniger thun, als er thut?

Hr. Orgon. Ich pflege zu ſagen, keine Entſchuldigung iſt die beſte. Ich weis es ſchon, meine Frau hat mich lieb, und ich habe ſie auch lieb. Nimm etwas ein, mein Kind. Vielleicht hat der Herr Schwager Schaueriſchen Balſam.

Hr. Damon. Den habe ich nicht. Aufrichtig zu reden, ſo ſtecke ich nicht gern viel Geld in die Arzneyen. Die Natur iſt der beſte Doctor. In meinem Hauſe curire ich mit Einem Mittel alle Patienten, und zwar durch gute Diät. Wenn mir etwas fehlet: ſo hungere ich. Und ſo bald ſich eines im Hauſe klaget: ſo verbiete ich ihm das Eſſen, bis es mich verſichert, daß es ſich vollkommen beſſer befindet.

Fr. Orgon. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie Ihre Hungercur an mir auch probiren wollen.

Hr. Damon. Nichts weniger! Ich will gleich einen Löffel Krebsaugen holen laſſen, wenn ich Ihnen damit dienen kann.

Fr. Orgon. So glauben Sie, daß ſich meine Krankheit durch ſechs Pfennige Krebsaugen heben läßt? Sie müſſen keine gar zu hohe Meynung von mir haben.

Hr. Damon. Nicht doch, liebe Frau Schwägerinn, ich habe geraſpeltes Hirſchhorn; dieſes wollen wir darunter thun. Es ſchlägt vortrefflich nieder.

Hr. Orgon. Mein liebes Kind. Du nimmſt ja ſonſt immer Bibergeil ein. Laß Dir doch welches holen. Du haſt zu Mittage blähende Sachen gegeſſen.

Fr. Orgon. Sind Sie nicht ein unvernünftiger und unverſchämter Mann? Wenn ich noch nicht krank wäre, ſo würde ichs über Ihre niederträchtigen Reden. Können Sie mir ſonſt keine Krankheit andichten, die mir weniger Ehre bringt? Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, ſo verlaſſen Sie mich, ſonſt ſterbe ich vor Aergerniß. Hören Sie, gehen Sie eine halbe Stunde in den Garten; ich will ohnedieß gern mit dem Herrn Schwager ein paar Worte allein reden.

Hr. Orgon. Warum ſoll ich aber gehen? Laſſen Sie mich immer hier bleiben, ich will nicht zuhören. Und wenn es auch das größte Geheimniß wäre: ſo will ich darüber einſchlafen, wie ich hoffe.

Fr. Orgon. Nein, weil Sie im guten nicht wollen, ſo befehle ich Ihnen, in den Garten zu gehen, und zwar aus Sorge für Ihre Geſundheit. Wie? Sie wollen mir noch widerſprechen?

Hr. Orgon. Ach nein! Ein gutes Wort findet eine gute Statt. Wenn mir es auch noch ſo ſauer wird: ſo kann ich Dirs doch nicht abſchlagen. Ach wie ſpannt michs auf dem Schienbeine. Die verzweifelten Mücken! Wenn es nur nicht ein offener Schade wird.

Dritter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Damon.

Fr. Orgon. Wenn Sie gelaſſen bleiben wollen, ſo will ich Ihnen etwas erzählen, dazu mich meine Auf-

richtigkeit

richtigket verbindet, wenn mich anders meine Maladie reden läßt. Wollen Sie alſo nicht böſe werden, und meine Bitte Statt finden laſſen?

Hr. Damon. Bitten Sie alles in der Welt, nur nicht, daß ich einem guten Freunde mit Gelde dienen ſoll. Es ſind itzt gar zu ſchlechte Zeiten. Die Preußiſche Contribution verwinde ich zeitlebens nicht, und es wäre mir unmöglich, jemanden auch nur mit einem Ducaten zu dienen.

Fr. Orgon. Es hat Sie ja noch Niemand darum angeſprochen, Herr Schwager; und ich habe auch endlich ſo viel, daß ich Niemanden ein gut Wort geben darf. Im Vertrauen alſo: Die Sache mit der Lotterie, wovon ich vorhin mit Ihnen geſprochen habe, iſt mehr, als zu gewiß.

Hr. Damon. Ach ich bin des Todes!

Fr. Orgon. Ich meyne es gut. Aber es iſt nicht anders. Ihre Frau Liebſte hat vier Thaler in die Berliner Lotterie gelegt.

Hr. Damon. Was? Vier Thaler zum Fenſter hinaus zu werfen? Eine Frau, die das ganze Jahr keinen Groſchen verdient, die nicht einmal ein Tiſchtuch zu mir ins Haus gebracht hat! Ich unglücklicher Mann! Wo ſoll der Segen herkommen, wenn man ſo viel in die Lotterie wirft? Ihrem öffentlich angetrauten Ehemanne das Geld heimlich zu entwenden?

Fr. Orgon. Thun Sie mirs zu Liebe und werden Sie nicht böſe. Wiſſen Sie, was Sie thun können? Das Geld iſt noch nicht ganz verloren. Suchen Sie nur die Schränke und Kiſten der Frau Liebſte durch. Wenn Sie das Loos heimlich wegnehmen könnten: ſo fände ſich noch wohl jemand, der es Ihnen abkaufte, weil die Lotterie noch nicht gezogen iſt. Ihrer Frau Liebſte brauchen Sie nichts davon zu ſagen, ſo erſparen Sie ſich den Verdruß. Sie wird am Ende doch errathen, daß Sie hinter die Sache gekommen ſind, und ſich alſo ſchämen, und nicht mehr ſo leichtſinnig mit dem Gelde umgehen. Ja, wenn ich wüßte, daß ſie etwas gewönne: ſo wollte ich ihr die Freude wohl gönnen, wenn ſie auch den Gewinnſt zu nichts anders anwenden ſollte, als zu neuen Moden, um mich und andere ſtille Weiber durch ihren Staat zu beſchämen.

Hr. Damon. Sie haben mich ganz wieder aufgerichtet. Ja, engliſche Frau Schwägerinn, ich will es ſo machen, wie Sie geſagt haben. Ich will meiner Frau ihren Putz- und Wäſchſchrank durchſuchen. Ich will den Zeddel wegnehmen, und ihn an den erſten den beſten heimlich verkaufen, wenn ich auch vier Groſchen fallen laſſen ſollte. Kurz, ich will mich überwinden, und meiner Frau heute und lange Zeit kein Wort davon ſagen. Ich will den Tag, da ich zur Welt gebohren bin, nicht mit Zank und Streit zubringen. Wer weis, ob ich ihn wieder erlebe, und wenn es geſchieht, ob ich ihn übers Jahr wieder aus Armuth begehen kann, wenn die Verſchwendung ſo fortgeht.

Fr. Orgon. Aber, Herr Schwager, geſetzt, es ſollte Ihnen über lang oder kurz einkommen, der Frau Liebſte dieſe Sache vorzuhalten; wollen Sie mir auch zuſchwören, daß Sie mich nicht verrathen wollen?

Hr. Damon. Ja, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich will Ihren Namen nicht nennen. Seyn Sie ohne Sorgen. Itzt aber erlauben Sie mir, daß ich Sie auf einige Zeit verlaſſen und den Lotteriezeddel ſuchen darf. So bald ich ihn finde, ſo bin ich wieder bey Ihnen, und will Ihnen die Hand tauſendmal für Ihre Aufrichtigkeit küſſen.

Fr. Orgon. Aber, ſoll ich denn ſo ganz allein bleiben? Wenn mir nun bey meiner Maladie eine Ohnmacht zuſtieße, ſo wäre ich ohne Hülfe.

Hr. Damon. Ich will Ihnen meine Frau herauf ſchicken.

Fr. Orgon. Ja, da wird die Ohnmacht warten, bis Ihre Frau Liebſte kommt. Warten Sie doch. Der Puls fängt ſehr heftig an zu ſchlagen.

Hr. Damon. Nur Geduld! Ich kann unmöglich länger warten. Ach, wenn ich den Lotteriezeddel nur ſchon hätte! Die leichtfertige Frau! Vier Thaler ſo wegzuwerfen?

Fr. Orgon. Gehen Sie nur. Ich höre Ihre Frau auf dem Vorſaale reden. Sie wird ſehen wollen, wie ich mich befinde. Hier kömmt ſie, die mitleidige liebe Freundinn!

Vierter Auftritt.

Fr. Orgon. Fr. Damon. Jungfer Carolinchen.

Fr. Damon. Wir haben die Frau Schwägerinn ſchon lange geſucht. Haben Sie etwan einen Augenblick geruhet? Wie befinden Sie ſich? Hat der Schwindel noch nicht nachgelaſſen?

Fr. Orgon. Ich kann es ſelber nicht ſagen, wie mir iſt. Manchmal wird mir einen Augenblick beſſer, aber bloß deswegen, damit die Noth deſto heftiger angeht. Das geringſte Aergerniß kann mich ſo ſehr mitnehmen, als andere Leute ein hitziges Fieber. Ueberlegen Sie nur die ungeſchliffenen Reden, welche die groben Sänftenträger meinem Manne angehangen haben; und die ich Ihnen im Garten erzählet habe. Ich kann alles vertragen, man mag mir noch ſo unhöflich begegnen; aber wenn man meinen lieben frommen Mann angreift: ſo komme ich ſo ſehr aus meiner Gelaſſenheit, als ob ich gar keine hätte. Heute Vormittage habe ich faſt ein eben ſolches Aergerniß mit meiner Magd gehabt. Die böſen Leute, bringen einen noch unter die Erde.

Carolinchen. Ach Madame! vergeſſen Sie doch die verdrießlichen Sachen. Sie möchten ſich ſonſt noch größern Schaden thun.

Fr. Damon. Ja wohl, Frau Schwägerinn, beruhigen Sie ſich. Können wir Ihnen mit etwas dienen! reden Sie, befehlen Sie.

Fr. Orgon. Nichts, nichts in der Welt! Ach, wie warm wird mir um das Herz! wenn ich nur nicht eine Blutſtürzung kriege! Liebſte Frau Schwägerinn, meine Krankheit thut mir nicht ſo weh, als die Sorge, daß ich Sie mit meiner Unpäßlichkeit an einem Tage beſchwere, da alles fröhlich ſeyn ſollte. Nehmen Sie es nicht übel. Wenn Sie nur wüßten, wie lieb Sie mir wären! Ich wollte das Leben mit Ihnen theilen, wenn ich Ihnen damit dienen könnte.

Die Ohrgehenke ſtehen Ihnen ganz vortrefflich wohl. Aber warum zeigen Sie mir die Zitternadel nicht?

Fr. Damon. Hier iſt ſie. Ich habe Bedenken getragen, ſie Ihnen zu zeigen, weil ich befürchtete, es würde Ihnen bey Ihrer Unpäßlichkeit nicht damit gedienet ſeyn.

Fr. Orgon. (Sie ſieht die Nadel an.) Ach, das iſt ja etwas engliſches! Eines ſolchen Putzes darf ſich eine Gräfinn nicht ſchämen. Der rechtſchaffene Herr muß ſehr großmüthig geweſen ſeyn. Und wenn er mich damit beſchenkt hätte, es könnte mir nicht ſo angenehm ſeyn, als daß er es Ihnen gegeben hat. Wenn ich nur alle meine Freunde glücklich ſehen ſollte! Das iſt mein täglicher Wunſch. Aber wenn die Steine nur auch ächt ſind. Es könnten doch wohl Böhmiſche Diamanten . . . Nein, das will ich nicht hoffen.

Fr. Damon. Es ſind gute Brillanten. Sie können ſich darauf verlaſſen. Ich bin ganz beſchämt, daß Sie mir Ihre Liebe auf eine ſo zärtliche Art ſehen laſſen.

Fr. Orgon. Hatten Sie denn viel Mühe mit dem rechtſchaffenen Manne? Lag er lange krank?

Fr. Damon. Drey Tage. Er hat mir wenig Mühe gemacht. Ich verſorgte ihn mit Eſſen und Trinken, Und in derſelben Nacht, da er ſo gefährlich krank war, erſuchte er mich, ihm aus einem geiſtlichen Buch etwas vorzuleſen. Ich ergriff Saurins Reden und las ihm eine vor. Für dieſen Dienſt, ſagte er den andern Tag, bin ich Ihnen weit mehr verbunden, als für alle Wartung. Ich habe nicht gewußt, daß ſo ein ſchönes Buch in der Welt iſt. Und da er mir bey dem Abſchiede das Präſent machte, ſo ſagte er, dieſes iſt für Saurins Rede.

Fr. Orgon. Das muß ich bekennen! der rechtſchaffene Mann!

Fr. Damon. Ich ſchenkte ihm das Buch, da er in den Wagen ſteigen wollte. Ich nehme es an, ſagte er. Wenn ich ſterbe, ſo will ich Ihnen oder Ihrer Jungfer Muhme, (denn Carolinchen ſtund gleich bey mir) das Buch wieder vermachen, und noch etwas zu mehr Büchern.

Fr. Orgon. Iſt es möglich? Ach wie beklemmt mirs das Herz! So wird er Sie wohl gar noch in ſeinem Teſtamente bedenken? Wenn er nur nicht etwa auf der Reiſe ſtirbt! Ich wäre des Todes über dieſen Zufall. Aber, Mamſell, wie haben Sie ſich denn ſo beliebt bey ihm gemacht?

Carolinchen. Ich, Madame? Ich beſuchte meine Frau Muhme etlichemal in ſeiner Anweſenheit. In der Stube neben derjenigen, wo er lag, ſtund ein Clavier, darauf habe ich einige Choräle und Lieder geſpielt, weil er es verlangte. Keine andere Gefälligkeit habe ich ihm nicht erzeigt. Und der gute Mann hat mich doch genöthiget, dieſen Ring anzunehmen.

Fr. Orgon. Wie? Er hat Sie auch beſchenkt? Sie müſſen in einem glücklichen Zeichen gebohren ſeyn. Das iſt ja ein auserleſener Ring. Ich gönne Ihnen Ihr Glück von Herzen, mein ſchönes Kind, Doch ich bedaure Sie zugleich. Ein ſolcher koſtbarer Ring erfordert auch koſtbare Kleider. Wenn nun auch ein großmüthiger Herr ungefähr krank würde, und Ihnen etliche Stücke gute Stoffe zu Andriennen ſchenkte. Vielleicht kömmt dieſer Putz im Teſtamente nach. Sehen Sie doch, wie der große Diamant ſpielet! Er blendet mich, daß mir die Augen überlaufen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Hr. Damon. Wertheſte Frau Schwägerinn, ich möchte Ihnen gern etwas in meinem Garten zeigen. Wollen Sie ſich nicht heraus bemühen. Meine Frau und Jungfer Carolinchen ſollen hier auf Sie warten.

Fr. Orgon. Wie Sie befehlen. Nur daß ich mich nicht zu lange in der Luft aufhalten darf.

Sechſter Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Carolinchen. Nun wundert michs nicht, daß Sokrates, wie ich im Zuſchauer geleſen habe, durch ſeine Frau hat können zum Philoſophen werden. Eine ſolche Xantippe, wie die Frau Orgon, muß einem Manne mehr Dienſte thun, als die ganze Moral. Ich habe ſie das erſtemal, da ich ſie vor einem Vierteljahre geſehen, nicht ſo gefunden. Sie ziert ſich ja, wie ein Kind von acht Jahren. Hat ſie nicht im Garten, gegen den Herrn Simon, ganz unerträgliche, und gegen ihren Mann ganz unerlaubte Dinge geſagt?

Fr. Damon. O mein gutes Kind! Sie kennen die Frau Orgon noch nicht. Wenn man das erſtemal bey ihr iſt, ſo ſollte man ſchwören, es wäre keine beſſere und artigere Frau auf der Welt. Wenn man neu bey ihr iſt, ſo thut ſie ſich alle Gewalt an, um bewundert zu werden. Und dieſe Begierde beſiegt auf kurze Zeit ihren Geiz, ihren Neid, ihren Stolz, ihre Grobheit gegen ihren Mann, und ihre Liebe zur Verleumdung. Aber dieſe Freude dauert nicht lange. Die Natur kömmt wider ihren Willen hervor, und wird eine Verrätherinn an ihr. Kurz, wenn man ſie das anderemal beſucht, ſo ſieht man ihre ſchlimme Seite ſchon halb, denn es wird ihr zu ſauer, ſich zu verbergen. Kömmt man das dritte und viertemal, ſo ſieht man anſtatt der lieben Frau, die man bewundert und hochgehalten hat, nichts als das Gegentheil.

Carolinchen. Das iſt ein vortrefflicher Charakter! Hat ſie nicht auch etwa die Tugend, daß ſie ihrem Manne untreu iſt?

Fr. Damon. Nein, das glaube ich nicht. Sie hat Eitelkeit genug, und ſucht bey aller Gelegenheit von den Mannsperſonen bewundert zu werden. Doch ſo lächerlich ſie über dieſer Bemühung wird: ſo ſchweift ſie doch nie auf eine ſtrafbare Art aus.

Carolinchen. Aber glauben Sie denn, daß ſie wirklich krank iſt?

Fr. Damon. Nichts weniger! Ich wollte wetten, daß ihr kein Finger weh thut. Aber ſie ſtellt ſich krank, um ſich wegen des Verdruſſes zu rächen, den ihr mein Präſent gemacht hat. Auf dieſe Art kann ſie mir die Laſt auflegen, daß ich allerhand Umſtände mit ihr machen, und mich wegen ihrer Maladie beſorgt ſtellen muß.

Carolinchen. Aber, Frau Muhme, wo nehmen Sie die Geduld her, mit ſo einer Frau umzugehen? Ich würde es ihr nicht mit deutlichen Worten ſagen, daß ſie eine Närrinn wäre, wenn ich viel mit ihr umgehen ſollte; aber ich wollte ſie mit ſo vieler Gleichgültigkeit peinigen, und mit ſo vielen Stichelreden beſtrafen, daß ſie meinen Umgang nie ſuchen ſollte.

Fr. Damon. Dieſer Anſchlag kömmt recht aus dem Innerſten Ihres Herzens. Und wenn man nicht genöthiget wäre, mit allerhand Leuten umzugehen, und beſonders mit Blutsfreunden: ſo würde ich Ihrem Rathe vielleicht folgen. Allein wiſſen Sie nicht, daß es eine größre Kunſt iſt, eine Närrinn mit Geduld zu ertragen, als ſich von ihr los zu machen, und öffentliche Spaltungen in der Freundſchaft zu verurſachen? Geben Sie nur Achtung, wie gelaſſen ich mich heute bey alle den Schwachheiten meiner Frau Schwägerinn aufzuführen ſuchen werde. Das erfordert die Menſchenliebe.

Carolinchen. Ich bewundere Sie, liebe Frau Muhme. Möchte ich doch, da ich ſo viel von Ihnen gelernet habe, auch Ihre Geduld lernen können! Da ſich die Frau Orgon ſo gütig gegen ihre Freunde aufführet; wie muß ſie vollends mit ihrem Geſinde umgehen?

Fr. Damon. Bey der Frau Orgon iſt eine Bediente nicht allein eine Maſchine, die von früh bis in die Nacht, ohne zu ruhen, ſich bewegen muß. Nein, ſie hat noch mehr zu ertragen. Sie iſt das Werkzeug, an dem ſie alle den Gift ausläßt, den ihr Stolz, ihr Geiz, ihr Neid und ihre übrigen fruchtbaren Neigungen den Tag über hervorbringen. Ihr Herz mag von dieſer oder jener Seite durch andere Leute oder durch ſich ſelbſt aufgebracht werden: ſo hat es ihre Magd zu genießen. Wenn Sie nur eine einzige ſolche Standrede mit anhören ſollten, als ſie ihrer Magd alle Tage hält: Sie würden über die wütende und von Schimpfwörtern und neu erfundenen Schmähungen recht ſtrotzende Beredſamkeit erſchrecken.

Carolinchen. So muß wohl eine Magd etwas großes gethan haben, die beſtimmt iſt, in ihren Dienſten zu leben. Eine Stelle im Zuchthauſe muß dagegen eine rechte Glückſeligkeit ſeyn.

Fr. Damon. So tyranniſch ſie mit dem Geſinde umgeht: ſo ſind doch ihre Mägde zu gewiſſen Stunden ihre Vertrauten, denen ſie ihr ganzes Herz ausſchüttet, und das Uebelſte von ihrem Manne und ihren Freunden entdecket.

Carolinchen. Ihre Magd zu werden, iſt die größte Strafe; aber ihr Mann zu ſeyn, das muß ein Unglück ſeyn, bey dem einem der Selbſtmord leicht einfallen kann.

Fr. Damon. Seyn Sie ruhig! Ihr Mann iſt der Unempfindlichſte und Gleichgültige im höchſten Grade, und fühlet ſein Elend, bey einer ſolchen Frau zu leben, eben ſo wenig, als er das Vergnügen der Ehe ſchmecken würde, wenn er eine vernünftige und zärtliche Frau hätte.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Hr. Damon. Mein Schatz, ich habe die Frau Schwägerinn wieder in den Garten geführt. Gehe doch zu ihr, und unterhalte ſie ein wenig. Sie ſagte, ſie könnte nicht ruhig ſeyn, wenn ſie Dich nicht ſähe.

Fr. Damon. Ich will ihr das Vergnügen gleich machen. Kommen Sie, Carolinchen.

Hr. Damon. Gehe immer voraus, mein Kind. Ich will mit der Jungfer Muhme ſchon nachkommen.

Achter Auftritt.

Herr Damon. Carolinchen.

Hr. Damon. Jungfer Muhme, ich will Ihnen einen Vorſchlag thun, der Ihnen aus mehr, als Einer Urſache, lieb ſeyn muß. Ich bin Ihnen meiner Frau wegen ſtets gewogen geweſen, und alſo . . .

Carolinchen. Auf dieſe Verſicherung kann ich eben nicht ſtolz werden. Wenn Sie mir bloß der Frau Muhme wegen gewogen ſind: ſo ſcheint es, daß ich eben nicht viel eigenthümliche Verdienſte haben muß.

Hr. Damon. Wer wird denn nun alle Worte auf die Goldwage legen? Was kann Sie denn das verſchlagen, ob ich Ihnen aus dieſer oder jener Urſache gewogen bin? Genug, wenn ichs bin, und mir alle Mühe gebe, für Sie zu ſorgen.

Carolinchen. Recht gut, Herr Vetter. Ich will mit der Ehre Ihrer Gewogenheit zufrieden ſeyn; geſetzt, daß ich ſie auch nur dem Zufalle zu danken hätte, daß meine Frau Muhme Ihre Frau iſt. Was haben Sie mir denn für einen Antrag zu machen?

Hr. Damon. Es geht Ihr Glück an, und dieß will ich machen.

Carolinchen. Das iſt ſehr großmüthig, Herr Vetter. Aber ohne Maaßgebung, wiſſen Sie denn ſchon, ob ich das für mein Glück halte, was Sie dafür anſehen? Ich fürchte, daß wir verſchiedene Meynungen haben werden.

Hr. Damon. Nun, man ſollte denken, ich, als ein funfzigjähriger Mann, ſollte wohl wiſſen, was ein Glück wäre. Und wenn Sie anderer Meynung ſind: ſo müſſen Sie wiſſen, daß Sie jung ſind und keine Erfahrung haben.

Carolinchen. Es iſt wahr, ich bin jung. Aber vielleicht habe ich alte Bücher geleſen. Wie heißt denn mein Glück, Herr Vetter?

Hr. Damon. Es heißt Herr Simon.

Carolinchen. So hat es ja gar einen Mannsnamen? Wollen Sie ſich nicht weiter erklären?

Hr. Damon. Ich dächte, ein Frauenzimmer, das ſich rühmet, alte Bücher geleſen zu haben, könnte ſchon verſtehen, was ich meyne.

Carolinchen. Ja! Aber Sie möchten es übel nehmen, wenn ich, als ein junges Mädchen, ſo witzig

wäre

wäre und gleich erriethe, was ein Mann, der viel zu denken pflegt, mit einem einzigen Worte hätte ſagen wollen.

Hr. Damon. Dieſe Beſcheidenheit gefällt mir. Man kann alten Leuten nie zu viel Hochachtung erweiſen. Sie ſagen oft mit einem Worte mehr, als die Jugend in einem Jahre nicht faſſen kann. Ich pflege allen jungen Leuten eine Regel von zwey Worten zu geben: Bete und arbeite! Und ſo kurz ſie iſt: ſo haben ſie doch zeitlebens daran zu lernen. Seyn Sie ja nicht vorwitzig, Jungfer Muhme, wenn Sie mit erfahrnen und begüterten Leuten zu thun haben. Ein Mann wird recht gut mit Ihnen fahren, wenn Sie dieſen Fehler ablegen und nicht klüger thun wollen, als es ſich für Ihre Jahre ſchickt.

Carolinchen. Alſo muß ich thun, als ob ich gar nichts wüßte, und als ob mein Verſtand nichts als ein leeres Behältniß wäre, darein Sie und andere wackere Leute ihre verjährten Meynungen hinein tragen könnten? Kurz, ich muß ſo lehrbegierig ſeyn, wie ein Kind.

Hr. Damon. Recht ſo, Jungfer Muhme. Die Natur hat Ihnen ſchöne Gaben gegeben, wenn Sie ſo bleiben. Und was Ihnen ja noch fehlt, das wird ein Mann ſchon zu verbeſſern wiſſen. Durch den Mann wird ein Frauenzimmer erſt klug.

Carolinchen. Ich danke Ihnen gehorſamſt für dieſe Schmeicheley.

Hr. Damon. So gefallen Sie mir. Da ich Ihre Bereitwilligkeit mir zu folgen kenne, ſo kann ich Ihnen

nen

chen nunmehr ohne Bedenken die ganze Sache offenbaren. Herr Simon, mein Mündel, den Sie ſchon kennen, ein junger, artiger und gelehrter Menſch, der fünfzigtauſend Thaler im Vermögen hat, und nur kürzlich von Reiſen gekommen iſt, braucht eine Frau, und Sie brauchen einen Mann. Alſo wäre mein Rath, daß Sie ihn nähmen. Ich wüßte keine beſſere Gelegenheit in der ganzen Welt für Sie. Kurz, geben Sie mir Ihr Wort, Sie ſollen ihn haben.

Carolinchen. Darf ich mir nicht einige Bedenkzeit ausbitten, oder muß ich gleich Ja ſagen?

Hr. Damon. Wozu brauchen Sie denn Bedenkzeit? Darf ſich ein Mädchen, die keine Aeltern, kein Vermögen und nichts, als ein roth und weißes Geſichte, zu ihrer Ausſteuer hat, wohl noch Bedenkzeit ausbitten, wenn ſie einen jungen reichen Mann neh[illegible]ll? Iſt dieß der Gehorſam, den Sie meinen Jahren und meiner guten Abſicht ſchuldig ſind?

Carolinchen. Halten Sie denn eine Heirath, ein ſo genaues Band, das zeitlebens dauern ſoll, für eine Kleinigkeit, bey der man ſich gar nicht bedenken darf?

Hr. Damon. Nein, ich halte es für etwas ſehr wichtiges, und eben deswegen ſollen Sie gleich Ja ſagen.

Carolinchen. Will mich denn Herr Simon zur Frau haben?

Hr. Damon. Dafür laſſen Sie mich ſorgen. Sie gefallen ihm, und mir zu gefallen wird er alles thun.

Carolinchen. Wenn mich alſo Herr Simon

nimmt, ſo nimmt er mich, um Ihnen einen Gefallen zu thun, und mir eine unverdiente Wohlthat zu erzeigen. Ich habe Sie gefragt, ob mich Ihr Herr Mündel heirathen will. Seyn Sie nunmehr ſo gütig, und fragen Sie mich, ob ich ihn auch haben will.

Hr. Damon. Alſo wollen Sie ihn haben?

Carolinchen. Nein, ſo lange ich meinen Verſtand behalten werde, ſo ſchwöre ich Ihnen zu, daß ich nicht in die Verſuchung gerathe, ihn zu lieben, und wenn er noch ſechsmal nach Paris reiſete.

Hr. Damon. Sind Sie nicht bey ſich ſelbſt? Warum ſteht er Ihnen denn nicht an? Denken Sie denn, daß ein Marquis aus Frankreich nach Deutſchland kommen wird, um ſich in Sie zu verlieben? Warum wollen Sie ihn denn nicht haben?

Carolinchen. Aus eben den Urſachen, weswegen Sie glauben, daß er ſich vortrefflich für mich ſchickte, aus eben den Urſachen, ſage ich, begehre ich ihn nicht. Erſtlich verlange ich ihn nicht, weil er ſo reich iſt.

Hr. Damon. Ich bitte, verrathen Sie Ihren Unverſtand nicht ſo ſehr. Wenn er nicht reich wäre: ſo möchte er hingehen, wo er wollte. Aber weil er reich iſt, und Sie arm ſind: ſo iſt es ein Mann für Sie. Was wollen Sie denn mit einem Armen anfangen? Sich aus Liebe bey ihm zu Tode hungern? Iſt ein Mann mit funfzigtauſend Thalern kein Glück?

Carolinchen. Das Glück, das ich bey Ihrem reichen Herrn Mündel haben werde, beſteht ungefähr darinne: Er wird mich heirathen, und unter der Geſtalt ſeiner Frau werde ich anders nichts, als ſeine

Speiſewirthinn und Haushälterinn, kurz, eine Sklavinn ſeyn, die ihre Freyheit, ihre Neigung, und alles dem Stolze und den Schwachheiten eines reichen und ungeſchickten Mannes aufopfern muß, und zwar aus dem Grunde, weil ſie den Fehler hat, daß ſie arm iſt.

Hr. Damon. O über Ihren Stolz! Sagen Sie mir nur, ob Ihnen mein Mündel nicht gut genug iſt? Sie ſind ja keine Prinzeſſin. Ich weis ja wohl, daß Ihr Großvater ein guter ehrlicher Pachter war, und Ihr Herr Vater hatte die Weisheit auch nicht vom Himmel geholet. Wenigſtens hat er bey ſeiner großen Gelehrſamkeit nicht ſo viel verlaſſen, daß er unter die Erde gebracht werden konnte. Ich will es Ihnen in meinem Buche zeigen, wie viel ich zu ſeinem Leichenbegängniſſe vorgeſchoſſen habe. Soll ich Sie etwa auch auf meine Koſten begraben laſſen, wenn Sie ſterben?

Carolinchen. Herr Vetter, Sie thun mir recht viel Ehre an, daß Sie mir meine Aeltern, oder vielmehr ihre Armuth vorwerfen. Ich bin auf nichts ſo ſtolz, als daß ich einen rechtſchaffenen und gelehrten Vater gehabt habe, der mir eine vernünftige Erziehung geſchafft, ob er mir gleich nichts hinterlaſſen. Sein guter Name, den er bey Vernünftigen hat, iſt in meinen Augen ein Anſehen, das ich um Ahnen und Rittergüter nicht hingeben wollte. Und wenn Sie die ausgelegten Leichenkoſten gar zu ſehr beunruhigen: ſo will ich Ihnen den Ring, den ich letztens geſchenkt bekommen habe, ſo lange zum Pfande geben, bis ich das Geld bezahlen kann.

Hr. Damon. Ich habe Ihnen nichts vorgeworfen, ſo ein Mann bin ich nicht. Ich habe nur geſagt, was wahr iſt. Sie mögen ſich nun ſo koſtbar machen, als Sie wollen: ſo dächte ich nach meinen einfältigen Gedanken doch, daß Herr Simon Ihrer alle Stunden werth wäre, wenn Sie auch zehn tauſend Thaler hätten, da Sie doch nicht ſo viel Groſchen haben. Verſtehen Sie mich?

Carolinchen. Ich verſtehe Sie ganz wohl. Sie reden mit der deutlichen und bündigen Beredſamkeit eines reichen Mannes an ſeine arme Clientinn. Ich will Ihnen meine Meynung kurz ſagen: Wenn Herrn Simons Verſtand ſo gut wäre, als ſeine Perſon iſt, und er ein gutes Gemüthe hätte: ſo würde er ein ganz liebenswürdiger Mann ſeyn. Allein, ſeine reichen Kleider blenden mich nicht, daß ich nicht ſeine freche, oder, wie er es nennt, galante Lebensart einſehen könnte. Und wenn er einen Anſpruch auf alle Goldbergwerke hätte: ſo werde ich ihn nicht lieben. Die Ehe iſt das wichtigſte Geſchäffte in der Welt, von dem mehr Vergnügen und Quaal abhängt, als daß man das erſte der Mode und dem Reichthume aufopfern ſollte, um ſich das andere recht förmlich dadurch zu erkaufen. Was quälen Sie mich mit einer Heirath? Laſſen Sie mir meine Freyheit, oder laſſen Sie mir wenigſtens Zeit, bis mich ein Mann wählet, der vernünftig und zärtlich iſt, und bey dem ich das werden kann, was er iſt. Alsdann werden Sie ſehen, ob ich Ihnen ungehorſam, oder ob ich zu ſtolz zur Ehe, oder zu albern zur Liebe bin.

Hr. Damon. Jungfer Muhme, ſoll ich Ihnen ſagen, wie mirs ums Herz iſt, ohne Umſtände zu machen?

Carolinchen. Wie können Sie mich erſt fragen? Es iſt Ihnen nichts anſtändiger, als dieſe Freyheit, zu der Sie Ihr Alter, Ihr Vermögen, und Ihr ganzer Charakter bevollmächtigen.

Hr. Damon. Kurz, Ihr vieles Bücherleſen, Ihr Bischen Franzöſiſch, Ihr Clavierſpielen macht Sie närriſch, und Ihr Spiegel und Ihre Armuth machen Sie ſtolz und ſorglos. Da haben Sie in wenig Worten Ihr ganzes Bildniß.

Carolinchen. Das iſt ja ein vortreffliches Verzeichniß meiner Eigenſchaften und ihrer Quellen. Sie werden ja recht ſinnreich, wenn Sie mich beſchimpfen wollen. Merken Sie ſich doch dieſen Charakter. Sie können ihn weiter ausführen und an den Bruyere drucken laſſen, und ſich noch etliche Groſchen Geld damit verdienen. Gut; weil Sie mich mit aller Gewalt närriſch machen wollen, ſo will ich Ihnen ſagen, daß ichs bin. Aber Sie werden es meiner Narrheit zu gute halten, wenn ich ſage, daß ich Sie auch nicht für den klügſten Mann halte.

Hr. Damon. Sie mögen von mir halten, was Sie wollen. Mir iſt es ſehr gleichgültig. Ein Mann, der bey nahe zwanzig Jahre in einem öffentlichen Amte ſteht, von dem kann man mit Recht vermuthen, daß er im Schlafe klüger iſt, als ein achtzehn- oder zwanzigjähriges Mädchen im Wachen.

Carolinchen. Das Amt macht wohl ſatt; aber nicht allemal klug. Doch Herr Vetter, Sie haben mir Ihr Herz eröffnet, und ich Ihnen das meinige. Ich glaube alſo, daß Sie mir nichts mehr werden zu ſagen haben; denn ich wüßte faſt keine Galanterie, die Sie vergeſſen haben ſollten an mir zu verſchwenden. Ich will in den Garten zur andern Geſellſchaft gehen, wenn Sie es erlauben wollen.

Hr. Damon. Ha! Ha! Ich verſtehe dieſe Sprache. Je ſpröder ſich ein Mädchen ſtellt, deſto verliebter iſt ſie. Vielleicht würde Sie die Geſellſchaft nicht ſo an ſich ziehen, wenn Herr Simon nicht daben wäre. Ich habe es lange an Ihren Mienen gemerkt, was in Ihrem Herzen vorgeht. Verſtellen Sie ſich nicht, loſes Kind. Ich wollte Ihnen alles aufs Blatt ſchreiben, was Sie fühlen.

Carolinchen. Das würde ein ſehr lächerliches Journal von meinem Herzen werden. Herr Simon würde gewiß darinnen das ſeyn, was das Geld bey Ihnen iſt.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Carolinchen. Frau Muhme, reden Sie doch Ihrem Herrn Liebſten zu. Er quält mich mit einer Heirath, und iſt ſo überzeugt davon, daß ich ihm gewogen bin, ſo überzeugt, ſage ich, als von der Gewißheit ſeines Geburtstages.

Fr. Damon. Ich wollte eben ſehen, warum Ihr ſo lange von uns bliebet. Kommen Sie, mein lieber Mann, die Geſellſchaft vermißt Sie. Und der

Frau Schwägerinn ihre Krankheit ſteigt von Stunde zu Stunde ſo ordentlich, daß man die Ohnmacht ausrechnen kann. Kommen Sie.

Hr. Damon. Meynſt du nicht, mein Schatz, daß Jungfer Carolinchen und Herr Simon für einander gebohren ſind?

Fr. Damon. Kommen Sie, wir können die Geſellſchaft nicht ſo lange allein laſſen.

Hr. Damon. Es iſt mein wahrer Ernſt. Carolinchen muß ihn heirathen. Auf dieſe Art werden ich und Du vieler Sorge los.

Carolinchen. Wenn nur gleich ein Prieſter da wäre, der uns trauen könnte. Ich glaube, Sie bezahlten vor Freuden das Traugeld.

Hr. Damon. Ja. Hier haben Sie meine Hand. Ich will den ganzen Thaler geben.

Carolinchen. Wollen Sie mir auch die Hochzeit ausrichten und die Brautkleider ſchaffen?

Hr. Damon. Ja! das will ich . . Wie meynten Sie? Die Hochzeit ausrichten und die Brautkleider ſchaffen? Nein! Das würde Herr Simon nicht geſchehen laſſen. Es wäre für ihn ein Schimpf, und für mich eine Pralerey.

Carolinchen. Aber, wenn ich mit dieſer Bedingung Herr Simonen heirathen wollte, und Ihnen mein Glück ſo lieb wäre: ſo dächte ich, könnten Sie ſich wohl einmal dem Verdachte einer Pralerey ausſetzen. Gut, gut. Sie richten mir die Hochzeit aus, und ſchaffen mir Kleider und Betten. Ich halte Sie bey Ihren Worten, und will Herr Simonen haben.

Hr. Damon. Wie? Was? Das hätte ich geſagt? Iſt es nicht genug, daß ich Sie reich machen will; ſoll ich auch noch darüber zum armen Manne werden?

Hr. Damon. Ihr Leute, zankt Euch nicht über eine Sache, die mir verdächtig vorkömmt. Kommt!

Carolinchen. Nur noch ein Wort. Herr Vetter, wollen Sie nicht funfzig Thaler an ein Gaſtgeboth wagen? Mehr verlange ich nicht: ſo will ich Herr Simonen nehmen. Sie haben ja keine Kinder. Thun Sie es doch. Wollen Sie?

Hr. Damon. Wäre die feindliche Invaſion nicht geſchehen, ſo würde ich ohne Bedenken Ja ſagen; aber ſo muthen Sie mir es nicht zu. Ich hatte einen Rittmeiſter und acht Bediente und zwölf Pferde bey mir. Ach! was frißt nicht Pferd und Mann in vier und zwanzig Stunden?

Carolinchen. Thun Sie, als wenn Ihnen die Feinde funfzig Thaler mehr gekoſtet hätten, oder verrechnen Sie die funfzig Thaler mit unter den Schaden, welchen der Friede erſetzen ſoll. Darf ich hoffen?

Hr. Damon. Nein, ich bin nicht geizig. Das darf mir niemand vorwerfen. Aber funfzig Thaler ſchenkt kaum ein Fürſt ohne Urſache weg.

Fr. Damon. Ich bitte Euch alle beide von Herzen, hört auf, oder ich muß denken, daß Ihr ein größeres Vertrauen in meine Geduld ſetzet, als ich wünſche.

Carolinchen. Frau Muhme, werden Sie nicht böſe. Die Sache betrifft mein Glück, wie der Herr Vetter ſpricht. Doch, Herr Vetter, ich will Ihnen zeigen, daß ich die Billigkeit Ihrer Gründe einſehe.

Ich will von funfzig Thalern bis auf dreyſſig nachlaſſen. Wenn Sie mir dieſe gleich zu einem Hochzeitgeſchenke baar auszahlen wollen: ſo ſollen Sie noch heute das Vergnügen haben, mich Jungfer Braut zu heißen.

Hr. Damon. Hören Sie nur. Kurz und gut. Wenn Sie Herr Simonen nehmen wollen: ſo ſoll das ausgelegte Geld für Ihres ſeligen Herrn Vaters Leichenbegängniß, welches acht Thaler acht Groſchen beträgt, Ihnen geſchenkt und hiemit getilget ſeyn.

Carolinchen. Frau Muhme, iſt das nicht großmüthig? Kommen Sie, Herr Vetter. Ich will Sie in den Garten führen. Wir wollen heute ſchon noch eins werden. Wenn Ihnen der Wein bey der Mahlzeit in den Kopf kömmt, ſo geben Sie mir lange eine Verſchreibung von hundert Thalern zum Brautſchatze.

Hr. Damon. Wie? Hundert Thaler? Was ſagen Sie? Ich hätte mich zu hundert Thalern verſtanden? Mein Kind! ſage es auf Dein Gewiſſen, habe ich mit einer Sylbe daran gedacht? Was? Nehmen Sie, wen Sie wollen, Jungfer Muhme. Ich will mich in Ihre Heirath nicht mengen. Sie ſind ein gefährliches Mädchen, das merke ich.

Fr. Damon. Carolinchen weis es doch, daß Sie es gut meynen. Sie will ſich vielleicht ein Bischen rächen, daß Sie ſie mit einer Heirath geplagt haben. Kommt ja, ſonſt ſtirbt die Frau Schwägerinn.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Damon. Herr Simon.

Hr. Damon. Hier ſehen Sie das Loos. Es koſtet vier Thaler. Wenn Sie dieſe daran wagen, und Ihr Glück verſuchen wollen: ſo ſteht es zu Ihren Dienſten. Ich thäte es, wenn ich wie Sie wäre.

Hr. Simon. Wenn es vierzig Thaler koſtete, ſo wollte ichs weit lieber annehmen, als da es nur vier Thaler beträgt. Meinen Namen bey vier Thalern? Es iſt wider meine Ehre. Alle Leute wiſſen, daß ich eine Tonne Goldes im Vermögen habe.

Hr. Damon. So wiſſen alle Leute etwas ſehr falſches. Ich dächte, Ihr Vormund ſollte am beſten wiſſen, wie hoch ſich Ihr Vermögen beliefe. Funfzigtauſend Thaler haben Sie, und keinen Groſchen mehr. Es wird ſich zeigen, wenn ich in vier Wochen die Vormundſchaft aufgebe, und Ihnen die Rechnung vorlege. Könnten Sie mir doch anſtatt funfzigtauſend Thaler hunderttauſend abfordern. Was? Ich wäre kein ehrlicher Mann? Ich ſollte Sie um eine halbe Tonne Goldes betrogen haben?

Hr. Simon. Wer hat denn das geſagt? Es mag ſeyn, daß ich nur funfzigtauſend Thaler im Vermögen habe; dem ungeachtet werde ich ſtets von hunderttauſend Thalern ſprechen. Leute von Stande müſſen allemal mehr haben, als ſie haben. Wenn ich an den Hof gehe, und eine reiche Heirath thue, ſo kann ichs wohl auf eine Million bringen.

Hr. Damon. Sie haben eine leichte Art zu rechnen, und nach dieſer können Sie ſehr reich werden. Doch wieder auf den Lotteriezeddel zu kommen. Sie dürfen ja Ihren Namen nicht entdecken. Es geht nach der Nummer und nach der Deviſe. Wollen Sie das Loos nicht haben? Wer weis, wie viel Sie damit gewinnen!

Hr. Simon. Geben Sie es nur her, und bringen Sie das Geld dafür in meine Rechnung. (Er ſieht es an.) Aber was iſt denn das für eine hypochondriſche Deviſe? Pour la vertu! Von wem haben Sie Franzöſiſch gelernt, Herr Vormund? Sie ſind gewiß auf das Wort vertu gefallen, weil Sie kein anders gewußt haben. Hätten Sie denn nicht etwas galantes wählen können? Die Deviſe kann ich nicht leiden. Ich ſtreiche ſie aus, und ſetze dafür pour la petite Jeannette, oder ſo etwas.

Hr. Damon. Nein, Herr Simon, die Deviſe muß bleiben, oder das ganze Loos geht verloren. Steht denn etwas gefahrliches in den franzöſiſchen Worten? Es hat ſie mir ein guter Freund darauf geſetzt.

Hr. Simon. Es mag geweſen ſeyn, wer es will, ſo muß er wenig Lebensart gehabt haben. Ich will Ihnen die Deviſe verdeutſchen. Sie heißt: Für die Tugend! Können Sie etwas trockeners und froſtigers träumen, als dieſes Sprüchelchen iſt? Wenn haben Sie bey einem Hofmanne eine ſolche Deviſe geſehen?

Hr. Damon. Ich bin ja kein Hofmann. Und hören Sie nur, Herr Simon, die Tugend laſſe ich mir nicht nehmen. Mein Vater und unſere ganze Familie hat ſtets den Ruhm der Tugend gehabt. Die Tugend iſt ganz gut. Wo Tugend iſt, kömmt Segen ins Haus. Ich dürfte faſt das Loos nicht verkaufen, weil die Tugend darauf ſteht. Wer weis, wie viel ſie gewinnt?

Hr. Simon. Und ich dürfte faſt das Loos nicht nehmen, weil die Tugend darauf ſteht. Wer weis, wer es ſieht, und mich für einen Milzſüchtigen hält? Hier haben Sie es wieder.

Hr. Damon. Nein! Nein! Ich nehme es nicht wieder an. Was gehandelt iſt, iſt gehandelt. Ich wünſche Ihnen viel Glück dazu.

Hr. Simon. Gut, gut. Ich will das tugendhafte Loos behalten. Mich ſoll es nicht anſtecken. Es giebt ja Pöbel genug, dem ich eine Freude damit mache, wenn ichs ihm ſchenke.

Hr. Damon. Verſchenken müſſen Sie es nicht. Laſſen Sie nur mit ſich reden. Das Loos koſtet freylich nicht mehr, als vier Thaler. Allein das Poſtgeld und die übrigen Unkoſten betragen noch acht Groſchen. Mit dieſen acht Groſchen wollen wir es alſo machen. Ich will ſie nicht in Rechnung bringen, ſondern zu der Maſſe der vier Thaler ſchlagen. Von vier Thaler acht Groſchen iſt acht Groſchen der dreyzehnte Theil. Wenn alſo das Loos gewinnt: ſo kriege ich den dreyzehnten Theil des Gewinnſtes. Verſtehen Sie mich?

Hr. Simon. Ich verſtehe Sie; aber ich werde den Vorſchlag nicht eingehen. Es läßt nicht für meinen Stand.

Hr. Damon. Aber für mich läßt es ganz wirthſchaftlich und vernünftig. Wiſſen Sie was? das Loos iſt Ihre. Aber ſagen Sie meiner Frau nichts davon. Sie kann die Lotterien gar nicht leiden, und würde mir den größten Vorwurf machen, wenn ſie erführe, daß ich das Geld darein wagte.

Hr. Simon. Machen Sie ſich keinen Kummer deswegen. Ich und Ihre Frau Liebſte ſind nicht ſo gar vertraut. Sie mag ſo ſchön ausſehen, als ſie will: ſo iſt ſie doch in meinen Augen eine Marionette, deren Augen und Hände von nichts, als den gemeinen Meynungen des Pöbels bewegt werden. Ma foi! Wenn Ihre Frau in eine Geſellſchaft nach Paris käme, man würde denken, ſie wäre eine Bürgerinn aus dem Monde.

Hr. Damon. Ich habe es ja nicht zu wiſſen verlangt, ob Ihnen meine Frau gefällt, oder nicht. Wenn ſie mir gut genug iſt, ſo werde ich deswegen nicht krank werden, daß ſie Ihnen mißfällt. Vielleicht iſt mirs gar lieb. Doch das gehört nicht zur Sache. Ich kriege doch den dreyzehnten Theil, wenn Ihr Loos glücklich ſeyn ſollte, und zwar wegen meiner zur Maſſe gegebenen acht Groſchen.

Hr. Simon. Das wird ſich ſchon geben; aber wo bleibt die Madam Orgon? Sie hat mir verſprochen, die verdrießliche Geſellſchaft in dem Garten zu verlaſſen, und ſich mit mir hier allein zu unterhalten. Das iſt doch eine Frau, mit der ein Chapeau ein Wort reden kann. Sie iſt auch noch nicht galant genug; aber ſie hat doch Attachement für eine Mannsperſon. Ich muß ſie ſuchen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Hr. Simon. Ha, liebſte Madam, kommen Sie endlich? Haben Sie mich lange genug entbehrt? Ja, ja. Wir ſchicken uns beſſer zuſammen, als wenn wir einander angetraut wären. Wenn ich Sie nicht in dem Garten gehabt hätte, ich wäre eingeſchlafen. Es geht hier zu, wie in einer Leichenpredigt. Die Leute mögen gar nicht wiſſen, daß ſie gebohren ſind, um luſtig zu ſeyn. Aber, wie befinden Sie ſich, Madam? Iſt Ihr Zufall vorüber?

Fr. Orgon. Wie glücklich wäre ich, wenn ich ſo bald wieder geſund werden könnte, wie andere Leute. Ach! bey mir hält es immer lange an. (Zu Herr Damon.) Wiſſen Sie wohl, Herr Schwager, daß Ihre Frau Liebſte und mein Mann nach Ihnen gefragt haben? Es hat auch ein gewiſſer Herr hergeſchickt und ſich erkundigen laſſen, ob Sie ein Capital von etlichen tauſend Thalern gegen Wechſelbriefe vorſchießen wollten.

Hr. Damon. Iſt es möglich? Ich muß doch hören, wer es iſt.

Dritter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Simon.

Hr. Simon. Es iſt recht ſchön, daß der närriſche Mann fort iſt. Er dünkt ſich recht klug zu ſeyn, und darum hat er weniger Hoffnung klug zu werden, als alle Narren. Laſſen Sie uns luſtig ſeyn, liebſte Madam. Bey mir ſoll Ihnen die Zeit nicht lang werden. (Er küßt ihr die Hand.) Sie haben eine rechte weiſſe Hand, faſt weiſſer, als meine. Ja, ja. Sie ſind eine rechte drollichte Frau.

Fr. Orgon. Wenn Sie erlauben, ſo werde ich mich niederſetzen. Das Stehen wird mir gar zu ſauer.

Hr. Simon. (Er langt einen Stuhl her.) Sehen Sie, Madam, ſo bedient man das Frauenzimmer in Paris. Den Stuhl kann ein jeder Deutſcher herſetzen; aber mit einer bonne grace, das iſt die Seele von der Höflichkeit.

Fr. Orgon. Sie ſind der galanteſte Herr, den ich noch geſehen habe. Ach wie matt bin ich nicht!

Hr. Simon. O Madam! Eine kleine Erfriſchung! (Er küßt ſie.) Sie ſind eine rechte engliſche Frau. Ich möchte oft die Ehre Ihrer Geſellſchaft genieſſen.

Fr. Orgon. Mein lieber Herr Simon, Sie ſind (ſie ſchlägt ihn mit dem Fächer.) ſehr leichtfertig. Ich werde Ihnen bald einen Verweis geben. Wenn es jemand ſähe, ſo würde er gewiß auf eine ſtarke Vertraulichkeit ſchließen.

Hr. Simon. Madam, reden Sie nicht ſo, wie eine Deutſche. Ich habe ungefähr vor drey Monaten eben dieſe Galanterie gegen eine Marquiſinn in Paris gebraucht. Ah, mon cher Baron, ſagte ſie, que vous êtes conquerant! Ihr ſeyd der Ueberwinder ſelbſt! Sie verſtehen doch Franzöſiſch, Madam?

Fr. Orgon. Franzöſiſch? Ach ja, aber es wäre kein Wunder, wenn ich dieſe Sprache bey meinem albernen Manne vergeſſen hätte.

Hr. Simon. So laſſen Sie uns doch mit einander parliren, Madam. Pourquoi differer?

Fr. Orgon. Nein, ſprechen kann ich die franzöſiſche Sprache nicht mehr; aber ich höre ſie ſehr gern reden. Sie hat ſo etwas einſchmeichelndes.

Hr. Simon. Ah! que dites vous! Sie können kein Franzöſiſch ſprechen, und Ihre fromme Frau Schwägerinn kann es? Ach das iſt ewig Schade! Wie viel ſchönes wollte ich Ihnen, ma belle Dame, nicht vorſagen, wenn Sie dieſe Sprache verſtünden! Vive la langue françoiſe! Ich weis nicht, es klingt im Deutſchen alles ſo hölzern. Man kann in dieſer Wendiſchen Sprache gar keinen charmanten Gedanken anbringen. Serieuſement, wenn ich ein großer Herr in Deutſchland wäre, ſo dürfte kein Menſch deutſch reden, als die Fuhrleute. Die deutſche Sprache iſt zur Fuhrmannsſprache gebohren. Alle Frauenzimmer müßten Franzöſiſch ſprechen, und alle Gelehrte in meinem Lande Griechiſch reden, damit man die Narren nicht verſtünde.

Fr. Orgon. Schimpfen Sie doch nicht ſo auf die deutſche Sprache. Es iſt ja Ihre Mutterſprache.

Hr. Simon. Ja, tauſend Thaler wollte ich darum geben, wenn es meine Mutterſprache nicht wäre, und zehntauſend Thaler, wenn ich ſie auf ewig vergeſſen könnte.

Fr. Orgon. Aber, daß die franzöſiſche Sprache allein nicht klug macht, das ſehe ich an meiner Frau Schwägerinn und ihrer Jungfer Muhme. Sie parliren alle beide, und ſind doch ſo unmanierlich, als ob ſie in einer Dorfſchenke gebohren und erzögen wären.

Hr. Simon. Oui Madame! Aber Sie müſſen auch wiſſen, daß ſie beide von Herzen ſchlecht parliren, und ihr Franzöſiſch in Deutſchland gelernt haben. Nach Frankreich ſollten unſere Frauenzimmer reiſen; da würden ſie erſt witzig werden.

Fr. Orgon. Sollten ſie denn etwan in Geſellſchaft der jungen Herren reiſen?

Hr. Simon. Warum nicht? Die Schule für die Damen ſind die Mannsperſonen. Und der Chapeau muß unter dem Frauenzimmer die Lehrjahre ausſtehen; und beides in Paris. Da lernt man das gezwungene Weſen ablegen, und munter und geiſtreich werden. Alles übrige ſind Poſſen. Auf der Studirſtube, oder vor dem Nährähmen bey einem Buche ſitzen, ſind Poſſen. Nein! Die große Welt; da muß man ſich formiren, und die altfränkiſchen Meynungen und den religiöſen Aberglauben vergeſſen lernen, den man mit der deutſchen Muttermilch eingeſogen hat. Engliſche Madam, wenn Sie mit mir parliren könnten, ich wollte mir ein Glied vom Finger ablöſen laſſen.

Fr. Orgon. Sie ſind gar zu gütig gegen mich geſinnt. Geſetzt, ich verſtünde die franzöſiſche Sprache vollkommen: ſo würde ſie doch nicht zureichen, die Hochachtung auszudrücken, die ich gegen einen ſo artigen Herrn trage.

Hr. Simon. Quel mot flateur! Ich weiſs nicht, womit ich Ihre Schmeicheley belohnen ſoll. Es klingt zu albern, wenn ich Ihnen auf deutſch ſagen wollte, daß ich Sie liebe, daß ich Sie hochſchätze, daß ich Sie anbete. Ah! mon petit cœur gauche. Wie zärtlich klingt dieſes im Franzöſiſchen, und wie albern, wenn ich im Deutſchen ſagte, mein kleines linkes Herz!

Fr. Orgon. Sie irren ſich, Monſieur. Was Sie ſagen, das klingt in jeder Sprache ſchön. Sie haben Verſtand, und können einen recht mit Lachen geſund machen; ſo witzig ſind Sie! . . . Verwünſcht! meine Frau Schwägerinn!

Hr. Simon. Dieſe Veſtale hätten wir entbehren können.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Hr. Simon. Was bringen Sie uns, Madame?

Fr. Damon. Ihre Magd bringt die Kleider, Frau Schwägerinn. Wollen Sie ſich nicht umkleiden laſſen?

Hr. Simon. Nur hergeſchickt, Madame! Ich verſtehe das ſo gut, als die beſte femme de chambre.

Fr. Damon. Und wenn Sie es auch nicht ſo gut verſtünden, ſo würde Ihnen dieſe Unwiſſenheit zur Ehre gereichen. Ich will Sie der Mühe überheben, Herr Simon.

Hr. Simon. Was, Madam? Denken Sie denn, daß ich noch ein junger Student bin, der nicht weiſs, wie er einem Frauenzimmer das Halstuch ſtecken ſoll? Sie müſſen mich doch für einen großen Pedanten halten, und ich weis nicht, wie Sie meine Aufführung in dieſem Irrthume beſtärken könnte. Sie werden gleich ſehen, ob ich das erſte Frauenzimmer in der Welt bediene. Ich will der Madam Orgon die Haare friſiren, und zwar ſo, wie man ſie vor zween Monaten in Paris trug. Nehmen Sie es nicht ungütig, Madam Damon, wenn ich Ihnen aufrichtig ſage, daß Ihre Coeffure gar nichts taugt, und daß in Ihren Locken nicht der geringſte gute Geſchmack iſt.

Fr. Orgon. Frau Schwägerinn, ſeyn Sie nur ſo gütig, und ſchicken mir meine Magd in das Nebenzimmer. Ich will weder Herr Simonen, noch Ihnen Mühe machen.

Fr. Damon. Wie Sie befehlen. Ich will Sie hier wieder erwarten, und den Herrn Simon indeſſen unterhalten, wenn ich anders galant genug bin.

Hr. Simon. (Zur Frau Orgon.) Ich ſoll nicht mit Ihnen gehen? Madam, ich will Sie anputzen, wie einen Engel. Erlauben Sie mir das Vergnügen, Sie nach meinem Geſchmacke anzukleiden, und . .

Fr. Orgon. Verlieren Sie kein Wort mehr. Sie erweiſen mir viel Ehre; aber ich, als ein verheirathetes Frauenzimmer, werde Ihre Galanterie als eine Beleidigung anſehen, wenn Sie mich nicht damit verſchonen.

Hr. Simon. Gehen Sie, gehen Sie, Madam. Sie fangen an wie eine Deutſche zu reden. Daran muß eine Frau in Geſellſchaft gar nicht denken, daß ſie verheirathet iſt; ſonſt wird ſie lächerlich. Machen Sie nur, daß Sie bald wieder kommen. Ich will gewiß an Ihrem Anzuge noch etwas zu beſſern finden.

Fünfter Auftritt.

Herr Simon. Frau Damon.

Hr. Simon. Wo haben Sie denn Ihre Jungfer Muhme? Warum kömmt ſie nicht herauf? Doch vielleicht will ſie die Zeit im Garten recht gelehrt zubringen. Sie wird wohl gar in einem Buche leſen.

Fr. Damon. Nein, ſie unterhält den Herrn Orgon, ſonſt wäre er im Gartenhauſe ganz allein. Vielleicht hilft ſie auch Anſtalt zur Abendmahlzeit mit machen.

Hr. Simon. O Madam! warum laſſen Sie Ihre Jungfer Muhme ſo verderben? Durch den Umgang mit den Büchern wird ſie todt und düſter. Lebendige Geſellſchaft muß ſie ſuchen, wenn ſie aufgeweckt werden will. Und was hat ſie mit der Abendmahlzeit zu thun? Will ſie, über eine deutſche Pedantinn, auch noch eine deutſche Köchinn abgeben?

Fr. Damon. Ein Frauenzimmer kann ſich um die Wirthſchaft bekümmern, ohne eine Köchinn abzugeben. Sie muß wiſſen, was dazu gehört, und ſorgfältig genug zur Aufſicht ſeyn. Es mag Ihnen nun ſo unfranzöſiſch vorkommen, als es will: ſo iſt es doch ein Unglück für einen Mann, und eine Frau, wenn ſie die Wirthſchaft nicht verſteht. Die größten Damen halten ſich zu dieſer Beſchäfftigung in einem gewiſſen Verſtande nicht zu vornehm.

Hr. Simon. Wofür hat man denn Köche, Köchinnen, Ausgeberinnen, Tafeldecker, und Maitres d'Hôtel, wenn die Weiber für die Tafel ſorgen ſollten? Da würde ich meine Frau bald ſatt werden, wenn ſie niederträchtig genug wäre, ſich um das Hausweſen zu bekümmern. Sie hat mit mir, mit der Wahl ihres Anzugs und mit dem Theetiſche, den ganzen Vormittag zu thun. Nach Tiſche lebt ſie nicht für mich, ſondern für die Geſellſchaft. Will ſie in dieſer ihre Perſon gut ſpielen, und die freye Lebhaftigkeit, die die Seele des Umganges iſt, recht ſehen laſſen: ſo muß ſie nicht an das geringſte denken. Sie muß ſich bloß ſich ſelber überlaſſen; alsdann wird ſie mir Ehre machen.

Fr. Damon. Aber, wenn ein ſolcher Mann nicht alle Monate eine neue Grafſchaft geſchenkt bekömmt, ſo wird er bald mit ſeiner galanten Frau aus dem Lande gehen, oder ſich ſonſt zu einer Handthierung verſtehen müſſen.

Hr. Simon. Sie reden nach Ihrem Stande, und haben die große Welt noch nicht geſehen. Ich ſage es Ihnen, wenn ich eine Frau kriege, welche die Geſellſchaften nicht liebt: ſo will ich zwo Maitreſſen ihr zum Poſſen halten.

Fr. Damon. Eine zu halten, wäre ſchon galant genug. Aber kennen Sie denn die ſchlimmen Folgen nicht, die aus großen Geſellſchaften für eine Frau entſtehen? Wie wird es mit Ihrer Eiferſucht und mit der Tugend Ihrer Frau ausſehen?

Hr. Simon. Madame, ein Mann, der eiferſüchtig iſt, iſt ma foi! ein Narr, der der Munterkeit in der Republik mehr Schaden thut, als zehn ſchwarze Geſetzprediger. Und was wollen Sie mit der Tugend einer Frau haben? Wie lange werden doch die Deutſchen träumen? Das nenne ich Tugend, ſeinem Stande gemäß leben, und ſich die Hochachtung der Welt erwerben. Was iſt das Leben, ohne Freyheit, ohne Zufriedenheit?

Fr. Damon. Mein Herr, ich ſtreite nicht wider die Zufriedenheit. Es iſt der größte Schatz, nach dem ein Vernünftiger ſtreben kann. Aber ich glaube, daß eben die Dinge, worinne Sie Ihre Zufriedenheit ſuchen, zu nichts, als zur Unruhe, geſchickt ſind. Ich will es Ihnen kurz ſagen. Zur Profeſſion eines Freydenkers, den Sie vermuthlich vorſtellen wollen, gehört nichts mehr, als wenig Verſtand, ein wildes Herz, etliche engliſche oder franzöſiſche Blätter voller Galle wider die Schrift, ein gut Glas Wein, ein geſunder Körper, der Beſuch gewiſſer Häuſer, die ich ohne Schamröthe nicht nennen kann, und wenn man es recht hoch bringen will, eine ohne Vorſichtigkeit und Klugheit angeſtellte Reiſe in fremde Länder.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Orgon.

Hr. Simon. Es iſt gut, daß Sie kommen, Herr Orgon. Ihre Frau Schwägerinn hat mich ſehr erbaulich unterhalten. Wenn ich ſterbe, ſo ſoll Sie mich zum Tode zubereiten. Suchen Sie vielleicht Ihre Frau Liebſte?

Hr. Orgon. Ach nein. Sie hat ſich umgekleidet und iſt im Garten, und hat nicht ehe zu bitten nachgelaſſen, bis ich herauf gienge, Sie, mein Herr, zu holen, damit die Geſellſchaft munter würde.

Hr. Simon. Sie haben eine recht allerliebſte Frau. Wenn ihr Geſicht gleich nicht mehr ſo gar ſchön iſt: ſo verdient es doch ein Doſenſtück abzugeben. Ich muß gehen. Kommen Sie nach, wenn Sie wollen. (zur Frau Damon.) Ihnen, Madam, darf ich wohl nicht zumuthen, mit mir in den Garten zu gehen. Vergeſſen Sie Ihren Aberglauben nicht.

Fr. Damon. Nein, mein Herr, ich werde ihn nicht vergeſſen. Das, was Sie Aberglauben nennen, iſt das, was die größten Männer, die ſcharfſinnigſten Geiſter, zu allen Zeiten mit Ehrfurcht geliebt und bewundert haben.

Hr. Simon. Madam, wir ſind gute Freunde. Hören Sie auf zu winſeln. Ich will heute luſtig ſeyn. Kommen Sie bald nach. Mich fängt ſchon an zu hungern. Haben Sie auch guten Burgunder, Champagner? Ich werde mir heute einen derben Rauſch trinken. Adieu Madame & Monſieur, je ſuis vôtre valet.

Siebenter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Damon.

Fr. Damon. Ich will ihn nur voran gehen laſſen, damit ich nicht die Quaal habe, von ihm geführt zu werden. Ich dachte, Herr Orgon, Ihre Frau Liebſte wäre noch in der Nebenſtube, und mit ihrem

Anputze noch nicht fertig; denn ſie verſprach wieder hieher zu kommen, ſonſt hätte ich gar nicht hier gewartet. Herr Simon iſt der unerträglichſte, der leichtſinnigſte und verwegenſte Menſch, den ich noch geſehen habe. O, was iſt doch unſinniger, als ein Menſch, der ſich eine Ehre daraus macht, nicht vernünftig zu ſeyn, weil es die meiſten Leute ſind.

Hr. Orgon. Iſt er ein großer Narr? Ich habe nicht recht Achtung auf ihn gegeben. Das habe ich wohl gehört, daß ihm das Maul nie ſtille ſteht, und daß er immer mit franzöſiſchen Brocken um ſich herum wirft. Aber ich bin glücklich, daß ich leicht in den Schlaf kommen kann. Ich habe indeſſen meine Pfeiſe Taback geraucht, und wechſelsweiſe ein Bischen mit geſchlafen. Aber Ihr Herr Liebſter hat mich zuerſt aufgeweckt, und alsdann auch Carolinchen, und da haben wir geredt, ja, und ſo iſt mir die Zeit vergangen. Wenn ich mir nunmehr was wünſchen ſollte, ſo möchte ich nun bald was gutes eſſen. Doch, Frau Schwägerinn, laſſen Sie ja alles recht weich kochen und braten, daß ich nicht ſehr kauen darf. Es wird mir gar zu ſauer, und es geht auch ſo ſehr über die Zähne; und dieſe möchte ich gern bis an mein Ende erhalten.

Fr. Damon. Ich will Ihr Verlangen bald befriedigen. Itzt iſt es ungefähr um ſechs Uhr; um ſieben wollen wir eſſen. Und von acht bis neun Uhr können wir noch in dem Garten ein wenig ſpatzieren gehen; alsdann iſt es erſt recht kühl. Doch Herr Schwager, iſt die Berliner Poſt noch nicht gekommen?

Hr. Orgon. Noch nicht. Die Magd ſagte, ſie wäre ſelber auf der Poſt geweſen, und ich habe ihr befohlen, nach ſechs Uhr noch einmal hinzugehen, und wenn Briefe an mich da ſind, ſie gleich herzubringen. Denn ſo wenig ich ſonſt zu Freude und Leid geneigt bin: ſo möchte ich doch ſelber gerne wiſſen, ob Ihr Loos unter den Treffern, oder Fehlern ſtehen würde.

Fr. Damon. Ach was würde mein Mann für eine Freude haben, wenn ich etwas gewönne! Auf dieſe Art vergäße er es vielleicht, daß ich wenig zu ihm gebracht habe, oder ließe ſich durch mein Bitten deſto eher von ſeiner gar zu großen Sparſamkeit abbringen, die mir oft das Leben bey ihm ſauer macht. Endlich wollte ich, wie ich Ihnen im Anfange ſchon geſagt habe, meine Muhme, Carolinchen, gern mit etwas beſchenken. Wenn ich nur das Mädchen in meinem Hauſe haben dürfte. Ich wollte Ehre an ihr erziehen, und ich hoffte, daß ſie bald des vernünftigſten Mannes werth ſeyn ſollte. Sie hat freylich noch ihre Fehler, ſo wie ich unter andern den habe, daß ich gern von ihr rede. Sie iſt etwas hitzig; ſie läßt ihre Geſchicklichkeit zuweilen zu ſehr merken; aber, das ſind Fehler, die ein Mann durch die Liebe bald mäßigen und zu Schönheiten machen wird.

Hr. Orgon. Ja, ja, Carolinchen iſt ganz gut. Sie wird ſchon einen Mann kriegen. Machen Sie Sich keine Sorge.

Fr. Damon. Ich wünſche ihr nicht allein einen Mann, ſondern auch einen ſolchen Mann, der ſie liebt, und ihre guten Eigenſchaften recht erkennt.

Hr. Orgon. Das verſteht ſich von ſich ſelbſt, daß der, der ſie heirathet, ſie auch lieben wird. Wenn man einmal beyſammen iſt, ſo findet ſich die Liebe wohl.

Fr. Damon. Ich denke, das iſt nur ein Troſt, den ein geiziger Vater oder Mutter für ihre Kinder erdacht haben, die ſie wider Willen zu einer Liebe zwangen.

Hr. Orgon. Das dächte ich nicht. Als ich meine liebe Frau heirathete, ſo war ich ihr weder gram, noch gut. Mein Sohn, ſagte meine ſelge Mutter zu mir, es iſt ein hübſches, ſtilles, haushältiges Mädchen, die nach ihres Vaters Tode einen feinen Thaler Geld kriegt; nimm ſie auf mein Wort; du wirſt nicht übel fahren. Ich nahm ſie alſo, und ich hätte auch eine andere eben ſo gut genommen, wenn es meine Mutter verlangt hätte. Und ich bin nicht übel gefahren, wir vertragen uns ganz gut.

Fr. Damon. Wider Ihr eigen Exempel, das Sie mir anführen, darf ich nichts einwenden. Aber überhaupt von den Ehen zu reden, glauben Sie denn, daß es ſchon zu einer zärtlichen Liebe genug iſt, wenn man ſich verträgt?

Hr. Orgon. Iſt es denn nicht einerley, ſich vertragen, ſich nicht zanken, und ſich lieben? Kömmt nun noch der Eheſegen von Kindern dazu: ſo ſehe ich nicht, wie eine ſolche Ehe ohne Liebe ſeyn könnte.

Fr. Damon. Das iſt, wie mich deucht, ein ſehr mißlicher Beweis. Die Uebereinſtimmung der Gemüthsart, eine gewiſſe Gleichheit in unſern Meynungen und Neigungen, ein innerlicher Trieb, dem Andern zu gefallen, und eine brennende Sehnſucht, des Andern ſein ganzes Herz, ſeine ganze Hochachtung zu beſitzen; das iſt der Grund der ehelichen Liebe. Daraus entſtehen die emſigen Bemühungen, ſich einander auf die redlichſte Art verbindlich zu machen, einander ſtets durch neue Gefälligkeiten zuvor zu kommen, und ſich immer mehr Verdienſte zu erwerben, durch welche die Liebe ermuntert und befriediget wird; das iſt die Zärtlichkeit der Ehe. Meynen Sie es nicht, Herr Schwager?

Hr. Orgon. Das wäre eine ſehr beſchwerliche Ehe. Sie werden es auch wohl nicht im Ernſte geſagt haben; ſonſt müßte ich denken, daß ich noch nicht verehlichet wäre; und ich bin doch ſchon zehn Jahre ein Mann, wenn ich gleich keine Kinder habe. Unſere Vorfahren waren rechtſchaffene Leute, und liebten einander, ohne ſolche Grübeleyen anzuſtellen. Wollen wir nicht wieder in den Garten gehen? Ich möchte wohl wieder eine Pfeife Taback rauchen. Den Stich von der Mücke fühle ich immer noch. Wenn nur keine Pulsader verletzt iſt! Kommen Sie, Frau Schwägerinn, was geht uns die Liebe mehr an? Sie haben ihren Mann, und ich meine Frau. Und wer verſorgt iſt, der iſt verſorgt.

Fr. Damon. Möchte doch auch jedes verſorgt werden, wie es wünſcht. Aus Gehorſam gegen die Aeltern wird man oft einer ungleichen Ehe aufgeopfert. Doch man muß ſein Schickſal mit Großmuth ſich geneigter zu machen ſuchen.

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Damon. Frau Orgon.

Hr. Damon. Ja, wie Sie ſehen. Auch an meinem Geburtstage kann ich nicht ohne Arbeit ſeyn. Der Handel mit den Wechſelbriefen iſt geſchehen. Und wenn es gut gehet, ſo kann ich wohl ein Paar tauſend Thaler dabey gewinnen. Ja, das habe ich Ihnen wohl in dem Garten erzählt, Frau Schwägerinn, daß ich den Lotteriezeddel gefunden habe. Er lag, wie geſagt, in meiner Frauen Kaſten, wo ſie die Spitzen hat. Er lag uneingewickelt; recht, als ob es ſo ſeyn müßte, daß ich hinter ihre Schliche kommen, und das Meinige mir wieder zueignen ſollte. Aber das werden Sie noch nicht wiſſen, daß ich ihn ſchon wieder verhandelt habe, und zwar mit Profit?

Fr. Orgon. An wen denn? Sie ſind ja ein rechtes Glückskind. Aber hätten Sie ihn mir denn nicht auch für meine geleiſtete Aufrichtigkeit anbieten können? Für die Hälfte hätte ich ihn ſelber annehmen wollen. Und was wäre es denn geweſen, wenn Sie mir die andere Hälfte geſchenket hätten?

Hr. Damon. Ja, ich hätte es thun können, wenn ich's bedacht hätte. Aber es iſt einmal geſchehen. Mein Mündel, Herr Simon, hat das Loos ſchon in Händen. Ich kriege vier Thaler dafür, und wenn das Loos gewinnt, den dreyzehnten Theil des Gewinnſtes, und zwar aus billigen Urſachen. Ich habe meiner Frau den Fehler ſchon vergeben. Es iſt eine fromme, rechtſchaffene und ſchöne Frau, die mir viel Liebe erzeigt, wenn ſie gleich etwas leichtſinnig mit dem Gelde umgeht. Sie wird mit den Jahren ſchon anders werden.

Fr. Orgon. Ich kann mich gar nicht in Sie finden. Bald heben Sie Ihre Frau in den Himmel, und bald ſchelten Sie aufs ärgſte auf ſie.

Hr. Damon. Was ſagen Sie? Ich hätte meiner Frau etwas übels nachgeredet? Das ſey ferne von mir! Ich müßte es in der Hitze, im Zorne gethan haben. Meine Frau iſt die beſte Frau. Ich bin mit ihr zufrieden, und den will ich ſehen, der etwas an ihr zu tadeln findet. Iſt ſie arm geweſen: ſo geht es niemanden etwas an, daß ich ſie reich gemacht habe.

Fr. Orgon. Nur gelinde, Herr Schwager. Mir zu gefallen mögen Sie Ihre Frau in den Adelſtand erheben laſſen. Ich will es Ihnen nicht wehren. Aber daß Sie alle andre ehrliche Weiber verachten, und Ihre Frau die beſte Frau heißen, dadurch finde ich mich beleidiget. Der Streich mit dem Lotteriezeddel iſt doch keine feine Sache.

Hr. Damon. Frau Schwägerinn, wenn ichs ihr vergeben kann: ſo werden Sie wohl auch nicht viel dabey zu erinnern haben. Was haben Sie an meiner Frau auszuſetzen? Mann und Weib iſt Ein Leib. Wer meine Frau angreift, greift auch mich an.

Fr. Orgon. Man ſehe doch, wie ſich die Männer geſchwind ändern können. Iſt das der Dank für die Entdeckung wegen des Lotteriezeddels? Da Sie das Geld dafür wieder haben, und ſich noch einen Theil des Gewinnſtes verſprechen: ſo hat Ihre Frau nichts unrechts gethan.

Hr. Damon. Je nun, das iſt vorbey. Sind Sie denn gar böſe auf mich, daß ich Ihnen den Lotteriezeddel nicht geſchenkt habe? Iſt dieſes Ihre Abſicht geweſen, um deren willen Sie meine Frau bey mir angegeben: ſo darf ich Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit eben nicht gar zu ſehr verbunden ſeyn.

Fr. Orgon. Wenn Sie alle Regeln der Höflichkeit vergeſſen wollen: ſo vergeſſen Sie doch wenigſtens nicht, daß Sie eine kranke Frau und eine Blutsfreundinn vor ſich haben.

Hr. Damon. Fällt es Ihnen itzt erſt wieder ein, daß Sie krank ſind? Es kömmt mir bald vor, als wenn Sie die Gabe hätten, ſo oft krank zu werden, als es Ihre Abſichten erfordern. Was hat Ihnen denn meine rechtſchaffene Frau in den Weg gelegt, daß Sie ſolche bey mir angeben? Vier Thaler ſind viel Geld; aber deswegen wäre ich noch nicht zu Grunde gegangen. Ich liebe das Geld, aber auch die Ehre und meiner Frauen Ehre. Und wenn Sie denken, daß meine Frau keine Wirthinn iſt, ſo will ich ihr Ausgebebuch holen! holen will ichs und es Ihnen zeigen.

Zweyter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Simon.

Hr. Simon. Sind Sie mir wieder davon gelaufen, engliſche Madam? Was macht der alte Geldkaſten bey Ihnen?

Fr. Orgon. Dergleichen grober und unverſchämter Mann, als dieſer iſt, muß zwiſchen Himmel und Erden nicht mehr ſeyn. Er hat mir ſolche Grobheiten geſagt, daß ich den Augenblick aus ſeinem Hauſe gegangen ſeyn würde, wenn Sie nicht gekommen wären. Aber um Ihre angenehme Geſellſchaft zu genießen, will ich mich überwinden, und meinen Zorn dieſen Abend gegen ihn verbergen. Er ſoll es zu andrer Zeit ſchon empfinden, was es heißt, ein Frauenzimmer zu beleidigen, das noch dazu krank iſt.

Hr. Simon. Laſſen Sie den alten Gecken gehen. Es iſt ein Bourgeois. Er taugt in Frankreich zu keinem Thürſteher, und hier iſt er, glaube ich, gar ein Aufſeher über eine öffentliche Caſſe. Mir muß er mit aller Hochachtung begegnen, und ſichs für die größte Ehre ſchätzen, daß ich ſein Mündel geweſen bin. In vier Wochen ſoll er mir Rechnung ablegen, da will ich ihm den Kopf ſchon zu rechte rücken.

Fr. Orgon. O thun Sie es doch um meinet willen. Er hat mir ein Lotterieloos verkaufen wollen. Und da ichs verlangte, ſo ſpricht er, er hätte es nicht mehr, und begegnet mir, wie einer gemeinen Frau. Der ehrvergeßne Mann!

Hr. Simon. Hier, ma chere Madame, iſt das Loos zu Ihren Dienſten. Nehmen Sie es ohne Complimente an. Ich habe in Paris den Sträußermädchen wohl ehe einen Louisdor gegeben.

Fr. Orgon. Iſts möglich? Hat er Ihnen das Loos verkauft? O! behalten Sie es. Es iſt in ſchönen Händen. Nein, es wäre eine Unhöflichkeit, ich kann es nicht, (ſie langt darnach) ich kann es nicht annehmen. Doch weil Sie ſo befehlen, ſo . .

Hr. Simon. Thun Sie nicht ſo kleinſtädtiſch mit mir. Sie müſſen es annehmen, ohne ſich zu weigern, und ohne ſich zu bedanken, wenn Sie meinem Charakter gemäß handeln wollen.

Fr. Orgon. Ach, Monſieur, was iſt für ein Unterſcheid, wenn ich den närriſchen Damon und meinen tölpiſchen Mann gegen Sie betrachte! Sie ſind die Galanterie ſelbſt, und recht zum Troſte der Damen gebohren. Wenn ich einen Sohn hätte, er müßte wie Sie werden, oder er dürfte nicht ſagen, daß er unter meinem Herzen gelegen hätte. Da laſſen die Aeltern ihre Söhne auf der Univerſität über den Büchern liegen, und wenn ſie nach Hauſe kommen, und ein Frauenzimmer bedienen ſollen, ſo thun ſie nicht anders, als wenn ſie die Daumenſtöcke an Händen und Füßen bekommen hätten.

Hr. Simon. Ja wohl, Madam. Schulen und Univerſitäten ſind nicht halb ſo gut, als die ſchlechteſten Caffeehäuſer. Anfangs hatte ich einen Hofmeiſter auf der Akademie; und wenn ich ihn nicht fortgejagt hätte, ſo wäre ich ein Stockfiſch geworden, wie er war. Er hat mich gezwungen, gewiſſe Bücher zu leſen, die ich itzt nicht kann nennen hören. Freyheit, Geſellſchaft, Franzöſiſch und Reiſen in fremde Länder, das macht gelehrt. Alles andere ſind Poſſen und Schulfüchſereyen. O Madam! itzt beſinne ich mich, ich habe Sie lange nicht geküßt. Ma foi, ma chere!

Fr. Orgon. Ach, ma cher Monſieur! ich höre Jemanden . .

Hr. Simon. Sachte, Madam, mon cher Monſieur heißt es, nicht ma cher.

Fr. Orgon. Ja, mein wertheſter Herr, ich höre jemanden über den Gang, der nach dem Garten hinunter geht, herauf kommen. Daß wir nur nicht etwa behorcht werden! Es komme, wer da will: ſo will ich gleich gehen, und mich ſtellen, als ob ich böſe auf Sie wäre; aber Sie müſſen ja nicht gleich hinter mir herkommen. Es möchte ſonſt Verdacht erwecken, Hören Sie?

Dritter Auftritt.

Herr Simon. Jungfer Carolinchen.

Carolinchen. Iſt die Madam Orgon nicht hier? Ich ſollte mich erkundigen, ob es ihr gefällig wäre, noch eine halbe Stunde bis zur Abendmahlzeit mit meinem Herrn Vetter im Brete zu ſpielen. Nehmen Sie es nicht übel, daß ich Sie geſtört habe. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Hr. Simon. Madam Orgon iſt nicht mehr bey mir. Aber warum wollen Sie gleich laufen? Fürchten Sie ſich denn mit einer Mannsperſon allein zu ſeyn? Sie müſſen mir und Ihnen nicht viel zutrauen.

Carolinchen. Und Sie müſſen mich für ſehr leuteſcheu und ſich für ſehr gefährlich anſehen, wenn Sie glauben, daß ich deswegen forteile, um nicht allein mit Ihnen zu ſprechen. Ich will mit Ihnen und mit jeder Mannsperſon allemal reden, wenn gleich nicht ſieben Zeugen dabey ſind. Haben Sie mir etwas zu ſagen, ſo werde ichs beantworten; oder wollen Sie auch gleich mit mir in den Garten gehen, ſo können wir da genug reden.

Hr. Simon. Ja, ja, Sie fürchten ſich vor mir. Ich weis nicht, wie die Schönen in Deutſchland ſind. Kein Frauenzimmer in Paris wird vor einer Spinne ſo laufen, als ein deutſches Mädchen vor einem jungen Menſchen. Sie dauern mich, Mamſell. Sie ſind ſo gut gebildet, und würden die Hochachtung der Chapeaus vollkommen erhalten, wenn Sie den verdrießlichen Charakter einer Spröden aufgeben wollten. Sie reden zu wenig, ſprechen ſo ſtudirt, und vergeſſen das Luſtige in Geſprächen. Kurz, Sie denken ſtets daran, daß Sie ehrbar ſeyn wollen, und darüber werden Sie ſo ernſthaft, als eine Matrone.

Carolinchen. Sie reden ſehr offenherzig. Ich glaube, wenn ich mit Ihnen auf Reiſen geweſen wäre, Sie könnten mich nicht vertrauter tadeln. Doch vielleicht iſt Ihr Tadel ein Lobſpruch für mich. Ein ſprödes Frauenzimmer, das das Geſichte und ihren Fächer erſt zehnmal in die Falten legt, ehe ſie ja oder nein ſagt, iſt ſehr lächerlich. Aber wollen Sie uns denn um alle Sittſamkeit und um allen Wohlſtand bringen? Ich will nicht traurig ſeyn; doch warum ſoll ich denn auf eine ausgelaßne Art luſtig ſeyn? Soll man denn alles ſagen, was uns einfällt, und gar nicht an das denken, was man ſagt? Dazu kann man bald kommen, daß man immer plaudert; aber wehe der Geſellſchaft, die gezwungen iſt, den Witz anzuhören, den wir aus Schwatzhaftigkeit nicht bey uns behalten können, und wenn wir ihn auch auf Reiſen geſammlet hätten.

Hr. Simon. Wer geſellſchaftlich und galant ſeyn will, muß viel reden, und von luſtigen Sachen; ſonſt ſchläft man ein. Man muß durch gute Einfälle, durch artige Scherze, durch Mienen, durch ungezwungene Bewegungen einander beleben und ermuntern. Wenn wir einmal in Geſellſchaft ſind: ſo kann man nie zu aufgeweckt ſeyn. Leute von Geſchmack nehmen einander nichts übel.

Carolinchen. Ich möchte Ihre Meynung eben nicht öffentlich vertheidigen. Die Munterkeit in der Geſellſchaft muß ſtets durch die Hochachtung und durch den Wohlſtand eingeſchloſſen werden: ſonſt wird ſie zur luſtigen Grobheit. Doch, mein Herr, ich ſehe, daß wir einander nicht beſſern werden. Ich dächte, wir giengen in den Garten zur übrigen Geſellſchaft.

Hr. Simon. Fällt es Ihnen ſchon wieder ein, daß Sie eine Jungfer ſind? Wollen Sie flüchten?

Carolinchen. Ich würde, ungeachtet meines Jungfernſtandes, gern mit Ihnen reden, wenn Ihre Einfälle nicht ſo ſtark wären. Sie benehmen mir gleich die Sprache; ſo durchdringend und nachdrücklich ſind ſie.

Hr. Simon. Sie wollen gar ſpotten? Denken Sie denn, daß ich noch in keiner vornehmen und witzigen Geſellſchaft geweſen bin, und nichts da gelernet habe?

Carolinchen. O nein! Man hört es aus Ihrer

Art zu reden wohl, daß Sie in der Welt geweſen ſind, wenn Sie es gleich nicht ſelbſt geſtünden. Ihr Umgang iſt ſtets lehrreich, und ich habe in Ihrem kurzen Geſpräche ſchon ſo viel gelernet, daß ich Ihren Tadel ferner anhören will, ohne böſe zu werden. Ich werde ſchon ganz munter. Vielleicht falle ich auch in das Luſtige, wenn Sie mich länger unterhalten. Geben Sie mir nur Anweiſung.

Hr. Simon. Dieſe Bitte mag Ihr Ernſt ſeyn oder nicht, Mamſell: ſo bin ich doch ſo aufrichtig, daß ich Ihnen rathe, öfter in Geſellſchaften zu gehen, und Ihre Bücher wegzuwerfen. Sie werden ſehen, wie lebhaft Sie mein Rath in kurzem machen wird.

Carolinchen. Es iſt mir lieb, daß Sie noch nicht alle Hoffnung von mir verloren haben. Aber welche Geſellſchaften ſoll ich beſuchen? Sie müſſen erſt reformiren, ehe der Umgang in unſerm Orte manierlich werden wird. Und wo wiſſen Sie denn, ob ich Bücher leſe, und ſie ſchlecht ſind?

Hr. Simon. Ich habe es von Andern gehört. Und Sie ſelber verrathen ſich mit Ihren zuverſichtlichen Orakelſprüchen, daß Sie mehr leſen, als reden. Im Ernſte, Mamſell, was leſen Sie für Bücher? Ich will mich nicht rühmen, daß ich ſtudirt habe: aber Sie werden mir doch zutrauen, daß ich einige Kenntniß von Büchern habe. Ein Buch früh bey dem Thee, oder des Abends, wenn man nicht einſchlafen kann, iſt allemal eine gute Sache.

Carolinchen. Ich zweifle, daß mein Büchervorrath nach Ihrem Geſchmacke ſeyn wird, und will Ihnen die Mühe erſparen, ſich über das Verzeichniß, das ich Ihnen davon geben könnte, luſtig zu machen.

Hr. Simon. Nun laſſen Sie doch nur Wunders halben Ihre Lecture hören.

Carolinchen. Gut; wenn ich Ihnen denn den Zuſchauer nennte.

Hr. Simon. Den Zuſchauer, ein Buch von acht oder neun Bänden? Der Zuſchauer iſt ein ſchwermüthiger Engelländer, den es verdrießt, daß andere Leute nicht melancholiſch ſind. Er kriecht unter lauter Kleinigkeiten herum und phantaſiret, daß ihn die Leute für gelehrt halten ſollen. Ich habe dieſes Buch einem Geiſtlichen geſchenkt, weil ich ihm kein ſchlechteres zu geben wußte.

Carolinchen. Der Mann kann mit Ihrem Irrthume ſehr wohl zufrieden ſeyn. Aber was ſoll ich denn für Bücher leſen, wenn die klugen ſchädlich ſind?

Hr. Simon. Franzöſiſche müſſen Sie leſen, Franzöſiſche, ſage ich Ihnen.

Carolinchen. Ich leſe ſie auch, und zwar recht gern. Ich habe nur neulich des ältern Racine ſeine Tragödien, und des jüngern ſeine Gedichte von der Religion geleſen, und über den letzten vor Freuden geweinet, ſo vortrefflich hat er mir gefallen.

Hr. Simon. Nun weis ich genug. Wenn Sie des Racine Gedichte de la Religion haben leſen können: ſo können ſich alle Gebetbücher viel Aufmerkſamkeit von Ihnen verſprechen. Fahren Sie nur fort. Vielleicht heirathen Sie einmal einen Schulmann: ſo wird Ihnen Ihre Gelehrſamkeit recht gut zu ſtatten kommen. Sie können eine Stunde in Sentenzen und die andere in adagiis mit einander reden. Nachdem wird Ihnen der Kuß oder die Mahlzeit recht gut darauf ſchmecken.

Carolinchen. Mein Herr, ich leſe nicht, um gelehrt zu werden, ſondern um meinen Verſtand und mein Herz zu verbeſſern. Ich dächte, jeder vernünftiger Mann ſollte das Frauenzimmer darzu aufmuntern. Je klüger wir bey unſern weiblichen Geſchicklichkeiten uns zu werden bemühen, deſto glücklicher ſind die Männer, die mit uns leben wollen. Im Ernſte, bleiben Sie bey Ihren witzigen Büchern, und laſſen Sie mir meinen böſen Geſchmack, und reden Sie nicht mit einer ſo unverſchämten Art von guten Schriften. Sie verachten des Racine Gedichte, und ich ſage Ihnen aufrichtig, daß Sie es gar nicht zu leſen im Stande ſind. Solche Schriften zu leſen, dazu gehört mehr Franzöſiſch, als Sie verſtehen. Ein paar Worte zu plaudern, die vor dem Spieltiſche und bey der Mahlzeit nöthig ſind, darinnen beſteht Ihr ganz Franzöſiſch, und deswegen hätten Sie nicht nach Paris reiſen dürfen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Hr. Damon. Das habe ich wohl gedacht, daß ich Sie beyſammen antreffen würde. Was ſich neckt, das liebt ſich gern. Im Garten thaten Sie, als wenn Sie einander nicht leiden könnten; aber hier ſtehen Sie ſo gelaſſen, wie Braut und Bräutigam. Nun, nun, erſchreckt nicht über meine Ankunft. Ich weis ſchon, wie junge Leute ſind; ich bin auch jung geweſen. Man kann einander in allen Ehren lieben.

Carolinchen. Herr Vetter, an wen halten Sie dieſe Traurede? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie mein Herz mit dieſem Herrn in Verdacht haben? Ich verſtehe mich gleich zur Feuerprobe, um zu beweiſen, daß mir Herr Simon ſehr gleichgültig iſt. Und ihm wird es auch nicht ſchwer fallen, ſeine Unempfindlichkeit mit einem Duzend Eidſchwüren zu beſtätigen.

Hr. Damon. Ich glaube, was meine Augen ſehn. Wenn Ihnen Herr Simon zuwider wäre: ſo würden Sie gewiß nicht an dem Orte ſeyn, wo Niemand, als er, iſt. Doch verſtellen Sie ſich nur. Ihr Geſchlecht hat einmal das Gelübde über ſich genommen, Nein zu ſagen, wenn es Ja denkt, und froſtig zu thun, wenn es im Herzen brennt. Die Schamhaftigkeit will es alſo haben. Nicht wahr, Herr Simon, Sie ſind offenherziger? Gefällt Ihnen Jungfer Carolinchen nicht?

Hr. Simon. Ach ja. Wenn Sie nur mehr Welt hätte, und anſtatt der verdrießlichen Bücher . . .

Carolinchen. Ich werde meine Lobrede nicht auswarten. Urtheilen Sie von mir, wie es Ihnen gefällt. Laſſen Sie mir nur meine Gewiſſensfreyheit auch.

Fünfter Auftritt.

Herr Simon. Herr Damon.

Hr. Simon. Ha, ha! Sie wird eilen, daß ſie vor Ihrer Frau Liebſte das Herz ausſchütten kann. Ich habe ihr die Wahrheit ein wenig geſagt; doch mit einer galanten Art. Es iſt Schade um das Mädchen, daß ſie nicht zu leben weis. Doch, Herr Damon, wie ich aus Ihren vorigen Reden gehört habe, ſo iſt mir Mamſell Carolinchen wohl gar im Herzen gewogen. Das gute Närrchen! Mein Sieg hat mich wenig Mühe gekoſtet.

Hr. Damon. Warum ſollte ſie Ihnen nicht gewogen ſeyn? Sie ſind jung und artig, und meine Muhme iſt auch jung und empfindlich. Fahren Sie nur fort. Sie iſt ſchon unruhig. Sie mögen ihr ſehr gefallen, und ſie mag es doch verbergen wollen. Das iſt ein gutes Zeichen.

Hr. Simon. Es iſt ganz gewiß, daß ich ihr gefalle, und ich habe es gleich aus den zwey oder drey erſten Blicken gemerkt, daß es ihr unmöglich ſeyn würde, mich nicht zu lieben. Gleichwohl habe ich meine Zauberkünſte noch gar nicht angewandt. Ich habe ihr nur gemeine Schmeicheleyen geſagt; ich habe ihr die Hand nicht geküßt; ich habe meine ſiegende Miene nicht angenommen; ich habe keinen artigen Scherz gemacht, weder mit meinem Witze, noch mit meiner Hand. Ich habe ihren Fächer, ihren Palatin, alles bisher noch in Ruhe gelaſſen. Aber laſſen Sie mich nur erſt in mein Feld kommen. Carolinchens Verſtellung ſoll nicht lange währen. Und wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo ſoll ſie mir noch heute eine vollkommene Liebeserklärung thun. Ich habe ſolche Mädchen mehr vor mir gehabt, die wild gegen mich gethan; aber ſie ſind bald zahm geworden.

Hr. Damon. Das wäre vortrefflich, wenn Sie meine Jungfer Muhme recht verliebt machen könnten. Verſuchen Sie doch Ihr Heil. Ihnen traue ich alles zu; denn Sie ſind artig und galant.

Hr. Simon. Ob ichs bin, das will ich eben nicht ſagen. Aber Sie ſind auch nicht der erſte, der michs aufrichtig verſichert hat. Und wenn ich meine Lebensgeſchichte ſeit drey oder vier Jahren durchgehe: ſo finde ich Beweiſe genug, daß ich dem Frauenzimmer gefährlich ſeyn muß. Als ich über Brüſſel reiſete, ſo ließ ich mich in eine vornehme Familie introduciren. Die Tochter vom Hauſe war ein allerliebſtes Mädchen, und ſprach franzöſiſch, wie ein Engel.

Hr. Damon. Das verſchlägt mich nicht viel.

Hr. Simon. Hören Sie nur, wie es ward. Ueber der Tafel kam ich ihr gegen über zu ſitzen. Ich that etliche Machtblicke auf ſie, und ſie that ſehr ſicher bey dieſem Anfalle. O dachte ich, mein ſchönes Kind, du ſollſt bald empfinden, daß ich mehr, als ein bloßer Deutſcher, bin.

Hr. Damon. Sagen Sie mir itzt nicht, was Sie gedacht haben; ſondern nur, was geſchehen iſt. Die Erzählung möchte ſonſt zu umſtändlich werden.

Hr. Simon. Fallen Sie mir doch nicht in die Rede. Ueber der Tafel gieng weiter nichts merkwürdiges vor, als daß ich ihr einige hübſche Flatterien machte, und ihr mit dem Fuße einen und den andern Druck gab, weil ich ihr gleich gegen über ſaß.

Hr. Damon. Ich dächte, das wäre unhöflich geweſen. Zog ſie denn die Beine nicht weg? Wie leicht hätten Sie ihr die Pantoffeln mit Ihren Schuhen ſchmutzig machen können!

Hr. Simon. Dafür laſſen Sie mich ſorgen. Ich trug damals ſchon Corduan-Schuhe. Nach der Tafel hatte ich die Ehre, als ein Fremder, den Ball mit der Tochter vom Hauſe zu eröffnen. Hier zeigte ich mich in meiner ganzen Stärke. Jeder Blick, den ich auf ſie ſchoß, that die Wirkung eines Pfeils, und . .

Hr. Damon. Alſo wird das Frauenzimmer bald zu Boden gefallen ſeyn. Wenn ich bitten darf, ſo verſparen Sie den Ausgang der Erzählung bis nach Tiſche. Oder noch beſſer. Wir wollen nach Tiſche, weil es ohnedem mein Geburtstag iſt, ein Ehrentänzchen thun. Da mag Carolinchen die Jungfer in Brüſſel ſeyn, und da können Sie mir an ihr zeigen, was mit jener vorgegangen iſt.

Hr. Simon. Ja, ja. Doch hören Sie nur zu. Ich tanzte den ganzen Abend mit ihr. Alle Glieder an mir, alle Schritte und Wendungen, lebten. Ich glaube auch, daß man ſelten wird ſchöner haben tanzen ſehen; ſo viele Mühe gab ich mir.

Hr. Damon. Gut, machen Sie es dieſen Abend nur auch ſchön, und laſſen Sie Carolinchen nicht aus dem Garne. Wenn ſie gleich nicht reich iſt: ſo iſt ſie doch ſchön, guter Geburt, und hat, wie alle Leute ſagen, viel Verſtand.

Hr. Simon. Auf dem Balle bemerkte ich nun ganz deutlich, wie die Liebe von Minute zu Minute in meiner Brüſſeliſchen Schöne zunahm. Endlich ſtieg die Zärtlichkeit ſo hoch, daß ſie ohnmächtig ward, und ſich von dem Balle mußte wegtragen laſſen. Den andern Tag bekam ſie ein hitziges Fieber, und - -

Hr. Damon. Aber woher wiſſen Sie, daß ſie aus Liebe krank geworden iſt? Vielleicht hat ſie ſich im Tanzen zu ſehr erhitzt.

Hr. Simon. Sie hat es im Phantaſiren mehr, als einmal, geſtanden, daß ich die Urſache von ihrer Krankheit wäre.

Hr. Damon. Im Phantaſiren? Mir wäre es lieber geweſen, ſie hätte es nach dem Paroxiſmo geſtanden. Hat ſie denn auch dazu geſagt, daß ſie aus Liebe gegen Sie krank geworden wäre?

Hr. Simon. Das verſteht ſich. Aus Haß wird ſie nicht in ein Fieber fallen. Hören Sie nur weiter.

Hr. Damon. Ich merke es ſchon, der Vater von der Tochter wird Sie nicht mehr ins Haus gelaſſen haben. Und ich will es Ihnen nur ſagen, wenn ich eine Tochter hätte, und Sie wollten auch ſo grauſam mit ihr umgehen: ſo ließ ich Sie nicht über die Schwelle. Ich bin nicht dawider, daß Sie Carolinchen in ſich verliebt machen ſollen. Es iſt vielmehr mein Wunſch. Aber bis auf das Fieber müſſen Sie die Sache nicht treiben. Nein, wenn Carolinchen Ihnen gut iſt, und Sie ihr, wie Sie geſagt haben, auch gewogen ſind; ſo will ich, als Vormund, die Sache nicht hindern, ſondern vielmehr dazu helfen. Indeſſen will ich Ihnen hier zeigen, daß ich die vier Thaler wegen des Looſes in der Lotterie angemerkt, und zugleich der acht Groſchen Erwähnung gethan habe, die ich mit zur Maſſe gegeben. Es iſt um Lebens und

Sterbens willen. Sehen Sie nur her, mein Herr Simon.

Hr. Simon. Es iſt ja ſchon gut. Wir werden darum keinen Proceß anfangen. Kurz, die Schöne in Brüſſel iſt nicht eher wieder geſund geworden, bis ich die Stadt verlaſſen habe. Iſt dieſes nicht etwas merkwürdiges?

Hr. Damon. Ja. Sehen Sie nur das Papier an: denn um es Ihnen zu zeigen, bin ich mit hieher gekommen.

Hr. Simon. Man wird in Brüſſel gewiß an mich denken. Es war ein allerliebſtes Kind. Ich will heute noch ihre Geſundheit trinken.

Hr. Damon. Hier, mein Herr, ſieht es, „vier Thaler für ein Loos in der Lotterie, und acht Groſchen, welche ich ..“

Hr. Simon. O quälen Sie mich nicht länger! Ich ſehe es ja. Wenn Sie mich verdrießlich machen, ſo werde ich Carolinchen ſchlecht bezaubern.

Hr. Damon. Hier kömmt ja gar Herr Orgon. Was muß der wollen? Gehen Sie nur, Herr Simon, und verſuchen Sie Ihr Glück bey Carolinchen, und machen Sie, daß wir Ihnen noch heute gratuliren müſſen.

Hr. Simon. Sie ſollen bald ſehen, daß es mir etwas leichtes iſt, ein Herz in Brand zu ſtecken.

Sechſter Auftritt.

Herr Orgon. Herr Damon.

Hr. Orgon. Ich wollte Ihnen nur ſagen, daß mich ſehr hungert, und daß Sie machen ſollen, daß wir bald zu Tiſche kommen. Nach neun Uhr gehe ich gern zu Bette. (Er gähnt.) Und ich habe Hoffnung, dieſe Nacht gut zu ſchlafen, wenn die Wunde von der Mücke ſich nicht entzünden ſollte:

Hr. Damon. Dafür bin ich Ihnen gut. Die Mücken in meinem Garten ſind keine Schlangen. Wir wollen auch bald eſſen. Eins muß ich Ihnen nur noch ſagen, Herr Schwager. Mein Mündel iſt reich, und Carolinchen möchte ich gern verſogt wiſſen, damit meine Frau nicht weiter Urſache hätte, Geld für ſie auszugeben. Meynen Sie nicht, daß ſich dieſe beiden Leute für einander ſchicken ſollten?

Hr. Orgon. Warum das nicht? Sie mögen heirathen. Was haben wir denn dieſen Abend zu eſſen? Ich habe ſchönen Spargel in Ihrem Garten ſtehen ſehen. Mit Eyerſauce eſſe ich ihn ſehr gern.

Hr. Damon. Wollen Sie nicht über Tiſche ein wenig auf meiner Seite ſeyn? Ich möchte gern, daß Herr Simon und Carolinchen ein Paar würden. Wenn er nur Ja ſagt, und ſich einmal fangen läßt, ſo darf er nicht wieder zurück. Denn ich habe Zeugen.

Hr. Orgon. Wie Sie meynen. Es wird ſchon gehen. Wenn nur die Erdbeeren ſchon groß wären. Ich möchte dieſen Abend wohl eine kalte Schaale davon eſſen. Eine Pfeife Taback, eine kalte Schaale, und ein Gericht Spargel iſt im Sommer mein liebſtes.

Hr. Damon. Es wäre auch beſſer für mich, wenn Herr Simon Carolinchen heirathete: ſo könnte ich eher mit der Vormundſchaftsrechnung von ihm los kommen. Wenn er mir nur nicht Händel macht!

Hr. Orgon. Ach ja! Schlägt es nicht itzt ſieben? Kommen Sie. Ich habe ſchon vorhin in der Küche geſehen, daß die Capaunen braun genug waren. Sie möchten zu dürre werden. Ich habe heute keine Luſt, mehr zu reden.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Ach, lieber Schatz, laſſen Sie ſich doch meine Noth klagen. Ich arme kranke Frau möchte vor Aergerniß vergehen. Ich ſaß mit Carolinchen in dem Garten; da kam der junge Laffe, Herr Damons Mündel, und nahm ſich allerhand Freyheiten heraus. Der Geck muß ſich etwa in mich verliebt haben. Er läuft mir auf allen Schritten nach. Ich ſtieß ihn fort, und machte ihm ein ſpitzig Compliment. Darüber ward er empfindlich, und ſagte mir die unverſchämteſten Dinge. Carolinchen hat alles mit angehört; und ich kann es ihr ewig nicht genug verdanken, ſo ſehr hat ſie meine Parthey genommen, und mich wider den jungen Haſen vertheidigt. Sie iſt recht mein Schild geweſen. Das iſt ein nichtswürdiger Menſch! Hält er mich denn gar für eine ſolche ehrloſe Marquiſinn, als er ſich rühmt in Frankreich bedient zu haben?

Hr. Damon. Liebe Frau Schwägerinn, es thut mir leid, daß Sie heute in meinem Hauſe ſo viele Urſache ſich zu beklagen finden. Ich will gleich gehen, und meinem Mündel den Fehler vorhalten. Er wird ihn gewiß bereuen, und Ihnen auf die demüthigſte

Art eine Abbitte thut. Ich ſelber bitte vielmal um Vergebung, wenn ich Sie vorhin etwa durch ein Wort beleidiget haben ſollte. Ich bin etwas haſtig; aber ich bin auch gleich wieder gut.

Achter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Orgon.

Fr. Orgon. Sie ſagen alſo gar nichts dazu? Und wenn man mir Ehre und Leben nähme: ſo blieben Sie noch in Ihrer unbeweglichen Gelaſſenheit. Alſo verſchlägt es Sie nichts, daß Sie eine tugendhafte Frau haben? Ich frage Sie, wollen Sie mir nicht helfen?

Hr. Orgon. Warum nicht? Ich bleibe Dir bis ins Grab treu! Herr Simon wird es nicht ſo böſe gemeynt haben. Er hat vielleicht einen Scherz machen wollen, den Du übel verſtanden haſt. Es iſt ein junger Menſch. Was will man mit ihm machen?

Fr. Orgon. Alſo vertheidigen Sie den Menſchen noch? Wollen Sie ſich nicht wider ihn aufbringen laſſen? Ich frage Sie noch einmal. Ehrerbietung und Höflichkeit ſoll mir ein junger Menſch erzeigen. Dazu habe ich, als ein Frauenzimmer, ein Recht, und ich kann es leiden, daß man mich bewundert, und mir Careſſen macht. Aber muß denn ſo ein Narr gleich bis zur Unverſchämtheit frey ſeyn? Sah er denn nicht, daß Carolinchen dabey ſaß? Konnte er denn nicht denken, daß ichs meinem Manne wieder ſagen würde? Ich gab ihm einen häßlichen Verweis. Wie hat er mir darauf mitgeſpielet! Ich ſterbe, wenn Sie mir nicht helfen. Ich klage auf die Eheſcheidung. Hören Sie wohl? Wollen Sie mich nicht hochſchätzen, daß ich ſo tugendhaft bin?

Hr. Orgon. Ja, ich ſchätze Dich hoch, mein Kind. Herr Damon wird es ſchon vermitteln, daß Herr Simon bey Dir um Verzeihung bittet.

Fr. Orgon. Wie? Sie können den Flegel noch Herr heißen? Ein Stockfiſch, ein Narr, ein Haſe iſt er, und kein Herr. Sie wollen ihn alſo nicht zur Rede ſetzen?

Hr. Orgon. Ja doch.

Fr. Orgon. Was wollen Sie denn zu ihm ſagen?

Hr. Orgon. Ich will ſagen: Mein Herr, meine Frau iſt böſe auf Sie, und ich würde Ihnen noch mehr ſagen, wenn mir das Reden nicht ſo beſchwerlich fiele.

Fr. Orgon. So zornig wollen Sie ihn anlaſſen? Ihre Mutter muß doch gar keine Galle gehabt haben. Sie verdienen es nicht, daß Sie ſo eine gewiſſenhafte Frau beſitzen, als ich bin.

Hr. Orgon. Wenn ich nun Herr Simonen anfahre, ſo fährt er mich wieder an, und mit dem Reden kann ichs nicht aushalten.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Carolinchen.

Carolinchen. Madam, geben Sie ſich zufrieden, und kommen Sie mit Ihrem Herrn Liebſten zu Tiſche. Herr Simon wird Sie wegen ſeiner ausländiſchen Galanterie um Vergebung bitten. Ich habe ihm die Verſicherung in Ihrem Namen gegeben, daß bey uns nur die Musquetier ſo galant thäten, wenn ſie in der Schenke wären. Herr Damon hat ihm die Wahrheit auch ziemlich geſagt. Wir wollen ihn bey Tiſche ſchon demüthigen. Er iſt eben ſo verzagt, als er unverſchämt iſt.

Hr. Orgon. Da hören Sies. So will ich denn immer hingehen. Das Eſſen möchte kalt werden, und kalt iſt es Niemanden geſund.

Fr. Orgon. Gehen Sie doch nur. Wir brauchen Sie ja nicht. Wir können den Weg allein finden.

Zehnter Auftritt.

Frau Orgon. Carolinchen.

Fr. Orgon. Ach liebſtes Carolinchen! Womit ſoll ich Ihnen doch Ihre Aufrichtigkeit belohnen, daß Sie mir ſo redlich beygeſtanden haben? Machen Sie ihn nur über Tiſche recht ſchamroth. Ich habe es ſchon gehört, Sie ſind ihm gewachſen, und wiſſen ſeine Schwäche recht lächerlich zu machen. Sagen Sie mir nur, womit ich Ihnen dienen ſoll, daß Sie mich von ſo einem Ungeheuer befreyet haben?

Carolinchen. Mit nichts, als Ihrer Gewogenheit. Ihre Ehre iſt mir ſo koſtbar, als die meinige. Und einem Unverſchämten muß jedes Frauenzimmer ſehen laſſen, daß wir Herz genug haben, ſeine Verwegenheit auf die verächtlichſte Weiſe zu beſtrafen.

Fr. Orgon. Liebſtes Kind, ich bin Ihnen ewig gut. Und da ich ohnedieß wegen der letzten Bemühung mit dem Einkaufe meiner Spitzen noch in Ihrer Schuld bin: ſo will ich Ihnen hier ein Lotterieloos, das ich heute geſchenkt bekommen habe, als eine kleine Erkenntlichkeit geben. Gewinnen Sie auch nichts damit: ſo ſollen Sie es doch zeitlebens bey mir zu genießen haben.

Carolinchen. Madam, laſſen Sie mir das Vergnügen, wenn ich Ihnen anders gedienet habe, daß ich Ihnen ohne Belohnung gedient habe. Behalten Sie das Loos. Ich nehme es nicht an, und bin belohnt genug, wenn Sie mich für aufrichtig und dienſtfertig halten. Darf ich mir aber eine andere Gefälligkeit ausbitten, ſo reden Sie bey Gelegenheit mit meinem Herrn Vetter, daß er ſeine Frau, meine liebe Frau Muhme, nicht mehr in dem Verdachte haben ſollte, als ob ſie etwas von ſeinem Vermögen an mich wendete. Ich verſichere Sie, daß es nicht andem iſt. Die alte Anverwandtinn, bey der ich wohne, giebt mir ſo viel, daß ich bey meinen andern Geſchäfftigungen keinen Mangel, wenn gleich auch keinen Ueberfluß, habe.

Fr. Orgon. Ich lerne Sie nun erſt recht kennen, und ſehe, daß Sie mich lieb haben. Ich will alles in der Welt für Sie thun. Aber itzt müſſen Sie das Loos annehmen. Ich werde ſonſt nicht ruhig.

Carolinchen. Ich nehme es nicht an, Madam. Bleiben Sie nur meine gute Freundinn, und kommen Sie, damit ſie nicht bey Tiſche auf uns warten dürfen. Herr Simon muß bey Tiſche entweder anders werden, oder ſo grauſam gegen uns handeln, und uns ſeine Geſellſchaft entziehen.

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Damon.

Fr. Damon. Was ſagen Sie mir?

Hr. Orgon. Nicht anders. Hier iſt der Brief von meinem Correſpondenten in Berlin, und hier iſt auch die Lotterieliſte. Leſen Sie es nur ſelber, das Loos, Nummer 59, pour la vertu, hat zehn tauſend Thaler gewonnen.

Fr. Damon. O das iſt zu viel! Soll ichs auch glauben? Nein, nein, Herr Schwager, es muß ein Irrthum ſeyn. So viel verdiene ich nicht. Wenn es nur hundert Thaler ſind, ich will gern zufrieden ſeyn, und noch dazu . . .

Hr. Orgon. Sie werden mir ja zutrauen, daß ich geſchriebenes leſen kann. Den Briefträger und meine Magd haben Sie ja auch bey mir angetroffen. Zweifeln Sie denn gar, daß die Poſt noch nicht angekommen iſt? Es iſt recht gut, daß Sie glücklich geweſen ſind.

Fr. Damon. Zehntauſend Thaler?

Hr. Orgon. Machen Sie mit dem Gelde, was Sie wollen. Ich mag nichts davon haben. Können Sie doch meiner Magd etliche Groſchen Trinkgeld geben. Wenn ich nur den Brief ſchon wieder beantwortet hätte! Ich ſchreibe ſehr ungerne Briefe; aber ich muß es doch thun. Binnen acht Tagen ſoll das Geld gegen den geſetzten Abzug ausgezahlet werden. Hier haben Sie die Liſte, wenn Sie ſolche etwa Ihrem Herrn Liebſten zeigen wollen.

Fr. Damon. Zehn tauſend Thaler! O wie theile ich ſo vieles Geld ein, daß ichs recht nützlich anwende! Nun will ich mein Carolinchen recht nach Wunſche verſorgen. Iſt es denn auch gewiß, oder betrügen mich meine Augen? Was für eine Freude wird nicht mein lieber Mann haben! Herr Schwager, zehn tauſend Thaler habe ich mit vier Thalern gewonnen? Das iſt unerhört! Ach! ich muß gehen, und es meinem Manne ſagen. O wie vielen wackern Leuten werde ich dafür gutes thun können! Nunmehr will ich erſt zufrieden leben, wenn ich Andere zufrieden machen kann. Und womit belohne ich denn Ihre Mühe? Sagen Sie mirs.

Hr. Orgon. Frau Schwägerinn mit nichts in der Welt. Wenn ich meine Pfeiffe Taback in dem Garten noch werde geraucht haben, ſo wird meine Schlafzeit bald kommen. Alsdann laſſen Sie mir eine Sänfte holen, und geben Sie den Männern etliche Groſchen mehr, als gewöhnlich iſt, damit ſie mich recht ſanft tragen. Das wird mir die größte Gefälligkeit ſeyn. Wollen Sie mir auch bey dem Abſchiede noch ein Gläschen Aquavit geben: ſo hoffe ich, daß die Verdauung deſto beſſer vor ſich gehen, und mein Schlaf deſto ruhiger ſeyn ſoll.

Fr. Damon. Sie bitten ſich auch ſehr geringe Dinge aus. Befehlen Sie, was Sie wollen; alles ſoll zu Ihren Dienſten ſtehen. Doch, lieber Herr Schwager, wird auch mein Mann mit tauſend Thalern zufrieden ſeyn? Wird er mir auch erlauben, daß ich das Uebrige zu Carolinchens Heirath und andern Guttbaten anwenden darf?

Zweyter

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Fr. Damon. Ach allerliebſter Mann, ich kann es vor großen Freuden kaum ...

Hr. Damon. Nun, mein liebes Kind, es iſt mir recht lieb, daß Du an meinem Geburtstage ſo froh biſt. Ich bin es auch. Ich habe ohne Dein Wiſſen die Muſik beſtellt, und will Dich eben zum Tanze holen. Wer weis, wenn wir ...

Fr. Damon. Ach mein lieber Mann, laſſen Sie keine Muſik kommen. Ich bin viel zu froh, als daß ich tanzen könnte. Wollen Sie mir wohl eine Bitte gewähren?

Hr. Damon. Was giebt es denn, meine liebe Tochter? Rede doch, ich will Dir alles verſprechen. Du biſt meine liebe Frau, wenn Du nur etwas genauer ſeyn wollteſt. Ich will Dirs ſchon ſagen, was ich auf dem Herzen habe, wenn wir wieder allein ſind. Du haſt es nicht böſe gemeynt.

Hr. Orgon. Wenn Sie es ſagen wollen, Frau Schwägerinn, ſo machen Sie. Ich gehe ſonſt, und ſtopfe meine Pfeife Knaſter ein.

Fr. Damon. (zu ihrem Manne.) Wollten Sie mir wohl erlauben, wenn ich tauſend Thaler in der Lotterie gewinnen ſollte, daß ich die Hälfte ...

Hr. Damon. Was redeſt Du, mein Kind? Wie wird mir denn! Ich bekomme ſolche Angſt. Sollte ich denn ein Glas Wein zu viel getrunken haben? Was willſt Du mit der Lotterie? Wo weiſt Du, ob Du zehn Thaler, geſchweige tauſend .. Bricht mir doch der Angſtſchweiß recht aus. Ahndet mir denn gar etwas? Was willſt Du mit der Lotterie?

Hr. Orgon. Das wird mir zu lange. Ich halte meine Ordnung und gehe. Ein Leben ohne Bequemlichkeit iſt ſchlimmer, als der Tod.

Fr. Damon. Gehen Sie nur. Aber ſagen Sie der übrigen Geſellſchaft nichts von der Sache, bis ich ſelber komme.

Dritter Auftritt.

Herr Damon. Frau Damon.

Fr. Damon. Iſt Ihnen denn immer noch angſt? Hören Sie mich nur an, liebſter Mann, es wird Ihnen bald beſſer werden. Ich bin ſo glücklich geweſen . . .

Hr. Damon. Der Schlag rührt mich. Was willſt Du haben? Es kann nicht möglich ſeyn. Ich unglücklicher Mann! Ich zittere, ſage mir nichts weiter.

Fr. Damon. Ich bitte Sie um unſerer Liebe willen, was fehlt Ihnen denn? Hören Sie doch nur. Es iſt kein Unglück. Ich habe von den alten Thalern, die ich ſchon lange liegen habe, vier Thaler in die Berliniſche Lotterie, ohne Ihr Wiſſen, gelegt. Eben itzt hat Herr Orgon die Lotterieliſte mit der Poſt bekommen, und ich bin ſo glücklich geweſen, zehntauſend Thaler zu gewinnen.

Hr. Damon. Ich bin des Todes. Was ſagte ich? Wie? Zehn Thaler haſt Du nur gewonnen?

Fr. Damon. Zehn tauſend Thaler. Leſen Sie doch nur. Ich ſehe, Sie ſind vor Freuden ganz beſtürzt. Laſſen Sie ſich doch den Reichthum nicht ſo einnehmen. Sinnen Sie vielmehr darauf, wie wir ihn gut anwenden wollen. Sehen Sie, das Loos, pour la vertu, hat zehn tauſend Thaler gewonnen. Ich will gleich den Zeddel holen, er liegt in meinem Wäſchkaſten.

Vierter Auftritt.

Herr Damon. Herr Simon.

Hr. Damon. Sie ſind es doch, Herr Simon? Ach! Doch laſſen Sie mich allein, ich muß es überlegen. Nein, bleiben Sie hier.

Hr. Simon. Ich will eben von Ihnen Abſchied nehmen, und mich für die erwieſene Ehre bedanken.

Hr. Damon. Wenig Ehre genoſſen, wenig Ehre! Ach verziehen Sie doch noch einen Augenblick, und haben Sie die Gutheit, und erlauben Sie mir das Lotterieloos noch auf eine Minute. Ich will, um beſſerer Richtigkeit willen eine Abſchrift davon nehmen, und ſie, als einen Beleg, zu der Rechnung bringen.

Hr. Simon. Was braucht es einer Abſchrift? Sie haben ja mit keinem Geldjuden zu thun. Leben Sie wohl, und bitten Sie mich nicht wieder zu einer ſo traurigen Geſellſchaft.

Hr. Damon. Ich laſſe Sie nicht allein gehen. Ich will Sie begleiten, allerwertheſter Herr Simon. Sie ſind mein groſſer Gönner und Patron. Ich küſſe Ihnen die Hand mit Demuth. Bemühen Sie ſich nur, und geben Sie mir das Loos zum abcopiren.

Ich bin ein ordentlicher Mann, und wenn ich ein Glas Wein getrunken habe, ſo mache ich mir über die geringſte Sache den größten Kummer, und falle Stundenlang darüber in eine rechte Melancholey. Das Loos, Herr Simon, das Loos! um aller Barmherzigkeit willen!

Hr. Simon. Ich ſehe es recht gern, daß Sie einen kleinen Rauſch haben. Wenn Ihr Wein etwas getaugt hätte, ſo hätte ich mich ſelber betrunken. Aber, mit Ihrer Erlaubniß, Ihr Burgunder mochte wohl vor dem Jahre in Naumburg gewachſen ſeyn. Adjeu, mein Herr, ſchlafen Sie Ihren Rauſch aus, und ſagen Sie Ihrer Jungfer Muhme, daß ſie bey allen ihren Büchern eine Närrinn wäre.

Hr. Damon. Sie wollen gehen, ohne mir das Loos ‒ ‒ Halt an! Ich muß das Loos haben, oder ich erſteche Sie. Hören Sie? mein Loos!

Hr. Simon. Das iſt luſtig. Ihr Landwein muß viel Schwefel bey ſich haben.

Hr. Damon. Nein, ich bin nicht betrunken. Ich will das Loos haben. Reden Sie mir nicht viel, ſonſt ‒ ‒ Hier in dieſe Taſche ſteckten Sie es. Nur heraus damit!

Hr. Simon. Greifen Sie in alle Taſchen, wenn Sie es finden, ſo will ichs Ihnen ſchenken.

Hr. Damon. Schenken wollen Sie mirs? Ach ich bin dieſer Gnade nicht werth! Alſo haben Sie mirs geſchenkt? In dieſer Taſche iſt es nicht; in dieſer auch nicht. Wo haben Sie es?

Hr. Simon. Sie finden es nicht; ich habe es weggeſchenkt.

Hr. Damon. Nein, Sie haben es verſteckt. Weiſen Sie mir den Hut; vielleicht ſteckt es zwiſchen einer Krempe. Nein, hier iſt es auch nicht. Ziehen Sie ſich aus; vielleicht haben Sie es auf der Bruſt oder . . .

Hr. Simon. Nun wird mir die Comödie zu lang. Kurz, ich habe das Loos der Frau Orgon geſchenkt. Hier kömmt ſie ſelbſt. Laſſen Sie mich mit Frieden, und ſchlafen Sie Ihren Burgunder Wein zu vier Groſchen fein aus.

Fünfter Auftritt.

Herr Damon. Frau Damon.

Hr. Damon. (er denkt, es ſey die Frau Orgon.) Geben Sie es heraus, Frau Schwägerinn. Ich weis, Sie haben es. Herr Simon hat es geſagt. Ich laſſe Sie nicht von der Stelle.

Fr. Damon. Sehen Sie denn nicht, daß ichs bin? Was zanken Sie ſich mit der Frau Schwägerinn? Bald komme ich auf die Gedanken, daß Sie Ihrem Geburtstage zu Ehren ein Glas Wein zu viel getrunken haben. Gehen Sie zu Bette, mein lieber Schatz. Wenn ich nur wüßte, wo ich das Loos hingelegt hätte! Ich habe den ganzen Wäſchſchrank ausgeſucht, und kann es nicht finden. Ich werde es doch nicht ganz und gar verworfen haben.

Hr. Damon. Ach ich unglücklicher Mann! Iſt mir denn alles zuwider? Ich habe erfahren, daß Du Geld in die Lotterie geleget haſt. Ich habe das

Loos heute aus Deinem Schranke genommen, und es an meinen gottloſen Mündel verkauft, und der will es nicht wieder herausgeben. Und ich ſollte die zehn tauſend Thaler verlieren, die du rechtmäßiger Weiſe gewonnen haſt? Nein. Ich muß das Loos haben, oder ich überlebe die Nacht nicht. Ich bin ein ehrlicher rechtſchaffener Mann. Das Glück iſt mir beſchert geweſen; und die Welt wollte mich darum bringen? Ach, mein Kind, laufe doch zu Herr Simonen. Er iſt nach Hauſe gegangen. Falle ihm um den Hals und ruhe nicht, bis er dir das Loos giebt. Biete ihm zehn Thaler, biete ihm zwanzig, ja biete ihm hundert Thaler, bringe nur das Loos. Sprich, ich wollte mir ein Leides thun. Sprich, ich = = =

Fr. Damon. O das iſt erbärmlich! Sie haben mein Loos verkauft, und bringen ſich und mich um den ganzen Gewinnſt? Das iſt die gerechte Strafe für Ihren Geiz. Würden Sie wohl unglücklich geworden ſeyn, wenn Sie die vier Thaler entbehret hätten, die ich zu dieſem Looſe angewandt habe? Ich arme Frau! Wie dauert mich Carolinchen! Alſo ſoll ich Niemanden gutes thun? O das ſchmerzt, wenn man die größte Freude, die größte Hoffnung in einem Augenblicke zu nichts werden ſieht! Doch ich will es Ihnen vergeben. Es hat nicht ſeyn ſollen! Das iſt Troſt genug. Faſſen Sie ſich, mein lieber Mann, nach meinem Beyſpiele. Die Erfüllung unſerer liebſten Wünſche pflegt oft unſer Unglück zu ſeyn. Es hat nicht ſo ſeyn ſollen.

Hr. Damon. Das mag ich alles nicht wiſſen.

Sie ſind eine leichtſinnige Frau. Unſer Unglück iſt nicht zu überſehen. Ich bin Schuld, und mein Mündel, und Sie und die verwünſchte Frau Orgon, und alle ſind Schuld. Gehen Sie, gehen Sie geſchwind, und thun Sie Herr Simonen einen Fußfall.

Fr. Damon. Muthen Sie mir doch eine ſolche Niederträchtigkeit nicht zu. Ich werde Herr Simonen nicht das geringſte gute Wort geben. Ich glaube, wenn ich zu ihm käme und ihn um das Loos bäte, er würde nach ſeiner Galanterie einen Preis darauf ſetzen, den ich ohne Abſcheu nicht anhören könnte.

Hr. Damon. Sie wollen nicht zu ihm gehen? Haben Sie denn gar keine Liebe zu Ihrem Manne? Zehn tauſend Thaler! Darum wollen Sie keinen Fußfall thun? Gehn Sie. Eine Frau hat viele Gewalt über das Herz einer Mannsperſon. Ueberwinden Sie ſich, und machen Sie ihm die verbindlichſten Careſſen. Sie bleiben doch meine Frau. Gehen Sie, oder ich ſterbe.

Fr. Damon. Wo denken Sie hin? So muß ein Mann nicht reden, den ich lieben ſoll. Ich ſoll zu einem Menſchen gehen, der die größte Unverſchämtheit beſitzt? Und wenn ich Sie durch die geringſte Beleidigung der Tugend zu dem reichſten Manne in der Welt machen könnte: ſo werde ichs ewig nicht thun. Laſſen Sie das Geld fahren. Ein zufriednes Herz iſt mehr, als die ganze Welt.

Hr. Damon. Ja, ich will eben das zufriedne Herz haben, und darum ſollen Sie gehen und mir das Loos ſchaffen. Ach wie ſchlägt mir das Herz!

Fr. Damon. Ich thue nicht einen Tritt. Um reich zu ſeyn, mag ich nicht niederträchtig werden. Will mir Herr Simon, wenn er erfährt, daß das Loos mein geweſen iſt, aus eignem Antriebe etwas davon geben: ſo will ichs mit vielem Danke annehmen. Wo nicht, ſo mag er den Gewinnſt behalten. Ich bitte Sie herzlich, lernen Sie doch erkennen, daß der Reichthum nicht glücklich macht. Wenn Sie nun dieſe Nacht ſtürben, was würden Ihnen die zehn tauſend Thaler und noch zehn tauſend dazu wohl helfen?

Hr. Damon. Ach nein, ich ſterbe noch lange nicht. Meine Sachen ſind noch gar nicht in Richtigkeit gebracht. Es wäre das größte Unglück für Dich und für mein Haus, wenn ich plötzlich aus der Welt gienge. Liebe Frau, weißt Du denn gar kein Mittel, wie ich das Loos in meine Hände bekommen kann? Ich will nach der Wache ſchicken, und den Mündel in Ketten und Banden ſchlagen, daß er mir nicht aus dem Lande läuft. Bete! Du biſt ja fromm.

Fr. Damon. Sie ſind einmal aufgebracht, und ich ſehe, daß alle Vorſtellungen ſo lange vergebens ſeyn werden, als Ihre Hitze anhält. Kommen Sie, wir wollen der Frau Orgon und Carolinchen unſer Unglück klagen. Einem Freunde ſein Herz entdecken und ſein Mitleiden ſehen, beruhiget oft mehr, als alle Troſtgründe. Beklagen Sie ſich ſo ſehr, als Sie wollen. Ich will Ihnen dieſes traurige Vergnügen nicht nehmen. Aber toben Sie nur nicht.

Hr. Damon. Ach die verdammte Frau Schwägerinn! Der Fluch wird ſie treffen. Ich will ſelbſt zu meinem Mündel gehen. Ich will ihm alles ſagen. Ich will ihm Recht und Gerechtigkeit vorſtellen. Ich will ihn, wie meinen Sohn, umarmen. Er iſt ja ein Menſch; er wird ſich doch erweichen laſſen. Ich will bald wieder hier ſeyn.

Fr. Damon. Bleiben Sie doch hier. Es iſt vergebens; oder warten Sie bis morgen früh. Wollen Sie meine Bitte nicht hören? Was fluchen Sie denn auf Ihre Frau Schwägerinn.

Sechſter Auftritt.

Frau Damon. Herr Orgon.

Hr. Orgon. Haben Sie mir denn die Sänfte beſtellen laſſen? Nunmehr will ich nach Hauſe, daß ich aus den Kleidern komme. Meine Frau mag nachkommen.

Fr. Damon. Ach lieber Herr Schwager, wenn Sie wiſſen ſollten . . .

Hr. Orgon. Machen Sie doch keine Umſtände mit mir. Ich bin ſehr wohl mit der Mahlzeit zufrieden. Daß mir ein Stück Mandelkern von der kalten Schaale in die unrechte Kehle kam, dafür können Sie nicht. Ihre Köchinn hätte die Mandeln kleiner ſchneiden ſollen. Gute Nacht, liebe Frau Schwägerinn. Die Sänfte wird wohl da ſeyn.

Fr. Damon. Ich bitte, warten Sie doch einen Augenblick. Sie wiſſen ja nicht, was vorgegangen iſt. Bedenken Sie nur . . .

Hr. Orgon. Nein, verſuchen Sie mich nicht. Heute kann ich nicht mehr denken. Morgen früh, wenn ich gut geſchlafen habe, will ich mirs ſagen laſſen, was vergegangen iſt. Es iſt ſchon zu ſpät. Gute Nacht! Haben Sie denn noch ein Gläschen Abt- oder Zimmetwaſſer bey der Hand? So lange will ich noch warten.

Fr. Damon. Nur einen Augenblick Geduld! Mein Mann, bedenken Sie nur, hat dieſen Nachmittag mir das Loos heimlich aus dem Schranke genommen, und es an ſeinen Mündel verkauft. Er will bald unſinnig darüber werden, und ich arme Frau komme um alle meine Freude, die ich mir eingebildet hatte. Vergeben Sie mir meine Schwachheit. Ich kann mich der Thränen nicht enthalten. Wer hat ſein Herz ſtets ſo in ſeiner Gewalt, daß er allen Regungen den Ausbruch verbieten konnte?

Hr. Orgon. Was weinen Sie denn? Seyn Sie zufrieden, daß Niemand von den Ihrigen einen Schaden an ſeinen geſunden Gliedmaßen genommen hat. Wie hätten Sie denn thun müſſen, wenn Sie nichts in der Lotterie gewonnen hätten? Es iſt das Zeitliche. Wenn wir zu eſſen und zu trinken haben, ſo iſt ja alles gut. Andere Leute werden ſchon auch fortkommen. Mit unſerer Arbeit und Sorge, pflege ich zu ſagen, iſt nichts gethan. Lieber zehn tauſend Thaler verloren, als Eine Nacht unruhig geſchlafen. Folgen Sie meinem Exempel. Ich laſſe mich weder von Freude noch von Betrübniß einnehmen. Wenn nur mein Körper verſchonet bleibt, das andre quält mich nicht. Geben Sie mir doch das Gläschen Zimmet und ein Stückgen Quittenbrodt dazu. Es ſtärkt den Magen. Darnach will ich mich getroſt auf den Weg machen.

Fr. Damon. Warten Sie doch nur, bis mein Liebſter kömmt. Er iſt noch zu dem Mündel wider meinen Willen gelaufen. Wie können Sie doch ſo gar unempfindlich ſeyn! An anderer Leute Freude oder Betrübniß Antheil zu nehmen, iſt ja die natürlichſte Regung. Und ich möchte nicht leben, wenn ich nicht geſellig leben ſollte. Verlaſſen Sie mich nicht, bis mein Mann wieder kömmt, und helfen Sie ihm zureden.

Hr. Orgon. Ich kann Ihnen ja nichts helfen. Die Sache iſt einmal verloren. Und was verloren iſt, kömmt nicht wieder. Wer ſich alles zu Gemüthe zieht, wird vor der Zeit grau. Ich fuhr einmal mit meinen beſten vier Pferden durch ein Waſſer, das ſehr angelaufen war; oder beſſer, ich ließ den Kutſcher durchfahren, und mich auf einer kleinen Fähre überſetzen. Indem ich von der Fähre ans Land ſtieg, ſahe ich meinen Kutſcher mit allen vier Pferden erſaufen. Der Fährmann ſchrie abſcheulich. Aber, ſagte ich, was ſchreyt ihr ſo? Wir können ihm nicht helfen. Wenn ich nur andere Pferde hätte, damit ich nicht zu Fuße gehen dürfte! Hätte ich wohl meinem Kutſcher und dem Viehe das Leben gerettet, wenn ich betrübt geworden wäre? Und warum ſoll ich mir denn über ein Lotterieloos Unruhe machen? Was nicht zu ändern iſt, iſt nicht zu ändern. Sie können ja in eine andere Lotterie legen. Alſo darf ich auch meines Correſpondenten Brief morgen nicht beantwarten, wenn Sie das Loos nicht mehr haben. Wer es hat, mag ſich melden. Geben Sie mir nunmehr den Aquavit und gießen Sie ein wenig von dem Stugthoniſchen Lebensbalſam darunter. Er ſtärkt das Haupt, und ich habe heute außerordentlich viel reden und nachſinnen müſſen.

Fr. Damon. Wenn Sie nicht länger verziehen wollen, ſo muß ich mirs gefallen laſſen. Allein mein Mann hat den Hauptſchlüſſel bey ſich, und ich kann Ihnen nicht mit gebrandtem Waſſer aufwarten, bis er zurück kommt.

Hr. Orgon. Nein. Länger warte ich nicht. Ich danke Ihnen für erwieſene Ehre, und wünſche Ihnen und mir eine gute Nacht.

Siebenter Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Carolinchen. Ich habe den Herrn Vetter vorhin in großer Eil aus dem Hauſe laufen ſehen, und kann nicht erfahren, wo er hingewollt hat.

Fr. Damon. Ach, liebſtes Kind, laß Dir ein Unglück erzählen! Doch Du daureſt mich, ich kann Dirs nicht ſagen.

Carolinchen. Geht das Unglück mich an: ſo will ichs weit gelaſſener anhören, als wenn es Sie beträfe. Erzählen Sie mirs getroſt. Iſt mir etwa derjenige untreu geworden, der meine Liebe und mein ganzes Herz beſitzt? Hat er ſich etwa mit einer andern verſprochen, die Vermögen hat? O nein! Glauben Sies nicht. Er hat das redlichſte Herz, und liebt mich ſo ſehr, daß ich mich kränke, daß ich ihn nicht wenigſtens in der Liebe übertreffen kann, da er mich in allen andern Stücken übertrifft. Sie werden es ſehen. Er kömmt noch dieſen Abend und begleitet mich nach Hauſe. Er hat mirs verſprochen.

Fr. Damon. Da ich von einem Unglück rede, ſo fällſt Du gleich auf Deinen Liebhaber. Und das vergnügt mich, daß in deinen Augen kein größer Unglück iſt, als ihn zu verlieren. Er verdient Dein zärtlich Herz. Doch liebes Kind, es iſt etwas ganz anders, das uns begegnet iſt. Verſprich mir, daß Du nicht kläglich thun willſt, wenn ich Dirs erzähle. Es geht Dich am meiſten an.

Carolinchen. Liebe Frau Muhme, wenn die Sache meine Liebe und Ihre Perſon nicht betrifft: ſo bin ich ſchon zufrieden. Meine Ehre kann man mir nicht nehmen. Laſſen Sie die Leute reden. Was iſt es denn? Laſſen Sie mich nicht ſo lange warten. Ich erſchrecke nicht.

Fr. Damon. Vor kurzer Zeit erhalte ich durch Briefe von Berlin, die an den Herrn Orgon gerichtet waren, die erfreuliche Nachricht, daß ich zehn tauſend Thaler in der Lotterie gewonnen habe. Ich ſuche mein Loos; aber vergebens. Kurz, mein Mann hat es, ich weis nicht durch wen, erfahren, daß ich Geld in die Lotterie gelegt. Er geht in meinen Schrank, findet das Loos, und verkauft es dieſen Nachmittag an ſeinen Mündel. Iſt das nicht betrübt?

Carolinchen. Sie dauren mich von Herzen; aber Sie lieben ja das Geld nicht. Warum ängſtigen Sie ſich? Es wird Ihnen auch ohne die zehntauſend Thaler allemal wohlgehen. Sie haben Schätze genug in anderer Leute Herzen.

Fr. Damon. Ich habe den Gewinnſt nicht für mich verlangt. Er hätte nun groß oder klein ſeyn mögen: ſo wollte ich Dir die Hälfte ſchenken. Ach Carolinchen, weine nicht, ich bitte Dich. Die Vorſehung hat alle Güter in Händen. Sie hat gewiß einen Theil für Dich zurückgelegt. Bedaure mich, daß ich das Vermögen nicht habe, meine Liebe gegen Dich zu befriedigen.

Carolinchen. Meine Thränen ſind keine Wirkungen des Unglücks, das Sie und ich erlitten haben. Ihre Liebe bringt mich zu dieſer kindlichen Regung, und ich weis Ihre Großmuth durch nichts, als durch die empfindlichſten Thränen, zu belohnen. Sie haben ſo viele Jahre ſeit meiner Aeltern Tode für mich geſorgt, daß ich jener ihren Verluſt wenig gefühlt habe. Ich bin Ihnen meine Auferziehung, meine Liebe zur Tugend und auch den redlichen Freund ſchuldig, der mich für die Seinige erklärt hat. Wollen Sie mich noch mit mehr Wohlthaten überhäufen? Ich küſſe Ihnen die Hand mit einer Ehrerbietung, die bis ins Grab dauren ſoll.

Fr. Damon. Nun bin ich zufrieden, da ich Dich ruhig ſehe. Komm, wir wollen wieder in den Garten gehen, und uns unter die Blumen ſetzen, und uns vergnügen, daß wir gelaſſen genug ſind, einen Unfall zu vergeſſen, der Andere zu Boden ſchlagen würde. Die ganze Welt iſt unſer. Mag doch Herr Simon das Loos haben!

Carolinchen. Nein, großmüthige Wohlthäterinn, hier iſt das Loos. Es gehört für itzt mir zu, und ich zittre recht vor Vergnügen, daß ichs Ihnen ſchenken kann. Wenn es für die Tugend ſoll, wie die Deviſe ſagt: ſo wird es nirgends beſſer als bey Ihnen aufgehoben ſeyn. Nehmen Sie es doch von mir mit dem redlichſten Kuſſe an.

Fr. Damon. Was höre ich, mein Kind, wie biſt Du zu dem Looſe gekommen! Haſt Du Dich ſo weit herablaſſen können, es von Herr Simonen, einem Menſchen anzunehmen, der Dir Dein Glück und ſeine Wohlthat nunmehr unter dem unverſchämteſten Vorwande vorwerfen wird? Ach wir wollen es ihm wiedergeben! Vielleicht ſchenkt er uns die Hälfte.

Carolinchen. Fürchten Sie nichts. Die Madam Orgon hat mir das Loos vor kurzem aufgedrungen; denn ihr hat es Herr Simon geſchenkt. Sie wiſſen, daß ſie wegen der für ſie eingekauften Spitzen noch in meiner Schuld iſt. Und für dieſe Mühe, wie ſie ſagte, und zugleich für den Dienſt, den ich ihr bey der von Herr Simonen erlittenen Grobheit erwieſen, ſollte dieſes Loos eine Vergeltung ſeyn. Dem ungeachtet würde ſie mirs nicht gegeben und ichs nicht angenommen haben, wenn nicht ein beſonderer Umſtand dazu gekommen wäre. Sie erzählte mir, daß ſie aus Verſehen ein Wort gegen den Herrn Damon von dem Looſe hätte laufen laſſen. Er müßte es darauf an Herr Simonen verkauft haben. Und damit Sie nicht über lang oder kurz auf üble Gedanken fallen möchten: ſo wollte ſie mir das Loos ſchenken.

Da ich dieſes hörte, ſo nahm ichs an, um es Ihnen wieder zu geben. Die Frau Orgon mag ſich nun geberden, wie ſie will: ſo hat ſie doch nichts an dem Gewinnſte zu fordern.

Fr. Damon. Die böſe Frau hat es meinem Manne ganz gewiß mit Fleiß geſagt, um mir Verdruß bey ihm zu machen. Wir wollen es ihr vergeben. Sie iſt durch ihren Neid und durch unſern Gewinnſt beſtraft genug. Gott Lob! daß wir das Loos wieder haben. Wo haſt Du denn deine Wohlthäterinn gelaſſen? Iſt ſie denn ganz allein im Garten?

Carolinchen. Ach nein! Ihre Magd kam, ſie abzuholen. Und ich konnte die Lobrede unmöglich mit anhören, die ſie dem armen Menſchen hielt, darum gieng ich aus Mitleiden fort.

Fr. Damon. Höre, Carolinchen, das Loos iſt Dein. Ich hoffe, mein Mann wird mit tauſend Thalern zufrieden ſeyn. Tauſend will ich zu gewiſſen Wohlthaten anwenden. Und das übrige bleibt für Dich. Nun kannſt Du . . .

Carolinchen. Sie ſind noch zärtlicher gegen mich geſinnt, als eine Mutter. Ich nehme mein Glück von Ihren Händen an, und bin unruhig, daß ich nicht weis, wie ich erkenntlich dafür ſeyn ſoll.

Fr. Damon. Ich verlange keinen andern Dank, als an Deiner Wohlfahrt mich zu vergnügen. Haſt Du Gelegenheit, ſo diene Andern eben ſo gern, als ich Dir diene. Du biſt meine liebe Tochter.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Iſt denn mein Mann gar ſchon nach Hauſe? Das will ich nicht hoffen.

Fr. Damon. Er wollte ſich durch kein Bitten länger aufhalten laſſen.

Fr. Orgon. Ich empfehle mich Ihnen gehorſamſt, liebſte Frau Schwägerinn. Sie haben uns recht vortrefflich bewirthet. Geben Sie mir doch ja bald die Ehre Ihres Beſuchs nebſt Carolinchen. Ich freue mich recht, wenn ich Sie ſehe. Ich habe auch heute ein kleines Verſehen begangen, weswegen ich Sie um Vergebung bitten muß. Ich denke, Ihr Herr Liebſter weis es von dem Looſe, ſonſt würde ich nicht ſo unbehutſam geweſen ſeyn. Iſt es doch gut, daß das Loos ſo unverhofft in meine Hände gerathen iſt; ſonſt wären Sie gewiß darum gekommen. Carolinchen wird es Ihnen ſchon geſagt haben, daß ich es ihr geſchenkt habe. Und ich wollte ſehr bitten, liebe Frau Schweſter, daß Sie es dem guten Kinde ließen. Manchmal gewinnt man ein paar Thaler. Doch an die Auswärtigen kommen immer die kleinen Gewinnſte und die großen bleiben im Lande. Leben Sie alſo ‥ ‥

Fr. Damon. Sie haben gar nicht Urſache ſich zu bedanken, noch viel weniger um Vergebung zu bitten. Ich weis, Sie werden ſich mit mir freuen, wenn ich Ihnen ſage, daß das Loos zehn tauſend Thaler gewonnen hat. Ihr Herr Liebſter hat dieſe Nachricht vor kurzem mit der Poſt erhalten. Ich war eben im Begriffe, Ihnen dieſe fröhliche Zeitung zu hinterbringen.

Fr. Orgon. Zehn tauſend Thaler! Das heißt gewonnen! An dieſen Geburtstag will ich gedenken. Es ſoll mir der angenehmſte Tag in meinem Leben ſeyn. Kann ich doch vor Freuden kaum mehr reden. Zehn tauſend Thaler! Wiſſen Sie es gewiß, oder iſt es nur eine Muthmaßung? Und ſo viel hat das Loos gewonnen, das ich in meinen Händen gehabt? Wenn ich Sie nicht ſo ſehr lieb hätte, ſo würde ich Sie beneiden. Doch ich ſoll einmal nichts haben. Nun können Sie ſich Kutſche und Pferde halten, Frau Schweſter, und zu mir gefahren kommen. Ich gönne es Ihnen von Herzen.

Fr. Damon. Denken Sie denn, daß ich den Gewinnſt nur zum Pracht anwenden werde? Kutſche und Pferde würden mich nicht ruhiger machen. Ich ſchicke mich gar nicht unter die Leute, deren Staat es erfordert, in einem Jahre mehr auf ein Pferdegeſchirr zu wenden, als ſie in zehn Jahren zu Gutthaten anwenden. Ich habe Carolinchen den größten Theil von dem Gewinnſte geſchenkt. Denn für ſie war das Loos beſtimmt, und ſie hat Urſache ſich bey Ihnen zu bedanken, daß Sie ihr wieder zu dem Looſe verholfen haben.

Carolinchen. Ja, Madam, ich danke Ihnen auf das verbindlichſte.

Fr. Orgon. Erſparen Sie mir die Mühe, Ihnen zu antworten. Ich weis nicht, ob die große Freude oder die Abendluft meine Krankheit wieder erregt haben. Ich arme Frau Ihnen geht es ſo wohl, und ich habe nichts, als Noth. Je nun, ſeine Freunde glücklich ſehen, iſt bey mir auch ein Glück. Wenn der Juwelierer bald ſtirbt, ſo können Sie ſich beide ein Rittergut kaufen, und alle Welt auslachen. Wenn Sie nur nur die zehn tauſend Thaler auch gewiß ausgezahlt kriegen. Müſſen Sie viel Abzug geben? Ach mein garſtiger böſer Mann, daß er mich denn nicht mitgenommen hat! Er ſoll es ſchon . . . Leben Sie recht wohl. (Sie geht.)

Carolinchen. Warten Sie doch, Madam, ich will Sie begleiten.

Neunter Auftritt.

Herr Damon. Frau Damon.

Hr. Damon. Der verwünſchte Mündel! Ich habe ihn nicht angetroffen. Wer weis, wo das Loos dieſe Nacht bleibt! Ach ich elender Mann!

Fr. Damon. Mein lieber Schatz, das Loos iſt da – –

Hr. Damon. Wo iſt es? Wo iſt es? Wer hat es?

Fr. Damon. Carolinchen hat es, und ſie hat es von der Frau Orgon geſchenkt bekommen. Aber ich bitte Sie um unſrer Liebe willen, mein lieber Mann, laſſen Sie es ihr. Sie haben ja einmal das Loos an Herr Simonen verkauft gehabt. Und wie müßten Sie thun, wenn es der behalten hätte. Laſſen Sie es Carolinchen. Es iſt ja meine Waaſe. Sie haben ja Vermögen genug und keine Kinder. Ich bitte Sie mit Thränen, nehmen Sie es ihr nicht. Carolinchen will Ihnen tauſend Thaler davon geben.

Hr. Damon. Weine nicht, ich kann Dich nicht weinen ſehen. Du nimmſt mir das Herz ganz. Nun weil ich Dich lieb habe, weil Du meine ſchöne Frau biſt, und weil deine Muhme eine vater- und mutterloſe Waiſe iſt: ſo will ich barmherzig ſeyn, und keinen Proceß anfangen, ſondern mit tauſend Thalern furlieb nehmen. Aber ſie muß einen Revers ausſtellen, daß das Geld nach ihrem Tode an mich zuruckfallen ſoll. Und die tauſend Thaler muß ich baar und auf Einem Brete ⸗ ⸗ ⸗

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Carolinchen.

Hr. Damon. (zu Carolinchen.) Wo haben Sie die tauſend Thaler? Hören Sie nur, Jungfer Muhme, weil Sie eine Waiſe ſind, ſo will ich mit tauſend Thalern zufrieden ſeyn. Aber gleich muß ich ſie bekommen. Ich ſoll noch mehr Wechſelbriefe annehmen, und es leidet keinen Verzug. Wollen Sie mir auch einen Revers geben, daß das übrige Geld nach Ihrem Tode an mich fallen ſoll? Wollen Sie nicht?

Carolinchen. Ja doch, Herr Vetter. Morgen will ich Ihnen Ihre tauſend Thaler ſchaffen. Ganz gewiß.

Hr. Damon. Gut, gut! aber alles in Louis blanc; ander Geld nehme ich nicht. Ihr Vormund muß den Revers mit unterſchreiben. Und die acht Thaler acht Groſchen für Ihres Herrn Vaters Leichenbegängniß muß ich auch bekommen.

Carolinchen. Ja, ich will Ihnen auch acht Thaler acht Groſchen Intereſſe dazu geben.

Hr. Damon. Nein, als Intereſſe nehme ichs nicht an. Denken Sie, daß ich ſo jüdiſch bin? Wollen Sie mirs aber zur Dankbarkeit geben, daß ich ſo lange gewartet habe, ſo nehme ichs willig an. Ich will gleich noch zu dem Herrn mit den Wechſelbriefen laufen und ihm ſagen, daß er morgen noch tauſend Thaler bekommen ſoll. Es iſt zum Profite noch nicht zu ſpät. Den Revers muß ich auch aufſetzen.

Eilfter Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Fr. Damon. Mache dir keine Sorge wegen des Reverſes. Ich will meinen Mann ſchon beſänftigen. Wenn er tauſend Thaler und mich ſieht, ſo läßt er ſich ſchon bewegen. Ach da kömmt ja noch Dein Herr Anton!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Anton.

Hr. Anton. Vergeben Sie mir, Madam, daß ich unangemeldet herein komme. Ich habe Niemanden im ganzen Hauſe finden können. Sie werden es ſchon errathen, daß ich die Ehre haben will, Ihre Jungfer Muhme nach Hauſe zu begleiten.

Fr. Damon. Ich weis wohl, daß Sie nur zu mir kommen, wenn Carolinchen bey mir iſt; aber dem ungeachtet ſind Sie mir der angenehmſte Gaſt. Sehen Sie nur, wie Sie Carolinchen leichtfertig anſieht. Sie mag merken, wie ſauer es Ihnen ankömmt, daß Sie mir das Compliment eher machen müſſen, als ihr.

Hr. Anton. (zu Carolinchen.) Mein liebes Carolinchen, ſoll ich die Ehre haben, Sie nach Hauſe zu begleiten?

Carolinchen. Ich werde gleich mit Ihnen gehen. Aber, wie iſt es, Herr Anton, haben Sie mich auch noch lieb?

Hr. Anton. Wie fällt Ihnen denn dieſe Frage wieder ein, die ich Ihnen ſchon ſeit vier Jahren beantwortet habe?

Carolinchen. Weil ich keine wichtigere Frage in der Welt weis, als dieſe. Wird es Ihnen denn ſo ſauer, ja! darauf zu ſagen?

Hr. Anton. Nein, es geht mir nur nahe, daß Sie noch einen Augenblick an meiner Liebe zweifeln können. Quälen Sie mich nicht, Sie wiſſen es doch, daß ich Sie vollkommen liebe.

Fr. Damon. Sie weis es, Herr Anton. Carolinchen iſt, wie die Leute, die einen Zweifel aufwerfen, damit ſie zeigen können, daß ſie von dem Gegentheile überführt ſind.

Carolinchen. (zu Herr Anton.) Ja, ich glaube wohl, daß Sie mich lieben; aber werden Sie mich auch beſtändig lieben? Soll ich auch die Ihrige noch werden?

Hr. Anton. Wie, mein liebes Kind? Sie fragen mich, ob Sie noch die Meinige werden ſollen? O, warum kann ich denn meine Umſtände nicht ſo verbeſſern, als ich wünſche! Ich verlange nicht allein Sie zu beſitzen, ich will auch, daß Sie bequem an meiner Seite leben können. Und wem wird es wohl unerträglicher, als mir, daß mein Glück meiner Liebe nicht gleicht? Madam, erklären Sie mir doch das Räthſel. Warum beunruhiget mich Carolinchen in Ihrer Gegenwart mit ſolchen Fragen, die mein ganzes Herz aufrühriſch machen? Hat ſie vielleicht ein würdiger Glück gefunden, als ich ihr anbieten kann?

Fr. Damon. Nein, ſie kann kein größer Glück finden, als ſie an Ihnen gefunden hat. Ihre Fragen ſind nichts, als Liebe und Zärtlichkeit.

Carolinchen. Aber, mein lieber Herr Anton, habe ich Ihnen nicht hundertmal geſagt, Sie ſollen ſich eine reiche Frau wählen, weil Ihre Umſtände nicht ſo beſchaffen ſind, daß Sie mit einer Armen bequem genug leben können? Habe ich Ihnen nicht geſagt, daß ich, aus Liebe für Sie, alle meine Anſprüche auf Ihr Herz will fahren laſſen, nur damit ich Sie nicht unglücklich mache? Ich ſage es Ihnen, daß ich kein größer Elend weis, als Sie zu verlieren; aber ehe ich Ihnen durch meine Erhaltung das Leben zu einer Laſt, und zu einer beſtändigen Arbeit, machen will: ſo ſage ichs Ihnen nochmals in Gegenwart meiner Frau Muhme, daß ich lieber Ihre Liebe entbehren will.

Hr. Anton. Das iſt erbarmenswürdig! Wenn bin ich Ihnen, mein liebes Kind, denn ſo gleichgültig geworden? Haben Sie denn nicht ſo viel Hoffnung zur Vorſicht und zu meinem Glücke, daß ich noch in beſſere Umſtände kommen werde? Ich thue ja alles, was möglich iſt. Und der Gedanke, daß ich für Sie arbeite, macht mir die mühſamſten Verrichtungen zum Vergnügen. Ich kann Ihnen heute die Hand zur Ehe anbieten. Meine Einkünfte werden zu unſerm Unterhalte zulangen: aber Sie ſind mir zu lieb, als daß Sie in meinen Armen wegen der zukünftigen Zeiten bekümmert ſeyn ſollten. Es iſt mir unmöglich, an Ihrer Beſtändigkeit zu zweifeln. Finden Sie aber Urſache, Ihre Wahl zu verändern: ſo können Sie verſichert ſeyn, daß ich Sie mit keinen andern Vorwürfen, als Thränen, beleidigen werde. Entdecken Sie mir doch, was vergangen iſt. Ich werde ja die Freundſchaft noch verdienen, wenn ich auch Ihrer Liebe nicht mehr werth bin.

Carolinchen. Ja, ich will Ihnen alles entdecken. Sie haben mich geliebt, ehe ich das geringſte Vermögen hatte. Ihr Umgang hat mich in der Tugend und Zärtlichkeit geſtärkt. Und was kann man ſich in der Welt wohl edlers wünſchen, als dieſe beiden Stücke? Sie ſind ein Liebhaber, aber auch ſtets ein aufrichtiger Freund geweſen. Ich bin mit Ihnen ſeit vier Jahren verſprochen, und dieß Vergnügen iſt noch ſo neu, als ob ichs erſt geſtern erhalten hätte. Sie verdienen eine beſſere Frau, als ich bin. Aber Sie haben mich doch gewählt, und ich will durch niemanden glücklich werden, als durch Sie. Hier haben Sie die Verſicherung von zehn tauſend Thalern, die ich, durch einen wunderbaren Zufall, in der Berliner Lotterie gewonnen habe. Sie ſind mir bloß darum angenehm, weil ich ſie Ihnen als einen Beweis meiner Liebe anbieten kann. Zwey tauſend Thaler geben Sie an meine Frau Muhme; das übrige gehört Ihnen. Und Sie dürfen ſich dieſes Geſchenks wegen nicht ſowohl bey mir, als bey dieſer liebreichen Frau, bedanken. Haben Sie nun noch einen Kummer wegen unſerer Liebe?

Hr. Anton. Was geben Sie mir? Ach liebſtes Kind, Sie hätten ſo viel in der Lotterie gewonnen? Und alle unſere Sorge wäre durch dieſe Schickung gehoben?

Fr. Damon. Sie können ſich ſicher auf alles verlaſſen. Das Loos hat zehn tauſend Thaler gewonnen. Kommen Sie nur in den Garten, und erholen Sie ſich daſelbſt von Ihrer angenehmen Beſtürzung. Da wollen wir Ihnen die ganze Sache vollſtändig erzählen. Das Loos iſt ohne unſer Wiſſen durch verſchiedene Hände gegangen. Und dennoch hat es Carolinchen bekommen müſſen, da mirs entzogen war. Denn für ſie war es beſtimmt. So ſorgt die Fügung für eine tugendhafte Liebe.

Carolinchen. Bin ich nun die Ihrige? (Sie umarmt ihn.) Werden Sie nunmehr bequem mit mir leben können? Sie lieben mich doch unaufhörlich? Ja, Sie kennen mein Herz. Ach, wie reichlich wollen wir die Hoffnung von vier Jahren durch die getreuſte Liebe befriedigen! Hätten Sie wohl gedacht, daß der Lohn für Ihre Tugend ſchon ſo nahe wäre?

Hr. Anton. Sehen Sie es nicht als den Lohn für meine Tugend an, ſondern als ein Geſchenk der Vorſicht. Glücklicher kann ich nicht werden, als ich nunmehr bin. So ſind Sie denn die Meinige! Nun iſt mir das Leben erſt koſtbar, da ich an dieſer Gewißheit nicht länger zweifeln darf. Sie ſchenken mir nicht allein Ihr Herz, ſondern auch auf die großmüthigſte Art Ihr Vermögen. Ich bin vor Freuden nicht vermögend, mehr zu reden. Ach meine liebe Caroline!

Fr. Damon. Wenn dieſe Ehe nicht zärtlich wird: ſo wird es keine in der Welt.

Ende des fünften Aufzugs.

Sylvia.

Ein Schäferſpiel

in einem Aufzuge.

Perſonen.

Sylvia.
Damöt.
Galathee.
Myrtill.
Montan.

Erſter Auftritt.

Myrtill. Damót.

Myrtill.

Du liebſt ſie?

Damót.

Ja! Myrtill.

Myrtill.

Und haſts ihr nie geſagt?

Damót.

Nein, weil ich zärtlich bin, ſo bin ich auch verzagt.

Myrtill.

Entdecke Sylvien die Regung deiner Triebe!

Damót.

Die Lieb ihr zu geſtehn, verhindert mich die Liebe.

Myrtill.

Wer liebt, wird ſonſt beredt.

Damót.

Bey mir iſt dieſes nicht;
Mein Mund ſchweigt dennoch ſtill, ſo viel mein Herz auch ſpricht.

Myrtill.

Doch was gewagt ſeyn muß, das darf man nicht verſchieben;
Entdeck dich Sylvien!

Damót.

Doch, wird ſie mich auch lieben?
Erzürnen werd ich ſie.

Myrtill.

Die Schönen zürnen oft,
Nicht, weil wir viel geſagt, nein, weil ſie mehr gehofft.

Sie zürnen oft mit uns, bloß, weil ſie haben wollen,
Daß wir den falſchen Zorn recht zärtlich ſtillen ſollen.

Damöt.

Doch wenn ſie vor mir flieht?

Myrtill.

So bleibe du nicht ſtehn.
Dieß Fliehn iſt ein Befehl, ihr weiter nachzugehn.
Sieh nur der Taube zu, wenn es ihr Liebling waget,
Und zärtlich vor ihr girrt, und ſeine Lieb ihr klaget.
Sie giebt ihm kein Gehör, und gönnt ihm kaum den Blick.
Er tritt noch näher hin, und ſie tritt mehr zurück.
Sie zürnt; und er verſtärkt durch Seufzen ſeine Klagen.
Noch fährt ſie froſtig fort, ihm alles abzuſchlagen.
Und froſtig eilt ſie fort, und fliegt aufs nächſte Dach.
Was fängt ihr Liebling an? Er fliegt ihr zärtlich nach.
Sie droht, als wollte ſie von neuem weiter fliegen,
Und läßt, indem ſie droht, ſich ſchon von ihm beſiegen.

Damöt.

Ach kennteſt du nur erſt die ſtrenge Schäferinn!
Ihr unempfindlich Herz, ihr ſpröder Eigenſinn,
Das ſind die Fehler, Freund, die mich an ihr betrüben;
Und dennoch muß ich ſelbſt die Fehler an ihr lieben.
Ich pflück ihr manchen Straus, dieß läßt ſie auch geſchehn;
Doch keinen hab ich noch an ihrer Bruſt geſehn.
Jüngſt bracht ich ihr ein Band; wie? ſprach ſie, halb mit Lachen,
Es ſcheint, du willſt mich dir recht ſehr verbindlich machen;

Behalt es, lieber Freund, denn itzo brauch ich keins:
So bald ein Band mir fehlt: ſo bitt ich dich um eins.

Myrtill.

Nicht wahr, es kränkte dich?

Damöt.

Ich fieng mich an zu ſchämen;
Doch ihr Verweigern ſelbſt konnt ich nicht übel nehmen.
Wenn gleich ihr Auge zürnt, ſo zürnt es dennoch ſchön,
Und ſelbſt die Sprödigkeit kann ihren Reiz erhöhn.

Myrtill.

Der beſte Rath iſt der, entdeck ihr dein Verlangen.

Damöt.

Ja, dieſes will ich thun.

Myrtill.

Hier kömmt ſie gleich gegangen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Sylvia.

Sylvia.

Iſt Doris nicht bey euch?

Myrtill.

Sie? Nein, mein ſchönes Kind.
Was willſt du denn bey ihr?

Sylvia.

Du fragſt mich ſehr geſchwind.
Doch wenn du ſchweigen kannſt, ſo will ich dirs wohl ſagen,
Es läßt ein Wolf ſich ſehn, den wollen wir verjagen.

Myrtill.
Du ſcherzeſt, Sylvia, und dein Verweis iſt fein;
Doch Doris iſt nicht hier, ich will ſie ſuchen.

Sylvia.
Nein!
Dieß kann ich ſelber thun. Lebt wohl!

Myrtill. (zu Damöten.)
Und du bleibſt ſtehen?
(zu Sylvien.)
Ach Schäferinn, ein Wort!

Sylvia.
Was iſts?

Damöt.
Willſt du ſchon gehen?

Sylvia.
Ja wohl!

Damöt.
Ach! Sylvia, nicht wahr, du zürneſt nicht
Wenn dich ein Schäfer ehrt, und - - wenn man mit dir ſpricht?

Sylvia.
Nein, beides kann er thun; doch wird er lange fragen,
Alsdann kann ich mit Recht mich über ihn beklagen.

Myrtill.
So rede doch, Damöt!

Damöt.
Myrtill, o rede du!

Sylvia.
Fahrt immer beide fort, ſo hör ich gerne zu.

Ihr ſprecht, den Mienen nach, von ganz beſondern Dingen;
Und dennoch wett ich viel, ihr habt nichts vorzubringen.

Damöt.

O, liebſte Sylvia, könntſt du mein Herz itzt ſehn!

Sylvia.

So lüſtern bin ich nicht.

Damöt.

O laß es doch geſchehn,
Daß ich … dein treuer Freund ‥

Myrtill. (zu Sylvien.)

Ich muß es nur erzählen:
Ein Schäfer auf der Flur, den Lieb und Treu beſeelen,
Liebt ſeit geraumer Zeit, doch nur zu ſeiner Pein;
Ihm fehlt, ſo ſehr er liebt, das Glück geliebt zu ſeyn.
Er zeigt ſein redlich Herz in allen ſeinen Mienen,
Und iſt, wenn man ihn kennt, mehr, als er erſt geſchienen.
Sein größter Fehler nur iſt, daß er furchtſam liebt,
Und ſich der Schäferinn nicht zu erkennen giebt.
Ein Strauſs, ein kleiner Dienſt, mehr wird er niemals wagen;
Und ſtets verſchweigt ſein Mund, was ſeine Blicke ſagen.
Dem Echo klagt er oft von ſeiner Zärtlichkeit,
Und ſelbſt den Wiederhall bewegt des Schäfers Leid.
Der ſchönſte Tag läßt ihn nicht freudig bey den Heerden,
Und auch die ſtillſte Nacht im Traum nicht ruhig werden.

Er ſtockt, wenn man ihn fragt, zeigt ein zerſtreut Geſicht,
Und widerſpricht ſich ſchon, eh er zehn Worte ſpricht.
Er iſt mein guter Freund, und dauert mich von Herzen.
Sylvia.
Doch alles, was ihn quält, ſind ſelbſt gemachte Schmerzen,
Wer iſt die Schäferinn, die ihn ſo zärtlich macht?
Myrtill.
Die kleine Galathee.
Sylvia.
Dieß hab ich bald gedacht.
Allein, wer liebt ſie denn?
Myrtill.
Ich hab ihn ja beſchrieben,
Sieh nur Damöten an.
Sylvia.
Damöt, du kannſt ſo lieben?
Damöt.
Ja! liebſte Sylvia, mein Herz liebt ſehnſuchtsvoll,
Und wartet auf dein Wort, wie lang es lieben ſoll.
Sylvia.
Bin ich denn Galathee?
Myrtill.
Dieß will er auch nicht ſagen;
Du ſollſt der Schäferinn ſein zärtlich Leiden klagen,
Und durch ein gutes Wort . . .
Sylvia.
Mein Wort nimmt wenig ein,
Sein Blick wird kräftiger, als meine Bitte, ſeyn.

Myrtill.

Erweis ihm doch den Dienſt!

Sylvia.

Mein Dienſt wird wenig nützen;
Doch wenn mein Bitten hilft: ſo ſoll er ſie beſitzen.
Ich geh und ſuche ſie.

Dritter Auftritt.

Myrtill. Damöt.

Myrtill.

Du haſt es ſchön gemacht.
Was haſt du denn gethan? Geſeufzt, gewünſcht, gedacht,
Und kaum ein Wort geredt. Dieß heißt zur Unzeit ſchweigen,
Und ſtatt der Zärtlichkeit nur ſeine Zagheit zeigen.

Damöt.

Was kann ich denn für das, was ſelbſt die Liebe thut?
Eh Sylvia noch kam: ſo hat ich vielen Muth.
Kaum aber ſah ich ſie: ſo wich, bey ihrem Blicke,
Mein erſt ſo dreiſtes Herz ſchon ganz beſchämt zurücke.
Iſt, dacht ich bey mir ſelbſt, dein Antrag ſchön genug?
Bald wünſcht ich mir die Eil, bald wünſcht ich den Verzug.
Mir fallen Zweifel ein, und zweifelnd werd ich blöde,
Und eh ich reden will: ſo denk ich ſchon, ich rede.

Myrtill.

Du haſt ſehr ſchlecht geredt!

Damöt.

Doch hab ichs gut gemeynt:

Myrtill.

Ja! denn du ſagteſt gar, du wärſt ihr treuer Freund,
Und wünſchteſt, daß ſie dir könnt in das Herze ſehen.

Damöt.

Myrtill, ach quäl mich nicht! Genug, es iſt geſchehen.
Ich ſeh es gar zu wohl, die Spröde liebt mich nicht.
So wenig auch mein Mund, ſo dunkel er auch ſpricht:
So könnte ſie doch ſchon aus der Verwirrung ſchließen,
Was ich, und was mein Herz für ſie empfinden müſſen.

Myrtill.

Sie weis es ganz gewiß, die loſe Sylvia.
Es war ihr angenehm, da ſie dich ſeufzen ſah.
Der Ton, mit dem ſie ſprach, verrieth ein ſtill Verlangen;
Und Wunſch und Gegengunſt erſchien auf ihren Wangen.

Damöt.

Dieß kann nicht möglich ſeyn. Ich ſah ihr ins Geſicht;
Doch, was mein Herz gewünſcht, das fand mein Auge nicht.

Myrtill.

Du fürchteſt, eh du ſiehſt, drum ſiehſt du da nur Schrecken,
Wo Andre Hoffnung ſehn, und Zärtlichkeit entdecken.

Damöt.

Du willſt mein Glück, Myrtill, und mehrſt doch nur mein Weh.
Warum beredtſt du ſie, mein Wunſch ſey Galathee?
Dieß iſt ja wider mich und alle meine Triebe.

Myrtill.

Nein, Freund, es iſt ein Dienſt zum Glück in deiner Liebe.
So bald ich Galathee zu deiner Schöne ſprach,
So bald vergaß ſie ſich; ſie ſann betroffen nach:
Ein heimlicher Verdruß erſchien in ihrem Blicke,
Und der verrieth ihr Herz, und dein ſchon nahes Glücke.
Sie liebt.

Damöt.

Das glaub ich wohl, allein ſie liebt nicht mich.

Myrtill.

Nun glaub es oder nicht, ſie liebt, und liebet dich!

Damöt.

O, wenn mir doch ihr Mund die Wahrheit ſelbſt geſtünde!

Myrtill.

Und ſchnitte Sylvia ſie dir in jede Linde:
So fiele dir doch ſtets ein neuer Zweifel bey.
Dein Aug und auch dein Herz ſind beide dir nicht treu.
Und beide hindern dich, die Furcht zu überwinden,
Und ſelber in der Furcht mußt du Vergnügen finden.

Damöt.

Doch gleichwohl quält ſie mich.

Myrtill.

Sie quält dich ganz bequem.
Die Furcht macht ſelbſt bey dir die Hoffnung angenehm.
Du raubſt dir Sylvien, nicht, um dein Herz zu quälen.
O nein! aus großer Luſt, von neuem ſie zu wählen.

Damöt.
Ich gehe, liebſter Freund.
Myrtill.
Warum?
Damöt.
Dieß will mein Leid.
Ich bin nie glücklicher, als in der Einſamkeit.
Ihr darf ich ohne Zwang, was ich empfinde, ſagen.
Sie läßt mich ruhig flehn, und ohne Vorwurf klagen,
Und dieß iſt Glück genug.
Myrtill.
So ſuche denn dein Glück!
Ich warte hier. Vielleicht kömmt Sylvia zurück.

Vierter Auftritt.

Myrtill. Sylvia.

Sylvia.
Ich traf ſie an, Myrtill.
Myrtill.
Wen haſt du angetroffen?
Sylvia.
Die ſchöne Galathee. Damöt kann ſicher hoffen.
Myrtill.
Wie? liebt ihn Galathee?
Sylvia.
So viel ich ſchließen kann:
So hat ſie ihn geliebt, eh er ſie lieb gewann.
Sie hörte, was ich ſprach, mit einem frohen Lachen,
Und wird ihm ſeinen Sieg gewiß nicht ſauer machen.
Myrtill.

Myrtill.
Wie glücklich iſt Damöt! Er liebt, und wird geliebt.
Sylvia.
Doch mir gefällt kein Herz, das ſich ſo bald ergiebt.
Man ſey dem Schäfer gut, der uns weis hoch zu achten;
Allein, man ſey auch ſtreng, und laß ihn erſtlich ſchmachten.
Die Liebe, die nicht kränkt, iſt Liebe ſonder Geiſt.
Wo kenn ich ſeine Treu, wenn er ſie nicht beweiſt?
Allein, wo wird er ſie uns denn beweiſen können,
Wenn wir den Augenblick ihm alle Hoffnung gönnen?
Nein, ſtreng und ſpröde ſeyn, iſt wirklich unſre Pflicht;
Und wer dieß nicht erkennt, der kennt die Liebe nicht.
Wenn ich ein Schäfer wär; ſo glaub ich, daß michs kränkte,
Wenn Phyllis mir ihr Herz für Einen Seufzer ſchenkte.
Myrtill.
Mein Kind, du ſchwatzeſt ja dein ganz Geheimniß aus.
Sylvia.
Was jeder wiſſen kann, das ſag ich frey heraus.
Kurz, eine Schäferinn muß Anfangs ſtrenge ſcheinen,
Und was ihr Herz bejaht, muß doch ihr Mund verneinen.
Myrtill.
Allein das iſt Betrug.
Sylvia.
Nein, es iſt eine Liſt,
Die Vielen ſtrafbar ſcheint, und dennoch löblich iſt,
Und unſre Sprödigkeit darf gar kein Schäfer haſſen.
Wird er nicht zärtlicher, wenn wir ihn warten laſſen?

Myrtill.
Wer hat dir das geſagt?
Sylvia.
Ich hab es nie gehört:
Doch war mein Herz ſo gut, und hat michs ſelbſt gelehrt.
Myrtill.
Mich rührt ein ſolches Herz, und ſollt ich zärtlich werden:
So gäb ich für dieß Herz mich ſelbſt und meine Heerden.
Sylvia.
Du redſt ſchon ſehr vertraut. Soll dieß ein Antrag ſeyn?
Myrtill.
Ja, Kind, ich liebe dich. Du wirſt es mir verzeihn.
Dein Werth hat mich gerührt.
Sylvia.
Das ſind ſehr ſchnelle Triebe.
Myrtill.
Du biſt ſo klug, als ſchön.
Sylvia.
Und du biſt ohne Liebe.
Verſtelle dich nur nicht, die Sprache kenn ich ſchon.
Der Ton, mit dem du redſt, iſt ein erzwungner Ton.
Und wär es auch dein Ernſt: ſo haſt du nichts zu hoffen.
Myrtill.
Dein Herz . . .
Sylvia.
Mein Herz, Myrtill, hat ſchon die Wahl getroffen.
Myrtill.

Myrtill.

Du ſchreckſt mich nicht; dieß iſt die Sprache deiner Pflicht,
Daß das dein Mund verneint, was doch dein Herz verſpricht.
Du widerſtehſt mir nur, um meine Glut zu ſtärken.

Sylvia.

Nein, dieſes kannſt du leicht aus meinen Mienen merken.

Myrtill.

Allein, wen liebſt du denn?

Sylvia.

Du fragſt mich vor der Zeit.
Der Liebe ſtärkſte Pflicht iſt die Verſchwiegenheit.
Zu meiner Zärtlichkeit verlang ich keine Zeugen.
Bey mir iſt beides eins, zu lieben und zu ſchweigen.

Myrtill.

Dein Mund ſpricht ſehr beredt, wenn er vom Lieben ſpricht;
Allein, verzeih es mir, du kennſt die Liebe nicht,
Und haſt noch nie geliebt. Denn dein Entwurf der Liebe
Iſt noch zu ordentlich für die ſo regen Triebe.
Nimmt dich die Zärtlichkeit nur erſt vollkommen ein;
So ſey ſo ſtolz du willſt, du hörſt es auf zu ſeyn.
Der Schäfer, den du noch willſt lange ſchmachten laſſen,
Wird bald ſo glücklich ſeyn, dich ſchmachtend zu umfaſſen.

Sylvia.

Ich glaube gar, du denkſt, mein Schäfer ſey Damöt,
Der ohne Sprache kommt, und ſprachlos wieder geht.
Er, der nichts thut, als ſeufzt! Der Stumme, der Betrübte!
Ja! der verdiente wohl, daß man ihn heimlich liebte.

Myrtill.

Nein, er verdient es nicht, und niemals liebſt du ihn.

Sylvia.

Er mag zu Galathee mit ſeinen Klagen fliehn.
Sie ſey von ihm geliebt, ich will ſie nicht beneiden.
Wer immer traurig iſt, den kann ich auch nicht leiden.

Myrtill.

Du haſt vollkommen recht; er iſt nie aufgereimt.

Sylvia.

Er ſieht mich an, und ſinnt - -

Myrtill.

Mit Einem Wort, er träumt;
Allein die Lieb iſt ſchuld. Sie raubt ihm Geiſt und Leben;
Doch beides wird ſie ihm gedoppelt wieder geben,
So bald er glücklich iſt.

Sylvia.

Dieß kann wohl möglich ſeyn.
Doch, wie er itzo liebt, ſo ſchläft man bey ihm ein.

Myrtill.

Indeſſen liebt er treu.

Sylvia.

Vielleicht! wer kann das wiſſen,
Als ſeine Galathee, die uns ſein Herz entriſſen?

Myrtill.
Uns? Meynſt du dich damit?

Sylvia.
Ach nein! die ganze Flur.

Myrtill.
Damöt iſt ſittſam, klug, und zärtlich von Natur.

Sylvia.
Dieß lob ich ſelbſt an ihm.

Myrtill.
Ich ſehe mit Vergnügen,
Wenn um ſein voll Geſicht die braunen Locken fliegen,

Sylvia.
Ja! lockicht Haar ſteht fein.

Myrtill.
Und wenn er lächelnd ſpricht:
So drückt das Lächeln ihm zwey Grübchen ins Geſicht.
Er lacht nicht, wie Montan.

Sylvia.
Doch beide ſind zu ſchelten;
Denn dieſer lacht zu oft, und jener lacht zu ſelten.

Myrtill.
Schön ſingen kann Damöt.

Sylvia.
Er ſingt in Wahrheit ſchön:
Doch alles, was er ſingt, kann man ihm nicht verſtehn.

Myrtill.
Dieß dächt ich eben nicht.

Sylvia.
Ich hab ihn hören ſingen.

Myrtill.

Ja! dann und wann ein Wort, das pflegt er zu verſchlingen.
Drey Wörter weis ich ſelbſt, die ſingt er zu geſchwind,
Kuß, Lieb und Zärtlichkeit!

Sylvia.

Wenns keine ſchönern ſind:
So eil er, wie er will, ſein Lied wird nichts verlieren.
Dieß ſind die Wörter nicht, die mich im Singen rühren.
Mir wird ein Augenblick bey ſolchen Liedern lang.

Myrtill.

Ja! denn ein ſchöner Mund dient mehr, als zum Geſang.
Allein ich muß doch gehn, und es Damöten ſagen,
Wie viel zu ſeinem Glück dein Bitten beygetragen.
So liebt ihn Galathee?

Sylvia.

Geh nur! du hörſt es ja.

Fünfter Auftritt.

Sylvia allein.

So liebt Damöt mich nicht? Ich arme Sylvia!
Der Unbeſtändige! Sonſt ſchien er mir gewogen,
Und nun wird Galathee von ihm mir vorgezogen?
Damöt, Damöt iſt falſch, ſo treu er auch erſt ſchien!
Verdient er wohl mein Herz? Nein, haſſen will ich ihn!

Sechſter Auftritt.

Sylvia und Galathee.

Galathee.

Nein! haſſen will ich ihn! So viel hab ich vernommen.

Sylvia.

Du hätteſt mehr gehört, wärſt du nur ehr gekommen.
Damöt iſt nicht bey mir, wenn du ihn ſuchen willt.

Galathee.

Es kränkt mich, daß Damöt ſein Wort ſo ſpät erfüllt.
Er bat mich, hier zu ſeyn, und läßt ſich noch nicht finden.

Sylvia.

Ein Schäfer pflegt ſich nicht ſtets an ſein Wort zu binden.

Galathee.

Nein! was Damöt verſpricht, das hält er ganz gewiß.
Was Andre hindern kann, iſt ihm kein Hinderniß.

Sylvia.

Ja! was man heftig wünſcht, das hält man für gegründet,
Und nimmt ſich ſehr in acht, daß mans nicht unwahr findet.

Galathee.

Ach! liebe Sylvia, du kennſt Damöten nicht.
Sein Herz redt allemal, ſo oft ſein Mund nur ſpricht.

Sylvia.

Drum pflegt Damöt des Tags auch nur Einmal zu ſprechen;
Die Sprache, die er redt, muß doch den Geiſt ſehr ſchwächen.

Galathee.

Wahr iſts, er redt nicht viel. Doch geb ich ihm den Preis
Vor jedem, der nichts ſagt, und viel zu plaudern weis.
Ein ſolcher Umgang quält.

Sylvia.

Doch der mit ſtummen Schäfern
Dient auch zu weiter nichts, als uns bald einzuſchläfern.

Galathee.

Daß er ſo wenig redt, das macht, er meynt es treu.

Sylvia.

Ja! wen man einmal liebt, der iſt von Fehlern frey.

Galathee.

Die Schwalbe läßt ihr Lied den ganzen Sommer klingen;
Allein die Nachtigall pflegt kurze Zeit zu ſingen.
Wie lang ein Schäfer ſchweigt, dieß unterſuch ich nicht:
Gnug, daß er, wenn er redt, geſchickt und zärtlich ſpricht.

Sylvia.

Den Einfall haſt du bloß der Liebe zuzuſchreiben.
Nein! keine Nachtigall! Er ſoll ein Schäfer bleiben.
Damöt gefällt dir ſtets, er mag ſich gleich vergehn.
An einem, den man liebt, wird auch ein Fehler ſchön.

Galathee.

Verdient Damöt denn nicht, von mir geliebt zu werden?

Sylvia.

Dieß hab ich nicht geſagt. Damöt und ſeine Heerden,
Sind beide liebenswerth.

Galathee.

Was Heerden? Er allein
Erregt in mir den Wunſch, von ihm geliebt zu ſeyn.

Und hätt er auch kein Schaf: ſo würde michs nicht kränken;
Mit Freuden wollt ich ihm mich und die Heerden ſchenken.
Der zärtliche Damöt! Sein Name klingt ſchon ſchön.
Ach! liebe Sylvia, muſt dus nicht ſelbſt geſtehn?

Sylvia.

Sein Name rührt mich nicht.

Galathee.

Auch nicht die ſchönen Mienen?

Sylvia.

Wer weis es, Galathee, ob ſie dieß Lob verdienen?

Galathee.

Sein kleiner rother Mund, die braunen Augen!

Sylvia.

Braun?
Du muſt dem, den du liebſt, nicht recht ins Auge ſchaun.
Die blauen Augen!

Galathee.

Ja! die blauen wollt ich ſagen,
Die uns gefährlich ſind, weil ſie beſcheiden klagen.
Sein lockicht weiches Haar, ſein rundes volles Kinn!

Sylvia.

Du machſt Damöten gar zu einer Schäferinn.
So ſehr er dir gefällt, gefällt er doch nicht allen.
Ich hab ihn oft geſehn, nie hat er mir gefallen.
Ich bin ihm, wie geſagt, nicht feind und auch nicht gut,
Und fürchte, daß Damöt mit vielen freundlich thut.

Galathee.

Ja, freundlich muß er thun mit allen Schäferinnen;
Doch Eine muß ſein Herz vor andern lieb gewinnen.
Damöt liebt viel zu ſtark, als daß er viele liebt.

Sylvia.

Damöt ſey immer dein. Dieß macht mich nicht betrübt.

Galathee.

O ſage, was du willſt, du liebſt ihn doch im Stillen;
Ich aber lieb ihn nicht. Ich liebe nur Myrtillen.
Nein, falſche Sylvia! Umſonſt iſt deine Liſt;
Man merkt es gar zu bald, daß du ihm günſtig biſt,
Und dennoch …

Sylvia.

Zürne nicht. Ich hab es leugnen müſſen.
Ich lieb ihn lange ſchon; allein er ſolls nicht wiſſen.

Galathee.

Nicht wiſſen?

Sylvia.

Nein, mein Kind. Mein Herz ſoll ſpröde ſeyn.
Man nimmt durch dieſen Zwang den Schäfer ſtärker ein.
Das Klagen hör ich gern. Ich laß ihn wenig hoffen,
Und heimlich fühlt ſich doch mein ganzes Herz getroffen.
Er klagt noch nicht genug. Denn wenn er reden will:
So klagt ſein Auge nur; allein ſein Mund ſchweigt ſtill.
Ich treib auf ſeine Flur, aus Sehnſucht ihn zu ſehen,
Und thu, als wär es nur von ungefähr geſchehen.

Er kömmt, er ſieht mich an, er nennt mich wohl
ſein Kind,
Er ſeufzt. Dieß rührt mich zwar; doch zürnt mein
Blick geſchwind.
Der gute Schäfer ſchweigt; allein, wer heißt ihn
ſchweigen?
Er ſoll ſein zärtlich Herz mir nur vollkommner zeigen.

Galathee.

Dieß iſt ein kleiner Stolz.

Sylvia.

Ein kleiner Stolz iſt gut;
Er mehrt des Schäfers Leid, doch auch des Schä-
fers Glut.
Er muß beſtändig ſeyn. Ich laß ihn langſam ſiegen,
Um ihn durch dieſen Sieg gewiſſer zu vergnügen.

Galathee.

Allein, wenn dich Damét zu lange ſtrenge ſieht,
Und endlich dir ſein Herz = =

Sylvia.

Und mir ſein Herz entzieht?
O denke nicht daran, ich haſſe den Gedanken.

Galathee.

Mich deucht, dein ſtandhaft Herz fängt heimlich an
zu wanken.
Verlaß den Eigenſinn. Du thuſt dir ſelbſt Gewalt.
Wer glücklich lieben will, liebt dauerhaft und bald.
Sey gütger gegen ihn und gegen dein Verlangen.
Nicht immer blüht der Lenz auf den ſo ſchönen
Wangen.
Zum Reden iſt der Mund, doch auch zum Küſſen ſchön.

Sylvia.

Ihn küſſen ſoll mein Mund? Dieß wär ein neu Vergehn.

Galathee.

Dieß glückliche Vergehn verlangen zarte Triebe.
Die Liebe zeugt den Kuß; der Kuß vermehrt die Liebe.

Sylvia.

So viel erlangt er nicht. Ein Kuß läßt ſchon vertraut.
Nur hoffen ſoll Damöt. Nur = =

Galathee.

Rede nicht ſo laut.
Dein ſtiller Schäfer kömmt. Verſprich mir, ihn zu hören.
Ich will auch höflich ſeyn, und euch nicht länger ſtören.

Siebenter Auftritt.

Sylvia. Damöt.

Damöt.

Warum flieht Galathee, da ſie mich kommen ſieht?

Sylvia.

Entbehrſt du denn ſo viel, wenn dieſe Schöne flieht?

Damöt.

Ach nein! doch ſie verſprach, mir hier bey dieſen Bäumen = =

Sylvia.

Ihr Herz, um das du flehſt, dir endlich einzuräumen.
Soll ich von eurem Glück vielleicht ein Zeuge ſeyn?
Doch nein, ein zärtlich Paar iſt lieber ganz allein.
Die ſtummen Bäume ſind bey ihm die liebſten Zeugen;
Sie hören ſittſam zu, und wiſſen auch zu ſchweigen.

Damöt.

Du ſinnſt mit allem Fleiß auf das, was mich betrübt.
Nie liebt mich Galathee. Nie hab ich ſie geliebt.
Myrtill trieb ſeinen Scherz. Er kennet meine Treue,
Und weis nur gar zu gut, wem ich die Liebe weihe.
Dir, ſchöne Sylvia, nur dir gehört mein Herz.
Mein unzufriedner Blick, mein Schweigen und mein Schmerz,
Und meine Gegenwart, mit der ich dich betrübe,
Iſt nichts, als Zärtlichkeit, nichts, als die ſtärkſte Liebe.

Sylvia.

Dieß alles ſagſt du mir, und wirſt nicht Einmal roth?

Damöt.

Ich ſagte ja nichts mehr, als was mein Herz gebot.

Sylvia.

Dein Herz gebietet dir! mir kann es nicht gebieten.

Damöt.

O Kind! Ein zärtlich Herz . .

Sylvia.

Davor will ich mich hüten.

Damöt.

Warum hat die Natur dir ſo viel Reiz gewährt,
Wenn ich nicht lieben ſoll? Verliere deinen Werth:
So wird ſich meine Glut den Augenblick verlieren.
Weswegen biſt du ſchön?

Sylvia.

Gewiß nicht, dich zu rühren.

Damöt.

So biſt du, Sylvia, nur ſchön für dich allein,
Und ſchön, um nicht verehrt und nicht geliebt zu ſeyn?

Frey von der Zärtlichkeit iſt noch kein Herz geblieben.
Nur deines, Sylvia! - -

Sylvia.

Nur meines wird nicht lieben.

Damöt.

Gieb mir die ganze Flur, ich gebe ſie zurück,
Wenn ich nicht lieben ſoll. Die Lieb iſt unſer Glück.
Und ohne ſie wird mich die größte Luſt betrüben.

Sylvia.

Die Liebe ſey dein Glück. Mein Glück iſt, nicht zu lieben.

Damöt.

So nimmt dich keine Treu, kein Wunſch, kein Bitten ein?

Sylvia.

Mein Wunſch iſt, nicht gehaßt und nicht geliebt zu ſeyn.

Damöt.

Der Wunſch raubt mir und dir das größte Glück des Lebens.
So hoff ich denn umſonſt?

Sylvia.

Ja - - ja, du hoffſt vergebens.

Damöt.

So ſey doch mitleidsvoll, wenn du nicht zärtlich biſt.
Und mache, daß mein Herz den Wunſch nach dir vergißt.

Sylvia.

Ich ſuche ja nichts mehr, als dieſen Wunſch zu hindern,
Und meine Sprödigkeit ſoll deine Liebe mindern.

Damöt.

Wenn dieß das Mittel iſt, ſo werd ich nie befreyt.
Ich liebe ſelbſt an dir die größte Sprödigkeit.

Sylvia.

Aus Mitleid gegen dich will ich Myrtillen lieben:
So wird dein Wunſch nach mir und auch dein Leid vertrieben.

Damöt.

Ach ſtrenge Schäferinn! Wird auch dein Herz nicht mein:
So bleibſt du dennoch werth, von mir geliebt zu ſeyn.
Verſchenke nur dein Herz. Ich will dich ſchweigend ehren,
Und deine Liebe nie durch meine Klage ſtören.
Nein, haſſe nur ein Herz, das ſich für dich erklärt.
O Kind! auch wenn du zürnſt, biſt du noch liebenswerth.

Sylvia.

Damöt, du hörſt es wohl; mich kannſt du nicht gewinnen:
Allein auf unſrer Flur ſind ſchönre Schäferinnen.

Damöt.

Sie mögen ſchöner ſeyn. Dient dieß zu meiner Ruh?
In meinen Augen iſt doch niemand ſchön, als du.
O hätt ich dir mein Herz nur länger noch verſchwiegen!
Der Zweifel gab mir doch noch ein geheim Vergnügen.
Nun miß ich auch das Glück, das ſonſt die Hoffnung giebt.
Ach meine Sylvia! Du liebſt mich nicht?

Achter Auftritt.

Galathee und die Vorigen.

Galathee.

Sie liebt!
Damöt, ſie liebt dich längſt. Wer wollte dich denn haſſen?

(zu Sylvien.)

Wie lange willſt du doch Damöten ſeufzen laſſen?
Ich weis es ganz gewiß, du liebſt ſein redlich Herz.
Du haſt mirs ſelbſt geſagt.

Sylvia.

Geſagt? Dieß war mein Scherz.

Galathee.

So ſcherze denn nur fort. Die Liebe wird ſich rächen.

Damöt. (zur Galathee.)

Und alſo hörſt dus ſelbſt; ich darf mir nichts verſprechen.
Unruhig kam ich her, beſchämt geh ich zurück.
O ſtrenge Sylvia!

Neunter Auftritt.

Sylvia und Galathee.

Galathee.

Verſtundſt du dieſen Blick?

Sylvia.

Sein Auge ſchien erzürnt.

Galathee.

Und wollte ſo viel ſagen:
Ich will mir Sylvien aus den Gedanken ſchlagen.

Sylvia.

Damöt will untreu ſeyn, und mir ſein Herz entziehn?

Galathee.

Er flieht dich ja mit Recht. Du heißt ihn ſelber fliehn.

Sylvia.

Wenn hab ich denn geſagt, daß mich Damöt ſoll meiden?

Galathee.

Der Schäfer muß dich fliehn; ſonſt wär er unbeſcheiden.
Du ſchlägſt ihm alles ab; was ſoll er thun, als gehn?

Sylvia.

Allein, wer heißt ihn denn mein Wort ſo ſchlecht verſtehn?
Ich lieb ihn allemal, und werd ihn lieben müſſen.
Errathen ſoll er dieß; allein nicht völlig wiſſen.

Galathee.

Du liebſt ihn; doch dein Herz ſteht mit ſich ſelbſt im Streit.
Ein kleiner Stolz kämpft noch mit deiner Zärtlichkeit.
Allein vergiß dich nur: ſo wird dein Stolz verſchwinden.
Vergeſſen wirſt du dich, ſo bald du wirſt empfinden.
Was meynſt du, hab ich recht?

Sylvia.

Ich habe nichts gehört.
Ich ſann dem Zweifel nach, der meine Ruhe ſtört.
Damöt gieng froſtig fort: vielleicht ...

Galathee.

Wird dir ſchon bange.

Sylvia.

Mir bange? mir? ach nein! Allein er bleibt ſehr lange.

Galathee.

Damöt kömmt nicht zurück.

Sylvia.

Er hat es ja geſagt.

Galathee.

Du haſt ſehr falſch gehört.

Sylvia.

Ich hab ihn ſelbſt gefragt.

Galathee.

Du redſt ſchon ſehr verliebt. Wer hätt es meynen ſollen?
Du denkſt, du haſt gefragt, weil du haſt fragen wollen.

Sylvia.

Du glaubſt, ich gräme mich. O glaub es nur, du irrſt!

Galathee.

Nun kömmt der Augenblick, da du empfinden wirſt.

Sylvia.

Ich ſollt empfinden? Nein! Doch wird er wieder kommen?

Galathee.

Nun iſt es ausgemacht, dein Herz iſt eingenommen.

Sylvia.

Mein Herz? Nein, mein Damöt!

Galathee.

Ich heiße nicht Damöt.
Nein, es iſt Galathee, die dir zur Seite ſteht.

Sylvia.

Mit deiner Spötterey! Ich kann mich wieder rächen.

Galathee.

Du zürnſt? Wir wollen gleich von etwas anders ſprechen.

Ich kann ein neues Lied, das auf die Liebe ſchilt,
Und nur die Freyheit lobt. Wenn du es hören willt:
So ſing ich dir dieß Lied.

Sylvia.

Es mag ganz artig klingen;
Doch meine Galathe, wer wird beſtändig ſingen?
Damöt ſingt auch ſo gern.

Galathee.

Das Lied iſt ſchön erdacht.
Die Freyheit kriegt den Preis.

Sylvia.

Hat es Damöt gemacht?
Gewiß, es war zu viel, zu gehn und gar zu ſchmollen!
Er hätte wenigſtens doch Abſchied nehmen ſollen.

Galathee.

Mein Lied ſagt nichts davon.

Sylvia.

So flieht er denn vor mir?

Galathee.

Du irrſt dich, Sylvia. Vom Liede reden wir.
Das allerliebſte Lied! Ich muß dirs doch nur ſingen.

Sylvia.

Itzt nicht! Ja! wie es ſcheint, will er mein Herz erzwingen.
Ich muß nur ſelber gehn, und fragen, was ihm iſt?

Galathee.

Nur daß ſich nicht dein Herz im Fragen gar vergißt.

Zehnter Auftritt.

Galathee. Myrtill.

Myrtill.

Wird unſre Sylvia ſich bald geneigt erklären?

Galathee.

Ich glaub, ihr kleiner Stolz wird nicht mehr lange währen.
Erſt ſuchte ſie Damöt; nunmehr ſucht ſie ſchon ihn.
Sie denkt, er iſt erzürnt, und wird ſie künftig fliehn.

Myrtill.

Der ehrliche Damöt, dieß wird ihm wohl nicht träumen.
Ich traf ihn ſchlafend an, gleich zwiſchen dieſen Bäumen.
Sie findet ihn gewiß, wenn ſie ihn finden will.

Galathee.

Wie glücklich ſind nicht wir, mein zärtlicher Myrtill!
Wir lieben ohne Streit bey gleichen Zärtlichkeiten.

Myrtill.

Nein! weiſt du, liebes Kind, worüber wir noch ſtreiten?

Galathee.

Du zweifelſt immer noch, wer von uns ſtärker liebt?
Nimm mir den Vorzug nicht, den ſelbſt mein Herz mir giebt.

Myrtill.

So denkſt du denn, mein Kind, ich liebte nicht vollkommen?

Galathee.

So glaubſt du denn, mein Herz ſey minder eingenommen?

Myrtill, laß mir den Ruhm; er dient zu meiner Ruh.
Du liebſt vollkommen treu. Ich treuer noch, als du.
Myrtill.
Du biſt mein liebſter Wunſch.
Galathee.
Biſt du nicht mein Verlangen?
Ich liebte dich zuerſt.
Myrtill.
Nein, ich hab angefangen.
So bald ich dich geſehn; ſo haſt du mich entzückt.
Galathee.
Du warſt von mir geliebt, ſo bald ich dich erblickt.
Myrtill.
Wie oft hab ich nach dir die Fluren durchgeſtrichen!
Galathee.
Wie oft bin ich mit Zwang dir ſchamroth ausgewichen!
Myrtill.
Wenn du zu lange bliebſt, ſo zürnt ich auf die Zeit.
Galathee.
Und ich, wenn du nicht kamſt, auf deine Sittſamkeit.
O kennte Sylvia, wie ich, die ſüßen Triebe:
So ſäh ihr Schäfer ſchon ſein Glück in ihrer Liebe;
So würd ein Augenblick, den ſie, um ſtolz zu ſeyn,
Daméten warten läßt, ſie ſchon im Herzen reun.
Myrtill.
Wir wollen zu ihr gehn, und mit der kleinen Spröden,
Damit ſie ſich ergiebt, recht offenherzig reden.
Wir bitten ſie. Ich weis, uns hört die Schäferinn.
Galathee.
Durch Bitten ſtärken wir nur ihren Eigenſinn.

Ihr eignes Herz wird ſie weit eh, als wir, bezwingen.
Damöt muß froſtig thun: ſo wird es ihm gelingen.
Ich kenne Sylvien nunmehr ſo gut, als mich.
So bald er ſie verläßt: ſo bald ergiebt ſie ſich.
Er darf nur ſpröde thun: ſo wird er ſie erbitten.
Und wenn er vor ihr flieht: ſo folgt ſie ſeinen Schritten.
Und kurz, der beſte Weg, wodurch er ſie erhält,
Iſt, daß er nicht mehr klagt, und ſich gelaſſen ſtellt.

Myrtill.

Ja, wenn ihm auch ſein Herz die kleine Liſt vergönnte,
Daß er zum Schein ſie fliehn, und ſich verſtellen
könnte.

Galathee.

Dieß wird leicht möglich ſeyn.

Myrtill.

Nein, bey Damöten nicht.
Denn redt er auch verſtellt: ſo ſieht doch ſein Geſicht
Dabey nicht anders aus, als wollt er uns geſtehen,
Wir ſollten ihm verzeihn, er würd uns hintergehen.

Galathee.

Hilft die Verſtellung nicht: ſo kann er ſie doch fliehn.
Zwey Tage darf er nur ſich Sylvien entziehn:
So hat er ſchon ihr Herz. Die Furcht, ihn zu verlieren,
Wird unſre Schäferinn bald zu Damöten führen.
Sie iſt ihm gar zu gut.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen und Montan, lachend.

Myrtill.

Du lachſt. Was iſt geſchehn?

Montan.

Ach lache mit, Myrtill; ich habe viel geſehn:
Was werd ich euch dadurch für ein Vergnügen machen?

Myrtill.

Erzähl es uns nur erſt; dann wollen wir ſchon lachen.

Montan.

Hier in dem kleinen Buſch ſitz ich in guter Ruh,
Und höre ganz entzückt den Nachtigallen zu.

Galathee.

Der Anfang ſagt nicht viel.

Montan.

Drauf kömmt Damöt gegangen.

Galathee.

Montan, ſoll ich vielleicht ſchon an zu lachen fangen?

Montan.

O ſtöre mich doch nicht! Damöt klagt mir ſein Leid,
Seufzt über Sylvien und ihre Sprödigkeit.
Kurz, er beklagt ſich ſehr.

Galathee.

Und wir ſind zu beklagen,
Daß du uns Sachen bringſt, die doch ſo wenig ſagen.
Erzähl es doch nur kurz!

Montan.

Damöt ſetzt ſich allein,
Und ſchläft an einem Baum vor großem Kummer ein.

Galathee.

Dieß iſt die Neuigkeit?

Montan.

Ich bleibe zum Vergnügen,
Weil Philomele ſingt, in meiner Hecke liegen.

Galathee.

O! wenn ich bitten darf: ſo leg dich wieder hin.

Montan.

So höre doch! Drauf kömmt Damötens Schäferinn;
Sie trifft ihn ſchlafend an, bleibt von der Seite ſtehen,
Und überlegt es erſt, ob ſie will weiter gehen.
Nun tritt ſie näher hin. Sie ſieht ihm ins Geſicht;
Sie wirft mit Moos nach ihm, doch er erwacht noch nicht;
Sie ſieht ſich um.

Galathee.

Nach wem? nach deinen Nachtigallen?

Montan.

Genug, ſie ſieht ſich um, und läßt ein Band entfallen.

Galathee.

Mit Fleiß?

Montan.

Ja wohl mit Fleiß. Sie macht es ganz geſchickt.
Indem nun Sylvia ſich nach dem Bande bückt:
So küßt ſie ihn geſchwind. Ich hätte ſchlafen ſollen,
Wie hätt ich Sylvien den Kuß vergelten wollen!

Galathee.

O wegen der Gefahr ſchlaf immer ruhig ein!
Damöt wird von dem Kuß doch munter worden ſeyn?

Montan.

Ja wohl! Wie, hub ſie an, haſt du mich kommen hören?
Ich gieng ganz ſtill vorbey und wollte dich nicht ſtören:
Doch biſt du aufgewacht.

Myrtill.

Und dieß iſt itzt geſchehn?

Montan.

Gleich itzt. Ich ſchlich mich fort. Sie hat mich nicht geſehn.
Sie kommen hier vorbey. Wie wird ſie nicht erröthen,
Wenn ich die Frage thu: Wer küßte denn Damöten?

Galathee.

O frage nicht ſo ſchlau. Nein, überlaß es mir,
Und rufe Sylvien; doch ſchweig, ſie ſind ſchon hier.

Zwölfter und letzter Auftritt.

Die Vorigen. Sylvia und Damöt.

Damöt.

Bewegt dich nichts, mein Kind?

Sylvia.

Damöt, vergiß die Liebe;
Denn ſonſt verlaß ich dich, ſo gern ich bey dir bliebe.

Damöt.

Doch meine Zärtlichkeit = = =

Sylvia.

Der will ich bald entgehn.

Galathee.

O warte, Sylvia! ich habe nichts geſehn.

Sylvia.

Nein, wenn ich warten ſoll, ſo muß Damöt nicht klagen.

Galathee.

Damöt, du ſollſt nichts mehr von deiner Liebe ſagen.
(Zu Sylvien.)
Du bückteſt dich geſchwind, und machteſt es recht ſchön.

Sylvia.

Was denn?

Galathee.

Erſchrick nur nicht. Ich habe nichts
geſehn.

Sylvia.

Ich bitte, ſag ihm nichts.

Myrtill.

Was ſoll ſie denn nicht ſagen?

Sylvia.

Neugieriger Myrtill! Wer wird nach allem fragen?
Es iſt nichts wichtiges.

Myrtill.

Auch eine Kleinigkeit,
Wenn ſie dein Mund erzählt, macht dennoch mich
erfreut.

Sylvia.

Wenn du noch länger fragſt, ſo werd ich was erſinnen.

Myrtill.

Recht gut. Nur nichts zum Ruhm der ſtrengen
Schäferinnen.

Sylvia.

Warum ſo ſtill, Damöt.

Damöt.

Mein Schweigen machſt ja du.
Denn wenn ich reden will, ſo hörſt du mir nicht zu.
Ich will dich länger nicht mit meiner Liebe quälen.

Montan.

Und ich, Damöt, will dir was Trauriges erzählen.
Ein Schäfer ſchlief einſt ein, und ſeine Schäferinn
Kam gleich . . .

Sylvia.

Ich ſehe wohl, daß ich verrathen bin.
Damöt, liebſt du mich noch?

Damöt.

Ich liebe dich vollkommen.

Sylvia.

Und deine Zärtlichkeit hat längſt mich eingenommen.

Damöt.

Iſts möglich, liebſt du mich?

Sylvia.

Ja, redlicher Damöt!
Ich wollte ſtrenge ſeyn. Allein es war zu ſpät.
Ich ſchlug dir alles ab, doch wider mein Verlangen.
Dich wollt ich hintergehn, mich hab ich hintergangen.
Und ſoll ich dich beſchämt noch um Vergebung flehn:
So thu ichs, mein Damöt, und will noch mehr geſtehn.
Ich habe, da du ſchliefſt, . . . willſt du es weiter wiſſen:
So muß ich dich nunmehr zum andernmale küſſen.

Damöt.

Du liebſt mich, Sylvia! Iſt auch mein Glück ein Traum?
Ich ſehe mich geliebt, und dennoch glaub ich kaum.

Sylvia.

Ich liebe dich, Damöt.

Montan.

Will mich denn niemand lieben?

Myrtill. (zu Sylvien.)

O Kind! wo iſt dein Herz, dein ſtrenges Herz geblieben?

Galathee.

Wo iſt dein kleiner Stolz?

Sylvia.

Kein Stolz. Zwang war es nur.
Die größte Sprödigkeit weicht endlich der Natur.

Galathee.

Dieß hab ich dir geſagt.

Damöt.

Mein Wunſch iſt eingetroffen.
Ich bin beglückt. Du liebſt!

Sylvia. (klopft ihm auf die Backen.)

Nein! du haſt nichts zu hoffen.

Die
kranke Frau.

Ein Nachſpiel
in Einem Aufzuge.

Perſonen.

Frau Stephan.

Herr Stephan.

Jungfer Philippine, Stephans Muhme.

Jungfer Henriette, der Frau Stephan Stiefſchweſter.

Herr Wahrmund, ein Chiromantiſt.

Herr Richard.

Erſter Auftritt.

Frau Stephan, (auf einem Lehnſtule.) Jungfer Philippine.

Philippine.

Wie? Madam! Sie befinden ſich nicht wohl? Das beklage ich von Herzen. Womit kann ich Ihnen dienen?

Fr. Stephan. Mit nichts, als daß Sie ſich keine Mühe geben, mir die Gefahr, in der ich mich befinde, geringe zu machen. Ich weis ſchon, wie Sie ſind. Sie wollen einem ſtets einen Muth einſprechen, und da muß der ſchlimmſte Zufall nur eine Kleinigkeit ſeyn, die keine Folge nach ſich zieht.

Philippine. Sagen Sie mir nur, was Ihnen zugeſtoßen iſt. Ich ſchwöre es Ihnen zu, daß ich Sie nicht aufrichten will, wenn Sie anders in der Untröſtlichkeit mehr angenehmes finden, als in der Beruhigung. Aufrichtig zu reden, ſo ſehe ich Ihnen mehr einen Verdruß, als eine Krankheit an.

Fr. Stephan. Das konnte ich wohl denken, daß Ihnen Ihre Scharfſinnigkeit noch ein Dutzend Zweifel wegen meiner Krankheit machen würde. Jungfer Muhme, ich will Ihnen ein Wort im Vertrauen ſagen. Sie waren vor etlichen Jahren viel artiger und beſcheidener.

Philippine. Dieſe Lobrede auf mich ſchickt ſich ſehr wohl zu dem verdrießlichen Weſen, das heute in Ihrem Geſichte herrſcht. Wir wollen es Andern überlaſſen, die Grenzen von Ihrer Klugheit und meiner

Unbeſcheidenheit auszumeſſen. Damit ich Sie aber in der Freyheit, ohne Einwurf krank zu ſeyn, nicht länger ſtöre: ſo will ich mich Ihnen empfehlen, und Ihnen in ſo weit baldige Beſſerung wünſchen, als Sie dieſelbe für gut befinden.

Fr. Stephan. Warten Sie doch, Jungfer Muhme, Sie wiſſen ja noch nicht, was mir fehlt. Ich bin krank, recht ſehr krank, und den ganzen Vormittag mit gewaltigen Uebelkeiten beſchweret geweſen. Vielleicht habe ich mich heute früh erkältet.

Philippine. Weil Sie über Uebelkeiten klagen, und beſorgen, ſich erkältet zu haben; ſo dächte ich, Sie legten ſich eine Stunde zu Bette. Vielleicht können Sie ſich durch die Wärme helfen. So beſchwerlich die Uebelkeiten ſind; ſo leicht gehen ſie doch vorüber.

Fr. Stephan. Fangen Sie ſchon an mich zu tröſten? Ich habe es ja nicht wiſſen wollen, daß eine Uebelkeit nicht ſo gefährlich iſt, als der rothe und weiße Frieſel in den ſechs Wochen.

Philippine. Ich wiederhole meinen Rath: legen Sie ſich zu Bette. Vielleicht wird Ihnen bald beſſer.

Fr. Stephan. Vielleicht wird Ihnen bald beſſer. Dieß klingt auch gar zu froſtig, Jungfer Muhme. Woher wiſſen Sie es denn, daß mir bald beſſer werden, und daß meine Maladie weniger, als nichts bedeuten wird? Ich habe ſchon etliche Tage ein ſtarkes Wallen im Geblüte gemerkt. Sie wiſſen es, ich klage mich nicht ſo leicht. Nein, Jungfer Muhme, es muß mir viel fehlen, ehe ich ſage, daß mir etwas fehlt. Mußte mich denn die ſtolze Frau Richardinn eben heute, und zwar Vormittage, mit ihrem Staatsbeſuche quälen, und mich in ihrer neuen Andrienne nöthigen, über mein Vermögen zu reden?

Philippine. Madam, dadurch werden Sie ſich nicht curiren, daß Sie ſich über Ihre Frau Schwägerinn von neuem ärgern. Denken Sie nicht mehr daran. Einer guten Freundinn kann man ja wohl eine kleine Schwachheit vergeben.

Fr. Stephan. Wenn Sie nur die Frau Richardinn hätten ſehen ſollen? Sie hatte von dem neumodiſchen Stoffe, der in dieſer Meſſe erſt zum Vorſchein gekommen iſt, eine Andrienne an, und hatte ſich recht in ſich ſelbſt verliebt. Sie that wie ein Kind. Sie fragte mich wohl hundertmal, wie mir der Stoff gefiele. Die Närrinn! Ich glaube, ſie denkt, ſie iſt beſſer als ich, weil ich noch keine ſolche Andrienne habe. Nein, darüber werde ich nicht unruhig.

Philippine. Laſſen Sie die Frau Richardinn tragen, was ſie will. Die Kleider bedecken doch ihre Fehler nicht. Ich will Ihnen indeſſen das neue Stück von dem Jüngling leſen. Es enthält eine Ode an den Frühling. Sie gefällt mir vortrefflich; und ich hoffe, daß Ihnen die Taſſe Caffee recht gut dabey ſchmecken ſoll.

Fr. Stephan. Ja, wenn ich ſo geſund wäre, wie Sie: ſo möchte ſich dieſer Zeitvertreib wohl für mich ſchicken. Aber, wie können Sie mich mit Ihrem trockenen Wochenblatte quälen, da Sie wiſſen, daß ich krank bin? Wer weis, an welchem Fenſter ſich die Frau Richardinn itzt in ihrem neuen Putze ſehen läßt. Wie närriſch iſt nicht eine Frau, die ſich dem Staate ergeben hat!

Philippine. Wenn ich Ihnen das Blatt nicht leſen ſoll: ſo werde ich wieder gehen; denn ich kann Ihnen doch ſonſten nichts helfen.

Fr. Stephan. Gehen Sie doch, ich wehre es Ihnen ja nicht. Hören Sie nur, Jungfer Philippine, ich denke, das Wochenblatt würde Ihnen auch nicht ſo gefallen, wenn es nicht der Jüngling hieße. Verſtehen Sie mich?

Philippine. Sie wollen mir ſagen, daß ich den jungen Mannsperſonen eben nicht gram wäre. Wenn die Jünglinge alle ſo artig und geſittet wären, als der Charakter dieſes Jünglings iſt, den ich in den Händen habe: ſo könnten wir ohne Fehler ſehr vertraut mit ihnen umgehen, und ohne Beleidigung der Ehrbarkeit mit einander ſcherzen, und einander wohl gar küſſen.

Fr. Stephan. Wenn Sie aus Ihren Wochenblättern keine ſchönere Wahrheiten lernen, als daß das Scherzen und Küſſen eine erlaubte Sache iſt: ſo wäre es, deucht mich, kein Unglück, wenn Sie Ihre Stunden mehr mit Nehen und Sticken, als mit Leſen zubrächten. Reden Sie doch nicht ſo frey.

Philippine. Ich rede, wie ich denke. Und wer nichts unerlaubtes denkt, der ſteht nicht in der Gefahr, zu frey zu reden.

Fr. Stephan. Ich glaube, Sie wollen mich gar unterrichten. Reden Sie nicht ſo gar zuverſichtlich, Jungfer Muhme. Oder, wenn Sie ja Ihre Weisheit ausſchütten müſſen: ſo thun Sie es bey der Frau

Richardinn. Vielleicht wäre ich heute nicht krank, wenn ſie klüger wäre. Ich mag nicht in ihrer Abweſenheit von ihr reden. Aber ihr Mann iſt ja nicht ſo vornehm, daß ſie ihren Pracht mit ſeinem Stande entſchuldigen könnte. Und der meinige geht als ein Rechnungsführer doch allezeit über den ihrigen. Thun Sie mir nur den Gefallen, und reden Sie kein Wort mehr von dieſer ſtolzen Frau.

Philippine. Wenn habe ich denn von ihr geredet? Oder verbieten Sie mir nur deswegen, von der Frau Richardinn nicht zu reden, damit ich deſto eher von ihr reden ſoll?

Fr. Stephan. Seyn Sie ſo gut, und verlaſſen Sie mich. Ich weis nicht, was Sie ſich für eine unverſchämte Art zu widerſprechen angewöhnen. Sie werden machen, daß ſich alle Geſellſchaften vor Ihnen verſchließen. Merken Sie ſich doch die Regel, daß niemand weniger klug iſt, als der, der ſich einbildet, klüger, als alle Andre zu ſeyn.

Philippine. Weil Sie mich ſo liebreich gehen heißen: ſo will ich Ihnen gleich eine Probe geben, daß ich zu leben und mich in Andere zu ſchicken weis. Leben Sie wohl, Madam.

Fr. Stephan. Nicht doch, Jungfer Muhme. Bleiben Sie hier, und ſagen Sie es meinem Manne, wenn er von dem Doctor zurücke kömmt, daß ich mich zu Bette geleget habe. Es wird mir gar zu ſchlimm. Ich merke neue Uebelkeiten . . . Herzklopfen . . . kurzen Athem . . Bangigkeit . . Seitenſtechen . . Ach die böſe Frau, mit ihrem verwünſchten Beſuche!

Zweyter Auftritt.

Jungfer Philippine. Herr Stephan.

Stephan. Wo iſt meine arme kranke Frau? Der Doctor wird gleich zugegen ſeyn.

Philippine. Ihre arme kranke Frau ſagte, ſie wollte ſich zu Bette legen, und ich vermuthe, daß ſie es gethan haben wird.

Stephan. Ach liebe Jungfer Muhme! ich weis nicht, warum mir ſo bange bey den übeln Zufällen meiner Frau iſt. Wenn mir nur nicht etwas ahndet. Ich wäre der unglückſeligſte Mann, wenn mir meine Frau ſterben ſollte. Ich habe ſie unausſprechlich lieb; und ich habe ſie doch lange nicht ſo lieb, als ſie es verdienet. Wenn ich nur wüßte, ob ſie etwan ſchon ſchlummerte: ſo wollte ich ſie gern nicht ſtören.

Philippine. Herr Vetter, was machen Sie ſich für fürchterliche Vorſtellungen? Man ſtirbt nicht gleich von einer Uebelkeit. Und wenn ich nicht ſehr irre: ſo iſt Ihre Frau Liebſte dem Tod nicht ſo gar nahe. Ich habe lange mit ihr geredet. Sie nimmt noch gar zu viel Antheil an den Begebenheiten der Lebendigen, als daß ich ihren baldigen Abſchied von der Welt beſorgen ſollte.

Stephan. So dächten Sie nicht, daß meine Frau ſterben ſollte? O wäre es doch dießmal wahr! Aber die öftern Uebelkeiten ... das Herzklopfen ... Der Doctor hörte alle dieſe Zufälle ſehr aufmerkſam an. Er gerieth in ein tiefes Nachſinnen, und wußte nicht, was er dieſer Krankheit für einen Namen geben ſollte.

Philippine. Den Namen zu der Krankheit Ihrer Frau Liebſte weis ich auch nicht. Allein vielleicht errathe ich bald die Urſache. Und weil mir dieſe nicht gefährlich ſcheint: ſo vermuthe ich auch keine gefährliche Wirkung.

Stephan. Ich höre es ſchon. Sie reden etwas verdeckt, weil Sie noch nicht verheirathet ſind. Und daran thun Sie wohl. Vielleicht wollen Sie ſagen, daß meine Frau guter Hoffnung iſt.

Philippine. Daran habe ich nicht gedacht.

Stephan. Je nun, wenn es nur ſo wäre! Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; und Kinder von meiner Frau müſſen tauſend gute Eigenſchaften bekommen.

Philippine. Sie müſſen. Das weis ich eben nicht.

Stephan. Und Sie können noch zweifeln, Jungfer Muhme? Iſt nicht meine Frau die ſchönſte in der ganzen Stadt?

Philippine. Weil dieſe Frage die ganze Stadt angehet: ſo mag ſie auch die ganze Stadt ausmachen. Ich will keinen Ausſpruch thun.

Stephan. Iſt nicht meine Frau die artigſte, die liebreichſte, die klügſte, die wirthſchaftlichſte, die galanteſte, die frömmſte Frau von der ganzen Welt? Und müßte der nicht mein Feind ſeyn, der mir widerſprechen wollte?

Philippine. Herr Vetter, das heißt ſeine Frau auf Unkoſten des ganzen weiblichen Geſchlechts loben.

Stephan. Ich rede als ein vernünftiger Mann, der ſeine Frau kennt, und jeden Tag neue Vorzüge an ihr entdeckt. Denken Sie etwan, daß ich ſo wenig Einſicht habe, daß ich die Tugenden und Fehler an einer Perſon nicht wahrnehmen kann?

Philippine. O nein, das denke ich nicht. Sie haben eine ſehr gute Einſicht, Herr Vetter. Aber Sie haben auch eine große Liebe für Ihre Frau, und die Liebe verblendet unſere Einſicht zuweilen.

Stephan. Was ſoll denn dieſe gelehrte Anmerkung bedeuten? Bin ich denn etwa ein Mann, der an der Einbildung krank liegt?

Philippine. Herr Vetter, ich ſehe, daß Sie böſe werden, wenn man aufrichtig mit Ihnen ſpricht. Wir wollen unſer Geſpräch abbrechen. Sie ſollen Recht haben.

Stephan. Ja, ich will nicht allein Recht haben, ſondern ich will Ihnen auch zeigen, daß Sie Unrecht haben. Sagen Sie mir doch, was Sie an meiner lieben Frau auszuſetzen haben? Ich will es durchaus wiſſen, was ſie für Fehler hat; denn ich weis, daß ſie keine hat.

Philippine. Wenn Sie ſchon überzeugt ſind, daß ſie keine hat: ſo bin ich zum voraus widerlegt. Und alſo erforderts die Klugheit, daß ich ſchweige.

Stephan. Nein, Sie ſollen nicht ſchweigen. Sie ſollen reden, damit ich Sie widerlegen, und die Ehre meiner Frau retten kann.

Philippine. Raube ich deswegen Ihrer Frau Liebſte die Ehre, weil ich ſie nicht mit den Augen anſehe, mit welchen Sie ſie betrachten?

Stephan. Kurz und gut! Ich will es wiſſen, was meine Frau für Gebrechen hat. Und Sie müſſen mir ſie ſagen.

Philippine. Weil ich muß: ſo ſage ich Ihnen aufrichtig, was ich von der Gemüthsart Ihrer Frau Liebſte denke. Ich halte ſie für etwas eitel, ſtolz und gebieteriſch. Außerdem hat ſie ein ganz gutes Herz.

Stephan. Sind Sie denn ganz und gar unverſchämt geworden? Wenn meine Frau das wäre, wofür Sie dieſelbe ausgeben: ſo wäre ich ja ein Narr. Denn ich liebte ſie, weil ſie nicht liebenswürdig wäre.

Philippine. Ach nein, Herr Vetter. Man liebt an einer Frau nicht allein die Tugenden. Man liebt auch ihre Munterkeit, ihr ſchmeichelndes und liebkoſendes Weſen, ihre einnehmende Miene, ihre gute Bildung, ihre Art, womit ſie einem die Zärtlichkeiten koſtbar zu machen weis.

Stephan. Jungfer Philippine, nehmen Sie mir meine Hitze nicht übel. Sie ſind nicht klug. Und warum denn? weil Sie ſich für klüger halten, als mich und meine Frau. Sehen Sie, ich mache keine langen Beweiſe, aber bündige. Beweiſen Sie es doch, daß meine Frau eitel, ſtolz und dergleichen mehr iſt.

Philippine. Den Beweis, daß Ihre Frau Liebſte ſo iſt, wie ich geſagt habe, kann ich Ihnen nicht vermalen. Sie müſſen ihn in ihren Handlungen ſuchen.

Stephan. Jungfer Philippine, ich nehme Lehre an. Aber wer meine Frau ohne Grund und Urſache verkleinert, den halte ich für . . .

Philippine. Für was? Ich hoffe nicht, daß Sie ſchimpfen wollen? Sie haben mir ja befohlen, Ihnen die Fehler Ihrer Frau Liebſte zu entdecken.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Jungfer Henriette.

Henriette. Herr Bruder, Sie ſollen den Augenblick zu Ihrer Frau Liebſte kommen. Sie bekömmt einen Zufall über den andern.

Stephan. Ach ich unglücklicher Mann! Ja, ja, meine Frau wird wohl ſterben. Die Provhezeihung des Herrn Wahrmunds wird wohl eintreffen. Ich armer Mann! Das iſt ſchon recht für die Feinde meiner Frau. Henriette, warten Sie doch, bis Herr Wahrmund kömmt. Ich habe ihn hieher beſtellt.

Vierter Auftritt.

Jungfer Philippine. Jungfer Henriette.

Henriette. Ich weis nicht, was meiner Stiefſchweſter fehlt. Sie liegt auf dem Bette, und redt ſchon von den Sachen, die ſie mir vermachen will. Sie hat ſehr ſchönes Geſchmeide; aber mir zu Gefallen mag ſie noch lange leben. Es muß ihr wohl ſehr ſchlimm ſeyn.

Philippine. Vielleicht hätte ſie manche Krankheit nicht, wenn ihr gütiger Mann weniger auf ihre Zufälle Achtung gäbe.

Henriette. Ich vertheidige meine Schweſter nicht, und beſchuldige ſie auch nicht. Aber ein gütiger

Mann iſt in meinen Augen etwas vortreffliches. Sollte ich einmal heirathen: ſo heirathe ich, damit ich geliebt, recht ſehr geliebt werde. Ich werde zwar nicht krank werden, um den Mann gefällig zu machen; aber ich will ihm das Leben ſonſt ſchon ſauer machen.

Philippine. Wenn ich Sie anders recht verſtehe: ſo wird es Ihrem Manne nicht wohl gehen, wenn er nicht täglich Ihr Wohlthäter, Ihr Anbeter, und Ihr Sklav iſt.

Henriette. Wenn Sie ſich nur die traurige Ernſthaftigkeit abgewöhnten, von allen unſern Handlungen und Abſichten auf das ſtrengſte zu urtheilen. Das heißt barbariſch mit ſich und Andern verfahren. Ich mag ja nicht ſo ſchwermüthig ſeyn, wie Sie.

Philippine. Ich bin nichts weniger, als ſchwermüthig. Ich ſuche das Vergnügen an allen Orten auf, und wünſche es der ganzen Welt. Aber ich bin zugleich überzeugt, daß man nicht munter und ruhig ſeyn kann, wenn man nicht zuvor ernſthaft und bedachtſam geweſen iſt.

Henriette. Laſſen Sie mir doch meinen Leichtſinn, meine Freyheit, nach meinem Einfalle zu handeln. Ich befinde mich bey meiner Unbedachtſamkeit eben ſo wohl, als Sie ſich bey Ihrer großen Ueberlegung befinden. Leben Sie wohl. Ich muß dieſen Vormittag noch meinen Calender vollends hinaus leſen. Sehen Sie wohl? ſo weit bin ich ſchon ſeit geſtern gekommen. Nachmittage will ich an meinen Charles nach Paris ſchreiben.

Philippine. Bleiben Sie hier und leſen Sie. Sie ſollen ja auf Herr Wahrmunden warten. Ich will ohnedieß die Frau Muhme einen Augenblick in ihrem Elende beſuchen; ſonſt möchte ſie ſich der Gelegenheit bedienen, und ohne Fieber allerhand zu meinem Lobe phantaſiren.

Fünfter Auftritt.

Jungfer Henriette. Herr Wahrmund.

Wahrmund. Vergeben Sie mir, Mamſell. Ich ſuche Herr Stephan. Er hat zu mir geſchickt und mir ſagen laſſen, daß ich ohne Zeitverluſt zu ihm kommen ſoll. In der That hat er mir keinen Gefallen gethan. Ich ſaß gleich in den tiefſten Betrachtungen. Ich ſoll unſerm Grafen, Sie kennen ihn ſchon, die Nativität ſtellen. Dieſe habe ich ihm übermorgen verſprochen: und gleichwohl mangeln mir noch zehn ganzer Jahre an ſeinem Leben; denn ich bin erſt bis in ſein vierzigſtes Jahr: und funfzig Jahre wird er alt. Und es ſcheint nach den Aſpecten, daß ihm in dieſen zehn Jahren noch viel begegnen wird. Doch von verborgenen Sachen rede ich nicht gern. Wo iſt Ihr Herr Bruder?

Henriette. Ich will ihn gleich herbey rufen. Aber Herr Wahrmund, ſagen Sie mir doch, was Sie ſo geſchwind bey ihm ſollen? Es iſt keine Neugierigkeit. Ich möcht es nur gern wiſſen.

Wahrmund. Das weis ich eben nicht, was ich bey ihm ſoll. Und wenn ichs auch muthmaßen könnte:

te: ſo würde ichs Ihnen doch nicht ſagen. Die Verſchwiegenheit iſt die Seele meiner Profeſſion. Fragen Sie mich nicht, Mamſell.

Henriette. Mich deucht, es kömmt Ihnen weit ſaurer an, eine Sache zu verſchweigen, als zehen auszuſchwatzen. Punktiren Sie nur einige Augenblicke. Ich will indeſſen meinen Herrn Bruder rufen, und Ihnen zum voraus ſagen, daß ſeine Frau ſeit heute früh krank iſt; daß ſie Ohnmachten hat. Doch hier kömmt ja der Herr Vetter. Ich werde bey dieſer geheimen Audienz wohl nicht nöthig ſeyn.

Sechſter Auftritt.

Herr Wahrmund. Herr Stephan.

Stephan. Ach lieber Herr Wahrmund, ſind Sie da? Ich armer Mann bedarf Ihrer Freundſchaft, Ihres Troſtes . . .

Wahrmund. Sagen Sie mir nichts. Ich weis alles, was Sie ſagen wollen. Sehen Sie wohl, daß ich hier in der Hand etliche Punkte mit Bleyſtifte gemacht habe. Iſt nicht Ihre Frau Liebſte krank? Bekömmt ſie nicht eine Ohnmacht über die andere? Und wollen Sie nicht von mir wiſſen, ob dieſe Krankheit gefährlich iſt? Habe ichs nicht errathen?

Stephan. Iſts möglich! Wer giebt Ihnen doch alle Dinge ein? Herr Wahrmund, ich beſchwöre Sie bey unſerer Vertraulichkeit, entdecken Sie mir auf Ihr Gewiſſen, wie es mit meiner armen Frau werden wird. Der Doctor ſpricht, es könnte der Frieſel auf dem Wege ſeyn.

Wahrmund. Poſſen!

Stephan. Das denk ich auch. Ich glaube vielmehr, daß ſie mich bald zu einem glücklichen Vater machen will.

Wahrmund. Schlecht getroffen! Es iſt eben ſo wenig daran zu gedenken.

Stephan. Und warum nicht? Ich wünſchte es von Herzen.

Wahrmund. Das kann wohl ſeyn. Aber, was kann ich dafür, daß es anders iſt. Ich habe Ihrer Frau Liebſte vor etlichen Wochen einmal in die Hand geſehen. Es ſteht kein Wort in ihrer Hand, weder von dem, noch von jenem. Aber es ſtehen ganz andere Dinge darinne.

Stephan. Und was denn für Dinge? Nur nicht der Tod, ſonſt alles! Ich elender Mann! Ich beſinne mich wohl, was Sie ehmals zu mir geſagt haben.

Wahrmund. Dringen Sie nicht in mich. Sie möchten mehr erfahren, als Ihnen lieb iſt. So viel ſage ich Ihnen, Ihr Doctor weis nichts. Wenn er wüßte, was eine Lebenslinie wäre: ſo würde er dem Pulſe nicht trauen. Die Lebenslinie in der Hand Ihrer Frau Liebſte iſt zweymal durchſchnitten, und mit zwey großen rothen Punkten verletzet. Mehr mag ich nicht ſagen. Eine Krankheit hat ſie vor zwey Jahren ausgeſtanden; das iſt der erſte Schnitt. Eine ſteht ihr izt bevor; das iſt der andre Schnitt. Dieſen muß ich noch einmal anſehen, und die vitalem mit der naturali und menſali genau vergleichen. Ihre Frau Liebſte hat auf dem Nagel Jovis einen garſtigen ſchwarzen Punkt; daher kömmt die Engbrüſtigkeit, das Herzklopfen. Mehr will ich Ihnen nicht ſagen. Ja ich wollte, daß ich noch gar nichts geſagt hätte. Genug, es ſieht gefährlich aus, und . . .

Stephan. O verziehen Sie einen Augenblick! Ich will hören, ob meine liebe Frau Ihren Beſuch annehmen will.

Siebenter Auftritt.

Jungfer Philippine. Herr Wahrmund.

Philippine. Sagen Sie mir nur, ob das Ihr Ernſt iſt, was Sie dem Herrn Stephan itzt geſagt haben? Ich will es Ihnen geſtehen. Ich habe ſie behorcht; aber ich kann mir nicht einbilden, daß es ſo gefährlich mit der Frau Stephan ausſieht, als Sie es machen.

Wahrmund. Mamſell ich muß es wiſſen, wie es ausſieht; ſonſt würde ich nicht ſo dreiſt ſeyn, und es vorher ſagen.

Philippine. Aber die Frage iſt, ob Sie es gewiß wiſſen können; ob Sie ſich nicht betrügen können?

Wahrmund. Ich kann mich deswegen nicht betrügen, weil ich nichts mehr ſage, als was mich die Linien und Merkmaale in den Händen und im Geſicht lehren.

Philippine. Mein Herr, dieß kann unmöglich ſeyn; ſonſt müßten Sie die Linien in Ihren eigenen Händen lehren, daß Sie vielleicht noch heute zum Geſpötte mit Ihrer Kunſt werden können. Denn wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo ſoll die Krankheit der Frau Stephan bald, und wohl noch heute vorüber gehen.

Wahrmund. Wenn dieß geſchicht, ſo will ich mich vor Ihren Augen zur Strafe trepaniren laſſen.

Philippine. Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Wahrmund. Denn wenn die Frau Stephan beſſer wird: ſo habe ich morgen die Ehre, in Geſellſchaft eines Doctors und Balbiers auf Ihrer Stube zu erſcheinen, und einer merkwürdigen Operation beyzuwohnen.

Wahrmund. Meine gute Mamſell, Sie werden eine Wiſſenſchaft, die ſo alt iſt, als die Chiromantie, wohl nicht durch Ihren Witz um Ehre und Anſehn bringen. Grafen und Fürſten haben ſie in Ehren gehalten, und ich kann mich leicht zufrieden geben, daß Sie ſie verachten.

Philippine. Sie werden nicht viel mit dieſer Schutzrede ausrichten. Gräfinnen und Fürſtinnen haben ſich von den Zigeunern wahrſagen laſſen; deswegen bleiben dieſe Leute immer Betrüger.

Wahrmund. Was mengen Sie dieſes Geſindel ins Spiel? Solche Leute wiſſen viel von unſrer Kunſt. Es gehören gelehrte, geſchickte und ganz beſondere Köpfe zu den chiromantiſchen Wiſſenſchaften.

Philippine. Wie fein ſind Sie! Sie können einem ganz unvermerkt ſagen, daß Sie ſtudirt haben, und einen großen Geiſt beſitzen. Aber wenn Sie mirs nicht geſagt hätten: ſo würde ich über lang oder kurz, und vielleicht bey dem Trepaniren ſelbſt darauf gefallen ſeyn. Doch woher wiſſen Sie denn, daß die

Zeichen in den Händen und auf der Stirne eben das Schickſal der armen Sterblichen abſchildern ſollen, über welches die Vorſicht außerdem mit Fleiß einen ſehr dicken Vorhang gezogen zu haben ſcheint?

Wahrmund. Stellen Sie kein Kinderexamen mit mir an. Was iſt begreiflicher, als daß die Lebenslinie auf das Leben, die Ehrenlinie auf die Ehre, und der Gürtel der Venus auf die Liebe geht? Eben deswegen, weil ſie ſo heißen, bedeuten ſie dieſes, und nichts anders. Und eben deswegen heißen ſie ſo, wie ſie heißen, weil ſie das bedeuten, was ſie bedeuten. Können Sie ſich aus dieſem Schluſſe herausfinden, meine vielwiſſende Jungfer?

Philippine. Nicht gar wohl. Aber wie, wenn die Linien und Striche in unſern Händen nichts weiter vorſtellen, als was die Ritzen und Lücken an den Bäumen vorſtellen?

Wahrmund. Mamſell, es diſputirt ſich nicht gut mit Ihnen, denn Sie mengen eins in das andere. Genug, die Natur macht nichts vergebens. Und der Strich in der Lebenslinie der Frau Stephan bedeutet eine tödtliche Krankheit. Das iſt genug geſagt.

Philippine. Weil Ihre Natur nichts umſonſt macht; ſo werden die Mäler, die Leberflecken, und andere ſolche Erſcheinungen an dem menſchlichen Körper wohl auch ihre Bedeutung haben.

Wahrmund. Sie mögen bedeuten, was ſie wollen. Es wird Sie nicht viel angehen.

Philippine. Mein Herr, nehmen Sie mirs nicht übel; dieſes Compliment haben Sie nicht erfunden.

Es hat mirs vor vielen Jahren ſchon ein Ziegeuner gemacht. Doch im Ernſte von der Sache zu reden. Ich ſehe, daß die Wahrheit auf Ihrer Seite iſt, und ich will der Wahrheit zu Ehren nachgeben, und es der Chiromantie, Metopoſcopie, Phyſiognomie, Aſtrologie und Punktirkunſt, kurz, allen Ihren Künſten und Wiſſenſchaften abbitten, daß ich ſie für keine Dollmetſcher unſers Schickſals gehalten habe. Ich will Ihre Künſte ſelber lernen. Und wenn ich heirathe: ſo will ich keinen andern Mann wählen, als einen Chiromantiſten, einen Nativitätsſteller. Und alsdann wollen wir bey jedem Kuſſe, bey jeder Taſſe Caffee, im Wachen und Schlafen, im Leben und Sterben einander wahrſagen. O wie hübſch wird das ſeyn! Izt aber beſchwöre ich Sie bey Ihrer Kunſt, ſagen Sie mir, wie es mit der Frau Stephan werden wird. Wird ſie lange liegen?

Wahrmund. Ich wollte wünſchen, daß ich Ihnen keinen ſo nahen Todesfall ankündigen dürfte.

Philippine. Was ſagen Sie mir? Die arme Frau! Iſt denn ihr Tod ſo gar nahe? Wo werden wir denn die Sachen zur Trauer in der Eil herbekommen?

Wahrmund. Ich habe ihr izt noch nicht in die Hand geſehen. Ich habe aber punktirt ⸗ ⸗ ⸗ Mehr mag ich nicht ſagen.

Philippine. Herr Stephan ruft Sie.

Achter Auftritt.

Jungfer Philippine. Herr Richard.

Richard. Ihr Diener, Jungfer Muhme. Ich habe gehört, daß ſich meine Frau Schwägerinn nicht wohl befindet. Ich will ſie beſuchen, und ihr mit Rath und Troſt beyſtehen. Ich habe auch mein Hauselixir ſchon zu mir geſteckt.

Philippine. Ich will mich gleich erkundigen, ob die Frau Stephan ſo viel Kräfte hat, Ihren Beſuch anzunehmen.

Richard. Warum wird ſie ihn nicht annehmen? Mich ſehen die Kranken ſehr gern. Ich bin ein munterer und ſcherzhafter Mann. Ich habe Erfahrung. Ich rede gern. Mein Arcanum, mein Elixir hat Wundercuren gethan. Es würde ſchon lange von mir heißen, mortuus est, wenn ich dieſes medicamentum nicht hätte.

Philippine. Ich denke, Herr Stephan hat ſchon zwey oder drey Doctores angenommen. Alſo wird Ihr medicamentum ... Hier kömmt die Frau Stephan ſelbſt. Ach wie ohnmächtig! Ich muß gehen, und ihren Habertrank beſorgen.

Neunter Auftritt.

Richard. Frau Stephan, geführt von ihrem Manne. (Sie fällt in einen Lehnſtuhl.)

Richard. Meine theuerſte Frau Schwägerinn, wie elend ſehn Sie aus! Ich bedaure Sie von Herzen. Was haben Sie denn für ein malum?

Fr. Stephan. Ach lieber Herr Schwager, wie gern ſagte ichs Ihnen, wenn ich ... Athem hätte. Es will mich erſticken. ... Es will mir das Herz abdrücken . . . Ich arme Frau! Der Doctor hat mir befohlen, mich aus einem Zimmer in das andere zu bewegen; aber wenn er mir erſt Kräfte eingegeben hätte. . . . Wie elend und vergänglich iſt das menſchliche Leben! . . Ich denke, es wird nicht lange mit mir währen. . . . Auch das! Ich bin alles zufrieden.

Stephan. Liebe Herzensfrau, rede doch nicht vom Tode. Ich ſterbe ſonſt eher, als Du. Vor Deinen Augen Augen ſterbe ich.

Richard. Nur beherzt, Frau Schwägerinn! Der Menſch kann viel ausſtehen. Folgen Sie mir und nehmen Sie einen Löffel voll von meinem Elixir ein. (Er zieht es aus der Taſche.) Hier haben Sie alle Apotheken in einem Gläschen beyſammen.

Fr. Stephan. Mein lieber Mann, es wird mir immer ſchlimmer. . . . Ich fühle mich. . . . Wollten Sie nicht eine Gerichtsperſon rufen laſſen? Ich wollte Ihnen die Gerade vermachen, und mich von dem Zeitlichen abziehen. . . . Ach! Was macht denn Ihre Frau Liebſte? Herr Schwager. Warum beſucht ſie mich denn nicht?

Richard. Sie hat zu ihrem Unglücke einen vornehmen Beſuch bey ſich. Sie wird aber auf den Abend die Ehre haben, Ihnen ihre Viſite zu geben.

Fr. Stephan. Ja, wenn ich da noch lebe, ſo ſoll mirs lieb ſeyn. Sie war heute vor Tiſche bey mir, und nöthigte mich, viel zu ſprechen. Vielleicht habe ich mir damit Schaden gethan. Sie war recht aufgeräumt. Sie hatte ſich recht ſchön, ſehr ſchön geputzt. . . . Aber es iſt alles Eitelkeit. Ein Fieber, ein Steckfluß; ſo ſind wir dahin, und unſere Kleider bleiben dahinten. . . . Ich bin zu allem bereit. . . . . Das Reden wird mir ſehr ſauer. . . . Ich kann kein Wort mehr aufbringen. Wer iſt denn der vornehme Beſuch, den Ihre Frau Liebſte bey ſich hat? . . . Wenn ſie mich gleich dazu gebeten hätte, ich hätte doch nicht kommen können. . . . Ach lieber Mann, fühlen Sie doch meine Hände an. Es wird mir ſo kalt. Die Gedanken vergehen mir ganz. (Weint.) Warum fühlen Sie mich denn nicht an? Lebe ich Ihnen ſchon zu lange? Sie haben mich ja noch kein Jahr, und ſind meiner ſchon ſatt? Ich unglückliche Frau!

Stephan. Ach meine Frau, zürne nicht. Ich weis vor Jammer nicht, wo ich bin. Ich vergehe. Ich will wieder zum Doctor laufen. Ich will ihn auf den Knien bitten, daß er mir einen Lebensbalſam für Dich zurechte macht. Ich laſſe Dich nicht ſterben.

Richard. Wie blaß werden Sie, Frau Schwägerinn! Ich will einen Löffel holen. Sie müſſen von meiner Univerſalmedicin einnehmen.

Zehnter Auftritt.

Stephan. Frau Stephan.

Fr. Stephan. Armer Mann, haben Sie mich denn auch noch lieb? Wie viel wird Sie meine Krankheit wieder koſten! Nichts macht mir meinen Tod ſchwer, als daß ich Sie verlaſſen muß. Sonſt iſt mir alles auf der Welt gleichgültig; Ehre, Staat und Reichthum. Ach wie zärtlich war unſere kurze Ehe! Habe ich Sie wohl in den neun Monaten mit einem Worte, mit einer Miene beleidiget? . . . (heftig) Sie ſagen nichts? Sind Sie denn ein Stein? Iſt Ihnen die zärtlichſte Frau gleichgültig? Denken Sie ſchon an meine Nachfolgerinn? O welcher kalter Todesſchauer! Ich ſterbe! Ich ſterbe!

Stephan. (Er umfaßt ſie.) Nein, ich laſſe Dein Leben nicht aus meinen Händen. Helft doch! Meine engliſche Frau will mir ſterben. Ich laſſe es nicht zu. Sie muß leben bleiben.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Richard, mit einer Taſſe in der Hand.

Richard. Nur friſch hinunter getrunken, Frau Schwägerinn. Es ſchmeckt wie ein Sirup ſo ſüße. Es hilft für alles.

Fr. Stephan. Ich glaube nicht, daß ichs hinunter bringen kann. Der Doctor hat mir ſchon etwas verſchrieben, das gleich aus der Apotheke kommen wird. Mein Schatz, was ſagten die Doctores, das mir fehlte?

Richard. Sie mögen geſagt haben, was ſie wollen. Nehmen Sie das Elixir auf meine Verantwortung ein. Fuge medicos, habe ich noch aus der Schule behalten. Kein Doctor, der beſte Doctor. Folgen Sie mir Frau Schwägerinn, oder ich werde böſe. Ich ſollte Ihr Mann ſeyn, ich wollte Ihnen die Arzeney ſchon hinterbringen. Denken Sie denn, daß ich nichts verſtehe?

Fr. Stephan. Sind Sie nicht ein barbariſcher Mann? Ein Scharfrichter, der mit dem Schwerdte hinter einem ſteht, hat mehr Mitleiden, als Sie. Wenn ich nun des Todes von Ihrer Arzney bin, was helfen mich denn alle Ihre Verſicherungen? O wie warm wird mir um das Herz!

Stephan. Liebſter Schatz, nimm doch immer ein. Thue mirs zu gefallen. Ich wollte Dir zu Liebe eine ganze Kanne voll Arzeney hintertrinken.

Richard. Laſſen Sie mich die Taſſe nicht ſo lange halten. Es wird Ihnen gleich beſſer darauf werden.

Fr. Stephan. Es iſt mir ſchon beſſer. Ich mag nicht einnehmen.

Richard. Ihre Verſtellung hilft nichts. Sie müſſen einnehmen, damit das Uebel nicht wieder kömmt.

Fr. Stephan. Sie bringen mich unter die Erde.

Richard. Ich will mich lebendig mit Ihnen begraben laſſen, wenn Sie daran ſterben.

Fr. Stephan. Dadurch werde ich nicht wieder lebendig werden.

Stephan. Quälen Sie doch meine arme kranke Frau nicht. Geht es denn nicht an, daß ichs für ſie einnehmen kann? Vielleicht wirkt die Arzeney durch eine Sympathie in meine Frau. Mann und Weib ſind ja ſo Ein Leib. Nein, mit Ekel muß ſie es nicht nehmen.

Richard. Herr Schwager, Ihr Wort in Ehren. Sie reden, als wenn Sie Aquavit getrunken hätten.

Ihre Frau ſoll einnehmen. Es iſt meine Pflicht, für ihre Geſundheit zu ſorgen, und jedem Nächſten mit Rath und That beyzuſtehen.

Fr. Stephan. O! itzt muß mirs das Herz abgedrückt haben.

Richard. Nur eingenommen; ſo wird das Herz wieder anwachſen. Ich laſſe mein arcanum nicht verachten. Alles iſt zu etwas gut. Ich will Ihnen alles in der Welt zu gefallen thun, wenn Sie mir folgen.

Fr. Stephan. So geben Sie nur her. (Sie trinkt mit zitternder Hand.) Das ſchmeckt ja bitterer, als der Tod.

Stephan. Wohl bekomme Dirs!

Richard. Machen Sie doch ein Geſichte, wie der Rhinoceros. Fühlen Sie nicht, wie es auf der Bruſt brennt? Nun müſſen Sie reden, recht ſchreyen, damit es nicht auf der Bruſt ſitzen bleibt; ſonſt zündet es Lunge und Leber an.

Fr. Stephan. Sind Sie nicht ein gottloſer Mann? Was geben Sie mir denn für hölliſchen Schwefel?

Stephan. Herr Schwager, Sie ſterben auf dem Schavotte, wenn Sie meine Frau in das Grab bringen.

Richard. Ach! das muß ich verſtehen. Nur geredt, Frau Schwägerinn, ſonſt bin ich für nichts gut.

Fr. Stephan. Boshafter Mann, ich kann ja eben nicht reden. (Hurtig.) Ich habe ja keinen Athem. Wo ſoll ich ihn denn hernehmen? Mit Ihrer verwünſchten Arzney! Ich wollte, daß Sie an meiner Statt krank würden.

Richard. Immer geredt! Sie haben noch guten Athem.

Fr. Stephan. Was? Ich hätte keinen kurzen Athem? (Haſtig.) Wie? Sie widerſprechen noch einer kranken Frau? Sind Sie nicht ein unverſchämter und unhöflicher Mann! Sie und Ihre Frau bringen mich noch um das Leben. Mein Mann wird über Sie ſchreyen, wenn ich lange im Grabe liege.

Richard. Sie hören ſobald wieder auf. Sie müſſen in einem Stücke fort reden. Fangen Sie einen Zank mit Ihrem Manne an. Sehn Sie nur, wie er da ſteht, als ob er mich mit Gifte vergeben wollte, bloß weil ich ſo dienſtfertig bin.

Stephan. Herr Schwager, ich zittere.

Fr. Stephan. Von Ihrem Zittern werde ich nicht geſund. Sie wiſſen es noch nicht, was Sie an Ihrer Frau verlieren; aber Sie werdens nach meinem Tode ſchon fühlen.

Richard. Genug, Frau Schwägerinn. Nun müſſen Sie ein wenig ruhen; ſonſt geht die Entzündung ins Blut.

Fr. Stephan. Sind Sie denn unſinnig? Da Sie mich aufgebracht haben: ſo ſoll ich ſchweigen?

Richard. Das bitte ich Sie, erzürnen Sie ſich nicht, ſonſt können Sie des Todes bey meiner Arzney ſeyn. Luſtig, zufrieden, munter! ſo ſchlägt mein Medicament an. Nunmehr müſſen Sie ſich eine halbe Stunde zu Bette legen, und ſich recht warm zudecken, damit Sie in einen gelinden Schweiß fallen.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Jungfer Henriette.

Henriette. Herr Wahrmund möchte gern wiſſen, ob Sie noch etwas zu befehlen hätten. Er will gehen.

Stephan. Der ehrliche Mann! den hab ich in der Angſt gar vergeſſen.

Fr. Stephan. Mein Schatz, führen Sie mich wieder in mein Schlafzimmer. Ich kann nicht länger aufdauren. Herr Wahrmund mag es auf ſein Gewiſſen ſagen, wie mir die Arzeney bekommen wird.

Richard. Sie wird Ihnen ſehr gut bekommen. In einer halben Stunde beſuche ich Sie wieder; dann können Sie noch eine Doſin zu ſich nehmen.

(Frau Stephan gehet mit ihrem Manne ab, und Richard will auch gehen; Henriette aber winkt ihm.)

Dreyzehnter Auftritt.

Henriette. Richard.

Richard. Was iſt zu Ihren Dienſten? Wollen Sie etwa auch von meinem Elixire einnehmen?

Henriette. Nein, ſo lüſtern bin ich nicht. Ich wollte Sie etwas fragen. Die Andrienne hat mir ſo wohl gefallen, die Ihre Frau Liebſte heute anhatte. Wo haben Sie denn den ſchönen Stoff gekauft?

Richard. Es hat mich ein Kaufmann, dem ich zu einer wichtigen Wechſelſchuld geholfen, vorgeſtern mit einem ganzen Stücke beſchenkt. Davon habe ich meiner Frau zu einer Andrienne abſchneiden laſſen.

Das übrige will ich Ihnen für einen guten Preis laſſen. Es langt gleich noch zu einer Andrienne.

Henriette. Wenn es nur gleich gemacht wäre! Ich wollte Ihnen davor geben, was Sie verlangten. Ich ſoll morgen mit einem jungen Herrn zu Gevatter ſtehen, und da brauchte ich dieſen Staat.

Richard. Sind Sie nicht wunderlich! Ich verdiene gern einen Thaler Geld, und ich bin Ihnen auch ohnedieß gut. Wiſſen Sie was? Sie ſind ja mit meiner Frau von einer Größe. Ich gehe gleich nach Hauſe und ſchicke Ihnen die Andrienne meiner Frau, ohne daß ſie ein Wort davon weis, und laſſe ihr den Augenblick die andre fertig machen.

Henriette. Das wollten Sie thun? Sie ſind ja die Gefälligkeit ſelbſt. Ich will Ihnen das Macherlohn doppelt bezahlen. Und weil der Stoff noch nicht in den Läden zu haben iſt; ſo gebe ich Ihnen für jede Elle ſechs Groſchen mehr, als der übrige gilt.

Richard. Das bin ich zufrieden. Ich diene meinen Freunden in Leid und Freud allemal gern. Sorgen Sie indeſſen, daß Ihre Frau Schweſter in einen gelinden Schweiß kömmt, damit ich mit meiner Arzney Ehre einlege. Ich bin in einer halben Stunde wieder bey Ihnen.

Henriette. Aber die Andrienne . . . Ich will Ihnen gleich ein paar Louisdor drauf geben. Sie ſind liebreicher, als ein Vater.

Richard. Es hat nichts zu ſagen. Die Andrienne iſt ſo gut als Ihre.

Vierzehnter Auftritt.

Jungfer Henriette. Jungfer Philippine.

Henriette. Freuen Sie ſich, Jungfer Muhme, morgen werde ich rechten Staat machen, wenn ich Gevatter ſtehe. Herr Richard iſt ſo gütig geweſen und hat mir verſprochen, die neue Andrienne ſeiner Frau Liebſte mir für Geld und gute Worte zu laſſen. Es hat ihm ein Kaufmann mit einem ganzen Stücke beſchenkt. Er will ſeiner Frau von dem Reſte gleich eine andere machen laſſen.

Philippine. Das iſt alles ſehr gut. Aber wenn es nach dem Ausſpruche des Herrn Wahrmunds geht: ſo kriegen wir heute noch eine Trauer. Und wie wird es alsdann morgen mit Ihrem neuen Staate werden?

Henriette. Wenn ich Herr Wahrmunden alles glaube, ſo glaube ich ihm das nicht.

Philippine. Wenn Ihre Frau Schweſter noch nicht krank geweſen iſt: ſo ſcheint ſie es doch nunmehr zu ſeyn, da ſie die Arzeney des Herrn Richards eingenommen hat. Sie bekömmt Hitze, und ſie fängt ſchon ziemlich an zu phantaſiren.

Henriette. Das gefiele mir! Sie könnte mir einen Strich durch meine Gevatterſchaft machen.

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Wahrmund.

Wahrmund. Wie ſteht es mit der Frau Stephan? Nicht wahr, es iſt ſeit der kurzen Zeit, da ich nach Hauſe gerufen war, ſchon ſchlimmer mit ihr geworden? Das ſind die Früchte von des Herrn Richards Arzeney.

Philippine. Ja wohl. Sie fängt ſchon an zu phantaſiren, und ſie bekam, ehe ich hieher gieng, einen ſo ſtarken Paroxismus, daß vier ſtarke Männer ſie kaum auf dem Bette erhalten konnten.

Wahrmund. Das hab ich gedacht, und voraus geſehen. Nunmehr werden Sie bald glauben, daß ich etwas weis. Ich muß doch zu ihr gehen.

Henriette. Herr Wahrmund, Sie haben mir ſchon lange verſprochen, daß Sie mir einmal in die Hand ſehen wollten. Sehen Sie doch, wie es um mein künftig Glück ſteht, ob ich noch in einen fremden Stand heirathen werde, oder nicht?

Wahrmund. Wie verſtehen Sie das?

Henriette. So? Wenn mein Charles wieder von Reiſen kömmt, (er iſt itzt in Paris,) und mir ſein Wert hält, und ich die reiche Erbſchaft von zwanzig tauſend Thalern thue, kann ich alsdann keine gnädige Frau werden? Machen Sie nur. Hier iſt meine Hand. Sie iſt ſonſt viel weißer; aber ich habe itzt ſeine Briefe durchgeſucht, und den Staub noch nicht wieder abgewaſchen.

Wahrmund. (Er ſieht ihr in die Hand.) O Ihre Hand iſt ja ſo weiß, wie ein Alabaſter.

Philippine. Wiſſen Sie dieſes aus der Chiromantie, oder ſagen es Ihnen die bloßen Augen? Aber hat Jungfer Henriette eine glückliche Hand?

Wahrmund. Eine vortreffliche Hand. Sehn Sie nur die ſchönen Berge an, die prächtige Ehrenlinie, den großen Tiſch, die vortreffliche Kopflinie. Sie muß viel Eſprit beſitzen. Und hier ... doch ...

Henriette. Nun, warum ſtocken Sie? Iſt dieſes eine gefährliche Linie?

Wahrmund. Nein, aber ich könnte mich lange dabey aufhalten, wenn Sie nicht roth würden.

Henriette. Warum ſollte ich roth werden? Es kann doch nichts mehr, als die Lebenslinie ſeyn. Nur heraus mit der Sprache. Ich bin ja ſechzehn Jahre alt, und habe vielleicht mehr von der Liebe geleſen, als Sie mir ſagen können.

Philippine. O reden Sie doch, Herr Wahrmund. Offenbaren Sie mir Henriettens ganzes Herz; alle ihre Liebesangelegenheiten. Wer iſt ihr itziger Liebhaber? Können Sie mir das ſagen?

Wahrmund. (Er ſieht genau in die Hand.) Wenn ich mich nicht ſehr irre: ſo iſt es einer von Adel.

Henriette. Recht, Herr Wahrmund! Sie ſind ein braver Mann.

Philippine. Aber können Sie auch ſehen, ob er groß oder klein, jung oder alt, reich oder nicht reich iſt? Das iſt wohl zu viel gefordert.

Wahrmund. Er iſt von mittler Perſon.

Henriette. Getroffen, Herr Wahrmund! Er iſt von mittler Perſon. Ach der allerliebſte Blondin!

Wahrmund. Er iſt jung, und zwiſchen achtzehn und zwanzig Jahren.

Henriette. Ich küſſe Sie vor Freuden. Es trifft alles ein.

Wahrmund. Er iſt reich.

Henriette. Ja wohl. Er hat zwey Rittergüter, und er gieng, ſo lange er hier ſtudirte, in lauter reich beſetzten Kleidern. Er hatte zuweilen ganz vortreffliche Weſten an, und in ſeinem ganzen Anzuge war ein allerliebſter Geſchmack.

Philippine. Herr Wahrmund, Sie wiſſen ja ſo viel, als Jungfer Henriette kaum weis. Aber noch eins. Wenn Sie das wiſſen: ſo wiſſen Sie alles. Was hat er für Haare, was für Augen?

Wahrmund. (Er ſieht wieder lange in die Hand.) Blaue Augen, ſo viel ich ſehe; ſchöne blaue Augen und falbes Haar, wohl friſirt. Habe ich recht?

Henriette. O mein guter Goldmann! Nun ſchätze ich Sie erſt hoch. Ja, ein Blondin iſt er. Recht, mein Herr, ſchöne große blaue Augen hat er, rechte gewölbte Augen, und ein weißlichtes Haar, ſo weich wie Seide. Die Blicke blieben recht in den Locken hangen; ſo ſchön, ſo methodiſch wußte er ſie zu friſiren. Was ich Ihnen ſage, er hat den Hut binnen vier Jahren, Sommer und Winter, im Schnee und Regen, aus Liebe zu mir, nicht auf den Kopf gebracht. Ich dachte immer, die Kälte, oder die Hitze würden ihm die Gedanken ſchwächen. Aber nein, er blieb artig, ohne Unterlaß witzig. Er hatte die munterſten, die charmantſten Einfälle. Alles lebte an ihm. O wäre er doch ſchon wieder hier!

Philippine. Werden Sie nicht ungehalten, Herr Wahrmund, daß ich noch eine neugierige Frage an Sie thue. Wo iſt Henriettens Liebhaber? Iſt er im Lande, oder ...

Wahrmund. Er iſt auf Reiſen, und wird in ein paar Jahren wieder zurückkommen, und alsdann ſein Wort erfüllen.

Henriette. Was für ein Wort? Engliſcher Mann! Was ſoll das für ein Verſprechen ſeyn?

Wahrmund. O verſtellen Sie ſich nicht. Er hat Ihnen die Ehe verſprochen. Denken Sie unmaßgeblich an den letzten Kuß, den er Ihnen in . . .

Henriette. In der Thüre gegeben. Ich komme ganz außer mir. O könnte ich Sie doch glücklich machen? Ich muß gleich gehen und in den Brief, den ich itzt an meinen Charles geſchrieben habe, noch ein Poſtſcript zu Ihrem Lobe hineinſetzen.

Sechzehnter Auftritt.

Philippine. Wahrmund.

Philippine. Ja, Herr Wahrmund. Nun wird mir ſelbſt Angſt. Die Frau Stephan hat, wie Sie wiſſen, ſchon phantaſirt, und ziemlich auf mich, und auf den Richard und ſeine Frau, in der Hitze, geſchimpft. Sie nehmen es doch nicht übel, wenn ich Ihnen ſage, daß ſie Sie im Phantaſiren einen Narren geheißen hat. Wie geſagt, vier Männer konnten ſie kaum erhalten.

Wahrmund. Nun wird es nicht lange mit ihr währen. Ich merke, daß ein Schlagfluß auf dem Wege iſt. Ich muß ſie noch einmal ſprechen, ehe ſich die Sprache völlig verliert.

Philippine. Jtzt beſinne ich mich. Jch ſoll nach einem Balbier ſchicken. Sie will zur Ader laſſen.

Siebenzehnter Auftritt.

Wahrmund. Stephan.

Stephan. Jch ſuche Sie. Jch brauche Troſt. Jch weis mich nicht mehr zu laſſen. Die ganze Welt liegt auf mir. Es verſchlimmert ſich alle Augenblicke mit meiner liebſten Frau. Könnte ich ſie doch geſund weinen, ich wollte Blut weinen, ſo ſehr liebe ich ſie.

Wahrmund. Nicht wahr, ſie hat große Hitze, und ſchon phantaſirt, ſeit dem ich ſie verlaſſen habe? Sie hat mich ſogar im Phantaſiren geſchimpft.

Stephan. Wie? Haben Sie das alles vorhin ſchon in der Hand geſehen? Mehr kann kein Sterblicher wiſſen, als Sie wiſſen. Vergeben Sie es der lieben Frau, wenn Sie im Phantaſiren ein Wort wider Sie hat laufen laſſen. Wer iſt in ſolchen Umſtänden ſeiner mächtig?

Wahrmund. Wie viel Männer mußten Jhre Frau Liebſte im Paroxiſmo halten? Waren es ihrer nicht viere?

Stephan. Was wollen Sie ſagen? Vier Männer! Nein, ſo weit iſt es nicht gekommen. Sie hat noch keine Convulſiones gehabt. Sie hat immer noch ruhig gelegen, wenn ſie gleich wunderlich geredt hat.

Wahrmund. Es ſey, wie es wolle. Genug, ich habe vier Männer in der Hand geſehen, die ſie gehalten haben. Es kann aber ſeyn, daß ſie ſie nur im figürlichen Verſtande halten, nämlich, daß ſie ihr in der Krankheit beyſtehen.

Stephan. Da haben Sie vollkommen Recht. Der Doctor und ich, ſind zwey; und Sie und Herr Richard ſind zuſammen viere. Liebſter Herr Wahrmund, meine Frau ſchlummert itzt wieder ein wenig. Wenn ſie erwacht, ſo thun Sie mir den einzigen Gefallen, und ſehen Sie ihr noch einmal in die Hand, ob ſich etwa die Linien unter der Zeit geändert haben.

Wahrmund. (Er langt ein Papier heraus.) Hier habe ich gleich die Hand der Frau Liebſte abgezeichnet. Sehen Sie unbeſchwert her. Hier iſt das Jr zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger. Hier iſt die inwendige hohle Hand; hier ſind die Linien und Berge; kurz, der carpus und metacarpus, thenar und hypothenar. Sehen Sie wohl? Hier iſt linea vitalis, naturalis, menſalis. Die vitalis iſt leider ſehr kurz.

Stephan. Ach, können wir ſie denn nicht verlängern! Warum mußte ſie denn ſo kurz ſeyn?

Wahrmund. Hier am Ende der Lebenslinie iſt ein Punkt; der bedeutet eine Krankheit, und zwar die Krankheit, mit welcher die Frau Liebſte itzt befallen iſt.

Stephan. Iſt das gewiß? Ach der verwünſchte Punkt! Warum iſt er nicht in der Hand meiner ärgſten Feindinn! Zeigen Sie mir den Strich nicht mehr. Er ſieht recht meſchant aus. Ich falle in Ohnmacht.

Wahrmund. Nach dieſem Punkte endiget ſich die Lebenslinie unmittelbar. Mehr kann ich Ihnen nicht ſagen.

Stephan. Ach ich elender Mann! Iſt denn gar keine Hoffnung mehr übrig? Liebſter Herr Wahrmund, hier haben Sie etwas weniges für Ihre Mühe. Es ſind etliche Ducaten. Und wenn meine Frau leben bleibt: ſo . . .

Wahrmund. Denken Sie denn, daß ich Geld für meine Kunſt nehme? Schämen Sie ſich nicht, daß Sie ſo niederträchtig mit mir umgehen?

Stephan. Es ſoll ja keine Belohnung für Ihre Mühe ſeyn. Nein, ich gebe es Ihnen zum Zeichen meiner Freundſchaft; und ich gebe Ihnen eben deswegen nicht viel, weil ich weis, daß Sie den Reichthum haſſen.

Wahrmund. In dieſem Verſtande will ich das Geld annehmen, ohne mich lange zu bedanken.

Stephan. Ach liebſter Freund, Sie haben mir auch einmal geſagt, daß die Linien an den Fußſohlen ein großes Licht geben. Dürfte ich denn wohl bitten? Jtzt gienge es gut an, da meine Frau zu Bette liegt. Wollen Sie?

Wahrmund. Was kann man Ihnen denn abſchlagen?

Stephan. Ich will ſehen, ob ſie aufgewacht iſt, damit Sie die Linien . . .

Achtzehnter Auftritt.

Wahrmund. Philippine.

Philippine. Gehn Sie geſchwind in die Nebenſtube. Die Frau Stephan läßt ſich hieher führen, um ſich von der Ohnmacht zu erholen. Sie iſt etwas nachläßig angekleidet, und mag ſich von keinem Fremden ſehen laſſen.

Wahrmund. Die gute Frau! Es wird wohl ihr letzter Gang ſeyn. Ich will in die andre Stube gehen.

Neunzehnter Auftritt.

Philippine. Frau Stephan, geführt von ihrem Manne. (Sie fällt nieder auf den Lehnſtul.)

Fr. Stephan. Eine Ohnmacht über die andere! Das iſt erbärmlich . . . Richards Elixir hilft nichts . . . Die Tropfen des Doctors ſchlagen auch nicht an. . . . Ach Philippine! Das ſieht nicht gut aus. Nicht wahr, Sie bedauern mich?

Philippine. Ja, Frau Muhme, wenn ich Sie durch mein Mitleiden geſund machen könnte: ſo müßten Sie es den Augenblick werden. Machen Sie ſich das Herz nicht ſchwer. Ich habe gute Hoffnung. Sie ſind der Welt noch zu nöthig.

Stephan. Ja wohl iſt ſie mir und der ganzen Welt nöthig, gar zu nöthig.

Fr. Stephan. Tröſten Sie nur, Jungfer Muhme. Ich muß es am beſten wiſſen, wie mir iſt. . . .

So bald hätte ich doch meinen Tod nicht vermuthet. . . . Ach wie zittern mir die Füße! Das muß der Tod ſeyn.

Stephan. Nein, wenn eins ſterben ſoll, ſo will ich ſterben. Du ſollſt leben bleiben. Das Grab iſt Deiner nicht würdig.

Fr. Stephan. Wenn doch der Balbier käme! Vielleicht ſchaffte mir die Ader einige Linderung . . . Ich kann nicht mehr reden.

Philippine. Ich habe ſchon nach ihm geſchickt. Er wird nicht gar lange mehr ausbleiben können.

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Richard mit einem Bedienten.

Richard. Nun, Frau Schwägerinn, bin ich nicht beſſer, als zehn Doctores? Wie iſt Ihnen auf meine Arzney?

Fr. Stephan. Weit ſchlimmer, als erſt.

Richard. Das iſt gut. Es muß erſt ſchlimm werden, ehe es beſſer werden kann.

Stephan. Dächten Sies? Herr Schwager! Ja, warum ſollte mir denn ein ſo früher Tod meine Frau nehmen? Ich thue ja dem Nächſten ſo viel gutes, und . . .

Fr. Stephan. Ach es wird mir wieder ganz dunkel vor den Augen. Wo bin ich? Wo bin ich?

Stephan. In meinen Händen biſt Du, mein Kind. Und daraus ſoll dich der Tod ſelbſt nicht reißen.

Richard. Frau Schwägerinn, der beſte Rath iſt, daß Sie noch einmal von meinem Elixir einnehmen. Alsdann muß es gewiß anders werden.

Fr. Stephan. Nun und nimmermehr. Lieber will ich zeitlebens ungeſund bleiben, als dieſen Gifttrank noch einmal einnehmen. Nein. Zur Ader, zur Ader ſoll man mir laſſen.

Philippine. Herr Richard, ſchicken Sie doch Ihren Bedienten zum Balbier. Ich weis nicht, wo er bleibt.

Richard. (zum Bedienten.) Gieb mir die Sachen her, und lauf geſchwind zum Balbier.

Philippine. Was haben Sie denn in dieſem Pakkete? Iſt es lauter Arzeney, ſo muß die Frau Muhme recht geſund werden.

Richard. Ach nein! Es iſt meiner Frauen ihre neue Andrienne. Ich habe ſie Jungfer Henrietten für Geld und gute Worte zu ihrer morgenden Gevatterſchaft gelaſſen. Meine Frau weis nichts davon. Ich habe ſie itzt heimlich aus ihrem Kleiderſchranke genommen, und dem Schneider den übrigen Stoff geſchickt, daß er ihr gleich eine neue machen ſoll. Ich wollte Henriettchen die Freude nicht verderben.

Fr. Stephan. Ich arme Frau! Ich liege auf den Tod krank, und meine Schweſter iſt noch ſo leichtſinnig und denkt an eine neue Andrienne zu ihrer Gevatterſchaft … O wenn ich doch reden könnte! Sollte man ſichs auch ſo einbilden? Zu einer Zeit, da ſie in Thränen zerfließen und an

Florkappen denken ſollte, bringt ſie die arme Frau Schwägerinn um ihre Andrienne? . . . Ich gebe es nicht zu. Ich ſchicke zur Frau Schwägerinn und laſſe es ihr ſagen. Ich kann eher nicht ruhig ſterben.

Philippine. (Sie macht die Andrienne aus einander.) Ach liebe Frau Muhme, ſehn Sie doch den allerliebſten Staat an! Eine ſolche Andrienne ſollten Sie haben, die würde Ihnen vortrefflich ſtehen. Herr Vetter, Sie ſind auch nicht halb ſo galant gegen Ihre Frau, als Herr Richard gegen die ſeinige.

Richard. Ja wohl, galant bin ich, ohne mich zu rühmen.

Stephan. Liebſter Schatz, wenn ich Dich in dieſem Kleide geſund erblicken könnte, mein halbes Vermögen gäbe ich darum.

Philippine. Frau Muhme, ich küſſe Ihnen die Hand, wenn Sie mir die Freude machen und dieſe Andrienne anverſuchen. Ich weis, ſie iſt Ihnen gerecht. Sie müſſen ganz engliſch darinne ausſehn. Nicht wahr, Herr Stephan, Sie machen Ihrer Frau Liebſte ein Präſent damit, wenn ſie ſich überwinden kann, ſie noch heute anzuziehen?

Stephan. Von Herzen gern. Und wenn das Kleid von Golde wäre. Ich bezahle es, obgleich die Zeiten nicht die beſten ſind.

Richard. Aber, was wird Jungfer Henriette ſagen?

Philippine. Sie mag ſagen, was ſie will. Die Frau Muhme geht doch wohl vor. Ob das Mädchen

chen einen ſo koſtbaren Anzug hat, oder nicht. Engliſche Frau Muhme, darf ich bitten; ſo verſuchen Sie die Andrienne an.

Fr. Stephan. Loſes Kind, wie können Sie mir das zumuthen! Wo ſollte ich die Kräfte hernehmen? Ich brauche kein ander Kleid, als ein Sterbekleid.

Philippine. Kommen Sie. Ich will Sie recht ſchön anputzen. Vielleicht iſt Ihnen eine kleine Bewegung zuträglicher, als alle Recepte.

Stephan. Herzensfrau, wenn Du mir dieſe Freude machteſt, daß ich Dich in dieſem Kleide umarmen könnte, ich trüge Dich auf den Händen.

Fr. Stephan. Wozu zwingen Sie mich? mein Liebſter. Sie wiſſen, ich kann Ihnen nichts in der Welt abſchlagen. Aber ich bin gar zu krank. Es iſt mir wohl zuweilen, als ob des Herrn Richards Arzney das Uebel lindern wollte; aber wo weis ich, ob ich durch die Bewegung die Kraft des Elixirs nicht ſchwäche?

Richard. Nein. Die Bewegung iſt nunmehr wieder unumgänglich nöthig. Machen Sie meinem Elixir Ehre, Frau Schwägerinn, und ziehen Sie die Andrienne an, und tanzen Sie noch heute darinne mit mir: ſo können Sie ſich auf einmal die Geſundheit und ein neues Kleid erwerben.

Stephan. Mein Schatz, ich bitte Dich mit Thränen, folge doch dem Herrn Richard und Jungfer Philippinen. Sie ſorgen ja ſo aufrichtig für Deine Geſundheit.

Fr. Stephan. Auf Ihre Gefahr und Ihnen zu Liebe will ichs wagen. Jungfer Muhme, führen Sie mich in meine Stube, und halten Sie mich feſt. Ich bin ſo matt, ſo matt, daß mich eine Fliege umſtoßen könnte.

Philippine. Kommen Sie, ich will Sie wie eine Prinzeſſinn anputzen. Und Sie, meine Herren, müſſen hier warten, bis wir fertig ſind.

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Richard. Stephan.

Stephan. O wenn ſichs doch mit meiner armen Frau beſſern wollte! Herr Wahrmund hat mir nichts gutes prophezeiht.

Richard. Herr Wahrmund iſt ein Narr, wenn er das gethan hat. Wofür wäre denn mein Elixir in der Welt? Wenn ſie es noch einmal einnimmt: ſo muß ihr in vielen Jahren kein Finger mehr weh thun. Ich freue mich recht, daß meine Arzney ſo gut angeſchlagen hat. Aber, Herr Schwager, wer bezahlt die Andrienne? Ich muß wenigſtens etliche Gulden Profit haben.

Stephan. Sie ſollen zehn Gulden über den ordentlichen Verlag bekommen, wenn ich meine Frau in dieſem Kleide geſund umarmen kann. Ich will es an einem andern Orte wieder erſparen. Und für Ihre Arzeney will ich Ihr ewiger Schuldner bleiben, und Sie zeitlebens als meinen Erretter anſehen. Wenn ſie doch käme, o wenn ſie doch käme!

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Wahrmund.

Wahrmund. Erſchrecken Sie nicht, Herr Stephan. Es ſteht ſehr ſchlimm mit der Frau Liebſte. Ich habe den Balbier kommen ſehen. Jungfer Philippine weinte die bitterſten Thränen.

Stephan. Ach, ich elender Mann! (Er läuft fort.)

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Richard. Wahrmund.

Richard. Kommen Sie denn von der Frau Stephan her?

Wahrmund. Nein, ich bin da in der Nebenſtube geweſen, und habe das Schickſal der Frau Stephan noch etwas durchgeſehen. Indem kam Jungfer Philippine in größter Beſtürzung, und bat mich, daß ich den Herrn Stephan herbey rufen ſollte.

Richard. Das kann nicht möglich ſeyn. Die Frau Schwägerinn hat von meinem Elixir eingenommen, und das läßt niemanden ſo leicht ſterben.

Wahrmund. Ihr Elixir wird wohl nicht für den Tod helfen.

Richard. Und Ihre Prophezeihungen werden wohl auch nicht ſo gewiß ſeyn.

Wahrmund. Ein Mann, der nicht ſtudirt hat, unterſteht ſich . . . ?

Richard. Ja, ich bin kein Litteratus. Aber es mag mit Ihrer Kunſt ſeyn, wie es will: ſo weis ich doch ſo viel, daß ſie nicht viel werth iſt.

Wahrmund. Mein Herr, ich ſehe es an Ihrer Stirne, daß es Ihnen an etwas fehlt.

Richard. Und ich höre es aus Ihren Reden, daß Sie ein hochmüthiger und eingebildeter Mann ſind.

Wahrmund. Ich leſe ſehr genau aus Ihren Geſichtszügen, daß Sie einen großen Feind an dem Verſtande haben.

Richard. Und ohne Ihr Geſicht und Ihre Hand anzuſehen, will ich Ihnen ſagen, hüten Sie ſich, daß Sie vor großer Weisheit nicht närriſch werden.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Stephan. Stephan. Philippine. (Wahrmund will davon gehen.)

Philippine. Herr Wahrmund, wo wollen Sie hin? Ein Schelm, der davon läuft!

Stephan. Ach, Herr Schwager, wer hätte das vor einer Stunde gedacht, daß ſich meine engliſche Frau ſo bald erholen ſollte! Sie blüht wieder, wie eine Roſe. Sehn Sie ſie nur recht an. Sieht ſie nicht wie eine Göttinn?

Fr. Stephan. Seyn Sie nicht zu froh, mein Liebſter! Sie ſehn wohl, daß ich mir, Ihnen zu liebe, etwas Zwang anthue. Ich danke es indeſſen

deſſen dem Herrn Richard und ſeiner Arzeney zeitlebens, daß ich mich ſo bald von der gefährlichſten Krankheit wieder hergeſtellt ſehe. Ach Herr Richard, laſſen Sie doch das Recept von Ihrer vortrefflichen Medicin allen kranken Weibern zum Troſte, und Ihnen zum Ruhme im Drucke ausgehen! Wenn ich nur wüßte, womit ich Ihnen den heutigen Dienſt belohnen ſollte!

Richard. Mit nichts in der Welt, als daß Sie mein Arcanum allen ſchönen jungen Weibern anpreiſen. Und wenn ich den Gradum eines Doctors von allen mediciniſchen Facultäten bekommen hätte, ich würde mir nicht ſo viel darauf einbilden, als auf die Ehre, daß ich Sie ſo glücklich curirt, und die Prophezeihung des vielwiſſenden Herrn Wahrmunds zu Schanden gemacht habe.

Philippine. Ja, Frau Muhme, können Sie ſich wohl einbilden, daß Sie unſer Herr Wahrmund heute durchaus zu Tode hat prophezeihen wollen?

Wahrmund. Ich will mich gar nicht verantworten. Genug, ich bin meiner Kunſt gewiß, wenn ſie auch den Haß der ganzen Welt auf ſich geladen hätte.

Stephan. Ja wohl! Was können Sie für die Linien und Punkte, wenn ſie ſich zuweilen verſtellen. Daran iſt die Kunſt nicht ſchuld.

Richard. (zu Wahrmunden.) Und wenn Sie mir mein Medicament wieder verachten: ſo nehmen Sie ſich in Acht, daß ich Ihnen nicht einmal Gift eingebe. Ob ſo ein Zeichendeuter eines natürlichen Todes ſtirbt, oder nicht.

Wahrmund. Ars non habet oſorem, niſi ignorantem.

Richard. Sie ſind ein Ignorant, ich nicht.

Philippine. Ja, Herr Wahrmund, die Frau Stephan iſt wieder geſund, wie Sie ſehn. Sie haben geſagt, Sie wollten ſich trepaniren laſſen, wenn dieſes heute geſchähe; und Sie müſſen, als ein ehrlicher Mann, Ihr Wort halten.. Vielleicht iſt der Balbier noch zugegen. Ich bezahle zum Beſten der Welt die Koſten für die Operation.

(Wahrmund ſchleicht ſich heimlich davon.)

Stephan. (zu ſeiner Frau.) Du gefällſt mir ganz vortrefflich in der neuen Andrienne. Sie hat dir wieder eine recht geſunde Miene gegeben. In acht Tagen iſt Dein Geburtstag, da will ich Dir noch ein Präſent machen.

Fr. Stephan. Aber die Frau Richardinn ‒ ‒ ‒

Richard. Sie kriegt eine andre Andrienne. Sie wird morgen fertig. Und wenn jene etwa noch beſſer gemacht wäre: ſo ſollen Sie die Wahl haben. Aber liebe Frau Schwägerinn, Sie ſtehen zu ſtill. Mein Medicament erfordert eine ſtarke Bewegung. Kommen Sie, wir wollen den Tanz wiederholen, den wir vor dem Jahre auf Ihrer Hochzeit tanzten. Jungfer Philippine mag ihn trällern.

Fr. Stephan. Sollte ich noch ſo viel Kräfte haben?

(Sie tanzen und ſpringen darauf in die Scenen.)

Stephan. Wie froh bin ich, daß meine liebe Frau noch ſo munter tanzen kann! Es muß ein vortreffliches Medicament geweſen ſeyn. Ob es Herr Richard ſelber fabriciren muß?

Philippine. Nein, es wird eigentlich in der Seidenfabrik gemacht. Herr Richard kriegt den Dank, und ich habe ihn verdient. Doch die jungen Weiber werden ſich ſchon bey mir abfinden.

Das Band.

Ein Schäferſpiel.

Aus den Beluſtigungen des Verſtandes
und Witzes,

vom Jahre 1744.

Vorbericht
zum Bande.

Da das Band einmal in der Frankfurtiſchen Sammlung ſteht, und ich ſicher weis, daß es noch ſeine Liebhaber hat: ſo will ich ihm hier einen Platz vergönnen, ob ichs gleich mit einem heimlichen Widerwillen thue. Allein da ich nichts darinnen geändert habe: ſo muß ich auch nothwendig einige Anmerkungen dazu machen, damit dieſes Gedicht dem guten Geſchmacke in den Schäfergedichten nicht nachtheilig werde. Wäre das Landleben überhaupt das Schäferleben der Poeſie: ſo würde das Band ein recht gutes Gedicht ſeyn, dieß kann ich ohne Eitelkeit ſagen, und in ſeiner Art den Werth haben, den in der Malerey ein getreues Portrait hat. Ich würde mir unter der Daphne, der Mutter der Galathee, eine gute Landwirthinn, eine fleißige Pachterinn; unter ihrer Tochter ein gutes ehrliches Bauermädchen, in den Geſchicklichkeiten der Wirthſchaft wohl erzogen, vorſtellen. Ihr Montan würde ungefähr des Schulzens oder Verwalters Sohn ſeyn, deſſen Herz der Schulmeiſter noch ſo ziemlich gebildet, und in den ſich Galathee ganz natürlich hätte verlieben können. In dieſer Ausſicht würden dieſe drey Perſonen, und auch die beiden andern ihrem Charakter ſehr ähnlich vorgeſtellet ſeyn; und ich wüßte nicht, wie ſie anders hätten reden und handeln ſollen. In dieſer Ausſicht würde das Stück ferner verſchiedene lebhafte Beſchreibungen der Landwirthſchaft, und hin und wieder drollichte Einfälle haben. Will man es alſo ein theatraliſches Landgedicht nennen, ſo habe ich nicht viel dawider zu erinnern. Alsdann werde ich der Galathee recht gut ſeyn, daß ſie ſolche hübſche Bänder wirken kann, die mancher Bortenwirker nicht beſſer machen ſoll; daß ſie ſo haushältig iſt, und ihr klares Garn, das an der Sonne liegt, begießt. Alsdann wird mirs recht wohl gefallen, daß Mutter Daphne mit ihrer Tochter von Poley redt, der für das Kopfweh hilft, ihr vorwirft, daß ſie geſtern auf die Hitze getrunken, ihr befiehlt, daß ſie auf den Abend einnehmen, von ihren Kräutern einnehmen ſoll; daß Daphne ihre Tochter examiniret, was ſie mit dem Strauſe machen will, den ſie in der Hand hat, und ihre Galathee ſchlau fragt, warum ſie bey dem Namen Montan roth wird; daß Daphne von ihrem Sohne Damöt rühmt, daß er ihr einen ſo ſchönen Rechen geſchnitzt, an dem oben Zinken ſtehen, und unten Zinken ſind; daß er ihr einen Stab, geſchnitzt auf beiden Seiten, gebracht, deſſen eine Seite ihn, und die andere ſeine Chloris vorſtellen ſoll; daß ſie ihrer lieben Tochter zwar die Zärtlichkeit, aber nicht das Lieben erlauben will; daß Myrtill von ſeinem Staare redt, den er die Namen Hylax und Chloris ſprechen gelehrt; daß er dem Montan die Amſel wegnimmt; daß Galathee in der Hitze oft in ſehr ſchnippiſchen Sprüchwörtern, und alle Perſonen oft in ſehr kurzweiligen reden, daß ſie ſagen, wie ſie einander einen Streich geſpielt, einander zuweilen zum Beſten haben; daß Galathee zu ihrem Montan ſpricht: nun dieß gefällt mir noch, du haſt recht überley; nein dieſsmal bin ich taub; ich bin beſtändig ſo, wenn ich nicht anders bin; gar auf mein Herz zu pochen! bey Phyllis! bey der Stolzen! So, jene ſpitzt ſie zu, und die verſchießt die Bolzen! daß

Myrtill zur Galathee ſagt: du biſt auch gar zu arg; ich dachte, was dir wäre; daß er ſpricht: ich geh und will den Hahn zur Sie in Bauer ſtecken; die Jungen bring ich dir, ſo bald die Alten hecken; daß die guten Kinder am Ende auf den Streit auch luſtig ſeyn, eine friſche Milch zuſammen eſſen, und im Kühlen um Pfänder ſpielen, und inſonderheit das Spiel: Was macht die Liebe? ſpielen wollen; alles dieſes und noch hundert ſolche Züge mehr würden mir an dieſem nicht ungeſitteten Landvolke gefallen. Allein wenn das Schäfergedicht keine bloße Nachahmung des Landlebens, oder doch nur die feinſte Nachahmung iſt; wenn es mehr ein erdichtetes Schönes zu ſeinem Gegenſtande hat; wenn es das Mittel zwiſchen dem Land- und Stadtleben hält; wenn es ſich von der Plumpheit und dem Ekelhaften des Bauerſtandes eben ſowohl, als von dem Zwange und der Liſt des Stadtlebens entfernen, das Land mit allen ſeinen Annehmlichkeiten, und abgeſondert von allen ſeinen Beſchwerlichkeiten, vorſtellen muß; wenn die Schäfer Geſchöpfe ſind, die ſich uns nicht allein durch die Einfalt der Sitten, ſondern durch eine liebenswürdige Einfalt derſelben, nicht allein durch Offenherzigkeit, ſondern durch eine unſchuldige, einnehmende Offenherzigkeit empfehlen müſſen; wenn ihre Liebe mit einem gewiſſen natürlichen Witze verbunden, ihr Vergnügen auf dem Lande mehr ein Geſchenke der Natur, als eine Frucht mühſamer Arbeiten ſeyn muß; wenn ihre Sprache zwar leicht und ungekünſtelt, aber doch die Sprache der feinern Empfindungen ſeyn muß; wenn ihre Beredſamkeit nicht darinne beſteht, daß ſie von ihrem Schäferſtabe, von ihrer Taſche, von ihrem Phylax, von Heerden, Milch und Obſt reden; wenn gewiſſe Züge und Beſchreibungen des Land-Lebens nur der Wahrſcheinlichkeit und des Vergnügens wegen, das uns die Vorſtellung der Natur zu geben pflegt, in dieſe Gedichte eingeflochten werden, und gleichſam nur die Einfaſſung des Gemäldes abgeben; wenn dieſes, ſage ich, die Anforderungen des Schäfergedichts ſind: ſo wird man ſehr viel bey dem Bande zu erinnern finden. Ich will die Handlung des Stückes einen Augenblick beleuchten. Galathee ſieht ein Band, das ſie ſelbſt gewirket, das ſie zum Zeichen ihrer Liebe ihrem Montan geſchenket, um den Hals der Phyllis. Sie wird erbittert, hält den Montan für untreu, ſucht ſich zu rächen, und erdrückt aus Rache bey Gelegenheit die Amſel, die Montan von ihr bekommen hat, und die vortrefflich ſingen kann. Der Knoten: Wird Galathee recht geſehen haben, oder nicht? War es auch ihr Band? Die Auflöſung: Sie hat ſich geirret, und ſie bittet dem Montan ihre Hitze und Eiferſucht ab. Hat die Handlung genug Anziehendes? Ich zweifle ſehr daran. Was in dem Stücke gefällt, ſind mehr eingeſchaltete Nebenumſtände, als die Sache ſelbſt. Der zweyte und achte Auftritt können bey nahe ohne den geringſten Verluſt der Handlung weggenommen werden. Sie geht alſo nicht durch das Stück fort. Daphne, die Mutter, iſt überhaupt eine müßige Perſon, und nicht das Bedürfniß des Stückes, ſondern des Poeten, der, um die Charaktere zu vervielfältigen, hier eine Mutter auftreten ließ. Sie kömmt und geht, gleich einem frommen Geſpenſte, ohne daß man weis, warum? Die Auflöſung hat wenig unerwartetes! Galathee kömmt in dem letzten Auftritte, nachdem ſie vermuthlich bey der Phyllis ſich genauer wegen des Bandes erkundiget, und geſteht dem Montan, daß ſie ſich geirret. Dieſes wußten die Zuſchauer lange. Montan hatte es ja in der Mitte des Stückes ſchon ehrlich genug betheuert, daß er ihr Band nicht weggeſchenkt hätte. Vielleicht wäre die Auflöſung beſſer geworden, wenn Phyllis das Band wirklich gehabt, es aber durch eine Liſt, oder durch ein anderes Mittel, ohne daß es Montan wiſſen können, bekommen hätte, und ſelbſt eine von den ſpielenden Perſonen geweſen wäre. Galathee drückt aus Rache gegen den Montan einer armen Amſel auf dem Theater den Kopf ein. Ein ſehr blutdürſtiges Unternehmen für eine Schäferinn! Wo bleibt die ſchäferiſche Unſchuld der Sitten? Iſt das nicht das jähzornige verliebte Bauermädchen, die ihrem Montan, wenn er nicht ſo demüthig geredet hätte, zur Noth gar in die Haare gefallen wäre? Aber es iſt ja natürlich. Freylich iſt dieſes Natur, aber Natur des Dorfes, nicht des Schäferſtandes. Von der Sprache habe ich ſchon geredt. Sie iſt, wie der Charakter, nur gar zu natürlich. Will man aber dieſes Gedicht nicht gegen die Regeln der Kunſt, ſondern nur gegen gewiſſe andre Schäferſpiele halten: ſo gebe ich gern zu, daß es ſeinen Platz mit Recht unter den Schäfergedichten behauptet, und, ohne ihm zu ſchmeicheln, gewiß nicht den niedrigſten. Nachdem ich dieſes Geſtändniß gethan, glaube ich nicht, daß der gute Geſchmack durch das Band leiden wird. Es wird vielmehr jungen Dichtern zum Beyſpiele dienen können, wie die Schäferſpiele nicht ſeyn, und warum ſie anders ſeyn ſollen. Ich verweiſe ſie insbeſondere auf die Anmerkungen, die Herr Saint-Mardin in ſeinen Reflexions ſur la Poeſie über das Schäfergedicht gemacht, auf die Stellen, die er daſelbſt aus dem Fontanelle anführt, und auf die ſchöne Abhandlung **von dem eigentlichen Gegenſtande des Schäfergedichtes**, welche in dem Anhange zu des Batteux **Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einigen Grundſatz**, zu finden iſt.

Das Band.

Ein Schäferſpiel in einem Aufzuge.

Perſonen.

Galathee.
Daphne, der Galathee Mutter
Montan, der Liebhaber der Galathee.
Doris.
Myrtill.

Erſter Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Was machſt du, Galathee? Du ſcheinſt mir nicht vergnügt.

Galathee.

Ich weis es ſelber nicht, was mir im Sinne liegt.
Ich bin nicht aufgeräumt.

Doris.

Du wirſt doch etwas wiſſen,
Was dir ‥ ‥

Galathee.

Ich wollt vorhin mein klares Garn begießen,

Das an der Sonne liegt, und nahm mich nicht in Acht,
Und ſtieß mich an das Holz, an dem ichs angemacht:
Da ſieh nur meine Hand!

Doris.

So geht es, wenn wir eilen.
Doch dieß bedeutet nichts; der Schaden iſt zu heilen.
Allein, wo iſt Montan?

Galathee.

Und was mir weiter fehlt:
So hat die Mutter ſchon einmal auf mich geſchmählt.

Doris.

Die meine thut es auch, und oft bey Kleinigkeiten.
Allein, wo iſt Montan?

Galathee.

Sie läßt ſich kaum bedeuten.
Ich bringe Kräuter heim, und ſetz ſie offen hin,
Da kömmt mein Lamm dazu, dem ich ſo günſtig bin,
Und frißt ſie glücklich auf: nun muß ich andre leſen.

Doris.

Wer weis, wie hungrig auch das arme Lamm geweſen!
Doch gute Galathee, du willſt mich nicht verſtehn?

Galathee.

Ach, Doris, laß mich gehn!
Ich weis nicht, wo er iſt; wer will die Schäfer hüten?
Er geht, wohin er will; ich kanns ihm nicht verbieten.

Doris.

Verſtell dich nicht ſo ſehr; du zürnſt, ich ſeh dirs an.

Galathee.

Erwähn ihn weiter nicht.

Doris.

Was hat er denn gethan?

Galathee.

Mehr, als ich je gedacht! Mir alſo mitzuſpielen?
Mir, ſeiner Galathee? Er ſoll es ſchon noch fühlen.
Bedenk es nur einmal: Ich ſchenk ihm jüngſt ein Band,
Und knüpf es ihm dazu noch ſelber um die Hand;
Und geſtern ſeh ich gar = = Es iſt um mich geſchehen!
Ich habe dieſes Band um Phyllis Hals geſehen.

Doris.

In Wahrheit, Galathee, dieß iſt ein ſchlimmer Streich.
Allein, du irrſt dich wohl! eins ſieht dem andern gleich.

Galathee.

Ich kenn es gar zu gut. Ich trug es um die Stirne.
Der Eintrag war von Garn, der Boden war von Zwirne,
Zween Fäden liefen grün, zween roth, die andern blau,
So ſcheckicht, wie ein Specht! ich kenn es ganz genau.
Es war zween Finger breit, und zackicht an den Seiten.
Es war mein ſchönſtes Band. Willſt du noch lange ſtreiten?
Ich hab es ſelbſt gemacht; drey Wochen ſind es kaum.
Mein Name ſteht darauf, und auch der Tannenbaum,

Bey dem mir einſt Montan den erſten Kuß genommen.
Doch, Kind, verſtecke dich, ich ſeh die Mutter kommen.

Zweyter Auftritt.

Galathee. Daphne.

Daphne.
Nun, meine Galathee, die Sonne meynt es gut.

Galathee.
Sie brennt faſt gar zu ſehr; man weis kaum, was man thut.

Daphne.
Itzt ſchadt die Wärme nicht; ſie hebt vielmehr die Saaten,
Und wenn die Wittrung bleibt, wird alles wohl gerathen.
Ich ſahe meine Luſt itzt mitten in dem Sehn;
Der Lein ſteht ſchon ſo gut, er kann nicht beſſer ſtehn.
Und alles grünt und blüht. Doch wenn mirs nicht ſo ſcheinet,
So fehlt dir doch etwas. Mich deucht, du haſt geweinet.

Galathee.
Geweinet? Nein, dieß nicht.

Daphne.
Was ſoll dir dieſer Klee?

Galathee.
Ich bind ihn um den Kopf; er thut mir gar zu weh.

Daphne.

Wie albern biſt du doch! Gewiß, du ſollſt dich ſchämen,
Klee hilft dir nimmermehr; nein, Poley mußt du nehmen.
Doch geſtern, weißt du wohl, wer auf die Hitze trank?
Dieß iſt die Frucht davon.

Galathee.

Ach nein, ich bin nicht krank.
Ich weis, wovon es kömmt; es kömmt vom Veilchenpflücken;
Wie vielmal muß man ſich um eine Hand voll bücken!

Daphne.

Wem ſoll denn dieſer Straus?

Galathee.

Hier iſt er.

Daphne.

Soll er mein?

Galathee.

Ja, darum band ich ihn.

Daphne.

Der Straus iſt wirklich fein:
Vielleicht hat ihn Myrtill von dir bekommen ſollen.

Galathee.

Er? Nein, da hätt ich ihn ſchon ſchlechter binden wollen.
Dieß unterbleibet wohl, auch ohne dein Verbot.

Daphne.

Vielleicht hat ihn Montan ..? Doch warum wirſt du roth?

Galathee.

Dieß werd ich gar zu leicht.

Daphne.

Leicht, um Montanens Willen?
Doch warum wardſt dus nicht zugleich auch bey Myrtillen.

Galathee.

Ich rede für mein Herz, dieß iſt nicht Schuld daran.

Daphne.

Doch hab ichs in Verdacht ſo gut, als den Montan.
Ich hab es wohl gemerkt, ihr könnt einander leiden.

Galathee.

Faſt täglich ſag ichs ihm, er ſoll mich gänzlich meiden.
Stets will er was von mir, ich heiß ihn freundlich gehn,
Und ſags ihm auch im Zorn, und dennoch bleibt er ſtehn,
Und redt mich wieder an, und giebt mir wohl die Lehre,
Es ſtünde gar nicht fein, wenn man ſo ſpröde wäre.

Daphne.

Was deine Schweſter ſagt, klingt anders.

Galathee.

Dieſes Kind?
Wer wollte Chloris traun? Man weis, wie Kinder ſind.

Daphne.

Die Kinder reden wahr, und ſagen, was ſie ſehen.

Galathee.

Sie rede, was ſie will; mir iſt zu viel geſchehen.

Geſetzt, daß auch Montan zuweilen mit mir treibt,
Und auf dem Rohre bläſt, und mir die Zeit vertreibt;
Geſetzt, daß ich zugleich in ſeine Flöte ſinge:
Wird dieß wohl unrecht ſeyn?

Daphne.

Dieß ſind erlaubte Dinge.
Allein du ſagteſt ja, du hießt ihn öfters gehn.

Galathee.

Ja, dieſes thu ich auch; allein er bläſt ſo ſchön.
Ich bitt ihn nicht darum. Dem Echo zu gefallen,
Das in dem Buſche ruft, läßt er ſein Rohr erſchallen.

Daphne.

Du wirſt das Echo ſeyn. Das Singen wehr ich nicht;
Nun fürcht ich, daß Montan mit dir von Lieben ſpricht.

Galathee.

Er denket nicht daran. Frey, ſpricht er, will ich leben;
Es liebe, wer da will, mir iſt es nicht gegeben.

Daphne.

Doch warum ſagt er denn, daß du ſo ſpröde wärſt?

Galathee.

Itzt ſagt er dieß nicht mehr; es war nur in der Erſt,
Wenn ich ihm dann und wann die Antwort ſchuldig bliebe.
Es iſt gewiß andem, er denkt an keine Liebe.
Nur Freundſchaft wünſcht er ſich, und dieſe gieng ich ein;
Er kann ja wohl mein Freund, ich ſeine Freundinn ſeyn.

Daphne.

Was heute Freundſchaft war, kann morgen Liebe werden.
Indeſſen wär mein Rath, er blieb bey ſeinen Heerden.
Du aber, Galathee, nimm auf den Abend ein.

Galathee.

Ach, eh der Abend kömmt, wirds wohl vergangen ſeyn.

Daphne.

Und dennoch werd ich dir von meinen Kräutern geben;
Man ſorget nie zu ſehr für ſeiner Kinder Leben.
Ich gehe. Komme nach, und nimm dich wohl in Acht,
Und bring mehr Veilchen mit.

Dritter Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Ich habe recht gelacht!
Die gute Mutter denkt wohl Wunder, was dir fehlet!

Galathee.

Nicht wahr; du haſts gehört, ſie hat nicht ſehr geſchmählet?

Doris.

Doch mit der Arzeney?

Galathee.

Da hab ich meine Noth!
Raut und Wacholderſaft hilft bey ihr für den Tod.

Doris.

Sie weis noch nicht genug. Mich ſollte ſie nur fragen,
Was für dein Kopfweh hilft; ich wollts ihr beſſer ſagen:
Montan nur hilft dafür.

Galathee.

Ach! quäle mich doch nicht.
Der falſche Schäfer, der! So ehrlich ſein Geſicht,
So ſchlimm iſt doch ſein Herz. Er ſoll mich nicht mehr fangen;
Wer Einmal mich betrügt, hat ſtets mich hintergangen.

Doris.

Du thuſt ihm wohl zu viel.

Galathee.

Und du vertrittſt ihn noch?
Ich ſoll zufrieden ſeyn! Nicht wahr? Bedenk es doch!
Ein Band, ein Band von mir, an Phyllis zu verſchenken?
Er liebt ſie. Dürft ich nur nicht weiter an ihn denken!
Mich dauert jeder Kuß.

Doris.

Haſt du ihn oft geküßt?

Galathee.

Ach mehr, als tauſendmal! Du weißt ja, wie man iſt.
Das erſt und andremal, da hielt er mir die Hände;
Ich drohte, doch zu ſchwach. Erräthſt du bald das Ende?

Ich litt es endlich gern, und gab ihm nach der Zeit,
Wenn er zu blöde ſchien, oft ſelbſt Gelegenheit.
Die Birken wiſſens noch. Wenn wir zuſammen kamen;
Da ward gewiß geküßt, bis daß wir Abſchied nahmen.

Doris.

Und habt gar nicht geredt, ſo ſehr vergaßt ihr euch?

Galathee.

Ach ja, wir redten auch, und küßten uns zugleich.

Doris.

Allein, was ſpracht ihr ſtets?

Galathee.

Wie kannſt du doch ſo fragen?
Verliebe dich einmal; ſo darf ich dirs nicht ſagen.
Vom Lieben redten wir. Er fiel mir um den Hals,
Und ſprach: Mein liebſtes Kind; ich that es ebenfalls.
Ich hieß ihn, mein Montan; er mich, mein Herz, mein Leben;
So mußte, wie geſagt, ein Wort das andre geben.

Doris.

Ja, ja, dieß iſt ſchon gut; doch wurdet ihrs nicht ſatt?

Galathee.

Satt? Ja, da höret mans, wer nie geliebet hat.
Wir redten Tage lang, wenn wir beyſammen trieben,
Und wußten auf die Nacht kaum, wo der Tag geblieben;
So ſchnell verſtrich er uns.

Doris.

Nun, das begreif ich nicht,
Wie da ein Tag verſtreicht, wenn man nichts weiter ſpricht,
Als Kind, Montan, mein Herz!

Galathee.

Du bringſt mich nicht zum Lachen;
Ach! Doris, hör nur auf, du wirſt mich böſe machen.
Wir redten ſonſt noch viel, als vom beſtändig ſeyn;
Die Lieb und unſer Herz gab uns die Reden ein.

Doris.

Gut. Heute ſpracht ihr dieß; was ſpracht ihr aber morgen?

Galathee.

Was liegt doch dir daran? Dafür laß Andre ſorgen.

Doris.

Erzähl mir immer mehr!

Galathee.

Auch war es was gemeins,
Wir zankten uns einmal, und wurden wieder eins.

Doris.

Gezankt?

Galathee.

Ja! Wird nicht auch der Himmel öfters trübe?
Und wie das Wetter iſt, ſo wechſelt auch die Liebe.
Oft ſahen wir uns nur zu ganzen Stunden an;
Sein Auge hieng an mir, und meines an Montan.

Doris.

So iſt die Liebe denn ein Spielwerk in Gedanken?
Ein Gutſeyn, Reden, Sehn, ein Küſſen und ein Zanken?

Galathee.

Das Tändeln fehlt dir noch.

Doris.

Das Tändeln? Was iſt das?
Dieß hab ich nie gehört.

Galathee.

Es iſt nun ſo etwas.
Man ſtreichelt ſich die Hand, man kneipt ſich in den Backen,
Man ſchüttelt ſich am Kinn, und klopft ſich in den Nacken.

Doris.

Dieß habt ihr auch gethan?

Galathee.

Ja, das verſteht ſich ſchon.
Wie günſtig war ich ihm! Nun hab ich meinen Lohn!

Doris.

Was wird denn nun daraus? Willſt du den Schäfer laſſen?

Galathee.

Die Liebe, ihn, das Band, und Phyllis will ich haſſen.
Sprich, warum käm er nicht, wenn er beſtändig wär?
Seit geſtern ſeh ich ihn mit keinem Auge mehr.
Da kömmt Myrtill. Bleib hier, und ruf ihn zu der Heerde.
Ich will nach Veilchen gehn, damit ich fertig werde.

Vierter

Vierter Auftritt.

Doris. Myrtill.

Doris.

Was haſt du da, Myrtill? Verſteck es nicht vor mir.

Myrtill.

Nichts, liebe Schäferinn; es iſt ein kleines Thier.

Doris.

Ein kleines Thier? Myrtill! Dieß brauchſt du nicht zu ſagen;
Denn Wölfe wirſt du wohl nicht in den Händen tragen.

Myrtill.

Hier iſt es, ſieh es an.

Doris.

Nunmehro will ich nicht.

Myrtill.

Du nimmſt es übel auf, was man im Scherze ſpricht?

Doris.

Nein, eine Kleinigkeit wird mich nicht gleich verdrieſſen.
Es ſey auch, was es will; ich brauch es nicht zu wiſſen.
Gewiß, es kränkt mich nicht, daß du mirs nicht geſagt;
Das aber ärgert mich, daß ich dich gleich gefragt.

Myrtill.

Nun, ſey nur wieder gut; ich will dirs gerne zeigen.
Doch Doris, noch etwas: Verſprichſt du mir, zu ſchweigen?

Doris.

Ich ſchweige, wenn ich will.

Myrtill.

Wenn du verſchwiegen biſt:
So ſag ich dir, daß dieß Montanens Amſel iſt.
Von ſeiner Galathee hat ſie Montan bekommen.
Sie ſingt vortrefflich ſchön. Ich hab ſie weggenommen.

Doris.

Was haſt du nun davon, daß du Montanen kränkſt?

Myrtill.

Ich, meine Schäferinn? Gewiß mehr, als du denkſt.
Genug, Montan verdient, daß er auch einmal fühlet,
Was er mir ehedem für einen Streich geſpielet.
Denn weißt du, wie er mich den letzten Herbſt geneckt,
Und mir drey Tage lang den ſchönen Staar verſteckt?
Dieß war ein rechter Staar, ich hatt ihn aufgezogen;
Und wer ihn einmal ſah, der war ihm auch gewogen.
So oft ich Hylax rief, ſo oft ich Chloris ſprach:
So rief er Hylax mit, und ſagte Chloris nach.
Oft flog er auf mein Lamm, und ließ zu halben Tagen,
Als hielt ichs nur für ihn, ſich von dem Lamme tragen.

Doris.

Ja, ich beſinne mich auf dieſen klugen Staar,
Der dir nur gar zu lieb, und gar zu theuer war:
Denn, weißt du noch Myrtill, als ich ihn haben wollte,
Daß ich für dieſen Staar zehn Küſſe geben ſollte?
Allein der Staar iſt todt, und dieß erfreut mich ſehr.
Wie theuer war er dir? Verkauf ihn doch nunmehr.

Und deine Amſel auch. Im Ernſt, du ſollſt dich ſchämen;
Montanens Freund zu ſeyn, und ihm etwas zu nehmen!
Doch ich beſinne mich auf eine kleine Liſt.
Letzt ſagte Galathee, du hätteſt mich geküßt;
Sie gab mirs zweymal Schuld. Itzt könnten wir uns rächen.
Laß ihr den Vogel ſehn, und ſprich ‒ ‒

Myrtill.

Was ſoll ich ſprechen?

Doris.

Sprich: Siehſt du, wie Montan an ſeine Freunde denkt?
Er hat mir heute früh die Amſel gar geſchenkt.
Doch nimm dich auch in Acht, und fang nicht an zu lachen.

Myrtill.

Verlaß dich nur auf mich, ich wills ſchon liſtig machen.

Doris.

Sie hat ihn in Verdacht, und iſt voll Aergerniß:
Und wenn du ernſthaft ſprichſt: ſo glaubt ſies ganz gewiß.

Myrtill.

Schon gut, ich will es thun, vom kleinſten bis zum größten;
Mich hat das loſe Kind zuweilen auch zum Beſten.
Dort kömmt ſchon Galathee; ſie kömmt. Montan kömmt auch.

Doris.

Geſchwind verſtecke dich hier hinter dieſen Strauch.
Ich will zu Phyllis gehn; ſie ſchläft dort in dem Garten.

Myrtill.

Allein, Montan kömmt ja.

Doris.

Er wird nicht lange warten.

Fünfter Auftritt.

Galathee. Montan. Myrtill, verſteckt.

Montan.

Du läufſt ſo gar vor mir? Was iſt dir, Schäferinn?

Galathee.

Ich bin beſtändig ſo, wenn ich nicht anders bin.

Montan.

Nie hab ich dich, mein Kind, noch ſo erzürnt geſehen.

Galathee.

Und nie geſchah vielleicht, was geſtern iſt geſchehen.

Montan.

Doch meine Galathee, was hab ich dir gethan?

Galathee.

Ich ſage, laß mich gehn, und ſieh mich nicht mehr an.

Montan.

Ich bitte, rede doch.

Galathee.

Du kannſt die Worte ſparen.

Montan.

Wenn du nicht reden willſt! wie ſoll ichs denn erfahren?

Galathee.

Nun, dieß gefällt mir doch, du haſt Recht überley.

Montan.
Was iſt denn mein Vergehn? Geſteh es doch nur frey.
Galathee.
Es reut ihn nicht einmal; er kann noch gar verlangen,
Daß ich ihm ſagen ſoll, wie ſehr er ſich vergangen.
Montan.
Kind, ich erſtaune ganz. Heißt dieß, du haſt mich lieb?
Wo bleibt dein letzter Schwur?
Galathee.
Er bleibt, wo deiner blieb.
Montan.
Wo bleibt dein treues Herz?
Galathee.
Gar auf mein Herz zu pochen?
Nur ſachte, mein Montan, dieß war zu viel geſprochen!
Montan.
Ach! meine Galathee, mein Herz, mein liebſtes Kind!
Galathee.
Man höre nur einmal, was das für Reden ſind!
Ich bin ja Phyllis nicht. Du redtſt vielleicht im Schlafe.
Montan.
Wer nichts verbrochen hat, den ſchmerzt dergleichen Strafe.
So hilft kein gutes Wort?
Galathee.
Nein, dießmal bin ich taub.
Montan.
So treffe denn das Gift Vieh, Fluren, Bäum und Laub,

Wofern ich untreu bin. Pan wird den Schwur erhören.

Galathee.

Ich hör es ſchon, Montan; du kannſt vortrefflich ſchwören.

Montan.

Hat Phyllis mich gerührt, ſo ſoll mich itzt . . .

Galathee.

Halt ein!

Liebſt du die Phyllis nicht: ſo will ich untreu ſeyn.

Montan.

Mit Phyllis quälſt du mich? Dieß ſoll ich auch vertragen?

Galathee.

Geh, Falſcher, geh nur hin, du kannſts ihr wieder ſagen.

Montan.

Ich, meine Galathee, ich falſch? Dieß iſt betrübt.
Ich habe dich ſo treu, dich, wie mein Blut, geliebt,
Und nichts ſo ſehr gewünſcht, als ſtets um dich zu leben,
Und einſt in deinem Arm mein Leben aufzugeben.
Zwey Jahre ſind vorbey, ſeit dem kein Tag vergieng,
An dem ich dich nicht ſah, nicht ſprach, und nicht umfieng.
Gern ließ ich alles ſtehn, vergaß mit Luſt der Heerden,
Und ließ oft Tag aus Nacht, dir zu gefallen, werden.
Zween Stäbe hab ich dir mit eigner Hand geſchnitzt,
Und auch ein Trinkgeſchirr, auf dem ein Waldgott ſitzt,

Dem ich, damit es dir in allem wohl gelinge,
Nun ſchon ſo manchen Bock gebückt zum Opfer bringe.
Der Bächer quälte mich faſt auf ein halbes Jahr;
Oft haſt du meine Hand, die wund vom Schneiden war,
Mitleidig abgewiſcht, bedauret und verbunden.
O Zeit! wo biſt du hin? Du biſt zu ſchnell verſchwunden!
O Kind, ich bitte dich, beym Göttern unſrer Flur,
Wer raubt mir deine Gunſt? Wer iſts? Geſteh es nur!
Denn dich mir treu zu ſehn, will ich das Größte wagen.

Galathee.

O frage nur dein Herz, dieß wirds am beſten ſagen.

Montan.

Mein Herz, betrognes Kind, kennt keinen Unbeſtand.

Galathee.

So, ſo! wo haſt du denn mein roth und blaues Band,
Das ich dir ehedem . . .

Montan.

Es iſt um wenig Schritte:
So hol ich dir dieß Band; es liegt in meiner Hütte,
Gleich bey dem Nelkenſtraus, den ich von dir empfieng,
Als ich das erſtemal mit dir zum Tanze gieng.
Ich hol es, warte hier; es iſt ja bald geſchehen.

Galathee.

Mein Herz glaubt weiter nichts, als was die Augen ſehen.

Sechſter Auftritt.

Galathee. Myrtill.

Myrtill.

Da ſiehſt du, Galathee, wie gut Montan es meynt:
Sein Liebſtes ſchenkt er mir; dieß thut ſo leicht kein Freund.

Galathee.

Was hat er dir geſchenkt? Die Wachtel?

Myrtill.

Rathe beſſer!

Galathee.

Was denn? Den Hänfling?

Myrtill.

Nein! Es iſt noch etwas größer.
Die Amſel, ſiehſt du wohl?

Galathee.

Was gabſt du ihm dafür?

Myrtill.

Nichts, als ein gutes Wort. Genug, er gab ſie mir.

Galathee.

Er hat ſie ja von mir; wie kann er ſie verſchenken?
Wie? Thut er dieß vielleicht, um mich dadurch zu kränken?

Myrtill.

Was fragſt du doch ſo ſchlimm? Weswegen wird ers thun?
Mir zur Gefälligkeit, mir was zu ſchenken.

Galathee.

Nun!
Dir zur Gefälligkeit? Gereicht mir dieß zur Ehre?
Ich habe ſchon genug!

Myrtill.

Ich dachte, was dir wäre?
Wer wird den Augenblick gleich voller Argwohn ſeyn?
Wenn mir die Amſel wird, ſo bleibt Montan doch dein.
Ich geh und will den Hahn zur Sie in Bauer ſtecken;
Die Jungen bring ich dir, ſo bald die Alten hecken.

Galathee.

Weis her!

Myrtill.

Nimm dich in Acht; ſie fliegt dir ſonſt davon.

Galathee.

Ja, ja, ſie iſts, Myrtill; ſie iſts, ich ſeh es ſchon.
Das Thierchen iſt recht fett.

Myrtill.

Du mußt ſie nicht ſo drücken.
Ganz locker halte ſie, ſie möchte ſonſt erſticken.

Galathee.

(Sie giebt ihm die Amſel wieder.)

Die Amſel iſt erſtickt; und dieß hab ich gewollt.
Ihr Schäfer wißt kaum mehr, wie ihr uns quälen ſollt.
Was denkt ihr denn von uns? Ach lernt euch doch beſinnen;
Den wenn ihr Schäfer ſeyd, ſo ſind wir Schäferinnen.
Nun ſoll ſie dein, Myrtill; vergiß die Jungen nicht:
Ein Schäfer hält es ſtets, was er Einmal verſpricht.

Myrtill.

Ach ehrlicher Montan, du biſt um viel gekommen!
Verſtohlen hab ich ihm die Amſel weggenommen.

Wie thöricht war ich doch, daß ich ſie nicht verbarg!
Wer hätte das geglaubt? Du biſt auch gar zu arg.
Ich weis mir keinen Rath, zeitlebens wird michs reuen?
Der Schade iſt zu groß, er kann mirs nicht verzeihen.

Galathee.

Du nahmſt ſie heimlich weg?

Myrtill.

Ja freylich, heute früh.
Und da mich Doris ſah: ſo ‥

Galathee.

Nun, was ſagte ſie?

Myrtill.

Sie hat mich angeſtellt, dich alſo zu betrügen.

Galathee.

Gut, merke dirs, Myrtill! dieß iſt die Frucht vom Lügen.

Myrtill.

So gar empfindlich ſeyn, das ſteht doch auch nicht ſchön!
Wer Andre necken kann, muß wieder Scherz verſtehn.

Galathee.

Dieß geb ich alles zu. Wer heißt dich ſolche Sachen?
Es kann nicht anders ſeyn, du muß mich böſe machen.
Ich war ſchon aufgebracht; drum glaubt ichs vom Montan.
Es reut mich. Sage mir, wo treff ich Doris an?

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis ſeyn.

Galathee.

Bey Phyllis? bey der Stolzen?
So! jene ſpitzt ſie zu, und die verſchießt die Bolzen?

Sieben-

Siebenter Auftritt.

Montan. Myrtill.

Montan.

Glück zu! Myrtill, Glück zu! Wie kömmts, ſo ganz allein?
Wo iſt denn Galathee?

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis ſeyn.
Ich ſoll, bis daß ſie kömmt, bey ihrer Heerde warten.

Montan.

Iſt Phyllis weit von hier?

Myrtill.

Nicht weit; ſie iſt im Garten.

Montan.

Ach vorhin wünſcht ich dich! Es war ein rechter Zank;
Da ſollt ich mit Gewalt, und wider allen Dank,
Mein Band, das Galathee, als wir den Maytanz gaben,
Mir um den Arm geknüpft, ſo gar verſchenket haben.
Es war ihr ganzer Ernſt.

Myrtill.

Wer hätte das gemeynt?

Montan.

Allein . . .

Myrtill.

Ein Wort, Montan! Ich bitte dich, mein Freund,
Bey allem, was du liebſt . . .

Montan.

Was willſt du? Mit Vergnügen,
Wenn ich dir helfen kann, ſo ſollſt du alles kriegen,

Nur meine Amſel nicht, um die du letztens . . .

Myrtill.

Nein!
Nein, ich verlange nichts; du ſollſt mir nur verzeihn.

Montan.

Myrtill, ſey doch kein Kind; was ſoll ich dir vergeben?
Du haſt mir nichts gethan.

Myrtill.

Verſprich bey deinem Leben,
Daß du nicht böſe wirſt! Ich habe was gethan,
Das dir dein Lebenlang kaum ſchlimmer träumen kann.
Ach! deine Galathee . . .

Montan.

Nun werd ichs bald errathen:
Du haſt vielleicht gethan, was ich und ſie nur thaten?
Geküßt? Drum wird ſie auch davon gelaufen ſeyn.
War dieß ein Scherz, Myrtill? Und ſoll ich ihn verzeihn?

Myrtill.

Nein, dieß iſts nicht, Montan.

Montan.

So möcht ichs gerne wiſſen,
Was du für Räthſel haſt.

Myrtill.

Ach laß dichs nicht verdrieſſen:
Ich that es nicht allein; auch Doris iſt mit ſchuld,
Und deine Galathee.

Montan.

Bald bricht mir die Geduld.

So ſags doch nur einmal; ich will nicht böſe werden.

Myrtill.

Ich ſelber werde mich recht ungeſtüm geberden,
Wenn mirs begegnet wär. Bedenke, heute früh
Nehm ich die Amſel weg, und Doris ſiehet ſie;
Drauf ſpricht ſie: nimm ſie mit, und ſprich zu Galatheen,
Montan hat mich beſchenkt.

Montan.

Mich ſo zu hintergehen?

Myrtill.

O! dieß iſt nicht genug.

Montan.

Was iſt denn noch dabey?

Myrtill.

Laß ſehn, ſpricht Galathee, obs auch die meine ſey?
Sie nimmt die Amſel weg.

Montan.

Und giebt ſie dir nicht wieder?

Myrtill.

Ach nein, ſie ſtreichelt ſie, geht einmal auf und nieder;
Ich ſeh mich um, ſie ſpricht, das Thierchen iſt recht feiſt,
Darauf . . .

Montan.

Ich merk es ſchon, ich weis, der Vogel beißt.

Myrtill.

Ach nein, ſie drückt ihn todt.

Montan.

Gern, oder wider Willen?

Myrtill.

Geh, ſprach ſie, armes Thier, geh, du gehörſt Myrtillen.

Ich gab nicht Acht darauf, und möchte faſt vergehn.
Ach ehrlicher Montan!

Montan.

Nun, dieß muß ich geſtehn;
Die Nachricht thut mir weh.

Myrtill.

Sie geht mir auch zu Herzen.

Montan.

Dieß heiß ich gar zu ſehr auf meine Koſten ſcherzen.

Myrtill.

Ich ſah es nicht voraus; ſonſt wär es nicht geſchehn.

Montan.

Wer Freunde necken will, muß auf die Sache ſehn.

Myrtill.

Nun ſey nur wieder gut. Ich habe Tauben fliegen;
So ſchön du ſie verlangſt, du ſollſt die beſten kriegen.
Ich ſchenke dir zwey Paar mit Kronen auf dem Kopf,
Am Bauche weiß, und blau an Flügel, Schwanz und Kropf.

Montan.

Behalte, was du haſt; die Amſel iſt verloren.
Ich bin zum Aergerniß und zum Verdruß gebohren.

Myrtill.

Damit du wirklich ſiehſt, daß mich die Sache kränkt;
So ſey der Bienenſtock zur Hälfte dir geſchenkt,
Für den mein Vater einſt ſechs Lämmer ausgeſchlagen.
Ja, lebte Damon noch, er könnts nicht anders ſagen.

Montan.

Ich bin ſo geizig nicht, und ſagte gern nichts mehr,
Wenn meine Galathe nur wieder freundlich wär.

Sie hat mich im Verdacht, und läßt ſich nicht bedeuten:
Ich habe ja das Band; was will ſie länger ſtreiten?

Myrtill.

Sie wird es auch nicht thun. Verlaſſe dich auf mich;
Sie liebt dich gar zu ſehr, und darum zankt ſie ſich.
Komm nur, wir ſuchen ſie.

Montan.

Wir mußten auch ſo zaudern!
Sieh! Dort kömmt Daphne her; nun wird ſie mit uns plaudern.

Achter Auftritt.

Montan. Myrtill. Daphne.

Daphne.

Ihr Kinder, treibt das Vieh doch beſſer in den Klee.
Doch hier iſt kein Damöt, und keine Galathee;
Wo ſind ſie?

Myrtill.

Gar nicht weit. Wir blieben bey den Schafen.

Daphne.

Damöt macht mirs zu bunt. Der faule Schelm wird ſchlafen.
Ich war vor kurzem da, und traf ihn auch nicht an.

Myrtill.

Ach nein, er iſt nicht weit, und das weis auch Montan.

Montan.

Er iſt dort an dem Fluß, und putzt und hackt die Weiden.

Daphne.

Dieß gienge ſchon noch an; allein ich kanns nicht leiden, Daß er die Heerde läßt, und ſtets was anders thut.

Montan.

O ſchmähle nicht auf ihn! Damöt iſt wahrlich gut;
Er übertrifft uns ſtets an Fleiß und an Geſchicke

Daphne.

Ja, red ihm nur das Wort.

Montan.

So oft ich ihn erblicke;
So wird er fleißig ſeyn. Bald flicht er Baſt und Stroh;
Bald pflanzt er einen Baum; bald rückt er dieſen ſo,
Damit er Sonne kriegt; bald ſchneidet er die Reben,
Und bald umpfählt er ſie; bald zieht er kleine Gräben,
Und führt die Quellen ab, daß nicht das Gras erſäuft,
Und greift in allem zu, was in den Feldbau läuft.

Daphne.

Er iſt nicht ungeſchickt, ich muß es ſelber ſprechen;
Es geht ihm von der Hand. Letzt braucht ich einen Rechen,
Sogleich läuft mein Damöt, und ſchnitzt ihn ganz geſchwind,
Daß oben Zinken ſtehn, und unten Zinken ſind.
Jüngſt bracht er einen Stab geſchnitzt auf beiden Seiten.
Damöt, ſo fang ich an, wen ſoll denn das bedeuten?
Stellts deine Schweſter vor? Nein, ſpricht er, lächelnd, nein!
Dieß hier bin ich, und dieß ſoll meine Chloris ſeyn.

Ich macht ihn ziemlich aus, doch war mirs nicht ums Herze;
Wenn Mütter ſtrenge ſind: ſo ſind ſies oft im Scherze.
Er ſey ihr immer gut; und wenn er mit ihr ſpricht:
So iſts ihm unverwehrt. Nur lieben ſoll er nicht.

Montan.

Damöt iſt nicht verliebt.

Daphne.

Dieß hab ich auch erfahren.

Montan.

Doch günſtig war er ihr, ſeit ſeinen erſten Jahren.

Myrtill.

Iſt das ein Unterſchied, verliebt und günſtig ſeyn?

Montan.

Ja. Biſt du recht verliebt: ſo bleibſt du nicht mehr dein.
Du wünſcheſt, ſinnſt und denkſt, und träumſt bey hellem Tage,
Biſt Andern eine Laſt, und dir die größte Plage,
Zur Arbeit träg und faul, bey guten Freunden ſtumm,
Und ſiehſt dich, wenn du ſiehſt, nur nach der Liebſten um.
Der erſte finſtre Blick ſchlägt deinen Muth darnieder;
Dann kömmt ein holder Blick, und der belebt dich wieder.
Du biſt Myrtill zugleich, und biſt auch nicht Myrtill.
Kurzum; du lachſt und weinſt, ſo wie die Schöne will.

Daphne.

Ey, ey, Montan, Montan! Du magſt die Liebe kennen!

Montan.

Ich kenne ſie, doch nur vom Hören und vom Nennen.

Myrtill.

Was iſt denn günſtig ſeyn?

Montan.

O, günſtig ſeyn iſt ſchlecht;
Man iſt einander gut, und iſt es doch nicht recht.
Man ſieht einander gern, und wünſcht ſich oft zu ſehen:
Doch gehts nicht immer an; ſo läßt mans auch geſchehen.

Myrtill.

Wenn du und Galathee nun bey einander ſeyd,
Was iſts? Verliebt ſeyn?

Montan.

Nein. Nur bloße Zärtlichkeit.

Daphne.

Recht! dieſes kann ich auch von meiner Tochter glauben.
Das Zärtlichſeyn iſt gut; dieß will ich euch erlauben.

Myrtill.

Bey mir iſt Zärtlichkeit das, was man Liebe nennt.

Daphne.

Ihr Schäfer, wißt ihr wohl, wie ihr euch helfen könnt?

Sprecht lieber, günſtig ſeyn, ſprecht, Freundſchaft und dergleichen.
Genug. Ich muß nun gehn; die Zeit wird mir verſtreichen.

Neunter Auftritt.

Montan. Myrtill. Galathee. Doris.

Montan.

Myrtill, da kommen ſie! Ich weis nicht, wie mir wird.

Galathee.

Ach ehrlicher Montan, ich habe mich geirrt!
Es war ein andres Band. Die beſten Augen trügen;
Vergieb mir ein Verſehn.

Montan.

Ich thu es mit Vergnügen.

Galathee.

Mein Fehler, wie du weißt, iſt Hitz und Eiferſucht.

Montan.

Den Fehler duld ich gern; er iſt der Liebe Frucht.
Ich weis, du thuſts nicht mehr, du wirſt dich beſſer faſſen.

Galathee.

Ich hab es oft verſucht, und kann es doch nicht laſſen.

Myrtill.

Ja, für die Eiferſucht hilft nichts in unſrer Flur.
Euch, Schäferinnen, euch, euch quält ſie von Natur.

Von außen haßt ihr ſie, und liebt ſie doch im Herzen,
Und würdet ihr ſie los, ich glaub, ich ſtürbt vor Schmerzen.

Doris.

Myrtill, laß deinen Spott! Denn weißt du . .

Myrtill.

Was denn, Kind?
Daß ſtille Waſſer gern am allertiefſten ſind?
Genug ihr ſeyd . .

Doris.

Und was?

Myrtill.

Halb Eiferſucht, halb Liebe.

Doris.

Ich wollte, daß dir auch nicht Eine günſtig bliebe!
Dir, der die Amſel nimmt!

Galathee.

Ach weißt du denn, Montan?
Was ich und was Myrtill . . . Du ſiehſt mich ſauer an?

Montan.

Nein, Kind, ich zürne nicht. Myrtill hat ſcherzen wollen.
Der Schlaue hätts nicht thun, und dus nicht glauben ſollen.
Drum traue nicht ſo leicht. Ich weis, du kenneſt mich;
Ein Herz, das redlich liebt, bleibt unveränderlich.

Du und Myrtill ſeyd ſchuld, du Doris auch nicht minder;
Doch laßts geſchehen ſeyn, ihr bleibt noch gute Kinder.
Und ſiehſt du, Galathee, hier iſt das böſe Band.

Galathee.

Montan, ich ſchäme mich: o thu es aus der Hand!
Ich ſprach mit Phyllis itzt, mein Band hat ihr gefallen,
Sie hat eins nachgemacht, und dieß iſt ſchuld an allen.
Drum ſey nur wieder gut; ich bin zeitlebens dein.
Mein Herz und dieſer Kuß, die ſollen Zeuge ſeyn.

Myrtill.

Wie, loſe Galathee? Einander gar zu küſſen?

Galathee.

Es iſt ja mein Montan: wie kann dich das verdrieſſen?

Myrtill.

Doch Kinder, wißt ihr was; treibt fein bey Zeiten ein.
Wir wollen auf den Streit auch heute luſtig ſeyn;
Wir eſſen eine Milch; dann wollen wir im Kühlen . . .

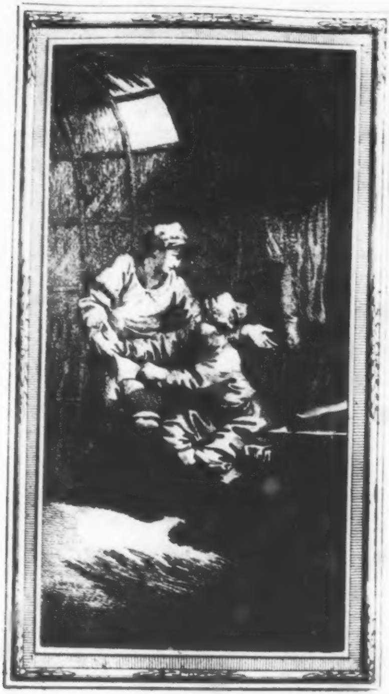
Montan.

Ja nun, was wollen wir?

Myrtill.

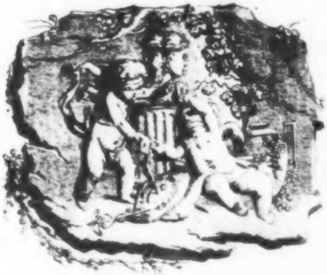
Einmal um Pfänder ſpielen.

Montan.
Ich ſchließe mich nicht aus.
Doris.
Mir gilt es einerley.
Galathee.
Wenn mein Montan mit ſpielt; ſo bin ich auch dabey.
Myrtill.
Kannſt du das Spiel, Montan? Man fragt: Was macht die Liebe?
Montan.
Sie zankt ſich, weil ſie ſonſt nicht neu und ſüße bliebe.
Myrtill.
Was macht ſie, Galathee?
Galathee.
Dieß weis mein Band ſo gar;
Verdacht, wo keiner iſt.
Myrtill.
Und dieſes Band redt wahr!



C. F. Gellerts
ſämmtliche
Schriften.

Vierter Theil.



Neue verbeſſerte Auflage.

Mit Römiſch-Kaiſerl. Königl. Preußiſchen und Churfürſtl.
Sächſ. allergnädigſten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich,
und Caſpar Fritſch, 1775.

Vorrede.

Wenn auch meine Leſer mit dieſen Briefen nicht ganz zufrieden ſeyn ſollten: ſo wird ihnen doch die Abſicht nicht mißfallen können, die ich dadurch zu erreichen wünſche; nämlich junge Leute, und inſonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern, und Andern, wenn es möglich wäre, das Vorurtheil zu benehmen, als ob unſre Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlſtandes, des Scherzes, und zu andern zarten Empfindungen nicht biegſam und geſchmeidig genug ſey. Ich halte es für nothwendig, wenn man Briefe in dieſer Abſicht heraus geben will, daß man ſolche wähle, die man wirklich an gewiſſe Perſonen geſchrieben hat; und zwar, ohne daß man daran gedacht, ſie jemals in den Druck zu geben. Sie werden im erſten Falle lebhafter, beſtimmter, und eben dadurch brauchbarer; im andern Falle freyer, unſtudirter, und eben dadurch angenehmer werden. Die gegenwärtigen Briefe haben das Verdienſt, an wirkliche Perſonen, und ohne alle Abſicht des Drucks, geſchrieben zu ſeyn. Wollte der Himmel, daß ſie auch eben ſo gewiß das größte hätten, nämlich, daß ſie in ihrer Art gut wären!

So überzeugt ich indeſſen bin, daß man durch wirklich geſchriebene Briefe die Abſicht erreichen könne, die ich mir vorgeſetzt habe: ſo finden ſich doch verſchiedne Urſachen, welche die Ausführung dieſer Abſicht ſchwer machen, und die mich die Erfahrung zu meinem Verdruſſe gelehrt hat. Bald verliert der Leſer, bald der Verfaſſer des Briefs, bald die Perſon, an die er geſchrieben iſt; bald verlieren alle drey zugleich, bald noch viele andere Perſonen, deren darinnen erwähnet wird, wenn man ſolche Briefe dem Drucke überlaſſen will. Ich habe oft die angenehmſten und natürlichſten Briefe von Andern in den Händen gehabt. Ich wünſchte in der Hitze, daß ſie ſchon gedruckt ſeyn möchten; und kaum ſetzte ich mich an die Stelle der Leſer: ſo ſah ich, daß dieſe ſo ſchönen Briefe bald Räthſel, bald Nachrichten waren, an denen man keinen Theil nahm. Der Leſer hätte den Verfaſſer, er hätte dieſen und jenen Freund, dieſen und jenen Umſtand, der oft zehn andere Umſtände zu Gefährten hatte, kennen müſſen, wenn er alles das Aufgeweckte, das Boshafte in dem Briefe, hätte nothwendig finden und fühlen ſollen. Was helfen der Welt dergleichen verſchloſſene Schönheiten? Wenn es Briefe an eine einzige Perſon ſind: ſo wird man freylich nach und nach mit ihren Umſtänden bekannt; allein dergleichen Briefe haben für die Leſer eine andre Unbequemlichkeit, nämlich das Gleichförmige; und endlich kommen doch noch ſolche Hausumſtände vor, bey denen die Noten, die zu ihrem völligen Verſtande nöthig wären, mehr Raum einnehmen würden, als der Text an ſich ſelber.

Doch alles dieſes iſt noch wenig. Wie viel unſchuldige Kleinigkeiten finden ſich nicht in Briefen, die man die Welt nicht gern will wiſſen laſſen, und die man ſie aus Beſcheidenheit auch oft nicht ſoll wiſſen laſſen, wenn ſie uns und Andere kennt. Man kann in ſeinen Briefen, als Freund, als Anverwandter, als Liebhaber, oft ſehr lebhafte Dinge ſagen, ſehr richtige Anſpielungen, ſehr feine Satyren machen; und eben dieſe Einfälle, die unter vier oder wenig Augen ſchön und wohl angebracht waren, verlieren ihren Werth, wenn ſie der Welt vorgelegt werden, und den Namen desjenigen an der Stirne führen, der ſie niedergeſchrieben hat; zumal, wenn er noch lebt. Die Welt denkt alsdann nicht den Freund, nicht den Vertrauten, nicht den Scherzhaften bey dieſer oder jener Gelegenheit, wo der Scherz eine Tugend war; nicht den Mann, der ſich, indem er ſchrieb, einmal zerſtreuen wollte; der mit ſeinem beſten Freunde, oder mit ſeiner Freundinn, zum Vergnügen redete; der ſich mit

Fleiß vergaß, und eben daher ſchön redete: ſondern ſie denkt den und den Mann, der dieſe oder jene Bedienung, dieſes oder jenes ernſthafte Amt, dieſe oder jene Jahre hat; ſie denkt ſeine Geſchäffte, ſeine Schriften, ſeine Freunde, ſein Glück oder Unglück dabey. Sein Gedanke verliert alsdann oft, wenn ſie den Mann kennt, weil ſie Umſtände dazu bringt, die ſie vergeſſen ſollte. Er verliert aber auch oft von einer andern Seite, wenn ſie ihn nicht kennt, weil ihr Umſtände verborgen ſind, ohne welche der Einfall, wo nicht ganz unverſtändlich wird, doch wenigſtens die Hälfte ſeiner Anmuth verliert. Man ſchreibe endlich als ein Gönner, als ein Client, als ein Rathgeber, als ein Dankbarer; es miſchen ſich ſtets gewiſſe Umſtände mit ein, die wir nicht wollen bekannt werden laſſen. Und wer iſt gleichwohl ein getreuerer Verräther, als ein Brief? Streicht man bey dem Drucke ſolche Umſtände weg: ſo geht es gemeiniglich den Briefen, wie allen wohl verbundnen Dingen, denen man einen Theil entzieht. Sie paſſen übel zuſammen; und wenn dies nicht iſt: ſo haben ſie doch eine Schönheit weniger. Schade genug!

Die Perſonen, an die man ſchreibt, und von denen man in den Briefen redet, verurſachen in Anſehung des Drucks eben dieſe Schwierigkeiten. Man darf zuweilen einen gewiſſen Umſtand nicht bekannt machen, oder man kann ihn beynahe nicht erklären; und gleichwohl iſt oft der ganze Brief, oder ſein größtes Verdienſt auf dieſen Umſtand gegründet. Alſo fallen dergleichen Briefe, wenn man ſich zum Drucke entſchließt, wieder weg. Ferner giebt es gewiſſe Briefe, die zwar alle Welt würde leſen dürfen, und wenn ſie ſolche nur leſen möchte, auch würde verſtehen können. Aber der Innhalt iſt ſo geringe, ſo unanſehnlich, ſo perſönlich, ſo familienmäßig, daß man keinen Theil daran nehmen kann. Und ſo gut dergleichen Briefe in ihrer Art ſind; ſo iſt man ihrer vielleicht bey dem dritten ſchon müde, und niemand verlangt ſolche Exempel, als diejenigen Leſer, die ſie am wenigſten zu gebrauchen wiſſen; das iſt, die gar nicht ſchreiben ſollten.

Endlich ſind Briefe, als gedruckte Briefe, oft deswegen nicht mehr ſchön, weil der Leſer das beſondre Verhältniß, das zwiſchen mir und der Perſon iſt, an die ich ſchreibe, nicht weis, und alſo die größte Tugend, den Wohlſtand des Briefs, nicht wahrnehmen und empfinden kann. Es iſt in dieſem Falle nicht allemal genug, daß man, zum Exempel, weis, daß der Andre mein Gönner iſt. Man ſollte das beſondere Verhältniß zwiſchen ihm und mir, man ſollte ſeinen und meinen Charakter, und zwar in dieſen oder jenen Umſtänden und Ausſichten wiſſen, wenn man von der Güte, oder dem Fehler des Briefs, recht vollkommen urtheilen wollte.

Ich habe mich in dieſes Schickſal bey dem Drucke der gegenwärtigen Briefe ſo gut zu ſchicken geſucht, als es möglich geweſen iſt. Ich habe aus vielen nur wenige, nur ſolche ausgeleſen, die nach meinen Gedanken ohne die Gefahr eines Mißverſtandes gedruckt, ohne Mühe und Dunkelheit geleſen und ohne ein Tageregiſter gewiſſer Hausangelegenheiten verſtanden und geprüft werden könnten.

Wenn einige ſo glücklich ſind, dem Leſer zu gefallen: ſo iſt er den Dank nicht ſowohl mir, als einer guten Freundinn, ſchuldig; nicht deswegen, weil ſie mich zum Drucke verführt hat; ſondern weil ich dieſe Briefe ohne ſie größten Theils gar nicht haben würde. Sie hatte ſonſt den kleinen Fehler, daß ſie mich gern las, und meinen Urtheilen glaubte. Sie wies mir im Anfange ihre Briefe, und ich verſprach ihr, ſie die meinigen, ſo viel ich ihrer ſchriebe, und ſo oft es die Zeit erlaubte, wieder leſen zu laſſen. Sie hat ſie bey dieſer Gelegenheit oft abgeſchrieben, wenn ſie ihr gefallen haben; und die Briefe an ſie ſelbſt machen auch keinen geringen Theil von den gegenwärtigen aus.

Da ich in meinem Leben faſt keinen Brief concipiret habe, noch ſo ſtolz geweſen bin, meine

Briefe des Abſchreibens werth zu achten: ſo ſchien es mir nöthig, dieſen hiſtoriſchen Umſtand anzuführen. Und da ich zugleich den Leſer verſichert habe, daß dieſes nicht erdichtete, noch zum Drucke geſchriebene Briefe, ſind: ſo habe ichs gar für meine Schuldigkeit gehalten, dieſe Anekdote zu erzählen, und mich lieber einer kleinen Eitelkeit, wenn einmal eins ſeyn muß, als einer Unwahrheit verdächtig zu machen.

Diejenigen, welchen der Name und die Titulatur an einem Briefe das Merkwürdigſte ſind, werden unzufrieden ſeyn, daß ich beides die meiſtenmale weggelaſſen habe. Ich gebe auch gern zu, daß unſre Neubegierde bey gewiſſen Briefen etwas entbehrt, wenn ſie die Namen der Perſonen, an welche ſie geſchrieben ſind, und ihren Aufenthalt, nicht findet. Allein würde ich nicht dieſen, oder jenen beleidiget haben, wenn ich ſeinen ganzen Namen hätte hinſetzen wollen? Würde es nicht gelaſſen haben, als ob ich meine Bekanntſchaft mit ihm, der ganzen Welt erzählen wollte? Und was die Titulaturen anlangt; wer weis ſie nicht? Und in welchem Briefſteller findet man ſie nicht? Ich habe über dieſes die Erlaubniß, oder das Recht gehabt, zuweilen nur kurze, zuweilen gar keine, als vertraute Titel, zu gebrauchen. Das letzte wird man leicht aus der Sprache des Briefs ſelbſt ſchließen können. Ein guter Freund, dem ich dieſe Briefe zeigte, fragte mich, ob man den vertraulichen Scherz nicht übel auslegen würde, der dann und wann darinnen vorkäme. Ich habe ihm geantwortet, die Welt aus unſern Zeiten, wäre viel zu fein und zu gerecht, als daß man ſie erſt erinnern müßte, aus welchem Geſichtspunkte ein Scherz zu beurtheilen, oder zu vergeben wäre. Geſetzt, daß dieſe Antwort nicht durchgängig hinreichend ſeyn ſollte: ſo iſt ſie doch der Ehrerbietung und dem Vertrauen, das ein jeder Scribent der Welt ſchuldig iſt, vollkommen gemäß.

Die Gedanken von Briefen, habe ich bloß jungen Leuten zum Dienſt niedergeſchrieben. Es iſt wahr, daß in der Schreibart auch die beſten Regeln immer noch eine unzulängliche Landkarte ſind; aber es läßt ſich doch mit einer unvollkommnen Karte beſſer reiſen, als mit gar keiner; und was iſt zu thun, wenn keine zulängliche möglich iſt? Ich hoffe auch gar nicht, daß meine Leſer ſtets mit meiner Meynung übereinſtimmen werden. Nein! Es geht mit unſern Urtheilen, ſpricht Pope, wie mit unſern Uhren. Keine geht mit der andern vollkommen gleich, und jeder glaubt doch der ſeinigen:

'Tis with our Judgments as our Watches, none
Go juſt alike, yet each believes his own.

Ich weis nichts mehr zu ſagen, als daß ich vielleicht ſchon zu viel geſagt habe. Leipzig, im Aprilmonat, 1751.

Innhalt des vierten Theils.

Briefe, nebſt einer praktiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen.

Praktiſche Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen. S. 3

Briefe. 97

Leben der Schwediſchen Gräfinn von G**.

Erſter Theil. 243

Zweyter Theil. 331

Briefe,

Briefe,

nebſt einer

Praktiſchen Abhandlung

von dem

guten Geſchmacke
in Briefen.

Praktiſche Abhandlung
von dem
guten Geſchmacke in Briefen.

Man braucht keine große Mühe, wenn man das Schöne und Schlechte in einem Briefe erklären, und noch weniger, wenn man es kennen lernen will. Man darf nur die Natur und Abſicht eines Briefs zu Rathe ziehen, und einige Grundſätze der Beredſamkeit zu Hülfe nehmen: ſo wird man ſich die nöthigſten Regeln, welche die Briefe fordern, leicht entwerfen können. Wenn man ſich endlich gute Beyſpiele vorlegt, unterſucht, warum ſie ſchön ſind, und ſich bemüht, das Schöne davon recht zu empfinden: ſo wird man nicht allein ſeine Regeln vollſtändiger, ſondern auch ſeinen Geſchmack im Schreiben gewiſſer machen. Kennt man einmal das Schöne an einer Sache: ſo iſt es ſehr leicht, die Fehler wahrzunehmen. Unſere Empfindung ſagt ſie uns, und ein geſchwindes Urtheil des Verſtandes, das ſich auf die allgemeine Regel des Schönen und Wahren gründet, mengt ſich in unſre Empfindung, ohne daß wir es allemal wiſſen. Wir wollen uns dieſer Methode bedienen, und jungen Leuten die Tugenden und Fehler der Schreibart in Briefen, aus der Natur und Abſicht der Briefe und aus einigen Regeln der Beredſamkeit, aufſuchen helfen. Man wird es uns daher vergeben, wenn wir zuweilen eine Stelle aus dem Cicero, Quintilian, oder aus einem neuern Scribenten im Vorbeygehn anführen werden.

Das erſte, was uns bey einem Briefe einfällt, iſt dieſes, daß er die Stelle eines Geſprächs vertritt. Dieſer Begriff iſt vielleicht der ſicherſte. Ein Brief iſt kein ordentliches Geſpräch; es wird alſo in einem Briefe nicht alles erlaubt ſeyn, was im Umgange erlaubt iſt. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deswegen muß er ſich der Art zu denken und zu reden, die in Geſprächen herrſcht, mehr nähern, als einer ſorgfältigen und geputzten Schreibart. *) Er iſt eine freye Nachahmung des guten Geſprächs. Wenn ich, zum Exempel, an einen großen Herrn ſchreibe, und ihn um etwas bitte: ſo kann und darf ich zwar nicht ganz ſo reden, als wenn ich vor ihm ſtünde. Allein man faſſe einmal dieſe Bitte in einer prächtigen, oder in einer kanzleyförmigen Schreibart ab: ſo werden tauſend Leute ſagen, daß

---

*) Qualis ſermo meus eſſet, ſi vna ſederemus, aut ambularemus, illaboratus et facilis: tales eſſe epiſtolas meas volo, quae nihil habeant accerſitum nec fictum. *Seneca* ad *Lucil.* epiſt. LXXV.

daß der Brief nicht natürlich iſt, und bald mit der Antwort fertig ſeyn, daß man im gemeinen Leben nicht ſo zu reden pflege. Der Anfang von dieſem Briefe mag ſo heißen:

Gnädiger Herr,

„Nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daß
„Ew. Hochwohlgebohrnen eines Sekretärs bedürf-
„tig ſind, und ich mich zu ſothaner Bedienung ſeit
„vielen verfloſſenen Jahren auf Schulen und Aka-
„demien beſtmöglichſt geſchickt gemacht habe ꝛc.

Ein Frauenzimmer von geſundem Geſchmacke, die aber gar nicht mit den Regeln der Kunſt bekannt iſt, wird das Unnatürliche in dieſem Briefe leicht fühlen. Man redet nicht ſo, das wird ihre Critik ſeyn. Und was iſt wahrer? Wenn verbindet man zween leicht zu verſtehende Sätze durch ein Nachdem und So? Die Schreibart wird ſtrotzend. Wenn ſagt man im gemeinen Leben: nachdem ich heute viermal vergebens bey Ihnen geweſen bin, ſo will ich mir die Freyheit nehmen = =? Die Redensart, in Erfahrung bringen, iſt der Sache gar nicht gemäß. Sie bringt uns auf die Gedanken, daß ſehr mühſame Nachforſchungen dazu gehört haben. Sollte man nach einem ſolchen Eingange nicht die wichtigſten Entdeckungen vermuthen? Und es iſt weiter nichts, als daß der Herr einen Sekretär braucht. Wer wird zu einem groſſen Herrn ſagen: Sie ſind eines Sekretärs bedürftig. Das Wort, bedürftig, iſt ungebräuchbräuchlich, und erweckt einen widrigen Begriff, weil es dem großen Herrn die Unentbehrlichkeit einer ſolchen Perſon vorrückt, als der Verfaſſer des Briefs zu ſeyn glaubt, und ihn zum voraus von ſeinem Werthe zu benachrichtigen ſcheint. Sothane Bedienung; dieſes Beywort hört man in Geſprächen nicht. Seit vielen verfloßnen Jahren auf Schulen und Akademien beſtmöglichſt ꝛc. Verfloſſen iſt überflüßig; beſtmöglichſt iſt durchaus fremd. Man kann alſo dadurch, daß man ſich an die Sprache des gemeinen Lebens erinnert, die Schreibart in Briefen ſchon ziemlich beſtimmen. Man kann dadurch wiſſen, wie man reden ſoll, wenn man vertraulich, wenn man ſcherzhaft, wenn man ernſthaft, wenn man ehrerbietig und mitleidig ſchreiben will.

Allein wer ſieht nicht, daß wir im Briefſchreiben in viele Fehler verfallen würden, wenn wir ohne Unterſchied die Sprache des Umgangs nachahmen wollten? Unſre Schreibart würde oft ſehr unverſtändlich und ſchmutzig, oder gezwungen, platt, weitläuftig und gemein werden, wenn wir ohne Ausnahme von bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten in Briefen ſo reden wollten, wie die Niedrigen, oder die Vornehmen, im gemeinen Leben davon zu ſprechen pflegen. Hier geht alſo der Brief von dem Geſpräche ab. Was ſeiner Natur nach, in der Art zu denken und ſich auszudrücken, unrichtig, müßig, ekelhaft iſt, das wird dadurch in einem Briefe nicht gerechtfertiget, weil es im gemeinen Leben oft gehört wird. Geſittete und geſchickte Leute enthalten ſich auch ſolcher Dinge ſchon im Umgange, und noch mehr wird man dieſes im Schreiben zu beobachten verbunden ſeyn. Dem ungeachtet bleibt es dabey, daß der Scribent ſeine Worte aus den geſellſchaftlichen Reden entlehnt. Allein es verändern ſich bey den Briefen gewiſſe Umſtände. Man hat mehr Zeit, wenn man ſchreibt, als wenn man ſpricht. Man kann alſo, ohne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas ſorgfältiger in der Wahl ſeiner Gedanken und Worte, in der Wendung und Verbindung derſelben ſeyn. Was geſchrieben iſt, wird genauer bemerkt, als was man bloß hört; man muß ſich daher um deſto mehr hüten, durch ſeine Briefe keinen Ekel zu erwecken. Dieſes kann nicht beſſer geſchehen, als wenn man das Gemeine, das Alltägliche vermeidet, das am erſten in der Rede beſchwerlich wird, und wenn man ſich ſo wohl von dem Altfränkiſchen, als von dem Neumodiſchen, in der Sprache gleich weit entfernet. *) Man bedient ſich im Schreiben der Worte, **) die in der Welt üblich

---

*) Ergo, vt nouorum optima (verba) erunt maxime vetera, ita veterum maxime noua. *Quinct.* L. I. c. 6.

**) Non ſunt alia ſermonis, alia contentionis verba: neque ex alio genere ad vſum quotidianum, alio ad ſcenam pompamque ſumuntur: ſed ea nos cum iacentia ſuſtulimus e medio, ſicut molliſſimam ceram ad noſtrum arbitrium formamus, et fingimus. *Cicer.* de Orat. L. III. pag. 500. edit. *Elzev.*

ſind. Allein durch die Art, wie man ſie braucht, durch die Stellung und Verbindung, die man ihnen giebt, entzieht man dem Ausdrucke das Gemeine, und giebt ihm eine gewiſſe Zierlichkeit, die ſo natürlich läßt, daß jeder glaubt, er würde eben ſo von der Sache geſprochen haben, weil er ſeine Worte hört. Man redet daher nicht ohne Ausnahme ſo in Briefen, wie andere im Umgange ſprechen. Man ahmet vielmehr ihre Sprache geſchickt nach. Ich will dieſes durch ein kleines Exempel erläutern. Es giebt in der Sprache des Umgangs Formeln, Glück zu wünſchen, oder ſein Beyleid zu bezeugen, die ſehr gebräuchlich ſind, und in denen man die Leute ſprechen laſſen muß, wenn man ſie in einer Schrift redend einführen, und das Natürliche beobachten will. Allein anſtatt, daß dergleichen Formeln in Briefen natürlich laſſen ſollten: ſo werden ſie vielmehr beſchwerlich, wenn man ſie von Wort zu Wort in die Briefe überträgt, und ihnen nicht durch einen veränderten Ausdruck eine neuere Geſtalt zu geben ſucht. Ich finde z. E. in einem Briefe dieſe Stelle: „Indeſſen hoffe ich, Sie werden verſichert ſeyn, daß ich an Ihrem Glücke das größte Theil nehme, und von Herzen wünſche, daß Sie nebſt Ihrer Frau Gemahlinn alles erſprießliche Vergnügen und Wohlergehen bis in die ſpäteſten Zeiten genießen mögen.“ Dieſer Wunſch iſt eine Formel, die man tauſendmal gehört hat; aber läßt ſie darum in einem Briefe natürlich, weil ſie im Reden gewöhnlich iſt? Nein, ſie iſt für den Brief zu gemein. Wenn ich ſchreibe: ſo thue ich nur, als wenn ich redte, und ich muß das Natürliche nicht bis zum Ekelhaften treiben. Man ſage hingegen: „Sie können verſichert ſeyn, daß mich Ihr Glück von Herzen vergnügt, und daß ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn die größte und dauerhafteſte Zufriedenheit in Ihrer Ehe wünſche . . .“ Auf dieſe Art wird dem Wunſche das Gemeine benommen. Er iſt nicht mehr in den ordentlichen Worten des Geſpräches abgefaßt; allein die Worte ſind doch einzeln, ja ſelbſt in ihrer Verbindung, üblich. Ihre Stellung ſcheint fremder zu ſeyn, als die erſte; aber ſie iſt dem Sprachgebrauche, welchen man in der Wortfügung niemals aus den Augen laſſen muß, immer noch gemäß, ja der ganze Period iſt dadurch kürzer und gefügiger geworden, als der erſte. Die Worte und Redensarten eines Briefs müſſen alſo im gemeinen Leben nicht ungewöhnlich, obgleich nicht die gewöhnlichſten, ſie müſſen gebräuchlich, aber auch gut und richtig, und nicht allein einzeln, ſondern auch im Zuſammenhange, üblich ſeyn. Wer Briefe ſchön ſchreiben will, muß nicht ſo wohl ſchreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, ſondern wie eine Perſon im Umgange ohne Zwang ſprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche ſchön redte, ohne daß die Ausdrücke ſich von den Ausdrücken Anderer ſo weit entfernten, daß der Unterſchied dem Ohre gleich merklich würde.

Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu beſtimmen, und die Fehler zu vermeiden, die aus einer unbehutſamen Nachahmung des Geſprächs ſich in die Briefe einſchleichen können, muß man ferner auf den Innhalt der Briefe Achtung geben. Wer weis nicht, daß die Schreibart von den Sachen abhängt, und daß ſie nur in ſo weit ſchön iſt, als ſie ſich zu den Dingen ſchickt, welche ſie vorträgt? Die meiſten Briefe ſind Verzeichniſſe von beſondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem Andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir danken ihm für etwas, das ſeine Deutlichkeit ſchon bey ſich führt, ſo bald es in üblichen und verſtändlichen Worten vorgetragen wird.

Wenn wir in einer geſchmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden: ſo hat der Ausdruck kein Verhältniß, er wird unnatürlich oder abentheuerlich. Was von den Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Dieſe werden von den Sachen erzeugt. Eine bekannte oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt und nicht ausgeführt werden will, kann mich unmöglich mit großen, oder mit vielen ſinnreichen Gedanken erfüllen. Ich will dadurch nicht ſagen, daß man in ſeinen Briefen ſchläfrig denken müſſe, daß man allen feinen und ſchönen Gedanken den Zugang verwehren müſſe. Nein, man ſoll ſich nur hüten, daß man ſie nicht von weiten herholt, und mit Gewalt in ſeine Materie hinein zwingt. Endlich iſt es nicht genug, wenn die Einfälle nicht geſucht ſind, man muß ſie auch mit Beſcheidenheit und Sparſamkeit anbringen. Ein Brief ſoll eben nicht einem armſeligen Zimmer gleichen, das an allen Wänden leer iſt; aber er muß auch kein pralendes Putzzimmer ſeyn, darinnen man eine Menge von Koſtbarkeiten zur Schau ausgeſetzt, die vielleicht an zehn andre Orte gehören, und welche die Aufmerkſamkeit ermüden, anſtatt, daß ſie dieſelbe bequem ſättigen ſollten. Geſuchte Gedanken, ſpitzfindige Einfälle, denen man die Mühe anſieht, die ſie den Verfaſſer gekoſtet haben, oder die Freude, die er nach ihrer Geburt empfunden, mißfallen eben ſo ſehr, als ungekünſtelte und doch feine Gedanken in Briefen gefallen. Es giebt gewiſſe Geſichter, die gar nicht blendend ſind, die keine große Schönheit ankündigen, und die doch durch eine gute Miene uns ſanft einnehmen, und lange rühren. So giebt es auch gewiſſe Gedanken, die eben nicht eine große Verwunderung erwecken, wenn man ſie ſieht; die aber durch eine gewiſſe unſchuldige, oder ſchalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verſchämte, durch eine muntre und nachläßige Miene gefallen. Mit dieſen kann man ſeinen Brief wohl ausputzen. Sie zerſtreuen die Aufmerkſamkeit nicht, und ermüden ſie auch nicht; ſie unterhalten ſie nur. Sie entfernen ſich gleich weit von den ganz ſtarken, und von den ganz leeren Gedanken. Sie bieten ſich an, oder laſſen ſich doch, wie die Veilchen unter den Blättern, gern finden. Wir müſſen daraus nicht ſchließen, daß dieſes allemal die beſten Gedanken in Briefen ſind, die uns am erſten bey der Sache einfallen. Zuweilen koſtet eben das Leichte, das Natürliche in einem Gedanken, das ſich bey ſeiner Zubereitung nicht gleich geben will, die meiſte Mühe, und gefällt doch dem Leſer am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekoſtet zu haben ſcheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunſt verſteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden ſo zuſammen gefügt, daß man glaubet, er gehöre nothwendig da hinein.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit erinnern, daß es eine Schreibart giebt, die nicht gefällt, weil ſie, wenn ich alſo ſagen darf, zu natürlich iſt. Sie hat wie das Waſſer gar keinen Geſchmack. Ich meyne die Schreibart, die zwar aus ſehr leichten, aber auch ſehr leeren, Worten und Gedanken beſteht. So wenig man in einem Briefe gefällt, wenn man es merken läßt, daß man geiſtreich ſeyn will: eben ſo wenig gefällt man auch ohne Geiſt. Der Leſer vergnügt ſich nicht bloß deswegen an mir, weil ich leicht und bald zu verſtehen bin, ich mag ihm etwas ſo gemeines ſagen, als ich will; nein, weil ich ihm etwas Gutes um einen wohlfeilen Preis, auf eine leichte Art ſage. Er glaubt, weil ihm die Schreibart keine Mühe macht, indem ſie ihm gefällt, daß ſie mir auch keine gemacht habe, und dieß flößt ihm eine gewiſſe Hochachtung gegen mich ein, daß ich ſo glücklich bin, ohne Mühe ſo fein von einer Sache zu reden. Dieſes ſchreibt ſich vermuthlich von unſrer Begierde zur Bequemlichkeit her. Und bey dieſer Gelegenheit mengt ſich unſre Eigenliebe heimlich in das Spiel, und beredet uns, weil alles ſo leicht und natürlich iſt, daß wir ſelbſt eben ſo gedacht und geredt haben würden, oder daß wir es dem Verfaſſer doch gleich thun könnten, ſo bald wir nur wollten. Ich will das, was ich von der unnatürlichen und gar zu natürlichen Schreibart der Briefe geſagt habe, durch einige Beyſpiele zu erläutern ſuchen, und auch die wahre natürliche an einem Exempel zeigen. Solche Beyſpiele mit Anmerkungen lehren mehr, als alle Regeln. Ein Exempel von der unnatürlichen Schreibart wollen wir aus Neukirchs galanten Briefen nehmen, die man jungen Leuten zum Unglücke immer, als Muſter *) guter Briefe, angeprieſen hat. Es iſt ein

---

*) Man ſehe die Vorrede zur ſiebenten Auflage des Junkeriſchen Briefſtellers. Nichts, ſpricht der Verfaſſer, war dieſem Werkchen nöthiger, als ein Vorrath guter Muſter, die jungen Leuten zur Aufmunterung in der Schreibart dienen könnten. Nun hat es in dieſer Art nicht leicht jemand dieſem berühmten Scribenten (Neukirchen) gleich gethan; das macht, er hat dieſe wenige Stücke nicht den Buchhändlern vor Geld alphabetweiſe hingeſchmieret; ſondern wirklich in ſolchen Umſtänden, als darinnen vorkommen, an wahrhafte Perſonen abgelaſſen.

ein Dankſagungsſchreiben an den Herrn von Rautter. Neukirch redet mit einem vornehmen Hofmanne, mit ſeinem großen Gönner und Wohlthäter. Er ſollte alſo die geſetzte und ernſthafte Sprache der Dankbarkeit und Ehrerbietung reden. Ein Client, der mit ſeinem Gönner ſpricht, kann ſeine Gnade zwar loben; aber er muß es beſcheiden thun, und die Lobſprüche nicht übertreiben. Er ſoll ihm die Empfindung der Dankbarkeit auf eine lebhafte Art zu erkennen geben; aber er ſoll ſie nicht auf das Poſſierliche und Abentheuerliche treiben. Der Brief heißt ſo:

Hochwohlgebohrner Herr ꝛc.

„Wann ich ſo verſchwenderiſch mit Worten, als „Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, ſo würde „ich

---

gelaſſen. So wird auch in der Vorrede zu des le Pays überſetzten Briefen behauptet, daß man durch nichts beſſer, als durch die Neukirchiſchen Briefe, behaupten könne, daß es den Teutſchen an aufgeweckten Köpfen und Vätern einer lebhaften, ſinnreichen und bündigen Schreibart ſo wenig, als den Franzoſen fehle. . . Damit meine Leſer nicht denken, daß ich bloß aus Begierde zu widerſprechen, ſo nachtheilig von Neukirchs galanten Briefen urtheile: ſo bitte ich ſie, dieſe Briefe ſelbſt zu leſen. Ich weis wohl, daß ſie von großen Männern ſind gelobt worden; allein ich zweifle, daß dieſe Männer ſie alle geleſen haben. Vielleicht hat ſie der Name verführt,

„ich ſchon nichts mehr haben, womit ich mich für „Dero heutige Gnade bedanken könnte. Allein „Sie werden dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da ich hergegen oft acht Tage ſinne, „ehe ich nur eine Redensart finde, welche ſich entweder zu Beſchreibung Dero großen Gemüths; „oder zu Ausbildung meiner unterthänigſten Erkenntlichkeit ſchicket. Ich habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Gedanken auf einmal „auszuſchütten, und alles, was ich von Ew. Excellenz bishero empfangen, in eine einzige Lobſchrift zu faſſen: Aber nachdem ich den ganzen „Plinius geleſen, und alle Schmeichel-Gedichte „der alten und heutigen Poeten durchſtankert, ſo „habe ich allererſt geſehen, daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, und daß Dero „neue und ungemeine Gemüthsart, auch neue und „ungemeine Formeln erfordert. Nun wollte ich „mich auch hierum wohl bemühen: Allein ich fürchte, je mehr ich ſage, je mehr werde es die Welt „für Lügen halten; weil ſie doch unmöglich glauben kann, daß Ew. Excellenz dieſes alles an einem einzigen, und zwar fremden, Menſchen erwieſen. Ich thue alſo viel vernünftiger, wenn „ich ſchweige. Ew. Excellenz kennen mein Herz, „und finden alle Buchſtaben darinnen, welche zu „einer Rede vonnöthen ſeyn. Sie machen ſich „ihr Loblied ſelber, und ſeyn zufrieden, daß ich „mit unterthänigſtem Reſpect bewundre, was ich

„doch nicht anders vergelten kann, als daß ich „mich nenne,

Ew. Excellenz

unterthänigen und gehorſamſten
Knecht.

Wir wollen dieſen Brief ſtückweiſe durchgehen, und ihn ſo wohl in Anſehung des Ausdrucks, als der Gedanken und der ganzen Einrichtung, beurtheilen: „Wenn ich ſo verſchwenderiſch mit Worten, „als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, „ſo würde ich ſchon nichts mehr haben, womit ich „mich für Dero heutige Gnade bedanken könnte.“ Wenn dieſer Gedanke auch nicht unter diejenigen Spitzfindigkeiten gehörte, welche Anfangs mit der Miene des Witzes ſchmeicheln, und wenn man ſie unterſucht, zum Lachen bewegen:*) ſo würde er doch des Ausdrucks wegen verwerflich ſeyn. Welche Klugheit, einem großen Herrn zu ſagen, daß er mit ſeinen Wohlthaten verſchwenderiſch iſt! Iſt das die bedachtſame Sprache eines Clienten? Und wenn nun auch Neukirch ſo verſchwenderiſch mit Worten wäre, als ſein Gönner, nach ſeiner Meynung, mit Wohlthaten iſt, würde er ſich denn deswegen heute nicht mehr bedanken können? Kann man denn die Worte nicht wieder gebrauchen, die man einmal gebraucht hat? Kann man ſich nicht mehr bedanken, wenn man ſich zwanzigmal bedankt hat? Kein Gedanke iſt natürlich, der im Grunde falſch iſt. Neukirch begeht noch einen Fehler. Indem er den Gegenſatz von der Verſchwendung mit Worten und Wohlthaten macht: ſo ſagt er nicht allein dem Herrn von Rauter eine Grobheit, ſondern er lobt ſich auch ſelbſt, daß er haushältiger auf ſeiner Seite iſt. Er fährt fort: „Allein Sie werden dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da ich hergegen oft acht Tage ſinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche ſich entweder zu Beſchreibung Dero großen Gemüths, oder zu Ausbildung meiner unterthänigſten Erkenntlichkeit ſchickt.“ Man ſieht nicht, wie das Allein hier bindet. Der ganze Period ſoll eine Erklärung des Vorhergehenden ſeyn, und zugleich eine Rechtfertigung. Sie werden dadurch nichts ärmer. Das dadurch iſt undeutlich. Man muß großen Herren nichts von arm werden vorſagen. Wenn der Herr von Rauter alle Augenblicke neues Vermögen hat, Neukirchen Gutes zu thun, welches doch eine ſchreckliche Hyperbole iſt: ſo verringert Neukirch eben dadurch die Großmuth ſeines Gönners. Das iſt ja eben nichts großes, wenn ich nichts thue, als daß ich mich des Vermögens, wohl zu thun, entſchütte, das mir alle Augenblicke zufließt. Allein Neukirch brauchte die Augenblicke, um ſie den Tagen entgegen zu ſetzen, da ich hergegen oft acht Tage ſinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche u. ſ. w. Ein jeder frage ſich ſelbſt, ob er, ohne roth zu werden, dieſes zu ſeinem Gönner ſagen könnte. Ein Tag zu einer Redensart, das wäre ſchon ausſchweifend; aber acht Tage, das iſt gar nicht auszuſtehen. Der Herr von Rauter hätte dieſes Bekenntniſſes wegen Neukirchen ſeine Gnade entziehen ſollen. Einem Clienten, der acht Tage ſinnen muß, ehe er zur Beſchreibung meines groſſen Gemüths, und zur Ausbildung ſeiner unterthänigſten Erkenntlichkeit eine Redensart finden kann, dem gebe ich nichts mehr. Ich fürchtete mich, daß ichs zu verantworten hätte, wenn er um meinetwillen ferner die Zeit verderbte. Doch der Verfaſſer will dadurch ſagen, daß es ſehr ſchwer iſt, den Herrn von Rauter würdig zu loben. Das kann ſeyn; aber er hat es ſehr unnatürlich geſagt. Er macht ſich zu einem armſeligen Pedanten, um die Groſſmuth des Gönners unbeſchreiblich zu machen. Ueber einem Lobgedichte acht Tage zubringen; das iſt keine Schande. Aber ſich von einem Manne müſſen loben laſſen, der acht Tage Zeit zu einem Ausdrucke braucht, das iſt wirklich eine. Die Ausbildung der Erkenntlichkeit, iſt eine geſuchte und undeutliche Redensart. Was heißt ſeine Erkenntlichkeit ausbilden? Sie vollſtändiger und vollkommner in ſeinem eignen Herzen machen, nicht aber ſie durch Worte zu erkennen geben. „Ich „habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Gedanken auf einmal auszuſchütten . .“ das iſt ſehr unverſchämt mit dem Herrn von Rauter geſprochen. Ausgeſchüttete Gedanken ſind kein großes Geſchenke. Der Lobſpruch, der unmittelbar folgt, iſt die größte Beleidigung für einen beſcheidnen Mann. Einem gerade zu unter die Augen ſagen, daß ſeines gleichen noch nicht in der Welt geweſen iſt, und zwar von der Seite des guten Herzens her: das iſt etwas ſchreckliches. Ein Client verräth bey einem ſolchen Machtſpruche einen erſtaunenden Stolz. Er rühmt ſich gleichſam, die Verdienſte aller Andern ſo genau zu kennen, daß er den Ausſpruch thun kann, wer der größte ſey. Geſetzt, daß er nach ſeinen Gedanken Recht hätte: ſo muß ers doch mit Beſcheidenheit ſagen. Er ſetzt ſchon zum voraus, daß ſich ſein Gönner gern loben läßt; und das iſt doch eben keine Schmeicheley. Endlich kann der Gönner auf ſo einen Lobſpruch, wenn er auch aufrichtig wäre, doch nicht ſtolz werden. Wer macht ihm denn den Lobſpruch? Ein Menſch, der von ſeinen Wohlthaten eingenommen, der eben deswegen ſchon partheyiſch iſt, der ſich neue Gunſtbezeugungen erkaufen will, und der ſich endlich aus Beſcheidenheit das Recht nicht anmaßen ſollte, die Verdienſte ſeines Gönners mit ſo großem Geräuſche zu beſtimmen. „Aber nachdem ich den ganzen Plinius geleſen, und „alle Schmeichel-Gedichte der alten und heutigen „Poeten durchſtankert, ſo habe ich allererſt geſehen, „daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, „und daß Dero neue und ungemeine Gemüthsart „auch neue und ungemeine Formeln erfordert.“

---

*) Minimis etiam inventiunculis gaudent, quae excuſſae riſum habent, inventae facie ingenii blandiuntur. Quinct. VIII, 5.

Die ganze Stelle iſt wunderbar. Was heißt der ganze Plinius? Vermuthlich ſeine Lobrede auf den Trajan. Alſo iſt ein Trajan nichts gegen den Herrn von Rauter? Er hat alle Schmeichelgedichte durchſtankert. Durchſtankern iſt ein unflätiges Wort. Und warum Schmeichelgedichte? Hat er denn ſeinem Gönner auch Schmeicheleyen ſagen wollen? Ihres gleichen iſt ein zu vertraulicher Ausdruck. Wer ſagt im Ernſte, der Mann hat eine ganz neue Gemüthsart? Und warum erfordert ſeine neue und ungemeine Gemüthsart bloß neue und ungemeine Formeln? Scheint es doch, als wenn der Verfaſſer die Formeln und Redensarten für nöthiger zu einer Lobrede hielt, als die Gedanken. Um ſich von dem Unnatürlichen dieſer Sprache zu überzeugen: ſo mache man aus dieſer Stelle ein Compliment. Wenn ich zu einem großen Herrn ins Zimmer träte, und anfienge: Gnädiger Herr, Sie haben mir eine neue ungemeine Wohlthat erwieſen, die auch neue und ungemeine Formeln erfordert u. ſ. w. würde er nicht glauben, daß ich mich für ſeine Wohlthat betrunken hätte? „Nun wollte ich mich „auch hierum wohl bemühen; allein ich fürchte, je „mehr ich ſage, je mehr werde es die Welt für Lügen halten, weil ſie doch unmöglich glauben kann, „daß Ew. Excell. dieſes alles an einem einzigen und „zwar fremden Menſchen erwieſen ꝛc.“ Hier iſt erſtlich der Zuſammenhang dieſes Perioden und des vorigen unnatürlich. Er hat von der neuen und ungemeinen Gemüthsart des Gönners geredet. Nun ſagt er, die Welt würde das Lob derſelben für Lügen halten. Warum? weil ſie nicht würde glauben können, daß er alle dieſe Wohlthaten einer einzigen Perſon erwieſen. Man erwartet natürlicher Weiſe ganz was anders. Er redet itzt von ſeiner Dankbarkeit, und unmittelbar zuvor war die Rede von den Rauteriſchen Verdienſten. Beſteht denn das ganze Verdienſt, warum der Herr von Rauter beſſer iſt, als alle übrige Sterblichen, bloß darinnen, daß er Neukirchen viele Wohlthaten erwieſen hat? Er geſteht, daß er ſich endlich wohl um Formeln bemühen wollte. Warum um Formeln? Mit dem Worte Lügen muß man große Herren verſchonen. Er fährt fort: „Ich thue alſo viel vernünftiger, „wenn ich ſchweige.“ Iſt dieſes nicht der ſchönſte Gedanke in dem Briefe, ſo iſt es doch der wahrſte. „Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden alle „Buchſtaben darinnen, welche zu einer Rede vonnöthen ſeyn. Sie machen ſich ihr Loblied ſelber, „und ſeyn zufrieden, daß ich mit unterthänigſtem „Reſpecte bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne Ew. Excell. „unterthänigen und gehorſamſten Knecht.“ Nachdem der Verfaſſer in dem ganzen Briefe mit ſeinem Gönner pedantiſch complimentirt hat: ſo wird er am Ende auf einmal vertraut mit ihm. Der Herr von Rauter kennt ſein Herz, und findet alle Buchſtaben darinnen, welche zu einer Rede nöthig ſind. Es iſt beynahe unmöglich, daß einem bey dem Herzen nicht der Schriftkaſten, und der Herr von Rauter,

ter, als ein Setzer, einfallen ſollte, der ſich ſein Loblied ſelber macht. Erſt hat er nur von Worten, Redensarten und Formeln geredt, itzt treibt er die Beſcheidenheit noch höher, und ſpricht, daß nur die bloßen Buchſtaben zu einer Rede in ſeinem Herzen fertig liegen. Wenn dieſes kein falſcher Gedanke iſt, ſo muß gar keiner möglich ſeyn. Was ſind Buchſtaben im Herzen? Wie kann man ſie ſehen? Soll der Gedanke einen Verſtand haben, ſo muß er ſo viel heißen: Sie kennen mein Herz, und wiſſen, daß ich alle die Empfindungen habe, die zu einer aufrichtigen Dankſagung, nicht aber zu einer Rede überhaupt, nöthig ſind. Auf dieſe Art beziehet ſich der Gedanke nur auf die Dankſagung, und nicht auf die Lobrede, und er will doch auf beides anſpielen. Sie machen ſich Ihr Loblied ſelber; eine grobe Schmeicheley! „Und ſeyn zufrieden, „daß ich mit unterthänigſtem Reſpecte bewundre, „was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß „ich mich nenne ꝛc.“ Der Schluß iſt eben ſo ſpitzfindig, wie der Anfang. Vergilt er dadurch die Wohlthaten, daß er ſich des Herrn von Rauters Knecht nennt? Wären ſie vergolten, wenn ſie Neukirch in einem Gedichte gelobt hätte? Der ganze Brief iſt unnatürlich. Die Gedanken ſind froſtig, kindiſch und falſch. Der Zuſammenhang, oder die Art, wie er von einem auf das andre kömmt, iſt gezwungen. Der Ausdruck iſt niedrig, ſchmutzig und undeutlich. Die meiſten von den neukirchiſchen galanten Briefen können zu Muſtern dienen, wie ein

Brief nicht beſchaffen ſeyn muß, wenn er natürlich ſeyn ſoll.

Der erſte Begriff, den wir mit dem Natürlichen, insbeſondre in Briefen, zu verbinden pflegen, iſt das Leichte; dieſes entſteht aus der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks.*) Allein ich habe ſchon erinnert,

---

*) Man ſchreibt, damit man verſtanden werde, und nicht allein, damit man verſtanden werde, ſondern daß uns der Leſer auch gewiß, bald, und ganz verſtehe. Man muß alſo alles vermeiden, was der Deutlichkeit der Schreibart ſchaden kann; unverſtändliche oder verlegne Worte, oder ſolche Worte, die zwar gebräuchlich ſind, denen wir aber andre Begriffe geben, als ſie im gemeinen Leben haben, oder die ſonſt zweydeutig ſind; unrichtige Wortfügungen, weitſchweifige und ungeheure Perioden, oder gar zu oft und zur Unzeit abgerißne Sätze. Cicero lehrt uns dieſes im dritten Buche vom Redner: Neque vero in illo - - diutius commoramur, vt diſputemus, quibus rebus aſſequi poſſimus, vt ea, quae dicamus, intelligantur: Latine ſcilicet dicendo, verbis vſitatis, ac proprie demonſtrantibus ea, quae ſignificari ac declarari volumus, ſine ambiguo verbo aut ſermone, non nimis longa continuatione verborum - - non diſcerptis ſententiis, non praepoſteris temporibus, non confuſis perſonis, non perturbato ordine. Die Worte und Wortfügungen können endlich gut und richtig ſeyn, und man kann doch noch in ſeinem Vortrage dunkel und räthſelhaft werden, wenn man zu viel, oder zu wenig Worte macht; gewiſſe Umſtän-

daß dieſes nicht genug iſt. Wenn das bloße Verſtändliche und Deutliche, in ſo weit es dem Dunkeln und dem Schwülſtigen entgegen geſetzt iſt, eine Schreibart ſchön machte: ſo wäre nichts leichter, als gute Briefe zu ſchreiben. Wer wird von gewöhnlichen Dingen nicht deutlich und verſtändlich ſchreiben können? Doch deswegen, weil einer keine Fehler in ſeiner Sprache begeht, ſchreibt er noch nicht ſchön. Und niemand wird einen darum loben, weil er ſo geredet hat, daß die Anweſenden ſeine Meynung haben verſtehen können; ſondern man verachtet den, der es nicht thun kann.

---

de verſchweigt, die zur Sache gehören, oder alle Kleinigkeiten berühret; nichts das erſte, nichts das andre ſeyn läßt, oder bald von dieſem, bald von jenem redet. Dieſe Fehler im Schreiben zu vermeiden, wird eine gewiſſe Uebung erfordert. Man findet oft Leute, die mündlich eine Sache ganz deutlich vortragen, und die undeutlich werden, ſo bald ſie davon ſchreiben. Im Reden waren ſie unbeſorgt, und ſich ſelbſt überlaſſen, darum glückte es ihnen. Im Schreiben geben ſie auf ſich Achtung, und weil ſie beſſer ſchreiben wollen, als ſie reden, und aus einem Mangel der Uebung ungewiß in der Wahl des Ausdrucks ſind: ſo verfallen ſie in das Weitläuftige, und werden undeutlich, weil ſie alles umſchreiben, und koſtbar ſagen wollen. Est etiam in quibuſdam turba inanium verborum, qui, dum communem loquendi formam reformidant, ducti ſpecie nitoris, circumeunt omnia copioſa loquacitate, quae dicere volunt. Quinct. VIII. 2.

kann.*) Der Hauptbegriff von dem Natürlichen iſt, daß ſich die Vorſtellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorſtellungen ſchicken müſſen. Man muß endlich das Natürliche nicht bloß in Worten und in den einzelnen Gedanken eines Briefs, ſondern in dem Ganzen, in dem Zuſammenhange der Gedanken unter einander, ſuchen. Wenn die Gedanken aus einander herzufließen ſcheinen; wenn keiner fehlt, der zum Verſtande nöthig iſt; wenn keiner da ſteht, der zu nichts dienet, der entweder dem andern kein Licht mittheilt, oder ihn nur verdunkelt, oder der zwar ſchlußweiſe zuſammenhängt, den wir aber leicht ſelber denken können, und deswegen in der Reihe auszulaſſen pflegen; wenn dieß iſt: ſo heißt der Zuſammenhang in der Schreibart und in Briefen natürlich. Man wird alſo bey dem Natürlichen nicht bloß mit dem Leichten zufrieden ſeyn müſſen, ſondern immer noch nöthig haben, eine Wahl in denen Gedanken zu treffen, welche ſich hieher am beſten ſchicken, welche die Sache nicht allein am deutlichſten, ſondern auch am feinſten, am kürzeſten, am lebhafteſten ausdrücken können. Dieß, dieß iſt das große Verdienſt der natürlichen Schreibart! Nicht alles, was leicht iſt, gefällt deswegen, weil es leicht und verſtänd-

---

*) Nemo extulit eum verbis, qui ita dixiſſet, vt, qui adeſſent, intelligerent, quid diceret, ſed contemſit eum, qui minus id facere potuiſſet. *Cicer.* de *Orat.* L. III. p. 463. *ed. cit.*

lich iſt, ſonſt müßte die matte Schreibart am meiſten gefallen. Es giebt vielmehr tauſend ſchöne und edle Gedanken, bey denen der Leſer fühlt, daß er ſie nicht würde gehabt haben, die ihn ſo gar einige Mühe, ſie zu verſtehen, koſten; nichts deſtoweniger gefallen ſie ihm. Er bewundert ihre Richtigkeit, und ſieht, daß ſie dem Andern, in ſeiner Art zu denken, natürlich geweſen ſind, ob ſie gleich ihm ſelber nicht natürlich ſind. Wenn ich ſage: ich bin alt, deswegen kann ich nicht mehr gut ſchreiben; ſo iſt nichts leichter, nichts verſtändlicher. Aber wird dieſes Leichte darum gefallen? Wenn ich hingegen mit dem Corneille *) ſage:

Pour bien écrire encor j'ai trop long-tems écrit,
Et les rides du front paſſent jusqu'à l'eſprit,

„um noch gut zu ſchreiben, habe ich zu lange geſchrieben, und die Runzeln meiner Stirne erſtrecken ſich bis auf meinen Witz;" wenn ich dieſes ſage: ſo ſcheint der Gedanke nicht mehr ſo natürlich zu ſeyn, als der erſte; und er iſt doch eben derſelbe, und rührt mich mehr als der erſte. Ob nun gleich ein Brief der ſcharfſinnigen und großen Gedanken nicht ſehr fähig iſt: ſo verträgt er doch lebhafte Gedanken. Dieſes Lebhafte beſteht oft in der Art, den Gedanken vorzuſtellen; darinnen, daß man ihm durch die Ausſicht, in der man ihn ſehen läßt, eine gewiſſe Neuheit giebt. Man nehme den gemeinen Gedan-

---

*) Oeuvres diverſes de *Pierre Corneille*, à Amſterdam 1750. pag. 84.

Gedanken: Die Frauenzimmer brauchen viel Zeit, ehe ſie mit einer Sache zu Stande kommen. Er iſt natürlich; aber er iſt darum nicht lebhaft. Die Begriffe ſind zu allgemein. Man beſtimme aber die Zeit, man bezeichne die Art und Weiſe, die Urſachen: ſo wird der Gedanke ſinnlicher, und deswegen lebhafter. Man ſage z. E. nach Art des Terenz:

Dum moliuntur, dum comuntur, annus eſt.

Indem ſie etwas thun wollen, indem ſie ſich putzen, vergeht ein Jahr. Hier bekömmt unſre Einbildung etwas zu thun. Sie ſieht die Hände der Schönen gleichſam beſchäfftigt; ſie ſtellt ſich den Putz der Frauenzimmer vor. Der verwegne Ausdruck, es vergeht ein Jahr, rührt uns durch ſeine Kühnheit, und gefällt uns, weil er uns mehr zu denken giebt, als das Unbeſtimmte einer langen Zeit. Aber die Kürze, in die der Gedanke eingeſchloſſen iſt, trägt auch viel zu ſeiner Lebhaftigkeit bey. Man dehne ihn aus einander, ſo wird er ſeinen Werth verlieren. Man ſage: Ehe die Frauenzimmer mit ihren Haaren fertig werden, ehe ſie jedes durch die Muſterung gehen laſſen, und den Puder recht gleich darauf ſtreuen, ehe ſie das Nachtzeug anſtecken, und die Bänder knüpfen: ſo kann leicht ein ganzes Jahr vorbey ſtreichen. Das heißt den Gedanken nicht lebhafter machen; das heißt ihn ſchwächen. Ich konnte dieſes alles bey dem *moliuntur* und *comuntur* ſelbſt denken. Deswegen dachte ich in wenig Werten viel, und darum gefiel mir der Gedanke. Wenn alſo eine Schreibart aus vielen Gedanken, die bloß verſtändlich ſind, beſteht: ſo kann ſie matt werden: wenn ſie aus müßigen und ſolchen Gedanken beſteht, die wir leicht von uns ſelbſt hinzuſetzen können: ſo wird ſie langweilig und weitläuftig. Eben dieſes kann entſtehen, wenn ich lebhaften Gedanken nicht ihre gehörigen Schranken gebe, wenn ich ihren Umkreis zu groß mache, alles, was zu ihnen gerechnet werden kann, ſehen laſſe; oder wenn ich nicht die beſten, die richtigſten, die abgemeſſenſten Worte wähle; das heißt, ſolche, welche die Begriffe der Sache am geſchwindeſten und ſtärkſten erwecken können. Dieſes iſt nicht die gute natürliche, ſondern die zu natürliche Schreibart, die platte. Sie iſt freylich deutlich; aber man ſchläft bey ihrer Deutlichkeit ein. Richtig und deutlich reden, iſt ein geringes Verdienſt, und heißt mehr von Fehlern frey ſeyn, als eine große Tugend in ſich haben. Und wie der Leib, wenn er ſeine Dienſte verrichten ſoll, nicht allein geſund, ſondern auch lebhaft und ſtark ſeyn muß: ſo muß gleichfalls die Rede, und ſo gar die Rede der Briefe nicht allein nicht krank ſeyn, ſondern auch eine natürliche Kraft und Stärke haben. Ich will die Sache durch ein kleines Exempel erklären, darinnen ein Freund dem andern vorwirft, daß er ihm lange nicht geſchrieben.

Wertheſter Freund,

„Da Sie ſo lange nicht an mich geſchrieben haben,
„und ich beynahe nicht mehr weis, was ich denken ſoll:
„ſo habe ich geglaubt, ich müßte Sie um die Ur-

„ſache Ihres langen Stillſchweigens fragen, ob ich Sie vielleicht dadurch bewegen könnte, mir meinen Zweifel zu benehmen, und an mich zu ſchreiben. Ich möchte beynahe ſagen, daß ich böſe auf Sie wäre. Aber vielleicht ſind Sie zeither nicht in Leipzig geweſen, oder durch viele Arbeiten am Schreiben verhindert worden; denn das will ich nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit abgehalten haben ſollte, mich Ihres Andenkens zu verſichern. Ich befinde mich, dem Himmel ſey Dank! auf meinem Landgute, wo ich zuweilen ſtudire, und mich zuweilen auf allerhand Art erluſtige, noch wohl. Ich erwarte Ihre baldige Antwort, und bin ꝛc.

Iſt dieſer Brief nicht deutlich? Die Worte ſind verſtändlich, und üblich, und grammatiſch richtig. Die Gedanken ſind leicht, und von der Sache hergenommen. Der Zuſammenhang iſt nicht gezwungen. Er hat alſo in Anſehung der Deutlichkeit keinen Fehler; aber die Abweſenheit offenbarer Fehler erzeugt noch keine Schönheiten. Er iſt ſo deutlich, daß er matt und langweilig wird. Seine Klarheit entſteht aus dem Leeren. Ein Kraut mit drey oder vier Blätterchen kann freylich mit dem Auge leichter überſehen werden, als ein Aſt, an dem Zweige voller Blüten oder Früchte hangen. Der ganze Brief könnte lebhafter, und doch eben ſo deutlich ſeyn, als er iſt, er hätte nur mit einer freyern Art abgefaßt werden dürfen. Will man ſehen, wie viel die Art, eine Sache zu ſagen, dem Briefe hilft, und worinnen ſie beſteht: ſo halte man einen Brief des Plinius von eben dieſem Innhalte gegen den erſten. Er ſchreibt ſo an ſeinen Freund Paulinus: *)

„Ich bin böſe, ohne recht zu wiſſen, ob ichs ſeyn ſoll; aber genug, ich bin böſe. Sie wiſſen, daß die Liebe zuweilen unbillig, oft ausſchweifend, und allezeit bey Kleinigkeiten empfindlich iſt. Doch meine Urſache iſt groß genug; nur weis ich nicht, ob ſie billig iſt. Indeſſen thue ich, als ob ſie nicht weniger billig, als groß, wäre, und bin ſehr böſe auf Sie, daß Sie mir ſo lange nicht geſchrieben haben. Sie können mich durch ein Mittel wieder gut machen, nämlich, wenn Sie mir wenigſtens nunmehr oft und recht viel ſchreiben. Dieſes will ich allein für eine wahre Entſchuldigung gelten laſſen, die übrigen nehme ich nicht an. Ich war nicht in Rom, ich hatte viel zu thun, das werde ich gar nicht anhören; und ich war krank, das wolle der Himmel nicht! Ich, mein lieber Paulin, lebe auf dem Lande, und ergötze mich zuweilen durch Studi-

---

*) S. den zweyten Brief des zweyten Buchs. Ich habe ſo wohl in dieſem, als in dem bald folgenden Briefe des Cicero, das lateiniſche Du durch unſer Sie ausgedrückt. In einer ganzen Ueberſetzung würde ichs ſchwerlich wagen; allein bey einem einzelnen Briefe, den ich aus beiden, als ein Exempel, anführe, ſchien mir das Sie nöthig zu ſeyn, um die Aehnlichkeit der alten und unſerer Briefe fühlbar zu machen, und den Leſer geſchwinder zu überzeugen, daß die Regeln eines guten Briefs allezeit eben dieſelben geweſen ſind.

„Studiren; zuweilen auch durch Müßiggang. Bei„des habe ich der Ruhe von öffentlichen Geſchäfften „zu danken. Leben Sie wohl.“

Dieſer Brief iſt unſtreitig beſſer, als der erſte, und man kann leicht ſehen, warum. Er iſt lebhafter, und völliger. Er hat mehr Gedanken; und die Gedanken, die beide Briefe mit einander gemein haben, ſind in dieſem beſſer geformt, darum iſt er feiner. „Sie können mich nicht anders wieder gut „machen, als wenn Sie mir nunmehr oft und recht „viel ſchreiben. Dieſes wird mir die beſte Ent„ſchuldigung ſeyn; alle andre werde ich verwerfen..“ Von dieſen Einfällen weis der erſte Brief nichts. Beide reden vom Böſeſeyn. Der erſte ſpricht: Ich möchte beynahe auf Sie böſe ſeyn, nachdem er einen wortreichen Eingang vorher geſchickt, und eine große Zubereitung zu einem ſehr gewöhnlichen Gedanken, den er noch dazu durch ein beynahe ſchwächt, gemacht hat. Der andre kehrt es um. Er fängt mit dem Böſeſeyn an, ohne die Urſache zu ſagen. Dieſes iſt nicht allein natürlicher, ſondern der Gedanke erweckt auch mehr Aufmerkſamkeit. Der erſte Brief macht einen Einwurf wider das Böſeſeyn, der andre auch. Jener ſagt gerade zu, „aber „vielleicht ſind Sie zeither nicht in Leipzig geweſen, „oder durch viele Arbeiten am Schreiben verhindert „worden; denn das will ich nicht hoffen, daß Sie „eine Krankheit ſollte abgehalten haben, mich Ihres „Andenkens zu verſichern.“ Dieſer betrachtet den Einwurf auf einer andern Seite. Er macht aus Hoflichkeit noch eine Frage daraus, ob er Recht habe, böſe zu ſeyn, daß der andre ſo lange nicht an ihn geſchrieben. Er iſt zu beſcheiden, daß er ſein Recht nur auf die Pflicht des andern, an ihn, als ſeinen Freund, zu ſchreiben, gründen ſollte. Er läßt ſeinen kleinen Zorn nicht bloß aus dem langen Stillſchweigen ſeines Freundes entſtehen. Er rechtfertiget ihn erſt durch die Natur der Liebe. Dieſer nimmt alſo mehr an der Sache wahr, als jener, und giebt dadurch ſeiner Vorſtellung mehr Leben. Man könnte zwar fragen, ob man überhaupt ſo behutſam mit ſeinen Freunden reden ſollte, und ob dieſes nicht ſchon zu gekünſtelt wäre. Mich deucht, Plinius, deſſen Briefen man die Mühe und das Studirte ſchon leicht anſieht, iſt hier nicht zu weit gegangen. Nur die Sentenz: Scis, quam ſit amor iniquus interdum, impotens ſaepe, μικραίτιος ſemper, ſcheint mir zu geputzt zu ſeyn. Das interdum, ſaepe, ſemper, iſt ohne Zweifel geſucht. Indeſſen iſt die Stelle im Lateiniſchen nicht ſo beleidigend, weil ſie kürzer ausgedruckt iſt, als im Deutſchen geſchehen kann, und deswegen nicht ſo lehrermäßig klingt. Wenn man das mittelſte Geld wegnimmt, ſo wird ſie nachläßiger. Die Entſchuldigungen vom verreiſt ſeyn, vom krank ſeyn, weis Plinius weit lebhafter vorzutragen. Er läßt ſeinen Freund ſelbſt reden: Non ſum auditurus, non eram Romae, vel occupatior eram. Der Schluß in ſeinem Briefe iſt ungleich ſtärker, als der Schluß des andern. Wir wollen noch einen Verſuch machen. Ich will einem

Freunde ſagen, daß mir ſeine Abweſenheit ſehr ſchwer fällt, und daß ich mich über die Bekanntſchaft erfreue, in die er mit einem gewiſſen gelehrten Manne gekommen iſt.

„Sie haben mir letztens gemeldet, daß es Ihnen nicht recht in Holland bey dem Herrn General gefallen wollte; Dieſes war mir nicht lieb. Um deſto angenehmer iſt mirs, da ich nunmehr erfahre, daß es Ihnen beſſer da gefällt; und daß Sie itzt über meine Empfehlung, die ich Ihnen an den Herrn General überſchickt, zufriedner ſind, als Anfangs. Gleichwohl kann ich nicht leugnen, daß ich zuweilen wünſche, es möchte Ihnen weniger da gefallen, damit ich das Vergnügen hätte, Sie eher wieder zu ſehen, und mich zu überreden, daß Ihnen ohne mich nichts recht angenehm ſeyn könnte. Doch ich will das Verlangen nach Ihnen gern ertragen, wenn Sie nur das Glück, das ich hoffe, in Holland machen. Ueber die vertrauliche Bekanntſchaft, die Sie mit dem gelehrten Herrn N. gemacht haben, erfreue ich mich von Herzen. Erwerben Sie ſich ja ſeine Liebe vollkommen. Leben Sie wohl.“

Dieſer Brief ſcheint ziemlich natürlich zu ſeyn. Wer indeſſen wiſſen will, ob er nicht noch natürlicher, ob er nicht lebhafter, und in einer vertraulichern Sprache hätte abgefaßt werden können, der höre den Cicero in eben dieſem Falle reden. Er ſchreibt an den jungen Trebatius, den er ſehr liebte, und der damals bey dem Cäſar war, dem er ihn oft empfohlen hatte. Trebatius ſehnte ſich im Anfange ſehr wieder nach Rom zurück. Ich will den Brief ſo zu überſetzen ſuchen, daß das Eigenthümliche der deutſchen Sprache nichts dabey leiden ſoll. *)

„Wieder ein Beweis, wie uneins Leute mit ſich „ſelber ſind, die lieben! Anfangs war ich unzufrie„den, daß es Ihnen bey dem Cäſar nicht gefallen „wollte; nun kränkt michs, daß es Ihnen da ge„fällt. Ich konnte es nicht leiden, daß Sie über „meine Empfehlung an den Cäſar kein größres Ver„gnügen hätten; und nun thut mir es weh, daß „Ihnen etwas ohne mich angenehm iſt. Doch lie„ber mag mich die Sehnſucht nach Ihnen beunru„higen, als daß Sie das, was ich hoffe, nicht er„langen ſollten. Ueber Ihre Freundſchaft mit dem „liebenswürdigen und gelehrten Marius habe ich „ein unbeſchreibliches Vergnügen. Machen Sie ja, „daß er Sie recht ſehr lieben muß. Sie können „nichts ſchöners aus dieſer Provinz zurück bringen, „als ſeine Freundſchaft; glauben Sie mirs! Leben „Sie wohl.“

In dem Vortrage dieſes Briefs iſt weit mehr Natur, als in dem erſten, und weit mehr Beredſamkeit. Die Einfalt und Richtigkeit der Gedanken lehrt uns, daß Cicero ohne Kunſt ſein Herz hat reden laſſen, und daß er an nichts gedacht, als dem Trebatius ſeine Liebe zu zeigen. Ein Gedanke reicht dem andern freywillig die Hand. Der Ausdruck

---

*) S. den 15. Brief des ſiebenten Buchs.

druck iſt ſo einfältig, als die Gedanken ſind, und eben ſo gefällig, weil er richtig, und nicht weiter oder enger iſt, als die Vorſtellung es erfordert. Man mache, daß ſich die Gedanken nicht mehr ſo genau berühren, und ſetze Zwiſchengedanken hinein; man nehme den Sätzen ihre Kürze, und ſuche ſie ausführlicher, durch mehr Ideen, oder mehr Worte, zu machen; man nehme endlich dem Briefe in dem Lateiniſchen den Ausdruck, und gebe ihm einen andern, ſogleich wird die Schönheit dieſes Briefes verſchwinden. Rollin hat das Verdienſt der Ciceronianiſchen Briefe vortrefflich beſtimmt. *)

---

*) Ses lettres peuvent nous donner une juſte idée du ſtile épiſtolaire. Il y en a de pur compliment, de remerçiment, de louange. Quelques-unes ſont gaies et enjouées, où il badine avec eſprit: d'autres graves et ſérieuſes, où il examine des queſtions importantes: dans d'autres il traite des affaires publiques; et celles-là ne ſont pas à mon ſens les moins belles. Celles, par exemple, où il rend compte, d'abord au Sénat et au Peuple Romain, puis en particulier à Caton, de la conduite, qu'il a gardée dans le gouvernement de ſa province, ſont un parfait modéle de la netteté, de l'ordre, et de la préciſion, qui doivent regner dans des mémoires et dans des relations: et l'on doit ſur tout y remarquer la maniere adroite et inſinuante, qu'il emploie pour ſe concilier les bonnes graces de Caton - - Sa fameuſe lettre à Lucceius, ou il le prie d'écrire l'hiſtoire de ſon Conſulat, ſera toujours regardée avec raiſon comme un

Man kann einen Brief, als ein Ganzes, betrachten, und alsdann beſteht das Verdienſt deſſelben, wie ich ſchon erinnert habe, in dem Zuſammenhange und der Vollſtändigkeit ſeiner Theile. Wenn ich einen Brief ſchreibe: ſo habe ich den Innhalt ſchon, und ich bin nicht ſo wohl bekümmert, was ich dem Andern ſagen will, als wie ichs ihm ſagen will; in was für einer Ordnung; und wie ich die Sätze, aus welchen meine Meynung beſteht, ausfüllen, und an einander hängen werde; wie ich anfangen, wie ich fortfahren und ſchließen werde. Wir reden alſo nunmehr von der Form eines Briefs. In was für einer Ordnung ſoll er abgefaßt werden? Gehört eine gewiſſe abgemeßne Eintheilung zu einem Briefe? Giebt es eine gewiſſe Kunſt, oder verſchiedne Methoden, nach welchen alle Materien in Briefen können vorgetragen, und mit einander verbunden werden? Man darf nur an das denken, was ein Brief iſt: ſo wird man ſich dieſe Fragen leicht beantworten können. Man darf nur an die Ordnung denken, die man beobachtet, wenn man im Umgange von ſolchen Dingen ſpricht, die man in einem Briefe vortragen will. Man bedient ſich

im

---

un monument éclatant de ſon éloquence, auſſi bien que de ſa vanité. J'ai parlé ailleurs de la belle lettre, qu'il écrivit à ſon frere Quintus, où toutes les graces et toutes les fineſſes de l'art ſont miſes en uſage. *De la maniere d'enſeigner et d'etudier les Belles-Lettres.* Tome III. à Amſterd. 1736. p. 105. etc.

im Umgange keiner weitläuftigen Eingänge. Man fängt bald von der Sache an. Man ſetzt gemeiniglich das, was in der Sache das erſte iſt, voran. Man fährt mit den Vorſtellungen fort, wie ſie ſich darbieten, und man hört auf, wenn man glaubt, das Nothwendigſte geſagt zu haben. Dieſes iſt auch der Plan zu einem Briefe. Man bediene ſich alſo keiner künſtlichen Ordnung, *) keiner mühſamen Einrichtungen, ſondern man überlaſſe ſich der freywilligen Folge ſeiner Gedanken, und ſetze ſie nach einander hin, wie ſie in uns entſtehen: ſo wird der Bau, die Einrichtung, oder die Form eines Briefs natürlich ſeyn. Dieſe Regel bleibt ſtets die beſte, ſo viel man auch dawider einwenden mag. Man kann ſagen, daß man ihr folgen, und doch noch einen ſehr unnatürlichen und unordentlichen Brief ſchreiben kann, nämlich wenn meine Art zu denken unrichtig, überflüßig und unangenehm iſt. Es

---

*) Illam vnam eſſe artem epiſtolarum in eloquendo cenſebant (veteres), nullam adhiberi artem: modo ſtulti ſenſus aut inepti, et nimis perturbatus abeſſet ordo. *Io. Ludov. Vives*, de conſcr. epiſtol. p. m. 54. Nec in ordine quidem admodum laboro: qui optimus in epiſtola, neglectus aut nullus, vt in colloquiis incurioſum quiddam et incompoſitum amamus. - - Omnino *decora eſt incuria*: et recte monuit Cicero, *epiſtolas debere interdum hallucinari*. Itaque ille ipſe haeſitat, reuocat, turbat, miſcet: nec quicquam magis curaſſe videtur, quam ne quid curae praeferret. *Lipſius* Inſtitut. Epiſtol. C. VI.

iſt wahr; aber wir ſetzen einen geſunden Verſtand zum voraus. Dieſen kann man niemanden in einer Regel beybringen. Viele Leute ſind von Natur ſo finſter, daß ſie auch bey den gemeinſten Dingen noch unordentlich denken. Dieſen wird die Regel nichts helfen. Wer keine gute Auferziehung gehabt, wer ſeinen Verſtand noch gar nicht durch den Umgang mit geſchickten und vernünftigen Leuten, oder durch das Leſen guter Bücher geübt, und in Ordnung gebracht, oder wer ihn durch einen böſen Geſchmack gar ſchon verderbt hat, der wird freylich nach dieſer Regel immer noch elende Briefe ſchreiben können. Unterdeſſen iſt ſie die einzige, der man folgen ſoll. Alle dieſe künſtlichen Methoden, nach welchen uns unſre Briefſteller gemeiniglich lehren wollen, wie man einen Brief ordnen, und ſeine Gedanken in gewiſſe Behältniſſe zwingen ſoll, in die ſie ſich meiſtentheils nicht ſchicken, ſind niemanden anzupreiſen. *) Ja man kann beynahe das von ihnen ſagen, was Cicero von einer gewiſſen Anweiſung zur Beredſamkeit geſagt hat. **Cleanth, ſpricht er, hat eine Redekunſt geſchrieben; aber ſo, daß man nichts anders zu leſen braucht,**

als

---

*) Superſtitioſe faciunt, qui libertatem illam epiſtolarem certis partibus alligant, atque eiusmodi ſeruituti includunt, cuiusmodi ne orationes quidem tenere Fabio placet. In ſimplicibus argumentis eum ſequamur ordinem, quem conſilium nobis dictauerit, non praeceptiunculae. *Eraſmus de rat. conſc. epiſt.* p. m. 98.

als ihn, wenn man verſtummen will.*) Die Erfinder dieſer Künſte haben es unſtreitig gut gemeynt; aber ihre gute Meynung, jungen Leuten das Briefſchreiben zu erleichtern, hat vielleicht mehr Schaden angerichtet, als wenn ſie die ſchlimmſte Abſicht gehabt hätten. Sie wollen uns, ehe wir denken können, gute Briefe ſchreiben lehren. Sie lehren uns daher die Sätze des Briefs nach einem Formulare abfaſſen, bald in der Geſtalt einer Schlußrede, bald in einer ordentlichen, bald in einer umgekehrten Chrie, bald ſo, daß wir unſre Meynung in ein Antecedens, in eine Connexion und in ein Conſequens einſpannen müſſen. Sie wollen uns, ſage ich, auf dieſe Art bey Zeiten gute Briefe ſchreiben lehren, und ſie machen, daß wir Zeit Lebens ſchlechte ſchreiben lernen, wenn wir uns einmal an dieſe Formulare gewöhnen. Sie wollen uns die Ordnung im Schreiben beybringen, und benehmen uns eben durch dieſes Mittel das Muntre, das Freye, das eine Rede angenehm macht. Sie geben uns gewiſſe Anfangs- und Schluß-Formeln, gewiſſe Verbindungswörter, die im Umgange nicht gebräuchlich ſind, gleichſam als Hüter, damit unſre Gedanken nicht aus ihren Feſſeln entrinnen können. Der Gebrauch dieſer Methoden iſt unſtreitig an dem ſchlimmen Geſchmacke in Briefen hauptſächlich Urſa-

---

*) Scripſit artem rhetoricam Cleanthes, ſed ſic, vt ſi quis obmuteſcere concupierit, nihil aliud legere debeat. de *finib.* L. 4. c. 7.

che, der lange Zeit in Deutſchland geherrſcht hat. *) Die Briefe haben nothwendig ſteif und ängſtlich wer-

---

*) So groß die Menge der deutſchen Anweiſungen zu Briefen iſt: ſo groß, ja noch viel größer iſt die Anzahl der lateiniſchen, die zum Theil von großen Gelehrten aufgeſetzet worden, und doch nur zu beweiſen ſcheinen, daß es eine vergebne Mühe iſt, das Briefſchreiben in die Form einer Kunſt zu bringen. Einige haben einander ziemlich getreu abgeſchrieben; Andere über die Anweiſungen der Andern Commentarien gemacht; die meiſten nur für die lateiniſche Sprache geſorgt. Ludwigs a Vives Anleitung ſcheint in Anſehung der übrigen den Namen, aureus libellus, mit Recht zu verdienen. Erasmus und Lipſius haben ſelbſt nichts aus ihren Anweiſungen gemacht. Man findet indeſſen noch allemal Spuren großer Männer darinne. An Philipp Horſts und Valentin Erythräi Anleitung trifft man zugleich dasjenige an, was man im Griechiſchen von den Briefen gelehret hat, nämlich in dem erſten die wenigen Anmerkungen, die Demetrius Phalereus in ſeiner Elocution über die Natur und Schreibart der Briefe macht, und in dem andern die beiden Bücher περὶ τῶν ἐπιστολικῶν τύπων, de epiſtolarum formis, ſ. typis, und περὶ τοῦ ἐπιστολικοῦ χαρακτῆρος, de charactere epiſtolico, die einige dem Libanius zuſchreiben, und von denen das letzte eine mühſame Eintheilung der Briefe iſt. Der kurze Brief des Gregorius von Nazianz an den Nicobulus, von der Kürze, der Deutlichkeit, und der Anmuth eines Briefs iſt vielleicht mehr werth, als manche dicke Anweiſung. Es iſt unter ſeinen Briefen der hundert und neunte. Caſelius hat einen Com-

werden müſſen, weil man durch den Schulwitz die natürliche Art zu denken erſtickt hat. Sie haben einförmig und ekelhaft werden müſſen, weil alles in einer einförmigen Stellung vorgetragen worden. Hiezu kömmt noch, daß man uns hat bereden wollen die Kanzleyſprache wäre die beſte, und alſo auch die Sprache der Briefe; welches eben ſo viel heißt, als wenn man ſagte, diejenige Sprache, die im gemeinen Leben am wenigſten gehört, und beynahe gar nicht verſtanden wird, muß in Briefen geredet werden. Wir wollen ein Exempel einer ſolchen künſtlichen Einrichtung eines Briefes aus Junkers Briefſteller vor uns nehmen, um den Werth der Diſpoſitionen kennen zu lernen. Er ſagt uns, wie man den Brief in Form einer ordentlichen Chrie einrichten kann. Man ſetze, ſagt er, erſt den Hauptſatz, alsdann den Beweis; darauf mache man eine kleine Erweiterung, und alsdann

---

Commentar darüber geſchrieben. Die franzöſiſche Anweiſung, die vor Richelets Sammlung auserleſener Briefe ſteht, verdient geleſen zu werden, und noch weit mehr diejenige, die in dem Traité Général du Stile etc. à Amſterdam 1750. zu finden iſt. Unter den deutſchen Anweiſungen haben ſich des Herrn Rector Stockhauſens Grundſätze den meiſten Beyfall erworben. Wer aber im Lateiniſchen eine recht kurze und ſehr ſchöne Anleitung zu Briefen leſen will, der ſchlage in des Herrn D. Erneſti ſeiner Rhetorik das Capitel von Briefen nach, S. 798.

beſchließe man. Das Skelet von einem ſolchen Briefe ſieht nach ſeinem Aufſatze a. d. 74. S. alſo aus:

Satz: Ich habe mit Betrübniß vernommen, daß deſſen Eheliebſte geſtorben ſey.

Beweis: Denn ſie war ihrer Tugend wegen von jedermann, und dahero auch von mir geliebt und werth gehalten.

Amplificatio per diſtributionem:

a) Wegen ihrer Gottesfurcht,
b) Häuslichkeit,
c) Kinderzucht,
d) Liebe gegen ihren Eheherrn,
e) Freundlicher Bezeugung gegen jedermann.

Beſchluß: Darum iſt es kein Wunder, wenn er, ſo wohl als ich, nebſt andern Freunden, darüber gar ſehr bekümmert worden.

Endlich ſetzet man einen Troſt, nach gegenwärtigem Exempel, bey, und beſchließet den Brief mit einer beliebigen Schlußformel.

Die Ausarbeitung dieſes Aufſatzes klingt alſo:

Wohledler,
Hochgeehrter Herr Secretär.

„Niemals bin ich ſo ſehr beſtürzt geweſen, als „bey Erbrechung Deines Briefes; aus welchem ich „die unverhoffte Nachricht von dem Abſterben Dei-

„ner wertheſten Eheliebſten bekommen. Die Spuren von den Thränen, ſo Du in währendem Schreiben vergoſſen, lockten mir gleichfalls die Thränen aus den Augen, und ich konnte mich um deſto weniger der Thränen enthalten, je größer der Verluſt iſt, den nicht allein Du, ſondern auch alle diejenigen, ſo keine Feinde der Tugend ſind, darüber erlitten. Ihre Gottesfurcht, Häuslichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe gegen ihren Eheliebſten, und ihre ungemeine Beſcheidenheit und Freundlichkeit in dem Umgange mit jedwedem, iſt werth, daß alle, welche den Werth einer Ehefrauen von ſolcher Beſchaffenheit, wie die Deinige geweſen, erkennen, den Verluſt mit Dir beklagen, den Du insbeſondere leideſt. Ich weis Dir ſelber keinen Troſt zuzuſprechen, als daß ich Gott bitte, er wolle den Geiſt des Troſtes in Dein Herz ſchenken, daß Du in chriſtlicher Gelaſſenheit die Weisheit ſeiner Wege erkennen mögeſt. Ich meines Orts wünſche, daß ich forthin Dir allemal durch etwas anders, als Condolenzbriefe, zeigen möge, daß ich ſey ꝛc.“

Man betrachte nur die Erweiterung der Urſache, (Aetiologie) und ſehe, ob ſie natürlich iſt, „Ihre (der verſtorbenen Frau) Gottesfurcht, Häuslichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe gegen ihren Eheliebſten, und ihre ungemeine Beſcheidenheit und Freundlichkeit in dem Umgange mit jedwedem, iſt werth, daß alle, welche den Werth einer Ehefrauen von ſolcher Beſchaffenheit, wie

„die Deinige geweſen, erkennen, den Verluſt mit „dir beklagen, den Du insbeſondre erlitten haſt ‥“. Das heißt, deucht mich, einen Gedanken nicht erweitern, ſondern durch überflüßige Begriffe beſchweren, und durch eingeſchobne Worte aus einander dehnen. Man ſieht dieſer Erweiterung das Studirte, das Mühſame, auf allen Seiten an; und eben dieſes Mühſame und Geſuchte iſt wider den Affect der Traurigkeit, den ich dem Andern zu erkennen geben will. Um dieſe Urſachen auszudenken, brauche ich Gelaſſenheit und Nachſinnen. Wenn ich alſo dieſe Gründe gleichſam in einer Schlachtordnung nach einander hinſtelle: ſo zeige ich an, daß ich nicht ſehr beſtürzt geweſen ſeyn muß. Keine Ordnung würde bey dieſer Gelegenheit die beſte Ordnung geweſen ſeyn. Wer pflegt gegen ſeinen Freund ſo ſtufenweiſe zu declamiren, wenn er ihm mündlich ſagen will, daß er den Verluſt ſeiner Frau bedauert? Wird ein Freund des andern Frau durch alle Prädicamente loben, wer mit ihm von ihrem Tode ſpricht? Wäre der Verfaſſer wirklich gerührt geweſen, ſo würde ihm bald dieſes, bald jenes, von dieſen Umſtänden eingefallen ſeyn; aber nicht auf einmal, und in Einem Perioden; ſo pflegen wir im Affecte nicht zu reden. Aber die Sprache des Herzens wollte ſich in keine Chrie zwingen laſſen. Hätte er hingegen nicht an die Chrie, ſondern an ſeinen armen Freund gedacht, und ſeine Empfindungen niedergeſchrieben: ſo würde der Brief lebhaft und ungezwungen geworden ſeyn. Endlich wenn der gedachte Brief gut wäre, was hat die Chrie dazu beygetragen? Beynahe nichts. Die beiden Sätze: Ihre wackere Frau iſt geſtorben: ich bin betrübt darüber; bieten ſich durch die Sache ſelbſt an, und die Chrie ſagt nichts mehr, als daß ich dieſen vor und jenen nachſetzen kann, oder umgekehrt. Dieſes hat man vorher auch gewußt. Die Erweiterung hat den Verfaſſer zu einem einzigen ängſtlichen Perioden geholfen. Das übrige in dem Briefe iſt alles willkührlich hinzu geſetzt, und der junge Menſch muß es entweder in ähnlichen Fällen erfinden, oder dieſes Modell getroſt abſchreiben. Sollte man alſo wohl junge Leute nach ſolchen Methoden in Briefen anführen, wenn ſie auch nicht unnatürlich wären? Das beſte Mittel, dieſe Methoden zu widerlegen, ſind die guten Briefe der Alten und Neuern. Man nehme ſie, und ſage uns, in welcher Form ſie geſchrieben ſind. Man wird unter hunderten nicht Einen finden, der ſich ohne Gewaltthätigkeit in eine Chrie, oder Schlußrede, zwingen läßt. Dieſe guten Exempel gelten mehr, als alle Regeln. Und aus dieſen Exempeln ſehen wir nichts mehr, als daß es keine abgemeßne Ordnung giebt, die man ſchon im Vorrath hat, ehe man den Brief ſchreibt: ſondern daß die Vorſtellung des Innhaltes jedesmal die Einrichtung giebt; daß dieſe nicht gezwungen ſeyn darf; daß ſie der natürlichen Art zu denken, die ein jedweder hat, überlaſſen iſt. Junge Leute werden tauſendmal mehr Vortheil haben, wenn man ihnen gute Briefe zu leſen giebt, und ſie auf eine brauchbare Art mit ihnen durchgeht, als von allen Regeln. Sie werden an guten Exempeln bald ſehen, wie man einen Brief einrichten, wie man ihn mit Gedanken, die ſich zur Sache ſchicken, ausfüllen ſoll. Man mache ſie auf die natürlichen, und oft bloß wegen ihrer Einfalt ſchönen Stellen, auf die ganze Wendung, die einem Briefe gegeben worden, aufmerkſam. Man laſſe ſie oft aus wohlgeſchriebnen Briefen einen trocknen und kurzen Innhalt in wenig Sätzen ausziehen, und zeige ihnen, wie der Autor den Innhalt belebt und ausgeführt hat; wie er von einem Gedanken zum andern übergegangen iſt: wie er alles verderbt haben würde, wenn er dieſen oder jenen Gedanken mehr auseinander gewickelt hätte. Man mache oft ſelbſt einen Hauptinnhalt aus einem ſolchen guten Briefe, und lege ihn jungen Leuten vor. Man frage ſie, wie ſie davon reden wollen. Man helfe ihnen die Zwiſchengedanken durch Fragen erfinden. Man laſſe ſie den Brief aufſetzen, und alsdann zeige man ihnen das Original ſelbſt.*) Dieſes wird die Fähigkeit zu denken bey jungen Leuten nicht allein vermehren, ſondern ihnen auch unvermerkt einen guten Geſchmack in Briefen beybringen. Ich will die Sache an einem leichten Exempel verſuchen, und folgenden kurzen Brief an einen guten Freund dazu nehmen:

---

*) Bey der Durchſicht ihrer Briefe folge man der Vorſchrift des Erasmus: Neque ſat habeat doctor, manifeſta ſermonis vitia caſtigare, verum ſi quod verbum parum elegans, ſi minus ornatum, ſi ſordidum, ſi durius translatum -- ſi quid abſurdius compoſitum, ſi quid aſperum, ſi quid hiulcum, id notatum emendabit mutabitque. Tum ſi quid alio loco dictum, quod alio magis qua-

Liebſter Freund,

„Fahren Sie doch heute mit mir ſpatzieren. Es
„iſt ſo ſchön Wetter. Unterſuchen Sie nicht, wie
„viel Sie Vergnügen auf dieſer Reiſe haben wer-
„den, denken Sie lieber daran, daß ich ohne Ihre
„Geſellſchaft keins haben werde. Wenn Sie mir
„dieſes ſagten, ſo käme ich gewiß. Der Wagen iſt
„ſchon beſtellt. Wollen Sie kommen? Ja.“

Wenn ich alſo einen jungen Menſchen nach dieſem Exempel üben wollte: ſo würde ich ihm ſagen, er ſollte an einen guten Freund ſchreiben, und ihn bitten,

---

quadrabit: ſi quid additum, quod non cohaereat: ſi quid praeteritum, quod inſeri oportebat: ſi quod argumentum futile, vanum, tranſlatum, aut alioqui vitioſum: ſi quod decus parum feliciter affectatum: ſi locus ſit frigidior: ſi languidius dictum, quod acrius oportebat: ſicubi a decoro fuerit receſſum: ſi tractationis color parum prudenter ſit delectus: ſi verboſius tractatum, quod oportebat breuius: aut ſi breuius perſtrictum, quod fuſius erat tractandum. Nec ſimul tamen omnia reprehendet praeceptor, ſed alias alia. *De conſcrib. epiſt.* p. mi. 49.

bitten, daß er heute mit ihm ſpatzieren führe. Thun Sie, würde ich fortfahren, als ob Sie wirklich Luſt hätten, ſpatzieren zu fahren; was würden Sie Ihrem Freunde bey dieſer Gelegenheit mündlich ſagen? „Daß ich Luſt hätte ſpatzieren zu fahren; daß heute ſchön Wetter wäre; daß er mir „einen großen Gefallen erweiſen würde, wenn er „mit mir führe.“ Aber iſt das nicht zu viel begehrt, daß er bloß Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren ſoll? „Nein, er kann ja eben das „Vergnügen in meiner Geſellſchaft haben, das ich „in ſeiner habe.“ Wollen Sie ihm dieſes ſagen? Fühlen Sie nicht, daß es zu ſtolz geſprochen iſt? Bleiben Sie dabey, daß er Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren ſoll; aber wenden Sie den Gedanken ſo, daß er vortheilhaft für Ihren Freund wird. Laſſen Sie ihm ſehen, wie ſehr Sie ihn lieben. „Ich will ihm alſo ſagen, daß ich „überhaupt ohne ſeine Geſellſchaft kein Vergnügen „genießen könnte.“ Ich dächte, Sie ließen das überhaupt weg. Der Gedanke iſt zu allgemein, und klingt zu ſchmeichleriſch. Machen Sie ihn wahrer. Schränken Sie ihn bloß auf die itzige kleine Reiſe ein. Nehmen Sie das gute Wetter zu Hülfe, und ſagen Sie mir nunmehr, wie Sie ſchreiben wollen. . .

„Ich werde ſchreiben:

„Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, und „fahren Sie heute mit mir ſpatzieren. Es iſt ein „ſo ſchöner Tag, und ich ſage Ihnen, daß ich ohne

„Ihre Geſellſchaft kein Vergnügen auf dieſer Reiſe „haben werde.“ Fällt Ihnen nichts mehr bey, wodurch Sie ihn bewegen könnten? Er ſoll Ihnen einen Gefallen thun. „Ich will ihm ſagen, daß „ich ihm wieder eben dieſen, oder einen andern Ge„fallen erweiſen will.“ Ich will alſo fortfahren: „Sie können verſichert ſeyn, daß ich Ihnen eben „dieſen Gefallen bey andern Gelegenheiten erzeigen „werde.“ Dieſe Stelle iſt mir zu matt. Ihr, Sie können verſichert ſeyn, iſt nicht die vertrauliche Sprache eines Freundes. Werfen Sie es weg. Der Bewegungsgrund, daß Sie ihm eben dieſen Gefallen wieder erweiſen wollen, iſt gar zu proportionirlich. Sagen Sie ihm mehr. Sprechen Sie lieber in der Sprache des Umgangs. „Ich „will Ihnen alles wieder zu Gefallen thun, wenn „Sie mir dieſe Freude machen.“ Wollen Sie noch was weiter ſagen? Wenn Sie im Umgange etwas bitten, was thun Sie am Ende? „Ich bitte noch „einmal.“ Wie wollen Sie alſo ſchließen? „Thun „Sie es doch, und kommen Sie, ich bitte Sie, „ich bitte Sie recht ſehr.“

Nunmehr würde ich ſeinen Brief gegen den erſten halten. Ich würde ihm zeigen, daß ſeine Formel: Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, kein beſondrer Zierrath in einem freundſchaftlichen Briefe wäre. Ich würde ihm zeigen, daß die Stelle: „Unterſuchen Sie nicht, wie viel Sie „Vergnügen auf dieſer Reiſe haben werden; denken Sie vielmehr daran, daß ich ohne Ihre Ge-

„ſellſchaft keines haben werde.“ weit beſſer ſey, als die ſeinige: „Ich ſage Ihnen, daß ich ohne „Ihre Geſellſchaft kein Vergnügen auf dieſer Reiſe „haben werde.“ Die erſte iſt natürlicher. Sie erinnert ihn an ſein eignes Vergnügen, und enthält das, was in uns vorgeht, wenn wir uns zu einer kleinen Reiſe entſchließen ſollen. Sie benimmt dem Andern auf eine höfliche Art die Einwürfe, durch den darauf folgenden kleinen Lobſpruch. Der Lobſpruch ſelber wird beſcheidner und nothwendiger durch die Wendung, die man dem ganzen Gedanken gegeben hat. Auf dieſe Art kann man jungen Leuten ſagen, wie ſie einen bekannten Gedanken durch die Wendung auf gewiſſe Art neu machen können; wie ſie mit einem Einfalle umgehen, und ihn oft nur halb zeigen müſſen, wenn er gefallen ſoll. Ich würde ihm endlich ſagen, warum der Schluß in dem erſten Briefe einigen Vorzug vor dem Schluſſe ſeines Briefes hätte. Wüßte ich einen gezwungnen Brief von eben dieſem Inhalte: ſo würde ich ihn ſolchen leſen laſſen, und ihn nöthigen, mir ſein Urtheil zu ſagen. Es ſteht einer in Junkers Briefſteller, der eben dieſen Innhalt hat:

Mein Herr,

Sehr werther Freund,

„Sie ſind es nun von langer Zeit her überzeugt, „daß ich kein Vergnügen genießen kann, wenn Sie „durch Ihre werthe Geſellſchaft mir ſolches nicht

„gleichſam erſt angenehm machen. Da nun heute überaus ſchön Wetter iſt, welches mich anreizet, eine Spatzierreiſe zu thun: ſo bitte mir die Ehre Ihrer Geſellſchaft aus. Ich erwarte Sie in einer Stunde auf meiner Stube, und Sie werden ſodann den Wagen bereits vor der Hausthüre finden."

Er würde mir das Gezwungne in der Verbindung und in den Perioden, das Matte, das Fremde in den Worten und Redensarten aufſuchen, und mir die Urſachen ſagen müſſen. Dieſe Arbeit ſtärkt die Einſicht, und vermehrt den guten Geſchmack, oder die geſchwinde und zarte Empfindung, das, was ſchön, oder nicht ſchön iſt, an einem Gedanken und an dem Ausdrucke wahrzunehmen. Endlich werden die vielen guten Exempel ein Bild von dem, was einen Brief im Ganzen ſchön macht, in ſeinen Verſtand eindrücken. Es iſt oft keine Urſache vorhanden, warum wir im Denken und Schreiben einen üblen Geſchmack haben, als weil wir keine Gelegenheit gehabt, den guten Geſchmack an ſchönen Beyſpielen kennen zu lernen, oder weil wir uns zuerſt an ſchlimme Exempel gewöhnet haben.

Man vergeſſe alſo die gewöhnlichen Künſte der Briefſteller, wenn man natürliche Briefe ſchreiben will. Man bekümmere ſich dafür um gute Briefe, man leſe ſie mit Aufmerkſamkeit, mehr als Einmal, und mache ſich mit ihren Tugenden bekannt. Gefällt uns einer beſonders: ſo ziehe man, wie ich ſchon geſagt habe, den Hauptinnhalt in Gedanken heraus, und ſehe, wie ihn der Verfaſſer einzukleiden gewußt hat. Man gebe auf die Gedanken Achtung, wodurch er ihn ausgefüllt, und zu ſeiner gehörigen Größe gebracht. Man bemerke ferner die Umſtände, wodurch der Verfaſſer zu dieſem oder jenem Einfalle gekommen iſt, und wie ſie ſich an der Sache dargeboten haben. Man ſehe, wie er ſich leichter und bekannter Gedanken auf eine neue Art zu bedienen gewußt. Wir haben leider noch wenig gute gedruckte Briefe im Deutſchen, und mein Rath wird nur denen helfen, die gute Briefe in fremden Sprachen leſen können, *) oder ſich mit Ueberſetzungen behelfen wollen.

---

*) Unter der groſen Menge Franzöſiſcher Briefe ſind diejenigen, die wir von der **Babet**, der **Marquiſinn von Sevigne**, von ihrem Vetter, dem Grafen von **Büſſy-Rabütin**, von dem Grafen von **Eſtrades**, von **Crebillon**, dem Jüngern, von **Racine**, dem Aeltern, von **Rouſſeau**, und von **Voltairen**, in ſeinen Werken, haben, unſtreitig die beſten. Man findet die Briefe der **Babet** in den Lettres de Reſpect, d'Obligation et d'Amour de Mr. Bourſault. à Paris 1667. Dieſes muntre und witzige Mädchen beſchämt den Beurſault ſehr durch ihre Briefe. Es ſind ihrer kaum dreyßig. Beurſault ſagt in der Vorrede, daß er die andern weggeliehen, und nicht wieder bekommen hätte. Warum hat man ihm doch nicht lieber die ſeinigen abgeborgt? Der Werth der Briefe, welche

Will man ſich ſelber im Briefſchreiben üben: ſo wird man ſehr wohl thun, wenn man im Anfange

gute

die Frau von Sevigne an ihre Tochter, die Gräſinn von Grignan, geſchrieben, iſt bekannt. Man hat ſie in ſechs Bänden zu Haag 1726 wieder aufgelegt. Wer nicht eine Kenntniß von dem damaligen franzöſiſchen Hof hat, wird freylich vieles nicht genug verſtehen, oder nicht genug ſchmecken. Sie ſind, von 1670 an, geſchrieben. Die Briefe des Büſſy würden vielleicht noch ſchöner ſeyn, als ſie ſind, wenn der General, der Staatsmann, der Academiſt, weniger darinn redete; mit Einem Worte, wenn der Graf nicht eben ſo ſtolz, als kleinmüthig, wäre. Die Briefe des Grafen von Eſtrades, die zu Brüſſel 1709 in fünf Bänden unter dem Titel: Lettres, Memoires et Negociations, herausgekommen ſind, und die er als franzöſiſcher Abgeſandter in Holland geſchrieben, ſind für diejenigen, die in öffentlichen Angelegenheiten ſchreiben wollen. Sie haben, als Nachrichten, das Verdienſt, das aus der Kürze, mit der Deutlichkeit verbunden, und aus der Kunſt entſteht, mit einem Prinzen zu rathſchlagen, ohne vertraut zu werden, und unangenehme Nachrichten zu ſchonen, ohne ſie zu verändern. Es ſind zugleich diejenigen Briefe mit eingerückt, welche ſein Herr, der König, und Lionne an ihn geſchrieben haben. **Crebillons** Briefe (Lettres de Madame de M** au Comte de R**) verdienen in Anſehung der Moral nicht angeprieſen zu werden. Ein verheirathetes Frauenzimmer ſchreibt an ihren Liebhaber. Es iſt wahr, daß ſie bey ihrem Tode ſehr unruhig wird; daß ſie ſich die größten

Vergute Briefe überſetzt. Allein dieſe Arbeit iſt ſehr gefährlich, wenn man ſie ohne Aufſeher unternimmt, und

Vorwürfe macht; und vielleicht ſoll dieſes die Lehre ſeyn. Aber ſie liebt doch mitten im Sterben ihren Grafen noch. Soll dieſes auch eine Lehre ſeyn? - Außerdem ſind ſie eine Originalgeſchichte des menſchlichen Herzens, wenn es liebt. Sie ſind natürlich geſchrieben, ſo bald man ein Frauenzimmer vom Verſtande und von der Gemüthsart der Marquiſinn voraus ſetzt. Eben ſo genau ſchildern die Briefe der Ninon L'Enclos. (Lettres de *Ninon* de *L'Enclos* au Marquis de Sevigné, *a la Haye* 1750.) das menſchliche Herz ab, und ſie würden es noch genauer abſchildern, wenn ſie nicht manchmal beſondre Wahrheiten in allgemeine verwandelten. Sie offenbaren in einer muntern und oft boshaften Schreibart die verborgenſten Geheimniſſe der Liebe ſo ſcharfſinnig, daß man die erhabne Enthuſiaſterey der platoniſchen Liebe nicht mit ſtärkern Waffen hätte angreifen können. Wie wenig würde man gegen ſie einzuwenden haben, wenn ſie ſich nicht zuweilen ein wenig allzuſehr auf die andre Seite ſchlügen, der Liebe die Stelle einer Tugend abſprächen, und ſie ganz für eine ſinnliche Empfindung ausgeben wollten. Manche Wahrheit würde vielleicht der Leſer lieber aus dem Munde einer Mannsperſon, als aus dem Munde eines unverheiratheten Frauenzimmers hören wollen. Doch der Verfaſſer, oder die Verfaſſerinn, hätten keine beſſere Perſon zu ihren Briefen wählen können. Wenn ſie ein Frauenzimmer ſchreiben ſollte: ſo konnte ſie eine freye Lenclos am erſten ſchreiben. Uns deucht, daß ſie den und nicht Einſicht genug in beide Sprachen hat. Man kann das ſchönſte Original durch eine halb-

den Briefen des Crebillon noch vorzuziehen ſind. Doch wer weis, ob ſie ihn nicht ſelbſt zum Verfaſſer haben. Racinens Briefe findet man in den Memoires de Jean Racine, die ſein Sohn heraus gegeben. Sie ſind nicht allein als Briefe ſchätzbar, ſondern auch als Nachrichten, die das Leben und den Charakter dieſes vortrefflichen Scribenten erläutern. Er mag als ein Dichter mit ſeinem Despreaux, oder als ein zärtlicher Vater mit ſeinem Sohne reden, ſo iſt er immer Racine. Er iſt es ſogar in den Briefen, die er in ſeinen erſten Jahren geſchrieben, und ſein noch nicht reifer Witz verräth doch ſchon den künftigen groſen Geiſt. Die Briefe des Fontenelle verdienen, deucht mich, größten Theils immer noch eine Stelle unter den guten ſinnreichen Briefen. Man wirft ihnen den Fehler des Geſuchten vor; aber wenn weis ein Fontenelle nicht ſeine Fehler durch Schönheiten zu bedecken? Man hat von dieſen und von Crebillons Briefen eine deutſche Ueberſetzung; die erſte iſt von dem Herrn Profeſſor von Steinwehr, und die andre von Herr Strauben. An den ſinnreichen Werken der Frau von **Lambert** (Oeuvres de Madame la Marquiſe de *Lambert*, a Lauſanne 1747) ſtehen auch einige ſchöne Briefe, davon man aber die meiſten eher kleine Betrachtungen aus der Moral und Critik, als Briefe im eignen Verſtande, nennen könnte. Wer den feinen Geſchmack des **St. Mard** kennt, der wird ſich auch von ſeinen galanten und philoſophiſchen Briefen, welche den getreue Ueberſetzung verderben. Das heißt nicht getreu überſetzen, wenn man nur den Sinn ſeines

Autors

---

zweyten Band ſeiner Werke ausmachen, nicht wenig verſprechen können, obgleich der Verfaſſer ſelbſt davon das Urtheil fällt, daß ſie zum Theil vielleicht zu tiefſinnig, zum Theil, als ein Werk ſeiner Jugend, zu ſchimmernd wären. Richelet hat eine Sammlung von Briefen verſchiedener franzöſiſcher Scribenten, auszugsweiſe, in zween Bänden herausgegeben, und ſie unter gewiſſe Claſſen gebracht. Ich zweifle, daß er recht gut gewählt hat. Man findet vor dem erſten Theile ein langes Verzeichniß von Briefſchreibern ſeiner Nation; und wer ein noch längeres ſehen will, der leſe den Herrn Arenheld in ſeinem Conſpectu Bibliothecae vniuerſalis - - Epiſtolarum, 38-58. Seite. Hanou. 1746. Es ſind nach dieſer Zeit noch eine Menge guter Briefe in franzöſiſcher Sprache erſchienen. Einen großen Theil derſelben kann man in den geſammelten **Frauenzimmerbriefen zum Unterrichte und Vergnügen**, in 12 Bänden, und in dem **Unterrichte und Zeitvertreibe für das ſchöne Geſchlecht in geſammelten Briefen und Erzählungen**, beide aus verſchiedenen Sprachen ins Deutſche überſetzt leſen. Dieſe letzte Sammlung wird noch bey Weidmanns Erben und Reich fortgeſetzt und beſteht bereits aus 26 Theilchen. Man hat im Italiäniſchen bey nahe eine eben ſo große Menge Briefe, als im Franzöſiſchen; gute und ſchlechte. **Annibal Caro**, **Guidiccioni**, **Bonfadio**, **Bembo**, **Bentivoglio**, **Loredano** und **Lupis** ſind bekannt. Die Briefe des **Annibal Caro** (Lettere famigliari. *Ven.* 1574. II. *Vol.*

Autors ausdrückt. Jch muß auch die Art, mit der er denkt, und den Ausdruck ſeiner Gedanken genau beybehalten; oder wo dieſes in meiner Sprache nicht mehr angeht, beides mit gleichgeltenden Schönheiten zu verwechſeln wiſſen. Dazu gehört viel Geſchmack, und viel Stärke in den Sprachen. Unterdeſſen hat das behutſame Ueberſetzen einen doppelten Vortheil. Man wird mit den Schönheiten eines Originals beſſer bekannt, und man bereichert ſeinen Ausdruck, weil man genöthigt iſt, die Wörter und Redensarten ſeiner Sprache in Gedanken aufzuſuchen, um den fremden Ausdruck zu erreichen, ohne ihn zu ſchwächen, und doch auch ohne undeutſch zu reden. *)

II. *Vol.*) und des Bonſadio nehmen unter den guten, ſo wie des **Loredano** und **Lupis** ſeine unter den ſchlechten Briefen, die erſten Stellen ein. Caro unterſcheidet ſich nicht nur durch das Natürliche und Ungezwungene in den Gedanken und in dem Ausdrucke; auch das Verdienſt, das man ihm in Anſehung der Reinigkeit und Schönheit der Sprache zugeſtehen muß, macht ſeine Schreibart ſchätzbar. Und man muß ſich wundern, wie ein Volk, das einen Caro in Briefen gehabt, im Stande geweſen iſt, die froſtigen Metaphern und die gothiſchen Zierrathen des Loredano einiger Aufmerkſamkeit zu würdigen.

*) Cicero ſagt, daß er in ſeinen jüngern Jahren dieſen doppelten Vortheil, durch das Ueberſetzen der griechiſchen Reden, erlangt habe: Poſtea mihi placuit eoque ſum vſus

Wenn man endlich ſelbſt Briefe ſchreiben will, ſo vergeſſe man die Exempel, um ſie nicht knechtiſch nachzuahmen, und folge ſeinem eignen Naturelle. Ein jeder hat eine gewiſſe Art zu denken und ſich auszudrücken, die ihn von Andern unterſcheidet. Dieſe ſoll er wohl nach guten Exempeln ausbilden, aber ſie nie unterdrücken, ſonſt wird er eben dadurch gezwungen und unnatürlich werden. Wenn wir alle auf einerley Art dächten: ſo würde die Aufmerkſamkeit und das Vergnügen wegfallen; wir würden bey einander einſchlafen. Die Mannichfaltigkeit des Vortrags befördert hingegen unſer Vergnügen, und wer ſeiner eignen Art zu denken nicht folgt, der benimmt ſich das ſicherſte Mittel, dem Andern zu gefallen, und etwas neues zu ſagen. Wer ſich gar nichts, ſondern alles ſeinem Originale zutraut; wer im Nachahmen nichts thun will, als nur ſeinem Beyſpiele kümmerlich folgen *), der wird ihm

---

vſus adoleſcens, vt ſummorum oratorum graecas orationes explicarem, quibus lectis hoc aſſequebar, vt, cum ea, quae legerem Graece, Latine redderem, non ſolum optimis verbis vterer, et tamen vſitatis, ſed etiam exprimerem quaedam verba imitando, quae noua noſtris eſſent, dummodo eſſent idonea. L. I. de *Orat.* p. 305. *l. c.*

*) Eum nemo poteſt aequare, cuius veſtigiis ſibi utique inſiſtendum putat. Neceſſe eſt enim ſemper ſit poſterior, qui ſequitur. Adde, quod plerumque facilius eſt plus facere, quam idem. *Quinctil.* L. X. c. 2. Turpe

ihm nicht allein nicht gleichen, ſondern auch ſtets unter ihm ſeyn. Ueber dieſes iſt es meiſtentheils leichter, mehr zu thun, als eben daſſelbe zu thun: und eben ſo unanſtändig, bloß auf Anderer Koſten zu ſchreiben, als auf Anderer Koſten zu leben. Und was würde durch das Nachahmen erhalten worden ſeyn, wenn keiner mehr ausgerichtet hätte, als das Original, dem er folgte?

Man vergeſſe im Schreiben nicht, daß der Vorrath der Gedanken und der Worte zu einem guten Briefe meiſtens in der Nähe liege, und daß viele nur darum ſchlechte Briefe ſchreiben, weil ſie beides in der Ferne ſuchen, und ſich deſſen nicht bedienen wollen, was ihnen die Sache und die Beſchaffenheit der Perſonen freywillig darbieten. Sie halten das Nahe für gemein. Sie ſuchen, und ſie kommen dadurch aus den Grenzen des Natürlichen *). Die Kunſt ſoll in den Briefen eigentlich

nichts

---

pe etiam illud eſt, contentum eſſe id conſequi, quod imiteris. Nam rurſus quid erat futurum, ſi nemo plus effeciſſet eo, quem ſequebatur? *ibid.*

*) Plerumque optima rebus cohaerent et cernuntur ſuo lumine. At nos quaerimus illa, tanquam lateant ſemper, ſeque ſubducant. Ita nunquam putamus circa id eſſe, de quo dicendum eſt; ſed ex aliis locis petimus et inuentis vim afferimus *Quinctil.* L. 8. *Prooem.* Man kann folgende Stelle aus dem zehnten Buche eben dieſes vortrefflichen Anführers in der Beredſamkeit zu einer Regel bey der Verfertigung der Briefe machen:

Si

nichts thun, als wehren, daß die gewöhnlichen Vorſtellungen keinen Ekel erwecken.

Die Gelegenheiten, bey denen wir ſchreiben, erzeugen die meiſten Gedanken in Briefen. Man ſey alſo aufmerkſam auf die kleinen Umſtände, welche die Gelegenheit darbietet, um ſich mit Gedanken zu bereichern. Wer von Natur unempfindlich iſt, den wird nichts rühren, als das Grobe an einer Sache, und er wird von den vorkommenden Dingen immer auf eine gemeine Art reden. Wenn man hingegen viel an einer Sache ſieht, ſo bekömmt man viele und alſo auch neue Vorſtellungen. Auf dieſe Art entſteht das Volle und das Muntre in der Schreibart. Wer unter vielen Vorſtellungen, durch die Hülfe einer zarten und glücklichen Empfindung, die leichteſten, feinſten und nöthigſten wählen, und einen gewiſſen Wohlſtand in ihrer Verbindung beobachten kann, der wird gewiß gute Briefe ſchreiben.

Si non reſupini, ſpectantesque tectum, et cogitationem murmure agitantes, expectauerimus quid obveniat; ſed quid res poſcat, quid perſonam deceat, quod ſit tempus --, intuiti, humano quodam modo ad ſcribendum acceſſerimus. Sic nobis et initia, et quae ſequuntur, natura ipſa praeſtabit. Certa ſunt enim pleraque, et, niſi conniueamus, in oculos incurrunt: ideoque nec indocti, nec ruſtici diu quaerunt, vnde incipiant. Non ergo putemus ſemper optimum eſſe, quod latet. L. X. c. 3.

den. Aus dieſem Grunde kann man ſicher ſagen, woher es kömmt, daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe ſchreiben, als die Mannsperſonen.*) Die Empfindungen der Frauenzimmer ſind zarter und lebhafter, als die unſrigen. Sie werden von tauſend kleinen Umſtänden gerührt, die bey uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, ſondern auch leichter gerührt, als wir. Eine Vorſtellung macht bey ihnen geſchwind der an-

dern

---

*) Ich will dem Frauenzimmer zur Ehre eine ſehr ſchöne Stelle aus dem la Bruyere anführen: Elle (les Lettres de *Balzac* et de *Voiture*,) ſont vuides de ſentimens, qui n'ont regné que depuis leur tems, et qui doivent aux femmes leur naiſſance. La ſexe va plus loin, que le nôtre, dans ce genre d'écrire: elles trouvent ſous leur plume des tours et des expreſſions, qui ſouvent en nous ne ſont l'effet que d'un long travail et d'une pénible recherche, elles ſont heureuſes dans le choix des termes, qu'elles placent ſi juſte, que tout connus qu'ils ſont, ils ont le charme de la nouveauté et ſemblent être faits ſeulement pour l'uſage, où elles les mettent. Il n'appartient qu'à elles de faire lire dans un ſeul mot tout un ſentiment, et de rendre délicatement une penſée, qui eſt délicate. Elles ont un enchaînement de diſcours inimitable, qui ſe ſuit naturellement, et qui n'eſt lié que par le ſens. Si les femmes étoient toûjours correctes, j'oſerois dire, que les lettres de quelques-unes d'entre-elles ſeroient peut-être ce que nous avons dans nôtre Langue de mieux écrit. *Tom. I. pag. 152.*

dern Platz, daher halten ſie ſich ſelten bey einem guten Gedanken zu lange auf: wir fühlen ihn ſtärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um. Ihre Gedanken ſelbſt ſind, wie ihre Eindrücke, leicht; ſie ſind ein ſcharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer ſorgen weniger für die Ordnung eines Briefs, und weil ſie nicht durch die Regeln der Kunſt ihrem Verſtande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: ſo wird ihr Brief deſto freyer und weniger ängſtlich. Sie wiſſen durch eine gewiſſe gute Empfindung das Gefällige, das Wohlanſtändige, in dem Putze, in der Einrichtung eines Gemäldes, in der Stellung des Tiſchgeräthes leicht zu bemerken und zu finden; und dieſe gute Empfindung der Harmonie unterſtützt ſie auch im Denken und Briefſchreiben. Wer die Farben wohl zu wählen, und Theile, die nicht nothwendig zuſammen gehören, ſo zu ſtellen weis, daß eins das andre erhebt, der wird auch ſeine Gedanken in einem Briefe gut wählen und geſchickt ordnen können. Wir reden nicht von Frauenzimmern, die unter Leuten von verderbtem Geſchmacke aufgewachſen ſind; die ihren Verſtand und ihre Sprache noch durch keinen vernünftigen Umgang, durch kein gutes Buch ausgebeſſert haben; nein. Aber wir meynen auch nicht vielwiſſende Frauenzimmer, nicht ſolche, vor welchen Juvenal *) die Männer warnt:

Non

---

*) Juv. Sat. 6.

Non habeat matrona, tibi quae juncta recumbit,
Dicendi genus, aut curvum ſermone rotato
Torqueat enthymema, nec hiſtorias ſciat omnes,
Sed quaedam ex libris, et non intelligat.

Man kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterſcheidungszeichen in einer Rede unwiſſend ſeyn, und immer noch ſehr ſchöne Briefe ſchreiben. Und es iſt keine geringe Ehre für die Frauenzimmer, daß die Briefe der Frau von Sevigne, zu denen ich noch die Briefe der Babet rechne, die ſie an den Bourſault geſchrieben, von den größten Kunſtrichtern für die natürlichſten in ihrer Art gehalten werden. Das Herz der Sevigne fließt ſtets von den lebhafteſten Empfindungen der Freundſchaft und Liebe gegen ihre Tochter über. Man erſtaunt über die ungemeine Zärtlichkeit; man fürchtet, ſie werde ſie übertreiben, ſie werde aus dem Charakter einer Mutter fallen; und eben dieſe große Zärtlichkeit, die in der Sprache einer andern Mutter abentheuerlich, oder doch ekelhaft werden würde, bleibt in dem Munde der Sevigne ſchön und natürlich. Man nimmt ihre Empfindungen unwiſſend an. Man gefällt ſich bey dem, was man fühlt, und man würde oft unzufrieden ſeyn, wenn ſie anders geredt, ſich behutſamer ausgedrückt, und eine gewiſſe liebenswürdige Nachläſſigkeit vermieden hätte. Sie iſt außer der Stunde ihres Affects in den Augenblicken, wenn ſie erzählt, oder ſcherzt, eben ſo lebhaft in ihren Vorſtellungen, eben ſo fruchtbar an Bildern, eben ſo naif bey Kleinigkeiten.

Ob gleich alle Briefe natürlich ſeyn ſollen: ſo müſſen es doch die am meiſten ſeyn, in welchen ein gewiſſer Affect herrſcht. Wenn man alſo dem Andern ſeine Traurigkeit, ſein Mitleiden, ſeine Freude, ſeine Liebe, in einem hohen Maaße zu erkennen geben, oder in ihm ſelbſt die Empfindungen erwecken will: ſo laſſe man ſein Herz mehr reden, als ſeinen Verſtand; und ſeinen Witz gar nicht. Man wiſſe von keiner Kunſt, von keiner Ordnung in ſeinem Briefe. Der Beweis dieſer Regel liegt in den Affecten ſelber. Wer recht gerührt, recht betrübt, recht froh, recht zärtlich iſt, dem verſtattet ſeine Empfindung nicht, an das Sinnreiche, oder an eine methodiſche Ordnung, zu denken. Er beſchäfftigt ſich mit nichts, als mit ſeinem Gegenſtande. Von dieſem iſt er voll, und ſeine Gedanken ſind geſchwinde und abgedrungene Abdrücke ſeiner Empfindungen. Die Rede wird, gleich dem Gefühle, ſtark und unterbrochen ſeyn. Wie unſer Herz, wenn es in Wallung iſt, geſchwinder und ſtärker ſchlägt, und die vorige Ordnung nicht mehr hält: ſo unterbricht auch der Affect die gewöhnliche Art zu denken, und ſich auszudrücken. Es iſt alſo in ſolchen Briefen nichts unnatürlicher, als das, was Nachdenken, Kunſt und Mühe verräth. Es wird eine gewiſſe Stille und Ruhe des Geiſtes erfordert, wenn wir unſre Vorſtellungen wohl verbinden wollen, wenn wir auf Vergleichungen, Gegenſätze und andere witzige Einfälle fallen ſollen. Der Affect aber läßt uns zu dieſer Arbeit weder Zeit noch Ruhe; und das Sinnreiche, es ſey ſo ſchön, als es will, iſt in ſolchen Briefen allemal verwerflich. Man muß aus eben dem Grunde nicht für den Schmuck in Worten ſorgen. Unſer Gedächtniß wird uns diejenigen ſchon eingeben, die den Leidenſchaften eigen, und deswegen die kräftigſten ſind. Ein verwegner Ausdruck, der ſonſt nicht gebräuchlich iſt, kann im Affecte ſchön werden, weil ihn die Heftigkeit meiner Empfindung rechtfertiget. Eine Wiederholung des vorigen, mit eben den Worten, oder in andern Worten, kann in einem ſolchen Briefe zur Schönheit werden, weil wir oft glauben, eine Sache noch nicht, oder nicht genug geſagt zu haben, die uns ſtets vor den Augen ſchwebt. Eine Frage, die bey einer andern Gelegenheit überflüßig iſt, kann in dergleichen Briefen natürlich ſeyn. Kurz, wer die Betrübniß, die Freude, die Liebe, das Mitleid, das er zu erkennen geben, oder erwecken will, in der That empfindet, dem wird es nicht ſchwer ſeyn, davon zu reden; es müßte ihn denn die Armuth der Sprache, oder ein angewöhnter böſer Geſchmack verhindern. Wer ein Exempel von einem recht übertriebnen Trauerſchreiben ſehen will, der leſe Neukirchs Brief an die Frau von Bojanowsky,*) über den Tod ihres Gemahls.

Allein

*) S. Neukirchs galante Briefe am Ende des Junkeriſchen Briefſtellers, S. 210. Man findet dieſe Briefe auch

Allein, wird man ſagen, wenn man nun ſelbſt nicht gerührt iſt, wie ſoll man denn da ſchreiben? Wie viel Condolenzbriefe, wie viel Freudensbezeugungen müſſen wir nicht mit kaltem Blute aufſetzen? Unſer Herz nöthiget uns nicht dazu, ſondern die Mode, der Wohlſtand, der bloße Name eines Freundes, eines Clienten. Man ſtellt ſich, als ob man etwas wäre, das man nicht iſt. Gut! Wer eigennützig genug iſt, ſich zu verſtellen, oder wer dazu gezwungen iſt, der behält doch allemal in ſeinen Briefen die Pflicht, den Charakter zu beobachten, den er vorſtellen will. Er wird ſich doch erinnern können, wie er ſelbſt, oder Andre, bey dergleichen Gelegenheit, im Affecte zu reden pflegen. Dieſe Sprache muß er nachahmen, wenn man nicht ſein kaltes und verſtelltes Herz entdecken ſoll: allein er muß ſie nicht übertreiben. Er muß allen Vergrößerungen und Künſteleyen entſagen, damit ſein Affect nicht ſtudirt, oder komiſch werde. Er erinnere ſich folgender Erzählung:

Ein junger Menſch, der, wenn er Briefe ſchrieb,
Die Sachen kunſtreich übertrieb,
Und wenig gern mit ſtolzen Formeln ſagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerſchreiben vor,
Darinn er einen Freund beklagte,
Der ſeine Frau durch frühen Tod verlor,

Und

---

auch bey einer Ueberſetzung der Briefe des le Pays, die zu Hamburg 1730 herausgekommen; desgleichen in Volks Briefſteller.

Und ihm mit vielem Schulwitz ſagte,
Daß nichts gewiſſer wär, als daß er ihn beklagte.

Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu ſchwer und zu ſtudirt zu ſeyn.
Was haben Sie denn ſagen wollen?
„Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt;
„Daß er ein Weib verlor, die er mit Recht geliebt,
„Und meinem Wunſche nach ſtets hätte haben ſollen;
„Daß ich, von Lieb und Mitleid voll,
„Nicht weis, wie ich ihn tröſten ſoll.
„Dieß ungefähr, dieß hab ich ſagen wollen."

Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum ſind Sie ſich denn durch Ihre Kunſt zuwider?
O ſchreiben Sie doch nur, was Sie mir ſagten, nieder:
So wird Ihr Brief natürlich ſeyn.

Ueberhaupt läßt ſich von keinen Briefen weniger hoffen, als von denen, die der Geiſt des Ceremoniels und der Mode eingeführt, und an gewiſſe betrübte oder freudige Fälle, oder an gewiſſe Tage, an Namens- Geburts- und Neujahrs-Tage, gebunden hat. Sie ſind die beſchwerlichſten, und aus einer gerechten Strafe gemeiniglich die ſchlechteſten. Es ſind Geburten, denen man ihre Herkunft, denen man die Verſtellung, die Schmeicheley, den Eigennutz, die Sklaverey, gemeiniglich anſieht. Es ſind ausgedehnte, froſtige, übertriebene Complimente. Die Materie verändert ſich in dieſen Briefen nicht. Das Erfreuen, das Glückwünſchen, das Bezeugen des Mitleids bleibt allemal das Hauptwerk, und die Gelegenheit iſt nur die Urſache dazu. Wer kann von einem ſo unfruchtbaren Innhalte etwas anſtändiges ſagen? Und wenn es Einmal angeht, wer kann es zehn, zwölfmal verändert thun? Wer kann bey kleinen und täglichen Fällen, worüber die Perſon oft ſelbſt nicht betrübt iſt, an die man ſchreibt; wer kann ſich da immer auf eine natürliche Art betrüben? Wer kann immer auf eine andre Art, in einem ganzen Briefe, Glück wünſchen, ohne gezwungen zu werden? Ein bloßes Compliment läßt ſich ſeiner Natur nach nicht ausdehnen, wenn man ihm nicht Gewalt anthun will. Gleichwohl wird aus einem Complimente, wie wir es mündlich machen, noch kein Brief nach der Mode. Seine Zuflucht zu langweiligen Anfangs- und Schluß-Formeln nehmen, iſt pedantiſch. Sein Compliment in das Sinnreiche einkleiden, iſt eben ſo viel, als wenn ich ein mündliches Compliment nicht herſagen, ſondern meinen Gönnern nach den Noten abſingen wollte. Wenn nicht das beſondre Verhältniß, das zwiſchen mir und dem Gönner iſt, freywillig etwas zum Anfange, oder zur Ausfüllung ſolcher Complimente hergiebt; kurz, wenn die Beſchaffenheit der Perſonen, und gewiſſer zufälliger Umſtände, uns nicht bey ſolchen Gelegenheiten beredt macht, und uns zu einer guten Einkleidung hilft: ſo werden ſolche Briefe immer leer und unnatürlich bleiben. Mich deucht, große Herren wären glücklich, wenn die Mode zu gratuliren und condoliren unter ihren Clienten abkäme. Wie oft muß nicht ein vornehmer Mann, an dem Neujahrstage, oder an ſeinem Geburtsfeſte, überhäuft von den ſchriftlichen Complimenten ſeiner Verehrer, aus dem Plautus klagen: *Vix ex gratulando miſer jam eminebam.* Und wenn auch dergleichen Briefe keine höflichen Zwangsmittel ſind, wodurch man den Gönner zu etwas nöthigen will; wenn ſie auch, unſre Ehrfurcht zu bezeigen, geſchrieben werden: ſo ſind es doch ſo ungewiſſe und durch die Mode ſo verdächtig gewordne Zeichen, daß uns oft Angſt dabey werden muß, wenn wir uns ihrer bedienen. Man leſe zum Exempel folgenden Neujahrsbrief:

„Meine Schuldigkeit erfordert, Ew. Excellenz bey
„dem Eintritt des neuen Jahres meinen unterthänigſten Glückwunſch abzuſtatten. Allein ich ſuche
„die Worte vergebens, wodurch ſich das alles ausdrücken ließe, was man Ihnen wünſchen muß,
„wenn man das Verlangen ſeines eignen Herzens
„befriedigen will. Sind Zufriedenheit, Leben und
„Hoheit eine gewiſſe Belohnung der Verdienſte: ſo
„werden Ew. Excellenz mit dieſem Jahre noch eine
„lange Reihe zufriedner und glückſeliger Tage antreten. Ich werde nie ablaſſen, um die Erfüllung

„dieſer Wünſche die Verſicht anzurufen, und mit „der erſinnlichſten Ehrerbietung zu beharren ꝛc.

Man fühlt den Zwang in dieſem Briefe, ob er gleich in ſeiner Art noch erträglich iſt. Es iſt nicht gerade zu, es iſt durch einen kleinen Umweg gewünſcht, und dadurch hat der Wunſch die Länge eines Briefs erreicht; aber vielleicht merkt man den Kunſtgriff zu ſehr. Der Wunſch iſt nicht in den gewöhnlichen Formeln abgefaßt, und auf dieſe Art hat er zwar das Alltägliche verloren; aber eben dadurch iſt er redneriſch geworden. Unterdeſſen glaube ich doch, daß man beſſer thut, wenn einmal ſolche Briefe geſchrieben werden ſollen, daß man ſie durch eine Tour verlängert, als daß man den Wunſch auf die Folter ſpannt, und alle ſeine Theile unförmlich ſehen läßt; daß man, ſage ich, beſſer thut, wenn man ihn in feine Worte einkleidet, als wenn man ſich der Canzleyſprache bedient, wozu uns Herr Lünig durch ſeine curiöſen Hof- und Staatsſchreiben und durch ſeinen Vorrath wohlſtyliſirter neuer Briefe hat einladen wollen. Ich will aus dieſer letzten Sammlung ein kleines Exempel anführen.

„Wir zweifeln nicht, es werden Ew. Liebden das „zu Ende eilende Jahr bey allem hohen Vergnügen „zurück legen, und haben dahero zu Bezeigung Unſerer Freund-Vetterlichen (Nachbarlichen) Ergebenheit nicht ermangeln wollen, zu dem geſegneten

„Eintritte dieſes inſtehenden neuen Jahres zu gratuliren,
„mit dem aufrichtigſten Beywunſch, daß
„der Allerhöchſte Ew. Liebden in dieſem und vielen
„folgenden Jahren mit aller ſelbſtwählenden Fürſtlichen
„Proſperität, und demjenigen, was ſonſt zu
„Dero Contento gereichen kann, mildiglich erfreuen
„wolle, die wir Ew. Liebden unter ausbittender
„Continuation Dero hochſchätzbaren Freundſchaft
„und Wohlwollens zu Erweiſung ꝛc. ꝛc.

So muß man ſchreiben, wenn man wohlſtyliſirt ſchreiben will. Außer der Armuth des Innhalts in den Complimentbriefen, macht auch der Reſpect, den man zu beobachten hat, dergleichen Briefe ſchwer und ſteif. Man ſoll mit großen Herren nicht frey reden; und was iſt alsdann möglicher, als daß man ängſtlich ſpricht? Man ſoll demüthig und ehrerbietig ſprechen; und wie leicht kann dieſe Sprache kriechend und ſklaviſch werden? Man ſoll mit großer Behutſamkeit reden, und aus großer Behutſamkeit wird man oft koſtbar und gezwungen. Die Regeln des Ceremoniels ſchränken die natürliche Art, zu denken, ſo ſehr ein, daß man dieſe oft unterdrücken muß, wenn man jenes beobachten will. Die Art unſrer langen und großen Ehrenwörter thut in dergleichen Briefen dem Ausdrucke und den Geſetzen der Sprache viele Gewalt an. Wir haben Abſtracta gemacht, und den gnädigen Herrn in die Gnade, den Hochedlen in das Hochedle, und ſo weiter verwandelt. Man ſoll nach dem Befehle der Briefſteller dieſe Titulaturen an beſtimmten Stellen wiederholen. Dieſes muß nothwendig Ekel und Bangigkeit im Ausdrucke verurſachen. Man ſoll nicht, wie man meiſtens im Umgange redet, durch Sie, Ihnen, Ihre, ſondern durch Dieſelben, Dero, Deroſelben, Höchſtdenenſelben, reden. Und wenn alles dieſes nicht die Grammatik beleidigte: ſo beleidigte es doch das Ohr. Will man das Hochgebohrne nicht alle Augenblicke wiederholen: ſo muß man lange Perioden machen, und Sätze, die natürlicher Weiſe unverbunden geſagt werden wollen, in Einen Perioden zwingen. Unſere Anführer treiben uns noch weiter. Wir ſollen aus Ehrerbietung für Andre, die Wörter von ihrer natürlichen Stelle verdrängen, und zum Exempel nicht ſagen: Nachdem ich ſo glücklich geweſen, Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen; ſondern: nachdem Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, ich ſo glücklich geweſen bin. Dieſe und noch viele andre Kleinigkeiten, die man beobachten ſoll, machen es beynahe unmöglich, einen ſolchen Complimentbrief natürlich abzufaſſen. Sie ſtören die freye Art zu denken, ſo wie vielleicht die weitſchweifigen Titulaturen in den Kirchengebeten die Andacht ſtören, wenn wir, indem wir z. E. um Gnade für den Lehnsherrn des Dorfs bitten, zugleich den ganzen Titel des gnädigen Herrn herbeten hören, über dem man oft zwey bis dreymal Athem holen muß.

Die Bittſchreiben und Dankſagungsbriefe an große Herren ſind weit leichter zu machen, als die leeren Complimente. Man hat einen wahren Inhalt, dazu ſich immer verſchiedene Umſtände, verſchiedene Gedanken anbieten, die man von der Großmuth, von dem edelmüthigen Beſtreben ſeines Gönners, uns und Andre glücklich zu machen, von den Wohlthaten ſelbſt, die er uns ſchon erwieſen hat, hernehmen kann. Das Verlangen, Andre zu unſerm Glücke geneigt zu machen, und die Dankbarkeit, ſind beredte Empfindungen, und man hat im Schreiben mehr zu befürchten, daß ſie uns zu übertriebnen Gedanken bringen werden, als daß ſie uns gar keine eingeben ſollten. Ob nun wohl dergleichen Briefe an große Herren mehr Schmuck vertragen, als andre, und ob man gleich mit einem vornehmen Manne nicht ſchläfrig ſprechen ſoll: ſo muß man ſich doch auch nicht dem Balzaciſchen oder Voitüriſchen Geſchmacke überlaſſen, und weder, ohne auszuruhen, noch auch, was der größte Fehler dieſer Männer iſt, immer auf Einen Schlag ſinnreich ſeyn. Muntre Köpfe ſind dieſem Unglücke am leichteſten unterworfen. Es hat dieſen beiden Männern nicht an Witze gefehlet. Nein, ſie haben eher zu viel Witz. Sie pralen damit. Sie wollen ihn ſtets anbringen, es koſte, was es wolle. Alles, was ſie betreten, ſoll eine Roſe werden. Sie verſchwenden ihre Hyperbolen in den Lobſprüchen, ihre Gegenſätze in dem Scharfſinnigen. Sie werden alſo, zur Unzeit und gezwungen, ſinnreich in ihren Briefen. Endlich ſind ſie immer auf einerley Art witzig, und alles, auch das Beſte, ermüdet, wenn es immer eben daſſelbe bleibt. Voitüre iſt ohne Zweifel dem Balzac noch vorzuziehen, wenigſtens ſind einige von ſeinen ſcherzhaften Briefen *) angenehm zu leſen. Boileau hat beider Schreibart in zween Briefen an den Herzog von Vivonne nachgeahmt, **) und ſeine Nachahmung iſt die beſte Satyre, die man dawider machen kann. Eine Probe von den Balzaciſchen Schönheiten mag folgender Brief ***) an

---

*) Der Herr von Voltaire ſetzet die Zahl derſelben bis auf viere oder fünfe herunter, und meynt, daß die übrigen nicht viel höher zu halten wären, als die Briefe des Boursault und le Pays. (S. ſeinen Temple du Goût.) Wir wollen uns des Voitüre nicht annehmen; aber daß Herr Voltaire den Büſſy mit ſeinen Briefen nicht in den Tempel laſſen will, ſcheint eine kleine Tyranney zu ſeyn. Die Fehler ſeiner Briefe ſind Fehler ſeines Herzens, und nicht ſeines Verſtandes. Die Sprache ſeiner Eigenliebe iſt beſchwerlich, das beſtändige Wehklagen über ſein Unglück iſt ein Fehler; aber deswegen hört ſeine Schreibart nicht auf, natürlich, leicht und fein zu ſeyn. Pitaval beſchwert ſich über dieſen Ausſpruch des Herrn Voltaire: Il lui a fait une auſſi grande injuſtice, qu'on la lui feroit, ſi on ne l'y plaçoit même: je ne crois pas que nous ayons rien dans le ſtile Epiſtolaire, qui ſurpaſſe le ſtile fin et aiſé du Comte de Buſſy, S. *Cauſes celebres*, Tom. VI. p. 317.

**) S. den vierten Theil ſeiner Werke, d. 93. S. Amſt. Ausgabe.

***) Lettres de Mr. *Balzac*, à Amſterd. 1664. p. 356.

an die Marquiſinn von Montauſier ſeyn. Er wünſcht ihr zu ihrer Niederkunft Glück.

Madame,

„Ob mich gleich meine Krankheiten von den
„Pflichten des bürgerlichen Lebens befreyen: ſo will
„ich mich doch meines Privilegii heute nicht bedienen.
„Es giebt Gelegenheiten, wo alle Privilegia
„aufhören müſſen, und Sie haben uns eine ſo gute
„Nachricht von ſich hören laſſen, daß ich darüber
„vergeſſen habe, daß ich krank bin. Sie hat die
„Kraft gehabt, mich aus einem Schlummer zu erwecken,
„aus dem der Ruf von Frankreichs Siegen,
„und die Triumphlieder der öffentlichen Zeitungen
„mich zu ermuntern nicht vermögend waren.
„Sie hat mir die Freude gegeben, ſo wenig ich auch
„fähig war, Freude anzunehmen. Da ſie mir nun
„die ſüße Gemüthsbewegung wieder gegeben hat,
„die ich gar verloren zu haben glaubte: ſo halte
„ichs für meine Schuldigkeit, Ihnen, Madame,
„für mein eignes Vergnügen zu danken, das ich in
„dem Ihrigen finde. Die Feſttage Ihres Hauſes
„ſind keine Privatfeſte, und bilden Sie ſich ja
„nicht ein, daß Sie nur für ſich allein glücklich
„ſind. Nein, Madame, es iſt ein Licht, womit
„ſie die Welt ausgeſchmückt haben; es iſt ein Glück,
„das Sie unſerm Jahrhunderte zu Wege gebracht
„haben. Und weil ich mich neuerlich wieder zum
„Poeten aufgeworfen; ſo wird es Ihnen nicht
„fremd vorkommen, wenn mir ein Wort entfährt,

„das prophetiſch klingt. Ich kann von dem nicht
„niedrig reden, noch eine nur geringe Hoffnung
„von dem haben, was ſich von zwo Perſonen herſchreibt,
„für die ich eine ſo hohe Ehrerbietung
„trage. Man kann in dem Falle unmöglich verwegne
„Wünſche thun, wenn Sie dieſelben erfüllen
„ſollen. Und weil die vortreffliche Erziehung
„nicht weniger von Ihnen ſelbſt herkommen ſoll,
„als die vortreffliche Geburt: ſo glaube ich auch
„nicht weniger wahrhaft in meinen Prophezeihungen
„zu ſeyn, als ich itzt in der Verſicherung bin,
„zeitlebens zu ſeyn ꝛc. ꝛc.“

Dieſer Brief läuft von den Schönheiten der Vergrößerung und des Gegenſatzes über. Jeder Period hat etwas von dieſen beiden Stücken. Gleich in dem zweyten erſcheint eine überflüßige Sentenz. Der dritte iſt eine ungeheure Hyperbole. In dem folgenden ſetzt er, Freude geben und Freude annehmen, einander entgegen. Gleich darauf fällt ihm das Verlieren der ſüßen Empfindung ein, um es dem Wiedergeben entgegen zu ſtellen. Er fährt fort: „Ich habe es für meine Schuldigkeit erachtet, Ihnen für mein eignes Vergnügen zu danken, das ich in dem Ihrigen finde.“ Wieder ein ſinnreicher Spruch! Der folgende Period redet aus eben dem Tone. Darauf wechſelt er mit einer Hyperbole von dem Lichte ab, mit dem die Marquiſinn die Welt ausgeſchmückt. Nunmehr ſpielt er mit den Worten Poet und prophetiſch. Er entſchuldiget ſich unmittelmittelbar darauf wegen des Prophetiſchen in einem Gegenſatze. Er kann nicht niedrig von einem Kinde denken, das von Aeltern herkömmt, für die er eine hohe Ehrerbietung hat. Und wie gekünſtelt iſt nicht der Schluß! Balzac gleicht beynahe in ſeinen Briefen einem Menſchen, der nach dem Tacte auf einen zugeht, um ihm ein Compliment zu machen; der bald ein Seitenpas, bald ein Vorpas macht, darauf eine Capriole ſchneidet, und, wenn er ſich uns genähert hat, zu guter letzt mit dem einen Fuße battirt.

Wir wollen noch etwas weniges von den Briefen ſagen, deren Innhalt aus bloßen Erzählungen beſteht. Sie ſcheinen die leichteſten zu ſeyn, ſo wie ſie vielleicht die gebräuchlichſten und nothwendigſten ſind. Wenn man nichts ſagen will, als daß heute dieſer Fall, morgen ein andrer ſich zugetragen hat: ſo wird freylich nichts leichter ſeyn. Aber dieſes heißt eine Sache nur erwähnen, und nicht erzählen. Wir wollen nicht bloß wiſſen, was vorgegangen iſt, ſondern oft auch, wie es erfolgt iſt. Wir wollen eine Sache in den Umſtänden wiſſen, durch die ſie eine Begebenheit geworden iſt; allein wir wollen ſie auch bald wiſſen, und nichts hören, was nicht zur Sache etwas beyträgt. Aus dieſem Grunde entſtehen die Haupttugenden der Erzählung, die Deutlichkeit und die Kürze. Dieſe beiden Regeln zu vereinigen, iſt die Kunſt im Erzählen. Man muß die Umſtände prüfen können, die zur Sache gehören. Man muß die Ordnung nicht ſtören, in welcher ſie auf einander gefolgt ſind. Man muß die geringen bald außen laſſen, bald etliche in Einen zuſammen ziehen, das heißt, ſein Gedächtniß, ſeine Augen und Ohren mit Verſtande ausſchreiben, und nicht mehr Worte brauchen, als nöthig iſt. Dieſe Art zu erzählen, iſt ſchon ein großes Verdienſt für Briefe. Allein man kann durch die Kürze leicht dunkel werden, und nicht allein der Deutlichkeit ſchaden, ſondern auch der Erzählung eine große Zierde, ich meyne, das Muntre, dadurch benehmen. So erzählen, daß man die Sache nicht allein verſteht, ſondern daß man glaubt, ſie ſelbſt zu ſehen, und ein Zeuge davon zu ſeyn, das heißt lebhaft erzählen. Dieſes geſchieht durch die kleinen Gemälde, die man im Erzählen von den Umſtänden, oder Perſonen, entwirft, inſonderheit wenn man die Perſonen zuweilen ſelbſt reden läßt, und uns dadurch mit ihrem Charakter bekannt macht. Man redet oft ſelbſt im Erzählen den Andern an, und fragt ihn, wie wir bey einer Sache zu thun pflegen, die wir mündlich erzählen, oder die wir wirklich vorgehen ſehen. Man antwortet ſich; man ſtreut kleine Betrachtungen ein, die uns unſer Witz, oder unſre Beleſenheit hergeben. Alles dieſes am rechten Orte, mit Anſtändigkeit, nicht zu häufig, kurz, ſo thun, daß alles, ſo ſehr es entbehrt werden kann, doch zur Anmuth der Geſchichte unentbehrlich geweſen zu ſeyn ſcheint, dieſes iſt das Verdienſt der Erzählung. Selbſt wenn ſie proſaiſch iſt; bleibt ſie noch allezeit auf gewiſſe Weiſe eine Art der Poeſie. Wie es überhaupt in der Poeſie gewiſſe Schönheiten giebt, die nicht durch Regeln erklärt werden können, die ſo wohl Glück als Sorgfalt ſind; wie es in ihr, ſo wohl als in der Muſik, namenloſe Annehmlichkeiten giebt, die ſich durch keine Methoden lehren laſſen, und die, wie Pope *) ſpricht, eine Meiſterhand allein erreichen kann: ſo geht es auch mit vielen Schönheiten der proſaiſchen Erzählung. Livius iſt ein Meiſter in dieſer Art zu erzählen. Man darf nur ſeinen Streit der Horazier und Curiazier mit des Herrn Rollins Anmerkungen leſen, wenn man ſich davon überzeugen will. Die Perſonen, denen man erzählt, können, nachdem ſie hoch, oder uns gleich ſind, im Erzählen vieles verbieten, und vieles erlauben. Die Sachen ſelbſt, nachdem ſie wichtig, oder nicht wichtig, weitläuſig, oder kurz, traurig, oder luſtig ſind, verlangen immer anders erzählt zu werden. Man muß dieſes der Klugheit eines jeden überlaſſen.

Wie wir nicht immer aus Nothwendigkeit mit einander reden, ſondern auch zum Vergnügen: ſo giebt es auch Briefe, die zum Vergnügen geſchrieben werden. In dieſen Briefen, die eine Art der Ver-

---

*) Some beauties — no Precepts can declare,
For there 's a happineſs as well as care,
Muſick reſembles Poetry; in each
Are nameleſs graces, which no methods teach,
And which a Maſter-hand alone can reach.

Eſſay on Criticiſm. v. 142.

Vertraulichkeit, oder des genauern Umganges, vorausſetzen, haben wir die Erlaubniß ſinnreich zu ſeyn, und tauſend Dinge, die in ernſthaften Briefen unnatürlich ſeyn würden, können hier natürlich ſeyn. Es iſt ganz etwas anders, halb im Ernſte oder zum Scherze ſinnreich ſeyn. Ich will im Scherze nicht ſo wohl überreden, als den Andern auf eine angenehme Art unterhalten. Er ſieht meine Abſicht, und willigt gleichſam unter der Bedingung darein, daß ich ſie glücklich ausführen werde. Es iſt alſo bey ſolchen Briefen nicht die Frage, ob man von dergleichen Dingen, als darinnen vorkommen, im gemeinen Leben ſo ſinnreich, und ſo fortgeſetzt ſinnreich, zu reden pflegt. Nein, es iſt die Frage, wenn man ſolche Briefe vor ſich hat, ob die Sache die Einfälle verträgt, ob dieſelben der Mühe werth ſind, ob ſie, als witzige Einfälle betrachtet, gut und richtig ſind, ob ſie ungezwungen ſind. Wenn das iſt, ſo mag der Brief durch und durch ſinnreich ſeyn, er wird immer in ſeiner Art natürlich bleiben. Man betrachtet ihn nicht ſowohl von der Seite eines Briefs; man ſieht ihn für einen witzigen Aufſatz in Form eines Briefs an, und nach dieſer Ausſicht beurtheilt man ihn. Man unterſucht nicht ſowohl, ob uns oder vielen dieſe Art zu reden eigen iſt, ſondern vielmehr, ob ſie dem Verfaſſer leicht geworden iſt. Die Proſa iſt, überhaupt betrachtet, allemal natürlicher, als die Poeſie. Allein, wenn wir ein gut Gedichte leſen, in welchem alles ohne Zwang, und doch weit feiner geſagt iſt, als man proſaiſch davon zu reden pflegt:

ſo iſt es uns genug, daß dieſe Art zu denken dem Verfaſſer natürlich läßt, und wir wiſſen es ihm Dank, daß er ſo und nicht anders mit uns geredet hat. Wir fragen nicht, ob es ihm keine Mühe gekoſtet, ob er keine Kunſt dabey angewandt hat. Wir ſind zufrieden, wenn wir dieſe Mühe, dieſe Kunſt nicht ſehen. Es gefällt uns an ihm, daß er ſo glücklich iſt, immer das Beſte und Feinſte an einer Sache zu finden, ohne darnach gerungen zu haben. Wir halten ſeinen Witz für keine Pralerey, wenn wir ſehen, daß er nicht ſowohl für ſeinen Ruhm, als für die Sache und für unſer Vergnügen beſorgt geweſen iſt. Eben dieſes findet auch bey den ſinnreichen Briefen ſtatt, in ſo weit dieſe ſinnreiche Art zu denken nicht vielen, ſondern nur wenigen eigen iſt. Man tadelt die Fontenelliſchen und andre dieſen ähnliche Briefe nicht deswegen, weil wir ordentlich in unſern Briefen nicht ſinnreich zu reden pflegen; ſondern deswegen, weil ihr Sinnreiches nicht ſelten gezwungen und froſtig iſt; wenigſtens ſollte man ſie nur aus dieſem Grunde tadeln. Wenn endlich ſolche Briefe auch ihrer Natur nach gut ſind: ſo iſt es doch kein Wunder, wenn eine ganze Sammlung von ſcharfſinnigen Schreiben den Leſer bald müde macht. Je länger unſer Geiſt von einem angenehmen Eindrucke angeſtrengt wird, deſto geſchwinder wird das Vergnügen, das wir dabey empfinden, zum Verdruſſe. Und ob der Wein gleich weit geiſtreicher iſt, als das Waſſer, und ob wir ihn gleich mehr lieben, als dieſes; ſo werden wir ihn doch weit eher ſatt. Die ſinnreiche Schreibart greift unſern Geiſt empfindlich an. Sie giebt uns immer etwas zu thun, indem ſie uns das Unerwartete, das Neue wahrnehmen läßt; aber eben dadurch ermüdet ſie in der Länge. Wie aber ſolche Briefe einzeln geſchrieben werden: ſo ſollte man ſie auch nach der Wirkung, die ſie einzeln thun, beurtheilen, und nicht aus dem, was ſie verurſachen, wenn man ſie hinter einander lieſt. Allein auch einzeln genommen, können ſie ermüden, wenn ſie lang, und immer aus einem Tone ſinnreich ſind; ſo wie überhaupt eine abgemeßne, geſchmückte, und lebhafte Schreibart, ohne Abwechſelung, ohne Mannichfaltigkeit, wenn ſie auch mit guten und hellen Farben ausgemalt iſt, dennoch, weder in der Poeſie, noch in der Proſa lange vergnügen kann. *) Man ſollte alſo die ſinnreichen Briefe kurz machen; und wenn dieſes nicht angeht, doch nicht Schritt vor Schritt ſinnreich ſeyn. Ein anders iſt, ſich in der Schreibart ungleich werden, und aus dem Feinen in das Grobe fallen; ein anders, die Schreibart nicht immer gleich durch anſtrengen. Niemand muß einen Anſpruch auf dieſe Gattung der

---

*) Vel ex poetis, vel ex oratoribus poſſumus iudicare, concinnam, diſtinctam, ornatam, feſtiuam, ſine intermiſſione, ſine reprehenſione, ſine varietate, quamuis claris ſit coloribus picta vel poeſis, vel oratio, non poſſe in delectatione eſſe diuturna. Cic. de *Orat.* L. III. p. 477. edit. *Elz.*

der Schreibart machen, den die Natur nicht dazu gebildet hat. Und Niemand, dem es an Lebhaftigkeit und einem lachenden Witze fehlt, wird es durch alle Regeln, durch alle Mühe, auch nur bis zu dem Leidlichen in der ſinnreichen und ſcherzhaften Schreibart bringen. Alle Regeln werden ihm zu nichts helfen, als daß er auf ihre Rechnung Fehler macht. Wenn man den Klugen durch ſeinen Scherz nicht gefällt, ſo kann man ſicher wiſſen, daß man keine Gabe dazu hat, wenn man auch noch ſo viel Luſt dazu hätte. Wer eine Fähigkeit zu dieſer Schreibart hat, bey dem wird ſie durch das Leſen muntrer Briefe nicht allein erweckt, ſondern auch zugleich befruchtet werden. Er wird nicht nöthig haben, daß man ihm die Quellen anzeigt, aus welchen man ſchöpft, wenn man ſcherzhaft und galant ſeyn will; wenn man z. E. Höhere zum Scheine tadeln, ihnen zum Scheine widerſprechen, ihnen zum Scheine nicht gehorchen; wenn man denen Vorwürfe machen will, denen man aus Ehrerbietung keine machen ſoll; mit denen von Liebe reden will, die man beleidigen würde, wenn man es auf eine ernſthafte Art thäte. Man wird in den Poeſien des Abts Chaulieu verſchiedene ſchöne Briefe von dieſer Art finden, die er an die Herzoginn von Bouillen geſchrieben hat, die aber auch den freyen Charakter ihres Verfaſſers nicht ſelten verrathen.

Es giebt eine muntre Art zu reden, die der Freundſchaft und Liebe insbeſondre eigen iſt. Sie kömmt mehr aus dem Innerſten des Herzens, als aus dem Ueberfluſſe des Witzes her. Sie iſt nicht ſo wohl ſinnreich, als naif. Man ſagt ſeine wahre Meynung mit einer gewiſſen Sorgloſigkeit, mit einer Offenherzigkeit, die den Wohlſtand zu vergeſſen ſcheint, und die doch gefällt, weil ſie aus einem freudigen und immer zufriednen Herzen quillt. So redet die muntre Babet mit ihrem Liebhaber. Sie liebt ihn im Ernſte, und redet doch ſelten ernſthaft von der Liebe. Alles iſt Scherz, und doch Scherz, der aus Zärtlichkeit entſpringt. Ihr Charakter iſt Freude und Vergnügen, und ihre Liebe richtet ſich nach dieſem Charakter. Sie ſagt mitten im Lachen ihrem Liebhaber die zärtlichſten Sachen. Sie nimmt ſich kleine Freyheiten heraus, welche Mannsperſonen unverſchämt laſſen würden; allein ihr ſtehen ſie wohl. Man muß auch mehr, als Einen leſen, wenn man ihre Schreibart ſchmecken will. Eine Ueberſetzung davon findet man in geſammelten Frauenzimmerbriefen.

Von ſolchen aufgeweckten Briefen trifft man verſchiedne gute in den griechiſchen Briefen des Alciphrons und Ariſtänets an; denn alle kann man ſie von einem gewiſſen ſophiſtiſchen Witze wohl nicht frey ſprechen. Wer dieſe oft ſehr freyen Galanterien im Griechiſchen nicht leſen kann, den verweiſen wir in Anſehung der Briefe des Alciphrons auf die deutſche Ueberſetzung des Herrn Profeſſor Herels *)

Außer-

---

*) Alciphrons Briefe, drey Bücher, aus dem Griechiſchen überſetzt von J. F. Herel. Altenburg, in der Richteriſchen Hand-

Außerdem hat man von beiden eine, obwohl nicht ganz getreue, franzöſiſche Ueberſetzung. *) Des Alciphrons Briefe ſind zwar darinne nicht alle überſetzt, ſondern nur die galanten gewählt. Es ſtehen auch in den bremiſchen Beyträgen, im zweyten Bande, ein Paar Ueberſetzungen, die man mit Vergnügen leſen wird.

Viele von den ſcherzhaften Briefen des le Pays im Franzöſiſchen, und die meiſten von denen, die man von Neukirchen in dieſer Art hat, fallen zu ſehr in das Kurzweilige, in das Grobe, oder auch Froſtige, als daß man ſie jemanden anpreiſen könnte. Man leſe folgenden Brief von Neukirchen, wenn man ſich einen Ekel vor der unverſchämten Art zu ſcherzen erwecken will.

Handlung, 1767. 8. Wer eine kurze und bündige Nachricht von den griechiſchen Epiſtolegraphen leſen will, dem können wir vorzüglich die Einleitung empfehlen, die der Recenſion vorgedachter Ueberſetzung in der Neuen Bibliothek der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, im 5ten Bande, auf der 292 S. vorgeſetzt iſt. Eine Sammlung ſelbſt aber von griechiſchen Briefen, Briefen von fünf oder ſechs und dreyßig Verfaſſern, theils Philoſophen, theils Rednern und Lehrern der Redekunſt, hat **Aldus Manutius** in zween Bänden im Jahre 1499 zuerſt heraus gegeben.

*) Lettres d'*Ariſtenete* aux quelles on a ajouté les Lettres choiſies d'*Alciphron*, traduites du Grec. à Londres 1739. Ariſtenäts Briefe ſind eher Gemälde und Beſchreibungen, als Briefe im gewöhnlichen Verſtande.

An Calliſten.

Meine Jungfer,

„Ich habe ſchon anderthalb Tage nichts gegeſſen, und ängſte mich ſo abſcheulich, daß ich mir nicht mehr ähnlich ſehe. Meine Jungfer wird vielleicht meynen, daß ich es darum thue, weil ſie ſchon zwey Tage mit mir gezürnet. Es iſt wohl etwas: aber die größte Schuld hat mein Philar, welcher geſtern früh verſchieden, und ein ſo unglückliches Ende genommen, daß die Seele ſchon vor der Thüre war, als mein Junge mir allererſt verkündigte, daß er ſtürbe. Ich kann nicht ſagen, wie ich mich darüber quäle, abſonderlich, weil mich alle meine Leute beſchuldigen, daß ich an ſeinem Tode Urſach ſey. Der arme Schelm hatte unſers Nachbars Amarelchen geſehen, und beſuchte ſie etliche Tage nach einander ſo oft, daß ich endlich furchte, es möchte zu einer wahrhaften Liebe ausſchlagen. Weil ich nun aus meinem eignen Exempel wußte, daß nichts ſchädlicher ſey, als dieß Feuer, wenn man es nicht bey Zeiten löſchet: ſo wollte ich ihm die Gelegenheit darzu benehmen, und ſchloß ihn etliche Tage in meine Kammer. Inzwiſchen unterhielt ich ihn mit guten Speiſen, ich ſchmeichelte ihn mehr als ſonſten, und bemühte mich auf allerhand Art, ihn aufzumuntern: Aber deſſen allen ungeachtet blieb er betrübt, und rührte ſich nicht von der Stelle, wann ich ihn nicht mit Gewalt aufjagte, bis endlich dieſer erbärm-

„liche Fall erfolgte, und er ſich vor Herzeleid und
„Kummer todt gegrämet. Ich weis, daß ihm
„meine Jungfer ſehr wohl gewollt, und darum
„kann ich mir leicht einbilden, wie ſie ſich über dieſe
„Zeitung geberden wird. Wie? wird ſie ſagen:
„Hätte er denn nicht können klüger ſeyn? Der arme
„Hund hat es ihm ja genug gewieſen, daß er ohne
„ſeine Buhlin nicht länger leben könnte: Warum
„hat er ihn nicht wieder loß gelaſſen? Ich bekenne
„es, meine Jungfer, ich habe geirrt, und wann
„ich gewußt hätte, daß ich irrte, ſo würde es wohl
„ſchwerlich geſchehen ſeyn. Allein meine Jungfer
„weis, daß ſie mich quälet, Sie hat meine Liebe
„ſelbſt angezündet, und kann leicht ſchließen, daß
„ein Menſch empfindlicher iſt, als ein Hund, und
„daß ihr alle Stunden an mir begegnen kann, was
„ich an meinem Philax erlebet. Gleichwohl höret
„ſie nicht auf, mich einzukerkern, und meynt, ſie
„habe ihre Sache ganz wohl gethan, wann ſie mich
„nur mit Worten ſpeiſet, da ſie mich doch inzwiſchen
„durch ihre unerträglichen Geſetze zu Grabe
„ſchicket. Ach Calliſte! Sie beherrſchet mich allzuſtrenge.
„Je mehr ich mich bemühe zu thun, was
„ſie befiehlet, je mehr befiehlet ſie mir zu thun, was
„ich nicht kann. Und alſo iſt es unmöglich, ihr zu
„zeigen, daß ich wahrhaftig ſey, wie ich es doch
„von Herzen bin,

Meine Jungfer,

Dero gehorſamſter Knecht ꝛc.

Muß Calliſte nicht ein Vergnügen über dieſe ſchalkhafte Vergleichung gehabt haben, durch die ſie erinnert wird, daß die Liebe ihres Liebhabers gegen ſie eben ſo ſtark, ja wohl noch ſtärker iſt, als die Liebe ſeines Hundes gegen Nachbars Amarelchen war! Hätte der Verfaſſer wohl ein nachtheiliger und ſchmutziger Bild für ſich und ſeine Schöne wählen können? Es hat ſich ſchon vor Neukirchen ein Autor unter den Deutſchen gefunden, der ſeine Landsleute in Briefen hat wollen ſcherzen und galant ſprechen lehren. Ich meyne den Verfaſſer der **Neu-Aufgerichteten Liebes-Cammer,** [*] Franziſcy. Damit alſo die Jugend ermuntert werde, ſich dieſes luſtige und nützliche Buch bekannt zu machen, und ihren Geſchmack in ſcherzhaften und galanten Briefen darnach zu bilden: ſo will ich ein Exempel daraus herſetzen.

CCI

---

[*] Der ganze Titel dieſes Buchs heißt: **Neu-Aufgerichtete Liebes-Cammer,** darinn allerhand höfliche verliebte Sendſchreiben an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer, auch andre Perſonen, abgefaßt und beantwortet ſind: voll mancherley Erfindungen ſo wohl zierlicher Schreibgrüße und andrer Formularen, als vieler ſeltner Liebesfälle und mehrer Sachen, ſo der Jugend nicht nur luſtig, ſondern auch guten Theils nützlich zu leſen, erbauet durch C. F. 1679.

CCI Brief.

An Clymenen.

Was ein Kuß ſey?

„Zum höchſten wundert mich, ſchönſte Clymene, daß ſie von mir ſchriftlich verlangt zu wiſſen, was eigentlich ein Kuß ſey; da ich doch vermeine, es könnte ihr dieſe Wiſſenſchaft mündlich viel bequemer werden beygefügt. Denn daferne ſie nur einen einigen aus gewogenem Herzen rührenden mir ertheilte; würde ſonder Zweifel die erfolgliche Empfindung ihr genugſamen Unterricht geben, was das Küſſen ſey und bedeute, und was Sinnenbeliebte Veränderungen daraus entſtehen. Weil ſie deswegen die geſchickteſte Meiſterinn iſt, eine ſolche Frage aufzulöſen; möchte ich die Antwort lieber geben, als ſchreiben, wenn es nach meinem Wunſch und Gefallen ergienge. Ich will aber meine Meinung unter ihren Willen demüthigen, und kürzlich ihren gnädigen Befehl verrichten, ſo gut es immermehr möglich, in einer Sachen, welche ſich beſſer durch die That, weder mit Worten und Buchſtaben erklärt.

„Jedoch wiſſe die Schönſte, daß ich ſolches ſo bloß, ohne Bedingung einiges Lohns nicht thun könne; beſondern aufs wenigſte ein paar Küſſe, zur Vergeltung meines Dienſts, darüber hoffe; um zu prüfen, ob meine Feder wohl oder übel davon geſchrieben.

„Der Kuß iſt gleichſam das aufgedruckte Siegel eines Lieb- und Treubefliſſenen Willens: Ein Pfandſchilling künftiger Vereinigung: Die ſtumme, aber allervernehmlichſte Sprache des verliebten Herzens: Ein Geſchenke, das man giebt und verliert: Ein Abdruck brünſtiger Zuneigung auf einer Korallinenpreſſe: Ein paar gegen einander ſchlagende Feuerſteine: Ein Karmeſinrothes Wundenpflaſter der Liebe: Ein ſüßer Lippenbiß: Ein holdſeliger Munddruck: Eine Speiſe, die man mit rothen Löffeln zu ſich nimmt: Ein Zuckerbrod, das nicht ſättiget: Ein Obſt, ſo man zugleich pflanzet und abbricht: Die allerſchnelleſte Frage und Antwort zweyer Herzen: der vierte Grad der Liebe.

„Befindt Sie dieſe Beſchreibung und Eigenſchaften des Kuſſes nicht richtig: Wohlan, Schönſte, ſo laßt uns eine nach der andern an unſern Lippen fürnehmen und examiniren, und widerlegt mich durch die Erfahrung, ſo ichs etwan nicht recht getroffen,

Ihrer Liebe Ergebener

N. N.

Ein Kuß iſt ein Abdruck brünſtiger Zuneigung auf einer korallinen Preſſe. Die Lippen ſind koralline Preſſen, denn ſie ſehen roth, und laſſen ſich von der Zuneigung, wie vom Drucker, zuſammenziehen, und daraus entſteht ein Abdruck, das iſt der Kuß. Ein Kuß iſt ein Paar gegen einander ſchlagender Feuerſteine. Hört man bey dieſer Abbildung nicht die Küſſe vornehmlich ſchallen? Und weil die Küſſe das Feuer des Herzens vermehren: ſo ſind ſie freylich Feuerſteine. Das karmeſinrothe Wundenpflaſter der Liebe, und die Speiſe, die man mit rothen Löffeln zu ſich nimmt, verſteht ſich von ſich ſelbſt. Daß aber der Kuß der vierte Grad der Liebe ſeyn ſoll, möchte manchem deswegen nicht gefallen, weil er nicht weis, was die erſten drey Grade ſind, und weil ihm vielleicht die Grade der Tortur dabey einfallen könnten; wozu das Vorhergehende, die allerſchnellſte Frage und Antwort zweyer Herzen, auch etwas beyzutragen ſcheint.

Muß man nicht glauben, wenn man dergleichen Schriften lieſt, daß die Ausländer ehedem nicht Unrecht gethan haben, wenn ſie den deutſchen Witz zu einem Sprichworte gemacht? In welcher Sprache hat man, auch in den Zeiten des ſchlimmſten Geſchmacks, ſo viel außerordentlich elende und ſo wenig ſchöne Werke der Wohlredenheit und Poeſie angetroffen, als vielleicht in der unſrigen? Und wann werden wir den Schimpf der ſchlechten Schriften durch den Werth ſo vieler guten auslöſchen können? Ich habe dieſe Exempel gar nicht angeführt, um darüber zu ſpotten; denn dazu gehört ſehr wenig; ſondern um die Jugend zu erſchrecken, und ihr ſichtbar zu zeigen, in welchen witzigen Unſinn man verfallen, und wie ſehr man ſein Vaterland verunehren kann, wenn man ohne Geſchmack, ohne Regel, ohne die Alten zu kennen, die Feder anſetzt. Die Bitterkeit iſt mein Fehler gar nicht: allein ich würde meiner ſelbſt geſpottet haben, wenn ich dergleichen Beyſpiele ernſthaft hätte beurtheilen wollen.

Unter den deutſchen Briefen, aus unſern Zeiten, haben ſich die **Freundſchaftlichen Briefe**, in Anſehung des vertrauten Scherzes, und, in ihrer Art, die **Sendſchreiben an gute Freunde**, die in Danzig als ein Wochenblatt herausgekommen ſind, den meiſten Beyfall erworben. In der That muß man ſich wundern, warum es in unſrer Sprache noch ſo ſehr an guten Briefen und Romanen fehlt, da man in den übrigen Arten der Beredſamkeit und der Dichtkunſt ſchon glücklich geweſen iſt. Sollten denn gute Redner und Poeten nicht auch gute Briefe ſchreiben können? Sehen wir dieſes nicht am Cicero, Plinius, und unter den Neuern am Chaulieu, an Racinen, an Rouſſeau, an Voltairen, an Popen,*) an Swiften, und vielen Andern? Sind wir

---

*) In ſeinen galanten Briefen werden vielleicht nicht alle dasjenige finden, was ſie von einem ſo großen Namen erwarten. Wie glücklich hat einer ſeiner Landsleute das Eigenthümliche der Briefe zu treffen gewußt! ich rede von dem Verfaſſer der **Clariſſa** und des **Grandiſon**. So verſchieden die Charaktere ſeiner Perſonen ſind, ſo läßt er doch jede, von der **Clariſſa** an bis auf die Arabella, vom Sir **Grandiſon** bis zum Ritter Meredith herab, ſo ſchreiben, wie dieſe Perſonen geſchrieben haben würden, wenn ſie wirklich exiſtirt hätten; und dieſe Meiſterſtücke des Witzes verdienen unter den Briefen eine eben ſo vorzügliche Stelle, als unter den Romanen.

wir ſchon zu groß, als daß wir uns bis auf Briefe herunter laſſen ſollten, oder ſind wir zu bequem dazu? Iſt unſre Sprache zu ſtarr und unbiegſam, oder ſchreiben wir mehr Briefe in fremden Sprachen, als in unſrer eignen? Oder ſind wir nur zu derjenigen Beredſamkeit geſchickt, welche Mühe und Kunſt verlangt? Vielleicht machen es einige von dieſen Urſachen, daß wir noch nicht mehr Briefe im guten Geſchmacke haben. Vielleicht heben auch geſchickte Leute aus Beſcheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht iſt es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt ſeine Heimlichkeiten verrathen, und ihr durch ſeine Briefe ſeinen Charakter entdecken muß. Allein, aller dieſer Urſachen ungeachtet, haben doch andre Nationen ihre guten Briefe in ihrer eignen Sprache, und ich weis nicht, was die Ausländer, wenn ſie unſre Sprache lernen, von uns denken ſollen, daß wir keine haben; oder was ſie von dem Geſchmacke eines Landes denken ſollen, das für unnatürliche Briefe eingenommen iſt. Wie man auf den guten oder böſen Geſchmack einer Nation aus den öffentlichen Luſtbarkeiten, aus den Schauſpielen ſchließt, die ſie liebt: ſo ſchließt man vielleicht noch ſichrer aus der Schreibart, die ſie zu dieſer oder jener Zeit in ihren Briefen liebt, auf ihre gezwungnen oder ungezwungnen, auf ihre guten oder ausſchweifenden Sitten, und auf die pedantiſche oder vernünftige Art ihres Umgangs. Den guten Geſchmack in einem Lande überhaupt, und inſonderheit den guten Geſchmack in Briefen herzuſtellen, braucht nicht eine groſſe Anzahl guter Köpfe auf Einmal aufzuſtehen. Nein, etliche wenige, die zu einer leichten und lebhaften Schreibart gebohren ſind, werden in kurzer Zeit, ohne alle Regeln, bloß durch ihre Klugheit beynahe alles ausrichten. Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen und oft unnachahmlichen Schönheiten die Leſer an ſich: ſie erwerben ſich in kurzem die meiſten Stimmen. Man lieſt ſie, weil ſie uns gefallen. Man lieſt ſie wegen der Hochachtung, die ſie ſich bey Andern erworben haben, eben ſo begierig, als ſeines eignen Vergnügens wegen. Diejenigen, die nicht gleich das Gute und Feine davon empfinden, ſchämen ſich doch, den Klugen und den Meiſten zu widerſprechen, und treten halb gezwungen auf die Seite des guten Geſchmacks. Man ahmet endlich dieſe Beyſpiele nach, und will eben ſo ſchön ſchreiben, wenn man gleich nicht mit gleichem Glücke ſchreibt. So werden durch wenig gute Beyſpiele, die in ihrer Art vortrefflich ſind, die richtigen Empfindungen des Natürlichen und Feinen in Andern erweckt und unterhalten, und der gute Geſchmack geht vom Freunde zum Freunde, vom Vater zum Sohne, von der vernünftigen Mutter zur Tochter fort, und wird der herrſchende Geſchmack.

Ein Redner und Poet zu werden, das ſteht nicht in unſrer Gewalt; aber ſeine Gedanken von Dingen, die entweder keine Gelehrſamkeit erfordern, oder die uns bekannt ſind, in einer anſtändigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, dieſe Geſchicklichkeit

keit können ſich alle junge Leute durch eine gewiſſe Uebung erwerben. Gleichwohl treiben ſie die beiden erſten Künſte oft lieber fruchtlos, als daß ſie ſich mit der beſchäfftigen ſollten, in welcher ſie glücklicher ſeyn könnten. Wenige von denen, die ſtudiren, ſind genöthigt, öffentliche Redner abzugeben; aber keiner kann die Schreibart der Briefe und die Beredſamkeit des gemeinen Lebens entbehren. Und mich deucht, wenn junge Leute bedenken wollten, daß Briefe wider unſern Willen Verräther unſers Verſtandes, und oft unſers ganzen Charakters ſind; daß ſie Mittel ſind, Andern eine gute oder ſchlechte Meynung von unſerer Geſchicklichkeit beyzubringen; daß ſie Beweiſe ſind, ob es dunkel oder helle, ordentlich oder unordentlich, geſund oder krank in unſerm Geiſte ausſieht, ob wir zu leben wiſſen oder nicht; daß ſie alſo ſehr oft Mittel ſind, uns Hochachtung und Liebe zu erwerben, unſer Glück zu befördern oder zu hindern: ſo ſollten ſie ſich mehr Mühe um die Schreibart der Briefe, und da dieſe, ohne die Kenntniß der Sprache nicht richtig ſeyn kann, auch mehr Mühe um ihre eigne Sprache geben. Cicero, ſo groß er war, war doch nicht zu groß, um ſich nicht bis zu einem Sprachfehler *) mit ſeiner Critik herab zu laſſen, den ſein Tiro in einem Briefe begangen hatte. Wie ſorg-

---

*) — ſed heus tu, qui *κανὼν* eſſe meorum ſcriptorum ſoles, unde illud tam *ἄκυρον*, *valetudini fideliter inſerviendo?* unde in iſtum locum *fideliter* venit? cui verbo domicilium eſt proprium in officio — *Epiſt.* 17. Lib. XVI.

ſorgfältig beſtraft nicht Racine, der Aeltere, ſeinen Sohn in ſeinen Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht! Es iſt ein Vergnügen, wenn man ſieht, daß ſo große Geiſter über die Richtigkeit ihrer Sprache ſo gar in Briefen gewacht haben. Gut und richtig ſchreiben, wenn man ſich einmal dazu gewöhnt hat, koſtet nicht mehr Mühe, als ſchlecht ſchreiben. Schlechte Briefe ſchreiben, und ſtudirt haben, das macht dem Studiren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts ſucht, als verſtanden zu werden: ſo iſts doch gewiß, daß keine Schreibart leichter verſtanden wird, als die gute. Man ſollte alſo ſelbſt an die niedrigſten Perſonen, ſeines eignen Nutzens wegen, immer noch gut ſchreiben. Ich will durch alles dieſes niemanden, der einmal in dem Beſitze einer üblen Schreibart iſt, in ſeinem Rechte ſtören. Nein, man kann ſie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann ſeyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug ſind, eine Bitte von mir anzuhören, erſuchen, daß ſie ſich bey Zeiten an eine natürliche und regelmäßige Schreibart in Briefen gewöhnen; daß ſie ſich ihre Aufſätze im Anfange von guten Freunden und Kennern beurtheilen laſſen. Dieſe Kritiken werden ſie aufklären, und ſie das Natürliche, das Wohlanſtändige beſſer finden laſſen, als dicke Bände voll trockner und unbeſtimmter Regeln.

Briefe.

Erſter Brief.

An den

Herrn Rittmeiſter von B***.

Es iſt wahr, meine Briefe an Sie, enthalten beynahe einerley; immer Verſicherungen, daß ich Sie von Herzen liebe, daß ich Sie hoch ſchätze; immer Dankſagungen und gute Wünſche. Aber was kann ich dafür? Liebte ich Sie weniger, und wären Sie nicht ſo redlich gegen mich geſinnt: ſo würde ich nicht beſtändig von Ihnen und von meiner Ergebenheit reden können. So lange Sie alſo Ihr Herz gegen mich nicht ändern, (und wie könnten Sie das?) ſo ſtehen Sie beſtändig in der Gefahr, einerley Briefe von mir zu leſen. Doch was ſchadets? Können die Verliebten in ihren Briefen, ohne es überdrüßig zu werden, von nichts, als von Liebe, reden: ſo müſſen auch gute Freunde von der Freundſchaft reden können, ohne dabey müde zu werden. Mögen doch Andre ihre Blätter mit täglichen Neuigkeiten anfüllen, wir wollen ſie mit den Empfindungen unſers Herzens anfangen und beſchließen. Es iſt für mich eine Sache von der größten Wichtigkeit, Ihr Freund zu ſeyn, und ich fühle ſo viel Vergnügen dabey, wenn ichs Ihnen ſage, daß ichs Ihnen ganz gewiß noch viel hundertmal ſagen werde. Leben Sie wohl, und lieben Sie mich.

Zweyter Brief.

Madam,

Freuen Sie ſich! Ich bin entſetzlich für meinen Eigenſinn beſtraft worden. Dasmal auf einer Landkutſche gefahren, und nimmermehr wieder! Sie haben mir dafür, daß ich mich nicht erbitten laſſen wollte, noch einen Tag länger bey Ihnen zu bleiben, und die Poſt zu erwarten, unmöglich ſo viel Böſes wünſchen können, als mir auf meiner Rückreiſe begegnet iſt. Ueber ſechs Meilen habe ich zween Tage auf der Kutſche und eine Nacht in der Schenke zubringen müſſen. Werden Sie das wohl glauben? Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre ſehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte; ſo zerſchlagen iſt er mir. Ich habe binnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weis, ob ichs jemals wieder lerne. Das hätte noch gefehlt! Doch die Beſchwerlichkeiten des Fuhrwerks ſind immer noch das Wenigſte, wenn ich an meine Reiſegefährten denke. Stellen Sie ſich einmal vor, wie ich in einem ſchwer bepackten Wagen nebſt drey Perſonen unter einem blauen Tuche, darunter man hätte erſticken mögen, eingeſchloſſen ſitze. Ich will

Ihnen dieſe Leute auf die Art bekannt machen, wie ich ſie habe kennen lernen. Ein bejahrter Mann mit einem hagern Geſichte, das völlig ein Dreyeck ausmachte, mit ein paar kleinen pechſchwarzen Augen, mit einer Naſe, die ganz über ſeinen Knebelbart herunter hieng; Kurz, ein Mann in einer gelben Perücke, in einem grünen Rocke, in einer ledernen Weſte, mit einem ſchwarzen Degengehenke umgürtet, die blauen Strümpfe nicht zu vergeſſen, war mein Nachbar. Ich ſah ihn Anfangs für einen Zahnarzt an, und hielt den Mund feſt zu, damit er nicht etwan mitten im Fahren ſeine Kunſt an mir probiren möchte. Indem ich die übrigen Geſichter aufſuchen will: ſo ſtößt er mich ziemlich freundſchaftlich in die Seite, und präſentirt mir ſeine beinerne Schnupftobacksdoſe. Mit Verlaub, fieng er an, wo wollen Sie hin? Ich antwortete ihm kurz, nach Leipzig, und machte ihm eine finſtre Miene, weil ich nicht mit ihm reden wollte. Aber je finſtrer ich ausſah, deſtomehr gewann er mich lieb. Ich dachte, fuhr er fort, Sie wollten etwan übermorgen der Execution in Zeiz mit beywohnen. Es ſoll eine arme Sünderinn geköpft werden, und einer von unſern Leuten ſoll ſein Probeſtück machen. Ich will gern ſehen, wie es ablaufen wird. Er hat mir geſchrieben, daß die Delinquentinn einen ſehr kurzen Hals hat. Je nun, wenn er ſich auch nicht daran wagen wollte: ſo bin ich doch da. Und wenn der Hals in den Schultern ſteckte: ſo muß er bey mir auf einen Hieb herunter. Hier fühlte ich wirklich nach meinem Kopfe. Ich zitterte, ich ſah das Stühlchen bringen, ich ſah das Schwerdt unter einem blauen Mantel hervorragen, ich ſah alles. Einer von den beiden übrigen Reiſegefährten, der, wie ich am Ende erfuhr, ein Leinweber war, bezeigte unſerm ehrwürdigen Manne die meiſte Hochachtung, und erkundigte ſich sorgfältig bey ihm nach allen Perſonen, die in dieſem Jahrhunderte im Sächſiſchen waren abgethan worden. Und das war unſerm Scharfrichter ſchon recht. Er erzählte mit einer henkeriſchen Beredſamkeit alle Executionen, denen er als eine Hauptperſon, oder als College, ſeit der Zeit ſeines tragenden Amtes, das hieß, ſeit fünf und vierzig Jahren, beygewohnt hatte, und wünſchte nichts mehr, als daß er ſein künftiges Jubiläum recht feyerlich, nämlich mit dem Schwerdte in der Hand, begehen möchte. Ein kalter Schauer lief mir nach dem andern über den Leib; allein ich konnte zu keiner Ohnmacht kommen; denn er weckte mich allemal durch eine Henkergeſchichte, die noch ſchrecklicher, als die erſte war, wieder auf. Unter dieſen freundlichen Geſprächen, wozu noch ſeine Curen kamen, die er an Menſchen und Vieh gethan hätte, waren wir zwo Meilen weit gefahren, und alſo ſchon in N . . . Hier ſtieg unſer Scharfrichter ab, und bedauerte ſehr, daß er das Vergnügen nicht haben könnte, weiter mit uns zu reiſen, weil er ſich hier, wegen ſeiner Patienten, (es war eine Viehſeuche in dem Dorfe) einen Tag lang aufhalten müßte. Nunmehr holte ich das erſtemal aus freyer Bruſt Athem, nachdem ich drey Stunden, wie eine Taube, die den Stößer ſieht, mich nicht geregt hatte. Ich dankte dem Himmel, und wünſchte dem Scharfrichter noch allerhand Böſes; als ein junger Menſch, den ich noch wenig bemerkt hatte, aus dem Hintertheile der Kutſche hervor kroch, und des Scharfrichters Platz, der bequemer war, einnahm. Ich ſahe ihn für einen jungen Studenten aus J . . an, und er ließ mich nicht lange in meiner Ungewißheit. Er hatte gehört, daß ich nach Leipzig wollte, und mochte mich, meiner verdrießlichen Miene wegen, vermuthlich für einen Schulcollegen halten. Er war eben nicht ungeſittet, aber deſto gelehrter. Er beſuchte nach einem halben akademiſchen Jahre ſeinen Herrn Vater zum erſtenmale, und wollte vermuthlich an mir die Weisheit verſuchen, die er zu Hauſe ausſchütten wollte. Der Leinweber ſchlug ſich Feuer zum Tabak an. Dieſes erinnerte meinen jungen Gelehrten an die Elektricität. Er brachte die ganze Sache in ein Syſtem, und docirte ſo gelehrt, daß der Leinweber vor Erſtaunen die Pfeife aus dem Munde fallen ließ. Er hielt mein Kopfſchütteln, das mir das Stoßen des Wagens verurſachte, unſtreitig für einen Widerſpruch. Dieſes machte ihn nur hitziger, und ſeine Augen wurden ganz elektriſch. Er fiel auf den zureichenden Grund, und demonſtrirte mir, daß mir die Haare zu Berge ſtunden. Ich wollte eben aus dem Wagen ſteigen, als der Leinweber zu ihm ſagte: Ich möchte Sie predigen hören, es gehet Ihnen vortrefflich vom Munde. Ja, ſagte er, ich werde die Kanzel bey meinem Vater beſteigen. Sind Sie ein Theolog? fieng ich in aller Angſt an; ich dachte Sie legten ſich auf die Philoſophie. Nein, rief er, ich räume nur durch die Philoſophie in der Theologie auf. Wer nicht demonſtriren kann, kann auch keine Bibel erklären, und noch weniger predigen. Mosheim und Jeruſalem, das ſind Schwätzer; mein Zuhörer muß überzeugt werden . . . Hier hätte ich mir beynahe den Scharfrichter wieder zurück gewünſcht; denn ſo lange dieſer da geweſen war, hatte unſer Demonſtrant kein Wörtchen geredt. Ich fragte ihn endlich aus Bosheit, ob er auch ein Poet wäre. Er verſicherte mich, daß er es ſchon auf der Schule weit in der Poeſie gebracht hätte, itzt aber käme ihm ein Poet wie ein Seiltänzer vor. Er ſchalt auf den Herrn von Hagedorn, und von meinen Verſen ſagte er, daß kein Judicium darinnen wäre. Lob genug! Zu meinem Glücke konnte er das Fahren nicht länger vertragen. Er ſtieg ab, und der Leinweber gieng aus Dankbarkeit mit unſerm Kunſtrichter etliche Stunden zu Fuße. Auf einen ſo glücklichen Tag ſollte eine noch glücklichere Nacht folgen. Unſer Kutſcher kehrte in einem Dorfe ein. Der Wirth von der Schenke war mit ſeiner Frau auf eine Hochzeit gereiſet, und hatte die Herrſchaft ſeinem Sohne, einem Lümmel von funfzehn Jahren, überlaſſen. Sie können leicht denken, daß nichts zu eſſen da war; aber das verſchlug mich nichts. Der

Hunger vergieng mir, ſo bald ich in die Stube trat. Ich wünſchte mir nichts, als gut Waſſer. Man brachte mir ein Glas, und in dem Glaſe zugleich alle Gattungen von Gewürme, die in dieſer Gegend ſeyn mochten. Ich fragte, ob ich keine Stube oder Kammer mit einem Bette bekommen könnte, und verſprach, es doppelt zu bezahlen. Aber vergebens! der junge Laſſe antwortete mir, daß ſie ihre Kammern ſelber brauchten, und in den meiſten Obſt liegen hätten. Ich klagte meine Noth dem Fuhrmanne, dieſer brachte es ſo weit, daß die Streu um neun Uhr zurechte gemacht wurde. Ich war krank, und konnte nicht länger aufdauern. Kaum hatte ich mich auf das Stroh geworfen, und den Fuhrmann gebeten, ſich neben mich zu legen, damit ich vor dem Gelehrten ſicher ſeyn möchte, als man die Tiſche aus der Stube ſchaffte. Hierüber wurden alle die jungen Hüner, Gänſe, Schweine, und was zeither unter dem Ofen geſchlafen hatte, lebendig, und beſuchten mich, eins um das andre, auf meinem Lager. Gleich darauf kamen vier bis fünf Mägde mit Körben, und ſchütteten Hopfen in die Stube. Was ſoll denn das werden? fieng mein Fuhrmann, der ſchon bey mir lag, an. - - Wir wollen Hopfen leſen, rief des Wirths Sohn, ich habe jung Volk aus dem Dorfe dazu gebeten, damit wir bald fertig werden. Ach, Madam, wie ward mir bey dieſer Anſtalt zu Muthe! bis um zwölf Uhr mußte ich das Lärmen und den Witz einer Stube voll verliebter Knechte und Mägde anhören.

Mein Fuhrmann, den ich in der Angſt umarmte, und ihm alles verſprach, und ihn zu meinem Erben einſetzte, ſo krank war ich, fieng an zu ſchmählen, und zwar ziemlich nachdrücklich; er redete mit des Wirths Sohne von der Peitſche. Aber was war es? Eine verbuhlte Magd kam, und kützelte ihn auf der Streu, und brachte es mit ihren Liebkoſungen dahin, daß er aufſtund und ſelbſt mit ſchekerte. Nun war ich ohne Troſt. Der Hopfen war geleſen, die Stube ward ausgekehrt, und izt nahm der junge Wirth ſeine Geige von der Wand, und ſpielte ſein Leibſtückchen. Der Großknecht nahm die Großmagd bey der Hand, und eröffnete den Ball. Ich hätte vor Staub erſticken müſſen, wenn ich länger liegen geblieben wäre. Ich bat des Wirths Tochter, ein Mädchen, das zu ſtolz war, mit zu tanzen, ſehr demüthig, daß ſie mir eine Kammer einräumen ſollte. Kurz, ich bewegte ſie, daß ſie mich in ihre eigne führte, und mir auch ein Nachtlicht gab. Ich warf mich auf das Bette, von dem Hopfengeruche, und dem Staube, und der Muſik ganz betrunken. Ehe ich ſo glücklich war, ein Auge zuzuthun, liefen ein Paar Mäuſe ſchrecklich über mich weg. Ich, der ich vor dieſen Thieren natürlicher Weiſe zittere, ſprang aus meinem Bette, ſetzte einen Stul auf den Tiſch, und mich auf den Stul, und ſo blieb ich ſitzen, bis ich hörte, daß der Fuhrmann die Pferde fütterte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles auf einmal erzählen wollte. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen ſchon ſo viel erzählt habe. Wer redet nicht gern von ſeinen ausgeſtandnen Unglücksfällen? Ich küſſe Ihnen die Hand für alle die Freundſchaft, die Sie mir acht Tage lang in Ihrem Hauſe erwieſen haben, und thue ein Gelübde, lieber ein Vierteljahr länger an einem Orte zu bleiben, als mit einer Landkutſche zu fahren. Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An den

Herrn von P***.

Was machen Sie? Was macht Ihre liebe Gemahlinn? Doch kann ich mir dieſe Frage nicht ſelber beantworten?

Ihr liebt und ſchmeckt das Glück der Zärtlichkeit,
In aller der Vollkommenheit,
In welcher aus der goldnen Zeit
Ihr Bild der Welt zurück geblieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der alten Zeit
Uns die Ovide lehrten lieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der neuern Zeit
Die Fontenellen ſie beſchrieben.

Können Sie an der Seite einer ſo liebenswürdigen Gemahlinn wohl anders, als zufrieden, leben?

Ich ſehe ſie den Augenblick zu Ihnen in das Zimmer treten.

Sie kömmt, geführt von Unſchuld und Vergnügen,
Gefälligkeit und Sehnſucht blickt aus ihr,
Und Liebe herrſcht in allen ihren Zügen,
Sie ſieht ſich um. Nach wem? nach Dir!
Ihr Auge ſpricht. O laß michs wagen,
Und was ihr Auge ſprach, mit meinen Worten ſagen!
„O B - - mein ganzes Herz iſt Dein.
„Nie kann mich Deine Wahl, nie Dich die meine reun;
„Nein, jeder Tag muß Zeuge ſeyn,
„Daß keine wahre Freud uns fehlet,
„Seit unſre Herzen ſich gewählet,
„Und der beglückten Wahl ſich freun.
„Ein jeder Blick muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir ſtets zärtlicher empfinden,
„Daß wir ſtets feſter uns verbinden,
„Und jeden Augenblick bereun,
„Den wir nicht ganz der Liebe weihn.
„Ein jedes Wort muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir uns ſelbſt die Freuden geben,
„Die alle Stunden ſich verneun;
„Daß uns vergebens Sorgen dräun,
„Daß wir vor keinem Unfall beben,
„Und daß, ſo lange wir nur leben,
„Uns alle Tag ein Feſt der Liebe prophezeihn.
„Ein jeder Kuß muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir kein gröſſer Glücke wiſſen,
„Als uns Zeit lebens zu genieſſen,
„Als uns zu ſehn, zu ſprechen, und zu küſſen.

Ich denke noch mit einer Art der Entzückung an die vergnügen Augenblicke, die ich in Ihrer Geſellſchaft und an der Seite Ihrer vortrefflichen Gemahlinn zugebracht habe. Ich ſehe noch jede kleine Miene, mit der ſie einander liebkoſen, und einander tauſend ſchöne Dinge ſagen. Ich höre noch alle die aufrichtigen Lobſprüche, mit denen Sie mir Ihre Gemahlinn beſchrieben. Ich ſehe noch die Röthe und die niedergeſchlagnen Augen, die ihr dieſe Lobſprüche abnöthigten. Ich höre ſie noch bitten, daß Sie ſie nicht loben ſollten, und jedes Wort überzeugt mich noch, daß ſie es verdient. Warum kann ich denn nicht oft um Sie beide ſeyn, und an Ihrem Beyſpiele die Stärke der Liebe, der Eintracht, und der Klugheit kennen lernen, wodurch Sie Ihre Zufriedenheit verdienen, indem Sie ſie befördern, und wodurch Sie mich, als einen Zuſchauer, allemal auf ganze Tage ruhig und glücklich machen würden! Ja, liebſter P... wenn es bey mir ſtünde, ich käme noch heute zu Ihnen, und in langer Zeit nicht von Ihrer Seite. Doch es ſoll mir ſo gut nicht werden. Ich muß mit der Hoffnung zufrieden ſeyn, Sie mit dem Ende des Jahres erſt wieder zu ſehen. Aber werde ich denn binnen dieſer Zeit nicht wenigſtens einen Brief von Ihnen erhalten? Nicht Einen? Das wäre zu viel! Wenden Sie nur einige Augenblicke von denen, die Sie Ihrer Gemahlinn nicht ſchenken können, dazu an. Schreiben Sie mir nur, daß Sie beide noch nach meinem Wunſche leben; daß Sie den Neid eben ſo beſiegen, wie das Glück; daß Sie mein Freund ſind: ſo will ich zehn Briefe dafür ſchreiben, ohne eine Antwort zu begehren. Leben Sie wohl!

Vierter Brief.

An eben denſelben.

Hochwohlgebohrner Herr,

Ihre Frau Schweſter, die mir den Tod Ihrer liebenswürdigen Gemahlinn gemeldet hat, und die für Ihre Ruhe nur gar zu zärtlich beſorgt iſt, hat mir befohlen, ein Troſtgedicht an Sie aufzuſetzen. Wollte Gott, daß dieſes das Mittel wäre, Sie zu beruhigen! Aber es iſt es gewiß nicht, und ich bin von der Größe Ihres Verluſts zu ſehr überzeugt, als daß ich Sie aufrichtig ſollte tröſten können, und Sie ſind zu betrübt, als daß Sie meinen Troſt anhören ſollten.

Was ſoll ich, Dich zu tröſten, ſagen?
Du klagſt, und ich will mit Dir klagen,
Dieß iſt der beſte Troſt für Dich.
Du weineſt aus gekränktem Herzen.
Ja weine! Sie verdient die Schmerzen,
Und ihr Verluſt erweicht auch mich.
Wer wird nun Deine Ruhe lieben?
Mit Dir ſich in der Tugend üben?

Mit Dir ſich eines Glücks erfreun?
Mit Dir die Laſt der Sorgen theilen?
Dir, wo Du gehſt, entgegen eilen?
Dir Freundſchaft, Welt und Wolluſt ſeyn?

Nein, ich will Ihre Thränen nicht hindern; ſie ſind Liebe, ſie ſind die zärtlichſte Liebe, ſie ſind die ſicherſten Beweiſe von dem Werthe Ihrer ſeligen Gemahlinn, und Sie wären Ihrer nicht würdig geweſen, wenn Sie ſie weniger beklagen könnten. Bedaurenswürdiger Freund! Wie bald haben Sie aufgehört, der glücklichſte Ehemann zu ſeyn! In dem erſten Jahre Ihrer Ehe verlieren Sie eine Gemahlinn, die noch nicht das neunzehnte ihres Lebens vollendet hat, die Sie unausſprechlich liebt, die das edelſte Herz beſaß; ein Herz zur Ehre der Tugend und zum Glücke der Welt geſchaffen! Sie verlieren ſie, nachdem ſie Ihnen einen Sohn geſchenkt hat. Mein ganzes Herz weigert ſich, eine Perſon, der ich das längſte Leben verſprechen und gewünſcht habe, die ich noch vor wenig Wochen in der Blüthe der Geſundheit, mit allem Reize der Schönheit und Anmuth geſchmückt, geſehen habe, von der mich jedes Wort entzückt, und zum ſtillen Verehrer ihres Geiſtes gemacht hat; Ja, betrübter Freund, mein ganzes Herz weigert ſich, dieſe Perſon ſich itzt im Sarge vorzuſtellen. Der Abſchied Ihrer Gemahlinn, den mir Ihre Frau Schweſter überſchrieben, hat mich tauſend Thränen gekoſtet: „Alſo muß ich Sie verlaſſen? O Gott, warum „habe ich Sie kennen, warum habe ich Sie lieben

„müſſen? Sie, Sie machen mir mein Ende ſchwer, „ſonſt nichts in der Welt — Kann ich Sie denn „nicht noch ein Jahr beſitzen? Doch, Herr, nicht „mein Wille, ſondern der deinige geſchehe! — „Verlaſſen Sie mich. Ich liebe Sie, ich ſterbe.“ Ich habe Ihnen die Worte der Seligen mit Fleiß hergeſetzet. Es iſt die größte Betrübniß für Sie darinnen; aber auch ſehr viel Troſt. „Verlaſſen „Sie mich. Ich liebe Sie — ich ſterbe.“ Weinen Sie, liebſter Freund, ich weine zugleich. Opfern Sie Ihrer Geliebten die treuſten Klagen. Nur diejenigen, die weder den Werth der Freundſchaft noch der Liebe kennen, ſehen eine gerechte Wehmuth für Weichlichkeit an, und ſchämen ſich der Thränen, die der Natur zur Ehre fließen. Klagen Sie; aber hören Sie auch eine Bitte von mir an, und hängen Sie Ihrer Wehmuth nicht zu zärtlich nach. Es iſt unmöglich, den erſten Regungen zu widerſtehen. Es gehört eine gewiſſe Zeit dazu, ehe ſich die Heftigkeit unſrer Empfindungen ſetzt; aber ich weis, daß Sie dieſer Zeit, durch die Vorſtellungen der Weisheit und Religion, zuvor kommen werden;

Denn, Freund, wem iſt der Menſchen Leben?
Der nimmt es, der es uns gegeben.
Verehre ſtandhaft ſeinen Rath!
Auch da, wenn uns der Herr betrübet,
Iſt er der Gott noch, der uns liebet,
Und der nach ſeiner Weisheit that.

Dieß iſt der einzige Troſt, den Andre, und wir ſelbſt uns geben können. Ich bedaure Sie von Grund meiner Seele, und bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An den

Herrn von E***.

Halb iſt es Rache, daß ich Ihnen ſo ſpät antworte, und halb Beſchäfftigung. Rache? werden Sie ſagen; Iſt nicht mein langes Stillſchweigen durch eine Menge verdrießlicher und trauriger Zufälle entſchuldigt genug? Nein, mein lieber Herr von E * *; Sie mußten doch Ihre Noth jemanden klagen, warum haben Sie mich nicht dazu erwählt? Warum haben Sie mir nicht das traurige Vergnügen gemacht, mit Ihnen zu fühlen, indem ich Sie aufgerichtet hätte? Ich weis Ihnen für dieſe Beſcheidenheit, oder Zärtlichkeit in der Freundſchaft, keinen Dank. Ich will Ihren Kummer ſo wohl wiſſen, als Ihr Vergnügen, und in beiden Fällen fühlen, daß ich Sie liebe. Ihr trauriger Period iſt nunmehr vorbey. Was ſoll ich Ihnen nun ſagen? Daß ichs von Herzen gern höre? Das ſagen Ihnen alle Leute, die gar nicht Ihre Freunde ſind. Aber, wenn Sie mir geſchrieben hätten, da Sie noch in voller Empfindung waren:

ſo hätte ich Ihnen auch in voller Empfindung antworten können. Der Himmel gebe Ihnen recht viel glückliche Tage! Ich bitte darum, und hoffe es gewiß. Die Art, mit der Sie die Unfälle ertragen, iſt ein ſicheres Verdienſt zum Glücke. Melden Sie mir bald, wie Sie leben. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen ſagen kann, und bin ꝛc.

Sechſter Brief.

Gnädiges Fräulein,

Wie vortheilhaft haben Sie in einem Briefe an Ihre Freundinn von meinem Charakter geurtheilt, und wie glücklich würde ich ſeyn, wenn ich dieſe Ehre verdiente! Aber nein, ich ſage es Ihnen aufrichtig, ich verdiene ſie nicht; und dennoch wünſchte ich, daß Sie dieſe Aufrichtigkeit bewegen möchte, Ihren Ausſpruch nicht wieder zurück zu nehmen; ſo ſehr gefalle ich mir bey Ihrem Lobe. Dieſes iſt eine Eitelkeit, über die ich bey Andern ſpotten würde, und mir vergebe ich ſie ſehr gern, weil Sie mich dazu verleitet haben, und weil ich weis, daß ich bey dem Lobſpruche von hundert andern Fräuleins ſehr gleichgültig geblieben ſeyn würde. Ich danke Ihnen alſo, gnädiges Fräulein, für Ihre gütige Meynung mit einer gewiſſen edlen Empfindung, zu der man allein fähig iſt, wenn man von Ihnen gelobt worden. Sie haben in eben dieſem

ſem Briefe an Ihre Freundinn; gewünſcht, reich zu ſeyn, um mir jährlich eine Penſion ausſetzen zu können, und ich verſichere Sie, daß mich dieſer Wunſch mehr vergnügt hat, als mich vielleicht eine Penſion von einem großen Herrn vergnügen würde. Ich traue Ihnen, mein Fräulein, nicht allein die Großmuth zu, Andre ohne ihr Bitten glücklich zu machen, ſondern auch dieſe, ohne ſie es wiſſen zu laſſen, wem ſie ihr Glück zu danken haben. Dieſes können nur die edelſten Herzen. Aber, gnädiges Fräulein, wenn es bey mir ſtünde, ſo würde ich mir, wenn Sie einmal vermählt ſeyn ſollten, mehr wünſchen, als eine Penſion. Ich erinnere mich, daß La Fontaine in dem Hauſe der geiſtreichen Marquiſinn de la Sabliere zwanzig Jahre ſeinen Aufenthalt, und an ihr eine großmüthige Beſchützerinn und Freundinn gehabt hat. Würden Sie nicht de la Sabliere gegen mich ſeyn, wenn ich La Fontaine wäre? Ganz gewiß. Warum paßt doch die Vergleichung nicht ſo wohl auf mich, als auf Sie? Warum bin ich doch nicht ein La Fontaine ſo wohl, als . .? Doch Sie würden böſe werden, wenn ich den Gedanken fortſetzte: und eben ſo wenig darf ich Ihnen ſagen, wie viel Leipzig in den Augen Ihrer liebenswürdigen Freundinn, und in meinen Augen verloren hat, ſeit dem Sie nicht mehr hier ſind; wie Sie beynahe der einzige Innhalt unſrer Geſpräche ſind, und wie beredt wir werden, wenn wir von Ihnen reden, und Ihnen alles das Glück wünſchen können, das Ihre Eigenſchaften verdienen; alles dieſes darf ich Ihnen nicht wohl ſelbſt ſagen. Ich ſchließe alſo, und verbleibe mit der größten Ehrerbietung ꝛc.

Siebenter Brief.

An eben Dieſelbe.

Gnädiges Fräulein,

Die Freyheit, die ich mir genommen habe, an Sie zu ſchreiben, würde Ihnen bald zur Laſt, oder doch zu einer Arbeit werden, wenn Sie jeden von meinen Briefen ſo ſorgfältig und ſo ſchön beantworten wollten, wie den erſten. Ich bitte Sie alſo, mir nur ſelten, oder nur in ein Paar Zeilen zu antworten, und aus dieſer Bitte zu ſchließen, daß ich lieber das größte Vergnügen entbehren, als Ihnen die geringſte Mühe machen will. Dieſe Beſcheidenheit iſt eine nothwendige Tugend, wenn man ſo viel Hochachtung für eine Perſon hat, als ich für Sie, gnädiges Fräulein, habe. Aber warum haben Sie es Ihrer Freundinn ſo hart verwieſen, daß ſie Ihnen etwas von dem Beyfall gemeldet, mit dem ich von Ihrer Schreibart geſprochen habe? Sie liebt Sie viel zu ſehr, als daß ihr auch das geringſte Lob, das man Ihnen beylegt, gleichgültig ſeyn ſollte; und ſie verſteht ſich viel zu gut auf die Sprache der Ueberzeugung, als daß ſie nicht aus meinen Worten, und aus dem Tone ſelbſt, mit dem ich ſie ausgeſprochen habe, hätte ſchließen ſollen, daß mein Lob keine Schmeicheley wäre. Sie kennen überhaupt die Vorzüge, die Sie vor vielen Perſonen Ihres Geſchlechts haben, zu wenig; und eben dieſes Verdienſt muß Ihnen die Hochachtung der Welt nur deſtomehr erwerben, und Andre nöthigen, Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, die Sie Sich ſelbſt verſagen. Wer ſo lebhaft und richtig denkt, wie Sie, mein Fräulein, der ſchreibt allemal ſchön, und um deſto ſchöner, je weniger er daran denkt, ſchön zu ſchreiben. Man lobt die natürliche Freyheit in den Briefen der Madam Sevigne, ungeachtet der kleinen Fehler im Ausdrucke; und ſelbſt ihre Nachläſſigkeiten ſind noch liebenswürdig. Es iſt ganz gewiß, gnädiges Fräulein, daß uns Ihr Geſchlecht in den Briefen übertrifft, und Sie werden in kurzer Zeit ein neuer Beweis davon ſeyn. Vergeben Sie mir dieſen pedantiſchen Ausſpruch wegen ſeiner Aufrichtigkeit. Man kann immer noch im Stande ſeyn, richtig zu urtheilen, wenn man gleich ſelbſt nicht gut ſchreibt. Beehren Sie mich ferner mit Ihrem gnädigen Andenken, und glauben Sie, daß ichs zu ſchätzen weis. Ich habe die Ehre, zeitlebens zu ſeyn ꝛc.

Achter Brief.

Madam,

Sie ſind die beſte Frau von der Welt, und ich bin Ihr beſter Freund; dabey bleibe ich. Gewiß, Sie verdienen, (laſſen Sie dieſe Zeile Ihren Mann nicht leſen!) Sie verdienen einen noch beſſern und vornehmern Mann, als Ihr C . . iſt. Dennoch darf Sie dieſes nicht abhalten, ihn ferner zu lieben; alle Leute können unmöglich ſo viel Verdienſte haben, als Sie und . . . darf ichs ſagen? als Sie und ich. Aber wie leben Sie denn in Q . . .? Iſt mein Gedichte auf Ihre Hochzeit immer noch eine Fabel? Hört Ihr Mann . . . Geben Sie wohl Achtung! Ich will den Homer nachahmen, und eine ſo ſeltne Begebenheit verdient es ja wohl! . . . Hört Ihr Mann den ſüßen Namen, Vater, noch nicht? Ja, liebe Freundinn, wenn Sie mir noch im alten Jahre einen Gevatterbrief geſchickt hätten: ſo wäre mein Pathe (denn mit einem Sohne müſſen Sie die Welt beſchenken,) durch mich reich geworden. Ich bekam um dieſe Zeit ein Geſchenke von funfzig Dukaten für eine kleine Bemühung. Ich wußte in der Eil nicht, wozu ich das Geld anlegen ſollte. Bald wollte ich mir ein Haus, bald einen Luſtgarten, bald ein Rittergut, endlich gar eine liebe Frau kaufen; und wenn Sie damals gleich einen Gevatterbrief an mich erdichtet hätten: ſo hätte ich meinem Pathen alle dieſe Dukaten eingebunden. Es waren lauter rare Stücken; mit doppelten Herzen, mit Cometen, mit gehörnten Siegfrieden und dergleichen. . . . Ich ſoll ſie aufheben; wollen Sie mir ſagen? Nein, meine gute Charlotte, nunmehr iſt es zu ſpät. Ich beſann mich den letzten Tag im Jahre noch, daß ich etliche Kleinigkeiten für Bücher zu bezahlen hätte, und dazu habe ich das Geld angewandt. Warten Sie alſo lieber bis wieder auf eine ſolche Begebenheit; denn itzt könnte ich meinem Pathen faſt mit nichts, als mit meinem Gebete und mit meinem Segen dienen, in der Sprache der Betſchweſter zu reden. . . . Ich habe gehört, daß Ihr Mann guten Ungriſchen Wein, ſeinem Stande gemäß, im Keller haben ſoll. Sagen Sie ihm doch, daß er ſich mit einem Antheil ſehr beliebt bey mir machen, und zugleich, als mein ehemaliger Reſpondent, das Präſidium bey mir dadurch abtragen könnte. Ich denke überhaupt, ich werde bald zu Ihnen kommen; denn ich möchte Sie gar zu gern einmal ſehen und küſſen. Es ſind freylich ſechzehn Meilen; es iſt auch ſchlechter Weg; es iſt kalt: aber alles dieſes wird mich nicht abhalten. Das menſchliche Leben iſt kurz, ich will reiſen, und Sie noch einmal ſprechen, und Ihnen ganze Wochen lang ſagen, wie viel ich Ihnen Gutes gönne, und wie ſehr ich ſtets geweſen bin, und noch bin ꝛc.

Neunter Brief.

Madam,

Das Landleben muß doch nicht für alles helfen. Ich bin ſeit vierzehn Tagen ein rechter Heavtontimorumenos. Laſſen Sie mich immer ein Wort brauchen, das Sie nicht verſtehen, und das ich Ihnen vielleicht ſelbſt nicht recht erklären kann. Es ſchickt ſich dem Klange nach gar zu gut zu meinem Charakter. Leſen Sie nur das Wort noch einmal. Es hat ſo was ſchwerfälliges und verdrießliches bey ſich, daß ichs nicht für vieles Geld gegen ein anders vertauſchen würde. Ganz gewiß muß es einen unzufriednen und mürriſchen Menſchen bedeuten, mein Herz ſagt mirs; und wenn es auch was anders bedeuten ſollte: ſo will ich doch durchaus, daß es einen Unzufriedenen bedeuten ſoll. Der bin ich, Madam! Ein vollkommner Heavtontimorumenos bin ich ſeit vierzehn Tagen. Aber warum? Weil ichs bin; weiter weis ich Ihnen nichts zu ſagen. Ich bin viel zu verdrießlich, als daß ich nachſinnen ſollte, woher mein Verdruß käme; und wie könnte ich auch ungeſtört verdrießlich ſeyn, wenn ich lange nachſinnen wollte? Ich habe die ſchönſte Gegend vor mir, und ich nehme mich ſehr in Acht, daß ſie mich nicht rührt. Ich ſehe ſie an, und denke nicht auf das, was ich ſehe, ſondern daran, daß ich nicht zufrieden bin. Ich habe gute Bücher um mich herum liegen. Ich möchte dieſes, ich möchte jenes leſen, ich möchte ſie alle leſen. Ich berathſchlage, welches ich leſen will, und nach langen Berathſchlagungen nehme ich ein anders, als ich gewählt habe. Ich leſe, und fühle nichts, und werfe es weg. Ganz gewiß ſind meine Bücher zu lichte für mich. Die Gedanken ſollten dunkel, die Sprache ſollte ängſtlich ſeyn; dann würde ich leſen. Sagen Sie mir nur, Madam, ob ich etwa krank bin? Wenn es doch der Himmel wollte! Denn wenn ich nicht krank ſeyn ſollte: ſo müßte ich beynahe näriſch ſeyn, und das mag ich doch, ungeachtet meines Haſſes gegen mich ſelbſt, nicht ſeyn. In den erſten Wochen konnte ich mich an den mannichfaltigen Scenen dieſer Gegend nicht ſatt ſehen. Ich flog von der Stube, um im Freyen, durch Berg und Thal, durch Fluren und Gebüſche, zu irren; und wenn ich müde war, die Gemälde der Natur zu ſehen: ſo ruhte ich in den vortrefflichen Bildergallerien des Herrn des Dorfs aus. Itzt komme ich nicht weiter, als von dem Pfarrhauſe auf den Kirchhof. Ich beſehe die Leichenſteine, die hölzernen Kreutze, und ruhe nicht, bis ich einen halbverloſchnen Namen herausgebracht habe. Wenn ich auf den Denkmaalen die Worte finde, er ſtarb alt und Lebensſatt: ſo bewegt ſich mein ganzes Herz. Ich fühle [illegible] alsdann recht eigentlich, daß ich des Lebens müde bin; aber vielleicht in keinem beſſern Verſtande, als ich es einmal in meinem ſiebenten oder achten Jahre war. Ich weis nicht, was mir für ein kindiſcher Wunſch damals fehl geſchlagen ſeyn mochte. Genug, ich warf mich unter einen

Baum im Garten, und bat den Tod recht innſtändig, daß er mich gen Himmel holen ſollte; ſo verhaßt war mir die Welt. Kurz, Madam, wenn mir der Pfarrer den Kirchhof verſchließen läßt: ſo weis ich vor Angſt nicht mehr, was ich anfangen ſoll. Aber warum kommen Sie nicht mehr in die Stadt, wenn Sie auf dem Lande ſo unzufrieden ſind? Das weis ich auch nicht, Madam. Ich glaube, ich warte darauf, daß Sie mich bitten ſollen. Und wenn Sie mich bitten werden: ſo werden Sie mich nach meinen Gedanken nicht innſtändig, nicht herzlich genug gebeten haben. und da werde ich wieder aus Rache nicht zurück reiſen wollen. Itzt läßt mir mein Wirth die Scheere und das Federmeſſer ſehr höflich abfordern. Merken Sie dieſe Liſt nicht? — Aber wer hat denn geſagt, daß ich ſchwermüthig bin? Nein, unzufrieden bin ich nur, nicht bey mir ſelber, dieß iſt es alles; und deswegen läßt man mir das Federmeſſer abfordern? Sagen Sies auf ihr Gewiſſen, meine Freundinn, können Sie aus meinem ganzen Briefe etwas anders ſchließen, als daß ich mürriſch bin, daß ich ſelbſt nicht weis, was ich will, und wenn es hoch kömmt, daß ich hypochondriſch bin. Gut, ich bin es für mich, was kann denn das meinem Wirth verſchlagen? Man läßt ja einem jeden das Recht, luſtig zu ſeyn, und mir will man die traurige Freyheit nehmen, niedergeſchlagen zu ſeyn? Das iſt artig! Sie ſind tauſendmal billiger, Madam, Sie wehren mirs nicht. Sie laſſen ſich vielmehr meine Unzufriedenheit klagen. Dieſes ſehe ich als die größte Wohlthat an, und küſſe Ihnen die Hand dafür, und bin zeitlebens dafür Ihr ꝛc.

Zehnter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich danke Ihnen ergebenſt, daß Sie mich mit dem jungen Herrn L... haben bekannt machen wollen. Er iſt aller meiner Freundſchaft und Liebe werth, und ſeine perſönlichen Eigenſchaften würden mir ſchon die Pflicht auflegen, ihm nach meinem Vermögen zu dienen, wenn er auch des niedrigſten Mannes Sohn wäre, und ohne Ihre Empfehlung meine Bekanntſchaft geſucht hätte. Um deſtomehr werde ichs thun, da mich die Freundſchaft gegen Sie, und die Hochachtung gegen ſeinen Herrn Vater dazu verbinden. Geſetzt, daß er auch von meinem Umgange keinen andern Vortheil hat, als daß ich ihn vor den Fehlern warne, die ich im Studiren entweder ſelbſt begangen habe, oder wohl noch begehe: ſo wird er doch mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden ſeyn können. Gelehrt werden ihn ſchon andre Leute und ſein eigner Fleiß machen. Ich erfreue mich, daß er bey ſeinen wenigen Jahren ſchon ſo viel geleſen hat; noch weit mehr erfreue ich mich, daß er Genie hat. Von beiden läßt ſich alles hoffen. Leben Sie wohl, und ſchicken Sie mir bald wieder einen ſo geſchickten Jüngling.

Eilfter Brief.

An den Herrn von H—g.

Sie mögen ſeyn, wo Sie wollen, Sie ſind nirgends ſicher vor meinen Briefen. Ich habe mir ſo feſt vorgenommen, Sie von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung, die ich Ihnen vor Andern ſchuldig bin, zu erinnern, daß ich Briefe über Briefe ſchreiben werde. Sie haben mir einmal die Erlaubniß dazu gegeben; und was das ſchlimmſte iſt: ſo finde ich oft eine ſo große Wolluſt im Briefſchreiben, daß ich nicht eher aufhören kann, bis der Bogen beſchrieben iſt. Aber zum erſtenmale will ich Sie nicht ſo ſehr erſchrecken. Ich habe mit Fleiß nur einen halben Bogen genommen, damit ich nicht in meinen gewöhnlichen Fehler verfalle. Es iſt Zeit genug, Sie mit langen Briefen zu beſtrafen, wenn Sie mir auf die kurzen nicht antworten. Und o wenn ich nur nicht fürchten dürfte, daß ich mich auf dieſe Art noch vielmal würde ſatt ſchreiben können! In Wahrheit, mein lieber Herr von H • •, es iſt mein größtes Verlangen, eine Nachricht, nur eine kleine Nachricht von Ihren Umſtänden zu haben. Ich wünſche Ihnen die größte Zufriedenheit, und deswegen möchte ich gern hören, ten, daß Sie zufrieden lebten; und zwar von Niemanden lieber, als von Ihnen ſelbſt. Sagen Sie mir dieſes, und zugleich, daß Sie noch mein Freund und Gönner ſind: ſo will ich Ihnen wider meine Neigung verſprechen, Sie länger, als einen Monat, nicht wieder mit einem Briefe zu überfallen. Es wird meinem Herzen zwar ſchwer werden; aber dennoch will ich mein Wort halten. Ich bin ꝛc.

Zwölfter Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Ich bin Ihnen eine Antwort ſchuldig; allein wenn ich Ihnen auch keine ſchuldig wäre: ſo würde ich doch an Sie ſchreiben, und Ihnen ſagen, wie ſehr ich Ihr Freund bin, und wie ſehr ich wünſche, daß es Ihnen an allen Orten der Welt wohl gehen mag. Freylich wünſche ich auch, daß Sie noch bey mir ſeyn möchten; und wenn ſich Ihr Glück mit dieſem Wunſche vertrüge: ſo würde ich ihn noch öfter thun. Ich bin indeſſen froh, daß Friede iſt, oder daß wenigſtens die Leute vom Frieden reden, weil ich auf dieſe Art Sie am erſten wieder in Sachſen zu ſehen hoffe. Schreiben Sie ja oft an mich, ſonſt werde ich ſehr finſter ausſehen, wenn Sie wieder kommen. Ich habe Ihren letzten Brief der Madam S.. vorgeleſen, und ſie war böſe, daß er ſo kurz war. Wie gefällt Ihnen dieſer Lobſpruch, zu dem ich in ihrem Namen noch ein Compliment hinzuzuſetzen habe? Was macht denn der Herr Major G...? Sagen Sie ihm nebſt tauſend freundſchaftlichen Grüßen recht viel verbindliches von mir, und leben Sie wohl mit ihm, recht wohl!

Dreyzehnter Brief.

An drey Schweſtern.

Ich begehe eine Freyheit, die ſehr neu iſt. Wer hat wohl jemals an drey Frauenzimmer zugleich geſchrieben, ohne ſie zu kennen, ohne ſie geſehen zu haben, und ohne ihren Namen zu wiſſen? Hören Sie mir unbeſchwert zu, meine drey unbekannten Schönen, (wofern anders dieſer Brief in Ihre Hände kommen ſollte,) wie mirs geht. Heute kömmt Herr L... zu mir, und zeigt mir einige Briefe von Ihnen, in denen Sie ſo gütig geweſen ſind, mich grüßen zu laſſen, und meine Schriften mit Ihrem Beyfall zu beehren. Ich müßte gar keine Neugierigkeit beſitzen, oder, den Lobſpruch eines Frauenzimmers zu fühlen, gar nicht im Stande ſeyn, wenn ich mich nicht nach Ihrem Namen hätte erkundigen ſollen. Ich that es; aber mein Freund war ſo boshaft und ſo eigennützig, daß er mir nicht darauf antwortete. „Ob Sie die Namen „wiſſen oder nicht, fieng er trotzig an; genug, es „ſind drey angenehme und kluge Frauenzimmer,

„drey liebe Schweſtern, die den Geſchmack und ihre „verführeriſchen Schriften lieben. Das iſt alles, „was ich ihnen ſagen kann. Sie wohnen in G… „Sehen ſie, hier ſteht es; aber mehr erfahren ſie „nicht, und wenn ſie auch vor Neugierigkeit alle „Krankheiten auf einmal bekommen ſollten.“ Dieſes unbeſcheidene Compliment beleidigte mich um deſtomehr, da mein Herz von dem Lobſpruche, den Sie mir ertheilet, noch ganz ſtolz war: dennoch verbarg ich meinen Unwillen mit einer gewiſſen lächelnden Miene, die ich vor einigen Jahren bey einem boshaften Hofmanne geſehen hatte, und fragte ihn ganz demüthig, ob er mir denn nicht einen kleinen Brief an dieſe drey artigen Schweſtern beſtellen wollte, aber verſiegelt. Ja, ſagte er, weil ſie noch Caffee haben, ſo will ich eine Pfeife Taback bey Ihnen rauchen; doch, ſo bald die Pfeife aus iſt, ſo muß der Brief fertig ſeyn, oder ich beſtelle ihn in meinem Leben nicht. Ach! der böſe Menſch! Itzt klopft er den Knaſter aus. Er ſteht gar auf. Ich möchte ſo gern noch mit Ihnen reden. Ich habe mich ja noch nicht für die Ehre Ihres Beyfalls bedankt; aber nein, er geht. Ich möchte Sie ſo gern um Ihre Freundſchaft bitten. Ich muß alles vergeſſen, wenn ich anders will, daß dieſer Brief fortkommen ſoll. Vergeben Sie mirs, und erlauben Sie mir die Ehre, Ihnen in aller Eil zu ſagen, daß ich mit einer ausnehmenden Hochachtung bin ꝛc.

Vierzehn.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Sehen Sie wohl? Ein rechter deutſcher Autor muß keine Oſter- oder Michaelismeſſe vorbey laſſen, ohne etwas heraus zu geben, wenn es auch nur ein Werk von zween Bogen wäre. Nein, nein, ich laſſe mir mein Recht nicht nehmen; ich ſchreibe, ſo lange ich geſunde Hände habe. Es iſt gar zu hübſch, wenn man ſich in dem Meßcatalogo, bald darauf in den Zeitungen und in den Journalen, und endlich in den Händen der Welt ſieht. Ich komme ſelten zu jemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde, und wenigſtens eine von meinen Schriften auf dem Fenſter, oder auf dem Nachttiſche, ganz ſauber eingebunden finde. Ich kann Ihnen nicht ſagen, was ich da empfinde; aber das weis ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hauſe, und nehme die Feder in die Hände, und ſchreibe, was ich ſchreiben kann, und ſtelle mir ſchon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers ſeyn ſollte. Unlängſt komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bey ihm bekannt iſt, herein, und langt aus ſeinem Kober, in dem ein guter Vorrath Butter und Brodt war, meine F. und E. ungebunden hervor. Da, fieng er in ſeiner Sprache an: bingt mir das Buch fein feſt und ſchien ein. Chriſtoph, ſprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? Er antwortete ihm ganz trotzig, daß er ſichs hier gekauft hätte; daß der Schulmeiſter und der Schulze auf ſeinem Dorfe, bey denen er das Buch zuerſt geſehen, ſich bald ſcheckicht darüber gelacht hätten, ſo viel ſpaßhaftes Zeug ſtünde darinne; er ſagte, daß er einen kleinen Sohn hätte, der ſchon hübſch leſen könnte, und der ihm des Abends, wenn er von der Arbeit käme, und ſeine Pfeife Taback in Ruhe rauchte, etwas daraus vorleſen ſollte, ſo würde er kaum nicht in die Schenke gehen. Er war noch jung, der Herr, fuhr er fort, ders in Druck hat ausgehen laſſen: ich wollte ihm was abbrechen, aber er ſagte, es wäre nicht anders, als vierzehn Groſchen, die habe ich ihm auch gegeben. Er hatte noch viel Bücher; das Bücherſchreiben muß ihm recht von der Hand gehen. Ihr Narr, ſprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hat nichts geſchrieben, er handelt nur damit. Seht doch, fieng der Bauer an, ich dachte, es wäre der Herr ſelber, ich hätte ihm, bey meiner Treue, nicht ſo viel gegeben. Nunmehr hätte ich gehen können; aber mein Ehrgeitz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verrathen ſollte, und er that es zu meinem Glücke, denn außerdem würde ich mich dem Bauer ſelbſt entdeckt haben. Wenn Sie nur hätten ſehen ſollen, mit welcher Verwunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achſeln klopfte, und mich ermahnte, mehr ſolch ſchnackiſch Zeug zu ſchreiben! Ich war den ganzen Tag außerordentlich aufgeräumt. Ich ſtellte mir alle meine Leſer von dem Größten bis zu dem Holzbauer vor, und beſchloß den Augenblick, den zweyten Theil von der G - - fertig zu machen, den Sie mit dieſem Briefe erhalten. Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder zurück, ich werde ſchwermüthig darüber. Endlich antworten Sie mir bald, ſonſt ſchreibe ich Ihnen keine ſolche merkwürdige Hiſtorchen mehr. Ich bin ꝛc.

Funfzehnter Brief.

An die Madam S**.

Sehen Sie, wie ich mein Wort halte? Sie ſind kaum abgereiſt, ſo ſchreibe ich ſchon an Sie, und ich denke, ich werde ſo lange ſchreiben, bis ich Sie wieder zurück geſchrieben habe. In der That ſind auch ſeit zweymal vier und zwanzig Stunden faſt eben ſo viel Urſachen entſtanden, die alle Ihre Gegenwart zu verlangen ſcheinen. Ich will Ihnen nur die wichtigſten melden. Ihr Herr Liebſter hat geſtern Nachmittage das Fieber nebſt einem kleinen Frieſel bekommen. Er hat mir ausdrücklich verboten, Ihnen nichts davon zu ſchreiben. Ich habe es ihm auch verſprochen; allein in einer Sache, die Sie ſo nahe angeht, ſehe ich es für einen löblichen Fehler an, mein Wort nicht zu halten. Er befindet ſich itzt zwar ganz leidlich, und verſchiedne Leute wollen ihn heute auch gar haben ausgehen ſehen; ich muß es aber am beſten wiſſen, daß es noch ſehr gefährlich mit ihm werden kann. Ihr kleiner Sohn hat von ungefähr den Porzellantiſch umgeſtoßen, und geſtern Nachmittags . . darf ichs Ihnen ſagen? O wie bedaure ich Sie! . . geſtern Nachmittags, denken Sie einmal das Unglück an! iſt Ihr ganzer Silberſchrank ausgeräumt worden, ohne daß man bis dieſe Stunde noch weis, von wem. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle die Unfälle herſetzen wollte, die ſich ſeit Ihrer Abweſenheit zugetragen haben. Nur noch Eine Urſache kann ich nicht verſchweigen, die mich insbeſondere Ihre baldige Rückkunft wünſchen heißt. Es iſt ein Ruf, den ich nach B . . mit der heutigen Poſt erhalten habe. Ich brauche Ihren Rath mehr, als jemals, je unſchlüſſiger ich alle Augenblicke werde. Ach, Madam, warum ſind Sie doch gereiſt? Was ſoll ich denn machen? Das geht unmöglich an, daß ich L . . verlaſſen kann, ohne Ihnen für die tauſend Gefälligkeiten zu danken, die Sie mir in ſo vielen Jahren erwieſen haben. Und gleichwohl . . Ich dächte, Sie kämen noch dieſe Woche zurück. Ihre liebe Mama kann in vier und zwanzig Stunden viel mit Ihnen reden. Kommen Sie doch, ich bitte Sie . . Ob das alles wahr iſt, was ich Ihnen erzählt habe? Ja wohl, Madam, denn, wenn ich nein ſagte, ſo kämen Sie nicht ſo bald wieder. Den Augenblick läßt mich Ihr Herr Liebſter rufen. Was wird wieder vorgegangen ſeyn? Scheint es doch, als ob alles Unglück in Ihrem Hauſe nur auf Ihre Abweſenheit gewartet hätte. Leben Sie wohl, Madam. Ich eile zu Ihrem Manne, und bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An eben dieſelbe.

Madam,

Ich habe vorige Nacht einen traurigen Traum gehabt. Sie ſaßen und ſchrieben, und ob Sie gleich beynahe ſechzehn Meilen von mir ſitzen mochten: ſo konnte ich durch Hülfe des Traumes doch ſo viel ſehen, daß Sie an einen guten Freund ſchrieben. Wer war froher, als ich? Ich ſah alle Augenblicke, ob Sie mit dem Briefe bald fertig wären, denn ich dachte nichts gewiſſer, als daß Sie an mich ſchrieben, ja ich war ſchon etlichemal im Begriffe, Ihnen den Brief wegzunehmen. Indem kam Ihr kleiner Sohn, und ſtieß ſo unvorſichtig an den Tiſch, daß die Dinte umfiel. Ich wollte in der Angſt entweder nach dem Briefe, oder nach der Dinte, greifen, und darüber wachte ich auf, und quälte mich mit allerhand Auslegungen bis an den Morgen. Ich habe den Traum meiner alten Baſe erzählt. Sie ſagte mir, die Dinte bedeutete Zank und Streit mit Abweſenden. Ach Madam! Nur nicht mit Ihnen!

Das wolle der Himmel nicht! Nein, ich will Ihnen keine Gelegenheit dazu geben, ich will gern nicht fragen, warum Sie mir nicht antworten. Laſſen Sie mir nur die Erlaubniß, daß ich ferner alle Poſttage an Sie ſchreiben, und Ihnen ſagen darf, wie hoch ich Sie ſchätze, und wie viel Leipzig entbehrt, wenn Sie in Dresden ſind.

Siebenzehnter Brief.

Liebe Madam,

Machen Sie ſich keine Sorge. Ich denke nicht, daß ich nach B . . kommen werde. Ich habe ganz was anders im Sinne, und es wird nur auf Sie ankommen, ob mein Einfall ausgeführet werden ſoll. Ich will zu Ihnen nach G . . ziehen. Nach G . .? warum denn das? Um den guten Geſchmack befördern zu helfen, der in dieſer Stadt unter dem Frauenzimmer herrſcht. Sollte man denn nicht den Mädchen eben ſo wohl Collegia leſen können, als den jungen Herren? Warum nicht? Gut, liebe Madam, ſo ſuchen Sie mir ein halb Dutzend hübſche und witzige Mädchen aus, denen ich einigen Unterricht in der Poeſie, in dem Briefſchreiben, in der Philoſophie, oder in den Sprachen geben kann. Ich will ſo wenig ein Pedant, und ſo wenig ein junger Menſch ſeyn, als es die Beſchaffenheit meiner Zuhörerinnen fordert. Ich will auf öffentliche Koſten eine Frauenzimmerbibliothek anlegen, damit es uns nicht an guten Büchern zum Leſen fehle. Ich ſähe es gern, wenn meine Mädchen nicht unter funfzehn und nicht über dreyßig Jahre wären. Sollten einige von meinen Zuhörerinnen ſich zur Heirath entſchließen: ſo wollte ich ihnen, zum Beſten der Ehe, ein halbes Jahr vor der Hochzeit ein Collegium über die Liebe, über die Klugheit in der Liebe, über die Mittel, ſie zu erhalten, ſie zu verſüßen, und ſo weiter, leſen. Was meynen Sie? Sollte ich mich nicht um Ihr Geſchlecht durch dieſen Einfall verdient machen können, und weit verdienter um die Welt, als wenn ich etlichen jungen Herren etwas vorſage, das ſie morgen nicht mehr wiſſen? Mit dem Honorario wollte ichs ganz leichtlich machen. Ich läſe um die Ehre, und wenn mir die Witzigſte von meinen kleinen Freundinnen zuweilen einige Liebkoſungen machte: ſo würde ich mich für ſehr reichlich belohnt halten. Aber, Madam, in Ihrem Hauſe muß ich wohnen, denn Ihre und der Ihrigen Geſellſchaft iſt die erſte Urſache, warum ich in G.. leben will. Ich erwarte Ihre Antwort mit der größten Ungeduld.

Achtzehnter Brief.

Hochzuehrender Herr Paſtor,

Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, was ich für ein Verlangen nach Ihrem nähern Umgange habe, und wie oft ich Sie mitten unter meinen andern

Freunden vermiſſe! Gleichwohl glaube ich nicht, daß wir jemals das Vergnügen haben werden, uns von Perſon zu ſehen und zu genießen, außer in einer andern Welt. Da ſollen unſre Umarmungen erſt angehen, wenn uns eine gewiſſe Stimme in unſerm Herzen ſagen wird, daß wir es ſind, die ſich einander ſuchen. Gott! Was iſt es für eine Wolluſt um das Gefühl der Freundſchaft! Und wie wenig ſind derer, die dieſes Geſchenke des Himmels zu ſchätzen und zu gebrauchen wiſſen! Das Andenken Ihrer Gewogenheit ſoll mir manche ſchwere Stunden erleichtern helfen; and das Andenken der meinigen thue Ihnen eben dieſe Dienſte! Ich traue es ihr wenigſtens zu. Was würde die Welt, die dieſer Empfindungen nicht fähig iſt, von uns denken, wenn ſie uns ſo reden hörte? Würde man uns nicht für Schwärmer in der Freundſchaft halten? Doch was gehen uns die Blöden an, die ihre eigne Menſchheit nicht kennen? Ich würde mich kränken, wenn ich weniger genöthiget wäre, Sie zu lieben, und den Werth ihrer Freundſchaft zu empfinden. Ich will nunmehr die Angelegenheiten meines Herzens auf einige Augenblicke vergeſſen, und von Ihren mir überſchickten Werken reden. Ich habe ſie mehr, als Einmal geleſen, und allemal ſehr ſchöne Stücken darinnen gefunden; aber ganz haben ſie mir niemals gefallen. Laſſen Sie mich recht aufrichtig reden, mein lieber Freund. Ich bemerke, ungeachtet ihrer gemachten Verbeſſerungen, einen gewiſſen Zwang in Ihren Erzählungen, der ſich bald von der kurzen und ſich immer gleichen Versart, bald von der Tyranney der Reime herſchreibt; einen Zwang, dem Sie durch alle Mühe nicht werden abhelfen können, und der für die Kenner ſtets beleidigend bleiben wird. Ich habe ſie meine Freunde leſen laſſen, die alle ſchon Ihre Freunde ſind; und alle dieſe ſind meiner Meynung, und wünſchen von Ihnen weit lieber andre Gedichte, als Erzählungen, und lieber reimloſe, als gereimte Gedichte zu leſen. Sie haben mich gebeten, Sie mehr zur Proſa aufzumuntern, in der Sie ungleich ſtärker und neuer ſind, als in der Poeſie. Kurz, ich müßte Sie weniger lieben, wenn ich gelaſſen in die Ausgabe ihrer Poeſien willigen ſollte. Verlangt aber Ihr Glück dieſes Opfer, ſo wollte ich doch wünſchen, daß Sie ihren Namen nicht vor das Werk ſetzten. Ich ſage Ihnen dieſes mit ſchwerem Herzen; allein ich will lieber einmal wider meine Natur ſtrenge ſeyn, als wider Ihren Vortheil zu gefällig. Seyn Sie nicht unruhig! Sie haben Verdienſte genug um den guten Geſchmack. Sie können Ihre Liebe zur Religion und zu den ſchönen Wiſſenſchaften durch andre Schriften befriedigen, wenn es Ihnen ſonſt Ihre Amtsgeſchäffte erlauben. Genug, Ihr Herz gehöret unter die Herzen der Poeten, und Sie würden viele von denen, die Sie bewundern, erreicht haben, wenn Sie in ihren Umſtänden gelebt hätten. Was macht Ihre liebe Frau, und Ihr kleiner guter Jacob? Warum haben Sie mich nicht zu Gevattern gebeten? Ich glaube, ich wäre in Perſon ſen gekommen; aber funfzig Meilen, das iſt freylich ein weiter Weg. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Liebſte und allen, die zu Ihrer Freundſchaft gehören, und ſchreiben Sie mir ja bald wieder.

Neunzehnter Brief.

An eben denſelben.

Wenn Sie auch noch ein halb Jahr geſchwiegen hätten: ſo würde ich doch nicht einen Augenblick auf die Gedanken gefallen ſeyn, daß Sie weniger mein Freund wären, als ehedem. Nein, ich liebe Sie ſo ſehr, daß ich gar nicht in dieſe Verſuchung gerathen kann; und ſo grauſam auch der Ausſpruch war, den ich in meinem letzten Briefe über Ihre Gedichte gethan: ſo habe ich doch nicht die geringſte ſchlimme Wirkung für mich befürchtet. Ich ſah wohl, daß Ihnen mein Urtheil wehe thun würde; denn ich urtheilte von meinem Herzen auf das Ihrige; allein ich ſah auch, daß die Aufrichtigkeit meiner Abſichten dieſen kleinen Schmerz bald heilen würde. Ich verließ mich auf die Beſcheidenheit, mit der ich Ihnen eine bittre Meynung entdeckte, und noch weit mehr auf Ihre eigne Stärke. Es iſt in der That eine rühmliche Begierde, ein Autor zu werden. Allein, kaum iſt man es: ſo iſt man unruhiger, als jemals; und ſo gern ich, in Anſehung der Welt, die Zahl der guten Schribenten vermehrt ſehe: ſo ſehr bedaure ich oft das Schickſal eines Autors, der ſich mit tauſendfacher Mühe den ungewiſſen Beyfall der Welt erkauft, der am Ende noch ſchwerer zu behaupten, als zu erlangen, iſt. Ja, lieber Herr Paſtor, ich freue mich, es iſt wahr, ich freue mich ausnehmend, wenn ich ſolche feine Lobſprüche leſe, als die Ihrigen ſind. Ich gefalle mir; aber wie lange? Ein einziger gegründeter Tadel reißt alle mein Vergnügen darnieder. Die Begierde, immer einen neuen Verſuch zu wagen, und die ſchrecklichen Gedanken: Wird es dir auch gelingen? Wirſt du nicht vergebens, nicht zum Untergange deiner vorigen Werke, arbeiten? Ach was ſind das vor heimliche Peiniger der Poeten! Wollen Sie ja das Vergnügen eines Autors ſchmecken; nun wohl! Folgen Sie mir nur, und wählen Sie die Proſa. In dieſer verſpreche ich Ihnen viel Glück, und mir, als Ihrem Freunde, durch Sie viel Ehre. Vielleicht iſt Ihrem kleinen Jacob das Glück, oder Unglück aufgehoben, ſich durch die Poeſie groß zu machen. Wie werde ich mich nicht freuen, wenn ich ihm den Ort auf dem Parnaſſe zeigen kann, den ich gern ſelbſt erſtiegen hätte, und den er nunmehr zu erreichen ſuchen ſoll? Lehren Sie ihn, ſo bald es ſeine Jahre leiden, die Sprachen und Schönheiten der Alten. Wenn er in dieſer Verfaſſung zu mir kömmt: ſo werden wir ſchon gute Freunde ſeyn, und gern mit einander ſtudiren. Der zweyte Theil der G.. iſt ſchon an der Michaelsmeſſe herausgekommen. Ihre Frau Liebſte hat alſo nicht Urſache, auf meine Langſamkeit böſe zu ſeyn; vielleicht aber auf meine Geſchwindigkeit, wenn ſie das Werk geleſen haben wird. Machen Sie ihr mein ergebenſtes Compliment, und lieben Sie mich ferner. Ich bin allemal mit der größten Hochachtung und Aufrichtigkeit ꝛc.

Zwanzigſter Brief.

An den

Herrn von A**.

Ihr Geſchenke iſt mir ſehr angenehm geweſen, doch die freundſchaftliche Art, mit der Sie mirs gemacht haben, iſt mir noch koſtbarer, als das Geſchenke ſelbſt. Ich werde den Voltaire nie unter meinen Büchern ſtehen ſehen, ohne mich über die Gewogenheit desjenigen zu erfreuen, der ich ihn zu danken habe, und ohne zu wünſchen, daß ich ſie verdienen mag. Ja je gewiſſer ich weis, daß Sie keine Erkenntlichkeit von mir verlangen oder hoffen, deſtomehr wünſche ich mir eine Gelegenheit, erkenntlich zu ſeyn, und Ihnen zu zeigen, daß ich wenigſtens eben ſo gern eine Pflicht beobachte, als Sie eine Freygebigkeit ausüben. Eine Gelegenheit weis ich, und die mir auch die Liebſte iſt, wenn ſie nur ſchon da wäre. Sie kömmt gewiß. Ein Herz, wie das Ihrige, kann die Freuden der Liebe nicht lange mehr entbehren. Ja, ich erlebe es noch, ich ſehe Sie gewiß noch in den Armen einer liebenswürdigen Gemahlinn; ich ſehe

Dereinſt noch einen Sohn, entflammt von Deinem Namen,
An Deinem Beyſpiel ſich erfreun,
Und angeführt von Dir, und kühn, Dich nachzuahmen,
Des beſten Vaters würdig ſeyn.

Ich bitte um Ihre Freundſchaft, ob ich ſie gleich ſchon habe; um Ihre Briefe, ob Sie gleich nicht gerne ſchreiben; denn warum ſchreiben Sie ſo ſchön? Ich bitte endlich, Ihrer Fräulein Schweſter das ehrerbietigſte Compliment zu machen. Wie viel Glück wünſche ich dem, der ſie verdient! Leben Sie wohl, recht wohl! Ich bin mit der aufrichtigſten Hochachtung Ihr ergebenſter Freund und Diener.

Ein und zwanzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Um mich wenigſtens durch eine gute Abſicht um den jungen Herrn von G.. verdient zu mamachen: ſo will ich einen Vorſchlag zu ſeiner Erziehung thun. Er iſt gar nicht ſinnreich, er iſt vielmehr natürlich und einfältig, und vielleicht deswegen gut.

Der junge Herr mag ein Staatsmann, oder ein Hofmann, oder ein Soldat, oder ein Beſitzer ſeiner eignen Güter werden: ſo kann er nie zu viel lernen, und um viel zu lernen, nie zu zeitig anfangen. Die Erziehung zu Hauſe hat tauſend Hinderniſſe. Ein Hofmeiſter kann unmöglich alles wiſſen; und wenn er auch viel weis: ſo hat er doch nicht allemal die

Gabe, gut zu unterrichten, oder ein junges und lebhaftes Herz genug zu unterhalten; und dieß gehört doch nothwendig zu einer guten Erziehung. Wir müſſen leicht und angenehm lernen, ehe wir wiſſen, wie viel wir zu lernen haben. Es iſt nicht genug, zu lernen, wir müſſen auch beyzeiten mit der Welt bekannt werden; allein, die Welt zu Hauſe iſt nicht allemal die beſte. Wir ſehen nur immer einerley Geſchöpfe, und wie wir wenig bemerkt werden, ſo bemerken wir auch Andre wenig. Kurz, wir bleiben gern ſchläfrig in unſerm eignen Hauſe, und werden in unſern Sitten, wo nicht rauh, doch zu einförmig. Man hat zu Hauſe zu befehlen, ehe man gehorchen lernt, und daher lernt man weder gut befehlen noch gehorchen. Doch ich will ja kein Buch ſchreiben. Ich will nur ſagen, daß es ſo wohl für den Verſtand eines jungen Menſchen, als für ſein Herz und für ſeine Sitten, vortheilhaft iſt, wenn er an einem fremden Ort erzogen wird.

Könnte ſich die gnädige Mama entſchließen, ihren Sohn von ſich zu laſſen: ſo wünſchte ich, daß er unter der Aufſicht eines Hofmeiſters, deſſen Herz eben ſo gut ſeyn muß, als ſein Verſtand, je eher, je lieber, nach Leipzig gethan würde. Der junge Herr iſt erſt zehn Jahr alt. Dieß ſind die glücklichen Jahre, da man noch alles aus ſich machen läßt, weil unſer Herz nicht weis, was es will. Giebt man uns Gelegenheit, was zu lernen; macht man uns das Lernen mehr zu einem Zeitvertreibe, als zu einer Arbeit: ſo wird es uns ſo gar beſchwerlich werden, müßig zu ſeyn.

Man weis oft nicht, wozu ein junger Menſch geſchickt iſt, bis er vieles verſucht hat. Es iſt alſo gut, wenn er an einem Orte erzogen wird, wo er Gelegenheit hat, vieles zu ſehen und zu hören. Der Herr von G.. hat Vermögen, und man kann von Zeit zu Zeit die Lehrmeiſter in Sprachen, in der Muſik, im Zeichnen, zu ihm auf die Stube gehen laſſen. Er wird auf eine leichte Weiſe zu den erſten Gründen der Mathematik angeführt. Er tanzt und ficht beyzeiten, damit er den Körper in ſeine Gewalt bekommt, und derſelbe deſto dauerhafter wird. Er geht mit ſeinem Hofmeiſter in Geſellſchaften, und wird der Welt gewohnt, ehe ſie ihn noch rührt. Er ſpeiſt an einem Familientiſche, und wohnt in dem Hauſe eines angeſehenen Mannes, wo er ſtets glauben muß, daß man auf ihn Achtung giebt. Auf dieſe Art iſt der junge Graf.. als ein Kind nach Leipzig gekommen, bis in ſein ſechzehntes Jahr da geblieben, und alsdann mit ſeinem Hofmeiſter auf Reiſen gegangen. So ſind itzt noch verſchiedene ſehr junge Herren hier. Der Vortheil iſt groß. Sie fangen etliche Jahre eher an zu leben, und hören etliche Jahre eher auf, Kinder zu ſeyn. Kommen ſie in dem ſechzehnten oder achtzehnten Jahre erſt auf Univerſitäten: ſo ſind ſie oft ſchon zu lüſtern nach den Schwachheiten der Jugend, und werden durch die böſen Beyſpiele, wenn ſie auch das beſte Herz hätten, nur gar zu leicht zu Ausſchweifungen verleitet. Es verſteht ſich, daß ſich der Hofmeiſter wenigſtens auf ſechs Jahre dem jungen Herrn ganz und gar widmen, und ihm nie aus der Aufſicht laſſen muß. Er muß ſein Freund, aber auch ſein Gebieter, ſeyn können. Er bildet ſeinen Verſtand und ſein Herz, und ſorgt, daß diejenigen, die ihn unterweiſen, ihre Pflicht wohl in Acht nehmen; aber er lehrt ihn nicht alles ſelbſt. Es verſteht ſich ferner, daß der Hofmeiſter auch mehr, als gewöhnlich, belohnt werden muß. Und was iſt es denn, ob der junge Herr etliche tauſend Thaler mehr, oder weniger hat, wenn er dafür geſchickt worden iſt, der Welt und ſich zu dienen, zu ſeiner Ehre, zu ſeinem Vergnügen, zu ſeinem Glücke, zu leben, und ſein Vermögen vernünftig zu genießen? Wenn ſich Herr K . . zu dieſer Stelle verſtehen wollte: ſo hielt ichs für ſehr gut. Er hat Verſtand und Redlichkeit und Welt genug dazu. Einen guten Sekretär könnten Sie wohl noch an ſeine Stelle finden; aber einen guten Mentor, den zu finden, das iſt leider ſchwer. Ich erwarte Ihren Ausſpruch, und bin ꝛc.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Hochwohlgebohrner Herr ꝛc.

Wenn Sie mir auch nicht die Erlaubniß gegeben hätten, an Sie zu ſchreiben: ſo würde ich mir ſie doch nehmen; ſo groß iſt mein Verlangen, Ihnen meine Hochachtung und Ergebenheit zu bezeugen. Ja, ich bin ſo ſtolz, daß ich gar glaube, daß

Ihnen dieſe Verſicherung nicht gleichgültig ſeyn kann.

Eſtimer la vertu, c'eſt toujours ma maxime;
Voyez vous la raiſon, pourquoi je vous eſtime?

Kurz, Sie müßten an meiner Aufrichtigkeit zweifeln, wenn Ihnen dieſes Geſtändniß unangenehm ſeyn ſollte; dazu aber ſind Sie zu bekannt mit meinem Charakter. Es iſt alſo gewiß, daß ich vor Andern Ihr Freund bin, und niemals ohne Vergnügen an Sie denken kann. Nachdem ich Ihnen dieſes geſagt: ſo dürfte ich bald meinen Brief ſchließen, damit ichs Ihnen nicht noch Einmal ſage. Doch, ich kann noch nicht ſchließen. Ich muß erſt fragen, wie Sie leben.— Doch recht wohl? Recht zufrieden und dem Glücke nahe, das Sie verdienen? Ja, ich glaube es, wenigſtens weis ich nichts, das ich lieber glauben und hören möchte. Vielleicht bewegt Sie dieſe aufrichtige Neugierigkeit, bald an mich zu ſchreiben, und ich würde Sie recht inſtändig darum bitten, wenn ich dieſes Vergnügen nicht vielmehr Ihrer eignen Gütigkeit, als meinen Bitten, zu danken haben wollte. Machen Sie mich doch zu Ihrem Vertrauten, wenn ich Ihnen in irgend einer Angelegenheit hier in Leipzig dienen kann. Ich werde es mit Freuden thun, und beſtändig mit der größten Hochachtung ſeyn ꝛc.

Drey und zwanzigſter Brief.

Liebe Mama,

Meine Schweſter hat Ihnen geſagt, daß ich mich in Miniatur habe abmalen laſſen, und Sie möchten das Bild gern haben, und ich wollte es Ihnen eben ſo gern ſchicken, wenn ichs nur noch hätte, aber ich habe es nicht mehr. *Wo haſt du das denn hingethan?* Wo ichs hingethan habe? Ich habe es .. ſoll ichs Ihnen ſagen, meine liebe Mama? Ich habe es .. Sie nehmen es doch nicht übel? Ich habe es meinem Mädchen gegeben. *Geſchwind laß dirs wieder geben, und ſchicke mirs.* Nein, meine gute Mama, das geht nicht an. Das arme Mädchen möchte weinen, wenn ichs ihr wieder nähme, und wer weis, weinte ich nicht alsdann ſelbſt mit. Ich bin ihr gut, ſie iſt mir wieder gut, und ſo ſind wir einander ſchon lange gut geweſen, und ich denke, wir werdens noch lange ſeyn. *Sage mir nur, ob das dein Ernſt iſt? Du biſt ja in deiner Jugend dem Frauenzimmer eben nicht ſo gewogen geweſen?* Das weis ich ſelbſt nicht mehr, liebe Mama. Aber wenn Sie nur das Mädchen ſehen ſollten! Sie würde Ihnen gewiß gefallen. Sie iſt recht artig, und in meinen Augen ſchön. Sie ſieht faſt ſo aus, wie Sie auf Ihrem Bilde, als Braut, gemalt ſind. Laſſen Sie uns immer die Freude, daß wir einander lieben dürfen. Ich rede recht oft mit ihr von Ihnen. Dürfte ich ſie denn nicht einmal mit nach

Hauſe bringen? Vielleicht könnte ich ſie alsdann bewegen, daß ſie Ihnen mein Portrait gäbe. Werden Sie nicht ungehalten, liebe Mama! Sie haben mir ja wohl eher gewünſcht, daß ich eine ſtille und hübſche Frau finden möchte; warum ſollten Sie es nicht zugeben, daß ich ein ſolch Mädchen habe? Ich ſinne itzt nur herum, wie ich zu einem Rittergute kommen will, damit ich Ihnen die Freude machen, und ſie heirathen kann; alsdann wollten wir unſre Mama zu uns nehmen; denn, nicht wahr, es würde Ihnen beſſer bey mir gefallen, wenn Sie eine artige Schwiegertochter bey mir fänden?

Ich will den Augenblick zu ihr gehen, und ſehen, ob ich das Bild auf einige Tage zum abcopiren bekommen kann. Doch ich zweifle ſehr daran. Sie wird von Wankelmuth, Untreue, Falſchheit reden; und ehe ich dies anhöre, ſo will ich die Angſt, zu halben Tagen ſo unbeweglich, wie eine Bildſäule, zu ſitzen, lieber noch einmal ausſtehen, und mich vom neuen malen laſſen. Aber, Mama, reden Sie nicht etwan im Eifer ein Wort wider das arme Kind, wenn Sie mir antworten; ich möchte ihr vielleicht den Brief zeigen. Doch dazu ſind Sie zu gütig; ich bin einmal Ihr liebſter Sohn, und das bleibe ich. Wenn ich gleich ein Mädchen habe: ſo bin ich doch ſonſt viel beſſer, als meine Brüder; und im dreyßigſten Jahre geht dieſer kleine Fehler ja noch wohl an ꝛc.

Vier und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Seyn Sie ſo gütig; und übergeben Sie dem Herrn Grafen den beygelegten Brief. Ich habe mehr als zehnmal, die Ehre geſucht, ihm ſelber bey ſeiner Anweſenheit hier aufzuwarten; aber ich habe vor den großen Perücken, vor den Sammtröcken, vor den reichen Weſten, nie weiter, als bis an die Thüre des Vorſaals, kommen können, ob ich gleich auch eine Weſte mit Franzen anhatte; aber freylich waren es nur ſeidene. Den Sonnabend in der Zahlwoche wagte ichs, dem einen Bedienten, der mich, ich weis nicht warum, lange anſahe, meinen Namen zu entdecken. Nun, dachte ich, wird er dir ein tiefes Compliment machen, und dir durch die Antichambre helfen; aber er blieb ganz gelaſſen, und ich ſchämte mich, daß mein Name einem ſo wohl gewachſenen Menſchen unbekannt war. Ich blieb alſo demüthig ſtehen, und ſahe zum Zeitvertreibe die Geſichter an, die zu dem Herrn Grafen wollten, ob ich vielleicht errathen könnte, was ſie bey ihm ſuchten. Bey vielen war mirs unmöglich, etwas heraus zu bringen; ſie ſahen mir aus, als wenn ſie es ſelber nicht recht wüßten; aber den meiſten ſahe ichs doch mit vieler Gewißheit an, daß ſie einen Lobſpruch, eine Penſion, ein beſſeres Amt, oder ſo etwas ſuchten. Diejenigen, die etwas in dem Buſen ſtecken hatten, oder deren Taſchen dicke waren, machten mir die wenige Mühe. Was konnten ſie anders anzubringen haben, als Diſputationen, und Werke mit Dedicationen? Ich bedauerte den armen Herrn Grafen in meinem Herzen, und ärgerte mich über die Ungeſtümen, die den Großen ihr Schickſal ſauer machen. Kurz, ich gieng fort, und glaubte, daß ich durch mein Weggehen mehr Ehrerbietung für den Herrn Grafen bezeugte, als meine Collegen durch ihr hartnäckiges Warten. Bitten Sie um ſeine fernere Gnade für mich, wenn ich ſie verdiene ... Ihr Herr Bruder hat mir gemeldet, daß er bald heirathen wird. Das iſt doch nicht recht, daß Sie ſich in der Liebe von ihm übertreffen laſſen. Machen Sie doch bald Sich und ein Mädchen glücklich.

Ich ſing alsdann gewiß ein Brautgedicht,
Wovon? das weis ich itzt noch nicht.
Ich könnte von der Liebe ſingen;
Von ihrer Liſt; von ihren Schlingen,
Die ſie den Herzen legt; von ihrer Zauberey,
Mit der ſie ſich der Sterblichen bemeiſtert,
Die Blöden oft mit Witz begeiſtert,
Die Klugen albern macht, die Treuen ungetreu,
Die Freyen ſpröd, die Spröden frey,
Die Ungetreuen aber treu:
Wie ſie Betſchweſtern oft in ihrem Singen ſtöret,
Und morgen ſchon verbuhlt die Mütter ſeufzen lehret,
Die heute noch den Töchtern und der Magd,
Bey ihrem Fluch, das Lieben unterſagt;
So könnt ich von der Liebe ſingen,
Wie ſie vom Feld an Hof, die Großen zu bezwingen,
Vom Hof ins Feld zu Schäfern ſchleicht.
Bald aus der Jugend lacht, bald aus dem Alter keucht,

Aus dem Bramarb bramarbaſiret,
Aus dem Pedanten meditiret,
Aus ſüßen Herren raffiniret;
Dieß alles ſäng ich Dir vielleicht.

Sehen Sie wohl, was ich für ein hübſches Gedicht auf Ihre Hochzeit machen würde? Eilen Sie, es wird hohe Zeit, außerdem möchten Sie zur Liebe, und ich zur Poeſie zu alt werden. Ich will meinen Brief ſchließen, ich möchte ſonſt mehr ſchreiben, als Sie zu leſen Luſt hätten, und ich will Ihnen zugleich verſprechen, daß Sie ein ganzes halbes Jahr vor meinen Briefen ſicher ſeyn ſollen. Grüßen Sie alle meine guten Freunde. Ich bin zeitlebens ꝛc.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Mein fauler Freund,

Damit ich auf gewiſſe Weiſe eine Antwort von Ihnen erhalte, ohne daß Sie mir ſchreiben dürfen: ſo habe ich in Ihrem Namen ſelbſt einen Brief an mich aufgeſetzt. Seyn Sie ſo gut, und leſen Sie ihn durch, ſtreichen Sie die Stellen mit Bleyſtift an, wo ich Ihre Meynung getroffen habe, und ſchicken Sie mir ihn wieder zurück; oder noch bequemer, geben Sie ihn nur Herr Fridericin, damit er mir ihn zuſchicket. Hier iſt der Brief:

„Mein lieber Freund,

„Wundern Sie ſich ja nicht, daß ich ſeit etlichen
„Jahren noch keine Zeile an Sie geſchrieben habe.
„Ich bin E . ., das iſt genug geſagt. Eben ſo wenig
„müſſen Sie ſich wundern, daß ich Ihnen Ihr
„Manuſcript noch nicht geſchickt habe. Es iſt wahr,
„Sie haben mich darum gebeten; Herr G . . r hat
„auch ſchon etlichemal deswegen auf mich geſchmählt,
„ich habe es auch fortſchicken wollen;
„aber, wie ich ſehe, liegt es noch da. Je nun, wer
„kann ſich helfen? Genug, daß Sie Ihre Gedichte
„izt erhalten, und zwar in eben der Beſchaffenheit,
„wie Sie mir ſie auf meinen Tiſch gelegt haben.
„Sie irren nicht, wenn Sie glauben, daß kaum die
„Hälfte davon gut iſt. Werfen Sie die angeſtrichenen
„weg, und heben Sie die andern bis zu einer
„neuen Auflage auf. Zum Unterſtecken ſind ſie noch
„eher gut, als ein neu Regiment davon aufzurichten.
„Denn im Vertrauen geredt, ſie ſind weder
„recht gut, noch recht ſchlecht:

As heavy mules are neither horſe nor aſs,

„könnte ich zu Ihnen ſagen, wenn Sie nicht Ihr
„bischen Engliſch vergeſſen hätten. Hätten Sie
„mirs doch von meinen Gedichten bewieſen, werden
„Sie denken; aber ich antworte mit dem Cicero:
„Neque - - ſi quid eſt euidens, argumentari ſoleo:
„perſpicuitas enim argumentatione elevatur.
„Alſo brauche ich keine lange Critiken zu machen,

„und zwar aus Liebe zur Deutlichkeit. Kurz, mein
„lieber Freund, keine Gedichte mehr!

O! Dichter, denkt an Philomelen!
Singt nicht, ſo lang ihr ſingen wollt!

„Wollt ihr aber nicht folgen, nun ſo iſt euch das
„Urtheil ſchon geſprochen:

So fahrt denn fort, noch alt zu ſingen,
Und ſingt euch um die Ewigkeit!

„Für die überſchickten Näſchereyen und für den guten
„Knaſter bedanke ich mich, mein guter Freund.
„Ich habe mirs recht gut mit ihrem Bruder ſchmecken
„laſſen. Ich weis nicht, es iſt alles ſo niedlich,
„ſo himmliſch, was von Leipzig kömmt. Immer
„fahren Sie fort, mir von Meſſe zu Meſſe ſo was
„zum Weine zu ſchicken. Ich will auch heute Ihre
„Geſundheit bey Renkendorfen trinken. Ich bin,
„ohne es Ihnen unter etlichen Jahren wieder zu
„ſchreiben, Ihr Freund und Diener E . .“

Dieß iſt die Antwort, die ich in Ihrem Namen an mich aufgeſetzt habe. Nehmen Sie geſchwind eine Feder, und ſchreiben Sie, wo Sie es für gut befinden, Ja, oder Nein, an den Rand, und ſchieben Sie es ja nicht auf. Hören Sie? Bequemer weis ichs Ihnen nicht zu machen ꝛc.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Madam,

Aus Ihrem letzten Briefe ſehe ich zwar, daß Sie die Comödien nicht ganz haſſen; allein ich ſehe auch, daß Sie von dem Nutzen derſelben noch nicht ſehr überzeugt ſind. Es kränkt mich, daß die Comödie Ihren völligen Beyfall auch nur einen Augenblick entbehren ſoll, und es erfreut mich zu gleicher Zeit, daß Sie ihr Ihre Hochachtung aus einem ſo lobenswürdigen Grunde entziehen. Sie leugnen den Werth und die eigenthümliche Schönheit einer guten Comödie nicht; dazu iſt Ihr Geſchmack viel zu ſchön. Nein, Ihr Verſtand preiſt ſolche Arbeiten, und Ihr gar zu gewiſſenhaftes Herz verwirft ſie. Erlauben Sie mir die Ehre, Madam, daß ich Ihr Herz hierinnen widerlegen darf. Glauben Sie wohl, daß eine Schrift nützlich iſt, wenn ſie die Thorheiten, die ungereimten Neigungen und Meinungen der Menſchen auf eine ſinnliche und ſpöttiſche Art lächerlich, und dagegen die guten Sitten, Tugend und Vernunft, liebenswürdig vorſtellt? Ich höre Sie dieſe Frage zehnmal mit einem freudigen Ja beantworten; aber in dem Augenblicke ſehe ich noch eine zweifelhafte Miene in Ihrem Geſichte entſtehen. Sie wollen mich vermuthlich fragen, warum man denn der Welt ihre Fehler auf eine ſpöttiſche Art zeigen müßte, und ob es der Menſchenliebe nicht gemäßer ſey, ſie mit ſanftem Ernſte zu lehren und zu beſſern? Dieſe liebreiche Frage iſt leicht beantwortet.

wortet. Gewiſſe Krankheiten des Geiſtes ſind eben ſo wenig durch gelinde Mittel zu heben, als gewiſſe Krankheiten des Körpers. Die Satyre iſt der Moral eben ſo nöthig und heilſam, als das zubereitete Gift in der Arzneykunſt. Und wie kann die Spötterey ein Verbrechen ſeyn, wenn man ſie nicht wider einzelne Perſonen, ſondern wider allgemeine Thorheiten anbringt? Wenn ich ein Geſpräch ſchreibe, und den Geizigen oder Scheinheiligen in ſolche Umſtände verwickele, daß ſie ihre Neigungen und ihre Vorurtheile auf eine ſolche Art entdecken, daß man ſie bald belacht, bald haßt: ſo ſehe ich nicht, wie dieſes die Menſchenliebe beleidigen könne.

Ein geiziger Orgon, eine eitle und verleumderiſche Clelia, ein unerträglicher und großſprecheriſcher Damon auf dem Theater, ſind nichts, als der Geiz, die Verleumdung, und Großſprecherey ſelbſt. Dieſe Leidenſchaften verſpottet der Comödienſchreiber; dieſe läßt er in einzelnen Perſonen handeln und herrſchen, damit man das Ungereimte, das Thörichte recht wahrnehmen kann, welches dieſe Laſter bey ſich führen. Er ſpottet nicht, um zu ſpotten, ſondern um zu lehren.

Aber, werden Sie ſagen, man denkt doch bey den Perſonen in der Comödie an Perſonen im gemeinen Leben, und die Verachtung, welche das Theater in meinem Herzen wider den Geizigen, oder Verleumder überhaupt erregt, fällt zugleich auf die Perſonen, an welchen ich dieſe Fehler wahrgenommen habe, oder noch wahrnehmen werde. Die Comödie erweckt alſo nicht ſowohl den Haß gegen die Laſter, als gegen laſterhafte Perſonen. Und wie leicht kann dieſer Haß ungerecht, und den Geſetzen der Menſchenliebe nachtheilig werden? Wenn ich den Geizigen einmal für ein niederträchtiges und lächerliches Geſchöpf anſehe, wie leicht wird mirs nicht ſeyn, ihm meine Dienſte, meine Gefälligkeiten zu entziehen, ſeine Fehler zu vergrößern, bey aller Gelegenheit bekannt zu machen, und auf ſeine guten Eigenſchaften, die er etwan noch haben könnte, nicht Acht zu haben! Und wo werde ich ihn mit Geduld ertragen, und ſeine Gemüthsart zu verbeſſern ſuchen, wenn mir ſeine Perſon einmal verhaßt iſt?

Ich gebe zu, daß die Comödie dieſen Fehler nach ſich ziehen kann; aber er iſt nicht ſowohl ihr, als uns, eigen. Man laſſe den Redner oder Poeten die böſen Neigungen, welche wir Laſter und Thorheiten nennen, im ſtrengſten Ernſte beſchreiben. Es ſoll ihm kein ſpöttiſches Wort entfahren. Er ſoll nur ſeine Laſter recht nach dem Leben und auf ihrer verächtlichſten Seite entwerfen. Wird ſeine Rede, wird ſein Gedicht, indem es uns mit dem Haſſe gegen die Thorheiten erfüllt, nicht auch mit dem Haſſe gegen die Thoren beleben? Die Comödie iſt alſo nicht daran Schuld, weil ſie eine Comödie iſt; eben ſo wenig, als ein Licht, indem es ein dunkles und unordentliches Zimmer erleuchtet, Schuld an dem Ekel iſt, der wider die Unordnung in dieſem Zimmer in mir entſteht. Endlich iſt die Verachtung und der Ekel gegen die Thoren, den die Comédie erregt, an und für ſich nichts ſtrafbares. Einen muthwilligen Narren, als einen Narren, heißt mich kein Geſetz der Religion lieben. Ich ſoll ihn vielmehr in dieſem Verſtande verabſcheuen, und nur ſo viel Liebe für ihn haben, als nöthig iſt, ihn zu beſſern, wenn er ſich nicht ſelbſt widerſetzt. Und wenn die Comödie wider dieſe Art der Liebe zu ſtreiten ſcheint: ſo darf man die Schuld den Poeten nicht beymeſſen. Seine Abſicht iſt, die ſchlimmen Charaktere lächerlich zu machen, weil er ſie verhaßt machen will. Und eine Rede von der Kanzel, die den Geiz als abſcheulich vorſtellet, kann zur Liebloſigkeit gegen die Geizigen eben ſo wohl Gelegenheit geben, als die Comödie.

Ich will mich zu meiner Ruhe bereden, Madam, als ob Sie mit der Auflöſung dieſes Einwurfs zufrieden wären. Was hat Ihr Herz nun weiter wider die Comédien vorzubringen? Vielleicht dieſes, daß ſie zur Eitelkeit verleiten? Daß ſie in vielen Gemüthern den Trieb der Liebe rege machen? Daß ſie uns um eine Zeit, und um ein Geld bringen, welches wir beides weit nützlicher anwenden könnten? Darf ich bitten, ſo laſſen Sie mich auf dieſe Einwürfe im Namen der Comédie antworten. Die Comédie verleitet zur Eitelkeit. Sie werden vermuthlich nicht ſagen wollen, daß ſie dem Frauenzimmer und den jungen Mannsperſonen Gelegenheit giebt, ſich in ihrer Pracht und in ihrem Putze zu zeigen, und dadurch ihren Stolz und ihre Eigenliebe etliche Stunden wohl zu unterhalten. Sie werden ferner nicht ſagen wollen, daß durch den Innhalt der Comödien uns die Liebe zur Eitelkeit, ode ein ſolches Verlangen beygebracht werde, welches bloß auf die Befriedigung unſrer Sinne und unſrer Einbildung geht. Zu dem erſten können alle öffentliche Verſammlungen, und ſogar diejenigen, die der Andacht gewidmet ſind, Anlaß geben. Der andern Gefahr ſind wir bey allen Geſellſchaften ausgeſetzt, wenn wir nicht wohl auf uns Achtung geben. Was iſt alſo die Eitelkeit, von der Sie reden? Sind es die verliebten Streiche, die liſtigen Verſtellungen und Betrügereyen, die grenzenloſen Scherze und Spottreden in der Comödie, welche zur Eitelkeit verführen? Vermuthlich meynen Sie dieſe Dinge, und Sie haben Recht zu Ihrer Klage. Viele Comödien und Nachſpiele ſind mit einer ſtrafbaren Liebe und mit närriſchen Romanſtreichen angefüllt, welche man ohne Aergerniß nicht anhören kann. Man ahmet nicht die Thorheiten der Verliebten mit Kunſt nach, ſondern man bringt die grobe Natur ſelbſt auf das Theater. Man beleidiget unſern Verſtand durch ungeſittete Vorſtellungen, und unſer Herz durch böſe Neigungen. Man wird ein Poſſenreiſſer, ein Unverſchämter, um ſeinen elenden Witz ſehen zu laſſen, und auf Koſten der Ehrbarkeit den Pöbel zu vergnügen. Alle ſolche Stücke und alle ſchlimme Stellen in guten Stücken, ſind dem Theater eine Schande, und den guten Sitten ein Anſtoß. Aber, Madam, was kann die Comödie dafür, daß ſie oft in die Hände niederträchtiger Scribenten fällt? Was kann ſie dafür, daß ſie nicht Freunde und mächtige Beſchützer findet, welche für ihre Ehre und für die Tugend der Zuſchauer wachen?

Allein die meiſten Fabeln in den Comödien haben doch die Liebe zum Grunde. Und muß man denn ewig von der Liebe reden, wenn man vergnügen und nützen will? Nein, es wäre beſſer, daß ſich wenigere Comödien mit Heirathen und mit der Uebergabe der Herzen ſchlöſſen. Viele ſonſt wackre Leute würden gewiß nicht in dem Irrthume ſtehen, daß eine Comödie ein verliebtes Mährchen ſey, wenn die Poeten in ihren Luſtſpielen mehr an andre geſchickte Vorfälle aus dem gemeinen Leben, als an die Heirathen, gedacht hätten. Dennoch hat die Liebe, wie mich deucht, mit Recht den Platz auf dem Theater, den ſie in dem Herzen der Menſchen behauptet. Eine vernünftige, eine zärtliche und unſchuldige Liebe iſt das empfindlichſte Vergnügen der Menſchen. Und da uns die Natur mit dieſem Affecte gar zu genau verbunden hat; da ſo viel Glück und Unglück aus dieſer Begierde entſteht: ſo kann die Liebe nie zu ſehr auf ihrer ſchönen Seite, und nie verhaßt genug in ihren Thorheiten und Ausſchweifungen gezeigt werden. Deswegen kann man vernünftige Zärtliche und närriſche Verliebte niemals lange auf dem Theater entbehren. Daß man aber wollüſtige Jünglinge und verbuhlte Mädchen dahin ſtellt, die uns mit Frechheit und Aberwitz beleidigen, iſt, ſo ſehr man ſich mit der Nachahmung der menſchlichen Handlungen ſchützt, ein Verbrechen wider die guten Sitten, und alſo auch wider das Theater. Denn was im gemeinen Leben bey Vernünftigen ekelhaft und ärgerlich iſt, bleibt es auch auf der Schaubühne, und ſoll dahin gar nicht, oder doch mit der größten Behutſamkeit, gebracht werden. Wenn übrigens die Comödie nichts, als das Schöne in der Liebe, bey uns in Hochachtung ſetzt: ſo ſind wir ihr für dieſen Dienſt ſehr verbunden. Je mehr ſie uns an Beyſpielen zeigt, daß niemand die Liebe recht genießen kann, als wer vernünftig und geſittet iſt; deſtomehr wird ſie uns zu beiden Eigenſchaften ermuntern. Ueberhaupt halte ichs für ſehr dienlich, unter die lächerlichen Charaktere recht gute und edle zu mengen. Indem uns jene ſagen, was wir nicht ſeyn ſollen: ſo lehren uns dieſe zugleich, was wir ſeyn ſollen. Eine liebreiche und großmüthige Frau bey einer Verleumderinn und Mißgünſtigen, macht dieſe weit verächtlicher; ſo wie dieſe jene im Gegentheil erhebt. Freundſchaft, Liebe, Großmuth, Ehrliebe, und alle Neigungen, welche das Herz edel und die menſchliche Geſellſchaft ruhig machen, ſollten zum Beſten der Tugend eben ſo reizend auf der Schaubühne vorgeſtellt werden, als man die ſchlimmen Neigungen ungereimt und widrig abſchildert.

Ihr letzter Einwurf wider das Theater, ſcheint bloß die Verſchwendung der Zeit und des Geldes zu betreffen. Ein Vernünftiger, der nicht gebohren zu ſeyn glaubt, um ſich bloß zu beluſtigen, kann allerdings nie zu ſorgfältig mit ſeiner Zeit umgehen.

Indeſſen giebt es Stunden, wo man nicht mehr im Stande iſt, etwas wichtiges zu verrichten. Aber, werden Sie ſagen, ſind denn dieſes eben die Stunden, wenn die Comödie angeht? Könnte man binnen dieſer Zeit nicht noch etwas nützlichers vornehmen? Ja, Madam. Wer alle Tage in die Comödie gehen will, den müſſen beſondre Umſtände rechtfertigen, wenn er ſich keinen Vorwurf machen ſoll. Aber ſo viel iſt doch gewiß, daß wir zuweilen von unſern ordentlichen Geſchäfften ausruhen müſſen, um uns neue Munterkeit und Kräfte zu holen. In dieſer Abſicht iſt das Vergnügen eben ſo nothwendig, als die Arbeit, weil dieſe ohne jenes gar nicht, oder doch nur matt und ſchläfrig, von ſtatten geht. Wenn ich nun dieſe Erholung, dieſes Vergnügen in der Comödie finden kann: ſo iſt meine Zeit nicht übel angewandt. Allein die Comödie hat, außer dem Vergnügen, auch noch die Vortheile eines nutzbaren Zeitvertreibes. Unſer Geſchmack, unſer Verſtand, unſer Herz, unſre Sitten und Lebensart können darinn verbeſſert werden. Der Kenner und der Einfältige, der Hohe und Niedrige, der Witzige und der Unwitzige, der Kluge und der Thor, können alle bey einem gutem Stücke ihr Vergnügen und ihre Vortheile finden, ob gleich auf unterſchiedne Weiſe. Und eben deswegen verdienet der Zeitvertreib der Comödie in der Republik einen Vorzug vor vielen andern, weil er ſo allgemein iſt. Es iſt wahr; man könnte die Comödie, als ein gutes Geſpräch, zu Hauſe leſen, und auch Vergnügen, Nutzen, und wohl einen

Vortheil der Zeit dabey finden. Aber, bedenken Sie nur, Madam, daß eben durch die öffentliche Vorſtellung auf dem Theater die Comödie erſt recht brauchbar wird. Sie bekömmt durch die Geſchicklichkeit des Acteurs ihr Leben. Hundert Leute würden ſie entweder gar nicht leſen, oder aus Trägheit nicht genug dabey empfinden, wenn die Vorſtellung wegfiele. Es wird auf der Schaubühne alles begreiflicher und ſinnlicher. Wenn die Thoren nicht durch das Vergnügen der Action vor das Theater gelockt würden: glauben Sie wohl, daß ſie etwas anhören würden, was ſie oft nicht wiſſen wollen? Die beſte Comödie verliert ihre Kraft, wenn ſie nicht Aufmerkſamkeit findet. Und man lieſt doch meiſtens, oder läßt ſich ſolche Stücke leſen, weil man mit ſeinem Nachdenken dabey müßig ſeyn will. Ein guter Acteur iſt bey dieſer Krankheit der beſte Arzt. Er zwingt uns durch ſeine Geſchicklichkeit die Aufmerkſamkeit unvermuthet ab, und nimmt uns durch das Stück mit ſich hindurch, ehe wir wiſſen, daß wir ihm ſchon ſo weit nachgefolgt ſind. Wenn alſo witzige und moraliſche Geſpräche auf der Stube gleich ebenfalls Vergnügen und Nutzen bringen können: ſo ſind doch die Comödien, in ſo weit ſie öffentlich vorgeſtellet werden, weit kräftigere und allgemeinere Mittel, dieſe doppelte Abſicht zu befördern. Mancher hat wenig oder keine Gelegenheit, etwas muntres und witziges zu leſen und zu hören: dieſem verſchafft ſie das Theater. Mancher würde den Abend auf ſeinem Lehnſtule vergähnen, oder ſein Geld auf dem Caffeehauſe verſpielen, oder in einer elenden Geſellſchaft die Zahl der Schwätzer vermehren, wenn er nicht den öffentlichen Zeitvertreib des Theaters haben könnte. Setzen Sie nur zum voraus, daß die wenigſten ſo viel Klugheit beſitzen, ſich ein vernünftiges Vergnügen zu machen, und daß doch die meiſten immer ein Vergnügen ſuchen: ſo werden Sie ſehen, wie nöthig es iſt, dem Volke in einer großen Stadt ſolche öffentliche Vergnügungen anzubieten, als gute Comödien und Trauerſpiele ſind.

Was die Koſtbarkeit dieſes Zeitvertreibs anlanget; ſo gebe ich Ihnen gern zu, daß jeder, der die Comödie zu oft beſucht, er bezahle nach ſeinem Stande den theuerſten, oder den wohlfeilſten Platz, in ſeiner Art eine Verſchwendung begehen kann, wenn er ſich dadurch die Mittel zu nöthigen, oder zu liebreichen Ausgaben entzieht. Aber kann man nicht eine Eintheilung machen? Kann man ſich ſein Vergnügen nicht zuweilen verſagen, und das Geld dafür zu einer Gutthat anwenden? Endlich ſollte ich glauben, daß, wenn auch die Comödie Gelegenheit zum Aufwande gäbe, ſie deswegen noch nicht einzuſtellen wäre. Man ſchließe alle Theater zu, dennoch werden diejenigen, die ſich für ihr Geld vergnügen wollen, noch nichts erſparen. Sie ſuchen andre Gelegenheiten. Und iſt es denn nicht beſſer, daß ſie eine ſolche ſuchen, wo man für ein vernünftiges Vergnügen geſorgt hat?

Es könnte vielleicht den meiſten Klagen wider das Theater abgeholfen werden. Erſtlich ſollten die Comédianten einen geſchickten und edelgeſinnten Aufſeher haben, deſſen Urtheile ſie alle Stücke unterwerfen müßten, welche ſie aufführen wollten. Dieſer vernünftige Mann und Kenner des Theaters würde kein mittelmäßiges Stück, keine närriſchen Poſſenſpiele, auf das Theater laſſen. Er würde ſogar in den guten Stücken die freyen und anſtößigen Stellen wegwerfen, und alſo ſorgen, daß beide Geſchlechter ohne Gefahr alle Comédien anhören könnten, und nie die einen bey dem Händeklatſchen der Andern die Augen niederſchlagen dürften. Das Alter und die Jugend, verheirathete und ledige Perſonen müßten alle Stücke ſicher beſuchen können. Um gute Köpfe aufzumuntern, für das Theater zu arbeiten, und ſchöne Stücke zu liefern, müßte der Aufſeher die Freyheit haben, die Einkünfte für die erſte oder zweyte Aufführung des Stücks dem Poeten zu geben, wie in andern Ländern geſchieht. Ferner müßte ein Abend für das Armuth, oder zu andern guten Anſtalten ausgeſetzt werden. Wie ſehr würde dieſes den Poeten und den Acteur ermuntern, wenn jeder wüßte, daß er durch ſeine Mühe heute ein öffentlicher Wohlthäter würde! Die Comödianten müßten eine anſehnliche Beſoldung und einen gewiſſen Rang bekommen, damit ſie ordentlich und anſtändig leben, und die übeln Vorwürfe von ihrem Stande ablehnen könnten, welche man, ihnen und der Comédie zur Schande, vielleicht oft mit Recht, und oft mit Unrecht, zu machen pflegt. Wenn die Comödie ſo eingerichtet wäre, wie ſie ſeyn ſollte; ſo wäre ein guter Acteur ein ſehr nützliches Glied in der Republik, und kein wackerer Menſch würde ſich ſchämen dürfen, eine ſolche Stelle zu verwalten. Das Theater müßte auf öffentliche Koſten erhalten werden. Man müßte beſtändig für gute Muſik ſorgen, damit auch auf dieſer Seite das Vergnügen der Zuſchauer befördert würde. Dieſe Anſtalten ſind alle leicht auszuführen, wenn ſie von einer hohen Hand, oder von einer ganzen und reichen Stadt, unterſtützt werden.

Und wenn die Comödie eine ſolche Geſtalt gewönne: ſo ſehe ich nicht, was man für ein unſchuldiger und lehrreicher Vergnügen haben könnte. . . .

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Liebe Madam,

Ich bedanke mich für Ihre kurze und leichtfertige Antwort, und melde Ihnen zugleich, daß ich unter vierzehn Tagen nicht werde an Sie ſchreiben können. Ich habe acht Briefe von acht Frauenzimmern zu beantworten; einen von Lorchen, einen von . . Sehen Sie, was es für Mühe macht, wenn man gar zu glücklich iſt! Ich kann ſie nicht einmal alle überzählen; doch Sie werden mir ſchon auf mein Wort glauben. Es iſt wahr, es iſt unter allen den Briefen keiner ſo ſchön geſchrieben, als der Ihrige; allein ich finde doch auch in allen mehr Freundſchaft, als in dem Ihrigen, und mehr Verlangen nach einer Antwort. Sie müßten alſo ſehr ungerecht ſeyn, wenn Sie mirs übel nehmen wollten, daß ich unſern Briefwechſel ſo lange unterbreche, bis ich dieſen guten Freundinnen geantwortet habe. Ich ſage Ihnen dieſes nicht deswegen, als ob ich glaubte, daß Sie viel Ueberwindung nöthig hätten, meine Briefe zu entbehren; nein, bloß um Sie zu überführen, daß ich auch eine Schuldigkeit, die Sie mir leicht erlaſſen würden, nicht ohne die gerechteſte Urſache verabſäume. Bin ich nicht bis zum Erſtaunen gewiſſenhaft?

Acht und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Wenn Sie wüßten, wie lieb ich Sie hätte, und wie lieb ich Sie ſtets haben werde, und wenn Sie zugleich wüßten, daß ich künftig eben nicht fleißiger an Sie ſchreiben werde, als zeither: ſo würden Sie etwas wiſſen, das nicht recht zuſammenhängt, und das dem ungeachtet ſehr wahr iſt. Ich weis nicht, was ich für ein ungezogener Menſch werde. Ich ſchreibe gar nicht gern mehr

Briefe. Es liegen ihrer mehr, als ein halbes hundert, auf dem Fenſter, die ich ſeit Oſtern hätte beantworten ſollen. Ich weis nicht, wie viel darunter von Ihnen ſind; allein ich mag es auch nicht wiſſen. Ich müßte ſuchen, und wenn ich ſuchte; ſo würde ich viele andere finden, die ich gar nicht ſehen mag. Alſo mögen ſie alle liegen. Wenigſtens weis ich einen von den Ihrigen auswendig. Sie lobten mich darinnen, und zwar recht hübſch. Sie führten mir auch einen Lobſpruch aus einer gewiſſen Schrift an, dafür ich Ihnen ſehr danke, und dafür ich Ihnen, ungeachtet aller meiner Eitelkeit, noch mehr danken würde, wenn Sie mirs demonſtriren könnten, daß ich ihn in der That und von eben der Seite her verdiente. Ich hatte kurz vor dieſer Nachricht das Vergnügen, den Verfaſſer dieſer Schrift bey mir zu ſehen, ohne es damals zu wiſſen, daß er der Verfaſſer und mein Lobredner war. Es iſt ein vernünftiger und artiger Mann; aber doch nicht ſo gar artig, wie Sie. Sagen Sie mir doch, wo ſind Sie denn itzt? In Danzig? Behüte der Himmel! Nun wo denn? Wieder in Amſterdam? Noch weniger. Alſo müſſen Sie doch auf Ihrem Tuſculan ſeyn? Ja freylich! Nun, das iſt mir ſehr lieb. Habe ich können nach Niederſachſen reiſen, vier und vierzig Meilen in kurzer Zeit reiſen; ſo werde ich doch auch = = = Erſchrecken Sie nur nicht, wenn jemand Fremdes binnen hier und Michael in Ihr Landgut gefahren kömmt. Mehr will ich Ihnen nicht ſagen. Ich bin Ihr ꝛc. ꝛc.

Neun und zwanzigſter Brief.

Madam,

Ob ich bald wieder nach Leipzig kommen werde? Das weis ich nicht; vielleicht komme ich gar nicht wieder. So verächtlich Sie auch von meiner kleinen Vaterſtadt urtheilen, und ſo leicht man ſie auch mit einem Dorfe verwechſeln kann: ſo gefällt mirs doch an keinem Ort in der Welt beſſer. Nirgends, Madam, es iſt mein wahrer Ernſt, nirgends geht die Sonne ſo ſchön auf, nirgends ſieht der Himmel ſo blau aus, nirgends ſcheint der Mond ſo hell, und nirgends erfriſchen Luft und Waſſer ſo, als an dem Orte, wo ich gebohren bin.

> Non, l'air n'eſt point ailleurs ſi pur, l'onde ſi claire,
> Le ſaphir brille moins, que le Ciel, qui m'éclaire;
> Et l'on ne voit qu'ici, dans tout ſon appareil
> Lever, luire, monter et tomber le ſoleil.

Dieſe vier Verſe möchte ich, meinem Geburtsorte zu Ehren, herzlich gern für meine eigne Arbeit ausgeben, wenn ich wüßte, daß Sie niemals über das Gedichte des Herrn Bernis ſur l'amour de la patrie kämen. Ach, Madam, thun Sie mirs doch zu gefallen, und glauben Sie, daß die Lerchen, die ich itzt ſingen höre, weit annehmlicher, weit natürlicher ſingen, als die um Leipzig. Ich ſitze eben itzt unter den beiden Linden, die mein Vater in dem Jahre meiner Geburt hat ſetzen laſſen, damit ſie mit mir aufwachſen ſollten. Was für unſchuldige Freuden fühle ich unter dieſen freundſchaftlichen Bäumen, die mit Fleiß heute mehr Schatten werfen, die heute mit Fleiß ſüßer auf mich herab duften, weil es mein Geburtstag iſt. Seyd mir geſegnet, ſchattenreiche Bäume! und du grünende Hecke! die ich mit meiner eignen Hand erbauet habe, in dir ſitze noch einſt der Sohn meines beſten Freundes, und erinnere ſich ſeines Vaters und meiner mit freudigen Zähren! Vergeben Sie mir dieſe kleine Enthuſiaſterey, Madam, ſie hat gar zu viel Wolluſt für mich. Wenn Sie mich nur unter meinen Zeitverwandten, unter meinen Bäumen, itzt ſollten ſitzen ſehen!

Hier, wo ich friſch bekränzt, als Knabe, froh geſeſſen,
Als Jüngling mich gewußt zu freun;
Hier will ich heut, als Mann, des Lebens Müh vergeſſen,
Und noch einmal ein Jüngling ſeyn.

Wie ein Wandrer von der Höhe die Hälfte des zurückgelegten Weges betrachtet: ſo ſehe ich in dieſem Augenblicke von meinem dreyßigſten Jahre bis in die Jahre meiner Kindheit herab. Hier beſchäftigt mich ein Auftritt der Freude, dort ein Auftritt der Traurigkeit. Hier kommt mir eine gute Abſicht entgegen, und hält mein Auge lange auf; dort eine Thorheit, und wieder eine; und o wie geſchwind ſehe ich weg! Ich zähle meine geſunden und frohen Tage, und ſehe dankbar gen Himmel; ich zähle die kranken und traurigen, und ſchlage die Hände freudig zuſammen, daß ſie überſtanden ſind. Bald bin ich ein Schüler, bald ein Auter, bald ein Freund, bald ein Liebhaber, bald ein Client, bald … Nein, hier ſehe ich eine leere Scene. Zu der ſtolzen Rolle eines Patrons, hat mich mein gutes Schickſal noch nicht beſtimmen wollen. Ich habe zwar ein Paar guten Freunden einmal zu Aemtern geholfen: allein ſie verdienten ſie; ſie waren auch viel klüger und geſchickter, als ich, und alſo bin ich wohl noch kein rechter Patron geweſen.

Jtzt ſehe ich meine alte Mutter auf mich zukommen. Doch nein, ſie ſieht, daß ich ſchreibe, und ſchleicht ganz behutſam auf die andre Seite. Die liebe Mutter! Aber bald will ich ſie herholen, und mich an ihrem freundlichfrommen Geſichte, an ihren ehrwürdigen weiſſen Haaren, die ganze Mahlzeit über recht ſatt ſehen. Ich bewirthe ſie dieſen Mittag.

Komm, die Du mich gebahrſt, hier, Theure, ſey ich heute
  Mich voll Entzücken zu Dir hin,
Freu mich, daß Du mich liebſt, freu mich an Deiner Seite,
  Daß ich von Dir gebohren bin.

Freylich mag der Anblick meiner Mutter viel zu der Schönheit dieſer Gegend beytragen. Alles, was ſie redt und thut, iſt Liebe und Gewiſſen. Laſſen Sie mich immer ein Herz loben, Madam, mit dem Sie ſo viel Aehnlichkeit haben. Letztens lieſt ihr meine Schweſter aus einer von meinen Schriften etwas vor. Sie lächelt die ganze Zeit über. „Das „hat er ganz hübſch gegeben, fängt ſie endlich an. „Wer muß ihm doch das alles geſagt haben! . . „Er hat es doch auch ſelbſt gemacht? . . Ich habe „freylich wohl eine Freude, wenn ich ihn loben höre . . Die Leute werdens doch aufrichtig meynen . . „Ich höre, daß er zuweilen in ſeinen Schriften von „der Liebe redt, und äußerlich thut er nun gar nicht, „als ob er dem Frauenzimmer gut wäre . . Je nun, „man kann ja einander in allen Ehren gut ſeyn. . . „Er iſt ſtets ſtill und eingezogen geweſen.“ . . Ja, Madam, ich gefalle mir in dieſem mütterlichen Lobe, voll natürlicher Unſchuld, mehr, als wenn mich eine ganze Nachwelt gelobt hätte. . . Wie glücklich bin ich, daß ich von ihr abſtamme! Endlich nähert ſie ſich mir. Sie hat gewiß unter der Zeit für mich gebetet. Nun ſollten Sie noch bey uns ſeyn, Madam, ſo wüßte ich mir keinen glücklichern Tag in meinem Leben, als den heutigen. Ich werde Ihnen zu Ehren heute wohl im Grünen ein Glas Wein mehr trinken, und meine Mutter, die ſonſt nur ein halbes trinkt, will ich zu einem ganzen verführen. Ja, das wollen wir thun, wir wollen Ihre Geſundheit trinken. Ich dächte, ich hätte Ihnen genug geſchrieben! Leben Sie wohl.

Dreyßigſter Brief.

Madam,

Wie froh bin ich, daß die Brunnencur zu Ende iſt; nun darf ich wieder ſchreiben. Bedenken Sie nur, acht Wochen lang habe ich keine Feder anſetzen dürfen, ſo barbariſch iſt der Medicus mit mir umgegangen. Mein Herr, ſprach er, als ich die Cur anfieng, ich kenne Sie, ich weis, daß Sie gern ſitzen und ſchreiben; allein, ich ſage es Ihnen, Gift werden Sie trinken, und keinen Brunnen, wenn Sie ſich nicht von allen Verrichtungen los machen. „Aber, ſagte ich, darf ich denn nicht wenigſtens drey oder vier Briefe von guten Freundinnen bey meiner Cur beantworten? Das wird mir doch nichts ſchaden!“ Was? Nichts ſchaden? Drey oder vier Briefe an Frauenzimmer bey der Brunnencur? Mein Herr, Sie mögen wohl ein guter Poet ſeyn: aber nehmen Sie mirs nicht übel, von der Medicin verſtehen Sie nicht den Kukuk. Wollen Sie denn die Diät beſſer wiſſen, als ein alter Prakticus? Ich ſage es Ihnen kurz, Sie dürfen nicht eine Feder in die Hand nehmen, bis die funfzehnte Flaſche rein ausgetrunken iſt. Der Pirmonter Brunnen iſt ein Brunnen, bey dem man an nichts, am allerwenigſten an ein Frauenzimmer, denken darf. ⸗ ⸗ ⸗

Alle meine Bitten halfen nichts. Er prophezeihte mir ſo viele Krankheiten, daß ich ihm in der Angſt zuſchwur, keine Feder anzuſetzen. Der böſe Mann hat mich ſo lange vom Briefſchreiben abgehalten! Das ſoll die letzte Brunnencur ſeyn. Verlaſſen Sie ſich darauf, und erlauben Sie mir, daß ich mich nicht weiter entſchuldigen darf. In dem Briefe an Ihre Frau Schweſter habe ich zwar eine böſe Hand, als die Urſache meines Stillſchweigens, vorgewendet; doch dort habe ich, als ein Poet, geredet. Gönnen Sie mir nur die Ehre Ihrer Freundſchaft ferner, und glauben Sie nicht, daß ich ein nachläßiger Freund bin, weil ich ein nachläßiger Correſpondent bin. Was macht Ihr Herr Liebſter? Befindet ſich Ihre Jungfer Tochter noch wohl? Denken beide manchmal an mich? Ich denke ſehr oft an Sie, und allezeit empfehle ich mich Ihrer Freundſchaft.

Ein und dreyßigſter Brief.

Madam,

Meine Hand iſt nunmehr ſo geſund, als ich mir nur wünſchen kann. Ich habe mir auch dieſe Meſſe Federn und Papier, alles, was zum Briefſchreiben nöthig iſt, gekauft, und ich ſehe nicht, was mich abhalten ſollte, binnen hier und Weihnachten etliche hundert Briefe an Sie zu ſchreiben, wenn Sie mir nicht ausdrücklich befehlen, weniger freygebig damit zu ſeyn. Was werde ich Ihnen in den vielen Briefen nicht alles ſagen? Und vielleicht

leicht doch noch nicht ſo viel, als ich wünſche. Und was werde ich in Ihren Antworten für liebe Sachen leſen? Und vielleicht nur gar zu viel, die ich nicht verdiene. Ja, Madam, wenn Sie dieſe Meſſe zu uns gekommen wären, wenn Sie Doris, wenn Sie Aemilien mitgebracht hätten: ſo wollte ich gleich einen Brief in Verſen an Sie ſchreiben. Allein wovon?

Ja wohl! wovon wollt ich denn ſingen?
Doch, Sylvia, was frag ich erſt?
Iſt unter tauſend ſchönen Dingen,
Wovon die Dichter gerne ſingen,
Wohl eines, das Du lieber hörſt,
Wohl eines, das Du mehr verehrſt,
Wohl eins, von dem ich lieber ſchriebe,
Da Du mich ſeinen Werth ſelbſt durch Dein Beyſpiel lehrſt,
Als der Geſchmack, und als die Liebe?

Aber, weil Sie nicht gekommen ſind:, ſo will ich das Gedichte verſparen, bis Sie kommen, und Sie in Proſa bitten, Ihrem Herrn Liebſten etliche finſtre Geſichter zu machen, wenn Sie anders dazu fähig ſind, daß er mich nicht beſucht hat. Ich habe ihn recht aufrichtig zu mir gebeten, und die Stunde, da man Caffee trinkt, bin ich gewiß zu Hauſe, und am erſten für einen guten Freund gemacht. L.. der böſe Menſch, iſt gewiß Schuld daran. Wenn er nur ſtürbe, daß ich und Sie, und vielleicht auch Aemilie, der Marter los würden, ihn alle Tage fehlen zu ſehen. Wie ſind Sie, und Doris, und Aemilie mit der Schwediſchen Gräfinn zufrieden? Wäre es beſſer, wenn ſie nach dem erſten Theile geſtorben wäre? Aemilie wird vermuthlich gewaltig viel an der Frau Gouverneurinn, und noch mehr an dem armen zärtlichen Coſakenmädchen auszuſetzen haben. Doch, was kann ich dafür, daß die Frauenzimmer in Siberien empfindlicher ſind, als ſieben Meilen von Leipzig? Leben Sie wohl.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Hochzuehrender Herr und Freund,

Ich bin Ihnen ſehr lange eine Antwort ſchuldig. Was denken Sie von mir? Ich könnte mich weitläuftig entſchuldigen, und unter vielen Hinderniſſen eine weite Reiſe nach Niederſachſen anführen; aber ich will es lieber Ihrer Freundſchaft überlaſſen, mir meine Langweiligkeit auf Treu und Glauben zu vergeben. Sie haben in Ihrem letzten Briefe einen Troſt von mir verlangt, und ich will wünſchen, daß Sie ihn itzt nicht mehr bedürfen, und daß die Zeit das bey Ihnen ausgerichtet haben mag, was im Anfange die ſtärkſten Gründe nicht von uns erhalten können. Wenn Sie auch noch zuweilen klagen müſſen: ſo bin ich doch zu ſehr Ihr Freund, als daß ich Sie in Ihren gerechten und ſüßen Klagen ſtören wollte. Nein, verehren Sie immer ein Herz durch Betrübniß und Sehnſucht, das Ihrer Liebe ſo ſehr werth war, und verdienen Sie ſich dadurch eins, das dem verlornen gleicht. Ich wünſche und gönne es Ihnen vor vielen Andern, und bin mit aller Hochachtung ꝛc.

Drey und dreyßigſter Brief.

Hochwohlgebohrner Herr,

Schreiben Sie mir nicht mehr ſo ſchöne Briefe, wie der letzte war, ich ſtehe ſonſt nicht dafür, daß ich nicht ein wenig eiferſüchtig auf Sie werden ſollte, ſo ſehr ich Sie auch liebe. Das hilft nichts, daß Sie mir ſagen, Sie müßten itzt wieder eine ganz neue Schreibart annehmen. Sie ſchläfern mich mit dieſer kleinen Liſt gar nicht ein. Ich ſehe es doch wohl, daß Sie über der Sprache der Kanzley, die Sprache der Welt nicht vergeſſen, und in Ihren Briefen eben ſo ſchön deutſch ſchreiben werden, als ob Sie niemals mit Acten etwas zu thun gehabt hätten. Im Ernſte, Sie haben mir durch Ihren Brief eine ausnehmende Freude gemacht, für die ich Ihnen um deſtomehr Dank weis, weil ich mir dadurch bald eine neue zu verdienen hoffe. Ich ſoll Ihnen eine Beſchreibung von der Univerſität … machen; allein ich weis Ihnen nicht viel zu ſagen, als daß es an dieſem Orte wohlfeil iſt, daß die Profeſſoren fleißig leſen, und die Studenten ziemlich frey, wo nicht gar wild, leben. Ihre ganze

Moral ſcheint dieſe zu ſeyn: Wer fleißig und richtig in die Collegia geht; wer ſeine vier bis fünf Stunden des Tages hört, der kann nachdem machen, was er will. Er mag trinken, er mag ſpielen, er mag ſich herumſchlagen, er mag ſich andern Ausſchweifungen überlaſſen, das hat nichts zu ſagen, er bleibt allemal ein wackerer Student; und die Seele des Studirens iſt die Freyheit. Kurz, ihre Sitten ſind etwas cyniſch. Dem ungeachtet glaube ich ganz gern, daß man ein gelehrter und geſitteter Mann auf dieſer hohen Schule werden kann, wenn man nur will; allein ich würde keinen Sohn dahin thun, und wenn er umſonſt da leben könnte. Ein Ort, der für die guten Sitten gefährlicher iſt, als ein andrer, mag ſonſt noch ſo viele Vortheile haben, es fehlt ihm doch der vornehmſte. In Anſehung der Collegien iſt dieſes noch gut, daß man ſie faſt alle in einem Jahre zweymal hören kann. So viel weis ich ungefähr von dieſer Akademie; allein ich weis es nur aus den Erzählungen der Andern. Ich ſelbſt bin niemals da geweſen, und ich möchte nicht gern, daß Sie meine Beſchreibung für authentiſcher hielten, als ich ſie ausgebe. Beehren Sie mich ferner mit Ihrer Freundſchaft, mit Ihren Briefen und Ihren Commiſſionen. Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Vier und dreyßigſter Brief.

An den Herrn Grafen von L**.

Ich erſuche Sie gehorſamſt, mir in dieſer Meſſe eine Gelegenheit zu verſchaffen, daß ich Ihrem gnädigen Papa aufwarten kann. Ich komme in keiner gefährlichen Abſicht;

> Nicht in der Stellung der Clienten,
> Und mit erſeufzten Complimenten,
> Mit einer Bittſchrift ihm zu drohn. = =
> Nein, ohne Dedication,
> Und ohn ein Lob auf ſeinen Sohn,
> Und ohne meins ihm zu erzählen,
> Such ich das Glück allein,
> Mich einem Manne zu empfehlen,
> Der würdig war, ſo groß zu ſeyn.

Sie wiſſen es, ich dränge mich gar nicht in die Antichambern der Großen, und ich weis nicht, ob ich zu blöde, oder zu beſcheiden, oder zu ſtolz dazu bin; aber Ihrem Papa möchte ich herzlich gern meine Aufwartung machen. Mir iſt dieſes ein Beweis, daß ich ihn aus bloßer Hochachtung zu ſehen verlange; ich weis nicht, ob ers Ihnen auch ſeyn wird. Freylich wäre es ein Unglück für einen Mann von großen Verdienſten, wenn alle Leute ihre Hochachtung ſo weit treiben wollten. Doch das thut nichts. Das Verlangen, Ihrem gnädigen Papa meine Ehrerbietung zu bezeigen, iſt zu groß, als daß mich dieſer Gedanke aufhalten ſollte. Ich wiederhole meine Bitte, und habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Fünf und dreyßigſter Brief.

An den

Herrn Rittmeiſter von B***.

Ich erhalte geſtern die erſte, und heute die andre Ordre zum Aufbruche nach M..; und da ich den Ueberbringer des Briefes frage, ob die Kutſche vor meinem Hauſe ſtünde: ſo ſagt er mir ganz ſinnreich, ſie wäre ſchon geſtern wieder nach M.. gegangen. Wundern Sie ſich alſo ja nicht, daß ich heute nicht mit einer Gelegenheit komme, die geſtern ſchon abgegangen iſt. Vielmehr erlauben Sie mir, daß ich mich über einen Irrthum unter den Bedienten, und über meine Thorheit, mich über Kleinigkeiten zu ärgern, wirklich ärgern darf. Ich mache geſtern Abends mit vieler Mühe noch einige Dinge fertig, die mich nicht wollten reiſen laſſen. Ich ſitze ſo lange darüber, daß ich die Nacht übel ſchlafe. Ich ziehe mich früh zur Reiſe an, und warte auf die Roſſe, die mich zu Ihnen bringen ſollen, und ſiehe, es kömmt endlich der Bediente des Herrn Stiftsraths, und bringt mir die erfreuliche Nachricht, daß meine Mühe umſonſt iſt. Ich hätte dem Menſchen gern das Dintenfaß an den Kopf geworfen, wenn er mich nicht verſichert hätte, daß er und ſeine Collegen unſchuldig wären. Doch vielleicht ſoll ich nicht mehr nach M.. kommen. Beſuchen Sie mich dieſe Feyertage, ſo iſt der Schade gehoben. Ich bin immer noch, bis zum Erſtaunen, Ihr guter Freund.

Sechs und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben.

Sie werden vielleicht glauben, ich würde ſo gütig ſeyn, und einmal aufhören, an Sie zu ſchreiben, weil Sie ſo ſinnreich ſind, und mir nicht antworten. Allein dieß will ich eben nicht. Ich vermuthe, daß Ihnen meine Briefe zur Laſt ſind, und deswegen will ich fortfahren, ihre Anzahl mit jedem Poſttage zu vermehren. Man kann ſich an einem, der nicht gern zuhört, nicht beſſer rächen, als wenn man ohne Aufhören plaudert, und an einem, der nicht antworten will, nicht beſſer, als wenn man ihm Briefe über Briefe ſchickt. O! werden Sie, mit zehn finſtern Mienen, heraus fahren; der Menſch muß doch auf der Welt nichts zu thun haben, weil er ſtets an mich ſchreibt. Sie irren ſich, Herr Rittmeiſter, ich habe Arbeit genug, und wenn ich Ihnen nicht einen Verdruß machen wollte: ſo würde ich ganz gewiß keine Zeit zum Schreiben haben. Aber ich dächte, Sie ſähen auch aus meiner Schreibart, daß ich nicht ganze Tage zu einem Briefe an Sie brauchte. Ich ſchreibe mit Willen nachläßig und von nichts, damit Sie recht böſe werden, und mir endlich in der Hitze einmal ſchreiben mögen, daß ich zu ſchreiben aufhören ſoll. Durch dieſe Liſt denke ich noch vor Ihrem Ende eine Antwort heraus zu locken. Heute iſt Sonnabend, verlaſſen Sie ſich darauf, auf den Montag ſollen

Sie wieder einen Brief haben, darinnen noch weniger ſteht, als in dem itzigen. Wegen des Porto wollen wirs ſo machen, daß ich einen um den andern frankire; auf dieſe Weiſe geben Sie nichts mehr, als wenn Sie mir allemal antworteten. Bin ich nicht billig? Leben Sie wohl, wenn Sie anders noch leben.

Sieben und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben.

Im Ernſte, liebſter Herr Rittmeiſter, iſt es denn nicht möglich, daß Sie nur einige Stunden nach H . . . kommen können? Sie würden meinem ganzen Hauſe eine unendliche Freude machen. Wir ſind alle beyſammen, und es geht ganz abſcheulich vornehm zu. Ich fertige daher einen Expreſſen an Sie ab, um zu erfahren, ob es nicht möglich iſt, Sie bey uns zu ſehen. Kommen Sie, wenn ich Ihnen anders lieber bin, als der Herzog. Hören Sie? Ohne Verzug ſollen Sie kommen. Wir haben mehr denn hundert Scheffel Haber, und ganze Böden voll Heu für Ihre Pferde und Maulthiere. Gienge es aber ja nicht an, welches doch der Himmel nicht wolle: ſo will ich nach R . . kommen, welches nicht weit von Ihrem Lager liegt. In dieſem Dorfe habe ich einen Anverwandten, der Paſtor und ein rechter frommer Mann iſt, und dort will ich Sie ſprechen, und Sie einſegnen laſſen, weil Sie doch nicht mit dem Leben davon kommen werden.

Acht und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben in das Lager.

Wo dächten Sie, daß ich wäre? In Ihrem Lager? Nein. In der A . . bey Ihrer Freundinn? Auch nicht. Wo denn? In dem Dorfe, wo Sie heute geweſen ſind. Hier erwarte ich Sie, und ſage Ihnen einmal für allemal, daß Sie Morgen früh mit mir nach H . . reiſen, und die Vaterſtadt Ihres beſten Freundes in ganz Deutſchland ſehen müſſen. Meine Mama, meine Schweſtern, Chriſtiane, Dorchen, und der ganze Rath in corpore erwarten Sie. Meine Mutter hat bloß Ihrentwegen ſechs Kapaunen, noch weit mehr Enten und vier Truthüner abſchlachten laſſen, weil ich ihr geſagt habe, daß Sie außerordentlich ſtark äßen. Ich dächte, Sie kämen noch heute nach R . . . und bewillkommten mich auf das ſolennſte. Ich erwarte Sie, oder Ihre Antwort, oder Ihren Gottfried. Der Herr Paſtor in R . . nebſt ſeiner Frau Liebſte bitten um Ihre Wiederkunft. Sie haben Sie recht gelobt ꝛc.

Neun und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben.

Dem Himmel ſey tauſendmal Dank, daß Sie noch leben! Ich bin von Herzen erſchrocken, als ich die Nachricht von dem unglücklichen Treffen in Schleſien erhielt: aber ich habe gewiß mehr Ihrentwegen, als wegen der Niederlage, gezittert. Mir iſt es ſehr gleichgültig, wer Schleſien oder Böhmen beherrſcht, und ich gönne es jedem, dem es das Schickſal überlaſſen will. Doch, Sie über dieſem Streite zu verlieren, würde genug ſeyn, es weder einem Könige, noch einer Königinn, zu gönnen. Es iſt ein großes Glück, daß Sie der Gefahr unbeſchädigt entgangen ſind; allein, es würde ein noch viel größeres ſeyn, wenn ich wüßte, daß Sie niemals wieder in die Gefahr des Lebens kommen würden. So lange Sie im Felde ſtehen, das iſt, ſo lange Sie ſich auf den erſten Wink eine Ehre daraus machen müſſen, Ihren Feind entweder umzubringen, oder von ihm umgebracht zu werden: ſo lange habe ich noch alles Ihrentwegen zu fürchten. Welcher armſelige Soldat würde ich geworden ſeyn! Kann man nicht anders berühmt werden, als wenn man der Liebe zum Leben entſagt: ſo will ich lieber hinter dem friedfertigen Pfluge verzagt leben, als auf dem fürchterlichen Bette der Ehren mit Tapferkeit ſterben. Es iſt wahr, man kann nie ohne Bewunderung an einen Helden denken; aber auch nie, ohne ihn zu bedauren, daß er ein Held geworden iſt. Iſt es möglich: ſo vergeſſen Sie den Lorbeer, den man durch ſein Blut erkaufen muß. Was hilft es mir und allen Ihren Freunden, wenn Sie hundert Feinde mit eigner Hand erlegen, und dabey das Leben verlieren, oder zerſtümmelt zurück kommen? Ich werde Sie weit höher ſchätzen, wenn Sie mir bey Ihrer Zurückkunft geſtehen werden, daß Sie die Gefahr menſchlich vermieden hätten, als wenn Sie mir ſagen, daß Sie Ihr Leben mit Vergnügen an dieſem und jenem Orte gewagt. Nein! Zu unſrer Freundſchaft brauchen wir die Tapferkeit nicht; ſie iſt ihr vielmehr ſchädlich. Iſt denn die Welt etwan nicht ſchön genug, daß man recht darnach eilen ſollte, ſie nicht länger, als zwanzig, oder dreyßig Jahre, zu genießen? Doch, was mein Bitten nicht ausrichten kann, das wird vielleicht die Liebe für Ihre Freundinn bewerkſtelligen. Sie erhalten dießmal drey Briefe zugleich von ihr, und ſie weint alle Tage um Antwort. Schreiben Sie ja, und wenn Sie auch zu Pferde, und auf dem Vorpoſten, ſchreiben ſollten. Veränderliches iſt nichts mit ihr vorgegangen. Sie betet einen Tag, wie alle Tage, für Ihr Leben; ſie ſeufzt nach Ihrer Wiederkunft; ſie thut neue Gelübde; ſie lieſt Ihre Briefe; ſie ſchickt nach allen Zeitungen, und zittert, indem ſie lieſt; ſie klagt über mich, wenn ich ſie tröſten will. Dieß ſind ihre täglichen Verrichtungen. Der Feldbote kömmt. Leben Sie wohl, wenn man anders im Felde wohl leben kann. Ich wünſche es Ihnen von Herzen, denn ich bin vor tauſend Andern Ihr Freund ꝛc.

Vierzigſter Brief.

An eben denſelben.

Ew. Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten, . . Was mache ich doch? Nehmen Sie es ja nicht übel, Herr Rittmeiſter, daß ich Sie Eure Excellenz genennt habe. Indem ich den Brief anfangen will: ſo ſtelle ich mir vor, wie Sie einmal, als General, ausſehen würden. Ich ſahe Sie in einem Geſichte mit großen Falten: und in den Mienen, wo ſonſt Liebe und Zärtlichkeit gewohnt hatten, herrſchten itzt das Alter und der Krieg. Sie trugen eine ſchwarze Perücke, und ſahen recht fürchterlich ehrwürdig aus. Ich ſtehe, nach meiner Meynung, vor Ihnen, und weil ich in der Angſt nicht weis, was ich ſagen ſoll: ſo fange ich in Gedanken an zu ſagen: Eure Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten befohlen ꝛc. und in Gedanken ſchreibe ich dieſe Worte aufs Papier. Es iſt mir auch ganz lieb. Denn bey dieſer Gelegenheit habe ich doch eine Seite vollgeſchrieben, und Ihnen zugleich eine verſteckte Erinnerung gegeben, daß Ihre Schönheit nicht ewig währen wird. Worauf ſind Sie alſo ſo ſtolz? Es iſt noch um einen Feldzug zu thun, ſo iſt Ihr ganzer Reiz verloren. Es haben mich ſchon viele Officiere verſichert, der Feldzug in Böhmen hätte Sie ſo entſtellt, daß Sie ſich kaum mehr ähnlich ſähen. Kommen Sie nur wieder nach Sachſen: man wird ſich nicht ſehr um Sie zanken. Was habe ich Ihnen denn gethan, mein lieber , , höre ich Sie ſagen. So? Iſt dieſes nichts, wenn Sie nicht an mich ſchreiben, und ſo kaltſinnig mit mir umgehen, als wenn ich Ihr Feldprediger wäre? Sie dürfen nicht denken, als wenn ich ſo ein großes Verlangen nach Ihren Briefen hätte, und ſie nur gar zu gern läſe. Nein! Ich kann ſie leicht entbehren. Aber Sie ſollen mir doch den Reſpect nicht entziehen, den Sie mir, als Ihrem Freunde, und als einem Gelehrten, ſchuldig ſind. Allein, aller Ihrer Kaltſinnigkeit ungeachtet, will ich doch mein Wort halten, und Ihnen das verſprochene Manuſcript überſchicken. Laſſen Sie es aber nicht bey der ganzen Armee herum laufen. Ich will ſehen, ob Sie inskünftige zärtlicher mit mir umgehen werden. Es iſt leider wahr, daß ich Sie noch liebe; allein, wenn Sie mir nicht bald ſchreiben: ſo hoffe ich es vor Oſtern noch ſo weit zu bringen, daß ich in zehen Jahren nicht in die Verſuchung fallen will, an Sie zu denken. Mein Vater erkundigt ſich faſt in allen Briefen nach Ihnen, und damit ich der beſtändigen Anfrage los werde: ſo habe ich ihm ganz treuherzig berichtet, daß Sie an einer Feldkrankheit geſtorben wären. Wenn Sie es aber nicht leiden können, daß er Sie für todt hält: ſo dürfen Sie, weil Sie ohne dieß gern ſchreiben,

ben, nur an ihn ſchreiben, und ihm melden, daß Sie zu großem Glücke oder Unglücke noch lebten. Ich will mirs gefallen laſſen, und noch einige Zeit ſeyn ꝛc.

Ein und vierzigſter Brief.

Eines Frauenzimmers an einen Freund.

Damit ich Sie recht von meiner Aufrichtigkeit überführe: ſo will ich Ihnen etwas entdecken, was man ſonſt ſorgfältig zu verbergen pflegt. Ich rede ſeit acht Tagen ſehr übel von Ihnen, und lenke in allen Geſellſchaften, wo ich Freunde oder Freundinnen von Ihnen antreffe, das Geſpräche auf Sie. Man fängt Sie an zu loben, und Ihnen allerhand gute Eigenſchaften beyzulegen. Dieſes mache ich mir zu Nutze. Ich bejahe es, und thue, als ob ich Ihre Verdienſte vergrößern wollte, damit man das Böſe glauben ſoll, das ich von Ihnen zu ſagen Willens bin. Ich könnte Ihnen einige von meinen Erfindungen herſetzen, die Sie gewiß etliche Officierflüche koſten würden; allein, weil Sie die Ungewißheit von dem, was ich ſage, am meiſten quälen wird: ſo will ich Sie auch darinnen laſſen. Wie gefällt Ihnen meine neue Aufführung? Bin ich nicht ein redliches Frauenzimmer, da ich Ihnen auch ſogar meine eigne Bosheit nicht verſchweige? Es iſt wahr, ich thue Ihnen Unrecht;

allein, wie kann ich mir anders helfen? Ich bin zu bedauern, daß ich keine andre Kräfte habe, Sie wieder zu meiner Freundſchaft zu bewegen, als daß ich Ihnen zeige, wie viel ich Ihnen ſchaden kann, wenn Sie nicht aufmerkſamer auf mich ſind. So bald Sie es bereuen werden, daß Sie mich letztens ohne Abſchied verlaſſen, und Andre mir vorgezogen haben: ſo bald werde ich aufhören, von Ihnen übel zu reden. Thun Sie dieſes: ſo will ich in allen Geſellſchaften durch eben ſo viel gute Erzählungen meine erſten Nachrichten widerrufen. Thun Sie es nicht: ſo fürchten Sie alles von meiner Rache. Ich erwarte, was ich ferner ſeyn ſoll; Ihre Freundinn, oder Ihre Verleumderinn.

Zwey und vierzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Sie verſichern mich Ihrer Freundſchaft, und ich weis für dieſe Ehre nicht dankbarer zu ſeyn, als wenn ich Ihnen ſage, daß ich wünſche, ſie zu verdienen. Fahren Sie mit Ihrer Gewogenheit gegen mich fort, ich bitte Sie darum, und ich werde dieſe Bitte um deſto öfterer wiederholen, weil ich ſonſt kein Mittel habe, Sie zu überführen, wie hoch ich Ihre Freundſchaft ſchätze. Aber was ſoll ich auf Ihren Glückwunſch zu meiner Beförderung antworten? Ich habe noch keine erhalten. Doch mein Schickſal mag über mich beſchloſſen haben, was es will, und mir eine Verſorgung in Ihrer Vaterſtadt geben, oder nicht: ſo habe ich doch Urſache, Ihnen den verbindlichſten Dank zu ſagen, daß Sie an meinem noch ungewiſſen Glücke zum voraus Theil nehmen. Es iſt Vergnügen genug für mich, daß Sie mirs vor Andern gönnen, und daß Sie mirs, wenn ich es erhalten ſollte, durch Ihren Umgang noch ſchätzbarer machen werden. Ich bin ꝛc.

Drey und vierzigſter Brief.

Hochzuehrende Jungfer Schweſter,

Ich ſuche Sie durch dieſen Brief von meiner Hochachtung und Freundſchaft zu überführen, und der Beweis wird mir ſehr leicht werden, wenn Sie mir auf mein Wort glauben wollen, daß das Verlangen, Sie zu ſehen und zu ſprechen, beynahe die einzige Urſache von meiner Reiſe nach B.. geweſen iſt. In Wahrheit, liebe Jungfer Schweſter, ſo ſehr ich Ihren Verſprochnen und meine übrigen Freunde, die um ihn ſind, liebe: ſo würde ich mich doch ohne die Hoffnung, Sie zugleich zu finden, nie zu einer Reiſe von vierzig Meilen entſchloſſen haben. So weit bin ich in meinem Leben noch nicht gereiſt, und ich kann mir auch nicht einbilden, daß ich jemals wieder ſo weit reiſen werde; ich, der ich alle mögliche Krankheiten befürchte, wenn man nur von einer Spatzierfahrt ſpricht, und eine Zeit von Tag und Nacht brauche, ehe ich Ja ſagen kann. Aber ſtellen Sie ſich auch vor, wie ſehr ich erſchrocken bin, da ich Sie nicht fand; da ich hörte, daß Sie noch vierzehn Meilen von B.. entfernt wären. Ich hätte lieber geweint, und Ihr Bräutigam hatte genug an mir zu tröſten. Bedauren Sie mich immer ein wenig, ich verdiene es; und wenn auch das zu viel gefordert iſt: ſo belohnen Sie mich wenigſtens dadurch für meine Reiſe, daß Sie nicht daran zweifeln, daß ich ſie in der Abſicht unternommen habe, Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen, mir Ihre Freundſchaft zu verdienen, an dem Vergnügen Ihrer Liebe Theil zu nehmen, und Ihnen alle das Glück zu wünſchen, das nur ein Bruder ſeiner Schweſter gönnen kann. Ja, liebe Jungfer Schweſter, ich bin recht ſtolz auf die Ehre, mit Ihnen verwandt zu ſeyn. Ein Frauenzimmer, das G..r zu ſeiner Frau wählt, muß außerordentliche gute Eigenſchaften haben. Vergeben Sie mir dieſen Lobſpruch, er geht mir von Herzen, und ich ſehe ihn als eine Pflicht an, die ich der Tugend ſchuldig bin. Leben Sie wohl, liebſte Jungfer Schweſter. Ich weis es gewiß; Sie ſind zeitlebens glücklich, mit Ihrem G..r glücklich ꝛc.

Vier und vierzigſter Brief.

Meine liebe Mademoiſell,

Ich will Ihnen etwas im Vertrauen ſagen. Einer von meinen Freunden, der Sie nicht weiter, als aus Ihren Briefen an mich, kennt, und aus etlichen kleinen Beſchreibungen, die ihm Herr L.. von Ihnen gemacht, hat ſich in Sie verliebt. Nehmen Sie ſich in Acht, meine liebe Freundinn; der Menſch ſieht bald, wie Ihr lieber Opitz, aus, deſſen Bild und deſſen Poeſie Sie ſo wohl leiden können; und was wäre leichter, als daß er Ihnen in dieſer Miene gefiele, und wenn er Ihnen gefallen hätte, daß Sie ihn am Ende liebten? Gleichwohl weis ich, daß Sie die Liebe für eine beſchwerliche Sache halten. Ich will Sie alſo recht aufrichtig gewarnt haben, meine werthe Aemilie, hüten Sie ſich vor meinem Freunde. Er wird nach G.. kommen. Er hat allerhand Mittel gefunden, die ihm die Bekanntſchaft Ihrer Frau Schweſtern verſchaffen werden. Durch dieſe will er die Ihrige erhalten, und unter dem Charakter eines guten Freundes will er ſich unvermerkt in Ihre Liebe einſchleichen. Wenn alſo ein Menſch mit einer halbfinſtern Miene, mit ein Paar himmelblauen Augen, wenn ſich ſo ein Menſch vor Ihnen ſehen läßt: ſo zweifeln Sie nicht länger, daß es eben der gute Freund iſt, vor dem ich Sie warne. Ich will Ihnen noch mehr Merkmaale geben. Er redt wenig in groſſen Geſellſchaften, und bemerkt lieber den

Witz der Andern, als daß er ſeinen eignen in Anſehen bringen ſollte. Er ſucht durch eine ungekünſtelte Aufrichtigkeit zu gefallen, und er gefällt, weil es ſein natürlicher Charakter iſt. Nunmehr werden Sie ihn nicht ſo leicht verfehlen; aber dem ungeachtet gehen Sie nicht oft allein mit ihm um. Die Liebe hat tauſend Mittel, unſre Vorſichtigkeit zu hintergehen. Ich kenne Ihren Liebhaber gar zu gut, ich kenne ihn von den erſten Jahren her. Er iſt ein Poet, er iſt eben ſo beſtändig, als er zärtlich iſt; er redet von der Liebe, ohne die Liebe zu nennen; er ſcheint oft wider die Liebe zu reden, und macht ihr doch einen verdeckten Lobſpruch. Dieſes iſt es alles, was ich Ihnen in der Eil rathen kann; aber vielleicht habe ich Ihnen ſchon zu viel gerathen? Vergeben Sie mirs; es iſt ein Fehler der Aufrichtigkeit, zu dem mich die Liebe für Ihre Ruhe verleitet hat. Machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten, wenn Ihr Liebhaber erſcheinen ſollte. Ich verdiene dieſe Belohnung. Leben Sie wohl.

Fünf und vierzigſter Brief.

Mademoiſell,

Ihr unbekannter Liebhaber ſoll nunmehr nicht zu Ihnen kommen. Ich weis es ſelbſt nicht recht, warum; aber das kann ich Ihnen geſtehen, daß ich ihm eben ſo ſehr von dieſer Reiſe abgerathen habe, als ob ich etwas dabey verlöre. Ich habe ihm auch Ihren letzten Brief nicht vorgeleſen, ſo gern ich ſonſt mein Vergnügen mit ihm theile. Er iſt freylich mein Freund, aber Ihr Brief war ſo ſchön, daß er mich nur allein vergnügen ſollte. In Wahrheit, Mademoiſell, Sie vermehren durch Ihren Briefwechſel alle Tage mein Verlangen, Sie von Perſon kennen zu lernen, und Ihnen meine Hochachtung mündlich zu bezeugen; ja, ich kränke mich, daß mir meine Umſtände nicht ſo viel Freyheit laſſen, dieſes unſchuldige Verlangen zu befriedigen. Giebt es denn wohl ein größeres Vergnügen, als mit einem vernünftigen Frauenzimmer umzugehen? Fahren Sie fort, mir den Verluſt Ihres Umgangs durch Ihre Briefe zu erſetzen, und Ihrem Geſchlechte Ehre zu machen. Es wird gewiß, weil ihnen doch dieſer Charakter ſo wohl gefallen hat; es wird gewiß noch ein Steeley in der Welt ſeyn, der ſich freuen wird, ein Herz, wie das Ihrige iſt, zu belohnen. Ich bin ꝛc.

Sechs und vierzigſter Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Sie ſehen wohl, wenn man einen Autor zum Freunde hat: ſo iſt man keine Stunde ſicher, daß er uns nicht ein Buch dedicirt, oder uns doch mit einem beſchenkt, wir mögen es nun haben wollen oder nicht. Es kann, zum Exempel, ſeyn, daß Ihnen nicht viel an dem zweyten Theile .. gelegen iſt, aber das verſchlägt mich nichts; ich ſchicke Ihnen dieſes Buch dennoch, und bilde mir zu meiner Ruhe feſt ein, daß Sie es mit Vergnügen leſen werden. Mit dieſem unverſchämten Irrthume muß ſich ein Autor für ſeine Mühe bezahlt machen; und je weniger ihm die Welt ihren Beyfall geben will, deſto mehr muß er ſich den ſeinigen geben. Ja, mein lieber K.., hätten Sie das damals wohl gedacht, als wir noch in der Fürſtenſchule ganz demüthig in der letzten Claſſe ſaßen, daß ich ein ſo fruchtbarer Scribent werden ſollte? Nein, Sie haben es gewiß nicht gedacht, geſtehen Sie es nur. Aber Sie hätten es denken können. Habe ich nicht in Tertie alle Periodos ſimplices und compoſitas, aduerſatiuas, conceſſiuas, etc. in Verſe gebracht? Habe ich nicht in Secunde mehr als eine aphthonianiſche Chrie in ganz hübſchen Verſen gehalten? Sind dieß nicht alles Vorbedeutungen von der Autorſchaft geweſen? Ich wollte, daß ich das itzt wäre, was wir uns damals zu ſeyn einbildeten, wenn wir beide bey dem Examen einen öffentlichen Lobſpruch bekamen; oder, daß ich itzt ſo vergnügt wäre, als wir wurden, wenn wir auf dem Spatzierplane nach einem langen Jahre den Ball einmal ſchlagen durften. Es waren mit alledem gute Zeiten, und ich wiederhole das Sprüchelchen oſte

[illegible]

Mehr

Flieht der erſten Jahre Morgen!
O! ſo geht es nicht mehr an,
Daß man die beſtimmten Sorgen
Durch den Ball verſchlagen kann.

Endlich komme ich zu meiner Bitte. Seyn Sie ſo gütig, mein lieber Freund, und übergeben Sie dem Herrn Grafen meinen Brief nebſt der Beylage, und wenn Sie ſich um mich verdient machen wollen, ſo ſuchen Sie mir ſeine Gnade zu erhalten, und mein Glück ſeiner Vorſorge zu empfehlen. Aber, werden Sie ſagen, warum bitten ſie ihn nicht ſelbſt? Es iſt wahr, es iſt ein Fehler von mir; doch ich kann mir nicht helfen. Ich bin zu verſchämt, die Zahl der Supplicanten zu vermehren, und einen großen Herrn mit meinen Angelegenheiten zu beſchweren. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund, und glauben Sie gewiß, daß ich der Ihrige bin.

Sieben und vierzigſter Brief.

An den

Herrn von E**.

Sie denken etwan, ich werde es in Geduld erwarten, bis Sie Ihr Verſprechen, an mich zu ſchreiben, erfüllen? Aber, Sie ſehen doch wohl, daß Sie falſch gedacht haben? Ja, ich mahne Sie, ich verlange ohne Aufſchub Briefe von Ihnen. Und wenn Sie mir binnen acht Tagen nicht ſchreiben: ſo iſt nichts gewiſſer, als daß ich Sie noch einmal mahne, und ſo von einem Poſttage zum andern, bis Sie Ihr Wort halten. Ich habe viel zu thun, höre ich Sie ſagen! Das glaube ich. Ich muß oft in Geſellſchaft ſeyn; oft verreiſen; oft meine Mama, meinen Papa unterhalten! Das kann alles ſeyn: aber deswegen fällt mein Recht nicht weg; und das mindert mein Verlangen nach Ihren Briefen nicht, daß Sie weniger Zeit übrig haben, als ich wünſche. Bedenken Sie nur, wie lange ichs gewohnt geweſen bin, alle Tage einmal mit Ihnen zu ſprechen, und wie viel ich ſeit Michael verloren habe, da ich Sie nicht mehr ſehe, Sie nicht mehr durch meinen Beſuch bey Ihren Büchern überfallen, nicht mehr fragen kann: Was machen Sie, mein lieber E – –? Ich gehe oft recht betrübt bey Ihrer ehmaligen Wohnung vorbey. Ich ſehe in die Fenſter, nicht anders, als ob es möglich wäre, daß Sie noch heraus ſehen könnten. Habe ich ein klein Vergnügen gehabt: ſo rührt es mich ſchon weniger, daß ichs Ihnen nicht erzählen, daß ich Ihre freudige Miene darüber nicht ſehen kann; und wenn ich niedergeſchlagen bin: ſo werde ichs ſchon mehr, weil ichs Ihnen nicht ſagen kann, warum ichs bin. Erſetzen mir wohl etliche Briefe, binnen einem Monate, dieſen Verluſt? Und dieſe Briefe wollten Sie mir noch dazu verſagen, oder doch ſparſam damit ſeyn? Nein, das können Sie in die Länge nicht! Ihr Herz iſt eben ſo freundſchaftlich, als das meinige. Sie lieben mich eben ſo ſehr, als ich Sie liebe. Und wenn auch das nicht gewiß wäre: ſo werden Sie mich doch mit leichter Mühe in dieſen ſüßen Gedanken erhalten können, wenn anders Briefe, wie Sie dieſelben ſchreiben, eine leichte Mühe ſind. Wie lieb iſt mirs, daß ich Ihnen darinnen zuvor gekommen bin! Sie haben mir alſo wider Ihren Willen zu einem Vergnügen geholfen, indem Sie mir ein anders entzogen haben. Ich ſehe ſchon, wie wehe es Ihnen thun wird, ſich zu entſchuldigen. Doch ich will Ihnen dieſe kleine Strafe gern erlaſſen, wenn Sie mir bald und recht viel ſchreiben. Leben Sie wohl ꝛc.

Acht und vierzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Sie haben mich durch einen ſehr ſchönen Brief mit Ihrer Freundſchaft und mit Ihrem Beyfalle beehrt, und ich würde mich für dieſes doppelte Geſchenk ſchon lange bey Ihnen bedankt haben, wenn ich nicht durch eine Menge kleiner Arbeiten und andre Hinderniſſe von dieſem Vergnügen wäre abgehalten worden. Aber heute ſoll mich nichts ſtören; ich will mit Ihnen reden, und Ihre Freundſchaft genießen, ohne zu unterſuchen, ob ich ſie genug verdient habe. Ein jeder neuer Freund iſt mir ein neues Glück, für das ich dem Himmel danke.

Ich weis mir überhaupt kein edler Vergnügen zu machen, als wenn ich meine Freunde in Gedanken ſammle, und mich mit dieſen rechtſchaffenen Männern ſo betrachte, als ob wir eine eigne Familie in der Welt ausmachten. Wie freue ich mich, wann ich von einem zu dem andern gehe, bey jedem verſchiedene Gaben und Verdienſte, und doch bey allen einerley guten Geſchmack, bey allen ein empfindliches und großes Herz antreffe! Und wie ſtolz werde ich endlich, wenn ich mich als ein Mitglied dieſer Verſammlung anſehe, und wie erweitert ſich meine Seele durch das Verlangen, aller dieſer Freunde werth zu ſeyn!

Dieſes Geſtändniß ſoll die Stelle der Dankſagung vertreten, die ich Ihnen für Ihre mir freywillig geſchenkte Freundſchaft ſchuldig bin. Und um gleich die Pflicht eines Freundes zu beobachten: ſo will ich Ihnen aufrichtig ſagen, was ich von Ihren Poeſien urtheile, ohne deswegen das Amt eines Richters auf mich zu nehmen, das Sie mir aus gar zu großem Vertrauen aufgetragen haben. Sie ſind ſchön, und ſie würden noch ſchöner ſeyn, wenn Sie alle die kleinen Regeln hätten beobachten wollen, aus welchen die Kunſt zu erzählen beſteht. Kurz, die Poeſie ſcheint Ihnen zuweilen einigen Zwang verurſacht zu haben, und Sie ſcheinen ſich dadurch an ihr gerächt zu haben, daß Sie manchmal von ihren eingeführten ſtrengen Geſetzen abgewichen ſind. Vielleicht würden Sie mich und viele Andre im Erzählen zurück laſſen, wenn Ihnen

Ihre Umſtände eine ſorgfältige Uebung und Ausbeſſerung verſtatteten, und wenn Sie einige kunſtverſtändige Freunde bey Ihren poetiſchen Arbeiten zu Rathe ziehen könnten. Meine Anmerkungen beſtehen in Kleinigkeiten, die ſich mündlich ſehr bald, ſchriftlich aber deſto übler ſagen laſſen. Indeſſen bin ich Ihnen für die Mittheilung Ihrer Poeſien gehorſamſt verbunden. Bleiben Sie ſtets mein Freund und Gönner, und glauben Sie, daß ich mit der größten Hochachtung bin ꝛc.

Neun und vierzigſter Brief.

An einen vertrauten Freund.

Tauſend Thaler wollte ich darum geben, wenn ich Dich in dem Augenblicke mit Deiner Louiſe überfallen, und nur zwo Stunden bey Dir ſeyn könnte . . . Ob ich die tauſend Thaler gleich habe? Nein, ich habe ſie nicht; aber mein Nachbar ſoll funfzig tauſend Thaler haben, und ſein Kammerfenſter geht in meinen Hof, und ich wollte . . Du verſtehſt mich doch? Ja, das wollte ich thun, wenn ich Dich und Deine liebe Frau dadurch gleich könnte zu ſehen bekommen. Lebſt Du denn recht vergnügt, recht zufrieden mit ihr? Und iſt Louiſe überzeugt, daß ſie keinen beſſern Mann, als Dich, hätte bekommen können? Ganz gewiß! Aber würdet Ihr nicht eine Freude haben, wenn ich die Eurige mit anſehen, ſie genießen, und Euch Euer Glück in meinen Augen könnte leſen laſſen? Gewiß, mein lieber G = = r, Du mußt beſſer ſeyn, als ich; weit beſſer, weil die Liebe ſo ſehr für Dich ſorgt, und für mich gar nicht. Bald wirſt Du Dich von einem kleinen Sohne geliebt, nachgeahmt, geleſen, und künftig hergeſtellt ſehen. Bald wirſt Du eine liebe Tochter, der Mutter ähnlich, in ihrem Reitze heran wachſen, und Dich von einem zärtlichen Poeten mit Thränen gebeten ſehen, ſie für ihn allein aufzuheben. Alle dieſe Freuden ſoll ich nicht haben. Was muß ich doch begangen haben, daß ich keine Louiſe finden kann? Sage mirs nur, bin ich denn gar nicht liebenswürdig? Die verzweifelte finſtre Miene = = ! aber ich ſehe ja nicht ſtets finſter aus. Ich bin ja nicht ſtets ſtumm, und ich bin es nie weniger, als bey einem Mädchen, das mir gefällt. Woran liegt es denn? Daß ich nicht ſo gar jung mehr bin? Das iſt noch die Frage. Wenigſtens glaube ich noch, daß ichs bin, oder doch zu ſeyn verdiente. Ich habe doch mit alle dem, wie mir verſtändige Leute ſagen, ein Paar hübſche blaue Augen, und eine vernünftige Stirne. Wenn es nur die Schönen wiſſen ſollten, wie ſehr ich ſie allezeit gelobt habe, und noch lobe: ich wette, daß ſie mir gewogner ſeyn ſollten, als Dir. Weißt Du denn kein Frauenzimmer, die mir recht gut iſt, und der ich wieder recht gut ſeyn könnte? Schade für das Glück, berühmt zu ſeyn, wenn es nicht beliebt macht! Ich ſchreibe keine Zeile mehr für die Welt, wenn ich ohne Frau ſterben ſoll. Das kannſt Du allen

Leuten ſagen; vielleicht hören ſie dieſe drohende Nachricht gern. Grüße Deine liebe Frau von Herzen von mir. Ich bin Dein ꝛc.

Funfzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Mademoiſell,

Soll ich es gewiß glauben, daß Sie ſeit meiner Abreiſe vier Briefe an mich geſchrieben haben, und daß alle dieſe Briefe verloren gegangen ſind? Sie ſagen mirs, und da mirs unmöglich fällt, in Ihr Wort den geringſten Zweifel zu ſetzen: ſo will ich mich für die verlornen Briefe eben ſo nachdrücklich bedanken, als ob ich ſie wirklich erhalten hätte. Nur erlauben Sie mir, daß ich den Poſtbedienten von hier bis B... alles Unglück wünſchen darf. Es iſt billig, daß es den Leuten etliche Wochen nicht wohl geht, die Urſache ſind, daß ich ſeit ganzen Monaten keine Zeile von Ihnen habe leſen können. Aber, liebſte Freundinn, bey wem ſoll ich mich beklagen, daß die nunmehr erhaltene Zuſchrift von Ihnen nicht ſo zärtlich iſt, als ich wünſche? Fragen Sie mich ja nicht, worinnen ich das Zärtliche ſuche. Fragen Sie vielmehr Ihr Herz, ob es nicht bald anfangen wird, gleichgültig gegen mich zu werden. Sie wollen mir Ihr Portrait nicht eher, als mit künftiger Meſſe, ſchicken. So lange ſoll ich noch warten? So lange noch? Und warum ſoll ich das Vergnügen nicht haben, es mit der erſten Poſt zu erhalten, da es bloß auf Sie ankömmt? Wundern Sie ſich ja nicht über meine ungeſtüme Anforderung. Unterſuchen Sie vielmehr bey dieſer Gelegenheit Ihre Neigung gegen mich. Denn wenn Ihnen die Heftigkeit gefällt, mit der ich Ihr Bildniß fordre: ſo wird es ein Beweis ſeyn, daß ich Ihnen noch nicht gleichgültig geworden bin. Sie fragen mich in Ihrem Briefe, wenn Sie mich wieder ſehen würden. Was ſoll ich Ihnen hierauf antworten? Wollen Sie zufrieden ſeyn, wenn ich Ihnen ſage, daß ich mir dieſes Vergnügen alle Minuten wünſche? Meine Abſichten dürften mich wohl dieſen Sommer noch in G . . . zurück halten; doch können Sie mir ohne Betheurung glauben, daß ich Niederſachſen nicht verlaſſen werde, ohne die angenehmſte Perſon noch einmal zu ſehen, die ich in dieſem Lande angetroffen habe. Ich werde die Ehre Ihrer Bekanntſchaft ſtets, als den größten Vortheil meiner bisherigen Reiſen, anſehen, und mich ſelber zu haſſen anfangen, wenn ich jemals aufhöre, zu ſeyn ꝛc.

Ein und funfzigſter Brief.

An einen Freund.

Sie ſind ganz gewiß der Unbekannte, in deſſen Namen mir Herr R. . eine ſo anſehnliche

Belohnung für eine geringe Arbeit überbracht hat. Er hat mir es zwar nicht geſtehen wollen, und Sie werden mir es auch nicht geſtehen; allein ich kann nicht irren, wenn ich Ihnen den Dank dafür abſtatte. Wer könnte ſonſt eine ſo kleine Mühe ſo reichlich belohnen, und zugleich ſo beſcheiden? Sie haben der Belohnung die Geſtalt der Wohlthat benommen, um mich ihr Vergnügen, ohne die Unruhe der Verbindlichkeit, fühlen zu laſſen. Soll ich Ihnen auch dafür nicht danken? Leugnen Sie es nicht länger, daß ich Ihnen das Geſchenk ſchuldig bin. Sie haben Ihre Abſicht erreicht; ich bin völlig überzeugt, daß Sie mir eine Freude haben machen wollen, ohne mich dadurch verbindlich zu machen; allein es gehört nunmehr ſelbſt zu meiner Freude, daß ichs wiſſen muß, daß ich ſie niemanden anders ſchuldig bin, als Ihnen. Ihr Geſchenk iſt mir nicht ſo wohl durch ſich angenehm, als weil Sie mirs gemacht haben. Und ſo verbraucht auch dieſer Gedanke iſt: ſo empfinde ich doch ſeine Wahrheit zu ſehr, als daß ich ihn nicht für die aufrichtigſte Dankſagung halten ſollte. Eben itzt erfahre ich, daß es ſich mit Ihrem ſchon ſo lange ſterbenden Freunde etwas gebeſſert hat. Möchte ich doch der erſte ſeyn, der Ihnen dieſe freudige Nachricht gäbe! Ich wünſche Ihnen, nebſt Ihrer eignen Geſundheit, ſein Leben zum neuen Jahre, und bin ꝛc.

Zwey und funfzigſter Brief.

An eben denſelben.

Alſo haben Sie Ihren beſten Freund, Ihren L.., verloren? Sie dauren mich unendlich, und ich wünſchte, daß ſelbſt dieſe Verſicherung etwas zu Ihrer Beruhigung beytragen möchte; denn was habe ich ſonſt, womit ich Sie aufrichten könnte? Gott! wer hätte das vor wenig Monaten bey unſrer Zuſammenkunft in Merſeburg denken ſollen, daß dieſer ſo muntre und vor uns allen belebte Freund, der erſte und nächſte zum Tode ſeyn ſollte! Und er war es in dieſem Jahre noch. Vater der Menſchen! Wie flüchtig iſt das Leben, das wir ſo ſehr lieben, und als dein Geſchenk auch lieben müſſen! Ich weine, indem ich dieſes ſchreibe; Ich weine mit Ihnen, mein lieber B.., und ich wünſche, daß mich niemand dieſe Stunde in meinen Thränen und in meinen menſchlichen Empfindungen ſtören mag. Wie könnte ich die letzten Augenblicke vom Jahre, die noch übrig ſind, glücklicher anwenden, als wenn ich ſie dem Mitleiden, dem Gedanken des Todes, und der Seele des Verſtorbenen ſchenke! .. Er iſt alſo in dem Schooße der Ewigkeit und der unausſprechlichſten Ruhe ..? Was muß ein Geiſt, von der Erde weggenommen, bey dem erſten Eintritte in das Land der Vollkommnen, fühlen; welche göttliche Wolluſt! .. Geleitet von der Hand des Allmächtigen, überſchaut er die Welten der Seligkeiten; entzückt von den Stralen der Gottheit preiſt er den Tag der Geburt und des Todes zugleich, und fühlet, daß der Herr Gott iſt. . . Nun ſieht er den göttlichen Erlöſer, und verliert ſich in dem Meere ſeiner Liebe, und wird trunken von den Geheimniſſen der Erlöſung. . . Er fängt die ewigen Loblieder Gottes und der Tugend an. . . Die kleinſte gute That auf Erden ſtellt ſich ihm nunmehr im heiligen Lichte vor, und eine jede edle Abſicht wird ihm zur Belohnung vor dem Allwiſſenden, und bleibt ihm ein ewiger Ruhm in dem Angeſichte der Vollkommnen. . . .

Nehmen Sie, mein lieber B.., dieſe Bilder der Einbildung zu Hülfe, wenn Sie mit Ihren Gedanken dem Seligen folgen. Sollte er nicht ſo glücklich ſeyn, als ich geſagt habe? Er iſt es gewiß, und ich preiſe Gott in dieſem Augenblicke, daß ers iſt. Wollten Sie wohl Ihren L.., wenn es bey Ihnen ſtünde, von dieſem Glücke auch nur eine Stunde zurückhalten? Heben ſolche Gedanken die natürliche Empfindung, in den Stunden der Wehmuth, und das Verlangen nach denen, die wir lieben und lieben müſſen, nicht auf: ſo machen ſie unſre Betrübniß doch zur Tugend, indem ſie ihr die gehörigen Schranken geben. Und welcher Troſt iſt ſtärker und erhabner, als der: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen! Er erhalte Sie in dem Jahre, das wir anfangen, geſund und zufrieden, und ſchenke Ihnen dieſe Wohlthat noch in vielen folgenden. Er laſſe Sie die Freude der glücklichſten Väter erleben, und Sie, in den Sitten und Handlungen Ihrer Söhne, das liebenswürdige Herz einer nicht mehr vorhandenen Mutter, und ſtets den Lohn einer ſorgfältigen Erziehung erblicken. Ich wünſche dieſes mit dem aufrichtigſten Herzen, und bin zeitlebens ꝛc.

Drey und funfzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich müßte ſehr unempfindlich ſeyn, wenn mich der Beyfall nicht vergnügen ſollte, mit dem Sie unlängſt meine Poeſie beehret haben; allein ich bin auch zu gerecht, als daß ich ihn ganz für mich behalten ſollte. Ich will vielmehr die Lobſprüche, die Sie mir beygeleget haben, mit Ihnen theilen. Ihr ſchöner poetiſcher Brief überzeugt mich, daß Sie ein näher Recht dazu haben, als ich. Das Geſchenk Ihrer Freundſchaft hingegen nehme ich mit der größten Dankbarkeit an. Und wenn man ſie durch Liebe für den guten Geſchmack, und durch ein gutes Herz verdienen kann; ſo hoffe ich, derſelben unaufhörlich werth zu ſeyn. Ich bin unzufrieden, daß mir die weite Entfernung das Vergnügen Ihres Umgangs entzieht. und ich wollte wünſchen, daß Sie mir dieſen Verluſt durch Ihre Briefe erſetzten. Ich bin ꝛc.

Vier und funfzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Alſo ſind alle Hinderniſſe gehoben, die Ihre Wünſche ſo lange aufgehalten haben? Ihr Geliebter iſt mit einem anſehnlichen Glücke verſorgt, und Sie ſind binnen wenig Wochen die Seinige? Keine Nachricht in der Welt hat mich ſo vergnügt, als dieſe. Ich kann mich an Ihrem Briefe gar nicht ſatt leſen. *Wer iſt glücklicher, als ich?* fangen Sie ihn an. Ja, wer iſt glücklicher, als Sie? Aber, wer hat auch mehr verdient es zu ſeyn, als Sie? Wer hat zärtlicher, tugendhafter und beſtändiger geliebt! Ich ſage es Ihnen zur Ehre, daß Sie unter allen Frauenzimmern, die ich zeitlebens gekannt, die größte Liebe, und zugleich den größten Heldenmuth bewieſen haben. Auf einen entfernten Liebhaber in dem Frühling der Schönheit länger, als acht Jahre, warten; einem Liebhaber mit einem noch ungewiſſen Glücke die vortheilhafteſten Gelegenheiten aufzuopfern, ohne ſie erſt anzuhören; ja, meine Freundinn, wer kann das? Ich möchte Ihren erſten Umarmungen zugeſehen haben! Doch Sie haben mir ja dieſen zärtlichen Auftritt ſo beſchrieben, daß ich ihn geſehn und gefühlt habe. Umarmen Sie Ihren Geliebten, indem Sie dieſes leſen, und danken Sie ihm in meinem Namen mit tauſend Küſſen für das Vergnügen, das er mir durch das Ihrige gemacht hat. Ich komme gewiß auf Ihre Hochzeit; gewiß; denn der Himmel iſt zu gütig, als daß er mir die Freude entziehen ſollte, die größte Liebe und Tugend belohnt, kurz, Sie und Ihren Mann, nach ſo langen Wünſchen, glücklich zu ſehen. Wie wird er mir in den Armen ſeiner Braut danken, daß ich der erſte geweſen bin, der ſie ihn hat kennen lehren! Alſo iſt durch meine Freundſchaft die zärtlichſte, und endlich auch die glücklichſte Liebe entſtanden? Stolzer Gedanke! Ich küſſe Ihnen die Hand, liebſte Braut, und bin in acht Tagen ſelbſt bey Ihnen. Da will ich Ihnen durch mein Vergnügen über Ihr Glück beweiſen, daß ich vor tauſend Andern bin ꝛc.

Fünf und funfzigſter Brief.

An die Frau von P**.

Gnädige Frau,

Ob mich gleich Ihr Herr Gemahl verſichert hat, daß Sie es gern ſehen würden, wenn ich in Verſen an Sie ſchriebe; und ob ich gleich nichts lieber thue, als was Sie gern ſehen: ſo kann ich mich heute doch nicht überwinden, poetiſch an Sie zu ſchreiben. Vor einigen Wochen würde ichs ohne Bedenken gewagt haben; denn damals hatte ich Ihre Gedichte noch nicht geleſen. Ich wußte, daß Sie eine Liebhaberinn von der Poeſie waren; aber ich wußte nicht, daß Sie ſelbſt ſo ſchön dichteten. Itzt weis ichs nicht allein, ſondern ich fühle es noch. Und aus Furcht, keine ſolche Verſe zu machen, als Sie verdienen, als Sie ſelbſt machen, und als Sie vielleicht von mir hoffen, will ich heute lieber keine machen, ſondern warten, bis eine Stunde kömmt, da ich mehr Herz, wenn gleich nicht mehr Glück, haben werde. Aber ich entſchuldige mich nicht anders, als ob Sie etwas verlören, daß dieſer Brief proſaiſch, und nicht poetiſch iſt. Iſt dieſer Fehler nicht faſt eben ſo groß, als wenn ich ein ſchlechtes Gedicht gemacht hätte? Kann ich nicht von etwas wichtigen reden? Ja, Madam, erlauben Sie mir, daß ich frage, wie Ihr lieber Gemahl lebt, und ob Sie ihn nicht mit jedem Tage liebenswürdiger finden? Ganz gewiß; und dieſes iſt die Frucht Ihres Umgangs. Wenn Sie nur hören ſollten, wie glücklich er ſich preiſt, daß er Sie beſitzt! Ich dürfte beynahe ſagen, daß er mir itzt gewogner iſt, als jemanden, bloß weil er ſieht, wie hoch ich Sie ſchätze, und wie ſehr ich überzeugt bin, daß er keine beſſere Wahl hätte treffen können. Ich ſehe, daß ich in der Gefahr ſtehe, mehr zu ſagen, als es Ihre Beſcheidenheit erlaubt; ja ich fürchte, daß ich dieſen Fehler, in den die eifrigſte Hochachtung am leichteſten verfällt, ſchon begangen habe. Ich will alſo lieber ſchließen, und Ihnen durch mein Stillſchweigen die Größe der Ehrerbietung zu erkennen geben, mit der ich vor allen Andern bin ꝛc.

Sechs und funfzigſter Brief.

Mein lieber Freund,

Ich bin krank. Kann man ſich denn etwan geſund ſchreiben, wenn man an Sie ſchreibt? Sonſt konnte ich mich zuweilen geſund leſen; aber itzt hilft es auch nicht mehr. Ich habe geſtern alle Ihre Schriften hervor geſucht, ich las ſo gar meine eignen, und ich blieb immer noch mattherzig, immer noch ſchwergeiſtig. Ja, ja der Witz mag freylich nicht vor alles helfen. Wenn ichs gleich verſuchen wollte, ob ich mich an Ihrem Chriſtianchen geſund küſſen könnte. Was meynen Sie? Es kann mir wenigſtens nichts ſchaden, und Sie verlieren nichts dabey. Ich habe mir immer ſagen laſſen, daß ein Kuß von einem lieben Mädchen eine halbe Univerſalmedicin ſeyn ſoll. Ach, was müſſen nicht tauſend, nicht noch einmal tauſend, für Stärkung geben! Ich will es alſo immer wagen, und Sie ſollen der Erſte ſeyn, dem ich meine Geſundheit melden will, wenn das Mittel anſchlägt. Was thut man nicht der Geſundheit wegen? Und was läßt ſich nicht ein guter Freund gefallen, um dem Andern dazu zu verhelfen? Machen Sie ſich keine Sorge, es ſoll keine Gewohnheit daraus werden; Sie ſollen auch nicht dabey vergeſſen werden. Ach, will ich ſprechen: noch eins, Chriſtianchen, nur noch eins, nicht für mich, für Ihren Freund, für Ihren lieben Damon . . . Sehen Sie, ſo küßt Ihr Damon . . ., doch nein, er küßt nicht ganz ſo; aber ſo. Ich will gleich zu ihr gehen, denn es wird mir über dem Schreiben immer ſchlimmer. Itzt tritt mirs recht ans Herz. Leben Sie wohl.

Sieben und funfzigſter Brief.

Madam,

Sie verlangen, daß ich die Mütter durch eine öffentliche Schrift zu einer ſorgfältigen Erziehung der Töchter ermuntern ſoll. In der That iſt Ihr Verlangen ſehr gerecht; aber würde ich auch Gehör finden? Und wenn ichs fände, würden die armen Mädchen nicht dabey zu kurz kommen? Stellen Sie ſich einmal vor, daß die Mütter meinem Rathe folgten, und ihre Töchter auf eine recht feine Art erziehen ließen; daß ſie ſie eben ſo wohl denken und reden lehrten, oder lehren ließen, als nähen und kochen: was würde daraus entſtehen? Unter hundert Mädchen würden kaum ihrer zehn einen Mann bekommen, und unter dieſen zehn Ehen würden kaum zwo glückliche ſeyn. Nein, Madam, ſo lange die meiſten Mannsperſonen albern ſind: ſo würde es das größte Unglück für unverheirathete Frauenzimmer ſeyn, wenn ſie alle klug wären. Entweder die Männer würden ſie nicht haben wollen, weil ſie den Fehler hätten, klüger, als ſie, zu ſeyn; oder die Mädchen, wenn auch mein Rath Gehör fände, würden ſie nicht haben wollen, weil ſie ihnen zu albern wären. Aber könnte denn nicht Ein kluger Mann zehn kluge Weiber nehmen? Ja, das läßt ſich gar wohl denken; aber die Polygamie hat zu viel Beſchwerlichkeiten, als daß wir ſie wieder einführen ſollten. Ich, zum Exempel, komme außer mir, wenn ich nur Ein kluges und liebenswürdiges Frauenzimmer um mich ſehe; was würde mit mir werden, wenn ihrer zehn mein Herz an ſich zögen? Nein, Madam, die Liebe kann ohne die Gleichheit der Gemüther nicht beſtehen. Laſſen Sie alſo immer die meiſten Mädchen ohne Witz aufwachſen, damit ſie ihren künftigen Männern gleichen. Es iſt genug, wenn eine kleine Anzahl der Schönen in jedem Lande ſorgfältig erzogen, und durch den guten Geſchmack recht liebenswürdig, und zur Liebe fähig gemacht wird, damit die Klugen gute Weiber bekommen. Für Chriſtianchen bin ich unbeſorgt, ſo lange ſie unter den Händen ihrer vernünftigen Mutter und ihrer lieben Tante iſt. Ihr gutes Herz wird bey ſo vielen Beyſpielen, die beſſer lehren, als alle Regeln, leicht ausgebildet, und mit allen den Vorzügen erfüllt werden, die ein Frauenzimmer von der Unſchuld, der Klugheit, und der Wohlanſtändigkeit zu erhalten pflegt. Aber wo wird das gute Kind einen Mann finden, der ihrer werth iſt, wenn ſie ſo wird, wie ſie uns hoffen läßt? Das weis ich Ihnen nicht zu ſagen, wenn ich auch noch ſo lange herumſänne. Leben Sie recht wohl.

Acht und funfzigſter Brief.

An einen guten Freund.

Ueber Ihren unwitzigen Capellan habe ich mich ſehr geärgert, noch mehr aber über Ihre boshafte Erzählung, und endlich noch mehr über mich, daß ich albern genug geweſen war, mich über jenes Unwiſſenheit, und über Ihre Bosheit zu ärgern, da beides mein Mitleiden hätte erwecken ſollen. Was iſt es denn nun, ob mich dieſer unbekannte Mann kennet und lieſt, oder nicht? Und was iſt es denn nun mit des Andern ſeinen Spöttereyen? So dachte ich, da ich wieder zu mir ſelber kam. Er will dir ungefähr ſagen, daß du kein vortrefflicher Autor wärſt. Gut; laß ihn reden! Er glaubt es freylich nicht;

Sed qui te vendit, Bibliopola putat,

Iſt das nicht genug? Nachdem ich dieſes Gedachte geſagt habe: ſo fühle ich ſehr genau, daß ich nicht mehr böſe auf Sie bin. Aber dem ungeachtet ſoll mein Brief nicht länger werden, als der Ihrige, weil ich nicht ſehe, warum ich mehr an Sie ſchreiben ſoll, als Sie an mich, da ich, wo nicht vornehmer, doch eben ſo viel bin, als Sie. Ihr Brief iſt fünf und zwanzig Zeilen lang, und meiner, wenn Sie den Pentameter für zwo Zeilen rechnen, hat eben ſo viel Zeilen. Alſo leben Sie wohl. Es kömmt nicht bloß darauf an, daß Ihnen meine Briefe lieb ſind; nein, Sie müſſen ſie durch die Ihrigen verdienen. Gefällt Ihnen dieſe Schmeicheley?

Neun und funfzigſter Brief.

Madam,

Sie haben an mich geſchrieben, und ich bin über dieſe Höflichkeit mehr als einmal roth geworden. Man kann die Nachläßigkeit nicht höher treiben, als ich ſie getrieben habe. Zehn Jahre vorbey zu laſſen, ohne an eine Perſon zu ſchreiben, die man hoch ſchätzt, das iſt ein unglaublicher Fehler, und gleichwohl habe ich ihn begangen, und ich würde noch einen größern begehen, wenn ich unverſchämt genug wäre, den erſten zu entſchuldigen. Sie haben mir in Ihrem Briefe nicht den geringſten Vorwurf gemacht, und das hat mich am meiſten geſchmerzt. Laſſen Sie es an dieſer Strafe genug ſeyn, und wenn Sie daran denken, daß ich in zehn Jahren nicht an Sie geſchrieben habe: ſo denken Sie auch daran, daß ich zwey Jahre lang beynahe alle Wochen einigemale an Sie geſchrieben, und Sie vielleicht alle Monate einmal beſungen habe. Laſſen Sie die Frau Commiſſionräthinn mit der Phyllis abrechnen. Denn dieſen Ruhm können Sie mir doch nicht nehmen, daß ich ein rechter ſorgfältiger und gewiſſenhafter Liebhaber geweſen bin. Aber, was muß ich Ihnen doch in alle den vielen Briefen und Gedichten geſagt haben? Das möchte ich gern wiſſen. Steht denn in allen nichts, als daß ich liebe? Das kann nicht möglich ſeyn. Bringen Sie mir doch meine Briefe auf die Meſſe mit, ich bitte Sie recht innſtändig darum. Sie werden die Ihrigen in meinem Schreibetiſche ſo ſorgfältig aufgehoben finden, als kein Gelehrter ſein koſtbarſtes Manuſcript aufhebt; aber das verſteht ſich, daß ſie ziemlich abgenutzt ſind. Ich trug ſie das erſte Jahr aus großer Liebe meiſtens bey mir. Im andern machte ich ſinnreiche Anmerkungen dazu, und im dritten ſchloß ich ſie mit vieler Bekümmerniß in meinen Schreibtiſch ein, weil ich hörte, daß Sie heiratheten. Wird Ihr Herr Liebſter nicht lachen, wenn er ſieht, wie grauſam Sie mich haben ſeufzen laſſen! Wie lange habe ich Sie bitten müſſen, daß Sie nicht mitten unter meinem kläglichen O und Ach davon liefen? Ich glaube, ein ganzes Vierteljahr. Eine ſolche Anekdote findet man in allen Romanen nicht. Dennoch küſſe ich Ihnen nach zehn Jahren noch die Hand, und bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Sechzigſter Brief.

Liebſter Freund,

Alſo bin ich Ihr Beförderer, und geſchickter, meine Freunde zu verſorgen, als mich ſelbſt? Reiſen Sie ins Gebürge, und nehmen Sie Ihr Amt als ein Geſchenk Ihres günſtigen Schickſals an, das Sie ſo lieb gehabt hat, es Ihnen durch die Hand eines Freundes, und nicht eines Gönners, zu überreichen. Schreiben Sie oft an mich, und erzählen Sie mirs, wenns Ihnen wohl geht. Dieſes ſoll die Belohnung für eine Freundſchaft ſeyn, für die ich eigentlich gar keine zu fordern habe. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Ein und ſechzigſter Brief.

Madam,

Ich will Ihren letzten Brief nicht ſo wohl beantworten, als Ihnen nur ſagen, daß ich ihn erhalten habe. Ich ſetzte gern hinzu, daß ich ihn mit dem größten Vergnügen geleſen hätte, wenn ich dieſes ohne Eitelkeit von einem Briefe ſagen dürfte, der größtentheils mit meinem Lobe angefüllt iſt. Doch, was ſoll ichs leugnen? So beſcheiden ich auch bin, oder zu ſeyn wünſche: ſo ſehe ich mich doch von niemanden lieber gelobt, als von einem Frauenzimmer, wie Sie ſind: und ohne die Begierde, Ihrem Geſchlechte zu gefallen, würde ich nicht nur überhaupt weniger, ſondern auch weniger Gutes geſchrieben haben. Die beiden Gedichte, von welchen Sie reden, ſind von mir. Eins davon hat mir ſelbſt gefallen; aber ach! wie ſelten erlebe ich dieſes Glück? Ich habe ſo vielmal ohne Liebe von der Liebe ſingen müſſen, daß es ein Wunder wäre, wenn dieſe Gedichte etwas mehr, als die Melodie der Liebe, enthielten. Soll ich Ihnen denn nicht zum neuen Jahre gratuliren? Beynahe möchte ich Ihnen das alles herſetzen, was ich Ihnen gönne, und was Sie verdienen; Aber, nein, Sie haben mir ja nichts gethan! warum wollte ich Sie mit einem langen Wunſche beſtrafen? Leben Sie, nebſt Ihrem Herrn Liebſten, glücklich und zufrieden. Ich empfinde es, daß mir dieſer Wunſch von Herzen geht, und daß mich ſchon der bloße Gedanke von Ihrem künftigen Glücke vergnügt.

Zwey und ſechzigſter Brief.

Mademoiſell,

Ich wills Ihnen recht aufrichtig geſtehen, warum ich Ihnen ſo lange nicht geantwortet habe. Ich bin . . was dächten Sie wohl? Krank geweſen? Nein. Verreiſt geweſen? Auch nicht. Mit Geſchäfften überhäuft geweſen? Noch weniger. Ich ſehe es wohl, Sie errathen es nicht; aber könnten Sie es denn nicht errathen, wenn Sie wollten? Bedenken Sie nur, ich bin, ohne mich zu loben, ein Poet, und von Natur . . Nicht wahr, nun wiſſen Sies? Ja, meine liebe Mademoiſell, Sie haben recht, ich bin verliebt geworden, und deswegen habe ich Ihren Brief, und wohl noch dreyßig andere ſeit vielen Monaten unbeantwortet gelaſſen. Allein, damit ich mich gleich für meine Aufrichtigkeit bezahlt mache: ſo verlange ich, daß Sie mir in Ihrem künftigen Briefe meine Nachläßigkeit nicht vorwerfen ſollen. Die Urſache, die mich dazu verleitet hat, iſt ja ſo menſchlich, als eine ſeyn kann. Ja, Mademoiſell, wenn Sie nur das liebe Mädchen ſehen ſollten! Wenn Sie nur ihre großen blauen Augen, die unſchuldige und zugleich witzige Miene .. Doch ich darf nicht weiter an Sie denken, ſonſt vergeſſe ich das Schreiben. Wie ſie heißt; wollen Sie wiſſen? Das iſt beynahe zu viel gefordert. Soll ich Ihnen denn das ganze Geheimniß ſagen? Doch ich nenne den Namen gar zu gern. Sie heißt, wie Sie, wie Sie, Aemilie. Werden Sie nicht roth, ich will kein Wort mehr ſagen, außer, daß ich Ihr beſtändiger Freund und Verehrer bin.

Drey und ſechzigſter Brief.

An eine Anverwandte.

Meine liebſte Freundinn,

Ich bedaure es alle Tage, daß ich Sie noch nicht von Perſon kenne, und zuweilen bin ich ſo eitel, daß ich mir einbilde, es könnte Ihnen auch nicht gleichgültig ſeyn, daß Sie mich noch nicht kennen. Stören Sie mich ja nicht in dieſer ſüßen Einbildung. Sprechen Sie nicht, daß Sie Ihr Verlangen dadurch befriedigen, weil Sie von Ihrem Manne, als meinem andern Ich, auf mich ſchlöſſen. Der Einfall iſt ſehr ſinnreich; aber er gefällt mir doch nicht ganz. Es iſt wahr, ich und Ihr Mann, wir haben vieles gemein; allein wir gleichen einander doch nicht in allem. Zum Exempel, ich habe keinen

nen von ſeinen Fehlern, ich laſſe mich weit beſſer lenken, als er; ich mache keine Spöttereyen, und rede meinen Freunden nichts Böſes nach. Ich bin ein vortrefflicher Wirth, und bloß das, was ich in meinen jüngern Jahren erſpart habe, beläuft ſich ſehr hoch. Er hingegen wird Ihnen aus dieſer Zeit nicht das geringſte aufweiſen können. Hundertmal habe ich zu ihm geſagt: *Liebſter Freund, legen Sie doch etwas zurück; wenn Sie einmal heirathen, alsdann iſt dieſes Geld gefunden.* Aber es half nichts. Er blieb immer leichtſinnig. Freylich wird ers leugnen, wenn Sie ihn darüber zur Rede ſetzen; denn wer geſteht gern ſeine Fehler? Verliebt iſt er auch Zeit ſeines Lebens geweſen. Hat er Ihnen denn nichts von einem Frauenzimmer erzählt, die Calliſte hieß? .. Doch ich mag nicht reden. Sie möchten böſe auf ihn werden, und das wollte ich doch auch nicht gern. So viel kann ich Ihnen im Vertrauen ſagen, daß er mit meiner Schweſter noch bis auf dieſe Stunde eine heimliche und verbotne Correſpondenz führt. Sie iſt freylich ſchon funfzig Jahre; allein wozu iſt das viele Schreiben nütze? In der That iſts wahr, er ſchreibt ſehr ſchön, und hat auch eine beßre Hand, als ich; er macht beßre Verſe, als ich; er kann ſehr tiefſinnig denken. Aber bey allen ſeinen ſchönen Verſen, bey aller ſeiner Tiefſinnigkeit, iſt er (nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich mich wieder ſelber loben muß) iſt er, ſage ich, im Umgange doch nicht ſo munter, ſo artig, ſo gefällig, ſo geſellſchaftlich, wie ich. Es ſagte nur letztens noch eine Franzöſinn zu mir, daß ich unter allen deutſchen Gelehrten, die ſie geſehen hätte, die meiſte Vivacité (es iſt ihr eignes Wort) beſäße, und am wenigſten ein Pedant wäre. Leider hängt es den meiſten Leuten aus der Studirſtube an, daß ſie in Geſellſchaften ſtumm ſind, ich hingegen, ob mir gleich meine Feinde das Gegentheil zeitlebens nachgeſagt haben, und mit vieler Wahrſcheinlichkeit noch immer nachſagen: ich bin ſo wenig zu dieſem Fehler geneigt, daß ich ſo gar in der Geſellſchaft der Schönen unſrer Stadt immer das letzte Wort habe; und dazu gehört gewiß viel Beredſamkeit. . . . Ob ich ſo ſchön ausſehe, wie Ihr Mann? das will ich eben nicht geſagt haben. Indeſſen habe ich mich vorigen Sommer in Miniatur abmalen laſſen, und alle Welt geſteht, daß mein Geſicht im Bilde recht angenehm ausſieht. Ich werde mir die Freyheit nehmen, es Ihnen mit der erſten B . . . Meſſe zu überſchicken, damit Sie wenigſtens die Bildung Ihres Verehrers und beſten Freundes kennen lernen, und damit ich den kleinen Fehler nicht mehr begehen darf, mich ſelber zu loben, um ein Verlangen nach meiner Bekanntſchaft in Ihnen zu erwecken, und Sie zu einer Reiſe nach Oberſachſen zu bewegen. Im Vorbeygehen geſagt, meine liebſte Freundinn, es ſollte Ihnen bey uns ſo wohl gefallen, daß Sie wohl gar die Rückreiſe vergäßen.

Ich könnte hier meinen Brief mit gutem Gewiſſen ſchließen, wenn ich Ihnen nicht noch ſagen wollte, daß das beygelegte Präſent von mir herrührte.

Nicht, als ob Sie mich deswegen zu Gevattern bitten ſollten. Nein. Ich ſagte zu meines Bruders Frau unlängſt: Frau Schweſter, ich möchte unſrer Freundinn in B . . gern ein klein Präſent machen, wozu rathen Sie mir? Das will ich Ihnen bald ſagen, fieng ſie an. Bitten ſie die Madam St ſ ſ ſ, daß ſie ihnen ein Taufmützchen oder Häubchen, (ich weiß ſelbſt nicht, wie es heißt,) macht, und ſchicken ſie es Louiſen; vielleicht braucht ſie es bald. Ihr Mann iſt viel zu unbedachtſam, als daß er an ſolche Sachen denken ſollte. Dieſes waren ihre Worte. Kurz, was man mir ſagt, das thue ich. Ich ſchicke Ihnen alſo dieſes Zeichen meiner Fürſorge, ohne daß es eben ein Beweis von der Liebe und Hochachtung ſeyn ſoll, mit welcher ich bin ꝛc.

Vier und ſechzigſter Brief.

An den Herrn von S**.

Mein lieber kleiner S ſ ſ ſ

Ich weis Ihnen nichts zu ſchreiben, als daß ich Ihnen nichts zu ſchreiben habe. Denn daß ich Sie liebe, daß ich Sie hochſchätze, dieſes habe ich Ihnen nun ſchon zehn Jahr nach einander geſchrieben. Die Comödien kann ich Ihnen nicht ſchicken, und wenn Sie mir die Wache wollten ſetzen laſſen. Ich denke aber, bald mein Wort zu erfüllen. Leben

Sie wohl, und kommen Sie recht geſund aus dem Bade wieder. Ich bin wieder krank, und dennoch ſchreibe ich noch. Ja, mein lieber S . . ., wenn Sie einmal merken, daß ein Sohn von Ihnen ein Autor werden will: ſo laſſen Sie ihm die rechte Hand lähmen. Es iſt ein Unglück beſſer, als das andre. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Fünf und ſechzigſter Brief.

An eben denſelben.

Sie haben mir einen recht ſchönen Brief geſchickt, für den ich Ihnen nicht beſſer zu danken weis, als daß ich ihn gleich in der erſten Stunde beantworte. Ich vergebe mirs nun recht gern, daß ich mein Wort nicht gehalten, und Ihnen nicht zuerſt geſchrieben habe; denn vielleicht hätte ich dieſen Brief nicht. Ich will Ihnen alſo auch nicht einmal ſagen, daß ich im Gebürge geweſen bin, daß ich meine Mutter beſucht, und alſo mehr, als ein Hinderniß, gehabt habe, nicht an Sie zu ſchreiben. Das aber muß ich Ihnen ſagen, daß ich auf meiner ganzen Reiſe recht erbärmlich krank geweſen bin; denn Ihr Mitleiden iſt mir lieber, als die kluge Regel, daß man nicht immer klagen ſoll.

Sie muntern mich im Namen der Fränkiſchen Schönen auf, bald den dritten Band von meinen F. und E. herauszugeben; aber ſagen Sie dieſen witzigen Kindern nur getroſt, daß ſo leicht keiner kommen

men wird. Ich will lieber ihren Zorn unſchuldig ertragen, als vielleicht durch einen dritten Band ihren Beyfall verlieren. Ich habe von den Stücken, die ich Ihnen einmal vorgeleſen, wenigſtens ſchon die Hälfte vertilgt; und ich bin mir dieſe Grauſamkeit ſchuldig. Unfruchtbar ſeyn, iſt immer noch beſſer, als die Welt mit mittelmäßigen Geburten beſchweren. Sie wiſſen es, daß ich itzt den größten Theil der Zeit ganz andern Arbeiten ſchenken muß, als denen, die mich der Welt, oder doch den Buchhändlern bekannt gemacht haben; und wer gut ſchreiben will, kann nicht immer, und ſoll auch nicht, viel ſchreiben. Schreckliche Wahrheit! Bitten Sie nur bey dieſen Schönen für mich! Ein gut Wort von Ihnen kann mehr ausrichten, als ein Band von meinen Schriften. Sagen Sie ihnen endlich, was Sie ſelbſt ſchreiben könnten, wenn Sie wollten; ſo werden dieſe Frauenzimmer die Fortſetzung von allen meinen Werken entbehren können. Und noch einmal endlich, kommen Sie bald wieder. Sie ſind nicht allein für die Schönen in Darmſtadt gemacht; nein, es warten in L . . und wenigſtens drey Meilen im Umkreis viele auf Sie; auch viele Freunde und beſonders Ihr lieber ꝛc.

Sechs und ſechzigſter Brief.

Gnädige Frau,

Wenn Sie mir auch nicht die Ehre erlaubt hätten, an Sie zu ſchreiben: ſo würde ich mir ſie ſelbſt genommen haben, um Ihnen von Leipzig aus zu ſagen, wie viel ich Ihnen Dank ſchuldig bin. Sie haben mich nicht allein acht Tage in Ihrem Hauſe geduldet, ſondern mir zugleich ſo viele Gnade erwieſen, als ob ich Ihr eigner Gaſt geweſen wäre. Womit habe ich das alles verdient, gnädige Frau? Womit? Doch genug, daß es Ihr Charakter iſt, auch gegen die gefällig zu ſeyn, die keinen Anſpruch darauf machen können. Kann ich dadurch dankbar ſeyn, daß ich die Ehre niemals vergeſſe, die Sie mir erwieſen haben: ſo werde ichs zeitlebens ſeyn. Ich werde es wenigſtens ſo oft ſeyn müſſen, als ich B.. nenne, oder nennen höre, und Ihnen allemal in Gedanken die Hand küſſen. Dieß Geſetze will ich mir machen; und o wie leicht wird es mir zu halten ſeyn! Ich könnte Ihnen nunmehr eine ſehr klägliche Beſchreibung von meiner Rückreiſe machen; aber es wird genug ſeyn, wenn ich Ihnen ſage, daß ich erſt Donnerſtags Abends um eilf Uhr in Leipzig angekommen bin. Alſo habe ich über zwey und zwanzig Meilen vier Tage und drey Nächte gereiſet. Der böſe Kutſcher! mit ihm ſoll niemand, als mein Feind, niemand, als der fahren, der was Böſes im Sinne hat. Vergeben Sie mir dieſen kleinen Eifer. Ich weis nichts mehr zu ſagen, als daß ich mit der vollkommenſten Ehrerbietung und Erkenntlichkeit bin ꝛc.

Sieben und ſechzigſter Brief.

Eines Frauenzimmers.

Machen Sie ſich keine Sorge, Ihr Freund hat weder eine Belohnung zum voraus, noch eine bey der Ueberbringung Ihres Briefes erhalten. Ich kann mich auch nicht beſinnen, daß ich ihm eine verſprochen hätte; und wenn es auch geſchähen wäre: ſo will ich mich nicht beſinnen, weil er damit gepralt hat. Ueberhaupt haben Sie Recht, er iſt ein bischen tückiſch; ſo eine ehrliche Miene, als er ſich auch geben kann. Was verliert er denn, wenn Sie an mich ſchreiben? Nichts, auf der Welt nichts. Und wenn er ja ein Recht zu haben glaubt, Sie zu hintergehen, muß er es denn zu meinem Schaden thun, und Ihnen den giftigen Rath geben, daß Sie nicht mehr an mich ſchreiben ſollen? Aber der gute boshafte Rathgeber hat ſich betrogen, und er ſoll unſern Briefwechſel nicht aufheben, wenn er auch zaubern könnte, und das kann er doch gewiß nicht. Ich ſage Ihnen alſo, daß mir Ihre Briefe recht angenehm ſind, und ich traue dieſer Verſicherung ſo viel zu, daß ich bald wieder einen von Ihnen erhalten werde. Und wenn die meinigen dazu dienen, Ihnen einen zufriednen Augenblick mehr zu machen: ſo wüßte ich nicht, warum wir nicht zeitlebens an einander ſchreiben wollten. Ja, wir wollen es thun, wir wollen uns ſchreiben, und wenn es den ſchlauen Freund verdrießt, wollen wir uns gar gut ſeyn, und er ſoll unſre Briefe beſtellen, und unſre Freundſchaft immer wachſen ſehen müſſen, damit er nicht ohne Urſache böſe iſt. Ich kann ihn gar nicht mehr leiden, und ich habe große Luſt, ihn zu haſſen; wenn Sie meynen, daß man ſich an ihm eben nicht ſehr verſündigt. Doris will ich mit der Bedingung für Sie aufheben, wenn Sie als Mann noch ſo artig und fromm ſeyn wollen, als Sie als Jüngling ſind. Unſer boshafter Freund kömmt, ich will ihm den Brief dreiſt vorleſen, er kann mir doch kein finſtrer Geſicht machen, als er ſchon mitbringt. Da ſieht er kaum, daß ich recht ſehr Ihre gute Freundinn bin ꝛc.

Acht und ſechzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Es thut mir leid, daß ich die Ehre, die Sie mir anbieten, nicht annehmen kann. Eine Frühlingscur, und eine Reiſe, die ich deswegen vornehmen muß, und zwar noch dieſe Woche, verwehren mir, eine Vorrede vor Ihre Gedichte zu machen, und kommen meiner Beſcheidenheit und Furchtſamkeit in dieſem Falle zu Hülfe. Indeſſen danke ich Ihnen von ganzem Herzen für das beſondre Vertrauen, deſſen Sie mich würdigen, und ich will es den Augenblick durch eine freundſchaftliche Erinnerung zu verdienen ſuchen. Ich wünſchte nemlich, Hochzuehrender Herr, daß Sie Ihre Gedichte vor dem Drucke noch mit einigen guten Freunden und Kennern durchgehen, und hin und wieder beſſern, auch etliche gar weglaſſen möchten. Ich finde überhaupt viel ſchönes darinnen; aber auch vieles, das mir nicht gefällt; vieles, das mir in Anſehung Ihres Charakters zu frey ſcheint, zumal wenn ich bedenke, daß dieſe Schrift einem großen Gottesgelehrten dedicirt iſt. Doch ich kann irren, und es kömmt nicht auf meinen Ausſpruch an, ſondern auf das Urtheil der Kenner. Haben Sie dieſes ſchon zu Rathe gezogen; ſo will ich mit Freuden Unrecht haben. Alles dieſes ſage ich Ihnen aus wahrer Aufrichtigkeit, und nicht im geringſten aus einem critiſchen Stolze. Ich wünſche mir Ihre Freundſchaft, und rede mit Ihnen, als Ihr Freund. Nehmen Sie mirs alſo nicht übel, wenn ich bey meiner Erinnerung die Worte nicht ſorgfältig genug gewählt habe. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Neun und ſechzigſter Brief.

Meine liebe Jungfer Muhme,

Ich habe Ihr doppeltes Geſchenk erhalten. Es herrſcht in Ihrer Art, zu ſticken, eben der gute Geſchmack, der in Ihren Briefen und Geſprächen herrſcht, und ich würde ungerecht handeln, wenn ich Ihnen dieſen Lobſpruch länger verſchweigen wollte. Genug, Sie haben mich mit Ihrer Geſchicklichkeit beſchenkt; und was iſt billiger, als daß ich Sie wieder mit der meinigen beſchenke? Für zwo Stickereyen von Ihren Händen, ſchicke ich Ihnen zwey Bücher von den meinigen: einen Catechismus und einen Roman. Wenn Sie der letzte verderbt: ſo ſoll Sie der erſte unmittelbar wieder beſſern. Sie lachen? Wollen Sie mir etwan dadurch ſagen, daß ich mir dieſe Sorge nicht machen dürfte; daß mein Roman ſelber ein Catechismus wäre? Ey, ey, Jungfer Muhme, das war zu boshaft gelacht! So beißend hat mich noch kein Menſch kritiſiret. Ich vergebe es Ihnen, weil ich nicht gleich ein Mittel weis, mich zu rächen. Wir ſind nahe Freunde und - - ja; und wer weis, ob Sie ganz Unrecht haben? Wir wollen nicht mehr daran denken. Leben Sie wohl. Grüßen Sie Ihre liebe Mama und Jungfer Schweſter hundertmal von mir.

Siebenzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Meine liebe Madam,

Ehe wir noch mit einander reden, ſo erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in Gedanken etliche Dutzend Mäulchen geben darf; denn das kann Ihr Mann nicht ſehen, und wenn ers auch nach ſeiner Scharfſichtigkeit ſähe: ſo kann ers uns doch nicht wehren. Auf die Mäulchen will ich Ihnen nunmehr ſagen, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin, und daß ich von Ihrer freundſchaftlichen Seele eben dieſes erwarte. Ach wenn doch der May ſchon da wäre! Den ganzen May will ich bey Ihnen zubringen; da wollen wir mit einander reden, mit einander leſen, mit einander ſcherzen, und ſpatzieren gehen, und uns freuen, daß wir leben, und gute Freunde ſind; da wollen wir uns ins Grüne ſetzen, und Blumen pflücken, und einander Kränze winden, und dem Himmel für den ganzen Frühling danken. Alles das wollen wir thun! Aber wo ſoll denn Ihr Mann bleiben? Ihr Mann? Der kann auch mitgehen, wenn er nicht zu ſtudiren hat. Er kann aber auch zu Hauſe bleiben, und unterdeſſen etwas poetiſches oder proſaiſches arbeiten, damit er uns bey unſerer Zurückkunft etwas vorleſen, und ſich unſern Beyfall verdienn kann. Wer geſund iſt, der muß arbeiten, und wer ſo viel Geiſt hat, wie Ihr Mann, der muß für zwo Perſonen arbeiten: ein kranker Poet aber, und eine liebe junge Frau müſſen ſich für drey Perſonen vergnügen. Der Doctor hat mir ausdrücklich gerathen, daß ich den Brunnen in Ihrer Geſellſchaft trinken ſoll, und wenns der Doctor nicht geweſen iſt: ſo iſts mein eignes Herz geweſen, und beiden folge ich gern. Sie können unmaaßgeblich immer die jungen Hüner gut füttern laſſen. Gemäſtete Kälber ſollen auch ganz geſund ſeyn. Noch eins, liebe Madam, wo ſoll ich ſchlafen? Nur in keiner

Kammer, wo Mäuſe ſind. Ich will lieber etliche kleine Bären und ein Rhinoceros um mich haben, als dieſe geſchwindfüßigen Unholde. Es geht doch auf Ihrem Landgute nicht etwan um? Nun, wenns auch wäre! Ich bringe einen ganz hübſchen Vorrath von ſchlechten Gedichten mit, mit denen ich die Geſpenſter auf zehn Meilen Wegs fortleſen will. Es haben ſich ſchon verſchiedne gute Freunde zu meinen Reiſegefährten angeboten; es iſt mir aber immer, als wenn ich keinen mitnehmen würde. Ich kann nicht ſagen, warum; aber ich fühle es, daß wir ſie nicht brauchen. Ihr Mann möchte auch verdrießlich werden, wenn viele Leute unſre Vertraulichkeit mit anſähen.

Nun, das wird recht hübſch ſeyn! Aber meine liebe Freundinn, es ſind noch zween Monate bis dahin, wenn es doch nur ſo viel Tage wären! Nehmen Sie mirs nicht übel, ich muß Ihnen wieder ein Mäulchen geben. Denn ich bin von dem vielen Schreiben ganz entkräftet. Sie können mirs ja wieder geben, wenn Ihr Mann Umſtände machen will. Grüßen Sie ihn, und ſagen Sie ihm, daß ich ſeine Schriften ſo gern, als Mosheims Werke, läſe, damit er mir nicht gram wird. Ich bin zeitlebens Ihr rechter ſehr guter Freund.

Ein und ſiebenzigſter Brief.

An einen guten Freund.

Sie wiſſen doch, daß heute ſchon der fünfte May iſt, und daß Sie mir verſprochen haben, den May bey mir auf dem Lande zuzubringen? Ich erinnere Sie alſo an Ihr Verſprechen, oder vielmehr an das Vergnügen, das Sie ſich ſelbſt ſchuldig ſind. Ich lade Sie vom neuen ein, im Namen meiner lieben Frau, im Namen der loſen Doris, im Namen der Freundſchaft, der Liebe und des Mays.

Das Herz der Edlen zu entzücken,
Lachſt du, o May, mit heitern Blicken
Aus der verſchönerten Natur;
Schmückſt Freunden, die dich zu genieſſen,
Und dankbar zu gebrauchen wiſſen,
Vor andern Fluren meine Flur.

Kommen Sie, Sie ſollen alles finden, was Sie von dem Frühlinge und einer gaſtfreyen Wirthinn erwarten können. O was machen Sie für eine unſchlüſſige Miene! Das iſt die Miene des Unterthanen, dem der gnädige Herr einen Hoftag anſagen läßt, und nicht die Miene eines Geſelligen, den ſeine Freunde zum Vergnügen rufen. Mit Ihren traurigen Büchern! Ob Sie nun in Ihrem Leben vierzehn Tage mehr oder weniger ſtudiren, dabey wird die beſte Welt nicht viel verlieren. Sie und viele Andre wiſſen zu viel, als daß ich glauben könnte, daß Sie noch aus Liebe für die Wiſſenſchaften und für die

Welt, und nicht vielmehr aus einem weiſheitsvollen Stolze, ſtudiren ſollten. Im Vertrauen geredt, dieſe ganze Stelle von dem, O was machen Sie : : an, hat mir meine Frau eingegeben. Ich wollte es beſchwören, daß es zugleich eine Satyre auf mich ſeyn ſoll, und ich wollte gern böſe auf meine Frau werden, wenn ich nur könnte. Aber wo kann ich? Sie hat mir, da ſie mir die Spötterey verſagte, eine Miene gemacht, in der mehr Freundlichkeit war, als in zehn Satyren Bosheit ſeyn kann. Sie bleibt die Frau, die ich mir nicht beſſer wünſchen kann, und die Sie, als ihren Bruder, liebt; aber unter der Bedingung, daß Sie zu uns kommen. Sie hat unſerm Chriſtoph ſchon anbefohlen, daß er auf den Sonnabend nach L : : fahren, daß er ſein beſtes Kleid anziehen, daß er die Kutſche abputzen, daß er heute und morgen den Pferden viel zu gute thun, daß er Sie abholen, daß er nicht viel mit Ihnen reden, daß er Ihnen alles an den Augen abſehen, und ſich ja in Acht nehmen ſollte, daß Sie nicht mitten auf dem Wege aus der Kutſche ſprängen, und zu Fuße nach L : : zurück kehrten. Chriſtoph fragte, ob denn der Herr ſo eigenſinnig wäre? Ja doch, ſagte meine Frau, er iſt eben ſo eigenſinnig, als gutwillig, um deſto aufmerkſamer müßt ihr ſeyn; kurz, es iſt der Herr, in deſſen Büchern ihr Sonntags immer leſt. Hier verbeugte ſich Chriſtoph, und ſagte, daß ihm ein ganzes Jahr Lohn nicht ſo lieb wäre, als daß er dieſen Herrn fahren ſollte. Er wird alſo auf den Sonnabend zu Mittage in vollem Staate, und in tiefer Ehrfurcht, vor Ihrem Hauſe erſcheinen, und wir wollen Sie gegen Abend in der kleinen Allee, mit offnen Armen und gedeckter Tafel erwarten. Herr R . . läßt Sie ganz weichmüthig grüßen. Es iſt mit dem Frühlinge eine große Veränderung in ſeinem Charakter vorgegangen.

Der Stolze, der vor unſern Ohren
Die Liebe tauſendmal verſchworen,
Verſeufzt itzt ſeinen Tag betrübt;
Haßt, die ihn ſuchen aufzuwecken;
Flieht einſam in die finſtern Hecken.
O May! wo iſt ſein Stolz? Er liebt!

Im Ernſte, er liebt. Rathen Sie, wen? Sie errathens nicht. Die junge Wittwe. Dieſe hat durch Hülfe des Lenzes das ganze Syſtem ſeines hageſtolziſchen Herzens über den Haufen geworfen. Es iſt ſein Ernſt, daß er ſie heirathen will, und ich habe nicht viel dawider einzuwenden; ſie vielleicht auch nicht. Unterdeſſen iſt ſie noch zu ſehr Wittwe, als daß ſie ihn unter acht Tagen anhören ſollte. Kommen Sie, bringen Sie uns was zu leſen, ein offnes Geſicht, und ein offnes Herz mit. Ich bin ꝛc.

Zwey und ſiebenzigſter Brief.

Ein Frauenzimmer an ihren Liebhaber.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, Sie zu vergeſſen, und ich hatte es, ohne Ruhm zu melden, ſchon weit gebracht; aber Ihr letzter Brief hat alles wieder eingeriſſen. Ich weis nicht, ob mein Herz zu gut iſt, Sie zu vergeſſen, oder ob Sie zu gut ſind, vergeſſen zu werden. Genug, ich fühle, daß Sie mir noch nicht gleichgültig geworden ſind, und es würde mir gar nicht zuwider ſeyn, wenn ich eine Stunde um Sie ſeyn, und Ihrem proſaiſchen und poetiſchen Gewäſche zuhören ſollte. Allein verlaſſen Sie ſich nicht zu ſehr auf dieſe Verſicherung. Ich ſtehe nicht für mein Herz. Woher weis ich, ob es den Eindruck von Ihren Verdienſten in die Länge behalten wird? Andre Leute haben auch Verdienſte, und ein Verdienſt kann ja wohl das andre auslöſchen. Wenn ich Ihnen alſo recht ehrlich rathen ſoll, mein Geliebter, ſo ſchreiben Sie mir ja fein oft, damit ich Gelegenheit habe, mich an Sie zu erinnern, und mein Herz mit Ihnen von neuem anzufüllen. Loben Sie mich ein bischen, reden Sie von meiner Geſchicklichkeit in der Muſik, im Zeichnen, in der Poeſie. Sagen Sie, daß Ihre Verſe unter den meinigen ſind, daß Sie mir viel zu verdanken haben, daß Ihnen jede Stunde noch koſtbar iſt, die ich Ihnen aufgeopfert habe. Dieſes iſt das, was Sie mir ſchreiben ſollen. Die Art, es zu ſagen, überlaſſe ich Ihrem feinen Witze. Nun will ich Ihnen auch ſagen, was Sie mir nicht ſchreiben ſollen. Erſtlich überhaupt nichts von meinen Fehlern; denn wenn ich auch welche hätte: ſo haben Sie, als mein Verehrer, doch kein Recht, ſie wahrzunehmen. Ferner, ſchreiben Sie mir nichts von Charlotten, weder im guten, noch im böſen, denn ſie geht Sie nichts an. Ich habe es ihrem Manne geſagt, daß Sie Briefe mit ihr wechſelten, und er will deswegen an Ihre gnädige Herrſchaft ſchreiben. Wenn ich gewußt hätte, daß er die Sache ſo weit treiben würde: ſo hätte ich wohl ſchweigen können. Endlich ſchreiben Sie mir keine ſolchen Verschen mehr, als in Ihrem letzten Briefe ſtehen, ſondern warten Sie, bis ich Sie um ſolche traurige Neuigkeiten bitte. Und noch einmal endlich, fangen Sie meine Briefe nicht mehr durch: *Mein liebes Chriſtianchen*, an, oder, oder wenn Sie dieſes Wort ja nicht laſſen können: ſo ſetzen Sie wenigſtens: *Hochedelgebohrnes, Hochzuehrendes Chriſtianchen!* Unter dieſen Bedingungen ſollen mir Ihre Briefe allezit lieb ſeyn.

Drey und ſiebenzigſter Brief.

An den Herrn Baron Gr * *.

Vom Lande.

Wären Sie immer mit mir gefahren. Es gefällt mir ungemein wohl auf dem Landgute der Frau von K . . , und es würde mir noch beſſer gefallen, wenn ich weniger bedient würde, nicht ſo weich ſchlafen, und weniger vornehm ſpeiſen dürfte. Meine Wirthinn iſt die gefälligſte Frau von der Welt. Ihr Geſicht iſt ſo heiter, wie die Gegend auf ihrem Landgute, und ihre Fräulein Tochter könnte die Hälfte ihrer Reizungen und liebenswürdigen Eigenſchaften entbehren, und darum doch noch die Mißgunſt der Schönen, und die größte Hochachtung unſers Geſchlechts verdienen. Soll ich Ihnen erzählen, wie ich meine Tage hier zubringe? Aber warum frage ich noch? Sie haben mirs ja befohlen; ich habe es Ihnen verſprochen, und es würde mir zu viel an meinem Vergnügen fehlen, wenn ichs Ihnen nicht beſchreiben dürfte. Machen Sie ſich alſo immer zur Geduld gefaßt, Herr Baron! denn ich habe heute überaus groſſe Luſt, zu ſchwatzen.

Ich ſchlafe in einem Zimmer, das auf der einen Seite in den Hof, und auf der andern in den Garten und in das Feld geht. Meiſtens um ſechs Uhr des Morgens ſtehe ich ſchon an dem Fenſter, und überſchaue mit einem unerſättlichen Auge den Herbſt, im Felde und Garten. Der weite Himmel, davon wir in der Stadt nichts wiſſen, iſt mir aus meinem Fenſter ein ganz neues Schauſpiel. Hier ſtehe ich nun, und vergeſſe mich eine halbe Stunde im Sehen und Denken. Nach dieſen glücklichen Augenblicken, und ganz berauſcht von dem Geiſte des Morgens, öffne ich die Thüre, um einen Bedienten zu haben; aber ſo glücklich wird mirs nicht. Nein, es kommen ihrer wenigſtens drey auf einmal, die ſich mir zu Ehren aus dem Athem gelaufen haben, und mit aller Gewalt zu meinem Befehle ſeyn wollen: und wenn ich den einen etwas bitte, ſo nimmt es der andre übel, daß ich weniger Vertrauen zu ihm habe. Kurz, ich muß mich anziehen laſſen, ich mag wollen, oder nicht.

Unter dieſer Beſchäfftigung beſuchen mich fünf bis ſechs freundliche Windhunde, mit denen ich mich in ein kleines Geſpräch einlaſſe, weil ich weis, daß ſie mir nicht antworten. Indeſſen erzählt mir der Jäger ihre Thaten von Jagd zu Jagd, beſchreibt mir das ganze Revier, und kränkt ſich, daß ich kein Liebhaber vom Hetzen bin. Weil ich ihm einigemal zu verſtehen gegeben habe, daß man auch gegen die Thiere barmherzig ſeyn müßte: ſo hat er ſich heimlich bey der gnädigen Frau erkundigt, ob ich ein Pietiſt wäre.

Nunmehr kömmt der Caffee; ich nehme ein Buch, mache eine gelehrte Miene, und den Augenblick fliehen meine Bedienten. Die Bücher, die ich zu mir geſteckt habe, ſind der Terenz, der Horaz, und der Greſſet. Sollten Sie wohl glauben, daß ich in dieſen Dichtern auf dem Lande weit mehr Schönheiten finde, als in der Stadt? Doch warum ſollten Sie ſich wundern? Hier iſt die Natur ſelbſt ihre Auslegerinn, die ſie begeiſterte, als ſie ſangen. Und ſie erklärt ſie, wenn gleich nicht ſo gelehrt, doch angenehm und deutlicher, als die angeſehenſten Commentatores. Die Beſchreibung einer ſchönen Ausſicht, die Gemälde von der Unſchuld und Freyheit des Landlebens entzücken mich doppelt, wenn ich ſie mit der Natur zuſammenhalten kann. Selbſt die andern Schönheiten der Poeten rühren mich hier mehr, als in dem Geräuſche der Stadt; hier, wo mein Verſtand durch die Anmuth des Landlebens offner, und mein Geſchmack lebhafter und feiner gemacht wird. Dieſen Morgen fiel mir der Eunuchus in die Hand, ich wollte ihn durchleſen; aber ich kam in der ganzen Stunde nicht weiter, als bis zu dem Ende der zwoten Scene; ſo oft bin ich durch die liebenswürdige Einfalt dieſer Auftritte entzückt und aufgehalten worden. Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen ein Stück aus der Anrede des Parmeno an ſeinen verliebten Herrn aufdringen; es iſt gar zu ſchön.

Et quod nunc tute tecum iratus cogitas:
Egone illam? quae illum? quae me? quae non? ſine modo:
Mori me malim: ſentiet, qui vir ſiem.

Haec verba me hercule vna falſa lacrumula,
Quam, oculos terendo miſere, vix vi expreſſerit,
Reſtinguet: et te vltro accuſabis, et ei dabis
Vltro ſupplicium.

So? höre ich Sie ſagen, warum haben Sie denn eben dieſe Stelle ausgezogen? Iſt es etwan gar eine Bosheit, die mir gelten ſoll? Eine Bosheit? Nein, Herr Baron; aber fragen Sie nur Ihr Herz, ob etwas wahrers und richtigers ſeyn kann, als dieſe Stelle. Ja doch, rief ich überlaut, da ich ſie las, ja doch, eine kleine falſche Thräne! ich ſehe das Mädchen, itzt reibt ſie ſich die Augen, und zwar erbärmlich. Vortrefflich! Die kleine Thräne will nicht kommen; aber ſie muß. Und itzt löſcht dieſe Thräne alle die hitzigen Reden des Phädria aus; alle auf einmal. So dachte und ſprach ich mit mir, und ſchmählte auf mich, daß ich nicht auch ſo klug, wie Terenz, wäre. Vergeben Sie mir dieſe Schulepiſode. Ich will gleich von meinen Büchern zu einem andern Zeitvertreibe eilen.

Wenn ich mich bald ſatt geleſen habe: ſo warte ich der gnädigen Frau und Fräulein Tochter auf. Ich treffe ſie gemeiniglich bey einem Buche, oder mit dem Verwalter über einer Rechnung an. Alles lacht mir entgegen, und ſo gar der Verwalter, der zwanzig Jahre ein Wachtmeiſter geweſen iſt, zwingt ſich, aus ſeinem fürchterlichen Geſichte mir ein freundliches zu machen. In dieſer Stunde, (denn ſo lange halte ich mich ungefähr in dem Zimmer meiner Gebieterinn auf,) verdiene ich eigentlich die Erlaubniß mich auf ihrem Landgute zu vergnügen. Ich rede mit ihr, und unſer Geſpräch betrifft gemeiniglich die Erziehung ihres Sohnes, der Hoffnung ihres Geſchlechts. Wenn es bald Mittag iſt: ſo ſetze ich mich mitten auf den Hof, deſſen oberſte Hälfte gepflaſtert, und mit einem Geländer umgeben iſt. Ich klingle mit einem kleinen Glöckchen, und darauf kömmt . . wer dächten Sie wohl? eine Heerde Federvieh, zu Fuße und im Fluge, herbey geſchoſſen. Ich füttre alſo Hüner, Truthüner, Enten, Gänſe, Tauben, alles unter einander, und überzähle meine Nationen. Der Tauben iſt beynahe ein unzählbares Volk. Darauf beſuche ich die Rebhüner und Wachteln in ihrer Stube auf dem Taubenhauſe, und zugleich die jungen Tauben. Eine angenehme Scene! Hier füttert die Mutter ihre Kinder; dort brütet die andre eine noch zukünftige Nachwelt aus, und wird von ihrem Gatten ermuntert, das Neſt zu verlaſſen, ihm Platz zu machen, und ſich mit der Mahlzeit zu erquicken. Erſt bittet er ſanft und liebreich, dann redet er ernſthafter, und wenn ſie von ihrer Pflicht noch nicht weichen will: ſo gebietet er mit einem täuberiſchen Tone, und dreht ſich zehnmal in den Kreis herum, als wollte er ſie nicht mehr anſehen, und ihr doch auch die Freyheit laſſen, ſich, unvermerkt von ihm, aus dem Neſte zu entfernen. Von da gehe ich in die Pferdeſtälle, und endlich von Stalle zu Stalle, und ſehe die gute Ordnung, die Reinlichkeit der Ställe, und die Mühe, mit der die Menſchen dem Viehe ihren Nutzen abverdienen müſſen.

Um zwölf Uhr wird die Geſindeglocke geläutet, und nie bin ich froher, als wenn ich, ohne bemerkt zu werden, eine groſse Tafel, voll geſunder und hungriger Mägde und Knechte, ſpeiſen ſehe. Wenn dieſe Leute auch ſonſt nicht ſo glücklich ſind, als ihre Herrſchaft; ſo ſind ſie doch bey Tiſche gewiß glücklicher. Alles ißt und redet zugleich an ihnen. An der einen Reihe ſitzt das Mannsvolk; und an der andern ſitzen die Dorfſchönen. Ein Brodt, ſo breit, wie der Tiſch, iſt vor der halben Stunde verzehrt. Sie können leicht denken, daß es unter dieſen beiden Geſchlechtern auch Zärtliche giebt, und daß ſich der Knecht, wenn er in die Schüſſel ſehen will, zuweilen vergißt, und ſeiner Geliebten in die ſchwarzen Augen ſieht. Geſtern war in einem benachbarten Städtchen Jahrmarkt. Sie hatten, von ein Uhr an, die hergebrachte Freyheit, den Jahrmarkt zu beſuchen. Alle waren bey Tiſche in ihrem völligen Staate, und jeder Knecht triumphirte mit einem Bande auf ſeinem Huthe, wie es ſeine Schöne um die Haare trug. Ihre Tafel war mit etlichen Schüſſeln Tauben beſetzt. Alles gieng freyer und empfindlicher zu. Die Schönen ſcherzten mit ihren Geliebten, wer dem andern einen Jahrmarkt kaufen ſollte, und brachen, um es durch das Glück auszumachen, das Schloßbein der Tauben mit einander entzwey. Die Chapeaus ließen den Schönen gemeiniglich die größte Hälfte, und dieſe bückten in währendem Spiele ſich ſo vortheilhaft über die breite Tafel, daß ihre Galane entweder den Sieg vergaßen, oder ihn doch am Ende vergeſſen konnten;

Denn Mädchen, wenn ſie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Unter dieſen jungen Leuten ſitzt, zu oberſt an der Tafel, ein ſchon grauer Mann, ceu pius Aeneas, welcher Nachtwächter von dem Herrnhofe iſt, und doch den Tag über die ſauerſte Handarbeit verrichtet. Man iſt nicht eher, bis er ſeinen Platz eingenommen hat, und ſo bald er aufſteht, folgt die ganze Schaar von zwanzig Perſonen nach. Wenn ſie Fleiſch haben, welches die Woche drey oder viermal geſchieht: ſo ißt er nur die Hälfte von ſeiner Portion, und die andre Hälfte trägt er ſeiner neunzigiährigen Mutter nach Hauſe. Und eben um dieſe zu erhalten, iſt er Nachtwächter, denn er bekömmt für jede Nacht einen Groſchen. Ein ſchreckliches Geld! Aber der gute Mann muß nicht nur von zehn Uhr bis zum Tage für dieſen Groſchen wachen, ſondern auch beſtändig beten und ſingen, damit man weis, daß er wacht. Kurz, der Mann muß für das ganze Dorf und alle umliegende Gegenden beten. Er kann auch wirklich alle Pſalmen und das ganze Geſangbuch auswendig. Und in ſo weit dieſes zu ſeinem Dienſte nöthig iſt: ſo glaube ich, daß man weit eher zehen gute Gerichtsverwalter, als einen tüchtigen Nachtwächter für dieſen adlichen Hof finden kann. So wenig er ſchläft, ſo viel er arbeitet: ſo iſt er doch geſund, zufrieden, und die Freundlichkeit ſelbſt. Sie vergeben mirs gewiß, daß ich mich ſo lange bey der Beſchreibung dieſes Mannes aufgehalten habe. Denn ſind Sie nicht auch meiner Meynung, daß er eher verewigt zu werden verdient, als mancher große Mann, der ſich in ſeinem Kupferſtiche bewundert, und deſſen Lebens einen ganzen dicken Quartanten anfüllt?

Wenn das Geſinde gegeſſen hat, ſo geht unſre Tafel an, und obgleich die gnädige Frau, mir zu Liebe, eine Stunde hat eingehen laſſen, ſo ſitzen wir doch noch immer zwo. Ueber der Tafel gehöre ich der gnädigen Frau an, und nach der Tafel, damit ichs kurz mache, dem Garten, dem Schache, und dem Clavecin. Der Abend, von acht Uhr an, iſt für mich allein. Da leſe ich noch eine Stunde, und ſo geht der Tag vorbey. Was das meiſte iſt, ſo bin ich die ganzen acht Tage geſund geweſen. Das iſt viel Glück!

Mich deucht, Sie wiſſen nunmehr genug von meinem Zeitvertreibe auf dem Lande, und vielleicht mehr, als Sie haben wiſſen wollen. Dennoch muß ich Jhnen noch eine luſtige Begebenheit erzählen, welche die Kirchenordnung in der hieſigen Gegend angeht. Dieſe iſt ſehr tyranniſch. Jch gehe am vergangnen Sonntage ganz allein in die Kirche, weil die gnädige Frau Fremde bey ſich hatte. Jch ſetzte mich unbekannt neben den erſten den beſten Bauer. Ein Student ſtieg auf die Kanzel, und fieng über das Evangelium von den Lilien auf dem Felde eine ſchreckliche Predigt an. Er war ſo philoſophiſch, daß er den Bauern erklärte, was ſäen und erndten wäre. Die Predigt that ihre natürliche Wirkung auf mich; ich ſchlummerte ſanft ein. Aber in dieſer Kirche hat man die Freyheit nicht, über einer ſchlechten Predigt einzuſchlafen. Mein Nachbar weckte mich mit einem ziemlichen Stoße ſehr geſchwind auf und rief: Der Junge kömmt! Ich wußte nicht, was er wollte, und glaubte, weil der Prediger gleich mit einer Stelle aus dem Cicero bewies, daß niemand reich wäre, der nicht eine Armee aus ſeinem Vermögen unterhalten könnte, daß er mich dieſer gelehrten Stelle wegen aufgeweckt hätte. und alſo ſchlief ich wieder ein. Im kurzen erwachte ich zum andernmale von einem derben Schlage. und ſah einen kleinen Bauerjungen mit einem ziemlichen langen Stecken vor mir ſtehen. Er gab mir einen Verweis mit der Miene. Nun wußte ich, was mein Nachbar hatte haben wollen. Dieſer Junge hat das Recht, mit ſeiner Lanze in der Kirche herum zu laufen, und die Leute aufzuwecken. Ich ſchämte mich, und wollte lieber eine elende Predigt anhören, als mich noch einmal vor der ganzen Gemeine auf den Kopf ſchlagen laſſen. Muß der Junge nicht lachen, wenn er in wenig Tagen den Herrn in der Kutſche der gnädigen Frau, mit vier Pferden beſpannt, durch ſein Dorf wird fahren ſehen, den er am Sonntage ſeine Gewalt hat fühlen laſſen? Ich bin mit dem Ende dieſer Woche gewiß wieder in Leipzig. Wollen Sie aber noch zu uns kommen; ſo will ich bis künftige Woche hier bleiben, und mir in Ihrer Perſon ein neues Verdienſt bey meiner Wirthinn und der Fräulein erwerben. Ich dächte, Sie kämen!

Leben

Leben
der
Schwediſchen Gräfinn
von G**.

Erſter Theil.

Erſter Theil.

Vielleicht würde ich bey der Erzählung meines Geſchlechts eben ſo beredt, oder geſchwätzig, als Andre ſeyn, wenn ich anders viel zu ſagen wüßte. Meine Aeltern ſind mir in den zarteſten Jahren geſtorben, und ich habe von meinem Vater, einem Liefländiſchen von Adel, weiter nichts erzählen hören, als daß er ein rechtſchaffner Mann geweſen iſt, und wenig Mittel beſeſſen hat.

Mein Vetter, der auch ein Landedelmann war, doch in ſeiner Jugend ſtudirt hatte, nahm mich, nach meines Vaters Tode, zu ſich auf ſein Landgut, und erzog mich bis in mein ſechzehntes Jahr. Ich habe die Worte nicht vergeſſen können, die er einmal zu ſeiner Gemahlinn ſagte, als ſie ihn fragte, wie er es künftig mit meiner Erziehung wollte gehalten wiſſen. Vormittags, fieng er an, ſoll das Fräulein als ein Mann, und Nachmittags als eine Frau erzogen werden. Meine Muhme hatte mich ſehr lieb, zumal weil ſie keine Tochter hatte, und ſie ſah es gar nicht gern, daß ich, wie ihre jungen Herren, die Sprachen und andere Pedantereyen, wie ſie zu reden pflegte, erlernen ſollte. Sie hätte mich dieſer Mühe gern überhoben; allein ihr Gemahl wollte nicht. Fürchten ſie ſich nicht, ſprach er zu ihr, das Fräulein lernt gewiß nicht zu viel. Sie ſoll nur klug, und gar nicht gelehrt werden. Reich iſt ſie nicht, alſo wird ſie niemand, als ein vernünftiger Mann, nehmen. Und wenn ſie dieſem gefallen, und das Leben leicht machen helfen ſoll: ſo muß ſie klug, geſittet und geſchickt werden. Dieſer rechtſchaffene Mann hat keine Koſten an mir geſparet; und ich würde gewiß noch etliche Jahre eher vernünftig geworden ſeyn, wenn ſeine Frau einige Jahre eher geſtorben wäre. Sie hat mich zwar in Wirthſchaftsſachen gar nicht unwiſſend gelaſſen; allein ſie ſetzte mir zu gleicher Zeit eine Liebe zu einer ſolchen Galanterie in den Kopf, bey der man ſehr glücklich eine ſtolze Närrinn werden kann. Ich war freylich damals noch nicht alt: allein ich war alt genug, eine Eitelkeit an mich zu nehmen, zu der unſer Geſchlecht recht verſehn zu ſeyn ſcheint. Aber zu meinem Glücke ſtarb meine Frau Baſe, ehe ich noch das zehnte Jahr erreicht hatte, und gab meinem Vetter durch ihren Tod die Freyheit, mich deſto ſorgfältiger zu erziehen, und die übeln Eindrücke wieder auszulöſchen, welche ihr Umgang und ihr Beyſpiel in mir gemacht hatten. Ich hatte von Natur ein gutes Herz, und er durfte alſo nicht ſowohl wider meine Neigungen ſtreiten, als ſie nur ermuntern. Er lieh mir ſeinen Verſtand, mein Herz recht in Ordnung zu bringen, und lenkte meine Begierde zu gefallen nach und nach von ſolchen Dingen, die das Auge einnehmen, auf diejenigen, welche die Hoheit der Seele ausmachen. Er ſah, daß ich wußte, wie ſchön ich war; um deſtomehr lehrte er mich den wahren Werth eines Menſchen kennen, und an ſolchen Eigenſchaften einen Geſchmack finden, die mehr durch einen geheimen Beyfall der Vernunft und des Gewiſſens, als durch eine allgemeine Bewunderung belohnet werden. Man glaube ja nicht, daß er eine hohe und tiefſinnige Philoſophie mit mir durchgieng. O nein, er brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bey, und überführte mich von den großen Vortheilen der Tugend, welche ſie uns in jedem Stande, im Glücke und Unglücke, im Tode, und nach dieſem Leben, bringt. Er hatte die Geſchicklichkeit, mir alle dieſe Wahrheiten nicht ſo wohl in das Gedächtniß, als in den Verſtand zu prägen. Und dieſen Begriffen, die er mir beybrachte, habe ichs bey reifern Jahren zu verdanken gehabt, daß ich die Tugend nie als eine beſchwerliche Bürde, ſondern als die angenehmſte Gefährtinn betrachtet habe, die uns die Reiſe durch die Welt erleichtern hilft. Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn ſie uns vernünftig und gründlich beygebracht wird, unſern Verſtand eben ſo vortrefflich aufklären kann, als ſie unſer Herz verbeſſert. Und viele Leute würden mehr Verſtand zu den ordentlichen Geſchäfften des Berufs und zu einer guten Lebensart haben, wenn er durch den Unterricht der Religion wäre geſchärft worden. Ich durfte meinem Vetter nichts auf ſein Wort glauben, ja er befahl mir in Dingen, die noch über meinen Verſtand waren, ſo lange zu zweifeln, bis ich mehr Einſicht bekommen würde. Mit Einem Worte, mein Vetter lehrte mich nicht die Weisheit, mit der wir in Geſellſchaften pralen, oder wenn es hoch kömmt, unſere Ehrbegierde einige Zeit ſtillen, ſondern die von dem Verſtande in das Herz dringt, und uns geſittet, liebreich, großmüthig, gelaſſen und im Stillen ruhig macht. Ich würde nichts anders thun, als beweiſen, daß mein Vetter ſeine guten Abſichten ſehr ſchlecht bey mir erreicht hätte, wenn ich mir alle dieſe ſchönen Eigenſchaften beylegen, und ſie als meinen Charakter den Leſern aufdringen wollte. Es wird am beſten ſeyn, wenn ich mich weder lobe noch tadle, und es auf die Gerechtigkeit der Leſer ankommen laſſe, was ſie ſich aus meiner Geſchichte für einen Begriff von meiner Gemüthsart machen wollen. Ich fürchte, wenn ich meine Tugenden und Schwachheiten noch ſo aufrichtig beſtimmte, daß ich doch dem Verdachte der Eigenliebe, oder dem Vorwurfe einer ſtolzen Demuth, nicht würde entgehen können.

Ich war ſechzehn Jahre alt, da ich an den Schwediſchen Grafen von G. verheirathet wurde. Mit dieſer Heirath gieng es folgendermaßen zu. Der Graf hatte in dem Liefländiſchen Güter, und zwar lagen ſie nahe an meines Vetters Ritterſitze. Das Jahr vor meiner Heirath hatte der Graf nebſt ſeinem Vater eine Reiſe aus Schweden auf dieſe Güter gethan. Er hatte mich etlichemal bey meinem Vetter geſehen und geſprochen. Ich hatte ihm gefallen, ohne mich darum zu beſtreben. Ich war ein armes Fräulein; wie konnte ich alſo auf die Gedanken kommen, einen Grafen zu feſſeln, der ſehr reich, ſehr wohlgebildet, angeſehen bey Hofe, ſchon ein

Obriſter über ein Regiment, und vielleicht bey einer Prinzeßinn willkommen war? Doch daß ich ihm nicht habe gefallen wollen, iſt unſtreitig mein Glück geweſen. Ich that gelaſſen und frey gegen ihn, weil ich mir keine Rechnung auf ſein Herz machte, anſtatt daß ich vielleicht ein gezwungenes und ängſtliches Weſen an mich genommen haben würde, wenn ich ihm hätte koſtbar vorkommen wollen. In der That gefiel er mir im Herzen ſehr wohl; allein ſo ſehr ich mir ihn heimlich wünſchen mochte; ſo hielt ichs doch für unmöglich, ihn zu beſitzen.

Nach einem Jahre ſchrieb er an mich, und der ganze Innhalt ſeines Briefes beſtund darinne, ob ich mich entſchließen könnte, ſeine Gemahlinn zu werden, und ihm nach Schweden zu folgen. Sein Herz war mir unbeſchreiblich angenehm, und die großmüthige Art, mit der er mirs anboth, machte mirs noch angenehmer. Es giebt eine gewiſſe Art, einem zu ſagen, daß man ihn liebt, welche ganz bezaubernd iſt. Der Verſtand thut nicht viel dabey, ſondern das Herz redet meiſtens allein. Vielleicht wird man das, was ich ſagen will, am beſten aus ſeinem Briefe ſelber erkennen:

Mein Fräulein,

Ich liebe Sie. Erſchrecken Sie nicht über dieſes Bekenntniß, oder wenn Sie ja über die Dreiſtigkeit, mit der ichs Ihnen thue, erſchrecken müſſen: ſo bedenken Sie, ob dieſer Fehler nicht eine Wirkung meiner Aufrichtigkeit ſeyn kann. Laſſen Sie mich ausreden, liebſtes Fräulein. Doch was ſoll ich ſagen? Ich liebe Sie; dieß iſt es alles. Und ich habe Sie von dem erſten Augenblicke an geliebet, da ich Sie vor einem Jahre geſehen und geſprochen habe. Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich mich bemüht habe, Sie zu vergeſſen, weil es die Umſtände in meinem Vaterlande verlangten; aber alle meine Mühe iſt vergebens geweſen, und hat zu nichts gedienet, als mich von der Gewißheit meiner Liebe und von ihren Verdienſten vollkommen zu überzeugen. Iſt es möglich, werden Sie durch meine Zärtlichkeit beleidiget? Nein, warum ſollte Ihnen die Liebe eines Menſchen zuwider ſeyn, deſſen Freundſchaft Sie ſich haben gefallen laſſen. Aber werden Sie es auch gelaſſen anhören, wenn ich Ihnen mein Herz noch deutlicher entdecke? Darf ich wohl fragen, ob Sie mir Ihre Liebe ſchenken, ob Sie mir als meine Gemahlinn nach Schweden folgen wollen? Sie ſind zu großmüthig, als daß Sie eine Frage unbeantwortet laſſen ſollten, von deren Entſcheidung meine ganze Zufriedenheit abhängt. Ach, liebſte Freundinn, warum kann ich nicht den Augenblick erfahren, ob ich Ihrer Gewogenheit würdig bin, ob ich hoffen darf? Ueberlegen Sie, was Sie, ohne den geringſten Zwang ſich anzuthun, einem Liebhaber antworten können, der in der Zärtlichkeit und Hochachtung gegen Sie ſeine größten Verdienſte ſucht. Ich will Ihr Herz nicht übereilen. Ich laſſe Ihnen zu Ihrem Entſchluſſe ſo viel Zeit, als Sie verlangen. Doch ſage ich Ihnen zugleich, daß mir jeder Augenblick zu lang werden wird, bis ich mein Schickſal erfahre. Wie inſtändig müßte ich Sie nicht um Ihre Liebe bitten, wenn ich bloß meiner Empfindung und meinen Wünſchen folgen wollte! Aber nein, es liegt mir gar zu viel an Ihrer Liebe, als daß ich ſie einem andern Bewegungsgrunde, als Ihrer freyen Einwilligung, zu danken haben wollte. So entſetzlich mir eine unglückliche Nachricht ſeyn wird; ſo wenig wird ſie doch meine Hochachtung und Liebe gegen Sie verringern. Sollte ich deswegen ein liebenswürdiges Fräulein haſſen können, weil ſie nicht Urſachen genug findet, mir ihr Herz auf ewig zu ſchenken? Nein, ich werde nichts thun, als fortfahren, Sie, meine Freundinn, hochzuſchätzen, und mich über mich ſelbſt beklagen. Wie ſauer wird es mir, dieſen Brief zu ſchließen! wie gern ſagte ich Ihnen noch hundertmal, daß ich Sie liebe, daß ich Sie unaufhörlich liebe, daß ich in Gedanken auf Ihre geringſte Miene bey meinem Bekenntniſſe Achtung gebe, aus Begierde etwas vortheilhaftes für mich darinne zu finden! Leben Sie wohl. Ach, liebſtes Fräulein, wenn wollen Sie mir antworten?

Der Vater des Grafen hatte zugleich an meinen Vetter geſchrieben. Kurz, ich war die Braut eines liebenswürdigen Grafen. Ich wollte wünſchen, daß ich ſagen könnte, was von der Zeit an in meinem Herzen vorgieng. Ich hatte noch nie geliebt. Wie unglaublich wird dieſes Bekenntniß vielen von meinen Leſerinnen vorkommen! Sie werden mich deswegen wohl gar für einfältig halten, oder ſich einbilden,

bilden, daß ich weder ſchön, noch empfindlich geweſen bin, weil ich in meinem ſechzehnten Jahre nicht wenigſtens ein Dutzend Liebeshändel zählen konnte. Doch ich kann mir nicht helfen. Es mag nun zu meinem Ruhme oder zu meiner Schande gereichen: ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß ich noch nie geliebt hatte, ob ich gleich mit vielen jungen Mannsperſonen umgegangen war. Nunmehr aber fieng mein Herz auf einmal an zu empfinden. Mein Graf war zwar auf etliche vierzig Meilen von mir entfernt; allein die Liebe machte mir ihn gegenwärtig. Wo ich ſtand, da war er bey mir. Es war nichts ſchöners, nichts vollkommeners, als er. Ich wünſchte nichts, als ihn. Ich fieng oft mit ihm an zu reden. Er erwies mir in meinen Gedanken allerhand Liebkoſungen, und ich weigerte mich mit einer verſchämten Art, ſie anzunehmen. Vielen wird dieſes lächerlich vorkommen, und ich habe nicht viel dawider einzuwenden. Eine Unſchuldige, eine recht zärtliche Braut iſt in der That eine Creatur aus einer andern Welt, die man nicht ohne Erſtaunen betrachten kann. Ihr Vornehmen, ihre Sprache, ihre Mienen, alles wird zu einem Verräther ihres Herzens, je ſorgfältiger ſie es verbergen will. Ich aß und trank beynahe viele Wochen nicht, und ich blühete doch dabey. Ich ſage es im Ernſte, daß ich glaube, die Liebe kann uns einige Zeit erhalten. Ich ward viel reizender, als ich zuvor geweſen war.

Mein Vetter machte ſich nunmehr mit mir auf die Reiſe nach Schweden. Es begleiteten mich verſchiedne junge Herren und Fräuleins einige Meilen, und der Abſchied von Ihnen ward mir gar nicht ſauer. Unſre Reiſe gieng glücklich von ſtatten; und es iſt mir auf einem Wege von etlichen vierzig Meilen nicht das Geringſte begegnet, außer daß mir jeder Augenblick bis zum Anblicke meines Grafen zu lang ward.

Ich kam alſo, wie ich geſagt habe, in Begleitung meines Vetters glücklich auf dem Landgute des Grafen an. Ich fand ihn viel liebenswürdiger, als er mir vor einem Jahre vorgekommen war. Man darf ſich darüber gar nicht verwundern. Damals wußte ich noch nicht, daß er mich liebte; itzt aber wußte ichs. Eine Perſon wird gemeiniglich in unſern Augen vollkommner und verehrungswürdiger, wenn wir ſehen, daß ſie uns liebt. Und wenn ſie auch keine beſondern Vorzüge hätte: ſo iſt ihre Neigung zu uns die Vollkommenheit, die wir an ihr hochſchätzen. Denn wie oft lieben wir nicht uns in Andern? Und wo würde die Beſtändigkeit in der Liebe herkommen, wenn ſie nicht von unſerm eignen Vergnügen unterhalten würde?

Mein Bräutigam, mein lieber Graf, erwies mir bey meiner Ankunft die erſinnlichſten Liebkoſungen, und ich glaube nicht, daß man glückſeliger ſeyn kann, als ich an ſeiner Seite war. Unſer Beylager wurde ohne Gepränge, mit Einem Worte, ſehr ſtill, aber gewiß ſehr vergnügt vollzogen. Manches Fräulein wird dieſe beiden Stücke nicht zuſammen reimen können. Dem zu Gefallen muß ich eine kleine Beſchreibung von meinem Beylager machen. Ich war etwan acht Tage in Schweden, und hatte mich völlig von der Reiſe wieder erholet, als mein Graf mich bat, den Tag zu unſerer Vermählung zu beſtimmen. Ich verſicherte ihn, daß ich die Ehre, ſeine Gemahlinn zu heißen, nie zu zeitig erlangen könnte; doch würde mir kein Tag angenehmer ſeyn, als der, den er ſelber dazu ernennen würde. Wir ſetzten, ohne uns weiter zu berathſchlagen, den folgenden Tag an. Er kam des Morgens zu mir in mein Zimmer, und fragte mich, ob ich noch entſchloſſen wäre, heute ſeine Gemahlinn zu werden. Ich antwortete ihm mit halb niedergeſchlagnen Augen, und mit einem freudigen und beredten Kuſſe. Ich hatte nur einen leichten, aber wohl ausgeſuchten Anzug an. Sie gefallen mir vortrefflich in dieſem Anzuge, fieng der Graf zu mir an. Er iſt nach ihrem Körper gemacht, und ſie machen ihn ſchön. Ich dächte, ſie legten heute keinen andern Staat an. Wenn ich ihnen gefalle, mein lieber Graf, verſetzte ich: ſo bin ich ſchön genung angeputzt. Ich war alſo in meinem Brautſtaat, ohne daß ichs ſelber gewußt hatte. Wir redten den ganzen Morgen aufs das zärtlichſte mit einander. Ich trat endlich an das Clavecin und ſpielte eine halbe Stunde, und ſang, auf Verlangen meines Grafen und meines eignen Herzens, dazu. Auf dieſe Art kam der Mittag herbey. Der Vater meines Grafen (denn die Mutter war ſchon lange geſtorben, und die einzige Schweſter auch) kam nebſt meinem Vetter zu uns. Sie ſtatteten ihren Glückwunſch ab, und ſagten, daß der Prieſter ſchon zugegen wäre. Wir giengen darauf herunter in das Tafelzimmer. Die Trauung ward ſehr bald vollzogen, und wir ſetzten uns zur Tafel, nämlich wir viere und der Prieſter. Die Tafel war etwan mit ſechs oder acht Gerichten beſetzt. Dieſes waren die Anſtalten meiner Vermählung. Sie wird mancher Braut lächerlich und armſelig vorkommen. Gleichwohl war ich ſehr wohl damit zufrieden. Ich war ruhig, oder beſſer zu reden, ich konnte recht zärtlich unruhig ſeyn, weil mich nichts von dem rauſchenden Lermen ſtörte, der bey den gewöhnlichen Hochzeitfeſten zur Quaal der Vermählten zu ſeyn pflegt. Nach der Tafel fuhren wir ſpatzieren, und zwar zu dem Herrn R = =, der meinen Gemahl auf ſeinen Reiſen begleitet hatte, und itzt auf einem kleinen Landgute etliche Meilen von uns wohnte. Mein Gemahl liebte dieſen Mann ungemein. Hier bringe ich ihnen, fieng er zu ihm an, meine liebe Gemahlinn. Ich habe mich heute mit ihr trauen laſſen. Iſt es nicht wahr, ich habe vortrefflich gewählt? Sie ſollen ein Zeuge von meinem und ihrem Vergnügen ſeyn; kommen ſie, und begleiten ſie uns wieder zurück. Wir fuhren alſo in ſeiner Geſellſchaft wieder auf unſer Landgut zurück, ohne uns aufzuhalten. Kurz, der Abend verſtrich eben ſo vergnügt, als der Mittag.

Itzt wundre ich mich, daß ich meinen Gemahl noch nicht beſchrieben habe. Er ſah bräunlich im Geſichte aus, und hatte ein Paar ſo feurige und blitzende Augen, daß ſie einem eine kleine Furcht einjagten.

jagten, wenn man ſie allein betrachtete. Doch ſeine übrige Geſichtsbildung wußte dieſes Feuer ſo geſchickt zu dämpfen, daß nichts als Großmuth und eine lebhafte Zärtlichkeit aus ſeinen Mienen hervorleuchtete. Er war vortrefflich gewachſen. Ich will ihn nicht weiter abſchildern. Man verderbt durch die genaue Beſchreibungen oft das Bild, das man ſeinen Leſern von einer ſchönen Perſon machen will. Genug, mein Graf war in meinen Augen der ſchönſte Mann.

Nicht lange nach unſerer Vermählung mußte mein Gemahl zu ſeinem Regimente. Sein Vater, der bey einem hohen Alter noch munter und der angenehmſte Mann war, wollte mir die Abweſenheit meines Gemahls erträglich machen, und reiſete mit mir auf ſeine übrigen Güter. Auf dem einen traf ich eine ſehr junge und ſchöne Frau an, die man für die Wittwe des Oberaufſehers der Güter ausgab. Die Frau hatte ſo viel reizendes an ſich, und ſo viel gefälliges und leutſeliges in ihrem Umgange, daß ich ihr auf den erſten Anblick gewogen, und in kurzer Zeit ihre Freundinn ward. Ich bat, ſie ſollte mich wieder zurück begleiten, und bey mir leben. Sie ſollte nicht meine Bediente, ſondern meine gute Freundinn ſeyn. Und wenn ſie nicht länger bey mir bleiben wollte: ſo wollte ich ihr eine anſehnliche Verſorgung ſchaffen. Sie nahm dieſen Antrag mit Thränen an, und ſchützte bald ihren kleinen Sohn, bald die Luſt zu einem ſtillen Leben vor, warum ſie mir nicht folgen könnte. Sie gieng mir indeſſen nicht von der Seite, und bezeigte ſo viel Ehrerbietung und Liebe gegen mich, daß ich ſie hundertmal bat, mir zu ſagen, womit ich ihr dienen könnte. Allein, ſie ſchlug alle Anerbietungen recht großmüthig aus, und verlangte nichts, als meine Gewogenheit. Der alte Graf wollte wieder fort, und indem mich die junge Wittwe an den Wagen begleitete: ſo ſah ich ein Kind in dem unterſten Gebäude des Hofes am Fenſter ſtehen. Ich fragte, wem dieſes Kind wäre? Die gute Frau kam vor Schrecken ganz außer ſich. Sie hatte mich beredt, daß ihr Sohn unlängſt die Blattern gehabt hätte. Und damit ich mich nicht fürchten ſollte: ſo hatte ſie mir ihn bey meinem Daſeyn, ungeachtet meines Bittens, nicht wollen ſehen laſſen. Allein ich ſahe, daß dieſem Knaben nichts fehlte, und ich ließ nicht nach, bis man ihn vor mich brachte. Hilf Himmel! wie entſetzte ich mich, als ich in ſeinem Geſichte das Ebenbild meines Gemahls antraf. Ich konnte kein Wort zu dem Kinde reden. Ich küßte es, umarmte zugleich ſeine Mutter, und ſetzte mich den Augenblick in den Wagen. Der alte Graf merkte meine Beſtürzung, und entdeckte mir mit einer liebreichen Aufrichtigkeit das ganze Geheimniß. Die Frau, ſprach er, die ſie geſehen haben, iſt die ehemalige Geliebte ihres Gemahls. Und wenn ſie dieſes Geſtändniß beleidiget: ſo zürnen ſie nicht ſowohl auf meinen Sohn, als auf mich. Ich bin an der Sache Schuld. Ich habe ihn von Jugend auf mit einer beſondern Art erzogen, die ihnen in manchen Stücken ausſchweifend vorkommen dürfte. Mein Sohn mußte in mir nicht ſo wohl ſeinen Vater, als ſeinen Freund lieben und verehren. Er durfte mich nicht fürchten, als wenn er mir etwas verſchwieg. Daher geſtund er mir alles, und ich erhielt dadurch Gelegenheit, ihn von tauſend Thorheiten abzuziehen, ehe er ſie begieng, oder doch, ehe er ſich daran gewöhnete. Ich wußte, ehe ich meinen Sohn auf Reiſen ſchickte, daß er ein gewiſſes Frauenzimmer von bürgerlichem Stande liebte, welches meine Schweſter als eine Waiſe ſehr jung zu ſich genommen, und, weil das Kind viel Lebhaftigkeit beſaß, in der Geſellſchaft ihrer einzigen Tochter wohl hatte erziehen laſſen. Mein Sohn hatte mir aus dieſer Liebe nie ein Geheimniß gemacht. Er bat mich, da er ſeine Reiſen antrat, daß ich ihm erlauben möchte, dieſes Frauenzimmer, als ſeine gute Freundinn, mitzunehmen. Kurz, ich war entweder zu ſchwach, ihm dieſe Bitte abzuſchlagen, oder ich willigte mit Fleiß darein, um ihn von den gefährlichen Ausſchweifungen der Jugend durch ihre Geſellſchaft abzuhalten. Und dieſes iſt eben das Frauenzimmer, das ſie itzt geſehen, und nach der gemeinen Rede für eine Wittwe gehalten haben. Sie beſitzt ſehr gute Eigenſchaften, und ich habe ihr zehntauſend Thaler ausgeſetzt, damit ſie heirathen kann, wenn es ihr beliebt. Für ihren Sohn habe ich auch etwas gewiſſes zu ſeiner Erziehung beſtimmt. Und wenn Ihnen dieſe Frau gefährlich ſcheint: ſo will ich ſie binnen wenig Tagen nach Liefland auf meine Güter ſchicken, und ihr daſelbſt alle mögliche Verſorgung verſchaffen.

Man glaube ja nicht, daß ich die ehemalige Geliebte meines Gemahls zu haſſen anfieng. Nein, ich liebte ſie, und die Liebe beſänftigte die Eiferſucht. Ich bat, daß er ſie mit einer anſtändigen Heirath verſorgen, und ſie entfernen möchte. Bey unſerer Zurückkunft traf ich meinen Gemahl ſchon an. So ſehr ich von der Gewißheit ſeiner Liebe verſichert war: ſo konnte ich doch nicht ruhig werden, bis ich ihn durch allerhand kleine Kaltſinnigkeiten nöthigte, ein Geheimniß aus mir heraus zu locken, das mein Herz nicht umſonſt entdecket haben wollte. Er erſchrack, und beklagte ſich über die Unvorſichtigkeit ſeines Vaters, daß er mich an einen Ort geführt hätte, der unſrer Zärtlichkeit ſo nachtheilig ſeyn könnte. Er gab den Augenblick Befehl, daß man dieſes Frauenzimmer nebſt ihrem Sohne entfernen, und alles, was ſie verlangte, zu ihrem Unterhalte ausmachen ſollte. Dieſes geſchah auch binnen acht Tagen. Ich konnte keine deutlichere Probe von ſeiner Treue verlangen, und es war mir unmöglich, ihn wegen dieſer Sache auch nur einen Augenblick zu haſſen, ob ich mich gleich von aller Unruhe nicht frey ſprechen will.

Er geſtund mir, daß er dieſes Frauenzimmer gewiß zu ſeiner Gemahlinn erwählet haben würde, wenn er die Einwilligung vom Hofe hätte erhalten können. In der That verdiente ſie dieſes Glück ſo wohl, als ich. Ich ſah bey nahe keinen Vorzug, den ich vor ihr hatte, als daß ich adlich gebohren war. Und wie gering iſt dieſer Vorzug, wenn man ihn vernünftig betrachtet! Sie hatte ſich gar nicht aus Leichtſinn ergeben. Die Ehe war der Preis geweſen, für den ſie ihr Herz und ſich überlaſſen hatte. Der Vater des Grafen hatte die Liebe und die Wahl ſeines Sohnes gebilliget. Sie kannte das edelmüthige Herz ihres Geliebten. Sie war von der Aufrichtigkeit ſeiner Zärtlichkeit überzeugt. Ein Frauenzimmer, das ſich unter ſolchen Umſtänden in eine vertrauliche Liebe einläßt, verdienet eher Mitleiden, als Vorwürfe. Mein Gemahl erzählte mir einen Umſtand, der Carolinens Werth, ſo will ich ſeine Geliebte künftig nennen, ſehr verſchönert. So bald ſie geſehen, daß er die Einwilligung, ſich mit ihr zu vermählen, nicht würde erhalten können, ohne dabey ſein Glück in Gefahr zu ſetzen, und die Gnade des Hofes zu verlieren: ſo hatte ſie ſich des Rechts auf ſein Herz freywillig begeben. Er zeigte mir folgenden Brief von ihr, der mich wegen ſeines großmüthigen Innhalts ungemein gerühret hat.

Mein lieber Graf,

Ich höre, daß man Ihnen den Entſchluß, mich für Ihre Gemahlinn zu erklären, ſehr ſauer macht. Sie dauern mich, weil ich gewiß weis, daß Sie mich lieben, und daß Sie eben ſo viel Ueberwindung brauchen, mir Ihr Wort nicht zu halten, als es mich Mühe koſtet, meine Anſprüche auf das edelſte und großmüthigſte Herz fahren zu laſſen. Doch wenn ich einmal meinen Graf verlieren ſoll: ſo will ich ihn mit Ruhm verlieren. Kurz, mein liebſter Graf, ich opfre Ihrem Glücke und Ihrem Stande meine Liebe und meine Zufriedenheit auf, und vergeſſe das ſchmeichelhafte Glück, Ihre Gemahlinn zu werden, auf ewig. Sie ſind frey, und können ſich zu einer Wahl entſchließen, welche Ihnen nur immer gefällt. Ich bin alles zufrieden, wenn ich nur ſehe, daß Sie glücklich wählen, und die Zufriedenheit an der Seite Ihrer Gemahlinn erhalten, die ich Ihnen durch meine Liebe habe verſchaffen wollen. Dieſes iſt, wie der Himmel weis, mein größter Wunſch. Und was gehört mehr zu der Aufrichtigkeit eines ſolchen Wunſches, als daß man Sie liebt! Ich mache Ihnen nicht den geringſten Vorwurf. Sie haben in meinen Augen Ihr Wort vollkommen gehalten; denn ich bin überzeugt, daß Sie es erfüllen würden, wenn es bey Ihnen ſtünde. Ich werde mich auch nie über mich ſelbſt beklagen. Ich bin die Ihrige unter der Bedingung geweſen, daß Sie mich einſt öffentlich dafür erklären würden. Ich habe Ihnen alſo bey aller meiner Zärtlichkeit doch nie meine Tugend aufgeopfert. Nein, das Andenken meiner Liebe wird mir allemal die größte Beruhigung geben; ſo traurig auch mein künftiges Schickſal der Welt vorkommen wird. Vermählen Sie ſich, mein lieber Graf, und denken Sie künftig nur an mich, als an Ihre Freundinn.

Dieſe Belohnung verdiene ich. Leben Sie wohl, und laſſen Sie mir auf einem Ihrer Güter einen Platz anweiſen, wo ich nebſt meinem Sohne in der Stille leben kann. Verlieren Sie weiter kein Wort. Ich bleibe bey meinem Entſchluſſe, Ihnen zu beweiſen, daß ich Ihr Glück meiner Wohlfahrt vorziehe. Leben Sie wohl, mein lieber Graf.

Carolinens großmüthigem Entſchluſſe hatte ichs alſo zu danken, daß mir der Graf zu Theil worden war. Sie hatte ſich nach dieſem Briefe nicht mehr, als noch einmal von ihm ſprechen laſſen, und ſich ſo gleich auf das Landgut begeben, wo ich ſie antraf. Er verſicherte mich, daß er ſie ſeit anderthalb Jahren nicht geſehen, und ich hätte ihr gern das Vergnügen gegönnt, den Grafen vor ihrer Abreiſe nach Liefland noch einmal zu ſprechen, wenn es der Wohlſtand hätte erlauben wollen.

Mein Graf verdoppelte ſeine Bemühungen, mir zu gefallen; und der Himmel weis, daß er der liebenswürdigſte Mann war, den man kaum zärtlicher und edler denken konnte. Er war vernünftig und geſittet geweſen, ehe er ein Soldat geworden war, und daher hatte er nicht das geringſte von dem Rohen und Wilden an ſich genommen, das dieſer Lebensart ſonſt eigen zu ſeyn pflegt. Er war die Gutheit und Menſchenliebe ſelbſt, und dennoch ward er im ganzen Hauſe ſo gefürchtet, daß der kleinſte Wink an ſeine Leute die Wirkung des nachdrücklichſten Befehls that. Er ſchien mir vollkommen zu gehorchen; es war ihm unmöglich, mir etwas abzuſchlagen; er hielt alles für genehm, was ich verlangte. Allein mitten in dieſer zärtlichen Unterthänigkeit wußte er ſich bey mir in einer gewiſſen Ehrfurcht zu erhalten, daß ich bey aller meiner Herrſchaft nicht ſowohl meinen Willen, als vielmehr ſein Verlangen in Gedanken zu Rathe zog, und in der That nichts unternahm, als was er befohlen haben würde, wenn er hätte befehlen wollen. Er war der ordentlichſte Mann in ſeinen Geſchäfften, und band ſich doch ſelten an die Zeit. Er arbeitete, ſo bald er ſich geſchickt zur Arbeit fühlete, und arbeitete ſo lange fort, als er ſich in dieſer Verfaſſung merkte. Allein er ließ auch von ſeinen Verrichtungen nach, ſo bald als er keine Luſt mehr dazu verſpürete. Daher war er ſtets munter, weil er ſich niemals zu ſehr ermüdete, und hatte ſtets Zeit zu den Vergnügungen übrig, weil er die Zeit niemals mit vergebnen Bemühungen zu arbeiten verſchwendete. Er hatte eine ſehr ſchöne Bibliothek auf ſeinen Reiſen geſammlet. Ich verſtund Franzöſiſch, und etwas Latein und Italiäniſch. Der Bücherſaal ward mir in kurzer Zeit an der Seite meines Gemahls der angenehmſte Ort. Er las mir aus vielen Büchern, die theils hiſtoriſch, theils witzig, theils moraliſch waren, die ſchönſten Stellen vor, und brachte mir ſeinen guten Geſchmack unvermerkt bey. Und ob ichs gleich nicht allemal ſagen konnte, warum eine Sache ſchön, oder nicht ſchön war: ſo war doch meine Empfindung ſo getreu, daß ſie mich ſelten betrog. Unſere Ehe ſelbſt war nichts, als Liebe, und unſer Leben nichts, als Vergnügen. Wir hatten faſt niemanden zu unſerm Umgange, als uns. Mein Gemahl unterhielt mich, ich ihn, und unſer alter Vater uns alle beide. Dieſer Mann von ſiebenzig Jahren vertrat die Stelle von ſechs Perſonen. Seine Erfahrung in der Welt, ſeine brauchbare Gelehrſamkeit und ſein zufriednes und redliches Herz machten ihn ſtets munter und belebt in ſeinen Geſprächen. Ich kann ſagen, daß ich dieſen Greis in drey Jahren faſt keine Stunde unruhig geſehen habe; denn ſo viele Jahre waren in meiner Ehe verſtrichen, als er ſtarb. Gott, wie lehrreich war das Ende dieſes Mannes! Er bekam ſieben Tage vor ſeinem Tode Schwulſt in den Beinen. Dieſe trat immer weiter, und er ſahe mit jedem Tage ſein Ende näher kommen. Er fragte den Arzt, wie lange es noch mit ihm dauren würde. Wahrſcheinlicher Weiſe, antwortete dieſer, über drey Tage nicht. Recht gut, verſetzte der alte Graf. Gott ſey gedankt, daß meine Wallfahrt ſo glücklich abgelaufen iſt! Alſo habe ich nur noch drey Tage von dem Leben zuzubringen, von dem ich meinem Schöpfer Rechenſchaft geben ſoll? Ich werde ſie nicht beſſer anwenden können, als wenn ich durch meine Freudigkeit den Meinigen ein Beyſpiel gebe, wie leicht und glückſelig man ſtirbt, wenn man vernünftig und tugendhaft gelebt hat. Er ließ darauf alle ſeine Bediente zuſammen kommen. Er rühmte ihre Treue, und bat ſie, als ein Vater, daß ſie die Tugend ſtets vor Augen haben ſollten. Ich, fieng er an, bin euer Herr und Aufſeher geweſen. Der Tod hebt dieſen Unterſchied auf, und ich gehe in eine Welt, wo ihr ſo viel, als ich, ſeyn werdet, und wo ihr für die Erfüllung eurer Pflichten eben ſo viel Glück erhalten werdet, als ich für die Erfüllung der meinigen. Lebt wohl, meine Kinder! Wer mich lieb hat, und mir vor meinem Tode noch ein Vergnügen machen will, der verſpreche mir mit der Hand, daß er meine Lehren und meine Bitten erfüllen will. Er befahl darauf, einem jedweden eine gewiſſe Summe Geldes auszutheilen. Er ließ dieſen und den folgenden Tag die meiſten von ſeinen Unterthanen zu ſich kommen, und redete mit ihnen eben ſo, wie mit ſeinen Bedienten. Wem er Geld zu ſeiner Nahrung vorgeſtrecket hatte, dem erließ ers; und alle durften ſich etwas von ihm ausbitten. Die Anzahl der Armen war ſehr klein; denn er hatte ſeine Wohlthaten und ſeine Vorſorge gegen die Unterthanen nicht bis an ſein Ende verſparet. Man kann ſich die Wehmuth dieſer Leute leicht vorſtellen. Ein jeder beweinte in ihm den Verluſt eines Vaters. Nach dieſer Verrichtung fragte der ſterbende Graf, ob noch jemand in ſeinem Hauſe wäre, der nicht Abſchied von ihm genommen hätte. Ich ſagte ihm, daß ich niemanden wüßte, außer die Soldaten, die mein Gemahl bey ſich hätte. Auch dieſe, ſagte er, ſind mir liebe Leute. Sie brauchen am meiſten den Tod kennen zu lernen, weil ſie ihn vor Andern unvermuthet gewärtig ſeyn müſſen. Laßt ſie herein kommen. Hierauf traten vier Leute herein, denen die Wildheit und Unerſchrockenheit aus den Augen ſah. Der alte Graf redete ſie liebreich an, und er hatte kaum angefangen: ſo weinten dieſe dem Anſcheine nach ſo beherzte und barbariſche Männer, wie die Kinder. Er fragte ſie, wie lange ſie gedienet hätten. Sie hatten faſt alle zwanzig Jahre die Waffen getragen. O, fieng der Graf an, ihr verdient, daß ihr die Ruhe des Lebens ſchmeckt, weil ihr die Unruhe ſo lange ausgehalten habt. Mein Sohn mag euch den Abſchied ertheilen. Und ihr ſollt euch in meinem Dorfe niederlaſſen, und ſo lange ihr lebet, noch ſo viel bekommen, als eure ordentliche Löhnung austrägt. Einer von dieſen Leuten hat nach dem meinem Gemahle einen ſehr wichtigen Dienſt geleiſtet.

Die Nacht vor ſeinem letzten Ende brach nunmehr an. Er fragte den Doctor noch einmal um die Zeit ſeines Todes, und er hörte mit der größten Standhaftigkeit, daß er kaum vier und zwanzig Stunden noch auf der Welt ſeyn würde. Er forderte darauf zu eſſen. Er aß, und ließ ſich auch ein Glas Wein reichen. Gütiger Gott! fieng er an, es ſchmeckt mir bey meinem Ende noch ſo gut, als es mir vor funfzig Jahren geſchmeckt hat. Hätte ich nicht mäßig gelebt: ſo würden meine Gefäße zu dieſer Erquickung nicht mehr geſchickt ſeyn. Nun, fuhr er fort, will ich mich zu meinem Aufbruche aus der Welt noch durch einige Stunden Schlaf erholen.

holen. Er ſchlief drey Stunden. Alsdann rief er mich, und bat, ich ſollte ihm aus ſeinem Schreibetiſche ein gewiſſes Manuſcript holen. Dieſes war ein Verzeichniß ſeines Lebens ſeit vierzig Jahren. Und dieſes mußte ich ihm bis zu anbrechendem Tage vorleſen. Als wir fertig waren: ſo that er das brünſtigſte Gebet zu Gott, und dankte ihm für die Güte und Liebe, welche er ihn in der Welt hatte genießen laſſen, auf eine ganz entzückende Weiſe, und bat, daß er ihn in der künftigen Welt die Wahrheit und Tugend, der er hier unvollkommen nachgeſtrebt, möchte vollkommen erreichen laſſen. Er ließ ſeinen Sohn rufen, nahm uns beide in die Arme, und fieng an zu weinen. Dieſes, ſagte er, ſind ſeit vierzig und mehr Jahren die erſten Thränen, die ich vergieße. Sie ſind keine Zeichen meiner Wehmuth und Furchtſamkeit, ſondern meiner Liebe. Ihr habt mir mein Leben angenehm gemacht; allein das Glück, das ich nach meinem Tode hoffe, macht mir den Abſchied von euch ſehr erträglich. Liebt getreu, und genießt das Leben, das uns die Vorſehung zum Vergnügen und zur Ausübung der Tugend geſchenkt hat. Er gab mir noch allerhand Regeln, wie ich meine Kinder ziehen ſollte, wenn unſre Ehe fruchtbar ſeyn würde. Und in eben der Bemühung, auch ſeine Nachkommen durch eine weiſe Vorſorge noch glücklich zu machen, ſtarb er.

Wir lebten darauf noch einige Jahre in der größten Zufriedenheit auf unſerm Landgute. Endlich

lich erhielt mein Gemahl Befehl, am Hofe zu erſcheinen, und ich folgte ihm dahin.

Ich war kaum bey Hofe angekommen: ſo ward ich verehrt und bewundert. Es war, wie es ſchien, niemand ſchöner, niemand geſchickter und vollkommner, als ich. Ich konnte vor der Menge der Aufwartungen und vor dem ſüßen Klange der Schmeicheleyen kaum zu mir ſelber kommen. Zu meinem Unglücke bekam mein Gemahl Ordre zum Marſche, und ich mußte zurück bleiben. Es hieß, ich ſollte ihm bald nachfolgen; allein es vergiengen drey Monate, ehe ich ihn zu ſehen bekam. Ich hatte meine ganze Philoſophie nöthig, die ich bey meinem Vetter, meinem Gemahle und ſeinem Vater gelernet hatte, wenn ich nicht eitel und hochmüthig werden wollte. Die Ehre, die mir allenthalben erwieſen ward, war eine gefährliche Sache für eine junge und ſchöne Frau, die den Hof zum erſtenmale ſah.

Ein gewiſſer Prinz von S * *, der bey Hofe alles galt, der ſchon eine Gemahlinn, und unſtreitig nicht die erlaubteſten Abſichten gegen mich hatte, ſuchte ſich die Abweſenheit meines Gemahls zu Nutze zu machen. Er bediente mich bey aller Gelegenheit mit einer ungemeinen Ehrerbietung, und mit einem Vorzuge, der recht prächtig in die Augen fiel. Er wagte es zuweilen, mir von einer Neigung zu ſagen, die ich verabſcheute. Dennoch wußte ich der Ehrerbietung, die er ſtets mit untermengte, nicht genug zu widerſtehen. Ich war ſo treu, als man ſeyn kann; allein vielleicht nicht ſtrenge genug in dem äußerlichen Bezeigen. Hierdurch machte ich den Prinzen nur beherzter. Er kam an einem Nachmittage unangemeldet zu mir. Er machte mir allerhand kleine Liebkoſungen; doch bey der erſten Freyheit, die er ſich heraus nahm, ſagte ich zu ihm: Erlauben ſie mir, daß ich es ihrer Gemahlinn darf melden laſſen, daß ſie bey mir ſind, damit ſie mir das Glück ihrer Gegenwart auch gönnt. Sie iſt ſchon in den Gedanken bey mir, fieng er an. Und mein Gemahl, antwortete ich, iſt auch bey mir, wenn er gleich im Felde iſt. Darauf machte er mir ein froſtig Compliment, und gieng fort. Wie rachgierig dieſer Herr war, wird die Folge ausweiſen.

Mein Gemahl kam wieder zurück, und nach ſeiner Ankunft ward ihm der Hof verboten. Dieſes war die erſte Rache eines beleidigten Prinzen. Wir giengen darauf auf unſer Landgut. Ich entdeckte meinem Gemahle ohne Bedenken die Urſache der erlittenen Ungnade, und bat ihn tauſendmal um Vergebung. Ich bin ſehr wohl, ſprach er, mit meinem Unglücke zufrieden. Fahren ſie nur fort, mich durch ihre Tugend zu beleidigen; ich will ihnen zeitlebens dafür danken. Ich habe es voraus geſehen, daß ihnen der Hof gefährlich ſeyn würde. Ich konnte mir einbilden, daß man ſie bewundern, und daß ihr Herz der Verſuchung der Lobſprüche und Ehrenbezeugungen nicht gleich den erſten Augenblick widerſtehen würde. Die erlittene Ungnade iſt nichts, als ein Beweis, daß ich eine liebenswürdige und tugendhafte Frau habe.

Wir lebten auf unſerm Landgute ſo ruhig und zärtlich, als jemals. Und damit wir den Verluſt unſers klugen Vaters deſto weniger fühlten: ſo nahm mein Gemahl ſeinen ehemaligen Reiſegefährten, den Herrn R**, zu ſich. Er war noch ein junger Mann, der aber in einer großen Geſellſchaft zu nichts taugte, als einen leeren Platz einzunehmen. Er war ſtumm und unbelebt, wenn er viel Leute ſah. Doch in dem Umgange von drey oder vier Perſonen, die er kannte, war er ganz unentbehrlich. Seine Beleſenheit war außerordentlich, und ſeine Beſcheidenheit eben ſo groß. Er war in der Tugend und Freundſchaft ſtrenge bis zum Eigenſinne. So traurig ſeine Miene ausſah, ſo gelaſſen und zufrieden war er doch. Er ſchlug kein Vergnügen aus; allein es ſchien, als ob er ſich nicht ſo wohl an den Ergötzlichkeiten ſelbſt, als vielmehr an dem Vergnügen beluſtigte, das die Ergötzlichkeiten Andern machten. Sein Verlangen war, alle Menſchen vernünftig, und alle Vernünftige glücklich zu ſehen. Daher konnte er die großen Geſellſchaften nicht leiden, weil er ſo viel Zwang, ſo viel unnatürliche Höflichkeiten und ſo viel Verhinderungen, frey und vernünftig zu handeln, darinnen antraf. Er blieb in allen ſeinen Handlungen uneigennützig, und gegen die Glücksgüter, und gegen alle Ehrenſtellen faſt gar zu gleichgültig. Die Schmeichler waren ſeine ärgſten Feinde. Und er glaubte, daß dieſe Leute der Wahrheit und den guten Sitten mehr Schaden thäten, als alle Ketzer und Freygeiſter. Einem geringen Manne diente er mit größern Freuden, als einem vornehmen. Und wenn man ihn um die Urſache fragte, ſo ſagte er: ich fürchte, der Vornehme möchte mich bezahlen, und durch eine reiche Belohnung mich zu einem Laſtträger ſeiner Meynungen, und zu einem Beförderer ſeiner Affecten erkaufen wollen. Er hatte einen geſchickten Bedienten, der ihm aber des Tags nicht mehr, als etliche Stunden, aufwarten durfte. Als er ſeinen Herrn in unſrer Gegenwart einmal fragte, ob er nichts zu thun hätte; ſo ſagte er: Denkt ihr denn, daß ihr bloß meinetwegen, und meiner Kleider und Wäſche wegen, in der Welt ſeyd? Wollt ihr denn ſo unwiſſend ſterben, als ihr gebohren ſeyd? Wenn ihr nichts zu thun habt, ſo ſetzt euch hin, und überlegt, was ein Menſch iſt: ſo werden euch Beſchäfftigungen genug einfallen. Er gab ihm verſchiedene Bücher zu leſen. Und wenn er ihn auskleidete: ſo mußte er ihm allemal ſagen, wie er den Tag zugebracht hätte. Wer ſich ſchämt, ſagte er, einen Menſchen vernünftig und tugendhaft zu machen, weil er geringe iſt, der verdient nicht, ein Menſch zu ſeyn. Mein Gemahl liebte den Herrn R.., als ſeinen Bruder, und wir beſchloſſen niemals etwas wichtiges, ohne ihn zu Rathe zu ziehen.

Um dieſe Zeit bekam mein Gemahl Befehl zum Marſche, weil Schweden mit der Krone Pohlen in einen Krieg verwickelt wurde. Nunmehr gieng mein Elend an. Mein Gemahl hatte einen engen und gefährlichen Paß vertheidigen ſollen. Allein er hatte das Unglück gehabt, ihn und faſt alle ſeine Mannſchaft zu verlieren. Man glaubte, der Prinz von S – –, der mit zu Felde war, hätte ihn mit Fleiß zu dieſer gefährlichen Unternehmung beſtimmt, um ihn zu ſtürzen. Genug, mein Gemahl ward zur Verantwortung gezogen. Man gab ihm Schuld, er hätte ſeine Pflicht nicht in Acht genommen, und es ward ihm durch das Kriegsrecht der Kopf abgeſprochen. Gott, in welch Entſetzen brachte mich folgender Brief von meinem Gemahle!

Lebt wohl, liebſte Gemahlinn, lebt ewig wohl! Es hat der Vorſicht gefallen, meinen Tod zu verhängen. Er kömmt mir nicht unvermuthet; doch würde mich die Art meines Todes erſchrecken, wenn ich meinen Ruhm mehr in der Ehre der Welt, als in einem guten Gewiſſen ſuchte. Gerechter Gott! Ich ſoll durch das Schwerdt ſterben, weil ich es nicht beherzt genug für das Vaterland geführet habe. Der Himmel weis, daß ich unſchuldig bin. Und fünf Wunden, die ich bey meiner Gegenwehr empfangen habe, mögen Zeugen ſeyn, ob ich meiner Pflicht nachgelebt. Der Prinz von S – –, den ihr durch eure Tugend beleidiget habet, iſt ohne Zweifel die Urſache meines gewaltſamen Todes. Vergebt es ihm, daß er euch euren Gemahl entreißt. Es iſt weit weniger, als wenn er euch eure Tugend entriſſen hätte. Lebt wohl, meine Gemahlinn, und betet, daß ich bey dem Anblicke meines Todes ſo beherzt ſeyn mag, als ich itzt bin. Meine Wunden ſind gefährlich. Wollte Gott! daß ſie tödlich wären, und mich der Schmach entriſſen, als ein Verbrecher vor den Augen der Welt zu ſterben. In fünf Tagen ſoll mein Urtheil vollſtreckt werden. Nehmet von dem redlichen R . . in meinem Namen Abſchied. Er wird euch in eurem Unglück nicht verlaſſen. Ich habe den König in einem Bittſchreiben erſucht, daß er euch meine Güter laſſen ſoll; aber ich glaube nicht, daß es geſchehen wird. Seyd unbekümmert, meine Getreue! Flieht, wohin ihr wollt, nur daß ihr den Nachſtellungen des Prinzen entgeht. Lebt wohl. Ach wenn doch der fünfte Tag ſchon da wäre! O warum muß ich denn ein Schlachtopfer meiner Feinde werden! Doch es iſt eine Schickung. Ich will meinen Tod mit Standhaftigkeit erwarten. Lebt noch einmal wohl, liebſte Gemahlinn. Ich fühle den Augenblick eine außerordentliche Schwachheit in meinem Körper. . . . Mein Feldprediger kömmt. Ich will ihn bitten, daß er euch dieſen Brief zuſtellen läßt. Faßt euch. Ich liebe euch ewig, und ich ſehe euch in der künftigen Welt gewiß wieder.

Meinen Schmerz über dieſe Nachricht kann ich nicht beſchreiben. Die Sprachen ſind nie ärmer, als wenn man die gewaltſamen Leidenſchaften der Liebe und des Schmerzens ausdrücken will. Ich habe alles geſagt, wenn ich geſtehe, daß ich etliche Tage ganz betäubt geweſen bin. Alle Troſtgründe der Religion und der Vernunft waren bey meiner Empfindung ungültig, und ſie vermehrten nur meine Wehmuth, weil ich ſah, daß ſie ſolche nicht beſänftigen konnten. Der angeſetzte Todestag meines Gemahls brach an. Ich brachte ihn mit Thränen und Gebete zu, und fühlte den Streich mehr, als einmal, der meinem Gemahle das Leben nehmen ſollte. Niemand ſtund mir in meinem Elende redlicher bey, als der Herr R . . Er klagte und weinte mit mir, und erwarb ſich durch ſeine Traurigkeit den Vortheil, daß ich die Troſtgründe anhörte, mit denen er mich nunmehr anfieng aufzurichten.

Binnen acht Tagen kam der Reitknecht meines Gemahls, und brachte mir die Poſt, daß ſein Herr drey Tage vor dem Tage des Urtheils an ſeinen Wunden geſtorben wäre. Dieſe Nachricht vergnügte mich, ſo betrübt ſie war, doch unendlich. So iſt er denn, als ein Held, an ſeinen Wunden geſtorben? rief ich aus. So hat er die traurigen Zubereitungen zu einem gewaltſamen Tode, welche ärger, als der Tod ſelber, ſind, nicht mit anſehen dürfen? Nunmehr bin ich ruhig. Ich fragte, ob man ihn ohne Schimpf zur Erden beſtattet hätte. Er ſagte mir, daß dieſes gar nicht hätte geſchehen können, weil in der Nacht, da er geſtorben wäre, die Feinde das Dorf angefallen, und das Bataillon, bey dem mein Gemahl gefangen geſeſſen, genöthiget hätten, ſich in der größten Eil und mit Verluſt zurückzuziehen. In eben dieſer Unordnung wäre er mit gewichen, und der Feldprediger von meines Gemahls

Regimente hätte ihm Gelegenheit geſchafft, mit einem Detaſchement zurückzugehen, und mir die Nachricht und etliche Kleinodien von meinem Gemahle zu überbringen.

Der Feldprediger hatte ſelbſt an mich geſchrieben, und mir in meines Gemahls Namen gerathen, Schweden ſo bald zu verlaſſen, als es möglich wäre, damit ich nicht der Rache des Prinzen oder ſeiner Wolluſt weiter ausgeſetzt ſeyn möchte. Der Befehl wegen der Einziehung unſerer Güter war, wie ich erfuhr, ſchon vor meines Gemahls Tode unterzeichnet worden. Ich entſchloß mich alſo zur Flucht, und bat den Herrn R . ., Schweden mit mir zu verlaſſen. Wir gaben in unſerm Hauſe eine Reiſe auf die andern Güter vor, und nahmen nichts, als die Chatoulle, in welcher etwan tauſend Ducaten waren, (denn mein Gemahl hatte ſein baares Vermögen der Krone vorgeſtreckt) nebſt dem Geſchmeide und den Kleinodien mit uns. Alles Silbergeſchirr ließen wir im Stiche, und kamen in Begleitung des vorhin gedachten Reitknechts, und des Bedienten des Herrn R . . glücklich über die Grenzen. Wir erfuhren bald darauf, daß man die Güter eingezogen, und daß man mir etliche Meilen hatte nachſetzen laſſen. Wir waren nunmehr in Liefland: allein ich war deswegen noch nicht ſicher. Der Prinz wollte mich in ſeiner Gewalt haben. Mein Vetter, der mich nach Schweden gebracht hatte, war todt, und ich wußte nicht, welches Land ich zu meinem Aufenthalte ausſuchen ſollte. Mein getreuer Begleiter ſollte mein Rathgeber werden. Er ſchlug mir Holland vor, weil er in Amſterdam Freunde hatte, und er verſicherte mich, daß es mir an dieſem Orte gefallen würde. Hier können ſie ſich, ſagte er, ein Paar Jahre aufhalten, bis ſich die Umſtände in Schweden ändern. Vielleicht glückt es ihnen, daß ſie durch Vorbitte mit der Zeit einen Theil von ihres Gemahls Vermögen zurück bekommen.

Die Furcht, in des rachgierigen Prinzen Hände zu fallen, machte mir alle Länder angenehmer, als mein Vaterland. Ich entſchloß mich alſo, mit ihm nach Amſterdam zu gehen, und ich wünſchte, daß mich die ehemalige Geliebte meines Gemahls dahin begleiten möchte. Wir waren etwan achtzehn Meilen von ihr entfernet, denn wir bildeten uns ein, daß ſie noch auf meines Gemahls Gütern wäre, die er in Liefland hatte. Herr R.. reiſete alſo dahin ab, um ſich nach ihr zu erkundigen. Er war kaum weg, ſo brachte mir der Reitknecht die Nachricht, daß er Carolinen in der Kirche des Dorfes, in welchem ich mich ingeheim aufhielt, geſehen, aber nicht geſprochen hätte. Ich ſchickte ihn fort, und binnen wenig Stunden ſah ich ſie, zu meinem größten Vergnügen, bey mir. Sie hatte binnen den acht Jahren, da ich ſie nicht geſehen, etwas von ihren äußerlichen Reizungen, doch nichts von ihrer Annehmlichkeit im Umgange, verloren. Ich erzählte ihr mein Schickſal, und fragte ſie, ob ſie mit mir nach Amſterdam gehen wollte. Sie vergoß tauſend Thränen über mein Unglück, und über die Liebe, die ich noch gegen ſie hatte. Sie verfahren, ſprach ſie, gar zu liebreich mit mir. Sie bezeigen mir die ſtärkſte Gewogenheit, und hätten doch vielleicht Urſache, mich zu haſſen. Ich halte es für mein größtes Unglück, daß ich ihnen nicht folgen kann; allein ich bin ſeit einem Jahre, denn ſo lange iſt es, daß ich mich von ihres Gemahls Gütern an dieſen Ort begeben habe, ſehr krank geweſen, und ſie werden mir es leicht anſehen, daß es mir unmöglich iſt, eine ſo weite Reiſe mit ihnen zu thun. Indeſſen ſchwöre ich ihnen zu, daß mich, wofern ich wieder geſund werde, nichts in der Welt abhalten ſoll, ihnen nachzufolgen. Und damit ich ſie von der Gewißheit meines Verſprechens deſto ſtärker überführe: ſo will ich ihnen meinen Sohn mitgeben, wenn er ihnen nicht zur Laſt wird. Er iſt bey mir. Ich habe mir für das Geld, das der Herr Vater ihres Gemahls zu meiner und meines Kindes Erhaltung ausgeſetzt hat, ein kleines Landguth hier in dieſem Dorfe gekauft, und ich biete es ihnen nicht allein zu ihrem Aufenthalte, ſondern mit dem größten Vergnügen zu ihrem Eigenthume an. Wollte Gott! ſie blieben unerkannt bey mir, wie ruhig wollten wir nicht leben! Das Verlangen, ihnen zu dienen, ſollte mich wieder geſund und munter machen.

Ich wagte es, mich auf ihren kleinen Ritterſitz zu begeben. Ich traf keinen Reichthum, keinen Ueberfluß da an; aber Ordnung und Bequemlichkeit, die von dem guten Geſchmacke der Beſitzerinn zeugten. Ich fand eine Menge ſchöner Bücher in ihrer beſten Stube. Und ſie war ſo beſcheiden, daß ſie ſagte, ſie gehörten ihrem Sohne, da ich doch leicht merken konnte, daß ſie ihr ſelber zugehörten. Es waren faſt alle die Franzöſiſchen und Schwediſchen Bücher, welche mein Gemahl hochzuhalten pflegte, und ich konnte leicht errathen, wem ſie dieſen guten Geſchmack zu danken hatte. Unter ihrem Spiegel hieng das Bildniß meines Gemahls. So bald ſie merkte, daß mirs in die Augen fiel: ſo überreichte ſie mirs zum Geſchenke, und geſtund mir, daß ſie es ſelber gemalet hätte; denn ſie konnte vortrefflich in Miniatür malen. Ich hielte es für eine Grauſamkeit, ſie um dieſes Andenken zu bringen. Darum bat ich ſie, das Bild noch einmal zu malen, und dieſes ſo lange zu behalten.

Ihr Sohn war noch nicht völlig dreyzehn Jahre alt. Er war ein ſehr artiger und lebhafter Knabe. Sie hatte ihn ſchon in ſeinen zarteſten Jahren einem geſchickten Manne zur Aufſicht anvertraut, und ihn itzt nur auf etliche Wochen zu ſich kommen laſſen, weil ſie wegen der anhaltenden Krankheit ihr Ende vermuthet. Sie geſtund mir zu gleicher Zeit, daß ſie von meinem verſtorbenen Gemahle auch eine Tochter gehabt hätte. Sie wäre mit ihr in Holland darnieder gekommen, und hätte ſie bey ihrem Bruder, einem Kaufmanne im Haag, theils auf ſein Bitten, theils aus andern Urſachen, zurück gelaſſen; dieſes Kind aber wäre in ſeinem ſechſten Jahre geſtorben, wie ihr Bruder geſchrieben hätte. Ich wollte wünſchen, fuhr ſie fort, daß ſie ihren Aufenthalt in Holland bey meinem Bruder nehmen könnten. Doch, ſo viel ich weis, iſt er nicht mehr in den beſten Umſtänden. Ich habe lange keine Nachricht von ihm, und weis nicht, ob er ſich von ſeinem ſtarken Bankerotte wieder erholet hat, oder nicht.

Der Herr R-- kam unterdeſſen von ſeiner vergebenen Reiſe wieder. Es war Zeit, daß wir uns von einem Orte weg machten, wo wir länger nicht wohl verborgen bleiben konnten. Ehe wir noch fortgiengen: ſo ſtarb der Bediente des Herrn R--, deſſen Verluſt uns nicht wenig daurete. Dieſer redliche Menſch gab ſeinem Herrn vor ſeinem Tode vier hundert Stück Ducaten. Dieſes Geld, ſagte er, habe ich in ihrem Dienſte und durch ihre Freygebigkeit geſammlet, und ich bin froh, daß ich es ihnen wieder geben kann. Ihrer Güte, ihrem Unterrichte und ihrem Exempel habe ichs zu danken, daß ich izt gelaſſen und freudig ſterben kann. Wenn ſie nur wieder einen Menſchen hätten, auf den ſie ſich verlaſſen könnten. So gewiß iſts, daß man auch den niedrigſten Menſchen edelmüthig machen kann, wenn man ihn nicht bloß als ſeinen Bedienten und Sklaven, ſondern als ein Geſchöpf anſieht, das unſerer Aufſicht anvertraut, und zu einem allgemeinen Zwecke nebſt uns gebohren iſt.

Wir verließen nunmehr Carolinen, in Begleitung ihres Sohnes. Sie verſprach, ſo bald es möglich wäre, uns zu folgen, und ihr Landgütchen zu verkaufen. Wir kamen glücklich in Amſterdam an. Der Vetter des Herrn R--, bey dem wir uns aufhalten wollten, war zwar geſtorben, doch lebte ſeine Tochter noch. Sie kannte den Herrn R.., ſo bald ſie ihn ſah; denn er war, wie ich ſchon geſagt habe, mit meinem Gemahle ehedem durch Holland gereiſet. Sie nahm uns ſehr gütig auf, und ihr Ehemann war ebenfalls ein vernünftiger und dienſtfertiger Mann. Ich entdeckte mich ihnen, und bat, daß ſie meinen Stand nicht allein verſchwiegen halten, ſondern ihn auch vergeſſen, und mich nicht mehr als eine Gräfinn, ſondern als eine unglückliche Freundinn, betrachten möchten. Sie hatten von dem Schickſale meines Gemahls ſchon durch die Zeitungen gehöret. Und wenn ich auch keine Eigenſchaften gehabt hätte, mich bey dieſen Leuten in Gewogenheit und Anſehn zu ſetzen: ſo war doch mein Unglück ſchon die beſte Empfehlung. Ja ich erfuhr, daß ein großes Unglück in den Gemüthern vieler Menſchen faſt eben die Wirkung hervorbringt, welche ſonſt ein großes Glück zu verurſachen pflegt. Man ſchätzt uns hoch, weil wir viel erlitten oder viel verloren haben, und man macht unſern Unfall zu unſerm Verdienſte, ſo wie man oft unſer Glück, ob wir gleich dazu nichts beygetragen habén, als unſre Vollkommenheit anſieht. Mit Einem Worte, dieſe Leute erwieſen mir, ehe ich ſie noch kannte, mehr Hochachtung und Gefälligkeit, als ich fordern konnte. Sie gaben mir einen ganzen Theil von ihrem Hauſe zu meiner Wohnung ein; ich nahm aber nicht mehr, als ein Paar Zimmer. Und damit ich dieſen gutthätigen Leuten nicht zur Laſt werden möchte: ſo entdeckte ich dem Herrn R . ., daß ich willens wäre, meine Juwelen zu Gelde zu machen, und das Geld in die Handlung ſeiner Frau Muhme zu legen. Er ſagte, daß er es mit ſeinen vier hundert Ducaten, die ihm ſein Bedienter gegeben, ſchon alſo gemacht hätte. Mein dienſtwilliger Wirth verhandelte die Juwelen für zwölf tauſend Thaler, und ſagte, daß er mir keine Intreſſen, ſonden den ordentlichen Gewinnſt davon abgeben wollte, der bey der Rechnung in ſeinem Handel auf dieſes Capital fallen würde. Ich bat ihn, daß er mir keine Rechnung ablegen, ſondern mich und meine beiden Reiſegefährten, anſtatt der Intereſſen, erhalten ſollte. Ich lebte hier ſo ruhig, daß ich mir keinen andern Ort wünſchte. Herr R . . hatte den Sohn von Carolinen bey ſich. Weil er kein Amt hatte: ſo gab er ſich ſelber eins, und zog dieſen jungen Menſchen mit ſo vieler Sorgfalt auf, als ein Mann thun kann, der in dem Bewußtſeyn edler Abſichten und nützlicher Thaten ſeine Belohnung ſucht. Und wie ſehr würden nicht die Großen viel niedrige und unberühmte Männer beneiden, wenn ſie die Belohnung kennten, welche ſolchen Leuten das Gedächtniß ihrer rühmlichen Abſichten und guten Thaten zu ſchenken pflegt! Er unterrichtete den jungen Menſchen in den Sprachen und Künſten, und brachte ihm die edelſten Meynungen von der Religion und Tugend bey. Was ſein Unterricht nicht that, das richtete ſein Exempel aus. Der Schüler ward ſeinem Lehrer ähnlich, und belohnte deſſen Mühe durch einen fähigen Verſtand und durch ein gutes Herz. Ich brachte meine Zeit meiſtens mit Studiren zu, wenn anders ein Frauenzimmer ohne Eitelkeit dieſes von ſich ſagen kann. Ich redte des Tages gemeiniglich eine Stunde mit unſerm jungen Schüler, und ſuchte ihm das Wohlanſtändige beyzubringen, das junge Mannsperſonen oft am erſten von einem Frauenzimmer lernen können. Ich ſuchte ſein flüchtiges und feuriges Weſen der Jugend durch meine Ernſthaftigkeit zu mäßigen. Ich that ſtets fremd gegen ihn, und ſtellte verſchiedne Perſonen vor, damit er meinen Umgang nicht zu gewohnt werden, und in meiner Geſellſchaft immer etwas neues finden ſollte. Mit der Tochter meiner Wirthinn, welche ein Mädchen von etwan acht Jahren war, vertrieb ich mir manche Stunde. Ich lehrte ſie franzöſiſch, zeichnen, ſticken, und auch ſingen. Kurz, ich führte eine ſehr ruhige Lebensart. Mein Wirth und ſeine Frau bequemten ſich nach meinem Geſchmacke, und lernten mir die Vergnügungen ab, mit welchen ſie mich unterhalten wollten. Sie brachten mich niemals in groſſe Geſellſchaften. Sie ſtörten mich nicht in meiner Einſamkeit, als bis ich geſtört ſeyn wollte. Ich durfte weder befehlen, noch bitten, wenn ich ein Vergnügen haben wollte. Ich durfte nur wählen. Man hielt mich in unſerm Hauſe für eine Anverwandtinn der Wirthinn. Und wer ſonſt mit mir umgieng, wuſte es auch nicht beſſer. Mein verſchwiegner Stand nöthigte mich alſo, nicht den glänzenden und ſehr beſchwerlichen Charakter einer Standesperſon in Geſellſchaften zu behaupten, und dieſes zu meinem großen Vortheile. Hätte man gewußt, daß ich eine Gräfinn wäre: ſo würde man, anſtatt mich zu bewundern, nur mein Gutes für einen nothwendigen Antheil meines Standes angeſehen haben. Oder wenn es hochgekommen wäre: ſo würde man mich nur verehret haben, da man mich gegentheils itzt zugleich verehrte, und liebte, und meinen Umgang ſuchte.

Vier Jahr hatte ich nunmehr in Amſterdam zugebracht, und zu verſchiedenenmalen an Carolinen geſchrieben, und ſie an ihr Verſprechen, zu mir zu kommen, erinnert; allein ſie blieb aus.

Ihr Sohn ſollte ſich nunmehr eine Lebensart erwählen, welche er wollte. Er bezeigte Luſt zu dem Soldatenſtande, und der Herr R.. war ſo wenig dawider, daß er ſeine Wahl vielmehr billigte. Geſittete und geſchickte Leute, ſagte er, ſind nirgends nöthiger und nützlicher, als wo es viele Ungeſittete giebt. Werden ſie ein Soldat, und zeigen ſie, daß man unerſchrocken, tapfer, ſtrenge, und doch auch weiſe, vorſichtig und liebreich ſeyn kann. So lange ſie die Religion und ein gutes Gewiſſen haben werden: ſo lange werden ſie den Tod zwar nicht gleichgültig anſehen; aber doch ohne Entſetzen erwarten, und nie aus Zagheit vermeiden. Dieſes iſt die wahre Tapferkeit. Wir kauften ihm eine Fähndrichsſtelle; und er gieng zu ſeinem Regiment ab, welches nachmals an die Grenze von Holland zu ſtehen kam.

Nunmehr kömmt eine von den wunderſamſten Begebenheiten meines Lebens, welche mir von Leuten, die den Stand lieben, und die Menſchen nicht nach ihren Neigungen und Eigenſchaften, ſondern ſtets nach der Geburt und nach dem Range untereinander vergleichen, ſchwerlich wird vergeben werden. Ich war noch in meinen beſten Jahren, und die Annehmlichkeiten in meiner Bildung waren noch nicht verloren gegangen, oder höchſtens zum Theile nur ſo verloſchen, wie die kleinen Züge in einem Gemälde, die man nicht ſehr vermißt. Es fanden ſich verſchiedene Holländer von Anſehen und großem Vermögen, die mich zur Frau begehrten. Allein ihr Suchen war umſonſt. Wer einen ſo liebenswürdigen und vortrefflichen Gemahl, als ich, gehabt, konnte in der Liebe wohl etwas eigenſinnig ſeyn. Ob nun gleich keiner von meinen Freyern ſeine Abſicht erreichte: ſo weckten ſie doch die Erinnerung von der Süßigkeit der Liebe bey mir wieder auf. Du willſt, dachte ich, um dieſer Herren los zu werden, dich ſelbſt zu einer Wahl entſchließen. Dieſe Urſache zu einer Ehe iſt etwas weit hergeholet. Indeſſen war es gewiß, daß ich ſie bey mir ſelber vorwand, weil es mein Herz haben wollte. Der Herr N = = kam an einem Nachmittage zu mir auf meine Stube, und fragte mich, ob ich mich bald der Ehe zum Beſten entſchloſſen hätte. Rathen ſie mir denn, ſprach ich, daß ich wieder heirathen ſoll? Nicht ehe, verſetzte er, als bis ich ſehe, daß es ihnen ihr eigen Herz gerathen hat. Sie kennen meine Aufrichtigkeit, und ſie wiſſen, daß ich nichts für ein Glück halte, was man nicht verlangt und freywillig wählt. Unter der großen Anzahl Männer, die ſich um ihr Herz bemühen, gefällt mir keiner beſſer, als der Herr von der H . ., nicht deswegen, weil er ſehr gelehrt iſt: ſondern weil er, außer ſeinen Wiſſenſchaften und ſeiner wichtigen Bedienung, ſehr viele Vortheile hat, die ihm Liebe erwerben, und ihn zur Liebe geſchickt machen. Ich habe gewiß Recht, daß er ein liebenswürdiger Mann iſt; allein dieſem Urtheil dürfen ſie darum nicht trauen. Ich betrachte den Mann zwar nach einerley Begriffen mit ihnen, aber nicht nach einerley Empfindungen. Ich liebe ihn, als einen Freund, und als ein Freund kann er ihnen angenehm und liebenswerth vorkommen, aber darum noch nicht als ein Ehemann. Unſer Herz iſt oft ſo beſchaffen, daß es die Liebe gegen eine angenehme Perſon zurück hält, ſo bald es auf das genauſte mit ihr verbunden werden ſoll. Vielleicht, fuhr er fort, gefällt ihnen einer von den andern Herren beſſer zur Liebe, ob ihnen dieſer gleich zu einem guten Freunde beſſer gefällt.

Ich verſicherte ihn, daß ich mich ſeines Raths bedienen würde, ſo bald ich meine eigne Neigung zu Rathe gezogen hätte. Warum, fuhr ich fort, heirathen ſie denn nicht? O, ſagte er, ich würde es gewiß gethan haben, wenn meine Umſtände und die Liebe mir zur Ehe gerathen hätten. Die Liebe und meine Philoſophie ſind einander gar nicht zuwider. Eine recht zufriedne Ehe bleibt, nach allen Ausſprüchen der Vernunft, die größte Glückſeligkeit des geſellſchaftlichen Lebens. Zeigen ſie mir eine Perſon, die mir anſtändig iſt, und die ihnen die Verſicherung giebt, daß ſie mich zu beſitzen wünſcht: ſo werde ich ſie, ſo bald ich ſie kenne, mit der größten Zufriedenheit zu meiner Gattinn wählen. Wir haben alle eine Pflicht, uns das Leben ſo vergnügt und anmuthig zu machen, als es möglich iſt. Und wenn es wahrſcheinlich iſt, daß es durch die Liebe geſchehen kann: ſo ſind wir auch zur Liebe und Ehe verbunden. Allein, verſetzte ich, ſie haben ja, ſo lange ich ſie kenne, gegen unſer Geſchlecht ſehr gleichgültig zu ſeyn geſchienen; wie kömmt es denn, daß ſie der Liebe itzt das Wort reden? Ich bitte, ſprach er, vermengen ſie die Beſcheidenheit nicht mit der Gleichgültigkeit. Ich weis, daß man dem Andern mit ſeiner Liebe oft ſo beſchwerlich fallen kann, als mit ſeinem Haſſe. Und aus dieſem Grunde bin ich ſtets behutſam, aber darum nicht gleichgültig gegen das Frauenzimmer. Ich weis eine Perſon, hub ich an, die ſie liebt, und ich glaube nicht, daß ſie ihnen mißfallen wird. Allein deswegen weis ich auch noch nicht, ob es eben diejenige iſt, mit der ſie das genauſte Band der Liebe ſchließen wollen. Er ward beſtürzt, und fragte mich wohl zehnmal, wer ſie wäre. Ich hielt ihn lange auf, und endlich verſprach ich ihm, daß er ſie Nachmittage zu ſehen bekommen ſollte. Nachmittage ſchickte ich ihm mein Portrait, und ſchrieb ein Billet ungefähr dieſes Innhalts an ihn:

So hat die Perſon in ihrer Jugend ausgeſehn, die Sie liebt. Erſt hat ſie nur Freundſchaft und Erkenntlichkeit gegen Sie empfunden. Die Zeit und Ihr Werth hat dieſe Regungen in Liebe verwandelt. Der liebſte Freund meines Gemahls hat das erſte Recht auf mein Herz. Sie ſind ſo großmüthig und tugendhaft mit mir umgegangen, daß ich Sie lieben muß. Antworten Sie mir ſchriftlich. Entſchuldigen Sie ſich nicht mit Ihrem Stande. Sie haben die Verdienſte; was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an? Um die Unvernünftigen dürfen wir uns nicht bekümmern, weil hier niemand von meinem Stande weis.

Er kam den Augenblick zu mir. Und eben der Mann, der ſowohl bey meines Gemahls Lebzeiten, als nach ſeinem Tode, nie ſo gethan hatte, als ob er mir eine Liebkoſung erweiſen wollte, wußte mir itzt ſeine Zärtlichkeit mit einer ſo anſtändigen und einnehmenden Art zu bezeigen, daß ich ihn würde zu lieben angefangen haben, wenn ich ihn noch nicht geliebt hätte. Nunmehr, ſagte er, haben ſie mir das Recht gegeben, ihnen mein Herz ſehen zu laſſen. Und nunmehr kann ich ihnen ohne Fehler das geſtehen, was mich die Ehrerbietung ſonſt hat verſchweigen heißen. Ich habe an das Glück, das ſie mir itzt anbieten, wie der Himmel weis, kaum gedacht. Und wenn ich auch daran gedacht hätte: ſo würde mich meine wenige Eigenliebe niemals dieſen Gedanken haben fortſetzen laſſen. Es fehlt zu meiner Zufriedenheit nichts, als daß ſie mich überzeugen, daß ich ihrer werth bin: ſo will ich mich für den glücklichſten Menſchen ſchätzen. Kurz, wir giengen zu unſerer Wirthinn, wir ſagten ihr unſern Entſchluß, und ſie war nebſt ihrem Manne über dieſe unvermuthete Nachricht ausnehmend erfreut. Unſere kleinen Capitale hatten ſich binnen ſechs Jahren in der Handlung faſt um noch einmal ſo viel vermehret, und wir hätten beide ſehr gemächlich davon leben können. Allein, unſer freundſchaftlicher Wirth wollte uns nicht aus ſeinem Hauſe laſſen. Er behielt unſer Geld, und erwies uns, wie zuvor, alle mögliche Gefälligkeiten. Alſo war Herr R . . mein Gemahl, oder wenn ich nicht mehr ſtandesmäßig reden ſoll, mein lieber Mann. Ich liebte ihn, wie ich aufrichtig verſichern kann, ganz ausnehmend, und ſo zärtlich, als meinen erſten Gemahl. An Gemüthsgaben war er ihm gleich, wo er ihn nicht noch in gewiſſen Stücken übertraf. Aber an dem Aeußerlichen kam er ihm nicht bey. Er war wohl gewachſen; allein er hatte gar nicht das Einnehmende an ſich, das gleich auf das erſtemal rührt. Nein, man mußte ihn etlichemal geſehen, man mußte ihn geſprochen haben, wenn man ihm recht gewogen ſeyn wollte. Ich will deswegen nicht behaupten, daß er ſich für alle Frauenzimmer geſchickt haben würde. Genug, er gefiel mir, und ich fand jeden Tag in ſeinem Umgange eine neue Urſache, ihn zu lieben. Er war nahe an vierzig Jahre, und er hatte ſeit der Zeit, daß ich ihn bey meinem Gemahle kennen lernen, ſich gar nicht von Perſon geändert. Seine ordentliche und ſtille Lebensart erhielten ihn ſo geſund, als ob er erſt zu leben anfieng. Wer war glücklicher, als wir! Unſer Glück fiel niemanden in die Augen, und deſto ruhiger konnten wir es genießen. Wir lebten, ohne zu befehlen, und ohne zu gehorchen. Wir durften niemanden von unſern Handlungen Rechenſchaft geben, als uns ſelbſt. Wir hatten mehr, als wir begehrten, und alſo genug, Andern wohl zu thun. Wir hatten eine Geſellſchaft, die ſich zu unſern Neigungen ſchickte. Wir lebten an dem volkreichſten Orte in der größten Stille. Dieſes war unſer Verlangen. Wir konnten uns beide mit dem edelſten Zeitvertreibe, mit Leſen und Denken, unterhalten. Wir ſtudirten, ohne daß uns deswegen jemand bewundern ſollte. Wir ſtudirten zu unſerer eigenen Ruhe. Und daß ich alles mit einmal ſage, wir wußten in unſrer Ehe von keinem andern Wechſel, als von Gefälligkeiten und Gegengefälligkeiten. Viele können es nicht vertragen, wenn ſie die Liebe verehlichter Perſonen ſo zärtlich abgeſchildert ſehen, als die Liebe zwiſchen unverehlichten, weil man ſieht, daß die meiſten Ehen die Liebe eher auslöſchen, als vermehren. Doch ſolche Leute wiſſen nicht, was Klugheit und Behutſamkeit in der Ehe für Wunder thun können. Sie erhalten die Liebe und befördern ihren Fortgang, wie das Herz durch ſeine Bewegung den Umlauf des Geblüts. Es iſt wahr, eine beſtändige und ſich ſtets gleiche Zärtlichkeit iſt in der Ehe nicht möglich. Doch wenn nur auf beiden Seiten eine gegründete Liebe vorhanden iſt: ſo kann ſie bis in die ſpäteſten Jahre feurig und lebhaft bleiben. Unſere Empfindungen können wohl etwas abnehmen, allein dieſe Abnahme heißt wenig. Derjenige hat allemal genug Vergnügen, ſo lange er ſo viel hat, als das Maaß ſeiner Empfindungen verlangt. Genug, wir ſind nach vielen Jahren noch ſo verliebt in einander geweſen, als wenn wir uns erſt zu lieben angefangen hätten. Man denke ja nicht, weil wir die Wiſſenſchaften liebten, daß wir an uns nur unſere Seelen geliebt hätten. Ich habe bey allen meinen Büchern über die metaphyſiſche Geiſterliebe nur lachen müſſen. Der Körper gehört ſo gut, als die Seele, zu unſerer Natur. Und wer uns beredet, daß er nichts als die Vollkommenheiten des Geiſtes an einer Perſon liebt, der redet entweder wider ſein Gewiſſen, oder er weis gar nicht, was er redet. Die ſinnliche Liebe, die bloß auf den Körper geht, iſt eine Beſchäfftigung kleiner und unfruchtbarer Seelen. Und die geiſtige Liebe, die ſich nur mit den Eigenſchaften der Seele gattet, iſt ein Hirngeſpinſte hochmüthiger Schulweiſen, die ſich ſchämen, daß ihnen der Himmel einen Körper gegeben hat, den ſie doch, wenn es von den Reden zu der That käme, um zehn Seelen nicht würden fahren laſſen.

Ich komme wieder zu meiner Geſchichte. Wir lebten, wie ich geſagt habe, ſo vergnügt, als man nur leben kann. Wir meldeten Carlſonen, ſo hieß Carolinens Sohn, der Fähndrich, unſere Heirath und baten ihn, daß er uns beſuchen ſollte, wenn es möglich wäre; denn wir hatten ihn nun wohl in vier Jahren nicht geſehen. Er ſchrieb uns, daß er Lieutenant geworden wäre, daß es ihm ſehr wohl gienge, und daß er ſich vor wenig Wochen mit einem Frauenzimmer, die ihm zu gefallen das Kloſter heimlich verlaſſen, verheirathet hätte. Von ihrem Stande könnte er uns nichts ſagen, weil ſie in dem ſechſten Jahre in das Kloſter gekommen, und darinnen bloß unter dem Namen Mariane bekannt geweſen wäre. Sie möchte indeſſen von dem niedrigſten Herkommen ſeyn: ſo wäre ſie doch ſo liebenswürdig, daß er ſich nur einen hohen Stand wünſchen wollte, um ſeine Geliebte darein ſetzen zu können. Denn Carlſon wußte nichts weiter von ſeiner Geburt, als daß ſein Vater ein Aufſeher auf den Gütern meines erſten Gemahls geweſen, und ihm jung geſtorben wäre. Er bat uns unbeſchreiblich, daß wir nach dem Haag kommen ſollten, von welchem Orte er itzt nur etliche Meilen weit in dem Quartiere ſtünde. Dieſe Nachricht erſchreckte uns faſt mehr, als ſie uns erfreute. Wir vermutheten bey dieſer Ehe zwar genug Liebe, aber nicht genug Ueberlegung. Indeſſen ſchickten wir ihm etliche hundert Ducaten, daß er ſeine Umſtände deſto bequemer einrichten könnte. Wir verſprachen auch, ihn ſo bald zu beſuchen, als es die Jahrszeit und meine Umſtände erlauben würden; denn ich war mit einer Tochter darnieder gekommen. Wir reiſeten den folgenden Frühling nach dem Haag ab. Wir fanden an unſerm Carlſon und ſeiner Frau ein

Paar Eheleute, die einander werth waren. Mariane war ein ganz außerordentlich ſchönes Frauenzimmer. Sie war blond, und hatte ein Paar große blaue und ſchmachtende Augen, die ſich zu ſchämen ſchienen, daß ſie die Verräther von einem ſehr zärtlichen Herzen ſeyn ſollten. Und wenn auch die übrigen Theile ihres Geſichts nicht ſo ausnehmend wohlgeſtalt und recht abgemeſſen geweſen wären: ſo hätte ſie doch bloß ihrer Augen wegen den Namen einer Schönheit verdient. Von ihrem Verſtande will ich nicht viel ſagen. Sie war in dem Kloſter erzogen. Ihr unſchuldiges und aufrichtiges Herz hätte auch den Mangel des Witzes tauſendmal erſetzt, wenn ſie gleich weniger Einſicht gehabt hätte, als ſie in der That hatte. Es hieng ihr noch etwas Schüchternes aus dem Kloſter an; allein ſelbſt dieſe Schüchternheit ſchickte ſich ſo wohl zu ihrer Unſchuld, daß man ſie ungerne würde vermißt haben. Ja, ich ſage noch mehr, man liebte ſo gar an ihr die Schüchternheit; ſo wie oft ein Fehler unter gewiſſen Umſtänden zu einer Schönheit werden kann.

Ich ſuche die Worte vergebens, mit denen ich ihre Zärtlichkeit gegen ihren Mann beſchreiben will. Man ſtelle ſich einen ſehr einnehmenden, feurigen und blühenden Mann, (denn dieſes war Carlſon) und dann ein von Natur zärtliches Frauenzimmer vor, die von Jugend auf eine Nonne geweſen war, und bey der die ſüßen Empfindungen nur deſto mächtiger geworden waren, weil ſie an der ſtrengen Lebensart und an den Regeln einer hohen Keuſchheit

heit einen beſtändigen Widerſtand geſunden hatten: ſo wird man die innbrünſtige und ſchmachtende Liebe dieſer jungen Frau einigermaßen denken können. Ich war ſo wohl mit unſers Carlſons Wahl zufrieden, als mein Mann, und wir vergnügten uns an der Zufriedenheit dieſes Paars ſo ſehr, daß wir nicht wieder von ihm kommen konnten. Wir ließen Geld aus Amſterdam kommen, und blieben ein ganzes Jahr, und länger, bey dieſen zärtlichen Eheleuten. Nichts fehlte uns, als Carlſons redliche Mutter. Wir hatten Briefe von ihr, daß es ſich mit ihrer Geſundheit gebeſſert hätte, und daß ſie im Stande wäre, bald zu uns zu kommen. Wir ſchickten auch den Reitknecht, der mir ehemals die Poſt von meines Gemahls Tode gebracht hatte, fort, daß er ſie abholen und zu uns bringen ſollte. Er hatte ſie bereits unterweges angetroffen, und ſie war bey uns, ehe wir es vermutheten. Sie hatte ſich recht vergnügt, und ſie ward durch die Freude über ihres Sohnes Glück und mein Vergnügen alle Tage belebter und munterer. Indeſſen verſicherte uns dieſe rechtſchaffene Frau, daß ihr Vergnügen gar zu groß ſey, als daß es lange Beſtand haben könnte. Mariane ward mit einer Tochter entbunden. Auch dieſes diente uns zu einer neuen Freude. Doch je mehr wir Urſache hatten, mit Marianen zufrieden zu ſeyn, deſto begieriger wurden wir, etwas gewiſſes von ihrer Herkunft zu erfahren. Gleichwohl war alle unſere angewandte Mühe vergebens, uns dieſes Geheimniß zu entdecken. Mariane hatte ihrem Manne zu Liebe das Kloſter heimlich verlaſſen, und wir mußten bey unſerer Nachforſchung ſehr behutſam gehen, damit wir ſie nicht in Gefahr ſetzten, entdeckt zu werden. Im Kloſter fertigte man diejenigen, die wir insgeheim nachfragen ließen, mit der Antwort ab, daß ihnen Marianens Stand und Geburt unbekannt wäre, daß ſie in ihrem ſechſten Jahre von einem gemeinen Manne in das Kloſter gebracht worden, der ein gewiſſes Geld zu ihrer Erziehung da gelaſſen, und nichts geſagt hätte, als daß ſie die Tochter eines unglücklichen Holländers wäre, der ſie nicht in der Reformirten Religion erziehen laſſen wollte. Vielleicht könnte er der Aebtiſſinn mehr vertraut haben, dieſe aber wäre todt. Kurz, wir erfuhren nichts, und es konnte ſeyn, daß man in dem Kloſter ſelbſt nichts gewiſſes von Marianens Herkunft wußte. Denn wie viele Kinder werden nicht unter einem fremden Namen in die Klöſter gebracht, und durch unbekannte Hände erhalten!

Endlich mußten wir uns doch entſchließen, wieder nach Amſterdam zurück zu gehen. Unſere Umſtände forderten dieſe Trennung. Caroline begleitete uns nach dem Haag. Sie erkundigte ſich hier, ob ſie nicht jemanden antreffen könnte, der ihr von ihrem Bruder, Andreas, Nachricht geben könnte. Allein ſie erfuhr nichts weiter, als was wir ſchon wußten, nämlich, daß er nach ſeiner Frauen Tode unglücklich in ſeiner Handlung geworden, und weil er ſein Vermögen eingebüßet hätte, mit einem Schiffe nach Oſtindien gegangen wäre, ſein Glück von neuem zu verſuchen. Wir blieben noch etliche Tage in dem Haag, und nahmen unſere Reiſegelder in Empfang. Und eben da wir fort wollten, ließ uns der Kaufmann, der ſie uns ausgezahlt hatte, ſagen, daß in Amſterdam vor etlichen Tagen ein Oſtindienfahrer, und auf dieſem Schiffe zugleich Herr Andreas, der Kaufmann, nach dem wir ehedem gefragt hätten, zurück gekommen, und heute bey ihm geweſen wäre. Dieſe Zeitung war zu wichtig, als daß wir unſere Reiſe hätten fortſetzen ſollen, ohne den Herrn Andreas zu ſprechen. Aber wollte der Himmel, daß wir ihn in unſerm Leben nicht geſehen hätten! Er kam den andern Tag zu uns. Carolinens erſte Frage war, warum er ihr denn vor ſeiner Abreiſe nach Oſtindien nichts ausführliches von dem Tode ihrer Tochter geſchrieben hätte? Iſt denn Mariane todt? rief er. Was willſt du denn mit der Mariane? verſetzte ſeine Schweſter. Meine Tochter hieß ja, wie ich, Caroline. Wo iſt ſie denn? Iſt ſie nicht todt? Ach wenn doch dieſes Gott wollte! Ja doch, ſprach Andreas, ich weis es wohl, ſie hieß Caroline; aber aus Liebe zu meiner Frau, und weil ich ſie an Kindesſtatt angenommen hatte, nennte ich ſie nach meiner Frau, Mariane. Ich will dir alles erzählen; aber verſprich mir, daß du mir auch alles vergeben willſt. Meine liebe Frau ſtarb mir, wie ich dir vor zehen Jahren gemeldet habe. Mariane war ebenfalls tödtlich krank, und ich hielt ſie ſchon für verloren. Allein es beſſerte ſich mit ihr. Indeſſen nöthigte mich mein Bankerott, mein Glück anderwerts zu verſuchen. Ich gieng nach Oſtindien. Du weißt, daß ich der Catholiſchen Religion zugethan bin. Ich liebte deine Tochter, oder vielmehr meine an Kindesſtatt angenommene Mariane, recht väterlich. Um ſie nun theils in meiner Religion erziehen zu laſſen, theils ſie wohl zu verſorgen: ſo nahm ich, was ich noch hatte, und that dieſes liebe Kind vor meiner Abreiſe, und ohne jemanden etwas zu ſagen, in ein Kloſter, an der Grenze der Oeſterreichiſchen Niederlande. Ich war eben im Begriffe, dahin zu reiſen, um zu ſehen, ob Mariane noch lebte, als ich hieher gerufen war. Ich kann nicht länger warten, ich muß wiſſen, ob ſie noch lebt. Komm mit, ſprach er zu Carolinen. Wir wollen den Augenblick in das Kloſter fahren. In drey Tagen ſind wir wieder hier. Und ohne ein Wort weiter zu ſprechen, giengen ſie beide fort. Mein Mann und ich hatten kaum das Herz, uns anzuſehen, geſchweige zu reden. Ein heimlicher Schauer lief mir durch alle Glieder. Gott! was ſoll das werden! fieng endlich mein Mann an. Mariane, das Kloſter . . und nicht weit von der Grenze. Was ſind dieſes für entſetzliche Nachrichten! Ach der arme, der unglückliche Carlſon! Möchte doch dieſesmal unſere Muthmaßung falſch ſeyn! Wäre doch Andreas wieder da, oder wäre er vielmehr nimmermehr wieder nach Europa gekommen! Seine Gegenwart wird uns ganz gewiß das traurigſte Geheimniß offenbaren, das uns ewig hätte verborgen bleiben ſollen. Wird nicht Caroline, um ihre Tochter wieder zu finden, ſie als Frau aus den Armen ihres eignen Sohnes reißen müſſen? Mit dieſen grauſamen Vorſtellungen quälten wir uns, bis Andreas mit ſeiner Schweſter, der Caroline, wieder zurück kam. Ihr Anblick ließ uns zu unſerm Unglücke die Sache auf einmal errathen. Caroline zerfloß faſt in Thränen. Sie that untröſtlich, und ihr Bruder, als ein harter Mann, ließ zwar äußerlich keine Traurigkeit ſpüren; allein er ſaß ganz betrübt. Wir konnten aus beiden lange Zeit kein Wort bringen. Sie hatten, mit Einem Worte, in dem Kloſter erfahren, daß eine Nonne, mit Namen Mariane, welche um das und das Jahr, (Tag und Jahr traf beides ein.) in das Kloſter gebracht wäre, vor anderthalb Jahren daſſelbe heimlich verlaſſen, und, ſo viel man wüßte, ſich mit einem jungen von Adel verheirathet hätte. Was war zu thun? Wir mußten, anſtatt nach Amſterdam zu reiſen, wieder zurück nach Carlſons Quartier. Wir ſahen alle viere nur mehr, als zu gewiß, daß dieſe Nonne niemand anders, als Carlſons Frau ſeyn würde. Doch man müßte das menſchliche Herz nicht kennen, wenn man glaubte, daß wir zu unſerm Troſte keine Ausflüchte gewußt hätten. Eine Nachricht, von der uns die Gewißheit erſchreckt, und das Gegentheil erfreut, mag noch ſo wahrſcheinlich ſeyn, als ſie will, ſo ſind wir doch ſinnreich genug, ſie zweifelhaft zu machen. Sollte ich, ſagte Caroline, denn mein Kind, mein leiblich Kind nicht kennen? Sollte es denn keine Aehnlichkeit mit mir haben? Gleichwohl hatte ſie es verlaſſen, da es kaum einige Monate alt geweſen war. Ein junger von Adel, fieng mein Mann oft unterwegs an, ein junger von Adel? Wenn hat ſich denn Carlſon dafür ausgegeben? Er iſt viel zu beſcheiden, als daß er ſich einen Stand andichten ſollte, in dem er nicht erzogen worden iſt. Nein, nein, ſprach ich, das wolle Gott nicht! Hätte er ſich auch für einen Edelmann ausgegeben, warum hätte er nicht geſagt, daß er ein Officier wäre? Vielleicht iſt in eben dem Jahre noch ein Kind in das Kloſter gekommen, das ebenfalls den Namen Mariane gehabt hat. Andreas, der der Philoſophie wegen nicht nach Oſtindien gereiſet war, meynte, es läge ſchon in der Natur, daß ein Paar ſo nahe Blutsfreunde einander nicht als Mann und Frau lieben könnten. Ich glaube, daß wir uns alle Augenblicke auf dieſer Reiſe widerſprachen, ohne es zu merken. Voll Zittern und Hoffnung kamen wir alſo bey unſerm Carlſon wieder an. Wir hatten uns vorgenommen, recht behutſam zu gehen, und die Urſache unſerer Zurückkunft weder ihm, noch ihr merken zu laſſen. Wir wollten ſagen, daß wir aus Vergnügen über die Ankunft des Herrn Andreas wieder mit umgekehrt wären. Wenn auch, ſprachen wir alle, Mariane, die rechte Mariane ſeyn ſollte: ſo würden dieſe zärtlichen Eheleute doch beide in Verzweiflung gerathen, wenn wir ihnen dieſes traurige Geheimniß auf einmal entdeckten.

Nein, fieng ich an, wir bringen Marianen auf dieſe Art um das Leben. Iſt ſie die wahre Caroline: ſo will ich ſie bitten, daß ſie mir zu Liebe auf einige Zeit mit nach Amſterdam reiſen ſoll. Ihr Mann wird ihr dieß Vergnügen nicht abſchlagen. Iſt ſie einmal in Amſterdam: ſo wird es Zeit ſeyn, ihr das Geheimniß nicht ſo wohl zu entdecken, als es ſie nach und nach ſelbſt entdecken zu laſſen. Weis es Mariane: ſo ſoll es Carlſon auch erfahren. Er muß ſie in ſeinem Leben nicht wieder zu ſehen bekommen. Dieſes wird der einzige Troſt ſeyn, mit dem wir ihm in ſeinem mitleidenswürdigen Irrthume beyſtehen können. Er kennt die Religion, und hört die Vernunft. Die Tochter aus dieſer unglücklichen Ehe will ich erziehen laſſen, damit Mariane den traurigen Beweis einer ſo zärtlichen und nunmehr unerlaubten Liebe nicht vor Augen hat. In dieſer Berathſchlagung langten wir bey Carlſon an. Er trat in die Thüre, indem wir ankamen, und lief uns mit Verwunderung entgegen. Wir heiterten unſere Geſichter ſo gut auf, als es möglich war, und ſagten ihm, daß Herr Andreas, Carolinens Bruder, den wir in dem Haag von ſeiner Wiederkunft aus Indien angetroffen hätten, die Urſache unſerer Zurückkunft wäre. Wer war froher, als er! Wir traten in die Stube zu ſeiner Mariane. Kaum hatte Andreas Marianen erblickt: ſo fiel er ihr um den Hals, und ſchrie mit einem entſetzlichen Tone: Ach, das Gott erbarme, ſie iſt es, ſie iſt es! Ich unglücklicher Mann, ich bin an allem Schuld!

Dieſes war die Erfüllung von dem Vorſatze, bey der Sache behutſam zu gehen. Caroline lief als verzweifelnd zur Thüre hinaus. Mariane wollte ſich von dem Andreas losmachen; allein er ließ ſie nicht aus ſeinen Armen. Ich hatte nicht ſo viel Gewalt über mich, daß ich hingehen, und ihn von ihr losreißen konnte. Carlſon blieb auf einer Stelle ſtehen, und fragte hundertmal, was es wäre. Mein Mann wollte es ihm ſagen, und kehrte doch bey jedem Worte wieder ein. Mariane kam endlich auf mich zu. Ich ſollte ihr entdecken, was es wäre. Ich fieng an zu reden, ohne zu wiſſen was. Ich bat ſie um Vergebung. Ich verſicherte ſie meiner ewigen Freundſchaft. Ich umarmte ſie. Dieſes war es alles. Indeſſen kam ihr Mann, und wollte ſie aus meinen Armen nehmen. Nein, nein, ſchrie ich, Mariane iſt nicht ihre Frau, Mariane iſt ihre Schweſter. In dieſem Augenblicke ſank Mariane nieder, und ich erwachte darüber, wie aus einem unruhigen Schlafe. Ich und mein Mann waren am erſten wieder bey uns ſelbſt Wir brachten Marianen auf ein Bette, und ſie erholte ſich aus einer Ohnmacht, um in die andre zu fallen. Wir brachten ſie den ganzen Tag nicht wieder zu ſich ſelbſt.

Mein Mann war indeſſen nach Carolinen gegangen, die wir, ſeit dem ſie aus der Stube gelaufen war, nicht wieder geſehen hatten. Er hatte ſie in dem Gartenhauſe auf den Knien angetroffen. Ich will gleich auf den andern Tag kommen. Das Gewaltſame

waltſame unſers Affects hatte ſich gelegt, und ſich ſtatt deſſen das Bange der Traurigkeit eingeſtellt. Thränen und Seufzer, welche die Beſtürzung geſtern zurück gehalten, hatten nun ihre Freyheit, und wir ſuchten unſern Troſt in Klagen und im Mitleiden. Carlſon kam vor das Bette ſeiner Mariane, und mit ihm Wehmuth, Furcht, Schaam, Reue und gekränkte Zärtlichkeit. Es war erbärmlich anzuſehen, wie ſich dieſe beiden Leute gegen einander bezeigten. Die Religion hieß ſie die Liebe der Ehe in Schweſter- und Bruderliebe verwandeln, und ihr Herz verlangte das Gegentheil. Sie hatten einander unbeſchreiblich geliebt. Sie waren noch in dem Frühlinge ihrer Ehe, und ſie ſollten dieſes Band itzt ohne Anſtand zerreißen. Sie hatten einander in ihrem Leben nicht geſehen, und alſo kam ihnen die Vertraulichkeit nicht zu Hülfe, die ſonſt die Liebe unter Blutsverwandten auszulöſchen pflegt. Ihre Natur ſelbſt that den Ausſpruch zu ihrem Beſten. Wie konnten ſie etwas in ſich fühlen, das ihre Liebe verdammte, da ſie den Zug der Blutsfreundſchaft nie gefühlt hatten. Ach, mein Bruder, rief Mariane einmal über das andre aus, verlaßt mich, verlaßt mich! Unglückſeliger Gemahl, fangt mich an zu haſſen. Ich bin eure Schweſter. Doch nein! Mein Herz ſagt mir nichts davon. Ich bin euer, ich bin euer. Uns verbindet die Ehe. Gott wird uns nicht trennen. Ihr Gemahl war nicht beſſer geſinnt. Er hörte die Stimme der Leidenſchaften, um den Befehl der Religion nicht zu hören. Er hütete ſich genau, ſie nicht ſeine Schweſter zu nennen. Er hieß ſie ſeine Mariane. Er war beredt und unerſchöpft in Klagen, die bis in das Herz drangen, weil ſie das Herz hervorbrachte. Er fieng zuweilen mitten in ſeinen Klagen an zu philoſophiren, und wie man leicht glauben kann, ſehr eigennützig. Er erwies, daß ihre Ehe vor Gott erlaubt wäre, wenn ſie auch die Welt verdammte. Und er that doch nichts, als daß er zehnmal nach einander ſagte, daß ſie öffentlich verbunden wären, und daß nichts, als der Tod, dieſes Bündniß trennen ſollte. Er wünſchte unzähligemal, in der Sprache des Affects, daß Andreas geſtorben ſeyn möchte, ehe er den Athem zur Entdeckung dieſes Geheimniſſes hätte ſchöpfen können. Dieſer ſaß da, als ob er ſein Todesurtheil anhören ſollte. Ich glaube, daß er gern mit etlichen Jahren von ſeinem Leben das zerſtörte Vergnügen dieſer Zärtlichkeit wieder erkauft hätte. Caroline trat endlich zu Marianen an das Bette, und hieß Carlſonen weggehen. Meine Tochter, fieng ſie an, ich habe dich wieder gefunden, um dich aus den Armen deines Bruders zu reißen. Wollte Gott, daß ich dieſer betrübten Pflicht zeitlebens hätte überhoben ſeyn können! Vielleicht iſt es die Strafe, daß ich . . . doch Gott hat es verhänget. Ihr ſeyd beide keines Verbrechens ſchuldig. Eure Unwiſſenheit rechtfertiget eure Liebe, und die Gewißheit verbeut ſie nunmehr. Ich bin eure Mutter, und liebe euch, als meine Kinder; aber ich verabſcheue euch, wenn ihr das Band der Ehe dem Bande des Bluts vorzieht. Die Anrede war ſehr fromm; allein ſie war zu heftig, und zu früh angebracht. Sie weckte die Verzweiflung in beiden von neuem auf. Mein Mann erwählte einen gelindern Weg, die zärtlichen Gemüther zu beſänftigen. Er bediente ſich eines Scheingrundes, der in der Stunde des Affects eben ſo viel Kraft zu haben pflegt, als die Wahrheit. Er ſagte, es wäre eine Gewiſſensſache, die wir nicht entſcheiden könnten. Wir wollten den Ausſpruch verſtändigen Gottesgelehrten überlaſſen. Er glaubte, daß die Ehe vielleicht noch ſtatt finden könnte. Dieſes war eine Arzney, welche die Wehmuth der beiden Leute verminderte, und zugleich ihrer Liebe Widerſtand that. Sie entſchloſſen ſich, ſich dem Ausſpruche der Geiſtlichen zu unterwerfen; aber gewiß nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Verlangen, deſto ruhiger ihre Liebe fortſetzen zu können. Wir machten uns indeſſen ihre Bereitwilligkeit zu Nutze, und ermunterten Marianen, uns, ſo bald es ihre Umſtände zuließen, nach Amſterdam zu folgen; vielleicht wäre es möglich, daß man von Rom Diſpenſation erlangen könnte. Ihr Mann ſollte ſich Urlaub auf ein halb Jahr ausbitten, und wenn er ihn erhielte, uns nachkommen. Alles dieſes ließen ſich die beiden Leute gefallen. Es ſtrichen einige Tage dahin, und Mariane war in den Umſtänden, die Reiſe mit anzutreten. Indem wir uns dazu anſchickten: ſo erhielt Carlſon Ordre, ſich unverzüglich, und bey Verluſt ſeiner Stelle, zu dem Regimente zu verfügen, weil es marſchiren ſollte. Dieſe Nachricht that eine ungleiche Wirkung. Carlſon war darüber erfreut, und Mariane ward von neuem niedergeſchlagen. Kaum ſahe ich ſeine Zufriedenheit über dieſe Poſt: ſo machte ſie ihm die grauſamſten Vorwürfe. Sie hieß ihn einen Ungetreuen, der ihrer los zu ſeyn wünſchte. Sollte man wohl glauben, daß eine Frau, die da wußte, daß ihr Mann ihr Bruder war, noch auf einen ſolchen Verdacht fallen könnte? Allein, was iſt in der Liebe und in dem Traume wohl unmöglich? Wir ſahen alſo leider nur mehr, als zu deutlich, wie heftig Mariane ihren Mann noch liebte, und wie ſie in ihrem Herzen nichts weniger beſchloſſen hatte, als ihn fahren zu laſſen. Carlſon verſicherte ſie mit den größten Betheurungen, daß er ſie noch unendlich liebte, und daß er über die Nachricht zum Marſche nur deswegen vergnügt wäre, weil er ihn als eine Gelegenheit anſähe, die der Himmel beſtimmt hätte, der Sache den Ausſchlag zu geben. Vielleicht, ſprach er, verliere ich mein Leben, wenn es zu einem Feldzuge kömmt. Und wer iſt alsdann glücklicher, als wir? Soll ich den Tod nicht geringer ſchätzen, als die Quaal, euch zu ſehen, und euch zu lieben? Und wollt ihr nicht lieber mit Gewalt von mir getrennet ſeyn, als die Pein ausſtehen, mich freywillig zu verlaſſen, und doch dieſe Freyheit niemals von eurer Liebe zu erhalten? Seyd getroſt, liebe Mariane! Komme ich wieder zurück: ſo iſt es ein Zeichen, daß der Himmel unſere Ehe billiget.

get. Verliere ich mein Leben: ſo iſt es ein Beweis, daß ihr einen Mann verloren habt, der nur euer Bruder, und nicht euer Ehemann ſeyn ſollte. Welche glückſelige Dienſte leiſtet nicht der Irrthum in gewiſſen Umſtänden! und wie gut iſt es nicht oft, daß wir das Vergnügen haben, uns ſelbſt zu betrügen! Genug, Carlſons Irrthum war in Anſehung des Erfolgs vortrefflich. Er beruhigte ihn, und endlich auch Marianen. Sie ließen die Sache auf den Himmel ankommen; und ſie verſprachen ſich von dieſem Richter nichts, als was ſie wünſchten. Sie flehten Gott um Beyſtand an, nicht anders, als ob ihnen die Menſchen unrecht thäten. Kurz, ſie waren voll Zuverſicht und Vertrauen, die alle Wahrheit nicht würde zuwege gebracht haben. Carlſon reiſete fort, als ob er in dem Treffen ſeine Mariane gewinnen ſollte, und Mariane that ſo geſetzt, als ob ſie ihn von ſich ließe, um ihn auf ewig wieder zu bekommen. So bald er fort war, ſo folgte ſie uns ganz getroſt nebſt ihrer Tochter und ihrer Mutter nach Amſterdam. Andreas, der ſich in Oſtindien wieder ein kleines Vermögen erworben hatte, blieb in dem Haag, um von neuem ſeinen Handel anzufangen, wozu ihm Caroline einen Theil von ihren Geldern gab, die ſie aus Deutſchland mitgebracht hatte. Wir trafen unſern gütigen Wirth in Amſterdam noch in ſeinen vorigen Umſtänden an. Wir gaben Marianen für Carlſons Frau aus, und Caroline war ſeine Mutter.

In wenig Monaten erhielten wir die Nachricht, daß Carlſon zwar nicht gegen den Feind, ſondern an einer hitzigen Feldkrankheit geblieben wäre. Caroline, ich und mein Mann bedauerten ihn ſehr; aber wenn wir an ſeine Ehe dachten: ſo war uns ſein Tod eine erwünſchte Nachricht. Denn wer konnte die gefährliche Sache beſſer ſchlichten, als der Tod? Die Ausſprüche der Geiſtlichen würden ganz gewiß wider dieſe Ehe geweſen ſeyn. Und Mariane und ihr Mann hätten entweder einander nicht verlaſſen, oder ohne einander das unglückſeligſte Leben geführet. Gleichwohl war uns für Marianen noch ſehr bange. Sie hatte ſich zwar dem Endurtheile des Himmels ergeben; aber, wie ich ſchon erinnert, in keiner andern Hoffnung, als daß es vortheilhaft für ſie ausfallen würde. Wir ſahen, daß Marianens Verzweiflung von neuem wieder aufwachen würde. Dennoch mußte ſie es erfahren. Wir ließen ſie auf unſer Zimmer rufen, und mein Mann nahm es über ſich, ihr ihres Mannes Tod zu entdecken. Nicht wahr, Mariane, fieng er an, ſie errathen ſchon, was ich ihnen hinterbringen will? Erſchrecken ſie nur, denn ſie müſſen doch erſchrecken. Hier iſt ein Brief aus dem Lager. Sagen ſie mir nichts mehr, verſetzte Mariane. Ich kann den Innhalt des Briefs ſchon wiſſen. Mein Gemahl iſt todt. Ich unglückſelige Frau! Doch bin ich zufrieden, daß mir ihn nicht die Welt, ſondern der Himmel entzogen hat. Nun ſehe ich, daß es Gott nicht hat haben wollen. Wie iſt er denn geſtorben? Iſt er im Treffen geblieben?

Wir erſtaunten über dieſe unvermuthete Gelaſſenheit, die einer Gleichgültigkeit nicht unähnlich ſah. Wir hatten uns auf die beſten Troſtgründe vergebens gefaßt gemacht. Gleichwohl wußten wir auch nicht, ob wir Marianen trauen durften. Indeſſen that ſie gelaſſen, und betrauerte ihren Mann mehr durch ſtille Thränen, als durch eine tobende Wehmuth und Ungeduld. In etlichen Tagen erhielten wir wieder einen Brief, und die Aufſchrift war Carlſons Hand. Soll ichs aufrichtig geſtehen, ſo erſchrack ich weit mehr, daß er noch lebte, als ich zuerſt über ſeinen Tod erſchrocken war. Gott, dachte ich, was wird dieſes wieder werden? Carlſon wird ſeiner Krankheit wegen das Lager verlaſſen, und wohl gar abgedankt haben. Die Liebe wird ihn wieder zu Marianen rufen. Mariane nur war vor Freuden ganz außer ſich. Der Brief war an ſie, und ſie brach ihn nicht etwa gleich auf. O nein, ſo viel Zeit ließ ihr ihre vergnügte Unruhe nicht. Sie gab ihn uns auch nicht zu erbrechen. Sie behielt ihn in den Händen, als einen unbekannten Schatz, den man nicht eröffnen will, bis man ſich zehnmal vorgeſtellet hat, wie viel darinnen ſeyn könnte. Da ſie ihn endlich erbrach: ſo war der Brief ſchon viele Wochen älter, als derjenige, der uns Carlſons Tod berichtet hatte. Kurz, es war ein Abſchiedsbrief an Marianen. Ich will die Abſchrift herſetzen.

Liebſte Mariane,

Dieſes ſind ſeit vier Wochen die erſten Stunden, da ich mich beſinnen und euch meine Krankheit melden kann. Wie glückſelig bin ich, daß ich krank geweſen, und dem Tode ſo nahe gekommen bin, ohne beides zu wiſſen! wie viel würde ich eurentwegen binnen der Zeit ausgeſtanden haben, wenn ich meiner mächtig geweſen wäre! Gott ſey für dieſe Art des Todes gedankt! Ich bin völlig ausgezehrt, völlig entkräftet. Und ich ſehe die Stunden, da ich mir wieder bewußt bin, für nichts als Augenblicke an, die mir Gott gönnt, mich noch einmal in der Welt, und in meiner eignen Seele umzuſehen, und an das Zukünftige zum letztenmale zu denken. So lebt denn wohl, Mariane, lebt ewig wohl! Beweint mich nicht als euern Mann, ſondern als euern Bruder. Trauriger Name! Verſchweigt unſerer Tochter unſer Schickſal, wenn ſie leben bleibt. Verbergt es, wenn es möglich iſt, vor euch ſelbſt. Mein Gewiſſen macht mir keinen Vorwurf, daß ich euch geliebt habe; allein es beunruhiget mich, daß ich euch, nach der traurigen Entdeckung, als meine Frau zu lieben nicht habe aufhören wollen. Gott, wie viel anders denken wir auf dem Todbette, als in unſerm Leben! Was ſieht nicht unſere Vernunft, wie viel ſieht ſie nicht, wenn unſere Leidenſchaften ſtille und entkräftet ſind! Ja, ja, ich ſterbe, ich ſterbe getroſt. Doch Gott! ich ſoll euch nicht wieder ſehen? Ich ſoll euch verlaſſen, liebſte Mariane?

Ich ſoll ſterben? Welche entſetzliche Empfindungen fangen itzt in mir an zu entſtehen! Ach ich kann nicht mehr ſchreiben! . . . So weit war ich vor einer halben Stunde gekommen. Ich bin wieder beruhiget. Die Liebe zum Leben hat ſich zum letztenmale geregt. Lebt wohl, meine Mariane! Grüßt meine Mutter, und meine beiden großmüthigen Freunde. Mein liebſter Freund, Dormund, den ihr ſo vielmal bey mir geſehen habt, iſt itzt bey mir. Er will mich nicht eher verlaſſen, als bis ich todt bin. Könnt ihr euch entſchlieſſen, wieder zu lieben: ſo vergeßt nicht, daß euer ſterbender Mann euch niemanden gegönnet hat, als ihm. Er wird euch meine Uhr mit einem Portrait überbringen. Die andern Sachen habe ich meinen armen Soldaten geſchenkt. Ich fühle meinen Tod. Lebt wohl!

So bald ſie geſehen hatte, daß es ein Abſchiedsbrief war, und daß ſie ſich in der bey dem Titel gefaßten Hoffnung betrogen: ſo gieng das Wehklagen erſt recht an. Ich will ihre Troſtloſigkeit und etliche ſchlimme Folgen, die für ſie und uns daraus entſtunden, nicht erzählen. Es ſind Umſtände, an denen wir Theil nahmen, weil wir gleichſam darein geflochten waren. Sie waren in Anſehung unſerer Empfindung wichtig. Allein, ich würde übel ſchlieſſen, wenn ich glauben wollte, daß ſie deswegen dem Leſer merkwürdig vorkommen, und ihn rühren würden. Ich will daher vieles übergehen.

Wir lebten wieder ruhig. Es ſchien, als ob uns der Himmel mit Gewalt reich machen wollte.

Unſere Capitale brachten mehr ein, als wir verlangten, und weit mehr, als wir brauchten. Und ich dachte nicht einmal daran, meine bey der Krone ſtehenden Gelder zu fordern. Ich war vielmehr ruhig, wenn ich nicht an dieſes Land denken durfte. Ueber dieſes war es auch durch den Krieg ganz erſchöpft und entblößt. Genug, ich lebte unbekannt und zufrieden. Ich war die Frau eines angenehmen und klugen Mannes. Das Unglück, das uns zeither betroffen, hatte unſere Gemüther gleichſam aufgelöſet, die Ruhe nunmehr deſto ſtärker zu ſchmecken. Man dürfte faſt ſagen, wer lauter Glück hätte, der hätte gar keines. Es iſt wohl wahr, daß das Unglück an und für ſich nichts angenehmes iſt; allein es iſt es doch in der Folge und in dem Zuſammenhange. Wenigſtens gleichet es den Arzeneyen, die unſerm Körper einen Schmerz verurſachen, damit er deſto geſünder wird.

Mitten in unſrer Zufriedenheit, die nunmehr über ein Jahr gedauert hatte, kam Herr Dormund, Carlſons guter Freund, und überbrachte Marianen die in dem Briefe erwähnte goldne Uhr mit ihrem Portrait. Mariane hatte ihn oft bey ihrem Manne, wir ihn aber noch gar nicht geſehen. Doch was brauchte er zu ſeiner Empfehlung mehr, als den Namen eines guten Freundes von unſerm Carlſon; Er war ein Holländer von Geburt, und von Perſon ſehr angenehm. Er gewann unſere Vertraulichkeit ſehr bald. Er war ein Stabsofficier, hatte nunmehr abgedankt, und wollte von ſeinen Renten für ſich leben. Er war noch jung. Er hatte nicht ſtudirt; allein er hatte doch etlichen Büchern und dem Umgange einen gewiſſen Witz zu danken, der im Anfange ſehr einnahm. Er konnte etliche Sprachen, und auch gut deutſch. Er ließ ſich in Amſterdam nieder, und wir konnten ſeine Abſicht leicht merken. Mariane war ſein Wunſch, und Mariane verdiente in der That, daß man ihrentwegen Feld und Hof verließ. Sie war noch vollkommen ſchön. Das Unglück hatte ihr von ihren äußerlichen Reizungen nichts entzogen, und zu der Schönheit ihres Gemüths noch vieles hinzugeſetzt. Sie war durch den Umgang nur noch liebenswürdiger geworden. Sie war erſt achtzehn oder neunzehn Jahr alt, und noch in ihrem völligen Frühlinge. Dormund wußte ſich bald bey ihr gefällig zu machen. Vielleicht liebte ſie in dem Freunde ihres verſtorbenen Mannes noch ihren Mann. Genug, er gewann ihr Herz. Sie kam einmal zu mir, und fieng mit einer vielbedeutenden Stimme an: Madame, es wäre doch wohl billig geweſen, daß wir Herr Dormunden die Uhr, die er mir von meinem Manne überbracht, zu einem Andenken gelaſſen hätten. Ich würde es gewiß gethan haben, wenn mein Portrait nicht darinne geweſen wäre; allein ſo ſchickt ſichs wohl nicht. Ich verſtund dieſe Sprache ſehr gut. Mariane, ſagte ich, was machen ſie ſich für ein Bedenken, dem ihr Portrait zu geben, dem ſie unſtreitig ihr Herz ſchon überlaſſen haben. Ich merke, ſie wollen Herr Dormunden gern eine Gefälligkeit erweiſen, die das Anſehen einer Erkenntlichkeit haben ſollte, ob ſie gleich die Liebe zum Grunde hat. Ich will ihnen bald aus der Sache helfen. Geben ſie mir die Uhr. Es wird ſich ſchon eine Gelegenheit zeigen, die nicht ſtudirt läßt, bey der ich ſie ihm anbieten kann. Auf die Uebergabe der Uhr folgte bald die Uebergabe des Herzens. Mariane ward Dormunden zu Theil, und ſie ſchienen beide einander zum Vergnügen gebohren zu ſeyn. Und wenn ja Mariane ihren Mann zuweilen beunruhigte: ſo geſchahe es doch aus einem Grunde, den ein Ehemann ſchwerlich übel nehmen kann. Ihr Fehler war die Eiferſucht, der erbliche Fehler unſers Geſchlechts. Ich beſinne mich, daß Mariane einmal mit Thränen auf meine Stube kam. Sie konnte vor Wehmuth nicht reden, und ich befürchtete, das größte Unglück von ihr zu hören. Allein, was kam endlich heraus? Sie ſeufzete über die Gleichgültigkeit ihres Ehemannes, und hätte lieber von ſeiner Untreue geſprochen. Ich fragte nach der Urſache. Da erfuhr ich folgende Kleinigkeiten. Ihr Mann hätte kurz vorher Briefe geſchrieben; Sie wäre zu ihm an den Tiſch getreten; Sie hätte ihn einigemal recht zärtlich geküſſet, er aber hätte ihr weder mit einem Gegenkuſſe, noch mit einem Blicke geantwortet, ſondern immer fortgeſchrieben, nicht anders, als wenn er ſie nicht ſehen wollte. Ach Gott! fuhr ſie fort, wer weis, an wen der Untreue ſchreibt? Konnten ſie denn nichts in dem Briefe leſen? fieng ich an. Nein, nichts, nichts, als daß der Anfang hieß: Mein Herr. Wer ſollte wohl glauben, daß eine vernünftige Frau keine ſtärkere Urſache zur Eiferſucht nöthig hätte, als ſo eine? Doch, warum kann ich noch fragen? Wie oft thut nicht die Liebe einen Schritt über die Grenzen der Vernunft? Und wenn dieſer Schritt gethan iſt: ſo hilft es nichts, daß wir eine gute Vernunft haben. Ueberhaupt entſtehen wohl die meiſten Uneinigkeiten, die in der Ehe vorkommen, aus Kleinigkeiten. Sie heißen im Anfange nichts; allein ſie nehmen im Fortgange unſere Einbildung und andere Dinge zu Hülfe, und werden alsdann wichtige Urſachen zur Gleichgültigkeit, oder zur Eiferſucht.

Marianens Ehe hatte nunmehr etwa drey Vierteljahre gedauret, als ihr Mann gefährlich krank ward. Er ſtund zween Monate große Schmerzen aus, und man merkte ſehr deutlich, daß ihn eine Gemüthsunruhe eben ſo ſtark quälte, als die Krankheit. Er bat ſeine Frau oft mit Thränen, daß ſie ihn verlaſſen ſollte. Er konnte auch Carolinen nicht leiden, vielweniger Marianens Kind, das ſie mit Carlſonen erzeuget hatte. Ich und mein Mann ſollten ohne Aufhören bey ihm bleiben, und ihm Troſt zuſprechen. Er wollte getröſtet ſeyn, und wir wußten doch nicht, was ihn beunruhigte, viel weniger hatten wir das Herz, ihn zu fragen. Sein Ende ſchien immer näher herbey zu kommen, und die Aerzte ſelbſt kündigten es ihm an. Es war um Mitternacht, da er uns beide plötzlich zu ſich rufen ließ. Er rang halb mit dem Tode. Alles mußte aus der Stube. Darauf fieng er mit gebrochenen und erpreßten Worten an, ſich und die Liebe auf das abſcheulichſte zu verfluchen. Gott, wie war uns dabey zu Muthe! Er nannte ſich den größten Miſſethäter, den die Welt geſehen hätte. Ich bin, ſchrie er, Carlſons Mörder. Ich habe ihm mit eigener Hand Gift beygebracht, um Marianen zu bekommen. Ich Unſinniger! Welche Gerechtigkeit, welches Urtheil wartet auf mich! Ich bin verloren. Ich ſehe ihn, ich ſehe ihn! Bringt mich um, rief er wieder. Mein Mann redte ihm zu, er ſollte ſich beſinnen, er würde in einer ſtarken Phantaſie gelegen haben. Nein, nein, rief er, es iſt mehr als zu gewiß. Mein Gewiſſen hat mich lange genug gemartert. Ich bin der Mörder meines beſten Freundes; ich Barbar! ich Böſewicht! Carlſon beſſerte ſich nach dem Abſchiedsbriefe an Marianen wieder; und weil ich mir ſchon Hoffnung auf ſeinen Tod und auf Marianen gemacht hatte: ſo brachte ich ihm Gift bey. Mein Mann nahm alle ſeine Vernunft und Religion zu Hülfe, und ſuchte dieſem Unglückſeligen damit beyzuſtehen. Seine Verzweiflung wollte ſich nicht ſtillen laſſen. Er verlangte Marianen noch einmal zu ſehen, und ihr ſeine Bosheit ſelbſt zu entdecken. Wir baten ihn um Gottes willen, daß er Marianen dieſe That nicht offenbaren ſollte; er würde ſeinem Gewiſſen dadurch nichts helfen, und durch ſein Bekenntniß nur noch einen Mord begehen. Mariane kam, ehe ſie gerufen ward. Dormund redete ſie an; allein ſie hörte und ſah vor Wehmuth nicht. Er nahm ſie bey der Hand, und wollte das entſetzliche Bekenntniß wiederholen. Ich hielt ihm den Mund zu. Wir fiengen an zu beten und zu ſingen. Doch er ſchrie nur deſtomehr. Mariane mußte es erfahren, was er gethan hatte. Er wiederholte ſeinen Mord umſtändlich. Er berief ſich auf den Regimentsfeldſcheerer und auf den Feldmedicum, die Carlſonen, weil er es befohlen, nach ſeinem Tode geöffnet, und das Gift gefunden, und geglaubt hatten, daß er ſich ſelbſt damit vergeben. Mariane gerieth in eine ordentliche Raſerey. Sie ſtieß die grauſamſten Namen wider ihn aus. Wir mußten ſie endlich mit Gewalt bey Seite bringen. Er ſchlief zween Tage und Nächte nach einander, ohne ſich zu ermuntern. Wir glaubten auch gewiß, daß er nicht wieder aufwachen würde; allein er erholte ſich. Wir kamen zu ihm. Wir mußten ihn, als einen Mörder, haſſen; doch die allgemeine Menſchenliebe verband uns auch zum Mitleiden. Er war ruhiger, als zuvor, und bat uns mit tauſend Thränen um Vergebung. Er verſicherte uns, wenn er leben bliebe, daß er uns nicht zum Entſetzen vor den Augen herumgehen, ſondern ſich den entlegenſten Ort zu ſeinem Aufenthalte, und zur Reue über ſeine Schandthat ausſuchen wollte. Er bat, daß wir ihn Marianen nicht möchten wieder ſehen laſſen. Dieſe war auch ſchon in unſrer Wohnung; denn Dormund hatte ein Haus allein bezogen. Wir hatten nun genug an Marianen zu tröſten, und konnten Dormunden in zween Tagen nicht beſuchen. Doch hörten wir, daß es ſich beſſerte. Mein Mann gieng den dritten Tag zu ihm. Allein

Dormund war fort, und hatte folgenden Brief an ihn zurück gelaſſen:

Ich gehe, ſo weit als mich die Rache des Himmels kommen läßt. Mariane ſoll mich nicht wieder ſehen. O Gott, wozu kann einen nicht die Liebe verleiten! Der Schatten meines ermordeten Freundes wird mich auf allen Schritten verfolgen. Doch ich will lieber alles ausſtehen, als dieſen Mord durch einen Selbſtmord häufen. Verfluchen Sie mein Gedächtniß in Ihrem Herzen. Ich bin es werth; doch entdecken Sie meine Schande der Welt nicht. Ich bin beſtraft genug, daß ich Marianen und ihre großmüthigen Freunde verlaſſen muß. Ich will wieder in den Krieg gehen. Vielleicht verliere ich bald ein Leben, das mir eine Marter iſt. Mein zurückgelaſſenes Vermögen ſoll Marianen. Wollte Ihnen doch Gott die Freundſchaft vergelten, die Sie mir in meiner Krankheit erwieſen haben! Doch Sie haben ſie ja einem Unmenſchen erwieſen. Ich bin nicht werth, daß Sie mich bedauren. Ach die unglückſelige Mariane!

Dormund war fort, ohne daß wir wußten, wohin. Unſere Mariane war in eine ordentliche Schwermuth gerathen. Sie weinte Tag und Nacht, und wir mußten ihr auf einmal zwo Adern ſchlagen laſſen. Sie ſchlief in meiner Stube, und verſicherte mich, daß ihr viel beſſer zu Muthe wäre, und daß ſie dieſe Nacht wohl zu ſchlafen hoffte. Der Morgen wies dieſe Prophezeihung aus. Ich warf kaum die Augen auf ihr Bette: ſo ſah ich ganze

Ströme Blut davon herunter laufen. Was konnte ich anders vermuthen, als daß ihr die Adern im Schlafe aufgegangen ſeyn würden? Mariane lag in einem fühlloſen Schlummer, oder vielmehr in einer Ohnmacht. Ich ſchrie nach Hülfe, und wir banden ihr die Adern zu. Das Entſetzlichſte war, daß die Binden nicht abgefallen, ſondern mit Fleiß aufgemacht zu ſeyn ſchienen. Mariane kam gegen Abend etwas wieder zu ſich. Sie geſtund, daß ſie die Binden, aus Luſt zum Tode, ſelbſt aufgemacht hätte, und wünſchte nichts mehr, als daß ihr Ende bald da ſeyn möchte. Sie küßte mich und ſank, ohne ein Wort weiter zu reden, in einen Schlummer, und in etlichen Stunden darauf war ſie todt.

Mir gieng es, wie denen Leuten, die in einer Gefahr heftig verwundet werden, und es doch nicht eher fühlen, bis ſie aus der Gefahr ſind. So bald Mariane todt war: ſo gieng erſt meine Marter an. Ich hätte mir lieber die Schuld von ihrem Tode beygemeſſen, weil ich dieſelbe Nacht nicht genauer auf ſie Achtung gegeben hatte. Allein welche menſchliche Klugheit kann alles voraus ſehen! Ich hatte Marianen in der That zur Heirath mit Vormunden gerathen. Ich ſah, daß dieſer Mann Schuld an ihrem Selbſtmorde war. Ich dachte an Marianens Schickſal in der andern Welt. Und ich würde noch tauſendmal mehr ausgeſtanden haben, wenn mir die Liebe zu Marianen verſtattet hätte, ſie für unglücklich zu halten. Ihre Mutter war noch weit gelaßner, als ich. Ich weis nicht, wem ſie ihren

Beyſtand zu danken hatte; vermuthlich der Religion. Sie ſah alles für ein Verhängniß an, deſſen Urſachen ſie nicht ergründen könnte. Sie tröſtete ſich mit der Weisheit und Güte des Schöpfers, und verherrlichte ihr Unglück durch Standhaftigkeit. Es iſt gewiß, daß der Beyſtand der Religion in Unglücksfällen eine unglaubliche Kraft hat. Man nehme nur den Unglücklichen die Hoffnung einer beſſern Welt: ſo ſehe ich nicht, womit ſie ſich aufrichten ſollen.

Unſer Unglück ſchien nunmehr beſänftiget zu ſeyn. Wir ſchmeckten die Ruhe eines ſtillen Lebens nach und nach wieder. Wir kehreten zu unſern Büchern zurück, und die Liebe verſüßte uns das Leben, und benahm den traurigen Erinnerungen des Vergangenen ihre Stärke. Mein Mann ſchrieb um dieſe Zeit ein Buch: Der ſtandhafte Weiſe im Unglück. Etwan ein Vierteljahr nach Marianens Tode ſtarb unſer Wirth, und ſeine Frau hatte auch bereits die Welt verlaſſen. Dieſer Todesfall machte eine große Veränderung in unſern Umſtänden. Wir mußten unſre Capitale übernehmen, die durch Dormunds Verlaſſenſchaft ſehr hoch angewachſen waren. In der That war dieſes eine ſehr große Laſt für uns. Weder ich, noch mein Mann, noch Caroline wußten recht mit dem Gelde umzugehen. Und ich glaube, wir hätten eher die Hälfte weggeſchenkt, als daß wir es in unſerer Verwahrung hätten behalten ſollen. Andreas, Carolinens Bruder, hatte wieder eine Handlung in dem Haag angefangen. Wir ſchenkten ihm einige tauſend Thaler, und von dem übrigen Gelde boten wir ihm die Hälfte in ſeine Handlung an; mit der andern Hälfte dienten wir guten Freunden. Wenn die Vorſichtigkeit bey dem Gelde eine Tugend ohne Ausnahme iſt: ſo muß ich ſagen, daß wir oft nachläßig damit umgiengen. Es war uns oft genug, es hinzugeben, wenn wir wußten, daß derjenige, der uns darum bat, ein rechtſchaffner Mann war, der das Geld nöthiger brauchte, als wir. Ein Wort galt bey meinem Manne ſo viel, als ein Wechſel. Wir haben in der That auf dieſe Art viel Geld eingebüßt; aber wir ſind niemals darum betrogen worden. Unſre Schuldner hatten ein gutes Herz; aber wenig Glück. Sie wollten gern wieder bezahlen, je mehr ſie unſere Dienſtfertigkeit ſahen. Und ſie machten uns durch ihre Aufrichtigkeit freygebig, wenn wir es auch von Natur nicht geweſen wären. Man glaubt es kaum, was es für ein Vergnügen iſt, wenn man wackern Leuten dienen kann. Und es gehört, wie mich deucht, weit mehr Ueberwindung dazu, das Vermögen zu dienen zurück zu halten, als es zu befriedigen.

Endlich verließen wir aus verſchiednen Urſachen Amſterdam, und wandten uns mit unſerer Tochter, nebſt Carolinen und Carlſons Tochter, nach dem Haag zu dem Herrn Andreas. Unſer verſtorbener Wirth hatte uns bey ſeinem Tode ſeine Tochter, als die unſrige, anbefohlen. Dieſe nahmen wir alſo mit uns. Ihr Vermögen blieb in Amſterdam in guten Händen. Dieſes Frauenzimmer, welches nunmehr etwan funfzehn Jahr alt war, ſah eben nicht ſchön aus: ſie hatte aber ſehr gute natürliche Gaben. Sie gefiel, ohne daß ſie ſich einbildete, gefallen zu haben. Die Artigkeit vertrat bey ihr die Stelle der Schönheit. Und wenn man die Wahl hat, ob man ein ſchönes Frauenzimmer, das nicht artig iſt, oder ein artiges, das nicht ſchön iſt, lieben ſoll: ſo wird man ſich leicht für das letzte entſchließen. Ich kann ohne Praleren ſagen, daß ich dieſes Kind, welches Florentine hieß, meiſtens erzogen hatte. Und wenn ich geſtehe, daß ſie außerordentlich viel Geſchicklichkeit beſaß: ſo will ich nicht ſagen, daß ich ſie ihr beygebracht, ſondern ihr nur zur Gelegenheit gedienet habe, ſich ſolche zu erwerben. Sie hatte Carolinen und dem Umgange mit meinem Manne ſehr vieles zu danken. Sie war mehr unter Mannsperſonen, als unter ihrem Geſchlechte aufgewachſen. Dieſes halte ich allemal für ein Glück bey einem Frauenzimmer. Denn wenn es wahr iſt, daß die Mannsperſonen in dem Umgange mit uns artig und manierlich werden: ſo iſt es ebenfalls wahr, daß wir in ihrer Geſellſchaft klug und geſetzt werden. Ich meyne aber gar nicht ſolche Mannsperſonen, die insgemein für galant ausgeſchrieen werden, und die ſich bemühen, ein junges Mädchen durch niederträchtige Schmeicheleyen zu vergöttern; die ihm durch jeden Blick, durch jede Bewegung des Mundes und der Hand von nichts, als einer abgeſchmackten Liebe, ſagen. Solche Leute müſſen freylich nicht die Sittenlehrer der Frauenzimmer werden, wenn man haben will, daß eine junge Schöne keine Närrinn werden ſoll. Mir wäre es am wenigſten zu vergeben geweſen, wenn ich Florentinen nicht ſo wohl erzogen hätte, als es ſeyn kann, da ich Zeit, Gelegenheit, und ihre gute Fähigkeit vor mir hatte, und ſeit ihrem ſiebenten Jahre faſt beſtändig um ſie geweſen war. Ihre guten Eigenſchaften machten ſie nachgehends zur Frau eines Mannes, der in Holland eine der höchſten Ehrenſtellen bekleidete, und an dem ſein Stand noch das wenigſte war, was ihn groß und hochachtungswerth machte. Doch ich will von unſerer Florentine ein andermal reden.

Wir waren kaum einige Monate in dem Haag: ſo lief ein Schiff aus Rußland mit Waaren für unſern Andreas ein. Er bat uns, daß wir mit an Bord gehen, und die Ladung anſehen möchten. Wir ließen uns dieſen Vorſchlag gefallen, und fuhren dem ankommenden Schiffe etwan eine halbe Stunde auf der See entgegen.

Nunmehr komme ich auf einen Perioden aus meinem Leben, der alles übertrifft, was ich bisher geſagt habe. Ich muß mir Gewalt anthun, indem ich ihn beſchreibe; ſo ſehr weigert ſich mein Herz, die Vorſtellung einer Begebenheit in ſich zu erneuern, die ihm ſo viel gekoſtet hat. Ich weis, daß es eine von den Haupttugenden einer guten Art zu erzählen iſt, wenn man ſo erzählt, daß die Leſer nicht die Sache zu leſen, ſondern ſelbſt zu ſehen glauben, und durch eine abgenöthigte Empfindung ſich unvermerkt an die Stelle der Perſon ſetzen, weleher die Sache begegnet iſt. Allein ich zweifle, daß ich dieſe Abſicht erhalten werde. Wir fuhren, wie ich geſagt habe, dem ankommenden Schiffe eine halbe Stunde entgegen. Es waren zehn bis zwölf Deutſche Reiſende auf demſelben, und auch etliche Ruſſen. Dieſe ſtiegen in unſerm Angeſichte ans Land, und gratulirten dem Herrn Andreas zur glücklichen Ankunft ſeines Schiffes, weil ſie hörten, daß er der Herr davon war. Andreas, der die See ſtets in Gedanken hatte, hörte ihnen begierig zu. Nur mir ward die Zeit zu lang. Ich trat daher mit meinem Manne auf die Seite, und bat ihn, daß er wieder zurück fahren möchte. Da ich noch mit ihm rede, ſo kömmt einer von den Paſſagierern auf mich zugeſprungen, umarmt mich, und ruft: Ja, ja, ſie ſind es, ich habe meinen Augen nicht trauen wollen; aber ſie ſind meine liebe Gemahlinn. Er drückte mich einige Minuten ſo feſte an ſich, daß ich nicht ſehen konnte, wer mir dieſe Zärtlichkeit erwies. Das Schrecken kam darzu, und ich glaubte nicht anders, als daß ein unſinnig Verliebter mich angefallen hätte. Aber, ach Himmel, wen ſah ich endlich in meinen Armen! Meinen Grafen in Ruſſiſcher Kleidung, meinen erſten Mann, den ich zehen Jahr für todt gehalten hatte. Ich kann nicht ſagen, wie mir ward. So viel weis ich, daß ich kein Wort aufbringen konnte. Mein Graf ſtund und weinte. Er erblickte endlich ſeinen ehemaligen Freund, als meinen itzigen Mann. Er umarmte ihn; doch von beiden habe ich kein Wort gehört, oder vor Beſtürzung nichts verſtehen können. Unſer Wagen hielt gleich neben uns. Nach dieſem lief ich zu, ohne meine beiden Männer mit zu nehmen; aber beide folgten mir nach. Ich umarmte den Grafen unzähligemal in dem Wagen; was ich ihm aber geſagt habe, das iſt mir unbekannt. Wir waren nunmehr in unſerer Behauſung, und ich fieng an, mich wieder ſelbſt zu verſtehen. Mein Graf bezeigte eine unendliche Zufriedenheit, daß er mich wieder gefunden hatte, und zwar an einem Orte, wo er mich am wenigſten vermuthet. Er ſagte mir wohl tauſendmal, daß ich noch eben ſo liebenswürdig wäre, als da er mich verlaſſen hätte. Sein Vergnügen war um deſto ſtärker, weil er mich für todt gehalten hatte, da ich ihm auf etliche Briefe nicht geantwortet. Er glaubte, ich hätte es erfahren, daß er noch am Leben wäre. Kurz, er hatte von mir eben ſo wenig gewußt, als ich von ſeinem Leben. Herr R.. hatte uns verlaſſen, ohne daß wir es gemerkt. Wir waren alſo ganz allein. Mein Graf erzählte mir ſein gehabtes Schickſal, davon ich bald reden will, und verlangte nunmehr zu wiſſen, wie es mir gegangen wäre. Er fragte mich hundertmal, und ich konnte ihm mit nichts, als Thränen und Umarmungen, antworten. Liebe und Schaam machten mich ſprachlos. Einen Mann hatte ich wieder gefunden, den ich ausnehmend liebte, und einen ſollte ich verlaſſen, den ich nicht weniger liebte. Man muß es fühlen, wenn man wiſſen will, was es heißt, von zween Affecten zugleich beſtürmt zu werden, von denen einer ſo groß, als der andere iſt. Mein Gemahl muthmaßte aus meiner Wehmuth etwas widriges für ſich. Er hielt noch innſtändiger an, daß ich ihm mein Herz entdecken, und ihm ſein Glück oder Unglück wiſſen laſſen ſollte. Aber umſonſt. Was konnte ich ihm ſagen, wenn ich nicht ſagen wollte, daß ich verheirathet wäre? Ich ſchwieg, ich ſeufzte; doch dieſes war genug geſagt. Sind ſie nicht mehr meine Gemahlinn? fieng er an. Das wolle Gott nicht! Lieber meinen Tod, als dieſe Nachricht. In eben dem Augenblicke trat meine kleine Tochter, ein Kind von fünf Jahren, in das Zimmer, und vermehrte meine Beſtürzung, und entdeckte zu gleicher Zeit das Geheimniß, vor welchem ich zitterte. Sie ſah mich weinen; ſie trat zu mir. Was fehlt ihnen denn, liebe Mama, fieng ſie an, daß ſie weinen? Ich komme von dem Papa, der weint auch, und will gar nicht mit mir reden. Ich habe ihnen doch nichts gethan. Mein Gott, ſprach der Graf zu mir, ſie ſind verheirathet! Ich unglückſeliger Mann! Habe ich ſie darum wieder finden müſſen, damit meinem Herzen keine Art von Marter unbekannt bliebe? Wer iſt denn ihr Gemahl? Sagen ſie mirs nur. Ich will ſie durch meine Gegenwart nicht länger quälen. Ich will ſie gleich verlaſſen. Sie ſind mir nicht ungetreu worden. Sie haben mich für todt gehalten. Ich mache ihnen keine Vorwürfe. Niemand iſt an meinem Unglücke Schuld, als das Verhängniß. Vielleicht iſt dieſes die Strafe für die Liebe mit Carolinen. Ueberwinden ſie ſich und reden ſie mit mir, fuhr er fort. Ich kann es von niemanden, als von ihnen anhören, wer ihr Mann iſt. Ich ſprang von dem Stuhle auf, und fiel ihm in die Arme, aber ich ſagte noch kein Wort. Nein, fieng er an, erweiſen ſie mir keine Zärtlichkeiten. Ich verdiene ſie, das weis mein Herz; aber ihr itziger Ehegemahl kann ihre Liebe allein fordern, und ich muß dem Schickſale und der Tugend mit meiner Liebe weichen. Durch dieſes Geſtändniß brachte er mich nur mehr in Bewegung. Er fragte endlich das kleine Kind, wo der Papa wäre, und warum er nicht herein käme? Er iſt ja mit ihnen in dem Wagen gekommen, hub ſie an. Er iſt in ſeiner Stube und weint. Alſo, fieng der Graf zu mir an, iſt mein liebſter Freund ihr Gemahl? Dieſes macht mein Unglück noch erträglich. Darauf bat er meine kleine Tochter, daß ſie ihren Papa rufen ſollte. Allein er kam nicht, ſondern ſchickte durch eben dieſes Kind dem Grafen ein franzöſiſches Billet von dieſem Innhalte:

Mein lieber Graf,

Sie dauren mich unendlich. Ich habe Sie durch die unſchuldigſte Liebe ſo ſehr beleidigt, als ob ich Ihr Feind geweſen wäre. Ich habe Ihnen Ihre Gemahlinn entzogen. Können Sie dieſes wohl von mir glauben? Der Irrthum, oder vielmehr die Gewißheit, daß Sie nicht mehr am Leben wären, hat mir den erlaubten Beſitz Ihrer Gemahlinn gegönnt; Ihre Gegenwart aber verdammt nunmehr das ſonſt ſo tugendhafte Band. Sie ſind zu großmüthig, und wir zu unſchuldig, als daß Sie uns mit Ihrem Haſſe beſtrafen ſollten. Unſere Unſchuld verringert Ihr Unglück; allein ſie hebt es nicht auf. Das einzige Mittel mich zu beſtrafen iſt, daß ich fliehe. Ich verlaſſe Sie, liebſter Graf, und werde mich zeitlebens vor mir ſelber ſchämen. Wollte Gott, daß ich durch meine Abweſenheit und durch die Marter, die ich ausſtehe, Ihren Verluſt erſetzen könnte! Entfernen Sie das Kind, das Ihnen dieſen Brief bringt, damit Sie das traurige Merkmaal Ihres Unglücks nicht vor den Augen haben dürfen. Iſt es möglich, ſo denken Sie bey dieſem Briefe zum letztenmale an mich. Sie ſollen mich nicht wieder ſehen.

Der Graf verließ mich, ſo bald er dieſen Brief geleſen hatte, und ſuchte meinen Mann. Doch, er war fort, und niemand wußte, wohin. Dieſe Nachricht ſetzte mich in eine neue Beſtürzung. Mein ganzes Herz empörte ſich. Ich hatte meinen erſten Mann wieder gefunden. Ich wußte, daß ich ſie beide nicht beſitzen konnte; allein, welcher Trieb hört die Vernunft weniger, als die Liebe? Es war in meinen Augen die grauſamſte Wahl, wenn ich daran dachte, welchen ich wählen ſollte. Ich gehörte dem letzten ſo wohl, als dem erſten zu. Und nichts war mir entſetzlicher, als einen von beiden zu verlaſſen, ſo gewiß ich auch von dieſer Nothwendigkeit überzeugt war. Der Herr R.. war indeſſen fort, und der Graf wollte nicht ruhen, bis er ſeinen Freund wieder ſähe. Er ſchickte ſo gleich nach dem Hafen, damit er nicht etwan mit einem Schiffe abgehen ſollte. Ich hatte ihm indeſſen erzählt, daß ich den Herrn R.. freywillig zu meinem Manne erwählt, und daß ich ſeine großmüthige Freundſchaft nicht beſſer zu belohnen gewußt hätte, als durch die Liebe. Ich weis genung, fieng der Graf an, weder ſie, noch mein Freund haben mich beleidiget. Es iſt ein Schickſal, das wir nicht erforſchen können. In wenig Stunden kam Herr R.. zurück. Er war ſchon im Begriffe geweſen, mit einem Schiffe fortzugehen. Er dankte dem Grafen auf das zärtlichſte, daß er ihn wieder hätte zurück rufen laſſen. Ich will nichts als Abſchied von ihnen nehmen, fieng er an, von ihnen, und ihrer Gemahlinn. Gönnen ſie mir dieſe Zufriedenheit noch, es wird gewiß die letzte in meinem Leben ſeyn. So gleich nahm er mich bey der Hand, und führte mich zu dem Grafen. Hier, ſprach er, übergebe ich ihnen meine Gemahlinn, und verwandle meine Liebe von dieſem Augenblicke an in Ehrerbietung. Hierauf wollte er Abſchied nehmen; doch der Graf ließ ihn nicht von ſich. Nein, ſagte er, bleiben ſie bey mir. Ich fange auf ihr Verlangen mit meiner Gemahlinn die zärtlichſte Ehe wieder an. Sie iſt mir noch ſo koſtbar, als ehedem. Ihr Herz iſt edel und beſtändig geblieben. Sie hat nicht gewußt, daß ich noch lebe. Nein, mein lieber Freund, bleiben ſie bey uns. Wollen ſie mich etwan darum verlaſſen, daß ich nicht eiferſüchtig werden ſoll: ſo beleidigen ſie die Treue meiner Gemahlinn und mein Vertrauen. Bitten ſie ihn doch, Madame, fieng er zu mir an, daß er bleibt. Ich hatte kaum ſo viel Gewalt über mich, daß ich zu ihm ſagte: Warum wollen ſie uns verlaſſen? Mein lieber Gemahl bittet ſie ja, daß ſie hier bleiben ſollen. Und ich müßte ſie niemals geliebt haben, wenn mir ihre Entfernung gleichgültig ſeyn ſollte. Bleiben ſie wenigſtens in Amſterdam, wenn ſie nicht in unſerm Hauſe bleiben wollen. Ich werde ſie lieben, ohne es ihnen weiter zu ſagen; und ob ich gleich aufhören werde, die Ihrige zu ſeyn: ſo unterſagt mir doch die Liebe zu meinem Gemahle nicht, ihnen beſtändig Zeichen der Hochachtung und Freundſchaft zu erkennen zu geben. Er blieb auf unſer Bitten auch wirklich in Amſterdam. Er ſpeiſte oft mit uns, und ſeine Aufführung war ſo edel, als man nur denken kann. Wenn auch ich weniger tugendhaft geweſen wäre: ſo hätte mich doch ſein großmüthiges Bezeigen tugendhaft erhalten müſſen. Er that gar nicht, als ob er jemals mein Mann geweſen wäre. Kein vertrauliches Wort, keine vertrauliche Miene durfte ihm entfahren. Wie er vor meiner Ehe mit mir umgegangen war, ſo gieng er itzt mit mir um. Er unterhielt mich mit Freundſchaft und Hochachtung, und beförderte mein und meines Grafen Vergnügen mit Aufopferung des ſeinigen. Er war oft ganze Tage bey mir allein. Ich glaube, daß ich ſo viel Schwachheit gehabt hätte, ihn anzuhören, wenn er an die vorigen Zeiten gedacht hätte. Und wer weis, ob ich ihm nicht wider meinen Willen durch manchen Blick ein ſtummes Bekenntniß von meiner Liebe gethan habe; ſo gewiſſenhaft ich auch mit ihm umgieng, und ſo ſehr ich meinen Grafen liebte. Ueber die Gegenwart der Caroline erſtaunte der Graf ſehr. Er hätte es lieber geſehen, wenn ſie unſre Wohnung verlaſſen hätte. Allein ich bat ihn, daß er mir ihre Geſellſchaft nicht entziehen ſollte. Können ſie meiner Tugend trauen, ſagte ich zu ihm: ſo müſſen ſie wiſſen, daß ich der ihrigen gewiß bin. Das Schickſal der beiden Kinder, die er mit Carolinen erzeugt, war eine Sache, die ihn oft ganze Stunden niedergeſchlagen machte. Er führte ſich indeſſen gegen Carolinen ſehr liebreich auf. Er ſcherzte oft mit uns beiden; allein ſein Scherz war ſo behutſam, daß er weder ſie kränken, noch mich beleidigen konnte. Wie es uns ferner gegangen, will ich künftig erzählen. Itzt muß ich nur von meines Gemahls, des Grafen, Abweſenheit, noch kürzlich ſo viel erwähnen. Die Ruſſen hatten von dem Dorfe Beſitz genommen, darinne mein Gemahl auf den Tod gelegen, und von den Schweden als todt war zurück gelaſſen worden. Da er nach und nach wieder geſund worden, hatte man ihn als einen gefangenen Officier mit nach Rußland geſchickt. Er hatte ſeinen Namen aus Furcht, daß man ihn

deſto

deſto eher an die Schweden ausliefern möchte, verſchwiegen, und ſich für einen Capitain ausgegeben. Seine erlittene Unglücksfälle, und wie er fünf Jahre in Siberien hat zubringen müſſen, damit will ich die Fortſetzung von meiner Geſchichte anfangen. Der arme Graf hat viel ausſtehen müſſen. Er ſtarb. . . . Doch ich will itzt nichts mehr ſagen.

Ende des erſten Theils.

Leben
der
Schwediſchen Gräfinn
von G**.

Zweyter Theil.

Zweyter Theil.

Ich bin gegen das Elend, das der Graf in Rußland ausgeſtanden, zu empfindlich, als daß ichs nach ſeiner Länge erzählen und in eine gewiſſe Ordnung bringen ſollte. Allein ich brauche auch dieſe betrübte Mühe nicht. Ich habe ein halb Jahr nach ſeiner Zurückkunſt noch zween von denen Briefen erhalten, die er in ſeiner Gefangenſchaft an mich geſchrieben. Den einen hatte er an einen Geiſtlichen auf ſeinen Gütern in Liefland abdreſſiret, der aber nichts von meinem Aufenthalte erfahren können. Den andern brachte mir ein Jude, wie man in dem Verfolge dieſer Erzählung ſehen wird. Dieſe Briefe enthalten den größten Theil von dem, was ihm in Moſcau und Siberien begegnet iſt. Ich will ſie alſo unverändert hier einrücken. Es iſt immer, als wenn man mehr Antheil an einer Begebenheit nähme, wenn ſie der ſelbſt erzählet, dem ſie zugeſtoßen iſt. Sie werden über dieſes den edlen Charakter des Grafen und ſeine beſtändige Liebe gegen mich in ein größer Licht ſetzen. Wie groß iſt ſie nicht geweſen! Und eben zu der Zeit, da er mich ſo brünſtig geliebt und alles für mich gefühlt hat, was nur ſein Elend hat vergrößern können, habe ich in den Armen eines andern Gemahls der Freuden der Liebe und des Lebens genoſſen. Wie viel tauſend Thränen hat mich dieſer Gedanke ſchon gekoſtet, und wie oft bin ich vor meiner unſchuldigen Liebe zu dem Herrn R.. als vor einem Verbrechen erröthet!

Der erſte Brief iſt aus der Stadt Moskau geſchrieben.

◆ ◆ ◆

Euer unglücklicher Gemahl lebt noch. Wollte doch Gott, daß ihr dieſe Nachricht ſchon wüßtet, oder ſie wenigſtens durch einen Brief erführet! Ein plötzlicher Ueberfall, den die Ruſſen drey Tage vor meiner angeſetzten Hinrichtung auf das Dorf thaten, in welchem ich gefangen und krank lag, hat mir das Leben errettet. Ja, liebſte Gemahlinn, dieſe Vorſehung iſt eine Frucht eurer Thränen und meiner Unſchuld. Ich habe etliche Tage nach dem geſchehenen Ueberfall kaum mehr gewußt, daß ich lebte. Nachdem ich von meiner Krankheit wieder zu mir ſelber kam, und mich in den Händen der Ruſſen ſah: ſo gab ich mich zu meiner Sicherheit für einen Capitain aus, und nannte mich Löwenhoek. Unter allen denen Gefangenen, mit welchen ich bald in dieſe, bald in jene Feſtung, und endlich nach der Stadt Moskau geſchleppt worden bin, ſind nicht mehr, als zween Officiere, die mich kennen. Sie ſind beide Engelländer von Geburt, und die treuſten und beſten Gefährten meines Elends, die ich mir nur wünſchen kann. Der eine von ihnen, Steeley, hat vor wenig Tagen die Freyheit erhalten, einige von ſeinen Landsleuten, die hier handeln, zu ſprechen, und durch dieſe hat er mir, einen

Brief nach Liefland zu beſtellen, die ſicherſte Gelegenheit ausgemacht. Wenn er doch ſchon in euren Händen wäre! Wenn ich doch nur eine von den Thränen der Freude ſehen ſollte, die euch die Nachricht von meinem Leben auspreſſen wird! Wo habt ihr euch denn nach meinem letzten traurigen Briefe hingewandt? Hat euch die Rache des ungerechten Prinzen nicht verfolgt? Iſt mein Freund R . . mit euch geflüchtet? Und wohin? Arme und unglückliche Gemahlinn! Gönnt mir doch den Troſt, daß ich alle mein gegenwärtiges Unglück und das noch künftige eurer Tugend und eurer Liebe gegen mich zuſchreiben darf. Nichts, als dieſe Urſache iſt vermögend, mir mein Elend zu verſüßen, und mir die Schande, und das ſchreckliche Andenken eines gewaltſamen Todes, den mir der Prinz zugedacht, zu erleichtern. Ertraget meine Abweſenheit gelaſſen, ich bitte euch bey unſerer Liebe, und hofft, wir werden uns gewiß wieder ſehen. Aber, o Gott! wenn? Und ach wo weis ich denn, ob ihr mein Unglück habt überleben können? Schrecklicher Gedanke, den ich ohne Zittern nicht niederſchreiben kann! Nein, mein einziger Wunſch in der Welt, ihr lebt noch. Mein Herz ſagt mirs, und es verſpricht mir die Wolluſt, euch noch einmal, ehe ich ſterbe, zu umarmen. Um dieſe Glückſeligkeit bitte ich die Vorſehung alle Tage und in dem Augenblicke, da ich dieſes ſchreibe. Kann mir Gott mein Leben wohl zu einem geringern Vergnügen gelaſſen haben, als daß ich noch einen Theil davon, und wenn es auch nur etliche Tage wären, mit euch zubringen ſoll? Stellt euch doch die Zufriedenheit vor, die wir ſchmecken werden, wenn uns die Zeit einander wieder geben wird. Wie lange werden wir vor Entzückung nicht reden! und wie lange werden wir nach tauſend Umarmungen ſprechen, ehe wir uns ſatt reden und unſer Herz und unſer Schickſal einander ausſchütten werden! Bekümmert euch nicht zu ſehr um mich. Mir fehlt zur Erleichterung meines Elendes nichts, als die Nachricht von euch und meinem lieben Freunde R... Erlauben es eure Umſtände: ſo überſchickt mir einen Wechſel, ob ich vielleicht dadurch meine Zurückkunſt bewerkſtelligen kann. Ich bin ſeit meinem Arreſte von allem entblößt geweſen. Ich habe alle Beſchwerlichkeiten ausgeſtanden, die einem Gefangenen auf einem Wege von mehr als hundert Meilen begegnen können. Eben der kümmerliche Proviant, der noch etliche hundert gemeine Mitgefangene geſättiget hat, iſt die ganze Zeit über gut genug für mich geweſen. Die Erbitterung der Ruſſen gegen die Schwediſche Nation hat uns das Elend, gefangen zu ſeyn, am beſchwerlichſten gemacht. Sie nennen ihre Sorgloſigkeit gegen uns, ihre Unempfindlichkeit gegen unſere Klagen, eine gerechte Vergeltung für das barbariſche Bezeigen, womit unſer König, wie ſie ſagen, den gefangenen Ruſſen begegnen ließ. Das Schrecklichſte, was wir, nachdem wir über die Pohlniſchen Grenzen waren, erfahren haben, iſt der Mangel an friſchem Waſſer geweſen, weil wir oft, um die Moräſte zu umgehen, einen Umweg durch ſandichte Gegenden nehmen mußten.

Mein ganzes Vermögen ſeit meiner Gefangenſchaft hat in zwanzig Thalern beſtanden, mit denen mich ein gemeiner Schwediſcher Soldat unlängſt beſchenkt hat. Er ſtarb einen Monat zuvor, ehe wir in der Stadt Moskau ankamen, an einer Wunde, und zwar in einer Nacht, die wir unter freyem Himmel zubringen mußten. Er hatte mir auf dem Marſche viele Dienſte erwieſen, und ich belohnte ſeine Treue dadurch, daß ich die ganze Nacht bey ihm blieb, und auf ſein Verlangen mit ihm betete. Er hatte in ſeinem Bruſttuche ein Goldſtück von zwanzig Thalern eingenäht, womit ihn ſeine Braut in Stockholm bey ſeinem Abſchiede beſchenkt. Dieſes gab er mir, und bat mich, wenn ich wieder nach Stockholm kommen ſollte, ſeiner Braut ſeinen Tod zu melden, und ihr einige Wohlthaten zu erzeigen. Ich ſchicke euch den Zeddel, in welchem das Geld eingewickelt war, und in welchem der Braut ihr Name ſteht. Wenn es möglich iſt: ſo laßt ihr den Tod ihres Bräutigams melden, und ſchickt ihr für die zwanzig Thaler, die mir und meinem lieben Steeley ſo viele Dienſte gethan haben, hundert. Als mein Landsmann, der mich bis auf den letzten Augenblick bey der Hand hielt, todt war: ſo ſchlief ich neben ihm ein. Damals träumte mir, ihr kämet mir an einem Fluſſe entgegen. Wie erſchrackt ihr, meine Liebenswürdige, wie ſchön entſetztet ihr euch, mich wieder zu finden! Ich erwachte über dieſem Traume und lag auf dem todten Landsmanne, und dankte dem Himmel, ehe ich noch aufſtund, für dieſen glücklichen Traum. Die Freundſchaft, die ich dem Sterbenden erwies, brachte mir die Liebe von ſechs andern gemeinen Schweden zuwege, die bey ſeinem Tode zugegen waren. Es gefiel ihnen, daß ich ihren Cameraden ſo wohl zum Tode bereitet hatte. Sie baten mich, daß ich eben das an ihnen thun möchte, wenn ſie etwan auf dem Marſche ſterben ſollten: ſie beeiferten ſich recht von dieſem Tage an, mir zu dienen, und darbten ſich oft das friſche Waſſer ab, damit ſie es mir und Steeleyn im Nothfalle anbieten könnten. Ich ward kurz darauf krank, und konnte nicht mehr gehen, ſo hinfällig war ich. Allein ehe mich meine ſechs Landsleute zurück ließen: ſo trugen ſie mich lieber etliche Tage lang in Stöcken, an Stricken gebunden und mit Binſen durchflochten, fort, und nahmen alle die Mühe aus gutem Herzen über ſich, zu der ſie außerdem weder Furcht noch Belohnung würde fähig gemacht haben. Ich habe in dieſer Krankheit inſonderheit den großen Unterſchied geſehen, der unter den Dienſten iſt, die man uns aus Gehorſam und Hoffnung erzeigt, und unter denen, die man dem Andern aus einem geheimen Triebe der Freundſchaft und des Mitleidens erweiſet. Ihre Begierde zu dienen wuchs mit meiner Gefahr, und Leute, die niemals ſinnreich in Anſchlägen, noch geübt in Gefälligkeiten geweſen waren, wurden ſorgfältig und ſinnreich an Mitteln, mir das Leben zu erhalten, weil ſie es gern erhalten wiſſen wollten. Dieſes iſt die einzige Krankheit geweſen, die mir auf dem Wege nach Rußland zugeſtoßen. Vor ſechs Wochen ſind wir hier in der Stadt Moskau angekommen, und die erſten gefangnen Schweden in dieſem Kriege geweſen, an denen die wilden Einwohner dieſes Orts ihre rachſüchtigen Augen befriedigt haben. Wir mochten unſrer wohl drey bis vier hundert ſeyn, die man in einem ſehr traurigen Aufzuge dem Pöbel einen halben Tag lang öffentlich darſtellte. Er würde uns mit Freuden umgebracht haben, wenn wir nicht von einer ſtarken Wache umgeben geweſen wären. Indem wir eine Zeitlang auf einem freyen Platze geſtanden und tauſend Schimpfreden, die wir aus den Geberden unſrer Feinde errathen konnten, angehört hatten: drängte ſich eine alte Frau zu einem Ruſſen, der mit uns angekommen war. Sie fragte, wo ſein Camerad, ihr Sohn, wäre. Der Ruſſe, der vielleicht nicht wußte, nach wem ſie fragte, antwortete ihr, daß ihn die Schweden todt geſchlagen hätten. In dem Augenblicke fuhr ſie auf mich und ſchrie: was? haſt du meinen Sohn umgebracht? und riß mich, der ich vor Mattigkeit mich kaum ſelbſt mehr aufrecht halten konnte, zur Erde, bis die Soldaten mich von ihrer Wut befreyten. Bedenkt nur, meine liebe Gemahlinn, wie mir damals zu Muthe geweſen ſeyn muß. In eben der Stadt, in welcher mein Vater in ſeiner Jugend die Ehre eines Königlichen Abgeſandten genoſſen, war ich ein nichtswürdiger Schwede, und vielleicht auf eben dem Platze, wo er ſeinen Einzug gehalten, war ſein Sohn itzt der Raſerey eines Weibes ausgeſetzt.

Wodurch habe ich doch das traurige Schickſal verdient, fern von euch, in einer öden Mauer eingeſchloſſen zu ſeyn, in einem Behältniſſe, in dem ich außer der Geſellſchaft meines Steeley, alles entbehre, was das Leben angenehm macht, und von keiner Freude weis, als von der, mich eurer mit ihm zu erinnern, und mit ihm über unſer Schickſal zu ſeufzen? Er hat, wie ich euch ſchon geſagt, durch ein Geſchenke, das er dem Aufſeher über die Gefangnen von dem Reſte unſrer zwanzig Thaler gemacht, endlich die Freyheit erhalten, mit einigen Kaufleuten aus London zu ſprechen. Dieſe haben ihm hundert Thaler vorgeſchoſſen, und alles für ihn zu thun verſprochen. Durch dieſes Geld hoffen wir uns von unſerm Gebieter zuweilen den Schatten einer Freyheit zu erkaufen; denn durch Geld laſſen ſie ſich, wenn ſie anders mitleidig ſeyn könnten, am erſten mitleidig machen. Er brachte mir bey ſeiner Zurückkunft eine Flaſche Wein und etwas Zwieback mit. Ihr denkt etwan', ſprach er, da er die Flaſche aus der Taſche zog, daß ich bey meinen Landsleuten ſchon Wein getrunken habe. Nein, mein lieber Graf, ich würde mir nicht die Freude entzogen haben, das erſte Glas in eurer Geſellſchaft zu trinken. Ich habe noch keinen Tropfen gekoſtet. Aber nun kommt, nun kann ich nicht länger warten. Kommt, wir wollen unſer Unglück einige Augenblicke vergeſſen und die

Freuden des Weins fühlen, und uns alles das als gewiß vorſtellen, was wir wünſchen. Wir tranken ein Glas. Welche Wolluſt war das für uns! Wir ehrten durch unſere Entzückung den Gott, der dem Weine die Kraft geſchenkt, unſere Herzen zu begeiſtern, und dankten ihm durch ein ſtilles Nachdenken für ein Vergnügen, das wir ſeit ganzen Jahren nicht genoſſen hatten. Wir brachten einen ganzen Nachmittag über unſre Flaſche Wein zu. Wir wollten nicht an unſer ausgeſtandnes Schickſal denken; aber es war uns unmöglich. Es war, als ob uns eine große Zufriedenheit fehlte, daß wir nicht mit einem Blicke die Reihe unſrer betrübten Begebenheiten überſehen ſollten. Wir wiederholen ſie einander, als ob wir ſie einander noch nicht geſagt hätten. Wir richteten uns bey unſern Klagen mit der Wahrheit auf, daß ein gütiger und weiſer Gott dieſes Schickſal über uns verhängt hätte, daß wir uns unſer Elend nicht leichter machen könnten, als wenn wir uns ſeinen Schickungen geduldig überließen, bis es ihm gefiele, uns das Unglück, oder das Leben zu nehmen. Wir gaben einander die Hände darauf, alles was uns begegnen würde, mit einer uns anſtändigen Gelaſſenheit zu ertragen. Aber, fieng Steeley an, indem er meine Hand betrachtete, dürfen wir denn nicht wünſchen, dieſe Hände denen noch einmal zu reichen, die wir in unſerm Vaterlande lieben? Und wenn Gott dieſes nicht wollte, werden wir auch da gelaſſen bleiben? Wenn Gott dieſes nicht wollte ‥ ſprach ich, und konnte nichts mehr ſprechen. Es ward finſter in meinem Verſtande. Ich ſah keine Gründe zur Gelaſſenheit mehr, aber Urſachen genug, mich zu beklagen und euern Verluſt zu beſeufzen. Wir ſchwiegen eine Zeitlang ſtill, als ob wir uns ſchämten, den Entſchluß zu widerrufen, den wir nach langen Betrachtungen gefaßt hatten. Wie Gott will, fieng endlich mein Freund mit einem Tone an, der doch die größte Unruhe verrieth: wie Gott will! Ich will durch meine Gelaſſenheit gar nicht einen Anſpruch machen, daß er ſeine Schickungen nach meinem Wunſche einrichten ſoll. Nein, er ſoll ſie ordnen. Aber iſt denn das Verlangen, unſer Vaterland wieder zu ſehen und aus dieſer Barbaren erlöſet zu ſeyn, ein ungerechter Wunſch? Sollen wir denn in dieſem kläglichen Zuſtande unſer ganzes Leben zubringen und nur den Tod hoffen? So ſah es mit unſerer Gelaſſenheit aus, und ſo iſt es uns oft gegangen. Wenn wir uns bemüht haben, recht ruhig zu ſeyn, ſind wir am unzufriedenſten geworden. Man ſieht, wenn man den Betrachtungen über die Vorſehung nachhängt, die Unmöglichkeit ſich ſelbſt zu helfen, deutlicher, als wenn man ſich ſeinen Empfindungen überläßt; man ſieht die Nothwendigkeit, ſich ihren Führungen zu überlaſſen, und man will doch zugleich nicht von dem Plane ſeiner eignen Wünſche abgehen. Man will ihn gewiß, man will ihn bald ausgeführt wiſſen, und man ſieht doch, daß die Umſtände dazu nicht in unſerer Gewalt ſtehn. Für dieſe traurige Entdeckung will ſich unſer Herz gleichſam durch die Unzufriedenheit rächen, und es umnebelt den Verſtand, damit es von ſeinem Lichte nicht noch mehr zu befürchten habe.

Zur Arbeit hat man uns, wie die gemeinen Gefangnen, noch nicht gezwungen, und gleichwohl verſtattet man uns nicht die geringſte Freyheit auszugehen. Mein erſtes Geſchäffte in meinem itzigen Gefängniſſe iſt dieſer Brief, und daß wir keine Geſchäffte haben, über denen wir uns zuweilen vergeſſen könnten, dieſes macht unſer Elend vollkommen. Wenn auch die Erlaubniß, die ſich Steeley erkauft hatte, ſeine Landsleute einige Stunden zu ſehen, uns nichts zuwege gebracht hätte, als etliche Bogen Papier und Dinte und Feder: ſo würde ſie uns doch ſchon koſtbar genug ſeyn; denn dieſes haben wir für alles Geld nicht erhalten können. Sidne, Steeleys Landsmann und Vetter, iſt zu unſerm Unglücke in ein ander Theil der Stadt gelegt worden; und ſo elend wir beide daran ſind: ſo muß es ihm doch noch weit kümmerlicher gehen, da er von allem Gelde entblößt iſt. Steeley grüßt euch tauſendmal, und iſt ſo ſehr euer Freund, als der meinige. Wenn ich ihn nicht hätte: ſo würde mir die Gefangenſchaft eine Hölle ſeyn. Er hat bey einem redlichen und zärtlichen Herzen gewiſſe Fehler, für die ich ihm recht verbunden bin, weil ſie oft unſere traurige Stille unterbrechen und uns etwas zu thun geben. Er liebt die Verdienſte ſeiner Nation auf Unkoſten der übrigen Völker. Dieſe Partheylichkeit, ein natürlicher Ungeſtüm, und der Fehler des Widerſprechens machen mir ihn nothwendig und zugleich ſchätzbarer. Seine Widerſprüche kommen aus einer Fülle des Geiſtes und der Lebhaftigkeit, aus einer Liebe zur Freyheit im Denken, aus einem Haſſe gegen alles niederträchtige Nachgeben, und aus einem Ueberfluſſe der Aufrichtigkeit und leicht aufwallender Empfindungen her. In ſeinem Charakter und in ſeinem Munde verliert alſo das Widerſprechen das meiſte von ſeiner beleidigenden Natur, und wird eine Quelle zu vertrauten Geſprächen und kleinen Zänkereyen, deren Mangel uns die lange Zeit und die Gefangenſchaft noch weit verdrießlicher machen würde. Kurz, wir ſind für einander gemacht. Seine Fehler ſind von den meinigen das Gegengewicht, und machen ſeine gute Eigenſchaften nur deſto ſichtbarer. Er iſt ſehr vortheilhaft gebildet, und ſeine Miene iſt ſo lebhaft, als ſein Herz. Er iſt noch jung. Das Unglück in der Liebe iſt Urſache, daß er ſein Vaterland verlaſſen und wider ſeine Neigung, bloß aus Unzufriedenheit, in Schweden Kriegsdienſte angenommen hat. Ich will euch ſein Unglück kurz erzählen, und ihm euer Mitleiden dadurch verdienen. Als er nebſt ſeinem Vetter Sidne die Univerſität zu Oxford verlaſſen, begiebt er ſich auf ſeines Vaters Landgut, etliche Meilen von London, um deſto ruhiger ſtudiren zu können. Hier wird er mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, der Tochter eines benachbarten Landedelmannes bekannt, und fängt an, das erſtemal zu lieben. Nach zwey Jahren, nach tauſend beſiegten Hinderniſſen, und nach tauſend Beweiſen ihrer Treue, erhält er endlich von ihren Aeltern das Ja, und von ſeinem Vater die Einwilligung. Der Tag zur Vermählung mit ſeiner geliebten Antonia wird angeſetzt. Sie ſoll morgen auf ſeines Vaters Landgute vor ſich gehen, und heute reiſt er mit ihm zu ihr, um ſie nebſt den Ihrigen abzuholen. Sie kommen um die Mittagsmahlzeit an, und nach derſelben ſoll die Rückreiſe erfolgen. Er ſitzt mit ſeiner Antonia in der zärtlichſten Vertraulichkeit unter einer Laube, als man ihnen meldet, daß die Wagen angeſpannet würden. Verlaßt mich einen Augenblick, fängt ſie zitternd zu ihm an, und wenn alles fertig iſt: ſo holet mich ab. Er kömmt wieder und fordert ſie zur Abreiſe auf. Nun bin ich, ſpricht ſie, indem ſie ihm die Hand reicht, bereit, euch zu folgen. Es war mir ſo bange, und ich weis nicht warum. Bin ich denn nicht glücklich genug, da ich in euern Armen der Zufriedenheit der Ehe entgegen eile? Kommt, ich bin die Eurige. Er ſetzt ſich darauf mit ihr in die Kutſche, und die übrigen folgen in zween andern Wagen nach. Die Liebe, die unſchuldigſte und ſeligſte Liebe, ihr Urſprung, ihr Fortgang, alles, was ſie für einander gefühlt haben, iſt in dem Wagen ihr Geſpräch. Indem ſie noch ſo reden, und etwan noch eine Stunde bis auf ſeines Vaters Landgut haben, zieht ſich ein Gewitter auf. Im kurzen wird der ganze Himmel ſchwarz und ein Schlag folgt auf den andern. Der Donner erſchlägt eins von ihren Pferden. Antonia ſpringt darauf in der größten Angſt aus dem Wagen, und reicht Steeleyn die Hand, ihr nachzufolgen und mit ihr in das nächſte Dorf zu eilen. Indem ſie ihn bey der Hand nimmt, thut es einen entſetzlichen Schlag, und er ſinkt in den Wagen zurück. Als er wieder zu ſich ſelbſt kömmt, ſieht er ſeine Braut noch an der Thüre des Wagens, vom Blitze getödtet, lehnen, ſo wie ſie ihm die Hand reichte. Kann wohl ein größer Unglück ſeyn? Der arme Freund! Ein halb Jahr darauf nöthigte ihn ſein Vater, eine Reiſe vorzunehmen, um ſeine Schwermuth zu zerſtreuen. Er thut ihn in das Gefolge des Engliſchen Geſandten, der nach Stockholm geht, und giebt ihm ſeinen Vetter zum Gefährten mit. Und eben in dieſer Stadt entſchließt er ſich aus Schwermuth, und aus Verdruß gegen ſein Leben, ohne Wiſſen des Geſandten, Kriegsdienſte anzunehmen, und muntert ſeinen Vetter zu eben dieſem Entſchluſſe auf. Er hat nunmehr an dieſen Geſandten geſchrieben, und ihm ſein Unglück und ſeine Gefangenſchaft geklagt, und zugleich für mich, unter dem Namen des Capitains Loewenhoek, gebeten. Vielleicht vermag dieſer Mann etwas zu unſerer Befreyung. Addreſſirt eure Briefe nach der beygelegten Abſchrift an den Sekretair dieſes Geſandten; er iſt Steeleys guter Freund. Ich würde noch nicht zu ſchreiben aufhören, wenn wir mehr Papier hätten. Wird euch denn dieſer Brief auch antreffen? Ja, ich hoffe es und tröſte mich ſchon mit einer Antwort von euch. • •

◆ ◆ ◆

Mein Gemahl hat, wie er mir erzählt, in allen dreymal an mich geſchrieben. Zweymal aus Moskau, und einmal aus Siberien. Der andere Brief aus Moskau iſt ganz verloren gegangen. Er iſt ohngefähr ein Jahr nach dem vorhergehenden und zu einer Zeit geſchrieben geweſen, in der es ihm in ſeiner Gefangenſchaft am erträglichſten gegangen. Steeley hatte nämlich durch ſeine Landsleute und durch ihr Geld den Aufſeher der Gefangenen immer mehr gewonnen. Er hatte es ſo weit gebracht, daß ſein Vetter Sidne ihm und meinem Gemahle beygeſellet worden war. Durch den Beytritt dieſes Unglückſeligen, von dem in dem folgenden Briefe eine traurige Nachricht enthalten iſt, war ihr Ungemach einige Zeit ſehr gemildert worden. Mein Gemahl hat mir von dieſem Sidne nicht gutes genug erzählen können. Er war von Natur liebreich und furchtſam geweſen, und bloß Steeleyn zu Liebe ein Soldat geworden. Er hatte nach ſeiner natürlichen Beſchaffenheit die Beſchwerlichkeiten der Gefangenſchaft empfindlicher gefühlt, als ſie beide; und ſo traurig er ſelbſt geweſen war: ſo war er doch, wenn Steeley und mein Gemahl ihren Muth verloren hatten, aus Liebe für ſie, gelaſſen und ihr Beruhiger geworden. Der Brief, den mein Gemahl aus der Stadt Tobolskoy in Siberien an mich geſchrieben, iſt folgender:

Liebſte Gemahlinn,

Ich hoffe, daß ihr noch lebet, weil es mein Herz wünſcht, und ich hoffe ſogar, daß dieſer Brief, den ich in dem entfernteſten und ſchrecklichſten Theile der

Welt ſchreibe, gewiß in eure Hände kommen ſoll. Ein Pohlniſcher Jude, der nach Tobolskoy handelt, und im Begriffe ſteht, wieder nach Pohlen abzureiſen, iſt mein Freund und großer Wohlthäter geworden, und vielleicht wird er gar mein Befreyer aus der Gefangenſchaft. Ich habe ihm vor einem Jahre in einem nah an der Stadt gelegenen Gehölze, wo ich nach dem Willen meines Schickſals noch, wie andere Unglückliche, auf Zobel ausgehen mußte, das Leben erhalten, und ihn aus dem Schnee, in den er mit dem Pferde gefallen und faſt ſchon erfroren war, mit der größten Gefahr errettet. Dieſer Mann iſt auf die edelſte Art dankbar geweſen, und hat mir bewieſen, daß es auch unter dem Volke gute Herzen giebt, das es am wenigſten zu haben ſcheint. Er hat nicht eher geruht, bis er mich vor den Gouverneur gebracht, bey dem er ſeines Reichthums wegen in Anſehen ſteht. Herr, ſprach er, dieſer Schwediſche Officier hat mir, wie ihr wißt, das Leben erhalten, und ich habe Dankbarkeit und Geld genug, ihn zu ranzioniren. Der Gouverneur antwortete, daß dieſes nicht bey ihm ſtünde, und daß er ohne Befehl von dem Hofe keinen Menſchen freygeben könnte. Darauf gab ihm der Jude einen Beutel mit Golde und bat, daß er mir die beſchwerlichen Dienſte eines ins Elend Verwieſenen erlaſſen möchte. Der Gouverneur verſprach ihm dieſes, doch unter der Bedingung, daß er täglich etliche Copicken für mich erlegen ſollte. Mein Wohlthäter bezahlte das Geld mit Freuden auf ein ganzes Jahr voraus, und bat ſich zugleich aus, daß er mich in dem Gefangenhofe einen Tag um den andern beſuchen dürfte. Doch ehe ich euch meine itzigen Umſtände weiter beſchreibe: ſo muß ich euch erſt ſagen, wie mirs ſeit drey Jahren in Siberien gegangen iſt, und wie ich in dieſes Land gekommen bin.

Wenn ihr meinen letzten Brief aus Moskau erhalten habt: ſo werdet ihr wiſſen, daß Sidne, Steeleys Anverwandter, nunmehr mit uns an einem Orte verwahret wurde. Das Geld, das Steeley von ſeinen Landsleuten aufs neue bekommen, langte einige Monate zu, unſere äußerlichen Umſtände zu verbeſſern. Wir durften nicht bloß von der elenden Koſt leben, die man den Gefangnen reichte. Wir konnten wenigſtens zu Mittage etwas beſſers haben. Wir hatten dem Aufſeher lange angelegen, uns einige Engliſche oder Franzöſiſche Bücher zum Leſen zu verſchaffen: allein wir erhielten keine. Er gab uns etliche Ruſſiſche Chroniken, und einen Popen, oder Geiſtlichen, der uns dieſe Sprache lehren ſollte. Wie froh waren wir, daß wir etwas zu thun bekamen! Es waren ſehr mittelmäßige Bücher, und dennoch laſen wir ſie wohl zehnmal durch. Wir konnten wenigſtens, ſo lange wir ſie laſen, nicht an unſer Elend denken, und dieſer Vortheil war groß genug für die Mühe, die wir anwenden mußten, wenn wir die Geſchichte der alten barbariſchen Fürſten in Rußland verſtehen wollten. Unſer Pope vertrieb uns durch ſeinen Unterricht in der Sprache alle Tage etliche Stunden für ein geringes Geld. Er brachte endlich einige kleine Bücher mit, welche von der Griechiſchen Religion handelten. Er war ſo unwiſſend darinne, als man nur ſeyn kann. Steeley widerſprach ihm nach ſeiner Gemüthsart ſehr oft, und ſo wenig er noch das Ruſſiſche ſprechen konnte: ſo konnte er doch genug, um ihn zu widerlegen. Ich und Sidne baten ihn oft, es nicht zu thun, weil wir nach und nach viel Bosheit bey dem Popen merkten. Da endlich unſer Geld alle wurde, und der Pope auf die letzt meiſtens betrunken zu uns kam: ſo dankten wir dieſen Geiſtlichen ab. Dieſes verdroß ihn. Er ſchalt auf Steeleyn und den armen Sidne, der ihm das letzte Geld für ſeine Unterweiſung auszahlte. Wir ſuchten ihn bald durch gute Worte, bald durch Stillſchweigen zu beſänftigen; aber vergebens. Der Brandwein und eine niederträchtige Seele tobten aus ihm, und er lärmte und ſchrie, bis die Wache hereintrat. Sie fragte, wer es wäre, und der Böſewicht beſchuldigte uns, daß wir wider den Czaar und die Kirche geſprochen hätten. Die Wache ward über dieſe Beſchuldigung ſo raſend, daß wir in der Gefahr waren, umgebracht zu werden. Der Oberaufſeher kam und verſprach dem Popen Genugthuung; wir aber wurden gleich als die größten Miſſethäter geſchloſſen. Ach meine Gemahlinn, ſoll ich euch unſere damalige Angſt beſchreiben? ſoll ich euch alles ſagen? Wir wurden den andern Tag zum Verhör gebracht. Der Pope, deſſen Wort unbetrüglich war, wiederholte ſeine Beſchuldigung zuerſt gegen Steeleyn. Mein Freund berief ſich auf ſeine

Unſchuld; aber vor dieſem erſchrecklichen Gerichte galt ſie nicht. Man verfuhr nach ihrer barbariſchen Gewohnheit, die Wahrheit vor Gerichte herauszubringen. Man ließ ihn niederwerfen, und ihm die Bodoggen geben, damit er bekennen ſollte. Er ſtund dieſe Marter vor unſern Augen ſtandhaft aus, und ließ unter den Händen der Barbaren, die ihn mit zween Stäben auf den bloßen Leib ſchlugen, nicht die geringſte Klage hören. Als ſeine Quaal vorüber war, ohne daß man ihm ein Geſtändniß hatte abzwingen können: ſo kam die Reihe an den unglückſelgen Sidne. Der Pope bekannte wider ihn, und Sidne, der mit tauſend Thränen und Bitten dieſer Marter vergebens zu entgehen ſuchte, ward endlich niedergeriſſen. Ich wollte das Geſicht wegwenden, um ſeiner Quaal nicht mit zuzuſehen; allein die Wütriche nöthigten mich, der nächſte Zeuge davon zu ſeyn. Er erduldete ſie, ohne ſie zu überleben. So bald man ihm die geſetzte Zahl von Streichen gegeben hatte: ſo lag er ohne Bewegung da. Man nahm ein Geſchirr mit Waſſer, und goß es ihm über das Geſicht, um ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen; doch es war kein Leben in ihm; und dieſes befremdete unſere Richter um deſto weniger, weil viele von den Angeklagten unter dieſer Marter das Leben einbüßen. Steeley war wegen ſeines Unvermögens bey Seite geſchafft! Sidne war todt, und ich erwartete, ohne mir recht bewußt zu ſeyn, mein Schickſal. Der boshafte Pope verlor entweder mit dem Leben des Sidne ſeine Rachbegierde, oder er hielt ſich von mir am wenigſten beleidiget. Er beſchuldigte mich keiner Läſterungen wider den Staat, er begehrte nur, daß ich geſtehen ſollte, daß meine beiden Cameraden welche ausgeſtoßen hätten. Ich vertheidigte mich, daß ich von nichts wüßte. Man befahl, eben die Marter an mir vorzunehmen. Man legte mich auf die Erde, und fragte noch einmal, ob ich nichts gehöret hätte. Die Furcht vor der Pein und vor dem Tode beſtürmten mich entſetzlich. Dennoch beſchloß ich, eher zu ſterben, als durch ein falſches Bekenntniß mir das Leben zu retten, und es Steeleyn vielleicht zu nehmen. Ich weis nicht, ob mein trauriger Anblick den Popen zum Erbarmen bewegte; genug, er bat für mich um Gnade und ſagte, daß ich vielleicht die Läſterungen nicht könnte verſtanden haben, weil ich nicht ſo viel Ruſſiſch konnte, als die beiden Andern. Man ließ mich alſo wieder aufſtehen, und brachte mich in unſer Gefängniß zurück, in welchem ich Steeleyn ſinnlos antraf. Ich warf mich zu ihm auf das harte Lager und umarmte ihn mit der einen Hand; denn mit der andern war ich noch geſchloſſen. Er ſprach die ganze Nacht kein Wort, und lag in einem fühlloſen Schlummer. Der Morgen brach an. Ich redte auf meinen Freund, und er ſchlug endlich zu meiner Freude die Augen auf, und reichte mir die Hand. Unſer Aufſeher kam und erkundigte ſich, ob Steeley noch lebte. Er ließ mir die Banden abnehmen und ſchien uns beide zu bedauern. Ich verſicherte ihn bey allem, was heilig iſt, daß mein Freund ſo unſchuldig wäre, als ich.

Das hilft euch nichts, ſprach er. Das Zeugniß des Popen, als eines Geiſtlichen, gilt, und ihr ſeyd beide verurtheilet, nach Siberien geſchickt zu werden. Gott helfe euch! ich kann euch nicht helfen, ſonſt muß ich alles von dem Popen befürchten. Seyd zufrieden, wenn euch die Zunge nicht aus dem Halſe geſchnitten wird, ehe ihr nach Siberien verwieſen werdet; denn dieſes wiederfährt denen, die wider den Staat, oder die Kirche geſprochen haben. Warum ſeyd ihr ſo unvorſichtig geweſen, und habt den Popen beleidigt? In ein paar Tagen wird man euch nebſt andern Gefangnen nach Siberien ſchicken. Ich werde euch wohl nicht wieder ſehen. Ich warf mich neben Steeleyn nieder, der immer noch in ſeiner Betäubung lag, und wenigſtens itzt glücklicher war als ich, weil er ſich ſeiner nicht mehr bewußt zu ſeyn ſchien. Anſtatt, daß der Aufſeher mir einen Troſt hätte zuſprechen ſollen: ſo forderte er für die grauſame Nachricht, und für ſeine Dienſte überhaupt, noch eine Belohnung. Ich griff in Steeleys Taſchen, um für ihn etwas zu ſuchen; allein die Wache hatte ihm alles genommen. Da der Aufſeher kein Geld mehr ſah: ſo ſchien der Schatten von ſeinem Mitleiden zu verſchwinden. Er gieng mißvergnügt fort, und ließ mich in einem Zuſtande liegen, den ich euch nicht beſchreiben kann. Ich verſank in Schwermuth und Traurigkeit. Von Gott und Menſchen in meinen Gedanken verlaſſen, und feindſelig im Herzen wider beide, ſchlief ich ſchrecklicher Menſch ein, indem ich mir den Tod tauſendmal wünſchte. Es war viele Nächte kein Schlaf in meine Augen gekommen, und meine zerſtörten und ermatteten Geiſter hatten eine lange Ruhe nöthig, wenn ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen ſollten. Ich glaube, daß ich länger als vier und zwanzig Stunden in einem Stücke geſchlafen habe. Ich erwachte und ſah meinen Freund mit aufgeſchlagenen Augen neben mir liegen. Er fragte mich, wo Sidne wäre; denn er war weggeſchafft worden, ehe Sidne ſtarb. Ich konnte ihm nicht antworten. Iſt er todt? ach wenn doch Gott das wollte! ſo wäre er glücklicher, als wir. So iſt er nicht mehr in den Händen der Henker? Ich ſagte ihm, daß er todt wäre. Ich fragte ihn, ob er noch große Schmerzen empfände, und er fragte mich, ob ich ſie noch ſehr fühlte; denn er glaubte, daß ich ſeine Marter ebenfalls ausgeſtanden hätte. Alſo hat man euch verſchont? fieng er, nach meiner Erzählung, an. Nun bin ich doppelt zufrieden. Sidne iſt todt, und ihr habt meine Quaal nicht gefühlt. Für beides müſſen wir Gott danken.

Ich konnte ihm die Nachricht von unſrer Verweiſung nach Siberien nicht länger verſchweigen. Ich ſagte ihm, was ich von dem Aufſeher gehöret hatte. Er ſchien durch das erlittene Unglück ſchon ſo unempfindlich geworden zu ſeyn, daß ihn Siberien nicht mehr ſchreckte. Als ich aber davon anfieng, daß man uns vielleicht noch grauſamer begegnen würde: ſo rang er die Hände. Nein, nein, ſchrie er, lieber den Tod, tauſendmal lieber, als jenes.

nek. Wollt ihr noch leben, wenn man euch ſo mißhandelt? Wir überließen uns der Wut und der Verzweiflung vom neuen. Indem trat der Aufſeher in unſer Gefängniß, und kündigte uns an, daß man uns morgen früh nach Siberien abführen würde. Wird man uns, rief Steeley, noch etwas mehr thun? Nein, ſprach der Ruſſe, nichts mehr, ihr ſeyd beide nur verurtheilt, nach Siberien zur Arbeit verwieſen zu werden. Nun ſchien uns das größte Elend geringe zu ſeyn, da wir nur hörten, daß man keine weitere Gewalt an uns ausüben wollte; und wir fanden in dem Verluſte dieſer Furcht eine Art des Troſtes, den uns alles andre nicht hätte geben können. Steeley wollte dem Aufſeher noch eine Belohnung geben, allein ſein Geld war ihm genommen. Nachdem er lange geſucht, fand er endlich noch zween Rubel. Er ſtund vor Freuden zum erſtenmale von ſeinem Lager auf, und ſagte dem Aufſeher, daß er ſeinen Reichthum mit ihm theilen wollte. Dieſer war auch ſo menſchlich, daß er ihm die Hälfte zurück gab. Steeley fragte darauf, wo man den todten Körper des Stiene hingethan hätte, ob er ihn nicht noch einmal ſehen könnte. Der Ruſſe antwortete, daß man ihn ſchon an dem Orte eingeſcharret hätte, wo die Miſſethäter begraben würden. Er liege, wo er wolle, fieng er mit einem thränenden Ungeſtüm an, er iſt doch ein ehrlicher Mann und mein Freund: es iſt ihm unrecht geſchehen. . . Ich rief ihm zu, daß er ſchweigen und ſich aus Liebe zu ſei-

nem

nem todten Freunde nicht noch unglücklicher machen ſollte. Er fragte, ob es nicht noch möglich wäre, einen von ſeinen Landsleuten zu ſprechen; aber daran war nicht mehr zu denken. Nunmehr nahm unſer Aufſeher Abſchied. Wir dankten ihm unausſprechlich für ſeine Menſchenliebe, ob wir ſie gleich meiſtens erkauft hatten. Wir umarmten ihn und fragten ihn immer, ob es auch gewiß wäre, daß man uns nichts weiter thun würde. Er verſicherte uns dieſes mit dem größten Eide, den ſie in ihrer Sprache haben. Wir wollten ihm noch etwas Geld geben, daß er uns zu Eſſen ſchaffen ſollte; denn es war wohl der dritte Tag, daß wir nichts zu uns genommen hatten. Auf einmal ward er großmüthig, und ſagte, daß er uns zu Eſſen und auch ein Glas Brandwein auf unſere traurige Reiſe, und Steeleyn ein Pflaſter über den Leib bringen wollte, welches ihm gute Dienſte thun würde. Er hielt ſein Wort, und brachte uns, was er uns verſprochen hatte. Wir aßen den Abend ziemlich ruhig, und ergaben uns in alles, was uns begegnen würde, weil wir ſicher waren, daß uns faſt nichts ſchrecklichers begegnen konnte. Der Schmerz, den Steeley noch in dem Leibe fühlte, minderte ſich durch das empfangne Pflaſter. Der Morgen brach an, ohne daß wir geſchlafen hatten, und man forderte uns zur Reiſe auf. Der Aufſeher empfahl uns dem Officier, der uns zu den übrigen acht Gefangnen führte, welche mit uns nach Siberien ſollten gebracht werden, und welche, wie ich nachdem erfuhr,

fuhr, meiſtens vornehme Ruſſen und wegen der Rebellion verdächtig waren. Wir wurden alle zehen auf zwey Fahrzeuge vertheilt, und ich hatte gleich das Unglück, daß man Steeleyn von mir trennte, und auf den andern Wagen wies. Mehr hatte zu meinem Elende nicht gefehlt. So wie wir auf einer Station ankamen, mußten wir auch wieder fortgebracht werden; alſo kam Steeley niemals zu mir, und ich habe auf dem ganzen Wege nichts, als einzelne Worte, mit ihm ſprechen können. Drey von meinen Gefährten waren Ruſſen, und ihre Herzen waren ſo wild, als ihre Geſichter. Ihr Unfall machte ihre Gemüther nur mehr erbittert, und ſie ſchämten ſich, daß ſie, als Ruſſiſche Knees, mit einem Schweden und einem Franzoſen, denn dieſer war mein vierter Gefährte, ein gleiches Unglück theilen ſollten. Der Franzoſe, der Major geweſen war, und ſich unglücklicher Weiſe ſeinem Oberſten mit dem Degen widerſetzt hatte, ward bald mein Vertrauter, und wir waren um deſto glücklicher, weil die Ruſſen kein Franzöſiſch verſtunden. Er hatte die edlen Meynungen einer guten Erziehung im Felde nicht verloren; und ſo unterſchieden ſeine Gemüthsart von der meinigen war: ſo machte uns doch das Unglück ſchon halb zu Freunden. Er hatte ein von Natur ehrliches Gemüth, und das Mißtrauen, das ich Anfangs bey ihm merkte, verlor ſich völlig, da er mein Herz kennen lernte. Ich bildete ihn auf unſerm elenden und beſchwerlichen Wege ſo, wie ich ihn haben wollte, und wie er ſeyn

mußte,

mußte, wenn er mir Steeleys Verluſt einigermaßen erſetzen ſollte. Je näher wir Siberien kamen, deſto unfreundlicher wurden wir an denen Orten aufgenommen, wo man uns weiter fortſchaffen mußte. Wir achteten die Niederträchtigkeiten, ich und Remour, ſo hieß der Franzoſe, kaum mehr, mit denen man uns begegnete. Wir bleiben doch rechtſchaffne Leute, ſprach der Major immer zu mir, wenn uns gleich der Pöbel verunehrt. Er, ich, und die vornehmen Ruſſen, wir waren einer ſo arm, als der andere; und wenn wir auch etwas gehabt hätten: ſo würde uns doch der Pöbel, oder unſere eigene Bedeckung nichts gelaſſen haben: ſo feindſelig geht man mit denen um, die das Unglück haben, nach Siberien beſtimmt zu ſeyn. Wir hatten nichts, als trocknes Brodt, und auch damit waren wir zufrieden. Die Kälte quälte uns am meiſten. Niemand empfand ſie mehr, als der arme Steeley an ſeinem mißhandelten Korper. Nach ungefähr ſechs oder ſieben Wochen kamen wir in Tobolskoy an, wohin wir verwieſen waren. Wir fanden, daß ichs kurz ſage, hier alles, was eine Gegend fürchterlich, und das Elend eines ins Elend Verwieſenen traurig machen kann. Wir wurden dem Gouverneur vorgeſtellt, und ich hatte das Unglück, von meinem lieben Steeley getrennt zu werden; doch blieb mir Remour. Der Gouverneur legte uns allen nach der eingeführten Gewohnheit einerley Schickſal auf, nämlich die elende Beſchäfftigung, Zobel zu fangen, deren Felle an den Ruſſiſchen Hof geliefert werden. Stellt euch vor, was ein Mann von meinem Stande und von meiner Gemüthsart fühlen muß, der ſich zu der niedrigſten Verrichtung verdammet ſieht, der mit ſtumpfen Pfeilen in den Wäldern herumirren und Zobel erlegen, oder ſie mit Fallen fangen, und unter den Befehlen ſolcher Menſchen ſtehen muß, die nicht viel vernünftiger, und oft grauſamer, als Thiere ſind. Wenn nicht die größte Plage durch die Länge der Zeit etwas von ihrer Laſt verlöre; wenn nicht die größten Beſchwerlichkeiten dem Körper endlich zur Gewohnheit würden, oder, daß ich mehr ſage, wenn Gott denen, die ohne ihre Schuld unglücklich ſind, nicht ſelbſt ihr Schickſal durch ihre Unſchuld und durch die geheimen Vergnügungen eines guten Gewiſſens in gewiſſen Stunden erleichterte: ſo würde mein Zuſtand in Siberien, ein Stand der Verzweiflung geweſen ſeyn. So elend jeder Tag verſtrich; ſo fand ich doch wenigſtens alsdann eine Beruhigung, wenn ich meinen Nemour ſehen und ſprechen, und das, was mir begegnet war, und auch das, was ich ihm ſchon hundertmal geſagt hatte, in ſeine Seele ausſchütten konnte. Ein Sklave zu ſeyn, bleibt allemal das größte Unglück; allein einen Freund in dieſem Elende zum Gefährten zu haben, iſt zugleich die größte Wohlthat. Eine Umarmung, ein Wort, ein Blick von ihm, alles iſt ein Troſt, der ſich nicht ausdrücken läßt, alles iſt Mitleiden; und was ſucht ein unglückliches Herz, das der Nothwendigkeit, elend zu ſeyn, unterworfen iſt, mehr, als Mitleiden? Ich würde undankbar gegen mein Schickſal ſeyn, wenn ich, da ich euch mein Ungemach erzähle, nicht auch der kleinen Annehmlichkeiten gedächte, die der Elendeſte noch in ſeinen Umſtänden zuweilen empfindet. Die Natur der Dinge ſcheint ſich, dem Unglücklichen zu gefallen, oft zu verändern; und das, was mir im Glücke eine Betrübniß geweſen ſeyn würde, war mir im Unglücke ein Troſt. Ich habe, ſeitdem ich ſo glücklich bin, weniger ein Sklave zu ſeyn, dieſen Spuren der Vorſehung oft mit tiefer Ehrfurcht, obgleich mit einem innerlichen Schauer, nachgedacht. Vielmal habe ich, wenn ich der Verzweiflung am nächſten war, und in der Ferne einen andern Verwieſenen erblickte, in dieſem Augenblicke einen Troſt gefunden. Der Tod ſelbſt, der uns ſonſt ſo ſchrecklich ſcheint, iſt mir tauſendmal zur Wolluſt geworden, und der Gedanke von ihm, der uns ſonſt niederſchlägt, hat mich unter der Laſt, unter der ich ſeufzte, recht göttlich aufgerichtet. Ich bin in der Vorſtellung, daß ich in dieſer oder jener Nacht vielleicht ſterben könnte, oft ſo freudig eingeſchlafen, als ob ich alles hätte, was ich wünſchte. Und wenn ich um und neben mir kein Vergnügen erblicken konnte: ſo brachte mir die Religion doch oft die Freuden aus einer andern Welt herüber. Nachdem ich alſo drey Jahre in einer vollkommnen Knechtſchaft zugebracht, und, gleich den andern Gefangnen, mir das Brodt aus den Händen meiner Gebieter durch eine gewiſſe beſtimmte Anzahl der Thiere, die wir fiengen, erkaufen müſſen: ſo ereignete ſich dieſe Begebenheit mit dem Pohlniſchen Juden. Dieſer dankbare Mann, wie ich euch ſchon erzählt habe, hat mich durch ſeine Fürbitte bey dem Gouverneur und durch ſein erlegtes Geld von der Arbeit befreyet. Er hat uns nach und nach ſo weit gebracht, daß ich in ein lichter und geraumer Behältniß gekommen bin. So bald ich dieſes nur hatte: ſo ſuchte er mir meine Gefangenſchaft noch mehr zu erleichtern. Er brachte mir ein bequemes Kleid, und entriß mich dem groben und wilden Anzuge, in welchem ich nun ſchon ſo lange gegangen war. Schreckliches Kleid, das noch hier vor meinen Augen hängt, und mich an das vorige Unglück erinnert! Er brachte mir allerhand Decken und Pelzwerke zum Schlafen, wiewohl mich dieſe Anfangs nur an dem Schlafe hinderten. Eine lange Gewohnheit, hart zu liegen, hatte ſie faſt unnützlich für mich gemacht. Er beſuchte mich oft, und niemals, ohne mir eine Gutthat zu erweiſen. So ſehr mein Zuſtand von dem vorigen unterſchieden war; ſo war er mir doch nicht angenehm genug, weil ich ihn nicht mit Steeleyn, oder mit Nemourn, theilen konnte. Von Steeleyn hatte mein Wohlthäter auf mein Bitten die Nachricht eingezogen, daß er nach Pohem, vierzehn Tagereiſen von Tobolskoy, gebracht worden wäre, ob er aber noch lebte, das konnte ich nicht erfahren. Der Jude hatte mir ein Geſchenk von einem Dutzend Dukaten gemacht, damit ich in ſeiner Abweſenheit etwas zu meiner Verſorgung hätte. Ich wagte es und bat ihn, daß er drey davon Remourn überbringen, oder ihm einige Erquickung dafür ſchaffen möchte, die übrigen hub ich in Gedanken für Steelern auf. Er that es, und das war nicht genug: er brachte es noch denſelben Tag dahin, daß Remour etliche Stunden zu mir gelaſſen wurde. Ich theilte mein Herz mit ihm und alles, was ich hatte. Ich hoffte dieſes Vergnügen noch mehrmal zu genießen: allein er ward darauf krank und ſtarb; und ich erhielt nicht eher, als etliche Stunden vor ſeinem Tode, die Erlaubniß, ihn zu beſuchen, da er kaum noch etliche Worte ſtammeln konnte. Der Jude ſetzte, wie er mir verſprochen hatte, ſeine Beſuche fleißig fort. Er gab mir allerhand Anſchläge, allerhand Nachrichten von dem Gouverneur, und ſagte mir, daß er bey dem Czaar in großen Gnaden ſtünde, daß er mit ihm in Deutſchland geweſen wäre, daß ſeine Gemahlinn aus Curland gebürtig und eine Vertraute der Catharina geweſen ſey. Er erzählte mir ferner, daß der Gouverneur ein großer Liebhaber vom Bauen wäre, und daß ich, wenn ich etwas von der Baukunſt verſtünde, mir vielleicht gar ſeine Gnade erwerben würde. Dieß war mir eine ſehr angenehme Nachricht. Ich ſagte ihm, daß ich zeichnen und Riſſe zu Gebäuden machen könnte, und wenn er mir die nöthigen Sachen ſchaffte: ſo würde ich wenigſtens eine Beſchäfftigung in meiner Einſamkeit mehr haben. Er that es, und ich übte mich einige Wochen. So bald ich einen nicht ungeſchickten Riß fertig hatte: ſo trug ihn der Jude zum Gouverneur. Den andern Tag wurde ich ſchon zu ihm geholt. Er verſtund zu meinem Glücke etwas von der Baukunſt, und würdigte mich, als mein Befehlshaber, etlicher freundlicher Mienen, und unterredete ſich mit mir bald auf deutſch, bald im gebrochnen Latein. Er erſchrack, daß ich ſo fertig Latein ſprechen konnte, und von dieſem Augenblicke an ſchien er mich zu bedauern. Wenn es bey mir ſtünde, ſprach er: ſo wollte ich euch die Freyheit ſchenken; allein ihr ſeyd auf zeitlebens nach Siberien verbannet, und ich kann nichts thun, als euch eure Gefangenſchaft erträglicher machen. So lange ich lebe, ſoll euch alle Arbeit der Gefangnen erlaſſen ſeyn, ohne daß der Jude etwas weiter für euch bezahlt. Seyd ihr damit zufrieden? Ich bedankte mich ſehr ehrerbietig, und ſah ihn beweglich an. Ihr könnt leicht denken, warum ich ihn nunmehr bat. Ich nahm alle meine Beredſamkeit zuſammen, um ihn zu bewegen, daß er einem Freunde von mir, der zugleich mit mir nach Siberien verwieſen worden, und Steeler hieße, eben die Großmuth erzeigen ſollte, die er mir erwieſen hätte. Ihr bittet mehr, fieng er an, alles mir zu thun frey ſteht. Ich will mich entſchließen. Jtzt könnt ihr gehen und mir den Riß von dem Gebäude machen, von dem ich mit euch geſprochen habe. Indem er dieſes noch ſagte, trat ein ſehr ſchönes Frauenzimmer mit einer viel verſprechenden und großmüthigen Miene in das Zimmer. Wartet, rief er mir zu. Hier, meine Gemahlinn,

linn, fuhr er fort, iſt der unglückliche Schwede, von dem ich euch neulich geſagt habe. Wenn es euch gefällt, ſo könnt ihr ſelbſt mit ihm reden, und ihm etwas zu eſſen reichen laſſen. Ich will ein paar Stunden auf die Jagd reiſen. Er gieng fort, und ſeine Gemahlinn redte auf eine ſehr liebreiche Art mit mir, und ſagte, daß ſie Urſache hätte, an meinem Unglücke Theil zu nehmen, weil ich, wie ſie hörte, ein halber Landsmann von ihr wäre. Sie that tauſend Fragen an mich, und belohnte meine Erzählungen mit einer mitleidigen Aufmerkſamkeit, und mit einer Höflichkeit, die mir alle Furcht benahm, frey und edel mit ihr zu reden. Nichts hörte ſie lieber, als die vortheilhaften Beſchreibungen, die ich ihr von euch machte, und die Wünſche, euch, meine Gemahlinn, wieder zu ſehen. Ich bedaure ſie, fieng ſie an, nachdem ſie wohl zwo Stunden mit mir geſprochen hatte; und ich würde ihren Verdienſten ein beſſer Schickſal anweiſen, wenn ich dem Hofe näher wäre. Vielleicht iſt es möglich, daß ich mit der Zeit etwas zur Rückkehr in ihr Vaterland beytragen kann. Die ausnehmende Liebe, die ſie wider die Gewohnheit ihres Geſchlechts für die Gemahlinn haben, und ihr Unglück, ſind genug, mich zu ihrer Freundinn zu machen, und ich kann ihnen meine Hochachtung nicht entziehen, wenn gleich ihre Gebieter ihnen als einem Sklaven begegnen. Gefällt ihnen mein Mitleiden: ſo beruhigen ſie ſich damit in einem Lande, wo die Barbarey die Stelle der Tugend zu vertreten ſcheint. Ich würde dieſen

Mittag mit ihnen ſpeiſen, wenn ich meinem Willen folgen dürfte. Darauf langte ſie von der Tafel, die ſchon gedeckt war, eine Flaſche Wein, und trank mir eure Geſundheit zu. Ich ward von ihrer Großmuth bis zu den Thränen gerührt, und es war mir unmöglich, ihr meinen wahren Namen länger zu verſchweigen. Ich warf mich zu ihren Füßen. Madame, fieng ich an, ſie verdienen, daß ich ihnen auf den Knien für die Freundſchaft danke, die ſie mir Unglücklichem ſchenken. Ich muß ihnen alles ſagen, wenn auch mein Bekenntniß mit der Gefahr meines Lebens verknüpft ſeyn ſollte. Alles iſt wahr, was ich ihnen erzählt habe, allein ich heiße nicht Löwenhoek. Nein, ich bin der Graf von G.. und ich bitte ſie bey ihrer edlen Seele und bey meiner Gemahlinn, meinen Namen nicht zu entdecken. Sie hob mich freundlich auf, und ich erzählte ihr mein Unglück bey der Armee. O Gott! rief ſie, ſind ſie der Graf von G..? Mein Gemahl hat ihren Vater als Geſandten in Moskau gekannt. Unglücklicher Graf! Sagen ſie ihm ja nichts davon. So viel ich Urſache habe, mit ſeiner Aufführung gegen mich zufrieden zu ſeyn: ſo hat er doch gegen Andere ein hitziges rachgieriges Herz, und wie bald könnte es nicht geſchehen, daß ſie ihn wider ihren Willen beleidigten. Begegnen ſie ihm ja allezeit mit einer tiefen Unterwerfung, und alsdann am allermeiſten, wenn er am gnädigſten mit ihnen umgeht, außerdem ſtehen ſie in der Gefahr, noch weit mehr zu erfahren. Er liebt das Geld, und es wird gut für ſie ſeyn, wenn ihm der Jude von Zeit zu Zeit ein Geſchenk macht. Ich habe kein Geld fuhr ſie fort, um ihnen zu dienen; allein ich habe Juwelen, von denen mein Gemahl nichts weis, davon will ich ihnen einige holen. Der Jude iſt ein ehrlicher Mann, und wird ihnen doch wenigſtens die Hälfte ſo viel dafür geben, als ſie werth ſind; allein ich wollte es nicht gern, daß ſie ihm ſagten, von wem ſie ſolche bekommen hätten. Sie brachte mir darauf zwo goldne Einfaſſungen, die, wie ich muthmaßte, von ein Paar Portraits abgenommen waren. Sie waren mit koſtbaren Steinen beſezt. Nehmen ſie, ſprach ſie, dieſes Geſchenk als einen Beweis an, daß es mir nicht an dem Willen fehlt, ihr Elend zu mindern. Ich zweifle, daß ich jemals wieder die Gelegenheit erhalten werde, ſie allein zu ſprechen; darum wiederhole ich ihnen mein Mitleiden und meine Hochachtung, und bitte ſie, in mir auch alsdann ihre Freundinn zu erkennen, wenn ich genöthigt ſeyn werde, die Perſon einer Gebieterinn anzunehmen. Begeben ſie ſich nunmehr wieder in ihren einſamen Aufenthalt. Ich will ſehen, ob ichs bey meinem Gemahle ſo weit bringen kann, daß ihr Freund, von dem ſie mir erzählt haben, zu ihrer Geſellſchaft hieher verlegt wird. Gewiß kann ichs ihnen nicht verſprechen. Gehen ſie und leben ſie wohl, armer Graf! Ich kehrte als im Triumphe zurück, und hielt mich nunmehr unter den Händen der Barbaren für geehrt und glücklich; ſo ſehr erfüllte das Mitleiden dieſer ſo großmüthigen Seele mein Herz mit Hoheit und Hoffnung. Mein Jude beſuchte mich den Tag darauf. Und ehe ich ihm erzählte, wie ich von dem Gouverneur aufgenommen worden: ſo ſagte ich ihm, daß ich ſo glücklich geweſen wäre, in dem alten Kleide meines verſtorbenen Freundes, das er, da er bey mir war, zurück ließ, weil ich ihm ein neues gab, und das ich itzt vor mir hingelegt hatte, einige Koſtbarkeiten zu finden, wodurch ich ihm vielleicht die Koſten erſetzen könnte, die er als mein Freund für mich zeither aufgewandt hätte. Er betrachtete die beiden Einfaſſungen mit Erſtaunen, und ſchien mein Vorgeben zu glauben. Das ſind fürſtliche Koſtbarkeiten, fieng er an, und ich kann euch meine Aufrichtigkeit nicht beſſer beweiſen, als daß ich euch ſage, daß ſie fünf bis ſechs tauſend Thaler werth ſind. Wollt ihr mir ſie anvertrauen: ſo will ich ſie euch bey einem Juden, der Steine einkauft, verhandeln. Ein Mann, ſprach ich, der mir ſo viel Gutes erwieſen hat, wie ihr, verdient das größte Vertrauen. Allein, verſetzte er, was wollt ihr mit ſo vielem Gelde anfangen? Man könnte es euch über lang oder kurz nehmen. Wißt ihr, was ich machen will? Ich will das Geld, das ich dafür bekomme, bey einem Juden, der hier wohnhaft iſt, niederlegen; er ſoll euch nicht um einen Groſchen betriegen. Ich will ihm, und, wenn ich binnen acht Tagen wieder zurück nach Pohlen reiſe, auch dem Gouverneur ſagen, daß ich euch als dem Erhalter meines Lebens ſo und ſo viel zu eurer Verſorgung, und wenn es möglich wäre, zu eurer baldigen Befreyung zurückgelaſſen hätte. Kurz, ich war alles zufrieden. Er verkaufte die Juwelen für fünftauſend Thaler, und brachte mir tauſend baar und das übrige durch eine Anweiſung mit. Ich bot ihm für ſeine treuen Dienſte zweyhundert Thaler an; allein er nahm ſie unter keiner andern Bedingung, als daß er ſie bey ſeiner Abreiſe dem Gouverneur ſchenken wollte, damit er mir günſtig bliebe. Dieß iſt geſchehen. Er hat mir durch meinen lieben Juden verſprechen laſſen, daß ich Steelcyn gewiß zu mir bekommen ſollte, zumal wenn er auch etwas von der Baukunſt verſtünde. Der Jude ſelbſt ſteht nunmehr im Begriffe fortzureiſen. Ich verliere ſehr viel an dieſem treuherzigen Manne; doch ich will ihn gern verlieren, wenn er das Werkzeug iſt, durch den ihr von mir, und ich von euch eine Nachricht erhalte. Er kennt meinen wahren Stand, und er hat mirs auf die heiligſte Art verſprochen, weder mich zu verrathen, noch zu ruhen, bis er euren Aufenthalt in Liefland ausfündig gemacht. In dieſer letzten Abſicht hat er hundert Thaler zu Reiſekoſten von mir angenommen. Er kömmt, der ehrliche Mann, und will Abſchied nehmen und ſeinen Brief haben. Ich umarme euch, wo ihr auch ſeyd, mit der treueſten Liebe. Möchten doch meine Umſtände ſo bleiben, wie ſie itzt ſind! ſo hoffe ich noch, euch wieder zu ſehen und all mein ausgeſtandnes Elend in euren Armen zu vergeſſen. Bittet den Himmel um dieſe Glückſeligkeit. Ja, meine liebſte Gemahlinn, er wird ſie uns noch ſchenken.

P. S. Ich habe, weil Steeley noch nicht zugegen iſt, an ſeinen Vater nach London, und auch an den Engliſchen Geſandten nach Stockholm geſchrieben, und unter dem Namen Löwenhoek beiden von meines Freundes neuem Unglücke Nachricht gegeben.

* * *

Dieſes ſind die beiden Briefe, die mein Gemahl in ſeiner Gefangenſchaft an mich geſchrieben. Er hat von dem Abgange des letzten Briefes an, ungefähr noch anderthalb Jahr in Siberien zugebracht. Ich will das übrige ſo erzählen, wie er mirs mündlich erzählet hat.

Einige Wochen nach des Juden Abreiſe, ſprach er, ward ich zum Gouverneur geholt. Ich übergab ihm mit vieler Demuth den Riß, den er mir zu machen befohlen hatte. Er war ziemlich wohl damit zufrieden; allein er war doch der Gouverneur und ich ſein Gefangner. Kurz, er ſchämte ſich, mir eine Art der Hochachtung äußerlich ſehen zu laſſen, die er mir vielleicht im Herzen nicht ganz abſchlagen konnte. Er fragte mich, ob mir der Jude ſo und ſo viel Geld zurückgelaſſen hätte, und ich beantwortete es mit Ja. Darauf befahl er, daß der Gefangne hereintreten ſollte; dieſes war mein lieber Steeley, den ich faſt ſeit vier Jahren nicht geſehen hatte. Ich vergaß vor Freuden, daß ich vor dem Gouverneur ſtund, und lief auf Steeleyn mit offenen Armen zu. Er ſoll euer Geſellſchafter ſeyn, fieng der Gouverneur an; allein wie lange, das kann ich euch nicht ſagen. Ich verſtund dieſe Sprache, und bat, ob er ſich nicht wollte gefallen laſſen, daß ich tauſend Thaler zum Unterhalte meines Freundes erlegen dürfte. Er ſagte, daß er ſie zum Pfande, daß wir ſeine Gnade nicht mißbrauchen würden, annehmen wollte. Der Jude, von dem ich die Anweiſung bey mir hatte, ward gefordert, und bezahlte die tauſend Thaler. Er erhielt zugleich die Erlaubniß, mich anſtatt des abgereiſten Juden zu beſuchen und mich mit dem Nothwendigen zu verſehen. Nunmehr durfte ich an der Hand meines Steeleys, der noch wie in einem Traume war, und nichts als etliche abgebrochne Worte zu mir geſprochen hatte, nach meinem Behältniſſe eilen. Unſere erſte Beſchäfftigung, als wir allein waren, beſtund darinne, daß wir einander eine lange Zeit anſahen, ohne ein Wort zu ſprechen. Alsdann ſuchte ich ihm Wäſche und eine Kleidung, womit mich der Jude noch vor der Abreiſe verſorget hatte; allein er war nicht vermögend vor trunkner Freude ſich allein anzukleiden, ich mußte ihm helfen. Er ſah die Sachen, die ich ihm gab, recht mit Erſtaunen an, als ob er ihren Gebrauch vergeſſen hätte. Da er endlich angekleidet war: ſo betrachtete er ſich mit unerſättlichen Augen, und weinte. Ich hatte ihn ſchon oft gefragt, wie es ihm gegangen wäre; und er hatte mir nichts geantwortet, als: wie es mir gegangen iſt, mein lieber Graf, wie es mir gegangen iſt? Ja, ich würde ihm, ungeachtet meiner Neugierigkeit, doch nicht haben zuhören können, wenn er mir auch meine Fragen beantwortet hätte, ſo beſtürmt war ich von den Trieben der Freundſchaft und der Freude. Ich reichte ihm ein halbes Glas Wein, denn mehr hatte ich nicht, und erinnerte ihn, wie er mich einmal in Moskau damit tractirt hätte. Wir wurden nach und nach unſrer mächtig. Wir hatten einander ſo viel zu erzählen, daß wir nicht wußten, wo wir anfangen ſollten. Unter dieſen Unterredungen verſtrichen ganze Tage und Nächte, und eben ſo viel unter den Wiederholungen unſerer Begebenheiten. Steeley hatte in ſeinem Elende weit mehr erlitten, als ich. Ohne Mitleiden, ohne Freund war er die ganze Zeit ein Sklave, und was noch mehr iſt, ein Gefährte des boshaften Mitgefangnen, des Knees Eskin, geweſen. Dieſes Ungeheuer hat ihm ſeine Hütte des Abends zur Hölle gemacht, wenn er den Tag über die Laſt der Sklaverey überſtanden. Von tauſend niederträchtigen Streichen, vor welchen die Natur erſchrickt, will ich nur einen erzählen. Steeley war krank worden und hatte ſich etliche Tage nicht von ſeinem Lager aufrichten können. Er hatte ſich alſo genöthigt geſehen, da Eskin des Abends aus den Wäldern zurück gekommen, ihn zu erſuchen, daß er ihm das Gefäß mit Waſſer reichen möchte, weil ihn ſehr durſtete. Alſo durſtet euch recht ſehr? ſpricht Eskin. Das iſt mir lieb. Es hat mich vielmal auch gedurſtet, und ihr ſeyd gegen einen Fürſten doch nur ein Nichtswürdiger. Darauf nimmt er das Trinkgeſchirr und trinkt, und alsdann wirft ers Steeleyn vor die Füße und lacht: da! ſo viel gehört euch! Braucht man wohl mehr zur Verzweiflung, als ſo einen Unmenſchen um ſich zu haben? Nach einer Zeit von einem Jahre, und nach unzähligen Beleidigungen, wird dem Eskin, der ſich gegen einen von ſeinen Aufſehern in der Raſerey vergangen, ſo übel mitgefahren, daß man ihn halb todt in ſein Behältniß ſchleppen muß. Man entzieht ihm zween Tage das Brodt; aber Steeley iſt ſo großmüthig und theilet das ſeinige mit ihm. Er reicht ihm, ſo oft er kann, das Trinken. Er wäſcht ihm ſo gar die Wunden aus; und damals hat ihm der Ruſſe die Hand gedrückt, und zu ihm geſagt: vergebt mirs, daß ich nicht eben ſo an euch gehandelt, als ihr an mir thut. Er hat ihm nach dieſem weniger Verdruß angethan. Sein ganzes Glück, das ihm in ſeiner Abweſenheit von mir begegnet iſt, beſteht in einer kleinen Freundſchaft, die ihm ein Coſakiſches Mädchen in dem letzten Jahre vor ſeiner Zurückkunft nach Tobelskoy erwieſen. Sie beweiſt, daß es auch unter dem wildeſten Volke noch edle und empfindliche Herzen giebt. Steeley war eines Tages auf ſeinem Reviere um Pohem ſo glücklich geweſen, die geſetzte Zahl ſeiner Zobel bald zu fangen. Auf dem Rückwege nach der Stadt hatte er ſich, um auszuruhen, bey einer Quelle niedergeworfen. Darauf kömmt ein wohlgebildetes Mädchen zu ihm, und ſieht ihn lange ſtarr an. Endlich ſetzt ſie ſich nieder und trinkt mit der holen Hand aus der Quelle. Armer Fremdling, fängt ſie an, wollt ihr nicht auch trinken? Steeley ſagt, daß ers ſchon gethan hätte. Aber, ſpricht ſie, wollt ihr denn nicht einen Trunk Waſſer aus meiner Hand annehmen? Thut es doch, ihr dauert mich, ſo oft ich euch gehen ſehe; und ich bin nicht hieher gekommen, um zu trinken, ſondern um euch dieſes zu ſagen. Steeley erſchrickt, und weis ſelbſt nicht, was er ſagen ſoll. Ach, fährt ſie fort, ihr wollt mir nicht antworten? Nun dauert michs, daß ich eurentwegen hieher gegangen bin. Wartet nur, ich will nicht wieder kommen. Er ſieht ſie darauf traurig an, und ſagt, daß er ihr für ihr Mitleiden recht ſehr verbunden wäre, und reicht ihr zur Dankbarkeit die Hand. Dieſe drückt ſie bald an den Mund, bald an die Bruſt. Sie ſpielt mit ſeinen ſchwarzen Haarlocken, und wiederholt ihre Liebkoſung auf zehnerley Art. Er will nunmehr fortgehen. O, ſpricht ſie, wartet doch, ich kann mich an euch gar nicht ſatt ſehen. Ich wollte, daß alle Männer in dieſem Lande ſo ausſähen, wie ihr; alsdann würde es recht hübſch in Siberien ſeyn. Und wenn ihr ja gehen müßt, werdet ihr euch nicht bald wieder hieher ſetzen? Ich habe euch ſo viel zu ſagen, und ich weis nicht, was es iſt. Ich wußte es, ehe ich zu euch kam, und nun habe ichs über euren Haaren vergeſſen. Indem ſieht ſie in die klare Quelle, und ſieht ihr Bild darinne. Aber ſagt mir nur, ſpricht ſie, ſehe ich denn wirklich ſo, wie hier im Waſſer? Ich habe ja auch ſchwarze Augen, wie ihr. Eure gefallen mir, gefallen euch denn meine auch? Sind meine Zähne auch ſo weiß, wie eure? Ja, ſpricht er, ihr ſeyd ſchön, aber laßt mich gehen, ich bin ein unglücklicher Menſch. Darauf geht ſie mit thränenden Augen fort. Als Steeley den andern Morgen wieder in ſein Revier geht: ſo ſitzt ſie ſchon an der Quelle und wartet auf ihn. Sie nöthigt ihn, daß er ſich niederſetzen und ein Stück Honig und Brodt aus ihrer Hand eſſen muß. Seht ihr, ſpricht ſie, ich äße gern ſelbſt; aber ich gönne es euch doch noch lieber. Und hier habe ich euch auch etliche Zobel mitgebracht, womit mich meine Liebhaber beſchenkt haben. Nun habt ihr den ganzen Tag nichts zu thun. Sie ſollen mir nun alle Tage welche ſchenken müſſen, und ich will ſie euch bringen. Seht mich doch freundlich an. Ihr hört ja, wie gut ichs mit euch meyne. Sie ſpielt darauf wieder ganz beſcheiden mit ſeinen Haaren, und bittet um eine Locke, und zeigt ihm eine Scheere, die ſie zu dieſer Abſicht mitgebracht. Steeley, dem die treuherzige und doch ehrbare Liebe dieſer wilden Coſakinn nicht mißfällt, erlaubt ihr dieſe Bitte. Sie belohnt ihn durch etliche freywillige Küſſe, und zeigt ihm von fern eine Hütte, welches die Hütte ihres Vaters wäre. Darauf nimmt ſie ein Blatt von einem Baume und bläſt. Nunmehr wird mein Bruder kommen. Ich hatte ihn beſtellt. Wenn du mir die Locke nicht im guten gegeben hätteſt: ſo hätten wir dich dazu gezwungen. Fürchte dich nicht, er iſt wie ich; er thut dir kein Leid. Siehſt du, ſpricht ſie, da der Bruder, ein Menſch mit einem ehrlichen wilden Geſichte, näher kömmt, das iſt der Fremdling, dem ich ſo gut bin. Betrachte ihn nur, und ſage es ihm, wie oft ich von ihm mit dir rede. Zeige ihm doch die Gegenden, wo er mit leichter Mühe die Zahl von Zobeln zuſammen bringen kann. Jch will auch alles für dich thun. Suche mir hier in der Nähe eine Höhle, oder einen Baum aus, wo ich dem armen Fremden künftig etwas Honig, und Fiſch, und Brodt hinein legen kann. Der Bruder verſpricht es ihr, und geht mit Steeleyn fort, und weiſt ihm verſchiedene Vortheile, und auch einen Ort, wie ihn ſeine Schweſter verlangt hatte. Dieſen hatte ſie zur Vorrathskammer von ihren kleinen Wohlthaten gemacht, oder Steeleyn vielmehr entweder des Morgens, oder des Abends, da erwartet. Sie iſt oft ganze halbe Tage bey ihm geblieben, und alsdann hat ihr Bruder ihres Liebhabers Arbeit verrichten müſſen. Da Steeley das vortreffliche Herz ſeiner Schönen wahrgenommen: ſo hat er ſich alle Mühe gegeben, ſie zu bilden, und ihre edeln Empfindungen von den rauhen Eindrückungen ihrer Erziehung zu reinigen. Sie hat, durch die Liebe ermuntert, im kurzen ſeine Meynungen und ſeine Sitten angenommen, und ſo viel Verſtand bekommen, daß er ſich keine Gewalt mehr hat anthun dürfen, ihr gewogen zu ſeyn. Allein dieſes Vergnügen hat für beide nicht lange gedauret, weil Steeley nach drey Monaten, nebſt etlichen andern Gefangnen, in eine andre Gegend zwanzig Werſte von Pohem verlegt werden. Von da iſt er nachdem nach Tobolskoy abgerufen worden, und hat alſo ſeine Freundinn nie wieder geſehn.

Wir richteten, da wir nunmehr wieder beyſammen waren, unſre Lebensart ſo gut ein, als es unſre Umſtände zuließen. Der Gouverneur hatte mir ein Reißzeug gegeben, und ich mußte durch meine kleine Kenntniß, die ich in der Mathematik hatte, ſeine Gewogenheit zu behaupten ſuchen. Ich unterwies Steeleyn in dem, was ich von dieſen Dingen wußte, und da er die Rechenkunſt, die ihm ſein eigener Vater beygebracht, noch ſehr gut verſtund: ſo war er in einem halben Jahre in allen dieſen Uebungen ſo geſchickt, als ich. Wir arbeiteten alſo um die Wette, und der Gouverneur würde uns keine größere Strafe haben anthun können, als wenn er uns befohlen hätte, dieſe Beſchäfftigung nicht zu treiben und müßig zu ſeyn. Allein er ließ es uns nicht an Arbeit fehlen. Er gab uns Rechnungen, er gab uns tauſend alte Riſſe, die wir abcopiren mußten; und ich glaube, daß kein verfallnes Schloß in Siberien und ganz Moskau mehr war, das wir nicht abgezeichnet haben. Er ließ uns zwar nicht zu ſich kommen; allein er beſuchte uns faſt alle Wochen ſelbſt einmal. Wir belohnten dieſe Gnade mit der möglichſten Demuth, und er belohnte ſich für ſeine Herablaſſung dadurch, daß er alles beſſer wußte, als wir, und uns unmittelbar nach einem zu freundlichen Worte, das ihm entwiſcht war, einmal gebieteriſch anfuhr. Steeley, ſo ſehr ihn ſonſt der Geiſt des Widerſpruchs und der Stolz ſeiner Nation belebt hatte, war itzt viel gelaßner. Er ſchwieg, ſo bald ihn der Gouverneur tadelte; allein damit war dieſer nicht allemal zufrieden. Nein, Steeley mußte reden und ihm in der unwahrſten Sache Recht geben. Dieſes ward ihm ſehr ſauer, und er that es mit einer ſo gezwungnen Art, daß ihm oft der Schweiß darüber ausbrach, und daß ich würde haben laut lachen müſſen, wenn wir an einem andern Orte, als in Siberien, geweſen wären. Einsmals traf er uns an, daß wir Schach ſpielten. Steeley hatte die Steine mit dem Meſſer geſchnitzt, und ſie waren freylich nicht gar zu ſauber gemacht. Der Gouverneur beſahe ſie, und hielt ihm eine lange Rede, daß keine Symmetrie und keine Sauberkeit darinne zu finden wäre. Mein Freund gab es gern zu, und entſchuldigte ſich, daß er keine Inſtrumente gehabt hätte. Aber das half alles nicht. Wenn ſie recht ſchön ſeyn ſollten, ſprach der Gouverneur: ſo müßten ſie ſeyn, als wenn ſie gedrechſelt wären, und ihr ſeht doch wohl, daß ſie nicht ſo ſind, daß ſie hier zu viel, dort zu wenig, mit Einem Worte, grob und ſchlecht geſchnitten ſind. Dergleichen Anmerkungen konnte er ganze Stunden fortſetzen, und Steeley zitterte auf die letzt vor dem Beſuche dieſes gebietriſchen Pedanten. Er ſetzte ſich oft, wenn wir zeichneten, neben uns, und ſtopfte ſich eine Pfeife von unſerm Tabacke ein. Wenn er ihn endlich mit vielem Appetit aufgeraucht hatte: ſo warf er die Pfeife hin, und that einen großen Schwur, daß unſer Taback nicht das geringſte taugte. Zuweilen pries er uns ſeine Wohlthat, daß er uns die ordentlichen Arbeiten erlaſſen hätte, und nöthigte uns dadurch, ihn demüthig zu bitten, daß er uns nicht wieder den andern Sklaven gleich machen möchte. Oft kam er in dem größten Zorne zu uns, und fluchte auf die Gefangnen, ohne zu ſagen, was geſchehen war, und wir mußten ſeine unſinnige Hitze mit Ehrerbietung anhören. Ob wir ihm nun gleich unſere verbeſſerten Umſtände zum Theil zu danken hatten: ſo war er doch bey allen unſern Vortheilen noch unſer beſtändiges Schrecken. Wir kannten ſeine unmäßige Gemüthsart, und mußten alle Tage fürchten, daß es ihm einfallen könnte, uns von einander zu trennen, und wieder unter die andern Gefangnen zu ſtecken. Um dieſem Unglücke zu entgehen, ließ ich ihm durch den Juden, der mein Geld in den Händen hatte, ein kleines Geſchenk nach dem andern machen.

Ein Jahr war verfloſſen, ſeit dem Steeley wieder bey mir lebte. Ich hoffte nun von einem Tage zum andern auf Briefe von euch, weil der Jude, dem ich den meinigen mitgegeben, nach Tobolskey handelte, und mir alſo leicht eine Antwort übermachen konnte; allein ich hoffte vergebens. Steeley hatte ebenfalls binnen dieſer Zeit nach London und an den Engliſchen Geſandten nach Schweden geſchrieben, und keine Antwort erhalten. Die Gemahlinn des Gouverneurs hatte ich ſeit der Zeit, da ſie mir das großmüthige Geſchenk gemacht, mit Einem Worte, ſeit dem erſtenmale nicht wieder geſehn. Alles dieſes machte uns niedergeſchlagen; und je erträglicher unſere Gefangenſchaft war, deſto mehr meldete ſich der Wunſch in uns, ihrer gar los zu ſeyn. Und mit was für Rechte konnten wir dieß hoffen, da der Krieg mit den Ruſſen und Schweden noch immer fortdauerte? Ich ſtand eben um die Mittagszeit mit Steeleyn an unſerm kleinen Fenſter, als ich den Juden mit ſchnellen Schritten über den Hof durch den tiefſten Schnee laufen ſah. Er pflegte um dieſe Zeit nie zu kommen, und ich ſchloß aus ſeiner freudigen Miene, daß er mir einen Brief von ſeinem Correſpondenten, dem Pohlniſchen Juden, bringen würde. Er brachte mir auch einen Brief, aber von der Gemahlinn des Gouverneurs. Sie ſchrieb mir folgendes. Der Graf las mir darauf einen Brief, den ich noch beſitze. Ich will ihn hier einrücken.

Mein Herr,

Ich melde Ihnen eine Nachricht, die ich Ihnen lieber mündlich ertheilen möchte, damit ich das Vergnügen hätte, Ihre Freude mit anzuſehen und zu genießen. Sie ſind frey. Der Befehl wegen Ihrer Befreyung iſt geſtern mit den neu angelangten Gefangnen angekommen, und Sie ſollen morgen nebſt vier andern Verwieſenen wieder auf die Art zurück nach der Stadt Moskau gebracht werden, wie Sie hieher gebracht worden ſind. Alsdann haben Sie die Erlaubniß, Sich hinzuwenden, wo Sie hin wollen. Ich habe Ihnen Ihre Freyheit durch eine von meinen Freundinnen bey Hofe ausgewirkt. Mein Gemahl weis es nicht, daß ich mich Ihres Unglücks angenommen habe, und er ſoll es auch nicht wiſſen;

auch nicht die Welt. Ich bin zufrieden, daß Sie es wiſſen. Und vielleicht wäre mein Dienſt viel großmüthiger, wenn ich Ihnen ſolchen nicht ſelbſt bekannt gemacht hätte. Ich war es willens; allein ich war zu ſchwach; und ich ſehe, daß es leichter iſt, eine gute That zu unternehmen, als ſie zu verſchweigen. Vergeſſen Sie dieſe kleine Eitelkeit, durch die ich mich für meine guten Abſichten ſelbſt belohnt habe. Ich zweifle, daß ich das Vergnügen haben werde, Sie vor Ihrer Abreiſe noch zu ſprechen, wenigſtens doch nicht allein. Ich wünſche Ihnen alſo mit der größten Aufrichtigkeit das Glück, Ihre Gemahlinn bald wieder zu finden. Wie wird ſie mich lieben, daß ich ihr ihren Grafen wieder geſchafft habe! Für Ihren Freund, den Sie hier zurücklaſſen, will ich ſorgen. Leben Sie wohl, und ſchreiben Sie mir künftig, ob Sie Ihre Gemahlinn angetroffen haben. Wenn meine Wünſche erfüllet werden: ſo hoffe ich das betrübte Land, aus dem Sie eilen, noch mit meinem Vaterlande zu verwechſeln. Doch nein, ich Unglückliche werde wohl hier mein Leben beſchließen müſſen. Schreiben Sie mir ja. Ich habe noch eine Stiefſchweſter in Curland, an die ich Ihnen den beyliegenden Brief mitgebe. Sollten es Ihre Umſtände verlangen: ſo glaube ich, daß Sie ſehr gut bey ihr aufgehoben ſind. Sie iſt eine Wittwe; doch habe ich ſeit zwey Jahren keine Nachricht von ihr. Leben Sie noch einmal wohl.

Amalia L. ⸗ ⸗

Dieſen Brief las ich und taumelte vor Freuden in Steelens Arme, und wollte ihm ſagen, was darinne ſtünde; allein er wartete meine Entzückungen nicht ab. Er riß mir ihn aus der Hand und las ihn. Ich legte mich mit dem Kopfe auf ſeine Achſel, um die Bewegungen nicht mit anzuſehen, die ihm die Nachricht von meiner Befreyung und ſeiner fortdauernden Gefangenſchaft verurſachen würde. Ihr ſeyd frey, fieng er an, und ich verliere euch, und bleibe noch ein Gefangner, und werde noch unglücklicher als zuvor? Das iſt ſchrecklich! Hat euch der Himmel lieber, als mich? Doch ich werde Zeit genug zu meinen Klagen haben, wenn ihr nicht mehr bey mir ſeyd. Ich weis, daß es euch unmöglich iſt, mich zu vergeſſen. Nein, fiel er mir um den Hals, ihr vergeßt mich nicht. Ich konnte ihm vor Wehmuth lange nicht antworten, und mein Stillſchweigen, das doch nichts als Liebe war, machte ihn ſo hitzig, als ob ich ſchon die größte Untreue an ihm begangen hätte. Ich ließ ſeinen Affect ausreden, und nach einem kleinen Verweiſe, ſah ich ihn beſchämt und gelaſſen genug, ihm mein Herz zu entdecken, und ihn zu überführen, wie unvollkommen mir meine Freyheit ohne die ſeinige wäre. Ich nahm mit dem Juden die Abrede, daß er mir das Drittel von meinem Gelde zur Reiſe geben und das Uebrige für Steelenn zurück behalten und uns für ſeine Mühe, ſo viel er wollte, abziehen ſollte. Der Jude war vorſichtiger, als ich. Er ſagte mir, daß ich wenig baar Geld mitnehmen ſollte; weil ich in der Gefahr ſtünde, auf der Reiſe nach Moskau zehnmal darum zu kommen. Er gab mir etwas weniges baar, und tauſend Thaler und darüber in vier Wechſeln an Juden in Moskau, damit ich, wenn ich einen verlöre, doch nicht um alles käme; ſo ehrlich handelte dieſer Mann an mir. Ich ward noch vor dem Abend zu dem Gouverneur gerufen. Er lag an dem Podagra krank, und kündigte mir meine Freyheit auf dem Bette, im Beyſeyn ſeiner Gemahlinn an. Er reichte mir die Hand und ſagte: ich habe Befehl, euch wieder nach Moskau zu ſchicken, und es ſoll morgen zu Mittage geſchehen. Ich verliere euch zwar ungern: aber reiſet mit Gott und ſeyd glücklicher, als ihr bisher geweſen. Ich küßte ihm die Hand aus einer wahren Dankbarkeit, und bat um ſeine fernere Gnade für Steeleyn. Wenn ich lebe, ſprach er: ſo ſoll es ihm nicht ſchlechter ergehen, als zeither. Er hieß mich niederſitzen, (eine Ehre, die er mir zum erſtenmale erwies) und ſagte, daß er noch viel mit mir zu reden hätte; allein ſeine Schmerzen meldeten ſich ſo heftig, daß er mir winkte, ihn zu verlaſſen. Ich that es, und wiederholte ſeiner Gemahlinn im Herausgehen durch eine dankbare Miene die Größe meiner Verbindlichkeit und ihre Wohlthat. Lebt wohl, mein Herr, ſprach ſie, und wandte ſich den Augenblick wieder zu ihrem Gemahle. So bald ich wieder bey Steeleyn war: ſo ſchrieb ich an meine Erretterinn, weil ich dieſer großmüthigen Seele nicht mündlich hatte danken können. Ich gab den Brief dem Juden, der unterdeſſen die Wechſel beſorgt und mir Pelze und andere Nothwendigkeiten geſchafft hatte, um mich vor der großen Kälte zu ſchützen. Nunmehr war alles verrichtet, und nun überließ ich mich meinem Freunde die ganze Nacht hindurch. Wir redeten, wir weinten, und empfanden alles, was wir nur nach unſern verſchiedenen Umſtänden empfinden konnten. Der Morgen übereilte uns, und eben ſo der Mittag, und wir hatten bis auf den letzten Augenblick einander noch, ich weis nicht was, zu ſagen. Der Jude kam, und ſagte, daß die Schlitten, die mich nebſt den übrigen Befreyten fortführen ſollten, gleich zugegen ſeyn würden. Wir nahmen Abſchied, ohne zu reden, und ich vergaß mich in den Armen meines redlichen Steeleys, bis mich die Aufforderung der Wache von ihm losriß. Er ſtieß mich fort, und in dem Augenblicke wollte er mir auch nachlaufen; allein man verſchloß die Thüre, und mein Jude führte mich bis in den Schlitten, und rief mir noch die freundſchaftlichſten Wünſche nach.

Ich ward nebſt drey Andern auf einen Schlitten geſetzt, denen Hoffnung und Freude aus den Augen leuchteten. Ich kann nicht ſagen, was in den erſten Stunden, ja faſt in den ganzen erſten beiden Tagen in meiner Seele vorgieng. Ein Uebermaaß von freudigen Wallungen und betrübten Regungen überſtrömte mein Herz wechſelsweiſe. Man begegnete uns an den Orten, wo wir friſche Rennthiere bekamen, nicht ſo verächtlich, als damals, da wir auf dem Wege nach Siberien waren. Meine Geſellſchafter waren drey Ruſſen. Sie hatten Geld und verſorgten ſich an allen Orten mit ſo vielem Brandweine, daß ſie auf der ganzen Reiſe faſt nicht nüchtern wurden. Sie haben mich indeſſen nie mit Willen beleidiget, und ich würde ihre Freundſchaft erhalten haben, wenn ich mit ihnen getrunken hätte. Wir waren zu Ende des Märzen in Moskau. Ich ward in eben das Haus gebracht, in dem ich vor fünf Jahren verwahrt geſeſſen hatte, und fand den vorigen Gefangenwärter noch. In drey Tagen ward ich völlig losgelaſſen und bekam einen Paß, und nun konnte ich mich hinwenden, wo ich hin wollte. Ich hatte meine Wechſel noch alle und begab mich nunmehr zu den Engliſchen Kaufleuten, welche Steeleyn vor dem beygeſtanden hatten, und übergab dem einen, welcher Tompſon hieß, ein Billet von ihm. Er nahm mich ſehr liebreich auf, und ſagte mir, daß ihm Steeleys Unglück, nach Siberien verwieſen zu werden, durch den Gefangenwärter wäre hinterbracht worden, daß ers alsbald nach London an ſeine Freunde gemeldet und ſeit drey Jahren verſchiedene Briefe an den Engliſchen Agenten in Moskau erhalten hätte. Zu dieſem giengen wir den andern Tag. Der Agent war der liebreichſte Mann von der Welt. Er wies mir die beweglichſten Briefe, die Steeleys Vater an ihn geſchrieben hatte. Er wies mir die Memoriale, durch die er bey dem Senate um meines Freundes Befreyung angehalten, und verſicherte mich, daß er ſie bey der Zurückkunft des Czaars, die bald erfolgen ſollte, gewiß auszuwirken hoffte. Der Engliſche Geſandte in Schweden hatte ebenfalls an ihn geſchrieben und ihn gebeten, alles zu Steeleys Befreyung beyzutragen. Er gab mir die Briefe, die er aus London an ihn erhalten hatte, und Tompſon führte mich nunmehr zu dem Juden, um meine Wechſel zu heben. Ich bekam binnen zehn Tagen mein Geld, zu dem mir Tompſon doch wenig Hoffnung gemacht hatte, und büßte nicht mehr, als einen Wechſel von hundert und funfzig Rubeln ein. Der Jude, der mir ihn bezahlen ſollte, war in die elendeſten Umſtände gerathen, und ſeine Mitbrüder verſicherten mich, daß ſie binnen einem Jahre das Geld für ihn erlegen wollten, wenn ers nicht thun könnte. Ich zerriß darauf den Wechſel, und gab dem armen Juden noch zehen Thaler von dem übrigen Gelde. Ich bat ſie, daß ſie mir etliche Briefe an ihren Correſpondenten nach Siberien. von dem ich die Wechſel empfangen, beſtellen ſollten. Sie ſagten mir, daß drey von ihnen ihrer Geſchäffte wegen ſelbſt nach Tobolskoy reiſen würden, und wenn ich mich zween Monate hier aufhalten könnte: ſo wollten ſie mir durch die Antwort beweiſen, ob ſie ihr Wort gehalten hätten. Ich ſchrieb an meinen Freund; doch ehe der Brief fortgieng, ließ mich der Agent rufen, und ſagte mir, daß er endlich ſo glücklich geweſen wäre, ſich um ſeinen Landsmann verdient zu machen; ſeine Befreyung wäre in dem Senate unterzeichnet worden, und er hatte das Verſprechen erhalten, daß Steeley binnen drey oder vier Monaten aus Siberien zurückgebracht und frey gelaſſen werden ſollte. Ich dankte dem Agenten nicht anders, als ob er mir dieſe Wohlthat ſelbſt erwieſen hätte, und eilte, meinem Freunde dieſe freudige Nachricht zu melden. Die Juden reiſten ab, und ich war wirklich willens, Steeleys Ankunft zu erwarten. Doch die Liebe ſiegte über die Freundſchaft, und das Verlangen, euch zu ſuchen, machte mir meinen Aufenthalt in Moskau unerträglich. Ich wollte fort, ohne zu wiſſen, wohin. Der Handel in die Schwediſchen Lande war noch verboten. Ich wollte nach Dännemark, weil ich mir einbildete, daß ihr euch vielleicht dahin gewendet haben würdet; allein Tompſon beredete mich, daß ich mit einem holländiſchen Schiffe, deſſen Ladung er in Commiſſion hatte, und das in Archangel ſeegelfertig lag, nach Holland gehen ſollte. Er gab mir eine Addreſſe an den Kaufmann mit, dem die Waaren des Schiffs gehörten, und verſprach mir, daß er die Briefe von Steeleyn an ihn einſchlagen wollte; ich aber ſollte bey dieſem Manne die Nachricht zurück laſſen, wo ich mich von Holland aus hinwenden würde, damit mich Steeley bey ſeiner Zurückkunft zu finden wüßte. Ich gieng alſo in der ſechſten Woche, nach meiner Ankunft in Moskau, mit dem Schiffe fort, das mich ſo unvermuthet und glücklich zu euch gebracht hat. Ehe ich Moskau noch verließ; ſo gab ich Tompſon funfzig Thaler, um ſie nach meiner Abreiſe unter etliche von meinen gefangenen Landsleuten auszutheilen.

Dieß iſt das meiſte von dem, was mir mein Gemahl, über ſeine ſchriftlichen Nachrichten, von ſeinem Aufenthalte in Siberien erzählt hat. Ich habe es hin und wieder zuſammen gezogen, und das, was zur Geographie oder zur Hiſtorie dieſes Lands gehöret, mit Fleiß übergangen, weil ich keine Reiſebeſchreibung machen wollen. Es hat ſich auch ſeit der Zeit in dieſem Reiche vieles verändert, beſonders ſeit der Erbauung der Stadt Petersburg und den großen Anſtalten Peters des Erſten, die ſo wohl in die Natur des Landes, als in die Gemüthsart der Einwohner einen großen Einfluß gehabt haben.

Ich eile nunmehro zu dem letzten Perioden dieſer Geſchichte, nämlich zu dem, was nach der Rückkunft meines Gemahls erfolgt iſt. Wir lebten in unſerer zweyten Ehe, wenn ich ſo reden darf, vollkommen zufrieden, und mein Gemahl ſchmeckte auf ſein erlittenes Ungemach die Freuden der Liebe und der Ruhe gedoppelt. Er blühete in meinen Armen wieder auf, und bekam die erſte Lebhaftigkeit wieder, von der ihm das Unglück einen großen Theil entzogen hatte. Die erſten Monate verſtrichen uns in der Geſellſchaft der Caroline und des Herrn R . . meiſtens unter wechſelſeitigen Erzählungen. Nichts war kläglicher, als da ich ihm einsmals meine Heirath und die Geſchichte meiner Ehe mit dem Herrn R . . und zwar in dem Beyſeyn deſſelben umſtändlich erzählen ſollte. Der Graf hatte mich die ganze Zeit über bey der Hand, als wollte er mir einen Muth einſprechen. Ich fieng die Erzählung mit vieler Dreiſtigkeit an. Ich war von der Liebe meines Grafen völlig überzeugt. Ich wußte, daß ich ihm niemals untreu geworden ſeyn würde, wenn ich nur die gerinſte Nachricht von ſeinem Leben gehabt hätte. Allein alles dieſes langte nicht zu, mich in meiner Erzählung zu unterſtützen. Ich wollte aufrichtig und doch auch behutſam ſprechen; und je mehr ich redte, deſto mehr fühlte ich, wie viel beleidigendes dieſe Geſchichte für den Grafen in ſich hatte, und wie viel kränkendes für mich und für den Herrn R . . Ich ward verzagt. Der Graf gab mir die theuerſten Verſicherungen, daß er durch nichts beleidiget würde; allein ich kam nicht weiter, als bis auf die Geburt meiner Tochter. Ich ſammelte alle meine Kräfte; ich fieng zehnmal wieder an; doch mein ganzes Herz weigerte ſich, mich fortfahren zu laſſen; ich ſchwieg. Nun, ſprach der Graf mit einer liebreichen Miene, dieſe kleine Marter, die ich euch itzt gemacht habe, das ſoll die Strafe für eure Untreue ſeyn, und umarmte mich. Und ihr, mein lieber R . ., fuhr er fort, ſchlagt eure Augen immer wieder auf, und ſeht zu eurer Strafe eure vorige Gemahlinn in meinen Armen. Er küßte ihn, und ich mußte es auch thun. Nein, ſprach er, ſie hat euch geliebt, und ihr habt es verdient, und wenn ich ſterbe, ſo liebt ſie euch wieder. Wir haben uns alle kein Vergehen, ſondern nur das Unglück vorzuwerfen. Caroline, (ſie ſaß bey mir,) ſeht nur, wie euch meine Gemahlinn betrachtet.

Kann ſie ſich wohl beſſer an mir rächen, als durch eure Gegenwart?

Ich war unermüdet, dem Grafen alle die Augenblicke zu erſetzen, die er ohne mich zugebracht. Ich kam ſelten von ſeiner Seite und ſann bey jeder Gefälligkeit, die ich ihm erweiſen konnte, ſchon auf eine neue. Wenn wir unſer Herz ausgeredet hatten: ſo las ich ihm etwas vor, und wenn ich nicht mehr leſen konnte, ſo that ers. Dieſe glückliche Beſchäfftigung mit dem Geiſte der beſten Scribenten, die der Graf ſo lange entbehrt hatte, nahm uns den größten Theil des Tages weg, und breitete ihr Vergnügen über unſere Geſpräche, über unſere Mahlzeiten und über alle unſere Zärtlichkeiten aus. Wir hielten keine Geſellſchaften und fühlten doch nie die Beſchwerlichkeit der Langenweile. Wenn wir mitten in unſern Vergnügungen recht empfindlich gerührt ſeyn wollten: ſo dachten wir unſerm Schickſale nach. Diejenigen, die niemals unter großen Unglücksfällen geſeufzt haben, wiſſen gar nicht, was für eine Wolluſt in dieſen Betrachtungen zu finden iſt. Man entkleidet ſich in ſolchen Augenblicken von allem ſeinem natürlichen Stolze; man ſieht, indem man ſein Schickſal durchſchaut, ſein Unvermögen, ſich ſelber glücklich zu machen, und überläßt ſich den Entzückungen der Dankbarkeit, die uns nicht länger wollen nachdenken laſſen. Der Graf ſetzte zuweilen ganze Tage zu dieſer Abſicht aus, und wandte ſie zu Werken der Gutthätigkeit an. Er erkundigte ſich nach elenden und unglücklichen Perſonen; mit Einem Worte, Arme, Kranke und Gefangne an dieſen Tagen zu erquicken und aufrichten zu laſſen, das war ſeine Zufriedenheit. Oft ließ er auch einige von denen, die ſchon unter dem Elende grau geworden waren, zu ſich rufen, und ſie an einem Tiſche zuſammen ſpeiſen. Es war ihm freylich lieb, wenn er wußte, daß es Leute waren, welche die Gutthat verdienten; allein er ſtellte deswegen nicht die ſtrengſten Unterſuchungen an. Vielleicht, ſprach er, laſſen ſie ſich durch die Wohlthaten beſſern, wenn ſie boshaft geweſen ſind; laßt ſie auch der Wohlthat unwerth ſeyn: ſie ſind doch Menſchen. Wenn er hörte, daß ſie mit dem Eſſen bald fertig waren: ſo gieng er zu ihnen, und ließ ſich ihr Schickſal erzählen. Fand er eine Perſon darunter, die ein edles Herz hatte: ſo nahm er ſich ihrer insbeſondre an. R.. war ſein Gehülfe in dieſer Tugend, und wenn ſie beide nicht als Wohlthäter dienen konnten, dem dienten ſie doch als vernünftige Rathgeber. Wir fuhren gemeiniglich an dieſen Tagen etliche Stunden in die Felder, oder in die Gärten, ſpatzieren. Einmal hörten wir des Abends, indem wir bey dem Mondenſcheine durch die Wieſen giengen, und den Wagen am Wege halten ließen, ein jämmerliches Gewinſel. Wir näherten uns ungeachtet des tiefen Graſes dem Orte, wo der Schall herkam, und fanden eine junge Weibsperſon, welche die Schmerzen der Geburt kaum überſtanden hatte, und in einem hülfloſen Zuſtande da lag. Herr R.., der bey uns war, fuhr den Augenblick in das nächſte Landhaus, um ein Weib und andere Bedürfniſſe für die Geburt herbey zu holen, und ich machte mich indeſſen um die Unglückliche ſo verdient, als es die Nothwendigkeit erforderte. Ich konnte aus ihrem Anzuge ſchließen, daß ſie keine der Vornehmſten und keine der Geringſten war; und ihre Jugend und ihre gute Bildung war genug, uns einen Theil von ihrem Schickſale zu erklären, weil ſie ſelbſt nichts, als etliche unvernehmliche Worte, hervorbringen konnte. Herr R.. kam mit einigen Weibern zurück, und wir ließen die unbekannte Elende auf unſerm Wagen in das nächſte Dorf bringen, und kehrten zu Fuße in die Stadt. Nun, ſprach der Graf, indem wir zurück giengen, dieſer Spatziergang iſt viel werth. Wie ſchön wirds ſichs in den Gedanken einſchlafen laſſen, daß wir zwoen Perſonen das Leben auf einmal erhalten haben! Das arme Mädchen iſt vermuthlich aus Furcht der Schande von ihrem Geburtsorte geflüchtet. Wer weis, welcher Betrüger ſie unter dem Verſprechen der Ehe um ihre Unſchuld gebracht hat. Ich fuhr mit anbrechendem Tage nebſt Carolinen auf das Dorf, und wir fanden die Unglückliche, mit ihrem Kinde auf den Armen, in Thränen zerfließen. Sie war nicht allein wohl gebildet, ſie war ausnehmend ſchön, und eine gewiſſe ſchamhafte Miene entſchuldigte ihren Fehler zum voraus. Die Liebe, ſprach ſie, oder vielmehr ein Liebhaber hat mich unglücklicher gemacht, als ich zu ſeyn verdiene. Ich habe mich mit ihm ſeit zwey Jahren verſprechen; allein ein bejahrter Vormund, unter dem ich ſtehe und der mir ſein eigen Herz aufdringen wollte, hat unſre Verbindung verhindert. Mein Bräutigam, eines Pachters Sohn bey Leiden, hat mich mit meinem Willen entführt, und mir verſprochen, ſich im Haag mit mir nieder zu laſſen und die Handlung zu treiben. Als wir geſtern Morgens in die Gegend kamen, wo ihr mich angetroffen, ſah ich mich durch eine Unpäßlichkeit genöthiget, vom Wagen abzuſteigen. Mein bis dahin getreuer Liebhaber führte mich in dem Felde herum, um mich durch die Bewegung wieder zu mir ſelber zu bringen. Ich mußte mich endlich niederſetzen, und ſobald er ſah, was mir vor ein Schickſal bevorſtund, verließ mich der Boshafte unter dem Verwande, mir jemanden zu Hülfe zu rufen. Ich habe alſo den ganzen Tag auf ſeine Zurückkunft vergebens gewartet, und bin mehr durch das Entſetzen über ſeine Untreue, als durch die unglückliche Frucht meiner Liebe, in den ſinnloſen Zuſtand gekommen, in dem ihr euch geſtern meiner ſo großmüthig angenommen. Man kann keine größre Bosheit begehen, als er an mir begangen hat. Er hat mir mein Geſchmeide, das mein ganzer Reichthum war, und das wir im Haag zu Gelde machen wollten, mitgenommen. Dennoch haſſe ich ihn noch nicht, ja ich würde es ihm mit Freuden vergeben, daß er mich mit der Gefahr meines Lebens verlaſſen hat, wenn ich nur wüßte, daß es ihn reute . . Ich ſuchte ſie zu beruhigen und verſprach ihr, wenn ihr Liebhaber binnen acht Tagen nicht wieder käme, ſie zu mir zu nehmen und ſie und ihr Kind zu verſorgen. Er kam nicht, und ich erfüllte mein Wort, und ließ das Kind auf dem Dorfe erziehen.

Der Graf war nunmehr ein halb Jahr lang bey mir, und hatte nicht das geringſte Verlangen in ſein Vaterland zurück zu kehren, wenn ihm auch die Erlaubniß dazu wäre angeboten worden. Ueber dieſes wußte er, daß der Prinz, dem er ſein Unglück zu danken hatte, noch lebte, und bey dem Könige in dem größten Anſehen ſtund; und was brauchte er mehr, als dieſes zu wiſſen, um an keine Rückkehr zu denken? Aber daß Steeley nicht kam, und daß er, auf alle ſeine Briefe an ihn, noch nicht die geringſte Antwort erhalten, dieſes beunruhigte ihn deſto mehr. Von Steeleys Vater hatte er zwar aus London ſchon vor etlichen Monaten die Nachricht bekommen, daß ſein Sohn durch die Bemühungen des Engliſchen Geſandten, und durch ein Strafgeld von etlichen tauſend Thalern, ſeiner Verweiſung nach Siberien erlaſſen worden wäre, von ihm ſelbſt aber hätten er und ſeine Landsleute in Moskau keine Briefe. Indeſſen daß der Graf vergebens auf Steeleyn hoffte, begegnete ihm ein andrer vergnügter Zufall. Er war eine Stunde vor der Mahlzeit, wie er zu thun pflegte, mit dem Herrn R.. auf das Caffeehaus gegangen, wo die meiſten Fremden einzuſprechen pflegten. Kurz darauf ließ er mir ſagen, er würde mir einen Gaſt mitbringen, für den ich ein Zimmer zurechte machen laſſen ſollte. Er kam, und der Gaſt war der ehrliche Jude, der ihm in Siberien ſo viele Menſchenliebe erwieſen, und den ſeine Geſchäffte nach Holland zu gehen genöthigt hatten. Mein Gemahl war außerordentlich erfreut, daß er dieſem wackern Manne einige Gefälligkeiten erzeigen konnte, und er ſelbſt war eben ſo froh, daß er meinen Gemahl ſo unvermuthet und ſo glücklich angetroffen. Er überreichte mir den Brief aus Siberien, den ich ſchon eingerückt habe, und verſicherte mich, daß er ſich in Liefland und Dännemark ſehr ſorgfältig nach mir erkundigt, und doch nicht das geringſte von meinem Aufenthalte hätte erfahren können. Sein Herz war wirklich ſeiner ehrlichen und einfältigen Miene gleich, und ſeine Sitten gefielen durch ſein Herz. Er war ſchon bey Jahren und ſein grauer Bart und ſein langer pohlniſcher Pelz gaben ihm ein recht ehrwürdiges Anſehen. Die freundſchaftliche Art, mit der wir mit ihm umgiengen, und ihm unſere Erkenntlichkeit zu bezeichnen ſuchten, rührte ihn ausnehmend. Als wir das erſtemal von der Tafel aufſtunden: ſo ward der gute Mann ganz betrübt. Mein Gemahl fragte ihn um die Urſache. Ach, ſprach der Alte, wenn ich nur ſo glücklich ſeyn könnte, noch etliche Stunden bey ihnen zu bleiben! Ich habe mein Tage kein ſolch Vergnügen gehabt, und niemand iſt noch ſo großmüthig mit mir umgegangen, als ſie thun. Der Graf nahm ihn bey der Hand, und führte ihn in das Zimmer, das für ihn zubereitet war. Seht ihr, ſprach er, meine Gemahlinn,

mahlinn giebt euch ihr beſtes Zimmer ein. Glaubt ihr nun wohl, daß ihr uns angenehm ſeyd? Ihr dürft nicht daran denken, uns unter acht Tagen zu verlaſſen. Nicht wahr, ich wohne hier beſſer, als in Siberien? Dort habt ihr mich bedienet, und hier wollen ich und meine Gemahlinn euch bedienen. Wir thaten es; und wir alle, Caroline ſowohl als R.. beſtrebten uns recht, dieſe acht Tage unſerm Gaſte zu Tagen des Vergnügens zu machen. Wenn die Sonne untergieng, ſchlich er ſich in ſein Zimmer, und blieb meiſtens eine halbe Stunde aus. Wir fragten ihn, als dieſes etliche mal geſchah, um die Urſache, und er wandte allerhand kleine Verrichtungen vor, bis ihn endlich Herr R.. einmal überraſchte, und auf den Knien betend fand. Als dieſe acht Tage unter tauſend kleinen Vergnügen verſtrichen waren: ſo bat er uns, unſere Wohlthaten einzuſchränken und ihn wieder fortreiſen zu laſſen. Er verließ uns einen Tag, um ſeine Geſchäfte zu beſorgen, und kam den andern wieder, um Abſchied von uns zu nehmen. Nun, ſprach er, will ich mit Freuden fortreiſen, Herr Graf, und Gott auf meiner Reiſe danken, daß ich ſie angetroffen habe. Ich bin alt, und ich werde ſie alle in dieſer Welt wohl nicht wiederſehen. Ich habe keine Kinder, und wenn ich nicht bey meinem Weibe ſterben wollte: ſo würde ich mich auf meine alten Tage hier niederlaſſen. Wir nahmen alle als von einem Vater Abſchied von ihm. Ach Herr Graf, fieng er endlich ganz furchtſam an, ſie haben mich für meine Dienſte reichlich belohnet; aber ich bin gegen ſie noch nicht dankbar genug geweſen, daß ſie mir das Leben mit ihrer eignen Gefahr erhalten haben. Sie wiſſen, daß ich mehr Vermögen habe, als ich und meine Frau bedürfen. Ich habe hier in der Bank ein Capital von zehntauſend Thalern zu heben. Erlauben ſie mir die Freude, daß ichs ihrer kleinen Tochter ſchenken darf, und nehmen ſie den Schein von mir an. Wir verſicherten ihn, daß unſere Umſtände ſo beſchaffen wären, daß wir nicht Urſache hätten, ihm einen Theil von ſeinem Vermögen zu entziehen; allein er beklagte ſich, daß wir ſeine Gutwilligkeit verachten wollten, und zwang uns, das Geſchenk anzunehmen. Er gieng darauf zu unſerer Tochter, und knüpfte ihr noch ein ſehr koſtbares Halsband um den Hals. Er beſchenkte auch das unglückliche Mädchen, das ich zu mir genommen hatte, ſehr reichlich, und eilte alsdann, was er konnte, um ſich ſeinen Abſchied nicht noch ſaurer zu machen. Der rechtſchaffne Mann! Vielleicht würden viele von dieſem Volke beßre Herzen haben, wenn wir ſie nicht durch Verachtung und liſtige Gewaltthätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügeriſch in ihren Handlungen machten, und ſie nicht oft durch unſere Aufführung nöthigten, unſere Religion zu haſſen. R.. begleitete den Alten etliche Meilen, und konnte gar nicht aufhören, ſeinen uneigennützigen und großen Charakter zu bewundern. Unter allen Merkmaalen der Freundſchaft, die wir ihm erwieſen,

ſen, rührte ihn nichts ſo ſehr, als dieſes, daß ihn der Graf abmalen und das Bild in ſeine Studirſtube ſetzen ließ.

Auf dieſe Freude folgte in einigen Wochen eine noch größere und eben ſo unvermuthete. Andreas, Carolinens Bruder, war gewohnt, alle Jahre ſeinen Geburtstag zu feyern. Er kam einſtens ſehr frühe zu uns, und ſagte, weil er genöthiget wäre, auf etliche Wochen zu verreiſen, und weil ſein Geburtstag morgen einfiele: ſo wollte er ihn heute feyern und uns bitten, uns gleich mit ihm auf eine Gondel zu ſetzen, und einmal einen ganzen Tag in ſeinem Hauſe zuzubringen. Wir ließen es uns gefallen, und weil wir bey dem Thee gleich mit dem Briefe beſchäfftigt geweſen waren, den mir der Graf durch den Juden aus Siberien geſchickt: ſo baten wir den Andreas, uns nur ſo lange Zeit zu laſſen, bis ich dieſen Brief vollends laut hergeleſen, und der Graf uns das, was wir noch umſtändlicher wiſſen wollten, erzählt hätte; denn Caroline und R = = ſaßen bey uns. Ach, ſchrie er ganz ängſtlich, das könnt ihr in meinem Hauſe auch thun; nehmet den Brief mit, und verderbet mir meine Freude nicht, oder ich reiſe gleich heute fort, und tractire euch gar nicht. Dieſes treuherzige Compliment nöthigte uns, ihm gleich zu folgen. Alles war in ſeinem Hauſe wider ſeine Gewohnheit aufgeputzt, und wir konnten uns in ſeine großen Anſtalten gar nicht finden. Ich weis nicht, ſprach Caroline, was ich von meinem Bruder denken ſoll.

Wenn nur nicht etwan aus dieſem Geburtstage ein Hochzeittag wird. Er thut mir zu froh und zu geheimnißvoll. Wir ſcherzten mit ihm darüber, als er uns den Thee auftrug, und er lachte auf eine Art, als ob er es gern ſähe, daß wir ſeine kleine Liſt erriethen. Leſet nur euren Brief vollends durch, ſieng er an, ich will indeſſen meine Braut holen, oder wenigſtens meinen Flaſchenkeller zurechte machen. Er gieng in das Nebenzimmer, und wir vertieften uns wieder in den Brief. Ich fragte nach tauſend Kleinigkeiten, welche die Gemahlinn des Gouverneurs angiengen, deren Brief an ihre Stiefſchweſter nach Curland, mein Gemahl wieder zurück bekommen hatte, weil ſie todt war. R.. wollte immer mehr von der wunderlichen Gemüthsart des Gouverneurs wiſſen, und Caroline blieb bey aller Gelegenheit bey Steeleyn ſtehen. Andreas trat aus der Nebenſtube wieder herein, als wollte er uns zuhören. Habe ich ihn euch denn noch nicht genug beſchrieben? ſagte mein Gemahl zu Carolinen. Habt ihr euch denn gar in ihn verliebt? Freylich ſah er vortheilhaft aus, ſonſt würde ihm das Coſakiſche Mädchen nicht ſo gut geweſen ſeyn. Er hatte große ſchwarze Augen, wie ihr, und.. Indem öffnete Andreas, der nah an der Thüre ſtund, das Nebenzimmer und rief, nach ſeinen Gedanken, ganz ſinnreich: ſeh er etwan wie dieſer Herr aus? und in dem Augenblicke ſtund Steeley vor uns. Der Graf zitterte, daß er kaum von dem Seſſel aufſtehen konnte, und wir ſahen ihren Umarmungen mit einem freudigen Schauer lange zu. Nun, ſchrie endlich Steeley, nun ſind wir für alle unſer Elend belohnet, und riß ſich von dem Grafen los, und ich eilte ihm mit offenen Armen entgegen. Ach Madame, fieng er an, ich .. ich .. ja, ja ſie ſind es .. und das war ſein ganzes Compliment. Der Graf kam auf uns zu, und wir umarmten uns alle drey zugleich. O was iſt das Vergnügen der Freundſchaft für eine Wolluſt, und wie wallen empfindliche Herzen einander in ſo glücklichen Augenblicken entgegen! Man ſieht einander ſchweigend an, und die Seele iſt doch nie beredter, als bey einem ſolchen Stillſchweigen. Sie ſagt in einem Blicke, in einem Kuſſe, ganze Reihen von Empfindungen und Gedanken auf einmal, ohne ſie zu verwirren. Caroline und der Herr R.. theilten ihre Freude mit der unſrigen, und wir traten alle viere um Steeleyn, und waren alle Ein Freund. Dem Andreas mochte unſere Bewillkommung zu lange dauern; er zog mich und Carolinen bey Seite. Ihr Leute, ſprach er ganz beſtrafend, vergeßt doch nicht, daß ihr Frauenzimmer ſeyd und .. Setzt euch alle nieder, ſonſt muß ich den ganzen Tag euern Umarmungen zuſehen. Thut es, wenn ich nicht dabey bin. Wir wollen heute luſtig und nicht ſo niedergeſchlagen ſeyn. Und damit mußten wir uns niederſetzen. Herr Graf, fuhr er darauf fort, habe ichs nicht liſtig gemacht? Wir merkten, daß er für ſeine Erfindung belohnt ſeyn wollte, und er war es werth, daß wir ihm unſer eigen Vergnügen etliche Minuten aufopferten. Mein Gemahl hatte ſchon zehen Fragen an Steeleyn gethan; allein Andreas ließ ihn zu keiner Erzählung kommen. Seyd doch zufrieden, ſprach er, daß ihr ihn habt, und daß ich ihn euch geſchafft habe. Ihr ſollt ihn auf den Abend mit zu euch nehmen, alsdann könnt ihr mit einander reden, bis wieder auf meinen Geburtstag. Itzt will ich das Vergnügen haben, daß ihr bey mir recht aufgeräumt ſeyn und recht laut werden ſollt. Wir wünſchten unſtreitig alle, von unſerm gebieteriſchen und uns ſo unähnlichen Wirthe bald entfernt zu ſeyn; allein wir mußten uns ihm aus Dankbarkeit Preis geben, und Steeley ſchien ſelbſt itzt keine Luſt zu haben, uns ſeine Begebenheiten zu erzählen, außer daß er den Tod des Gouverneurs etlichemal erwähnte. Und von ſeiner Gemahlinn, fuhr er zum Grafen fort, habe ich einen Brief an euch. Die großmüthige Seele! Ich will euch den Brief aus meinem Coffer langen. Er gieng und Andreas mit ihm. Wir waren es zufrieden, daß uns Steeley einige Augenblicke verließ, nur damit wir das Verlangen befriedigen konnten, einander unſre Lobſprüche von ihm mitzutheilen. Iſt er meiner Liebe werth, ſprach der Graf zu mir, und gefällt er euch? Caroline ließ mich nicht zum Worte kommen. Herr Graf, rief ſie, ihre Gemahlinn kann nicht urtheilen, ſie iſt nur von ihnen eingenommen. Fragen ſie doch mich, ich wills ihnen aufrichtig ſagen, ich und das Mädchen in Siberien, wir .. Hier trat Steeley, mit einem Frauenzimmer

zimmer an der Hand, herein, aus deren Geſichte Anmuth und Freude lachten. Sie gieng in Amazonenkleidern, und jeder Zug in ihrer Bildung war ein Abdruck der Gefälligkeit und der Liebe. Ach Gott! rief der Graf, wen ſehe ich? Iſt es möglich, Madame? oder betrügen mich meine Augen? das iſt zu viel Glück auf Einen Tag! Madame, redete mich Steeley an, indem ich noch vor Erſtaunen immer auf einer Stelle ſtund: Hier bringe ich ihnen meine liebe Reiſegefährtinn, und bitte für ſie um ihre Freundſchaft. Ich wußte noch nicht, wen ich umarmte, oder wollte es doch nicht ſobald wiſſen, um mein Vergnügen zu verlängern. Sie ſelbſt ſchien mich aus eben der Urſache in der Ungewißheit zu laſſen. Glaube es doch, rief mir endlich mein Gemahl zu, ſie iſt es, der ich meine Befreyung zu danken habe; ſie hat mich euch wieder gegeben. Ja, Madame, fieng ſie an, für dieſen Dienſt ſuche ich izt die Belohnung bey ihnen, und ich bitte nicht um ihre Freundſchaft, ſondern ich fordre ſie von ihnen. Iſt es ihnen denn recht lieb, daß ſie mich ſehen? Ja, ich ſehe es, ſie fühlen eben ſo viel, als ich, daß ich ſie nunmehr kenne. Ach, Herr Graf, alſo ſind wir nicht mehr in Siberien? Wie viel habe ich ihnen zu erzählen! Ihr Freund, den ſie mir hinterlaſſen haben, hat mir viel zuwider gethan, (hier ſah ſie Steeleyn mit dem zärtlichſten Blicke an,) und . . er mag es ihnen ſelber ſagen. Aber, fieng ſie ganz ſachte zu meinem Gemahle an, wer iſt das Frauenzimmer und der Herr? (ſie meynte Carolinen und R . .). Der Graf erſchrack und wußte nicht, was er in der Eil ſagen ſollte. Sie ſind . . ſie ſind unſre Freunde und auch die ihrigen. Ich nahm darauf Carolinen bey der Hand, und führte ſie zu ihr, und der Graf that mit R . . eben das. Wir glaubten, daß Andreas das Geheimniß vor unſrer Zuſammenkunft ſchon verrathen hätte; denn die Verſchwiegenheit war ſeine Sache nicht. Allein er hatte, entweder um uns zu ſchonen, oder weil er nicht daran gedacht hatte, geſchrieben. Er hatte nicht die Geduld gehabt, unſere Bewillkommung ganz anzuhören. Itzt kam er wieder herein, und half uns zum Theil aus unſrer Verwirrung. Das iſt, fieng er zu der Fremden an, das iſt meine liebe Schweſter. In dem Augenblicke gieng R . . mit niedergeſchlagenen Augen aus der Stube, weil er glaubte, daß Andreas auch von ihm anfangen würde. Geht nicht, rief ihm dieſer nach, ich will nichts ſagen. Der Herr Graf wird es ſchon ſelbſt erzählen. Ach, mein lieber Graf, ſprach Steeley, was iſt das für ein Geheimniß? Darf ichs und die Madame nicht wiſſen? Wer iſt der Herr R . .? Er iſt einer von meinen älteſten Freunden, und wenn ich ihnen alles ſagen ſoll . . hier ſahe er mich an und ſchwieg. Er war mein Gemahl, ſprach ich zu meiner neuen Freundinn, ehe ich wußte, daß mein Graf noch lebte. Sie haſſen mich doch deswegen nicht? Nein, Madame, ich verdiene ihr Mitleiden und mein Graf . . dieſer liebt euch, fuhr er fort, eben ſo zärtlich, als jemals. Sie ſah mich beſchämt und eilte, mir durch eine mitleidige Umarmung dieſe traurigen Augenblicke zu verkürzen. Steeley ſchien wirklich bey dieſer Nachricht etwas von ſeiner Hochachtung gegen mich zu verlieren. Er ſah bald mich, bald den Grafen, an. Iſt ſie denn nicht mehr eure Gemahlinn? ſprach er ganz heftig. Sie iſt meine Gemahlinn, antwortete ihm der Graf; beunruhigt euch nicht. Ich weis, daß ihr mich liebt, und mir hat zu meinem Glücke nichts als der heutige Tag gefehlt. Hierauf gieng unſre Freude, wie vom neuen, an.

Unſer ſtürmiſcher Wirth nöthigte uns alsbald zur Mahlzeit. Ein jedes Wort von uns war eine Liebkoſung, und anſtatt zu eſſen, ſahen wir einander an. Madame, fieng endlich Steeley zu mir an, ihre Augen fragen mich alle Augenblicke etwas. Beneiden ſie mich etwan wegen meiner liebenswürdigen Reiſegefährtinn? Oder wollen ſie wiſſen, warum ſie nach Holland gegangen iſt? Sie will die Juwelen wieder holen, die ſie dem Herrn Grafen in Siberien gegeben hat. Wir erfuhren in Moſkau, daß wir ihn hier finden würden, und ſie wird ſo lange bey ihnen bleiben, bis ſie erſetzt ſind. Ja, ſprach ich, wir ſind dazu verbunden; aber warum nehmen ſie ſich der Madame ſo eifrig an? Erfordert dieſes die Pflicht der Reiſegeſellſchaft? Sie hören wohl, verſetzte ſie, daß er das Geheimniß meiner Reiſe gern entdeckt wiſſen will, ich ſoll ihnen ſagen, daß ich ihn liebe, und daß ich ihn aus Liebe hieher begleitet habe. Er verdient und beſitzt mein Herz, und ihm meine Hand zu geben, habe ich bloß auf ihre Gegenwart verſparet. Steeley ſtund auf und umarmte ſie. Alſo ſind ſie meine Braut? rief er. Ja, ſagte ſie, und um es zu werden, würde ich noch eine See durchreiſen. Und ihnen, mein lieber Herr Graf, ihnen bin ich mein Glück ſchuldig, denn ohne ſie würde ich meinen Geliebten nie haben kennen lernen. Sie haben mir ihn in ihrem erſten Geſpräche mit mir ſo edel beſchrieben, daß ich ihm gewogen war, ehe ich ihn ſah. Die Vorſehung hat mir mein Unglück durch ihn belohnt, und ich will das ſeinige durch meine Liebe belohnen. Ich bleibe bey ihnen; und ſie, Madame, ſollen das Recht haben, unſere Verbindung zu vollziehen, und einen Tag zu unſerer Vermählung anzuſetzen, welchen ſie wollen. Ich will meinen künftigen Gemahl von ihren Händen empfangen: und ich, ſprach der Graf, meine Gemahlinn von den ihrigen. Ich will mir ſie, da ich die zweyte Ehe mit ihr angefangen habe, auch noch einmal vermählen laſſen, und dieſes ſoll an dem Tage geſchehen, da ſie ihre Verbindung vollziehen. Amalia, ſo hieß Steeleys Braut, ließ darauf einen Pokal und einen Flaſchenkeller Wein aus ihrem Zimmer langen. Kennen ſie das Glas, Herr Graf? Daraus habe ich ihnen in Siberien die Geſundheit ihrer Gemahlinn zugetrunken. Und aus dieſem Glaſe und von dem Weine, der nicht weit von dieſem Lande gewachſen iſt, wollen wir ſie zum andern male in Holland trinken. O wie gut wird mirs ſchmecken! Sie trank und reichte mirs. Ich ſah das Glas und den Wein an, und ſah meinen Gemahl zugleich in Siberien und in den unglücklichſten Umſtänden von einer großmüthigen Seele bedauert und geſchützt; ich ſah ſie an und trank, und Thränen fielen in den Wein. Kein Wein hat mir in meinem Leben ſo gut geſchmeckt, als dieſer. Wir ſchwiegen vor Vergnügen alle ſtill, bis Andreas endlich unſer Stillſchweigen unterbrach. Aber, Madame, fieng er lachend an, wie ſah denn der Herr Graf damals aus, da er als ein Gefangner vor ihnen ſtund? Sah er vornehm oder nicht? Sah er traurig? Seine Miene, ſprach ſie, richtete ſich nach der Art, mit der ich mit ihm redte. Wenn ich ihn recht freundſchaftlich bedauerte: ſo ſah er mich zur Dankbarkeit ſehr demüthig an; und wenn ich einen Augenblick unempfindlich gegen ſein Elend ſchien: ſo warf er mir mein kaltes Herz mit einer ſtolzen Miene vor, die mich leicht errathen ließ, daß er aus Unſchuld unglücklich und im Elende auch noch groß geſinnt war. Aber wie war er gekleidet? Schlechter, als ich wünſchte. Ein deutſches Unterkleid, ſehr abgenutzt, und ein ſchwarzer ruſſiſcher Pelz und ein paar Halbſtiefeln waren ſein Staat. Sein kurzes aufgelaufnes Haar gab indeſſen ſeinem Geſichte, bis auf etliche Spuren von Kummer, die aus ſeinen Augen nicht vertrieben werden konnten, ein unerſchrocknes Anſehn. Nie war er beredter und in meinen Augen größer, als da er von ſeiner Gemahlinn ſprach; und ich that von dieſem Augenblicke an heimlich ein Gelübde, ihm die Freyheit auszuwirken. Aber ihr verſtorbner Gemahl und der Herr Graf, ſprach Andreas, waren wohl nicht allezeit die beſten Freunde? Was dieſer gethan hat, das bitte ich dem Grafen itzt ab. Ach vergeben ſie ihm die Fehler ſeiner Gemüthsart und ſeines Volks, die ich, ungeachtet ſeiner Neigung gegen mich, mehr als ſie, empfunden habe. Unſre Ehe war ein Bündniß, das der Hof ſchloß, und das ich aus Gehorſam nicht ausſchlagen durfte. Indeſſen ehre ich ſein Andenken; ſo wie ich mein Schickſal an ſeiner Seite geduldig ertragen und mir, wenn ichs ſagen darf, vielleicht durch meine Geduld ein beſſers verdient habe.

Andreas ward zu unſerm Glücke durch ſeine Geſchäffte von uns gerufen, und ſeine Abweſenheit ließ uns vertraulicher werden. Steeley wollte dem Grafen erzählen, was ſeit ſeiner Abreiſe aus Tobolskoy vorgegangen; allein er ſtund alle Augenblicke vor gar zu großer Empfindung ſtill, und wir waren zufrieden, daß wir dieſesmal das Wichtigſte von dem erfuhren, was uns Amalie nachdem umſtändlicher auf folgende Art erzählt hat.

Wenig Tage nach des Herrn Grafen ſeiner Abreiſe, fieng ſie auf unſer Bitten an, ſtarb mein Gemahl an dem zurückgetretenen Podagra. Ich berichtete ſeinen Tod nach Hofe, und bat zugleich um die Erlaubniß, nach Moskau zurückzukehren. Die Gewalt, die ich bis zur Ernennung eines neuen Gouverneurs in den Händen hatte, gab mir Gelegenheit, verſchiedene harte Verordnungen aufzuheben,

ben, die mein Gemahl in Anſehung der Gefangenen ergehen laſſen. Ihrem zurückgelaſſenen Freunde, Herr Graf, konnte ich mehr Bequemlichkeit verſchaffen. Ich befahl dem Juden, ihn mit allem zu verſorgen, was er nöthig hätte, und ließ ihn muthmaßen, als ob er ein Anverwandter von mir wäre. Damals waren meine Wohlthaten wohl bloße Wirkungen des Mitleidens. Ich hatte ihn nicht mehr, als einmal, und noch dazu in den traurigſten Umſtänden geſehen, als er auf ihre Fürbitte durch meinen Gemahl nach Tobolskoy zurückberufen ward. Ich hörte es gern, wenn mir der Jude ſeine Dankſagung für meine Fürſorge überbrachte; und was ich nicht wohl durch Befehle ausrichten konnte, das mußte der Jude durch das Geld, das ich ihm gab, bey den Unteraufſehern zu bewerkſtelligen ſuchen. Er war in ein beſſer Behältniß gebracht, und ich hatte ſchon allerhand Mittel ausgeſonnen, wie ich ihm bey meiner Rückreiſe nach Moskau dieſe erträglichen Umſtände dauerhaft machen wollte. Ungefähr nach vier Wochen kam ein Befehl an meinen verſtorbenen Gemahl, daß Steeley frey ſeyn, und bey der erſten Gelegenheit, die man ihm verſchaffen könnte, mit einem Paſſe verſehen, und für ſein Geld fortgebracht werden ſollte. Ich ließ den Morgen darauf den Juden zu mir kommen, und ſagte ihm, daß er Steeleyn eiligſt zu mir bringen ſollte, und daß ich unter der Zeit, da er ihm dieſes meldete, die Wache nachſchicken wollte, ihn abzuholen. Er kam, und ich ließ ihn nebſt dem Juden zu mir ins Zimmer treten. Er ſtattete mir die Dankſagung für meine bisherige Fürſorge auf eine ſehr ehrerbietige und gefällige Weiſe ab, und blieb an der Thüre des Zimmers ſtehen. Ich fragte ihn, ob er keine Nachricht von dem Grafen hätte? ob er mit ſeinen Umſtänden zufrieden wäre? Er beantwortete das erſte mit einem traurigen Nein, und das andere mit einem gelaſſenen Ja. Ich bat ihn, mir eine kurze Erzählung von ſeinem Schickſale zu machen. Er that es, und je mehr er redte, deſtomehr nöthigte er mir, durch ſeine Worte und durch ſeine Mienen, Aufmerkſamkeit und Hochachtung ab. Er ſah weit beſſer aus, als vor zwey Jahren, und ich weis nicht, ob ich mirs beredte, oder ob es wahr war, daß ihm der Siberiſche Pelz recht ſchön ließ. Ich hörte aus ſeiner Art zu reden nunmehr ſehr wohl, daß er ein edelmüthiges Herz hatte; und wenn ich ja noch einige Augenblicke daran gezweifelt hatte: ſo war es vielleicht deswegen geſchehen, weil ich bey meinem Zweifel gern widerlegt ſeyn wollte. Der Graf, dachte ich, hat Recht, daß er ihn ſo ſehr liebt, und ſo ſehr für ihn gebeten hat. Er verdient Hochachtung und Mitleiden; und es iſt deine Pflicht, einem ſo rechtſchaffenen und unglücklichen Manne zu dienen. Ich merkte, je mehr er redte, daß etwas in meinem Herzen vorgieng: allein ich hatte keine Luſt, es zu unterſuchen, und ich hütete mich zugleich, mein Herz nicht zu ſtören. Ich nannte meine Regungen bey mir ſelbſt Wirkungen ſeiner Unglücksfälle, und ſetzte mich in Gedanken nieder, und ließ ihn lange fortreden, ohne ein Wort zu ſagen. Als er mir die Grauſamkeit erzählte, die man in der Stadt Moskau an ihm und dem Sohne begangen: ſo fühlte ich weit mehr, als da ſie mir der Graf erzählt hatte. Es war mir unmöglich, die Thränen zurück zu halten, und ich wollte doch auch nicht, daß er meine Wehmuth ſehen ſollte. Ich fragte ihn in der Angſt, wie alt ſein Vater wäre, und wie lange er ihn nunmehr nicht geſehen hätte, nur damit ich das Wort: der arme Mann! das mir mein Herz für ihn abnöthigte, nebſt einigen Thränen bey ſeinem Vater anbringen konnte. Ich führte ihn durch ziemlich neugierige Fragen in die Umſtände ſeiner Familie und ſeiner Jugend zurück. Er fieng endlich an, von der traurigen Begebenheit mit ſeiner Braut in Engelland zu erzählen, und ich ward ſo gerührt, daß ich recht gewaltſam von meinem Stul aufſprang, und ganz nahe zu ihm trat; vielleicht hatte ich das letzte ſchon gewünſcht. Er ward bey dieſer Erzählung ſehr weichmüthig, und endigte ſie mit einem Ach Gott! das mir durch die Seele gieng. Er ſchlug die Augen nieder, und es war mir nicht anders, als ob ich ſie ihm wieder öffnen ſollte. Er ſah mich endlich auf einmal mit einer klagenden Miene an, und ich erſchrack, als ob er mir ein Verbrechen vorrückte. Mein Herr, fieng ich an, ich will gleich weiter mit ihnen reden. Ich gieng in das Nebenzimmer, um den Befehl wegen ſeiner Befreyung zu holen. Ich ſuchte ihn lange vergebens, ob er gleich vor mir lag. Ich ſchämte mich vor meiner Unruhe und glaubte zu meinem Troſte, daß ſie von den traurigen Erzählungen herſtammte, und daß ſie durch die Freude, die Steeley über ſeine Erlöſung haben würde, ſich bald verlieren ſollte. Ich ſah in den Spiegel, ehe ich wieder in das andre Zimmer trat, und ich ſah jeden Blick die Unruhe meines Herzens verrathen. Ich hatte indeſſen bey aller meiner Unruhe noch die Geduld, etwas an meinem Kopfputze zu verbeſſern; und mitten in dem Verlangen, Steeleyn ſeine Befreyung anzukündigen, überlegte ich noch, wie ſeine unglückliche Braut ausgeſehen hatte, und hielt ihr Bild im Spiegel gleichſam gegen das meinige. Ich bereitete mich auf eine kleine Anrede, und öffnete das Zimmer, und gieng auf Steeleyn zu. Ich fühlte, da ich anfangen wollte zu reden, daß mir der Athem fehlte, und daß ich die Worte nicht wieder finden konnte, die ich in meinem Gedächtniſſe geſammelt hatte. Ich that alſo an den Juden etliche gleichgültige Fragen, bis ich mich wieder erholte. Ich will nicht länger ungerecht ſeyn, fieng ich endlich an, und ihnen eine Nachricht vorenthalten, die ſie vielleicht ſchon lange zu hören gewünſcht haben. Verſtehen ſie Ruſſiſch? Er antwortete mir ängſtlich, ja, ja, und zitterte, und machte, daß ich einen kleinen Schauer fühlte. Ich ſetzte mich nieder, und bat ihn, daß ers auch thun ſollte. Er weigerte ſich, und ich hielt mich für verbunden, ihm ſelbſt einen Seſſel zu reichen, und mich dadurch an dem mir ſchon beſchwerlichen Ceremoniel zu rächen. Ich las ihm den Befehl vor, und ſagte endlich zu ihm: von dieſer Stunde an haben ſie ihre Freyheit, und ich bin ſehr vergnügt, daß ich die Perſon habe ſeyn ſollen, die ſie ihnen ertheilen muß. Sehen ſie mich nicht als ihre Gebieterinn, ſondern als ihre gute Freundinn, an. Er ſprang vom Stule auf, und küßte mir mit einer unausſprechlichen Freude die Hand, ich ließ ihn dieſe Dankbarkeit ſehr oft wiederholen, als fürchtete ich, ihn zu beleidigen, wenn ich die Hand zurücke zöge. Er ſtammelte etliche Worte vor Freuden hervor, und auch dieſe Sprache gefiel mir. Ich ließ dem Aufſeher der Gefangenen Steeleys Befreyung gleich anzeigen, und die Wache, die ihn begleitet hatte, zurück gehen. Ich wollte ihnen, fuhr ich fort, gern mein Haus zum Aufenthalte anbieten, bis ſie mit einer ſichern Gelegenheit nach Moskau zurückkehren können; allein meine Umſtände ſcheinen es zu verbieten. Der Jude wird ihnen ſchon eine Wohnung ausmachen. Sie dürfen um nichts bekümmert ſeyn, ſo lange ich noch hier bin. Er nahm Abſchied, und ich ſah in ſeinen Augen, daß er mir weit mehr zu ſagen hatte, als er ſagte, und kränkte mich, daß der Jude zugegen war. Dieſem befahl ich, daß er nach der Tafel wieder zu mir kommen ſollte. Alſo war dieſer erſte Beſuch geendiget. Ich trat an das Fenſter, und wollte ihm nachſehen, und ich fragte mich in dem Augenblicke, warum ich dieſes thäte; aber ich that es doch. Ich ſetzte mich zur Tafel und es reuete mich, daß ich ihn nicht bey mir behalten hatte. Der Jude blieb mir ſchon zu lange, und ich hätte es ſicher genug wiſſen können, daß ich Steeleyn mehr als bedauerte; allein ich fand es für gut, mich zu hintergehen. Ich ſtellte mir vor, daß Steeley vielleicht mit einer Caravane handelnder Kaufleute, durch Hülfe des Juden, in wenig Tagen von hier abgehen könnte, und ich verwehrte es ihm in meinen Gedanken ſchon, und wünſchte, daß er in meiner Geſellſchaft möchte zurück reiſen können. Der Jude kam und verſicherte mich, daß er ſeinen Gaſt ſehr wohl aufgehoben, und ihn in das Haus gebracht hätte, das er meinem verſtorbenen Gemahle vor zwey Jahren abgekauft. Ich erſchrack über dieſe Nachricht, als ob ſie von einer Verbedeutung wäre, und ich war zugleich mit ſeiner Anſtalt zufrieden. Ich rief den alten deutſchen Bedienten, der mir von Curland aus nach Moskau, und von Moskau nach Siberien gefolgt war, und den ich itzt noch bey mir habe, und befahl ihm, daß er mit dem Juden gehen, und ſehen ſollte, was der Herr, der heute aus dem Arreſte gekommen, in ſeiner Wohnung brauchte, weil er nach dem Befehle des Hofs bis zu ſeiner Abreiſe als eine Standesperſon verſorgt werden ſollte. Er kam wieder und ſagte mir, daß er bis auf das weiße Geräthe und eine Madratze zum Schlafen, mit den nöthigſten Möbeln verſehen wäre. Ich reichte ihm alles ſelbſt, was er forderte, und zwar von jeder Art das Koſtbarſte, und war unwillig, daß der Bediente nicht mehr verlangte. Ich ſagte ihm, daß er die Stücke genau zählen ſollte, damit keines verloren gienge, und mein Herz wußte doch nicht das Geringſte von dieſer wirthſchaftlichen Sorgfalt. Ich hieß ihn noch ein Flaſchenfutter Wein mitnehmen. Und wenn ihr von ihm geht, fuhr ich fort: ſo könnt ihr in eurem Namen fragen, ob er noch etwas zu befehlen hätte. Er kam nicht eher, als mit dem Abend wieder. Ich fragte ihn, wo er ſo lange geblieben wäre. Ach, hub er in ſeiner treuherzigen Sprache an, man kann von dem Herrn gar nicht wieder los kommen. Es iſt ein rechter lieber Herr; alles, was er ſagt, nimmt einem das Herz. O wenn ſies nur hätten hören ſollen, wie er dem Himmel dankt, daß er ihn aus der Gefangenſchaft errettet hat! Er mag recht fromm ſeyn, und ich weis nicht, wie ihn der liebe Gott nach Siberien hat führen können. Ich wollte ihn, als ich gieng, auskleiden helfen. Ach, ſprach er, mein lieber Chriſtian, gebt euch keine Mühe, ich habe mich in Siberien ſelber bedienen lernen. Es gieng mir recht nahe. Er hat auch ein recht gutes Anſehen. Wer weis, wie vornehm er von Geburt iſt. und hat doch in dieſem verwünſchten Lande ſo viel ausſtehen müſſen! Wenn ſie mirs erlauben, ſo will ich ihn alle Tage etliche Stunden bedienen, damit es ihm wieder wohlgehe. Bey ihnen läßt er ſich für alle Gnade, die ſie ihm erzeigen, ganz unterthänigſt bedanken, und um nichts, als ein Buch, bitten. Es wird auf dieſem Zeddel ſtehen. Dieſer Zeddel war ein franzöſiſch Billet von dieſem Innhalte:

Mein Glück ſcheint mir nur ein Traum zu ſeyn; und Sie überhäufen mich mit ſo vieler Gnade, daß ich gar nicht weis, wie ich dankbar genug ſeyn ſoll. Ich erzähle es dem Grafen und allen meinen Freunden, und allen meinen Landsleuten, ſchon in Gedanken, daß ich das großmüthigſte Herz in Siberien angetroffen habe. Ach, Madame, wodurch verdiene ich Ihre Sorgfalt? und wodurch kann ich ſie in dem Reſte meines unglücklichen Lebens verdienen? durch nichts, als durch Ehrerbietung . . .

Dieſer kurze Brief gefiel mir ſehr wohl. Ich brachte einen großen Theil der Nacht mit einer geheimen Auslegung dieſes Briefs zu. „Wodurch „ſoll ich ihre Sorgfalt in dem Reſte meines unglück„lichen Lebens verdienen? durch Ehrerbietung.“ Ich gab dieſem Worte eine Bedeutung, wie ſie mein Herz verlangte. Ich freute mich, da ich erwachte, daß der Tag ſchon da war. Ich eilte, und beſchloß, Steeleyn des Mittags mit mir ſpeiſen zu laſſen. Ich konnte den Bedienten nicht finden. Ich vermuthete, daß er bey ſeinem neuen Herrn ſeyn würde, und ich hatte Recht. In kurzem kam er. Ich warf ihm vor, daß er mich bald über ſeinem neuen Herrn vergeſſen würde, und ſchickte ihn mit zwey franzöſiſchen Büchern wieder an Steeleyn, und ließ ihn bitten, zu Mittage mit mir zu ſpeiſen. Ich ließ etliche wenige Gerichte nach deutſcher Art zurichten, und ihn zu Mittage in einem Schlitten abholen. Ich hatte mich nicht vornehm gekleidet, um ihm deſto ähnlicher zu ſeyn, doch war ich ſorgfältig genug geweſen, eine gute Wahl in meinem Anzuge zu treffen. Bey dieſer Mahlzeit wollte ich, ſo zu reden, hinter mein eigen Herz kommen, und erfahren, ob meine Empfindungen mehr als Freundſchaft wären. Mein Gaſt kam, und ſeine Miene war heitrer, als die geſtrige, und, wie mich dünkte, weit gefälliger. Er war beſſer, ob gleich noch Ruſſiſch, gekleidet, als geſtern. Dankbarkeit und Ehrerbietung redete aus ihm. Ich that, als ob meine Fürſorge für ihn eine Verordnung des Hofs wäre, und ſetzte mich ganz allein mit ihm zu Tiſche. Wir brachten über unſerer kleinen Mahlzeit wohl drey Stunden zu, und es ſchien mir, daß ſie ihm eben ſo kurz ward, als mir. Er konnte ſich noch nicht recht in das Ceremoniel, mit einer Dame, und vornehm zu ſpeiſen, finden, und ich hatte das Vergnügen, ihn alle Augenblicke durch eine kleine Höflichkeit zu erſchrecken; ja, ich erfreute mich, daß ich ihn in der Wohlanſtändigkeit übertraf, weil ich merkte, daß er mir am Geiſte überlegen war. Er mußte mir ſeine Begebenheiten noch einmal erzählen, und ſie rührten mich, als ob ich ſie noch nicht gehört hätte. Wir ſprachen von dem Grafen, und er bezeigte ein ſo großes Verlangen, ihn wieder zu ſehen, daß ich lieber eiferſüchtig geworden wäre. Mit Einem Worte, mein Gaſt gefiel mir nach wenig Stunden ſo ſehr, daß ich mir alle Gewalt anthun mußte, mich zu verſtellen. Ich wünſchte in denen Augenblicken, da uns unſer Bedienter verließ, daß er mir etwas Verbindliches ſagen möchte, nur um zu wiſſen, ob ich ihm gefiele. Allein er blieb bey der Sprache der Ehrerbietung, und ſeine Augen redten eben die Sprache. Er nahm aus einer unglücklichen Höflichkeit, als wir vom Tiſche aufſtunden, Abſchied, und ich hatte das Herz nicht, ihn zu bitten, daß er länger bleiben ſollte, weil ich mich zu verrathen glaubte. Ich ließ ihn alſo wieder in ſein Quartier bringen. Und nun wußte ichs, ob ich ihm gewogen war. Ich war beleidigt, daß er mich ſchon verlaſſen hatte. Ich ward unruhiger als zuvor, und ich ward es nur mehr, je weniger ichs ſeyn wollte. Ich ſtellte mir vor, daß ich ihm nicht gefiele, und kränkte mich, daß ich nicht reizend genug war, mehr als Hochachtung von ihm zu verdienen. Ich ward über dieſe Vorſtellung kleinmüthig, und rächte mich durch Geringſchätzung an mir ſelber. Gleichwohl wollte ich nicht alle Hoffnung fahren laſſen, und meine Liebe zu ihm mir auch nicht verbieten. Ich beſchloß, ihn in drey Tagen wieder zu mir zu bitten. O was waren das für lange Tage für mich! Der Bediente erzählte mir binnen dieſer Zeit, daß ſein Herr in ſeiner Einſamkeit ganz tiefſinnig würde. Wie lieb war mir dieſe Nachricht! Ich war ſchwach genug, ihn zu fragen, ob er nichts von mir geſprochen hätte? Er lobt ſie über die maßen, ſprach er, und fragt mich, ſo oft ich komme, wie ſie ſich befinden, und fragt nach allen Kleinigkeiten.

Nach drey Tagen war er wieder auf die vorige Art mein Gaſt. Er kam, und die Unruhe hatte ſich in alle ſeine Blicke vertheilet. Er hatte ſich durch den Juden ein Kleid nach deutſcher Art machen laſſen, und ſah noch einmal ſo jung aus. Ja, ja, dachte ich, er iſt ſchön, er iſt liebenswerth, aber nicht für dich. Ich glaubte, ich hätte alles Bange aus meinem Geſichte vertrieben, als er mich bey der Tafel um die Urſache fragte, warum er mich nicht ſo zufrieden ſähe, als das letztemal. Ich erſchrack über mein verrätheriſches Geſicht, und über die Aufmerkſamkeit, mit der er mich betrachtete, und ſchob die Schuld darauf, daß ich die Erlaubniß noch nicht vom Hofe bekommen hätte, nach Moskau zurück zu kehren. Aber, fuhr ich fort, was fehlet ihnen? Die Freude über ihre Befreyung herrſcht nicht mehr in ihrem Geſichte. Iſt es das Verlangen nach ihrem Vaterlande, das ſie beunruhiget? Ja, Madame, ſprach er mit niedergeſchlagnen Augen. O! wie war mir dieſes Ja angenehm, das der Ton, mit dem ers ausſprach, zu einem Nein machte. Haben ſie vielleicht, fuhr ich fort, noch eine Braut in ihrem Vaterlande, die ſie erwartet? Warum entziehen ſie ſich und mir das Vergnügen, von ihr zu ſprechen? Ich gebe ihnen mein Wort, daß ich ihnen mit der Hälfte meines Vermögens dienen will, um ihre Reiſe zu beſchleunigen, und ſie von meiner Freundſchaft zu überzeugen. Er antwortete mir mit einem verſchämten Blicke, und ſagte weiter kein Wort. Ich wollte nunmehr mein Glück oder Unglück mit Einem male wiſſen. Sie ſchweigen? Alſo haben ſie eine Braut in London? Nein, rief er, Madame, der Himmel weis es, daß ich ſeit dem Tode meiner Braut ohne

Liebe geweſen bin. Wie könnte ich ihnen etwas verſchweigen? Ach wie könnte ich dieſes? Ich bitte ſie, vermindern ſie ihre Gütigkeit gegen mich! Ich bin unruhig, daß ich ſie nicht verdiene. Dieß iſt die wahre Urſache. Nunmehr war ich zufrieden, und er hätte aus meiner plötzlichen Veränderung leicht mein Herz errathen können; allein meine Freude that bey ihm eine entgegengeſetzte Wirkung. Er ward nur trauriger, je mehr ich ruhig war. Ich redte faſt allein, und ich ſtudirte ſeine Augen und ſein Herz aus. Er liebt dich, fieng ich zu mir ſelbſt an, und nichts als die Geſetze der Dankbarkeit und Ehrerbietung legen ſeiner Liebe ein Stillſchweigen auf. Er iſt verſchämt, das wünſcheſt du; und er wünſchet, daß du ihn zu dem Fehler nöthigen ſollſt, dir ſeine Liebe zu geſtehen; und dieſes verdient er. Ich verdoppelte meine Gefälligkeit, ohne ſie über die Schranken der Freundſchaft zu treiben. Mein Gemahl hatte ein koſtbares Haus gebauet. Ich ließ alle Zimmer auf der Gallerie einheizen, und führte ihn nach der Tafel in alle, nur damit ich eine Gelegenheit hätte, ihn länger bey mir zu behalten. Als wir in das gröſte kamen, in welchem die Riſſe und Abzeichnungen von Feſtungen und Landſchaften hiengen: ſo fragte ich ihn, ob er nicht auch einen Theil, von ſeiner Arbeit hier fände. Ich ſah, daß er nicht auf die Abzeichnungen, ſondern auf mich Acht gab, und belohnte ihn gleich dafür. Ich will ihnen ihre Stücke zeigen, ſprach ich. Mein Gemahl hat mirs geſagt, daß die, unter welchen ein S. ſtünde, von ihnen wären. Er mag ſie mit dieſen Arbeiten wohl recht gequält haben. Ach, ſprach er, Madame, ſie könnten mich für alle meine Mühe auf Einmal belohnen. Aber nein .... Ich wußte in der That nicht, was er verlangte, und ich bat ihn recht inſtändig, daß er mirs ſagen ſollte. Wollen ſie mirs vergeben, rief er, wenn ichs ihnen geſtehe? denn es iſt eine Verwegenheit. Ja, ſagte ich. Er öffnete darauf die Thüre von dem vorhergehenden Zimmer, und wies auf mein Portrait. Madame, dieſes Geſchenk wollte ich mir wünſchen, wenn ich Siberien verlaſſe. Dieſe Bitte war mir das angenehmſte, was ich von ihm gehöret hatte. Ich gab ihm durch die Art, mit der ich ſie anhörte, das Recht, ſie zu wiederholen, und er hatte ſchon das Herz, mich bey der Hand zu faſſen, und meiner Hand durch die ſeine, ich weis nicht was für verbindliche Dinge, zu ſagen. Ich begab mich geſchwind mit ihm in das Tafelzimmer zurück, um gleichſam der Gewalt zu entfliehen, die er meinem Herzen anthat. Er merkte ſeinen Sieg nicht, und glaubte vielmehr, mich beleidiget zu haben. Er war von der Zeit an faſt ganzer acht Tage hindurch nichts als ein Freund, der mir durch eine ſtrenge Ehrerbietung gefallen, oder ein Gaſt, der durch eine dankbare Schamhaftigkeit meine Höflichkeiten, die ich ihm alle Mittage erwies, bezahlen wollte. Ich konnte mich in das Geheimniß unſrer Herzen nicht finden. Wir hatten die Erlaubniß, alle Tage mit einander umzugehen. Wir durften uns vor Niemanden ſcheuen, als vor uns ſelbſt. Alles ſtund unter meinen Befehlen, und ich war denen, die um mich lebten, zu groß, als daß ich, von ihnen bemerkt zu werden, hätte fürchten dürfen. Dem ungeachtet ſchienen wir beide bey aller unſrer Freyheit und bey unſerm täglichen Umgange, anſtatt daß wir vertrauter hätten werden ſollen, einander nur deſto fremder zu werden. Er hütete ſich, mir die geringſte Liebkoſung zu machen, und ich nahm mich vielmehr, als im Anfange, in Acht, ihm Gelegenheit dazu zu geben. Wir ſahen beide nicht, daß die Behutſamkeit, die wir in unſern Reden und in unſern Handlungen beobachteten, nichts als die ſtärkſte Liebe war; oder beſſer, wir fühlten die Liebe ſo ſehr, daß wir genöthiget wurden, uns ſtrenge Geſetze vorzuſchreiben. Ich ahmte ihm nach, und er ahmte an Beſcheidenheit mir nach; und was war dieſer Zwang anders als die Sorge, einander zu gefallen, und die Ungewißheit, wie wir dieſes einander ohne Fehler zu erkennen geben wollten? Alle Augenblicke erwartete ich ein vertrauliches Bekenntniß von ihm, und hinderte ihn doch durch mein Bezeigen daran, und befriedigte meinen Verdruß mit neuer Hoffnung. Wir hatten uns durch einen Umgang von zehn oder zwölf Tagen ſo ausgeredet, daß wir faſt nichts mehr wußten, und wir wurden deſto ärmer an Geſprächen, je weniger wir unſre Herz wollten reden laſſen. Wir ſpielten gemeiniglich nach der Tafel Schach, ein Spiel, das für Verliebte eher eine Strafe als ein Vergnügen iſt, und das uns ſehr beſchwerlich geweſen ſeyn würde, wenn es uns nicht das Recht ertheilt hätte, einander genauer, als außerdem, zu beobachten. Ich ließ meine Hand mit Fleiß immer lange auf dem Steine liegen, als wenn ich noch ungewiß wäre, ob ich ihn fortrücken wollte; und ich ließ ſie doch nur für ſeine Augen da. Unſere Spiele wurden alle bald aus. Ich verſtund es wirklich beſſer als er; allein ein Blick in ſeine redlichen und zärtlichen Augen, und eine kleine Röthe, oder ein verſchämter Seufzer, den ich ihm abnöthigte, war genug, mich zu dem einfältigſten Zuge zu bewegen. Wir wiederholten dieſen Zeitvertreib ganze Stunden, ohne zehn Worte zu reden, und wir befanden uns ſo gut dabey, daß wir recht von der Tafel eilten, um zum Schache zu kommen. Unſer Umgang hatte nunmehr ungefähr vier Wochen gedauert, und binnen dieſer Zeit hatten wir einander nicht länger, als fünf Tage, nicht geſehen, und dennoch waren wir, ſo ſehr wir einander gefielen, nicht vertrauter, als im Anfange; und wir würden unſtreitig dieſen Charakter noch länger behauptet haben, wenn unſre Herzen nicht durch einen Zufall übereilet worden wären. Der Jude beſuchte uns nämlich unvermuthet bey Tiſche, und kündigte Steeleyn an, daß morgen eine Lieferung für den Hof nach Moskau abgehen würde, und daß er für ſo und ſo viel Geld ſicher und ziemlich bequem mit fortkommen könnte. Ich erſchrack über dieſe Nachricht, daß ich nicht ein Wort ſagen konnte, und Steelen eben ſo ſehr. Wenn, rief er, wenn ſoll ich fort? Geht nur in mein Quartier, ich will gleich nachkommen. Der Jude verließ uns. Und nun gieng eine traurige Scene an. Ach, Madame, fieng Steeley an, und ſchon liefen ihm die Thränen über die Wangen: ach, Madame, ich ſoll ſchon fort? Morgen ſchon? . . . Und was macht ihnen denn die Abreiſe ſo ſauer? Er entſetzte ſich über dieſe Frage und gerieth in eine kleine Hitze. Sie fragen mich noch, was mir meinen Abſchied ſauer macht? Sie! Sie! und auf einmal ward er ſtill und ſuchte ſeine Wehmuth zu verbergen. Mit welcher Entzückung ſah ich mich von ihm geliebt! Ich ſchwieg ſtill, oder konnte vielmehr nicht reden. Er wollte fortgehen, und ich nahm ihn in der Angſt bey der Hand. Wo wollen ſie hin? Ich will mich, ſprach er, für meine Verwegenheit beſtrafen, die ich itzt begangen habe, und Abſchied von ihnen nehmen und . . . . Aber wenn ich ſie nun erſuchte, noch nicht fortzureiſen, wollten ſie nicht bey mir bleiben? Wollten ſie nicht ihr Vaterland, ihre Freunde, einige Zeit ſpäter ſehen? Ach, Madame, rief er, ich will alles, ich will mein Vaterland ewig verlaſſen, für ſie vergeſſen. Sagen ſie mir nur, ob ſie mich . . . ob ſie mich haſſen? Ich liebe ſie, fieng ich an, es iſt nicht mehr Zeit, mich zu verbergen; und wenn ſie mich lieben: ſo bleiben ſie hier, und reiſen ſie in meiner Geſellſchaft. Nunmehr wagte er die erſte Umarmung, und o Himmel! was war dieſes nach einem ſo langen Zwange für ein unausſprechliches Vergnügen! Wie viel tauſendmal ſagte er mir, daß er mich liebte, und wie vielmal ſagte ichs; und durch wie viele Küſſe, durch wie viele Seufzer, wiederholten wir unſer Bekenntkenntniß! Nun redte unſer Herz allein. Er fragte mich, ob ich ſeine Liebe nicht gemerkt hätte, und ich fragte ihn eben das. Wir erzählten einander die Geſchichte unſrer Empfindungen, und unſer Umgang war von dieſer Stunde an Liebe und Freude. Die Lieferung gieng fort, und mein Liebhaber blieb mit tauſend Freuden zurück. Ich ſchickte noch ein Memorial an den Hof mit ab, um die Erlaubniß zu meiner Abreiſe zu beſchleunigen.

Waren wir vorher nur halbe Tage beyſammen geweſen: ſo wurden uns nunmehr ganze noch zu unſerer Liebe zu kurz. Er ſuchte meine Liebe, die er ſchon gewiß beſaß, durch die beſcheidne Art, mit der er ſie genoß, erſt zu verdienen; und ich, die ich acht Jahr vermählt geweſen, ohne die Liebe zu kennen, lernte ihren Werth unter den unſchuldigſten Liebkoſungen erſt ſchätzen. Ich verſprach ihm, wenn er mir nicht nach Curland folgen wollte, mit ihm in ſein Vaterland zu gehen, und wenn ich in Moskau die Erlaubniß, dahin zurück zu kehren, nicht erhalten könnte, mich mit ihm insgeheim wegzubegeben. Bis auf dieſe Zeit, ſprach ich, bin ich ihre Braut, und ſo bald wir uns an einem Orte niederlaſſen, ihre Gemahlinn.

Wir unterhielten uns mit den Vorſtellungen von unſerm künftigen Glücke noch vierzehn Tage, als ich endlich die Erlaubniß und die Paſſeporte vom Hofe erhielt, mich nach Moskau zurück zu begeben. Mein Liebhaber war gleich bey mir. Und wie eilten wir, aus dieſem traurigen Lande zu kommen! Der Commendant von einem nah gelegenen Schloſſe war zum Nachfolger meines Gemahls ernannt. Ich übergab ihm binnen acht Tagen die Rechnungen meines Gemahls; allein er ſah ſie nicht an. Ihr Gemahl, ſprach er, war mein guter Freund und auch ein Freund des Hofs. Er wird ſchon gut hausgehalten haben, und ich bin alt genug, ihm bald im Tode nachzufolgen. Ich bat ihn, daß er Befehl zu meiner Abreiſe geben, und die Möbeln und das Haus meines Gemahls von mir zum Abſchiede annehmen ſollte. Ich nehme es an, ſprach er; ſie aber haben die Freyheit, was ihnen gefällt, mit ſich zu nehmen; die ihrem Stande gemäße Bedeckung iſt alle Stunden zu ihren Dienſten.

Ich reiſte alſo mit zween Wagen unter einer ſtarken Bedeckung in der Mitte des Junius fort. Mein Gemahl hatte mir über hundert tauſend Rubeln meiſtens an Golde und Juwelen hinterlaſſen. Die eine Hälfte nahmen wir auf unſern Wagen, und die andre auf den, wo unſer Chriſtian nebſt einigen befreyten Gefangnen ſaß. Steeley ließ, ehe wir abreiſten, alle Gefangne, in und um Tobolskoy herum, kleiden, ſie drey Tage ſpeiſen, und jedem etliche Rubeln geben. Es mochten ihrer etliche funfzig ſeyn.

Wir kamen nach einer beſchwerlichen Reiſe von fünf Wochen, die wir Tag und Nacht fortſetzten, (weil die Nacht in den warmen Monaten faſt ſo hell wie der Tag bleibt,) glücklich in Moskau an. Ich wollte nicht öffentlich bey Hofe erſcheinen, und ich ſuchte nichts, als der Geliebten des Czaars, deren

Fräulein ich geweſen war, insgeheim aufzuwarten. Die großmüthige Catharina empfieng mich auf dem Luſtſchloſſe Taninska ſehr liebreich. Ich mußte acht Tage bey ihr bleiben; allein alle die Gnade, die ſie mir unter dieſer Zeit erwies, war mir ohne meinen Geliebten eine unerträgliche Laſt. Sie hörte, daß ich nichts wünſchte, als das Glück, nach Curland zurück zu kehren, und ſie verſchaffte mirs, weil ſie nur befehlen durfte. Ich eilte nach der Stadt zurück, und ließ meinen lieben Reiſegefährten, der bey dem engliſchen Kaufmann abgetreten war, aufſuchen. Mein Chriſtian brachte mir die betrübte Nachricht, daß er krank und nicht im Stande wäre, zu mir zu kommen. Ich ließ mich den Augenblick zu ihm fahren. Seine Krankheit war nichts, als der Kummer um mich. Ach, rief er mir entgegen, habe ich ſie nicht verloren? Sind ſie noch meine beſtändige Freundinn? Ich bewies es ihm, und blieb den ganzen Tag bey ihm. Er zeigte mir Briefe aus London, und inſonderheit die, welche der Herr Graf an ihn zurückgelaſſen hatte. Es war wirklich mein Verſatz nach Curland zu gehen, und nichts, als die Schwachheit meines Geliebten, hinderte die Abreiſe. Endlich erhielt er Briefe von dem Herrn Grafen. Ach, ſprach er zu mir, er hat ſeine Gemahlinn wieder gefunden, er lebt mit ihr in Holland. Wollen wir nicht zu ihm reiſen? wie glücklich würden wir bey ihm ſeyn! Mehr brauchte er nicht, um mich meinem Vaterlande zu entziehen.

Nun war es beſchloſſen, wir giengen nach Holland. Ich ſetzte mich mit ihm zu Ende des Auguſts zu Schiffe, und auch die See ward mir durch die Liebe angenehm. Wir haben nichts als eine kleine Seekrankheit und etliche Stürme ausgeſtanden, die uns nichts gethan, als daß ſie uns ein paar Wochen länger auf der See aufgehalten haben. Wir ſind ſchon vor vier Tagen ans Land geſtiegen und geſtern früh zu Lande hier angekommen.

Dieß war die Geſchichte von Amaliens und Steeleys Liebe.

Die beiden erſten Tage verſtrichen uns unter lauter Erzählungen und der dritte war der Vermählungstag. Ich und Caroline kleideten unſere Braut an, und verliebten uns recht in ſie, ſo reizend war ſie; allein der, für den ſie ſo reizend war, hatte nicht weniger männliche Schönheiten. Wir führten ſie in ſein Zimmer. Itzt, ſprach ſie, iſt es noch Zeit, wenn ſie Luſt haben, eine Andere zu wählen, und umarmte ihn. R.. kam bald darauf mit ſeinem guten Freunde, einem Prediger bey der franzöſiſchen Gemeine, der ſie vermählen ſollte. Er hatte ihm die Umſtände von beiden geſagt. Wir ſetzten uns nieder, und wir wußten nicht, daß unſer Geiſtlicher eine Rede halten würde. Er that es mit ſo vieler Beredſamkeit und mit ſo vielem Geiſte, daß wir alle außer uns kamen, und uns keine größere Wolluſt auf dieſen Tag hätten erdenken können. Er redte von den wunderbaren Wegen der Vorſehung bey dem Schickſale der Menſchen. Man ſtelle ſich den Grafen und Steeleyn mit allen ihren Unglücksfällen, ſeine Braut, mich, kurz, und alle vor, wenn man wiſſen will, was dieſe vernünftige Rede für einen Eindruck in unſere Herzen machte. Unſere Seele erweiterte ſich durch die hohen Vorſtellungen, um den Umfang der göttlichen Rathſchlüſſe in Anſehung unſers Schickſals zu überſehen, und die Empfindungen der Verwunderung und der Dankbarkeit wuchſen mit unſern erhabnen Vorſtellungen. Leuten, die niemals im Unglücke geweſen, Leuten, die zu froſtig ſind, Andrer Unglück zu fühlen, wird das Vergnügen, das wir aus dieſer Rede ſchöpften, als ein ſcheinheiliges Räthſel vorkommen. Sie werden ſich nicht einbilden können, wie ſich ſolche ernſthafte Betrachtungen zu einem Tage der Freude und der Liebe ſchicken; allein ſie werden mir auch nicht zumuthen, daß ich ihnen eine Sache beweiſen ſoll, die auf die Empfindung ankömmt.

So vergieng der Vormittag, und Steeley und Amalie waren verbunden, und unſer Bündniß war auch wieder erneuert. Unſer Geiſtlicher, der uns ein recht lieber Gaſt geweſen ſeyn würde, wollte nicht bey uns bleiben, ſo ſehr wir ihn auch baten. Er ſagte, daß er den Nachmittag bey einem jungen Menſchen zubringen würde, der ſich aus Schwermuth das Leben hätte nehmen wollen, aber noch an dem Selbſtmorde gehindert worden wäre. Er bat uns, ob wir nicht zur Verbeſſerung ſeiner elenden Umſtände etwas beytragen und ihn mit einigen Arzneyen verſehen laſſen wollten, damit nicht die Krankheit des Gemüths durch ein verdorbnes Blut noch mehr unterhalten würde. Weil es ſchien, daß er die beſondern Umſtände dieſes Menſchen mit Fleiß verſchwieg: ſo wollten wir nicht zur Unzeit neugierig ſeyn. Wir fragten alſo nichts, als wo er anzutreffen wäre. Er nannte uns eine alte Schifferinn, die ihn, wie er gehört, nur vor etlichen Tagen in ihre Hütte aus Mitleiden eingenommen, in der er ſich geſtern durch ein Meſſer, doch ohne Lebensgefahr, verwundet hätte. Wir ſagten ihm, daß er nicht bitten, ſondern uns vorſchreiben ſollte, wie ers mit dem Kranken gehalten wiſſen wollte; weil wir gar keine Ueberwindung nöthig hätten, einem Elenden mit einem Theile von unſerm Vermögen zu dienen. Wir ſchickten ihm, ſobald der Geiſtliche weg war, Betten und andere Sachen. Unſer Doctor mußte kommen; und das unglückliche Mädchen, von der ich oben geredt habe, und die itzt Aufſeherinn in meinem Hauſe war, mußte ihn zu dem Kranken begleiten, um zu hören, was er für Anſtalten wegen der Speiſen und des Getränks machen würde, damit ſie alles nach ſeiner Vorſchrift einrichten könnte.

Wir ſetzten uns zur Tafel, und wir wären eines ſolchen Tages nicht werth geweſen, wenn wir ihn nicht zu genießen gewußt hätten. Eins war zu dem Vergnügen des Andern ſinnreich; und Kleinigkeiten, die Andre aus Mangel der Vertraulichkeit, oder auch des Geſchmacks, vorüber gehen, dienten uns in unſrer Geſellſchaft zu neuen Unterhaltungen, und erhielten durch die Art, mit der wir uns ihrer bedienten, den Werth, den die prächtigſten Mittel der Freude am wenigſten haben. Kleine Zänkereyen, die Amalie mit Steeleyn wegen des Coſackiſchen Mädchens anfieng, kleine Vorwürfe, womit wir einander erſchreckten, beſeelte unſere Vertraulichkeit, und jeder unſchuldige Scherz gab uns eine neue Scene des Vergnügens. Die Aufſeherinn, die wir zu dem Kranken geſchickt hatten, kam mit offnen Armen zurück, und erzählte uns, daß ſie ihren ungetreuen Liebhaber wieder gefunden, und daß es der Elende ſelbſt wäre, für den wir geſorgt hätten. Er, rief ſie, hat mir alles mit tauſend Thränen abgebeten; und ich habe ihm alles vergeben, und ich bitte für ihn. Sein Gewiſſen hat ihn mehr als zu ſehr beſtraft. Er ſagte mir, daß er ſich, da er mich ſo boshaft verlaſſen, nach Harlem gewendet, und ſich allen Ausſchweifungen überlaſſen hätte, um nicht an das zu gedenken, was er gethan. Einige Monate ſey es ihm gelungen, nachdem aber hätte er ſich der entſetzlichen Vorſtellungen, daß er mich und die Frucht unſrer Liebe durch ſeine Untreue vielleicht ums Leben gebracht, nicht länger erwehren können. Sie hätten ihn genöthiget, an den Ort zurück zu kehren, wo er mich verlaſſen, und da er weder das Herz gehabt, ſich genau nach mir zu erkundigen, noch auch gewußt hätte, wo er es thun ſollte: ſo hätte ihn endlich eine alte Schifferinn auf eben der Wieſe, wo er von mir gewichen, und auf der er ſchon zween Tage zugebracht, in der größten Verzweifelung angetroffen, und ihn mit ſich in ihre Hütte genommen. Hier hätte er, da er ohnedieß nichts mehr zu leben gehabt, ſein Elend durch den Selbſtmord endigen und ſich zugleich für ſeine Bosheit beſtrafen wollen. Es ſteht bey ihnen, fuhr ſie fort, ob ſie ihm durch ihre Wohlthaten das Leben und mich wiedergeben wollen. Ich liebe ihn, als ob er mich nie beleidiget hätte; allein (hier ſah ſie mich an) ſie zu verlaſſen, das kann ich nicht . . . Sie verdiente unſere Gewogenheit und unſer Vergnügen über ihr Glück. Wir ließen ihren Liebhaber in das Haus neben uns bringen und beſuchten ihn den Abend noch. Seine Wunde war nicht gefährlich, und die Freude, ſeine Geliebte wieder gefunden zu haben, hatte ihm ſo viel Lebhaftigkeit ertheilt, daß er mit uns ſprechen und uns ſeinen Fehler abbitten konnte. Er wollte uns alles erzählen; allein wir waren mit ſeiner Reue zufrieden, und erließen ihm die Scham, ſein eigner Ankläger zu werden. Wir ſahen in ſeinem zerſtreuten und ausgezehrten Geſichte noch Spuren genug von einer angenehmen Bildung und einem zärtlichen Herzen. Er war noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, und wegen ſeiner Jugend der Vergebung und des Mitleids deſto würdiger.

Den Reſt des Abends brachten wir mit einer Muſik zu, die wir uns ſelber machten. Ich ſpielte den Flügel, und bald ſang ich ſelbſt, bald Amalie, oder Caroline, dazu. Meine kleine Tochter, die in das ſechſte Jahr gieng, war ſo verwegen, Steeleyn zu einem Tanze aufzufordern, und ſie hätte uns bald alle zu dieſer Luſt verführt. Wir führten endlich unſre beiden Vermählten in ihr Schlafzimmer und überließen ſie den Wünſchen der Liebe.

Als ich mich den Morgen darauf noch mit dem Grafen berathſchlagte, was wir unſerm Paare heute für ein Vergnügen machen wollten, trat der Bediente herein und ſagte, daß ein Engländer meinen Gemahl ſprechen wollte. So bald er die Thüre öffnete, ſo ſagte uns ſein Geſicht, daß es Steeleys Vater wäre. Er hatte ein eisgraues Haupt; aber ſeine muntern Augen, ſein rothes Geſicht, und trotziger Gang, widerlegten ſeine Haare. Ich ſuche, fieng er auf franzöſiſch an, meinen Sohn bey ihnen; oder da ich in meinem Leben wohl nicht ſo glücklich ſeyn werde, ihn wieder zu ſehen: ſo will ich wenigſtens hören, ob ſie nicht wiſſen, wo er iſt. Meine Nachricht aus Moskau geht nicht weiter, als daß ich gewiß weis, daß er aus ſeinem Elende in Siberien hat ſollen befreyt werden. Und aus Verlangen einen ſo theuern Freund von meinem Sohne zu ſprechen, bin ich in meinem neun und ſiebenzigſten Jahre noch einmal zur See gegangen. Ihre Reiſe, fieng mein Gemahl an, ſoll ſie nicht gereuen. Ich habe Briefe von ihrem Sohne aus Moskau, und kann ihnen die erfreuliche Nachricht von ſeiner baldigen Ankunft zum voraus melden. Wie lange können ſie ſich hier aufhalten? Das ganze Jahr hindurch, ſprach der Alte, und noch länger, wenn ich meinen Sohn erwarten kann. Mein Gemahl befriedigte ſeine väterliche Neubegierde mit einigen beſondern Nachrichten, und ich eilte zu unſerm zärtlichen Paare, um zu ſehen, ob ſie angekleidet wären. Sie giengen beide noch in ihren Schlafkleidern, und ich ließ dem Grafen heimlich ſagen, daß ſie aufgeſtanden wären. Mein Gemahl, ſprach ich, nach einigen kleinen Fragen, wird gleich kommen, und ſie zu einer Spatzierfahrt einladen. Indem öffnete er ſchon die Thüre, und trat mit dem Alten herein. In dem Augenblick riß ſich Steeley von ſeiner Gemahlinn, die ihn in den Armen hatte, los, und lief auf ſeinen Vater zu. Der Alte ſah ihn nach der erſten Umarmung lange an, ohne ein Wort zu ſagen. Ja, rief er endlich, du biſt mein Sohn, du biſt mein lieber Sohn; Gottlob! nun will ich gern ſterben. Mein Sohn, gieb mir einen Stul, meine Füße wollen mich nicht mehr halten. Amalie langte ihm einen, und wir traten alle vor ihn. Seine erſte Frage war, wer Amalie wäre. Seit geſtern, ſprach ſie, bin ich die Gemahlinn ihres Sohnes. Sind ſie mit ſeiner Wahl zufrieden? Er nahm ſie recht liebreich bey der Hand. Iſt es gewiß, daß ſie meine Tochter ſind; ſo küſſen ſie mich, und ſagen ſie mir, aus welchem Lande ſie ſind. Er machte ihr darauf die größten Liebkoſungen, und that allerhand Fragen, die ſeinem ehrlichen Charakter gemäß und uns deswegen angenehm waren, wenn ſie gleich nicht die wichtigſten waren. Es mißfiel ihm, da er hörte, daß wir nicht getanzt hätten. Nicht getanzt? fieng er an, wie traurig muß dieſe Hochzeit geweſen ſeyn! Nein, was unſere Vorfahren für gut befunden haben, das muß man nicht abkommen laſſen. An ſeinem Hochzeittage muß man froh ſeyn. Wenn wir nach London kommen: ſo will ich alles ſo anordnen, wie es an meiner Hochzeit war.

Es ſind, Gottlob! ſchon funfzig Jahre verſtrichen, und ich weis alles noch ſo genau, als ob es erſt geſtern geſchehen wäre. Es iſt wahr, ſprach er zu Amalien, ſie ſehen viel ſchöner aus, als meine ſelige Frau an ihrem Brauttage ſah; aber ſie war viel beſſer angezogen. Er beſchrieb ihr mit der Freude eines Alten, dem das gefällt, was in ſeiner Jugend Mode geweſen, den ganzen Anzug ſeiner Frau, und ſie verſprach ihm, wenigſtens um den Kopf und den Hals einen Theil von dieſem Staate nachzuahmen. Sie that es auch; und in einem engen Leibchen und großen weißen Ermeln, drey oder viermal mit Bande gebunden, und in Locken, die bis auf die Schultern hiengen, gefiel ſie ihm erſt recht wohl. Sein Sohn muſste ihm ſein Schickſal erzählen. Er weinte die bitterſten Thränen, wenn Steeley auf eine betrübte Begebenheit kam; und mitten unter den Thränen machte er hier und da noch allerhand Anmerkungen. Er fuhr ihn z. E. bey dem Anfange ſeiner Geſchichte recht väterlich an, daß er den Geſandten verlaſſen hätte und ein Soldat geworden wäre. Bald darauf umarmte er ihn, daß er ſo rechtſchaffen an dem Grafen gehandelt hätte, als er auf dem Wege krank geworden. Da erkenne ich meinen Sohn, rief er. Gott weis es, ich hätte es eben ſo gemacht; das heißt ſeinen Freunden in der Noth dienen! Bey der Begebenheit mit dem Popen in Rußland machte er ihm keine Vorwürfe. Deine Liebe zur Wahrheit, ſprach er, iſt dir freylich übel bekommen, und ich wünſchte, es wäre nicht geſchehen; aber es iſt doch allemal beſſer, ſeine Meynung frey heraus zu ſagen, als mit einer niederträchtigen Furchtſamkeit zu reden. Ich ſehe dich, weil die Sache von der Religion hergekommen iſt, als einen Märtyrer an; und ich danke Gott für den Muth, den er dir gegeben hat. Bey den groſſen Dienſten, die der Graf Steeleyn in Siberien erwieſen, nahm er eine recht majeſtätiſche Miene an. Nun, ſprach er, das iſt Großmuth! mehr kann kein Freund an dem andern thun. Ach Herr Graf, ſie haben noch ein redlicher Herz, als ich und mein Sohn. Ihnen habe ich meinen Sohn zu danken. Ja, in meinem ganzen Leben, noch in jenem Leben will ich ſie rühmen. Die Geſchichte der Liebe mit Amalien trug Steeley auf der Seite vor, wo er wußte, daß ſie ſeinen Vater am meiſten rühren würde. Er ließ alles Freundſchaft in ihrem Umgange ſeyn, und die Liebe nicht eher, als kurz vor der Abreiſe aus Moskau, entſtehen. Alles gefiel ihm, alles war ſchön an Amalien, und je mehr er aus der ganze Erzählung ſchloß, daß Amalie vor ihrer Vermählung ſeinem Sohne keine vertrauliche Liebe erlaubt, deſto freudiger ward er, und deſto mehr Hochachtung bezeigte er ihr. Da die Erzählung geendigt war, umarmte er Amalien noch einmal. Ach, ſprach er, mein Sohn iſt ihrer nicht werth. Er verdienet eine liebe Frau; aber wodurch hat er ſie verdienet? Kommen ſie mit nach London, ich habe ein groſſes Haus, und es iſt in der ganzen Welt nicht beſſer, als in London. Was, fieng ſie an, als in London? und hier bey ihnen, fuhr er lächelnd fort, und fragte mich, ob ich ihn denn auch etliche Tage bey mir behalten, und mir ſeine Art zu leben, die nicht nach der Welt wäre, gefallen laſſen wollte. Er war wirklich bey allen ſeinen kleinen Fehlern ein recht liebenswürdiger Mann, und die Aufrichtigkeit, mit der er ſie begieng, machte ſie angenehm. Er war dreiſt, ohne die Höflichkeit zu beleidigen, und ſeine Vorurtheile waren entweder unſchuldig, oder doch dem Umgange nicht beſchwerlich. Wir begiengen dieſen und den folgenden Tag das Hochzeitfeſt nach ſeinem Plane. Er war auf die anſtändigſte Art munter, und weckte uns alle durch ſein Beyſpiel auf. Sein Leibſpruch war: man kann fromm und auch vergnügt ſeyn. Mein Sohn, ſprach er, hat mir viel bekümmerte Stunden gemacht, nun ſoll er mir freudige Tage machen. Er tanzte denſelben Abend bis um eilf Uhr, und war gegen R-- und den Grafen, und gegen ſeinen Sohn ſelbſt, ein Jüngling. Das heißt, fieng er an, recht ausgeſchweift. So ſpät bin ich ſeit vierzig Jahren nicht zu Bette gegangen. Aber iſt doch das Tanzen keine Sünde. Wenn ich nun auch dieſe Nacht ſtürbe: ſo würde mir meine Freude doch nichts ſchaden. R-- fragte ihn bey dieſer Gelegenheit, wie er ſich denn bis in ſein hohes Alter ſo munter erhalten, und wodurch er die Furcht vor dem Tode beſiegt hätte, da er ihm nach ſeinen Jahren ſo nahe wäre. Daß ich noch ſo munter bin, ſprach er, das iſt eine Gabe von Gott und eine Wirkung eines ordentlichen Lebens, zu dem ich von den erſten Jahren an gewöhnet worden bin. Und warum ſollte ich mich vor dem Tode fürchten?

Ich bin ein Kaufmann; ich habe meine Pflicht in Acht genommen, und Gott weis, daß ich Niemand mit Willen um einen Pfennig betrogen habe. Ich bin gegen die Nothleidenden gütig geweſen, und Gott wird es auch gegen mich ſeyn. Die Welt hier iſt ſchön; aber jene wird noch beſſer ſeyn . . . Mußte man einen ſolchen Mann nicht lieben, der von Jugend auf mit dem Gewinne umgegangen war, und doch ein ſo edelmüthiges Herz hatte? Er bezeigte über das große Vermögen, das Amalie beſaß, keine beſondere Freude. Mein Sohn, ſprach er, du haſt ein Glück mehr, als andere Leute; aber du haſt auch eine Laſt mehr, wenn du dein Glück recht brauchen willſt.

Nachdem er das Vergnügen eingeſammlet hatte, das ſich ein Vater in ſeinen Umſtänden wünſchen konnte; ſo waren alle unſre Bitten nicht vermögend, ihn von der Rückkehr in ſein Vaterland abzuhalten. Ich will in London ſterben, ſprach er, und bey meiner Frau begraben werden; laſſen ſie mich reiſen, ehe die See ſtürmiſch wird. Ich will ihnen meinen Sohn zurück laſſen und zufrieden ſeyn, wenn er künftiges Jahr zu mir kömmt. Der junge Steeley wollte ſeinen Vater nicht allein reiſen laſſen, und ſich doch auch nicht von uns trennen. Mit Einem Worte, wir entſchloſſen uns alle, Carolinen ausgenommen, ihn nach London zu begleiten und den Winter über da zu bleiben. Dieſes hatte der Alte gewünſcht; aber nicht das Herz gehabt, es uns anzumuthen. Ehe wir fortgiengen, ſtifteten wir noch ein gutes

Werk. Wid, ſo hieß der junge Menſch, der ſeine Geliebte ehemals verlaſſen hatte, war völlig von ſeiner Krankheit wieder hergeſtellt. Er wünſchte nichts, als ſeine Braut zu beſitzen, und mit ſeinem Vater wieder ausgeſöhnt zu werden. Wir hatten an ihn geſchrieben; aber er wollte nichts von ſeinem Sohne mehr wiſſen, und verſicherte uns, daß er ihn, ſo geringe ſein Vermögen wäre, doch ſchon enterbt hätte. Der junge Wid dauerte uns, und wir ſahen, daß er die Thorheit ſeiner Jugend in ſeinen männlichen Jahren wieder gut machen würde. Er hatte in Leiden bis in ſein ſiebenzehntes Jahr ſtudirt, und nach dem auf ſeines Vaters Willen in ein Contoir gehen müſſen. Andreas war auf das erſte Wort willig, ihn in ſeine Handlung zu nehmen. Wir machten ihm eine kleine Hochzeit. Amalie ſtattete die Braut ſehr reichlich aus, und der alte Steeley und der Graf gaben ihm auch tauſend Thaler. Wir ſtreckten ihm überdieß noch ein Capital in die Handlung vor, und meldeten alles dieſes ſeinem Vater, um ihn deſto eher zu gewinnen. Wir überließen alſo Carolinen unſre Tochter und unſer Haus zur Aufſicht und giengen zwolf Tage nach des alten Steeley Ankunft zur See. Der Wind war uns ſo günſtig, daß wir in wenig Tagen nur noch etliche Meilen von London waren. Wir trafen ein Paquetboot an, und um eher am Lande zu ſeyn, ſetzten wir uns in dieſes; allein zu unſerm Unglücke. Wir waren alle in dem Boote, bis auf den alten Chriſtian der Amalie. Dieſer wollte ſeinem Herrn die Chatoulle, in welcher der größte

Theil von Amaliens Vermögen an Kleinodien und Golde war, von dem Schiffe zulangen. Steeley und ein Bedienter des Grafen griffen auch wirklich darnach: allein vergebens. Chriſtian, es mag nun ſeine Unvorſichtigkeit oder das Schwanken des Schiffes Schuld geweſen ſeyn, ließ vor unſern Augen die Chatoulle in die See fallen, und ſchoß in dem Augenblicke, entweder aus Schrecken, oder weil er ſich zu ſehr über Bord gehoben hatte, ſelbſt nach. Wir hatten alle Mühe, ihm das Leben zu retten, und ein Schatz von mehr als funfzig tauſend Thalern war in einem Augenblicke verloren. Bin ich ihnen, fieng endlich Amalie zu ihrem Manne an, noch ſo lieb, als zuvor? Steeley betheuerte es ihr mit einem heiligen Schwure, und nun war ſie zufrieden. Der alte Steeley, ſo wenig er das Geld liebte, konnte doch den Zufall nicht vergeſſen. Er hielt dem alten Chriſtian eine lange Strafpredigt. Endlich nahm er Amalien bey der Hand. Seyn ſie getroſt, ſprach er, ich habe, Gottlob! ſo viel, daß ſie beide nach meinem Tode ohne Kummer mit einander werden leben können. Den armen Chriſtian koſtete dieſe Begebenheit dennoch das Leben. Er kam krank nach London, und ſtarb bald nach unſrer Ankunft. Amalie und Steeley hatten eine außerordentliche Liebe für dieſen Menſchen, und ſie ließen ihn den verurſachten Verluſt ſo wenig entgelten, daß ſie ihn vielmehr für ſeine Treue auf die großmüthigſte Art noch auf ſeinem Sterbebette belohneten. So bald ſie vom Doctor höreten, daß wenig Hoffnung zu ſeinem Aufkommen übrig wäre: ſo ließen ſie ihn in ein Zimmer neben dem ihrigen legen, um ihn recht ſichtbar zu überführen, daß ſie nicht auf ihn zürnten; denn dieſes war ſein Kummer. Kurz vor ſeinem Tode beſuchte ich ihn noch mit Amalien. Der alte Steeley kam auch und ſetzte ſich vor das Bette des Kranken, um ihn ſterben zu ſehen. Er hat ein ſanftes Ende, fieng er zu uns an, und wenn es ſeyn müßte, ich wollte gleich mit ihm ſterben. Der Sterbende ſchien ſich noch einmal aufrichten zu wollen, und indem ſchoß ihm ein Strom vom Blute aus dem Munde, und Chriſtian war todt. Bin ich nicht erſchrocken! rief der Alte zitternd. Wir wollten ihn in das andere Zimmer führen; allein er konnte ſich nicht aufrecht erhalten, und wir mußten ihn hinein tragen laſſen. Laßt mir meinen Großvaterſtul bringen, fieng er an, in dieſem will ich ſterben, ich fühle mein Ende. Man brachte ihm den Stul, und er ließ ihn vor das Fenſter, das nach dem Garten gieng, ſetzen, damit er den Himmel anſehen könnte. Er hub ſeine Hände auf und bat uns, (wir waren alle zugegen,) daß wir ihn nicht ſtören ſollten. Nachdem er ſein Gebet verrichtet, rief er ſeinen Sohn. Ich fühle es, ſprach er, daß ich bald ſterben werde. Der gute Chriſtian hat mich recht erſchreckt: aber wer kann dafür! Hier haſt du den Schlüſſel zu meinem Schreibtiſche. Gott ſegne dir und deiner Frau das Vermögen, das ich euch hinterlaſſe; es iſt kein Heller von unrechtmäßigem Gute dabey. Der Doctor, nach dem wir geſchickt hatten, kam, und öffnete ihm eine Ader, wozu der Alte Anfangs gar nicht geneigt war. Doch es gieng kein Blut. Er ſchlug ihm eine an dem Fuße, und auch da kam keines. Sieht er, ſprach der Alte, daß ſeine Kunſt nichts hilft, wenn Gott nicht will? Was hat er nunmehr für Hoffnung? Keine, ſprach der Medicus. So gefällt er mir, war ſeine Antwort, wenn er aufrichtig redt. Bedienen ſie ſich, fuhr der Doctor fort, der guten Augenblicke, wenn ſie noch einige Anſtalten zu treffen haben. Der Alte lächelte: als wenn ich in achtzig Jahren nicht Zeit genug gehabt hätte, die Anſtalten zu meinem Tode zu treffen. Gott, fuhr er fort, kann mich rufen, wenn er will, ich bin fertig, bis auf das Abſchiednehmen. Wo ſind meine Kinder, und meine lieben Gäſte? Wir traten alle mit thränenden Augen vor ihn, und er nahm von einem jeden insbeſondere Abſchied. Ach, fieng er darauf an, wie ſchön wirds in jener Welt ſeyn! Ich freue mich recht darauf; und wen werde ich von ihnen am erſten da umarmen? . . Es wird mir ganz dunkel vor den Augen; aber ſonſt iſt mir recht wohl, recht . . Bey dieſen Worten überfiel ihn eine Ohnmacht, und bald darauf ſtarb er.

Der Anfang unſers Aufenthalts in London war alſo traurig, und das Geräuſche der Stadt und der Beſuch war uns ſo beſchwerlich, daß wir uns gleich nach der Beerdigung entſchloſſen, den Reſt des Herbſts, und den Winter ſelbſt auf Steeleys Landgute, das etliche Meilen von London war, zuzubringen.

Wir lebten daſelbſt ſechs Monate recht zufrieden und meiſtens einſam, außer daß wir zuweilen die Schweſter von der ehemaligen Braut unſers Steeleys beſuchten, und wieder von ihr beſuchet wurden. Sie war von ihrer ganzen Familie noch allein am Leben, und entſchloſſen, niemals zu heirathen. Niemand, als ſie, wußte, wer mein Gemahl war; denn die andern Nachbarn kannten ihn nicht anders, als unter dem Namen des Herrn von Loewenhoeck. Dieſes Frauenzimmer, die nichts weniger, als ſchön war, beſaß doch die liebenswürdigſten Eigenſchaften. Amalie, ſie, und ich, brachten manche Stunde bey der Gruft ihrer Schweſter zu, und ehrten ihr Andenken mit unſern Thränen.

Es war Frühling, und viele Famllien aus London beſuchten nunmehr das Land. Das nächſte Gut an dem unſrigen gehörte dem Staatsſecretair Robert. Dieſer hatte mit Steeleyn ehemals in Oxford ſtudirt, und Steeley war ſehr begierig, ihn nach ſo vielen Jahren einmal wieder zu ſehen. Er ſchrieb an ihn, ſo bald er hörte, daß er auf dem Landgute angekommen war, und bat um die Erlaubniß, daß er ihn nebſt ſeiner Frau und noch ein paar guten Freunden beſuchen dürfte. Robert, der noch gar nicht gewußt hatte, daß Steeley wieder aus Moskau zurück gekommen war, ſchickte ihm den andern Tag eine Antwort voller Sehnſucht und Freundſchaft, und zugleich ſeinen eigenen Wagen. R.. war unpaß, und wir fuhren alſo ohne ihn zu Roberten, und kamen kurz vor der Mittagsmahlzeit an. Er empfieng uns mit vieler Höflichkeit, und Steeley präſentirte ihm meinen Gemahl unter ſeinem angenommenen Namen, als einen Freund, den er mit aus Siberien gebracht.

Unſer Wirth, der ganz allein war, nöthigte uns ohne Verzug zur Tafel, damit er ungeſtört mit uns reden könnte. Wir hatten uns kaum niedergeſetzt, und außer den Complimenten noch nichts geſprochen, als der Bediente des Staatsſecretairs herein trat, und jemanden anmeldete, aber ſo ſachte, daß wir nichts, als das Wort, Abgeſandter, verſtehen konnten. Müſſen wir denn geſtört werden? fieng Robert ganz zornig an, und eilte den Augenblick nebſt dem Bedienten aus dem Zimmer. Wir blieben ſitzen, und erwarteten mit größtem Verdruß den neuen Gaſt; aber o Himmel, was für ein Augenblick war das für mich und den Grafen, als Robert den Prinzen von S ‥ herein geführt brachte! Wir ſprangen beide von der Tafel auf, und wußten nicht, ob wir in dem Zimmer bleiben ſollten. Der Prinz trat auf mich zu, als ob er ſeinen Augen nicht trauen wollte; indem ſah er den Grafen, und erſchrack, daß er blaß wurde. Robert merkte nichts von dieſem Geheimniſſe, und nöthigte den Prinzen und uns, die er ſeine Freunde nannte, an die Tafel. Der Prinz bedankte ſich, und ſagte, daß er ſchon gefrühſtücket hätte, und nur gekommen wäre, ſich einige Stunden mit der Jagd zu vergnügen. Robert antwortete, daß er ihm Geſellſchaft leiſten wollte; allein er nahm es nicht an. Geben ſie mir ihren Jäger mit, ſprach er ganz zerſtreut; auf den Abend will ich gewiß ihr Gaſt ſeyn. Indem machte er uns allen ein Compliment, und Robert begleitete ihn. Ach, fieng mein Gemahl zu Steeleyn an, wo haben ſie uns hingeführt? Wie wird mirs und meiner Gemahlinn ergehen? Das war der Prinz von S ‥. Er wird in den Verrichtungen ſeines Königs hier ſeyn, und ich, ich ‥ Robert kam mit einer unruhigen Miene wieder. Ich weis nicht, ſprach er, warum der Prinz ſo beſtürzt war. Er muß jemanden von ihnen kennen, oder zu kennen ſich einbilden. Er fragte inſonderheit nach ihnen; (er meynte den Grafen) allein ich ſagte ihm, daß ich mit meinen Gäſten ſelbſt noch nicht bekannt wäre. Er iſt in den Angelegenheiten des Königs von Schweden ſeit kurzer Zeit hier, und wird vermuthlich bald wieder von hier zur Armee abgehen. Unſer Wirth ſchloß aus unſrer Beſtürzung auf ein Geheimniß, und bat, daß wir ihm die Sache entdecken ſollten, wenn ſie nicht von Wichtigkeit wäre. Ich will ihnen alles ſagen, fieng der Graf an, und zum voraus um ihren Schutz bitten, wenn ich ihn verdiene. Ich bin der Graf von G ‥ Mein Name wird ihnen durch mein Unglück vielleicht ſchon bekannt ſeyn. Ich bin vor zehen Jahren als ein Schwediſcher Obriſter ſo unglücklich geweſen, daß mir das Leben durch das Kriegsrecht abgeſprochen worden iſt. Darauf erzählte er ihm das Uebrige, und wie er zu ſeiner Sicherheit, als ein Gefangner der Ruſſen, den Namen Loewenhoeck angenommen. Der Prinz, fuhr er fort, iſt mein Feind, und meine Verurtheilung iſt vielleicht eine Wirkung ſeiner Rache geweſen. Ich will ihnen die Urſache nicht ſagen, wodurch er bewogen worden, meinen Untergang zu ſuchen. Sie iſt ihm vielleicht nachtheiliger, als ſeine Rache ſelbſt. Ich ſchließe aus ſeiner Beſtürzung, daß er mich für todt muß gehalten haben, und wer weis, ob nicht die Zeit ſeinen Haß gegen mich vertrieben hat. Bin ich, ſchloß er endlich, nicht ſo unſchuldig, als ich ihnen geſagt habe: ſo laſſe mich Gott noch durch die Verfolgung dieſes Prinzen ſterben. Unſer Wirth, dem das Blut vor edler Empfindung in das Geſichte trat, reichte dem Grafen die Hand. Bleiben ſie bey mir, ſprach er. Ich will alle mein Anſehen bey Hofe zu ihrer Sicherheit anwenden, und wenn das nicht hilft, mein Leben. Verlaſſen ſie ſich auf mein Wort, ich bin ein ehrlicher Mann. Ich will dem Prinzen in etlichen Stunden entgegen fahren, und ihn zurück holen, und bey meiner Zurückkunft will ich ihnen ſagen, was ſie thun ſollen. Erzählen ſie mir indeſſen alles, was zu ihrem Schickſale gehöret; denn ich ſehe doch, daß wir izt nicht eſſen können. Wir thaten es. Ich bin ihr Freund, fieng Robert endlich an, mehr kann ich ihnen nicht ſagen; ich will es ihnen aber beweiſen. Er fuhr nunmehr dem Prinzen entgegen, und bat, daß wir uns bis zu ſeiner Zurückkunft in dem Garten aufhalten ſollten. Wir erwarteten ihn daſelbſt zwiſchen Furcht und Hoffnung, und waren beynahe entſchloſſen, ohne ſeine Erlaubniß wieder zurück zu kehren. Endlich ſahen wir ihn nebſt dem Prinzen in den Garten kommen, und mein ganzes Herz empörte ſich über dieſen Anblick. Der Prinz gieng gerade auf den Grafen zu, der die Augen niederſchlug, und umarmte ihn, nachdem er mir und Amalien ein Compliment gemacht. Ich bin ihr Freund, ſprach er, wenn ichs auch nicht immer geweſen bin, und ich wünſchte, daß ſie der meinige werden möchten. Wir haben ſie alle für todt gehalten: Ich weis, daß ihnen bey der Armee zu viel geſchehen iſt, und es kömmt auf ſie an, was ſie für eine Genugthuung fordern wollen. Keine, antwortete der Graf, als diejenige, die ſie mir ſchon ertheilt haben, nämlich daß ich unſchuldig und der Gnade des Königs nicht unwerth bin. Sie ſind ihrer ſo werth, verſetzte der Prinz, daß ich ihnen in ſeinem Namen zweyerley zum voraus verſpreche. Wollen ſie mit nach Schweden und zur Armee zurück kehren: ſo biete ich ihnen die Stelle eines Generals an. Dieß wird die beſte Ehrenerklärung für das ſeyn, was ihnen als Obriſten Schuld gegeben worden iſt. Wollen ſie dieß nicht: ſo bleiben ſie hier. Ich will es bey dem Könige ſo weit bringen, daß ſie als Schwediſcher Envoye bey meiner Abreiſe zurück bleiben ſollen. Sagen ſie Ja, Herr Graf, damit ich das Vergnügen habe, ſie zu überzeugen, daß ich ſie hoch ſchätze, und das Vergangene wieder gut machen will. Der Graf ſchlug beides aus. Ich bin zufrieden, ſprach er, daß ſie mein Freund ſind, und mich in die Gnade des Königs von neuem ſetzen wollen; mehr verlange ich nicht. Sollte ich mich noch einmal in die große Welt wagen, und glücklich ſeyn, um vielleicht wieder unglücklich zu werden? Ich will mein Leben ohne öffentliche Geſchäffte beſchließen. Robert mengte ſich endlich in das Geſpräch, und unſre Furcht vor dem Prinzen verminderte ſich. Es ſey nun, daß ſeine Rache geſättigt war, oder daß ihn ſein Gewiſſen gequält hatte: ſo bezeigte er den ganzen Abend eine außerordentliche Freude, daß der Graf noch lebte, den er ſo viele Jahre hindurch für todt gehalten hatte. Mein Gemahl that ſo großmüthig gegen ihn, als ob er nie von ihm wäre beleidigt worden. Der Prinz nahm noch denſelben Abend von uns Abſchied, weil er ſehr früh wieder zurück nach London wollte. Wenn ſie mein Freund ſind, ſprach er zum Grafen: ſo beſuchen ſie mich noch dieſe Woche, oder ich komme zu ihnen. Der Graf verſprach es ihm, allein er konnte ſein Wort nicht halten; die Zeit war da, daß ich ihn zum andernmale verlieren ſollte. Denn in eben dieſer Nacht bekam er einen Anfall von einem Fieber. Wir eilten den andern Tag von unſerm großmüthigen Wirthe auf unſer Landgut zurück, und das Fieber ließ den armen Grafen kaum mehr aufdauern. Er ward in wenig Tagen ſo entkräftet, daß er die Hoffnung zum Leben aufgab. Ich kam bis in den neunten Tag weder Tag noch Nacht von ſeiner Seite, und ſuchte mir ihn recht wider den Willen des Schickſals zu erhalten: ſo vollkommen liebte ich ihn noch. Drey Tage vor ſeinem Ende wünſchte er, daß ihn der Prinz beſuchen möchte. Wir ließens ihm eiligſt melden, und er war den Tag darauf ſchon zugegen. Sehen ſie, ſprach der Graf, daß ich keine Gnade des Königs mehr nöthig habe? Ich will nur Abſchied von ihnen nehmen, und ſie und mich überzeugen, daß ich als ihr Freund ſterbe. Der Prinz war ſo gerührt, und zugleich ſo beſchämt, daß er ihm wenig antworten konnte. Er blieb wohl eine halbe Stunde vor dem Bette ſitzen, und drückte ihm die Hand, und fragte, ob er ihm denn mit nichts mehr dienen könnte, als mit ſeinem Mitleiden. Der Graf ward ſo ſchwach, daß er kaum mehr reden konnte, und bat den Prinzen, ihn zu verlaſſen. Der Prinz gieng mit größter Wehmuth fort, und wagte es nicht, von mir Abſchied zu nehmen. Den andern Tag kam der Graf aus einem tiefen Schlafe eine Stunde lang wieder zu ſich ſelber. Amalie, Steeley und R.., der doch ſelbſt noch krank war, traten alle zu ihm. Bald, ſprach er zu mir, hätte ich euch nicht wieder geſehen. Ach, meine Gemahlinn, der Tod iſt nicht ſchwer; aber euch und meine Freunde zu verlaſſen, das iſt bitter. Ich ſterbe; und ihnen, mein lieber R.., überlaſſe ich meine Gemahlinn. Er ſtarb auch an eben dem Tage. Ich will meinen Schmerz über ſeinen Tod nicht beſchreiben. Er war ein Beweis der zärtlichſten Liebe, und bis zur Ausſchweifung groß. Ich fand eine Wolluſt in meinen Thränen, die mich viele Wochen an keine Beruhigung denken ließ, und Amalie klagte mit mir, anſtatt, daß ſie mich tröſten ſollte. R.. mußte die Zeit über das Bette hüten, und auch dieſes vermehrte meinen Schmerz. Steeley allein ſann auf meine Ruhe, und nöthigte mich, da die beſte Zeit des Jahres verſtrichen war, mit ihm nach London zurück zu kehren.

Das erſte, was mir da wieder begegnete, war ein Vorfall mit dem Prinzen. Er war im Begriffe von London wegzugehen, und wagte es in Roberts Geſellſchaft bey unſrer Ankunft mir die Condolenz abzuſtatten. Er wiederholte ſeinen Beſuch binnen zween Tagen etliche mal, und begehrte, daß ich ihm eine Bittſchrift an den König mitgeben und um die Erſetzung der eingezogenen Güter meines Gemahls anhalten ſollte. Ich gab ihm eine, bloß um ihn nicht zu beleidigen. Noch an eben dem Tage erhielt ich einen Beſuch von dem Staatsſecretair. Ich will ihnen, fieng er nach etlichen Complimenten an, die Urſache meines Beſuchs kurz entdecken. Ich bin ein Abgeordneter des Prinzen, und ich weis nicht, ob ſie mich ohne Unwillen anhören werden. Wiſſen ſie, daß ihm ſeine Gemahlinn vor etlichen Jahren geſtorben iſt? Er wünſcht, ſie als Gemahlinn mit nach Schweden nehmen zu können, und es iſt nichts gewiſſers, als daß er ſie auf das äußerſte liebt. Mit Einem Worte, er will durch mich erfahren, ob er hoffen darf, oder nicht. Nunmehr habe ich ihnen alles geſagt, und ſie dürfen ſich bey ihrer Antwort nicht den geringſten Zwang anthun. Steelen und Amalie und R‥ waren zugegen, als er mir den Antrag that; und R‥ erſchrack, als ob er mich ſchon verloren hätte. Ich entſetzte mich ſelbſt über die Verwegenheit des Prinzen, und antwortete dem Herrn Robert nichts als dieſes: Hier iſt mein Gemahl, und wies auf den Herrn R‥. In der That war er mir noch ſo ſchätzbar, daß ich ihn allen Andern vorgezogen haben würde, wenn ich mich hätte entſchließen können, mich wieder zu vermählen. Und vielleicht wäre ich, ſoll ich ſagen zärtlich, oder ſchwach genug dazu geweſen, wenn er länger gelebt hätte. Er ſtarb bald darauf an ſeiner noch fortdaurenden Krankheit, und die Betrübniß über ſeinen Verluſt überführte mich, wie ſehr ihn mein Herz noch geliebt hatte.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

C. F. Gellerts
ſämmtliche
Schriften.

Fünfter Theil.

Neue verbeſſerte Auflage.

Mit Römiſch-Kaiſerl. Königl. Preußiſchen und Churfürſtl.
Sächſ. allergnädigſten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich,
und Caſpar Fritſch, 1775.

Wz 151/403

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Innhalt des fünften Theils.

Abhandlungen und Reden.

Warum es nicht gut ſey, ſein Schickſal vorher zu wiſſen. S. 1

Von den Troſtgründen wider ein ſieches Leben. 21

Von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf das Herz und die Sitten. Eine Rede. 76

Betrachtungen über die Religion. 95

Von den Fehlern der Studirenden bey der Erlernung der Wiſſenſchaften, inſonderheit auf Akademien. Eine Rede. 113

Von den Annehmlichkeiten des Mißvergnügens. 142

Wie weit ſich der Nutzen der Regeln in der Beredſamkeit und Poeſie erſtrecke. Eine Rede. 153

Von der Beſchaffenheit, dem Umfange und dem Nutzen der Moral. Eine öffentliche Vorleſung. S. 186

Von der Vortrefflichkeit und Würde der Andacht. 212

Lehren eines Vaters für ſeinen Sohn, den er auf die Akademie ſchicket. 231

Von den Urſachen des Vorzugs der Alten vor den Neuern in den ſchönen Wiſſenſchaften, beſonders in der Poeſie und Beredſamkeit. Eine öffentliche Vorleſung. 261

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Warum es nicht gut ſey, ſein Schickſal vorher zu wiſſen.

Nichts ſcheint leichter zu ſeyn, als ſich zu überführen, daß es nicht gut ſeyn würde, wenn wir unſer Schickſal in der Welt vorher wüßten; und dennoch bleibt der Wunſch, ſein Schickſal zu kennen, den meiſten Menſchen ein angenehmer Wunſch. Eben diejenigen, die am Morgen mit vieler Ueberzeugung glaubten, daß es eine Wohlthat des Himmels ſey, ſein Glück und Unglück nicht voraus zu ſehen, wünſchen oft am Abend, daß der Vorhang, durch welchen die Zukunft ſich unſern Augen verborgen hat, wegfallen, und ihr Schickſal ſich ihnen auf Einmal darſtellen möchte. Vermuthlich zeuget die Eigenliebe dieſes Verlangen, und Stolz und Geiz erhalten es; doch ich ſehe nicht, warum nicht auch viele gute Triebe dieſen unzeitigen Wunſch in uns hervorbringen können. Die Begierde, glücklich zu werden, iſt ein unentbehrlicher Theil unſrer Natur, und die Begierde, Andre glücklich zu machen, die edelſte Wolluſt eines rechtſchaffenen Mannes; beide aber können uns oft zu dem Wunſche verleiten, unſer Schickſal zum voraus zu wiſſen.

Ich verſtehe unter dem Schickſale eines jeden die guten und widrigen Begebenheiten ſeines Lebens. Wenn wir dieſe vorherſehen ſollen, ſo können wir ſie entweder ſtückweiſe und unbeſtimmt, oder im Zuſammenhange ſehen. Stückweiſe nenne ich, wenn ich, zum Exempel, zum voraus wüßte, daß ich in meinem Leben mehr krank, als geſund ſeyn würde; daß ich einen großen Reichthum erlangen, und ihn nachher wieder verlieren würde, ohne daß ich zugleich die Urſachen dieſer Zufälle wüßte. Im Zuſammenhange ſein Schickſal vorherſehen, heißt alle Umſtände und die ganze Reihe der Begebenheiten kennen, aus denen unſer Leben zuſammengeſetzet iſt, der unglücklichen ſo wohl, als der glücklichen. Alſo müßte ich, in Anſehung der Liebe und der Ehe, nicht bloß wiſſen, daß ich mit der Zeit mich verehlichen würde; ſondern ich müßte zum voraus ſehen, durch was für Umſtände und zu welcher Zeit dieſes geſchehen, und ob meine Gattinn ſchön oder häßlich, reich oder arm, von guter oder böſer Gemüthsart, und wenig oder viel Jahre mein ſeyn würde. Dieſe vollſtändige Wiſſenſchaft von ſeinem Schickſale würde, wenn ſie möglich wäre, ſchreckliche Uebel nach ſich ziehen, wie ſich in der Folge zeigen wird. Die erſte Art hingegen ſcheint die leichteſte und bequemſte zu ſeyn; doch ſie würde uns wenig nützen, und unſre Neubegierde mehr erwecken, als ſtillen. Denn etwas wiſſen, und nicht alles wiſſen, iſt eben ſo viel, als durſtig ſeyn und zu einem verſchloßnen Brunnen geführet werden. Ich werde in meinem Leben reich und groß werden. Gut! Dieß iſt mir angenehm. Allein, wenn werde ichs werden? Auf was für Art? Kurz vor dem Ende meines Lebens, oder lange vorher? Wie lange wird mein Glück dauern? Wer wird mirs entziehen? Der Tod, oder ich mir ſelber, oder die Bosheit der Menſchen? Werden dieſe aus der Zahl meiner Freunde, oder Feinde; werden es Gönner, oder Neider ſeyn? Werden ſie es mit Fleiß, oder aus Unvorſichtigkeit thun? Tauſend ſolche Fragen werden entſtehen, wenn ich mein Schickſal nur ſtückweiſe kenne: und wie ſehr werden ſie mich beunruhigen, da ich mir dieſelben beantworten zu können wünſchte, und doch nicht beantworten kann! Anſtatt, daß eine ſolche Wiſſenſchaft mein Verlangen befriedigen ſollte: ſo wird es durch ſie nur deſto ſtärker gereizet werden; denn die Wißbegierde hat die Natur aller andern Begierden. Und wie der Geiz durch den Zuſammenfluß der Reichthümer, die Ehrſucht durch den Anwachs des Ruhms nicht abnimmt, ſondern ſteigt: ſo wird auch das Verlangen, ſein Schickſal zu kennen, durch eine ſummariſche Nachricht nicht ſo wohl geſtillt, als brennender gemacht. Wer den Beweis hiervon verlangt, der wird ihn in ſeinem Herzen, in dem, was in ihm vorgeht, bey einer kleinen Aufmerkſamkeit, leicht finden können. Und wer nicht geſchickt iſt, dieſe Wahrheit in ſich zu fühlen, der wird weit weniger geſchickt ſeyn, ſie in einem Beweiſe zu verſtehen. Ja, ſagt man vielleicht, es iſt wahr, ich weis auf ſolche Art nicht genung; aber ich weis doch etwas! Ich weis, ich werde groß, gelehrt, reich, alt werden. Dieſes ſind angenehme Erwartungen; und iſt eine kleine Nachricht von angenehmen Erwartungen nicht beſſer, als gar keine? Endlich aber begehre ich nicht mein Unglück, ſondern nur mein Glück vorher zu wiſſen. Dieſer Vorſchlag läßt ſich denken, aber vielleicht ſchwer erfüllen. Denn wenn es auch möglich wäre, ſein gutes Schickſal, ohne ſein böſes, kennen zu lernen: ſo fürchte ich doch, daß der meiſte Theil der Menſchen, wenn er ſein zukünftiges Glück vorher erführe, nichts als ein Unglück, nach ſeiner Meynung, erfahren würde. Wir wollen dieſes deutlicher machen. Wenn wir das Glück, als die Erfüllung unſrer Wünſche, betrachten: ſo ſind die Meiſten unglücklich. Wenn wir alſo unſer Glück vorherſehen ſollten: ſo würden wir, wenn wir es gegen unſre Wünſche hielten, entweder etwas ſehr geringſchätziges, oder ganz etwas anders, als wir wünſchen, und alſo nach unſern Gedanken kein Glück ſehen. Es iſt ein Glück, wenn ich zeitlebens bey einer gehörigen Arbeit ein zureichendes Auskommen habe. Und wenn die Meiſten durch eine Eingebung einen kurzen Auszug von ihrem Leben bekommen ſollten: ſo würde er dieſen Innhalt haben. Was würden nun die Hochmüthigen, die Geizigen, die Wollüſtigen für einen Troſt ſchmecken, wenn ſie dieſes ihr Glück voraus wüßten? Keiner würde es für ein Glück halten. Und alſo wüßten ſie, anſtatt ihr Glück zu wiſſen, nichts, als daß ſie keines hätten. Man nehme einen Verzagten, und ſage ihm, daß er beſtimmt ſey, ein großer General zu werden, und mit der größten Gefahr erſtaunliche Thaten auszuführen. Er wird erſchrecken, und über dieſe Nachricht mehr Angſt ausſtehen, als er würklich fühlen würde, wenn er, durch die Umſtände genöthiget, ſein Leben vor dem Feinde wagen ſollte, und vielleicht durch die Gewohnheit getroſt, und endlich gar bis zum Helden tapfer werden würde. Indeſſen wird er es zu der Zeit ſeiner Zaghaftigkeit für kein Glück halten, und entweder glauben, er hätte gar kein Glück in der Welt, oder ſich einbilden, er wüßte noch nicht alles. Auf dieſe Art ſieht man wohl, daß, wenn uns auch, nach unſerm Wunſche, nur unſer Glück, außer ſeinem Zuſammenhange mit unſerm Unglücke, offenbaret werden ſollte, wir doch nicht ruhig, ſondern viel unruhiger werden würden, als wir ſind, da wir es nicht wiſſen.

Und wenn ſoll uns denn endlich unſer Glück vorher verkündiget werden? Vermuthlich in den Jahren, da wir anfangen nachzudenken, in den Jahren einer nicht ganz rohen Jugend. Aber man vergeſſe nicht, daß die Jahre einen gewaltigen Einfluß in unſere Neigungen haben, daß wir mit jedem neuen Zeitlaufe unſers Lebens unſre Wünſche ändern, und das gering ſchätzen, was wir erſt hoch geachtet haben, und hoch ſchätzen, was wir verachtet haben. Wie wird es nun mit unſerer Beruhigung werden? Dieſen jungen Menſchen quälet der Ehrgeiz. Es wird ihm angekündiget, daß er ein Amtspachter werden wird, und darinnen beſteht ſein Glück. Hilf Himmel, wie wird er ſich entſetzen! Er hoffte, wenigſtens ein vornehmer Staatsbedienter in ſeinem Vaterlande zu werden; und die Stelle eines Pachters iſt das ganze Glück, mit welchem er ſich nach ſo prächtigen Träumen ſoll begnügen laſſen? Er ſieht in ſeinem Glücke ſeine Wünſche nicht; und dieſe wollen wir doch eigentlich erfüllt ſehen, wenn wir unſer Glück voraus zu wiſſen begehren. Man urtheile ſelbſt, ob dieſer Jüngling ſich über ſein Schickſal erfreuen, oder nicht vielmehr beklagen werde. Würde es nicht vortheilhafter für ihn ſeyn, es wäre ihm bis auf die Zeit verborgen geblieben, da es ihn hat treffen ſollen? Denn vielleicht haben die Umſtände der Zeit und der Welt in zehn Jahren ſeine hohen Gedanken ſo ermüdet, daß ihm dieſe Bedienung ſehr wohl gefällt. Die junge und feurige Clelia, die nichts ſo ſehr wünſchet, als ſich zeitlebens in den Armen ihres zärtlichen und angenehmen Liebhabers zu ſehen, verlangt ihr Zukünftiges zu wiſſen. Sie ſieht zu ihrem Entſetzen, daß ſie ihrem Damon nicht zu Theile werden, ſondern an der Seite eines finſtern und ſchon bejahrten Mannes ihr Leben beſchließen wird. Dieß iſt ihr Glück, und unglücklich würde ihre Ehe geweſen ſeyn, wenn der unbeſtändige Damon ſeine Abſichten auf ſie erreicht hätte. Allein in ihrer itzigen Verfaſſung wird ſie, wegen dieſer Nachricht, die Hände ringen, und ſich für die unglückſeligſte Perſon in der Welt halten.

Wenn es alſo auch möglich wäre, unſer Glück ſo vorher zu ſehen, daß uns unſer Unglück unbekannt bliebe: ſo würden doch die meiſten Menſchen ſich nicht wohl dabey befinden, weil die Wenigſten, wenn wir die Sprache der Welt, und nicht der Philoſophen, reden wollen, Glück haben. Denn bey den Meiſten iſt das Glück, in ihrer Einbildung, nichts anders, als dasjenige, was prächtig in die Augen fällt, Ueberfluß an Gütern, Wolluſt, hohe Ehrenſtellen, ausgeſuchte Bequemlichkeiten. Gleichwohl erlangen die Wenigſten dieſe ſo genannten Glückſeligkeiten in der Art, wie ſie ſolche wünſchen; und alſo würden die Wenigſten ihr Glück, die Meiſten in ihrem Glücke ihr Elend vorausſehen. Folglich wird dieſes Verlangen, ſeine Zukunft zu wiſſen, auch wenn es ſich nur auf die angenehmen Begebenheiten einſchränkt, dadurch nichts weiſer werden.

Ferner beſteht das Glück der Meiſten nicht in einer langen Reihe angenehmer Begebenheiten; ſondern unſre vergnügten Zufälle ſind mit mißvergnügten durchflochten, und unſere heitern Stunden erhalten oft ihren Werth durch viele vorhergegangene trübe. Und wenn der Menſch dieſe nicht weis; (dieſe will aber der nicht wiſſen, der nur ſein gutes Schickſal zu ſehen verlangt:) ſo wird er, was in dem Zuſammenhänge ein großes Glück war, außer dem Zuſammenhange für ein kleines, oder für gar keines halten. Doch wir wollen dieſe Art, ſein Glück in einem Auszuge vorher zu wiſſen, nicht weiter berühren, noch von dem Schaden, der daraus fließen würde, insbeſondere reden. Er wird ſich leicht aus dem ſchließen laſſen, was wir von der andern Art, ſein Schickſal ausführlich und nach allen Begebenheiten zu wiſſen, ſagen werden.

Dieſe Art kann man ſich ungefähr ſo vorſtellen, wie die Nativitätsſtellungen ſind, in welchen man dem Leichtgläubigen zu zeigen verſpricht, was ihm von Tag zu Tage begegnen wird, und zwar mit ſeinen Urſachen. Die Urſachen unſrer Begebenheiten ſind entweder in der Einrichtung der Welt, oder in uns, oder in andern Menſchen gegründet; und ſein Schickſal mit ſeinen Urſachen vorherſehen, heißt ſehen, was die Natur oder die Einrichtung der Welt, was wir ſelber durch unſer Thun und Laſſen, oder was andre Menſchen zu unſerm Vergnügen, oder zu unſerm Verderben beytragen werden. Würde eine ſolche menſchliche Allwiſſenheit, wenn ich mich alſo ausdrücken darf, nicht etwas Vortreffliches ſeyn? Auf dieſe Art wären wir von der Furcht, die unſer Herz ſo ängſtiget, auf einmal befreyt, und könnten tauſend Unternehmungen, bey denen wir itzt zittern, getroſt und ohne Unruhe wagen. Unſere Hoffnung würde ſtärker und ſüßer werden, weil wir ihr Ziel wüßten. Und jeder, wenn er wüßte, wozu er zeitlebens beſtimmt wäre, würde ſich zu ſeinem Berufe, zu ſeiner Lebensart beſſer anſchicken. Dieſe drey Vortheile mögen wohl bey den Meiſten die ſüße Nahrung des Verlangens ſeyn, ihr Zukünftiges vorher zu ſehen. Und wenn dieſe Vortheile gegründet wären: ſo würde nichts gerechter ſeyn, als eben dieſes Verlangen. Wir wollen ſie prüfen.

Iſt es wahr, daß unſre Furcht fällt, wenn ich weis, was mir in meinem Leben bevorſteht? Nichts weniger! Denn Gutes allein werde ich doch nicht zu gewarten haben, und das Böſe wird mir bis zu ſeinem Anbruche eine beſtändige Furcht erwecken. Zuvor fürchteten wir nur mögliche, oder wahrſcheinliche Zufälle. Von dieſer Furcht ſind wir befreyt. Hingegen fürchten wir nunmehr gewiſſe Uebel. Iſt dieſes ein vortheilhafter Tauſch? Wird mich ein gewiſſes bevorſtehendes Uebel nicht mehr plagen, als ein ungewiſſes? Ich ſehe voraus, daß ich künftig, entfernt von meiner liebenswürdigen Gattinn, von meinen Kindern, von meinen Freunden, drey Jahre in einer Gefangenſchaft zubringen muß; werde ich dieſe Gefangenſchaft nicht im Herzen zehnmal durch die Furcht ausſtehen, ehe ich in dieſelbe gerathe? Hierzu kömmt noch, daß ich mein Unglück, mit ſeinen Umſtänden, in ſeiner Ordnung weis. Alſo werde ich entweder wiſſen, daß mir dieſe Gefangenſchaft aus verborgnen Urſachen von der Vorſehung zugeſchickt wird; oder, daß ich, durch mein Verſehen, oder durch meine Redlichkeit daran ſchuld bin; oder, daß andre

Menſchen mich in dieſes Unglück ſtürzen. Wie werde ich mich quälen! Alle Hoffnung iſt mir benommen, meinem Uebel zu entfliehen, und in mir wachet doch ſtets eine Begierde, das Unglück von mir zu entfernen. Dieſe will befriedigt ſeyn, und es iſt doch unmöglich, ſie zu befriedigen. Mit welchen verzweiflungsvollen Klagen werde ich nicht den Himmel beſtürmen! Welche bittere Verweiſe werde ich mir ſelbſt geben, wenn ich ſchuld an meinem Uebel bin! Und wenn ichs nicht bin; mit welcher Feindſchaft werde ich gegen diejenigen eingenommen werden, die mirs verurſachen? Werden mich nicht alle dieſe Vorſtellungen um meine Ruhe bringen, deren ich genoſſen hätte, wenn ich das Uebel nicht voraus geſehen? Werden ſie mir nicht binnen der Zeit, ehe das Uebel kömmt, alles Vergnügen, das ſich mir zum Genuſſe anbeut, verbittern?

Aber verfähret der gerecht, könnte man mir antworten, der die Sache allein von der ſchlimmen Seite anſieht? Man bedenke, daß, wenn die Furcht durch das gewiſſe Unglück vermehret wird, die Hoffnung hingegen, durch das gewiß bevorſtehende Glück, um eben ſo viel verſtärket werden muß. Dieſes läßt ſich nicht ſo leicht entſcheiden. Denn wenn man Glück und Unglück vergleichen, und, ſo zu ſagen, gegen einander aufheben will: ſo müſſen ſie ein gewiſſes Verhältniß haben. Mein Unglück mag itzt der Verluſt meines guten Namens, und mein Glück, das ich darauf erhalte, der Beſitz großer Reichthümer ſeyn. Dieſe beiden Dinge laſſen ſich nicht gegen einander abwägen, in ſo fern man auf die Menſchen und ihre Art ſieht, die Güter zu beurtheilen, die durch Vorurtheile und das Temperament beſtimmt wird. Denn die Kraft, mit der ſie mich beide, das eine durch die Furcht, das andre durch die Hoffnung, zum voraus rühren werden, liegt nicht ſowohl in ihnen ſelbſt, als in meinem Gemüthscharakter, und in dem mir eignen und natürlichen, größern oder kleinern Verlangen nach Ehre oder Reichthum. Wenn ich von Natur ehrgeizig bin, und ich ſehe zum voraus, daß ich in zwey Jahren mit allem meinem Ruhme ein Mährchen ſeyn, aber auch darauf, oder zuvor, zehntauſend Thaler erben werde: ſo wird dieſe Hoffnung gegen den Eindruck, den die Furcht der zukünftigen Schande in mir verurſachen wird, ſehr gering ſeyn. Und wenn ich Gutes und Böſes, und ihre Begleiterinnen, Furcht und Hoffnung, vergleichen will: ſo müſſen ſie einerley Trieb in mir zum Grunde haben. So iſt der Trieb nach Ehre, und der Trieb, keine Schande zu haben, an und für ſich eins, und nur durch unſre Art zu denken getrennet. Daher müſſen wir Ehre und Schande, Reichthum und Armuth, Wolluſt und Schmerz nehmen, wenn wir eine Vergleichung zwiſchen der Größe der Furcht und der Hoffnung anſtellen wollen. Allein ſo verfährt unſer Schickſal nicht. Wer Schande zu befürchten hat, und ehrſüchtig iſt, der hat nicht allemal wieder Ehre zu hoffen. Und wer geizig iſt, und ſein Vermögen verliert, hat nicht allemal wieder Vermögen zu hoffen. Alſo wird es ſelten wahr ſeyn, daß das Vergnügen durch die Hoffnung eines gewiſſen Guten, das ich zum voraus ſehe, um eben ſo viel wachſen ſollte, als die Furcht auf der Seite des Uebels gewachſen war.

Und wo weis ich denn, wie viel von dem, was mein Wunſch für Vergnügen hält, meinem Leben zufallen wird? Wie, wenn es wenig Glückſeligkeit, und deſto mehr Unglück in ſich enthält? Und ſolch ein Leben voraus zu ſehen, muß ich in Gefahr ſtehen, ſo bald ich mein Schickſal weis. Wie glückſelig ſchätze ich mich, daß mirs der Schöpfer verborgen hat! Aber es müßte gleichwohl ein ausnehmendes Vergnügen ſeyn, wenn ich eine aufrichtige Nachricht von einem in zehn Jahren mir bevorſtehenden Glücke in meinem Gedächtniſſe mit mir herumtrüge. Ich wüßte z. E., daß ich eine liebenswürdige, eine vernünftige, zärtliche und getreue Gattinn zur Ehe bekommen würde. Wie bald, wie freudig würden mir dieſe Jahre verſtreichen? Ich zweifle ſehr daran. Meine Hoffnung würde mir zur Laſt werden, weil ich ſie nicht gleich ſtillen könnte. Und wie uns das Unglück allezeit zu früh kömmt: ſo kömmt uns das Glück, ſo zeitig es auch kömmt, doch allemal zu ſpät.

Ich glaube ſo gar, daß derjenige nicht unrichtig urtheilen würde, welcher behauptete, daß das Vergnügen durch das umſtändliche Vorherwiſſen unſers irdiſchen Glücks geſchwächt werden würde, wenigſtens bey den Meiſten. Das Glück, wie wir es uns ausdenken, wie wir es ordentlich wünſchen und hoffen, iſt gemeiniglich größer, als dasjenige, welches wir in der That erlangen; und man kann ſagen, daß die Grenzen unſerer Hoffnung unſre Wünſche ſind. Wie weitläuftig, wie unbeſtimmt ſind dieſe nicht! Wenn wir nun unſer künftiges Glück wiſſen: ſo ſteht es nicht mehr bey uns, was und wie viel wir hoffen wollen, ſondern unſre Hoffnung wird alsdann von unſerm Glücke regieret. Iſt dieſes klein, oder wenigſtens nach unſerm Wunſche gerechnet, klein: ſo wird auch das Vergnügen des Hoffens kleiner werden, als es war, ehe wir unſer Schickſal kannten.

Doch wir wollen die Hoffnung, als den Vorſchmack unſers Glücks, nicht weiter unterſuchen. Wir wollen vielmehr ſehen, ob wir nicht ſelbſt an dem Vergnügen, das uns der wirkliche Genuß des Glücks giebt, etwas einbüßen, wenn wir es vorher wiſſen. Mir ſcheint es ſo. Es giebt eine gewiſſe Furcht, die eben das bey unſerm Vergnügen ausrichtet, was eine ſcharfe Würze bey gewiſſen Speiſen thut. Sie macht nämlich, daß wir das Vergnügen deſto lebhafter ſchmecken. Warum rührt mich oft ein Glück, wenn ichs genieße, ſo ſehr? Gemeiniglich, weil ich den furchtſamen Zweifel, es nicht zu erlangen, nunmehr beſiegt habe. Ich würde aber nicht ſo viel fühlen, wenn nicht die Furcht meine Empfindungen gleichſam in volle Bewegung geſetzt hätte. Dieſes fällt weg, wenn ich mein Glück vorher weis. Es iſt ferner wahr, daß ein unverhofftes Gut uns mehr einnimmt, als ein vorhergeſehenes, wenn die Umſtände von beiden gleich ſind. Endlich würden wir, wenn wir unſer Schickſal vorausſähen, auch wahrnehmen, daß wir es die meiſten male nicht uns, nicht unſerer Geſchicklichkeit, nicht unſern Verdienſten, ſondern oft dem Zufalle, und andern Menſchen, zu danken hätten. Und auf dieſe Art würde unſrer Eitelkeit ein groſſes Vergnügen entgehen, mit dem wir in unſern itzigen Umſtänden die guten Begebenheiten unſers Lebens gemeiniglich unſern Verdienſten zuſchreiben, obgleich nicht mit Grunde. Allein es mag ein Irrthum ſeyn; dennoch kann uns auch ein Irrthum vergnügen, ſo lange wir ihn für eine Wahrheit halten. Wollen wir noch immer unſer Schickſal vorher wiſſen?

Es iſt noch ein Einwurf übrig. Ich würde, ſo möchte man denken, mich deſto mehr zu meiner Lebensart vorbereiten, wenn ich wüßte, wozu ich beſtimmt wäre. Ich halte dieſes für einen Betrug; und wie viel läßt ſich nicht darauf antworten! Ich will aber nur eines berühren. Wenn ich von Natur zu dieſer Lebensart, die mein Glück in ſich hält, nicht Luſt habe: ſo werde ich mich nur um deſto weniger zu derſelben anſchicken; denn das Glück iſt mir ja gewiß. Was brauche ich alſo meiner Bequemlichkeit Abbruch zu thun? Auch ohne Verdienſte werde ich zu dem Stande, der mir einmal beſchieden iſt, ebenfalls gelangen. Bin ich aber aus Neigung für dieſen Stand eingenommen: ſo werde ich mich zu demſelben vorbereiten, wenn auch mein Vorwitz ſein künftiges Schickſal nicht erfahren hätte. Was hilft mir alſo meine Einſicht in dieſes mein Schickſal?

Bis hieher haben wir nur unterſucht, was einem jeden insbeſondre entgehen könnte, wenn er ſein Schickſal vorher wüßte. Aber wir müſſen uns nicht bloß von Andern abgeſondert betrachten. Wir müſſen auch ſehen, was im Ganzen, in der Welt, in dem Zuſammenhange der Dinge entſtehen würde, wenn jeder wüßte, was ihm begegnen ſollte. Ich, für meine Perſon, möchte in der Welt nicht leben, wenn die Menſchen ihren freyen Willen behielten, und ihr Schickſal vorher wüßten. Dieſes müßte ganz anders beſchaffen ſeyn, als es iſt, da wir es nicht wiſſen. Eine einzige Handlung eines Menſchen hat oft einen Einfluß in das Schickſal vieler tauſend Menſchen. Die Triebfedern unſerer Handlungen ſind Hoffnung und Furcht. Wenn man dieſe verändert, oder wegnimmt: ſo werden auch unſere Unternehmungen verändert, oder aufgehoben werden. Unſre Hoffnung aber und unſre Furcht würden anders ſeyn, wenn wir vorher wüßten, was geſchehen ſollte: alſo würden auch unſre Handlungen, in ſo weit ſie auf unſern freyen Willen ankommen, anders beſchaffen ſeyn, wenn wir ihren Ausgang vorher wüßten. Würde Philippus die unüberwindliche Flotte ausgeſchickt haben wenn er zum voraus geſehen hätte, was er am

Ende ſah? Es iſt nicht zu glauben. Alle diejenigen Menſchen, welche auf dieſer Flotte umgekommen, oder elend, oder auf gewiſſe Art glücklich geworden ſind, würden alſo ein anderes Schickſal gehabt haben, als ſie gehabt, wenn Philippus den Ausgang der Sache zum voraus gewußt hätte. Auf dieſe Art kann man urtheilen, wie viel anders die Begebenheiten der Welt ſeyn würden, wenn ein jeder ſähe, was für einen Ausgang ſein Unternehmen haben würde. Laſſet ſie anders ſeyn, wird man einwenden. Es müßte doch tauſend Böſes, das von dem freyen Willen der Menſchen abhängt, können vermieden werden, wenn wir in die Zukunft hineindringen, und den Verlauf der Sachen einſehen könnten. Wie zweifelhaft iſt dieſes! Wenn wir bey unſerm Vorherſehen die Begierden und Leidenſchaften behielten, welche wir itzt haben: ſo würde allezeit noch Bosheit und Thorheit genug in der Welt bleiben. Und wenn wir auch dieſes oder jenes Böſe unterließen: ſo würden wir dafür ein anderes begehen. Ich will annehmen, daß wir die Laſter, die ſich ſelbſt beſtrafen, unterließen; würden wir auch die übrigen fliehen? Was würde aber aus der Freyheit und Tugend im erſten Falle werden? Die Völlerey iſt ein Laſter, das ſich bey Vielen ſelber beſtrafet. Wenn nun Strephon, der durch den Trunk ſich zehn Jahre früher ins Grab gebracht hat, geſehen hätte, daß dieſes geſchehen würde: ſo hätte ers vielleicht unterlaſſen. Und alſo wäre ein Uebel weniger in der Welt. Es iſt wahr. Allein, wäre dieſes Freyheit und Tugend? Müßte nicht der Eindruck der Vorſtellung, du wirſt nothwendig eher ſterben, wenn du viel trinkſt, eben ſo ſtark ſeyn, als wenn einer mit dem bloßen Schwerdte vor mir ſteht, und mich von dem, was ich ohne dieſen Zwang ausgeführet haben würde, gewaltſam abhält? Wäre dieſes nun Zwang, oder Freyheit? Endlich ſehen wir, daß viele Trunkenbolde, viele, welche die größten Ausſchweifungen in der Wolluſt begehen, doch das höchſte Ziel des menſchlichen Alters erreichen, und äußerlich immer glücklich dabey leben. Wodurch ſollten alſo dieſe von ihren Laſtern abgehalten werden? Was würde nicht die einzige Gewißheit der Art und des Tages unſers Todes für Unheil ſtiften? Was würden die guten Zufälle, was die böſen, welche unwidertreiblich wären, und ſolche würde es allezeit in der Liſte der Begebenheiten unſers Lebens geben, für Folgen nach ſich ziehen? Hier würden ganze Häuſer wegen des bevorſtehenden Unglücks wehklagen. Dort würden Trunkene vor Freuden und Vergnügen wegen des nahen Glücks herumtaumeln. Keiner würde mehr arbeiten, keiner das gemeine Beſte befördern wollen. Wie oft würde man aus Verzweiflung ſich ſelbſt, oder Andern das Leben nehmen! Der Vater würde ſeinen Sohn in der Wiege umbringen, ehe er ihn im dreyßigſten Jahre auf dem Rabenſtein ſterben ſähe. Den Freund, der uns morgen unſer Glück rauben ſollte, würden wir heute aus dem Wege räumen; und morgen hätten vielleicht Andre uns aus Rache, oder wir aus Reue uns ſchon ſelbſt, umgebracht. Kurz, die Welt würde nicht lange beſtehen können, wenn wir unſer Schickſal umſtändlich voraus wüßten. Viele würden in der Blüthe ihrer Jahre aus Verdruß und Betrübniß ſterben, oder als Schlaftrunkene, die nicht viel zu befürchten hätten, einſchlafen. Itzt betrügen wir uns durch die Hoffnung, daß unſer Gutes bald kommen werde; und ſo ſtreicht ein Tag nach dem andern unvermerkt dahin. Wir fürchten ungewiſſe Uebel, und auf dieſe Art bleiben wir immer noch gelaſſen und geſchickt, ſie abzuwenden. Wie würden die Menſchen ihr Schickſal einander geſchwätzig entdecken, wenn ſie es vorher wüßten; und was würde daraus für Neid und mit demſelben für Unheil erfolgen! Was würde Cäſar gethan haben, wenn er gewußt hätte, daß man ihn auf dem Rathhauſe umbringen würde? Würde Cicero ſo viel Gutes geſtiftet haben? Würde er, ungeachtet ſeiner Ehrbegierde, wohl jemals Conſul geworden ſeyn, wenn er zum voraus geſehen hätte, daß der Lohn ſeiner patriotiſchen Thaten ein gewaltſamer Tod ſeyn würde? Würde mancher nach einem Glücke geſtrebet haben, wenn er alle die Arbeiten und Beſchwerlichkeiten zum voraus gewußt hätte, die er viele Jahre hinter einander, ohne es ſelbſt wahrzunehmen, überwunden hat? Wer würde eine große, eine löbliche That unternehmen wollen, wenn ihm durch die Wiſſenſchaft ſeines Schickſals die Hoffnung zur Belohnung entnommen wäre? Wer würde im unvermeidlichen Unglücke Gott vertrauen und zu ihm um Hülfe rufen? Wer würde im Glücke, das ihm nicht entgehen könnte, mäßig und dankbar gegen die Vorſehung, demüthig und liebreich gegen die Menſchen ſeyn? Würde nicht durch ein umſtändliches Vorherwiſſen Tugend und Religion beynahe gänzlich vernichtet werden?

Kurz, der Menſch wünſcht auf eine oder die andre Art etwas Widerſprechendes, wenn er ſein zukünftiges Schickſal nach allen ſeinen Umſtänden vorher zu wiſſen verlanget. Er wünſcht entweder, Begebenheiten vorher zu wiſſen, die nie Begebenheiten ſeyn werden, ſo bald er ſie weis, und ſo lange er bey ſeinem Vorherwiſſen noch eben die Neigungen, Begierden und Leidenſchaften, noch eben die Freyheit des Willens behält, worinnen itzt ſeine Natur beſteht; das heißt, er wünſcht zu wiſſen, daß etwas erfolgen werde, was doch nicht erfolgen wird. Welcher Widerſpruch! Oder ſollen die Begebenheiten erfolgen können, ſo wünſcht er entweder, die gegenwärtige Einrichtung ſeiner Natur, oder ſeine Freyheit zu verlieren; das heißt, er wünſcht, ein Menſch, und auch kein Menſch zu ſeyn. So widerſprechend und thöricht iſt der neugierige Wunſch, ſein künftiges Schickſal umſtändlich vorher zu wiſſen. Und geſetzt, er wäre dieß nicht: ſo wird er doch ſtets einer der feindſeligſten Wünſche ſeyn, die der Menſch wider ſich ſelbſt thun kann. Geſetzt, die Welt und die menſchliche Natur könnten dabey beſtehen, welche Hölle würde die Welt ſeyn, und welch ſchreckliches Glück das Glück, ein Menſch zu ſeyn! Ja ſollte es Menſchen geben, welche die Gabe hätten, mir mein Schickſal voraus zu ſagen: ſo bitte und beſchwöre ich ſie, mir ihre unſelige Weisheit zu verſchweigen. Peſt, Hunger und Schwerdt ſind große Landplagen, aber Nativitätſteller, wofern es welche gäbe, Nativitätſteller für das ganze menſchliche Geſchlecht, würden noch weit fürchterlicher, als alle dieſe Uebel, ſeyn.

Von den Troſtgründen wider ein ſieches Leben.

Ich halte es nicht für unnöthig, meinen Leſern zu ſagen, ehe ich mit ihnen von den Troſtgründen wider ein ſieches Leben rede, daß ich ſelber mit dieſem Uebel ſeit verſchiedenen Jahren beſchweret bin. Es iſt wahr, daß ich deswegen nicht gründlicher, deutlicher und ordentlicher von dieſen Gründen handeln werde, als ein Anderer; aber vielleicht kann man kräftiger und nachdrücklicher von einer Sache ſprechen, wenn man ſie ſelber empfunden hat. Es giebt eine gewiſſe Beredſamkeit des Herzens, die nicht ſo wohl durch den Verſtand erzeugt, als durch die innerliche Empfindung unterſtützet wird. Sie erwecket die Aufmerkſamkeit und das Vertrauen des Andern. Und wie viel hat derjenige nicht gewonnen, der ſeine Leſer in dieſe Gemüthsverfaſſung ſetzen kann! Sie werden die Wahrheit noch einmal ſo begierig annehmen, als ſie nicht thun würden, wenn er ſie gleich durch die beredteſte und tiefſinnigſte Abhandlung in Erſtaunen und Bewunderung geſetzet hätte. Wenn dieſes ſeine Richtigkeit hat: ſo muß es denen Kranken, die man beruhigen will, lieber ſeyn, den zu hören, dem die Erfahrung und innerliche Ueberzeugung zu Hülfe kömmt, als einen, der dieſen Vortheil entbehrt.

Wie glücklich will ich mich ſchätzen, wenn ich meinen ſiechen Mitgeſellen die Laſt, unter der ſie ſeufzen, durch dieſe Schrift in etwas erleichtere! Dieſe Abſicht hoffe ich um deſto eher zu erreichen; je weniger ich durch dieſe Blätter nach dem Ruhme des Witzes und der Gelehrſamkeit ſtrebe, der uns oft verführt, mehr für das, was gefällt, als für das Wahre und Nützliche bey unſerm Unterrichte zu ſorgen. Ich ſelber will mich mit befriedigen, indem ich Andere zu beruhigen ſuche, und eben dieſe Bemühung ſoll mir zu einem neuen Troſtgrunde bey ſiechen Stunden dienen.

Wir ſagen meiſtentheils, daß derjenige ein ſieches Leben führe, der mit gewiſſen Plagen des Korpers beläſtiget iſt, die ihn nie ganz verlaſſen, oder doch ſelten von ihm weichen; der viele Jahre, oder die größte, oder die ganze Zeit ſeines Lebens mehr krank, als geſund iſt. Da eine Krankheit an und für ſich ſchmerzhafter iſt, als die andere; da ſie hier länger anhält, als dort; hier öfter kömmt, dort geſchwinder weicht; bey dieſem mehr Theile angreift, als bey dem Andern; hier mehr die Kräfte des Leibes, dort zugleich die Kräfte des Gemüths ſchwächt; dem Einen faſt alles Vergnügen des menſchlichen Lebens raubt; dem Andern noch gute Stunden gönnt; kurz, da ſich ſo wohl bey den Krankheiten, als bey den äußerlichen Umſtänden derſelben eine große Ungleichheit findet: ſo ſcheint es, daß man ſo viele beſondere Troſtgründe aufſuchen müßte, als ſieche Menſchen ſind. Allein wenn auch dieſe Mühe nicht unmöglich wäre: ſo iſt ſie doch nicht nöthig. Alle, die ein ſieches Leben führen, laſſen ſich bey ihrer großen Ungleichheit doch darinne mit einander vereinen, daß ſie ihren Zuſtand für ein Uebel halten, und ſich die Befreyung von demſelben wünſchen. In ſo weit kann man einerley Mittel für ſie alle brauchen. Alles, was daraus folget, iſt, daß es bey dem einen mehr oder weniger, geſchwinder oder langſamer, wirken wird. Nachdem der Troſt mehr oder weniger Widerſtand finden wird, nachdem wird er mehr oder weniger ausrichten. Bey Allen muß er doch die Kraft haben, ſie größten Theils zu beruhigen, die Hinderniſſe mögen ſo ſtark ſeyn, wie ſie wollen, wenn er anders ein vollſtändiges Mittel ſeyn ſoll.

Es giebt einen andern Unterſchied bey den ſiechen Tagen der Menſchen, der mehr zu ſagen, und einen größern Einfluß in die Troſtgründe hat. Das Uebel eines ſiechen Lebens hat verſchiedene Quellen. Es kann entweder eine Schuld der Natur; oder ein beſonderes Verhängniß von Gott ſeyn; oder es kann von unſern, oder von den freyen Handlungen Anderer herrühren. Oder es kann endlich in Anſehung unſerer Gewißheit eine unbekannte Quelle haben, das heißt, wir können nicht wiſſen, wem wir es eigentlich zuſchreiben ſollen.

Man ſieht leicht, daß vier Perſonen, die aus vier verſchiedenen Urſachen ſich mit einem ſiechen

Körper tragen, nicht aus einem und eben demſelben Grunde ſich aufrichten können. Welcher Unterſchied herrſcht nicht bloß unter denenjenigen, die ſich ſelber für die Verwüſter ihrer Geſundheit halten müſſen! Bald können wir aus Schwachheit des Verſtandes, bald aus Uebereilung, bald durch vielen Fleiß in Geſchäfften, bald durch einen plötzlich erregten Affect, bald durch flüchtige Laſter, bald durch lange Unordnung und anhaltende Thorheit uns einen ſiechen Körper zugezogen haben. Wie viele haben ſich nicht durch eine gut gemeynte Arzney, durch einen unvorſichtigen Trunk, durch einen plötzlichen Zorn, durch eine ungeſtüme Rachſucht um die Geſundheit gebracht! Wird ſich nicht von dieſen immer einer leichter, oder ſchwerer, tröſten können, als der Andere?

Wer ſich alſo bey einem ſiechen Leben mit Nachdruck tröſten will, der muß genau unterſuchen, wem er dieſes Uebel zuzuſchreiben habe. Ein Menſch, der durch allerhand Ausſchweifungen ſein eigner Peiniger geworden iſt, bey dem die Laſter ein quälendes Gift in ſeinen Säften zurück gelaſſen haben, und der aus Betrug des Herzens ſein Elend zu einer göttlichen Schickung macht, wird durch dieſe Vorſtellung niemals recht ruhig werden. Es wird ſich ſtets ein heimlicher Widerſpruch in ihm regen, der dem Troſtgrunde, daß ihm Gott aus heiligen Urſachen die Laſt aufgeleget habe, ſeine Kraft rauben wird. Er wird zu gewiſſen Stunden glauben, daß er getroſt ſey, und wird in kurzer

Zeit, wenn ſein Gewiſſen zu reden anfängt, eine Unruhe des Geiſtes fühlen, die gar nicht weichen will, ſo ſehr er ſie ſich auch durch den Gedanken von dem göttlichen Verhängniſſe zu vertreiben ſucht. So viel als ein balſamiſches Pflaſter auf einer gereinigten Wunde nützen wird; ſo wenig wird es da helfen, wo die Fäulniß durch ſcharfe Mittel noch nicht gehoben iſt. Wer aus natürlicher Schwermuth und Furchtſamkeit die Leiden ſeines Körpers für ſelbſtgemachte Plagen und für den Lohn ſeiner Thorheit anſieht, da es doch Folgen der Beſchaffenheit ſeiner ſchwachen Natur, oder göttliche Schickungen ſind, der wird die Bangigkeit ſeiner Seele eben ſo wenig beſtreiten, als ein Menſch, der durch ſein wallendes Blut in eine furchtſame Einbildung im Schlafe geräth, und doch glaubt, daß er von böſen Geiſtern beunruhiget werde.

Indeſſen muß ich geſtehen, daß der Rath, die Quellen ſeines ſiechen Lebens wohl zu unterſuchen, gar nicht ſo leicht iſt, als es ſcheint. Oft ſteht uns die Unmöglichkeit, oft die Eigenliebe im Wege, wenn wir auf den Grund unſerer ſiechen Tage zurücke gehen wollen. Und eben die Ungewißheit, daß wir nicht einſehen können, ob unſere Schmerzen Früchte unſerer eigenen Thorheit und Bosheit, oder Wirkungen der natürlichen Geburt, oder heilſame Plagen von Gott, oder die Schulden anderer Menſchen ſind; eben dieſe Ungewißheit ſchlägt uns oft am meiſten nieder. Wie bald würde der traurige Philet, der ſich kaum zu laſſen weis, dahin gebracht werden, ſein Leiden geduldig zu ertragen, wenn man es ihm zeigen könnte, daß es ihm Gott oder die Geburt aufgelegt habe, und daß er ohne Schuld ſey! Wie bald würde Charinus, der die Güte Gottes und ſeine harten Plagen des Leibes nicht mit einander vereinigen kann, vieles von ſeinem Unmuthe fallen laſſen, wenn er überführt werden könnte, daß nicht ſo wohl die göttliche Fügung, als er ſelbſt die Urſache ſeiner Schmerzen ſey! Allein es iſt in vielen und vielleicht in den meiſten Fällen ſchwer auszumachen, ob unſere Siechheit ein durch unſere Schuld verurſachtes Uebel, oder ein von Gott verordnetes oder verhängtes Elend ſey. Chremes genießt bis in ſein zwanzigſtes Jahr einer guten Geſundheit. Von dieſer Zeit an wird er mit ſchmerzhaften Zufällen geplagt, welche ſich mit den Jahren immer feſter ſetzen, und ihn, ſeiner Vorſorge und ſtrengen Lebensart ungeachtet, zu einem lebendigen Gerippe machen. Er geſteht, daß er in ſeinen jungen Jahren verſchiedene Ausſchweifungen im Trunke, oder in der Wolluſt begangen habe. Allein, fährt er fort, mein Vater war auch ſiech. Woher weis ich, ob ich mein Uebel nicht vielmehr durch das Blut geerbet, als mir durch meine Thorheiten zugezogen habe? Mein Freund, Portius, der zehn Jahre älter iſt, als ich bin, und wohl zwanzig Jahre der Trunkenheit und der Wolluſt ergeben geweſen iſt, fühlet ſo wenig eine Abnahme an ſeinen Kräften, daß er ſich vielmehr recht wohl befindet. Und ich ſoll durch etliche Ausſchweifungen mich um den Beſitz der Geſundheit gebracht haben? Es kann ſeyn; aber wo weis ichs? Es iſt wahrſcheinlich; aber iſt das Gegentheil nicht auch wahrſcheinlich? Kann ich nicht die Schuld der Natur an meinem Leibe tragen? Cleon iſt von Jugend auf ſiech geweſen; aber mit den Jahren wächſt das Uebel. Er hat einen ordentlichen Wandel geführet. Allein er erinnert ſich doch verſchiedener Thorheiten und Schwachheiten. Und wer iſt ſo rein, daß ihm ſein Gewiſſen keine offenbaren Vergehungen vorrücken ſollte? Cleon fragt nicht nach dem Urſprunge ſeines Elendes. Er will nur wiſſen, ob er es nicht durch dieſe oder jene That vermehret habe, oder noch vermehre. Er ſieht auf der einen Seite tauſend Urſachen, die wider unſere Schuld eine eingewurzelte Krankheit vergrößern. Auf der andern Seite ſieht er ſeine eigene Thorheiten. Auch dieſe können das ihrige beygetragen haben.

Wäre es nicht ſtets unmöglich, hinter die wahren Urſachen zu kommen: ſo macht doch unſere Eigenliebe dem Verſtande tauſend Blendwerke vor, durch welche er nicht durchdringen kann. Keiner will gern die ganze Urſache ſeines Unglücks ſeyn. Iſt er ſehr billig, ſo will er nur einen Theil der Schuld tragen. Einem Andern fällt dieſes ſchon ſchwer. Und ſo gern als wir alle glücklich ſeyn wollen, eben ſo gern wollen wir auch, wenn wir leiden, unſchuldig leiden. Dieſes Verlangen macht uns erſtlich ſinnreich, durch allerhand Ausflüchte die Schuld von uns abzulehnen, und zugleich macht es uns blind, die Urſache zu ſehen, die wir nicht gern ſehen wollen. Kurz, wir bleiben bey einer aufrichtigen Prüfung entweder noch ungewiß, und dieſes iſt ſchon Elend genug. Oder wir verſehen uns, und halten unvermeidliche Uebel für ſolche, die wir uns verurſachet haben; dieſes vermehret ohne Noth unſere Traurigkeit. Oder wir klagen Gott und die Natur an, wo wir uns beſchuldigen ſollten, und ſtärken durch dieſe Klagen unſern Unmuth. Oder wir richten uns mit der gottlichen Schickung auf, und fühlen doch, weil wir ſelbſt Schuld ſind, nie eine wahre Beruhigung. So wahr dieſes und jenes iſt, um deſto mehr müſſen wir ſorgfältig den Grund des Verluſts unſrer Geſundheit unterſuchen. So ſchwer es iſt, ſo folgt doch nichts daraus, als daß wir deſto behutſamer bey dieſer Prüfung verfahren müſſen. So wenig als wir endlich allemal zu einer völligen Gewißheit kommen werden: ſo viel gewinnen wir doch, wenn wir wiſſen, daß wir uns alle Mühe gegeben haben, ſie zu erlangen. In dieſem Falle kann die Ungewißheit ein Glück für uns werden. Vielleicht ſind wir die einzige Urſache unſers ungeſunden Lebens. Sähen wir dieſes gewiß ein, ſo würden wir aus natürlicher Gemüthsbeſchaffenheit oft gar nicht getröſtet werden können. Die Vorſicht hat unſtreitig aus großer Güte viele Urſachen unſers Unglücks mit einem Vorhange umzogen, weil Viele den Anblick

blick derſelben gar nicht zu ertragen fähig ſeyn würden. Ob nun gleich die meiſten ſiechen Menſchen nicht mit vollkommener Gewißheit die Urſachen ihrer Schmerzen entdecken werden: ſo darf ſie doch dieſes gar nicht abhalten, gar keinen Ausſpruch zu thun. Wo wir zu keiner völligen Gewißheit gelangen können, da iſt die Wahrſcheinlichkeit ſo gut, als die ausgemachte Wahrheit. Damon, der zehn, oder noch mehr Jahre ſehr unmäßig gelebet, und ſeiner Natur ſchon in ihrer Blüthe alles das abgedrungen hat, was ſie kaum leiſtet, wenn ſie reif iſt; dieſer Damon zweifelt, wem er ſeine erſchöpften Kräfte, ſeine vertrockneten Lebensgeiſter, ſeinen Krampf in den Gefäßen des Leibes zuſchreiben ſoll. Und was hält ihn ab, daß er ſich und ſeine begangene Laſter nicht zur Urſache davon macht? Eine ſchwere Krankheit, die er in ſeinem achten Jahre ausgeſtanden; ein Fall von einem Baume, den er in ſeinem zehnten Jahre gethan. Wer weis, ſagt er, was jene langwierige Krankheit für ein ſchleichendes Gift in mir zurück gelaſſen hat, das itzt erſt anfängt zu wirken! Wer weis, was der hohe Fall in dem Baue der zarten Nerven verletzet hat, daß mein Körper nunmehr ſo ſichtbar untergeht! Damon hat nicht Urſache länger ungewiß zu bleiben. Seine Krankheit, ſein Fall in der Jugend ſind entfernte Urſachen. Man kann ohne dieſe Dinge durch bloße Unmäßigkeit ſich ſchon in das ſiechſte Leben ſtürzen. Warum will er alſo nicht glauben, daß er ſein eigner Verderber geweſen ſey? Oder woher kann er vermuthen, daß ſein Leib nicht weit dauerhafter geweſen ſeyn würde, wenn er ihn durch anhaltende Ausſchweifungen nicht ſelber verwüſtet hätte. Geſetzt, er wäre, wenn er auch vernünftig gelebt hätte, mit dem Anwachſe der Jahre eben ſo ſiech geworden: ſo hat er doch nur eine Möglichkeit vor ſich. Dieſe kann ihn, wenn er vernünftig iſt, nicht verhindern, einer Wahrſcheinlichkeit Gehör zu geben. Und ſo gewiß es auch in den Augen Gottes ſeyn möchte, daß ſein Fall von dem Baume ihn ſiech gemacht: ſo wird er doch in ſeinem Herzen nie ruhig werden können, wenn er nicht glaubt, daß er durch ſeine Ausſchweifungen ſich ſelber entkräftet habe.

Wir können nunmehr das Geſchlecht der Siechen in zwo Hauptlinien theilen. In der einen ſtehen diejenigen, die es gewiß, oder doch wahrſcheinlich wiſſen, daß ſie Schuld an ihrem Leiden ſind, oder nicht. In der andern diejenigen, die es weder gewiß, noch mit zulänglicher Vermuthung wiſſen können. Beide Arten trennen ſich im Anfange auf dem Wege zu ihrem Troſte, und beide kommen doch endlich wieder zuſammen. Wir glauben durch dieſe Erinnerungen uns die Bahn zu der Anzahl der Troſtgründe geöffnet zu haben. Man kann, wenn man alle, die ſiech ſind, aus einem gewiſſen Geſichtspunkte betrachtet, ſagen, daß es nur Einen Troſtgrund für ſie alle giebt. Und man redt ſehr wahr. Man kann aber auch ſagen, daß es zwo Gattungen der Troſtgründe, ja, daß es ſo viele Arten derſelben giebt, als Perſonen ſind; und man redet nicht unrecht.

Allein was heißt tröſten? Was iſt ein wahrer Troſtgrund? Vielen wird dieſe Frage unnöthig ſcheinen. Man glaubt, daß man gewiſſe Wörter ſehr wohl verſtehe, weil man ſie täglich im Munde hat. Und es ſind doch oft in ihrer Bedeutung keine ungewiſſer, als diejenigen, deren ſich Alle bedienen. Wie uneinig würden die Beſchreibungen ausſehen, wenn man zehn Perſonen ſagen ließe, was tröſten hieße? was Troſtgründe wären? So viel iſt gewiß, keiner von denen, welche einen tröſten wollen, will eigentlich die Schmerzen des Leibes ſtillen, ſondern nur des Geiſtes, die aus jenen entſtehen. Will man nun ſagen, tröſten hieße, die Schmerzen der Seelen vertreiben, oder lindern, die aus dem Leiden des Leibes bey einem ſiechen Menſchen entſpringen: ſo fragt ſichs nur, wie man dieſe verringern oder heben kann, wenn man jene nicht vermindert oder wegſchafft? Gleichwohl muß tröſten, wenn es etwas heißen ſoll, eben dieſes bedeuten. Und wir ſehen kein Mittel dazu, als die Vorſtellungen und die Kraft gewiſſer Wahrheiten. Wenn die Unruhe der Seele nur in gewiſſen Vorſtellungen des Geiſtes beſtünde; ſo ließe ſichs leicht begreifen, wie eine Vorſtellung durch die andre könnte vermindert werden. Allein dieſe Unruhe iſt mit einer Empfindung verknüpft. Und wie wird ſie durch eine bloße Vorſtellung des Verſtandes können unterdrückt werden? Orgon iſt zum Exempel lange Zeit mit heftigen Steinſchmerzen geplagt. Seine Seele leidet mit, weil ſein Körper leidet. Der Andere, der ſeinen körperlichen Schmerzen nicht wehren kann, will doch die Bangigkeit ſeiner Seelen lindern. Er will ihn tröſten, und zwar durch die Vorſtellung einer Wahrheit. Er ſagt ihm in der ſtoiſchen Sprache, daß die Schmerzen des Leibes kein Uebel wären, und daß der Beſitz des wahren Guten nur in der Tugend beſtünde. Wer dieſe hätte, der wäre von allem Uebel frey. Ich will annehmen, daß Orgon dieſen Satz glaubt. Was wird entſtehen? Sein Verſtand ſagt ihm, daß er nicht unglücklich iſt, und ſeine Empfindung behauptet, daß ers iſt. Er will die trüben Wolken ſeines Geiſtes durch das Licht der Wahrheit brechen, und es ſteigen aus ſeiner Empfindung ſtets neue auf. Er will es gern glauben, daß er nicht elend iſt, und er wird doch genöthiget, es für wahr zu halten. Was hilft mirs, daß man mir ſagt, der Schmerz iſt kein Uebel? Hört deswegen mein Gefühl auf? Wenn alſo durch die bloße Vorſtellung in Gedanken kein Schmerz, den ich wirklich fühle, aufgehoben oder gelindert werden kann: ſo iſt kein Weg des Troſtes übrig, als daß ich Empfindungen mit Empfindungen vermindere oder vertreibe. Das heißt, wenn ich meinem Verſtande nicht ſolche Wahrheiten vorhalten kann, die eine angenehme Empfindung in meiner Seele wirken: ſo werde ich ihren gegenwärtigen Schmerz nie vermindern. Irre ich nicht, ſo iſt dieſes die wahre Geſtalt des

Troſtes. Die Erfahrung mag Zeuge ſeyn. Philemon hat tauſend Thaler verloren. Er ſieht dieſes Geld für ein nothwendiges Stück ſeiner Zufriedenheit an. Man ſage ihm noch ſo viel von der Nichtigkeit der ſinnlichen Güter vor. Man zeige ihm ſonnenklar, daß ſie nicht glücklich machen. Wird man ihn dadurch beruhigen? Er entbehrt mit dieſem Gelde vieles von ſeinem Vergnügen, von ſeiner Bequemlichkeit. Dieſer Verluſt kränkt ſeine Begierde, glücklich zu ſeyn, und verurſacht ihm unangenehme Empfindungen, die nicht aus bloßen Vorſtellungen, ſondern aus einem wirklichen Verluſte herrühren. Wie kann nun die Betrachtung von der Eitelkeit der Güter den Mangel des Vergnügens und der Bequemlichkeit erſetzen, worinnen Philemon ſein Glück ſucht? Man mache ihm hingegen Hoffnung, daß er die verlornen tauſend Thaler zweymal, oder, daß er wenigſtens eben ſo viel bald wieder gewinnen werde, ſo wird er ſich leicht zufrieden geben. Und woher dieſes? Man hat Empfindungen mit Empfindungen beſtritten. Die Vorſtellnng, daß er gewinnen würde, blieb nicht bloß im Verſtande, ſie drang in das Herz. Die Einbildung zeigte ihm alle die Vortheile ſo lebendig, daß er das Vergnügen der Hoffnung ſchmecken mußte. Auf dieſe Art beſtritt ein wirkliches Vergnügen ein wirkliches Mißvergnügen. Der Kranke, dem die Natur den Beſitz der Geſundheit nicht gegönnet hat, weis heute die Traurigkeit ſeines Geiſtes nicht länger zu unterdrücken. Sein

Freund will ihm mit dem Troſtgrunde der unumgänglichen Nothwendigkeit aufrichten. Sie, ſpricht er, helfen ſich nichts durch ihren Unmuth. Sie vermehren nur die Schmerzen des Leibes dadurch. Faſſen Sie ſich in Geduld. Es iſt nicht zu ändern. Dieſe Welt iſt die beſte. Gott hat ſie einmal ſo geordnet, und was er macht, iſt gut, und kann nicht geändert werden. Die Welt, ſollte ſie das ſeyn, was ſie iſt, konnte ohne ſieche Menſchen nicht ſeyn. Was wird der arme Kranke für eine Beruhigung daraus ziehen können, daß ſein Uebel ein unvermeidliches Elend iſt? Leidet der weniger, der da weis, daß er leiden muß? Man überführe ihn hingegen, daß ihm Gott in kurzer Zeit eine dauerhafte Geſundheit geben wird; ſo wird er die größten Schmerzen mit einer gewiſſen Freudigkeit des Geiſtes ertragen. Das Gefühl der Hoffnung macht den Geiſt munter, und der Schmerz des Leibes kann den ganzen Raum der Seele, daß ich ſo rede, nicht mehr einnehmen, weil eine Seite davon mit dem Vergnügen einer lebendigen Hoffnung angefüllet iſt. Man nehme tauſend Exempel zu Hülfe: ſo wird ſich bey allen zeigen laſſen, daß derjenige am ſicherſten und kräftigſten tröſtet, der die ſicherſte und ſtärkſte Hoffnung erwecken kann. Und zwar daher, weil die Hoffnung allezeit mit einem gegenwärtigen Vergnügen verknüpft iſt. Tröſten wird alſo überhaupt ſo viel ſeyn, als eine lebhafte Hoffnung in dem Herzen des Elenden erwecken, daß er noch glücklich werden wird. Wenn dieſes ſeine Richtigkeit

keit hat: ſo wird ſichs von ſich ſelber geben, daß dieſes die beſten Troſtgründe ſind, die uns die ſtärkſte und meiſte Hoffnung, glücklich zu werden, einflößen. Es kömmt hier auf zweyerley an. Die Hoffnung muß lebendig, und auf eine unfehlbare Gewißheit gegründet ſeyn, ſonſt wird ſie keine Empfindung des Vergnügens wirken können. Das Glück, das ſie mir verſpricht, muß entweder eben das ſeyn, was ich mir wünſche, und was ich entbehre, oder es muß gar noch größer ſeyn. Alle diejenigen Troſtgründe, die zu dieſem Zwecke nicht geſchickt ſind, verdienen den Namen der wahren Tröſtungen nicht. Es wird ſich nunmehr leicht zeigen laſſen, daß die Religion allein die wahren und beſten Troſtgründe in den Händen hat. Alle Vernunft, alle Philoſophie erreicht das Große und Erhabene nicht, womit uns die Religion aufrichtet.

Indem ich dieſes behaupte: ſo ſehe ich verſchiedene Gattungen von Widerſachern wider mich aufſtehen. Einige, denen alles verächtlich und zuwider iſt, was aus der Religion kömmt, werden dieſen Satz für unrichtig, und mich für einen frommen Schwätzer halten. Andere, welche die Religion eben nicht haſſen, aber auch zugleich die Vernunft nicht ſowohl wegen ihrer Stärke lieben, ſondern weil ſie unſerm Stolze zu Hülfe kömmt, werden mir vorwerfen, daß ich die Religion auf Koſten der Vernunft erhöbe. Andere, welche die Religion aus gutem Herzen, aus einer geheimen

Ehrfurcht, die oft mehr von der Erziehung, als von der Ueberzeugung herkömmt, gern bey ihrer Hoheit laſſen, werden mir ſagen, daß ſie die Kraft derſelben, uns zu tröſten, nicht leugneten, aber, daß ſie ſo unglücklich wären, ſie nicht zu fühlen.

Ich will dieſen dreyen ſo gut antworten, als es ihre Einwürfe verdienen. Derjenige, der die Religion, entweder aus Mangel der Einſicht, oder aus Begierde, ſich alles zu erlauben, für nichts göttliches hält, kann unmöglich mit der Meynung zufrieden ſeyn, daß ihre Wahrheiten am geſchickteſten ſind, einen ſiechen Menſchen aufzurichten. Er lacht über unſern Verſtand, und heißt uns blödſinnig, wenn er auf die Beweiſe für die Wahrheit der Religion geführet wird. Ich ſchmeichle mir gar nicht, daß ich ſolche ſtarke Geiſter überführen werde. Ich bitte ſie nur, mir zu ſagen, was in der Art, ſich durch die Religion zu tröſten, unvernünftiges enthalten iſt.

Mentor mag ſein Elend erzählen, und ſich nach den Grundſätzen der Religion tröſten. Sie ſollen zuhören und urtheilen, wider welch Geſetz der Vernunft er verſtößt.

Ich bin, fängt Mentor an, ſeit zehn Jahren eines der elendeſten Geſchöpfe, wenn ich auf meinen Körper, und auf die gegenwärtige Welt ſehe. Mein Leben ſcheint nichts, als ein beſtändiger Schmerz zu ſeyn, der nur darum zuweilen durch einige Vergnügen unterbrochen wird, damit ich ihn deſto peinlicher fühlen ſoll. Dieſe Stunde bin ich geſund, und ſchöpfe neue Hoffnung zu meiner Geneſung. Kaum habe ich etwas Speiſe oder Trank zu mir genommen; kaum habe ich einen Mund von friſcher Luft geſchöpft; kaum habe ich mich etwas bewegen wollen: ſo fühle ich ſchon die entſetzlichſte Bangigkeit Ich ringe mit dem Athem, und jeder Zug, den ich mit der größten Beklemmung wage, macht den folgenden immer beſchwerlicher. Ich fürchte zu ſterben, und ſterbe auf dieſe Art ganze halbe Tage, und was noch betrüber iſt, ganze Nächte. Alle Hülfsmittel ſind zu nichts geſchickt, als meinem Uebel, wenn es da iſt, nur mehr Nahrung zu geben, oder ich bin wegen der Erſtickung ungeſchickt, mich ihrer zu bedienen. Mein Uebel verläßt mich von neuem einige Stunden, oder einige Tage. Aber ich fühle doch ſeine Gegenwart noch immer. Die Trägheit meines Geiſtes, die Laſt meiner erſtorbenen Glieder zeigt mir meine Plage von ferne. Ich will mich erholen. Doch, o Gott, was helfen mir die Vergnügungen des Lebens! Man bringt mir eine erquickende Speiſe, und ich zittere dabey, als ob es ein zubereitetes Gift wäre. Ich fürchte, daß nach dem Genuße derſelben neue Plagen entſtehen werden. Die Einbildung vergrößert meine Furcht, und die Erfahrung ſtärkt meine Einbildung. Ich will die Düſterheit meines Gemüths zerſtreuen. Ich laſſe zween gute Freunde rufen. Ihre Aufrichtigkeit ſcheint mich zu vergnügen, und in eben dem Augenblicke beleidiget ſie mich. Ein erlaubter Scherz, den der Andre verbringt, mißfällt mir, nicht deswegen, weil er nicht witzig und artig war, nein, weil ich nicht mehr im Stande bin, eben dergleichen Scherz zu ſagen, oder weil mein unmuthsvoller Geiſt eben ſo wenig die Kraft eines ſinnreichen Gedanken vertragen kann, als mein Magen die Nahrung einer ſtärkenden Speiſe. Kurz, ich wünſche, daß mich meine Freunde verlaſſen mögen. Und ich mag hinſehen, wo ich will: ſo ſehe ich nichts, als neuen Vorrath zur Betrübniß. Entweder ich kann die meiſten Güter dieſes Lebens nicht genießen, oder ich genieße ſie mit lauter fürchterlichen Vorſtellungen, oder ich bezahle ein kleines und kurzes Vergnügen meiſtens mit der Reue und den Schmerzen des Leibes von vielen Stunden. Rührt mich wohl die Ehre? Vergnügt mich der Reichthum? Reizt mich die Liebe? Der Freund, die Gattinn, die zahlreiche Geſellſchaft, ein wohlgeſchriebnes Buch, ein Scherz, ein Spiel, eine gute Muſik, eine ſchöne Gegend, ein künſtliches Gemälde, die beſte Mahlzeit, das geiſtigſte Getränke, die Einſamkeit, das traurige Glück der Elenden, alles iſt mir entweder zur Laſt, oder hat gar keine, oder doch nur halbe und betrübte Annehmlichkeiten für mich. Der Mangel meiner Geſundheit macht ſie für mich unbrauchbar. So lange man mir dieſe nicht wiedergeben kann: ſo ſehe ich alle das Uebrige als ein Gut an, das mich von meinem Unglücke nur deſto mehr überzeugen ſoll. Und was habe ich denn nach ſo vielen Jahren für Hoffnung zur Geneſung übrig? Wodurch ſoll mein erſtorbener Körper wieder aufleben? Der Arzt weiſt mich zur Geduld, und verbeut mir aus Sorge für meine Erhaltung ſogar meinen letzten Troſt, das Denken und Nachſinnen. Bin ich nicht der unglücklichſte Menſch? Man biete mir die ganze Welt an. Werde ich nicht elender, je mehr ich das habe, was ich nicht brauchen kann? Und ich entbehre nicht allein das Vergnügen des Lebens. Nein, ich leide zugleich die größten Schmerzen, und ſehe keine Hülfe. Womit ſoll ich mich aufrichten? Damit, daß ich ein Uebel des Leibes für kein wahres Uebel halte? Welche Einbildung! Vielleicht damit, daß ich mir vorſtelle, daß mein und der ganzen Welt ihr Schickſal etwas unumgänglich nothwendiges iſt? Wird mein Elend leichter, weil es nothwendig iſt? Warum mußte denn ich unglücklich ſeyn, und warum wurden Andere glücklich? Soll ich mich vielleicht damit tröſten, daß es noch unglückſeligere Geſchöpfe giebt, als ich bin? Elender Troſt! Hört mein Verlangen, die Geſundheit zu beſitzen, darum auf, weil Andere noch ungeſünder ſind, als ich? Dienet dieſes nicht vielmehr zu neuer Furcht? Kann nicht alſo mein eigener Schmerz noch größer werden, weil es noch größere Schmerzen giebt? Geduld! ruft man mir zu. Durch Geduld und Standhaftigkeit vermindert man ſein Leiden. Und wie erlange ich dieſe Geduld, wider die alles in mir und außer mir ſtreitet? Kömmt es wohl auf meinen Willen an? Und was hilft mir denn ein Mittel, das ich nicht brauchen, oder erlangen kann? Sey gutes Muths, läßt ſich ein Anderer hören. Das Schickſal legt dem am meiſten auf, der geſchickter iſt, als Andere, vieles zu ertragen. Bedenke deine Größe und tröſte dich damit, daß du größer, als Andere, biſt. Welche Ehre, die ſich mein Herz gar nicht wünſchet! Soll ich deswegen mein Leiden hochachten, weil es Andere nicht würden ertragen können? Ich frage nach der Quelle meines Unglücks, und man zeigt mir ein unerbittliches und unveränderliches Schickſal. Welcher fürchterliche Anblick, der geſchickt iſt, uns vollends in Verzweiflung zu ſtürzen! Ich ſuche Linderung, und man weiſt mir Perſonen, die noch elender, als ich, ſind. Welch ein grauſamer Troſt! Ich wollte eben wiſſen, wie mir zu helfen wäre; und man zeigt mir, daß mir nicht kann geholfen werden. Man nennet mir die Geduld, als das einzige Arzneymittel. Ich ſuche es, und kann ſeiner nicht mächtig werden. Welche elende Hülfe! Bin ich nicht eben ſo unglücklich, als wenn keines vorhanden wäre? Stillt ſich mein Durſt, wenn man mir ſagt, daß es in jenem Brunnen eine kühle Quelle giebt, welche doch für mich verſchloſſen iſt? Ich will ruhig werden. Man ſagt mir, daß ein weiſer, ein tugendhafter Mann glücklich ſey, es möge ihm gehen, wie es wolle. Dein Körper geht dich nicht ſelber an. Die Geſundheit iſt ein Gut außer dir. Die wahren Güter beſtehen in deiner Seele. Dieſe können dir durch ein ſieches Leben von tauſend Jahren nicht genommen werden. Und gleichwohl iſt dieſer Körper ſo unzertrennlich mit meiner Seele verknüpft, daß dieſe alles fühlt, was in ihm vorgeht. Und ich kann dieſes Band nicht aufheben. Iſt es denn für meine Seele nicht beſſer, wenn mein Körper geſund iſt? Wünſcht und verlangt ſie dieſes nicht? Und wie kann ich ein Verlangen ausrotten, das zu meiner Natur gehört? Aber du würdeſt die Vollkommenheit deines Geiſtes nicht ſo hoch bringen, wenn du nicht in ſolchen Umſtänden wäreſt. Du würdeſt nicht die edle Standhaftigkeit, die göttliche Hoheit der Seele erlangen, wenn nicht Dinge da wären, die ſie in dir erwecken hülfen. Nehmet dieſe Dinge weg: ſo brauche ich jene Hoheit des Geiſtes nicht. Will man darum jemanden ungeſund machen, daß man ihn lehren kann, wie er eine Arzney dafür ausfinden könnte? Ich will gelaſſen werden. Man zeigt mir meine Feindinn. Deine Einbildung, ſagt man, vergrößert dein Unglück. Sie ſtellt dir dein Uebel eher vor, als es zugegen iſt, und quält dich mit der Furcht. Sie ſtellt dir dein Unglück größer vor, als es iſt, und bringt dich vollends um alle Gelaſſenheit. Was nützt mir dieſer Rath? Ein großer Theil meines Uebels ſoll in meiner Einbildung beſtehen. Wie kann ich dieſes glauben, da ich das Uebel wirklich ſo groß fühle, als ich mirs vorſtelle? Und gut, ich will es glauben, daß meine Einbildung die Schmerzen vergrößert. Ich will ſie unterdrücken; aber ich kann es nicht. Sie wächſt mit meinem Uebel, und iſt eine Frucht meiner Krankheit. Bin ich nun glücklicher, weil ich meinen Feind kenne, ohne das Vermögen zu haben, mich ſeiner zu erwehren?

Mentor hat uns ſein Elend beſchrieben. Es iſt groß, und wir können es nicht leugnen, daß es nicht viele ſolcher Geplagten giebt. Er hat Recht, ſich zu beklagen. Denn wer kann ein Menſch, und doch zugleich ruhig ſeyn, wenn er das größte und liebſte Gut entbehrt, und dafür das größte Uebel zum täglichen Gefährten hat? Er ſucht Troſt bey der Vernunft, bey den Weiſen, und findet immer Einwendungen wider ihre Vorſchläge. Er braucht ihre Troſtgründe lange Zeit, und findet keine Linderung. Er verläßt den Rath der Vernunft, und fragt die Offenbarung. Er wird ein Schüler der Religion, ohne ein Verächter der Vernunft zu werden. Er ſtellt ſich verſchiedene Wahrheiten oft vor, und findet eine gewiſſe Beruhigung darinnen. Er wiederholet dieſes Geſchäffte einige Zeit, und führet ſich das bey guten Stunden zu Gemüthe, was ihm in den böſen einen Beyſtand leiſten ſoll. Er kömmt immer zu einer lebhaftern Ueberzeugung, und ſchmeckt endlich eine gewiſſe Beruhigung, die, wie er ſagt, ihm ſein Leiden verſüßen hülfe. Er geſteht, daß er ſie nicht immer gleich ſtark fühle, aber daß ſie doch nie ganz von ihm weiche, und daß er ſie durch Vorſtellungen wieder erwecken könne, wenn ſie abgenommen. Er zeigt äußerlich eine größere Gelaſſenheit als ſonſt, und ſagt, daß er dieſes der Religion zu danken habe. Was habe ich für Urſache, ein Mißtrauen in ſeine Aufrichtigkeit zu ſetzen? Ich frage ihn, welches denn die Gründe der Religion wären, mit denen er ſich tröſtete? Er antwortet mir, daß er mir einen Entwurf machen wollte, wie es in ſeinem Verſtande ausſähe, wenn er ſich durch die Religion aufrichtete. Ich ſollte nicht glauben, daß er ſich die Wahrheiten allemal in der Ordnung, und in dem Zuſammenhange vorhielte, wie er mir ſie ſagte. Nein, er dürfte ſich oft nur eines Stücks von ſeinem Lehrgebäude erinnern: ſo fühle er ſchon die Kraft des ganzen Beweiſes.

Ich habe, fährt er fort, etwa ſo angefangen zu urtheilen: Gott, du biſt das gütigſte, das liebreichſte Weſen, das ſich nur denken läßt. Die Vernunft und Offenbarung ſagt mirs. Dir kann mit den Schmerzen deiner Geſchöpfe nichts gedienet ſeyn. Du mußt vielmehr ihr Vergnügen, ihr Glück wollen, weil du die Liebe, die Güte, die Großmuth ſelbſt biſt. Dich hält nichts auf, die Schlüſſe deiner Liebe zu vollziehen. Du biſt der Allmächtige, der mit einem Winke die Welt beglücken und vernichten kann. Gleichwohl erdulde ich die größten Schmerzen, und mein Leben iſt ſeit vielen Jahren eine Kette von Ungemach und Elend. Du ſiehſt mein Leiden und hilfſt mir nicht. Ich unterſuche mein Herz und finde den Vorwurf nicht, daß ich mirs ſelbſt durch Laſter zugezogen hätte. Daß ich mich aufrichtig prüfe, Herr, das weißt du. Ich ſchließe, daß es deine Schickung ſey, daß ich ſo viel dulde. Ich bin zu blöde, alle deine weiſen Abſichten in ihrem Umfange einzuſehen. Allein ich ſehe doch ſo viel, daß du nichts wollen und zulaſſen kannſt, als was das Glück deiner vernünftigen Geſchöpfe befördert. Mein ſieches Leben muß entweder zu meiner, oder zur Wohlfahrt Anderer dienen, oder beides befördern ſollen. Du haſt meinen Geiſt mit einem ſchmerzhaften Leibe verbunden, und haſt mir doch zugleich das Verlangen eingeprägt, von Schmerzen frey zu ſeyn. Wenn ich auf die gegenwärtige Welt ſehe, ſo ſtreitet das erſte wider meine Wohlfahrt. Wie kann ich ohne Geſundheit hier glücklich ſeyn? Aber iſt dieſes Leben, iſt dieſer mein Körper, iſt dieſe Welt das Einzige, wozu ich geſchaffen bin? Mein unſterblicher Geiſt iſt einer ewigen Glückſeligkeit fähig. Ich lebe hier, um mich durch Gehorſam gegen dich eines ewigen und unwandelbaren Glücks theilhaftig zu machen. Auf dieſes Glück muß ich ſehen, wenn ich deine Abſichten erreichen will. Du kannſt mir meine Schmerzen, nicht als Schmerzen, ſondern als ein Mittel zu meiner wahren Wohlfahrt, auflegen. Dieß weis ich gewiß. Sie müſſen alſo, wenn ich mich allein, ohne meine übrigen Brüder, anſehe, zu meinem ewigen Heile dienen. Wir werden durch Wahrheit, durch Glauben, durch Tugend und Gehorſam gegen dich glücklich. Würde mir nicht vielleicht der Genuß einer völligen Geſundheit hinderlich

derlich an der Tugend geweſen ſeyn? Würde ich nicht vielleicht in ganz andern Umſtänden leben, wenn mein kranker Körper mich nicht daran verhindert hätte? War ich nicht vielleicht nach meiner natürlichen Beſchaffenheit ſo ſinnlich, ſo empfindlich gegen die äußerlichen Dinge, daß ich nie zu einer rechten Erkenntniß der Wahrheit gelanget ſeyn würde, wenn du mir nicht das Vermögen entzogen hätteſt, die Güter zu genießen, die uns an dem Gefühle der Wahrheit hindern? Würde ich nicht die Kraft der Wahrheit bald wieder verloren haben, wenn die Flüchtigkeit meines Geiſtes nicht durch einen ſchweren Körper gehemmet worden wäre? Würde ich meine gewaltige Liebe zum Leben, meine Begierde nach äußerlichen Gütern wohl gemäßiget haben, wenn ich den vollkommenen Gebrauch der Geſundheit genoſſen hätte? Du kannteſt den Bau meines Körpers, und die Beſchaffenheit meiner Seele. Du ſaheſt, daß die Geſundheit, die Andern ein nützliches Gut iſt, mich an der Tugend hindern würde. Du beſchloſſeſt daher, mir ein geringes Gut zu entziehen, weil es mit meiner ewigen Wohlfahrt ſtritt. Kann ich mich wohl mit Recht über dein Verfahren beſchweren? Darf ich ohne Verwegenheit wohl fragen, warum bekam ich insbeſondere die Beſchaffenheit des Leibes und Gemüthes, die gemacht haben würde, daß ich bey dem Beſitze der Geſundheit die Tugend leichter aus den Augen geſetzet hätte? Oder warum ließeſt du mich nicht den Andern werden, der hier geſund,

und doch auch ewig glücklich iſt? Ich Wurm, ich will mit dir rechten? Biſt du nicht der Herr, der thun kann, was ihm wohlgefällt? Biſt du nicht weiſe und gerecht in allen deinen Wegen? Hätteſt du nicht die Freyheit aller deiner vernünftigen Geſchöpfe aufheben müſſen, wenn keiner durch die Schuld der Geburt, und durch ſeine eigene Unvorſichtigkeit hätte ſiech werden ſollen? Genug, wenn du uns allemal in die äußerlichen Umſtände geſetzet haſt, die für das Glück unſerer Seele die beſten waren. Nichts läßt mich daran zweifeln, und alles, was ich von dir denken kann, und was mir dein Wort ſaget, befiehlt mir dieſes zu glauben. Wenn ich alſo ſicher bin, daß ich mir mein Leiden weder zugezogen, noch mirs durch übeles Verhalten vergrößert habe: ſo iſt es keine Strafe, ſondern ein weiſes, obgleich bitteres Mittel, mich vollkommen glücklich zu machen. Laß mich, o Gott, deine Güte verehren, die ſo groß iſt! Habe ich nicht Urſache, zufrieden zu ſeyn, wenn du alles ſo mit mir ſchickeſt, daß ich den Zweck, warum ich geſchaffen bin, deſto gewiſſer erhalte? daß ich meinen Geiſt unendlich glücklich mache? Wir Thoren! Entſpringet unſere meiſte Unzufriedenheit nicht daher, daß wir dieſes und das künftige Leben in Gedanken trennen? Beides iſt eins. Und wenn wir wiſſen wollen, wie glücklich oder elend wir ſind: ſo ſehen wir nur auf das gegenwärtige kurze, und nicht auf das immerwährende ewige Leben. Werden wir nicht auf dieſe Art die ungerechteſten Klagen wider dich ausſchütten, wenn es uns hier ſo nicht geht, wie es unſer Herz wünſcht? Und wer heißt uns dieſe beiden Dinge trennen? Haſt du nicht geſagt, daß denen, die tugendhaft ſind, die dich lieben, die ſich aufrichtig bemühen, deinen Willen zu thun, alles zum Beſten dienen ſoll? Kann dieſes etwas anders heißen, als daß du ihnen nichts willſt widerfahren laſſen, was nicht zu ihrem ewigen Glücke dienet? Herr, ich verehre deine weiſe Vorſehung. Du handelſt als ein Vater. Du züchtigeſt uns zu Nutze, daß wir deine Heiligung erlangen. Deine Züchtigung dünket uns zwar nicht Freude, ſondern Traurigkeit zu ſeyn, aber darnach giebt ſie eine friedſame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet ſind. Was iſt es, zwanzig, dreyßig Jahre ein ſchmerzhaftes Leben führen, wenn man dabey gewiß ſeyn kann, daß man eine Ewigkeit ohne Schmerz in dem Beſitze der reinſten Wolluſt zubringen wird? Mein Leiden iſt groß, aber wie geringe iſt es gegen die unendliche Herrlichkeit, die nach deiner Güte auf mich wartet, die ich nichts weniger, als verdienet habe, die du mir aus bloßer Großmuth durch den Erlöſer der Welt ſchenkeſt? So iſt es denn gewiß, daß ich ewig glückſelig bin? Ich fühle eine Verſicherung, die mit einer lebendigen Ueberzeugung begleitet iſt. Ich fühle die angenehmſte Hoffnung. Ich ſchmecke die Kräfte des zukünftigen Lebens. Und ich fühle, daß die Leiden des Körpers meine Seele nicht mehr ſo ängſtigen. Ich bin elend, wenn ich meinen Leib anſehe, und ich bin glücklicher, als alles, wenn ich meine Seele, wenn ich die Zukunft betrachte. Herr, ich warte auf deine Verheißung. Iſt der Allmächtige mein Freund, wie kann ich elend ſeyn! Wäre er nicht meine Hülfe, was würde mir die Geſundheit, die ganze Herrlichkeit der Welt nützen? Mit dieſer Hoffnung, die du in meiner Seele ſtärkſt, will ich mein Leiden verringern. Der Anblick der Ewigkeit wird den Anblick meiner zeitlichen Plage erträglich und leicht machen. Durch den Glauben überwinde ich weit. Wie viele ängſtliche Sorgen für meine Geſundheit, für die Erhaltung meines Lebens werde ich mir künftig erſparen! Du biſt bey mir. Ich beobachte eine vernünftige Sorgfalt, und mein übriges Anliegen werfe ich auf dich, denn der Herr ſorget für uns. Laß mir nur deine Liebe und die wahre Furcht gegen dich, ſo bin ich glücklich.

Der Religionsſpötter zeige mir das Unvernünftige in dieſem Troſte. Iſt es unvernünftig, ein gegenwärtiges Uebel durch die Hoffnung eines unendlichen Glücks zu beſiegen? Und iſt es unmöglich, zu dieſer Hoffnung zu gelangen? Behauptet er das Letzte, ſo frage ich ihn, ob er es verſucht hat? Spricht er nein; wie kann er es leugnen? Wenn mir ein Vernünftiger die Kraft eines gewiſſen Weines in dieſer oder jener Krankheit rühmet, habe ich wohl Recht, daran zu zweifeln, wenn ich den Wein niemals, oder nicht in gleichen Umſtänden gebraucht habe? Spricht er, er hätte ſich mit der Religion tröſten wollen, und keine Hülfe bey ihr gefunden: ſo entſteht die Frage, ob die Schuld an der Kraft der Religion liegt, oder an ihm? Ich behaupte das Letzte. Allein es iſt hier der Ort nicht, es auszumachen. Der Spötter mag von der Göttlichkeit der Religion denken, was er will. Ihn von ſeinem Unrechte zu überführen, will ich ſogar annehmen, daß ſich der irre, der ſie für göttlich hält. Nun frage ich ihn, wenn dieſer Irrthum gleichwohl ſo viel Gewalt über unſer Herz hat, daß er uns beruhigen kann, ob dieſer Irrthum nicht viel koſtbarer iſt, als ſeine Vernunft? Mentor hat ſich mit der Religion aufgerichtet. Der Spötter giebt zu, daß man durch einen Irrthum, den man glaubt, und der uns angenehm iſt, zu einer größern Beruhigung gelangen könne, als durch die ausgemachteſte Wahrheit, die nichts ſo angenehmes für uns hat. Wäre alſo die Religion nichts als verdeckter Irrthum: ſo ſehe ich doch nichts unvernünftiges bey dem, der ſich damit tröſten kann. Er ſchadet ſich durch dieſen Troſt nichts, die Religion mag wahr oder nicht wahr ſeyn. Er gewinnt in dieſem Leben eine Ruhe des Herzens durch ſie, wenn ſie auch falſch iſt. Er gewinnt mehr durch dieſen Irrthum, als durch des Spötters Wahrheit. Iſt Mentor nun wohl unvernünftig zu heißen? Und müßte die Religion nicht ſchon einer großen Hochachtung werth ſeyn, wenn ſie auch eine menſchliche Erfindung wäre, da ſie uns ſolche vortreffliche Dienſte thut? Höre ich mit dieſem Leben auf: ſo habe ich mich hier doch beruhiget. Und wenn ich nicht mehr bin, ſo kann mir meine vergebliche Hoffnung auch nicht ſchaden. Eben ſo wie einer, der in einem angenehmen Traume liegt, wenn er nie wieder erwachen ſollte, nicht wird unwillig werden können, daß ſein Vergnügen ein Betrug geweſen iſt. Kann endlich der Spötter mir nicht darthun, daß das unmöglich iſt, was mir die Religion verſpricht: (und wie könnte er dieſes?) ſo bin ich klüger, als er, daß ich mir eine Möglichkeit zu Nutze mache, die mir den größten Vortheil bringt, wenn ſie wahr ſeyn ſollte, und doch auch einen großen Nutzen ſchafft, wenn ſie gleich nicht wahr iſt. Will er leugnen, daß wir jemals durch die Religion zu ſo einer Ueberzeugung, zu ſo einer empfindlichen Hoffnung, zu ſo einer Freudigkeit gelangen, als wir vorgeben: ſo frage ich ihn, wie er mir eine Erfahrung abſprechen will, die ich empfinde.

Mit denenjenigen, die die Religion in ihren Würden laſſen, und doch glauben, daß die Troſtgründe der Vernunft ſchon geſchickt ſind, einen recht ſiechen Menſchen in ſeinem Unglücke aufzurichten, kann man kürzer reden. Es kömmt alles auf zwo Fragen an. Weis die Vernunft alle die hohen Wahrheiten, die in der Offenbarung ſind, und weis ſie ſolche, mit ſo vieler Gewißheit und Deutlichkeit, als ohne die Offenbarung? Man behaupte das erſte oder das andere, ſo macht man die Religion zu einer überflüßigen Sache. Da ſie aber ihre Göttlichkeit zugeben: ſo können ſie dieſes nicht annehmen, und alſo müſſen ſie zugleich mit behaupten, daß die Vernunft für ſich die ſtarken Troſtgründe nicht hat, welche die Religion uns an die Hand giebt. Ich glaube, daß die wenigſten von denen, die der Vernunft ſo viele Stärke einräumen, es übel mit der Religion meynen. Sie ſetzen immer die Vernunft voraus, wie ſie in uns durch den Unterricht der Religion von Jugend auf iſt gebildet worden. Kömmt es denn zur Frage: Wie viel vermag die Vernunft in dieſem oder in jenem Falle einzuſehen? ſo trennt man die Wahrheiten ſeiner chriſtlichen Vernunft auf eine unbehutſame Weiſe von dem, was wir die Wahrheiten der Religion nennen. Wir ſchließen dieſe meiſtens in die Grenzen der geoffenbarten Geheimniſſe ein. Den übrigen Vorrath der Wahrheiten, den wir in uns finden, rechnen wir, ſo wohl ſeinem Umfange als ſeiner Ueberzeugung nach, zur Vernunft. Allein ſo müſſen wir die Kräfte der Vernunft nicht unterſuchen. Wir müſſen ihr Vermögen bey denenjenigen kennen lernen, welche keine Offenbarung hatten. Wenn mir Sokrates, Plato, Seneca, und andere große Vernunftweiſen, eben ſo hohe und eben ſo gewiſſe Troſtgründe darſtellen, als ein heiliger Paulus oder Johannes: ſo hat es mit der Stärke der Vernunft ſeine Richtigkeit. Aber wer kann dieſes behaupten, wenn man beider Schriften auch nur obenhin mit einander verglichen hat? Wie zweifelt die Vernunft, wenn ſie von der Unſterblichkeit der Seele einen Ausſpruch thun ſoll!

Wie viele Uneinigkeit trifft man in den Beſchreibungen des Lebens nach dem Tode an! Jeder macht es zu dem Zuſtande, der ſeiner natürlichen Gemüthsbeſchaffenheit am vortheilhafteſten iſt. Die größten Weiſen haben immer die Unſterblichkeit der Seelen mehr gewünſchet, als erwieſen. Und ſahe es mit der Gewißheit von ſolchen Troſtgründen in den Köpfen der tiefſinnigſten Männer nicht beſſer aus, was wird die Vernunft bey den meiſten ausrichten, die ihren Verſtand wenig oder gar nicht zu gebrauchen wiſſen? Kann niemand leugnen, daß uns die Religion größere Güter verheißt, als die Vernunft; daß ſie uns endlich zu einer ſtärkern Ueberzeugung bringt, als das Licht der Vernunft; kann er dieſes nicht leugnen: ſo iſt es erwieſen, daß die Religion die einzigen und wahren Troſtgründe an die Hand giebt, weil ſie, wie wir oben erinnert haben, die ſtärkſte und lebendigſte Hoffnung in uns erwecket, die wir als eine angenehme Empfindung der unangenehmen in unſern Leiden entgegen ſetzen, und uns auf ſolche Art tröſten. Wenn ich den Seneca ſagen höre, daß niemand von ſeinem Poſten ohne den Wink des höchſten Befehlshabers gehen, daß ſich niemand das Leben ſelber nehmen ſoll; und wenn ich an einem andern Orte wieder von ihm höre, daß ein Unglücklicher, wenn es gar nicht mehr fort wollte, doch noch den Troſt übrig hätte, ſich das ſchmerzhafte Leben ſelber zu verkürzen: ſo kann ich mir von ſeiner Theologie und von der Ueberzeugung, die er von ſeinen Wahrheiten hat, keinen großen Begriff machen. Iſt die Glückſeligkeit nach dem Tode eine Belohnung der Tugendhaften; wie kann der tugendhaft ſeyn, der ungehorſam iſt, der wider den Befehl ſeines Obern handelt? Dieſes giebt Seneca ſelbſt zu. Und er hat den Troſt nicht in ſich, daß er tugendhaft iſt, wie kann er denn die Hoffnung haben? Iſt die Glückſeligkeit keine Belohnung der Tugend, und kann ſie der, der ſich das Leben nimmt, und wider die Tugend in den letzten Augenblicken handelt, doch noch erhalten, was iſt denn für ein Troſt in der Tugend? Hat das Laſter nicht eben ſo viel Hoffnung für ſich? Ich will durch dieſes alles nicht der Vernunft ihre Ehre nehmen. Es gereicht ihr nicht weiter zur Schande, daß ſie nicht ſo weit und ſo deutlich ſieht, als die Offenbarung, als in ſo weit ſie es leugnet. Ich behaupte ferner nicht, daß die alten Weiſen durch ihre Vernunftgründe nicht zu einiger Beruhigung des Herzens hätten kommen können. Ich ſage nur, daß ein Menſch, der die Religion weis, nie einen wahren und dauerhaften Troſt ſchmecken wird, wenn er ihn nicht durch die Religion erlangt. Er tröſte ſich mit der Vernunft, ſo gut er will: ſo wird er kaum den Vortheil von ihr haben, den ein Sokrates oder Seneca genoſſen. Sie wußten kein ander Licht, und in ſo weit konnten ſie ruhig ſeyn. Der Chriſt hat noch ein anderes, und muß ſich das eine Auge verbinden, um dieſes Licht nicht zu ſehen. Er muß ſich zwingen, es für falſch und überflüßig zu halten, damit er dem Anſehen ſeiner Vernunft aufhelfe. Allein es bleibt ihm bey dem allen noch die verdrießliche Möglichkeit im Wege ſtehen, daß er mit ſeiner Vernunft irren, und daß vielleicht nur in der Religion die wahre Beruhigung enthalten ſeyn könne. In ſo weit glaube ich, daß ein Chriſt von der bloßen Vernunft den Nutzen nicht haben kann, den diejenigen von ihr erhielten, welche die Religion nicht kannten.

Die dritte Art von Leuten, welche die Troſtgründe der Religion herzlich gern für größer und ſtärker erklären, als die Gründe der Vernunft, und nur ſagen, daß ſie ihre Kraft nicht ſo empfinden, daß ſie zu einer wahren Beruhigung kämen, ſcheinen mehr einen Unterricht, als eine Widerlegung zu verdienen. Wir wollen uns nach ihren Umſtänden richten, und die Natur der Beruhigung, die wir aus der Religion ziehen können, genauer aus einander ſetzen, und ihre Grenzen beſtimmen.

Vor allen Dingen, was verſtehen ſie unter der Beruhigung, die ſie hoffen? Meynen ſie eine vollkommene Ruhe des Geiſtes, eine beſtändige Freudigkeit, die nie unterbrochen wird, die nie ihre trüben und heitern Stunden hat, die allezeit gleich groß iſt, und niemals durch die Ankunft neuer Schmerzen geſchwächt wird? Wollen ſie dieſe von der Religion haben: ſo verlangen ſie eben ſo viel, als wenn ſie begehrten, daß ſie die Religion zu andern Geſchöpfen machen ſollte. Der Troſt der Schrift verringert an und für ſich die Schmerzen des Leibes nicht. Schmerzen zu leiden, wird uns allemal, ſo lange wir Menſchen ſind, beſchwerlich ſeyn. Dieſe bleiben wir auch, wenn wir gute Chriſten ſind; und wir werden alſo bey aller Kraft der Religionswahrheiten immer noch Unluſt des Gemüths fühlen, die aus dem Leiden des Körpers ihren Urſprung und ihre Nahrung nimmt. Wir ſagen nur, daß dieſe Unruhe nicht ſo hoch anwachſen wird, weil ihr die freudige Empfindung des Geiſtes, die durch die Troſtgründe der Schrift erwecket wird, und die in einer mächtigen Ueberzeugung von der göttlichen Liebe und unſerm ewigen Glücke beſteht, Kraft und Nahrung raubt. Wir ſagen nicht, daß die Unluſt unſers Gemüths, wenn ſie einmal gewichen iſt, nie wiederkommen wird. Wir behaupten nur, daß wir ſie durch unſere Troſtgründe wieder beſiegen werden. Wir ſagen nicht, daß das Verlangen, geſund zu ſeyn, in uns ganz erſticken werde. Dieſes iſt ein natürlicher Trieb, den die Religion nicht ausrotten, ſondern nur mäßigen will. Erlaubt uns die Religion, durch die Mittel der Arzneykunſt für unſere Erhaltung zu ſorgen: ſo billiget ſie auch die Begierde, geſund zu ſeyn, und folglich wird ſie ſolche nicht auslöſchen wollen. Wir ſagen nicht, daß uns die Liebe zu dem Leben, zu den Gütern der Welt gar nicht mehr beunruhigen werde, weil wir die Unſterblichkeit und die ewigen Güter hoffen. Wir ſagen nicht, daß wir in ſiechen Tagen die Furcht und das Schrecken des Todes ganz in uns auslöſchen, und bey der Annäherung deſſelben nicht mehr zittern werden. Dieſe Größe des Gemüths iſt unſtreitig nur ein Antheil ſehr weniger Menſchen, die mit einem hohen Maaße des Geiſtes ausgerüſtet ſind. Wer alſo eine ganz vollkommene Beruhigung, eine nie unterbrochene Freudigkeit des Geiſtes, eine beſtändige Stille unſerer natürlichen Triebe, die auf die Erhaltung des Lebens, der Geſundheit und anderer zeitlichen Güter gehen, verſiehet, der heiſſet mehr von der Religion, als ſie ihm verſpricht.

Die Beruhigung in unſerm Leiden kömmt aus der Vorſtellung der Religionswahrheiten. Je größer und lebendiger unſere Wiſſenſchaft und Ueberzeugung wird, deſto mehr wächſt die Beruhigung. Allein unſere Vorſtellungen des Geiſtes bleiben nicht immer auf gleiche Art helle, deutlich und vollſtändig. Sie werden durch tauſend Dinge in und außer uns geſchwächt. Wie kann denn nun die Ruhe des Herzens, welche eine Wirkung von jenen iſt, immer gleich groß, gleich empfindlich bleiben?

Die ſich alſo beſchweren, daß ſie die Kraft des Religionstroſtes nicht genug fühlen, müſſen auf dieſe Anmerkung wohl Acht haben. Ja, werden ſie einwenden, wir verlangen keine beſtändige Zufriedenheit unſers Herzens in unſerm Elende. Sie kann unterbrochen werden. Aber wenn fühlen wir denn eine lebendige, eine wahre Beruhigung? Und da wir dieſe nie merken, was hilft uns die Religion zu unſerm Troſte? Wir antworten, das

Maaß unſerer Beruhigung richtet ſich nach unſerem Erkenntniſſe. Iſt es ein Wunder, daß, wo dieſes ſchwach und unzureichend iſt, auch jene ſchwach und unzureichend bleibt? Viele haben ein geringes, ein ſeichtes Erkenntniß der Religion. Viele verſtehen die wenigen Wahrheiten, die ſie aus derſelben gefaßt, auf eine undeutliche und verworrene Art. Viele haben, bey ihrer mittelmäßigen Einſicht in die göttlichen Wahrheiten, einen Zuſatz von Irrthümern und falſchen Meynungen liegen, der jener ihre Kraft hemmt oder ganz erſtickt. Man darf nicht einwenden, daß gleichwohl der Geiſt Gottes unſre Erkenntniß belebe, und daß wir bey unſerer unvollkommenen Wiſſenſchaft von der Religion, dennoch zu einer lebendigen Ueberzeugung des Verſtandes kommen müßten. Es iſt wahr, ein ſchwaches und kleines Erkenntniß kann von Gott mit einer lebendigen Ueberzeugung verknüpft werden. Aber es muß doch ein richtiges und reines Erkenntniß ſeyn. Wie kann Gott unſere Vorſtellungen von ihm, von den Wahrheiten des Glaubens, von der Tugend, mit einer vollkommenen Ueberzeugung beleben, wenn ſie an und für ſich unrichtig ſind? Müßte er nicht auf dieſe Art unſere Irrthümer ſtärken? Die Wahrheiten der Religionswiſſenſchaften müſſen eben ſowohl mit dem Verſtande gefaßt werden, als die Lehren menſchlicher Künſte und Wiſſenſchaften. Gott flößt uns die Ueberzeugung nicht unmittelbar ein. Er ſtärkt und belebt nur das Erkenntniß mit einer höhern Kraft, das wir uns von ihm erworben haben, und er gehet mit uns, wie mit vernünftigen Geſchöpfen um, die noch den Gebrauch ihrer natürlichen Gaben behalten. Er ſchließt unſere Mühe, unſere Kräfte bey dem Erkenntniſſe der Wahrheit nicht aus, ob er uns gleich beyſtehet. Wenn wir nun eine flüchtige Betrachtung etlicher Ausſprüche der Schrift für die wahre Wiſſenſchaft der Religion halten; wenn wir den geringen Vorrath von göttlichen Wahrheiten, den wir in der Jugend nur mit dem Gedächtniſſe gefaßt und bey reifern Jahren nie erweitert, noch mit dem Verſtande geſchärft haben, für das Erkenntniß der Religion halten; wenn wir nur die Wörter und Namen der Religion wiſſen, nicht aber die Begriffe, die mit denſelben verbunden ſind; wenn wir zwar aus der Schrift ſagen können, daß Gott barmherzig, gütig, weiſe, gerecht ſey, daß Glaube und Liebe uns ſeiner Gnade theilhaftig machen, und doch nicht ſagen können, was Barmherzigkeit, was Heiligkeit in Gott, was bey uns Glaube und Liebe ſey, wenn wir dieſes alles nur dunkel, nur unzulänglich und mit falſchen Vorſtellungen verknüpft, oder in keinem Zuſammenhange wiſſen: wie wird unſere Seele zu einer kräftigen Ueberzeugung kommen, und wie wird dieſe Ueberzeugung durch eine göttliche Kraft zu einer lebendigen Gewißheit anwachſen und uns in unſern Leiden beruhigen können? Alles dieſes ſagt uns ſo viel, daß die Schuld, warum wir keinen wahren Troſt aus der Religion ſchöpfen, nicht an den Gründen, ſondern meiſtens an uns liege. Unſere Unwiſſenheit in göttlichen Dingen, unſer unordentliches Erkenntniß, unſere wenige Mühe, die wir auf die Religion gewandt haben, ſind die Urſachen, daß wir ihre Kräfte nicht ſchmecken. Man bemühe ſich alſo um ein richtiges und vollſtändiges Erkenntniß von göttlichen Dingen. Man ſuche es immer zu einer größern Deutlichkeit zu bringen und es mehr zu erweitern. Man wehre den vielen Vorſtellungen irdiſcher Dinge, welche verhindern, daß ſich die Gedanken von geiſtlichen Dingen nie in unſerm Verſtande recht feſt ſetzen können. Man übe endlich die Wahrheiten der Schrift ſorgfältig aus: ſo werden ihre Troſtgründe uns gewiß mit einer lebendigen Hoffnung begaben, und unſer ſieches Leben um ein großes erträglich machen.

Endlich kann die Schuld nicht ſowohl in unſerm Verſtande als in unſerm Herzen liegen, warum uns die Religion in ſiechen Tagen entweder gar nicht, oder doch nicht ſo, wie Andere, beruhiget. Viele haben ſich ein gutes und gegründetes Erkenntniß derſelben erworben; aber es iſt unfruchtbar geblieben, es iſt nie kräftig, nie überzeugend in ihnen geworden, weil ihr Herz, ihre Begierden widerſtanden, und ſich niemals, oder ſehr ſelten nach dieſem Erkenntniſſe gerichtet haben. Hier müſſen wir das zu Hülfe nehmen, was wir oben von den Urſachen eines ſiechen Lebens erinnert haben. Zwey Leute, davon ſich der eine die

Schmerzen des Leibes durch ein Leben wider die Religion zugezogen hat, der Andere aber ſich eines ordentlichen und tugendhaften Wandels bewußt iſt, werden nicht einerley Beruhigung von den Troſtgründen der Schrift zu gewarten haben. Jener, dem ſein Gewiſſen Vorwürfe macht, wird niemals zu der Freudigkeit des Geiſtes gelangen können, welche der Andere erhält. Er wird zwar ruhig werden, er wird ſich die Verheißungen der Religion von ſeinem ewigen Glücke zueignen können. Er wird mit dem Andern ſich durch den Troſt aufrichten, daß ſein Leiden zur Wohlfahrt ſeines Geiſtes abziele, weil er vielleicht ohne daſſelbe nie zu einer Kenntniß ſein ſelbſt gelanget ſeyn würde. Aber wird er wohl den Gedanken aus ſeiner Seele verbannen können, daß er ſich ſeine Schmerzen ſelbſt zugezogen hat? Wird er nicht immer mit einem geheimen Widerwillen gegen ſich ſelber eingenommen bleiben? Und wird er alſo ſo ruhig werden können, als der Andere, der nichts von dieſer Unluſt empfindet, weil er ſeine Schmerzen, als eine weiſe Schickung Gottes, und nicht als eine Strafe anſieht? Unſere böſen Begierden, die wir in ſiechen Tagen noch in uns ernähren, ſtehen der Beruhigung unſers Herzens oft ſo ſehr im Wege, als die Schmerzen des Leibes. Ein Menſch, der lange Jahre den Laſtern gedienet, und ſich durch die Zeit die ſchlimmſten Gewohnheiten im Böſen zuwege gebracht hat, wird zwar von ſeinem kranken Körper gehindert, in der Ausübung nicht mehr laſterhaft zu ſeyn. Aber deswegen

wegen ſind ſeine Begierden noch nicht aufgehoben. Die Luſt, ſich mit Weine und ſtarkem Getränke zu überladen, lebt immer noch in jenem, wenn ihn gleich das Podagra davon abhält. Kurz, ein Menſch, der bey einem zwar richtigen Erkenntniſſe der Religion doch ein unartiges Herz in ſeine ſiechen Tage hineinbringt, der in nichts als unerlaubten und ſinnlichen Dingen ſein Glück geſuchet hat, wird ungeachtet ſeiner Wiſſenſchaft lange Zeit brauchen, ehe er an den Gütern des künftigen Lebens einen Geſchmack findet. Der ſchlimmſte Peiniger ſolcher ſiechen Leute iſt die Furcht des Todes. Könnte man ihnen die Furcht benehmen, daß ſie unter zehn Jahren noch nicht ſterben würden: ſo würden ſie in ihren Schmerzen ſehr gelaſſen werden. Wie ſollen ſie aber dieſe Furcht beſiegen? Vielleicht dadurch, daß ſie die Liebe zum Leben verringern? Und wodurch ſollen ſie dieſe, die uns ſo natürlich iſt, vermindern? Nicht durch die Gewißheit, daß ſie in dem künftigen Leben unendlich glücklich ſind? Und eben dieſe Gewißheit iſt dasjenige, was ſie noch nicht haben, was ſie ſchwer, was ſie nicht auf einmal, was ſie ohne Veränderung des Herzens, ohne oftmalige Ausübung der Tugend nicht werden erhalten können. Wie können ſie alſo in ihrem ſiechen Zuſtande eine ſchleunige, eine recht lebendige Beruhigung fordern? So lange ſie die Sache mit ihrem Herzen, mit ihrem Gewiſſen nicht ausmachen; ſo lange ſie das, was die Religion Buße heißt, nicht mit allem Eifer vornehmen und darinnen fortfahren; ſo lange werden ſie, ungeachtet ihres guten Unterrichts, den ſie ſich in der Religion durch ihre Mühe erworben haben, doch in ihrem Leiden die wahre Gelaſſenheit des Geiſtes nicht erlangen. Wie glücklich ſind diejenigen, die den Unfällen dieſes Lebens ein gutes Gewiſſen entgegen ſetzen können! Allein wie geringe iſt nicht vielleicht die Anzahl ſolcher Menſchen! Und wird alſo die Zahl der Standhaften und Getroſten unter den Siechen wohl groß ſeyn können? Werden wir uns wohl wundern dürfen, wenn wir einen elenden Landmann in ſeiner finſtern Hütte, der nichts mehr weis, als die nöthigen Hauptſtücke der Religion, wenn wir ihn, ſage ich, viele Jahre bey den größten Schmerzen des Leibes und bey einem armſeligen Unterhalte gelaſſen, und mit Gott zufrieden antreffen; und hingegen einen großen Gelehrten bey ſeiner Gründlichkeit in der Religion, deſſen Schmerzen noch lange nicht ſo groß, als jenes ſeine ſind, verzagt und troſtlos unter ſeinen Büchern finden? Jener hat von Jugend auf einen ſtillen und unſchuldigen Wandel geführt; dieſer hat das Gegentheil gethan.

Außer dem Unterſchiede des Erkenntniſſes in der Religion und eines guten Herzens und Gewiſſens, giebt es noch andere Urſachen, die da machen, daß die Troſtgründe der Religion in dem einen das nicht ausrichten, was ſie in dem andern wirken. Ich meyne die beſondere Gemüths- und Leibesbeſchaffenheit der Menſchen, die Verſchiedenheit der Krankheiten, mit denen ſie geplagt werden, und den Unterſchied der äußerlichen Umſtände. Wir reden hier bloß mit ſolchen Perſonen, die nicht Urſache haben, ihre Plagen des Körpers für Strafen ihrer Vergehungen zu halten.

Criton und Semnon, beide wohl unterwieſene und aufrichtige Chriſten, tragen ſich faſt ſeit gleicher Zeit und auf gleiche Art mit beſchwerlichen Leibeszufällen, die durch keine Arzneymittel gehoben werden können. So gleich ſie ſonſt einander ſind; ſo ungleich ſind ſie einander in Anſehung ihrer Gelaſſenheit. Criton preiſet den Herrn unter der Laſt, die ihn drücket, und wartet mit unerſchrockenem Muthe auf die Auflöſung ſeines Leibes. Er braucht wenig Troſt. Er wünſcht der Schmerzen los zu ſeyn, aber nur in ſo weit, als es dem Herrn gefällt, der alles weiſe und heilig ordnet. Semnon, der Gott eben ſo aufrichtig fürchtet, zeigt weniger Standhaftigkeit. Er klaget und weinet, wenn ſeine elenden Stunden und Nächte kommen, und zittert in ſeinen Nöthen. Er weis gewiß, daß ihm Gott nicht mehr aufleget, als ein barmherziger Gott thun kann. Er weis, daß eine unendliche Herrlichkeit ſeiner wartet. Allein er iſt von Natur empfindlicher und von Natur furchtſamer, als Criton. Er liebet das Leben, weil er die Marter des Todes ſcheut. Er ſieht den Tod als ſeine Erlöſung an; allein ſein weiches Herz erzittert vor den Vorbothen deſſelben. Der Anblick eines Sterbenden ſetzet ſein ganzes Herz in Aufruhr. Criton bleibt bey dem Todbette ſeines Freundes noch geſetzt, und kann ihm beyſtehen. Semnon verliert Sprache und Empfindung. Wird es möglich ſeyn, da beide von Natur ſo ſehr unterſchieden ſind, daß die Religionsgründe in beiden einerley Wirkung hervorbringen ſollten? Hat Semnon deswegen keine lebendige Hoffnung, weil er Critons Standhaftigkeit nicht an ſich merken läßt? Murrt er deswegen wider die Schickung Gottes, weil er noch klagt und winſelt? Er iſt bereit, ſein Leiden zu tragen und das Leben aufzugeben. Dieſes iſt die Kraft der Religion. Er zittert, indem er dieſe Bereitſchaft fühlt. Dieſes iſt ein Antheil ſeiner natürlichen Beſchaffenheit, die durch die Religion nicht aufgehoben wird. Zween Helden wagen ſich beide in den Kampf. Den einen macht die Liebe zum Ruhme ganz unempfindlich gegen das Schrecken des Todes. Der Andere ſieht bey dem Anblicke der Lorbern zugleich die blutige Gefahr, in die er ſich waget. Er fühlet einen beſchwerlichen Widerſtand. Allein er ſtreitet bey ſeinem blaſſen Geſichte doch tapfer und muthig. Wird man ihn deswegen für keinen Helden halten, den die Begierde ſeine Schuldigkeit zu thun, und der Ruhm des Siegs beleben?

Setzet man zu der Verſchiedenheit der Gemüthsarten noch die Verſchiedenheit der Schmerzen hinzu, die dieſer oder jener empfindet: ſo muß die Beruhigung noch ungleicher werden. Es giebt gewiſſe Leibesbeſchwerden, welche die Seele mehr angreifen, als andere. Ein elender Hypochondriſt, der bey einem bangen Gefühle in ſeinem Körper nie recht zu einer völligen Freyheit ſeines Geiſtes gelangen kann; der ſich wider ſeinen Willen mit traurigen Vorſtellungen herumträgt, die durch eine verderbte Einbildung unterhalten werden, wird durch alle Gründe der Religion nie zu der Ruhe gelangen, zu der ein Anderer kömmt, der nur an dieſem oder jenem Theile des Leibes angegriffen wird, ohne daß die Nerven, durch welche unſere Lebensgeiſter wirken, gewaltſam leiden. Es giebt ferner in ſiechen Stunden ſo heftige Schmerzen, welche unſere Seele zu gar keiner deutlichen Vorſtellung kommen laſſen. Wer in dieſen Stunden, gegen einen andern ſiechen Menſchen gehalten, troſtlos ſcheint, kann deswegen noch ſehr ſtandhaft heißen. Eben ſo wie einer, der in einer Ohnmacht liegt, doch das Leben noch hat, ob man gleich die ordentlichen Zeichen deſſelben nicht mehr wahrnimmt. Man kann ſich ſolche Fälle leicht ſelber erdenken.

Auch die äußerlichen Umſtände können machen, daß unſere Troſtgründe hier mehr, dort weniger Ruhe nach ſich ziehen, ohne daß die Schuld an ihrer innerlichen Kraft liegt. Wer nicht allein mit den Schmerzen des Leibes, ſondern auch mit Mangel und Dürftigkeit zu ſtreiten hat; wer, weil er ſiech iſt, zugleich die Seinen dürftig und kummervoll ſieht; wer wenig Hülfe von Freunden, wenig Wartung, wenig Bequemlichkeit genießt, wenig ſtärkende Mittel, wenig gute Arzeneyen brauchen kann, der muß mit einem Andern nicht verglichen werden. bey dem alle dieſe Dinge nicht ſind. Wer durch die Bande der Natur und Zärtlichkeit mit edlen Freunden, mit einer liebenswürdigen Gattinn. mit wohlgerathnen Kindern verknüpft iſt, wird ſich ſchwerer von der Liebe zum Leben losmachen, und alſo nicht ſo bald, oder ſo ſehr beruhiget werden können, als einer, der wenig an die Welt gebunden iſt.

Indeſſen kommen doch alle ſieche Perſonen darinnen überein, daß ſie die Liebe zum Leben verringern müſſen, wenn ſie ruhig werden wollen. Sie ſehen alle auf gewiſſe Weiſe den Tod vor ſich, und ſie fürchten ihn ſo lange, als ſie zu leben wünſchen. Ihre Leibesſchmerzen werden durch dieſe traurige Furcht oft vermehret, oft unterhalten. Und bey Vielen würde doch die Munterkeit des Geiſtes eine Wirkung in den Säften des Körpers hervorbringen, welche alle Arzeneyen nicht ſchaffen. Die Liebe zu dem Leben läßt ſich durch nichts anders, als durch die Hoffnung eines viel größern und dauerhaftern Gutes, durch das künftige Leben, beſiegen. Die Vernunft kann kein kräftiger Mittel erſinnen, als dieſes iſt, das uns die Offenbarung vorſchlägt. Und man entſchließe ſich kurz, entweder nie ruhig bey ſeinen Plagen zu werden, oder ſich dieſes Mittels zu bedienen. Es iſt kein anderer Weg, dieſe Hoffnung entweder zu erhalten, oder, wenn man ſie hat, in ſich zu verſtärken, als der Weg der Religion.

Und ich weis nicht, wie es möglich iſt, daß man ſich von der Vortrefflichkeit derſelben nicht überzeugen kann, da es an und für ſich ſo leicht iſt. Zeigt ſie die Mittel, wie man hier ruhig und zugleich ewig glücklich werden kann, was kann denn vortrefflichers erdacht werden? Was kann unſerer Liebe, unſerer Hochachtung, unſers Gehorſams würdiger ſeyn, als eine ſolche Anweiſung, die ſo genau mit dem Wunſche aller Menſchen übereinſtimmt?

Wenn uns die Religion die Liebe zum Leben unterdrücken hieße, bloß um uns unempfindlich zu machen: ſo wäre ſie etwas grauſames. Allein ſie will uns ſolche nur in ſo weit benehmen, als ſie uns an der Zufriedenheit hindert. Wir müſſen ſterben, dieſes iſt gewiß. Wir wollen gern leben; dieſes iſt eben ſo gewiß. Beides ſteht einander im Wege. Das erſte kann nicht geändert werden. Alſo muß das andere, das Verlangen zum Leben gemindert werden, wenn wir nicht alle Augenblicke in Furcht und Unruhe ſtehen wollen. Dieſes iſt die Abſicht der Religion. Wie weiſe führt ſie ſolche aus! Sie zeigt uns, daß dieſes flüchtige Leben gar nicht das größte Gut ſey, daß noch ein weit herrlicher Leben auf uns warte. Zu dieſem erweckt ſie unſere Hoffnungen unter gewiſſen Bedingungen, und begleitet dieſe Hoffnung mit einer Ueberzeugung des Geiſtes, die ſo gewiß iſt, als das Zeugniß der äuſſerlichen Sinne. Durch dieſe Hoffnung ſchwächt ſie unſere Liebe zu dieſem Leben, und alſo auch unſere Begierden nach den Gütern, die dieſes Leben koſtbar machen. Sie benimmt uns tauſend nagende Sorgen, tauſend unruhige Vorſtellungen, tauſend vergebliche Bemühungen und Laſten, indem ſie uns der Liebe zum Leben entzieht. Sie belohnt uns für dieſe Einbuſſe mit dem Vorſchmacke eines viel herrlichern Glücks. Sie vermindert die Furcht vor dem Tode, indem ſie uns ihn von ſeiner angenehmen Seite zeigt, und uns ihn, als einen nothwendigen Beförderer, und nicht als einen Störer unſers Glücks vorſtellet. Der muß die Natur des menſchlichen Herzens, und die Kraft der Religion gar nicht kennen, wer ſich ohne ſie einen wahren Troſt in den Plagen des menſchlichen Lebens verſprechen will.

Es iſt alles gut, werden viele von den Elenden ſagen, wenn wir nur auch dieſe Hoffnung, dieſe lebendige Vorſtellungen der künftigen Glückſeligkeit recht in unſer Herz bringen könnten. Iſt dieſe Hoffnung nicht eben das, was die Schrift den Glauben nennt, und iſt der Glaube nicht ein Geſchenk Gottes? Iſt dieſes der ganze Einwurf: ſo iſt er bald gehoben. Gott erweckt, Gott belebt dieſe Hoffnung in unſerm Herzen; aber nicht durch Wunder, nicht durch eine unmittelbare Eingebung, nicht wider unſern Willen. So viel iſt gewiß, je mehr wir uns bemühen, ſie zu überkommen, deſtomehr werden wir ſie erhalten. Je weniger wir es uns angelegen ſeyn laſſen, ſie in unſere Gewalt zu bringen, deſto weniger wird ſie uns Gott geben können. Haben wir einen richtigen Begriff von der Güte Gottes: ſo können wir nicht zweifeln, daß er bereit ſey, uns die Hoffnung ſo bald zu ſchenken, als er kann. Er kann aber nicht eher, als bis wir die natürlichen Kräfte des Verſtandes und Willens anwenden, alles aus dem Wege zu räumen, was uns an der Erhaltung dieſer Hoffnung hindert, und alles das zu thun, wodurch ſie uns zu Theil werden kann. Was darf uns das beunruhigen, daß die Hoffnung, von der wir reden, ein Geſchenke Gottes iſt? Haben wir nicht mit dem liebreichſten, mit dem gerechteſten Weſen zu thun, das von keinen menſchlichen Abſichten in der Austheilung dieſes Geſchenks aufgehalten wird, das ſeine Glückſeligkeit darinne ſucht, ſeine Geſchöpfe glücklich zu machen, wenn ſie nur ihr Glück von ſeinen Händen annehmen wollen? Dem es keine Mühe koſtet, uns dieſes Geſchenk zu überliefern? Aber ich thue alles, ſpricht Theokles, was ein Vernünftiger nach der Offenbarung anwenden ſoll, ſich dieſen Schatz zu erwerben. Es ſind nicht Tage, nicht Monate; es ſind Jahre verſtrichen, daß ich dieſer Beſchäfftigung, mich in meinem Elende durch die Hoffnung der Ewigkeit aufzurichten, aufrichtig nachgehangen habe. Und gleichwohl fühle Ich ihre Gegenwart nicht. Iſt kein Betrug in dieſem Bekenntniſſe: ſo iſt Theokles ſeiner Hoffnung näher, als er glaubt. Sie bricht eben ſo wenig auf einmal an, als der Tag. Sie wächſt, ohne daß wir ihren Anwachs ſtufenweiſe merken; aber, wenn ſie zu der nöthigen Höhe gelanget iſt: ſo werden wir ihre Gegenwart eben ſo gewiß fühlen, als wir um die Mittagszeit die volle Wärme der Sonne empfinden, ob wir ihre Annäherung gleich nicht den Graden nach deutlich verſpüret haben. Allein kann mir Gott den Genuß dieſer Hoffnung nicht, ungeachtet aller meiner Bemühung, aus gerechten Abſichten zurück halten? Ja, aber bloß deswegen, damit du ſie deſto höher ſchäzen, und wenn du ſie bekömmſt, ſie deſto ſorgfältiger bewahren ſollſt, je länger und ſtärker du nach ihr verlanget haſt. Kurz, wenn die Schuld nicht an dir liegt: ſo kann Gott nichts abhalten, dir ſie itzt nicht zu ſchenken, als ſeine Güte und dein Glück. Meynet es wohl ein Regent mit ſeinem Unterthan übel, wenn er ihm die Freyheit, um die er heute bittet, erſtlich nach einigen Jahren ſchenkt, weil er zum voraus ſieht, daß er, wenn er die Knechtſchaft weniger gefuhlt häte, die Freyheit mit Verluſt ſeines Lebens mißbrauchen würde? Aber, wo weis ich denn, ob ich mich zu dieſer Hoffnung nicht ſelbſt durch mein Verhalten untüchtig gemacht habe? Ob es nicht ſchon zu ſpät iſt, ſie zu überkommen? Ob Gott noch bereit iſt, ſie mir zu ſchenken? Ich antworte, aus eben denen Unruhen kannſt du es wiſſen, die du fühleſt, welche, wie die Dämmerung vor dem Tage, vorher zu gehen pflegen. Du mußt erſt unruhig werden, ehe du ruhig ſeyn kannſt.

Und wenn dieſe Unruhe mit einer aufrichtigen und kräftigen Begierde verbunden iſt, alles das zu thun, was die Religion gebeut: ſo iſt ſie keine Wirkung des natürlichen Triebes, glücklich zu ſeyn, der uns auch ohne Glauben und Liebe zu äußerlich guten Thaten antreiben kann, ſondern eine Frucht der Religion, und alſo ein Pfand deiner Hoffnung, die, wo nicht eher, doch gewiß mit der Annäherung des Todes ſtärker von dir gefühlet werden wird.

Ja, wendet man ein, wie kann ich denn bey meinem ſiechen Leben das thun, was die Religion gebeut? Gehört zu der Ausübung ſolcher heiligen Pflichten nicht ein heiterer und unbeſchwerter Geiſt, und ein geſunder und brauchbarer Körper? Wie kann ich alſo durch meine Tugend meine Hoffnung ſtärken, da ich wenig Gelegenheit zur Tugend mehr habe? Wie kann ich Andern nützlich ſeyn, Andern dienen, da ich ihnen und mir vielmehr zur Laſt bin? Iſt deine verdorbene Geſundheit keine Folge deiner Vergehungen: ſo iſt dieſer Einwurf ſchwach. Es iſt eben ſo viel; als wenn dir Gott nicht mehr Kräfte gegeben hätte. Folglich wird er auch keinen höhern Gebrauch von dir fordern, als dieſe Kräfte verlangen. Man wende ſie nur aufrichtig an: ſo kann man ſo tugendhaft ſeyn, als ein Geſunder. Niemand iſt ſo ſiech, daß er nicht gewiſſe Stunden und Tage frey von ſeiner Plage wäre. Man gebrauche dieſe Stunden zu ſeinem und Anderer Beſten: ſo wird man die heiligſten Pflichten noch ausüben können. Das ſind nicht allemal die größten Tugenden, die groß in die Augen fallen, und die Mühe verrathen, die ſie gekoſtet haben. Man kann großen Bedienungen mit aller Sorgfalt vorſtehen; man kann den Freunden, dem Nächſten, der Republik große Dienſte, und doch in der That nichts thun, als ſeiner Ehrbegierde, ſeiner Geldſucht und ſeinen übrigen Begierden dienen. Hingegen kann man in einem kleinen Bezirke, unter wenig Menſchen, die nützlichſten Geſchäffte vornehmen, und die edelſte Tugend ausüben, ob man gleich, nach der Sprache der Welt, unnütze und müßig zu ſeyn ſcheint. Ein ſiecher Menſch mag auf ſich oder Andere ſehen: ſo wird es ihm nie an Gelegenheit zur Tugend fehlen. Will er ſeinen Verſtand, will er ſeinen Willen verbeſſern: ſo wird er ſich die guten Augenblicke durch Nachdenken, durch das Leſen guter Bücher zu Nutze machen. Wer hat mehr Gelegenheit, als er, ſich von der Flüchtigkeit, von der Eitelkeit, von dem geringen Werthe aller der Güter zu überzeugen, die uns ſo vielen unnöthigen Schweiß auspreſſen, ſo viel ſchlafloſe Nächte koſten, ſo viele unerlaubte Thaten abzwingen, und zehn neue Begierden in uns erwecken, wenn ſie eine befriediget haben? Und wer kann ſein wahres Glück beſſer befördern, als derjenige, der das Scheinglück recht kennt? Kann man ſeinen Geiſt nicht über die ſichtbaren Dinge erheben, wenn man gleich nicht vollkommen geſund iſt? Kann man ſich keine hohen Bilder von der Größe des Schöpfers, von der Liebe des Erlöſers machen, die uns antreiben, im Herzen ihm ähnlich zu werden? Hat ein Siecher in ſeinem entkräfteten Herzen keine Feinde, keinen Neid, keinen Stolz, keine Eigenliebe, keinen Haß, keine Unverſöhnlichkeit, kein mürriſches und unfreundliches Weſen zu beſtreiten? Hat er keine Gelegenheit zu den Tugenden der Geduld und Gelaſſenheit? Kann er nicht noch keuſch, nicht noch mäßig, nicht noch demüthig ſeyn? Kann er das Vertrauen auf die Hülfe der Allmacht nicht in ſich vermehren? Kann er mit einem Worte die Liebe zu Gott, die Mutter aller wahren Tugenden, nicht in ſich verſtärken? Und wenn er alles dieſes kann, wird er wohl vergebens auch in Anſehung anderer Menſchen leben? Wird er ſie nicht ſchon durch ſein Beyſpiel unterrichten und verbeſſern? Würden Viele, die um ihn leben, wohl zu mancher ernſthaften Betrachtung kommen, wenn ſie nicht ſeine Geduld ſähen, und nicht bey ſeinem Elende an die Ankunft ihres eignen dächten? Kann ich, wenn ich ſiech bin, nicht Andern noch guten Rath geben, wie ſie ihre innerliche und äußerliche Wohlfahrt befeſtigen ſollen? Kann ich mir die Auferziehung eines jungen Anverwandten nicht angelegen ſeyn laſſen? Und leiſte ich der Republik keinen wichtigen Dienſt, wenn ich ihn durch Wahrheit und Tugend zu einem nützlichen Mitgliede derſelben mache? Muß man denn allemal ein öffentliches Amt verwalten können, wenn man nützliche Thaten verrichten will? Wie viel Pflichten giebt es in unſern Häuſern, die wir, als Väter, als Lehrer, als Anverwandte, als Menſchenfreunde ausüben können, wenn gleich unſere Geſundheit nicht die beſte iſt? Und wer wird mehr Eifer zu dieſen Pflichten fühlen können, als eben derjenige, der durch die Vorbothen des Todes oft erinnert wird, etwas gutes nicht aufzuſchieben? Kann ich, wenn ich Vermögen habe, nicht liebreiche Anſtalten machen, die Noth und den Unterhalt der Andern zu erleichtern? Kann ich nicht, wenn ich keines habe, doch Andern mit meinem Anſehen, mit meinem Vorbitten dienen, und mich in meinen begüterten Verwandten zum unbekannten Wohlthäter manches Elenden machen? Wie kann man ſich alſo beklagen, daß man bey dem Verluſte der Geſundheit nicht mehr im Stande wäre, etwas gutes zu ſtiften, oder Tugenden auszuüben? Man ſorge nur für den guten Willen. An Gelegenheiten wird es uns bis auf den letzten Augenblick nicht mangeln. Und ſelbſt durch unſern gelaſſenen und freudigen Tod werden wir uns die Umſtehenden noch verbinden, und ihre Herzen auf viele Jahre noch rühren können, mit Ernſt an dieſes wichtige Geſchäffte zu denken. Wer alſo in ſeinen geſunden Tagen nachläſſig und unordentlich gewandelt, hat noch Gelegenheit das Verſäumte auf andere Weiſe gut zu machen. Und wer tugendhaft gelebt hat, ehe er ſiech geworden iſt, wird nicht verhindert, es ſo gut zu ſeyn, als ein Kranker es ſeyn kann. Will man nun ſeine Hoffnung, ſeine Freudigkeit, ſeine

Gelaſſenheit ſtärken: ſo iſt keine beſſere Nahrung dazu, als die Ausübung der Tugend, die, wenn ſie mit redlicher Abſicht erfüllet wird, etwas ſüßes in unſerm Herzen zurückläßt, das ſich mit der Hoffnung der künftigen Glückſeligkeit vortrefflich vereiniget. Und niemand mache ſich Rechnung auf dieſe Beruhigung, der den Rath der Religion in ſeinen ſiechen Tagen nicht hört. Wie glücklich ſind endlich diejenigen, die ſich bey geſunden Jahren ſchon um die Ruhe des Geiſtes bemühen, die ihnen unentbehrlich iſt, wenn ſie um das liebſte Gut der Welt, um ihre Geſundheit, kommen ſollen!

Von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf das Herz und die Sitten.

Eine Rede,*)

bey dem Antritte der Profeſſion.

Aus dem Lateiniſchen überſetzt.

Ich würde höchſt undankbar, und eben ſo unfähig ſeyn, den Werth einer Wohlthat zu empfinden, als ſie zu verdienen, wenn ich den heutigen Tag, den mir die Gnade des preiswürdigſten Auguſts zum rühmlichen Tage macht, nicht für einen der ſchönſten und glücklichſten meines Lebens hielte. Ich mag die hohen Empfehlungen betrachten, die ihn bewogen haben, mich mit dem Amte eines öffentlichen Lehrers zu begnadigen, oder die Würde dieſes Amts ſelbſt, oder den Ort, wo ich es führen ſoll; ſo finde ich überall Urſachen, mir Glück zu wünſchen, die Gnade des Königs zu preiſen, und den im Stillen anzubeten, der alle unſere Schickſale lenket. Allein eben dieſe königliche Gnade, eben dieß rühmliche Amt, eben der Ort, wo ich es führen ſoll, erfüllen mein Herz mit einer gewiſſen Furchtſamkeit, von der ich mich nicht anders zu befreyen weis, als wenn ich ſie aufrichtig bekenne. Habe ich auch dieß Glück verdienet? Haben die Beförderer der Wiſſenſchaften nicht zu vortheilhaft von mir geurtheilet? Werde ich auch die Pflichten eines öffentlichen Lehrers genug erfüllen, werde ich die Fußtapfen ſo würdiger Vorgänger, Eure Fußtapfen, Ihr Väter und Lehrer dieſer Akademie, mit Ruhm betreten können? Haltet, theuerſte Commilitonen, haltet dieſes nicht für die Sprache einer ſtolzen Demuth! Nein, ich habe mein Unvermögen ſtets zu wohl erkannt, als daß ich je nach dieſem Amte geſtrebt hätte. Ich habe es nicht geſucht, als bis man mir befohlen, es zu ſuchen. Ich habe ein Amt, dazu man nicht Kräfte genug hat, ſtets für eine Unehre, und ein Glück, das man ohne Verdienſte ſucht, für eine gerechte Strafe des Stolzes gehalten. Kann ich nun wohl ohne Furchtſamkeit dieſes akademiſche Lehramt übernehmen? Würde ich es nicht noch weniger verdienen, wenn ich ſtolz genug wäre, es als den Lohn meiner Verdienſte anzuſehen? Ja, der König hat mir zu viel Gnade erwieſen, und mein Leben, davon vielleicht nur noch der kleinſte Theil übrig iſt, wird nicht zureichen, ſie zu verdienen; aber kein Theil ſoll davon verſtreichen, an dem ich ſie nicht mit allem Eifer zu verdienen ſtreben werde. Euch, würdige Lehrer und Väter dieſer hohen Schule, Euch nehme ich zu Zeugen meines heutigen Verſprechens, und rufe die Vorſicht an, daß ſie meine

---

*) Dieſe Rede iſt von Herr Magiſter Heyern, einem meiner Freunde, dem Ueberſetzer der Sauriniſchen Paſſionspredigten, aus dem Lateiniſchen überſetzt worden.

Bemühungen ſegne, und mich das ſelige Glück erfahren laſſe, durch Ausbildung jugendlicher Seelen, Tugend und Weisheit unter den Menſchen befördert zu haben.

Um aber die erſte Pflicht meines Amtes zu beobachten, ſo erlaubet mir, daß ich dieſe Jünglinge, meine Freunde, und der künftigen Zeiten Ehre, zur Liebe gegen die ſchönen Wiſſenſchaften aus einem Grunde ermuntre, der mit der Würde des Menſchen ſo genau verbunden iſt; daß ich ihnen den Einfluß zeige, den ſie in das Herz des Menſchen, in die Sitten, und in das gemeine Leben haben.

Niemand leugnet, oder ſollte doch leugnen, daß die ſchönen Wiſſenſchaften den Verſtand ſchärfen, die Einbildungskraft beleben, und das Gedächtniß mit einer Menge von Kenntniſſen bereichern, ohne die man ſich nie weder in den göttlichen noch in den menſchlichen Wiſſenſchaften, weder in den öffentlichen noch in den häuslichen Geſchäfften, über das Mittelmäßige erheben wird. Ich würde unſer Jahrhundert entehren, wenn ich dieß weitläuftig beweiſen wollte. Sehet, edle Jünglinge, ſehet hier eine ehrwürdige Verſammlung von Kennern und Lehrern in allen Arten der Wiſſenſchaften, deren Beyſpiele ſtärker beweiſen, als alle Gründe des Redners! Durch welche Wege ſind ſie bis zu dieſer Größe empor geſtiegen? Wodurch erwarben ſie ſich alle die Verdienſte um die höhern Wiſſenſchaften, die wir an ihnen verehren? Wodurch ſetzten ſie ſich in den Stand, ihnen ſo viel

Licht, Gründlichkeit und Anmuth zu geben? Dadurch, daß ſie die engen Schranken gewiſſer Compendien und Syſteme ängſtlich durchlieſen; daß ſie ihr Gedächtniß mit einer Menge leerer und trockner Sätze beſchwerten? Oder dadurch, daß ſie ſich eine genaue Kenntniß der Sprachen, Alterthümer und Sitten aller Zeiten erwarben; daß ſie die heilige und weltliche Geſchichte ſorgfältig erlernten; daß ſie ſich mit den Meiſterſtücken ſo wohl der Poeſie als Beredſamkeit bekannt, und den Geiſt und die Schönheit der alten und neuern Schriftſteller durch Leſen, Nachdenken und Nachahmen ſich eigen machten? Es iſt wahr, der Name eines großen Gelehrten wird nicht durch Studiren, nicht durch Regeln, nicht durch Kunſt und Nachtwachen allein erworben; es wird Genie, es wird eine gewiſſe natürliche Größe und Lebhaftigkeit der Seele erfordert, die den Menſchen zu allen großen Unternehmungen begeiſtern muß. Allein, was vermag das beſte Genie ohne Unterricht, ohne Kunſt, ohne Uebung? Was wird der größte Geiſt treffliches hervorbringen, wenn er noch nicht durch Wiſſenſchaften gebildet, noch nicht mit einem Vorrathe ſchöner und nützlicher Gedanken ausgerüſtet, mit einer Menge lebhafter Bilder ausgeſchmückt, noch nicht mit den Schätzen der Sprache und des Ausdruckes bereichert iſt? Wird man wahr, genau, ſchön und mannichfaltig denken, wird man ſich richtig und lebhaft ausdrücken, wird man lehren, gefallen und das Herz des Menſchen rühren können, wenn man ſich nicht einen guten Geſchmack, eine Kenntniß nützlicher Wahrheiten, und beſonders die Kenntniß des menſchlichen Herzens erworben hat? Dieſe Vortheile ſchenket uns die Erlernung der ſchönen Wiſſenſchaften. Aber wie? Sind ſie bloß von dieſer Seite liebenswürdig; bloß darum ſo ſchätzbar, daß ſie den Saamen einer reichen Erndte nur in unſern Verſtand, nicht aber in unſer Herz ausſtreuen? daß ſie uns nur richtig, ſchön und erhaben denken und ſchreiben, nicht aber gut, ſchön und edel empfinden und begehren lernen? daß ſie uns nur mit feinen und großen Gedanken, nicht aber mit guten und rühmlichen Geſinnungen; nur mit ſchönen Ausdrücken und Bildern von dem, was überhaupt in der Natur ſchön, was recht, was tugendhaft iſt, nicht aber mit Neigung und Eifer für die Tugend und Rechtſchaffenheit, für das Edle und Erhabene erfüllen? Wenn der Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften nur auf die Studirſtube und den Autor eingeſchränkt iſt; wenn er uns nicht in die Welt, in die Geſellſchaften, in die Geſchäffte des Lebens und unſrer Häuſer folget; wenn ſie unſern Geiſt nur aufklären, ohne ihn mit guten und edlen Empfindungen zu beleben; wenn ſie uns bey einem angebauten Verſtande ein rohes und ungebildetes Herz laſſen: ſo höret, Jünglinge, meine Ermahnung, dieſe Wiſſenſchaften zu erlernen, höret ſie nicht; haltet ſie für die Sprache der Partheylichkeit, für die verdächtige Stimme des Lehrers, der das nur rühmet, womit er ſich beſchäfftiget, und darum rühmet, weil er ſich damit beſchäfftiget; der nur das anpreiſt, was ſeinem Stolze und ſeiner Eitelkeit ſchmeichelt. Aber wenn ich Euch, ſo weit es die engen Schranken einer Rede, und die koſtbare Geduld gelehrter Männer erlauben, wenn ich Euch beweiſe, daß eine gründliche Erlernung der ſchönen Wiſſenſchaften einen großen Einfluß in unſer Herz, in unſre Sitten, in das gemeine Leben hat: ſo verſaget Eure Liebe und Euren Fleiß dieſen Künſten nicht.

Wenn man die ſchönen Wiſſenſchaften wohl und fleißig ſtudiret, ſo erwirbt man ſich einen gewiſſen guten Geſchmack; das iſt, eine zarte, geſchwinde und treue Empfindung alles deſſen, was in den Werken des Geiſtes, ſowohl in einzelnen Gedanken und Ausdrücken, als überhaupt in dem ganzen Baue des Werkes, richtig, ſchön, edel, harmoniſch; und auf der andern Seite alles deſſen, was fehlerhaft, was matt, was kindiſch, was abentheuerlich und mißhellig iſt. Dieſe feine Empfindung, die in dem erſten Falle von einem geheimen Vergnügen, und in dem andern von einem heimlichen Unwillen begleitet wird; dieſer gute Geſchmack wird uns durch den Gebrauch ſo natürlich, daß wir ihm nicht allein in unſern Schriften, ſondern auch in unſern Geſprächen und Handlungen folgen. Sein Einfluß breitet ſich nicht nur über unſre Art zu denken, ſondern über unſern ganzen Charakter aus. Er wachet, gleich einem getreuen Aufſeher, über alle Pflichten unſers Lebens, und lehrt uns unvermerkt die gute Art, mit der wir ſie verrichten ſollen. Er machet uns nicht tugendhaft, aber er giebt unſern Tugenden einen Werth und eine Anmuth, die ſie ohne ihn nicht haben würden. Wodurch ſoll ich Euch dieſes beweiſen? Durch Gründe, die aus der Natur der Seele und der ſchönen Wiſſenſchaften hergenommen ſind; oder durch Zeugniſſe und Beyſpiele?

Stellet Euch einen Freund der ſchönen Wiſſenſchaften vor; einen Mann, der die Meiſterſtücke der Alten und Neuern lieſt, und mit Empfindung lieſt; der das, was in ihnen ſchön, edel und groß iſt, nicht nur bald entdeckt, ſondern dieß Schöne, dieß Edle und Große ſelbſt fühlet, und deſto ſtärker fühlet, je mehr ihn der rührende Ton und die lebhaften Bilder, in denen er es ausgedrückt ſieht, entzücken; der die großen Beyſpiele der Menſchenliebe, der Zärtlichkeit, der Freundſchaft, der Dankbarkeit, der Liebe zum Vaterlande, des Heldenmuthes, der wahren Ehrbegierde, die er überall in den Werken des Geiſtes entdeckt, nicht nur bemerkt, ſondern tief, und deſto tiefer in ſein Herz eindrückt, weil er ſie in der liebenswürdigſten Geſtalt, in ihrem ſchönſten Lichte erblicket; ſtellet Euch einen Mann vor, der ſo die ſchönen Wiſſenſchaften ſtudiret, ſo die geiſtvollen Werke der Alten und Neuern lieſt, und ſprechet, ob der Nutzen von ſeinem Studiren nur in ſeinem Verſtande bleiben, oder ob er nicht auch in ſein Herz, in ſeine Sitten, in ſein Leben übergehen werde? Wird derjenige, der den Werth der Freundſchaft, die Heiligkeit des gegebenen Wortes, das Vergnügen einer edelmüthig erwieſenen, oder dankbar angenommenen Wohlthat ſo oft empfand; der ſo oft ſich bey einer rührenden Stelle von Zärtlichkeit und Mitleiden durchdrungen, ſo oft in einem erhabnen Beyſpiele zu großen Entſchließungen begeiſtert fühlte; wird der im gemeinen Leben ſo leicht ein undankbarer Bürger, ein harter Hausvater, ein beſchwerlicher Ehemann, ein treuloſer Freund, ein unangenehmer Geſellſchafter, ein kalter und müßiger Zuſchauer bey dem Unglück Anderer ſeyn können? Wird ihn nicht ſein Herz, durch die ſchönen Wiſſenſchaften zur Empfindung des Schönen und Guten gewöhnt, in ſeinen Handlungen, in ſeinen Geſprächen, kurz, in allen Verrichtungen ſeines Lebens, wird es ihn hier nicht eben ſo, wie im Leſen oder Schreiben durch eine geheime Stimme lehren, was bey einem jeden Vorfalle, an jedem Orte, in jedem Verhältniſſe ſchön, gut und wohlanſtändig, was zu viel und was zu wenig ſey?

Ich behaupte hierdurch nicht, daß die Erlernung der ſchönen Künſte uns die Tugend ſelbſt einflöße, ſondern nur, daß ſie die Tugenden, die wir der Natur, oder vielmehr der Religion zu danken haben, angenehmer und brauchbarer mache. Welcher Vortheil für das gemeine Leben! Um ihn deſto deutlicher einzuſehen, ſo ſtellet Euch den Freund der ſchönen Wiſſenſchaften, ſtellet Euch noch einmal einen Mann Mann vor, der aus dem Leſen der Autoren weis, wie viel eine Sache durch die Art, mit der ſie geſagt wird, gewinnt, wie man ſie vortheilhaft wenden, und dem Andern auch das, was er ungern höret, von einer gefälligen Seite zeigen könne; einen Mann, der aus dem beſtändigen Umgange mit guten Schriften die Kunſt gelernt hat, alles was in den Gedanken oder in dem Ausdrucke niedrig, ſchmutzig, hart und beſchwerlich iſt, zu vermeiden, oder zu verbergen, und überall den Wohlſtand zu beobachten. Wird dieſer Mann, wenn er mit ſeinen Freunden, mit ſeinem Weibe, mit ſeinen Kindern, mit Gönnern, mit Clienten, mit Fremden ſpricht und handelt, wird er nicht dieſer Empfindung des Wohlſtandes, die ihn immerzu gleich einem wachſamen Freunde erinnert, unvermerkt gehorchen? Und die feine Art, mit der er die Pflichten der Tugend und Höflichkeit verrichtet, wird die nicht ſelbſt dieſen Pflichten einen neuen Werth ertheilen? Wird er beleidigend ſeyn, wenn er ſcherzet, mürriſch, wenn er tadelt, gebieteriſch, wenn er befiehlt, ruhmredig, wenn er Wohlthaten erzeigt? Wird er in ſeinen Geſprächen bäuriſch und niederträchtig, in ſeinem Aeußerlichen beſchwerlich und ekelhaft ſeyn? Er, der durch eine feine Empfindung gelehrt, ſo wohl weis, was in den Werken des Geiſtes edel, groß, natürlich, frey, was ſchön und nicht ſchön ſey?

Man glaube alſo nicht, daß die Erlernung der ſchönen Künſte nur in ſo weit gut ſey, als man ein Autor, oder ein Lehrer derſelben werden, als man ſelbſt ein Redner, ein Dichter, ein Geſchichtſchreiber ſeyn will. Nein, ihr Geiſt wird uns als ein treuer

Gefährte in alle Verrichtungen des Lebens, in die Geſchäffte des Hauſes, in die Angelegenheiten des Staats, in die Unternehmungen des Krieges folgen. Er wird den Cicero beſeelen, wenn er in Rom vertheidigt oder anklagt; er wird ihn auch beſeelen, wenn er regieret, wenn er das Feuer der Zuſammenverſchwörung dämpft, Rom dem Untergange entreißt, wenn er das Schickſal einzelner Perſonen und ganzer Länder entſcheidet. Eben der gute Geſchmack, der in ſeinen Reden herrſchet, wird auch da herrſchen, wenn er mit ſeinen Freunden von Hausangelegenheiten redet, wenn er Briefe ſchreibt. Eben der Geiſt der Ordnung, der Klugheit, der Symmetrie, der den Paul Aemil eine Armee vortheilhaft ſtellen lehret, wird ihn auch ein allgemeines Feſt für ganz Griechenland mit einer anſtändigen Pracht anordnen lehren. Eben die edle Empfindung, die den Plinius belebt, wenn er der Lobredner Trajans iſt, wird ihn auch beleben, wenn er das Lob ſeiner Gemahlinn erzählt, wenn er ihr von ſeiner Liebe ſchreibt. Eben der Geiſt der Menſchlichkeit, der ihn bewegt, wenn er bey dem Trajan für ſeine Freunde bittet, wird ihm auch die Feder führen, wenn er die Sache der Chriſten erzählt. Eben der gute Geſchmack, mit dem ein Kaufmann die Werke des Geiſtes lieſt, wird ihn auch in ſeinen Handlungsgeſchäfften angenehm und beredt, und in ſeinen Erfindungen neu und ſinnreich machen.

Aber, höre ich einige ſagen, wenn die Kenntniß der ſchönen Wiſſenſchaften einen Einfluß in das Herz, in die Sitten und Handlungen der Menſchen hat; woher kommen unter denen, die ihr ganzes Leben dieſen Künſten gewidmet haben, ſo viel Ungeſittete, Mürriſche, Zankſüchtige, Stolze, Wollüſtige, woher ſo viele Pedanten? Wie viele, denen man das Verdienſt der Gelehrſamkeit nicht abſprechen kann, haben nicht durch die ärgerlichſten Werke, die ſie geſchrieben, durch die ſchandbarſten Zänkereyen die guten Sitten entehret? Muß man nicht aus ihren Schriften auf ihren Charakter ſchließen? Es iſt wahr, dieſer Vorwurf beſchämt die Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften, aber er ſchadet meiner Sache nicht. Ich habe den ſchönen Künſten keine Zauberkraft zugeſchrieben, die ihre Verehrer auch wider ihren Willen geſittet machte, und ein jedes unedles Herz in ein edles verwandelte. Es iſt auch nicht ſchwer, die Urſachen zu entdecken, warum viele von denen, die ſich dieſen Künſten ergeben, oft von dem Aeußerlichen und demjenigen, was man den eingeführten Wohlſtand nennt, ſo verlaſſen ſind. Begierig auf ihre Künſte, verſchließen ſie ſich auf ihre Studirſtuben, und fliehen den Umgang, auf den ſie ihre Kenntniſſe ſollten anwenden lernen. Sie bleiben Fremdlinge auf dem Schauplatze der Welt; es iſt zu verwundern, daß ſie ihre Rolle ſchüchtern und ängſtlich ſpielen, wenn ſie denſelben ſo ſelten betreten? Iſt es zu verwundern, daß ſie bey dem Geſchmacke, den ſie beſitzen, und in Geſellſchaften nie genützt haben, Männer ohne Geſchmack zu ſeyn ſcheinen, und aus Furcht, keine Pedanten vorzuſtellen, oft Pedanten werden? So gewiß es iſt, daß der Umgang allein, ohne Einſicht, ohne Geſchmack, uns nichts, als den Ton des Wohlſtandes lehret, und blendende Stutzer oder höfliche Gecken zeugt; ſo gewiß iſt es auch, daß der Geſchmack in den ſchönen Künſten, wenn er nicht auf das gemeine Leben und die Geſetze des Wohlſtandes durch den Umgang angewandt wird, keinen Mann von Lebensart bildet. Eben ſo leicht iſt es, die Urſache zu finden, warum diejenigen, die ſich dieſen Künſten widmen, bey einem gebeſſerten Verſtande immer noch ein ungebeſſertes Herz behalten, und ſo leicht ſtolz und eitel werden. Sie ſtudiren, um viel zu wiſſen, um tadeln zu können, um Andre zu übertreffen; und ſie belohnen ſich für ihren Fleiß durch den Stolz und die Verachtung der Andern. Sie denken nicht an das, was ſie treiben, ſondern ſtets an ſich. Sie ſtudiren nicht mehr, um die Schönheiten der Autoren zu entdecken und zu empfinden, ſondern um ihre Gelehrſamkeit zu zeigen. Nicht die Wiſſenſchaften alſo, ſondern ihr fehlerhafter Gebrauch zeuget die übeln Sitten vieler Gelehrten. Sehen wir nicht Viele ſelbſt die Lehren der Religion, die ſie mit ihrem Verſtande vollkommen gefaßt haben, durch ein unheiliges Leben entehren? Wollen wir dieſes zum Fehler der Religion machen, der göttlichen Religion, die mehr als irgend eine menſchliche Weisheit die Kraft hat, Herzen zu beſſern? Wie unentbehrlich iſt das Licht unſern Augen, und wie gewiß iſt es dennoch, daß zuviel Licht blendet! Wird der Wein deswegen, weil er die Kraft hat, die Vernunft

nunft zu betäuben, und weil ihn Viele bis zur Betäubung mißbrauchen, wird er deswegen aufhören, eine kräftige Arzney, ein köſtliches Geſchenke der Natur zu ſeyn? Wenn ich alſo behaupte, daß die ſchönen Wiſſenſchaften einen Einfluß in unſer Herz, und in unſere Sitten haben: ſo behaupte ich dieß nur von ihrem rechtmäßigen Gebrauche. Ich lege ihnen nicht eine Kraft bey, jede tief eingewurzelte Neigung auszurotten, und ein laſterhaftes Herz in ein tugendhaftes umzubilden; ſondern nur die Kraft, unſer Herz guten und edlen Empfindungen aufzuſchließen, und unſre Tugenden zu verſchönern, indem ſie unſre Einſicht verſchönern. Man ſtelle mir die geizigen Senecas entgegen, die ſo vortrefflich von der Verachtung der Reichthümer geſchrieben haben! Ich will es glauben, daß ſie geizig geweſen ſind: ich behaupte aber zugleich, daß ſie es ohne Wiſſenſchaft noch mehr, oder auf eine niederträchtigere Art geweſen ſeyn würden. Aber dein Cicero, der große Kenner und Beförderer der ſchönen Wiſſenſchaften; Er, deſſen Geiſt größer war, als die Herrſchaft Roms; war er nicht eben ſo ſtolz als gelehrt? Hat er nicht in ſeinem Briefe an den Luccejus ein ewiges Denkmaal ſeiner Eitelkeit hinterlaſſen? Ja, ich gebe es zu. Aber man ſey ſo groß wie Cicero, man habe ſo viel Rühmliches verrichtet, ſo viel Treffliches geſchrieben, ſo viel für ſein Vaterland gethan; man habe Rom, man habe die Welt beherrſcht: und dann, dann wird dieſe Begierde nach Ruhm wenigſtens ein ſehr verzeihlicher Fehler ſeyn.

Man fragt mich vielleicht, ob es nicht Viele gebe, welche, ohne je die ſchönen Wiſſenſchaften ſtudirt zu haben, ſehr geſittet, und oft geſitteter ſind, als die, welche ihre ganze Lebenszeit darauf verwenden? Ich räume es ein, es giebt ihrer Viele. Aber man frage zugleich dieſe geſitteten nach dem Umgange, nach der Erziehung, die ſie gehabt, nach den Büchern, die ſie geleſen; und man wird finden, daß ihre Aeltern, ihre Lehrer, ihre Freunde, und etliche gute Bücher bey ihnen die Stelle der ſchönen Wiſſenſchaften vertreten haben. Nicht der, welcher alles gierig geleſen, alle Schätze der Weisheit ſtolz in ſich aufgehäuft, alles, was mit der Miene der Gelehrſamkeit ſchmeichelt, mühſam unterſucht, tauſend verwickelte Fragen entſchieden, tauſend philoſophiſche Spitzfindigkeiten erforſcht hat; nicht der iſt es allemal, der mit Rechte ſich rühmen kann, die ſchönen Wiſſenſchaften ſtudiret, für ſein Herz ſtudiret zu haben. Ein Anderer, der nur etliche, nur die beſten Bücher, fleißig, mit Aufmerkſamkeit, mit Empfindung geleſen, ſo geleſen, daß er ſich oft bis zum Schreiben begeiſtert fühlte; oder der aus dem Umgange mit gelehrten Freunden den Nutzen des Leſens ſelbſt gezogen hat; auch der hat aus den ſchönen Wiſſenſchaften geſchöpft, auch der hat aus ihnen ſein Herz und ſeine Sitten gebildet. Ja ich werde mich nicht verwundern, wenn ein einziges gutes Buch, wenn eine Clariſſa und ein Grandiſon dem aufmerkſamen Leſer mehr gute und edle Empfindungen einflößet, als eine ganze Bibliothek moraliſcher Schriften dem

Gelehrten nicht giebt, der ſie nur lieſt, um ſie geleſen zu haben, um davon reden, und mit ſeiner Beleſenheit ſchimmern zu können. Es bleibt alſo gewiß; auch bey dem, der ſich nicht ganz den Wiſſenſchaften widmet, wird eine fleißige Bekanntſchaft mit den Werken der Beredſamkeit und Poeſie, inſonderheit derer, welche für das Herz geſchrieben ſind; mit den Werken, die uns entweder die Tugend in ihrer liebenswürdigen Geſtalt, oder das Laſter von ſeiner abſcheulichen oder lächerlichen Seite zeigen; auch bey ihm wird eine ſolche Bekanntſchaft das Herz nicht nur empfindlich, ſondern auf ſich und ſeine eignen Fehler aufmerkſam machen. Und ſo werden die guten und böſen Charaktere in dem Heldengedichte, in der Tragödie, in der Comödie, in dem Romane; ſo wird eine Fabel, eine Erdichtung beſſer als Cratippus und Crantor lehren, je weniger ſie die Miene des Lehrers verrathen; und einen deſto tiefern und dauerhaftern Eindruck zurücklaſſen, je mehr ſie im Leſen entzückten.

Gehet die Zeiten des Alterthums in Gedanken durch; überall werdet Ihr die ſchönen Künſte von einer feinen Lebensart und von geſellſchaftlichen Tugenden begleitet antreffen. Unter ihren Tritten ſproßten, wie die Roſen unter den Füßen der Grazien, die angenehmen und liebenswürdigen Sitten Athens hervor. Mit den ſchönen Wiſſenſchaften kam die Höflichkeit und Leutſeligkeit nach Rom; und nie erſchienen ſie einem Volke, wo ſie nicht alsbald von den Klugen geliebt, und nach und nach von der

Menge aufgenommen, ihre Annehmlichkeiten dem gemeinen Leben mittheilten, und nachdem ſie die Einſichten des Volks verbeſſert, auch ihre Neigungen und Empfindungen edler und feiner machten. Und konnte dieß anders ſeyn? Es iſt ein allgemeines Geſetz, eine ewige und unveränderliche Richtſchnur für unſern Geiſt, alles, was ihm unangenehm und beſchwerlich iſt, von ſich zu entfernen, und das zu ſuchen, was ihm angenehm und ſchön dünket. Eben die Empfindung von der Ordnung, dem Anſtande, der Uebereinſtimmung, welche wir in den Werken der Künſte, in regelmäßigen und prächtigen Gebäuden, in dem Anblicke vortrefflicher Schildereyen, in dem Leſen geiſtreicher Schriften immerzu wahrnehmen; eben dieſe Empfindung, die ſich hier unvermerkt in unſre Seele eindrückt, und in ihr feſtſetzet, folget uns ſodann in die geſellſchaftlichen und häuslichen Angelegenheiten, und lehret uns auch hier, ohne daß wir daran denken, die Regeln des Wohlſtandes, der Ordnung, der Natur, beobachten, das Rauhe und Gezwungene aus unſern Sitten eben ſo, wie aus unſrer Art zu denken, verbannen, und wenigſtens die äußerliche Geſtalt der Gefälligen, der Leutſeligen, der Ordentlichen annehmen, um den Beyfall der Andern zu erwerben.

Und was beweiſe ich viel? Werde ich nicht vielleicht durch meinen Beweis die Gewißheit der Sache geſchwächt haben? Iſt es das erſtemal, daß man einer Wahrheit geſchadet hat, weil man ſie zu deutlich machen wollte, da ſie ſich doch mehr empfinden, als beweiſen ließ? Das ſicherſte Mittel, geliebteſte Jünglinge, das ſicherſte Mittel, wie Ihr Euch von der Wahrheit meines Satzes überzeugen könnet, iſt, daß Ihr fortfahret, Euch mit allem Eifer den ſchönen Wiſſenſchaften zu widmen. Ja, verehret ſie, liebet ſie, ergebet Euch ihnen ganz; und Ihr werdet nicht allein gelehrte und berühmte Männer werden, ſondern wie Ihr itzt die wohlgearteſten und liebenswürdigſten Jünglinge ſeyd, ſo auch durch Euer ganzes Leben rechtſchaffne und zärtliche Freunde, gütige und liebreiche Väter, dienſtfertige und großmüthige Gönner, angenehme und gefällige Collegen, beredte und freundliche Hausväter ſeyn, und dem guten Geſchmacke in jedem Alter, in jedem Stande, in jeder Geſellſchaft, bey jeder Gelegenheit Ehre machen.

Ich weis, welche Genies, welche Herzen ich ermuntre. Ich weis, meine Bitten, die Beyſpiele ſo viel großer Männer, die Ihr hier verſammlet ſehet; der würdige Lohn, den die ſchönen Wiſſenſchaften unter ihre Verehrer austheilen, die edlen Vergnügungen, welche ſie begleiten, haben Euch gewonnen. Ich weis, Ihr ſeyd meine Freunde, und das Exempel Eures Freundes ermuntert Euch. Iſt es wahr, daß ich ſo glücklich geweſen bin, Euch bisweilen durch meine Schriften zu gefallen, Euch zu rühren? Ich habe dieß Glück den ſchönen Wiſſenſchaften, der Liebe zu dem, was rechtſchaffen und edel iſt, ich habe alſo Eure Freundſchaft ſelbſt ihnen zu danken. Glaubet Ihr, daß ich ſo glücklich bin, den Beyfall und die Gewogenheit dieſer ehrwürdigen Männer zu genießen?

Ich habe ſie der Liebe zu den ſchönen Künſten, der Liebe zu dem, was rechtſchaffen und edel iſt, zu danken. Glaubet Ihr, daß hohe Mäcenaten mir dieß heutige Glück zuwege gebracht haben? Ich habe ihre Gnade der Liebe zu den guten Sitten, dem Fleiße in den ſchönen Wiſſenſchaften zu danken, die ſie ſchützen und belohnen. Treibet, treibet ſie fleißig, und Ihr werdet erfahren, wie wahr es iſt, was Cicero zu ihrem Lobe ſaget: **Sie nähren die Jugend, und vergnügen das Alter; ſie verſchönern das Glück, und mildern das Unglück; ſie ſind ein angenehmer Zeitvertreib auf unſern Zimmern, ohne uns ein Hinderniß in unſern Geſchäfften zu ſeyn; ſie übernachten mit uns, reiſen mit uns, fliehen mit uns vom Geräuſche der Stadt zur Stille des Landlebens.***) Treibet ſie, und Ihr ſelbſt werdet die vortrefflichſten Beweiſe ſeyn, wie wahr der Gedanke des Poeten iſt: **)

Treu ſich den Künſten weihn,
Macht unſre Sitten mild, und lehrt uns menſchlich ſeyn.

Endlich komme ich zu der wichtigſten Pflicht, die mir der heutige Tag auferlegt, und verehre noch einmal mit lautem Danke die Gnade unſers Königs.

---

*) Haec ſtudia adoleſcentiam alunt, ſenectutem oblectant, ſecundas res ornant, aduerſis perfugium ac ſolatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiſcum, peregrinantur, ruſticantur.

Or. pro Archia c. 7.

**) Didiciſſe fideliter artes,
Emollit mores, nec ſinit eſſe feros.

Ouid. El. 9. L. II. de Ponto.

die mir dieſes Amt anvertrauet hat. Die Vorſicht erhalte ihn und ſeinen glorwürdigen Erben, und laſſe Beide die Belohnung der Tugend, der Menſchenliebe und Gerechtigkeit, ſchon auf Erden in einem langen Leben, und in dem Flore ihrer Länder und Häuſer, ſchmecken. Sie ſegne die Königinn, und das ganze königliche Haus. Sie mache die Prinzen und Prinzeſſinnen zu Beſchützern der Weisheit und Tugend, zu Wohlthätern vieler Reiche, und zur Freude des menſchlichen Geſchlechts. Sie ſegne die Miniſter des Königs, und alle ſeine Räthe, und ihr Name müſſe ewig bey den Namen der Rechtſchaffenen, der Weiſen und der Menſchenfreunde gefunden werden. Sie erhalte die würdigen Lehrer dieſer hohen Schule, und gebe, daß ich in ihre Fußtapfen trete. Es blühe dieſe Akademie, ſie ſey eine Quelle der größten Geiſter, der ſchönſten und liebenswürdigſten Sitten; und ewig ſey der Name dieſer Stadt, der Name Leipzigs, Sachſens Zierde, und fremder Länder Bewunderung!

◆ ◆ ◆

Betrachtungen
über die Religion.

Es giebt Viele, welche die Religion verachten und ſie nicht kennen; aber es giebt deren noch weit mehr, die ſie hochſchätzen, und ſie doch nicht kennen. Ich weis nicht, wer ſie mehr beſchimpft, ob die erſtern durch ihre Verachtung, oder die andern durch ihre äußerliche Hochachtung. Wenn man aber fragt, wer ihr den größten Schaden thut: ſo kann man dreiſt antworten, daß es die letzten ſind. Ein offenbarer Verächter der Lehre, die uns weiſe, tugendhaft, und glücklich macht, entzieht ihr durch alle ſeine unverſchämten Beſchuldigungen, durch alle ſeine giftigen Spöttereyen, nichts von ihrer Majeſtät, und ſelten einen von ihren vernünftigen und wahren Verehrern. Man haßt ſeine Frechheit, und ſieht ihn als einen Feind des menſchlichen Geſchlechts an, der mit dem verwegenſten Stolze der allgemeinen Stimme der Vernunft und der Empfindung widerſpricht, und betrachtet ihn, indem man ihn verabſcheut, zugleich mit Mitleiden und Erbarmen. Die Empfindungen des Erlaubten und Unerlaubten, des Guten und Böſen, welche der Allmächtige den Herzen der Menſchen eingedrückt hat, ſind, ſo ſchwach ſie auch durch das Verderben der Natur und durch unſre Schuld geworden,

den, noch viel zu ſtark, als daß ſie durch den Eindruck der Ungebundenheit und Frechheit, den ein Unverſchämter in unſern Seelen machen will, oder auch zuweilen macht, ganz könnten vertilget werden. Er kann ein gutes und unſchuldiges Herz zuweilen überraſchen, und die Wahrheit durch ſeine falſchen Gründe auf einige Zeit in demſelben verfinſtern; aber er kann, und wenn er auch der Verſchlagenſte wäre, durch alle Kunſtgriffe das Gefühl des Gewiſſens, und den Saamen der Wahrheit und Tugend nicht in uns ausrotten. Der in uns iſt, iſt mächtiger, denn der in ihnen iſt. Sollte der Herr denen, die nicht reich an Verſtande oder Wiſſenſchaft ſind, keinen Schild durch die innerliche Empfindung gegeben haben, der ſie wider die Anläufe der Ungläubigen in Sicherheit ſetzte? Man laſſe die großen Geiſter, oder wenn ich den Namen der Schrift brauchen darf, die Thoren behaupten, daß kein Gott, keine Religion, kein weſentlicher Unterſchied unter Tugend und Laſter ſey. Man laſſe ſie über das Heiligſte kühn herfahren, und die ewigen Geſetze der Gerechtigkeit und Ordnung mit frechen Lippen läſtern; die Religion behält doch ihren Glanz, die Tugend behält doch ihre Reizungen, wenn wir ſie nur recht kennen. Nicht der allein, der im Himmel wohnt, lachet dieſer ſcharfſinnigen Thoren, nicht allein der Herr ſpottet ihrer. Nein, er hat unter denen, die er geſchaffen hat, gegen Einen Unſinnigen, der ihn verunehrt, tauſend, die ihn mit dem Geiſte verherrlichen, in welchem

chem ſie die ehrwürdigſten Spuren ſeiner Gottheit wahrnehmen. Herr, iſt nicht ſchon ein Blick, den wir auf die Werke deiner Allmacht werfen, ſtark genug, die tiefſinnigſten Beweiſe eines Freygeiſtes, der dich uns entreißen will, zu widerlegen? Du, Gott, ſollteſt nicht ſeyn? Und ich kann nicht mich, nicht die Werke, die um mich ſind, betrachten, ohne eine ewige Urſache der Weisheit, der Allmacht, der Ordnung, der Pracht und Schönheit zu denken, die in mir und in dieſen Werken herrſchen? Du, Gott, ſollteſt nicht ſeyn? Und gleichwohl ſind ſo viel tauſend Beweiſe da, daß du biſt? Ich bemühe mich, eine Welt ohne eine Urſache zu denken, und ich fühle einen unbezwinglichen Widerſtand in meiner Seele. Biſt du aber der wunderbare Urheber der Menſchen und der übrigen Welt, bin ich dein Geſchöpf, habe ich alles, was ich habe, von dir: ſollteſt du denn mich und den Gebrauch meiner Kräfte der Seele und des Leibes, mir ſelber, meiner Willkühr überlaſſen haben? Ich kann dieſe Kräfte ſo und anders anwenden; ſollte es einerley ſeyn, wie ich ſie anwende? Ob ich ſie zum Verderben meiner Brüder, oder zu ihrem Beſten, zu meiner Ruhe, oder zu meiner Pein gebrauche? Ich höre, wenn ich die Begierden ſchweigen heiße, eine Stimme in mir, die mir ſagt, dieſes ſey gut, und jenes böſe. Von wem kömmt dieſe Stimme? Ihr will ich folgen. Irre ich, ſo irre ich mit Vernunft. Aber nein, dieſe Stimme ſpricht zu göttlich, als daß ſie die Stimme des Irrthums ſeyn

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

ſollte; ſie ſagt mir, daß ich den Allmächtigen, durch den ich bin, über alles verehren ſoll. Hierinnen beſteht mein Glück und meine Pflicht. Ich frage die geoffenbarte Religion, ſie beſtätiget dieſen Ausſpruch, und verwandelt das noch ſchwache Licht der Vernunft in einen hellen Mittag. Sie läßt ſo viel Stralen von der Majeſtät des Unendlichen hervorbrechen, als meine blöden Augen vertragen können. Hier erblicke ich, wer Gott iſt, und was ich bin. Er iſt Liebe, Erbarmen, Großmuth, Ordnung, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Weisheit, Macht; er iſt alles. Und was iſt der Menſch? Ein Werk ſeiner Hände, das ſich bemühen ſoll, ſo viel von dieſen heiligen Eigenſchaften an ſich zu nehmen, als es fähig iſt, und eben dadurch als ein Geſchöpf glücklich zu werden, wodurch der Schöpfer ſelbſt ſelig iſt. Schaue, Sterblicher, in dieſen Spiegel der Gottheit. Du ſiehſt ſo viel darinnen, als dir zu deiner Wohlfahrt nöthig iſt; ſieh nur aufmerkſam hinein. Du biſt für die Ewigkeit geſchaffen, und dieſes Leben iſt der Vorhof derſelben. Dieſe Welt iſt das Land der Prüfung. Deine Jahre ſind die Tage des Gehorſams, die du dem Schöpfer ſchenken ſollſt, damit du der Herrlichkeit würdig werdeſt, die er für dich beſtimmt, und dir durch das Verdienſt, durch die Gerechtigkeit und durch das Blut des göttlichen Erlöſers, ſeines eignen Sohnes, hat erkaufen laſſen. Du ſiehſt noch Wolken, die ſich vor die göttlichen Geheimniſſe dieſer Offenbarung ziehen. Aber laß dich dadurch nicht ſchrecken, noch auf die Verwegenheit bringen, das volle Licht entdecken zu wollen. Womit willſt du es thun? Mit deiner Vernunft? Laß ab, die unerforſchlichen und ewigen Rathſchlüſſe des Unendlichen zu ergründen! Wer biſt du? Denke an dein Nichts, und ſey ehrerbietig gegen den Plan ſeiner Erbarmung! Die Geheimniſſe unſers heiligen Glaubens ſind höher als unſre Vernunft. Du ſollſt ſie nicht glauben, weil du ſie begreifen kannſt; ſondern deswegen, weil du ihre Beweiſe begreifen kannſt, und weil dir dieſe ſagen, daß jene göttlich ſind. Erſtaune und zittere, wenn du an einen göttlichen Erlöſer denkſt, der ein Menſch war, wie du, die Sünde ausgenommen, der die Schwachheiten und die Bedürfniſſe der Natur eben ſo fühlte, wie wir, der eben, wie wir, von den Verſuchungen zum Böſen beunruhiget wurde, der als ein gemeiner Sterblicher umhergieng und wohlthat, und doch nicht ſo viel hatte, wo er ſein Haupt hinlegen konnte; den zu verachten und zu verfolgen, die Klugen und Blöden, die Weiſen und die Thoren, die Mächtigen und Geringen ſich vereinigten; der endlich unter den Geiſſeln ſeiner boshaften Geſchöpfe, und doch zugleich ſeiner Brüder, die Schmach der Tugend fühlte; den man mit dem Hauche läſterte, den er ſelbſt in dem Munde der Läſtrer erhielt; den man mit der niederträchtigſten Verſpottung belegte; der ein Spiel der Barbaren, und zuletzt, nach ſeiner Strafe zu urtheilen, ein unglückſeliger Miſſethäter war, der ſo gar das

Glück der größten Böſewichter nicht genoß, das traurige Glück, unter ſeinen Martern bedauert zu werden; der ſelbſt am Kreuze ausrief: Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen? Erſtaune über alle dieſe Gegenſtände, und fange an zu zweifeln, ob er von Gott geſandt war. Aber ſieh nunmehr auf die Unſchuld ſeines Lebens, auf die Vortrefflichkeit ſeiner Lehre, auf die göttliche Standhaftigkeit zurück, mit der er alle dieſe Schmach, alle dieſe Leiden ertragen; ſieh auf die übermenſchliche Großmuth, mit der er unter den größten Martern ſich ſeiner Henker noch annimmt: Vater, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! Siehſt du da nichts mehr, als einen elenden Sterblichen? Sieh auf die Wunder, mit welchen er in ſeinem Leben, in ſeinem Tode, und nach dem Tode ſeine Lehre und unſern Glauben bekräftigte, und ſage, ſiehſt du nichts Göttliches? Er ſtirbt als ein Menſch, wenn du auf ſein Kreuz blickeſt. Aber, warum verliert die Sonne zu gleicher Zeit ihr Licht? Warum erzittert die Erde? Warum gehen die Todten aus ihren Gräbern hervor? Iſt der Heiland immer nichts mehr, als ein Menſch, wenn er an dem dritten Tage aus dem Grabe hervorgeht, wie er in ſeinem Leben prophezeiht hatte: wenn er endlich, nachdem er vierzig Tage ſein neues Leben bewieſen, in einer Wolke vor den Augen ſeiner Brüder die Erde verläßt, und den Himmel triumphirend einnimmt; wenn er am Pfingſtfeſte den verheißnen Geiſt der Wunder zu ſeinen Apoſteln herabſendet, und ſie durch ihn mit übernatürlichen Gaben ausrüſtet: wenn er einige Zeit darauf bey Damaſcus, von einem göttlichen Lichte umglänzt, ſelbſt wieder erſcheint, und aus ſeinem eifrigſten Verfolger ſeinen muthigſten Bekenner macht? Iſt die Erfüllung ſo vieler Prophezeihungen von ihm, durch die alle, auch die beſonderſten Umſtände ſeines Lebens, ſo viele Jahrhunderte vorher abgezeichnet wurden; ſind ſeine eignen Prophezeihungen, die er uns von der Verwüſtung der Stadt, in der er ermordet worden, von der unſeligen Zerſtreuung des Volks, das ihn umbrachte, und von ſeiner fortdaurenden Erhaltung gegeben, und göttlich erfüllet; ſind die Wunder, mit welchen eine Hand voll elender und verachteter Menſchen, denen von allen Enden widerſprochen ward, die Lehre von dem gekreuzigten Erlöſer in alle Welt ausbreiteten, die Lehre, die den natürlichen Neigungen wegen ihrer Reinigkeit, die ſie fordert, die den Vorurtheilen der Heiden und Jüden, dem eingeführten Götzendienſte, der Weisheit der Klugen, dem Stolze der Natur ſo ſehr zuwider war; die, ohne die Waffen der Beredſamkeit und Gewalt, ohne Hoffnung zu irdiſchen Vortheilen, Hoheiten, Reichthümern, Wollüſten, unter der Erwartung, und der Vorherverkündigung der Schmach, der Verfolgung, des Todes, ſich dennoch ſo viele tauſend Bekenner erwarb; ſind dieſe und andre Beweiſe nicht begreiflich und ſtark genug, dich zu bewegen, das Geheimniß einer Erlöſung zu glauben, die du auch alsdann noch nicht verſtehen würdeſt, wenn du auch den Verſtand der Seraphinen beſäßeſt? Findeſt du einen Widerſpruch in dem Glauben, daß der Erlöſer ein Menſch, und doch auch Gott war: ſo verlache ihn; denn Gott kann dir nichts aufdringen wollen, das der Vernunft, die er dir zur Wegweiſerinn gab, widerſprechen ſollte. Findeſt du aber nur, daß dir dieſe Vereinigung unbegreiflich iſt: ſo denke daran, daß du ein Menſch biſt, und daß du nicht begreifen kannſt, wie dein Geiſt in deinem Körper wohnen kann, ob du gleich fühlſt, daß er darinnen wohnt. Wie viel mehr wird dir die Vereinigung der Gottheit und Menſchheit ein ewiges Geheimniß bleiben müſſen! Findeſt du eine Sittenlehre, die mit der Vollkommenheit deiner Natur, mit der Ruhe der Welt, mit deinem unauslöſchlichen Wünſchen nach einer beſtändigen Zufriedenheit beſſer übereinſtimmt, als die Lehre Chriſti; findeſt du eine Lehre, die dir im Glücke mehr Mäßigung, im Elende mehr Troſt geben, die das Gewiſſen, das Schrecken der Laſter, die Furcht des Todes, des Gerichtes, der Ewigkeit, beſſer ſtillen kann; findeſt du ein Mittel, das dich von deinen thörichten Einbildungen, von deinen ſtürmiſchen Lüſten, von Stolz und unſeliger Eigenliebe, von der Tyranney der Sinne beſſer befreyen, vor den Vorurtheilen der Unverſtändigen und Frechen ſicherer bewahren, dich mit geringerer Mühe und doch gewiſſerm Erfolge weiſe, tugendhaft, gelaſſen, zufrieden, und hier und in Ewigkeit glück-

lich

ſich machen kann: ſo verachte die Religion. Sie iſt gewiß nicht von Gott, wenn noch ein beſſeres Mittel vorhanden iſt, uns zur Glückſeligkeit zu bringen. Aber, wenn du auch kein ſeliger Mittel findeſt, und doch dieſes verachteſt, das alle Kennzeichen eines göttlichen Urſprungs hat: ſo biſt du ſchon allein deswegen, weil du deinen eignen Nutzen ſo wenig kennſt und in Acht nimmſt, nicht werth, unter die Vernünftigen gezählt zu werden. Verleitet dich aber die Mühe, welche die Erkenntniß und Ausübung der Religion erfordert, die Religion zu verachten: ſo verachte doch alle menſchliche Künſte und Wiſſenſchaften; denn kein Menſch faſſet und treibt ſie ohne Mühe. Du denkſt vielleicht, du würdeſt glücklicher ſeyn, wenn dir Gott eine Religion gegeben hätte, die allen deinen Neigungen gemäß, und das Gegentheil der itzigen wäre. Iſt dieſes dein Ernſt? Möchteſt du wohl in einer Welt voll Räuber, Ehebrecher, Todtſchläger, Trunkenbolde, Verleumder, Unverſchämten und Geizigen wohnen? Glaubteſt du in der Geſellſchaft ſolcher Menſchen zufrieden und glücklich zu ſeyn? Würde dieß zu deiner Ruhe dienen, wenn du wüßteſt, daß nach dieſem Leben nichts mehr vorhanden wäre? Würdeſt du nach einem Leben voller Mühe und Elend wohl zufrieden ſeyn, daß du gelebt hätteſt, oder würdeſt du nicht im Tode der Stunde deiner Geburt fluchen? Wenn du alles wohl überlegen wirſt: ſo wirſt du ſehen, daß, wenn die Religion ein Mittel ſeyn ſollte, die Menſchen in dieſem Leben und in dem zukünftigen ruhig und glückſelig zu machen, daß ſie uns, ſage ich, auch nothwendig auf den Weg des Glaubens, der Gottſeligkeit, und der Liebe führen mußte. Und dennoch ſiehſt du die Religion mit Verachtung an? Du mußt dich und ſie wohl nicht kennen?

Eine Sache verachten und ſie nicht kennen, iſt lächerlich. Aber eine Sache hochſchätzen und ſie nicht kennen, iſt dieſes weniger unvernünftig? Es giebt Leute, die der Religion alle äußerliche Ehre erzeigen, die ſie mit ihren Lippen und Geberden ehren und vertheidigen, die man kaum durch Martern der Henker dahin bringen würde, zu behaupten, daß ſie nicht von Gott wäre, und die ſie dennoch in ihrem Herzen und mit ihrem Wandel mitten unter ihrem Eifer ſchänden. Iſt es möglich, daß dieſe Leute die Religion kennen, ſo muß es auch möglich ſeyn, zugleich ſehend und blind zu ſeyn. Die Abſicht der Religion beſteht darinne, daß ſie unſre falſchen Begriffe reinigen, die Neigungen unſers Herzens beſſern, in Ordnung bringen, und ſie und unſre Handlungen den Geſetzen der Vernunft und Tugend unterwerfen, uns mit uns ſelber eins, Gott ähnlich, und uns daher zufrieden machen ſoll. Wer dieſe Abſicht bey der Religion nicht ſieht, der kennet ſie ganz gewiß nicht, ſo, wie eine Religion gekannt ſeyn will; er habe auch alle ihre Lehrſätze und Gebote in dem Gedächtniſſe. Allein, wie viel Menſchen giebt es nicht, wenn wir auf ihr Verhalten ſehen, welche die Religion für nichts als einen Troſt anſehen müſſen, deſſen man ſich zuweilen erinnern ſoll, und den man ſich auch durch den Teufel nicht ſoll rauben laſſen; und ſonſt für nichts weiter! Heißt aber dieß die Religion kennen, ſo iſt nichts leichter in der Welt zu faſſen, als ſie, und nichts lächerlicher, als die Mühe, die man ſich um ſie giebt. Denn den Gedanken, daß mich Gott durch den Erlöſer, ungeachtet, daß ich ein Böſewicht bin und bleibe, doch ſelig machen wird, dieſen Gedanken in ſich zu erhalten, koſtet wenig Schwierigkeit, und alle Menſchen können ſich die Seligkeit gewiß verſprechen, wenn nichts weiter, als dieſe betrügliche Ueberredung, darzu nöthig iſt. Man darf nur ein wenig die Welt und das Herz der Menſchen kennen, wenn man wiſſen will, wie viel dieſe unheilige Hochachtung der Religion dem Wachsthume der Wahrheit und Gottſeligkeit Schaden thut.

Aber, warum kennen doch ſo wenig Menſchen die Religion? Man kann tauſend, und vielleicht ſo viel beſondre Hinderniſſe finden, als Menſchen ſind. Eine von den erſten Urſachen iſt unſtreitig die geringe Mühe, die wir bey erwachſenen Jahren auf die Religion wenden. Die Wiſſenſchaft der Seligkeit hat das mit allen menſchlichen Künſten und Wiſſenſchaften gemein, daß ſie zuerſt mit dem Verſtande gefaßt werden muß, ehe ſie durch die Anwendung unſer wahres Eigenthum wird. Wer hat aber jemals die leichteſte Wiſſenſchaft ohne Fleiß und anhaltende Mühe in ſeinen

Verſtand gebracht? Oder wer vergißt ſie nicht wieder, wenn er die Theile, woraus ſie beſteht, nicht immer ſeinem Geiſte von neuem vorhält, und die Lücken, die in derſelben durch die Zerſtreuungen des Lebens entſtanden ſind, wieder ausfüllt? Warum will man dieſes Recht nicht ebenfalls der Religion wiederfahren laſſen? Verdient ſie es nicht, oder hat uns Gott verſprochen, uns ihre Lehren durch eine unmittelbare Einſprache einzuflößen, und uns ohne unſere Mühe in der Ueberzeugung von ihren Wahrheiten zu erhalten? Iſt es genug, ſie ſich den Worten nach in der Jugend bekannt machen zu laſſen? Iſt es denn bey aller Unterweiſung wohl möglich, daß wir in dem Alter, in welchem wir faſt nichts, als den Gebrauch eines noch leeren Gedächtniſſes und einer rohen Einbildungskraft haben, iſt es wohl möglich, daß wir die Hoheit der Religion da können einſehen lernen? Und wenn es auch möglich wäre; wird nicht der Vorrath der göttlichen Weisheit unter den Zerſtreuungen des Lebens bald in unſern Seelen verloren gehen? Werden die Eindrücke ihrer Lehren nicht durch ſo viel tauſend fremde Vorſtellungen nach und nach verlöſchet werden? Wird die Ueberzeugung von der Schönheit, Heiligkeit und Göttlichkeit der Religion immer in einem Geiſte lebendig bleiben, der durch ſo viel tauſendfache Sorgen, Abſichten, Wünſche und Begierden beſtürmet wird, die auf ganz andre Dinge gerichtet ſind, als auf Weisheit und Tugend? Man habe einen noch ſo reichen Schatz von

Erkenntniß und Weisheit; unſer Geiſt, ſo lange er mit dem Körper verbunden iſt, bleibt ſtets ein Geiſt, der durch die Schmeicheleyen der Einbildung, durch die Gewalt ſeiner Sinne, durch die Süßigkeiten der Lüſte, durch das Geräuſche der Welt, durch Ehre und Schande, durch Reichthum und Armuth, durch Arbeit und Müßiggang, durch Vergnügen und Schmerz, durch alles, was uns angeht, mit Einem Worte, durch ein Nichts, in der Ueberzeugung von unſichtbaren Dingen und in den Bemühungen der Tugend geſtört werden kann. Dieß lehret uns die Schrift, das Beyſpiel der größten Männer unter den Gottſeligen; und unſre eigne Erfahrung ſagt es uns alle Tage. Warum wollen wir denn dieſer Erfahrung nicht gemäß handeln, und uns beſtändig in dem Erkenntniſſe der Religion üben, weil wir faſt beſtändig in den Geſchäfften dieſes Lebens etwas davon einbüßen? Wie einfältig und begreiflich iſt dieſe Wahrheit: Ein Gut, deſſen ich leicht verluſtig werden kann, und das mir doch zu meiner Ruhe unentbehrlich iſt, muß ich ſorgfältig bewahren; ein Gut, deſſen Werth ſich verringert, ſo bald ich mich nicht mehr bemühe, es zu vermehren, muß vermehret werden, wenn ich anders weiſe handeln, und durch den Beſitz deſſelben glücklich werden will! Der Blödeſte unter den ordentlichen Menſchen richtet ſich nach dieſen Regeln in dem gemeinen Leben. Warum wollen wir denn dieſe unwandelbaren Geſetze der Vernunft nicht in dem Leben der Chriſten gelten laſſen? Will die

Religion, das wichtigſte Geſchäffte der Sterblichen, nur träge und unaufmerkſame Seelen haben, da doch die niedrigſte Beſchäfftigung unſers Lebens Fleiß und Aufmerkſamkeit erfordert? Ein Kluger ſchenkt keiner Sache ſeine Bemühungen lieber, als derjenigen, die ihn am meiſten belohnt. Warum wenden denn die Klugen nicht mehr Fleiß auf die Religion und Gottſeligkeit, welche doch die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens hat, der größte Gewinn, aber auch ein ſolcher Gewinn iſt, den niemand erhalten wird, als der darnach ringt, und das, was er hat, feſt hält, wie die Schrift redet, damit ihm niemand dieſe Krone, dieſe ſelige Hoffnung auf die Gnade des Allmächtigen raube?

Eines der ſchlimmſten Vorurtheile wider die Religion iſt der fürchterliche Gedanke, daß ſie eine traurige Lehre ſey, die uns das Vergnügen dieſes Lebens und des Umgangs mit der Welt benehme. Man glaubt, man müſſe ſein eigner Feind werden, um ein Freund der Tugend zu ſeyn, und aufhören ein Menſch zu ſeyn, um ein Chriſt zu werden. Aber wer kann ſich Gott ſo grauſam denken? Iſt er denn ein Peiniger der Menſchen? Oder will er, daß ſie ſo zufrieden ſeyn ſollen, als es möglich iſt? Der Gott, der mich in eine Welt geſetzt hat, die mit ſo vielen Schönheiten prangt, und mich ſo gebauet hat, daß ich von ihnen alle Augenblicke kann gerührt werden, der ſollte haben wollen, daß ich in dieſer Welt allen angenehmen Empfindungen abſagen, und mich in ein fühlloſes Bild verwandeln ſollte? Wer kann dergleichen Widerſprüche vereinigen? Aber gleichwohl verbietet uns die Religion ſo viel Vergnügungen? Jch leugne dieſes nicht. Aber was für Vergnügungen? Keine, als diejenigen, ſo mit der Ruhe der Seele und der Natur des Leibes, mit der Wohlfahrt der Geſellſchaft und unſerm ewigen Glücke nicht beſtehen können. Man ſehe ſich nur ſtets als ein Geſchöpf an, das mit einem unſterblichen Geiſte begabt iſt, das auf dieſer Erde nach einer andern Welt, und zugleich nach einem vollkommenen Glücke eilet; und alsdann unterſuche man, ob uns die Religion das Leben bitter, oder angenehm mache. Die Wolluſt, die Trunkenheit, der Neid, die Rache, die Verleumdung, der Stolz, der Geiz; alle dieſe Leidenſchaften ſind uns verboten, und ich gebe es zu, daß alle dieſe Laſter mit vielen Annehmlichkeiten verknüpft ſind. Allein der muß ſehr blöde ſeyn, oder durch ſeine Lüſte geblendet werden, der nicht ſieht, daß die Unluſt, die mit dieſen Laſtern bald oder ſpät verknüpft iſt, unendlich gröſſer ſey, als jenes flüchtige Vergnügen, das ſie gewähren. Entzieht uns nun wohl die Religion die Vergnügungen des Lebens, wenn ſie dieſe unruhigen und wütenden Begierden dämpft, die eben dadurch wachſen, daß wir ſie ſättigen? Sie verbietet uns die Unkeuſchheit, und preiſt uns eine vernünftige Liebe an. Jſt dieß eine rauhe Religion? Sie verbietet uns den Geiz, und heißt uns nur ſo weit nach den Gütern dieſes Lebens ſtreben, als ſie uns das kurze Leben leicht und angenehm machen. Iſt dieß eine traurige Religion? Sie will nicht, daß wir unſre Ehre bloß in den Meynungen der Sterblichen, die eben ſo wohl Thoren und Blöde ſind, als wir, ſuchen. Sie gebietet uns, nach dem Zeugniſſe eines guten Gewiſſens, und nach dem Beyfalle der hohen und ſeligen Geiſter, der tauſend mal tauſend zu ſtreben, die vor dem Throne des Höchſten in Weisheit und Gerechtigkeit ſtehen; nach dem Beyfalle unſers Erlöſers, der die Vollkommenheit iſt, und die Vollkommenheit allein kennt; mit Einem Worte, nach der Ehre bey Gott zu ſtreben, und unſern Ruhm in der Beobachtung unſrer Pflicht, in edlen Abſichten und Neigungen, in nützlichen Thaten, und nicht in vergänglichen und nichtswürdigen Dingen zu ſuchen. Kann man eine ſolche Religion der Grauſamkeit beſchuldigen? Herr, öffne uns doch die Augen, daß wir die Wunder an deinem Geſetze erkennen, und durch die Tugend und Ordnung gerühret werden, die du uns darum befohlen haſt, weil ſie uns glücklich macht, und weil du ohne ſie ſelbſt nicht Gott ſeyn könnteſt!

Alles genau gegen einander abgewogen, ſo ſind die Annehmlichkeiten, die uns die Religion entzieht, nichts gegen die göttlichen Freuden, mit denen ſie uns erfüllt. Sie entzückt nicht allein den Verſtand durch ihre Schönheit; nein, die Religion läßt ſich empfinden, und eben deswegen iſt ſie ein Mittel, alle Menſchen an ſich zu ziehen, weil alle Menſchen ihre Kraft und den Frieden, den ſie dem Herzen giebt, ſchmecken können. Alles genau gegen einander abgewogen, ſo ſind die Beſchwerlichkeiten der Tugend nichts gegen die Plagen und Mühſeligkeiten, welche das Laſter mit ſich führt. Es ſey ein großes Opfer, ſeinen liebſten Neigungen abzuſagen! Bringen wir denn der Tugend dieſes Opfer nur als elende Sklaven, die einem tyranniſchen Gebieter gehorchen! Oder geben wir ihr ein kleines und flüchtiges Vergnügen hin, damit wir von ihr ein dauerhaftes und unendliches bekommen? Wird denn alſo ein Herz, das ſich durch die Religion heiliget, in einem ſo traurigen und elenden Zuſtande ſeyn, als uns unſre Einbildung bereden will? Und wird nicht vielmehr ein ſolches Herz alle die Annehmlichkeiten dieſes Lebens erſt darum recht ſchmecken, weil es ſeines ewigen Vergnügens vollkommen verſichert iſt? Sollte denn die Ungebundenheit, nach ſeinen Lüſten zu handeln, ein ſo großes Vergnügen ſeyn, wenn wir bey derſelben von der traurigen Möglichkeit gequält werden, daß wir vielleicht ewig unglückſelig, und der Rache eines Gottes ausgeſetzt ſind, der kein Gott wäre, wenn er nicht ſo unendlich gerecht wäre, als er gütig iſt; eines Gottes, der uns verſichert hat, daß es ihm unmöglich ſey, einen Menſchen glücklich zu machen, der ihm widerſtrebt? Ein Vergnügen, bey dem ich den Tod nicht ohne Schrecken anſehen kann, iſt bey der Vernunft kein

Vergnügen; und nur Vergnügungen dieſer Art entzieht uns die Religion. Wollen wir ſie immer noch für eine Tyranninn halten? Nachdem ſie uns das Leben ſüße gemacht hat, hilft ſie uns endlich den Tod, der der Natur ſo ſchrecklich iſt, leicht, und warum ſoll ich nicht ſagen, angenehm machen. Wir müſſen alle ſterben, wir zittern alle vor dieſer Nothwendigkeit, wir müſſen ſie alle Tage und Stunden gewärtig ſeyn; und wir wollen uns die Religion nicht zu eigen machen, die uns die Bitterkeit des Todes verſüßen, und den Himmel erſiegen hilft? Wem der Tod nicht ſchrecklich iſt, dem muß alles andre erträglich und leicht ſeyn. Zu dieſer Hoheit des Gemüths, zu dieſem Heldenmuthe, den uns die ganze Natur, den uns Kunſt und Fleiß nicht ſchaffen können, hilft uns die Religion; und wir wollten ſie ein trauriges Geſchäffte heißen, und ſie nicht mit aller Hochachtung annehmen, und ihr nicht die Aufmerkſamkeit, den Fleiß, die Unterſuchung, die Uebung ſchenken, die wir dem einzigen Mittel zu einer immerwährenden Zufriedenheit ſchuldig ſind? Das kann ich nicht glauben. Ich glaube vielmehr, daß die meiſten Menſchen die Religion nicht kennen, und deswegen nicht kennen, weil ſie nicht wollen.

Von den
Fehlern der Studirenden
bey der
Erlernung der Wiſſenſchaften,
inſonderheit auf Akademien.

Eine Rede,
bey dem Beſchluſſe der öffentlichen Vorleſungen gehalten.

Meine Herren,

Ich wage es, bey dem Beſchluſſe meiner Vorleſungen, vor Ihnen von einer Sache zu reden, die nicht angenehm, nicht neu iſt, und die wegen ihres Innhalts geſchickter zu ſeyn ſcheint, mir Ihre Aufmerkſamkeit, die ich doch wünſche, und Ihre Gewogenheit, die ich ſo lange zu verdienen geſucht habe, vielmehr zu entziehen, als zu erwerben. Ich will Sie von einigen der vornehmſten Fehler unterhalten, die man bey der Erlernung der Wiſſenſchaften, inſonderheit auf Akademien zu begehen pflegt. Verrathe ich dadurch nicht einen Verdacht wider Sie, und erwecke ich nicht zugleich bey Ihnen einen wider mich? Warum wähle ich eben dieſe Materie? Bringt mich vielleicht mehr die Begierde zu tadeln, als das Verlangen zu beſſern, auf dieſe Wahl? Iſt es der Stolz des Lehrers, der mir dieſen Innhalt eingegeben hat? Der Stolz eines Lehrers, der Fehler findet, weil er ſie finden will, der ſie redneriſch vergrößert, um ſie ſchön zu beſeufzen? Ich weis, meine Herren, daß Sie zu gut von mir urtheilen, als daß Sie ſich dieſen Verdacht erlauben ſollten. Ich beſchuldige Sie der Fehler nicht, von welchen ich reden will; und wenn Sie auch einige derſelben an ſich fänden: ſo werde ich eben dadurch, daß ich Sie davon befreyen will, mehr wahre Hochachtung für Sie bezeigen, als wenn ich Sie durch Lobſprüche über alle Fehler im Studiren hinwegſetzte. Und wie könnte Perſonen von Ihrem Charakter der Innhalt meiner Rede zur Laſt ſeyn? Die Ausführung kann Ihnen mißfallen, wenn ich nicht Einſicht, nicht Erfahrung, nicht Beredſamkeit genug habe, meine Rede lehrreich, lebhaft, und Ihrer Aufmerkſamkeit werth zu machen; aber der Innhalt nicht. Nur kleine Geiſter, die zu träge und unmächtig ſind, Lob zu verdienen, werden erbittert, wenn man ſie tadelt; aber edle Gemüther, wie die Ihrigen, verlangen, daß man ihnen die Fehler zeige, um ſich vor denſelben zu hüten, oder ſie rühmlich abzulegen. Ich kann alſo ohne Furcht reden, wenn ich mit der Aufrichtigkeit rede, welche ein Lehrer ſeinen Commilitonen ſchuldig iſt, und mit der Liebe zur Wahrheit, ohne welche der beſte Redner ein Schwätzer wird, und, indem er nur für ſeine Eitelkeit, und nicht für ſeine Sache ſpricht, die Ehre des Verſtandes dem Ruhme des Witzes aufopfert.

Es iſt ſchwer, ja es iſt unmöglich, alle die Fehler zu beſtimmen, oder zu ſammeln, die man bey dem Studiren auf Akademien zu begehen pflegt. Ein jeder kann nach dem Genie, das ihm eigen iſt, nach den beſondern Umſtänden, darinn er ſich befindet, nach dem Stande, in welchem er gebohren iſt, auch eigne und beſondre Fehler an ſich haben. Wir wollen nur die allgemeinen aufſuchen und bis auf ihre Quelle zurückgehen. Man fehlt bald in der Abſicht und den Bewegungsgründen, bald in der Ausführung, oder der Art, mit der man ſtudiren ſoll, bald in beiden zugleich.

Die beſten Abſichten, das Verlangen, unſern Verſtand mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern, unſer Herz edelgeſinnt und rechtſchaffen zu machen, uns zum Dienſte des Vaterlandes, der Welt vorzubereiten; dieſes Verlangen ſollte uns unſtreitig bey unſerm Studiren beleben. Die Vorſtellung, daß es unſre Pflicht iſt, die Kräfte unſers Geiſtes zur Ehre ſeines Urhebers zu verwenden, ſollte uns regieren, uns die Mühe des Fleißes, des Nachdenkens, verſüßen, welche die Arbeiten des Verſtandes koſten. Der Gedanke, du baueſt dein eigen Glück, du ſchaffeſt deine eigne Zufriedenheit, du beförderſt die Ordnung, die Ruhe der Welt, indem du ſtudireſt, ſollte uns am Morgen beſeelen, wenn wir in das Feld der Künſte und Wiſſenſchaften eilen, und uns am Abend belohnen, wenn wir aus demſelben zurückkehren. Die Ueberzeugung von unſern Fähigkeiten zum Studiren, die Ueberzeugung, du kannſt in dieſer Beſchäfftigung, vermöge deiner natürlichen Gaben, als ein Gelehrter künftig den meiſten Nutzen ſtiften, die Stelle eines Mitbürgers in der Welt am würdigſten behaupten; das geheime Gefühl des Schönen an den Künſten und Wiſſenſchaften, ſollte uns in unſerm Fleiße ſtärken, ſollte uns die tauſendfachen Hinderniſſe überwinden helfen, die uns auf der Bahn der Gelehrſamkeit aufſtoßen, ſollte uns beruhigen, wenn wir das nicht ſo bald erreichen, was wir gern erreichen wollten, ſollte uns beherzt machen, die Liebe zur Gemächlichkeit, zum Vergnügen, zur Eitelkeit zu beſiegen, ſollte uns ſorgfältig machen, die Zeit ſparſam einzutheilen, klug, den Verführungen müßiger Freunde und dem Eindrucke des ſchlimmen Beyſpiels auszuweichen.

Aber ſind dieſes wohl die Triebfedern, die uns bey dem Studiren in Bewegung ſetzen? Legen wir uns in unſern jüngern Jahren deswegen auf die Wiſſenſchaften, um unſern Verſtand und unſer Herz zu beſſern, oder mehr um den eitlen Namen und die Freyheiten eines Gelehrten zu erlangen? Deswegen, um der Welt mit unſrer Wiſſenſchaft zu nützen, oder, um damit zu pralen, und uns groß zu machen? Iſt es die Stimme der Pflicht, der innerlichen Neigung, die uns zu den Künſten ruft, oder die Stimme des Vorurtheils, des Beyſpiels unſrer Freunde, des Eigenſinns der Aeltern, der Vortheile, des Vorzuges, den die Gelehrten vor den übrigen Ständen haben? Iſt es die angeſtellte

ſtellte Prüfung unſrer Kräfte, das Urtheil der Verſtändigen, die Ueberzeugung, daß wir in dem gelehrten Stande der Welt am nützlichſten werden können, iſt es dieſes, was uns denſelben zu ergreifen und zu behaupten befiehlt? Oder iſt es die Liebe zur Freyheit, zur Ungebundenheit, zur Bequemlichkeit, die wir bey dem Geſchäffte des Studirens am erſten zu befriedigen hoffen? Wie oft ſtudirt der Arme und Niedrige, um reich und groß, der Reiche und Vornehme, um noch reicher, noch vornehmer zu werden, oder um den Vorwurf nicht zu dulden, daß er nicht ſtudirt hätte! Dieſer widmet ſich der Gelehrſamkeit, weil es die Mode mit ſich bringt, jener, weil er ſeines Vaters Amt wünſchet, ein andrer, weil ihn der Titel rührt, und vielleicht iſt die Anzahl derer nicht klein, welche es thun, ohne zu wiſſen warum. Viele haben zu wenig Kenntniß von ſich und den Wiſſenſchaften, um zu wiſſen, ob ſie Geſchicklichkeit dazu haben; ſie ſtudiren aus Blindheit. Viele halten eine bloße Luſt zu den Büchern für das Genie zu dem Studiren; und hintergehen ſich. Viele werden von unwiſſenden Lehrern und Freunden für geſchickt zum Studiren erklärt; und laſſen ſich betrügen.

Alle dieſe unedlen Abſichten haben einen ſchlimmern Einfluß in die Wiſſenſchaften, in die Welt, und in diejenigen, in welchen ſie herrſchen, als man denkt. Und warum? ſagt man. Was liegt der Welt an den Abſichten, aus welchen wir etwas nützliches unternehmen; genug, wenn die Unternehmung erfolgt? Kann man es, wenn man ſonſt Genie hat, nicht immer hoch in den Wiſſenſchaften bringen, wenn man gleich aus Eitelkeit, aus Ehrgeiz, aus Gewinnſucht ſtudiret? Iſt derjenige, der groß, berühmt, begütert durch die Wiſſenſchaften werden will, weniger genöthiget, Fleiß auf dieſelben zu wenden, als ein Andrer, der aus Geſchmack, aus Liebe, aus Pflicht ſtudiret? Sind unſre Leidenſchaften nicht oft gewaltigere Triebfedern zu großen Dingen, als alle Gründe der Vernunft und Tugend? Kann man etwa kein großer Redner, kein gründlicher Weltweiſer, kein kluger Arzt, kein trefflicher Rechtsgelehrter werden, als aus Liebe zur Welt? Nein, ich gebe es gern zu, daß wir durch den Befehl der Eigenliebe angefeuert, durch die reizenden Ausſichten der Ehre, der Hoheit, des Vermögens belebt, nicht allein die beſchwerlichſten, ſondern auch die nützlichſten Bemühungen in den Wiſſenſchaften unternehmen können. Ich verlange nicht, daß das Herz der Studirenden in den Leidenſchaften ſeyn ſoll; dieſes iſt ſtoiſcher Unſinn. Sie ſind uns und der Welt nützlich; und Geſchenke der Vorſehung müſſen wir nicht von uns werfen; aber wir müſſen ſie auch in der Abſicht zu gebrauchen wiſſen, zu der ſie beſtimmt ſind. Die Ehre, eine Belohnung des Fleißes, kann uns im Studiren beleben; aber ſie ſoll uns nicht regieren. Viele Dinge kommen uns rühmlich vor, und viele Bemühungen werden von Andern für rühmlich erkläret, die doch weder gut, noch nützlich, ja die der

Welt oft ſchädlich ſind. Was iſt, um nur ein einziges Beyſpiel zu geben, die fruchtbarſte Quelle der Freygeiſterey und des Scharfſinns, den man angewendet hat, die Religion zu beſtreiten? Meiſtentheils eine ungezäumte Begierde nach Ruhm, ein Geiz auf die Anſprüche eines großen Verſtandes, der, zu ſtolz, ſich von gemeinen Meynungen regieren zu laſſen, die Einſichten ganzer Nationen übertreffen will; eine Begierde, ſich alles zu erlauben, und bey dem Kützel der Ungebundenheit noch die Ehre eines großen Geiſtes zu erlangen.

Leute, die aus den gewöhnlichen Abſichten ſtudiren, beſtrafen ſich in ihrem künftigen Leben oft ſelbſt. Die Bewunderung, der Beyfall der Welt ſind nicht allezeit ein ſo zuverläſſiger Lohn der Gelehrſamkeit; und man verſagt denen die Ehre am erſten, die es am meiſten verrathen, daß ſie dieſelbe ſuchen, und daß ſie bloß aus Ehrgeiz die Wiſſenſchaften getrieben haben. Ihre Abſicht, ihr Herz geht in ihre Arbeiten, in ihre Art zu denken über; und ein ſtolzer Ton verräth gemeiniglich den Geiſt eines ſolchen Gelehrten, und empört die Gemüther wider ihn. Wie unruhig müſſen wir nicht am Ende werden, wenn wir ſehen, daß uns die Gelehrſamkeit nicht zu den Stufen der Ehre oder des Reichthums erhebt, die wir beſtändig im Auge gehabt haben! Werden wir nicht die Welt haſſen, weil wir ſie für undankbar anſehen; und werden wir nicht gelehrte Menſchenfeinde werden, weil wir nach unſern Gedanken ſo unglücklich ſind, ohne

Belohnung gearbeitet zu haben? Geſetzt aber, daß man ſeine Endzwecke erreicht, wird nicht die unreine Quelle unſers Fleißes in alle unſere Kenntniſſe einfließen, und ſie vergiften; und wenn ſie auch uns nicht ſchadet, doch der Welt ſchaden? Ein ſtolzer, ein geiziger, ein eitler Gelehrter, iſt ein beſchwerliches, und für die Ruhe ſeiner Mitbürger gefährliches Geſchöpf. Er verhindert den Nutzen, den ſeine Wiſſenſchaften ſtiften könnten, indem er ſie verhaßt, oder verächtlich macht; und ſein Beyſpiel verführt nur deſto mehr, je mehr ſeine gelehrten Verdienſte ſchimmern. Wie oft werden wir endlich unſern Fleiß auf unnöthige, oder doch nicht auf die löblichſten Dinge wenden, wenn wir bloß unſern Leidenſchaften bey dem Studiren dienen! Wie leicht werden wir unſer Genie verkehren, und es nicht zu der Art der Wiſſenſchaften, zu der es uns neigt, anwenden, bloß weil wir bey einer andern unſre Abſicht gewiſſer, oder eher zu befriedigen hoffen! Der Gedanke: dieſe Wiſſenſchaft iſt die Modewiſſenſchaft unſrer Zeiten, dieſe Kunſt lohnt mit reichern Einkünften, die Wichtigkeit derſelben verſpricht uns frühere Ehrenſtellen, die Schwierigkeit einen größern Namen; dieſer Gedanke wird uns der Ruf werden, ſie zu wählen. Wir werden alſo bald nicht das thun, was wir thun ſollten, bald nicht in der Ordnung, nicht mit der Geduld, mit der wir es thun ſollten. Wir werden eilen, die Früchte zu brechen, ohne die Zeit und die Reiſe unſerer Kräfte abzuwarten.

Man bedenke ferner, daß die Meiſten, die ſich aus unedlen Abſichten dem Studiren widmen, wenig oder gar kein Genie haben. Verlaſſen von dem, was man Geſchmack an den Wiſſenſchaften, was man Neigungen zu ihnen nennt, dringen ſie nie in das innre Weſen derſelben; und wie können ſie das, da ſie keinen Reiz an ihnen finden? Sie bleiben auf der Oberfläche der Gelehrſamkeit; ſie erfüllen ihr Gedächtniß mit Worten und Begriffen der Gelehrten, ohne daß ihr Verſtand dadurch gebildet, oder angebauet wird. Und was brauchen ſie zu ihren Abſichten mehr, als die Figur der Wiſſenſchaft, als die Miene der Gelehrſamkeit, eine geringe Kenntniß der Sprachen, und das Echo etlicher Lehrbücher, wenn ſie nur für dieſes, oder jenes Amt, für dieſe reiche Pfründe, für jene Gerichtsſtelle, für dieſen Titel, für jene Verbindung mit einem angeſehenen Hauſe, für den Hunger, oder für die Eitelkeit ſtudiren? Alſo, dürfte man ſagen, brauchen wir keine mittelmäßigen Gelehrten? Alſo ſollen nur die beſten Köpfe ſtudiren? Einbildung! Wie ſollen geringe Aemter beſetzt werden? Mit großen Geiſtern? Würden ſich dieſe dazu ſchicken? Und wo ſind denn die großen Geiſter?

Ich will erſtlich zugeben, daß die Welt mittelmäßige Gelehrte nöthig hat, weil ſie geringe Aemter hat. Aber gelangen denn die Gelehrten dieſer Art nur zu niedrigen Aemtern? Haben ſie nicht oft das Glück, oder Unglück, in höhere zu rücken, zu denen ſie keine Eigenſchaft, als die Verwegenheit beſitzen? Ringen nicht diejenigen am meiſten nach großen Stellen, die am wenigſten wiſſen, was Kunſt und Wiſſenſchaft iſt; und haben ſie nicht in ihrer Unverſchämtheit, oder Niederträchtigkeit die ſtärkſten Mittel, wichtige Aemter an ſich zu reißen? Sie entziehen Andern, die geſchickter und beſcheidner ſind, als ſie, die Stelle, zu welcher ſie gebohren waren, und in der ſie den größten Nutzen würden geſtiftet haben. Iſt es denn ein geringes Verbrechen gegen die Republik, ein Amt zu verwalten, das man nicht verwalten kann?

Es iſt auch ſo gewiß nicht, daß zu geringen Aemtern nur mittelmäßige Gelehrte gehören. Dürfen diejenigen, die das gemeine Volk öffentlich lehren, nur Halbgelehrte ſeyn, weil ſie ungeſchickte Zuhörer unterrichten? Oder ſollten ſie nicht aus dieſem Grunde um ſo viel mehr Einſicht, Gründlichkeit, Verſtand und Lebhaftigkeit im Vortrage haben, um die Wahrheiten der Religion deſto glücklicher in den Verſtand ſolcher Menſchen überzutragen, die ihn ſelten geübt haben, und ihn deswegen nicht gebrauchen können? Kann man behaupten, daß zu dem ſorgfältigen Unterrichte der Jugend auf Schulen, nur ein düſtrer Kopf mit Wörtern und Sentenzen gehört? Die Verſtändigſten unter den Gelehrten ſollten zu dieſen Bedienungen gezogen, und durch Belohnungen von aller Art darinnen erhalten werden.

Ohne Genie, und aus niedrigen Abſichten ſtudiren, heißt die Wiſſenſchaften verunehren, ſich ſelbſt beſchimpfen, die Ordnung der Natur und der Welt umkehren. Jener würde ein guter Landmann, ein glücklicher Kaufmann, ein wackrer Soldat geworden ſeyn. Er ſtudirte, ich weis nicht, warum, und er iſt ein elender Gelehrter. Er will ſeinem Amte ein Gnüge thun, und er peiniget ſich ſelbſt, aus Mangel der Kräfte, oder er wird träge, weil ihm das Studiren eine Laſt iſt, und vernachläſſiget ſeine Pflichten. Viele ſolcher Elenden bleiben beſtändig, oder doch lange Zeit, ohne Beförderung, und werden dem gemeinen Leben zur Laſt. Sie ſind zu verdroſſen, zu alt, etwas anders zu ergreifen; zu träge, zu bequem, eine Arbeit des Körpers auszuſtehen, oder zu eitel, eine Beſchäfftigung des gemeinen Lebens zu erwählen; und ſo beſchweren ſie, als gelehrte und unglückliche Müßiggänger, die Welt.

Die Fehler, die wir in der Art zu ſtudiren begehen, unſre Abſichten mögen edel ſeyn, oder nicht, ſind nicht weniger beträchtlich.

Wir kommen oft mit keiner geringen Meynung von unſern Kräften, und mit dem Gedanken, daß wir binnen drey oder vier Jahren uns zu guten Rechtsgelehrten, zu Theologen, zu Aerzten ſtudiren müſſen, auf die Akademie. Unſre Kenntniß in den Sprachen und Geſchichten der Alten, die doch ein unentbehrliches Mittel zur Gelehrſamkeit ſind, iſt oft ſehr ſeicht. Eben zu der Zeit, da wir ſie uns erwerben ſollten, hielten wir uns durch eine unzeitige Liebe zu den Schriften der Ausländer, und den Werken in unſrer Mutterſprache, davon ab. Wir hielten es für eine löbliche Wißbegierde, ſo viel neuere Werke des Witzes, Journale, Wochenblätter, gute Romane zu leſen; und wir ſahen nicht, daß wir nur für unſre Eitelkeit, für unſern Zeitvertreib, für unſre Bequemlichkeit laſen, und uns durch dieſen übel verſtandnen Fleiß den Eifer und die Zeit raubten, die wir vornehmlich auf die Sprachen der Alten und ihrer Werke der Beredſamkeit, der Poeſie, und der Geſchichte hätten verwenden ſollen. Anſtatt dieſe Kenntniß auf den Akademien zu vermehren, unterlaſſen wir nicht, uns derſelben, als einer beſchwerlichen Laſt, wieder zu entledigen, in der ſtolzen Einbildung, daß wir wichtige und reelle Dinge treiben müßten. Wir fangen an, die vortrefflichſten Schriften der Griechen und Römer, als Bücher, die für die Schulclaſſen gehören, zu verachten, und rächen uns durch dieſe Verachtung für die unglückliche Mühe, die ſie uns auf der Schule gekoſtet haben. In eben den Jahren, da unſer Verſtand reifer wird, und da wir ihn durch die edle Denkungsart der Alten bilden, und durch ihren guten Geſchmack unſern Geſchmack ſchärfen ſollten, werfen wir die ſchönſten Schriften hochmüthig und unwiſſend aus den Händen, und mit ihnen alle die Vortheile, die uns die Kenntniß dieſer Werke in den höhern Wiſſenſchaften und in unſerm Leben hätte verſchaffen können. Es iſt wahr, die Sprachen der Alten ſind die Gelehrſamkeit nicht. Man kann das Gedächtniß damit angefüllt haben; man kann von Jugend auf gewöhnt worden ſeyn, Latein zu reden und zu ſchreiben, und man kann eben ſo unwiſſend, eben ſo ſchlecht, ſo unrichtig, ſo düſter denken, als diejenigen, die nur ihre Mutterſprache wiſſen, ja vielleicht noch ſchlechter, weil dieſe den Verſtand weniger erſtickt haben.

Aber dennoch bleibt es wahr, daß wir ohne eine richtige und genaue Kenntniß der alten Sprachen, ihres beſondern Charakters, ihrer Regeln, die Werke der Alten nicht mit Nutzen leſen, und nicht mit Gründlichkeit auslegen können. Nur alsdann verſtehen wir eine Schrift, wenn wir bey ihren Worten das denken, was der Schriftſteller dabey gedacht hat. Die Worte ſind Zeichen der Gedanken; aber wenn ich dieſe Zeichen nur halb, wenn ich ſie falſch verſtehe, mir weniger oder mehr dabey vorſtelle, als ich ſoll, werde ich meinen Schriftſteller wohl verſtehen? Werde ich nicht Gefahr laufen, ihm einen Verſtand anzudichten; oder werde ich die Richtigkeit ſeiner Vorſtellung einſehen können? Dieſe Sorgfalt vergeſſen wir nur gar zu ſehr. Wir lernen, wenn wir auch alte Sprachen lernen, ſie nur halb, und ihre Worte aus den Worten unſrer Mutterſprache erklären. Anſtatt, daß wir uns gewöhnen ſollten, bey den Worten und Redensarten einer todten Sprache, den Begriff zu denken, und ihn zu beſtimmen: ſo gewöhnen wir uns, Ausdrücke aus unſrer Mutterſprache, die einige Verwandtſchaft mit den Ausdrücken der alten Sprache haben, in unſern Gedanken an ihre Stelle zu ſetzen. Wir vertauſchen Wort mit Wort, und denken bey den Worten eines alten Werkes, was der Gebrauch an dieſes oder jenes Wort in unſrer Sprache gebunden hat. Die ſchlechte Anführung in unſrer Jugend, die elenden Wörterbücher, und unſre Bequemlichkeit beſtärken uns in dieſem kindiſchen Fehler. Iſt es erlaubt, ihn in einem Beyſpiele zu zeigen? Wenn ich bey dem Cicero die Beſchreibung der Philoſophie leſe, daß ſie eine Wiſſenſchaft diuinarum humanarumque rerum ſey, und ich denke im Leſen die Ausdrücke diuinae humanaeque res, durch göttliche und menſchliche Dinge, das heißt, durch einzelne und allgemeine Wörter meiner Mutterſprache, die einige Verwandtſchaft mit jenen haben; ſo verfährt der bequeme Leſer ſehr oft: ſo denke ich entweder gar nichts, oder doch das nicht, was Cicero gedacht hat, und alſo verſtehe ich ihn nicht; und alſo kann man eine Sprache wiſſen, und ſie nicht verſtehen, weil man ſie nicht richtig weis. Wenn ich daher nicht weis, daß die Alten unter diuinis rebus in der Philoſophie meiſtens die Phyſik und die natürliche Theologie, unter den humanis rebus die Lehre von den Kräften des Verſtandes und Willens, die Dialectik und Moral verſtunden: ſo denke ich ein Räthſel. Ich beſchuldige entweder meinen Autor eines Mangels des Verſtandes, oder ich verunehre ihn, und vereitle meine Mühe des Leſens durch eine falſche Meynung.

Geſetzt, wir haben uns eine grammatiſche Kenntniß der Sprachen der Alten erworben; ſind wir deswegen im Stande, ſie zu leſen, wenn wir uns nicht in ihre Zeiten verſetzen können, wenn wir nicht mit ihren Sitten, Gewohnheiten, Meynungen, mit ihrer Religion, mit ihrer Regierungsform in einer genauen Bekanntſchaft ſtehen, wenn wir ihr Land und ſeine Geſchichte, wenn wir die Zeitrechnung nicht immer vor Augen haben? Ohne die hiſtoriſchen, geographiſchen und chronologiſchen Kenntniſſe werden wir die Schriften der Alten nur im Dunkeln leſen. Wir ſollten ſie beſitzen, ehe wir uns an die Autoren wagen. Es iſt zu ſpät, ſich um dieſelben zu bekümmern, wenn wir den Autor ſchon in den Händen haben. Wir halten uns auf, indem wir das Orakel der Noten und Erklärungen um Rath fragen; und es iſt ſo ungetreu, daß es uns oft gar nicht, oft falſch antwortet. Wir können nicht leicht, nicht geſchwind, nicht ununterbrochen leſen, und dieß erweckt uns entweder einen Ekel vor dem Leſen ſelbſt, oder wenn wir ihn auch überwinden: ſo verhindern uns doch dieſe Urſachen, daß wir die Schriften der Alten nicht oft genug leſen, nicht ihr Ganzes überſehen, nicht alle ihre Schönheiten entdecken können.

Wie wahr dieſes ſey, beweiſt die Liebe zu den Ueberſetzungen. Warum leſen wir eine halbgetreue Ueberſetzung lieber, als das Original, da wir doch ſicher wiſſen, daß ſie den Autor verunſtaltet zeigt? Deswegen, weil man leichter, geſchwinder fortgeht, und weil man im Leſen gern für die Mühe des Leſens durch eine baldige Einſicht in das ganze Werk belohnt ſeyn will. Die Begierde zu wiſſen und zu empfinden, iſt der Sporn des Leſens. Je weniger ſie Hinderniſſe findet, je reichlicher ſie befriediget wird, deſto mehr wird ſie uns in der Aufmerkſamkeit und im Fleiße erhalten; und deſto mehr alſo ſollten wir die Sprache treiben.

Wer die Schriften der Alten mit Nutzen leſen will, der muß ſich bemühen, die Schönheiten der Sachen und der Schreibart zu beurtheilen und zu fühlen. Dieß iſt die Verfaſſung, in die man ſich bey dem Leſen ſetzen ſollte. Hierzu ſollte man ſich auf Schulen und Akademien vorbereiten, um in ſeinen übrigen Jahren darinnen fortzufahren.

Man wundert ſich, warum Männer, denen man die Kenntniß der Sprachen gar nicht abſprechen kann, Männer, die beweiſen, daß ſie die Alten bey nahe im Gedächtniſſe haben, und auch verſtehen, warum, ſage ich, ſolche Männer, wenn ſie eine Schrift entwerfen, ſo kraftlos, ſo verlaſſen von Geiſt und Geſchmacke, denken und ſich ausdrücken? Warum werden ſie denn nicht durch den Geiſt der Alten belebt? Sollte nicht eine von den vornehmſten Urſachen dieſe ſeyn, daß ſie ſich in ihren erſten Jahren nicht beſtrebt haben, die Schönheiten der Alten in Anſehung der Einrichtung und Anlage, der Ausführung und Schreibart zu bemerken und zu fühlen; daß ſie ſich nicht gewöhnet haben, die Zeichnung des Werks und ſeine

Colorite wahrzunehmen? Man kann den Homer ſorgfältig geleſen haben und verſtehen; und man kann weder den Werth der Einrichtung der Jlias, noch die Tugend einzelner Stellen, noch die Schönheit und Feinheit der Gedanken einſehen und empfinden. Man kann die Oden des Horaz im Gedächtniſſe haben, man kann ſie loben und bewundern, ſie überhaupt dem Verſtande nach richtig erklären, und doch weder die Kunſt, noch die Natur, die in ihnen herrſchet, ſehen und fühlen. Was wird uns dieſe Kenntniß der Alten nützen? Was hilft ſie uns, wenn ſie uns ein Werk des Geſchmacks nicht anlegen, nicht beleben, nicht ausführen hilft? Und wie kann ſie dieſes, da wir die Alten nie, oder ſehr wenig, von dieſer Seite betrachtet haben? Die beſten Gedanken verlieren, wenn ſie nicht am rechten Orte, nicht zu rechter Zeit, nicht mit Beſcheidenheit und Klugheit, kurz, nicht mit Geſchmacke angebracht werden. Mein Gegenſtand muß ſie mir darbieten; er enthält die Funken, wenn ich ſo reden darf, und mein Genie iſt nur der Zunder, der ſie auffängt. Meine Einſicht muß es mir ſagen, wie viel ich von dieſem Lichte zu meiner Abſicht, zur Gründlichkeit, zur Deutlichkeit, zum Glanze gebrauchen ſoll, oder nicht. Geſetzt nun, wir hätten durch vieles Leſen einen Vorrath der beſten Gedanken der Alten eingeſammlet; was wird uns dieſer Schatz helfen, den wir nicht zu gebrauchen wiſſen? Wenn wir uns ihre Klugheit und ihre Feinheit der Schreibart nicht zugleich eigen gemacht haben: ſo können wir bey aller unſerer Einſicht in ihren Verſtand, und bey allem Genie, in unſern Werken gezwungen, unnatürlich, und abentheuerlich ſchreiben. Wir können Praler, Verſchwender, Pedanten, Kinder in der Schreibart werden. Wir können Sklaven, furchtſame Sklaven im Ausdrucke werden, und eben dadurch das größte Verdienſt, die natürliche Anmuth und Ungezwungenheit, aus unſern Schriften verdrängen.

Was wird es alſo nützen, wenn man die Werke der Alten lieſt, und ſie nicht nach den Regeln der Kunſt, ich möchte bald ſagen, nach den Regeln der Natur; denn was ſind alle Regeln der Kunſt anders, als Stimmen, Befehle der Natur, welche die größten Geiſter gehört, verſtanden und ausgeübt haben? wenn man ſie, ſage ich, nicht mit Einſicht in die Regeln, und mit Geſchmack, oder Empfindung lieſt; Pope ſpricht: Mit eben demſelben Geiſte, mit welchem ſie der Autor geſchrieben hat. *)

Dieſer Fehler iſt gemeiner, als man denkt. Man nehme, daß ich nur bey den einzelnen Gedanken und ihrem Ausdrucke ſtehen bleibe, die Ueberſetzungen und Auslegungen gelehrter Männer über die Alten, ſolcher Männer, die alles gewußt haben, was zum Verſtande des Originals gehört,

und

---

*) A perfect Judge will read each work of Wit
With the ſame ſpirit that its author writ.
Eſſay on Criticiſm. v. 233.

und die noch das Schöne daran oft nicht empfunden haben. Hätten ſie das, was in der Grundſprache in Anſehung des Gedankens, ſeiner Wendung, ſeines Ausdrucks, edel, fein, verdeckt, nur halbgezeigt iſt, wohl ganz zeigen, oder plump ausdrücken können, wenn ſie mehr, als den groben Verſtand des Originals gefühlt hätten?

Wer die Schönheit des Ausdrucks, die Verſchiedenheit der Schreibart nach der Bedürfniß der Materie, die künſtliche Abwechſelung und Mannichfaltigkeit des eigentlichen und uneigentlichen Ausdrucks, das Licht und den Schatten der Schreibart nicht ſieht und nicht fühlt, der lieſt nicht mit Geſchmacke. Es iſt wahr, daß eine gewiſſe richtige Empfindung der Natur zu dieſer Art des Lebens erfordert wird. Allein man kann ſich dieſes Gefühl auf gewiſſe Weiſe durch Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, durch die Anmerkungen großer Kenner, und durch die Einſicht in die Sprache und Sachen geben. Thun wir dieſes wohl in den Jahren, da wir ſtudiren?

Was heißt Einſicht in der Sprache, was heißt Aufmerkſamkeit im Leſen, um mit Empfindung zu leſen? Ich muß nicht nur die Sprache überhaupt, ich muß die beſondre Sprache meines Autors verſtehen, vornehmlich, wenn die Sprache, in der er geſchrieben, itzt eine todte Sprache iſt. Wie kann ich dieſe verſtehen, wenn ich ihn nicht oft, nicht einmal, oder etliche male, nach einander leſe, um mich mit den Bedeutungen ſeiner Wörter und mit ſeinem beſondern Genie bekannt zu machen; wenn ich ihn nicht alsdann mit einer Art der Zergliederung durchgehe, und bey nahe mit eben der Sorgfalt leſe, mit der man ſchreibt; wenn ich ihn nicht mit einer Einſicht in ſeinen Endzweck, in ſeinen Plan, faſt auf jeglicher Seite leſe? Alsdann werde ich die Schönheiten finden; ſie werden meinem forſchenden Auge in den Theilen und im Ganzen begegnen. Ich werde ſehen, mein Autor mag ein Geſchichtſchreiber, ein Redner, ein Poet ſeyn, ich werde ſehen, wie alles zu ſeinem Zwecke eilet; wie er überall die Natur, die wahre oder wahrſcheinliche um Rath gefragt hat; wie er das, was zu viel iſt, eben ſo wohl vermeidet, als was zu wenig iſt; wie er die allgemeine Deutlichkeit und Richtigkeit in ſeinen Gedanken überall herrſchen läßt, eine Ordnung beobachtet, die dem Verſtande der Menſchen und der Natur der Sache gemäß iſt, ſeinen Ausdruck nach richtigen Vorſtellungen abmißt; wie ſeine Schreibart, gleich den Stralen der Sonne, die Gegenſtände zwar aufklärt, aber nicht verändert; wie er Schönheiten anbringt, wo ſie die Sache rechtfertiget; wie er die Hauptſchönheit, nämlich Einfalt und Wahrheit, nie durch geſuchte Nebenſchönheiten überlädt, noch das Bedürfniß der Sache und des Unterrichts über der Begierde nach Zierrathen vergißt. Ich werde ſehen, wie er deutlich denkt und ſpricht, ohne in das Matte und Leere zu fallen, wie er fein, ohne in das Gezwungene, nachläſſig, ohne in das Ekelhafte, edel, ohne in das

Praleriſche, und nachdrücklich ſpricht, ohne in das Geſuchte ſich zu verlieren.

Aber dieſes, wird man ſagen, ſind ſchöne Träume. Wozu wird mirs nützen, daß ich die Sprachen und Schönheiten der Alten auf dieſe Art gefaßt habe, wenn ich nicht ein Lehrer auf Schulen oder Univerſitäten werden will? Was werden mir alle dieſe Kenntniſſe helfen, wenn ich in öffentliche Geſchäffte komme, die ganz andre Einſichten vorausſetzen? Was werden ſie nützen, als daß ich ſie unter tauſend nöthigern Arbeiten vergeſſen, und die verlorne Arbeit beklagen muß? Kann ein Staatsmann, ein Geſandter, ein General, ein praktiſcher Rechtsgelehrter, können tauſend andre Bediente des Staats aus dieſer Weisheit der Alten einen andern Vortheil ziehen, als daß ſie Pedanten werden? Sollen ſie dieſe Beſchäfftigungen in ihren Aemtern zu ihrem Vergnügen noch treiben, und dadurch ihre Pflicht verabſäumen? Man will alſo wiſſen, was uns alle dieſe Gelehrſamkeit nützen wird? Wir werden in öffentlichen Aemtern, wenn alles auf beiden Seiten gleich iſt, glücklicher arbeiten, als Andre, die ſie nicht beſitzen; wir werden mit mehr Einſicht, mit mehr Klugheit, mit mehr Geſchmacke große Geſchäffte beſorgen, in unſern ſchriftlichen oder mündlichen Vorträgen mehr Ordnung, mehr Deutlichkeit, mehr Kürze beobachten; wir werden in dem geſellſchaftlichen Leben beredter, geſitteter, leutſeliger ſeyn; wir werden da ſprechen können, wenn Andre verſtummen; wir werden der

Geſellſchaft, dem Hofe, unvermerkt unſern guten, unſern richtigen Geſchmack mittheilen; wir werden in unſern Häuſern, als Väter, als Freunde, die Erziehung der Unſrigen beſſer beſorgen; wir werden Andern durch unſern Rath nützlicher, wir werden uns nach vollendeten Arbeiten weniger zur Laſt werden, weil wir durch das Leſen alter und neuer Schriften unſer Vergnügen erſchaffen, oder ſelbſt etwas niederſchreiben können, das würdig wäre, von den Alten geleſen zu werden. Werden wir in öffentlichen Bedienungen des Staats nichts aus den Schriften eines Xenophon, Cicero, Cäſars nützen können? Waren es Pedanten, oder waren es Staatsmänner, Generale und Helden? Wird von ihrer Klugheit nichts in uns einfließen? Waren es nicht zugleich Weltweiſe, Redner, Geſchichtſchreiber? Und würden ſie in ihren Aemtern ſo groß geworden ſeyn, wenn ſie in ihren jüngern Jahren die Gelehrſamkeit weniger getrieben hätten? Würden ſie das, was ſie geſchrieben, ſo vortrefflich haben ſchreiben können? Wenigſtens beweiſen ſolche Beyſpiele, daß man in den größten Bedienungen noch Zeit zum Studiren, und in den erlernten Wiſſenſchaften der jüngern Jahre noch eine Quelle des Vergnügens im Alter finden kann.

Wer hat, wird man einwenden, wer hat auf der Akademie Zeit, auf dieſe Weiſe die Alten zu ſtudiren? Wenn wird man die Neuern leſen können? Wenn wird man die höhern Wiſſenſchaften treiben, wenn wird man das, was in der Gelehrſamkeit praktiſch iſt, ausüben können? Wenn man das wird thun können, fragen Sie? Vielleicht alsdann, meine Herren, wenn man auf den Schulen, wenn man in den erſten Jahren die Sprachen und ihre Hülfsmittel nicht ſo nachläſſig und unzulänglich gefaßt haben wird; wenn man mit beſſerer Zurüſtung, mit mehr Neigung für die Wiſſenſchaften, mit mehr Fleiß auf die Akademien zieht; wenn man ſich einige Jahre länger auf denſelben aufhält; wenn man die Zeit weniger verſchwendet; wenn man das Vorurtheil ablegt, daß die Zeit zum Leſen und Studiren nur in die Grenzen der Jahre des Jünglings eingeſchloſſen ſey; wenn man das Vorurtheil ablegt, man könne auf Akademien gelehrt werden; wenn man ſich ſtärker überzeugen wird, daß man an dieſen Orten nur den Grund zur Gelehrſamkeit lege, daß ein Jüngling auf Akademien den Saamen einſammle, der in ſeinem Genie künftig tragen ſoll, der aber Zeit zur Reife, Wartung und Sonne erfordert, und der künftig aus ſeinem eignen Boden die Nahrung ziehen muß, um Früchte zu bringen. Sie fragen, wo man bey einer ſolchen Art zu ſtudiren Zeit zu den höhern Wiſſenſchaften auf Akademien gewinnen wird? Man wird ſie ſchon gewonnen haben, wenn man die Sprachen und Geſchichte auf dieſe Art getrieben hat. Man wird in den Rechten, in der Gottesgelahrheit, in der Medicin ſchneller und glücklicher fortgehen. Man wird weniger Hinderniſſe finden, mehr Muth haben, wenn man ſieht, daß man die Quellen ſchon kennt; man wird die Lehrer beſſer verſtehen; man wird das, was man in ſeinen Lehrbüchern findet, beſſer überdenken, richtiger ausfüllen können, weil man ſich gewöhnt hat, nicht Worte ohne Sachen zu denken, weil man ſchon einen Vorrath vieler Kenntniſſe beſitzt, weil man die beſten Schriften ohne Mühe und Angſt, und ohne ſich auf den bloßen Ausſpruch ſeines Lehrers zu verlaſſen, zu Rathe ziehen kann. Sie fragen, wo man Zeit zur Erlernung der Philoſophie hernehmen will? Vielleicht daher, daß man ſie nützlicher und vorſichtiger treibt. Die Philoſophie, ſo heilſam ſie an und für ſich den Studirenden iſt; ſo ſchädlich wird ſie doch vielen durch die Art, mit der ſie dieſelbe treiben. Seinen Verſtand in Ordnung bringen, die allgemeinen Geſetze der Vernunft und Wahrheit, die Wege kennen lernen, auf welchen unſer Verſtand zur Deutlichkeit und Gründlichkeit ſeiner Urtheile gelangt, die Richtigkeit und Fehler der Schlüſſe und Beweiſe kennen lernen; was kann vortrefflicher ſeyn? Aber ſollen wir dieſes allein lernen, um es zu wiſſen, um es mit tauſend Spitzfindigkeiten Andern wieder herzuſagen, um nur das Syſtem unſers Lehrers in unſerm Gedächtniſſe aufzubehalten? Nein, um unſerm Verſtande die gehörige und natürliche Richtung zu geben, um uns die Fertigkeit richtig zu denken und zu urtheilen zu erwerben. Sind wir dadurch gebeſſert, daß wir unſer Gedächtniß oft mit einer unzähligen Menge von Regeln und Kunſtwörtern überladen, die unſern Verſtand ſtroßender, aber nicht ſtärker und geſünder machen, die von uns nur halb, und von Andern, die unſre Methode nicht gelernt haben, gar nicht verſtanden werden? Iſt die Kenntniß der Philoſophie nur die Kenntniß der Sätze und Kunſtwörter, die unſre Lehrer aufgebracht haben, und die nach wenig Jahren mit ihnen wieder verſchwunden ſeyn werden? Eine gründliche Vernunftlehre faſſen, und ſie bald anwenden lernen, iſt eine vortreffliche Sache. Eine Kenntniß der natürlichen und erſten Pflichten ſich erwerben, damit man ſie ausüben und Andern beybringen könne, iſt unſre unumgängliche Schuldigkeit. Die Weisheit, die Ordnung, die Wunder der Natur kennen lernen, damit wir ihren Urheber verehren, und durch Gehorſam und Ordnung in unſern Handlungen preiſen und anbeten, und die Vortheile des menſchlichen Lebens vermehren, iſt das heilſamſte Geſchäffte. Aber aus der Philoſophie eine müßige Weisheit machen, das Gedächtniß mit trocknen Lehrſätzen anfüllen, die dem Verſtande keine Nahrung, ſondern nur Arbeit verſchaffen, dieſe oder jene Methode, als das Weſen und den Kern der Weisheit viele Jahre ſtudiren, und einige Verbeſſerungen, oder Aenderungen des Syſtems für die noch unerfundene, noch nicht gedachte Wahrheit anſehen, und mit großen Koſten der Zeit und des Fleißes faſſen; dieſes heißt ſich im Studiren aufhalten, und aus Ehrerbietung für die Philoſophie ſeine Vernunft blenden. Ich vergöttere die Alten und ihre Philoſophie inſonderheit gar nicht; aber das weis ich, daß ſie ihre Weltweisheit praktiſcher getrieben haben; das weis ich, daß ein Weltalter in Athen war, wo die Philoſophie und die Beredſamkeit mit einander verbunden waren, wo die Gründlichkeit der Gedanken zugleich mit der Schönheit der Ausführung und der Sprache vereint wurde. Wir, die wir gemeiniglich in der trockenſten und dunkelſten lateiniſchen, oder deutſchen Sprache, die von der Sprache der Alten, und von der Sprache der Welt ſo ſehr entfernt iſt, philoſophiren lernen, was werden wir anfangen, wenn wir Redner auf den Kanzeln, auf dem Catheder, Scribenten der Geſchichte und der übrigen Wiſſenſchaften ſeyn ſollen? Werden wir nicht mit vielem Stolze auf unſre Ungeſchicklichkeit armſelig und barbariſch ſprechen?

Ja, meine Herren, daß wir ſo viele Zeit auf die Erlernung der Regeln, und ſo wenig Fleiß und Zeit auf die Ausübung derſelben wenden, daß wir unſre Kraft zu denken, und unſre Gedanken auszudrücken, ſo wenig durch ſchriftliche Verſuche ſtärken, dieſes iſt der letzte Fehler, den ich noch berühren will; ein unvergeblicher Fehler! Was iſt die Beredſamkeit überhaupt, als eine Kunſt ſeine Gedanken deutlich, ordentlich und ſchön vorzutragen? Was nützt alle Wiſſenſchaft, wenn ich nicht die Gabe der Deutlichkeit, der Ordnung und Anmuth habe? Durch die Uebung nach Regeln, durch öftere Verſuche, durch Nachahmungen ſchöner Beyſpiele, durch die Anmerkungen der Verſtändigen, können wir uns dieſe Gabe erwerben, und das Licht und den Glanz der Schreibart in unſre Gewalt bringen. Und wenn ſtellen wir dieſe Verſuche an? Wenn hören wir die Critiken der Kenner, wenn verbeſſern wir unſre Aufſätze nach ihren Anmerkungen? Es iſt einem Studirenden nothwendig, ſich in der lateiniſchen Sprache zu üben; es iſt ſeine Schande, und oft zeitlebens ſeine Schande, es nicht genug gethan zu haben. Doch brauchen wir für die Geſchäffte des gemeinen Lebens, für die Kanzeln, für die Gerichtsſtuben, brauchen wir nicht auch die Mutterſprache? Etwas von der Grammatik wiſſen, ſo viel Deutſch wiſſen, als man im täglichen Umgange hört, das heißt nicht ſeiner Sprache mächtig ſeyn. Man muß die Sprache gebraucht, geübt, man muß viel darinnen gedacht und geſchrieben haben, wenn man ſie bis zur Deutlichkeit, Schönheit, bis zum Nachdrucke in der Gewalt haben will. Wir wollen Männer werden, die in ihren Aemtern durch Briefe, durch andere ſchriftliche Aufſätze ihre Gedanken in der Mutterſprache abfaſſen ſollen; und wir vernachläſſigen ſie, und beſchimpfen künftig die Beredſamkeit und unſre Pflicht? Wir wollen Männer werden, die dem Volke die göttlichen Wahrheiten vortragen ſollen; und wir gewöhnen uns nicht, Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth uns natürlich, und alle Schätze der Mutterſprache durch ſorgfältige Uebung uns eigen zu machen? Glauben wir, daß es der Religion und der Tugend gleichgültig iſt, ob wir dunkel oder helle, gründlich oder abentheuerlich, ordentlich oder verwirrt, ihre Lehren vortragen, ob wir von den heiligſten Wahrheiten in einer elenden, gezwungnen, niederträchtigen, oder in einer reinen, natürlichen und edlen Sprache reden? Wir wollen als Scribenten für die Welt, oder für unſer Vaterland zur Aufnahme des Geſchmacks, der Sitten, der Künſte ſchreiben? und wir üben uns nicht mehr in der guten Schreibart, ehe wir dieſe öffentlichen Aemter über uns nehmen? Ich will gar nicht, daß man Anfänger übereilen, daß man ſie nöthigen ſoll zu ſchreiben, ehe ſie denken können, daß man ſie bey ihren Arbeiten in dem unmündigen Stolze, ſich gedruckt zu ſehen, beſtärken ſoll. Muß alles ſo fort im Drucke erſcheinen? Kann man unſre Schreibart nicht reif werden laſſen; und kann man ſich nicht üben, ſeine Fehler abzulegen, ohne die Welt zum Zeugen zu nehmen, und junge Leute zu gleicher Zeit eitel und lächerlich zu machen?

Vergeben Sie mir, meine Herren, die Länge, zu welcher mich die Liebe zur Wahrheit verleitet hat. Vergeben Sie mir die Fehler, die ich vielleicht begangen habe, da ich von den Fehlern der Studirenden geredet. Machen Sie den Wiſſenſchaften, der Weisheit und Tugend, dem Geſchmacke und Ihrem Namen dadurch Ehre, daß Sie ſich vor den Abweichungen hüten, von welchen ich geſprochen habe. Berechtiget Sie Ihr Stand nicht, für Ihr Glück zu ſtudiren; ſo befreyt Sie doch Ihr Stand nicht von der Pflicht, durch Wiſſenſchaft der Welt ein

Segen, und ihrem eignen Herzen ein Glück zu werden. Ich weis es, Sie haben dieſe edlen Abſichten. Und Sie, meine Herren, welche ſich zu den Aemtern der Schulen, der Akademien, der Gerichte, der Kirche vorbereiten; möchte ich Sie doch in Ihrem rühmlichen Eifer, in der gründlichen Erlernung der Sprachen, der Geſchichte, der Philoſophie, der Beredſamkeit und Poeſie, zum Beſten der höhern Wiſſenſchaften, durch dieſe Rede beſtärkt haben! Sorgen Sie nicht für Ihr Glück, nicht für das Amt, ſorgen Sie für die Verdienſte zum Amte, und für die Kunſt, Ihre Geſchicklichkeit anwenden zu können. Die Zeit belohnt Sie gewiß; und ſollte es die Welt nicht thun; ſo wird Sie Ihr Gewiſſen belohnen. Und was ſage ich ſo wenig? Der wird Sie belohnen, der unſre Abſichten, unſre Aufrichtigkeit, unſern Fleiß, unſre Klugheit bey unſern Handlungen, und nicht bloß die Größe der Wirkungen anſieht. Von wem haben wir unſern Geiſt, der die Wiſſenſchaften faßt? Sollten wir ſie nicht zur Ehre des Vaters der Geiſter und der Menſchen erlernen und anwenden? Und was iſt die Ehre Gottes? Die Ausbreitung der Weisheit, der Tugend, der Glückſeligkeit ſeiner vernünftigen Geſchöpfe.

Von den Annehmlichkeiten des Mißvergnügens.

Wir beſchweren uns oft über einen gewiſſen Gemüthszuſtand, den wir das Mißvergnügen nennen, und thun doch nichts, uns deſſelben zu entledigen. In ſehr vielen Fällen iſt es Abſicht. Wir dulden das Mißvergnügen, weil wir ohne daſſelbe unſre Leidenſchaften, oder unſre Pflichten aufgeben müßten, ja nach und nach verwandeln wir es zuweilen durch Kunſt oder Tugend ſo gar in Anmuth, indem wir es zur Nahrung unſrer edlen oder unedlen Begierden machen. Von dieſer Art des Mißvergnügens rede ich eigentlich nicht. Nein, wir klagen oft über einen gewiſſen Unmuth, über Unruhen, über ein trauriges und verdrießliches Weſen, von dem wir uns befreyen könnten, und unterhalten doch, ohne daß wir ſelbſt daran denken, dieſen Unmuth, dieſe Unruhen, dieſes verdrießliche Gefühl ſo ſorgfältig, als ob wir ein natürliches Verlangen darnach hätten. Sollte man nicht daraus ſchließen können, daß wir entweder nicht ſtets vergnügt ſeyn mögen, oder daß wir in gewiſſen Regungen von Mißvergnügen eine Art des Vergnügens finden müſſen, und zu gewiſſen Zeiten die Unruhe des Geiſtes eben ſo wohl lieben, als zu andern Zeiten die Ruhe deſſelben? Denen, die das menſchliche Herz nicht aus ihren eignen Empfindungen, und aus der Erfahrung, ſondern bloß nach gewiſſen Grundſätzen ihres Syſtems beurtheilen, muß dieſe Meynung wunderbar vorkommen. Was? Ein Menſch ſollte in der Unluſt ſeine Luſt finden können, und mißvergnügt werden, um vergnügt zu ſeyn? Welcher Widerſpruch! Andre werden nur ſchlechthin die Erfahrung leugnen. Wenn, werden ſie ſagen, wenn fühlen wir wohl den Vorſatz, mißvergnügt zu ſeyn? Und wenn wir dieſen nicht haben, was behauptet man für Erdichtungen? Wollen die Letztern bedenken, daß wir oft ſelbſt nicht wiſſen, was in uns vorgeht, daß wir oft etwas wollen, ohne uns deutlich bewußt zu ſeyn, daß wirs wollen; und daß wir von der Gegenwart dieſes oder jenes Verlangens oft durch nichts, als durch unſre Handlungen verſichert werden können: ſo wird ihr Zweifel vielleicht bald gehoben ſeyn. Cleon iſt voll Verdruß, weil ihn Dorant heute hat beſuchen wollen, und doch nicht gekommen iſt. Er ſchilt und lärmt, und wollte viel verlieren, wenn er ſich nicht ſo ärgern dürfte. Indeſſen kömmt ein guter Freund, und verſichert den Cleon aufrichtig, daß Dorant aus keiner andern Urſache ausgeblieben ſey, als weil ihm befohlen worden, bey Hofe zu erſcheinen. Wäre es dem Cleon ein Ernſt, nicht länger verdrießlich zu ſeyn; ſo müßte ihn dieſe Entſchuldigung beſänftigen. Allein er mag ſie nicht einmal anhören. Er mag nicht wiſſen, warum Dorant nicht gekommen iſt. Er will böſe, er will verdrießlich ſeyn. Er lärmt immer noch mehr in ſeinem Hauſe. Man ſchlägt ihm gewiſſe Vergnügungen und Zeitvertreib vor, die ihm ſonſt angenehm ſind; aber er verwirft ſie alle, und bleibt bey ſeinem Unmuthe. Ich urtheile daraus, daß dem Cleon mit ſeinem Verdruſſe gedienet ſeyn, und daß er ihm lange nicht ſo beſchwerlich fallen muß, als er vorgiebt. Ich urtheile, daß er ihn heimlich verlangen muß; und ſeine Aufführung ſagt mir viel gewiſſer, was itzt in ihm vorgeht, als es ihm ſein Herz ſagen kann. Wer einen ſauern Wein vor ſich ſtehen hat, und doch immer ein Glas nach dem andern hineintrinkt, ohne daß ihn jemand nöthiget, der wird mich umſonſt zu bereden ſuchen, daß er dieſen Wein ohne alles Vergnügen tränke. Er muß doch noch etwas angenehmes für ihn haben, es mag nun beſtehen, worinnen es will. Warum ſetzt er denn nicht den Wein bey Seite; warum nimmt er nicht dafür ein andres Getränke? Sejus klagt, daß er dieſen Abend nicht aufgeräumt ſey, ohne zu wiſſen, warum? Seine Freunde wollen die dunkeln Wolken vertreiben, die ſich in ſeiner Seele aufgethürmet haben. Er liebt Muſik, Scherz und muntere Erzählungen. Man verſucht alle dieſe Mittel, ihn zu beruhigen, und Sejus wird nur trauriger und mürriſcher. Er nimmt es übel, daß man ihm ſein Mißvergnügen rauben will. Muß er alſo dieſen Abend nicht verdrießlich ſeyn wollen? Und würde er dieſes wollen können, wenn ſein Verdruß nicht etwas angenehmes für ihn hätte?

Aber wie kann uns denn ein Mißvergnügen ein Vergnügen geben? Kann denn unſre Seele, indem ſie den Verdruß ſchmeckt, der eine widrige Empfindung iſt, an dem Gefühle dieſer widrigen Regung einen Wohlgefallen finden? Warum nicht? Unter gewiſſen Umſtänden ſcheint mir dieſes ſehr natürlich zu ſeyn. Mit allen unſern Empfindungen ſind gewiſſe Vorſtellungen verbunden, wir mögen uns ihrer nun allemal deutlich bewußt ſeyn, oder nicht. Sie erzeugen die Empfindungen, und die Empfindungen hinwieder erhalten und ſtärken ſie zugleich. Es kann alſo kommen, daß uns gewiſſe unangenehme Regungen lieb werden, weil wir gewiſſe Vorſtellungen gern haben wollen, welche ohne jene nicht gegenwärtig, oder nicht recht lebendig bleiben. Ich werde einige Stunden traurig, weil ich nicht habe, was ich wünſche, und was Andre haben. Dieſe Traurigkeit iſt eine unangenehme Empfindung, und eine Wirkung meines Gedankens, daß ich nicht glücklich bin. Gleichwohl widerſetze ich mich ihr nicht, ob ſie gleich unangenehm iſt. Warum nicht? Sie belohnet mich für den Zutritt, den ich ihr zu meinem Herzen erlaube. Sie hilft mir

auf

auf die glückliche Vorſtellung, daß ich ein weit beſſeres Schickſal verdiene, und eben ſo viel, oder noch weit mehr werth bin, als andre Leute. Sie unterhält meine Eigenliebe, und ich ſehe mein trauriges Weſen als einen Beweis an, daß ich weit glücklicher ſeyn ſollte, als ich bin, ob es gleich nur ein Beweis iſt, daß ich nicht glücklich bin. Man kömmt und will mich in dieſer Traurigkeit ſtören. Aber nein! Ich will nicht darinne geſtört ſeyn. Ich fühle, daß, wenn ich ſie verliere, auch die Vorſtellungen von meinen Verdienſten und andrer Leute ihren geringen Vorzügen etwas von ihrer Kraft verlieren. Daher laſſe ich mir meine Traurigkeit nicht nehmen, und fange an, ſie zu lieben. Viele, welche ſo heftig auf das Mißvergnügen in der Welt zürnen, würden erſt über Unglück klagen, wenn man die mißvergnügten Stunden aus ihrem Leben herausnehmen könnte. Sie würden ſehen, daß man ihnen ſehr viel angenehmes entzogen hätte, indem man ihnen das Bittere entriſſen. Der Hunger iſt an und für ſich etwas beſchwerliches; aber er iſt doch zu gleicher Zeit dasjenige, was uns die Speiſen ſchmackhaft macht. Und man würde es dem wenig Dank wiſſen, der uns außer den Stand ſetzte, den Hunger jemals zu fühlen. Und wenn auch mit dem Mißvergnügen keine Luſt zugleich verbunden wäre: ſo kann es doch vielleicht als eine ſcharfe Würze entweder dem vorhergegangenen oder dem folgenden Vergnügen eine ſtärkere Annehmlichkeit ertheilen, und durch das dunkle Gefühl, daß es unſre Freuden verſüße, beſchützt werden. Man gebe nur Acht, ob die Freude, welche auf eine Unluſt folgt, nicht empfindlicher iſt, als die Freude auf eine Reihe von Freuden. Als Menſchen, wie wir itzt ſind, und da es zur Natur der Freuden dieſes Lebens gehört, daß wir ihrer zeitig ſatt werden, würden wir, deucht mich, in der Welt bald einſchlafen, wenn wir gar kein Mißvergnügen hätten. Wir würden das Vergnügen auf keine Weiſe ſo lebhaft fühlen, weil wir es nie entbehrten. Wir würden uns der vergangnen Luſt nie mit ſo vieler Annehmlichkeit erinnern, weil die Spuren des vorigen Vergnügens gleich durch die Ankunft eines neuen ausgelöſchet würden. Wie viele Unluſt entſteht nicht, daß ich nur ein Beyſpiel anführe, aus der Gemüthsbewegung, welche wir die Furcht nennen? Aber wie matt würde der angenehme Trieb der Hoffnung in uns ſeyn, wenn er von gar keiner Furcht begleitet würde? Der wirkliche Genuß des Vergnügens würde uns nicht ſo erfreuen, wenn die Furcht, oder die vorhergegangene Vorſtellung, wir würden daſſelbe verlieren, unſer Verlangen darnach nicht in eine ſtarke Bewegung geſetzt hätte.

Will man das Mißvergnügen als eine Vermiſchung von Luſt und Unluſt anſehen, wo bald das eine das andre überwiegt, bald beides einander gleich iſt: ſo darf man ſich nicht wundern, warum wir zuweilen eine mißvergnügte Gemüthsbeſchaffenheit nicht gegen eine vergnügte vertauſchen mögen. Eine gemiſchte Empfindung hat, gegen eine einfache gehalten, etwas neues und etwas ſehr rührendes, weil eine Regung die andre durch ihren Widerſtand erhöht; und darum gefällt ſie uns. Finden wir nicht zuweilen mehr Geſchmack an einer Miſchung des Süßen und Sauern, als an dem Süßen allein? Eben ſo ſtelle ich mir auch vor, daß eine gemiſchte freudige und traurige Regung dem Herzen oft willkommener ſeyn kann, als eine freudige allein.

Ja ich ſehe nicht, warum ein Mißvergnügen, als ein Mißvergnügen, nicht einige Zeit ſollte angenehm ſeyn können. Ich will nicht ſagen auf das erſtemal, ſondern wenn wir es verſchiedenemale empfunden haben. Das Bittere verurſacht uns im Anfange einen widrigen Geſchmack, und wenn wir es öft zu uns nehmen, ſo finden wir endlich etwas angenehmes darinne. Warum kann das bey dem Geſchmacke der Seele nicht eben ſo wohl möglich ſeyn, was bey dem körperlichen Geſchmacke wahr iſt? Wer dieſes leugnen will, der mag uns erklären, warum gewiſſe Leute ſo gern ſich ereifern, ſo gern zanken, und zwar mit einer heftigen Erſchütterung ihres Blutes und ihrer Lebensgeiſter. Im Anfange können ſie ſchwerlich zum Vergnügen gezankt haben, weil der Zorn etwas ſehr gewaltſames bey ſich führet. Aber nach und nach ſind ſie dieſer Gewalt gewohnet worden, und nun vergnügt ſie das ſtürmiſche und tobende Weſen, weil es ſich für ihre angenommene Beſchaffenheit ſchickt, welche bey ihnen die Stelle der Natur vertritt.

Vielen wird vielleicht das Mißvergnügen, wegen einer natürlichen Trägheit, zum Vergnügen. Ihr träges und ſchweres Blut kann die heftige Bewegung der Freude nicht wohl vertragen; daher iſt ihnen ein gemiſchter Gemüthszuſtand von Luſt und Unluſt weit lieber. Sie können ganze Tage verdrießlich, traurig und ſtumm ſeyn, ganze Stunden weinen und klagen. Sie hängen dem nach, was ſie in ihrer Unluſt unterhält, und fliehen alles, was zur Freude geſchickt iſt. Würden ſie dieſes wohl thun, wenn ſie ſich nicht bey ihrer Traurigkeit wohl befänden? Ihr Mißvergnügen iſt das, was der Schlummer iſt. Sie mögen nicht wachen, und ſind doch zum Schlafe nicht müde genug. Sie ſind mit dem Schlummer, mit der Hälfte der Ruhe und Unruhe zufrieden. Klagen, Thränen, betrübte Mienen, und andre äußerliche Zeichen der Traurigkeit bedeuten bey ihnen das gar nicht, was ſie bey Andern zu erkennen geben. Sie klagen und weinen aus Wolluſt. Sie haben die Ruhe, den heitern Geiſt eines Fröhlichen nicht. Sie ſind, gegen dieſen gehalten, unruhig und traurig; und doch ſind ſie in ihrer Art ſo vergnügt, als jener. Sie haben den Zuſtand, den ihre Gemüthsart und Leibesbeſchaffenheit insbeſondre begehrt; und alſo können ſie bey ihrer Unruhe immer ruhig ſeyn, und ſich eine Gefälligkeit erweiſen, indem ſie weinen. Man ſtelle ſich zween Leute vor, von denen der eine Waſſer, der andre Wein trinkt. Dieſer fühlt die geiſtigen Bewegungen ſeines erwärmenden Getränkes, und der Waſſertrinker fühlt ſie nicht. In ſo weit muß ihm etwas fehlen, was jenen zufrieden macht. Aber man ſetze dazu, daß der Waſſertrinker kein Verlangen nach dem Weine, oder gar eine Abneigung vor demſelben hat, wird er wohl nach ſeiner beſondern Beſchaffenheit ein Vergnügen entbehren? Wird er nicht in ſeiner Art ſo zufrieden bey ſeinem Waſſer ſeyn, als jener bey ſeinem Weine iſt? Auf eben dieſe Weiſe kann ein von Natur Schläfriger bey ſeinen ſchwermüthigen Stunden oft eben die Anmuth finden, die ein Munterer in freudigen Augenblicken antrifft.

Vielleicht bleiben Viele darum zuweilen mißvergnügt, weil es ihnen Mühe koſten würde, ſich vergnügt zu machen; und auf dieſe Art wird ihnen eine Unruhe lieb, weil ihnen die Ruhe Arbeit koſtet. Sich aus einem Gemüthszuſtande in den entgegen geſetzten, aus dem Verdruſſe ſo gleich in Freude zu ſetzen, koſtet mehr, als ein bloßes Wollen. Lucia iſt ſehr unzufrieden, weil ſie ihre Freundinn in einem neuen Putze geſehen hat, der ihr fehlt. Ihr Mann ſchickt gleich fort und läßt ihr denſelben holen, ohne daß ſie es weis. Lucia ſieht den Putz an, und bleibt verdrießlich. Es geht ihr wie denen, die plötzlich aus einem dunkeln Zimmer in das volle Licht kommen. Sie ſchlagen die Augen zu, ob ſie gleich das Licht gern ſehen möchten. Lucia fühlet einen Widerſtand, daß ſie auf einmal aufhören ſoll, verdrießlich zu ſeyn, und ſie bleibt lieber ohne Mühe mürriſch, als daß ſie dem Vergnügen Raum geben, und durch neue Vorſtellungen die alten verdrängen ſollte.

Mich deucht alſo, daß es für Viele ein Verluſt ſeyn würde, wenn nichts in der Welt wäre, das zum Mißvergnügen diente. Da ſie nicht ſtets vergnügt ſeyn können, oder mögen: ſo ſehe ich nicht, womit ſie ſich unterhalten wollten, wenn ihre Seele nicht durch Unluſt in Bewegung geſetzt würde; denn ganz unthätig mag unſre Seele nie ſeyn. *) Da endlich die meiſten Arten von Mißvergnügen entweder zu einem Vergnügen werden, oder doch bey ihrer Bitterkeit noch mit einiger Anmuth vermiſcht ſind, oder das darauf folgende Vergnügen deſto ſchmackhafter machen, oder, in ſo weit ſie die Seele anſtrengen und erſchüttern, ſich doch für uns ſchicken, weil wir nach einer lan-

gen

---

*) S. den Abt du Bos, von der Nothwendigkeit, beſchäfftiget zu ſeyn, in ſ. Reflexions ſur la Poeſie & la Peinture, zu Anfange des erſten Theils.

gen Unthätigkeit angeſtrengt ſeyn wollen, und den Eindruck des gewohnten Vergnügens nicht genug fühlen, um dadurch bewegt zu werden: ſo ſcheint es, daß wir ſelbſt in dem Mißvergnügen eine Art von Wolluſt finden können. Deswegen wird es immer eine Thorheit bleiben, ſich mit Fleiß dem Mißvergnügen zu überlaſſen; denn wie viele Dinge hören darum noch nicht auf, Thorheiten zu ſeyn, weil ſie uns natürlich und angenehm ſind!

Wie weit

ſich der Nutzen der Regeln in der Beredſamkeit und Poeſie erſtrecke.

Eine Rede,

bey dem Beſchluſſe der öffentlichen rhetoriſchen Vorleſungen gehalten.

Meine Herren,

Es iſt nothwendig, ſich zu überzeugen, wie weit der Nutzen der Regeln in der Beredſamkeit und Poeſie ſich erſtrecke; man verfällt ſonſt gar zu leicht in eine übertriebne Hochachtung oder Geringſchätzung der Regeln, und ſchadet ſich eben ſo leicht durch einen abergläubiſchen Gebrauch derſelben, als durch eine kühne Verachtung.

Die Natur der Regeln und die Erfahrung ſollen uns ihre Beſtimmung lehren. Ihre innerliche Beſchaffenheit wird uns zeigen, daß ſie zu wiſſen nöthig ſind, daß wir ohne die Kenntniß derſelben wenig, oder nichts ausrichten können. Aber eben ihre Beſchaffenheit und die Erfahrung werden uns auch lehren, daß man die Regeln dieſer beiden Künſte wiſſen, und doch wenig Vortheil davon haben kann. Wenn man nicht Genie, nicht Gelehrſamkeit beſitzt; ſo werden uns die Regeln in der

Ausarbeitung zu nichts helfen, als daß ſie uns die kunſtmäßige Einrichtung einer Rede, oder eines Gedichts, entwerfen und beurtheilen lehren. Haben wir Genie, ſo können uns die Regeln viel nützen; aber ſie können uns doch die Anwendung nicht lehren. Dieſe kömmt auf unſere Einſicht, auf unſern Geſchmack an. Die Regeln können ſelbſt ein Genie noch immer fehl führen Sie ſind allgemein, ſie ſind nicht ſtets nothwendig, ſie ſind unvollkommen. Wie viel iſt uns alſo bey der Arbeit ſelbſt noch übrig gelaſſen, wenn wir auch die Regeln noch ſo gut wiſſen; und wie oft werden ſie uns zweifelhaft, furchtſam, ſklaviſch machen können, wenn wir nicht einen Schutzgeiſt in unſrer eignen Einſicht, oder in den Beyſpielen ſchöner Werke haben!

Gute Regeln ſind Vorſchriften der geſunden Vernunft, die ſich auf die Natur der Sache und auf die Erfahrung gründen. Regeln der Poeſie und Beredſamkeit ſind Geſetze, welche durch die Abſicht dieſer Künſte beſtimmt werden. Man will nützen und vergnügen; man will unterrichten und überzeugen, gefallen und rühren. Man will Menſchen unterrichten und vergnügen, welche eben die Natur haben, die uns gegeben iſt. Unſer Verſtand, unſer eignes Herz, wird uns alſo ſagen, was wir thun ſollen. Die Erfahrung wird es beſtätigen, ob wir gute Mittel ausgeſonnen haben; ſie wird bald die Wahl der Mittel, bald ihre Anwendung billigen, verbeſſern, oder auch verwerfen.

Unſre Empfindung wird uns lehren, wie die Gegenſtände beſchaffen ſeyn müſſen, welche unſern Verſtand aufklären, ihm gefallen, und unſer Herz nöthigen ſollen, Antheil daran zu nehmen. Sie wird uns lehren, wie dieſe Gegenſtände von dem Verſtande bearbeitet werden müſſen, damit ſie die Einſicht und Aufmerkſamkeit befördern. Auf dieſe Weiſe kann man ſich vorſtellen, wie die guten Werke der Beredſamkeit und Poeſie eher, als die Regeln, haben ſeyn können. Männer von tiefer Einſicht und einem großen Geiſte redten und ſchrieben, ohne die Regeln der Beredſamkeit zu erkennen. Sie folgten den Eingebungen ihres Verſtandes und der Empfindung. Sie redten glücklich. Ihre Exempel wurden zu Regeln. Männer von glücklichem Genie dichteten, um zu vergnügen und zu nützen. Sie folgten den Eingebungen ihres Genies, ihres Geſchmacks. Sie erreichten ihre Abſicht, und ihre Exempel wurden zu Regeln.

Man kann alſo mit dem Quintilian ſicher ſagen, daß die Werke der proſaiſchen und poetiſchen Beredſamkeit älter ſind, als die Regeln dieſer Künſte; und daß ſie, in ihrer Form betrachtet, nur Anleitungen ſind, die man aus den Meiſterſtücken gezogen hat. Aber man kann auch von einer andern Seite behaupten, daß die Regeln älter ſind, als die Meiſterſtücke. Sie waren in dem Geiſte großer Männer zugegen, ehe ſie redeten und dichteten; wie würden wir ſie ſonſt in ihren Arbeiten antreffen können?

Aus dieſer Erklärung der Regeln läßt ſich ihr Werth ſchon beſtimmen. Sie ſind nicht Vorſchriften des Eigenſinns, ſind ſie Befehle der Vernunft und der Empfindung, was werden wir denn ohne ſie ausrichten können? Wollen wir auf gut Glück in der Beredſamkeit und Poeſie arbeiten? Wollen wir weder an eine Anlage, noch an ihre Ausführung, weder an die Erfindung, noch an die Ausbildung unſrer Gedanken denken? Das heißt, wollen wir Abſichten ohne Mittel erreichen? Wollen wir, ohne die Geſetze der Ordnung, der Deutlichkeit, der Gründlichkeit zu beobachten, unterrichten und nützen; ohne Anmuth, ohne Schönheit gefallen; ohne Nachdruck, ohne Stärke, das Herz rühren oder bewegen? Oder will man ſich darauf verlaſſen, daß unſer Verſtand uns die Regeln bey unſern Arbeiten ſchon eingeben wird? Ja, die Regeln ſind ſpäter, als die Werke ſelbſt. Sie ſind von den Alten gefunden worden; wir können ſie auch finden. Aber ſie ſind nicht auf einmal, ſie ſind nicht von einem allein, ſie ſind durch eine lange Uebung, durch viel Erfahrung entdecket, bewähret und brauchbar gemacht worden. Was hofft ein Verächter aller Regeln, der nur ſeinem Genie folgen will? Hofft er nicht, daß ihm das allein glücken ſoll, was Vielen nach und nach kaum geglückt iſt? Beſitzt er den großen Geiſt, den jene beſaßen, welche durch ihr Exempel der Welt die Regeln in dieſen Künſten entdeckten? Iſt er in ſo glückliche Umſtände geſetzt, wie jene, ſein Genie zu verſuchen,

chen, zu üben und zu bilden? Muß er nicht erſt den Ausſpruch der Welt, oder vielmehr der Klugen erwarten, ob ſeine Wege die richtigen, ob ſie die beſten ſind? Geſetzt, man könnte ohne Wegweiſer in ein entferntes Land gelangen, wird man nicht ſichrer, nicht geſchwinder und gewiſſer die Straßen treffen, wenn man die Kenntniſſe, die Andre ſich erworben haben, zu Hülfe nimmt? Es iſt Stolz und Unwiſſenheit, ſich keine Kenntniß der Regeln erwerben mögen. Es iſt Undank, ſich die Anmerkungen der geiſtreichſten Männer nicht zu Nutze machen wollen. Es iſt Verwegenheit, ſich auf ſich ſelbſt verlaſſen, und doch nicht leugnen können, daß die Natur in vielen Jahrhunderten nur wenige, nur etliche Geiſter hervorgebracht, die ſie mit einer außerordentlichen und göttlichen Stärke des Verſtandes, der Einſicht und des Geſchmacks begabt hat. Es iſt Thorheit, von Andern gefundne Schätze nicht brauchen wollen, in der Hoffnung, daß man ſie auch finden könne. Es iſt Einfalt, ſich kühn auf das Waſſer begeben, und die Anweiſung derjenigen, welche die Erfahrung die Vortheile des Schwimmens gelehret hat, deswegen nicht hören wollen, weil die erſten dieſe Vortheile auch ohne Anleitung, und auf ihre eigne Gefahr gefunden haben.

Die Regeln der Poeſie und Beredſamkeit lehren uns, wie wir verfahren müſſen, die Welt zu überreden, ihr zu gefallen, ſie zu rühren. Sie lehren uns, wie vortreffliche Männer in ſolchen

Umſtänden ſich verhalten haben. Sie lehren uns, daß dieſe ihre Abſicht dadurch erreicht haben; in ſo weit ſind die Regeln nützlich, nothwendig. Sie ſind das Echo unſrer eignen Vernunft und die Stimmen der Natur; und ſie nicht hören, heißt taub ſeyn.

Die Regeln der Poeſie und Beredſamkeit lehren uns die Weisheit und Ordnung der Natur, ihre Vortrefflichkeit in der Verbindung des Nützlichen mit dem Schönen, nachahmen. Sie lehren uns die Einheit in unſern Werken beobachten, damit das Auge des Verſtandes ſich nicht irre. Sie lehren uns aus Theilen, die ſich zuſammen ſchicken, das Ganze erbauen, das die Abſicht befiehlt und das Beyſpiel der Natur billiget. Sie lehren uns die Verſchiedenheit und Mannichfaltigkeit dieſer Theile, dem Ekel vorzuwehren. Sie lehren uns die Ausbildung und Vollkommenheit dieſer Theile, damit ſie in das Auge des Verſtandes genug eindringen. Sie lehren uns das Ebenmaaß und die Ordnung derſelben, damit ſie der Verſtand bemerken, vergleichen und ſtufenweiſe von dem einen zum andern fortgehen könne. Sie lehren uns, den Verſtand anſtrengen, ohne ihn zu ermüden, ſeine Wißbegierde nähren, ohne ſie auf einmal zu ſättigen. Sie lehren uns, durch die Einbildungskraft unſern Gedanken diejenigen Geſtalten geben, in welchen ſie ſich im Geiſte der Leſer und Zuhörer am geſchwindeſten und tiefſten eindrücken können. Sie lehren uns, was wir für Gegenſtände wählen müſſen, wenn wir gefallen und bewegen wollen, daß ſie wichtig, neu, lehrreich, anziehend ſeyn, daß ſie Wahrheit und Gründlichkeit in der Beredſamkeit, und Wahrſcheinlichkeit und Wunderbares in der Dichtkunſt zur Seite haben müſſen. Sie lehren uns, wie wir Schatten und Licht unter dieſe Gegenſtände vertheilen, unſern Werken nicht zu viel Glanz geben ſollen, damit ſie nicht blenden; nicht zu wenig Licht, damit ſie nicht unkenntlich werden. Sie lehren uns in den Schönheiten Maaß halten, damit wir nicht in Pralerey und Ueppigkeit verfallen. Sie lehren uns den Reichthum der Gründe, Gedanken und Ausdrücke, damit wir nicht in Dürftigkeit und Armuth verfallen. Sie lehren uns die Genauigkeit und Feinheit, damit wir das Ueberflüßige, das Grobe, vermeiden. Sie lehren uns die Farben, die ſich zu unſern Gegenſtänden ſchicken, die Schreibart, die unſrer Materie, dem Charakter der Werke, insbeſondre anſtändig iſt; den Ton, mit dem wir unſre Empfindungen angeben, und in Andern erwecken ſollen. Mit Einem Worte, ſie lehren uns die Fehler und Schönheiten des Ganzen, der Gedanken und der Schreibart kennen. Dieſes thun die guten Regeln. Braucht man etwas weiter zum Ruhme ihres Nutzens, als daß man ihre Natur, ihre Eigenſchaften erkläret? Es ſind Anordnungen der Vernunft und Natur, und nicht eigenſinnige oder willkührliche Geſetze der Schullehrer. Die Kunſt, mit

Popen zu reden, iſt die Natur, in eine Methode gebracht. *)

Wie weit werden wir es mit unſerm Genie bringen, wenn wir es nicht durch die Gewalt der Regel, wie ein muthiges Pferd durch den Zügel, lenken und regieren? Die Regel dient uns bey unſern Arbeiten zum Leitfaden; ſie dient uns zur Prüfung, indem wir die Werke verfertigen; ſie iſt die Richterinn, nach deren Ausſpruche wir von den vollendeten Arbeiten hier wegnehmen, dort ſie ergänzen, verbeſſern, umarbeiten müſſen. Die Regel, vom Geſchmacke angewandt, iſt die Critik. Man habe das fruchtbarſte Genie; deſto nöthiger wird ihm die Critik ſeyn, je leichter eine große Fruchtbarkeit in einen üppigen Ueberfluß ausarten kann. Ein Weinſtock, der ſtark treibt, muß am meiſten geheftet und beſchnitten werden, damit er die göttliche Kraft des Weines nicht in müßigen Ranken, in unnützem Laube verſchwende. Hat es den Oviden, den Senecas, den Lucanen am Genie, oder an der Regel; an der Fruchtbarkeit, oder an der weiſen Mäßigung; am Witze, oder an der Kraft, ihn zu regieren, gefehlet? Wer weis nicht, daß der Ueberfluß ihr Fehler iſt; und daß Werke der Beredſamkeit durch zu viel Witz verderben, wie die Körper durch zu viel Blut? **)

Man

---

*) Thoſe Rules of old diſcover'd, not devis'd,
Are Nature ſtill, but Nature methodiz'd.
Critic. v. 88.

**) For works may have more wit than does'em good,
As bodies periſh thro' exceſs of blood.
Critic. v. 303.

Man habe Fähigkeiten und kenne die Regeln nicht, oder ſetze ſich kühn über ſie hinweg; wohin wird man als ein Redner, als ein Poet gerathen? In das Reich der Riemer, der Lohenſteine und der Sänger der heil. Magdalene.

Die Regeln nützen nicht allein denen, die arbeiten wollen; ſie ſind auch denen unentbehrlich, welche die Werke der Andern leſen und beurtheilen wollen. Wir werden ohne den Beyſtand der Regeln und der Critik tauſend Fehler nicht ſehen, oder Fehler ſelbſt für Schönheiten halten. Wir werden uns viele Schönheiten ungenoſſen entwiſchen laſſen, oder nicht alles, was an einer Sache ſchön iſt, genug ſehen, genug empfinden. Wir werden vieles als ſchön empfinden, und es nicht genug ſchätzen, weil wir die Urſache der Schönheiten, die angebrachte Regel, die Feinheit, mit der ſie angewandt iſt, die Wege der Kunſt, nicht genug einſehen. Es iſt wahr, es giebt Schönheiten in den Werken des Geſchmacks, die ſich von Allen empfinden laſſen. Man lieſt ſie, man hört ſie; ſie nehmen ein, ſie entzücken uns, ohne daß wir die Urſachen wiſſen. Aber es giebt ſanftere Annehmlichkeiten, welche Aufmerkſamkeit und Kenntniß der Regeln vorausſetzen. Und wie es überhaupt leichter iſt, die Fehler einer ſchlechten Schrift zu bemerken, als die Schönheiten einer guten: ſo muß derjenige, welcher keine Regeln, oder ſie unrichtig verſteht, den größten Vortheil des Leſens entbehren, den Vortheil, das Schöne gefühlt und geſehen, geprüft und im Leſen ſeinem eignen Geiſte eingedrückt zu haben. Er wird alſo ſeinen Geſchmack durch das Leſen, oder durch die Vorſtellung ſchöner Stücke wenig verbeſſern. Er wird tollkühn urtheilen, und oft dem Mittelmäßigen den Beyfall, dem Vortrefflichen den Tadel zuerkennen. Er wird zwiſchen den Mosheimen und Cobern keinen Unterſchied merken, den Oedipus eines Seneca mit eben der Entzückung, als den Oedipus des Sophokles leſen. Er wird bey einem Xenophon, Cicero, Livius gähnen, den de la Motte einem la Fontaine vorziehen, den Miſanthrop des Moliere für traurig, und die Athalia eines Racine für mittelmäßig erklären, die Clariſſa aus der Hand legen, bloß, weil ſie der Mariane nicht gleicht.

Dieſes ſind die Vortheile der Regeln, die derjenige entbehren muß, der ſie nicht kennet, oder ſie verachtet. Allein ſo wahr und groß dieſe Vortheile ſind: ſo ſind ſie es doch nur unter einer gewiſſen Bedingung. Die Regeln können uns weder das Vermögen, noch die Klugheit ertheilen, ſie zu gebrauchen. Beides ſetzen ſie voraus. Traurige Einſchränkung! welche die am meiſten angeht, die ſelbſt in der Beredſamkeit und Poeſie arbeiten wollen; und welche von ihnen am meiſten beſtärket wird.

Die Regeln geben uns das Vermögen der Beredſamkeit und Poeſie nicht; ſie ſagen nur, wie wirs anwenden ſollen. Wie viel Demoſthenes und Cicerone, wie viel Xenophonte und Livios, wie viel Homere und Virgile müßten wir haben, wenn die Regeln Redner und Poeten zeugten? Iſt es denn etwan ſo ſchwer, ſich die guten Regeln bekannt zu machen? Ich glaube, wer in der Beredſamkeit die Vorſchriften des Ariſtoteles, des Cicero, des Quintilian, des Longin geleſen, der kennet das Vortreffliche in dieſer Art. Gehört darzu mehr, als etwas Fleiß und Aufmerkſamkeit? Ich glaube, wer die Poetik des Ariſtoteles, des Horaz Schreiben an die Piſonen, und etliche andre ſeiner Briefe, ſorgfältig geleſen hat, der weis die vorzüglichſten Regeln der Poeſie. Gehört dazu ſo viel Zeit, ſo viel Fleiß? Und geſetzt, dieſe Anweiſungen wären für unſre Zeiten nicht allemal helle genug; haben wir nicht Scaligere, Rapine, Daciere, Corneillen, die ſie aufklären? Können wir dieſe nicht nützen? Geſetzt, die Regeln der Alten wären nicht vollſtändig; geſetzt, Horazens Poetik wäre nicht das Zeichnungsbuch der Poeten allein; wie bald kann man nicht einen Vida, einen Boileau, einen Pope, einen Saint-Mard von dieſer Kunſt leſen? Wer fragt dieſe alten und neuen Orakel nicht um Rath? Und wo ſind denn die vielen großen Redner und Poeten? Wie viele kennen die beſten Regeln auswendig! Und wo ſind denn die ſchönen und vortrefflichen Schriften der Beredſamkeit und Poeſie? Wurden in Rom die Regeln der Beredſamkeit allein vom Craſſus, Cicero, Hortenſius und Cäſar verſtanden? Wenn die Regeln beredt machten, ſagt Tullius, (und wer kannte den

Werth derſelben beſſer, als er?) wenn die Regeln beredt machten, wer würde nicht beredt ſeyn? *)

Man kann die Regeln wiſſen, man kann ſie durch Fleiß zur Ausübung bringen; und kann ohne Genie doch nicht weiter, als zum Mittelmäßigen, durch ſie gelangen.

So irrig und ſchädlich der Gedanke iſt: wenn ich weis, wie eine Sache gemacht werden muß, ſo kann ich ſie ſelbſt machen: ſo muß er doch zu allen Zeiten ſeine Freunde und Verehrer gefunden haben. Woher ſind die elenden und mittelmäßigen Werke ſo vieler Scribenten entſtanden, wenn ſie nicht durch dieſes Vorurtheil gebohren worden? Wiſſen, wie ich den Bogen halten, wie ich mit dem Auge das Ziel ſuchen und faſſen muß, wenn ichs treffen will: dieſes iſt eine nothwendige Regel. Ich weis ſie, ich übe ſie aus. Allein ich habe keine Kraft, keine Feſtigkeit in den Nerven, mein Auge trägt nicht weit genug, ich rücke und verfehle das Ziel bey aller meiner Regel. Dieſes iſt das Schickſal derer, die, ohne Genie, bloß unter der Anführung der Regeln ſich in das Feld des Witzes und des Geſchmacks gewagt haben.

Schmeichle dich in dem Eingange der Rede bey deinen Zuhörern ein; bereite ſie zur Aufmerkſamkeit; gieb ihnen das Licht, das zur Einſicht in das Folgende nöthig iſt. Vortreffliche Regeln! Wo-

---

*) Quae (ars) ſi eloquentes facere poſſit, quis eſſet non eloquens? de *Orat.* II, 57.

Wodurch erhalte ich dieſes? Die Mittel liegen in der Materie, die du wähleſt, in dir und deinen Zuhörern. Wähle etwas wichtiges, nützliches, neues. Zeige deine Wahl im Eingange von dieſer Seite; und du wirſt den Zuhörer aufmerkſam machen. Weiſe Vorſchriften! Zeige den Zuhörern deine Rechtſchaffenheit, deinen Eifer für die Wahrheit, deine Beſcheidenheit und deine Einſicht; und ſie werden dir gewogen werden. Zeige ihnen das, worauf es am meiſten bey der Sache ankömmt, und du wirſt ſie vorbereiten, daß ſie dieſelbe deſto gewiſſer einſehen.

Ich übe dieſe Regeln bey meiner Rede aus. Mein Eingang ſchickt ſich zur Sache. Sein Innhalt hängt genau mit der Materie der Rede zuſammen. Dank ſey es der Regel! Aber der Innhalt meines Eingangs iſt mager, iſt ausgedehnt; ich konnte ihn nicht ſchön denken, ich ſah nicht, was das Vorzüglichſte, das Beſte an ihm war; die Armuth, die Mattigkeit meines Geiſtes ward ihm eingedrückt. Ich erwecke die Aufmerkſamkeit meiner Zuhörer durch die Wichtigkeit meiner Materie, und werde ein regelmäßiger Praler. Mir kömmt die Sache wichtig, oder neu vor, und ſie iſt es doch Andern nicht. Ich verblendeter und ſklaviſcher Anbeter der Regel! Ich ſuche die Gewogenheit meiner Zuhörer, und ich werde ein kriechender Schmeichler; ich zeige ihnen mein unedles Herz zu eben der Zeit, da ich ihnen einen guten Begriff von meinem Herzen machen will; meine geringe Einſicht zu eben der Zeit, da mir die Regel befahl, ein Vertrauen bey Andern gegen mich zu erwecken.

Die Beweiſe und ihre Ausführung ſind die Seele der Rede: Die Regel lehrt mich überhaupt, wo ich ſie finden, daß ich die beſten wählen, daß ich ſie aus einander ſetzen, ſie deutlich und helle, ſie lebhaft und nachdrücklich machen ſoll.

Ich ſuche die Quellen der Gründe auf: ich glaube die beſten gefunden zu haben; ich will ſie durch neue Gründe, durch Urſachen, mit denen ſie zuſammenhängen, verſtärken; ich will das zeigen, was in dieſen Sätzen verſchloſſen iſt; ich öffne ſie, und ſtelle ihre Theile aus einander; mein Beweis wird ein regelmäßiger Beweis, meine Rede wird ein zuſammengefügtes Ganzes; alle Glieder ſind verbunden, und ſtehen an ihrer Stelle. Nur eins fehlt dieſem Körper; er hat keine Seele; er iſt ſtarr; er iſt nach allgemeinen Regeln ohne Fehler, bis auf den Fehler, daß er nicht einnimmt, nicht entzückt. Die Rede beweiſt, und man fühlt doch keine Kraft davon in ſeinem Verſtande; man ſieht nur die Figur des Beweiſes. Die Hauptſätze ſind aufgeklärt worden, und das Licht in der Sache iſt dadurch nicht gewachſen. Die Rede iſt deutlich: aber ſie iſt auch matt. Die Sachen ſind wahr; aber ſie ſind zu wahr, als daß ſie mühſelig hätten ſollen erwieſen werden. Meine Rede iſt vielleicht gründlich; aber ſie hat nicht das Licht der allgemeinen Deutlichkeit, nicht das Verdienſt der Anmuth. Sie ermüdet, indem ſie lehret; und weil ſie nicht gefällt, lehret ſie auch nicht genug. Die Sachen ſind ſchön, die Einrichtung hat Ordnung; aber Cicero oder Saurin hätte ſie ausführen ſollen.

Was hilft mir die Regel, die mich lehrt, wie ich edel, groß, erhaben, pathetiſch denken ſoll, die mir die Eigenſchaften dieſer Schreibarten erklärt; wenn ich die natürliche Stärke des Verſtandes und Herzens nicht habe? Ich will noch mehr ſagen, was nützen die beſten Beyſpiele in dieſen Gattungen der Beredſamkeit, wenn ſie derjenige nachahmet, der keine Lebhaftigkeit des Geiſtes beſitzt, der nichts von der edlen Kühnheit, nichts von dem Feuer empfindet, womit man denken muß, wenn man nicht gemein denken will; der das edle, das erhabne Herz, den Gott der Beredſamkeit, nicht in ſich fühlt? Er zwingt ſich nur, das Hohe nachzuahmen; er wird es verfehlen, er wird in das Schwülſtige und Abentheuerliche gerathen. Er wird große, prächtige Worte wählen, und der Gedanke wird klein und unedel ſeyn. Er wird lebhaft ſeyn wollen, er wird Figuren und Metaphern häufen; und dieſe werden gezwungen, geſucht, verlegen, oder immer einförmig ſeyn. Er wird pathetiſch ſeyn, er wird die Herzen beſtürmen wollen; und ohne Empfindung wird er die froſtigſten Ausrufungen mit ohnmächtigen Fragen abwechſeln, und ſeine Zuhörer ein blindes Feldgeſchrey hören laſſen.

Gilt dieſes von der Beredſamkeit, ſo gilt es noch weit mehr von der Dichtkunſt. Man kann ihre Hauptregeln wiſſen und ausüben, und dennoch das elendeſte Werk hervorbringen. Wie glücklich wären wir, wenn wir hiervon weniger Zeugen aufzuſtellen hätten; wenn es nicht ſo wahr wäre, daß die erſte Regel in der Poeſie dieſe ſey: Man muß Genie haben! Der Abt von Aubignac hatte die beſten Regeln des Theaters aus den Alten geſammelt, und ſich den Beyfall der Kenner dadurch erworben. Er ſchrieb eine Tragödie, ſchrieb ſie nach den Regeln, und es ward ein elendes Werk. Ja, ihr Regeln, vom Genie verlaſſen, euch hat das Theater die geſetzmäßigen Trauerſpiele und Luſtſpiele zu danken, in welchen die Handlung einfach, in welchen die Einheit der Zeit und des Orts ſorgfältig beobachtet, in welchen die Fabel in fünf Aufzüge meiſterlich eingetheilet, in welchen jede Scene mit der andern verbunden, in welchen die Wahrſcheinlichkeit durchgängig behauptet, in welchen der Charakter der Perſonen ſich immer gleich, und doch alles leer, und ohne Leben iſt. Ihr wollt uns durch eure Tragödien rühren, ihr Kenner der Regeln! Und wir fühlen gleichwohl, daß euch der ſchöpferiſche Geiſt gemangelt, eine große, ſonderbare, anziehende Handlung, heroiſche Charaktere, ſtarke Leidenſchaften, Reden, die der Würde der Perſonen, der Sache, der Poeſie gemäß waren, zu bilden? Ihr mordet und tödtet auf dem Theater; und wir nehmen keinen Antheil daran. Ihr macht Verwickelungen; und wir werden doch nicht begierig, den Ausgang zu wiſſen. Was ſollen eure

Auflöſungen? Sie überraſchen, ſie beſtürzen uns nicht. Sollten wir eure Helden und Heldinnen bewundern? Sie denken, wie ihr; ſie reden, wie ſie denken, ohne Hoheit, ohne Gefühl; ſie ſchreyen, ſie declamiren. Wir wollen die Natur der Menſchen, aber nicht die alltägliche, wir wollen die verſchönerte Natur ſehen und hören. Wir wollen bewegt, und der gewöhnlichen Ruhe entriſſen ſeyn; wir wollen hoffen und fürchten, wir wollen Mitleiden und Schrecken fühlen, wir wollen Thränen vergießen; und ihr laßt uns in euren Tragödien lachen, oder einſchlafen? Ihr zeigt uns Perſonen, die wir nicht lieben und hochachten können: und wir ſollen an ihren Schickſalen Antheil nehmen? Ihr zeigt uns böſe Charaktere, und macht ſie ſo abſcheulich, daß wir ſie nicht ſehen mögen? Ihr kennt das menſchliche Herz nicht. Alle eure Regeln ſind die Schönheit des Theaters nicht. Habt Genie und Geſchmack, habt einen großen Geiſt, einnehmende Handlungen und Charaktere zu ſchaffen, und auszuführen; alsdann ſchreibt nach Regeln; alsdann vermehrt die Anzahl der glücklichen theatraliſchen Dichter.

Unglücklicher Gedanke, wer nach Regeln ſchreibt, der iſt ein Poet! Helfen Sie doch den Autoren dieſes Vorurtheil benehmen, meine Herren, Sie werden ſich ſehr um den guten Geſchmack und um die Ehre Ihres Vaterlandes verdient machen. Es werden ſich alsdann weniger Poeten auf die Bahn des Heldengedichtes, welche durch große Genies bey uns geöffnet worden, unrühmlich wagen. Unfruchtbares Griechenland und Latien! Ihr hattet nur Einen Homer, nur Einen Virgil. Aber Deutſchland, unſer Vaterland, zählt in einem Jahrhunderte ſo viele Homere, ſo viele Virgile. Italien kennt nur Einen Taſſo, und lobt ihn nicht ſtets. England triumphiret nur mit Einem Milton; und bewundert ihn nicht immer; hat nach dem Milton nur Einen vortrefflichen Glover! Aber wir — o wie glücklich ſind wir!

Hat de la Motte etwan die Regeln der Fabel nicht verſtanden? Aber warum ſind ſeine Fabeln ſo wenig anziehend? Warum iſt er kein la Fontaine? Weil uns die Regel das Dialogiſche, das Anmuthige, das Naive, das Feine nicht geben kann. Warum behält Frankreich den einen auswendig, und den andern nicht? Weil la Fontaine Natur, und de la Motte nur Kunſt iſt; weil man die Kunſt ausüben kann, ohne zu gefallen.

Auch wenn wir Genie haben, iſt der Nutzen der Regeln noch ſehr eingeſchränkt. Sie ſind allgemein und unvollkommen. Sie lehren uns zwar, was wir überhaupt thun ſollen; aber nicht wie viel, und wie wenig in jedem Falle. Der Gebrauch wird durch unſre Einſicht, durch unſern Geſchmack, beſtimmt.

Nehmen Sie nur etliche der allgemeinen Regeln. Nicht jede Rede braucht einen Eingang. Wer ſagt mir, ob dieſe, oder jene einen verlangt? Mein Genie zeigt mir mehr als einen. Wer ſagt mir, welches der beſte iſt? Was heiſſen die Regeln: man richte ſich nach den Umſtänden der Zeit, des Orts, der Perſonen; man rede ſeiner Materie gemäß? Ich thue es, ich ſetze mich in alle die Umſtände. Die Sachen und Gedanken entſtehen durch die aufmerkſame Betrachtung meines Gegenſtandes; aber wer entdeckt mir, ob meine Gedanken gut ſind? Wie ſoll ich die rechte Wahl treffen? Die Sprache entſteht mit meinen Gedanken; ich will natürlich und leicht, ich will lebhaft, ich will nachdrücklich ſprechen. Wer ſagt mir, ob ichs an dieſer Stelle gethan habe? Ich erkläre; ſollte meine Erklärung auch etwan zu tiefſinnig, zu mühſam ſeyn? Sollte ich jenes nicht auch erklären müſſen? Ich beweiſe; meine Gründe ſind gut. Ich will ſie ausbilden. Mein Verſtand giebt mir gewiſſe Sätze, meine Beleſenheit giebt mir Beyſpiele, mein Witz Vergleichungen an die Hand. Wie werde ich alles dieſes ungezwungen zuſammen fügen? Vielleicht ſollte ich dieſen Beweisgrund nur zeigen. Er hat wohl Kraft genug, ohne Erweiterung; vielleicht ſchwächt ihn die Erweiterung. Wer ſagt mir dieſes? Iſt mein Beweis an dieſem Orte nicht nur ſtreng, ſondern auch helle genug; oder gleicht er den alten Waffen, die zwar feſt, aber auch voll Roſt ſind? Dieſer Beweis iſt an und für ſich gut, aber iſt er hier in dieſer Form nöthig? Ich will die Affecten bewegen. Sind meine Leſer, meine Zuhörer auch genug vorbereitet? Muß ichs nur gegen das Ende der Rede thun?

War in der Mitte nicht auch eine bequeme Gelegenheit? Verträgt mein Innhalt die Leidenſchaft?

Man nehme die Regel: was zu viel iſt, iſt eben ſo wohl ein Fehler, als was zu wenig iſt. Ich habe ein fruchtbares Genie. Und wie? Habe ich auch in meinem Eingange zu viel geſagt? Habe ich die Beſcheidenheit übertrieben: oder habe ich meinem Charakter und dem Charakter der Perſonen gemäß geredet? Habe ich die Aufmerkſamkeit erſiegt, oder erbettelt? Habe ich zu ſtolz von mir geſprochen, oder zu demüthig? Ich erzähle, ich erkläre. Wie, bin ich hier auch zu weitläuftig, dort zu kurz? Ich will meinen Gegenſtand ſichtbar machen. War dieß die beſte Art? Habe ich die vorzüglichſten Theile gewählt, oder habe ich durch zu viele Theile das Ganze dem Auge verdunkelt? Iſt zu viel Schimmer, etwan gar zu viel Licht in jener Gedanke? Soll ich mich bey dieſer Stelle länger aufhalten, oder ſoll ich forteilen? Und wie ſoll ich geſchickt zu dem Folgenden übergehen? Iſt hier etwan zu viel Schmuck, und dort zu wenig? Uebertreibe ich auch das Pathetiſche? Iſt dieß die rechte Schreibart, die ſich für meine Materie ſchickt? An jenem Orte durfte ich nur deutlich ſeyn, aber werde ich hier nicht zu lebhaft? Verſchwende ich die Figuren? Verlangt die Sache nicht einen gelindern Ton? Wähle ich die Sprache zu wenig, oder zu ſehr? Bin ich richtig und genau in meinem Ausdrucke, ohne karg und dürftig zu ſeyn? Bin ich lebhaft und prächtig, ohne üppig und praleriſch zu ſeyn? Gewinnt das, was ich zum Vergnügen anbringe, die Geſtalt des Nutzens in meiner Rede, und befördert es den Nutzen; oder iſt es nur ein Ueberfluß meines Witzes, der von meiner Eitelkeit und nicht von der Sache erzeugt wird? Bin ich mannichfaltig genug in der Einrichtung und Ausführung, in der Stellung meiner Beweiſe und Gedanken? Iſt mein Ausdruck zu einfarbig, oder iſt er zu bunt? Soll ich dieſen Gedanken ſchonen, ihn nur halb oder ganz ſehen laſſen? Iſt er nicht in dieſer Geſtalt zu nachläſſig, und in jener zu geputzt? Iſt dieſer Period, dieſer Wohlklang, nicht zu künſtlich? Iſt in meiner ganzen Rede, oder in meinem Gedichte die Genauigkeit mit der Ungezwungenheit verbunden? Scheint es, als ob ich nichts anders, und doch auch nichts beſſers, als ob ichs auf keine andre Art, in keinem andern Zuſammenhange, mit keiner andern Sprache, hätte ſagen ſollen; oder merkt man die Kunſt auf Koſten des Natürlichen, an dieſem oder jenem Orte? Wer löſt mir alle dieſe Fragen auf? Vermögen das die Regeln? Muß nicht meine Materie die Regeln erſt rechtfertigen? Wer ſagt mir dieſes? Wer bewahrt mich vor den Abweichungen auf dieſe oder jene Seite? Wer warnet mich, daß mich die Regeln nicht zu Fehltritten verleiten? Der Geſchmack, eine richtige, geſchwinde Empfindung, vom Verſtande gebildet. Dieſer Geſchmack begleitet den Redner durch die verſchiednen Scenen der Beredſamkeit. Er warnet ihn, nicht zu viel zu wagen. Er ermuntert ihn, ſich zu rechter Zeit zu erheben. Er lehrt ihn die große Kunſt der Schreibart, die Kunſt zu rechter Zeit aufzuhören. Haben wir dieſe Empfindung nicht, haben wir ſie nicht durch Uebung geſtärkt, nicht durch das Leſen und die Betrachtung vortrefflicher Beyſpiele geſchärft: ſo können wir bey unſern Regeln und bey unſerm Genie in die größten Fehler verfallen. Man muß als Redner und Poet Verſtand und Einbildungskraft haben; eins braucht des andern Hülfe, wie Mann und Weib, ſagt Pope. Aber wie oft ſind Verſtand und Einbildungskraft, gleich ihnen, mit einander im Streite! *) Wer vereiniget ſie? Der Geſchmack, die Einſicht des Scribenten, und nicht die Regeln; und noch weit mehr die Beyſpiele, als die Regeln.

Darf ich alles dieſes mit dem Ausſpruche eines der größten Kenner und Lehrer der Beredſamkeit beweiſen? Nicht alles, ſagt Quintilian, **) was die

Kunſt

---

*) — wit and judg'ment often are at ſtrife,
Tho' meant each others aid, like man and wife.
Critic. v. 82.

**) *Inſtitut. Orator.* L. VII. c. 1. Tradi enim omnia, quae ars efficit, non poſſunt. — Quaedam vero non docentium ſunt, ſed diſcentium. Nam et medicus, quid in quoque valetudinis genere faciendum ſit, quid quibus ſignis prouidendum, docebit. Vim ſentiendi pulſus venarum, caloris motus, ſpiritus meatum, coloris diſtantiam, quae ſua cuiusque ſunt, ingenium dabit. Quare plurima petamus a nobis et cum cauſſis deliberemus, cogitemusque, homines ante inueniſſe artem, quam docuiſſe.

Kunſt ausrichtet, kann gelehret werden. Der Arzt wird ſeine Schüler zwar unterrichten, was man bey einer jeden Gattung der Krankheit zu thun hat; worauf man ſehen muß, an was für Kennzeichen man ſie bemerken kann. Aber die Geſchicklichkeit, die Schläge des Pulſes, die Grade der Hitze, den Gang des Athems, die Aenderung der Farben und der Miene, die bey jedem verſchieden ſind, zu bemerken, dieſes wird das Genie lehren. Daher laßt uns den meiſten Rath bey uns ſelbſt ſuchen, und uns erwägen, daß die Menſchen die Kunſt eher erfunden und ausgeübt, als gelehrt haben.

Die beſten Regeln in der Poeſie ſind allgemeine Lehren. Sie reichen nicht bis an die beſondern und einzelnen Fälle, die dem Genie in der Arbeit aufſtoßen. Ich weis, um nur eine Erläuterung zu geben, was in dieſer Gattung der Gedichte überhaupt gut iſt; aber ein Umſtand bey meiner Materie macht mich ungewiß, wie ich itzt insbeſondere verfahren, wie ich ihn mit der Regel vereinigen ſoll. Wer ſoll den Ausſpruch thun? Ich. Wer giebt mir die Klugheit, das Allgemeine der Regel zu beſtimmen? Ich muß ſie durch eine ſorgfältige Betrachtung von meinem eignen Gegenſtande erlernen. Ich muß das, was bey dieſer Gelegenheit ſchön, oder minder ſchön, oder fehlerhaft iſt, empfinden. Daraus muß ich den Sinn der Regel einſchränken, und die Schritte abmeſſen, die ich hier thun ſoll. Die Regeln der Poeſie gleichen einer allgemeinen Karte eines Landes. Dieſe zeigt mir ſeine Grenzen, die vornehmſten Plätze, Flüſſe und Straßen. Ich reiſe nach ihrer Anweiſung von dem einen Orte zum andern. Ich kenne die Hauptſtraße; aber ich treffe Nebenwege auf meiner Reiſe an. Ich frage die Karte; ſie ſagt mir nichts. Hier ein Wald, dort eine ſandichte Einöde! Wie werde ich den Weg finden? Hier ein Moraſt! Ich muß ausweichen. Ich kann mich verirren. Hier iſt ein Bach angelaufen; er iſt gefährlich, ich muß den Weg ändern. Wer giebt mir in dieſen Fällen das Licht, die Entſchließung, den Muth, den ich nöthig habe? Die Karte?

Jedes Werk in der Poeſie verlangt ſeine eignen Regeln. Ich habe eine Comödie verfertiget; ſie gefiel. Ihre Einrichtung, ihre Verwickelung, ihre Auflöſung waren ſchön, und ihre Charaktere trefflich. Ich entwerfe eine andere. Meine Handlung verträgt die vorige Einrichtung nicht. Ich muß einen andern Weg gehen. Werde ich ihn glücklich treffen; und wie? Jenesmal zeichnete ich das Gemälde des Geizigen. Ich ſetzte ihn in die vortheilhafteſten Umſtände. Itzt will ich den Schwätzer ſchildern. Mein Gegenſtand iſt anders; ich muß andre Umſtände wählen; ich muß ſie wahrſcheinlich machen. Welches wird die beſte Einrichtung ſeyn? Mein Innhalt iſt anders beſchaffen, ich muß einen andern Ton wählen; und welchen? Iſt dieſes in den Arbeiten einer Art wahr; wie vielmehr wird es in den verſchiedenen Gattungen der Gedichte wahr ſeyn? Dort war ich comiſch; hier ſoll ich tragiſch reden. Dort forderte meine Erfindung Ernſt und Nachdruck; hier verlangt ſie Scherz und Munterkeit. Dort erhob ich mich zu dem majeſtätiſchen Tone einer Heldenode; itzt ſoll ich in der einfältigen Sprache eines zärtlichen Schäfers reden. Damals lachte ich in einem ſcherzhaften Liede; itzt will ich die Unruhen der Liebe in der Elegie ſprechen laſſen.

Die Regeln laſſen uns aber nicht nur in der Ungewißheit, ſie können uns auch an dem Orte, wo wir ihnen mit Recht folgen, zu Fehlern verleiten. Die Bemühung, ſie anzubringen, kann ſehr oft eine Urſache desjenigen Fehlers werden, welchen wir das Aengſtliche in der Schreibart nennen. Wir dachten zu ſehr an die Regel, und dieſe Anſtrengung, dieſe Mühe, prägt ſich unvermerkt den Arbeiten ſelbſt mit ein. Sie haben, wenn ich ſo reden darf, zwar die Schönheit der Farbe und die Stärke, die aus geſundem Blute und aus guten Säften entſteht; aber die Miene iſt nicht frey, nicht gefallend genug; ſie hat etwas Schüchternes. Die Stellung einer Bildſäule kann regelmäßig, und doch ohne Leben ſeyn. Noch mehr. Mitten in der Arbeit können die Regeln, die wir zu ſehr vor Augen haben, das Genie zurückhalten. Das edle Feuer des Geiſtes, das in dieſer oder jener Stelle nöthig war, verfliegt, indem wir die Regel um Rath fragen. Wir halten den Geiſt in ſeiner Kühnheit auf, weil wir unvorſichtig den Zügel rücken. Wir ſollten itzt von unſerm Gegenſtande allein erfüllt ſeyn, ihn allein denken und empfinden; wir ſollten uns vergeſſen; und ſeht, die Furcht, einen Fehler zu begehen, die Begierde der Regel zu folgen, ſtört uns in der glücklichſten Verwegenheit. Die ſchönen Vorſtellungen, die wieder neue gezeugt hätten, mußten einige Zeit unterbrochen werden, bis wir berathſchlaget hatten. Wir ſind nunmehr einig; aber wir ſind auch darüber matt worden. Die vorigen Gedanken haben ſich verloren; wir ſuchen ſie vergebens wieder, und ſetzen an ihre Stelle die Frucht des Fleißes und der Kunſt, da jene das Werk des Genies und der Natur geweſen ſeyn würden. Um gar nicht zu fehlen, verfallen wir in den Fehler, niemals bis zur Bewunderung ſchön zu ſeyn. Und wie oft erfahren nicht diejenigen, die arbeiten, daß in den Werken des Geſchmacks das Schönſte, nämlich das Natürliche der Gedanken und der Sprache, ohne ihr Suchen, komme, und daß die Regel das Wenigſte dazu beygetragen habe! Es giebt tauſend Schönheiten eines Werks, die durch keine Regeln erkläret, oder gelehret werden können, und für die wir keinen Namen wiſſen. Unſer Genie zeugt dieſe Kinder der Anmuth; aber die Kunſt, gleich einer tyranniſchen Mutter, erſtickt ſie nicht ſelten in der Geburt, weil ſie ihnen keinen ehrlichen Namen nach den Regeln zu geben weis. Eben dieſes wiederfährt uns auch bey der Beurtheilung fremder Werke der poetiſchen oder proſaiſchen Beredſamkeit, wenn wir uns den Regeln zu ſehr ergeben. Wir verwerfen oft eine

Schönheit, weil wir die gemeinen Regeln nicht beobachtet finden; und halten etwas ſchlechtes für ſchön, weil die Regel äußerlich beobachtet iſt. Wie oft haben nicht die Regeln unglückliche Kunſtrichter gemacht! Der Autor ſchrieb und drückte das Bild von dem idealiſchen Schönen, das ſein hoher Geiſt ihm entworfen hatte, aus. Der Kunſtrichter, der in ſeinem eingeſchränkten Verſtande das Original nicht antrifft, nach welchem dieſes Gemälde entworfen iſt, ſchilt es unnatürlich, behauptet, daß es wider die Regeln ſündiget, und ſieht, aus blindem Gehorſame gegen die Regel, die Erweiterung der Grenzen in dem Gebiete des Schönen als eine Verheerung an. Er legt ſeine poetiſchen Verordnungen bey der Beurtheilung eines Meiſterſtücks zum Grunde, und wo er dieſe nicht getreu beobachtet findet, glaubt er ſich im Gewiſſen verbunden, einen großen Geiſt für einen Pfuſcher zu halten, um nicht ſelbſt dieſen Namen zu verdienen.

Meine Herren, alle dieſe Betrachtungen ſollen uns den Gebrauch lehren, den wir von den Regeln machen müſſen. Man kann ohne ihre Kenntniß wenig, oder nichts ausrichten, es iſt alſo nothwendig, daß man ſich dieſelben bekannt mache. Man kann ſie wiſſen, und doch nicht im Stande ſeyn, ſie auszuüben; man muß ſie alſo anwenden, und ihre geheime Kraft zuerſt an den Verſuchen der Meiſter, an ſchönen Beyſpielen, empfinden lernen. Man muß nach ihren Vorſchriften ſeine Gedanken entwerfen, und ſich eine Fertigkeit zu erwerben ſuchen, den Willen der Regel zu thun, ohne daß man mehr weis, daß man ihn in dieſem, oder jenem Falle thut. Aber man kann die Regeln wiſſen, man kann es durch Fleiß dahin gebracht haben, daß man ſie in der Form auszuüben weis; und man kann immer noch mittelmäßig ſchreiben, und elend urtheilen, wenn man von der Natur kein Genie erhalten hat. Dieſes muß uns bey unſern Unternehmungen behutſam machen, und uns ein Befehl werden, daß wir uns mit unſern Arbeiten nicht eher an das Licht wagen, bis wir die Kenner um ihr Urtheil gefragt und ihren Beyfall erhalten haben. Wir können uns betrügen, und die Wiſſenſchaft der Regeln für das Genie halten. Man kann Genie haben, und die Regeln noch übel anbringen. Wir müſſen alſo durch gute Beyſpiele, durch vernünftige Critiken, die Geſchicklichkeit, ſie anzuwenden, in uns verſtärken, und unſre Ausarbeitungen den Verſtändigern zeigen. Ihre Anmerkungen müſſen uns neue Regeln werden, bis durch ihre Critiken, durch das Leſen der Redner und Poeten, durch den Anwachs der Wiſſenſchaften, unſer Verſtund genug Stärke und Licht erhält.

So gewiß es iſt, daß die Regeln uns nicht das Vortreffliche in der Beredſamkeit geben, ſo können ſie uns doch das Erträgliche gewähren; und da wir ſo viel geiſtliche Redner nöthig haben, ſo müſſen wir auch mit ſolchen zufrieden ſeyn, die keine Saurine,

rine, keine Mosheime ſind; denn die Natur bringt nur wenige große Geiſter hervor. Aber wir müſſen auch alle den Fleiß anwenden, wodurch wir unſere Art zu denken, deutlich, ordentlich und gründlich, das heißt, nützlich machen können. Je mittelmäßiger die Gaben ſind, die wir zu einem Redner beſitzen, deſto mehr müſſen wir das vermeiden, was ſie unerträglich machen kann, den Mangel der Verbeſſerung.

Mit denen, die Poeten werden wollen, muß man grauſamer umgehen. Die Welt kann die Poeten entbehren, und mittelmäßige braucht ſie gar nicht. *) Junge Dichter ohne Genie muß man zurückhalten. Es iſt die größte Wohlthat für ſie, wenn man ſie nöthiget, auf einer andern Seite ihren Fleiß rühmlich anzuwenden, mit dem ſie ſich hier lächerlich machen würden. Ich weis wohl, daß die Sucht der Poeſie eine Krankheit iſt, die ſich ſo leicht nicht heilen läßt; aber eine ſtrenge Critik, mit Aufrichtigkeit verbunden, bleibt doch die Schuldigkeit eines Lehrers, wenn ſie auch fruchtlos wäre.

Aber die Rede iſt ja nicht das einzige Werk der Beredſamkeit. Briefe, Geſchichte, moraliſche Betrach-

---

*) hoc tibi dictum
Tolle memor: certis medium et tolerabile rebus
Recte concedi:
mediocribus eſſe poetis
Non homines, non Di, non conceſſere columnae.
Hor. A. P. v. 367.

trachtungen, Romane, gehören auch in ihren Umfang. Hat man Genie zu dieſen Gattungen der Beredſamkeit, oder zur Dichtkunſt; hat man die Regeln gefaßt: ſo ſey man dennoch ſparſam in eignen Ausarbeitungen, wenn man noch in den erſten Jahren ſteht. Man verderbe die Zeit nicht mit vielen Verſuchen. Man nähre ſeinen Verſtand mehr durch das Leſen, durch einen nützlichen Vorrath von Gelehrſamkeit aus der Geſchichte, aus der Natur, aus der Philoſophie. Die Uebung iſt unumgänglich; aber wehe dem Redner, wehe dem jungen Poeten, der nichts thut, als ſein Genie, ſein ungebautes Genie, ausſchreibt! Er gleicht einem eigennützigen Pachter, der, um in wenig Jahren viele Früchte einzuerndten, das Feld ausſaugt, und weil er es nicht ruhen läßt, ihm auf das Künftige die Kraft benimmt, mit zehnfachem Wucher zu tragen. Ein wenig Wiſſenſchaft, ein wenig Gelehrſamkeit, ruft uns Pope *) zu, iſt eine gefährliche Sache. Schöpft tief, oder koſtet den Pieriſchen Quell gar nicht. Ein ſeichter Trunk berauſcht das Gehirn; aber volle Züge machen wieder nüchtern.

Ich habe Ihnen zeither die Regeln der Beredſamkeit, davon ſich ein gutes Theil auch auf die Poeſie anwenden läßt, vorgetragen. Da die

---

*) A little learning is a dang'rous thing;
Drink deep, or taſte not the Pierian ſpring:
There ſhallow draughts intoxicate the brain,
And drinking largely ſobers us again.

Critic. v. 215.

Kenntniß der Regeln nöthig iſt: ſo habe ich nichts unnützliches gethan, wenn anders mein Vortrag der richtige geweſen iſt. Aber das Meiſte bleibt Ihnen ſelbſt überlaſſen. Die Ehre, wenn Sie große Poeten oder Redner werden, iſt Ihre allein. Ich kann nichts gethan haben, als daß ich Ihnen die Bahn gewieſen, die Sie betreten ſollen; daß ich Ihnen gezeigt, wie Sie leſen, was Sie leſen, wie Sie arbeiten und beurtheilen ſollen. Der Fleiß der Anwendung und Uebung iſt Ihre. Doch dieſer Fleiß iſt eine Beſchäfftigung, die ſich nicht auf ein Collegium, nicht auf ein kurzes Jahr, einſchränken läßt. Ich ſehe Sie durch Ihr ganzes Leben glücklich darinnen fortfahren; und wie zufrieden würde ich meine Vorleſungen ſchließen, wenn ich wüßte, daß ich Ihnen ſo ſehr genützt hätte, als es meine Abſicht geweſen iſt! Wenigſtens hoffe ich, daß ich Sie in dem Vorſatze beſtärkt haben werde, Ihr Genie nie anders, als zur Ehre der Wahrheit, zu einem unſchuldigen und nützlichen Vergnügen, zur Ausbreitung des guten Geſchmacks und guter Sitten anzuwenden. Ich kann mir nichts ſchrecklichers vorſtellen, als einen witzigen Scribenten, der auf ſeinem Todbette alle das Unheil, das Verderben der Gemüther überſieht, das ſeine dem Innhalte nach unerlaubten, und der Schreibart nach, vortrefflichen Schriften, itzt und in vielen Jahrhunderten noch ſtiften werden. Und wie glücklich muß der Autor ſeyn, der am Ende ſeiner Tage den ſeligen Gedanken mit in die

Ewigkeit nehmen kann, daß er noch Jahrhunderte hindurch der Unterricht und das Vergnügen der Welt ſeyn wird! Diejenigen, meine Herren, welche die Gaben zum Schreiben nicht von Natur empfangen haben, müſſen ſich beruhigen, daß ſie Andre mit Geſchmacke leſen, beurtheilen, und alſo nützen können. Sie müſſen ſich damit tröſten, daß man ein nützlicher und rechtſchaffener Mann ſeyn kann, wenn man gleich kein Redner und Poet iſt: daß es eine größre Ehre iſt, eine Sache, die man nicht von uns fordert, nicht zu thun, als ſie mittelmäßig zu thun; daß die Welt nur wenig große Geiſter, aber deſto mehr von der mittlern Gattung nöthig hat. Sind wir zur Beredſamkeit von Natur geſchickt: ſo wollen wir nie vergeſſen, daß ein großer Redner ſich auch eine große Gelehrſamkeit erwerben, täglich ſeinen Verſtand mit Wahrheit nähren, die Welt und das menſchliche Herz ſorgfältig ſtudiren, daß er bald durch Leſen, bald durch Schreiben ſeinen Geiſt üben muß. Haben wir ein Naturell zur Poeſie, ſo wollen wir uns täglich ſagen, daß ein Poet ohne Wiſſenſchaft nie groß werden wird; daß er eben ſo wohl, als ein Redner, die Philoſophie wohl faſſen, und ſich mit tauſend nützlichen Kenntniſſen aus der Natur bereichern muß, wenn er ſeinem Genie aufhelfen will. Die Wolluſt der Poeſie zieht uns gar zu leicht von dem Fleiße ab, den wir andern Arbeiten ſchuldig ſind; um deſto mehr müſſen wir über unſre Neigung wachen, und bedenken, daß wir nicht ewig

Poeten ſeyn können, wenn wir auch wollten; daß es wenig iſt, ein ſchöner Scribent zu ſeyn, daß man auch ein Mann für Geſchäffte, für den Umgang, ein Freund, ein rechtſchaffener Mann ſeyn, und durch ein edles Herz eben ſo wohl ſeine Sitten, als ſeine Gedichte lehrreich und angenehm machen muß. Und wie viele ſind unglücklich geworden, weil ſie mit Gewalt Poeten ſeyn wollten!

Endlich nehmen Sie noch den Dank von mir an, den ich Ihnen für Ihre zeitherige Aufmerkſamkeit ſchuldig bin. Geben Sie mir ferner Gelegenheit, Ihre Gewogenheit und Ihr Vertrauen verdienen zu können, und leben Sie wohl!

Von der

Beſchaffenheit, dem Umfange und dem Nutzen der Moral.

Eine

Vorleſung,

auf Befehl und in hoher Gegenwart
Sr. Churfürſtl. Durchlauchtigkeit
zu Sachſen,
Friedrich Auguſts,
den 29ſten April, 1765,
auf der
Univerſitätsbibliothek zu Leipzig
gehalten.

Auf Befehl unſers Durchlauchtigſten und Gnädigſten Churfürſten ſoll ich itzt die Moral, nach ihrer Beſchaffenheit, ihrem Umfange, und ihrem Nutzen in einem kurzem Abriſſe darſtellen. Dieſem Befehle, der dem Herzen eines jungen Fürſten ſo viel Ehre macht, gehorche ich in tiefſter Ehrfurcht, und wünſche, daß ich das, was mir bey meinem Vortrage an Scharfſinnigkeit und Beredſamkeit mangeln wird, durch Deutlichkeit und Kürze erſetzen möge.

Die Moral, oder die Kenntniß von der Pflicht des Menſchen, ſoll unſern Verſtand zur Weisheit und unſer Herz zur Tugend bilden, und durch beydes uns zum Glücke leiten. Niemand wird ein Glück ſuchen, das er nicht kennet, noch die Mittel dazu anwenden können, wenn er ſie auch nicht kennet, oder nicht überzeugt iſt, daß ſie die beſten und einzigen ſind. Die Moral ſoll uns alſo lehren, was unſer wahres Glück, oder unſer höchſtes Gut, das iſt, was für ein Geſchöpf, das aus einem unſterblichen Geiſte und aus einem hinfälligen Körper beſteht, am zuträglichſten, der Ruhe der Seelen und der äußerlichen Wohlfahrt am gemäßeſten ſey, [illegible] auf was für einem Wege wir am ſicherſten zu dieſem Ziele gelangen können.

Wir ſind, wenn wir auf uns ſelbſt blicken, mit mannichfaltigen Kräften, Fähigkeiten, und natürlichen Neigungen verſehen; wir ſind mit künſtlichen und wunderbaren Werkzeugen des Körpers ausgerüſtet; wir entdecken tauſend Bedürfniſſe, ohne die wir nicht leben können, und die wir ſuchen müſſen. Wir fühlen alle einen unwiderſtehlichen Trieb zum Leben und zum Vergnügen; wir ſind mit vielen Uebeln umringet, vor denen wir uns eben ſo natürlich ſcheuen; wir ſehen tauſend Gegenſtände, die uns an ſich locken, die uns Anfangs vergnügen und bald darauf beſtrafen. Wir finden, daß nicht alle Vergnügungen, denen wir nacheilen, von einerley Würde ſind; daß einige flüchtig, andre dauerhafter, daß einige mehr unſerm

Körper, andre unſrer Seele angemeſſen ſind; daß wir einige, wenn wir ſie genoſſen haben, mit einem geheimen Beyfalle billigen, auf andre hingegen mit Reue, Scham und Unwillen zurückſehen; daß wir unſre Kräfte und Neigungen bald auf dieſe, bald auf jene Art, bald zu unſerm Vortheile, bald zu unſerm Schaden, anwenden können.

Wir ſehen uns ferner mit Menſchen umgeben, deren Hülfe und Geſellſchaft wir nicht entbehren, und die auch die unſrige nicht miſſen können; die unſer Vergnügen, ſo wie wir das ihrige, bald befördern, bald ſtören können. Wir fühlen Neigungen gegen ſie, die ein innerliches Bewußtſeyn bald für gut und edel, bald für unerlaubt und verwerflich erklärt, und die das Urtheil des Verſtandes bald mit Gründen rechtfertiget, bald verbeut. Wir finden Handlungen, die nach dem Ausſpruche eines innerlichen Richters bald gut, bald böſe ſind; und ſo lange wir nicht durch Leidenſchaften aufgebracht werden, erklärt ſie unſer Herz, ohne große Beweiſe des Verſtandes, ohne lange Unterſuchung, für das, was ſie ſind, für löblich, oder ſchändlich.

Wir finden endlich, wenn wir uns, Andre, die Natur mit ihren Auftritten, die Welt mit ihren Wundern, mit ihrer Ordnung, Mannichfaltigkeit, Schönheit, Weisheit, Pracht und Vollkommenheit, in den Theilen und im Ganzen, im Großen und Kleinen, in ihren Abſichten und Mitteln, von der Seite des Nutzens und Vergnügens, betrachten, wir finden ſo viele Spuren eines weiſen, gütigen und allmächtigen Schöpfers, daß es nicht auf unſern Willen ankömmt, ob wir ihn erkennen, und an ihn glauben wollen, oder nicht. Hat er uns gemacht, und alle Kräfte und Neigungen, die wir beſitzen, gegeben: ſo wird er auch eine weiſe Abſicht gehabt haben, zu der wir ſie anwenden ſollen. Sollte der Menſch das größte Werk der Schöpfung und doch kein mit ihr übereinſtimmendes Werk ſeyn?

Auf dieſe göttliche Abſicht geht die Moral der Vernunft zurück, und ſucht ſie in der Natur des Menſchen, oder die Beſtimmung deſſelben in ſeinen Kräften und Neigungen auf. Dieſe Beſtimmung oder Abſicht wird theils durch die natürliche Beſchaffenheit unſrer Eigenſchaften, welche uns die Vernunft entdecket, theils durch ein geheimes Gefühl des Herzens, oder den Trieb des Gewiſſens offenbaret, der nicht nur unſern Verſtand nöthiget, ein göttliches Geſetz überhaupt zu erkennen, ſondern der uns auch fühlbar wahrnehmen läßt, ob etwas ſeiner Natur nach recht oder unrecht, erlaubt oder ſtrafbar, rühmlich oder ſchändlich ſey. Die Abſicht alſo, zu der wir von Gott erſchaffen ſind, zu bemerken und zu erforſchen, und die Mittel, die wir anwenden müſſen, ſie zu erreichen und auszuführen, lehret die philoſophiſche Moral. Die höchſte Abſicht kann nichts geringers ſeyn, als eine dauerhafte und allgemeine Zufriedenheit und Glückſeligkeit der Menſchen, durch einen freywilligen Gehorſam gegen unſern Herrn und Schöpfer. Dieſe von ihm geordnete Glückſeligkeit mit Unterwerfung, Treue und Eifer ſuchen und befördern, iſt Pflicht, iſt Weisheit und Tugend; und ſo wie die Pflichten, die uns die Natur lehret, Mittel zu unſerm wahren Glücke ſind; ſo ſind ſie auch unveränderlich, und in dem ewigen Willen Gottes und in ſeiner Heiligkeit gegründet. Denn einen Gott denken, der bloß gütig und allmächtig, nicht aber zugleich heilig und gerecht iſt, der es nicht achtet, ob wir ſeinem Willen, den er uns in dem Gewiſſen und der Vernunft offenbaret, gehorchen oder nicht, heißt Gott ſchänden und ſein Weſen aufheben. Die Moral lehret uns alſo heilige Pflichten, und für uns ſelige. Sie lehret uns den Unterſchied des Guten und Böſen, des Edlen und Unedlen, des Rühmlichen und Schändlichen erkennen, damit wir deſto leichter das Gute ſuchen, und das Böſe verwerfen. Wie willig ſollten wir daher ihre Befehle erlernen und ausüben, da wir unaufhörlich das Verlangen fühlen, glücklich zu ſeyn!

Allein die Neigungen und Leidenſchaften, die uns Gott zu Triebfedern unſers Glücks, zur Erreichung deſſelben, oder zur Abwendung des Uebels gegeben hat, ſind Kräfte, die eine freywillige und ihren Gegenſtänden gemäße und ſorgſame Anwendung erfordern. Zu heftig oder zu ſchwach begehren und verabſcheuen, entfernet uns beides von unſerm Glücke. Das Gute verlangen, das Böſe ſcheuen, und doch die Mittel, jenes zu erhalten, dieſes zu vermeiden, nicht ſuchen und gebrauchen wollen, iſt ein kindiſches, widerſprechendes und rebelliſches Verlangen nach Glückſeligkeit.

Ferner unſre Neigungen und Bedürfniſſe ſind mannichfaltig. Eine Neigung, die zu unſrer Natur gehöret, ſo befriedigen, daß wir die andern unerfüllt laſſen, oder beleidigen, iſt wider die Eintracht unſrer Seele und wider das Syſtem des Glücks. Wir ſind auch vieler Vergnügungen fähig, die einander dem Werthe nach untergeordnet ſind, und die wir nicht alle zugleich genießen können; vieler Schmerzen, die ebenfalls von verſchiedner Größe ſind, und die wir nicht alle von uns entfernen können. Fehlen wir nun hier bey unſrer Wahl, wählen wir nicht das größere Gut, wenn wir ein kleineres zugleich nicht erreichen können; wählen wir nicht das kleinere Uebel, um dem größern zu entgehen; wollen wir gleichſam Frühling und Sommer, Saat und Erndte, zugleich in unſrer Seele haben, eine bittre Arzney mehr ſcheuen, als die Krankheit: ſo handeln wir wider die Natur, und wider unſer Glück, deſſen Weſen durch unſern Willen nicht kann geändert werden.

Alles dieſes ſetzt einen Anführer, den Verſtand, voraus, und eine Achtſamkeit auf ſeine Stimme und auf den Ausſpruch eines innerlichen Gefühls deſſen, was gut iſt, oder nicht. Aber den Verſtand gehörig fragen und anhören, ſeine Ausſprüche mit unſerm Gewiſſen vergleichen, dazu gehöret

Aufrichtigkeit, Lehrbegierde, und eine Stille der heftigen Leidenſchaften. Iſt es alſo zu verwundern, wenn wir ihn, dieſen Verſtand, oder die Stimme des Herzens oft gar nicht, oft dunkel und irrig verſtehen? — Wir müſſen den Befehlen des Verſtandes oft dadurch gehorchen, daß wir ihnen eine ſüße Neigung entweder ganz aufopfern, oder die ordentliche Selbſtliebe doch mäßigen. Beides iſt Arbeit, und eine Gewalt, die wir uns ſelbſt anthun müſſen. Wird es alſo nicht gewiß ſeyn, daß die Tugend, daß unſer Glück, ohne Mühe, ohne fortgeſetzte Mühe, weder erlangt, noch erhalten werden kann, und daß alſo die Moral ein Werk unſers ganzen Lebens, des jugendlichen, des männlichen, des höhern Alters, daß ſie keine müßige Weisheit der Schulen, keine kraftloſe Nahrung des Gedächtniſſes, keine pralende Wiſſenſchaft ſey, um in Geſellſchaften oder Büchern damit zu glänzen, ſondern ein Unterricht, dem wir in unſerm Herzen und ganzen Wandel, in der Stille und im Geräuſche, in den Stunden der Arbeit und der Erholung, im Glücke und im Unglücke, in geſunden und kranken Tagen, nahe am Tode und fern vom Grabe, in allen Verhältniſſen des Lebens, als Kind, als Vater, als Bruder, als Gatte, als Freund, als Lehrer, als Regent, als Unterthan, als Bürger des Vaterlandes, und als Bürger der Welt und der Ewigkeit folgen ſollen? Denn wo iſt ein Gemüthszuſtand, ein Zeitpunkt, ein Fall zu erdenken, der nicht eine gehörige, moraliſche und freye Anwendung unſrer Kräfte erforderte? Und wo iſt ein Fall, da es beſſer wäre, wider die heilige, unveränderliche Anordnung eines allwiſſenden, gütigen, gerechten und allmächtigen Weſens zu handeln, in welchem ſich alles zu unſerm Glücke, oder zu unſerm Verderben vereiniget?

Die Moral iſt, gleich der Sonne, ein Licht, das unſern Geiſt erleuchtet; ſie breitet ihren Glanz über die ſittlichen Gegenſtände aus, und klärt dem Auge des Menſchen die mannichfaltigen Schuldigkeiten und Abſichten ſeines Daſeyns aus ſeinen Fähigkeiten und verſchiedenen Beſtimmungen auf. Allein ſie iſt nicht bloß ein Licht, das erleuchtet, ſie ſoll auch das Herz beleben. Sie ſoll den Saamen der natürlich guten Neigungen erwärmen, daß er ſeine Früchte, die Früchte der Tugend und Glückſeligkeit für uns und Andre trage. Unſer Geſchmack für das Gute wächſt, je mehr wir die Schönheit und Göttlichkeit der Tugend und ihren wohlthätigen Einfluß in alle Verhältniſſe des Lebens kennen lernen. Wir fangen an, das Löbliche, das Rechtſchaffne und Geſetzmäßige der Gedanken, Neigungen und Handlungen lebhaft, geſchwind und in ſeinen verſchiednen Graden zu empfinden. Und dieſe Empfindung, wenn wir ſie warten und pflegen, begleitet uns durch alle Umſtände des Lebens, ermuntert uns zu unſrer Schuldigkeit, und macht uns ſinnreich und eifrig, ſie auf die beſte Art zu beobachten. Dieſe fortgeſetzte Beobachtung fließt wieder in unſre Neigung ein, und ſtärkt ſie dankbar mit neuen Kräften. Es wird uns leichter, gut zu ſeyn, weil wirs ſchon oft geweſen ſind. Ein geheimes Vergnügen recht gethan zu haben, breitet ſich in unſerm Herzen aus, und macht uns muthig, froh für uns, froh für Andere, freudig gegen Gott; denn der Tugendhafte, wie der weiſeſte König es ausgedrückt hat, iſt getroſt, wie ein junger Löwe. Dieſes ſtille Vergnügen, der erſte Segen der Tugend, tränket, gleich einem ſanften Bache, das Herz und durchſtrömt ſeine edlen Neigungen; ſie ſchlagen Wurzel, und wachſen. So wächſt auch der Abſcheu gegen das Unerlaubte. Wir erkennen ſeine Häßlichkeit, ſeinen ſchändlichen Einfluß, ſeinen Streit mit der Vernunft und dem Geſetze Gottes; wir fühlen an unſern eignen Thorheiten und Vergehungen die beſtrafende Laſt des Böſen, und lernen es haſſen. Dieſer Haß begleitet uns in die Verſuchungen, und hilft uns ſiegen. Wir finden an den Beyſpielen und dem Umgange der Rechtſchaffnen ein Gefallen; unſer Herz eifert ihnen nach, und wird durch ſie edler. Wir bemerken die Beyſpiele und den Umgang der Laſterhaften mit Mißfallen; unſer Herz verſchließt ſich ihnen, und ſchätzt das Gute deſto höher. So macht ein glückliches Gemälde der Kunſt, das neben einem häßlichen aufgeſtellt iſt, unſern Geſchmack an dem ſchönen nur lebhafter; und das Mißfallen an dem ſchlechten erhöht die Liebe zu dem ſchönen. — Auf dieſe Weiſe bildet und beſſert die Moral das Herz.

Allein die Moral zeigt uns auch vornehmlich unſer Verhältniß mit dem Ewigen, dem Vater der Geiſter und aller Vollkommenheit. Ihn kennen, dieſes muß auf unſer Herz den ſeligſten Einfluß haben. Ihn kennen heißt zugleich ihn lieben, verehren, anbeten, ſich ſeiner erfreuen, ſich ſeinen Befehlen und Schickungen ohne Ausnahme unterwerfen, Dankbarkeit und Vertrauen gegen ihn fühlen, und Bewunderung und Liebe gegen ſeine Vollkommenheiten und Werke. Erweckt und befeſtiget die Moral dieſe Erkenntniß und dieſe Neigungen: ſo iſt offenbar, daß ſie unſer Herz zur höchſten Stufe der Würde und Glückſeligkeit, deren wir von Natur fähig ſind, erhebt. Dieſe Erkenntniſſe und Neigungen ſind durch ihren Gegenſtand groß; und darum erheben ſie das Herz. Sie vereinigen uns mit der Quelle der Vollkommenheit; und darum machen ſie unſer Herz ruhig und zufrieden. Sie geben unſern Privatneigungen und den geſelligen Pflichten Ordnung und Leben, und werden die heiligſten und mächtigſten Bewegungsgründe zur Rechtſchaffenheit ohne Zeugen, ohne irdiſche Belohnungen des Ruhms und Eigennutzes, bloß aus einem ehrwürdigen Gehorſam gegen die Gottheit. Sie ſtärken uns, unſre eignen Vortheile zu vergeſſen, und der Tugend auch ſchwere Opfer zu bringen, ſo bald unſer eignes Vergnügen mit unſern Pflichten nicht beſtehen kann. Sie ſtärken uns, Ruhe, Bequemlichkeit, Güter, Geſundheit, ja ſelbſt das Leben, wenn es die Gottheit verlangt, großmüthig zu verleugnen, und auch aus ihrer Hand Elend mit Dank, und Schmerzen mit Geduld und höhern Hoffnungen eines künftigen glückſeligern Lebens, anzunehmen. Dieſes iſt der höchſte Zug des moraliſchen Charakters, nämlich die Gewißheit einer ewigen Fortdauer, welche unſer Herz wünſchet, die Einrichtung unſrer Seelenkräfte verſpricht, und der Begriff von der Güte, Macht, Weisheit und Heiligkeit Gottes unterſtützet. Die Moral, die unſern Geiſt zur Tugend bildet, iſt alſo eine Wiſſenſchaft für mehr als Ein Leben; und unſer moraliſches Glück iſt das einzige, das uns mit unſerm Herzen in die Unſterblichkeit folget. In dieſem Leben keimt unſre Tugend, die Ewigkeit bringt ſie zur Reife, und iſt die Erndte unſers Geiſtes. Aber welches ſind die Geſetze der Moral?

Der Geſetze der Weisheit und Moral ſind nicht viele; nur der Erklärungen, Beweiſe und Anwendungen dieſer Geſetze giebt es viele. Thue, ſo lautet das Hauptgeſetz der Moral, **thue, aus Gehorſam und mit Aufrichtigkeit des Herzens gegen deinen allmächtigen Schöpfer und Herrn, alles, was den Vollkommenheiten Gottes, was deinem eignen wahren Glücke und der Wohlfahrt deiner Nebenmenſchen gemäß iſt; und unterlaß das Gegentheil.** Dieſe Geſetze und die Verbindlichkeit, ihnen zu gehorchen, ſind für eine durch die Offenbarung aufgeklärte Vernunft nicht ſchwer zu erkennen: denn ohne das Licht der Religion würden wir in der Lehre von Gott und der Tugend eben nicht heller ſehen, als die Weltweiſen des Alterthums, welches doch die ſcharfſinnigſten Männer waren; und gleichwohl weis in unſern Tagen das geringſte Dorf mehr von dem Einigen Gott und den Pflichten des Menſchen, als die Städte, worinne Künſte und Wiſſenſchaften ſo vorzüglich blühten, als Athen und Rom wußten. Dieſe Geſetze der Moral alſo zu erkennen und zu beweiſen, iſt für uns keine ſchwere Weisheit; aber ſie in allen Umſtänden, zu aller Zeit, in allen Verhältniſſen aus Ehrfurcht gegen Gott auszuüben trachten, dieß, dieß iſt die ſchwerſte und höchſte Weisheit. Das Herz hat eigentlich nur Eine Tugend, und dieſe iſt der lebendige, kräftige, von dem Gewiſſen und der Vernunft erzeugte Vorſatz, überall gut und der göttlichen Beſtimmung ohne Ausnahme gemäß zu handeln, weil wir nichts ſeligers thun können. Aus dieſer Tugend des Herzens fließen, gleich als aus einem Meere, viele Ströme einzelner Tugenden und Pflichten.

Die vornehmſten dieſer Tugenden, als die letzten und höchſten Güter des Menſchen, in deren Beſitze er Ruhe und Zufriedenheit, und die wahre Hoheit des Geiſtes findet, ſind Ehrfurcht und Liebe gegen Gott; Mäßigung und Beherrſchung ſeiner Begierden; Gerechtigkeit und Liebe gegen die Menſchen, unſre Brüder; Fleiß und Arbeitſamkeit in ſeinem Berufe; Gelaſſenheit und Geduld im Unglücke; Demuth, Vertrauen auf die göttliche Vorſehung und Ergebung in ihre Schickſale.

Dieſe Güter ſind das Einkommen des Gewiſſens und einer wohl angewandten Vernunft. Deutlicher zu reden, wir fühlen Neigungen zum Guten, die das Gewiſſen eingiebt, und die Vernunft rechtfertiget; wir fühlen Neigungen des Herzens zum Böſen, deren Schändlichkeit das Gewiſſen ausſagt, und die Vernunft durch Gründe erweiſt. In dem Mangel dieſer unerlaubten Neigungen, und in der größern Anweſenheit der guten, in der Regierung der natürlichen Triebe und Begierden des Willens nach den erkannten göttlichen Geſetzen und Abſichten, in der Beherrſchung unſrer Sinne und Unterdrückung der Leidenſchaften, in dem Bewußtſeyn, daß wir das ſind, was wir nach dem Plane und der Anordnung Gottes ſeyn ſollen, oder vielmehr, daß wir uns aufrichtig und eifrig beſtreben, ſo gut zu ſeyn, als wir ſeyn ſollen, darinnen muß unſre höchſte Pflicht und das höchſte Glück der Seele beſtehen.

Daß aber die Herrſchaft über ſeine Begierden und Leidenſchaften, zu welcher Wachſamkeit und Vorſicht gehören; daß die Liebe und der Eifer des Guten, Gerechtigkeit, Güte und Menſchenliebe, die allezeit mit unſerm und Anderer Glücke in Verwandtſchaft ſtehen, und uns der Gottheit am ähnlichſten machen; daß Unerſchrockenheit, Gelaſſenheit und Geduld bey den mannichfaltigen Gefahren und unvermeidlichen Unfällen des Lebens; daß Demuth, ohne welche der Menſch eine ewige Lügen iſt; daß Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen zu Gott und die ſtille und beſtändige Ergebung in ſeine weiſen Schickungen, Güter der Seele vom höchſten Werthe, und alſo unſre höchſte Pflicht ſind, das heißt, daß wir ohne ſie kein wahres Verdienſt, kein beſtändiges Glück beſitzen, dieſes läßt ſich empfinden, und beweiſen.

Der Böſewicht, der dieſe Güter nicht beſitzt, erklärt ſie durch ſeine Unruhen und ſchreckensvollen Empfindungen für die höchſten. Warum zittert er, wenn ihm ſein Glück nicht mangelt? Der Gute erklärt ſie durch ſeine Zufriedenheit und ein geheimes Bewußtſeyn für die höchſten. Warum wäre er in ihrem Beſitze ruhig, wenn noch größere Güter für ſein Herz vorhanden wären? Unſer Gewiſſen kündiget mit einer unwiderſtehlichen Beredſamkeit uns dieſe Eigenſchaften als edel und liebenswürdig, und die entgegen geſetzten als ſchrecklich und ſtrafwürdig an. Man denke ſich ſelbſt in aller Herrlichkeit der äußerlichen Güter, im Ueberfluſſe der Ehre, des Reichthums und der Hoheit, mit allen Vergnügungen der Einbildungskraft umgeben, mit aller Erkenntniß der Künſte und Wiſſenſchaften bereichert, und mit dem trefflichſten Verſtande begabt, und denke ſich zugleich mit einem Herzen, dem die obengenannten Güter, dem Mäßigung ſeiner ſelbſt, Rechtſchaffenheit und Gottesliebe fehlen; wird uns unſer Gewiſſen für glücklich erklären? Man ſtelle ſich vor, daß ein höherer Geiſt, der unſre ganze Beſtimmung überſähe, und dieſes Herz in uns offen erblickte, den Ausſpruch von unſerm Werthe thun ſollte, würde er uns wohl mit ſeinem Beyfalle beehren können? Er ſähe in unſrer Seele da, wo Güte und Wohlwollen herrſchen ſollte, einen kriechenden Eigennutz, anſtatt der Ehrfurcht und des Vertrauens gegen Gott eine kindiſche Eigenliebe und Vergötterung unſrer ſelbſt; würde er uns bey allem äußerlichen Glücke, bey allen Gaben des Verſtandes, bey aller irdiſchen Hoheit, nicht für die armſeligſten Thoren halten, denen Ordnung und Uebereinſtimmung fehlte? Wird uns wohl der rechtſchaffne Mann in dieſem unſern Charakter, wenn er ihn kennt, ſeiner Achtung und Liebe würdig finden? Und die Gottheit ſelbſt, mit welch einem Auge wird ſie auf ein ſolches Herz herab ſehen? Iſt Gott nicht ein gerechterer Richter, als der frömmſte Menſch und der höchſte Engel? Läßt ſichs ohne Läſterung denken, daß er die Rechtſchaffenheit des Herzens, er, die Quelle alles Guten, daß er ſie weniger ſchätzen und fordern ſollte, als Menſch und Engel? Daß er die böſe Beſchaffenheit unſers Herzens, die ihm ſtets offenbar iſt, und die ſeinem heiligen Weſen und ſeinen Abſichten mit uns widerſtreitet, nicht haſſen und beſtrafen ſollte? Es muß alſo das moraliſche Gut des Herzens ſeyn, was unſerm Geiſte die höchſte Würde, das höchſte Vergnügen und den höchſten Beyfall ſchenkt. Und ſo wenig ſich der Menſch ohne Geſundheit wohl befindet; ſo wenig kann er ohne die Güte des Herzens ruhig und glückſelig ſeyn; die Tugend iſt die Geſundheit der Seele. Dieſes Gut, wie es in dieſem Anfangszuſtande der Hauptinnhalt unſers Glücks und unſrer Beſtimmung iſt, muß zugleich der Keim der Glückſeligkeit auf eine ewige Fortdauer ſeyn, da unſre Seele daſſelbe nie, ohne ihr Weſen zu verlieren, verlieren kann.

Dieſe Eigenſchaften und Güter des Herzens können ferner von allen Menſchen geſucht und durch fortgeſetzte Beſtrebungen in einem gewiſſen Maaße erlangt werden; ein offenbarer Beweis, daß ſie die vornehmſten ſind. Die übrige Glückſeligkeit ſteht ſelten ganz in unſrer Gewalt. Es gehören zu ihrem Beſitze beſondre Umſtände und Zeiten. Hohe Einſichten und Wiſſenſchaften zu beſitzen, Geſundheit, Ehre und Macht zu haben, und beſtändig zu haben, kömmt nicht auf unſern Willen, nicht auf unſre Bemühung und Vorſichtigkeit allein an; ſie hängen oft von der Geburt, und oft von Umſtänden ab, die wir weder herbey rufen, noch vorher ſehen können. Sie ſind nie ganz unſer. Aber die Güter des Herzens bieten ſich allen Sterblichen an. Jeder kann ſich die wahre Güte der Seele erwerben, die in der Anwendung der Geſetze der Vernunft und des Gewiſſens beſteht. Er kann im Stillen ein König ſeyn, und weiſe über ſeine Neigungen regieren. Er kann ſeinen Begierden die angewieſenen Grenzen ſetzen, ſeine Leidenſchaften unterdrücken, daß ſie das Reich der Ordnung und die Wohlfahrt des Geiſtes nicht umſtürzen. Er kann den Mißbrauch der natürlichen Triebe, die auf die Erhaltung des Lebens und die Fortdauer des menſchlichen Geſchlechts zielen, verhüten, und ſie durch ihre rechtmäßige Abſicht, zu der ſie die Vorſehung uns eingepflanzet hat, regieren; das heißt, er kann mäßig, enthaltſam und keuſch ſeyn. Er kann die geringern Uebel um eines höhern Gutes willen beherzt über ſich nehmen, ſeine Unruhe über den Mangel gewiſſer Güter des Lebens beſänftigen, und die Laſt der größern Unfälle und Leiden, die von der menſchlichen Natur nicht können getrennet werden, durch dieſe Betrachtungen ſchwächen; er kann alſo großmüthig, gelaſſen und geduldig ſeyn.

Der Menſch kann ſein Vergnügen in dem Glücke der Andern erneuern, es durch Handlungen befördern, ihren Schmerz durch Mitleiden verringern, durch Hülfe und Rath heben, und wiſſen und fühlen, daß er gütig und gerecht iſt, daß er liebt und wieder geliebt wird, daß er ein Freund und Beförderer der Wohlfahrt der Menſchen iſt; die größte Wolluſt des Herzens! Er kann ſeinem guten Herzen den Adel der Demuth und die Verfaſſung geben, ſich nicht für würdiger zu halten, als er iſt, und Andre nicht für geringer, als ſie ſind; Andrer gute Eigenſchaften und Talente zu ſchätzen, und von den ſeinigen ein beſcheidnes Urtheil zu fällen; endlich ſeine Unwürdigkeit gegen den zu erkennen, welcher ihm und Andern der gütige Geber aller Vorzüge und Gaben des Geiſtes, des Körpers und des Glücks iſt. Dieſe Tugend der Demuth, die ihn erniedriget, wird ihn nicht niederſchlagen, ſondern ihm den edlen Muth geben, immer beſſer und würdiger zu werden, und ihn vor den lügenhaften Eingebungen des Stolzes bewahren, der alle Wahrheit des Herzens aufhebt. Sie wird ihn vor der Verachtung gegen Andre, und vor dem Neide, der unedelſten Leidenſchaft, ſchützen, ihn ſanftmüthig, gelinde und gütig gegen Andre bilden, und ihn eben dadurch zu den Dienſten und Freuden der Geſelligkeit und Freundſchaft fähiger machen. Der Menſch kann Ehrfurcht, Vertrauen, Liebe und Dankbarkeit gegen den Vater und Erhalter aller Geſchöpfe in ſeiner Seele erzeugen und nähren, und ſich dadurch die höchſten Freuden verſchaffen, die ein Herz fühlen muß, das die ganze Welt als Eine große Familie anſieht, die von dem weiſeſten, und mächtigſten, und gütigſten Weſen regieret wird, das über alle wacht, und deſſen Liebe unendlich iſt. Jeder Sterbliche, ſage ich, kann dieſe Güter, als ein Eigenthum beſitzen; und ſie zu erlangen, zu beſchützen und zu vermehren, giebt uns die Natur in allen Altern des Lebens, Mittel und Gelegenheiten. Der Knabe, der Jüngling, der Mann und der Greis können, obgleich mit verſchiednen Kräften, nach dem Beſitze dieſer Eigenſchaften und Güter des Herzens trachten; und ſie ſelbſt dürfen uns in keinem Auftritte, in keinen Umſtänden des Lebens, ohne Verluſt unſrer Zufriedenheit, ganz fehlen. Sie verſchönern das äußerliche Glück, und geben ihm noch mehr Reiz für uns. Sie ſind in traurigen Stunden Beruhigung, und in Unfällen Troſt und Schutz.

Der Weiſe iſt ohne ſie ein lebloſer Zeiger, der die Stralen der Sonne auffängt, und ſie auf ſeiner Oberfläche, ſich ſelbſt unnütze, von fremden Augen bemerken läßt. Der Schwächſte am Verſtande wird durch dieſe Tugenden nützlich und glücklich. Der Hohe und der Niedrige, keiner kann ſie entbehren, ohne in ſeiner Sphäre eine Mißgeburt zu ſeyn, die ſich, und Andern mißfällt, und dem Schöpfer ein Greul iſt. Der letzte Auftritt des Lebens, da wir alle die andern Güter verlaſſen müſſen, erklärt endlich die Güter des Herzens für die würdigſten. Sie verſüßen das Schrecken des Todes, und machen den Augenblick, in dem auch Helden zittern, für uns zum troſtvollen und ruhigen. So glücklich kann die Moral und die Ausübung ihrer Pflichten jeden Sterblichen, auch den Niedrigſten machen; wie viel glücklicher für ſich und die Welt, den Fürſten, den Beherrſcher eines ganzen Landes! Er kann und er ſoll der Gottheit am ähnlichſten werden.

Daß wir dieſes rühmliche Geſchöpf zu ſeyn, uns bemühen, daß wir dieſe Güter zu erlangen, uns beſtreben ſollen und können; dieſes iſt nach der Vernunft gewiß. Aber daß unſre natürliche Tugend ſehr unvollkommen bleibt, daß wir oft tauſend Bemühungen, uns zu beſſern, fruchtlos anwenden, daß wir eine Neigung zum Böſen, ſowohl durch die Geburt, als durch die Erziehung, und durch Beyſpiele erzeugt, in uns tragen, daß ſie der beſte Menſch nie ganz bekämpfen kann, daß wir eine große Trägheit und oft ein Unvermögen zum Guten fühlen, dieſes lehret uns die Erfahrung.

Und daß wir dieſes Verderben, dieſes Unvermögen, nicht durch die bloßen Kräfte der Natur, ſondern durch einen höhern göttlichen Beyſtand überwinden können, dieſes lehret uns die Religion; und ein Blick in unſer Herz, in unſer Leben, beſtätiget dieſe Lehre. Wenn alſo der Menſch keine, als die natürliche Religion empfangen hat: ſo iſt das Syſtem, von dem ich itzt geredet, wahr und gut, und er muß ihm folgen. Hat er aber eine nähere Offenbarung von Gott und ſeinen Pflichten, wie ſie der Chriſt hat, und höhere Mittel, ſeinen Verſtand zu erleuchten, und ſein Herz zu beſſern und zu bilden, als die Mittel der Natur ſind: ſo muß ihm die natürliche Religion die Führerinn zur geoffenbarten werden, oder er treibt den ſchändlichſten Mißbrauch mit der Vernunft, und wird ein Rebell gegen die Weisheit und Güte Gottes.

Die allgemeinen Hülfsmittel aber, die uns die Natur darbeut, zur Tugend zu gelangen und uns in derſelben zu befeſtigen, laſſen ſich von einem forſchenden Verſtande leicht entdecken. „Erwirb dir, „ſo lehret die Vernunft und die Erfahrung, erwirb dir eine deutliche, überzeugende und vollſtändige Erkenntniß deiner Pflichten, ihrer Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit; erneure und befeſtige „dieſe Erkenntniß oft, bewahre ſie vor Irrthümern, „und wende ſie ſorgfältig auf das Leben und die „Ausübung an, und lerne es empfinden, daß deine

„Pflicht, auch die ſchwerſte, dein Glück iſt. —
„Wache über deine Leidenſchaften und deine Sinnlichkeit,
„ſie verführen dich; ſetze daher ein weiſes
„Mißtrauen in dich ſelbſt, und prüfe täglich dein
„Herz und deinen Wandel mit Aufrichtigkeit; denn
„jeder neuer Tag iſt ein neues Leben für dich. —
„Denke oft, in feyerlicher Stille, mit Ehrfurcht
„an Gott, und ſuche in der Betrachtung ſeiner
„Vollkommenheiten und Werke, und in den Spuren
„ſeiner beſondern Vorſehung und Liebe gegen
„dich, den heiligſten Antrieb, überall rechtſchaffen
„zu handeln; weil er dich überall bemerket. Laß
„dich dieſe Betrachtung zum demüthigen Danke und
„zum willigen Gebete um ſeine Hülfe und Gnade
„leiten; denn was wäreſt du ohne ſie? — Lerne,
„wie dich ſelbſt, ſo auch die Menſchen, mit denen
„du umgeben biſt, und die Welt, die du bewohneſt,
„mit ihren Gütern und dem wahren Werthe
„derſelben, immer ſorgfältiger erkennen; — denke
„fleißig an die große Abſicht, zu der du auf Erden
„lebſt, oft an die Kürze deines Lebens, an die
„Würde und Unſterblichkeit deines Geiſtes, an die
„Belohnungen der Tugend und an die Beſtrafungen
„des Laſters, nicht allein auf dieſes Leben,
„ſondern auf eine ganze Ewigkeit hinaus: —
„unterdrücke nie den Trieb deines Gewiſſens und
„die innerliche Schamhaftigkeit vor dem Böſen?
„ſie ſind die Schutzengel des Guten: — ſuche
„früh in deiner Jugend gewiſſenhaft zu leben, ehe
„ſich dein Herz gegen das Gute verhärtet: —

„ſuche dich ſtets nützlich zu beſchäfftigen, und lerne
„Mühe über dich nehmen; denn ohne Mühe iſt
„kein Glück, und kein Verdienſt, und keine Tu-
„gend: — verſage dir oft auch erlaubte Vergnü-
„gungen, um die Herrſchaft über deine Neigungen
„zu behaupten; — flieh den Umgang der Laſterhaf-
„ten, ſuche die Geſellſchaft guter Menſchen, und
„lerne Klugheit aus ihren Beyſpielen, und Weis-
„heit aus dem Unterrichte der Verſtändigern, und
„aus dem Leſen nützlicher Schriften für den Ver-
„ſtand und das Herz; — dieſes thue, und fahre
„fort, es zu thun, ſo wirſt du an Tugend und
„Glückſeligkeit wachſen.“ Dieß ſind die vornehmſten Rathſchläge der Vernunft.

Es iſt indeſſen wahr, wir können die ganze Glückſeligkeit des Menſchen nicht bloß in die gute Verfaſſung des Herzens ſetzen. Der Menſch, der nicht Geiſt allein, ſondern auch Körper iſt, und durch ſeine Sinne ſo viel angenehme Empfindungen genießen kann, bedarf auch der äußerlichen Gegenſtände des Glücks. Bequemlichkeit, Geſundheit, Dauerhaftigkeit und Stärke des Körpers, ein guter Name, Freyheit und Sicherheit, Anſehn und Reichthum ſind wünſchenswerthe Güter; aber doch nur die kleinern. Krankheit, Niedrigkeit, Armuth, Verachtung, Mangel der Bequemlichkeiten, ein gebrechlicher Körper ſind Uebel, gegen die wir nie ganz gleichgültig ſeyn können; aber es ſind doch nur die geringern. Die größten Böſewichter haben oft alle Macht, alle Reichthümer beſeſſen, und ſich doch für unglücklich erkläret. Den Beſten und Frömmſten unter den Menſchen hat oft das äußerliche Glück gemangelt; und ſie haben durch ihre Zufriedenheit doch bewieſen, daß ſie nicht unglücklich waren, und daß ihre Tugend ſie ſchadlos hielt. Man frage ſein Herz aufrichtig, wen es für glücklicher hält, einen ruhig ſterbenden Sokrates, oder einen ungerechten Richter, der ihn zum Tode verdammt? Einen unſchuldig gefangenen Joſeph, oder das glückliche Laſter, das ihn in Feſſeln ſchlägt? Einen freudigen Paulus in Ketten, oder einen Felix, der vor ſeiner Beredſamkeit zittert? Vermindern wohl Würden und Reichthümer die Pein eines erwachten Gewiſſens und die Furcht des Todes? Wir ringen nach ihnen, wir erreichen ſie, und werden gieriger, ſie wieder zu erreichen. Sie ſtillen unſre Wünſche nie ganz; denn unſre Wünſche ſind unerſättlich. Und wenn wir ſie auch mäßigen, kömmt denn die Befriedigung dieſer gemäßigten Wünſche nur auf uns, und nicht auf günſtige Erfolge an, die nicht von uns abhängen?

Erlangen wir dieſe äußerlichen Güter nicht, indem wir ſie ſuchen, ſo verwandelt ſich die verfehlte Hoffnung in Unruhe. Hingegen das moraliſche Gut (welche ſelige Eigenſchaft!) erfüllt uns auch noch zu der Zeit, wenn wir darnach trachten, und es nicht gleich, oder nicht im höchſten Maaße erhalten, doch mit innrer Beruhigung und ſtillem Beyfalle. Die Herrſchaft über meinen Zorn, die ich itzt zu behaupten ſuche, glückt mir nicht ganz, oder doch nur ſpät.

Dennoch bin ich mir meiner guten Abſicht bewußt; und dieſes tröſtet mich. Ich habe lange nach der Geduld geſtrebt, und ich ſehe immer noch dieſes Gut nicht ganz mein. Dennoch beruhiget mich der Gedanke: du haſt ſie nicht vergebens geſucht, du haſt deine Pflicht gethan. Ich will eine heilſame Anſtalt befördern helfen. Das Mittel iſt gut, das ich wähle; aber mein Fleiß und meine Mühe bringen den erwünſchten Ausgang nicht hervor. Dennoch ſind ſie nicht verloren. Das Andenken der guten Abſicht, des redlichen Fleißes, belohnet mich, ob ich gleich die Frucht nicht erreicht ſehe. Ich bin doch beſſer geworden, weil mein Herz etwas Gutes gewollt hat; und keine Zeit, kein Urtheil der Menſchen, kein Zufall kann mir dieſen Vortheil entreißen. Wie weit trefflicher und höher ſind alſo die moraliſchen Güter, ihrer Beſchaffenheit nach, als die übrigen Güter! Welche erquickende Belohnung iſts, ſich von einer niedern Stufe der Weisheit und des Guten auf die höhere fortgerückt, ſich von dieſem, von jenem Fehler losgeriſſen ſehen, einer unerlaubten Begierde widerſtanden, eine ſtürmiſche Leidenſchaft beſiegt haben, ſich vorſichtiger und wachſamer, mäßiger und keuſcher, beſcheidner und gelaßner, in Gefahren muthiger und entſchloßner, im Unglücke getroſter erblicken, und ſich des hohen Beyſtandes der Vorſehung und ihrer ewigen Gnade getröſten dürfen!

So ſey dein liebſtes Gut ein frommes weiſes Herz!
Dieß mehre deine Luſt, dieß mindre deinen Schmerz,
Dieß ſey dein Rang, dein Stolz, dein höchſtes Glück auf Erden!
Sonſt alles, nur nicht dieß, kann dir entriſſen werden.
Zu wiſſen, es ſeyn dein, zu fühlen, daß dus haſt.
Dieß Glück erkaufſt du nicht durch aller Güter Laſt;
Und ohne dieſes Herz ſchmeck noch ſo viel Vergnügen,
Es iſt ein Rauſch; und bald, bald wird der Rauſch verfliegen.

* * *

Dieſes weiſe, liebreiche und edle Herz, von dem ich itzt geredet habe, **Durchlauchtigſter Churfürſt und Herr**, war der Charakter des preiswürdigſten und nun in dem Himmel verherrlichten **Friedrich Chriſtians**, **Dero Durchlauchtigſten Herrn Vaters**; und eben dieſes weisheitliebende und edle Herz, ſo rühmet Sachſen von **Ihnen, Hoffnungsvoller Fürſt**, eben dieſes weisheitliebende und edelgeſinnte Herz iſt auch, Dank ſey es Gott im Himmel! Dank **Dero** in Gott seligſtem Herrn Vater! Dank dem herrlichen Beyſpiele **Dero Durchlauchtigſten Frau Mutter** und des ruhmwürdigſten **Adminiſtrators** der Chur! Dank der weiſen Anleitung der vortrefflichen Männer, die das Glück haben, an der Bildung **Dero** Verſtandes und Herzens zu arbeiten! — dieſes Herz iſt auch **Dero** Charakter, **Dero** Wunſch und Beſtreben. Und eben dieſes weiſe, edelgeſinnte und tugendhafte Herz war auch der Charakter, das Beſtreben, und das Gebet des jungen Königs Salomo. So gieb mir nun, betete dieſer junge Prinz, ſo gieb mir nun Weisheit und Erkenntniß, daß ich vor dieſem Volke einher gehe. Und der Herr ſprach zu Salomo: Weil du das im Sinne haſt, und haſt nicht um Reichthum, noch um Gut, noch um Ehre, noch um deiner Feinde Seelen, noch um langes Leben gebeten, ſondern haſt um Weisheit und Erkenntniß gebeten, daß du mein Volk richten mögeſt, darüber ich dich zum Könige gemacht habe: ſo ſey dir Weisheit und Erkenntniß gegeben, dazu will ich dir Reichthum, und Gut, und Ehre geben, daß deines gleichen vor dir nicht geweſen iſt, noch werden ſoll nach dir. Daß **Ihres** gleichen, **Durchlauchtigſter Herr**, daß **Ihres** gleichen an Weisheit, und Tugend, und allen Arten der Glückſeligkeit, unter den Churfürſten von Sachſen nicht geweſen ſey, das, das ſoll unſer Wunſch, unſre Hoffnung, unſer Gebet ſeyn, das iſt und wird **Dero** edelmüthiges Beſtreben immerdar ſeyn, das ſoll nach Gottes Willen der Innhalt derjenigen Geſchichte ſeyn, die künftig die weiſe, glückliche und geſegnete Regierung **Friedrich Auguſts**, des Sohnes **Friedrich Chriſtians**, des Sohnes **Antoniens**, beſchreiben, und die auch die Wohlthat noch im Andenken erhalten wird, die **Eure Durchlauchten** heute dieſer Akademie und den Wiſſenſchaften huldreichſt erzeigt haben, eine Wohlthat, die wir in tiefſter Dankbarkeit verehren und bewundern.

Von der

Vortrefflichkeit und Würde der Andacht.

Viele denken ſo niedrig von der Andacht, daß ſie dieſelbe nur für das Antheil kleiner und einfältiger Seelen halten; und es iſt doch nichts gewiſſer, als daß eben der Mangel der Andacht eine ſolche Seele verräth; ſo wie ihre Gegenwart nur die Eigenſchaft eines empfindlichen und edlen Herzens ſeyn kann. Dieſes zu erweiſen, darf man nur zeigen, was die Andacht iſt, woher ſie entſteht, und was ſie für Wirkungen auf die Seele und den Wandel der Menſchen hat.

Ohne eine richtige und lebendige Erkenntniß Gottes und ſeiner unendlichen Vollkommenheiten kann keine wahre Andacht ſtatt finden. Dieſe Gemüthsverfaſſung beſteht eben darinne, daß wir die Größe und Güte Gottes uns würdig denken und ſie lebendig empfinden. Sie iſt es ja, die unſern Verſtand mit den Eigenſchaften, Werken, Wohlthaten und Geboten Gottes, ſo wie ſie uns die Natur und Offenbarung lehren, oft und lebhaft unterhält, und ihm dieſelben tief einprägt. Sie iſt es, die dadurch in unſerm Herzen die Empfindung der Ehrfurcht und Liebe, des Vertrauens und der Dankbarkeit, der Demuth und gänzlichen

Unterwerfung gegen Gott, erwecket, welche dieſe Betrachtungen ſtets begleiten, wenn ſie nur nicht allein oft, ſondern auch mit Aufmerkſamkeit und Lebhaftigkeit angeſtellt werden. Denn nicht jede, auch oft angeſtellte, Betrachtung Gottes iſt Andacht, oder wird zur Andacht. Nicht derjenige iſt andächtig, der nur aus bloßer Wißbegierde, oder ſeines Amts und Berufs wegen, ſich mit der Betrachtung Gottes beſchäfftiget, und dabey ſo kalt bleibt, als ob er ſich mit den gleichgültigſten Gegenſtänden unterhalten hätte; ſo wenig als es der Heuchler iſt, der nur die Miene der Andacht zu ſeinen irdiſchen Abſichten mißbraucht, ohne ihren Geiſt zu haben. Doch die Andacht verlangt nicht nur eine lebhafte, ſondern auch eine wahre und richtige Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge. Ohne Wahrheit in unſerm Verſtande iſt auch keine Wahrheit und Richtigkeit in unſerm Herzen und in unſern Empfindungen. Sich ſelbſt mit dem Traume eines gewiſſen frommen Gefühls ſchmeicheln, ohne von Gott mit Ueberzeugung richtig, deutlich und würdig zu denken, iſt Andacht in der Einbildung und verborgne Heucheley des Herzens, oder fromme ſelbſtbetrogne Einfalt; ſo wie es ebenfalls nicht der wahre Geiſt der Andacht, ſondern fanatiſche Hitze iſt, wenn man Gott und ſeine Eigenſchaften in einem falſchen Lichte betrachtet, und in ſich dadurch gewiſſe Empfindungen erzwingt, die Gott und ſeinen Eigenſchaften nicht gemäß ſind. Wem gebühret alſo der Ruhm der wahren Andacht?

Nur einem Geiſte, der Gott in dem wahren Lichte betrachtet, in dem er ſelbſt ſich uns durch die Vernunft und Offenbarung gezeigt hat; und der, zurückgezogen von der Welt und ihren Zerſtreuungen, mit geſammelten Kräften, in ernſthafter Stille, bald aus der Schrift, bald aus einem andern geiſtreichen Buche, bald aus ſeiner eigenen Kenntniß das Andenken an Gott, ſeine Eigenſchaften, Werke, Wohlthaten und Gebote oft, und wirklich in der frommen und großen Abſicht erneuert, um in ſeinem Herzen diejenigen Empfindungen zu erwecken und zu unterhalten, welche dieſe Betrachtungen zu erzeugen ſo fähig ſind. Nur derjenige Chriſt iſt andächtig, der, um dieſe Abſicht zu erreichen, nicht allein überhaupt, ſondern auch insbeſondre, und mit Beziehung auf ſich ſelbſt, alles dieſes überdenkt; der dieſe Empfindungen, ſo bald er ſie fühlet, gern in ſich aufnimmt, ſein davon erfülltes Herz zu Gott ſelbſt erhebt, ſich in eine Art des Geſprächs und nähern Umgangs mit ihm verſetzet, und als vor dem Angeſichte des Allgegenwärtigen, ihm ſein ganzes Herz, bald in einem anbetenden Lobe, bald in einem freudigen Danke, bald in einer kindlichen Bitte, bald in einer reuvollen Abbitte, bald in einer erneuerten Zuſage eröffnet, und ſich nicht nur von Gott, ſondern mit Gott ſelbſt unterhält.

Aber was iſt bey dieſer Verrichtung klein? Iſt es der Gegenſtand? Was iſt größer, als Gott der Unendliche, der alles, was groß und gut, was betrachtens- und liebenswerth iſt, im höchſten Grade beſitzet; als Er, der Vater aller Vollkommenheit, der Schöpfer und Herr der Natur, der Allmächtige, durch den wir ſind und leben, in deſſen Willen und Macht unſer Glück oder Elend beruhet? Dieſen Gott denken wir, wenn uns die Andacht beſeelet, in aller der anbetungswürdigen Größe und Güte, in der wir ihn nicht nur in dem Lichte der Natur, ſondern in dem noch höhern Lichte der Offenbarung erblicken. Wir denken ihn, wie er uns wunderbar bereitet hat, und als der liebreichſte Vater erhält, wie jeder Augenblick unſers Lebens ſein Geſchenk iſt, und wie wir nichts ſeligers thun können, als ſeinen Willen erforſchen und ausüben, weil ſein Wille nichts als Güte und Weisheit, nichts als unſer Glück iſt. Wir denken und erwägen, wie jede Verletzung ſeines Willens Frevel und Aufruhr iſt; wie heilig und gerecht Gott iſt, und wie unrein und ſündig wir vor ſeinem Angeſichte von Natur ſind, und welche unausſprechliche Liebe er uns durch die Erlöſung ſeines Sohnes erwieſen. Dieſes oft, mit Ernſt und Empfindung denken und erwägen, kann dieß die Eigenſchaft einer einfältigen Seele ſeyn? Wer die Erkenntniß des Allmächtigen für klein, und die Bemühung, in derſelben zu wachſen, für Schwachheit anſieht, iſt mehr als ein Thor; er iſt der nächſte zum Thiere. Und wer es für Schande hält, von Gott abzuhängen, und ihm ähnlich zu werden, wie ſoll man den nennen? Daß wir ohne Erkenntniß Gottes nicht edel und tugendhaft ſeyn können, iſt eine eben ſo faßliche Wahrheit, als daß wir ohne Augen nicht ſehen können. Was kann alſo thörichter ſeyn, als die Erkenntniß menſchlicher Nichtswürdigkeiten und Eitelkeiten, mit denen ſich die Neugier zu beſchäfftigen pflegt, der Erkenntniß Gottes und ſeines Willens vorziehen? Denn derjenige hat gewiß keinen Verſtand, der den wahren Werth der Sachen nicht zu beurtheilen weis, ein Nichts für ſein Glück, und das Glück eines Vernünftigen für nichts hält. Wer würde den nicht verlachen, der den Beſitz einer Blume, die in wenig Stunden verwelket, dem Beſitz der ganzen Welt vorzöge? Handelt aber derjenige verſtändiger, welcher die Kenntniß der Mittel, den Beyfall eines Menſchen zu erhalten, der Kenntniß, den Beyfall Gottes zu erlangen, vorzieht?

Die Andacht erfordert, daß wir unſere Sinne von den gewöhnlichen Gegenſtänden abziehen, unſere Gedanken ſammeln, unſere Lüſte ſchweigen heißen, und uns über die ſichtbaren Dinge erheben. Zu dieſer Beſchäfftigung gehöret Gewalt über ſich ſelbſt, Begierde nach Licht und Wahrheit, Achtſamkeit des Verſtandes, und Schärfe der Einbildungskraft. Warum glaubt man denn, daß andächtige Seelen meiſtentheils einfältige und unwiſſende Seelen ſind? Wir halten ja denjenigen nicht für einfältig, der, ſeinem Amte wohl vorzuſtehen, ſich oft die Pflichten ſeines Amtes mit einer gewiſſen Stille des Geiſtes vorſtellt, und ſeinen

Vergnügungen entſagt, um die Wichtigkeit und die Forderungen ſeines Berufs in ihrem ganzen Umfange zu betrachten. Warum ſehen wir es denn als eine Einfalt an, wenn ein Chriſt eifrig iſt, die Pflichten ſeines Berufs und den Umfang der göttlichen Gebote, in allen beſondern Fällen des Lebens, zu überdenken?

Eine der vornehmſten Pflichten der Andacht iſt die Prüfung unſers Herzens. Niemand kann Gott im Geiſte und in der Wahrheit anbeten, zu ihm um Vergebung rufen, ſich ſeinen Beyſtand ernſtlich erbitten, noch ſich der Erlöſung ſeines Sohnes getröſten, und ſein Gewiſſen durch den Glauben beruhigen, ohne den Willen Gottes, der unſere Heiligung iſt, auf ſich ſelbſt zu ziehen, und ſeine vielfältigen Abweichungen von dieſem Willen zu überdenken. Aber ſein Herz, das natürlicher Weiſe, aus Stolz und Eigenliebe, die Prüfung flieht, aufrichtig erforſchen, in ſeine geheimſten Abſichten eindringen, und ſeine Neigungen, nach dem Geſetze der Vernunft und des Gewiſſens, und nach den Ausſprüchen der Offenbarung, ſtrenge beurtheilen, iſt gewiß keine Frucht der Einfalt. Was thut der Chriſt, wenn er ſich in der Stunde der Andacht prüfet? Er ſtellt ſich vor dem Auge des Allwiſſenden in ſeiner ganzen Blöße dar. Er erkennt ſeine Thorheit als Thorheit. Und ſo ſehr ſich deſſen natürlicher Weiſe das Herz weigert, nöthiget er ſich dennoch, eine böſe Handlung in allen ihren Folgen und Veranlaſſungen, nach dem wahren

ren Grade ihrer Strafbarkeit, nach dem Widerſtande, den man dabey gefühlet, zu betrachten, ſelbſt jeden unreinen Gedanken zu verklagen, jedes Uebermaaß erlaubter Neigungen zu bemerken und zu beſtrafen, und die böſen, aber auch liebſten, Neigungen der Natur für das, was ſie ſind, für Krankheiten und Schande der Seele anzuſehen. Iſt aber dieß wohl das Geſchäffte eines ſchwachen Geiſtes? Und wenn er vor dem Angeſichte des Allerheiligſten fortfährt, auch das Gute, das er thut und wünſchet, in der Stunde der Andacht aufrichtig zu prüfen, ſich einer löblichen Abſicht, einer rühmlichen Verleugnung ſeiner aufgebrachten Begierden, oder einer Handlung der Liebe und des Mitleidens dankbar vor Gott zu erfreuen; wenn er, ſage ich, auch den Werth des Guten, das er ausübt, und ſein Wachsthum in demſelben, überdenkt und empfindet; und doch ſeinen Stolz zurückhält, und doch im Herzen mit Demuth auf Gott und Menſchen blicket, und doch ſeine Schwachheiten und Unvollkommenheiten beſeufzet, und ſtets wünſchet, mehr zu thun, und es herzlich bereuet, nicht genug gethan zu haben; iſt dieſes die Eigenſchaft oder die Bemühung einer gemeinen und einfältigen Seele? Was wäre Hoheit der Seele, wenn dieſes niedrige Geſinnungen ſeyn ſollten?

Man ſtelle ſich noch die Früchte und Abſichten der Andacht vor, um ihr Edles und Großes kennen zu lernen. Ihr Nutzen iſt nichts Geringers, als das Wachsthum der Weisheit und Tugend, des Glaubens und der Liebe, des Eifers zum Guten, und der Abneigung gegen das Böſe. Durch die Andacht erwecken wir das Vertrauen auf Gott, ſtärken unſern Muth in Gefahren, verſichern uns des Troſtes im Elende und der Mäßigung im Glücke, befeſtigen unſere Ergebung in alle Rathſchlüſſe der Vorſehung von unſern Schickſalen, von unſerm Leben und Tode. Auf dieſe Weiſe bildet uns die Andacht zu nützlichern Bürgern, und zu vorſichtigern und ruhigern Chriſten. Sie giebt uns zu allen Pflichten und Begegniſſen dieſes Lebens mehr Stärke und Wachſamkeit. Sie macht uns mit Gott vertraut, mit der Welt des ewigen Lebens bekannt, und geſchickt, den Tod zu beſiegen, und uns durch die Ausſicht eines ewigen Glücks, durch den großen Gedanken unſrer Erlöſung durch Jeſum Chriſtum, über den Bezirk der Erde zu erheben, und ſchon hier mit unſerm Herzen im Himmel zu wandeln. Und der Menſch, der eine Beſchäfftigung unternimmt, die ihm ſo große Vortheile ſchenket, ſollte dadurch ein einfältiges Herz verrathen? Wenn iſt denn die Sorgfalt für ſein Glück, und zwar für das Glück der Seelen, Einfalt geworden? Wenn der Held, der ſein Vaterland beſchützen ſoll, alles unternimmt, ſeinen Muth anzufeuern, und alle Klugheit gebraucht, den Feinden zu widerſtehen, oder ſie zu ſchwächen; wenn er ſelbſt durch die Gefahren geſetzter und durch ſeinen Verluſt weiſer werden lernet, und alſo die ſicherſten Mittel vorſichtig und herzhaft anwendet, um ſein und ſeines Vaterlandes Glück zu beſchützen: ſo heißt er mit Recht ein ruhmvoller Held. Aber der Chriſt, der für ſein unſterbliches Glück und ewiges Vaterland, für ſich und ſeine Brüder, in dem Werke des Glaubens und der Tugend eben das thut, der ſollte ein ſchwacher Geiſt ſeyn? Verſtand und Freyheit, Gewiſſen und Offenbarung haben, und gegen ſein Glück, gegen die Reinigkeit der Seele, unempfindlich ſeyn, hingegen menſchliche Ehre, Reichthümer und Freuden der Sinne, höher ſchätzen, als Ehre bey Gott und Reichthum an guten Werken, als den Frieden eines guten Gewiſſens und der Anwartſchaft der ſeligen Unſterblichkeit, iſt eben ſo viel Thorheit, als wenn ein Regent bey dem erhabnen Berufe, wohl zu herrſchen und Millionen Menſchen zu beglücken, und bey allen dazu nöthigen großen Eigenſchaften es doch für edler halten wollte, ſich eine Fertigkeit im Ballſchlagen zu erwerben, als Menſchen ruhig und glücklich zu machen.

Will man vielleicht zweifeln, daß die Andacht dieſen gerühmten Nutzen nach ſich ziehe; ſo erinnere man ſich nur an die Natur der Seele und der Andacht. Man entferne zuerſt den unrichtigen Gedanken, als ob Gott etwas gewönne, wenn wir andächtig ſind; als ob unſer Andenken an ihn, an ſeinen Willen und ſeine Werke, ein eigentlicher Dienſt wäre, den wir ihm leiſteten; und als ob es ihm, wie den Großen der Welt, zur Ehre gereichte, wenn wir ihm unſere Ehrfurcht und Liebe, oder unſere Reue und den künftigen Eifer in ſeinen Befehlen, zu erkennen geben. Gott iſt kein Menſch. Er ſieht unſre Gedanken von ferne, und ſah aller Menſchen Herzen, in allen ihren Wegen und Abſichten, ehe ſeine Hand noch Eins bereitet hatte. Er bedarf unſere Ehrfurcht nicht, wie der Regent der Erde der Ehrfurcht der Unterthanen bedarf. Unſre Opfer der heiligſten Gedanken und Lobgeſänge vermehren ſeine Glückſeligkeit eben ſo wenig, als die Opfer aller Thiere, und die Erbauung unzählbarer Tempel. Gleichwohl ſagt uns die Vernunft, daß wir Gott die Verehrung des Herzens ſchuldig ſind; und Gott ſelbſt befiehlt uns in ſeinem Worte das Gebet und die Andacht, als eine nothwendige Pflicht. Und warum? Nicht nur, weil die Andacht und das Gebet dem natürlichen Verhältniſſe, darinne wir gegen Gott als ſeine Geſchöpfe und Kinder ſtehen, höchſt gemäß iſt, ſondern auch vornehmlich, weil Gott, der immer unſre Pflicht zu unſerm Glücke machet, wohl ſah, daß auch die Andacht und das Gebet ein Mittel ſind, das unſer Herz weiſer und tugendhafter bilden kann.

Wenn wir oft und feyerlich vor ſeinem Angeſichte erſcheinen, an die heiligen und hohen Wahrheiten der Religion denken, und, losgeriſſen von der Erde, und mit der Betrachtung der Güter, die uns allein in jene Welt folgen werden, unterhalten; wenn wir ſeine Liebe und Fürſorge über alles, und beſonders gegen uns ſelbſt, wie ſie mit jedem Tage wirket, erwägen; wenn wir oft den Gedanken von ſeiner Allwiſſenheit, Macht und Heiligkeit in unſre Seele rufen; wenn wir an dieſen Gott mit allen ſeinen hohen Eigenſchaften itzt nicht nur denken, ſondern uns mit ihm ſelbſt unterhalten, ſelbſt zu ihm denken, zu ihm reden: ſo wächſt nicht allein unſre Erkenntniß von ihm, ſondern ſie wird auch lebendig und kräftig in uns; ſo wie Gott ſelbſt in dieſer Art des nähern Umgangs unſrer Seele gegenwärtiger wird. Seine Eigenſchaften werden uns zu Bewegungsgründen der Tugend: und ſo wohl Ehrfurcht und Liebe, als Dankbarkeit und Vertrauen nehmen gegen einen Gott zu, den wir kennen, und immer vor Augen und im Herzen haben. Sollte ein Chriſt, der das Heil, das ihm der Sohn Gottes mit ſeinem Blute erkauft hat, oft und andächtig überdenkt, der ſeine göttliche Majeſtät und die freywillige Erniedrigung, um uns ewig zu beglücken, ehrerbietig erwägt, in ſeinem Herzen keinen Abſcheu vor der Sünde fühlen, deren ſchreckliche Strafen Chriſtus trug; keinen Eifer zur Tugend, die uns ſeine Lehre, ſein Leben und ſein Tod predigen, keine Liebe zu dem Erlöſer und ſeinem Willen? Sollten die Drohungen und Verheißungen Gottes, die wir uns in der Stunde der Andacht zu Gemüthe führen, keinen Eindruck zurücklaſſen, heilig zu ſeyn, wie Er iſt? Oder wird die Prüfung unſers Herzens und Wandels, die wir itzt in dem Angeſichte Gottes unternommen haben, uns bey unſern täglichen Fehltritten nicht weiſer, und ſtärker zum Kampfe gegen die Sünde machen, nicht mit demüthigem Verlangen nach ſeinem Beyſtande erfüllen?

Wenn der Chriſt des Morgens den Gedanken mit Ueberzeugung gedacht hat: Gott lebt, Gott regieret die Welt, nichts iſt ſo geringe, das nicht unter ſeiner Anordnung oder Zulaſſung ſtehe, er hat die Haare auf deinem Haupte gezählt, und denen, die ihn lieben, ſoll alles zum Beſten dienen: ſo wird dieſer Gedanke, wenn er ihn des Tages bey einer bevorſtehenden Gefahr, oder einem zu erduldendem Verluſte, wieder in ſeiner Seele erneuert, auch ſeine Kraft an ihm äußern. Er wird ihn beherzter und gelaßner machen, wenigſtens dem Unmuthe und der Troſtloſigkeit wehren, und ſie nach und nach beſiegen.

Wenn ich in den Stunden der Andacht Gott für mein irdiſches und ewiges Glück danke, das heißt, bey dieſen Vorſtellungen ſeine Liebe, mein Glück und meine Unwürdigkeit empfinde; ſollten dieſe Empfindungen nicht ein Saame des Gehorſams und der Demuth werden? Wenn ich itzt in der Prüfung vor Gott erkenne, daß ich einen böſen unedlen Gedanken meiner Seele erlaubt, oder eine ihm mißfällige Neigung gehegt habe; wird dieſes keine Reue, die Reue keinen Vorſatz, und der Vorſatz keine Beßrung wirken? Und werde ich mich in der künftigen Stunde der Andacht und Prüfung freudig und gern vor ſein Angeſicht wagen können, wenn meine vorige Prüfung fruchtlos war, wenn ich dieſe Beßrung nicht an mir finde, und immer noch ganz mit den vorigen Fehlern vor ihm erſcheine?

Ein Menſch, der in den Augenblicken der Andacht, Gott in aller ſeiner Größe, und ſich in ſeiner Niedrigkeit erblickt, und der durch ſein Gebet ſelbſt ein Geſtändniß ſeiner Unwürdigkeit, Ohnmacht und Dürftigkeit ablegt; ein ſolcher Menſch wird ſchwerlich den Stolz noch in ſeinem Herzen ernähren können. Er wird ſchwerlich, wenn er itzt den Gedanken in ſeiner Seele erneuert hat, daß ſein Nächſter von eben dem Gott erſchaffen, erlöſet und bewahret iſt, und daß ſie beide ihre Gaben, als unverdiente Geſchenke, aus Einer wohlthätigen Hand erhalten haben; er wird, ſage ich, ſchwerlich dieſen Nächſten, wenn er mehr empfangen hat, verachten, und ſich, ihm zu helfen, oder ihn zu ertragen, ſchämen können. Wer die Liebe Gottes in ſich erneuert und ſtärket, der belebet und vermehret auch zu gleicher Zeit die Liebe des Nächſten, und erwecket ſo wohl den Geiſt der Sanftmuth und Beſcheidenheit, als des Mitleidens und der Dienſtfertigkeit.

Iſt aber die Andacht ein Weg, uns in der wahren Weisheit und Klugheit zu erhalten, ſich die hohen Wahrheiten der Religion gegenwärtig und lebendig zu machen, von ſeinen Pflichten ſich mehr zu überzeugen, ſein Herz genauer kennen zu lernen, und Furcht und Liebe gegen Gott zu beleben und zu vermehren: nun ſo iſt ſie ein ſichres Mittel zu unſrer Gemüthsruhe und unſerm ewigen Glücke. Und ein ſolches Mittel ſorgfältig, oft, mit redlichem

Herzen, in Unterwerfung gegen Gott, anwenden, und alſo andächtig ſeyn, dieſes wird ſtets ein Kennzeichen eines edlen und weiſen Herzens bleiben; ſo wie die Geringſchätzung und Unterlaſſung dieſes Mittels ein ſinnliches und niederträchtiges Herz verrathen wird.

Ich will zu dieſer Betrachtung noch einige Anmerkungen über die Art und Zeit der Andacht hinzuſetzen. Wie oft wir dieſe Pflicht ausüben ſollen, hat uns die Schrift nirgends befohlen. Allein, wenn ſie uns ermahnet, daß wir am Gebete anhalten, daß wir immerdar beten ſollen: ſo verlanget ſie offenbar, daß wir oft andächtig ſeyn ſollen. Wir ſind freylich nicht hier, um unſer Leben nur in andächtigen Betrachtungen zuzubringen. Gott hat tauſend Bedürfniſſe unſrer Erhaltung und Bequemlichkeit dem Fleiße der Menſchen überlaſſen, und uns ſo viele und mannichfaltige Pflichten gegen uns ſelbſt und unſern Nächſten auferlegt. Er hat eben ſo wohl befohlen zu arbeiten, als zu beten. Es kann alſo nicht ſein Wille ſeyn, daß wir der Andacht ſo pflegen ſollen, daß wir die Geſchäffte des Lebens darüber vergeſſen. Die Mutter, die für ihr Haus ſorgen, Kinder erziehen, und ihrem Manne die Laſt ſeines Berufs erleichtern ſoll, und es doch für ihre Pflicht hält, den größten Theil des Tages der Andacht zu widmen, verſteht das Gebot der Andacht unrichtig, und hebt offenbar den Nutzen und Einfluß derſelben auf. Sie ſollte andächtig ſeyn, um eine deſto ſorgfältigere Mutter und Gattinn zu werden; und ſie wird eine ſchlechtere Mutter, um andächtig zu ſeyn. Der Staatsmann, der zu der Stunde, wo ihn die Wohlfahrt des Landes ruft, ſich für berechtiget hält, nicht zu erſcheinen, weil er ſeine Andacht noch zu verrichten hat, verſteht ſie nicht richtiger, als ſie der Arzt verſtehen würde, der, um Gott erſt das Opfer der Andacht zu bringen, einen Kranken zu retten verabſäumte. Allein ſo viel iſt gewiß, daß Perſonen, welche Gott weniger in Umſtände geſetzt hat, dringende und beſchwerliche Geſchäffte zu beſorgen, auch einen größern Theil der ihnen überlaſſenen Zeit zur Andacht anwenden können und müſſen. Und endlich kann wiederum kein Leben ſo beſchäfftiget ſeyn, das uns nicht des Tages, oder in der Stille der Nacht, wo nicht Stunden, doch Augenblicke zur Andacht ſchenken ſollte.

Weder die Länge, noch die Kürze, kann überhaupt unſrer Andacht einen Werth geben. Unſer Erlöſer hat die langen Gebete verboten, aber nicht ohne Ausnahme. Er ſelbſt hat zu gewiſſen Zeiten lange im Gebete verharret. Ich glaube alſo, daß es kein gutes Kennzeichen unſers Herzens iſt, wenn wir immer nur kurze Augenblicke zu unſrer Andacht finden können. Sollten wir von denen Stunden, die wir auf die Vergnügungen, oder auf müßige Beſuche verwenden, nichts abbrechen können, wenn wir den Werth der Zeit und der Andacht genug verſtünden? Niemand leugnet, daß diejenige Gutthätigkeit, da ich mir ſelbſt von erlaubten Vergnügungen etwas entziehe, um einen Elenden zu erquicken, größer ſey, als die Mildthätigkeit, da ich mich gleichſam nur meines Ueberfluſſes entſchütte. Sollte es nicht auch edler ſeyn, zuweilen ſeinem Vergnügen eine Stunde zu entziehen, und ſie der Erbauung ſeines Herzens zu heiligen?

Da wir nicht zu aller Zeit gleich geſchickt ſind, unſre Gedanken zu Gott zu erheben: ſo wird es keine nothwendige Pflicht ſeyn, ſeine Andacht an gewiſſe beſtimmte Stunden zu binden. Allein, da wir leicht dieſe Uebung ganz unterlaſſen, wenn wir uns keine Geſetze vorſchreiben: ſo würde es auch eine Vernachläſſigung der Andacht ſeyn, wenn man gar keine gewiſſe Zeit für ſie ausſetzen wollte. Der Anbruch des Tages und die feyerliche Stille der Nacht ſcheint uns vorzüglich zu dieſem Geſchäffte einzuladen. Unſre Erwachung aus dem Schlafe, in welchem wir uns unſrer nicht bewußt waren, iſt eine Art der Auferſtehung für uns; und es iſt ſehr natürlich, nach der empfundenen Süßigkeit des Schlafes, bey dem Gefühle neuer Kräfte, und dem majeſtätiſchen Anblicke der wieder aufgehenden Sonne, Empfindungen der Dankbarkeit und Ehrfurcht in ſich zu erwecken. Eben ſo muß es am Ende des Tages einem empfindlichen Herzen leicht ſeyn, ſich durch die Vorſtellung der genoſſenen Freuden und der überſtandenen Beſchwerlichkeiten, der begangenen Fehler und des vollbrachten Guten, in die Empfindungen des Dankes, der Reue und des Vertrauens auf Gott, zu ſetzen, deſſen Schutz in dem hülfloſen Zuſtande des Schlafs am meiſten in die Augen fällt. Allein ſollten deswegen nicht auch am Tage ſich gewiſſe bequeme Zeitpunkte zur Andacht darbieten, wenn wir nur begierig wären, ſie aufzuſuchen, wenn wir uns weniger mit unnöthigen Sorgen und Geſchäfften beſchwerten, weniger für die Eitelkeit und Mode lebten, und uns über gewiſſe Vorurtheile des ſogenannten Wohlſtandes, der oft nur eine Verſchwendung der Zeit iſt, hinwegſetzten? Sollte es in der Einſamkeit nicht edler gehandelt ſeyn, einen Blick in unſer Herz und unſre Abſichten, in die beſondre Vorſehung Gottes bey dieſem oder jenem Umſtande des Lebens zu thun, ſich mit einer großen Wahrheit der Religion zu unterhalten, als an ein Nichts zu denken, oder einer Begierde der Eigenliebe, einem Traume des Glücks und einer nichtswürdigen Neuigkeit nachzuhängen?

Vielleicht gewöhnet man ſeinen Geiſt zu wenig, an der Andacht Geſchmack zu finden; und vielleicht iſt man eben deswegen öfter aus Mangel des Verſuchs, als aus einem wahren Unvermögen, zur Andacht ungeſchickt. Wir fühlen zuweilen, wenn wir uns zu einer Arbeit des Verſtandes anſchicken, eine gewiſſe Trägheit, die uns den glücklichen Erfolg abſagt. Indeſſen verſuchen wirs, und wir finden oft am Ende, daß wir nie glücklicher gearbeitet haben. Warum ſtellen wir nicht eben dieſe Verſuche bey unſrer Andacht an? Wiſſen wirs voraus, daß ſie mißlingen werden? Und können wir nicht abbrechen, wenn wir fühlen, daß wir bey aller redlich angewandten

gewandten Bemühung keine Gewalt über unſre Seele haben? Erſchöpft von ſtrengen Arbeiten, voll von dem Geräuſche einer großen Geſellſchaft, die man itzt verlaſſen, oder träge nach dem Genuſſe der Mahlzeit, oder mürriſch nach einem Verdruſſe in ſeinen Angelegenheiten. zu den Uebungen der Andacht eilen, heißt ungeſchickt ſich zu ihr nahen. Die Würde und den Nutzen der Andacht ſich nicht vorſtellen, ehe man ſie anfängt, heißt ſich nicht gehörig dazu vorbereiten, und eben dadurch ſich ſelbſt ihres Segens berauben. Die gehabte Andacht nicht durch die Ausführung unſers angelobten Vorſatzes den Tag über fortſetzen, heißt ſich die Andacht beſchwerlich und ſchrecklich machen. Wer das Wort Gottes nicht mit einem guten Herzen hört und bewahret, bey dem bringt es keine Früchte; und wer nicht mit einem guten Herzen ſich zur Andacht vorbereitet. und ihre Kraft nicht darinne bewahret, wird von der Andacht vergebens hoffen, daß ſie ihn weiſer und frömmer machen ſoll; denn es war keine Andacht, es war nur ein Schatten derſelben. Warum hört Gott die Sünder nicht, wenn ſie beten? Weil ſie kein aufrichtiges Verlangen nach den Gütern des Heils haben, um die ſie bitten. Und wie können wir glauben, daß Gott unſre Andacht ſegnen werde, wenn er ſieht, daß wir ſelbſt kein Verlangen nach dieſem Segen haben, und daß wir vor ihm erſcheinen. wie der Knecht vor ſeinem Gebieter, mit Widerſtande und einem heimlichen Wunſche, daß man der Andacht überhoben ſeyn möchte?

Man kann leicht ſeine Andacht als ein verdienſtliches Werk bey Gott anſehen, wenn man glaubt, daß ſie Gott um ſein ſelbſt, oder um der Ehre willen, die man ihm dadurch erzeigt, angenehm ſey. Man denke alſo ſtets daran, daß ſie unſre Pflicht, und zwar eine Pflicht ſey, die Gott uns zum Beſten verordnet hat; und daß er Gott iſt, und als Gott handelt, ohne unſer Gebet, ob er gleich angebetet, und um das Gute angerufen ſeyn will. Sind endlich alle Opfer der Pflicht bey Gott nur geltend, wenn wir ſie im Vertrauen auf die Fürbitte und das Verdienſt des Erlöſers, das allein uns und unſerm Gebete vor Gott einen Werth geben kann, ihm darbringen: ſo kann man leicht einſehen, daß alle unſre Andacht, die von keinem Glauben an den Erlöſer geheiliget wird, vor Gott nichts mehr ſey, als der Laut der Muſik, die wir ihm in den Tempeln bringen; denn Gott iſt nicht ein Menſch, der durch unſre Bitten und Wünſche, durch Worte und Töne zur Gnade bewegt werde. Weder die Menge der Gebete, noch der Betenden, giebt eigentlich unſrer Andacht die Kraft bey Gott, ſondern die Hoffnung auf ſeine Barmherzigkeit, und ſeine Verheißung, uns um Chriſti willen zu begnadigen und zu erhören. Dieſer Glaube muß die Seele unſrer Andacht, ſo wie unſers ganzen Chriſtenthums ſeyn.

Lehren eines Vaters
für ſeinen Sohn,
den er
Auf die Akademie ſchickt.

Mein Sohn,

Ich wiederhole Dir hier die Lehren ſchriftlich, die ich Dir theils von den erſten Jahren an, theils zu der Zeit, da ich Dir die Akademie von ferne zeigte, gegeben habe. Laß Dir dieſe Schrift einen beſtändigen Beweis meiner Liebe gegen Dich, und auf dem Wege, der Dich nun näher zu Deinem Glücke führen ſoll, eine tägliche Ermunterung ſeyn. Du trittſt in eine neue Lebensart, und in eine Dir noch fremde Welt; und ich und Deine rechtſchaffnen Anführer haben Dich zu keiner andern Abſicht ſo ſorgfältig bis in Deine erwachſnen Jahre geleitet, als um Dich in den Stand zu ſetzen, daß Du nunmehr dein eigner behutſamer Führer werden, und den Schritt aus Deines Vaters Hauſe, den Schritt in die große Welt, zu Deiner Wohlfahrt thun könneſt. Ich kenne Dein gutes Herz, Deine Liebe zu mir, Deine Begierde nach Wiſſenſchaften, und nach dem Beyfalle der Verſtändigen, ich kenne Deine Tugend; ich kenne aber auch die Fehler Deines Alters und Temperaments, den Mangel Deiner Erfahrung, den verführeriſchen Reiz des Laſters und die Gefahren der großen Welt, in denen das beſte Herz unterliegen kann, wenn es ſich nicht mit täglicher Vorſichtigkeit und Klugheit waffnet. Höre mich denn an, mein liebſter Sohn, den ich nicht allein für dieſe Welt, ſondern für die Ewigkeit erziehen will. Der Gott, der Dich mir gegeben hat, wird Rechenſchaft von mir fordern, wie ich Dich gebildet habe; aber er wird auch von Dir Rechenſchaft fordern, wie Du der unterrichtenden Liebe Deines Vaters gefolget biſt.

Eben die Jahre, in denen Du itzt ſtehſt, ſind die entſcheidenden Jahre Deines Lebens. Sie ſind gefährlich wegen der Heftigkeit der jugendlichen Leidenſchaften, die ſich ſo oft der Weisheit und Tugend widerſetzen, und wegen der Freyheit, die Du erlangſt, vieles nach Deinem Wohlgefallen zu thun, oder zu unterlaſſen; eine Freyheit, die ſo vielen auf der Akademie eine Urſache ihres Verderbens geworden iſt.

Du widmeſt Dich den Wiſſenſchaften, die Deinen Verſtand und Dein Herz ausbilden und Dich zum Dienſte der Welt, und zur Beförderung Deines eignen Glücks, geſchickt machen ſollen. Dieſe doppelte Abſicht iſt ein göttlicher Ruf; und dieſer Ruf, der Deiner natürlichen Neigung gemäß iſt, muß Deinem Studiren Leben und Würde ertheilen. Studire alſo nie, um nur Andre an Einſichten zu übertreffen, um in der Welt mit dem

Namen eines großen Gelehrten zu prangen, um hohe Würden zu erſteigen, und um durch Reichthümer und Pracht Deinen Fleiß belohnet zu ſehen. So lange Du in dieſer Abſicht ſtudireſt, ſo verderbeſt Du Dein Herz durch Eitelkeit und Stolz, zu eben der Zeit, da Du Deinen Verſtand und Dein Gedächtniß mit Kenntniſſen und Einſichten bereicherſt, die an ſich ſehr nützlich ſind, Dir ſelbſt aber wenig Nutzen ſchaffen. Studire zur Ehre Gottes, das heißt, wende Deine Kräfte zur Erlangung der Weisheit und Tugend, zur beſtändigen Ausübung derſelben, und zu ihrer künftigen Ausbreitung unter den Menſchen, aus Gehorſam gegen Gott, an: ſo verherrlicheſt Du die göttlichen Abſichten, und ſo ſtudireſt Du chriſtlich ſchön. Die Religion, mein Sohn, wie Du oft von mir gehöret haſt, iſt kein bloßer Gegenſtand des unmittelbaren Gottesdienſtes und der geheimen Stunden, die wir der Andacht ſchenken. Wir entehren ſie, wenn wir ihre Uebung nur als ein Opfer betrachten, das wir Gott in gewiſſen Zeitpunkten bringen ſollen. Sie iſt eine göttliche Weisheit, die uns gegeben iſt, unſer Herz edelgeſinnt und ruhig zu machen, und die daher in unſer ganzes Leben einfließen ſoll. Wir können und ſollen die Wiſſenſchaften aus eben der Abſicht treiben, aus der wir beten, oder ein Werk der Liebe ausüben; aus der großen und auf Gott gerichteten Abſicht, unſre Pflicht zu erfüllen; die Pflicht, die er uns aufgelegt hat, alle nützliche Mittel zur Verbeſſerung unſrer mannichfaltigen

Kräfte und Fähigkeiten ſorgfältig anzuwenden, um dadurch unſer eigen Glück und das allgemeine Beſte zu befördern. Setzen wir auf beiden Seiten gleichviel Luſt, Fähigkeiten, Fleiß und Gelegenheit voraus, welche die Gelehrſamkeit erfordert: ſo iſt es gewiß, daß ein Studiren, welches durch eine ſo edle Abſicht belebt wird, glücklicher von ſtatten gehen muß, als die Erlernung der Wiſſenſchaften, die ihre Nahrung nur aus unſrer Eitelkeit, oder aus unſerm Eigennutze zieht. Ein Fleiß, den wir mit jedem Morgen durch die Betrachtung, daß er unſre Pflicht und unſer Glück iſt, erwecken; den wir durch Klugheit und nach den Vorſchriften erfahrner Männer des Tages über fortſetzen; ein ſolcher geſetzter und in guter Ordnung durch ganze Jahre forteilender Fleiß, wird eine weit reichere und geſegnetere Erndte bringen, als der gierigſte Fleiß eines eitlen und lohnſüchtigen Jünglings.

Wer nicht nur aus Geſchmack, ſondern auch aus Religion ſtudiret, wird ſparſamer mit ſeiner Zeit umgehen, die Hinderniſſe des Fleißes leichter überwinden, ſtandhafter in dem Plane ſeiner Unternehmungen ſeyn, eifriger, das Beſte und Nützlichſte vorzüglich zu erlernen, und befliſſner, ſich den Rath und den Unterricht einſichtsvoller Männer zu Nutze zu machen. Wie er nicht lernt, um zu pralen, zu ſchimmern und die Einkünfte des erſten beſten Amtes zu erbeuten: ſo wird er nicht voreilig in ſeinem Fleiße ſeyn, ſondern ſeine Reiſe abwarten, und ſeine Kräfte auf wahre und gründliche Verdienſte und nicht auf den Schein der Verdienſte verwenden. — Ein junger Menſch mit Fähigkeiten, der auf eine ſo geſetzte Art ſtudiret, wird wackern Männern und edlen Freunden nicht lange verborgen bleiben. Er wird eben dadurch mehr günſtige Gelegenheiten für ſeinen Fleiß erlangen, mehr Rath, mehr Ermunterung und Beyfall, mehr Unterſtützung durch gute Bücher, die er nicht beſitzt, oder noch nicht kennt. Und der dienſtfertige Verſtand rechtſchaffner Männer, welcher Vortheil iſt er nicht für den Jüngling auf der Bahn der Wiſſenſchaften!

Wer nicht nur aus Geſchmack, ſondern aus Eifer für ſeine Pflicht ſtudiret, wird ruhiger ſtudiren, als ein Andrer. Welches Glück! Er weis, daß er bemüht iſt, ſeine Kräfte, ſeine Zeit und ſein Vermögen nach ſeiner beſten Einſicht und dem Rathe der Klugen anzuwenden; und dieſes tröſtet ihn, wenn er nicht ſtets das erreicht, was er wünſchet, und die Fehler erblicket, denen uns die menſchliche Schwachheit jeden Tag von neuem ausſetzet, und die zu erkennen und abzulegen ein ſo großes Geſchäffte einer jeden Lebensart iſt. Die Eiferſucht, daß Andre glücklicher fortrücken und ihre Talente einen größern Umfang haben, wird ihn ſelten, oder doch nicht lange beunruhigen können. Er gebraucht ſein Talent, es ſey gegen die Gaben der Andern auch noch ſo klein, als ein göttliches Darlehn. Er ſieht es als ein Geſchenk der Gottheit an, die ihre Gaben ſtets weiſe austheilet, und von dem, der nur Ein Pfund hat, auch nicht mehr, als den Wucher eines Pfundes fordert. Iſt er treu in dieſer Anwendung ſeines Pfundes: ſo iſt er das, was er nach der göttlichen Beſtimmung ſeyn ſoll; und Neid und Eiferſucht über höhere Gaben werden ſein Herz nicht leicht vergiften. Und eben deswegen, weil er ſich nach ſeinen Kräften mißt und von Kennern meſſen läßt, wird er nicht fruchtlos nach dem ſtreben, was er nicht erreichen kann, ſondern ſich ſtets auf diejenige Seite wenden, wo er nach ſeinem natürlichen Charakter das Meiſte ausrichten und den größten Nutzen ſtiften kann. — Ein Menſch, liebſter Sohn, der in ſo edler Abſicht ſtudiret, der ſich täglich durch ſolche Betrachtungen zu der Pflicht des Fleißes anfeuert, der, ohne die Mittel der menſchlichen Klugheit zu verabſäumen, den Geber aller Weisheit um Segen zu ſeinen Unternehmungen zuverſichtlich anruft, der hat dieſen Segen auch vor Andern zu genießen. Und eben die gnädige und weiſe Vorſehung, die den Plan unſers Schickſals angelegt hat, ehe wir noch waren, wird ihm nun auch die Wege bezeichnen, die er zu ſeinem Glücke gehen ſoll.

Laß alſo dieſen Gedanken, mein Sohn, daß die Religion mit unſerm ganzen Leben verbunden ſeyn ſoll, nie aus Deiner Seele weichen, wenn Du glücklich und ruhig ſtudiren, und nicht nur ein gelehrter, ſondern auch ein weiſer Mann werden willſt. Sey ſtets ein ungeheuchelter Freund der Tugend: ſo wirſt Du ein deſto beßrer Freund der Wiſſenſchaften und der Menſchen ſeyn! Du kannſt gelehrt werden, ohne fromm und tugendhaft zu ſeyn; aber wiſſe, daß ein Gelehrter ohne Frömmigkeit und Tugend das elendeſte und verächtlichſte Geſchöpf iſt.

Sey früh auf, mein Sohn, um die heiterſte und bequemſte Stunde den Uebungen der Andacht und dem Leſen der Schrift zu widmen, und halte den Tag für verloren, den Du aus Leichtſinn, oder einer andern ſtrafbaren Urſache, nicht mit dem Opfer des Dankes und eines demüthigen und kindlichen Gebets um die Gnade des Allmächtigen einweihſt; den Du nicht mit Betrachtungen über den Werth Deines Lebens, Deiner Religion, eines guten Gewiſſens, und mit der Erneuerung Deines Bundes mit Gott, durch die Erlöſung Deines göttlichen Heilandes, anfängſt. — Ueberdenke und ordne alsdann Deine Geſchäffte, und theile die Stunden des Tages ſorgfältig ein; und was Dir nach Deinem Plane zu thun vorkömmt, das thue mit Eifer, das thue friſch. Sind des Tages vier Stunden zu Deinen Hauptcollegien, viere zur Wiederholung, viere zu den Künſten und Leibesübungen genug: ſo kannſt Du noch fünfe der Mahlzeit, der Erholung und dem Freunde, und ſieben dem Schlafe ſchenken. Der Eifer der Arbeit wirkt oft in einer Stunde mehr, als der mechaniſche ſchläfrige Fleiß in drey Stunden. Sprich zu Dir: der Fleiß iſt meine Pflicht und mein Glück, und die

Trägheit iſt mein Schimpf und meine Strafe. Ich kann heute thun, was meiner Einbildung und meinen Sinnen ſchmeichelt; aber ich will thun, was mit meinem Verſtande und Gewiſſen übereinkömmt. Ich will nicht ohne dringende Urſachen von meiner Ordnung weichen. Das iſt mein Amt, daß ich ſie fortgeſetzt, und nicht nur dann und wann, beobachten ſoll.

Vergnügungen und Umgang in den Nebenſtunden.

Sey vorſichtig in Deinen Vergnügungen. Du haſt durch Deinen Fleiß allezeit ein Recht zu Erholungen; und nie ſchmeckt das Vergnügen des Lebens ſüßer, als nach den vollbrachten Pflichten. Nie iſt der Scherz erquickender, als nach einem weiſen Ernſte, und die wahre Weisheit macht nicht ſchwermüthig, ſondern heiter. Genieße die unſchuldigen Freuden der Natur, der Kunſt, der Freundſchaft und des Umgangs. Ich lade Dich väterlich dazu ein; und ich befehle Dir das erlaubte Vergnügen eben ſo wohl, als den Fleiß.

Ich bin ein Greis, der nicht vergißt,
Daß er einſt jung geweſen iſt.
Ich liebe Jünglinge, die wiſſen,
Daß ſie einſt Greiſe werden müſſen.

Aber die Wahl und die Mäßigung des Vergnügens bleibt allezeit das Werk der Vorſichtigkeit und Weisheit. Wir ſollen uns auf den blumichten Auen, die wir auf unſrer Reiſe durch dieſes Leben finden, nur erholen, um neue Kräfte zu ſammeln, den Weg zu unſerm Ziele beherzt fortzuſetzen. In dieſer Abſicht kann man ſelbſt das Vergnügen zur Tugend machen; und ſo wirſt du auch den Gefahren, die oft an der Seite deſſelben ſich verborgen halten, am erſten ausweichen. An öffentlichen Oertern ergötze Dich lieber an der Seite des Freundes, als allein. Er wird ſehen, wo Du nicht ſiehſt; und Du wachſt über Dich aus Liebe für ihn, und ſcheuſt ihn aus Achtung. Das Vergnügen des Spatzierganges, des Concerts, des guten Schauſpiels ſuchen, um ſich von ſeinem Fleiße zu erholen, oder ſich durch ein unſchuldiges Spiel mit ſeinen Commilitonen zerſtreuen, iſt erlaubt. Hüte Dich nur vor den gefährlichen Oertern, wo die Spielſucht wohnet, die ſo manchen gutartigen, aber unvorſichtigen Jüngling erſt um ſeinen Fleiß, dann um ſein Vermögen, und endlich um ſeine guten Sitten gebracht hat. Vor den Häuſern auf dem Lande, wo die Frechheit und Völlerey ihren Sitz aufgeſchlagen, brauche ich einen ſo guten Jüngling, als Du biſt, nicht zu warnen. Sie ſind zu ſchrecklich, als daß ſie eine Verſuchung für Dich werden könnten, ſo lange Du Deinem Charakter treu bleibſt.

Sey gefällig im Umgang gegen alle, und habe doch nur wenig Freunde. Die Menge der Freunde iſt gemeiniglich ein Kennzeichen, daß man keinen wahren Freund habe. Sie verräth den Mangel des Verſtandes und der Erfahrung; ſie verräth eine jugendliche Haſtigkeit des Herzens, das von Natur unſtet iſt, immer in Abwechslung ſeyn will, und das, aus Begierde zu gefallen, und Vieler Liebe zu erwerben, leicht zu Gefälligkeiten ſchreiten kann, die im Anfange Schwachheiten ſind, im Fortgange Thorheiten werden, und oft, ach nur zu oft, in Laſter ſich endigen. Und wirſt Du bey allzu vielen Freunden noch der Freund Deiner Pflicht, und der Herr Deiner Zeit bleiben? Der wahre Freund iſt auch nicht ſtets der, der uns am erſten gefällt; und die beſten Eigenſchaften des Freundes entdecken ſich oft erſt durch die Vertraulichkeit des genauern Umganges.

Nur dem gehört allein des Freundes edler Name,
Der unſre Sorgen theilt, betrübt bey unſerm Grame,
Mit uns in unſerm Unglück weint;
Der, eh wir bitten, hilft, uns liebt, doch uns nicht ſchmeichelt,
Ja, träf ihn unſer Zorn, nicht unſern Lüſten heuchelt;
Wie ſelten, Sohn, iſt dieſer Freund!

Vertraue Dich dem Freygeiſte eben ſo wenig, als dem Heuchler, zum Umgange; und halte denjenigen ſtets für eben ſo unfähig als unwürdig, Dein wahrer Freund zu ſeyn, der zu wenig Güte des Herzens hat, ein Freund Gottes zu ſeyn.

Aber lerne Dich auch allein vergnügen und unterhalten, es ſey auf Deinem Zimmer durch die Hülfe der Muſik, oder durch das Vergnügen einer angenehmen und unſchuldigen Schrift, oder durch den Reiz des Zeichnens und Malens; oder es geſchehe im Freyen, in der Flur, in dem Garten, in einem anmuthigen Gehölze. Habe Auge und

Ohr, mein Sohn, für die Schönheiten der Natur, und lerne Dich ihrer erfreuen, ſo oft Du ſie empfindeſt, und empfinde ſie oft mit den Freuden der Anbetung. Unerkaufte Vergnügungen, die Alle genießen können und doch die Wenigſten genießen, ſind die beſten und dauerhafteſten. — Lerne endlich, das edelſte Vergnügen, mit Abſicht recht gethan zu haben, lebhaft empfinden, und ſtärke täglich durch dieſe Freude des Herzens die Liebe zur Religion und Tugend. Sie, dieſe Freude, giebt neuen Muth und iſt ein tägliches Wohlleben der Seele.

Es iſt kein gutes Kennzeichen, wenn ein Jüngling nur den Umgang der Jünglinge, und nicht auch der Männer, ja ſelbſt der Greiſe ſucht. Durch ihren Ernſt muß er ſeinen Leichtſinn, und durch ihre Bedachtſamkeit ſeine Hitze mäßigen lernen. In ihrem Umgange muß ſeine Klugheit reifen, und durch ihren Beyfall ſeine Ehrbegierde genähret werden. Es iſt ein Fehler großer Männer, wenn ſie lehrbegierigen Jünglingen den Zutritt zu ſich ſchwer machen, oder ſie kaltſinnig annehmen und eben ſo froſtig von ſich laſſen. Aber es iſt ein noch größrer Fehler, wenn ein Jüngling nicht die erlaubten Wege, zu der genauern Bekanntſchaft eines wackern Mannes zu gelangen, mit Sorgfalt und Beſcheidenheit ſucht. Sey nie zu ſtolz, dieſes Glück hoch zu ſchätzen, und dünke Dich nie zu weiſe, den Rathſchlägen eines Kenners zu gehorchen. Danke ihm durch Ehrerbietung, ohne ihm durch ſchmeichleriſche Complimente beſchwerlich zu fallen. Sey aufrichtig ohne Unbedachtſamkeit, und lehrbegierig ohne Schwatzhaftigkeit. So lange Dich eine beſcheidne Lehrbegierde beredt machet, wirſt Du bey allen kleinen Fehlern immer noch gefallen. Gewinnt er Dich werth, (und dieſes Glück erwarte mehr, als daß Du es erringen ſollteſt;) erlaubt er Dir einen freyen Zutritt, zieht er Dich zu ſeinen Vergnügungen, oder zu ſeinen Büchern, oder zu ſeiner Mahlzeit: ſo bilde Dich zwar nach ſeinem Beyſpiele, aber ohne er ſelbſt ſeyn zu wollen, und vergiß nicht, daß die Miene des reifen Mannes den Jüngling nicht ohne Ausnahme kleidet, und daß die Fehler Deines Gönners das am wenigſten ſind, was Du nachahmen ſollſt. Außer dieſen Vortheilen wird Dich die Scheu vor dieſem Manne von vielen jugendlichen Vergehungen zurück halten; ſo wie die Achtung für ihn und die Geſellſchaft, in die er Dich zieht, Deine Sitten angenehmer machen wird. Denke bey einer Thorheit, die Dich reizt: Aber was würde dieſer rechtſchaffne Mann von mir urtheilen? Getraue ich mir, ſie ihm zu erzählen, ohne zu erröthen? Würde er ſich nicht meiner ſchämen; und würde ich ihm nach einer offenbaren Ausſchweifung noch mit Muth unter die Augen treten können?

Bey dem Umgange mit dem andern Geſchlechte kann ich Dir keine beſondern Regeln ertheilen. Sey wachſam, mein Sohn, und hüte Dich, keiner Neigung Raum in Deiner Seele zu verſtatten, die Du nicht Deinem ſtrengſten Freunde ohne Schamröthe ſollteſt geſtehen können. Die Verſuchungen dieſer Leidenſchaft, Theuerſter Sohn, ſind ſtark; aber die Waffen der Religion und der Wachſamkeit ſind ſtärker, als die Verſuchungen. Die Stimme dieſer Leidenſchaft iſt die ſüßeſte; aber die Stimme der Religion: wie ſollte ich ein ſolch groß Uebel thun! hat göttliche Kraft. Bedenke oft, daß der natürliche Trieb der Liebe uns von dem Allmächtigen zu weiſen und heiligen Abſichten eingepflanzet worden, die Du einſt in Deinen männlichen Jahren ohne Verletzung Deiner Unſchuld, in den ſanften Feſſeln der Ehe, zur Erhaltung der Welt, beglückt durch die Freundſchaft und Liebe der Gattinn, erfüllen ſollſt. Ich liebe Dich, wie mich; und ich würde lieber ſterben, als die entſetzliche Nachricht erleben, daß Du Dich dem Laſter Preis gäbeſt. Denke an dieſe Liebe Deines Vaters, daß ſie Dich vorſichtig und wachſam erhalte; doch denke unendlich mehr an die Liebe Deines allmächtigen Vaters im Himmel, der Du durch eine wiſſendliche Ausſchweifung auf eine ſchreckliche Art entſageſt. Ja, mein Sohn, (und mein ganzes Glück, ſo lange Du rechtſchaffen biſt,) befeſtige dieſe Seite Deines fühlenden Herzens itzt und künftig, und täglich. Beſchäfftige Dich ernſtlich, und auch in den Stunden der Erholung ſey nie ganz müßig. Sey enthaltſam in dem Genuſſe der Speiſen und Getränke. Hüte Dich, ich bitte Dich väterlich, vor jenen Schriften der Poeſie und Beredſamkeit, wo das Laſter, in den Schleyer der Anmuth gekleidet, auftritt und die Leidenſchaften durch Witz überredet. Entziehe Deine Blicke wollüſtigen Gemälden. Sie bezaubern die Einbildungskraft, und tödten das Gefühl der Unſchuld. Laß Dein Auge in dem Umgange mit dem andern Geſchlechte Dir nicht gebieten; ſondern ſey Du ſein Herr, und erſticke den unerlaubten Wunſch in ſeiner Geburt; dieß iſt das Amt der Schamhaftigkeit.

Erzittre vor dem erſten Schritte,
Mit ihm ſind ſchon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

Doch die Wolluſt, in der Geſtalt der Wolluſt, wird Dich ſo leicht nicht verführen; ich kenne Dein gutes Herz. Aber dieſe Leidenſchaft in der Geſtalt erlaubter Freundſchaft und unſchuldiger Gewogenheit, dieſe iſt einem guten Jünglinge nicht ſelten am gefährlichſten. Er geht oft Jahre lang mit liebenswürdigen Perſonen des andern Geſchlechts um. Er fühlt nichts, als Hochachtung; und keine Gefahr. Er bleibt frey; die Zeit vermehret die Verbindlichkeiten des unſchuldigen Umgangs; und ſeiner Güte ſich bewußt, wird der Jüngling zuverſichtlicher, ohne ſtrafbar zu werden. Sein geſitteres Bezeigen wird mit Vertrauen belohnet, ſeine Beſcheidenheit mit freundſchaftlichen Gefälligkeiten. Er wagt eine geringe Vertraulichkeit, noch an der Hand der Unſchuld. Er erlaubt ſich von Zeit zu Zeit die Erneuerung derſelben, nicht in einer zügelloſen Abſicht, davor würde er erzittern. Unbekannt mit der wahren Beſchaffenheit ſeiner Empfindungen, glaubt er an ſeiner Freundinn nur die Tugend zu lieben, und liebt ſchon gefährlich; und ſo ſchreitet er oft fort, und ſieht ſich in einer unſeligen Minute von einer laſterhaften Liebe unter der Geſtalt der Freundſchaft, gefangen, und wenn nicht ein wachſamer Freund, oder ein Gedanke der Religion noch ſein Schutzengel wird, gefället. — Setze alſo, mein Sohn, auch bey dem erlaubteſten Umgange mit dem andern Geſchlechte, der für ſich den angenehmen Sitten zuträglich iſt, ſetze, ſage ich, itzt und künftig noch ein edles und geheimes Mißtrauen in Dein Herz; und zweifle nicht, daß wenn Dich die Neigung zu einer Perſon von der Pflicht Deines Fleißes, von der Liebe der Wiſſenſchaften, von der Seite Deines Freundes und von dem Gebete abzieht, daß ſie, ſage ich, bald für Dich verderblich ſeyn werde, wofern ſie es nicht ſchon iſt.

Deine Fehler, ſo wohl auf dieſer Seite, als in den übrigen Verhältniſſen des Lebens und der Pflicht, zu kennen und zu verbeſſern, laſſe Dir mit jedem Ende des Tages die Prüfung, die ſorgfältige Prüfung Deines Herzens, Deiner Geſinnungen, denen Du den Tag über gefolgt biſt, und alles deſſen, was Du in Deinem Fleiße und in Deinen Erholungen, in Geſellſchaft und in der Einſamkeit, gedacht, geredet, gethan, von mir väterlich empfohlen ſeyn. Wer war ich in den Vormittagsſtunden; wer des Nachmittags; wer dieſen Abend? Wer war ich? War ich mein eigner Freund, der Freund der Pflicht, der Mäßigkeit, der Arbeitſamkeit, der vernünftige und gefällige Freund des Umgangs, der Freund der Religion, und der Diener Gottes? Werde jeden Tag gelehrter, werde ein Wunder der Gelehrſamkeit; nimmſt Du an Tugend und Liebe Gottes ab, mein Sohn: ſo wirſt Du jeden Tag elender.

Laß mich nun einige Erinnerungen hinzu fügen, die die Art Deines Studirens und Deiner Oekonomie näher betreffen ſollen.

Art zu ſtudiren.

Setze das Leſen der Alten, in deren Sprachen und Werken Du unterrichtet biſt, in Deinen akademiſchen Jahren ſo wenig bey Seite, daß Du Dir vielmehr ein Geſetz daraus macheſt, die beſten noch täglich zu ſtudiren. Beſtimme Dir eine Stunde dazu, und weiche nicht von dieſer Regel ab, wenn Du die höhern Wiſſenſchaften gründlich faſſen willſt. Die Alten ſind in der Geſchichte, in der Beredſamkeit und in der Poeſie, die Quellen und zugleich die Beyſpiele; ſie ſind es auch zum Theile in der Philoſophie. Je bekannter Du mit ihnen biſt, deſto glücklicher wirſt Du die Geſchichte und Philoſophie, die kein Gelehrter entbehren kann, erlernen; und je mehr Du ihre Sprachen verſtehſt, deſto nützlicher und angenehmer wirſt Du ſie leſen. Du wirſt in der Folge finden, daß die guten Schriften der Alten nicht

Werke ſind, die wir nur mit einem unreifen Geiſte auf den niedern Schulen durcheilen ſollen, bloß um die Sprache der Alten aus ihnen zu erlernen. Die beſten unter ihnen ſind nicht nur die größten Genies, nicht einſame Gelehrte, deren Welt bloß die Studirſtube war, ſondern Männer geweſen, die den Staat regiert und Heere angeführet, und ihren Verſtand in den großen Geſchäfften des Lebens gebraucht und geſchärft haben. Ich weis es, daß man die Hochachtung gegen die Alten übertreibt; daß man ihre Werke vergöttert, um die Neuen zu verkleinern; daß man ſie ſtudiret, ohne ſie weiter, als zur Pralerey, zu nützen; daß man ſie zur Wolluſt und aus Pedanterey, oft auf Koſten der Religion und ſeines eignen Herzens lieſt, und ihre Schreibart ſo lieb gewinnt, daß man die Schreibart der heiligen Schrift darüber verachtet; daß man endlich dahin kömmt, nichts für wahr und ſchön zu halten, als was Homer, Plato, Xenophon, Horaz und Cicero gedacht und geſagt haben. Allein alles dieſes hebt die Pflicht nicht auf, die Beſten der Alten mit Fleiß und in der großen Abſicht zu leſen, daß man ſeinen Verſtand mit ihren guten Einſichten, ſein Gedächtniß mit den Kenntniſſen ihrer Zeiten, und ſeine Einbildungskraft mit ihrem lebhaften Witze bereichere, und lieber der bloß ſpeculativen Philoſophie, die den Geiſt anſtrengt, ohne ihn zu nähren, weniger Zeit ſchenke. Verſtehe mich wohl: ich bin kein Feind der geſunden Philoſophie, ich müßte ſonſt ein Feind der Vernunft ſeyn. Ich habe Dir ſelbſt einen Vorſchmack der neuern Philoſophie gegeben, und Du mußt ſie hören und ſtudiren; aber nicht auf Koſten der andern Wiſſenſchaften. Du mußt nicht glauben, wenn Du die Regeln und Grundſätze eines Syſtems haſt verſtehen lernen, daß Du alsdann gelehrt ſeyſt, daß Du alsdann die Gabe ſelbſt beſitzeſt, wahr und richtig, und ſchön zu denken; eben ſo wenig, als Du den Geiſt der Beredſamkeit beſitzen wirſt, wenn Du ihre Regeln gefaßt haſt. Du wirſt dereinſt viele Männer finden, die ihr philoſophiſches Syſtem auswendig wiſſen, und die doch ſo ſchlechte Scribenten, Redner und Lehrer ſind, als hätten ſie nie Philoſophie gehört. — Lerne inſonderheit zeitig die gefaßten Lehren der Logik praktiſch anwenden, und treibe dieſe heilſame Uebung unter der Aufſicht eines ſcharfſinnigen Lehrers. Du wirſt ſehen, was für ein großer Schritt von der Regel bis zur Anwendung ſey. Stelle dieſe Uebung zuerſt mit den Begriffen, Sätzen und Beweiſen des Rechts der Natur und der Sittenlehre an; ſie ſind die faßlichſten und gemeinnützigſten. Je geſünder und richtiger Du durch dieſe Uebung und das Leſen der Alten haſt denken und urtheilen lernen, deſto ſichrer vor philoſophiſchen Träumen wirſt Du Dich alsdann in das Gebiete der bloß ſpeculativen Weltweisheit und Methaphyſik wagen. Du kannſt nie zu richtig und ſcharfſinnig denken lernen, das iſt gewiß: aber du kannſt, verliebt in die Geheimniſſe der Philoſophie, die der Wißbegierde

begierde des jugendlichen Verſtandes ſo ſehr ſchmeicheln, mit großer Begierde die Philoſophie ganze Jahre hören, und doch nicht denken lernen, und doch einen elenden Brief, eine abentheuerliche Abhandlung, eine leere und kindiſche Rede niederſchreiben. Es gehören Anmerkungen und Critiken dazu, um richtig und den einzelnen Fällen gemäß zu denken; und Beleſenheit, Geſchmack und Erfahrung, um überall ſchön und der Sache würdig zu denken. Die Philoſophie ſeicht erlernen, benebelt nur den Geiſt und macht ſchwatzhaft; ſie gründlich und mit eigner Einſicht erlernen, macht heiter und vorſichtig.

Halte Dir bey dem Leſen ein Diarium zu den ſchönſten Stellen, und übe Dein Gedächtniß an ihnen. Ueberhaupt weiche nicht von der Gewohnheit ab, zu der ich Dich angeführt habe, nicht vielerley, ſondern viel, nicht ſo wohl alle, als die Beſten oft und zehnmal zu leſen. Erinnere Dich im Leſen ſtets der Regeln, die ich Dir gegeben, daß man, um mit Vortheile zu leſen, nicht, ſo zu ſagen, bloß mit dem Gedächtniſſe, ſondern mit ſeinem ganzen Verſtande leſen; daß man ſeinen Autor nicht mit flüchtiger Neugier durcheilen, ſondern ihn mit langſamen und bedächtigen Schritten nachgehen, und ſelbſt mit ihm fortdenken; daß man den Plan deſſelben ſorgfältig aufſuchen, und durch das Ganze aufmerkſam verfolgen; daß man die Art der Ausführung ſelbſt genau bemerken, jeden Beweis ſo wohl an ſich, als in der ihm gegebnen Stellung betrachten, jeden neuen oder vorzüglichen Gedanken, jede edle Geſinnung auszeichnen, und überhaupt das Beſte und Wichtigſte des Werkes in einen kurzen Auszug zuſammenfaſſen müſſe. Folge dieſen Regeln ferner mein Sohn: ſo wirſt Du nicht, wie Viele, nur für das Gedächtniß, oder für die Eitelkeit, viel geleſen zu haben, ſondern für Deinen Verſtand, Dein Herz, und die wahre Bereicherung von beiden leſen. Die Alten gehen vor; aber die Neuern folgen. Lies auch dieſe, aber nie auf Koſten der erſtern. Lies die guten franzöſiſchen Schriftſteller aus dem Ludwigiſchen Zeitalter. Du wirſt finden, daß ſie ſich größten Theils durch den Geiſt der Alten gebildet haben; lies ſie, ſage ich, und belebe Dich durch ihre Art zu denken. Dieß muß auch der größte Lohn für die Mühe ſeyn, die Du auf die franzöſiſche Sprache gewendet haſt, und künftig auf die engliſche, vielleicht auch auf die italieniſche verwenden wirſt. Das Leſen der franzöſiſchen Schriftſteller ſoll Dich zugleich in der Fertigkeit erhalten, dieſe ſo unentbehrlich gewordne Sprache zu ſchreiben und zu ſprechen. Als ein Gelehrter mußt Du Dich gut im Latein ausdrücken können; dieſes iſt Pflicht. Vergiß alſo nicht, Dich in dieſer Sprache durch Schreiben und Reden zu üben; Du wirſt den Nutzen dieſer Geſchicklichkeit in Deinem künftigen Leben ſehr oft erfahren. Als ein Mann für die Welt mußt Du die Sprache des Hofs in Deiner Gewalt haben; und als ein Gelehrter für Dein Vaterland mußt Du Dich in Deiner Mutterſprache leicht, angenehm, regelmäßig und glücklich ausdrücken können. Lies alſo auch die guten Werke in Deiner Mutterſprache, und halte es nicht für eine Ehre, die Sprache Deines Landes nicht beſſer zu verſtehen, als Dein Bedienter. Uebe Dich unter einer guten Anführung itzt in der Schreibart der Briefe und andrer kleinen Aufſätze, und in Deinem letzten akademiſchen Jahre in der öffentlichen Beredſamkeit. Aber werde ja kein frühzeitiger Autor, weder in der Poeſie, noch in der Proſa. Man muß ſein Genie erſt mit Wiſſenſchaften nähren, und die Begierde zu ſchreiben nicht für die Kraft zu ſchreiben halten. Die Autorkrankheit gleicht einem bösartigen Fieber; die erſten Anfälle ſind ein gewiſſer ſanfter Kützel, der ſich endlich in eine verzehrende Hitze für das Genie und denjenigen Fleiß verwandelt, den man auf die Erlernung der Wiſſenſchaften verwenden ſollte. Lies die claſſiſchen Schriftſteller unſrer Nation, die ich Dich habe kennen lehren, und die dieſen gleichen. Aber hüte Dich vor der Krankheit, nur Journale, Wochenblätter und gelehrte Tageregiſter zu leſen. Fliehe das Neumodiſche und das Allzugemächliche in den Wiſſenſchaften, den Fehler unſers Jahrhunderts. Ich ſetze Dir jährlich etwas Gewiſſes zu Büchern aus. Es ſoll Dir überlaſſen ſeyn, die Bücher nach Deinem Sinne zu wählen; aber ich muß dabey auch eine Stimme haben. Traue den Urtheilen der

Zeitungen nicht zu voreilig. Werde nicht ſo geizig, alle gute Bücher beſitzen zu wollen; aber ſey geizig auf die Nebenſtunden, in denen Du viele gute leſen kannſt. Ich laſſe dich fünf bis ſechs Jahre auf Akademien. Hier ſollſt Du nicht alles leſen, ſondern das Nothwendigſte und Beſte, und ſollſt Dir neben dem Geſchmack am Leſen, der Dich in Deinem ganzen Leben nicht verlaſſen müſſe, die Kenntniß der beſten Werke erwerben, die Du außer den Grenzen der Akademie noch leſen kannſt. Zu dieſer Kenntniß iſt der genauere Zutritt zu einer guten Bibliothek, der Umgang mit belesnen Männern, der Buchladen und ein gelehrtes gutes Tagebuch nöthig. Aber vergiß nicht, daß man in der großen Welt mehr, als die Kenntniß der Bücher verlangt, und daß Du aus Mangel geographiſcher, hiſtoriſcher und ökonomiſcher Wiſſenſchaften in dem Leben oft lächerlich und unbrauchbar werden kannſt. Man erwartet es von einem Gelehrten, daß er kein Fremdling auf der Erde ſeyn ſoll. Und ehe Du die Geographie, und das, was zu ihr gehört, vergiſſeſt: ſo lies lieber hundert witzige Schriften weniger; und ehe Du die reine Mathematik, die ich Dich gelehret habe, verlerneſt, und Deine gute Hand im Schreiben vernachläſſigeſt: ſo lerne lieber eine Sprache weniger.

Dein Diarium, was und wie Du lieſeſt, will ich alle Quartale ſehen. Du wirſt mir dieſe Freude machen und es fortſetzen, wie du es an meiner Seite angefangen haſt. Wie wirſt Du Dich einſt in Deinem Alter erfreuen und verwundern, wenn Du das Verzeichniß Deiner gelesnen Schriften überſchauen, und Deine Anmerkungen und Auszüge bald billigen, bald verwerfen wirſt! — Mittelmäßige Schriften, ja, dieſe lies auch, um Dir einen Ekel an dem Mittelmäßigen zu erwecken. Schöne, aber gefährliche Schriften, lies, ſo gut Dein Herz auch iſt, itzo nicht. Dein Vergnügen iſt mir ſo lieb, als das meinige, und Du weißt, daß ich Heiterkeit und Feinheit des Witzes liebe; aber der Witz in einem ungeſitteten Werke, (und wäre er auch der feinſte, der Witz eines Crebillon,) iſt nichts beſſers, als die Schönheit in dem Hauſe der Unzucht, und um deſto verführeriſcher, je mehr er dem Laſter die Anmuth und Miene der Unſchuld zu geben weis. Die Zeit der Ferien und Meſſen wende vornehmlich zum Leſen und zur Wiederholung an. Denn wenn Du nicht auch unter Deinen Büchern durch Privatfleiß und eignes Nachſinnen Dein täglicher Lehrer wirſt: ſo kannſt Du ewig die Collegia beſuchen, und doch auf der Bahn der Wiſſenſchaften nicht weit fortrücken. Fliehe die Examinatoria nicht; ſie haben mehr, als Einen Nutzen. Ueberhaupt, mein Sohn, höre hier noch eine Warnung, die Dir bey Deinem akademiſchen Fleiße ſtets wichtig und gegenwärtig ſeyn muß. Laß die Hauptwiſſenſchaft, mit der Du einſt der Welt in einem öffentlichen Amte nützen ſollſt, und die Du nach einer ſorgfältigen Prüfung Deiner Gaben und Umſtände, auf den Rath einſichtsvoller Männer, gewählt haſt, auch ſtets das Hauptziel Deines Fleißes ſeyn. Widme ihr täglich einen beträchtlichen und feſtgeſetzten Theil Deiner Zeit; und laß Dich die oft angenehmern Nebenſtunden nie zu weit von Deiner Hauptbahn ableiten, ſo rauh und mühſam ſie auch iſt. Sey ſtets auf Deiner Hut, daß der Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten Dir gegen Deine Hauptwiſſenſchaft nicht einen falſchen Ekel beybringe, der für dein künftiges Amt die gefährlichſte Krankheit ſeyn würde. Wie mancher junge Studirende, der nur lauter Witz und Geſchmack ſeyn wollte, und der itzt mit eben ſo viel Ungeſchicklichkeit, als Abneigung, ſein öffentlich Amt antritt, würde daſſelbe mit mehr Brauchbarkeit, Glück und Zufriedenheit verwalten, wenn er ſich vor dieſer Krankheit verwahret, und mehr für ſeine Pflicht und ſein Amt, als für ſein Vergnügen ſtudiret hätte! Hüte Dich, mein Sohn, vor dieſem Mißbrauche der ſchönen Wiſſenſchaften um ſo viel mehr, je natürlicher er dem jugendlichen Herzen iſt. Die ſchönen Wiſſenſchaften ſollen Dir den Geſchmack an den nützlichern und ernſthaftern nicht benehmen, ſondern Dich vielmehr ſtärken und geſchickt machen, Deinen guten Geſchmack, Deine feinere Urtheilskraft auch hier zu gebrauchen, und zu zeigen. Sie ſollen Deinen Geſchmack nicht verzärteln, ſondern läutern; ſie ſollen Dich nicht zum Stutzer in der gelehrten Welt, ſondern zum geſittetern und anſtändigern Gelehrten machen.

Oekonomie.

Lerne die Sparſamkeit, die nicht allein für ſich, ſondern wegen ihres Einfluſſes in höhere Tugenden ſchätzbar iſt. Kein Fürſt iſt zu reich, daß ihn die Sparſamkeit nicht ehren und die Verſchwendung nicht beſchimpfen ſollte; und ein Mann, der mit dem Gelde nicht umzugehen weis, wird ſich oft in die Umſtände ſetzen, die ihm, wo nicht die nothwendigen Bedürfniſſe, doch viele Zeit, Ruhe und Kräfte des Geiſtes, und tauſend Gelegenheiten, Gutes zu thun, rauben, und ihn ſelbſt wider ſeinen Willen zwingen werden, in vielen Fällen kein ehrlicher und rechtſchaffner Mann zu ſeyn. Deswegen iſt die Sparſamkeit eine rühmliche Tugend, und, weil ſie ſelten die Tugend des jugendlichen Alters iſt, eine Pflicht, zu der ich Dich deſto feyerlicher ermuntern muß. Sey alſo haushälteriſch zuerſt in Kleinigkeiten, die einzeln wenig betragen, und um deſto leichter verführen, die aber in der Folge, zuſammen genommen, ſo gut eine anſehnliche Verſchwendung ausmachen, als hätten wir die Summe auf Einmal verthan. Nicht kaufſüchtig ſeyn, ſagt ein römiſcher Conſul, dem Könige gehorchten und Schätze vergebens anbieten konnten, nicht kaufſüchtig ſeyn, iſt ein groſſes Einkommen. Tauſend Dinge, die ihres Geldes ſehr wohl werth ſind, aber weder von der Nothwendigkeit, noch von dem Wohlſtande anbefohlen, ſondern nur von der Mode, von der Geſchicklichkeit des Künſtlers und von dem Auge, das das Neue und Seltne liebt, empfohlen werden, gehören in die Claſſe der Ausgaben, für die Du zu arm ſeyn mußt, um reich zu Nothwendigkeiten, erleichternden Bequemlichkeiten, Wohlthaten für Arme und guten Büchern zu ſeyn. Es iſt Verſchwendung, wenn Du, um ein koſtbares Geräthe zu haben, das nur das Auge füllt, Dich arm macheſt, die Koſten eines erlaubten Vergnügens, einer Spatzierfahrt und eines Aufwands für den Beſuch Deiner Freunde zu beſtreiten. Ein nützlich Buch iſt eine rühmliche Ausgabe; und oft wird dieſes Geld, zur Erquickung eines Elenden angewandt, eine weit rühmlichere Ausgabe ſeyn. Sey nie ſo arm, daß Du nichts für einen Unglücklichen erſparen könnteſt. Sey nie ſo ſinnlich, daß Du Dir zuweilen nicht auch erlaubte Vergnügungen, geſetzt, daß ſie noch ſo wenig Aufwand verlangten, verſagen könnteſt; ſo wohl um Herr über Deine Neigungen, als Herr über Dein Vermögen zu ſeyn. An dem Vermögen Deines Vaters ſollſt Du mit demjenigen umgehen lernen, das Du künftig Dir ſelber erwerben wirſt. Vor groben Verſchwendungen, die unmittelbar in Schulden ſtürzen, warne ich Dich nicht; Du biſt zu weiſe dazu. Allein auch die bloße Sorgloſigkeit in den kleinen Ausgaben machet uns Anfangs zu verſchämten und endlich wider unſre Abſicht zu böſen und ungerechten Schuldnern, nach der Vernunft und Religion, zu Räubern. Siehe alle Wochen und alle Monate Deine Rechnung durch. Gefällt es Dir, ſo ſchicke ſie mir monatlich. Handle aufrichtig, ich verringere Dir Dein Geld wegen unvorſichtiger Ausgaben nicht; und ich erhöhe Dirs nicht anders, als freywillig, und wenn Du es bedarfſt. Sey Deines Vaters durch aufrichtige Liebe werth, ſo wie ich des beſten Sohnes durch Sorgfalt werth ſeyn will. Wie Dich die Sparſamkeit vom Spiele, vom Weine und der Pracht in Kleidern abhält: ſo wird ſie Dich auch von allen den Gefahren, oder dem Lächerlichen entfernen, welches mit dieſen Gegenſtänden verbunden iſt. Ohne ſie, wirſt Du, auch bey dem eifrigſten Fleiße, den Ruhm der guten Lebensart nicht lange behaupten, und Deinem Fleiße ſelbſt manches Hinderniß erſchaffen: ſo wie Du ohne ſie, auch bey der größten Gelehrſamkeit und allen andern Verdienſten, zu vielen öffentlichen Geſchäfften unbrauchbar und ein unglücklicher Hausvater ſeyn wirſt. Unſer äußerlicher Wohlſtand hängt von tauſend Kleinigkeiten ab, bey denen wir, ſo wenig ſie einzeln zu ſagen ſcheinen, Aufmerkſamkeit und Sorgfalt anwenden müſſen; und die keinen groſſen Verſtand, noch weniger aber Gelehrſamkeit erfordern. Aber eben weil alle Menſchen hiezu Einſicht genug haben: ſo iſt es dem Gelehrten um deſto ſchimpflicher, wenn er in den Fällen Verſtand zu haben vergißt, wo ihn der gemeine Mann hat, und da nachläſſig wird, wo ſich die Nachläſſigkeit mit Mangel oder Verachtung und Gelächter ſelbſt beſtrafet. — Die Ordnung gehört zur guten

Wirthſchaft, wie der Ton zur guten Ausſprache; und die Ordnung iſt bald eine Frucht, bald die Quelle der Sparſamkeit. Viele Bedürfniſſe des äuſſerlichen Wohlſtandes und der Bequemlichkeit behalten ihre Dauer oder ihre Schönheit länger, je nachdem wir ſorgfältig und ordentlich mit ihnen umgehen; und auf dieſe Art erſparen, iſt eine weiſe Kunſt, und für einen Menſchen, der gut denkt, eine groſſe Pflicht. Geſetzt, Du könnteſt, ohne den Wohlſtand zu beleidigen, durch dieſe Sorgfalt in etlichen Jahren Dir die Koſten eines Kleides erſparen und dafür einen rechtſchaffnen und armen Freund kleiden; fühleſt Du nicht, daß dieſe Sorgfalt etwas ſehr edles ſeyn würde? Betrachteſt Du die Sparſamkeit von dieſer Seite, ſo wird ſie ſehr ehrwürdig; ſie iſt alsdann kein bloſſer Rath der Klugheit mehr, der zur Tugend führet, ſondern ſie iſt das Werk der Tugend ſelbſt. Das Vermögen iſt ein Mittel zu unzähligen guten Abſichten; und es verwahrloſen iſt deswegen ſchon mehr, als Thorheit. Eine unbeſonnene Verwahrloſung, oder ein unrichtiger Gebrauch des Vermögens, ernährt alle die Begierden des Herzens, aus denen wir es verwahrloſen; es ſey Trägheit, Sinnlichkeit, Eitelkeit, Leichtſinn, Liebe zur Pracht, oder eine andre ſchlimme Neigung. Eben daher iſt eine üble Haushaltung mehr als Thorheit, weil ſie das Herz unvermerkt verderbt, wenn ſie auch unſerm äuſſerlichen Glücke nicht ſchaden ſollte. Ein Verſchwender kann nie ein kluger Mann, und eben ſo wenig ein tugendhafter Mann ſeyn. Die Verſchwendung aber findet bey geringem Vermögen ſo wohl, als bey großen Schätzen ſtatt. Lerne alſo ſparſam ſeyn, als Jüngling, um das gewiſſe Glück zu haben, es als Mann zu ſeyn. Ein junger Verſchwender, wenn ihn die traurige Erfahrung weiſe, oder dürftig gemacht hat, wird gern ein alter Geizhals; und der Geiz, mein Sohn, entehre das Blut meines Hauſes ſo wenig, als die Wolluſt und die Verſchwendung! Halte Dich nicht für zu vornehm, gewiſſe Kleinigkeiten der Ordnung ſelbſt zu beſorgen, ſondern lerne vielmehr an ihnen, in wichtigen Dingen ſorgfältig zu ſeyn. Und wenn ich auch noch ſo viel Reichthümer beſäße, die ich doch nicht beſitze: ſo würde ich Dir eben dieſe Regeln geben, und niemals mehr zum Aufwande, als Dein Stand erfordert; denn ich liebe Dich als ein vernünftiger Vater, und als ein vernünftig gütiger Vater will ich Dich erziehen. Nicht die blinde Liebe, ſondern die gewiſſenhafte wird mich ſtets bey Deinen Ausgaben leiten. — Lebe ſo auf der Akademie, wie Du einſt in Deinem Alter gelebt zu haben, wünſchen wirſt! Lebe ſo, daß Du einſt ohne Schamröthe und Zittern, daß Du mit Freuden und unverletztem Gewiſſen in Deine akademiſchen Jahre zurück denken kannſt! Hiermit ſegne ich Dich mit väterlichen Umarmungen und bete, daß

Du mit den Schätzen der Weisheit und Tugend einſt zurück in meine Arme und in die Dienſte der Welt kehreſt. Mit mehr Gelehrſamkeit, und weniger gutem Herzen werde ich Dich kaltſinnig, mit nützlichen Wiſſenſchaften und frommen und angenehmen Sitten werde ich Dich voller Entzückungen empfangen. Sey das größte Genie der Erden und kein rechtſchaffner Mann: ſo weine ich, Dir das Leben gegeben zu haben. Und hiermit lebe wohl, beſter Sohn.

Von den

Urſachen des Vorzugs der Alten vor den Neuern

in den

ſchönen Wiſſenſchaften,

beſonders

in der Poeſie und Beredſamkeit.

Eine Vorleſung,

auf hohen Befehl

Seiner Churfürſtl. Durchl.

zu Sachſen,

den 12ten October, 1767,

auf der

Univerſitätsbibliothek zu Leipzig

gehalten.

Auf gnädigſten Befehl unſers **Durchlauchtigſten Churfürſten**, der heute wieder, mit ſo vieler Gnade und Ermunterung für uns, unſere Hörſäle ſeiner Gegenwart würdiget, ſoll ich noch zum Beſchluſſe in der Kürze von den Urſachen des Vorzugs der Alten vor den Neuern, beſonders in der Poeſie und Beredſamkeit, reden. Welche Pflicht für mich, dem Krankheit und Jahre ſchon lange das Feuer entzogen haben, das eine Rede beleben ſoll! Möchte ich doch dieſe Pflicht, durch die Liebe und den Eifer für unſern Theuerſten Fürſten begeiſtert, auch bey dem geringen Ueberreſte meiner Kräfte, ſo erfüllen können, wie es die Würde dieſes Tages verlanget!

Die größten Gelehrten und Kenner des Alterthums geſtehen mit einer gewiſſen Selbſtverleugnung den Alten den Vorzug vor den Neuern, inſonderheit in der Poeſie und Beredſamkeit, zu; und man muß entweder ſtolz genug ſeyn, den Urtheilen ganzer Jahrhunderte zu widerſprechen, oder man muß die Alten in dem Beſitze des Vorzugs laſſen, daß ſie durch ihr Exempel die Lehrer des guten Geſchmacks geworden. Es kann ſeyn, daß einige in ihrer Hochachtung gegen dieſen oder jenen Dichter und Redner unter den Griechen und Lateinern zu weit gehen; daß einige da Schönheiten finden, wo keine ſind; daß ſie oft Schönheiten finden, weil ſie ſolche finden wollen; daß einige, indem ſie die Alten ſchätzen, nicht ſo wohl die Verdienſte derſelben, als die Mühe und den Fleiß ſchätzen, den ſie ſelbſt auf das Leſen und Erklären eines dieſer alten Schriftſteller gewendet haben. Es kann ſeyn, daß einige die Alten nur deswegen ſo hoch hinaufſetzen, um ſich ſelbſt dadurch ein deſto größeres Anſehen zu geben, daß ſie ſo geſchickt ſind, ſie zu verſtehen, und ihren Werth zu empfinden; es kann ſeyn, daß einige den Alten den Vorzug darum einräumen, weil ihr Ehrgeiz weniger dabey verliert, daß diejenigen, die vor tauſend Jahren lebten, größer waren, als wenn es die wären, die mit ihnen zu gleicher Zeit lebten; es kann ſeyn, daß einige, wenn ſie den Alten den Vorzug vor allen Neuern mit ſo freygebigen Händen austheilen, ſich zugleich durch eine ſchmeichelhafte Ausnahme ihrer eigenen Verdienſte ſchadlos halten. Es kann endlich ſeyn, daß Viele den Alten den Vorzug vor den Neuern zugeſtehen, nicht weil ſie die Alten und Neuern geleſen, empfunden und gegen einander gehalten haben; ſondern, weil dieſes das allgemeine Urtheil iſt, weil es ſo viele Kenner vor ihnen geſagt haben, weil man auf dieſe Art ſich ſelbſt leicht die Miene des Kenners geben kann; und weil es überhaupt ein gelehrteres Anſehen hat, die Alten zu bewundern, als die Neuern. Allein, wenn auch einer oder der Andre aus Vorurtheilen, aus Eigenliebe, aus Stolz, aus Unwiſſenheit, die Verehrung gegen die Alten übertrieben hätte: ſo ſind doch in allen Jahrhunderten, unpartheyiſche, aufgeklärte, ſcharfſinnige Richter und Kenner vorhanden, deren Stimmen zuſammen genommen, in Anſehung des Vorzugs der Alten, die Gültigkeit des ſchärfſten Beweiſes haben. Sind gleich in den neuern Zeiten einige ſo dreiſt geweſen, ihn zu leugnen: ſo ſind doch gegen Einen Perault, gegen Einen La Motte, zehn Daciere, zehn Despreaux, zehn Popen, zehn unwiderlegliche Vertheidiger der Alten aufgeſtanden. Die geiſtreichen Schriftſteller des Alterthums haben die Prüfung der Welt ganze Jahrtauſende ausgehalten; ſie haben in allen Zeiten und Umſtänden gefallen; ſie haben ſich die Bewunderung ganzer Nationen erworben, die in ihren Sitten, in ihren Meynungen und Neigungen ihnen ſo ungleich ſind. Das alſo, was an ihnen gefällt, muß ein Schönes ſeyn, das nicht willkührlich iſt, ein aus den Quellen der allgemeinen Vernunft, ein aus der Natur geſchöpftes Schönes. Die Alten werden durchgängig gebilliget, oft geleſen und belohnen allezeit die Mühe des Leſens vom neuen. Die Neuern werden nur von einigen gebilliget, weder ſo gern, noch ſo oft von Kennern geleſen, und von dieſen den Alten nachgeſetzet.

Woher kömmt es alſo, daß dieſe jenen nicht gleich kommen können? Gehen ſie vielleicht nicht auf eben dem Wege einher, auf dem die Alten giengen? Oder, wenn ſie auch, wie jene, den Weg der Natur betreten, gehen ſie ihn vielleicht nicht mit gleichen Kräften, mit gleicher Vorſichtigkeit, mit gleicher Geduld, mit gleichem Fleiße, durch gleiche Ermunterungen angefeuert? Dieſes müßten vielleicht die Urſachen ſeyn, aus welchen ſich die Frage erklären läßt, warum die Neuern den Alten nicht beykommen. Ich werde dieſe Urſachen anführen, ohne die Verwegenheit zu begehen, einen Ausſpruch zu thun.

Liegt der Unterſchied des Vorzugs vielleicht in dem Unterſchiede der Kräfte? Haben die Neuern vielleicht nicht die Fähigkeiten der Alten? Iſt die Natur ſich unähnlich geworden? Hat ſie ſich in

Hervorbringung glücklicher Geiſter erſchöpft? Iſt ſie nicht mehr ſo freygebig, als ſie vor etlichen tauſend Jahren war, oder kann ſie es nicht mehr ſeyn? Wer kann dieſes denken? Oder iſt dieſe und jene Fähigkeit, dieſe und jene beſondre Einrichtung der Seele, die zu einem großen Dichter und Redner erfordert wird, an ein gewiſſes Land, an einen gewiſſen Himmelsſtrich gebunden? Kann vielleicht nicht jeglicher Geiſt in jeder Himmelsgegend zur Reife und Vollkommenheit gelangen; ſo wie gewiſſe Pflanzen und Früchte nicht in jedem Boden, nicht in jeder Gegend aufkommen? Auch dieſes widerleget die Geſchichte der Litteratur, die uns beynahe aus allen Ländern und Gegenden Beyſpiele großer Geiſter darſtellt. Vorausgeſetzt alſo, daß die Natur in unſern Tagen noch eben die Fähigkeiten austheilet, die ſie vor tauſend und mehr Jahren den Sterblichen ſchenkte: ſo muß der Grund, warum die neuern Dichter und Redner die Alten nicht erreichen, in der verſchiednen Art, dieſe Fähigkeiten auszubilden und anzuwenden, enthalten ſeyn.

Die Werke der alten Dichter beweiſen, daß die Natur ihre Lehrmeiſterinn war. Von ihr entlehnten ſie den Plan zu ihren Werken, die Einrichtung des Ganzen, und auch die Ausführung deſſelben. Sie ahmten die Natur in ihrer Einheit und Mannichfaltigkeit mit einer ſorgfältigen Wahl, und mit einer liebenswürdigen Leichtigkeit nach. Sie wählten das Beſte, und zeigten es auf die vollkommenſte

Art. Das Mittel, wodurch ſie nachahmten, nämlich die Sprache, erhuben ſie ebenfalls zu aller der Vollkommenheit, zu dem Nachdrucke, zu dem Wohlklange, zu der Abwechſelung der Sylben, zu der abgemeſſnen Rückkehr, deren ſie nur fähig war. Auf dieſe Weiſe ſind ihre vortrefflichen Werke entſtanden.

Aber eben dieſer Weg, den ſie gegangen ſind, ſteht ja auch den neuern Dichtern offen. Warum bringen es dieſe nicht zu eben der Vollkommenheit? Und ſollten ſie es nicht noch gar höher bringen können, da ſie eine Hülfe mehr, da ſie die glücklichen Originale der Alten haben, welche dieſe erſt entwerfen mußten? da ſie die beſten Regeln haben, welche von Zeit zu Zeit aus den Meiſterſtücken der Alten geſammelt und in die Form der Kunſt ſind gebracht worden? Es iſt wahr, daß uns die Meiſterſtücke der Alten und die Regeln der Kunſt große Vortheile bringen; doch, wer weis, ob ſie nicht auf gewiſſe Weiſe ſelbſt Urſache ſind, daß wir den Alten in unſern Gedichten ſo weit nachſtehen; daß wir gezwungner und mühſamer ſind, als ſie? Jene, die Alten, welche die Werke der Kunſt erſt erfanden, giengen mit ihrem Genie auf der Bahn der Natur unbekümmert fort. Sie hatten kein anderes Muſter, als die Natur und das idealiſche Schöne, das ſich ihrem Verſtande darſtellte. Dieſes drückten ſie aus, und wußten von keinen Regeln, als von denen, welche der Geſchmack dem Künſtler vorſchreibt, und welche ihn insgeheim leiten, ohne ihn ihre Leitung fühlen zu laſſen. Wir, die wir die Werke der Alten mit Rechte verehren, da wir ſie ſo vortrefflich finden, ahmen vielleicht mehr die Copien der Natur, als die Natur ſelbſt nach. Vielleicht folgen wir nicht ſowohl dem idealiſchen Schönen in unſerm Verſtande, als dem ſchon vorhandenen in den Werken der Alten. Ihre Entwürfe, ihre Einrichtungen, ihre Ausführungen, ihre Künſte ſind in unſerm Verſtande durch das Leſen abgedruckt; nach dieſen richten wir uns im Denken, oft ohne, daß wir es wollen, und noch öfter, ohne daß wir es wiſſen. Da es aber leichter iſt, ſelbſt etwas zu thun, als eben das zu thun, was ein Andrer gethan hat: ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn die neuern Epiſchen Dichter unter dem Homer und Virgil, die Tragiſchen und Lyriſchen Poeten unter dem Euripides und Sophokles, unter dem Pindar und Horaz bleiben. Es darf uns nicht befremden, wenn wir oft ängſtlich und gezwungen werden, da unſern Verſtand die Laſt der Regeln drückt, nach welchen wir arbeiten, und da wir, um einer Regel zu folgen, uns entweder eine Schönheit entwiſchen laſſen, oder durch dieſe Bemühung die edle Hitze des Geiſtes dämpfen, und ihn in ſeiner lebenswürdigen Dreiſtigkeit und Kühnheit aufhalten; ja da wir oft ſelbſt durch eine unglückliche Anwendung der Regeln zu Fehlern verleitet werden. Die Regeln haben noch eine andre nachtheilige Wirkung auf unſern Geiſt. Indem man ſie anwendet, oder nach den Beyſpielen der Alten angewandt hat:

ſo glaubt man, daß man ſeinen Werken die Seele gegeben habe; und man hat ihnen doch gemeiniglich nur die äußerliche Bildung verliehen, nicht aber den Geiſt, der die Schriften der Alten belebte und zum Entzücken geſchickt machte; man hat alle Regeln der Alten in Acht genommen, nur die erſte nicht, ſelbſt Genie zu haben.

Noch mehr, es giebt, wie in jeder Gattung der Kunſt, alſo beſonders in den verſchiedenen Gattungen der Poeſie und Beredſamkeit, eine gewiſſe Stufe, über die man nicht hinausgehen darf. Die Alten haben, nach dem Geſtändniſſe der Welt, dieſe Stufe erreicht. Einige von den glücklichen Köpfen der neuern Zeiten ſahen dieſes, und verloren mit dem Muthe, die Alten zu übertreffen, die Geſchicklichkeit, ihnen wenigſtens gleich zu kommen. Andre ließen ſich von der Höhe, welche die Alten erreicht, nicht abſchrecken; ſie giengen darüber hinaus, und verirrten ſich in das Unnatürliche, in ein Labyrinth, aus dem ſie ſich nicht wieder heraus finden konnten. Sind endlich einige ſeltne Geiſter der Neuern den Alten nahe gekommen, oder haben ſie dieſelben in verſchiednen Arten der Dichtkunſt und Beredſamkeit gar erreicht, bisweilen ſelbſt übertroffen: ſo ſind doch jene in dem Beſitze der Erfindung. Die Neuern müſſen ſich ſtets als Nachahmer anſehen laſſen, welche ohne die Originale der Alten nicht ſo glücklich fortgekommen ſeyn würden; und wie können ſie das Gegentheil beweiſen? Selbſt dieſes, daß die Alten die Erſten geweſen ſind, ſcheint keine geringe

Urſache ihres Vorzugs zu ſeyn. Sie haben in Anſehung des Neuen, das ſo viel Anziehendes an ſich hat, die beſten Blumen abgepflückt, und uns nur die Nachleſe übrig gelaſſen. Noch Andre, denen es nicht an Kräften fehlte, aber deren Ehrgeiz es ſich für nachtheilig hielt, den Fußtapfen zu folgen, welche die Alten betreten, ſuchten einen andern Weg, um groß zu werden, um den Namen der Erfinder, der Schöpfer, zu verdienen. Sie verließen den Weg der Alten, das heißt, den Weg der Natur; ſie geriethen mit ihrem Witze auf Ausſchweifungen, und brachten Mißgeburten hervor, bloß weil ſie ſich ſchämten, den Alten nachzuahmen. Andre wollten die Alten übertreffen; ſie ſahen, daß es im Ganzen nicht möglich war, ſie wollten es alſo in Theilen und Stücken thun. Eine gewiſſe edle Einfalt der Alten in ihren Gedanken und Ausdrücken, eine gewiſſe liebenswürdige Nachläſſigkeit in ihren Werken, ein gewiſſer männlicher Schritt, mit dem ſie unbeſorgt ihrem Ziele zueilen; alles dieſes ſchien ihnen eine Verbeſſerung zu leiden. Sie arbeiteten, ſie dichteten, und dachten nicht ſowohl an ihren Gegenſtand, als an ſich ſelbſt. Sie wollten bewundert werden, ſie wollten nicht ihrer Materie gemäß denken; alſo dachten ſie ſtets mit angeſtrengtem Geiſte immerfort witzig, immerfort ſcharfſinnig, und brachten die anmuthigen und ſüßen Fehler auf, von denen Quintilian redet. Um eine gefällige Nachläſſigkeit zu vermeiden, wurden ſie lieber gezwungen ſchön. Anſtatt mit einem freyen und gleichen Schritte ſich dem Ziele zu nahen, wagten ſie künſtliche Sprünge und verloren das Ziel aus dem Geſichte. Um bewundert zu werden, ſchmückten ſie alles aus, und machten, gleich eiteln Malern, das Werk durch den Schmuck unkenntlich, und durch witzige Zierrathen räthſelhaft. So ſind die vortrefflichen Werke der Alten gelegentliche Urſachen geweſen, daß ihnen die Neuern nicht gleich kommen können.

Vielleicht iſt in der Art, wie die Alten die Künſte der Poeſie und Beredſamkeit getrieben und darinnen gearbeitet haben, auch eine Urſache enthalten, warum ihnen die Neuern nachſtehen müſſen. Wie verfertigten ſie ihre Meiſterſtücke? Vielleicht bloß in ihren Nebenſtunden, wenn ſie den Geiſt durch andre Arbeiten erſchöpft hatten? Arbeiteten ſie bloß, weil es ihr Amt mit ſich brachte, oder nicht vielmehr, weil ſie in der Arbeit ihr Vergnügen ſuchten? Arbeiteten ſie bloß, weil es ihre eigne Ehre, ihr äußerlicher Charakter erforderte, oder vielmehr, weil ſie ſich eine Ehre daraus machten, ihre Sprache, ihrem Vaterlande, dem guten Geſchmacke ein Anſehen zu erwerben? Hatten ſie nur die Abſicht, der Menge zu gefallen, oder den Kennern? nur ihren Zeiten, oder auch den künftigen? Es iſt ein unendlicher Unterſchied unter dem Fortgange der Arbeiten, die wir freywillig, und die wir aus Pflicht, die wir aus einem innerlichen Zuge, und die wir nur unſers Standes wegen, die wir aus einem freyen und von der Schönheit der Sache gerührten Geiſte, und die wir mit einem matten Geiſte, der von der Nothwendigkeit gepeiniget wird, ſeinem Amte genug zu thun, unternehmen. Es iſt ein unendlicher Unterſchied zu arbeiten, weil man ſich geſchickt dazu fühlt, und zu arbeiten, weil es die Eitelkeit, die Mode verlangt; zu arbeiten, wenn man will, und ſo lange man will, und zu arbeiten, weil man ſeinen Unterhalt dadurch erwerben, oder andre niedrige Abſichten erreichen will; und bloß darum in der Arbeit nicht nachzulaſſen, weil man dieſe noch nicht erreicht hat. Ein Geiſt ſey von Natur noch ſo groß, wenn er bey ſeinen Unternehmungen durch Sorgen, durch Mangel, durch die Furcht eines unbilligen Spottes, durch die Laſt verſchiedner Arbeiten gefeſſelt wird, ſo wird er ſich nie genug erheben; und indem er ſich erhebt, wird er unter der ſchweren Bürde wieder ſinken. Er wird einem Feldherrn gleichen, der Muth, Geſchicklichkeit und Volk zu einem Treffen, aber nicht die Erlaubniß hat, ein Treffen zu wagen.

Man weis, wie langſam die Alten arbeiteten, wie ſorgfältig ſie ihre Werke ausbeſſerten, wie willig ſie der Critik Gehör gaben. Wer den Tadel der Klugen ſcheut, wer ſein Werk des Geſchmacks, das er mit Muße gearbeitet, nicht zu verſchiednen Zeiten wieder vornimmt, ihm nicht die Fehler, die er in der erſten Hitze der Arbeit nicht bemerkte, entzieht, und die noch mangelnden Schönheiten giebt, der wird, wenigſtens in großen Werken, keine Meiſterſtücke hervorbringen.

Die Alten liebten ihre Mutterſprache und ſchrieben darinne, nachdem ſie ſich von Jugend auf darinne geübt hatten. Die Römer laſen die Griechen; aber nicht bloß, um griechiſch zu ſchreiben, ſondern um ihren Geiſt durch den Geiſt der Griechen zu beleben, und ihre Sprache durch die Sprache der Griechen zu bereichern. Viele von den Neuern haben in ihren erſten Jahren alle Sprachen, nur nicht ihre Mutterſprache gefaßt. Wollen ſie bey reifern Jahren ſchreiben: ſo hindert ihren Geiſt die Menge der Sprachen, in deren keiner ſie ſich leicht, natürlich, reich, ſtark und mannichfaltig genug auszudrücken wiſſen. Und wenn die Gelehrten eines Landes mehr in fremden Sprachen, als in der angebohrnen ſchreiben: ſo muß nothwendig die Mutterſprache an Worten, an Ausdrücken und mannichfaltigen Wendungen, welche eben die gute Art zu denken erſt in die Sprache bringt, unausgebildet und vollkommen bleiben. Geſetzt, es ſtünden in einem ſolchen Lande einige große Geiſter auf: was werden ſie anfangen, wenn ſie zu ihren Bildern keine Farben, zu ihren Gedanken keine Worte haben? Sollen ſie mit einem male neue Worte, neue Wendungen und Fügungen ſchaffen, und kühn ſeyn, um unverſtändlich zu werden? Will man noch hinzuſetzen, was die größten Kenner zu behaupten pflegen, daß die Sprache der Griechen und Römer ihrer natürlichen Eigenſchaft wegen die Sprachen der heutigen Völker bald am Reichthume, bald an Kürze, bald an Harmonie und an einer wohlklingenden Abwechſelung der Sylben übertrifft: ſo könnte die heutige Poeſie und Beredſamkeit vielleicht auch deswegen nicht ſo ſchön ſeyn, als die alte, weil das Mittel, deſſen ſie ſich bedienet, nämlich die Sprache, gewiſſer Schönheiten nicht fähig und ein ſprödes Wachs iſt, das oft ausſpringt, wenn man die Bilder des Geiſtes hineindrücken will; das die mannichfaltigen Züge und Wendungen der Gedanken nicht genau, nicht fein, nicht zart genug annimmt. Daß wir den oratoriſchen und poetiſchen Wohlklang der Griechen und Römer, die freye und kräftige Verſetzung der Worte, in unſern Sprachen nicht haben; daß wir viele von ihren Arten, eine Sache kurz und lebhaft auszudrücken, in unſern Sprachen vermiſſen, ſcheint ſehr gewiß zu ſeyn. Und wenn wir dieſen Mangel nicht durch andre Schönheiten erſetzen können: ſo wird er vielleicht nicht eine von den geringſten Urſachen ſeyn, warum die neuere Poeſie und Beredſamkeit der alten weicht.

Die Sitten einer Nation haben einen großen Einfluß in den Geſchmack, in die Art zu denken und zu ſchreiben. Nachdem die Sitten frey und gezwungen, gemäßigt oder ausſchweifend, natürlich oder übertrieben ſind; nachdem wird auch unſer Geſchmack umgebildet. Er nimmt die Figur der Sitten an. Wer in den Vergnügungen, in der Pracht, in der Höflichkeit kein Maaß, keine Ordnung zu halten weis, der wird in ſeiner Art zu denken und zu ſchreiben ebenfalls unordentlich, ausſchweifend und romanhaft werden. Sind nun vielleicht die Werke der

Alten auch deswegen beſſer, weil ihre Sitten natürlicher, freyer, edler geweſen ſind? Dieſe Frage iſt ſchwer zu beantworten. Jede Zeit hat ihre Verderbniſſe gehabt; das iſt wahr: aber jede Zeit iſt doch nicht ſo weichlich geweſen, als die andre; und nichts iſt geſchickter, den Geiſt zu erſticken, als auf der einen Seite Weichlichkeit, und auf der andern, Wildheit der Sitten, oder eine ſklaviſche Staatsverfaſſung.

In einigen von dieſen Urſachen, oder in allen zuſammen genommen, muß die Schuld in der neuern Zeiten zu ſuchen ſeyn, daß ſie in den ſchönen Wiſſenſchaften keine Scribenten, die den Alten ganz gleich kämen, haben hervorbringen können.

Vielleicht laſſen ſich davon noch mehrere angeben; vielleicht glaubt man, daß die Poeſie und Beredſamkeit in den neuern Zeiten nicht genug große Gegenſtände, noch erhabne Verehrer gefunden, oder daß ſie durch keine ſolchen Preiſe und Belohnungen aufgemuntert worden, als in den Republiken der Alten. Ich weis nicht, ob dieſe Urſachen wichtig ſind. In ſo weit die Poeſie von der Erdichtung lebt, und aus der Natur ſchöpft, kann es ihr nie am Stoffe mangeln. Einige Quellen, die Quellen der Hauptcharaktere können erſchöpft werden; aber ſie ſind bis auf unſre Zeit nicht erſchöpft worden. In ſo weit die Poeſie Verdienſte und Thaten, Helden und Patrioten beſingt; in ſo weit wird ihr jedes Jahrhundert Tugenden und Thaten geben, um Virgile und Horaze zu erwecken. Und wenn die Alten ihre Götter edel beſungen haben; ſollten die

Neuern den Gott, den uns die Religion verherrlichter zeigt, den David göttlich beſungen hat, nicht unendlich erhabner beſingen können, wenn es bey unſerer Frage bloß auf die Größe des Gegenſtandes ankäme? Eben dieſes läßt ſich auch von der Beredſamkeit ſagen. Sollten die hohen Wahrheiten der Religion, welche die wahre Ruhe und das Glück des Geiſtes in mehr als Einer Welt betreffen, weniger geſchickt ſeyn, große Redner zu bilden, als die Vorfälle vor den Gerichten der Alten? Giebt die Materie der Religion einem Boſſuet, Tillotſon, Saurin, Moſheim, Jeruſalem, weniger Gelegenheit beredt und groß zu ſeyn, als die Angelegenheiten des Staats einem Demoſthenes, einem Cicero gaben? Sollten nicht vielmehr eben dieſe Gegenſtände die neuern Redner über die Alten erheben? Iſt nicht das Größte, das Prächtigſte der Beredſamkeit, ſelbſt in den Werken der Schrift, in den Pſalmen und in der Schreibart der Propheten enthalten? Sollten wir, wenn die Frage von den Lobreden iſt, keine Ueberwinder, keine Regenten, keine Trajane, keine Friedrich Chriſtiane haben, die einen Cicero, einen Plinius beleben könnten? Blüht nicht in verſchiednen Ländern, in Frankreich, in England, in der Schweiz, in Dännemark, die gerichtliche Beredſamkeit noch, wenn ſie auch daſelbſt eingeſchränkter iſt, als ſie in den Griechiſchen und Römiſchen Republiken war? Doch wenn wir auf die geiſtliche Beredſamkeit allein ſehen wollen: ſo wird ſie auch in Anſehung des Großen, des Erhabenen, des Rührenden, den Vorzug vor der weltlichen davon tragen können.

So demüthigend vielleicht dieſe Gedanken für die neuern Zeiten ſind: ſo dürfen ſie uns doch gar nicht den Muth und Eifer benehmen, in der Dichtkunſt und Beredſamkeit, gleich dem Alterthume, groß zu werden. Nein, ſie ſollen uns lehren, daß die Hinderniſſe, die uns von dem Gipfel der Alten entfernen, ſo groß ſie auch ſind, doch nicht unüberwindlich ſind. Sie ſollen uns mit der Hochachtung gegen die Alten zugleich den ſtolzen Wunſch, die edle Eiferſucht, es ihnen nachzuthun, einflößen. Sie ſollen uns auf die Bahn zurücke weiſen, auf welcher es jenen glückte, in den Tempel der Unvergeßlichkeit einzugehen. Die Alten ſind allerdings unſre Lehrmeiſter in den ſchönen Wiſſenſchaften. Wir wollen alſo dankbar ſeyn, und von ihnen lernen; wir wollen uns ihre Sprache ſorgfältig bekannt machen; uns in ihre Zeiten, in ihre Sitten verſetzen; ihre Abſicht bey ihren Werken erforſchen, und ſie darnach prüfen; ihre Schönheiten bemerken, fühlen, bewundern, auswendig behalten, nachahmen. Wir wollen uns durch ihren Geiſt erhitzen und beleben, und durch ihren Geſchmack den unſrigen verbeſſern. Aber können wir nicht zu dankbar, nicht auf eine ungereimte Art dankbar ſeyn? Ja, wenn wir ſie zu knechtiſch nachahmen. Wir können ungerecht gegen die Natur, gegen uns ſelbſt werden, wenn wir unſern eignen Geiſt verdrängen, um den ihrigen mit ungeſchickter Hand an ſeine Stelle zu ſetzen.

Sie bildeten die Natur mit einer liebenswürdigen Leichtigkeit und ſorgfältigen Genauigkeit nach; hierinnen müſſen wir ihnen folgen. Allein die Natur iſt unerſchöpflich an Reichthümern, unendlich an Gegenſtänden, und dieſe drücken ſich auf tauſendfache Art in unſern Geiſtern ab. Wir müſſen es alſo nicht genug ſeyn laſſen, nur die Alten nachzuahmen. Die Natur war ihre Lehrmeiſterinn; und ſo ſoll ſie auch die unſrige ſeyn! Wir müſſen es nicht bloß den Alten gleich thun wollen, und ihnen nur Schritt vor Schritt folgen, wir werden ſonſt eben deswegen unter ihnen bleiben. Wir haben mehr zu wagen. Sie zu übertreffen, ſey unſer Ziel, wenn wir es auch nie erreichen; auf dieſe Art werden wir ihnen wenigſtens gleichen. Was that Virgil; ſuchte er nicht den Homer, den Theocritus zu übertreffen, wo er zu übertreffen war? Was thaten die Plautus, die Terenze, wenn ſie den Ariſtophanes, den Menander vor Augen hatten? Was that Sophokles, mit dem Aeſchylus verglichen? Was thaten Sophokles und Euripides, die zugleich lebten? Wollten ſie alle auf Eine Art, auf eben dieſelbe Art ſchön ſeyn? Wollte Cicero nichts ſeyn, als was Demoſthenes war? Wir werden den glücklichſten Weg wählen, wenn wir die Schönheiten der großen Männer in Einer Gattung vereinigen, wenigſtens in Gedanken vereinigen, um ein vollkommnes Bild des Schönen zu haben, das uns entzücke, und uns die Kühnheit gebe, unſre eignen Kräfte zu verſuchen. So wählte Zeuxis, als er den Crotoniaten eine Helena malen wollte, die größten Schönheiten zu ſeinem Muſter, und entwarf aus einzelnen Hauptzügen der Schönheit durch ſeinen Geiſt ein vollkommnes Werk der Natur und Kunſt.

Es giebt in dem Reiche der ſchönen Wiſſenſchaften, wie auf der Erdkugel, unangebaute, auch ganz unentdeckte Gegenden; und kein großes Genie darf verzagen, daß es nichts neues werde unternehmen können. Wo war das chriſtliche Heldengedichte vor den Miltonen; das Gloveriſche vor dem Glover; das Comiſche vor dem Boileau und Pope? Iſt la Fontaine nicht anmuthiger, als Phädrus? Iſt Moliere nicht lachender als Terenz, und feiner als Plautus? Wo war ehedem die Art der Gedichte, die Fontenelle uns unter dem Namen der Schäfergedichte gegeben hat? Wo waren die Melaniden, die Gouvernanten, die Orakel, ehe de la Chauſſee und Saint-Foix ſie werden hießen? Wo waren die Clariſſen und Grandiſone, ehe Richardſon ſchrieb? Aber vielleicht verwundert man ſich, daß ich nur Ausländer nenne. Haben die Deutſchen keine einheimiſchen Beyſpiele, die uns Muth machen könnten? Haben ſie keinen Witz, keine Beredſamkeit, keine Werke des Geſchmacks? In verſchiednen Gattungen der Beredſamkeit, in verſchiednen Arten der Poeſie ſind auch wir in dieſem Jahrhunderte glücklich geweſen. Deutſchland hat ſeine Mosheime, ſeine Hagedorne, ſeine Schlegel gehabt; und wer kennt nicht die noch lebenden Scribenten, welche die Ehre unſrer Zeiten ſind? Es ſcheint, das günſtige

Jahrhundert des guten Geſchmacks ſey für die Deutſchen erſchienen, und habe inſonderheit das ſchädliche Vorurtheil vertrieben, das ſie ehedem zurückgehalten; das Vorurtheil, als ob die ſchönen Wiſſenſchaften ſich mit den Geſchäfften des Staats, mit den Arbeiten groſſer Aemter nicht vertrügen, und als ob man müſſig ſeyn müſſe, um witzig zu ſeyn. Der Geiſt, der in der Beredſamkeit und Poeſie ſpricht, ſpricht auch in Geſchäfften und öffentlichen Bedienungen. England und Frankreich haben an ihren Höfen in ihren gröſten Staatsmännern oft die geiſtreichſten Scribenten bewundert. Doch die Welt braucht nur wenig gute Schriftſteller; aber der Geſchmack bedarf Kenner und Beſchützer. Dann wird er in Deutſchland ſiegen, wenn ihn die Groſſen in die Cabinetter der Fürſten, und die Gelehrten in die Geſellſchaften des bürgerlichen Lebens einführen. Dann wird der Aberglaube in den ſchönen Wiſſenſchaften verſchwinden; und die Ketzerey in dem Geſchmacke. Man wird das Grobe und Plumpe nicht mehr für das Natürliche, das Leere nicht mehr für das Leichte, das Gezwungene nicht mehr für das Feine; man wird giftige Spöttereyen, freygeiſteriſche Einfälle, ungeſittete Gemälde nicht mehr für Witz, für Salz, für Munterkeit, ſondern für das, was ſie ſind, für Verwegenheit, Tollkühnheit und Unverſchämtheit halten. So werden ſelbſt Weisheit und Tugend mit dem Geſchmacke wachſen; und je mehr wir dieſe durch den Dienſt der ſchönen Wiſſenſchaften zu befördern ſuchen, deſto reiner und rühmlicher wird der Geſchmack werden. Und je mehr Männer, mit Talenten, Wiſſenſchaften und Geſchmacke begabt, ihre Kräfte und ihren Fleiß der Verwaltung öffentlicher Geſchäffte widmen werden; und je mehr die Fürſten ſelbſt, durch Geſchmack und Wiſſenſchaften zur Liebe des Geſchmacks und der Wiſſenſchaften gebildet, Männer, die eben ſo groß durch Talente und Wiſſenſchaft, als durch Rechtſchaffenheit und Tugend ſind, aufſuchen, vorziehen und zur Verwaltung öffentlicher Geſchäffte erheben werden: deſto mehr werden nicht nur die Geſchäffte und der Staat ſelbſt dabey gewinnen, ſondern deſto mehr wird auch die Liebe und der Geſchmack für die Wiſſenſchaften bey jeder Nation erweckt und verbreitet werden.

Wieviel alſo, **Durchlauchtigſter Churfürſt**, wieviel hat nicht die glückliche Nation Ihrer Sachſen für die Wiſſenſchaften von der Liebe, deren Sie dieſelben würdigen, von dem Schutze und der Vorſorge, die Sie ihnen gnädigſt angedeihen laſſen, von dem Eifer, mit dem Sie ſich die Kenntniß derſelben auf eine Fürſten ſo rühmliche Art erwerben, itzt und künftig zu hoffen! Welche glückliche Ausſichten! Welche allgemeine Erwartungen! O daß Gott ſie erfüllen wolle! O daß er den Geiſt Dero glorwürdigen Herrn Vaters ganz und immerdar auf Ihnen ruhen laſſe! Dann ſind ſie erfüllt, dieſe Erwartungen; dann ſind die heilſamen Vorſchläge, mit denen ſich die heutigen Vorleſungen angefangen, durch Sie ausgeführt. Ja, **Gnädigſter Chur-**

fürſt, das Beyſpiel Dero glorwürdigſten Herrn Vaters, des Kenners und Beſchützers der Künſte und Wiſſenſchaften; das Beyſpiel Dero Durchlauchtigſten Frau Mutter, der Kennerinn und Beſchützerinn der Künſte, der Wiſſenſchaften und des Geſchmacks, der glücklichen Verfaſſerinn geiſtreicher Werke; das Beyſpiel des preiswürdigſten Adminiſtrators, des Kenners und Beſchützers der Wiſſenſchaften, müſſe Dero Eifer für die Aufnahme der Künſte und Litteratur in Dero Landen immerdar beleben. Ihnen müſſe die Ehre vorbehalten ſeyn, daß man das glückliche Jahrhundert der Litteratur, ſo wie man es in Rom vom Auguſtus, und in Frankreich von Ludwig XIV benannt, in Sachſen von **Friedrich Auguſt**, dem Sohne **Friedrich Chriſtians**, benenne; und nie müſſe es Dero Staaten an großen und rechtſchaffnen Männern zur Verwaltung der Geſchäffte, zum Flore der Schulen und Akademien, und zur würdigen Erhebung Dero fürſtlichen Verdienſte, Dero Weisheit und Tugend mangeln. Wie groß, ſagt Sirach, wie groß iſt der, ſo weiſe iſt; aber wer Gott fürchtet, über den iſt Niemand! Dieſe doppelte Hoheit, **Durchlauchtigſter Churfürſt und Herr**, dieſe Hoheit der Weisheit und Gottesfurcht, ſey, wie ſie es ſchon itzt iſt, immerdar Dero Verdienſt, Dero Größe, und in einer langen ruhigen Regierung, der Segen Dero Lande?

Und Sie, lehrbegierige Jünglinge dieſer Akademie, wie könnten Sie das Glück, in ſolchen Zeiten gebohren zu ſeyn, und unter einem ſolchen Fürſten ſich den Wiſſenſchaften zu widmen, rühmlicher anwenden; wie könnten Sie Ihren Dank für das Glück des heutigen Tages würdiger zeigen, als wenn Sie von heute an, ſelbſt durch das Beyſpiel Ihres jungen Fürſten ermuntert, mit neuem und verdoppelten Eifer ſich beſtreben, wirklich einmal große, Ihrem Fürſten und dem Vaterlande nützliche Männer zu werden?

Und wir, Väter und Lehrer dieſer Akademie, wie können wir dankbarer für die Ehre ſeyn, die unſer Fürſt den Wiſſenſchaften erzeigt, dankbarer für die gnädige Gegenwart und Aufmerkſamkeit, deren er unſre Bemühungen in dieſen Tagen abermals gewürdiget hat, als wenn wir unſern Eifer verdoppeln, dem Fürſten und dem Vaterlande ſolche nützliche rechtſchaffne Männer zu bilden? **Gott wolle unſre Arbeiten beglücken, und unſern hoffnungsvollen Fürſten mit Kraft aus der Höhe mächtiglich ausrüſten, und bey langem Leben, bey langem Leben, väterlich erhalten!**

C. F. Gellerts
ſämmtliche
Schriften.

Sechster Theil.

Neue verbeſſerte Auflage.

Mit Römiſch-Kaiſerl. Königl. Preußiſchen und Churfürſtl.
Sächſ. allergnädigſten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich,
und Caſpar Fritſch, 1775.

Vorrede.

Wir liefern hier dem Publico ein Werk des ſeligen Gellerts, dem es ſchon lange mit vieler Erwartung entgegen geſehen hat. Wir ſind zum Voraus verſichert, daß es die Erwartung des Publici erfüllen werde, und wünſchen nichts mehr, als daß es im Drucke eben den großen Nutzen ſchaffen möge, den es bekanntermaßen beym mündlichen Vortrage geſchaffet hat.

Der Wunſch und die Hoffnung des Nutzens iſt ohne Zweifel die Urſache geweſen, ſo wohl warum der Verfaſſer dieſes Werk ausgearbeitet, als auch warum er noch auf ſeinem Sterbebette durch ſeinen letzten Willen, durch welchen er uns zu ſeinen Herausgebern beſtimmet, die Bekanntmachung deſſelben ausdrücklich verordnet hat, da er in Anſehung ſeiner übrigen Papiere die Entſcheidung unſern Einſichten, und unſerm gemeinſchaftlichen Gutfinden überlaſſen. Auch in einem ſchriftlichen Aufſatze, worinnen er bereits vor geraumer Zeit einen von uns ſich zum Herausgeber erſehen, und diejenigen Schriften angezeiget, deren Ausgabe er geſtatten wolle, wofern ſie des Druckes würdig geachtet würden, ſteht ſeine Moral oben an; nur daß er daſelbſt hinzugeſetzet, daß man, wenn etwan das Ganze dazu nicht tüchtig genug befunden würde, einzelne Vorleſungen, die man für die beſten halte, daraus wählen und herausgeben könne.

Vielleicht fragt man, warum er bey ſolchen Geſinnungen ſeine Moral nicht ſelbſt ans Licht geſtellet. In der That geſchahen deswegen öftere, und nicht ſelten ſehr dringende Anfoderungen an ihn. Noch bey der letzten Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften riethen ihm verſchiedne von ſeinen Freunden dazu. Dennoch trug er aus einigen nicht unerheblichen Gründen noch immer Bedenken, dieſem Rathe Gehör zu geben. Der ungemeine Beyfall, den dieß Werk gefunden, und darinnen es ſich ſo viele Jahre erhalten, konnte ſeine Zweifel nicht ganz überwinden, ob es auch Werth genug habe, der Nachwelt überliefert zu werden; denn er war überzeugt, daß die bloße Nutzbarkeit für ſich allein noch kein hinlängliches Recht dazu gebe, und wußte wohl, daß man gemeiniglich und zwar mit Grunde im Leſen mehr fodere, und ſtrenger urtheile, als im Hören. Der kränkliche Zuſtand, mit dem er faſt ſein ganzes Leben hindurch zu ringen gehabt, war in ſeinen letzten Jahren ſo hoch geſtiegen, daß er ſeine Kräfte für allzu geſchwächt hielt, als daß er ſein Werk durch eine ſorgfältigere Ausarbeitung zu derjenigen Reife zu bringen hoffen dürfte, um die ſich billig jeder Schriftſteller aus Achtſamkeit für das Publicum bewerben ſollte. Ueberdieß traute er unter ſolchen Umſtänden eine neue Ausarbeitung eines brauchbaren moraliſchen Collegiums ſich noch weniger zu. Gleichwohl durfte er bey den Beweiſen, die er davon hatte, nicht zweifeln, durch ſeine moraliſchen Vorleſungen der Akademie, auf der er lebte, Nutzen zu ſchaffen. Der Nutzen war ſichtbar; und um deſto größer, da ſein bekannter ungefärbter Eifer für Gottesfurcht und Tugend ſeinem mündlichen Vortrage keinen geringen Nachdruck gab. Dieſes gewiſſern Vortheils wollte er ſich nicht gern gegen den ungewiſſern Nutzen begeben, der etwan von dem Drucke ſeiner Moral zu erwarten ſtünde. Dieſe und einige andre Urſachen waren es, die er, wie ſich aus ſeinen Briefen leicht belegen ließe, den wiederholten Vorſchlägen ſeiner Freunde entgegenſetzte.

Indeſſen gewann er doch aus den günſtigen Urtheilen ſeiner Freunde mehr Zuverſicht zu dieſem Werke als aus dem lärmreichen Lobe des großen Haufens, das ſo oft übertrieben zu ſeyn pflegt; und ſie fiengen auch an, ſeine allzufurchtſamen Zweifel zu überwiegen. Denn zu ſeiner Ehre müſſen wir ſagen, daß er, ſeitdem er eingeſehen gelernet, was für ſchwere Pflichten dem Autor obliegen, nämlich gleich bey dem erſten Buche ſeiner Fabeln, darinnen ſich ſein Genie zuerſt in ſeiner völligen Stärke zeigte, gegen die Kritik allezeit ſehr folgſam geweſen, und auf die Einſichten aufrichtiger und kritiſcher Freunde immer mehr gebauet, als ſelbſt auf die ſeinigen. Dieß iſt für den Schriftſteller der ſicherſte Weg; denn von ſeinen eignen Arbeiten urtheilet er leicht, bald wenn er eben ſeines darauf verwandten Fleißes, oder des Enthuſiasmus, in welchem er ſchrieb, ſich lebhaft bewußt iſt, allzu kühn, bald wenn er mit dem Ideale, das er ſich entworfen hatte, und doch nicht ganz zu erreichen vermochte, ſeine Arbeit vergleicht, allzuſchüchtern.

Den ſeligen Gellert bewogen daher die Ermunterungen ſeiner Freunde ohngefähr ein halbes Jahr vor ſeinem Abſterben zu dem ernſten Entſchluſſe, ſeine Moral, ſo viel in ſeinem Vermögen wäre, durch eine ſorgfältigere

Durchſicht in den Stand zu ſetzen, daß ſie wenigſtens nach ſeinem Tode ohne Hinderung dem Drucke überlaſſen werden könnte. Da er, nach ſeinem freundſchaftlichen Zutrauen zu uns, bey der Ausgabe ſeiner Werke uns ſchon mehrmals wegen der Verbeſſerungen, die etwan dienlich ſeyn möchten, zu Rathe gezogen; ſo war er ſolches auch dießmal zu thun geſonnen. Er hatte in dieſer Abſicht den Anfang gemacht, eine neue Abſchrift ſeines Manuſcripts verfertigen zu laſſen, und dem einen von uns bereits die fünf erſten Vorleſungen zugeſchickt, um ſeine Kritiken darüber zu vernehmen. Sein Tod hat, wie das Publicum mit uns bedauren wird, eine gänzliche Ausführung ſeines Vorſatzes verhindert; und er hat deswegen uns das Geſchäffte aufgetragen, die Ausgabe des Werkes zu beſorgen. Ein Auftrag, der uns vor der Welt nicht anders, als zur Ehre gereichen kann; aber durch die vertrauliche Freundſchaft, welche ein Gellert dadurch noch auf ſeinem Sterbebette gegen uns blicken laſſen, uns noch werther iſt. Wir haben alſo wohl kaum nöthig, das Publicum zu verſichern, daß wir uns aufs eifrigſte befliſſen haben, dem zu uns gefaßten Zutrauen Gnüge zu thun. Wir ſind die davon vorhandnen Handſchriften genau durchgegangen. Wir haben ſie ſorgfältig mit einander verglichen, um überall diejenigen Leſarten zu wählen, die uns die beſten zu ſeyn dünkten. Die überflüſſigen Stellen, die vom Verfaſſer ſelbſt bemerket waren, haben wir weggeſtrichen, einige Anmerkungen, wo ſie zur allgemeinen Brauchbarkeit dienlich ſchienen, beygefüget, und überhaupt die Vorſchriften, die unſer verſtorbner Freund uns wegen dieſes Werkes in ſeinen Briefen gegeben hatte, aufs gewiſſenhafteſte befolget.

Was man von dieſem Werke ſich verſprechen dürfe, und aus was für einem Geſichtspunkte man es zu betrachten habe, das können wir mit des Verfaſſers eignen Worten ſagen: denn unter ſeinen Papieren hat ſich ein Aufſatz befunden, der zum Vorberichte vor ſeiner Moral beſtimmet war. Hier iſt er:

„Man hat ſeit vielen Jahren in mich
„gedrungen, daß ich die moraliſchen Ver-
„leſungen, die ich vor meinen Zuhörern ge-
„halten, in den Druck geben möchte, und
„ich habe mich geweigert, es zu thun, weil
„ich ſicher wußte, daß man von meinen
„Vorleſungen mehr erwartete, als ſie lei-
„ſten würden, und weil ein Unterricht,
„der der ſtudirenden Jugend nützlich ſeyn
„kann, darum noch kein Werk für das
„Publicum iſt. Da man aber nicht müde

„wird, dieſes Verlangen zu wiederholen; „da man ſelbſt dem Publico eine Schrift, „die meine moraliſchen Vorleſungen vorſtellen ſollte, übergeben hat; und da ich „nicht mehr im Stande bin, dieſe Vorleſungen ſelbſt zu halten, oder ſie zu verbeſſern; ſo überlaſſe ich ſie hiermit dem „Drucke, ſo wie ich ſie mündlich gehalten habe, mit allen ihren Mängeln. „Es iſt nie meine Abſicht geweſen, ein vollſtändiges Syſtem der Moral zu entwerfen; ein Werk, zu dem ich viel zu wenig „Tiefſinn beſitze; ſondern ich habe meinen „Zuhörern das Vornehmſte aus der Sittenlehre auf eine faßliche und praktiſche „Art in zwanzig bis dreyßig Stunden vorzutragen und bey dieſem Vortrage, wo „ich es meinen Abſichten gemäß fand, die „moraliſchen Schriften eines Mosheims, „Baumgartens, Cruſius und Jeruſalems, „eines Hutcheſons, Fordyce, und anderer ſcharfſinnigen und beredten Männer „zu nützen geſucht. Aus dieſem Geſichtspunkte wird man das gegenwärtige Werk „beurtheilen, und mir die Nachſicht, die „ich wenigſtens durch meine gute Abſicht „zu verdienen ſcheine, nicht verſagen. „Gott aber laſſe, was nützlich an dieſer „Schrift iſt, es gehöre mir oder Andern an, zur Ausbreitung der Weisheit

„und Tugend gereichen, und das Man„gelhafte derſelben unſchädlich ſeyn. Leip„zig ꝛc.“

Die Leſer werden daraus abnehmen, daß ſie hier keine in allen ihren Theilen vollſtändige Abhandlung der Moral nach ihrem ganzen Umfange, keine Umbildung der Moral in ein neues, bequemeres, beſſer verbundnes Lehrgebäude, keine neuen Entdeckungen in dieſer Wiſſenſchaft, keine Beantwortungen ſpitzfündiger Zweifel, keine glücklich ausgedachten Hypothesen, keine Auflöſungen problematiſcher Fragen, keine ſtrengern Demonſtrationen ſuchen dürfen. Nicht theoretiſcher ſondern praktiſcher Nutzen iſt es, was die Verfaſſung des Werkes zur Abſicht gehabt. Es ſoll die Sittenlehre nicht dem Verſtande von derjenigen Seite darſtellen, von der ſie ſeine Kräfte zu ſchärfen, und ſeine Wißbegierde zu befriedigen am fähigſten iſt; ſondern es ſoll ſie hauptſächlich dem Herzen aufs nachdrücklichſte empfehlen. Sein eigentliches Verdienſt beſteht alſo in der Wahl des Brauchbarern, in der ſteten Rückſicht, die der Verfaſſer dabey auf die chriſtliche Religion nimmt, und in der Einkleidung.

Die Einkleidung iſt, ſo viel wir wiſſen, neu. Wenigſtens iſt uns in Deutſchland unter den gedruckten moraliſchen Werken keines von dieſer Art bekannt. Wie verdient macht man ſich aber durch eine neue Einkleidung um die Sittenlehre! Andern Wiſſenſchaften wird ein allzu öfterer Wechſel in der Methode leicht zum Nachtheile gereichen; ihr hingegen könnte nichts vortheilhafter ſeyn. Unter den menſchlichen Wiſſenſchaften findet ſich wohl keine, welche mehr Leichtigkeit, allgemeine Faßlichkeit und Gewißheit hat, und doch öfter bearbeitet ſeyn will, als die Sittenlehre; keine, welche weniger Aenderungen im Weſentlichen geſtattet, und doch mehr Neuheit im Vortrage begehret, als eben ſie. Ihre Beſtimmung ſodert es, daß ſie ſehr oft wiederholet werde: und wie leicht erwecket gleichwohl die Wiederholung derſelben Lehren, wenn man nicht ihren Vortrag durch Lebhaftigkeit, und zuweilen auch durch Neuheit würzet, Ekel und Ueberdruß! Es iſt alſo, wie uns dünket, ein glücklicher Einfall des Verfaſſers, die Sittenlehre in moraliſchen Vorleſungen vorzutragen; in ſolchen ganz ausgearbeiteten Vorleſungen, wie ohngefähr Lowths Vorleſungen über die bibliſche Poeſie ſind, und wie ſie überhaupt auf den engländiſchen Univerſitäten nicht ungewöhnlich zu ſeyn pflegen. Es ſind Abhandlungen in einer halbredneriſchen Form, oder, wenn man lieber will, Reden, wie ſie beſchaffen ſeyn müſſen, wenn man, nicht Affecten zu erregen, ſondern bloß einen faßlichen und auf die Entſchließungen wirkenden Unterricht zu ertheilen, zum Endzwecke hat.

Damit daß wir dieſe Einkleidung für einen glücklichen Einfall erklären, wollen wir ſie gar nicht für die einzige oder doch beſte Methode anpreiſen, nach welcher die Moral allezeit bearbeitet werden ſollte. Methoden haben faſt immer bey ihren Vorzügen auch ihre Unbequemlichkeiten, und ihr Werth muß meiſtentheils aus den Abſichten und Umſtänden, um derentwillen man ſie gewählet hatte, beurtheilet werden. Keine Wiſſenſchaft kann der ſeyſtematiſchen Form ganz entbehren, wenn ſie nicht ihre Genauigkeit und Gründlichkeit, ihre Zuverläſſigkeit und Vollſtändigkeit in Gefahr ſetzen, oder eine ſtrengere Prüfung ſchwer machen will. Daraus folget indeſſen das nicht, daß ſie, um gründlich und zuverläſſig zu bleiben, jederzeit in der ſyſtematiſchen Forme vorgetragen werden müſſe.

Auch die gegenwärtige Methode unſers ſeligen Freundes, die Moral abzuhandeln, giebt dem Verfaſſer den großen Vortheil, gleichſam ſtets mit uns in Geſellſchaft und Unterredung zu bleiben. Wir ſehen ihn als vor unſern Augen da ſtehen, und zu uns reden. Dieß dienet, ſo wohl unſre Aufmerkſamkeit zu erhalten, als auch die Wahrheit eindringender zu machen. Er kann in einem herzlichen Tone zu uns ſprechen, und, indem er ſeine Anrede immer unmittelbar an uns richtet, verhütet er, was in der Moral vornehmlich zu verhüten iſt, und doch in ihr ſo leicht geſchieht; nämlich daß man darüber nicht mit allzukaltem Blute, als über eine fremde Sache, philoſophiret. Immer werden wir von neuem erinnert, daß dieß alles uns zunächſt angeht, und daß wir die Anwendung davon zuvörderſt auf uns zu machen haben.

Doch wir wollen über die Vorzüge eines Werkes, deſſen Ausgabe wir zu beſorgen gehabt, uns nicht weiter ausbreiten. In unſerm Munde möchte das Lob deſſelben zu partheyiſch klingen, und die Schriften eines Gellerts bedürfen auch unſerer Anpreiſung nicht. Wir haben bloß um derer willen, die hierinnen einiger Anleitung bedürfen möchten, angezeiget, wie man dieſe Moral zu betrachten und zu nützen habe. Dazu erachteten wir uns bey einem Werke verbunden, das ſich Leſer von allerhand Gattung verſprechen darf, und deſſen wirkliche Vorzüge, ſo bald ſie in einem falſchen Lichte betrachtet werden, leicht als Mängel erſcheinen könnten. Sich von ſeiner Güte zu überzeugen, das können wir ſicher der Empfindung eines jeden Leſers überlaſſen.

Noch dürfen wir nicht vergeſſen, daß unſer ſeliger Freund, als er ſich zur künftigen Bekanntmachung ſeiner Moral entſchloß, einige Beſorgniß darüber äußerte, daß er zuweilen ganze Stellen aus andern Scribenten, die ihm vorzüglich gefallen, mit eben denſelben Worten ſeinen Vorleſungen einverleibet hatte, nun aber ſelber dieſe Stellen nicht alle anzugeben wußte, wenigſtens ungewiß blieb, ob er ſie alle würde auffinden können. Bey ſeinen Vorleſungen galt es gleichviel, ob er die Tugend mit ſeinen eigenen oder mit fremden Worten empfähle, wenn es nur paſſende, wohlgefaßte und geiſtvolle Worte waren. Aber bey dem Drucke verändert ſich die Sache; denn hier gewinnt es das Anſehen, als ob man ſich des Eigenthums eines Andern bemächtigen wolle. Wir haben uns befliſſen, die der Moral eingewebten fremden Stellen, auch da, wo ſie nicht angezeigt waren, zu entdecken, und ſie entweder wegzuſtreichen, oder, wo ſie etwan wegen des Zuſammenhangs nicht gut gemißt werden konnten, den Verfaſſer, dem ſie zugehören, anzuführen. Dem ohngeachtet iſt es gar wohl möglich, daß noch dieſe oder jene fremde Stelle von uns nicht entdecket worden ſey. Wir erinnern das darum, daß ſich es niemand befremden laſſe, wenn er etwa noch, wie wir doch kaum vermuthen, auf dergleichen Stellen ſtoßen ſollte. Wer den Verſtand und das Herz unſers Gellerts kennet, und nur einige Billigkeit beſitzt, der wird ohnedieß den Argwohn nicht faſſen, daß er fremde Arbeit für die ſeinige ausgeben wollen.

Am Schluſſe wird man einen Anhang von Charakteren finden, und man wird die Meiſterhand, mit der ſie gezeichnet ſind, nicht verkennen. Der ſelige Gellert pflegte ſie ſeinen Vorleſungen hier und da einzuſchalten; aber in dem Verzeichniſſe von dem Innhalte ſeines Werkes hat er ihnen ihren Platz in einem Anhange angewieſen. Dieſe Stelle haben wir ihnen nach reifer Ueberlegung gelaſſen, da ſonſt ein Werk, dem es ohnedieß nicht an Charakteren fehlet, damit zu ſehr würde überhäuft worden ſeyn.

Ehe wir ſchließen, erwarten die Leſer ohne Zweifel unſre freymüthige Erklärung über diejenigen Schriften, die, als gellertiſche, nach dem Tode unſers Freundes ans Licht geſtellet ſind, aber, wie wir ſchon im zehnten Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, auf der 322 u. f. S., und in verſchiednen Zeitungen öffentlich bekannt gemacht haben, nicht aus ſeinen hinterlaßnen Papieren.

In der Neujahrsmeſſe dieſes Jahres erſchienen bereits bey Herrn Büſchel zu Leipzig auf einigen Bogen **Freundſchaftliche Briefe von C. F. Gellert,** und kurz darauf ein **Anhang zu den freundſchaftlichen Briefen von C. F. Gellert.** Geſetzt auch, daß viele, daß die meiſten, daß vielleicht alle von unſerm ſeligen Freunde geſchrieben wären, welches wir nicht entſcheiden wollen: ſo ſind es doch größtentheils alltägliche Briefe über alltägliche Dinge, auch in einer ſo nachläſſigen Schreibart, als einem vielbeſchäfftigten Manne, bey Briefen beſonders, unvermeidlich ſeyn wird, aufs Papier hingeworfen. Und wer verlangt die zu ſehen?

Wir wiſſen gar wohl, daß auch Privatſchreiben eines großen Mannes, wenn ſie ſchon nicht für das Publicum geſchrieben waren, dennoch für daſſelbe einigen Werth, ja ſo gar einen großen Werth haben können. Doch alsdann müſſen ſie entweder durch das Eigne der Schreibart ſich auszeichnen, oder durch die behandelten Materien wichtig werden, oder auch dadurch ſich empfehlen, daß ſeine wahre Denkungsart ſich darinnen auf eine unverholnere Art, als in ſeinen andern Schriften kund giebt, daß ſein Charakter ſich darinnen mit neuen unbekanntern Zügen ſchildert, wenigſtens daß die zweifelhaftern Züge darinnen kenntlicher und zuverläſſiger erſcheinen.

Und was findet ſich von dem allem in dieſen Briefen? Das Eigne von des ſeligen Gellerts Briefſtile kennen wir aus ſeiner herausgegebenen Sammlung beſſer, als uns flüchtig hingeworfne Briefe davon belehren, wo etwan Eilfertigkeit oder Mangel an Heiterkeit des Geiſtes den Verfaſſer hier und da nöthigen, bey dem erſten Ausdrucke, der ihm vorkömmt, ſo unzufrieden er ſelber damit iſt, es bewenden zu laſſen; nicht zu gedenken, daß dieſe Briefe nicht einmal richtig abgedruckt ſind, und durch die grammatiſchen Fehler, die gewiß genug von dem Verfaſſer nicht herrühren, leicht Anfängern ſchaden können. Der Innhalt iſt mehrentheils ſehr unerheblich, oder doch nicht intereſſant genug bearbeitet. Und wenn ſchon die Güte ſeiner Denkungsart und ſeines Charakters auch in dieſen Briefen ſich nicht verläugnet; wer kennet nicht ſchon das ſanfte, milde, fromme, für Tugend und Religion warme Herz des Verfaſſers, ohne es erſt aus Papieren, die des Druckes nicht ſonderlich würdig waren, lernen zu müſſen? Oder wer zweifelt daran, um einer ſolchen Bekräftigung, die von einer andern Seite ſeiner Ehre nicht genug ſchonet, zu bedürfen?

Es iſt auch vergeblich, daß der Herausgeber von dem Anhange zu den freundſchaftlichen Briefen fragt: „Iſt nicht alles, was „Gellert denkt und ſchreibt, uns ein Muſter? Sollte Gellert nicht immer Gellert „ſeyn?“ — Es iſt von der menſchlichen Natur zu viel gefodert, daß ein Genie überall, als Genie, ſich zeigen ſoll. Genie iſt es nur in ſeiner Anſtrengung, ſie ſey nun ſtärker oder geringer; nur in den glücklichen Augenblicken ſeines Enthuſiaſmus. Aber welcher Geiſt kann eine unabläſſige Anſtrengung aushalten? Und wie bald würde ein ſtets fortdauernder Enthuſiaſmus ſeine Kräfte verzehret haben? Auch das größte Genie handelt, denkt, redet, ſchreibt in vielen Fällen, wie ein andrer gewöhnlicher Menſch. Denen, die das wiſſen, und zu billig ſind, falſche Schlüſſe daraus zu ziehen, iſt nichts daran gelegen, in ihm den gewöhnlichen Menſchen zu ſehen. Ihre Aufmerkſamkeit richtet ſich bloß auf das, was das Genie von dem gewöhnlichen Menſchen unterſcheidet, bloß auf die Beſchaffenheit und das Maaß ſeiner Kräfte. Diejenigen hingegen, die von Vorurtheilen ſich regieren laſſen, ſtoßen ſich daran. Ihre Achtung gegen das Genie verliert dadurch eben ſo, wie ihre Ehrerbietung vor Monarchen und Helden ſich verringern würde, wenn ſie ſie immer in den geringfügigen Handlungen dieſes

ſes Lebens, die ſie mit den Niedrigſten gemein haben, erblicken ſollten. Dieſe Betrachtung wird hoffentlich diejenigen, welche Briefe von unſerm ſeligen Freunde in den Händen haben, zurückhalten, nicht aus einem wohlgemeynten aber unüberlegten Eifer, der Welt zu dienen, dieſelben voreilig ans Licht zu wagen. Von den beträchtlichern Briefen ſind unter ſeinen Papieren Concepte oder Abſchriften vorhanden; und was etwan darunter des Drucks in jeder Betrachtung würdig ſeyn ſollte, wollen wir der Welt im geringſten nicht vorenthalten; denn für ſeinen wahren Ruhm hat gewiß niemand mehr Eifer, als wir.

Der Ehre unſers ſeligen Freundes noch nachtheiliger iſt ein Werk, welches in der verwichnen Oſtermeſſe in der Fritſchiſchen Buchhandlung zu Leipzig in Medianoctav unter dem Titel **vermiſchte Gedichte von Gellert**, und zugleich in klein Octav als ein Anhang ſeiner ſämmtlichen Schriften erſchienen iſt. Das Vertrauen, das unſer ſterbender Freund auf uns geſetzet, verpflichtet uns, wenn wir demſelben auf eine gewiſſenhafte Art Genüge thun wollen, daß wir uns hierinnen, wie die Ehre des Schriftſtellers, auch das Beſte des Publici mit verdoppeltem Eifer angelegen ſeyn laſſen. Wir hoffen daher auch von unſern Leſern Verzeihung zu erhalten, wenn wir uns hier über die erwähnte Sammlung in eine umſtändlichere Erörterung einlaſſen, die uns ſo wohl wegen derer, die der Sache unkundiger ſind, als auch wegen der Nachwelt nöthig ſcheint, wenn ſichs etwan durch einen ſonderbaren Glücksfall fügte, daß ein Exemplar von dieſer Maculatur auf die Nachwelt käme.

Wir halten uns in dieſer Betrachtung für ſchuldig, die Anzeige, die wir dem Publico bereits ſowohl in der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, als auch in verſchiednen Zeitungen gethan, um derer willen, denen ſie nicht zu Geſichte gekommen ſeyn möchten, hier nochmals zu wiederholen, daß wir nicht nur an der Herausgabe der itzterwähnten Gedichte, ob ſie ſchon für einen Anhang zu ſeinen ſämmtlichen Schriften ausgegeben werden, keinen Theil haben, ſondern auch auf alle Weiſe dieſelbe zu hintertreiben geſucht. Vorläufig zugegeben, daß ſie alle ohne Ausnahme von dem ſeligen Gellert herrühren; ſo iſt das ſchon genug wider ſie, daß ſich in der eigenhändigen ſchriftlichen Nachricht unſers verſtorbnen Freundes, deren wir bereits erwähnt haben, nicht die geringſte Spur davon findet.

Hieraus mag man von ſelbſt abnehmen, wie ungegründet das Vorgeben in dem Vorberichte dieſer Sammlung ſey, als ob die

Aufbehaltung der darinnen befindlichen Stücke von dem ſeligen Gellert ſelbſt veranſtaltet worden. Eine ſolche veranſtaltete Aufbehaltung ſetzet die Abſicht voraus, daß ſie dereinſt bekannt gemacht werden ſollen. Würde aber nicht auf dieſen Fall unſer Freund uns an diejenige Perſon, der er dieſe Gedichte vertrauet, verwieſen haben? Und wie kann man das eine veranſtaltete Aufbehaltung nennen, wenn man einer Bekannten aus Gefälligkeit von dem, woran ſie Belieben findet, ein Exemplar oder eine Abſchriſt mittheilet?

Wir können auch aus der Sammlung ſelbſt Beweiſe führen, daß der ſelige Gellert die Aufbehaltung dieſer Verſe zu einer ſolchen Abſicht auf keine Weiſe veranſtaltet habe. Schon in ſeinen Briefen, alſo vor beynahe zwanzig Jahren, hat er hier und da einzelne Stellen davon eingerücket. So findet man aus dem 19 Stücke der Sammlung vermiſchter Gedichte auf der 70 Seite einen beträchtlichen Theil in ſeinem 24 Briefe; aus dem 26 Stücke auf der 90 u. f. S. wieder einen beträchtlichen Theil, und zwar verändert in dem 3 Brief.; und noch aus dem 28 Stücke auf der 99 Seite ein paar Strophen, gleichfalls verändert, in dem 29 Briefe. Was hielt ihn denn alſo in einer ſo langen

Zeit ab, die ganzen Stücke ſeinen Gedichten beyzugeſellen, wenn er ſie für würdig ſchätzte, im Ganzen auf die Nachwelt aufbehalten zu werden? Aber er wußte wohl, daß ein guter Einfall ſeinen Werth verlöre, wenn man ihn zu einem ganzen langen Gedichte ausdehnte, und daß eine ſchöne Stelle nothwendig verdunkelt werden müßte, wenn ſie unter mittelmäßigen und ſchlechten Stücken, als vergraben, ſteckte.

Das 35 Stück der angezeigten Sammlung iſt das Hochzeitgedicht auf ſeinen Freund, den Herrn Hofprediger Cramer. Dieſes hat Gellert ſchon vor geraumer Zeit ſelber ſeinen Gedichten beygefüget. Es befindet ſich im zweyten Theile ſeiner ſämmtlichen Schriften auf der 74 Seite. Gleichwohl wird es hier der Welt, als ein neues Geſchenk dargelegt. Indeſſen kann es doch der Welt wenigſtens den Dienſt thun, ſie zu überzeugen, wie ungegründet es ſey, daß die Aufbehaltung dieſer Verſe vom ſeligen Gellert veranſtaltet worden, um ſie dereinſt der Nachwelt zu übergeben. Dadurch daß er dieß Eine Stück der Sammlung ſelber ſeinen Werken einverleibet hat; eben dadurch hat er ganz offenbar alle übrige verworfen.

Aber dieß hatte er in ſeinem eignen Namen verfertiget; bey vielen andern hingegen wird ihn die Rückſicht auf die Perſonen, für welche er dieſelben verfertiget, davon abgehalten haben. — So giebt man vor; doch ſehen wir nicht, mit was für Grunde? Er iſt ja von alter Zeit her die hergebrachte Gewohnheit geweſen, Verſe, die man in fremdem Namen verfertiget hatte, dann zu ſammeln, und der Welt unter ſeinem eignen Namen vorzulegen. Faſt alle Sammlungen von Verſen vor Gottſcheden, ſo wie noch die gottſchediſche, beſtehen aus ſo genannten Gedichten in fremdem Namen. Das würde auch, wenn ſie nur ſonſt die erfoderliche Güte hätten, am wenigſten daran zu tadeln ſeyn. Wer auf irgend einen Vorfall von einem andern für ſich Verſe aufſetzen läßt, der will deswegen nicht für den Verfaſſer dieſer Verſe angeſehen ſeyn, ſondern bloß auf eine übliche Art ſeine Ergebenheit, ſeine Freundſchaft, ſeinen Antheil an dieſem Vorfalle zu erkennen geben. Keine Verſe machen können, iſt keine Schande; aber Schande würde es ſeyn, fremde Arbeit ſich zuzueignen, und vor der Welt eine Eigenſchaft ſich anzudichten, die man nicht beſitzt. Wir finden auch nicht, daß dieſer an ſich ungültige Grund über unſern Freund etwas vermocht habe. Wir haben nur eben erſt verſchiedne in fremdem Namen verfertigte Stücke angeführet, aus denen er lange und kurze Stellen ſeinen Briefen eingerücket. Der ſelige **Wille** war ſelber Gellerts Freund und ein junger Dichter. Von ihm findet man in den **vermiſchten Schriften von den Verfaſſern der bremiſchen Beyträge** im II. Theile auf der 278 bis 280 Seite ein paar kleine Gedichte, die ihm Ehre machen, und denen er auch ſeinen Namen dazumal beygeſetzet haben würde, wenn ſichs nicht die Verfaſſer zum Geſetze gemacht gehabt, keinen zu nennen. Er war alles deſſen, was der ſelige Gellert in ſeinem Gedichte auf ihn ſagt, vollkommen würdig. Dieß Gedicht indeſſen, das im zweyten Theile der ſämmtlichen Schriften auf der 77 u. f. Seite ſteht, iſt in fremdem Namen aufgeſetzt. Im erſten Theile der ſämmtlichen Schriften auf der 52 Seite findet man die bekannte Erzählung **Damötas und Phillis**; und auch dieſe hatte ehedem ein Hochzeitgedicht in fremdem Namen abgegeben.

Die wahre Urſache, warum der ſelige Gellert Bedenken getragen, die übrigen dieſer ſo genannten Gedichte ſeinen Werken einzurücken, iſt die, weil es jugendliche Stücke, und noch überdieß, Gelegenheitsgedichte ganz auf den gewöhnlichen Schlag, ſind. Wie wenig er geneigt geweſen, jugendliche Stücke für die ſeinigen zu erkennen, das weis das

Publicum ſchon aus ſeiner ſtrengen Beurtheilung einiger ſeiner Fabeln in den Beluſtigungen. Gleichfalls iſt der Welt itzt mit Gelegenheitsgedichten von der gewöhnlichen Art nichts gedient. Daß, gleich ſo manchen andern großen Dichtern, auch der ſelige Gellert dergleichen ehedem unter ſeinen Probeſtücken gemacht, das wird ihm bey einem billigen Publico nicht zum Nachtheile gereichen. Genug, daß er zu viel Achtung für daſſelbe gehabt, als daß er ihm damit beſchwerlich fallen wollen. Und da man nun dennoch die Unbeſcheidenheit gehabt, die Welt damit zubeſchweren, ſo wird man ihm auch das nicht zum Vorwurfe machen, daß dieſe Gedichte (wenn man ſie, ohne die Rechte der Poeſie zu kränken, ſo nennen mag,) ohngefähr ſo beſchaffen ſind, wie es ihre beſondre Beſtimmung erfodert. Denn gemeiniglich würden ſie ihre Abſicht nicht erfüllen, wenn ſie ſo geſchrieben wären, wie ſie es für die Nachwelt ſeyn müſſen. Was zur Abſicht hat, und haben ſoll, für einzelne Perſonen und Familien intereſſant zu ſeyn, das intereſſiret darum nicht das ganze gegenwärtige Publicum, und noch weniger die Nachwelt. Ein reicher Aufwand von Genie würde dabey eine wahre Verſchwendung ſeyn.

Aber, ſo wendet man vielleicht ein, wie kann darüber ſo große Beſchwerde geführet werden, daß das, was ſchon durch den Druck gemein gemacht war, von neuem gedruckt wird? Hat nicht auf dieſe vermiſchte Gedichte, da ſie alle bey gewiſſen Vorfällen gedruckt worden, das Publicum ſeine Rechte erlanget, die der Verfaſſer ſelbſt kaum wieder zurücknehmen kann? Steht nicht alſo jedem Mitgliede des Publici frey, damit nach Belieben zu ſchalten? — Das läugnen wir. Selbſt das Publicum wird es dem Verfaſſer Dank wiſſen, wenn er, bloß aus Achtung gegen daſſelbe, ſchon herausgegebne Schriften wieder zu unterdrücken ſucht; und wer ſie alsdann von neuem hervorzieht, der hat es bey dem Publico ſo wohl, als bey dem Verfaſſer zu verantworten. Aber waren denn wohl dieſe vermiſchten Gedichte, ehe man die gegenwärtige Sammlung davon veranſtaltet hatte, durch den Druck gemein gemacht? — Wo waren ſie in Verlag oder Commiſſion gegeben? Wo ſind ſie öffentlich feil geweſen? Gedruckte Gelegenheitsgedichte ſind nicht anders anzuſehen, als Abſchriften für die Verwandten, die Hochzeitgäſte, die Leichenbegleiter und dergleichen; Abſchriften, die um mehrerer Bequemlichkeit willen durch den Druck gemacht worden. — Und auch dieß bey ſeite geſetzt; kann man ein Recht haben, das, was ohne den Namen des Verfaſſers gedruckt war, nun mit ſeinem Namen drucken zu laſſen, wofern er ſich nicht etwan anderwärts ausdrücklich dazu bekannt hat? Zwar iſt das freylich itzt die herrſchende Mode, wo ſo gar mehrmals mit der zuverſichtlichſten Miene dem oder jenem Werke zugeeignet werden, von denen ſo manchem zuverläſſig bekannt iſt, daß ſie ganz andre Verfaſſer haben. Man laſſe es Mode ſeyn; iſts denn auch billig?

Bey der Sammlung, von der hier die Rede iſt, haben wir gleichfalls gegründete Urſache, zu zweifeln, ob ſie alle von dem ſeligen Gellert herrühren. Wir wiſſen, daß er bey dem vielen Anlaufe, den er hatte, in fremdem Namen Verſe zu machen, nicht ſelten ſich genöthiget geſehen, ſie von andern jungen Leuten unter ſeiner Aufſicht verfertigen zu laſſen. Zum Beweiſe, daß auch bey der gegenwärtigen Sammlung dieß kein leerer Verdacht ſey, dürfen wir uns nur auf das 64 Stück berufen. Es enthält verſchiedne glückliche Züge und poetiſche Wendungen, durch die es ſich von vielen andern Stücken der Sammlung vortheilhaft ausnimmt; und in dieſer Abſicht alſo hätten wir eben nicht nöthig, es von unſerm Freunde abzulehnen. Aber der müßte gewiß mit der gellertiſchen Poeſie ſehr unbekannt ſeyn, der nicht gleich bey der erſten Durchleſung das ſehen ſollte, daß es von Gellerten ſchwerlich, faſt mögen wir ſagen, gewiß nicht ſeyn könne. Falſche Reime, dergleichen **Seligkeiten** und **Freuden, begleiten** und **Freuden, Freuden** und **Ewigkeiten, weinte** und **Freunde** ſind; Hiatus in keiner geringen Anzahl, als **ſtellte ihm, Sein Engel führte ihn, er folgte ihm, lange Ewigkeiten;** eine ſo harte Cäſur, als der Vers hat,

> Er blüht früh auf, bald, wie | die Roſen,
> zu vergehen;

die ungewöhnliche Quantität des **wie** in der Zeile,

> Ach wie ſchwer wird es mir, ſein fromm Geſpräch zu miſſen;

die rauhe Eliſion in den Worten, **und wein' noch eine Zähre;** wer iſt die von Gellerten gewohnt, ſeit er ſich eine Verſification eigen gemacht, die durch die Leichtigkeit ſich ſo kenntlich unterſcheidet? Und gleichwohl ſoll dieß Trauergedicht 1753, folglich zu einer Zeit, wo ſeine Verſification ſich ſchon längſt völlig ausgebildet hatte, von ihm verfertiget ſeyn. Wer mag das ſich überreden?

Die Ausgabe dieſer Sammlung von vorgeblichen Gedichten des ſeligen Gellerts hat man übrigens dadurch zu beſchönigen geſucht, daß ſie die Geſchichte ſeines Genies, Geſchmacks und Charakters vollſtändiger zu machen dienen könne und ſolle. Ein ſeltſames Vorgeben! Was haben Genie und Geſchmack mit Gelegenheitsgedichten von der gewöhnlichen Art zu ſchaffen? Oder wie kann der Charakter eines Mannes aus dem beurtheilet werden, was er in fremdem Namen ſchreibt, und wobey er alſo eine andre Perſon an ſich nehmen muß? Eher möchten ſie zum Beweiſe dienen, wenn es eines Beweiſes davon bedürfte, wie ſehr die unglückliche Mode, die ſo lange in Deutſchland geherrſchet hat, alle Hochzeiten, Promotionen und Sterbefälle, auch wenn ſie ſich durch nichts auszeichnen, zu beſingen, der Poeſie nachtheilig, die Folter des Genies, und das Verderbniß des Geſchmacks ſey.

Noch müſſen wir von dem Anhange von Liedern, der den Schluß der angeführten Sammlung macht, ein paar Worte ſagen. Zwar iſt derſelbe ſo gar ſchlecht, daß er es an ſich nicht werth ſeyn würde, ſeinetwegen nur Ein Wort zu verlieren; aber die uns ſo werthe Ehre unſers Freundes geſtattet uns nicht, gänzlich davon zu ſchweigen. Wir müſſen alſo zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, daß dieſe Lieder von ihm gar nicht für das Publicum, ſondern bloß aus Gefälligkeit für zwo Schweſtern, wie ſolches auch im Vorberichte nicht geleugnet worden, zu ihrem Privatgebrauche aufgeſetzt ſind; daß ſie auf vorhandne Clavierſtücke verfertiget worden, welches den Verfaſſer einem großen Zwange unterwerfen müſſen; daß ſie noch aus der Zeit der Beluſtigungen ſich herſchreiben, alſo aus einer Zeit, wo die richtigen Einſichten in das wahre Weſen der Poeſie, ihre Regeln und Foderungen noch ſehr ſelten waren, nur erſt ſich aufzuklären anfiengen; und daß der Verfaſſer auch ſo gar zu dieſer Zeit, wo er doch ſo manches drucken laſſen, was er nachher ſelbſt für ſchülerhaft und ſchlecht erkannt, ſich dennoch nicht getrauet hat, ſie unter ſeinem Namen den Beluſtigungen einrücken zu laſſen.

Wir wollen denen, welche an der Herausgabe der Sammlung von Gellerts vermiſchten Gedichten Theil genommen, nicht Schuld geben, daß ſie zur Abſicht gehabt, den ſeligen Gellert, deſſen Ehre der Welt in ſo vielen Betrachtungen ſchätzbar iſt, noch in ſeinem Grabe zu beſchimpfen. Aber wir fragen alle Kenner und Leſer von Geſchmack, ob man, wenn man dieſe Abſicht ſich ausdrücklich vorgeſetzt gehabt, auf eine zur Erreichung derſelben gemäßere Art hätte zu Werke gehen können?

Wie man übrigens bey einer ſolchen Sammlung, die auf ſolche Art im Drucke erſchienen iſt, noch in dem Vorberichte die Kühnheit haben könne, von **Unbilligkeit und Eigennutz derer zu reden, die die Bekanntmachung derſelben tadeln würden**; das iſt uns ein unbegreifliches Räthſel. Wir ſind uns deſſen bewußt, daß bloß Billigkeit und Uneigennützigkeit, bloß Eifer in der Freundſchaft und Eifer für das Publicum uns die Nachrichten, welche wir dieſer Sammlung in den Zeitungen entgegen geſetzt, und auch die gegenwärtige umſtändlichere Beantwortung aller dafür vorgebrachten Gründe abgenöthiget haben. Wir ſprechen für einen Freund, der für ſich ſelbſt nicht mehr ſprechen kann. Wir haben auch zu dem Publico das Zutrauen, daß dieß eben alſo davon urtheilen wird, da die Sache ſelbſt redet. Freylich müſſen wir es einem jeden freyſtellen, in wiefern er nun noch dieſe Sammlung des Anblicks und der Durchleſung würdigen will. Dawider aber proteſtiren wir aufs feyerlichſte, daß man ſie nicht für gellertiſche Schriften ausgebe, noch ihre vielen Mängel unſerm ſeligen Freunde zur Laſt lege.

Was und wie viel die Welt von ſeinen ächten Schriften aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren noch zu erwarten habe, das können wir itzt noch nicht anzeigen, da die Sorgfalt, welche wir auf die Ausgabe ſeiner Moral gewandt, uns bisher nicht dazu kommen laſſen, ſeine Papiere mit einer genauen Prüfung durchzugehen. Wir erneuern bloß die Verſicherung, daß wir alles, was des Drucks und des gellertiſchen Namens würdig gefunden wird, ans Licht zu ſtellen, weder zu ſäumig noch zu eilfertig ſeyn werden. Hannover, am 10 Auguſt. Wölkau, am 25 Auguſt, 1770.

Johann Adolf Schlegel.

Gottlieb Leberecht Heyer.

Innhalt
des ſechsten Theils.

Moraliſche Vorleſungen.

Vorerinnerung an ſeine Zuhörer. S. 1

Erſte Abtheilung,
welche die Erklärung der Gründe und Eigenſchaften der Moral überhaupt enthält.

Erſte Vorleſung.

Einleitung in die Moral; oder Abriß derſelben nach ihrer Beſchaffenheit, ihrem Umfange und ihrem Nutzen. S. 9

Zweyte Vorleſung.

Von den natürlichen Empfindungen des Guten und Böſen, des Löblichen und Schändlichen. S. 34

Dritte Vorleſung.

Von dem Vorzuge der heutigen Moral vor der Moral der alten Philoſophen, und von der Schrecklichkeit der freygeiſteriſchen Moral. S. 54

Vierte Vorleſung.

Von dem Unterſchiede der philoſophiſchen Moral und der Moral der Religion. S. 90

Fünfte Vorleſung.

In wie fern die Tugend der Weg zur Glückſeligkeit ſey, und worinnen das Weſen der Tugend beſtehe. S. 109

Zweyte Abtheilung.

Von den allgemeinen Mitteln, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren, die in kurzen Regeln vorgetragen und erläutert werden.

Sechſte Vorleſung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren.

Erſte und zweyte Regel. S. 135

Erſte Regel: Bemühe dich, eine deutliche, gründliche und vollſtändige Erkenntniß deiner Pflichten zu erlangen. S. 141

Zweyte Regel: Setze die Bemühung, deine Pflichten zu erkennen, ſorgfältig fort, und bewahre die erlangte Erkenntniß vor Irrthümern. S. 150

Siebente Vorleſung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren.

Dritte und vierte Regel. S. 165

Dritte Regel: Wende die Erkenntniß deiner Pflichten beſtändig auf dein Herz und Leben an; bereite dich zu jedem Tage weislich vor, und prüfe dich am Ende deſſelben ſorgfältig. S. 165

Vierte Regel: Suche immerzu ein lebhaftes und würdiges Bild von den Vollkommenheiten Gottes in deiner Seele zu entwerfen, die daſſelbe gegenwärtig zu erhalten, und

und es nie ohne Ehrfurcht zu betrachten; auch verbinde täglich dieſes Mittel mit dem Gebete. S. 180

Achte Vorleſung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren.

Fünfte Regel. S. 192

Fünfte Regel: Bemuhe dich früh von deinen erſten Jahren an, die Welt, die Menſchen und dich ſelbſt kennen, und immer genauer kennen zu lernen. S. 192

Neunte Vorleſung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren.

Sechste, ſiebente und achte Regel. S. 211

Sechste Regel: Wehre den Eindrücken der Sinne, den Blendwerken der Einbildungskraft, mäßige deine Neigungen, wenn ſie an und für ſich erlaubt ſind, halte die unerlaubten zurück, und begegne den unrichtigen Vorſtellungen, die den Affecten das Leben geben, durch den Verſtand. S. 211

Siebente Regel: Dich in der Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der Tugend zu ſtärken, und dein Vermögen zur Tugend zu vermehren gehe den ſichern Weg der innerlichen Erfahrung und der fortgeſetzten Ausübung deiner Pflichten. S. 228

Achte Regel: Suche den Umgang mit guten und rechtſchaffnen Menſchen; fliehe die Geſellſchaft der Laſterhaften. S. 233

Zehnte Vorleſung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren.

Neunte Regel. S. 237

Neunte Regel: Lerne Weisheit aus dem Unterrichte der Verſtändigern, und aus dem Leſen nützlicher Bücher für den Verſtand und das Herz. S. 237

Dritte Abtheilung.

Von den vornehmſten Pflichten des Menſchen.

Eilfte Vorleſung.

Von der Sorgfalt für die Geſundheit des Körpers. S. 265

Zwölfte Vorleſung.

Von den Fehlern, welche der vernünftigen Sorge für die Geſundheit des Leibes entgegen ſtehen, desgleichen von der Sorgfalt, einen feſten und dauerhaften Körper zu erlangen. S. 287

Dreyzehnte Vorleſung.

Von der Sorge für die Wohlanſtändigkeit und äußerliche Sittſamkeit. S. 306

Vierzehnte Vorleſung.

Von den Pflichten in Abſicht auf die äußerlichen Güter des geſellſchaftlichen Lebens, und zwar zuvörderſt in Abſicht auf guten Namen und Ehre. S. 327

Funfzehnte Vorleſung.

Fortſetzung von den Pflichten, in Abſicht auf die geſellſchaftlichen Güter, und zwar in Abſicht auf Vermögen, bürgerliches Anſehen und Macht. S. 352

Vorerinnerung

an ſeine Zuhörer.

Meine Herren, die Abſicht bey meinen moraliſchen Vorleſungen, die ich Ihnen dieſen Sommer, ſo Gott will, zu halten gedenke, geht nicht bloß dahin, Ihnen die Sittenlehre von derjenigen Seite vorzutragen, wo ſie den Verſtand als eine Wiſſenſchaft unterrichtet, aufklärt und überzeugt; eine Arbeit, die ſchon viel ſcharfſinnige Männer vor mir glücklich unternommen haben; ſondern Ihnen die Sittenlehre vornehmlich von der Seite zu zeigen, wo ſie das Herz rührt, bildet und beſſert.

Die Weisheit, die uns durch Grundſätze der Vernunft fromm und ruhig, die uns zu Freunden unſrer ſelbſt, andrer Menſchen, und zu Freunden und Verehrern Gottes machen ſoll, iſt nach der Erziehung, die wir zu unſern Zeiten genießen, nicht ſchwer zu faſſen. Wie viel Lehrbücher giebt es nicht, darinne ſie deutlich und ſtrenge vorgetragen wird! Und wie viel Studirende müßten Schulen und Akademien mit einem edlen Herzen und mit gebeſſerten Sitten verlaſſen, wenn die Tugend bloß auf der Kenntniß eines moraliſchen Lehrgebäudes beruhte; wenn ſie bloß ein Werk der Vernunft und nicht der Religion; bloß ein Werk der Erziehung und nicht einer göttlichen Veränderung unſers Herzens wäre! Aber vielleicht iſt doch die Trockenheit ſelbſt, mit der wir die Moral vortragen, eine von den Urſachen, daß uns ihr natürlicher Werth nicht genug rührt. Vielleicht iſt auch dieſes die wichtigſte Urſache, daß wir die Wahrheiten der Moral nur mit dem Gedächtniſſe, höchſtens mit dem Verſtande faſſen. Wir ſchmeicheln uns, indem wir ſie erlernen, daß ſie uns beſſer und tugendhafter mache, weil ſie uns in gewiſſen Stücken einſichtsvoller machet. Wir ſchmeicheln uns, daß wir von der Schönheit der Tugend überzeugt ſind; und oft ſind wir es nur von der Güte unſers Syſtems. Wir rechnen die Mühe, die wir auf die Kenntniß der Sittenlehre und ihrer Beweiſe anwenden, der Tugend ſelbſt als eine Mühe an, die wir auf ihre Erlangung und die Ausübung ihrer Geſetze gewandt hätten. Gleichwohl bleibt das Herz bey aller unſrer Weisheit leer, und bey dem geringſten

Widerſtande ungeneigt, ſich nach ihr zu richten; und oft handeln wir in der nächſten Stunde wider diejenige Pflicht, die wir kurz vorher auf eine demonſtrative Art erwieſen haben.

Ich will es alſo verſuchen, ob ich Ihnen die vornehmſten Theile der Sittenlehre auf eine lebhaftere Art, nicht bloß durch Beweiſe der Vernunſt, ſondern zugleich durch die Ausſprüche des Herzens und die Stimmen der innerlichen Empfindung und des Gewiſſens, durch Beyſpiele und Gemälde, vortragen und erläutern kann. Und o! wie glücklich werde ich mich ſchätzen, wenn ich dieſe Abſicht erreichen, und mich um Ihre Tugend, das iſt, um ihre höchſte Wohlfahrt in jeder Stunde verdient machen kann! Möchte ich doch dieſen Eifer lebhaft fühlen, ſo oft ich vor Ihnen auftrete; und möchte er mich doch beredt machen, Ihnen die Pflichten der Moral als die liebenswürdigſten und heiligſten Geſetze unſrer Wohlfahrt abzubilden!

Ja, Jüngling, wer du auch ſeyſt, vom Blute der Hohen oder der Niedern entſproſſen, vergiß nicht, warum du lebeſt und ſtudireſt. Die Gelehrſamkeit iſt dein Beruf auf der Akademie. Ein wichtiger Beruf! Aber wiſſe, daß Gelehrſamkeit ohne Tugend, daß Verſtand ohne ein gebeſſertes Herz, daß Wiſſenſchaft und Geſchmack ohne Unſchuld und Frömmigkeit weder für dich noch die Welt Glück ſey, nicht Ehre, ſondern Schande für deinen unſterblichen Geiſt. Suchſt du die wahre Weisheit und Zufriedenheit: ſo ſuche ſie von deiner Jugend an in der Kenntniß und täglichen Ausübung der Religion, der allgemeinen und der beſondern Pflichten des Menſchen.

Denk, daß nichts ſelig macht, als die Gewiſſensruh,
Und daß zu deinem Glück dir Niemand fehlt, als du.

Allein, meine Zuhörer, verlaſſen Sie ſich bey Ihrer Tugend auch auf die beſte Moral der Vernunft nicht. Sie iſt gut, aber nicht zureichend, das verdorbene Herz zu ändern und umzubilden. Dieſes thut allein die göttliche Kraft der Religion. Ich werde daher in meinen Vorleſungen von Zeit zu Zeit den Unterſchied und die Grenzen der Tugend der Vernunft und der Tugend der Religion zu beſtimmen, und Sie in der Verehrung der Religion dadurch zu beſtärken ſuchen. Eine nöthige Vorſicht, theuerſte Commilitonen! Denn wir, die wir uns den Wiſſenſchaften widmen, fangen nicht ſelten an, aus einer ungemeßnen Liebe gegen alles, was Licht der Vernunft heißt, und aus einem philoſophiſchen Stolze auf unſere eignen Kräfte, das Licht der Offenbarung und die höhere Kraft der Gnade nicht für ſo nöthig zu achten; ſondern wir ſchmeicheln vielmehr uns ingeheim, daß wir durch die Hülfe der Vernunft, durch ihre Beweiſe und Bewegungsgründe, weiſe und tugendhafte Menſchen werden können. Nein, das Auge der Vernunft, welches das Licht der Religion nicht vertragen kann, iſt gewiß ein blödes Auge.

Bey meinem Vortrage ſelbſt, werde ich keinem beſondern Lehrgebäude folgen, wohl aber die moraliſchen Schriften eines Mosheim, Baumgarten, Cruſius; eines Hutcheſon, Fordyce und anderer ſcharfſinnigen und beredten Männer zu Ihrem Vortheile zu nützen ſuchen. Der Innhalt meiner Vorleſungen wird ſich am bequemſten unter **drey** Abtheilungen bringen laſſen. In der **erſten** werde ich in einigen Abhandlungen von der Natur und Abſicht der Moral; von ihrem doppelten Erkenntnißgrunde, nämlich der Vernunft und den Empfindungen des Herzens und Gewiſſens; von Pflicht, Tugend und Glückſeligkeit; von dem Vorzuge der Moral unſrer Zeiten vor der Moral der alten Weltweiſen; und von dem Unterſchiede zwiſchen der Sittenlehre der Vernunſt und der Sittenlehre der Religion reden. In der zweyten Abtheilung will ich die **allgemeinen Mittel, zur Tugend zu gelangen**, in einigen kurzen Regeln vortragen, ſie zu erläutern und auf das Leben anzuwenden ſuchen. In der dritten werde ich endlich von den vornehmſten Pflichten gegen uns, die **Welt**, und **Gott** ebenfalls auf eine praktiſche Art handeln.

Ich fange alſo meine Vorleſungen mit dem herzlichen Wunſche an, daß ſie Ihnen nützlich, in Ihrem ganzen Leben nützlich, auf mehr als Ein Leben heilſam ſeyn mögen. Das gebe der Urheber aller unſrer Weisheit, Tugend und Glückſeligkeit, und laſſe in unſern Seelen die Liebe des Guten und den Abſcheu des Böſen täglich lebendiger und kräftiger werden, zur Verherrlichung ſeines Namens und zu unſrer immerwährenden Wohlfahrt!

Erſte Abtheilung,

welche die Erklärung der Gründe und Eigenſchaften der Moral überhaupt enthält.

Erſte Vorleſung.

Einleitung in die Moral; oder Abriß derſelben nach ihrer Beſchaffenheit, ihrem Umfange, und ihrem Nutzen.

Die **Moral**, oder die **Kenntniß** von der Pflicht des Menſchen, ſoll unſern **Verſtand** zur **Weisheit** und unſer **Herz** zur **Tugend** bilden, und durch beides uns zum Glücke leiten. Niemand wird ein Glück ſuchen, das er nicht kennet, noch die Mittel dazu anwenden können, wenn er ſie eben ſo wenig kennet, oder nicht überzeugt iſt, daß ſie die beſten und einzigen ſind. Die Moral ſoll uns alſo lehren, was unſer wahres Glück, oder unſer höchſtes Gut ſey, das iſt, was für ein Geſchöpf, das aus einem unſterblichen Geiſte und aus einem hinfälligen Körper beſteht, am zuträglichſten, der Ruhe der Seelen und der äußerlichen Wohlfahrt am gemäßeſten ſey, und auf was für einem **Wege** wir am ſicherſten zu dieſem Ziele gelangen können.

Wir ſind, wenn wir auf uns ſelbſt blicken, mit mannichfaltigen Kräften, Fähigkeiten, und natürlichen Neigungen verſehen; wir ſind mit künſtlichen und wunderbaren Werkzeugen des Körpers ausgerüſtet; wir entdecken tauſend Bedürfniſſe, ohne die wir nicht leben können, und die wir ſuchen müſſen. Wir fühlen alle einen unwiderſtehlichen Trieb zum Leben und zum Vergnügen; wir ſind mit vielen Uebeln umringet, vor denen wir uns eben ſo natürlich ſcheuen; wir ſehen tauſend Gegenſtände, die uns an ſich locken, die uns Anfangs vergnügen und bald darauf beſtrafen. Wir finden, daß nicht alle Vergnügungen, denen wir nacheilen, von einerley Würde ſind, daß einige flüchtig, andre dauerhaft, daß einige mehr unſerm Körper, andre mehr unſrer Seele angemeſſen ſind; daß wir einige, wenn wir ſie genoſſen haben, mit einem geheimen Beyfalle billigen, auf andre hingegen mit Reue, Scham und Unwillen zurück ſehen; daß wir unſre Kräfte und Neigungen bald auf dieſe, bald auf jene Art, bald zu unſerm Vortheile, bald zu unſerm Schaden anwenden können.

Wir ſehen uns ferner mit Menſchen umgeben, deren Hülfe und Geſellſchaft wir nicht entbehren, und die auch die unſrige nicht miſſen können; die unſer Vergnügen, ſo wie wir das ihrige bald befördern, bald ſtören können. Wir fühlen Neigungen gegen ſie, die ein innerliches Bewußtſeyn bald für gut und edel, bald für unerlaubt und verwerflich erkläret, und die das Urtheil des Verſtandes bald mit Gründen rechtfertiget, bald verbeut. Wir finden Handlungen, die nach dem Ausſpruche eines innerlichen Richters bald gut, bald böſe ſind; und ſo lange wir nicht durch Leidenſchaften aufgebracht werden, erklärt ſie unſer Herz, ohne große Beweiſe des Verſtandes, ohne lange Unterſuchung, für das, was ſie ſind, für löblich, oder ſchändlich.

Wir finden endlich, wenn wir uns, Andre, die Natur mit ihren Auftritten, die Welt mit ihren Wundern, mit ihrer Ordnung, Mannichfaltigkeit, Schönheit, Weisheit, Pracht und Vollkommenheit, in den Theilen und im Ganzen, im Großen und Kleinen, in ihren Abſichten und Mitteln, von der Seite des Nutzens und des Vergnügens, betrachten, wir finden ſo viele Spuren eines weiſen, gütigen und allmächtigen Schöpfers, daß es nicht auf unſern Willen ankömmt, ob wir ihn erkennen, und an ihn glauben wollen, oder nicht. Hat er uns gemacht, uns alle Kräfte und Neigungen, die wir beſitzen, gegeben: ſo wird er auch eine weiſe Abſicht gehabt haben, zu der wir ſie anwenden ſollen. Sollte der Menſch wohl das größte Werk der Schöpfung, und doch kein mit ihr übereinſtimmendes Werk ſeyn?

Auf dieſe göttliche Abſicht geht die Moral der Vernunft zurück, und ſucht ſie in der Natur des Menſchen, oder die Beſtimmung deſſelben in ſeinen Kräften und Neigungen auf. Dieſe Beſtimmung oder Abſicht, wird theils durch die natürliche

liche Beſchaffenheit unſrer Eigenſchaften, welche uns die Vernunft entdecket, theils durch ein geheimes Gefühl des Herzens, oder den Trieb des Gewiſſens offenbaret, der nicht nur unſern Verſtand nöthiget, ein göttliches Geſetz überhaupt zu erkennen, ſondern der uns auch fühlbar wahrnehmen läßt, ob etwas ſeiner Natur nach recht oder unrecht, erlaubt oder ſtrafbar, rühmlich oder ſchändlich ſey. Die Abſicht alſo, zu der wir von Gott erſchaffen ſind, zu bemerken und zu erforſchen, und die Mittel, die wir anwenden müſſen, jene zu erreichen und auszuführen, lehret die philoſophiſche Moral. Dieſe höchſte Abſicht kann nichts geringers ſeyn, als eine dauerhafte und allgemeine Zufriedenheit und Glückſeligkeit der Menſchen, durch einen freywilligen Gehorſam gegen unſern Herrn und Schöpfer. Dieſe von ihm geordnete Glückſeligkeit mit Unterwerfung, Treue und Eifer ſuchen und befördern, iſt Pflicht, Weisheit und Tugend; und ſo wie die Pflichten, die uns die Natur lehret, Mittel zu unſerm wahren Glücke ſind; ſo ſind ſie auch unveränderlich, und in dem ewigen Willen Gottes und in ſeiner Heiligkeit gegründet. Denn einen Gott denken, der bloß gütig und allmächtig, nicht aber zugleich heilig und gerecht iſt, der es nicht achtet, ob wir ſeinem Willen, den er uns in dem Gewiſſen und in der Vernunft offenbaret, gehorchen oder nicht, heißt Gott ſchänden und ſein Weſen aufheben. Die Moral lehret uns alſo heilige Pflichten, und für uns ſelige. Sie lehret uns den Unterſchied des Guten und Böſen, des Edlen und Unedlen, des Rühmlichen und Schändlichen erkennen, damit wir deſto leichter das Gute ſuchen, und das Böſe verwerfen. Wie billig ſollten wir daher ihre Befehle erlernen und ausüben, da wir unaufhörlich das Verlangen fühlen, glücklich zu ſeyn!

Allein die Neigungen und Leidenſchaften, die uns Gott zu Triebfedern unſers Glücks, zur Erreichung deſſelben, oder zur Abwendung des Uebels, gegeben hat, ſind Kräfte, die eine freywillige und ihren Gegenſtänden gemäße und ſorgſame Anwendung erfordern. Zu heftig oder zu ſchwach begehren und verabſcheuen, entfernet uns beides von unſerm Glücke. Das Gute verlangen, das Böſe ſcheuen, und doch die Mittel, jenes zu erhalten, dieſes zu vermeiden, nicht ſuchen und gebrauchen wollen, iſt ein kindiſches, widerſprechendes und rebelliſches Verlangen nach Glückſeligkeit.

Ferner; unſre Neigungen und Bedürfniſſe ſind mannichfaltig. Eine Neigung, die zu unſerer Natur gehöret, ſo befriedigen, daß wir die andern unerfüllt laſſen, oder beleidigen, iſt wider die Eintracht unſrer Seele und wider das Syſtem des Glücks. Wir ſind auch vieler Vergnügungen fähig, die einander dem Werthe nach untergeordnet ſind, und die wir nicht alle zugleich genießen können; vieler Schmerzen, die eben-

ebenfalls von verſchiedener Größe ſind, und die wir nicht alle von uns entfernen können. Fehlen wir nun hier bey unſrer Wahl; wählen wir nicht das größere Gut, wenn wir ein kleineres zugleich nicht erreichen können; wählen wir nicht das kleinere Uebel, um dem größern zu entgehen; wollen wir gleichſam Frühling und Sommer, Saat und Erndte, zugleich in unſrer Seele haben, eine bittere Arzney mehr ſcheuen, als die Krankheit: ſo handeln wir wider die Natur, und wider unſer Glück, deſſen Weſen durch unſern Willen nicht kann geändert werden.

Alles dieſes ſetzt einen Anführer, den Verſtand, voraus, und eine Achtſamkeit auf ſeine Stimme und auf den Ausſpruch eines innerlichen Gefühls deſſen, was gut iſt, oder nicht. Aber den Verſtand gehörig fragen und anhören, ſeine Ausſprüche mit unſerm Gewiſſen vergleichen, dazu gehöret Aufrichtigkeit, Lehrbegierde, und eine Stille der heftigen Leidenſchaften. Iſt es alſo zu verwundern, wenn wir ihn, dieſen Verſtand, oder die Stimme des Herzens oft gar nicht, oft dunkel und irrig verſtehen? — Wir müſſen den Befehlen des Verſtandes oft dadurch gehorchen, daß wir ihnen eine ſüße Neigung entweder ganz aufopfern, oder die unordentliche Selbſtliebe doch mäßigen. Beides iſt Arbeit, und eine Gewalt, die wir uns ſelbſt anthun müſſen. Wird es alſo nicht gewiß ſeyn, daß die Tugend, daß unſer Glück, ohne Mühe, ohne fortgeſetzte Mühe, weder erlanget, noch erhalten werden kann, und daß alſo die Moral ein Werk unſers ganzen Lebens, des jugendlichen, des männlichen, des höhern Alters, daß ſie keine müßige Weisheit der Schulen, keine kraftloſe Nahrung des Gedächtniſſes, keine pralende Wiſſenſchaft ſey, um in Geſellſchaften oder Büchern damit zu glänzen, ſondern ein Unterricht, dem wir in unſerm Herzen und ganzen Wandel, in der Stille und im Geräuſche, in den Stunden der Arbeit und der Erholung, im Glücke und im Unglücke, in geſunden und kranken Tagen, nahe am Tode und fern vom Grabe, in allen Verhältniſſen des Lebens, als Kind, als Vater, als Bruder, als Gatte, als Freund, als Lehrer, als Regent, als Unterthan, als Bürger des Vaterlandes, und als Bürger der Welt und der Ewigkeit folgen ſollen? Denn wo iſt ein Gemüthszuſtand, ein Zeitpunkt, ein Fall zu erdenken, der nicht eine gehörige, moraliſche und freye Anwendung unſrer Kräfte erforderte? Und wo iſt ein Fall, da es beſſer wäre, wider die heilige, unveränderliche Anordnung eines allwiſſenden, gütigen, gerechten und allmächtigen Weſens zu handeln, in welches ſich alles zu unſerm Glücke, oder zu unſerm Verderben vereiniget?

Die Moral iſt, gleich der Sonne, ein Licht, das unſern Geiſt erleuchtet; ſie breitet ihren Glanz über die ſittlichen Gegenſtände aus, und kläret dem Auge des Menſchen die mannichfaltigen

Schuldigkeiten und Abſichten ſeines Daſeyns aus ſeinen Fähigkeiten und verſchiedenen Beſtimmungen auf. Allein ſie iſt nicht bloß ein Licht, das erleuchtet, ſie ſoll auch das Herz beleben. Sie ſoll den Saamen der natürlich guten Neigungen erwärmen, daß er ſeine Früchte, die Früchte der Tugend und Glückſeligkeit für uns und Andre trage. Unſer Geſchmack am Guten nimmt zu, je mehr wir die Schönheit und Göttlichkeit der Tugend und ihren wohlthätigen Einfluß in alle Verhältniſſe des Lebens kennen lernen. Wir fangen an, das Löbliche, das Rechtſchaffne und Geſetzmäßige der Gedanken, Neigungen und Handlungen lebhaft, geſchwind und in ſeinen verſchiedenen Graden zu empfinden. Und dieſe Empfindung, wenn wir ſie warten und pflegen, begleitet uns durch alle Umſtände des Lebens, ermuntert uns zu unſrer Schuldigkeit, und macht uns ſinnreich und eifrig, ſie auf die beſte Art zu beobachten. Dieſe fortgeſetzte Beobachtung fließt wieder in unſre Neigung ein, und ſtärkt ſie dankbar mit neuen Kräften. Es wird uns leichter, gut zu ſeyn, weil wirs ſchon oft geweſen ſind. Ein geheimes Vergnügen, recht gethan zu haben, breitet ſich in unſerm Herzen aus, und macht uns muthig, froh für uns, froh für Andre, freudig gegen Gott; denn der Tugendhafte, wie der weiſeſte König es ausgedrückt hat, iſt getroſt, wie ein junger Löwe.*) Dieſes ſtille Vergnügen, der erſte Segen der Tugend, durchſtrömt, gleich einem ſanften Bache, das Herz und tränket ſeine edlen Neigungen; ſie ſchlagen Wurzel und wachſen. So wächſt auch der Abſcheu gegen das Laſter. Wir erkennen ſeine Häßlichkeit, ſeinen ſchändlichen Einfluß, ſeinen Streit mit der Vernunft und dem Geſetze Gottes; wir fühlen an unſren eignen Thorheiten und Vergehungen die beſtrafende Laſt des Böſen, und lernen es haſſen. Dieſer Haß begleitet uns in die Verſuchungen, und hilft uns ſiegen. Wir finden an den Beyſpielen und dem Umgange der Rechtſchaffnen ein Gefallen; unſer Herz eifert ihnen nach, und wird durch ſie edler. Wir bemerken die Beyſpiele der Laſterhaften mit Mißfallen; unſer Herz verſchließt ſich ihrem Umgange, und ſchätzt das Gute deſto höher. So macht ein glückliches Gemälde der Kunſt, das neben einem häßlichen aufgeſtellt iſt, unſern Geſchmack an dem Schönen nur lebhafter; und das Mißfallen an dem Schlechten erhöht die Liebe zu dem Schönen. — Auf dieſe Weiſe bildet und beſſert die Moral das Herz.

---

*) Sprüche Sal. 18, 1.

Allein die Moral zeigt uns auch vornehmlich unſer Verhältniß mit dem Ewigen, dem Vater der Geiſter und aller Vollkommenheit. Ihn kennen, dieſes muß auf unſer Herz den ſeligſten Einfluß haben. Ihn kennen heißt zugleich ihn lieben, verehren, anbeten, ſich ſeiner erfreuen, ſich ſeinen Befehlen und Schickungen ohne Ausnahme unterwerfen, Dankbarkeit und Vertrauen gegen ihn fühlen, und Bewundrung und Liebe gegen ſeine Vollkommenheit und Werke. Erweckt und befeſtiget die Moral dieſe Erkenntniß und dieſe Neigungen: ſo iſt offenbar, daß ſie unſer Herz zur höchſten Stufe der Würde und Glückſeligkeit, deren wir von Natur fähig ſind, erhebt. Dieſe Erkenntniſſe und Neigungen ſind durch ihren Gegenſtand groß; und darum erheben ſie das Herz. Sie vereinigen uns mit der Quelle der Vollkommenheit; und darum machen ſie unſer Herz ruhig und zufrieden. Sie geben unſern Privatneigungen und den geſelligen Pflichten Ordnung und Leben, und werden die heiligſten und mächtigſten Bewegungsgründe zur Rechtſchaffenheit ohne Zeugen, ohne irdiſche Belohnungen des Ruhms und Eigennutzes, bloß aus einem ehrwürdigen Gehorſame gegen die Gottheit. Sie ſtärken uns, unſre eignen Vortheile zu vergeſſen, und der Tugend auch ſchwere Opfer zu bringen, ſo bald unſer eignes Vergnügen mit unſern Pflichten nicht beſtehen kann. Sie ſtärken uns, Ruhe, Bequemlichkeit, Güter, Geſundheit, ja ſelbſt das Leben, wenn es die Gottheit verlangt, großmüthig zu verleugnen, und auch aus ihrer Hand Elend mit Dank, und Schmerzen mit Geduld und höhern Hoffnungen eines künftigen glückſeligern Lebens, anzunehmen. Dieſes iſt der höchſte Zug des moraliſchen Charakters, nämlich die Gewißheit einer ewigen Fortdauer, welche unſer Herz wünſchet, die Einrichtung unſrer Seelenkräfte verſpricht,

ſpricht, und der Begriff von der Güte, Macht, Weisheit und Heiligkeit Gottes unterſtützet. Die Moral, die unſern Geiſt zur Tugend bildet, iſt alſo eine Wiſſenſchaft für mehr als Ein Leben; und unſer moraliſches Glück iſt das einzige, das uns mit unſerm Herzen in die Unſterblichkeit folget. In dieſem Leben keimt unſre Tugend, die Ewigkeit bringt ſie zur Reife, und iſt die Erndte unſers Geiſtes. Aber welches ſind die Geſetze der Moral?

Der Geſetze der Weisheit und Moral ſind nicht viele; nur der Erklärungen, Beweiſe und Anwendungen dieſer Geſetze giebt es viele. Thue, ſo lautet das Hauptgeſetz der Moral, thue, aus Gehorſam und mit Aufrichtigkeit des Herzens gegen deinen allmächtigen Schöpfer und Herrn, alles, was den Vollkommenheiten Gottes, was deinem eignen wahren Glücke und der Wohlfahrt deiner Nebenmenſchen gemäß iſt; und unterlaß das Gegentheil. Dieſe Geſetze und die Verbindlichkeit, ihnen zu gehorchen, ſind für eine durch die Offenbarung aufgeklärte Vernunft nicht ſchwer zu erkennen. Denn ohne das Licht der Religion würden auch wir in der Lehre von Gott und der Tugend nicht heller ſehen, als die Weltweiſen des Alterthums, welches doch die ſcharfſinnigſten Männer waren; und gleichwohl weis in unſern Tagen das geringſte Dorf mehr von dem Einigen Gott und den Pflichten des Menſchen, als die Städte, worinne Künſte und Wiſſenſchaften ſo vorzüglich blühten, als Athen und Rom wußten. Dieſe Geſetze der Moral alſo zu erkennen und zu beweiſen, iſt für uns keine ſchwere Weisheit; aber ſie in allen Umſtänden, zu aller Zeit, und in allen Verhältniſſen, aus Ehrfurcht gegen Gott, auszuüben trachten, dieß, dieß iſt die ſchwerſte und höchſte Weisheit. Das Herz hat eigentlich nur Eine Tugend, und dieß iſt der lebendige, kräftige, von dem Gewiſſen und der Vernunft erzeugte Vorſatz, überall gut und der göttlichen Beſtimmung ohne Ausnahme gemäß zu handeln, weil wir nichts ſeligers thun können. Aus dieſer Tugend des Herzens fließen, gleich als aus einer reichen Quelle, viele Ströme einzelner Tugenden und Pflichten.

Die vornehmſten dieſer Tugenden, als die letzten und höchſten Güter des Menſchen, in deren Beſitze er Ruhe und Zufriedenheit, und die wahre Hoheit des Geiſtes findet, ſind **Ehrfurcht und Liebe gegen Gott; Mäßigung und Beherrſchung ſeiner Begierden; Gerechtigkeit und Liebe gegen die Menſchen, unſre Brüder; Fleiß und Arbeitſamkeit in ſeinem Berufe; Gelaſſenheit und Geduld im Unglücke; Demuth, Vertrauen auf die göttliche Vorſehung, und Ergebung in ihre Schickſale.** Dieſe Güter ſind das Einkommen des Gewiſſens und einer wohl angewandten Vernunft. Deutlicher zu reden, wir fühlen Neigungen zum Guten, die das Gewiſſen eingiebt, und die Vernunft rechtfertiget; wir fühlen Neigungen des Herzens zum Böſen, deren Schändlichkeit das Gewiſſen ausſagt, und die Vernunft durch Gründe erweiſt. In dem Mangel dieſer unerlaubten Neigungen, und in der größern Anweſenheit der guten, in der Regierung der natürlichen Triebe und Begierden des Willens nach den erkannten göttlichen Geſetzen und Abſichten, in der Beherrſchung unſrer Sinne und Unterdrückung der Leidenſchaften, in dem Bewußtſeyn, daß wir das ſind, was wir nach dem Plane und der Anordnung Gottes ſeyn ſollen, oder vielmehr, daß wir uns aufrichtig und eifrig beſtreben, ſo gut zu ſeyn, als wir ſeyn ſollen; — darinne muß unſre höchſte Pflicht und das höchſte Glück der Seele beſtehen.

Daß aber die Herrſchaft über ſeine Begierden und Leidenſchaften, zu welcher Wachſamkeit und Vorſicht gehören; daß die Liebe und der Eifer für das Gute, daß Gerechtigkeit, Güte und Menſchenliebe, die allezeit mit unſerm und Andrer Glücke in Verwandtſchaft ſtehen, und uns der Gottheit am ähnlichſten machen; daß Unerſchrockenheit, Gelaſſenheit und Geduld bey den mannichfaltigen Gefahren und unvermeidlichen Unfällen des Lebens; daß Demuth, ohne welche der Menſch eine ewige Lügen iſt; daß Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen zu Gott, und die ſtille und beſtändige Ergebung in ſeine weiſen Schickungen, Güter der Seele vom höchſten Werthe, und alſo unſre höchſte Pflicht ſind, das heißt, daß wir ohne ſie kein wahres Verdienſt, kein beſtändiges Glück beſitzen, dieſes läßt ſich empfinden und beweiſen.

Der Böſewicht, der dieſe Güter nicht beſitzt, erklärt ſie durch ſeine Unruhen und ſchreckensvollen Empfindungen für die höchſten. Warum zittert er, wenn ihm ſein Glück nicht mangelt? Der Gute erklärt ſie durch ſeine Zufriedenheit und ein geheimes Bewußtſeyn für die höchſten. Warum wäre er in ihrem Beſitze ruhig, wenn noch größere Güter für ſein Herz vorhanden wären? Unſer Gewiſſen kündiget mit einer unwiderſtehlichen Beredſamkeit uns dieſe Eigenſchaften als edel und liebenswürdig, und die entgegen geſetzten als ſchrecklich und ſtrafwürdig an. Man denke ſich ſelbſt in aller Herrlichkeit der äußerlichen Güter, im Ueberfluſſe der Ehre, des Reichthums und der Hoheit, mit allen Vergnügungen der Einbildungskraft umgeben, mit aller Erkenntniß der Künſte und Wiſſenſchaften bereichert, und mit dem trefflichſten Verſtande begabt; und zugleich denke man ſich mit einem Herzen, dem die obengenannten Güter, dem Mäßigung ſeiner ſelbſt, Rechtſchaffenheit und Gottesliebe fehlen; wird uns unſer Gewiſſen für glücklich erklären? Man ſtelle ſich vor, daß ein höherer Geiſt, der unſre ganze Beſtimmung überſähe und dieſes Herz in uns offen erblickte, den Ausſpruch von unſerm Werthe thun ſollte, würde er uns wohl mit ſeinem Beyfalle beehren können? Er ſähe in unſrer Seele da, wo Güte und Wohlwollen herrſchen ſollte, einen kriechenden Eigennutz, anſtatt der Ehrfurcht und des Vertrauens gegen Gott eine kindiſche Eigenliebe und Vergötterung unſrer ſelbſt; würde er uns bey allem äußerlichen Glücke, bey allen Gaben des Verſtandes, bey aller irdiſchen Hoheit, nicht für die armſeligſten Thoren halten, denen Ordnung und Uebereinſtimmung fehlte? Wird uns wohl der rechtſchaffne Mann in dieſem unſerm Charakter, wenn er ihn kennt, ſeiner Achtung und Liebe würdig finden? Und die Gottheit ſelbſt, mit welch einem Auge wird ſie auf ein ſolches Herz herab ſehen? Iſt Gott nicht ein gerechterer Richter, als der frömmſte Menſch und der höchſte Engel? Läßt ſichs ohne Läſterung denken, daß er, die Quelle alles Guten, die Rechtſchaffenheit des Herzens weniger ſchätzen und fordern ſollte, als Menſch und Engel? daß er die böſe Beſchaffenheit unſers Herzens, die ihm ſtets offenbar iſt, und die ſeinem heiligen Weſen und ſeinen Abſichten mit uns widerſtreitet, nicht haſſen und beſtrafen ſollte? Es muß alſo das moraliſche Gut des Herzens ſeyn, was unſerm Geiſte die höchſte Würde, das höchſte Vergnügen und den höchſten Beyfall ſchenkt. Und ſo wenig ſich der Menſch ohne Geſundheit wohl befindet; ſo wenig kann er ohne die Güte des Herzens ruhig und glückſelig ſeyn; die Tugend iſt die Geſundheit der Seele. Dieſes Gut, wie es in dieſem Anfangszuſtande der Hauptinnhalt unſers Glücks und unſrer Beſtimmung iſt, muß zugleich der Keim der Glückſeligkeit auf eine ewige Fortdauer ſeyn, da unſre Seele daſſelbe nie, ohne ihr Weſen zu verlieren, verlieren kann.

Dieſe Eigenſchaften und Güter des Herzens können ferner von allen Menſchen geſucht und durch fortgeſetzte Beſtrebungen in einem gewiſſen Maaße erlangt werden; ein offenbarer Beweis, daß ſie die vornehmſten ſind. Die übrige Glückſeligkeit ſteht ſelten ganz in unſrer Gewalt. Es gehören zu ihrem Beſitze beſondere Umſtände und Zeiten. Hohe Einſichten und Wiſſenſchaften zu beſitzen, Geſundheit, Ehre und Macht zu haben, und beſtändig zu haben, kömmt nicht auf unſern Willen, nicht auf unſre Bemühung und Vorſichtigkeit allein an; ſie hängen oft von der Geburt, und oft von Umſtänden ab, die wir weder herbey rufen, noch vorher ſehen können. Sie ſind nie ganz unſer. Aber die Güter des Herzens bieten ſich allen Sterblichen an. Jeder kann ſich die wahre Güte der Seele erwerben, die in der Anwendung der Geſetze der Vernunft und des Gewiſſens beſteht. Er kann im Stillen ein König ſeyn, und weiſe über ſeine Neigungen regieren. Er kann ſeinen Begierden die angewieſnen Grenzen ſetzen, ſeine Leidenſchaften unterdrücken, daß ſie das Reich der Ordnung und die Wohlfahrt des Geiſtes nicht umſtürzen. Er kann den Mißbrauch der natürlichen Triebe, die auf die Erhaltung des Lebens und die Fortdauer des menſchlichen Geſchlechts abzielen, verhüten, und ſie durch ihre rechtmäßige Abſicht, zu der ſie die Vorſehung uns eingepflanzet hat, regieren; das heißt, er kann mäßig, enthaltſam und keuſch ſeyn. Er kann die geringern Uebel um eines höheren Gutes willen beherzt über ſich nehmen, ſeine Unruhe über den Mangel gewiſſer Güter des Lebens beſänftigen, und die Laſt der größern Unfälle und Leiden, die von der menſchlichen Natur nicht können getrennet werden, durch weiſe Betrachtungen ſchwächen; er kann alſo großmüthig, gelaſſen und geduldig ſeyn.

Der Menſch kann ſein Vergnügen in dem Glücke der Andern erneuern, es durch Handlungen befördern, ihren Schmerz durch Mitleiden verringern, durch Hülfe und Rath heben, und wiſſen und fühlen, daß er gütig und gerecht iſt, daß er liebt und wieder geliebt wird, daß er ein Freund und Beförderer der Wohlfahrt der Menſchen iſt. Die größte Wolluſt des Herzens! Er kann ſeinem guten Herzen den Adel der Demuth und die Verfaſſung geben, ſich nicht für würdiger zu halten, als er iſt, und Andre nicht für geringer, als ſie ſind; Andrer gute Eigenſchaften und Talente zu ſchätzen, und von den ſeinigen ein beſcheidnes Urtheil zu fällen; endlich ſeine Unwürdigkeit gegen den zu erkennen, welcher ihm und Andern der gütige Geber aller Vorzüge und Gaben des Geiſtes, des Körpers und des Glücks iſt. Dieſe Tugend der Demuth, die ihn erniedriget, wird ihn nicht niederſchlagen, ſondern ihm den edlen Muth geben, immer beſſer und würdiger zu werden, und ihn vor den lügenhaften Eingebungen des Stolzes bewahren, der alle Wahrheit des Herzens aufhebt. Sie wird ihn vor der Verachtung gegen Andre, und vor dem Neide, der unedelſten Leidenſchaft, ſchützen, ihn ſanftmüthig, gelinde und gütig gegen Andre bilden, und ihn eben dadurch zu den Dienſten und Freuden der Geſelligkeit und Freundſchaft fähiger machen. Der Menſch kann Ehrfurcht, Vertrauen, Liebe und Dankbarkeit gegen den Vater und Erhalter aller Geſchöpfe in ſeiner Seele erzeugen und nähren, und ſich dadurch die höchſten Freuden erſchaffen, die ein Herz fühlen muß, das die ganze Welt als eine große Familie anſieht, die von dem weiſeſten, und mächtigſten, und gütigſten Weſen regieret wird, das über alle wacht, und deſſen Liebe unendlich iſt. Jeder Sterbliche, ſage ich, kann dieſe Güter, als ein Eigenthum beſitzen; und ſie zu erlangen, zu beſchützen und zu vermehren, giebt uns die Natur in allen Altern des Lebens, Mittel und Gelegenheiten. Der Knabe, der Jüngling, der Mann und der Greis können, obgleich mit verſchiednen Kräften, nach dem Beſitze dieſer Eigenſchaften und Güter des Herzens trachten; und ſie ſelbſt dürfen uns in keinem Auftritte, in keinen Umſtänden des Lebens, ohne Verluſt unſrer Zufriedenheit, ganz fehlen. Sie verſchönern das äußerliche Glück, und geben ihm noch mehr Reiz für uns. Sie ſind in traurigen Stunden Beruhigung, und in Unfällen Troſt und Schutz. Der Weiſe iſt ohne ſie ein lebloſer Zeiger, der die Stralen der Sonne auffängt, und ſie auf ſeiner Oberfläche, ſich ſelbſt unnütze, von fremden Augen bemerken läßt. Der Schwächſte am Verſtande wird durch dieſe Tugenden nützlich und glücklich. Der Hohe und der Niedrige, keiner kann ſie entbehren, ohne in ſeiner Sphäre eine Mißgeburt zu ſeyn, die ſich, und Andern mißfällt, und dem Schöpfer ein Greul iſt. Der letzte Auftritt des Lebens, da wir alle die andern Güter verlaſſen müſſen, erklärt endlich die Güter des Herzens für die würdigſten. Sie verſüßen das Schrecken des Todes, und machen den Augenblick, in dem auch Helden zittern, für uns zum troſtvollen und ruhigen. So glücklich kann die Moral und die Ausübung ihrer Pflichten jeden Sterblichen, auch den Niedrigſten machen; wie viel glücklicher für ſich und die Welt, den Fürſten, den Beherrſcher eines ganzen Landes! Er kann und er ſoll der Gottheit am ähnlichſten werden.

Daß wir dieſes rühmliche Geſchöpf zu ſeyn, uns bemühen, daß wir dieſe Güter zu erlangen, uns beſtreben ſollen und können; dieſes iſt nach der Vernunft gewiß. Aber daß unſre natürliche Tugend ſehr unvollkommen bleibt, daß wir oft tauſend Bemühungen, uns zu beſſern, fruchtlos anwenden, daß wir eine Neigung zum Böſen, die ſowohl durch die Geburt, als durch die Erziehung und durch Beyſpiele erzeugt iſt, in uns tragen,' daß ſie der beſte Menſch nie ganz bekämpfen kann, daß wir eine große Trägheit und oft ein Unvermögen zum Guten fühlen, dieſes lehret uns die Erfahrung.

Und daß wir dieſes Verderben, dieſes Unvermögen, nicht durch die bloßen Kräfte der Natur, ſondern durch einen höhern göttlichen Beyſtand überwinden können, dieſes lehret uns die Religion; und ein Blick in unſer Herz, in unſer Leben beſtätiget dieſe Lehre. Wenn alſo der Menſch keine, als die natürliche Religion, empfangen hat: ſo iſt das Syſtem, von dem ich itzt geredet, wahr und gut, und er muß ihm folgen. Hat er aber eine nähere Offenbarung von Gott und ſeinen Pflichten, wie ſie der Chriſt hat, und höhere Mittel, ſeinen Verſtand zu erleuchten, und ſein Herz zu beſſern und zu bilden, als die Mittel der Natur ſind: ſo muß ihm die natürliche Religion die Führerinn zur geoffenbarten werden, oder er treibt den ſchändlichſten Mißbrauch mit der Vernunft, und wird ein Rebell gegen die Weisheit und Güte Gottes.

Die allgemeinen Hülfsmittel aber, die uns die Natur darbeut, zur Tugend zu gelangen und uns in derſelben zu befeſtigen, laſſen ſich von einem forſchenden Verſtande leicht entdecken. „Erwirb dir, ſo lehret die Vernunft und die Erfahrung, erwirb dir eine deutliche, überzeugen-

„de

„be und vollſtändige Erkenntniß deiner Pflichten,
„ihrer Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit; erneure
„und befeſtige dieſe Erkenntniß oft, bewahre
„ſie vor Irrthümern, und wende ſie ſorgfältig
„auf das Leben und die Ausübung an, und lerne
„es empfinden, daß deine Pflicht, auch die ſchwerſte,
„dein Glück iſt. — Wache über deine Leidenſchaften
„und deine Sinnlichkeit, ſie verführen
„dich; ſetze daher ein weiſes Mißtrauen in
„dich ſelbſt, und prüfe täglich dein Herz und deinen
„Wandel mit Aufrichtigkeit; denn jeder neuer
„Tag iſt ein neues Leben für dich. — Denke
„oft, in feyerlicher Stille, mit Ehrfurcht an Gott,
„und ſuche in der Betrachtung ſeiner Vollkommenheiten
„und Werke, und in den Spuren ſeiner
„beſondern Vorſehung und Liebe gegen dich, den
„heiligſten Antrieb, überall rechtſchaffen zu handeln;
„weil er dich überall bemerket. Laß dich
„dieſe Betrachtung zum demüthigen Danke und
„zum willigen Gebete um ſeine Hülfe und Gnade
„leiten; denn was wäreſt du ohne ſie? — Lerne,
„wie dich ſelbſt, ſo auch die Menſchen, mit denen
„du umgeben biſt, und die Welt, die du bewohneſt,
„mit ihren Gütern und dem wahren Werthe
„derſelben, immer ſorgfältiger erkennen. —
„Denke fleißig an die große Abſicht, zu der du
„auf Erden lebſt, oft an die Kürze deines Lebens,
„an die Würde und Unſterblichkeit deines Geiſtes,
„an die Belohnungen der Tugend und an die
„Beſtrafungen des Laſters, nicht allein auf die-

„ſes Leben, ſondern auf eine ganze Ewigkeit hin„aus. — Unterdrücke nie den Trieb deines Ge„wiſſens und die innerliche Schamhaftigkeit vor „dem Böſen; ſie ſind die Schutzengel des Gu„ten. — Beſtrebe dich früh in deiner Jugend „gewiſſenhaft zu leben, ehe ſich dein Herz gegen „das Gute verhärtet. — Suche dich ſtets nütz„lich zu beſchäfftigen, und lerne Mühe über dich „nehmen; denn ohne Mühe iſt kein Glück, und „kein Verdienſt, und keine Tugend. — Verſage „dir oft auch erlaubte Vergnügungen, um die „Herrſchaft über deine Neigungen zu behau„pten. — Fliehe den Umgang der Laſterhaften, „ſuche die Geſellſchaft guter Menſchen, lerne Klug„heit aus ihren Beyſpielen, und Weisheit aus „dem Unterrichte der Verſtändigern, und aus dem „Leſen nützlicher Schriften für den Verſtand und „das Herz. — Dieſes thue, und fahre fort, „es zu thun, ſo wirſt du an Tugend und Glück„ſeligkeit wachſen.“ Dieß ſind die vornehmſten Rathſchläge der Vernunft.

Es iſt indeſſen wahr, wir können die ganze Glückſeligkeit des Menſchen nicht bloß in die gute Verfaſſung des Herzens ſetzen. Der Menſch, der nicht Geiſt allein, ſondern auch Körper iſt, und durch ſeine Sinne ſo viel angenehme Empfindungen genießen kann, bedarf auch der äußerlichen Gegenſtände des Glücks. Bequemlichkeit, Geſundheit, Dauerhaftigkeit und Stärke des Körpers, ein guter Name, Freyheit und Sicherheit, Anſehn und Reichthum ſind wünſchenswerthe Güter; aber doch nur die kleinern. Krankheit, Niedrigkeit, Armuth, Verachtung, Mangel der Bequemlichkeiten, ein gebrechlicher Körper ſind Uebel, gegen die wir nie ganz gleichgültig ſeyn können; aber es ſind doch nur die geringern. Die größten Böſewichter haben oft alle Macht, alle Reichthümer beſeſſen, und ſich doch für unglücklich erkläret. Den Beſten und Frömmſten unter den Menſchen hat oft das äußerliche Glück gemangelt; und ſie haben durch ihre Zufriedenheit doch bewieſen, daß ſie nicht unglücklich waren, und daß ihre Tugend ſie ſchadlos hielt. Man frage ſein Herz aufrichtig, wen es für glücklicher hält, einen ruhig ſterbenden Sokrates, oder einen ungerechten Richter, der ihn zum Tode verdammt? Einen unſchuldig gefangenen Joſeph, oder das glückliche Laſter, das ihn in Feſſeln ſchlägt? Einen freudigen Paulus in Ketten, oder einen Felix, der vor ſeiner Beredſamkeit zittert? Vermindern wohl Würden und Reichthümer die Pein eines erwachten Gewiſſens und die Furcht des Todes? Wir ringen nach ihnen, wir erreichen ſie, und werden gieriger, derſelben noch mehr zu erreichen. Sie ſtillen unſre Wünſche nie ganz; denn unſre Wünſche ſind unerſättlich. Und wenn wir ſie auch mäßigen, kömmt denn die Befriedigung dieſer gemäßigten Wünſche nur auf uns, und nicht auf günſtige Erfolge an, die nicht von uns abhängen?

Erlangen wir dieſe äußerlichen Güter nicht, indem wir ſie ſuchen, ſo verwandelt ſich die verfehlte Hoffnung in Unruhe. Hingegen das moraliſche Gut (welche ſelige Eigenſchaft!) erfüllt uns auch noch zu der Zeit, wenn wir darnach trachten, und es nicht gleich, oder nicht im höchſten Maaße erhalten, doch mit innrer Beruhigung und ſtillem Beyfalle. Die Herrſchaft über meinen Zorn, die ich itzt zu behaupten ſuche, glückt mir nicht ganz, oder doch nur ſpät. Dennoch bin ich mir meiner guten Abſicht bewußt; und dieſes tröſtet mich. Ich habe lange nach der Geduld geſtrebt, und ich ſehe immer noch dieſes Gut nicht ganz mein. Dennoch beruhiget mich der Gedanke: du haſt ſie nicht vergebens geſucht, du haſt deine Pflicht gethan. Ich will eine heilſame Anſtalt befördern helfen. Das Mittel iſt gut, das ich wähle; aber mein Fleiß und meine Mühe bringen den erwünſchten Ausgang nicht hervor. Dennoch ſind ſie nicht verloren. Das Andenken der guten Abſicht, des redlichen Fleißes, belohnet mich, ob ich gleich die Furcht nicht erreicht ſehe. Ich bin doch beſſer geworden, weil mein Herz etwas Gutes gewollt hat; und keine Zeit, kein Urtheil der Menſchen, kein Zufall kann mir dieſen Vortheil entreißen. Wie weit trefflicher und höher ſind alſo die moraliſchen Güter, ihrer Beſchaffenheit nach, als die übrigen Güter! Welche erquickende Belohnung iſts, ſich von einer niedern Stufe der Weisheit und des Guten auf die höhere fortgerückt, ſich von dieſem, von jenem Fehler losgeriſſen ſehen, einer unerlaubten Begierde widerſtanden, eine ſtürmiſche Leidenſchaft beſiegt haben, ſich vorſichtiger und wachſamer, mäßiger und keuſcher, beſcheidner und gelaßner, in Gefahren muthiger und entſchloßner, im Unglücke getroſter erblicken, und ſich des hohen Beyſtandes der Vorſehung und ihrer ewigen Gnade getröſten dürfen!

So ſey dein liebſtes Gut ein frommes weiſes Herz!
Dieß mehre deine Luſt, dieß mindre deinen Schmerz,
Dieß ſey dein Rang, dein Stolz, dein höchſtes Glück auf Erden!
Sonſt alles, nur nicht dieß, kann dir entriſſen werden.
Zu wiſſen, es ſey dein, zu fühlen, daß dus haſt,
Dieß Glück erkaufſt du nicht durch aller Güter Laſt;
Und ohne dieſes Herz ſchmeck noch ſo viel Vergnügen,
Es iſt ein Rauſch; und bald, bald wird der Rauſch verfliegen.

Zweyte Vorleſung.

Von der natürlichen Empfindung des Guten und Böſen, des löblichen und Schändlichen.

Meine Herren, es giebt auſſer dem Unterrichte, den uns die Vernunft von unſern Pflichten anbeut, noch eine andere Belehrung, die uns das Herz durch eine angebohrne Empfindung von dem, was gut oder böſe iſt, ertheilet. Dieſe Empfindungskraft des Herzens unterſtützet den Verſtand in der Beurtheilung der Pflicht, und kömmt ihm nicht ſelten zuvor; oder anders ausgedrückt: wir haben in unſrer Natur nicht nur das Licht der Vernunft, das uns nöthiget, ein göttliches Geſetz der Tugend zu erkennen, ſondern wir beſitzen in unſerm Herzen auch ein Vermögen, durch welches wir empfinden können, ob etwas edel oder unedel, erlaubt oder ſtrafbar, rühmlich oder ſchändlich ſey. Dieſes Vermögen, dieſe Empfindung des Herzens iſt der Grund des Gewiſſens, das eigentlich nur durch den Ausſpruch über unſre Handlungen, ob ſie gut oder böſe ſind, ſich offenbaret. Von dieſer natürlichen ſittlichen Empfindung wollen wir itzt beſonders reden. Laſſen Sie uns alſo den Menſchen in ſeinen verſchiedenen Neigungen, Geſinnungen und freyen Handlungen gegen ſich ſelbſt, gegen andre Menſchen, und gegen Gott betrachten. Fragen Sie Ihr Innerſtes, was Sie an ihm billigen oder mißbilligen, lieben oder haſſen, hochachten oder verabſcheuen, für recht oder unrecht erklären; und warum Sie dieſes thun; und verſuchen Sie, ob wir auch auf dieſem Wege zu den Kennzeichen des moraliſchen Guten und Böſen gelangen können.

Damon ſorgt für nichts, als wie er ſeine Wünſche und Leidenſchaften befriedigen will. Er liebt eigentlich nichts, als was ſeinen Sinnen ſchmeichelt; und ſeine Arbeit beſteht darinne, die angenehmſten Speiſen und Getränke, ſo oft und ſo lange er kann, zu ſich zu nehmen und neue Reizungen des Geſchmacks zu erfinden. Die körperliche Wolluſt iſt ſeine tägliche Gefährtinn. Er ſchläft, um wieder den Genuß dieſer ſinnlichen Vergnügungen zu erneuern; und er erneuert ihn, um wieder ſchlafen zu können. Billiget Ihr Herz dieſe Handlungen und Neigungen? Sehen Sie mit einem geheimen Beyfalle auf dieſen Menſchen? — Setzen Sie ſich an ſeine Stelle. Wird Ihnen das Nachdenken über dieſe Handlungen eine gewiſſe Selbzufriedenheit gewähren?

Eben der Damon treibt ſeine Sinnlichkeit ſo hoch, daß er ſeine Geſundheit ſchwächt und ſich unleidliche Schmerzen verurſachet. Wird Er Ihnen nicht noch verächtlicher? Er geht in dem Genuſſe ſeiner ſinnlichen Ergetzungen ſo weit, daß er die Kräfte ſeines Geiſtes ſchwächt und erſtickt. Seine Familie, ſeine Freunde brauchen ſeiner Hülfe und ſeines Rathes. Aber er kann nicht denken; er iſt zu träge zum Nachſinnen; er ſcheut die geringſte Mühe, und bezeigt keine Neigung für das Glück der Seinigen. Er will ganz dem Geſchmacke, der Trägheit und Weichlichkeit leben; er will bloß für ſich da ſeyn. Nimmt Ihre Abneigung gegen dieſen Menſchen nicht zu? Wollten Sie wohl an ſeiner Stelle ſeyn?

Dieſer Damon, der ſeine Begierden nicht mehr ohne gewaltſame Mittel befriedigen kann, bricht ſeinen Freunden das Wort, hintergeht ſie durch Liſt, leugnet ein anvertrautes Gut, beleidiget ſeinen Wohlthäter, und verräth ſein Vaterland. Können Sie dieſen Mann ohne Abſcheu denken? Und was verachten und haſſen Sie denn an ihm? Dieſes, daß er ohne Regel und Ordnung, daß er nur für ſich ſelbſt lebt; daß er ſeine ſinnlichen Begierden nicht einſchränken will; daß er, um ſeine Wünſche zu erfüllen, Andre hülflos laſſen, oder wohl gar unglücklich machen will.

Aber was verurſacht es, daß Sie die Handlungen dieſes Damons verachten oder verabſcheuen, je nachdem Sie ihn auf den verſchiednen

Stufen ſeiner Lebensart als bloße Zuſchauer betrachten? Iſt ſeine Lebensart nur Ihrer Selbſtliebe und Ihrem eignen Vortheile zuwider? Aber er ſoll in einem fremden Lande, er ſoll in einem andern Welttheile leben, oder lange vor Ihnen geſtorben ſeyn! — Iſt bloß das Urtheil Ihres Verſtandes die Urſache, daß Sie die Aufführung dieſes Mannes mißbilligen? Aber die Urtheile des Verſtandes geben für ſich allein einer Sache den innerlichen Werth oder Unwerth nicht. Der Verſtand iſt nur das Licht, das dieſen Werth oder ſein Gegentheil an den freyen Handlungen, Abſichten und Geſinnungen entdecket. Wir fühlen, wenn wir uns dieſen Damon vorſtellen, ohne daß wir erſt lange unſern Verſtand ausfragen dürften, eine gewiſſe innerliche Abneigung gegen ſeine Handlungen und Geſinnungen, die nicht auf unſern Willen ankömmt, und die uns nöthiget, dieſen Charakter zu mißbilligen; ſo wie wir uns genöthiget finden, ein Geſicht, dem die edelſten Theile, dem Augen und Lippen fehlen, mit Widerwillen zu betrachten.

Gehen Sie noch einen Schritt weiter. Es wird Ihnen von eben dem Damon erzählet, daß er keine Ehrfurcht, keine Liebe und Dankbarkeit, keinen Gehorſam gegen das höchſte und vollkommenſte Weſen, gegen Gott, habe, ſondern vielmehr die entgegengeſetzten Empfindungen in ſich ernähre, und ſie durch ſeine Handlungen ungeſcheut zu erkennen gebe. Wird Ihnen dieſer

Charakter nicht noch ſchrecklicher? Stellen Sie ſich vor, als ob Sie ſelbſt ihn annehmen ſollten. Können Sie dieß mit Gelaſſenheit denken? Und was iſt es denn, warum Sie dieſe Gemüthsverfaſſung verabſcheuen? Iſt es der gekränkte Vortheil Gottes? Aber Gott gewinnt und verliert nichts durch alle unſre Hochachtung und Abneigung. Er iſt und bleibt Gott!

Denken Sie ſich nunmehr einen Menſchen von entgegengeſetztem Charakter. Semnon genießt die ſinnlichen Ergetzungen mit einer gewiſſen Einſchränkung, damit er geſund bleibe. Wir billigen ihn mehr, als den Damon; aber wir haben noch keinen Wohlgefallen an ihm. Vorher verſchloß er ſich einſam bey dem Genuſſe ſeiner Mahlzeiten und ſeines Weines. Itzt öffnet er ſeinen Tiſch den Freunden; und er wird dem Auge des Geiſtes ſchon erträglicher. Er wendet ſeine Reichthümer zu Schmuck und Bequemlichkeiten an, weil ſich ſeine Freunde daran vergnügen und ihm danken — Semnon gefällt ſchon mehr.

Semnon vergnügt ſich an Künſten und Wiſſenſchaften, und füllt durch dieſes Vergnügen einen Theil ſeiner leeren Stunden aus. Wir ſehen ihn in Gedanken lieber bey den Werken der Natur, der Malerey, Baukunſt und Muſik beſchäfftiget, als bey den koſtbarſten Mahlzeiten, bey denen er nur den Geſchmack ſeiner Zunge befriedigte.

Er verbeſſert ſeinen Geſchmack und ſeine Einſicht ſo ſehr, daß er Andre dadurch vergnügen kann; und es iſt ſeine Abſicht, ſie zu vergnügen. Wir fühlen ſchon mehr Wohlgefallen an ihm.

Er kömmt ſo weit, daß er mit ſeinem Verſtande auf nützliche Bemühungen für das gemeine Beſte fällt. Unſre Hochachtung für ihn wächſt. Er hat ſich durch Uebung eine gute und geſchwinde Beurtheilungskraft, ein fertiges Gedächtniß, einen feinen Witz erworben; Fähigkeiten, die ihn vollkommner machen, indem ſie ihn gemeinnütziger für die Welt machen. Er ſchränket ſeine ſinnlichen Vergnügungen noch mehr ein, und iſt unermüdet in Beſchäfftigungen, die ſeiner Nation nützen, ob ſie ſich gleich nicht auf unſern eignen Nutzen erſtrecken. Fühlen wir nicht etwas anders gegen ihn, als gegen einen Damon, der weder Verſtand, noch Geſchmack, noch Arbeitſamkeit beſitzet?

Semnon ſieht Menſchen, die elend ſind. Es iſt ihm unangenehm, daß ſie es ſind. Er wünſchet, ſie wären es nicht. Er iſt beſſer, als Damon; wir fühlen es. — Er freut ſich, daß es ſeinem Hauſe und ſeinen Freunden wohlgeht. Er iſt nach unſrer Empfindung beſſer, als der gleichgültige Damon. — Er ſorgt für das Glück der Seinigen, weil ihm das eine natürliche Liebe befiehlt. Wir billigen es. — Er ſorgt aber bloß für das Glück der Seinigen. Er hat Kräfte und

Gelegenheiten, auch Andern zu dienen; und er thut es nicht. Wir mißbilligen es. — Er fängt an, auch Andern zu dienen. Wir achten ihn ſchon höher.

Er hat einem Bekannten das Leben gerettet. Wir bewundern die That. Aber ſie hat ihn wenig Mühe, wenig Gefahr gekoſtet. Wir bewundern ſie weniger. Er hat es vielleicht gethan, weil er wiſſen konnte, daß ihn der Andre reichlich belohnen, oder daß er ſich einen Namen dadurch erwerben würde. — Unſere Hochachtung fällt. Der Verdacht des Eigennutzes verringert den Werth ſeiner Handlung.

Er hat das Glück einer Perſon durch viele Mühe befördert, ohne Abſicht auf ſeinen eignen Vortheil. Wir beehren eine ſolche That mit Beyfalle. Sie ſetzet eine uneigennützige Neigung, eine gütige Geſinnung voraus. — Er hat mit noch größrer Mühe das Glück vieler Familien, einer ganzen Nation, er hat es mit Aufopferung ſeiner Kräfte, ja ſeines Lebens, zu befördern geſucht; er hat es gethan, weil er es für eine göttliche Pflicht gehalten, ſich um die Wohlfahrt der Menſchen verdient zu machen: und weil es ſein Wunſch und ſeine Abſicht war, dieſen göttlichen Willen zu erfüllen. — Hier fühlen wir den höchſten Grad des Wohlgefallens an einem Semnon, in ſo weit wir ihn im Verhältniſſe gegen ſeine Mitmenſchen betrachten.

Warum können wir alſo dieſer ſeiner Handlung unſern Beyfall nicht verſagen? Weil ſie uneigennützige Geſinnungen, Regungen des Wohlwollens und einer Güte vorausſetzet, die edel in ihrer Abſicht, und nach ihrem Umfange, in ſo weit ſie ſich auf Viele erſtrecket, groß iſt. Wir wollen unter dieſe Vielen itzt nicht gehören. Alſo iſt die That, in ſo weit wir Zuſchauer derſelben ſind, nicht unſers Eigennutzes wegen ſchön, ſondern wegen ihrer innerlichen Güte; nicht des Vortheils wegen, den ſie dem Semnon gebracht, weil ſie ſeinen eignen Vortheil nicht zum Grunde hatte, ſondern demſelben vielmehr entgegen war. Wie könnte ſie uns alſo gefallen, wenn ſie an und für ſich keine Würde hätte? Wie könnten wir ſie billigen, Alle ſie billigen, wenn nicht eine Kraft, eine Empfindungskraft in unſern Herzen verſchloſſen wäre, gewiſſe Neigungen und Handlungen, als löblich oder ſchändlich, als gut oder böſe zu empfinden, ohne daß es bey dieſer Empfindung bloß auf unſern Willen, oder unſre Urtheile ankäme?

Setzen Sie zu dem Charakter des Semnon noch einen Hauptzug. Er iſt von der Macht, Weisheit, Güte und Heiligkeit eines höchſten Weſens, als dem Urſprunge der ganzen Natur, und der Quelle alles Schönen und Guten, vollkommen überzeugt. Er fühlt gegen dieſen allmächtigen Vater die Empfindungen der höchſten Liebe und Dankbarkeit, des kindlichſten Vertrauens und einer uneingeſchränkten Unterwerfung. Er ſtrebt nach dem Beyfalle dieſer höchſten Güte und Weisheit, verläßt ſich im Glücke und Unglücke auf ihre erhaltende und ſchützende Macht, und tröſtet ſich im Tode mit der glücklichen Fortdauer ſeiner Seele und mit der unaufhörlichen Gnade Gottes. Billigen Sie dieſe Gemüthsverfaſſung nicht? Scheint Ihnen Semnons Herz nicht ehrwürdig? Halten Sie ihn nicht für ſo gut in Ihrer Empfindung, als ein Menſch ſeyn kann? und wünſchten Sie ſich nicht in ſeiner Stelle? Aber wer nöthiget Sie dazu, dieſen Mann, ſeine Geſinnungen, ſeine Handlungen hochzuſchätzen? Ein innerliches Gefühl, das Ihnen die Güte ſeines Charakters zu empfinden giebt.

Dieſe ſittliche Empfindungskraft des Guten und Edlen iſt der Vernunft, bey ihren Unterſuchungen von Pflicht und Tugend, zur Gehülfinn gegeben. Aber man erinnere ſich auch, daß dieſer moraliſche Geſchmack, wie alle Fähigkeiten und Kräfte der Seele, ſeine Ausbildung und Anwendung verlanget; daß er zwar in keinem Herzen ganz fehlet; aber daß er durch Sinnlichkeit, Sorgloſigkeit und vorſetzliche Unterdrückung kann verderbt und zurück gehalten werden. Doch wie wir, wenn wir wiſſen wollen, was klug und anſtändig iſt, nicht den Unwiſſendſten, ſondern den Klügſten fragen werden: ſo müſſen wir auch das Gefühl des rechtſchaffenſten Mannes, der uns durch ſeine Handlungen bekannt wird, in der

Frage von dem, was moraliſch ſchön und gut iſt, unendlich mehr hören, als die Empfindungen eines Menſchen, der von Jugend auf ohne Erziehung ſich den Eindrücken der Sinne und den Ausſchweifungen der Begierden überlaſſen hat. Wir können den Geſchmack an der Moralität eben ſo bilden und beſſern, wie wir den natürlichen Geſchmack an dem Schönen in den Werken der Natur und Kunſt erhöhen. Je mehr wir uns mit den Werken des Schönen bekannt machen, ihren Eindruck auf uns wirken laſſen, ihre Theile und die Uebereinſtimmung derſelben betrachten, gegen einander vergleichen, und darüber nachdenken; deſto mehr wächſt er. So wächſt auch der Geſchmack an dem moraliſchen Guten, wenn wir uns edle, rühmliche Neigungen, Abſichten und Handlungen denken; ſie oft, in ihrem Einfluſſe auf das Glück der Menſchen, in ihrer Vortrefflichkeit und in ihrer Uebereinſtimmung mit unſrer Natur, als einem Werke Gottes, denken, ihr Schönes zu empfinden, und durch alles dieſes den Abſcheu gegen das entgegengeſetzte Böſe zu ſtärken ſuchen.

Der Begriff alſo der Tugend und des Laſters, oder deſſen, was den wahren Werth und die wahre Schande des Menſchen ausmacht, ſtützt ſich zwar zuförderſt auf Ausſprüche und Gründe der Vernunft, aber doch auch dabey auf eine moraliſche Empfindung, oder auf einen Trieb des Herzens und Gewiſſens, der uns belehret und fühlen läßt, ob gewiſſe Neigungen, Entſchließungen und freywillige Handlungen eine innerliche Verbindlichkeit und Vortrefflichkeit haben, oder nicht. Jeder frage ſich aufrichtig, ob nicht ſeinem Herzen ein Unterſchied des Guten und Böſen eingedrückt ſey, der ihn nöthige, ohne lange Beweiſe des Verſtandes, dieſe oder jene That, dieſe Abſicht, dieſe Begierde als gut und edel, oder als ſchändlich und ſtrafbar zu empfinden. Es iſt ſelbſt nach der Analogie unſrer übrigen Empfindungskräfte höchſt wahrſcheinlich, daß wir ein ſolches moraliſches und richteriſches Vermögen zu empfinden, und durch die Empfindung zu entſcheiden, beſitzen müſſen. Wir haben ein Gefühl des Schicklichen und Unſchicklichen, welches uns, in Anſehung des äußerlichen Wohlſtandes, unterweiſt; des Unſtreitigwahren und Ungereimten, das unſerm Geiſte, bey der Anwendung der Kraft zu denken, zum Führer dienet; des Schönen und Schlechten, welches das Genie leitet, bey ſeinen Nachahmungen der Natur, faſt ohne daß es ſich deſſen bewußt iſt, nach den Regeln der Natur zu arbeiten. Sollten wir nicht auch für Kräfte und Handlungen von noch größrer Wichtigkeit ein unterſcheidendes Gefühl, nicht auch ein unmittelbares Wohlgefallen an ſolchen Neigungen und Handlungen in unſer Herz eingedrückt erhalten haben, welche die Vernunft zwar rechtfertiget und als billig und gut erweiſt, aber doch, wenn ſie durch nichts unterſtützt würde, in tauſend Fällen viel zu langſam und für die meiſten Menſchen viel zu unvernehmlich beweiſen würde? Wenn wir aber unpartheyiſch auf das merken, was uns eine innerliche Empfindung unſrer Natur für recht und gut zu halten nöthiget, und den Begriff des Guten nachdenken: ſo werden wir dadurch zu dem Bewußtſeyn der höchſten natürlichen Geſetze und allgemeinen Verpflichtungen gelangen; nämlich: „Thue das, was mit der Vollkommenheit Gottes, mit der Wohlfahrt deiner eignen Natur und andrer Menſchen übereinſtimmt, weil du dich dazu verbunden fühlſt; und unterwirf alle deine Neigungen, Abſichten und Handlungen dem Gewiſſen und eben dadurch dem Gehorſame gegen Gott. Unterlaß das Gegentheil, weil es wider die Verbindlichkeit ſtreitet, die dir dein Gewiſſen auferlegt. — Unterlaß alles, was dieſen Gehorſam mittelbar oder unmittelbar hindern kann. Thue alles, was ihn erleichtern, verſtärken und befeſtigen kann.“

So ſehr wir von dem Daſeyn und den Vollkommenheiten des höchſten Weſens überzeugt ſind, eben ſo zuverläſſig wiſſen wir auch, daß die moraliſche Beſchaffenheit unſrer Natur ſein Werk iſt. Was können wir alſo anders daraus ſchließen, als daß es ſein Wille ſey, daß wir uns in diejenige Verfaſſung des Gemüths ſetzen, und diejenige Art, zu wollen und zu handeln, erwählen ſollen, welche den ſo offenbaren Abſichten und Beſtimmungen unſrer Natur, als eines Werkes von ihm, am gemäßeſten iſt; und daß alſo eben hierinnen unſere Pflicht, und in dieſer Pflicht die beſondre und allgemeine Glückſeligkeit und Vollkommenheit beſtehen muß? Durch dieſe innerliche Verbindlichkeit werden andre Verbindlichkeiten, in Abſicht auf den Willen Gottes und auf die Wirkungen ſeiner Gnade oder ſeiner Strafe in dieſer oder in einer andern Welt, nicht überflüßig.*) Nein, alles, was uns die Erkenntniß und Ausübung der Tugend erleichtern oder einſchärfen kann, der Tugend, von der wir ſo leicht abweichen, und die in den meiſten Herzen durch ihre innere Vortrefflichkeit ſo wenig Eindruck macht, alles dieſes gehöret mit zur Verbindlichkeit; alle Gründe der Vernunft. Und wenn ich erkenne, daß über das natürliche Geſetz noch ein von Gott geoffenbartes da iſt: ſo gehören auch die Gründe dieſer Offenbarung dazu, und zwar vorzüglich. Wenn endlich Gott für Laſter und Tugend außer den natürlichen Strafen und Belohnungen in dieſem Leben noch andre Strafen und Belohnungen in einer künftigen Welt beſtimmt hat: ſo werde ich auch verbunden ſeyn, beides zu glauben, und dieſen Glauben zum höchſten Antriebe der Tugend anzuwenden. Denn ein Geſetz ohne Strafen und Belohnungen kann nicht Statt finden, weil es ohne ſie vergeblich wäre; obgleich dieſe Strafen und Belohnungen weder die Natur des Geſetzes, noch der moraliſchen Verbindlichlichkeit ausmachen, ſondern bloß nothwendige Folgen des Geſetzes ſind.

---

*) S. die Vorrede zu Hutcheſons Sittenlehre 15. S. in der Anmerkung.

Wenn alſo die Beſtimmung des Menſchen und ſeine wahre Würde in liebreichen Neigungen und Handlungen gegen die Menſchen, und in der höchſten Ehrfurcht und Liebe gegen Gott beſteht; wenn ſie darinne beſteht, daß wir die natürliche Liebe zu uns ſelbſt nebſt ihren Wünſchen und Begierden ſo regieren und mäßigen, damit ſie uns an der Verehrung Gottes, an den Neigungen und Handlungen für das allgemeine Beſte und für unſre eigne höchſte Wohlfahrt nicht hindern können: ſo iſt es gewiß, daß dieſes die Tugend iſt, und daß wir eine natürliche Verbindlichkeit in unſern Herzen dazu fühlen, ſie durch die Vernunft erkennen, und alſo eine Pflicht haben, tugendhaft, das iſt, ſo gut, ſo vollkommen und glücklich zu werden, als es der Menſch nach der göttlichen Anlage ſeyn kann.*)

Ja,

---

*) Nämlich in dem Stande der Ordnung der Natur ſollte der Menſch ſeinen Schöpfer über alles verehren und lieben, gegen ſeinen Nebenmenſchen liebreich, gerecht und aufrichtig ſeyn, die Kräfte und Güter, die ihm die Vorſehung verliehen, weislich und mäßig gebrauchen. Auf dieſe Weiſe würde der Menſch ſich den Abſichten ſeines höchſten Wohlthäters gemäß verhalten, ſich ſelbſt vollkommner machen, und die allgemeine Wohlfahrt befördern helfen. Dieſes iſt der Innhalt des Naturgeſetzes, welches uns das Gewiſſen und die Vernunft, wenn wir ſie fragen, deutlich lehren. Gleichwohl zeugt uns die alte und neue Geſchichte und

die

Ja, die Tugend iſt keine eigenwillige Erfindung der Vernunft:

Sie iſt kein Wahlgeſetz, das uns die Weiſen lehren;
Sie iſt des Himmels Ruf, den nur die Herzen hören;
Ihr innerlich Gefühl beurtheilt iede That,
Warnt, billigt, mahnet, wehrt, und iſt der Seele Rath.
Wer ihrem Winke folgt, wird niemals unrecht wählen;
Er wird der Tugend nie, noch ihm das Glücke fehlen;

Wollen Sie ſich kürzer überzeugen, was wahre Würde der Seele, was Tugend ſey: ſo ſtellen Sie ſich einen Menſchen vor, der leer von aller Ehrfurcht und Liebe gegen Gott, von allen guten

die tägliche Erfahrung das menſchliche Geſchlecht in einer ganz andern Geſtalt. Anſtatt daß bey ihm das Gute, wo nicht beſtändig herrſchen, wenigſtens die Oberhand haben ſollte, ſo herrſchet das Böſe; und anſtatt daß ein gewiſſer Grad von Bosheit ſo ſelten als eine Mißgeburt in der Natur ſeyn ſollte, ſo finden wir ihn nicht nur oft, ſondern oft bey ganzen Völkern und in ganzen Jahrhunderten in aller ſeiner ſchrecklichen Stärke. Ein deutlicher Beweis, wie wahr dasjenige ſey, was uns die Offenbarung von dem Verfalle der menſchlichen Natur lehret, und wie ſehr wir bey allem dem, was uns Vernunft und Gewiſſen von der Nothwendigkeit und Schönheit der Tugend ſagen, des höhern Beyſtandes der Religion bedürfen, um guten Neigungen gegen andre Menſchen iſt; der alles, was er thut, bloß aus Eigennutz, oder aus Ehrſucht, oder aus ſinnlichen, ja wohl thieriſchen Trieben thut; der ſich keiner vernünftigen Einſchränkung ſeiner Begierden, keiner göttlichen höhern Beſtimmung bey ſeinen Fähigkeiten und dem Gebrauche ſeiner Kräfte unterwerfen will; können Sie ihn für gut halten? Widerſteht Ihnen nicht Ihr eignes Gefühl? Geben Sie dieſem Manne die größten Gaben des Verſtandes, die feinſten Einſichten in alle menſchlichen Künſte und Wiſſenſchaften, das glücklichſte Gedächtniß, die lebhafteſte Einbildungskraft, die größten Reichthümer, den ſchönſten Körper, die feſteſte Geſundheit und Stärke, Muth, Tapferkeit und Entſchließung in Gefahren. Aber denken Sie ihn ſich dabey, wie er alle dieſe Eigenſchaften und Gaben nur für ſich anwendet, keinem Menſchen dienet, ſo bald es ihn nur die geringſte Mühe koſtet, Niemanden, auch ſeinen Freund nicht, glücklich macht, unempfindlich gegen die Majeſtät Gottes iſt, ihr ſein Daſeyn nicht zu verdanken haben, ge-

---

um wirklich zu dieſer Tugend zu gelangen. Indeſſen bleibet die Verbindlichkeit zur Tugend auch in dem Stande des natürlichen Verderbens nothwendig, weil ſie in dem unveränderlichen Willen Gottes und in der erſten göttlichen Anlage der menſchlichen Natur gegründet iſt. Und dieſe Nothwendigkeit, ſollte ſie uns nicht nach der Hülfe der Religion deſto begieriger machen? **Anmerkung des Verfaſſers.**

gen ſie nicht demüthig ſeyn will. Denken Sie ihn ſich, wie er, anſtatt die Aufwallungen des Neides, der Habſucht, der Rache, der Wolluſt zu unterdrücken, ihnen vielmehr ſklaviſch gehorcht. Iſt es Ihnen möglich, dieſen Menſchen für gut zu halten? Denken Sie ihn ſich endlich, daß er alle dieſe Vorzüge der Natur anwendet, Andre um ihr Glück, ihre Geſundheit ihre Ehre und ihr Leben zu bringen, ſo oft es ſein eigner Vortheil befiehlt, — denken Sie nicht ein Ungeheuer? Die Tugend muß alſo nicht in den Eigenſchaften des Verſtandes oder in körperlichen Vollkommenheiten beſtehen, ſondern in den Neigungen des Willens, in liebreichen und gütigen Neigungen gegen Andre; in einer freyen und demüthigen Unterwerfung unter den Willen des höchſten Weſens; in einer willigen Anwendung unſers Verſtandes auf das, was uns von unſerm Gewiſſen als gut empfohlen wird; in der Beherrſchung aller unſrer Begierden nach der von uns erkannten göttlichen Regel. Hierinnen muß die Tugend beſtehen, weil alles dieſes die höchſte Vollkommenheit in ſich ſchließt, zu der ein Vernünftiger nach ſeiner eignen Empfindung zu gelangen wünſchen kann. Sie wird ſtets Achtſamkeit und Ueberwindung erfordern; denn wenn ſie uns ſo leicht und natürlich wäre, als der Schlaf, oder der Hunger: ſo würde ſie kein Werk der Freyheit und des Geiſtes ſeyn. Sie wird ſtets darinne beſtehen, daß wir nichts vornehmen dürfen, wovon wir fühlen und ſchließen, daß es wider den Plan der Natur, das iſt, wider die Abſichten Gottes ſtreitet; und alſo wird ſie auch darinne beſtehen, daß wir dieſe göttlichen Abſichten ſorgfältig erforſchen, ſie als heilige Kenntniſſe, die zu unſrer Wohlfahrt unentbehrlich ſind, in unſerm Verſtande bewahren, und die Ueberzeugung davon beſtändig erneuern müſſen, weil ſie ſonſt erliſcht; ferner daß wir dieſe Kenntniß auf unſern Willen wirken laſſen und die Hinderniſſe vermeiden müſſen, die ſie unfruchtbar machen. Sie wird ſtets darinne beſtehen, alle unſre Neigungen, Fähigkeiten und Kräfte ſo zu verbeſſern und anzuwenden, wie es das vernünftige Verlangen, glücklich zu ſeyn, befiehlt. Und welcher Menſch, der einen Gott glaubt, und ihn zu erkennen aufrichtig bemüht iſt; der folglich nicht nur ſeine Güte, ſondern auch ſeine Heiligkeit erkennet; welcher Menſch getraut ſich wohl ohne Ehrfurcht und Gehorſam gegen ihn, und alſo auch ohne Menſchenliebe gut und glücklich zu werden? Welcher Menſch getraut ſich, wenn er die Quaal der Leidenſchaften in ſich fühlet, auf eine andre Art ruhig und glücklich zu werden, als wenn er ſie einſchränkt, das iſt, die Ausſprüche der Vernunft und des Gewiſſens mehr bey ſich gelten läßt, als den flüchtigen Kützel der Sinne, der Einbildungskraft und zügelloſer Begierden? So bald wir einen Gott, welcher Liebe und Heiligkeit iſt, annehmen: ſo iſt kein Fall, kein einziger Fall, keine Regung des Herzens, keine angenehme Empfindung der

Seele oder der Sinne, kein irdiſcher Vortheil zu erdenken, wo es beſſer wäre, nicht tugendhaft zu ſeyn, das heißt, wider den erkannten Willen Gottes, der allein das höchſte Gut, deſſen Beyfall allein das wahre Glück, deſſen Mißfallen an uns nothwendiger Weiſe das größte Elend iſt, zu handeln, und alſo ein Rebell in der Schöpfung Gottes zu ſeyn, um dadurch glücklich zu werden.

Theuerſte Commilitonen, prägen Sie ſich dieſen Grundſatz der Sittenlehre tief in Ihr Herz. Alles beweiſt ihn; der Gedanke an Gott und das Gefühl des ruhigen Herzens. Laſſen Sie dieſe Wahrheit Ihren Liebling, Ihre höchſte Vernunft ſeyn: *Es iſt kein Fall zu erdenken, wo es beſſer wäre, nicht tugendhaft zu ſeyn, kein Fall ohne Ausnahme*; ſo gewiß eine belohnende und rächende Vorſehung, und ſo gewiß unſre Seele unſterblich iſt. Ja, es iſt noch eine ewige Welt; und darum iſt kein Fall in der gegenwärtigen, wo es beſſer wäre, nicht tugendhaft zu ſeyn. Das Liebenswürdigſte alſo, das Göttlichſte am Menſchen, was iſt es? Gehorſam und Tugend! Wozu iſt uns das Leben gegeben? Zur beſtändigen Ausübung unſrer Pflichten.

O Jüngling, faß doch dieſe Lehren,
Jzt iſt dein Herz geſchickt dazu.
Dem kleinſten Laſter vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey Niemand eifriger, als du.

Durch ſie ſteigſt du zum göttlichen Geſchlechte,
Und ohne ſie ſind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erſt des Lebens Anmuth ſchön.
Sie wird im widrigen Geſchicke
Dich über dein Geſchick erhebn;
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig vor dir gehn,
In himmliſcher Geſtalt zu deiner Seite ſtehn,
Und in die Welt der Herrlichkeiten
Den Geiſt, den ſie geliebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geiſtern ſeyn,
Die ſich ſchon auf dein Glück und deinen Umgang freun.
O Menſch, iſt dir dieß Glück zu klein,
Um ſtrenge gegen dich, um tugendhaft zu ſeyn?

Dritte Vorleſung.

Von dem Vorzuge der heutigen Moral vor der Moral der alten Philoſophen, und von der Schrecklichkeit der freygeiſteriſchen Moral.

Unſere heutige Moral, (wir verſtehen darunter zugleich die Wahrheiten der natürlichen Theologie und des Rechts der Natur,) hat vor der Moral der alten Griechen und Römer keinen geringen Vorzug; einen Vorzug, der leicht in die Augen fällt, wenn man ſich nicht durch eine übermäßige Verehrung des Alterthums ſelbſt blendet.

Die Begriffe von der Gottheit ſind bey den Meiſten der alten Weltweiſen, hier unvollkommen und finſter, dort abentheuerlich und ſchrecklich.*)

Bald

---

*) Man wird wohl hier keinen ausführlichen und vollſtändigen Unterricht von der Moral der heidniſchen Weltweiſen erwarten. Dergleichen Unterricht würde offenbar gegen die Abſicht und ganze Anlage dieſes Werkes ſtreiten. Die Moral iſt darinnen nicht als eine gelehrte Wiſſenſchaft, ſondern als eine Wiſſenſchaft für das Herz ganz praktiſch vorgetragen. Auch

bey

Bald bevölkern ſie den Olymp mit vielen Göttern, bald laſſen ſie ihn von einem müßigen Gott

---

bey der gegenwärtigen Vorleſung ſetzet der ſelige Verfaſſer die Kenntniß von der Moral der alten Philoſophen voraus, und führet deßwegen nur ſo viel an, als nöthig war, um Folgerungen daraus herzuleiten. Bey dem gewählten Vortrage fand auch in der Vorleſung ſelber, wenn ſie gehalten wurde, eine weitere Belehrung von der Richtigkeit dieſer Vorausſetzungen nicht Statt; aber bey dem Drucke derſelben hat es eine andere Bewandniß. Dieſer erlaubet einige Allegaten, wo man ſich von der Wahrheit deſſen, was der Verfaſſer vorausgeſetzt, mit mehrerm unterrichten kann; und die Verſchiedenheit der Leſer ſcheinet dieſelben zu verlangen. Wir halten uns daher um ſo viel mehr dazu für verbunden, da unſer ſeliger Freund ſelbſt dazu geneigt ſchien, als er in ſeinem letzten Jahre den Entſchluß faßte, den ihn ſein Tod auszuführen gehindert hat; nämlich ſeine Moral völlig in den Stand zu ſetzen, daß ſie allezeit zum Drucke fertig läge. Indeſſen glauben wir, allem, was bey einem Buche dieſer Art von uns verlangt werden kann, Genüge zu thun, wenn wir vornehmlich auf das große Bruckeriſche Werk, als das Hauptbuch in dieſer Materie verweiſen, und aus dieſem die nöthigen Citate beyfügen. Da übrigens die Moral eines Gellerts ſich auch ſolche Leſer verſprechen darf, denen dieſe Kenntniſſe fremder ſind, ſo glauben wir, ihnen ſchuldig zu ſeyn, ſo wohl bey den Allegaten durch Anführung des Rollins und ähnlicher Bücher auf ſie gleichfalls Rückſicht zu nehmen, als auch hier und da kleine Erläuterungen beyzufügen, die andern, der Sache kundigern, Leſern nicht anders, als überflüßig, ſcheinen können. **Anmerkung der Herausgeber.**

bewohnet werden,*) bald ſetzen ſie ein unvermeidliches Schickſal **) auf den Thron; bald laſſen

ſie

---

*) Dieß geſchah bekanntermaßen von der Sekte der Epikurer. Wie ſie ihren Göttern eine den Menſchen ähnliche Geſtalt beylegten, ſo bildeten ſie ſich dieſelben auch darinne den Menſchen ähnlich, daß ſie beſorgten, Geſchäffte möchten ihnen zu läſtig ſeyn, und ihre Seligkeit ſtören. Dieſe Götter waren daher auch, nach ihrem Syſteme, weder die Werkmeiſter, noch die Regenten und Vorſteher der Welt, ſondern genoſſen in den Zwiſchenwelten, als ihrer Wohnung, einer ſüßen Ruhe. Sie wollten ſie wohl verehrt wiſſen, aber bloß um ihrer Vortrefflichkeit willen; denn ſie hielten ſie weder des Zornes noch der Gnade fähig, weil, ihren Grundſätzen zufolge, mit dem allem keine Glückſeligkeit beſtehen konnte. BRUCK. Hiſtor. Crit. Philoſ. Tom. I. P. II. Lib. II. cap. 13. §. 11. n. 87. und §. 12. n. 5-11. **Rollins Geſchichte alt. Zeit. u. Völk. XIII. Th. 35. u. f. S. Anmerkung der Herausgeber.**

) Dieß that Zeno, der Stifter der ſtoiſchen Sekte. Er unterwarf nicht etwa nur die Untergötter, die nach ſeinem Syſteme aus dem höchſten Gotte ausgefloſſen waren, und dereinſt in ihn zurückfließen ſollten, dem Schickſale oder Fato; ſondern ſelbſt ſeinen höchſten Gott. Seneca ſagt davon: „Selbſt der Werkmeiſter und Regierer aller Dinge hat die Geſetze des „Verhängniſſes zwar geſchrieben, aber er folget ihnen. „Er gehorchet allezeit, und hat nur einmal befohlen.“ Desgleichen anderwärts: „Er iſt ſich ſelbſt ſeine Nothwendigkeit.“ BRUCK. Tom. et Lib. cit. c. 9. Sect. 1. §. 7. 11. 17-22. **Rollins angeführte Hiſtorie XIII. Th. 24. u. f. 44. u. f. Seite. Anmerkung der Herausgeber.

ſie die ganze Natur Gott ſeyn,*) bald haben ſie gar keinen Gott, und das Ungefähr tritt an ſeine

---

*) Ein ſolcher Vorwurf ſcheint beſonders verſchiedene Philoſophen der ioniſchen Sekte zu treffen, deren Stifter Thales war. Der Stifter zwar lehrte, daß Gott derjenige Verſtand ſey, der aus dem Waſſer, welches dieſer Weiſe zum Grundweſen aller Dinge annahm, alles gemacht habe. Er drücket ſich aber ſo dunkel davon aus, daß man ihn ſelber der Atheiſterey verdächtig gehalten. Sein Nachfolger, Anaximander, meynte; das Grundweſen und Element aller Dinge ſey ein einziges Unendliches, das zwar in den Theilen ſich verändere, aber im Ganzen unveränderlich ſey; aus ihm habe alles ſeinen Urſprung, und in ihm ſeine Endſchaft; aus ihm entſprängen auch Götter, die hinwieder untergiengen, nämlich unzähliche Welten. Eben ſo behauptete ſein Schüler, Anaximenes; das Grundweſen aller Dinge ſey die Luft; aus ihr entſpringe alles, und in ſie kehre alles durch ſeinen Untergang zurück; die Luft ſey Gott; ſie ſey ſtets in Bewegung, und unendlich, da hingegen alles, was aus ihr den Urſprung habe, endlich ſey. Wenigſtens haben dieſe Philoſophen ihre Gottheit der Materie ſo eingewebet, daß ſie uns in Ungewißheit laſſen, ob dieſelbe die Natur ſelber ſeyn ſolle, oder nur eine Weltſeele, die durch die ganze Natur ſich ergieße. Noch ſchlimmer philoſophiret Xenophanes, der Stifter der eleatiſchen Sekte, von der Gottheit. Er ſaget: Gott ſey ewig, einzig, ſich ſelber allenthalben gleich, eingeſchränkt, (nämlich dem Raume und der Ausdehnung nach) kugelrund, und in allen ſeinen Theilen fühlbar. Seine göttliche Kraft, die er annimmt, iſt keine beſondere Subſtanz, ſondern vielmehr eine Eigenſchaft der Materie, die in der einzigen

Stelle. *) Auch ein Sokrates, der die reinſten Begriffe von der Gottheit zu haben ſcheint, will,

daß

Subſtanz ſich befindet. Sein Nachfolger, Parmenides, nennet Gott einen Kranz, und lehret von ihm, daß er als ein feuriger Luftkreis den Himmel umſchlieſſe, und die Welt in ſich enthalte. Für den eleatiſchen Zeno iſt ſchon dieß ein ſchlimmes Zeichen, daß von ſeinem Saze, es gebe ein einiges Weſen, und das ſey Gott, ſich ſchwerlich entſcheiden läßt, ob ſeine Worte im ſpinoſiſtiſchen Verſtande, oder in einem geſunden Sinne zu nehmen ſind. BRUCK. Libr. cit. cap. I. §. 2. §. 14. n. 2. §. 17. n. 1-3. cap. II. §. 5. n. 10. §. 9. n. 6. §. 15. n. 2-9. Rollin ebend. 18, 19, 21. S. Anmerk. der Herausgeber.

*) Hieher gehöret Strato von Lampſakus aus der peripatetiſchen oder ariſtoteliſchen Sekte. Dem Cicero zufolge verſichert er ausdrücklich: er bedürfe zum Weltbaue der Hülfe der Götter nicht; alle göttliche Kraft liege in der fühlloſen Natur, die von aller Hervorbringung, Zunahme und Abnahme den Grund in ſich habe. Cic. de Nat. Deor. libr. I. c. 13. Quaeſt. Acad. libr. IV. c. 38. Nach ſeinen Lehrſätzen hatte alle Materie ihre Kraft ſchon in ſich; dieſe Kraft aber mußte erſt durch einen Glücksfall erweckt werden, und dann bildete ſich alles nach Geſetzen der Schwere und Bewegung. Er forderte daher zum Urſprunge der Welt dreyerley; das Ohngefehr, die Natur, oder die Kraft, die in der Materie ſteckt, und mechaniſche Bewegung. Mit Rechte mag deſſen auch Demokritus beſchuldiget werden. Er nahm zwey unendliche Dinge an, den leeren Raum, der der Größe nach unendlich ſey, und die Atomen, die es der Zahl nach wären; und aus dem Zuſammenſtoße der Atomen im leeren Raume ließ er die Welt entſpringen. Zwar re-

dete

daß man den eingeführten Göttern ſeines Vaterlandes opfern ſoll;*) und wer ſind dieſe Gottheiten der Alten?

Des

---

dete er auch von Göttern, aber allem Anſehen nach bloß in der Abſicht, durch ein Blendwerk ſolcher Art bey dem Volke dem Verdachte der Atheiſterey zu entgehen. Denn was waren es für Götter, die er zugab? Schattengeſtalten von menſchlicher Bildung, nur ungleich großer als Menſchen. Sie beſtunden aus den ſubtilſten Atomen, konnten zuweilen vernehmliche Worte von ſich hören laſſen, und die Zukunft weiſſagen; auch waren ſie, gleich den Menſchen, obwohl nicht ſo leicht als dieſe, dem Tode unterworfen, und unterſchieden ſich in gütige und ſchädliche Weſen. Den Epikurern, die dem Demokritus ſeine Atomen abgeborgt haben, wird man gleichfalls nicht unrecht thun, wenn man ſie in dieſe Claſſe ſtellet, da es zum wahren Begriffe von der Gottheit nicht hinlänglich iſt, daß man in ihr ein vortreffliches Weſen ehret, ſondern da nicht weniger dieß dazu erfordert wird, daß ſie mit der Welt und den Bewohnern derſelben in einem Verhältniſſe ſtehe. BRUCK. ibid. cap. 7. Sect. 1. §. 5. et cap. 2. §. 21. et 22. Rollin ebend. a. d. 21, 24. S. Anmerk der Herausgeber.

*) Sokrates iſt unſtreitig die Ehre des Heidenthums. Wer weis es nicht, daß ihm die Beſtreitung des abgöttiſchen Aberglaubens das Leben gekoſtet? Er kannte den wahren Gott, und hatte anſtändigere und erhabnere Begriffe von demſelben, als vor ſeiner Zeit irgend ein griechiſcher Philoſoph. Dennoch war ſelber ſeine Theologie vom Aberglauben nicht ganz rein. Er verwarf zwar die in vielen Stücken ſo gottloſe Fabellehre der Griechen, aber er nahm doch Untergötter an,

oder

Des Witzes Fürſt, Homer, ſingt ſeines Gottes Rechte.
Wer iſt ſein Zevs? Ein Gott, der ich nicht werden möchte.
Ihn kleide noch ſo ſchön die Pracht der Dichtkunſt ein;
Ich bin zu ſtolz, ſein Freund und er auch ſelbſt zu ſeyn.

Aus falſchen Begriffen von Gott müſſen falſche Grundſätze in die Moral übergehen. Sie bleibt, wenn ſie auch noch ſo gut geformt wird, ein Körper mit einer kranken Seele. Jeder der alten

---

oder geiſtige Weſen von einer edlern Natur, als die menſchliche. Dieſe waren, ihm zufolge, von dem Werkmeiſter und Beherrſcher der Welt der Regierung menſchlicher Angelegenheiten vorgeſetzt; und jede Gegend hatte ihren eignen Schutzgott. Daraus floß denn natürlicher Weiſe der Grundſatz, daß man den Göttern jedes Landes nach deſſelben Landes Weiſe opfern müſſe; wie er denn auch den Göttern ſeines Vaterlandes ſo wohl bey öffentlichen Feyerlichkeiten, als auch für ſich insbeſondere geopfert. Es iſt gleichfalls von ihm bekannt, daß er noch mit ſterbenden Lippen zu einem ſeiner Freunde geſagt, daß er dem Aeſculap einen Hahn zu opfern ſchuldig wäre. Die beſte Deutung dieſes ihm ſo oft vorgerückten Wortes ſcheint zwar die zu ſeyn, daß er ſich dadurch eines gewöhnlichen Sprüchwortes bedienet, um anzuzeigen, daß er ſeiner Geneſung und Freyheit nun nahe ſey. Aber wird man es nicht dennoch, wenn man ſchon dem Worte alten Weiſen ſchuf ſich beynahe einen eignen Gott, einen Gott nach ſeiner Phantaſey und ſeinem natürlichen Charakter, und legte ihm die Eigenſchaften und Neigungen bey, die ſein Temperament und ſeine Erziehung am meiſten billigten. Er ließ ihn ſtreng, gelind, ſinnlich, heroiſch geſinnet ſeyn, nachdem er es ſelbſt war, oder nicht war.

Ihre Lehre von der Natur der Seele iſt ein Irrgarten von Vermuthungen und Träumen. Wer kann die ſpitzfündigen Erklärungen und ewigen Zänkereyen der griechiſchen Weiſen von dem Weſen der Seele, auch wenn ſie ein beredter Cicero erzählet,*) ohne Mitleiden oder Unwillen leſen?

Selbſt

Worte die beſte Deutung giebt, deren ſie fähig iſt, allezeit einem Bekenner des einigen Gottes, und Märtyrer für dieſe theure Wahrheit unanſtändig finden, daß er ſich in ſo ernſten Augenblicken, zu eben der Zeit, da er als ein Verehrer der wahren Gottheit den Tod erlitt, eines Sprüchwortes bedienet, welches gerade von demſelben abgöttiſchen Aberglauben, wider den er gezeuget, entlehnet war? BRUCK. ibid. cap. 2. § 5. et 14. Rollins anacf. Hiſt. IV. Th. 474. 550. S. XII. Th. 604. S. XIII. Th. 33. S. **Anmerkung der Herausgeber.**

*) CIC. Quaeſt. Tuſc. cap. 9-11. Sein Verzeichniß der verſchiedenen Meynungen, welche die alten Philoſophen von dem Weſen der Seele gehabt, beſchließt Cicero nach ſeiner Zweifelſucht, als ein ächter Akademiker, mit den Worten: „Welche von dieſen Meynungen „die wahre ſey, mag ein Gott wiſſen; und auch das „iſt eine ſchwere Frage, welches die wahrſcheinlichſte ſey.“

Eben

Selbſt die Klügſten unter ihnen vermutheten und wünſchten die Unſterblichkeit des Geiſtes mehr, als daß ſie ſolche mit Gewißheit in ihren Lehrgebäuden feſtgeſetzet hätten; was konnten ſie alſo Gewiſſes von dem Zuſtande künftiger Belohnungen und Strafen, oder von ihrer Beſchaffenheit und Dauer, zum Antriebe der Tugend, lehren? Der gelehrte Engländer, Warburton, hat in ſeinem Werke von der göttlichen Sendung des Moſe *) gründlich erwieſen, daß alle griechiſche Weltweiſen von der Unſterblichkeit der Seele und von den Belohnungen und Strafen eines künftigen Lebens nichts geglaubt, ob ſie gleich davon, als von einem Unterrichte geredet, der der menſchlichen Geſellſchaft zuträglich ſey. Wenigſtens kannten ſie keine andre Unſterblichkeit der Seele, als diejenige, die aus dem an die Atheiſterey grenzenden Lehrſatz floß, daß Gott die Weltſeele, die menſchliche Seele aber ein Ausfluß derſelben ſey.**)

Ihre

Eben dieß Verzeichniß theilet aus dem Cicero Rollin mit in ſ. Hiſt. alt. Z. u. V. im XIII. Th. a. d. 61:64. S. Anmerk. der Herausgeber.

*) III. Buch II. III. und IV. Abſchn.

**) Die Stoiker waren unter ſich ſehr darüber getheilet, ob die Seele ſterblich oder unſterblich ſey; alle aber hielten dieſelbe für ein Theilchen der Gottheit oder der Weltſeele. Die, welche eine Unſterblichkeit lehreten, ſahen ſie blos für das Antheil der Guten an; da hingegen die Seelen der Böſen bald nach dem Tode zerflat-

Ihre Begriffe von der Tugend ſind oft mangelhaft, oft unnatürlich; und mußten ſie dieſes nicht ſeyn, wenn ſie aus ihren Begriffen von Gott und der Natur der Seele herfloſſen? Was iſt die Tugend, wenn ihr Weſen nicht in der Uebereinſtimmung unſrer Handlungen mit dem Willen des Schöpfers, als unſers Herrn und Geſetzgebers, beſteht? Mit dem Willen, den wir aus ſeinen Vollkommenheiten, aus der Einrichtung der Natur und den dadurch vorgezeichneten Endzwecken erkennen ſollen; und deſſen Erkenntniß die erſte Pflicht unſers Verſtandes iſt? Wenn gründete ein Plato, Ariſtoteles, oder Zeno das Weſen der Tugend auf die große Wahrheit, daß Gott unſer Geſetzgeber und Richter ſey? *) Was war der Stoiker

---

zerflatterten. Ihre Unſterblichkeit, die beym Cicero zum Spotte eine Krähenewigkeit genannt wird, dauerte nur bis zu ihrer allgemeinen Verbrennung, die von dem Weltende, welches die chriſtliche Religion lehret, ſehr weit unterſchieden iſt. Ihre Seligkeit aber beſtund bloß in der Betrachtung des Laufes der Geſtirne. Selbſt Plato, der ſich ſo vorzüglich angelegen ſeyn laſſen, die Unſterblichkeit der Seele zu beweiſen, leitete ſie vorzüglich daraus her, daß die Seele ein Ausfluß der Gottheit ſey. BRUCK. ibid. cap. 9. Sect. 1. §. 9. n. 70. et 74. et cap. 6. Sect. 1. §. 26. n. 16. et 19. Rollin in angeführter Hiſtorie XIII. Th. auf der 16. und 17. S. Anmerk. der Herausgeber.

*) Plato legte bey ſeiner Tugend zum Grunde, daß der Leib ein Kerker ſey, aus deſſen Gefangenſchaft die Seele befreyet werden müſſe, um zu dem höchſten Gute,

Stoiker bey ſeiner eingebildeten Tugend, als ſein eigener Gott? Er hatte, wie er ſagte, der Gottheit und ihrer Hülfe nicht nöthig, um tugendhaft zu ſeyn.*) Wenn ſie alſo auch einen weſentlichen Unter-

---

Gute, oder zu dem Anſchauen jener Grundideen, jener Urbilder aller Dinge zu gelangen, von denen er lehrte, daß ſie aus dem göttlichen Verſtande ausgefloſſen wären, und ihre eigene Exiſtenz hätten. Vom Ariſtoteles laßt ſich hierinnen noch weniger erwarten, da ſein Gott, um die Menſchen unbekümmert, bloß mit dem Anſchauen ſeiner ſelbſt ſich beſchäfftiget; die Seele aber, nach ſeinen Grundſätzen, ſterblich iſt; und überdieß ein moraliſcher Skepticiſmus von ihm begünſtiget wird. Des Zeno Grundſatz war; man müſſe der Natur gemäß leben. Das nannten die Stoiker auch; man müſſe Gott folgen. Aber dieſe ſchönen Worte dürfen uns nicht täuſchen. Sie ſind aus ihrer Phyſik zu erklären, nach welcher alle Dinge, als Theile, zuſammen ein Ganzes ausmachten, und die menſchliche Seele eine Partikel der Gottheit war. BRUCK. ibid. cap. 6. Sect. I. §. 30. n. 7. et 18. cap. 7. Sect. I. §. 19. et cap. 9. Sect. I. §. 10. Rollin angef. Hiſtorie XII. Th. 804. u. f. S. Anmerkung der Herausgeber.

*) Einer von den ſtoiſchen Lehrſätzen war: „Ein rechtſchaffnes und gutes Gemüth iſt Gott in einem „menſchlichen Leibe.“ Ein andrer war: „Die Seele „iſt frey, daß ſie thun kann, was ſie will, indem „außer ihr nichts iſt, was ſie zwingen könnte.“ Daher behauptete dieſe Sekte, daß die Menſchen zwar die äußerlichen Güter und Bequemlichkeiten dieſes Lebens von den Göttern empfiengen, niemand aber noch jemals ſeine Tugend einer Gottheit zu verdanken gehabt. Seneca erdreiſtete ſich ſo gar, zu ſagen; der Weiſe hebe

Unterſchied des Guten und Böſen erkannten: ſo erkannten ſie doch nicht, daß dieſer Unterſchied in dem Willen Gottes und in ſeiner Herrſchaft über die Menſchen, als über ſeine Geſchöpfe und Unterthanen, gegründet ſey, und leiteten ihre Tugend nicht aus dem Gehorſame gegen Gott, ſondern bloß aus der natürlichen Schönheit des Guten und der natürlichen Häßlichkeit des Laſters her. Plato entkräftet den Körper und ſteigt durch die Tödtung der Sinne mit der Seele zu dem Vater der Geiſter empor;*) dieß iſt ſeine Tugend. Wohlklingende Worte! Zeno lehret uns, um uns die Tugend zu lehren, die natürlichen Triebe und Neigungen erſticken, das Vergnügen der Sinne für kein Vergnügen, den Schmerz für keinen Schmerz halten.**) Alſo ſind wir tugendhaft, wenn wir aufhören, Menſchen zu ſeyn? Prächtige Worte!

---

hebe ſich darinnen noch über Gott, daß es dieſer der Beſchaffenheit ſeiner Natur verdanke, frey von Furcht zu ſeyn, der Weiſe aber ſolches bloß ſeinen eignen Beſtrebungen zu verdanken habe. BRUCK. Ibid. cap. 9. Sect. 1. §. 10. n. 10. et 27. Rollins angeführte Hiſtorie XII. Th. auf der 817. und 818. S. Anmerkung der Herausgeber.

*) BRUCK. Ibid. cap. 6. Sect. 1. §. 30. n. 15-22. Anmerk. der Herausgeber.

**) BRUCK. Ibid. cap. 9. Sect. I. §. 10. n. 12. 13. 23. 25. Rollin ebendaſ. 808-812. Seite. Anmerk. der Herausgeber.

Worte! Wer ſich vor allem verwahret, was der Seele irgend Unruhe und dem Körper Schmerzen erwecken kann, iſt nach der Lehre des Epikurs ein Tugendhafter.*) Wer ſich nach den Meynungen der Klügſten und den Geſetzen des Landes in ſeinen Sitten und Betragen richtet, iſt nach dem Syſteme des Ariſtoteles tugendhaft.**)

Der glaubt an ein Gedicht, und jener eignen Tand;
Den macht die Dummheit irr, und den zu viel Verſtand.

Das Verzeichniß ihrer einzelnen Tugenden oder Pflichten iſt unvollſtändig und mangelhaft. Wenn auch der weiſe Heide, in Anſehung der Pflichten gegen Andre, ſo weit gekommen iſt, daß er die verbietende Regel als billig erkannt hat: Was du nicht willſt, das dir Andre thun ſollen, das thue ihnen auch nicht! ſo iſt er doch nicht bis zu der gebietenden Richtſchnur der Religion empor geſtiegen: Was du willſt, das dir die Menſchen thun ſollen, das thue ihnen auch: was du nach den Regeln der Gerechtigkeit, Liebe und vernünftigen Nachſicht wünſchen würdeſt, das dir der Andre, wenn er in deinen Umſtänden ſich befände, und du in den ſeinigen wäreſt, thun ſoll, das thue ihm itzt! In dieſem Gebote iſt das erſte, aber in dem erſten nicht dieſes enthalten. Ich kann mich enthalten, den Andern zu beleidigen, ohne ihm deswegen zu dienen, ſorglos bey ſeinem Elende und ohne Beſtreben ſeyn, ſein Glück ihm zu erhalten oder es zu verbeſſern. Dieſe höchſte Regel der Pflicht iſt nie die Regel der ſich ſelbſt gelaßnen Vernunft geweſen. — Die alten Weiſen ſteckten die Schranken der Mäßigkeit und männlichen Keuſchheit ſehr weit. Der ſtrenge Cato pries die Hurerey als ein Gegenmittel wider den Ehebruch an.*) — Einige hielten die Trunkenheit für kein

---

*) BRUCK. Ibid. cap. 13. §. 15. n. 6-26. Rollin ebend. 789. u. f. S. Anmerk. der Herausgeber.

**) Seine ganze Sittenlehre war deswegen ſehr mager, weil ſie faſt bloß auf eine bürgerliche Glückſeligkeit abzielte. Es war die Sittenlehre eines Weltmannes, der ſeine Tugend oft nach dem Hofleben bequemte. BRUCK. Ibid. cap. 7. Sect. I. §. 19. Anmerkung der Herausgeber.

---

*) Horaz erzählet ſolches vom Cato Cenſorius, dem man auch den Zunamen des Weiſen gab; und das ſtimmet auch ſehr wohl mit derjenigen gar unanſtändigen Begebenheit überein, welche, wie Plutarch im Schluſſe ſeiner Lebensbeſchreibung meldet, in ſeinem hohen Alter zu ſeiner zweyten Verheyrathung Anlaß gab. HORAT. Serm. libr. I. ſat. 2. v. 31. ſequ. Wer wird es des Cicero nicht unanſtändig finden, wenn er in der Vertheidigung des Cölius auf eine ſophiſtiſche Art die Hurerey vertritt, nur mit der Bedingung, daß es, wenn man ſich dieſelbe erlaubt, ſelten und mit einer gewiſſen Würde geſchehe. CIC. Orat. pro Coelio cap. 20. ſequ. Dem Plato, dieſem großen Lehrer der Tugend, hat es, nach des Cicero Berichte, ſchon Dicäarch vorgeworfen, daß er einer ſtrafbaren Liebe das Wort geredet. CIC. Quaeſt. Tuſc. libr. IV. cap. 30. Anmerk. der Herausgeber.

ſonderliches Laſter.*) — Der Haß und die Verfolgung der Feinde einer Familie war in Rom Tugend, und ſelbſt ein Cicero begünſtigte die Rache.**) — Der Selbſtmord war eine erlaubte Freylaſ-

---

*) Ein Exempel davon finden wir am Seneca. Er preiſet zur Erholung und Erſtattung der Gemüthskräfte unter andern auch einen reichern Trunk an. Man meyne nicht, daß dieſer Ausdruck eine gelindere Deutung leide. Er ſetzet ausdrücklich hinzu: Manchmal möge es auch wohl zu einem Rauſche kommen; nicht ſo, daß er den Geiſt ganz erſäufe, aber doch ihn untertauche. Er verlangt bloß, daß es nicht oft geſchehen ſolle; und beſtätiget außerdem eine ſo ſchlaffe Sittenlehre mit den Beyſpielen des Solons, des Arceſilas, des Cato; und ſaget ſo gar in Anſehung dieſes letztern: „Wer dem die Trunkenheit vorrücket, der wird es leichter dahin bringen, „daß man dieſes Laſter für ehrbar, als daß man den „Cato für laſterhaft halte." Sen. de tranquill. an. cap. 15. ed. Lipſii pag. 168. Anmerkung der Herausgeber.

**) Es geſchieht dieß nicht etwan in einer Rede, wo er bisweilen Wahrheit und Tugend einem redneriſchen Kunſtgriffe aufopfert; ſondern in Briefen an einen vertrauten Freund, dem er ſein Innerſtes aufſchließt. Wie heftig drückt ſich nicht ſeine Rachbegierde aus: „Ich haſſe den Menſchen, und werde ihn immer haſſen. „Wollte der Himmel, daß ich mich an ihm rächen könnte!" Ad Attic. libr. IX. epiſt. 20. Aber man möchte einwenden, dieſe Worte wären ihm in der Hitze der Leidenſchaft entſchlüpft; es ſpreche nicht der Philoſoph, ſondern der Menſch. Doch er äußert eben ſolche Geſinnungen auch in Lehrſchriften, die doch mit

Freylaſſung, und wird oft mit den prächtigſten Lobſprüchen zur heroiſchen Tugend erhoben.*) —

mit kaltem Blute verfaſſet werden. In ſeinem Werke vom Redner behauptet er, es ſey nothwendig, ſich ſtets gerüſtet zu halten, damit man, wenn man gereizt würde, das Unrecht rächen könne. De Orat. Libr. I. cap. 8. Ja, was in Verwunderung ſetzen muß, und gar keine Ausflucht geſtattet, man findet ſo gar in einem Lehrbuche von Pflichten eine ähnliche Lehre: „Ein rechtſchaffner Mann, ſagt er, iſt derjenige, der ſo vielen, „als er kann, nützet, und keinem ſchadet, als dem, „der ihn durch Beleidigungen gereizet hat.“ De Offic. libr. III. c. 19. Wir wollen indeſſen nicht verſchweigen, daß ſich bey ihm dennoch Spuren finden, wo die Ausſprache des Gewiſſens und der Vernunft über die Stimme der verderbten Natur die Oberhand gewonnen. De inuent. libr. II. c. 27. Orat. pro Sext. Roſcio c. 24. Anmerkung der Herausgeber.

*) Der Selbſtmord wurde von den Stoikern nicht nur entſchuldigt oder aus Nachſicht geſtattet, ſondern in ihrer Sittenlehre ausdrücklich vorgetragen und angeprieſen. Seneca ſaget: „Der Weiſe lebt, nicht „ſo lange er kann, ſondern ſo lange er ſoll. Stoßen „ihm viele Beſchwerlichkeiten auf, die ſeine Ruhe ſtö„ren; ſo läßt er ſich aus ſeinem Kerker los; und das „zwar thut er nicht etwa bloß in den äußerſten Nöthen, „ſondern auch wohl, ſo bald ihm das Glück verdächtig „zu werden anfängt. Es gilt gleich viel, ob man ein „Ende nimmt, oder ſich daſſelbe macht.“ SEN. ep. 20. Desgleichen: „Wer zu ſterben erlernet hat, der hat „dadurch verlernet zu dienen. Er iſt über alle Ge„walt; wenigſtens außer Gewalt. Was achtet er „Kerker, Wachten, Schlöſſer? Ihm ſteht allezeit ein „freyer Ausgang offen. Nur Eine Kette hält uns ge„feſſelt.

Die ſo gerühmte Tugend der Alten, die Liebe des Vaterlandes, was iſt ſie oft als eine partheyiſche und ſchwärmeriſche Hitze für die Ehre und den ewigen Namen ihrer Nation, zum Untergange der Freyheit und des Glücks andrer Völker? — Wo iſt die allgemeine Menſchenliebe? Wo die Mildthätigkeit in der Tugendlehre der Alten? Barmherzigkeit, ſo lehret Seneca, iſt eine Gemüthskrankheit; das Mitleiden iſt der Fehler eines kleinen Geiſtes, der bey dem Anblicke fremder Leiden den Muth ſinken läßt, und iſt den niedrigſten Gemüthsarten vorzüglich eigen. *) Ariſtoteles hält die Sanftmuth für eine Gemüthsſchwachheit, und Geduld bey erlittenen Beleidigungen für etwas ſklavenartiges.

„feſſelt. Das iſt die Liebe des Lebens. Die iſt zwar „nicht abzuwerfen, aber doch ſo zu ſchwächen, daß „uns, wenn es die Noth erfordert, nichts abhalte, „nichts hindere, gleich zu thun, was zu thun iſt, und „wenn es zu thun iſt.“ ID. ep. 26. Daher rühmet auch Epiktet am Cato von Utika, daß er ſich in Freyheit geſetzt, und durch ſein Schwerdt die Thüre zur Glückſeligkeit geöffnet. BRUCK. Hiſt. Crit. Philoſ. Tom. I. P. II. Lib. II. cap. 9. Sect. I. §. 54. T. II. P. I. Libr. I. cap. 1. §. 23. Leſſens Beweis der Wahrheit der chriſtlichen Religion, §. 38. auf der 609. Seite. **Anmerkung der Herausgeber.**

*) Clementiam manſuetudinemque omnes boni praeſtabunt; miſericordiam autem vitabunt. Eſt enim vitium puſilli animi, ad ſpeciem alienorum malorum ſuccidentis. Itaque peſſimo cuique familiariſſima. SEN. *de Clement.* Libr. II. cap. 5.

artiges.*) Wo iſt die Demuth in der Moral der Alten? Iſt nicht der Stolz, ein kleiner Gott ſeyn zu wollen, der Mittelpunkt der ſtoiſchen Sittenlehre?

---

*) Δοκεῖ γαρ (ὁ πρᾶος) οὐκ αἰσθάνεσθαι, οὐδὲ λυπεῖσθαι. μὴ ὀργιζόμενός τε οὐκ εἶναι ἀμυντικός. Τὸ δὲ προπηλακιζόμενον ἀνέχεσθαι, καὶ τοὺς οἰκείους περιορᾷν, ἀνδραποδῶδες. ARISTOT. *Ethic.* Libr. IV. cap. 5. Zwar nimmt auch Ariſtoteles eine Tugend an, die er Sanftmuth (πρᾳότης) nennt, da er hingegen den Fehler mit dem Namen der Gelaſſenheit, der Zornloſigkeit (ἀοργησία) belegt. Aber er erkläret ausdrücklich, daß für die Tugend, von der er reden will, kein Name in der Sprache vorhanden ſey; denn die Sanftmuth bezeichne eigentlich nicht die Mitte, in welche er das Weſen aller Tugend ſetzet, ſondern ſie neige ſich auf denjenigen Abweg, wo man der Sache zu wenig thue. Und worinnen beſteht denn die ariſtoteliſche Sanftmuth? Ihm zufolge iſt derjenige ſanftmüthig, welcher zürnet, worüber er ſoll, gegen wen er ſoll, wie, wenn und wie lange er ſoll. „Dieſer, ſagt er, „iſt ſanftmüthig, in ſo fern Sanftmuth (πρᾳότης) „löblich iſt.“ Das iſt indeſſen bloß der pflichtmäßige Zorn, welcher die Tugend der Sanftmuth in ihre gehörige Grenzen einſchränkt, daß ſie nicht zu weit ſich ausdehne. Aber wo bleibt diejenige Sanftmuth, welche ſelber einen erlaubten Zorn im Zaume hält, oder ganz erſticket? Denn die Sanftmuth beſteht nicht bloß in der Enthaltung von einem unrechtmäßigen Zorne, ſondern auch in einer Langſamkeit zum Zorne, wenn man gereizet wird. Da zürnen, wo man ſoll und muß; das heißt nicht ſanftmüthig ſeyn, ſondern nur, ſeine Sanftmuth, nicht zum Nachtheil andrer Pflichten übertreiben. Sanftmüthig ſeyn, das heißt, eines

theils

Die Sittenlehre der Alten zeigt kein ſichres Mittel der Beruhigung in den mannichfaltigen Leiden und Uebeln dieſes Lebens, keinen wahren Troſt, der allein in einer demüthigen Ergebung in die Hand des Allmächtigen, und in der Verſicherung beſteht, daß denen, die ihm gehorchen und vertrauen, alles zur Wohlfahrt dienet, und daß er unſre Schickſale mit Güte und Weisheit von Ewigkeit her geordnet hat und täglich regieret.*)

Unſere heutige Moral hat alle dieſe Mängel nicht, hat würdige und erhabene Begriffe von

Gott,

---

theils niemals ohne Urſache, noch zu viel zürnen, anderntheils öfters auch da nicht zürnen, wo man, die Sache an und für ſich betrachtet, zürnen dürfte, wo man Urſache dazu hätte. Gleichfalls kehret ſich Ariſtoteles an den Unterſchied zwiſchen Sanftmuth und Gelaſſenheit, den er erſt feſtgeſetzt hat, wenig. Er ſaget: „Der Sanftmüthige (ὁ πρᾶος) will ſein Gemüth kei„ner zu heftigen Leidenſchaft Preis geben; aber er „ſcheint mehr darinnen zu fehlen, daß er der Sache „zu wenig thut; denn er iſt nicht zur Ruhe, ſondern „vielmehr zur Verzeihung geneigt. Er ſcheint unem„pfindlich zu ſeyn; unfähig, gekränkt zu werden.“ Dann folget die oben angezogene Stelle. So tief aber Ariſtoteles die leidende Tapferkeit, welche Beleidigungen verſchmerzen kann, herunterſetzet; ſo hoch erhebt er dagegen die thätige Tapferkeit. ARIST. *Ethic.* Libr. III c. 6-9. **Anmerk. der Herausgeber.**

*) Ueber die Vorzüge der chriſtlichen Moral vor der Moral der heidniſchen Philoſophen kann man nachleſen **Leſſens** Beweis der Wahrheit der chriſtlichen Religion, §. 38. a. d. 597-622. S. **Anmerk. der Herausg.**

Gott, richtige und edle von der Menſchenliebe, von der Einſchränkung und Mäßigung unſrer Begierden; ſie hat auch mehr Gewißheit von der Unſterblichkeit der Seele, und den mit ihr verknüpften Strafen des Laſters und Belohnungen der Tugend. Woher kömmt uns dieſes Licht? Waren die alten Philoſophen nicht ſcharfſinnige Männer? Sind ſie nicht unſre Lehrmeiſter in der Kunſt zu denken und ſich auszudrücken? Warum haben ſie nicht richtiger und wahrer in der Moral gedacht? Wandten ſie nicht den größten Fleiß an? Warum übertreffen wir einen Socrates, Plato, Xenophon, Epictet, Ariſtoteles, Cicero, Seneca an Einſichten in der Sittenlehre? Sind wir größre Geiſter, als ſie? Warum ſind die heidniſchen Philoſophen und Poeten in den Lehren von der Verehrung eines Einigen Gottes, von den Pflichten der allgemeinen Liebe, der Liebe gegen die Feinde, von dem Urſprunge des Guten und Böſen, von der Unſterblichkeit der Seele, ſo tief unter der Gewißheit, die wir heut zu Tage in allen dieſen Lehrpunkten haben?

Es iſt offenbar, daß wir dieſen Vorzug in der Moral, dem Lichte, das uns die chriſtliche Religion angezündet hat, zu danken haben; ſo ſehr ſich auch einige Philoſophen ſchmeicheln mögen, daß ſie dieſe Ueberlegenheit ihrem Scharfſinne ſchuldig wären. Durch den Unterricht, den wir von Jugend auf in den Wahrheiten der Religion empfangen, macht unſre Vernunft dieſelben ſich eigen, ohne daß wirs wiſſen. Wir finden ſie, wenn wir anfangen ſelbſt zu denken, in unſerm Gedächtniſſe; und ſo meynen wir, daß wir ſie, ſo wohl nach ihrem Umfange als nach dem Grade der Gewißheit, allein dem Lichte der Vernunft zu danken hätten. In der That ſind auch die Sittenlehren der Religion das Sittengeſetz, das die Vernunft billiget und größten Theils für ihre eigene Stimme erkennet. Aber warum waren gleichwohl dieſe Geſetze der Vernunft und des Gewiſſens in dem Verſtande der größten Geiſter unter den Alten mit ſo vielen Finſterniſſen überzogen, oder warum fehlten ihnen einige gar in ihren Lehrgebäuden? Nachdem die Offenbarung der chriſtlichen Religion die Vernunft wieder in ihre Rechte eingeſetzet, und ihr das verlorne Licht, das ſich ſo wohl mit den ihr zurück gebliebnen Stralen verträgt, ertheilet hat: ſo ſchmeichelt ſich unſer Stolz, daß dieſe Verbeßrung der Moral, dieſer Sieg über die abergläubiſchen und ungläubigen Meynungen, die Frucht unſers Fleißes, unſers Tiefſinns, und unſrer gründlichern Methode ſey, und daß alſo der Vorzug unſrer heutigen Moral der gereinigten Philoſophie angehöre. Aber die Frage bleibt ſtets: Was hat denn dieſe Philoſophie ſo gereiniget? Warum iſt kein einziger unter den alten Philoſophen zu finden, der ſich von allem Aberglauben ſeiner Nation befreyet hätte? Warum war es ihnen ſo unmöglich, ſich bey ihren Lehrgebäuden von den Eindrücken der Erziehung und den Feſſeln hergebrachter Meynungen, loszuarbeiten? Iſt es nicht offenbar, daß auch wir ohne das Licht der chriſtlichen Religion nicht weiſer in den Sitten geworden ſeyn würden, da die Welt ſo viele Jahrhunderte hindurch, vor der Ankunft des Erlöſers, ſich von den Finſterniſſen des Aberglaubens und der Abgötterey nicht hatte befreyen können? Die Feinde der geoffenbarten Religion rühmen ſich in unſern Tagen, daß ſie die Pflichten der natürlichen Religion deutlich zu erklären, die Eigenſchaften Gottes aus der Vernunft zu beweiſen, und aus dem Verhältniſſe, in dem wir als Geſchöpfe mit ihm ſtehen, die Pflichten herzuleiten wiſſen, die wir ihm und den Gliedern ſeiner großen Familie ſchuldig ſind. Sie rühmen ſich mit Recht; aber warum konnten dieſes das ſcharfſinnige Athen und Rom, und die vor dieſen durch die Wiſſenſchaften aufgeklärten Welttheile, nicht auch? Woher haben ſie alſo ihre richtigern Kenntniſſe der philoſophiſchen Moral? Aus der Quelle der Religion, deren ſie ſich ſtolz ſchämen, und die ſie undankbar verſpotten.

Du ſpotteſt ſtolz der Schrift, nennſt ſie den Witz der Blöden;
Doch laß die Sokraten von Gott und Tugend reden.
Spricht einer ſo gewiß, mit ſo viel Kraft und Licht,
So zuverſichtlich ſchön, als ein Apoſtel ſpricht?

Die Lehren des Sokrates, des beſten Sittenlehrers der Alten, wurden von den größten Philoſophen und beredteſten Männern fortgepflanzet. Aber warum haben ſie gleichwohl die Verbeſſerung der natürlichen Religion und Sittenlehre in den vier Jahrhunderten, die von ihm bis auf die Erſcheinung des Erlöſers verſtrichen ſind, nicht gewirket? Sind dieſe Jahrhunderte nicht diejenigen geweſen, worinnen alle Wiſſenſchaften und Künſte bey den Heiden aufs höchſte getrieben worden? Rom erlernte die Philoſophie von den Griechen; ward es dadurch tugendhafter? Hörte es auf, fremden Königen mit einem ſchnöden Stolze zu begegnen? *) Menſchen zu Sklaven zu erniedrigen, deren Leben für nichts geachtet wurde; beſiegte Heerführer, ja zuweilen ſo gar Könige zu ermorden; **) und an grauſamen Schauſpielen, wo Menſchenblut zur Luſt vergoſſen ward, ſich zu ergetzen? ***) Blieb das aufgeklärte Griechenland nicht unmenſchlich, wenn es ſeine Kinder wegſetzte? †) Und welche Schandthaten wurden nicht in

den

---

*) Rollins Römiſche Hiſtorie VII. Th. 255. und folg. S. Anmerk. der Herausgeber.

**) HUG. GROT. *de Iure Belli et Pacis* Libr. III. cap. XI. §. 7. n. 2. et 3. auch die *Annotata* darzu. Anmerk. der Herausgeber.

***) LACTANT. *Inſt. divin.* Libr. VI. cap. 20. n. 10-13. Anmerk. der Herausgeber.

†) LACTANT. *Ibid.* Libr. VI. cap. 20. n. 20-25. MIN. FELIC. *Octav.* cap. 30. Verlangt man ein Exempel

eines

den Tempeln der Götter, als ein Theil der Religion, ausgeübt?*) Behielten nicht ſelbſt die Laſter in Athen und Rom ihre Tempel?**) Iſt es nicht unleugbar, daß wir unſre beßre und gründlichere Sittenlehre den Lehren der chriſtlichen Religion zu danken haben? Der Philoſoph bildet ſeinen Verſtand durch Wahrheiten der Religion, welche die Vernunft billiget, ſo bald ſie ſolche erkennet, und welche ſie doch ohne die Offenbarung bald nur undeutlich, bald gar nicht ſieht. Dieſe Grundſätze nimmt er bey ſeinem Syſteme an, und ſucht die Beweiſe und die Verbindung der Pflichten aus der Natur Gottes und des Menſchen auf, welches einer geübten Vernunft nicht ſchwer fällt, weil es unendlich leichter iſt, den Beweis zu ſchon entdeck-

---

eines Philoſophen, der ſich, als ihm wegen der Wegſetzung ſeines eigenen Sohnes Vorwürfe gemacht worden, mit dem unanſtändigſten Leichtſinne verantwortet, ſo wird man dergleichen am Ariſtippo finden; und ſich dabey des äußerſten Unwillens und Abſcheues nicht enthalten können. DIOG. LAERT. *in vit. Ariſtippi Segm. 81.* **Anmerkung der Herausgeber.**

*) **Baniers** erläut. Götterlehre I. Band 526. und 808. Anmerkung a. d. 552. und 736. S. III. Band auf der 295. S. **Anmerk. der Herausgeber.**

) Zu Athen ſtund ein Tempel der Unverſchämtheit und der Verläumdung; zu Rom ein Tempel des Fiebers, auch ein Tempel des Unglücks. CIC. de leg. libr. II. cap. 11. Mehr vergötterte Laſter und böſe Weſen findet man in **Baniers erläut. Götterlehre, im II. Bande, im IV. Buche, im II. Cap. a. d. 744. u. folg. S. **Anmerk. der Herausgeber.**

entdeckten Wahrheiten zu finden, als die Wahrheit ſelbſt zu entdecken. Die chriſtliche Sittenlehre hat endlich Wahrheiten, die der Verſtand ohne eine beſondere Offenbarung nicht wiſſen konnte; dieſe ſetzet der Philoſoph bey Seite. Und nunmehr ſieht das Gemälde ſeiner Moral dem Gemälde der Religionsſittenlehre nicht ganz ähnlich; und doch ſind die beſten Züge, wiſſentlich oder unwiſſentlich, aus ihr entlehnet. So verfuhren gewiſſe Maler, welche die Zimmer einer ſchwediſchen Königinn ſchmuckten. Sie ſonderten von den Gemälden eines Raphaels die Geſichter ab, ſetzten ſie künſtlich auf Tapeten, und malten alsdann die übrigen Theile des Körpers nach dem Befehle des Geſichts dazu.

Mich deucht, dieſe Anmerkungen ſind geſchickt, uns in der Hochachtung gegen die Religion und der Ueberzeugung von ihrer Vortrefflichkeit und Göttlichkeit zu befeſtigen; uns zu lehren, wie unvollkommen und geſchwächt auch der beſte natürliche Verſtand, und wie undankbar der chriſtliche Menſch ſey, der ſich eines höhern Lichts, das ihn zur Weisheit und Tugend leiten will, ſchämet. — „Ja, die Tugend und Religion hat dem Chriſtenthume unendlich viel zu danken. Es ſchärft nicht „nur die natürliche Religion ein, es dringt auch „auf die Beſſerung des Herzens, auf eine Tugend „um Gottes willen; es lehrt unbeſchreiblich wichtige Pflichten, die vorher kein Weltweiſer gelehret hat, kräftige Gründe zur Tugend, die man

„bey dieſen vergeblich ſucht. Das Chriſtenthum „allein hat die Abgötterey mit allen anhangenden „Greueln geſtürzt, die Ruhe in dem Staate befeſtigt, die Pflichten der Liebe, des Mitleidens und „der Gutthätigkeit in Schwang gebracht. Nur „das Chriſtenthum hat den Unterricht in der Religion allgemein und durch Gründung einer ſichtbaren Kirche zugleich dauerhaft gemacht.“ *)

Meine Herren, nachdem wir eine Vergleichung zwiſchen der Moral der alten und neuern Zeiten angeſtellet, und dabey gezeiget haben, wie viel die neuere Philoſophie, zur Verbeßrung ihrer Moral, aus der göttlichen Offenbarung geſchöpfet: ſo laſſen Sie uns ihr noch die Moral der Freygeiſterey an die Seite ſetzen; gleich dem Maler, der um die Anmuth einer ſchönen Landſchaft zu heben, ihr das Bild einer andern entgegen ſtellt, die der Krieg ihres Schmuckes und Segens beraubt hat.

Das Syſtem der freygeiſteriſchen Moral iſt nicht ſchwer zu entwerfen. Der niedrigſte Menſch, der ſich ſeinen Leidenſchaften ungeſtört überläßt, prediget es in ſeinen Handlungen; und ſeine Handlungen laſſen ſich leicht in Grundſätze auflöſen. — „Suche dein Vergnügen. Was dieſes befördert, „iſt erlaubt und weiſe; was dich davon abhält, iſt „Thorheit, Furchtſamkeit und Aberglaube. Die „Selbſtliebe iſt dein Geſetz; folge ihr, ſo lange „dich

---

*) S. Nöſſelts Auszug aus der Vertheidigung und Wahrheit und Göttlichkeit chriſtlicher Religion, III. Abſchn, V. Hauptſt. I. Abth. §. 132. a. d. 71. S.

„dich keine offenbare Gewalt abhält, und fürchte
„nichts, als den Arm des Henkers. Nichts iſt
„für ſich gut, nichts böſe. Die Gottheit achtet
„der niedrigen Handlungen des Menſchen nicht,
„und ſeine Natur befiehlt ihm, nach dem eingepflanzten
„Inſtincte zu handeln. — Der iſt frey,
„der thun darf, was er wünſchet; und was er
„wünſchet, nur das iſt ſein Glück: Vergnügungen
„der Sinne und der Einbildungskraft, Freuden
„der Wolluſt, der Ehre und des Reichthums.“
Dringt, ruft der Freygeiſt uns zu,

Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Folgt der Natur, genießt, was ſie euch ſchenket;
Sucht nichts, als was ihr wünſcht, flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frey, und gebt nicht auf die Thoren Acht.
Der Pöbel iſt der größte Hauf' auf Erden,
Von dieſem reißt euch los. Er weis nicht, was er glaubt,
Hält jeden Trieb für unerlaubt,
Und ſieht nicht, daß er ſich ſein Glück aus Milzſucht raubt.

Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was Viele glauben, glaubet nicht.

Folgt der Natur. Sie ruft, was kann ſie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen ſollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht,

Und ſchuf den Himmel und die Hölle;
Setzt die Vernunft an ihre Stelle,
Was ſeht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein, ein weibiſches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindiſches Geſchwätze.
Was jeden ruhig macht, iſt jedem ſein Geſetze;
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.

Dieſes Syſtem verdienet keine Widerlegung. Es erwecket Abſcheu, ſo bald man es in ſeinen Folgen denkt; und das nicht ganz verderbte Herz empört ſich mit ſeiner natürlichen Güte wider die Frechheit des Unglaubens. Wie elend würde der Freygeiſt ſeyn, wenn er eine Republik Menſchen zu ſolchen Philoſophen umbilden könnte, als er ſelbſt iſt, oder ſeyn will! Wie würde es mit ſeinem vergötterten Vergnügen, mit dem Beſitze der Güter und Perſonen, die er zu ſeinem Wunſche bedarf, mit ſeiner Sicherheit und ſeinem Leben ſtehen? Ich und alle ſind alsdann, wie er, geſinnet. Wir kennen auch keinen Unterſchied des Guten und Böſen. Unſer Gott iſt der Eigennutz, die Selbſtliebe, und das Vergnügen der Sinne. Werden wir ihm nicht ſeine Freuden mit Liſt oder Gewalt entreißen, ſo bald es unſer Vergnügen befiehlt? Was iſt mir an ſeiner Ruhe gelegen, wenn ich die meinige durch die Zerſtörung der ſeinigen befördern kann? Ich raube ſie ihn. Aber er wird ſich widerſetzen? So widerſetze ich mich auch. Er bietet Liſt und Tücke, Gift und Meuchelmord auf, zu ſeinem Ziele zu gelangen; ich auch. Ewiger Krieg des Eigennutzes und der Frechheit! Iſt kein gerechter Gott, keine Tugend, keine Unſterblichkeit der Seele, und alſo keine ewige Belohnung oder Strafe; was ſoll mich abhalten, ſo oft ich kann, der Stimme meiner erhitzten Leidenſchaften zu gehorchen?

Dann hätt' ich Luſt ein Böſewicht zu ſeyn,
Und würde, wär kein Gott, auch keinen König ſcheun!

So iſt denn, nach dem Syſteme des Freydenkers, der ſchwärzeſte Undank, wenn er mein Vergnügen befördert, kein Laſter? So darf ich meinen Nächſten heimlich plündern, wenn es meine Ruhe alſo verlangt, und den Nachbar mit Gifte aus dem Wege räumen, wenn ich mich ſeiner Gattinn nicht anders bemächtigen kann? So ſind Betrug, Verrätherey und Meyneid erlaubt, ſobald ſie ein Mittel ſind, die Befehle meines Eigennutzes zu befriedigen? So ſind die Bande der Familie und der Freundſchaft nichts als abergläubiſche Feſſel? So darf man mir meine Gattinn, die ich, wie mich, liebe, rauben; meine Tochter, die Freude meines Hauſes, entehren; meinen Sohn, die Hoffnung meines Lebens, zum Ungehorſamen, zum Böſewichte, zum Läſtrer Gottes machen? So iſt nichts mein? So iſt keine äußerliche Sicherheit, als durch Liſt und Gewalt? So hat der Obere kein Geſetz, als die

Stillung ſeiner unmäßigen Begierden? Und ich ſoll ihm gehorchen? So hat der Niedere kein Geſetz, als die Gewalt, wo er kann, von ſich abzuwenden, und das Leben des Obern ſeinem Eigennutze aufzuopfern? Und ich ſoll regieren? So iſt keine Treue, kein Band der Liebe, das die Menſchen verknüpft; und nur der Eigennutz iſt ihr höchſtes Geſetz? Und in dieſe Geſellſchaft der Betrüger, der Undankbaren, der Meyneidigen, der Räuber, der Mörder, der Blutſchänder, der Gottesleugner, wollet ihr uns verſetzen, ihr Freygeiſter? O Feinde der Menſchen und Gottes! Iſt dieſes die Welt der Zufriedenheit, o ſo ſey der Tag unſrer Geburt verflucht!

Meine Herren, dieſes Gemälde der freygeiſteriſchen Moral muß uns nothwendig in der Verehrung der Tugend ſtärken, die uns eine erleuchtete Vernunft, das Gewiſſen und die Religion anpreiſen. Aber vielleicht ſcheint Ihnen dieſes Gemälde nicht getreu genug zu ſeyn. Und es iſt wahr, nicht alle Feinde der geoffenbarten Religion nehmen ganz dieſe ſchreckliche Moral an. Die äußerlichen Umſtände, in welchen ſie ſich befinden, ihr perſönlicher Charakter und ſelbſt die wohlthätigen Eindrücke, welche der erſte Unterricht in der Religion in ihren Herzen, ohne daß ſie es erkennen wollen, zurückgelaſſen hat, ſchränken dieſelbe in einzelnen Fällen ein. Aber iſt es bey dem allen nicht eben ſo wahr, daß es die Moral vieler Freygeiſter iſt; und daß die Freygeiſterey, wenn auch nicht auf einmal, doch nach und nach auf eine ſolche Moral abführet? Beweiſen dieß nicht ſo manche deiſtiſche Schriften zur Genüge? Man verlaſſe nur auf dem Wege der Pflicht die leitende Hand der Offenbarung; und bald werden ſich die verderbten Neigungen des Herzens zu Führerinnen anbieten, und reizen, noch einen Schritt weiter zu wagen, bis man endlich über alle Grenzen der Pflicht hinaus iſt. Wenigſtens ſetzt man ſich allezeit einer ſo großen Gefahr aus, wenn man in dem hellſten Lichte der Offenbarung, anſtatt ſie gehörig zu prüfen, ſich entſchließen kann, lieber ein Deiſt zu ſeyn. Bewahren Sie alſo, meine Herren, Ihre noch zarten Seelen vor den Grundſätzen der Freygeiſterey, die, ſo ſchrecklich ſie überhaupt ſind, dennoch einzeln in einem uns natürlichen Hange zum Laſter oft ihren Schutz finden; vor den freygeiſteriſchen Meynungen, die von den Thronen der Großen ſchon in die Hütten der Niedern ſich verbreiten, gleich der Peſtilenz, die im Finſtern ſchleucht, und der Seuche, die im Mittage verderbt. Saurin, der vortreffliche Saurin, ſaget, *) er habe keinen Freygeiſt, keinen ohne Ausnahme, gekannt, der nicht auf ſeinem Todbette ſein Syſtem widerrufen und verabſcheuet hätte; und Sie finden viele ſolcher lehrreichen Beyſpiele in einem Werke des däniſchen

---

*) S. **Saurins** Predigten über die Leidensgeſchichte Jeſu und andre damit verwandte Materien, II. Th. XI. Pred. 272. S. in der neuen Ueberſetzung.

niſchen frommen und gelehrten Biſchoffs, Pontoppidan, aufgeſtellet.*)

Ja, bey den Kräften einer dauerhaften Geſundheit, in dem Taumel der Leidenſchaften, in der täglichen Erneuerung der Wollüſte, in den Zerſtreuungen und Geſellſchaften ausſchweifender Menſchen, benebelt vom Weine, unterwieſen in den Geheimniſſen der Zweifelſucht und des Spottes über die heilige Schrift, läßt ſich der Verſtand zwingen, Unſinn als Wahrheit zu glauben; und das Gewiſſen, gleich einer geſchändeten Unſchuld, verhüllt ſich einige Zeit. Aber bey der Annäherung einer gefährlichen Krankheit, losgeriſſen von den Vergnügungen, an die der Ausſchweifende gefeſſelt war, frey und genöthiget zum Nachdenken, erblickt er die Gegenſtände in einem ganz andern Lichte. Die Vernunft, vom aufgewachten Gewiſſen gedrungen, behauptet die Rechte der Wahrheit. Die Schrecken des Todes, der Gedanke der Ewigkeit, der Gedanke eines heiligen Gottes, den kein Freygeiſt aus ſeinem Herzen vertilgen kann, dringen mit aller Macht auf ihn, und ſind die Folter ſeiner Seele, die ihr das Bekenntniß abnöthiget, daß ſie ſich wider Gott empöret hat; daß ſie unſelig iſt.

Wir haben in unſern Tagen ſo viele Lehrer der Freygeiſterey; und damit uns weder ein frecher Britte, noch ein ſpottender Gallier umſonſt

---

*) S. Pontoppidans Kraft der Wahrheit den Unglauben zu beſiegen.

unterrichten möge; ſo breiten wir zum Danke dafür ihre Geheimniſſe aus, und erſinnen nur Farben, den Unglauben zu ſchmücken. Hüten Sie ſich vor ſolchen Schriften und Menſchen, theuerſte Freunde! Sie treten in die große Welt, und viele von Ihnen eilen vielleicht bald in fremde Länder, bald in die Gefahr, mit den Grundſätzen des Unglaubens vertrauter zu werden. Das Anſehen eines ſonſt gelehrten und ſcharfſinnigen Mannes, eines Mannes von feiner Lebensart, der angenehm und geſucht in Geſellſchaft iſt, dem Viele gehorchen müſſen, deſſen Schutz wir nicht entbehren können, macht ſeinen Unglauben oft glänzend in unſern Augen; und der Freygeiſt im Ordensbande lehrt immer eindringender, als der im Schulrocke, ob ſie ſchon Beide gleich elend lehren.

Ich bitte Sie, meine Herren; denn was kann ich anders thun, als bitten? Ich bitte Sie, als Ihr Freund, bey allem, was Ihnen ſchätzbar iſt, auf Erden und im Himmel; bey der Liebe des Blutes, aus dem Sie entſproſſen ſind; bey der Ruhe des Herzens, die Sie alle ſuchen; bey dem Glücke der Nachwelt, die von Ihnen entſpringen ſoll; und bey wem ſoll ich mehr bitten? Bey Gott, dem Allmächtigen! — widerſtehen Sie den Verführungen der Freygeiſterey und des Laſters. Bewahren Sie ihr empfindliches Gewiſſen von Jugend auf, und wehren Sie, durch Ihr ſtandhaftes Beyſpiel, der Ungebundenheit in den Meynungen und Sitten, wie Sie rühmlich thun.

Erinnern Sie ſich oft der ſchreckensvollen Worte: „Gleichwie ſie nicht geachtet haben, daß ſie Gott „erkenneten: hat ſie Gott dahin gegeben in verkehrten Sinn.“ *)

Denken Sie, wenn Sie einen freygeiſteriſchen König mit ſeinem Unglauben triumphiren ſehen, an einen rechtſchaffenen Antonin, der doch noch lange kein Chriſt war. Denken Sie, wenn Sie dereinſt in den Gemächern der Großen, einen Rocheſter, einen Hobbes, einen Bolingbroke und Schaftsbury der Religion ſpotten hören, denken Sie an einen Verulam, Addiſon, Littleton und Weſt, die ſie durch ihre Schriften und Sitten verherrlichen. Der gewiſſenhafte Miniſter, der ſonſt Gaben des Geiſtes und Geſchicklichkeit zu öffentlichen Geſchäfften beſitzet, wird an allen Höfen, wo noch ſo wenig Religion herrſchet, dennoch der ehrwürdigſte bleiben — Irren Sie die Sophiſtereyen eines Bayle, die er mit einem ſpitzfündigen Scharfſinne und einer ruhmredigen Gelehrſamkeit unterſtützet: o ſo denken Sie an ſo viele große Männer, welche die Vernunft über die Begierde ſinnreich und gelehrt zu ſcheinen, und den Glauben über Beide herrſchen ließen. Ein gelehrter Erasmus oder Melanchthon, gehe bey Ihnen weit über einen gelehrten Bayle. Was iſt der Witz eines La Mettrie, mit dem er frech über das Heiligſte ſpottet, gegen den Geiſt eines Hallers, mit dem er die Religion und die Rechte der Ver-

---

*) Röm. 1, 28.

nunft vertheidiget.*) Vergleichen Sie den Verſtand, der aus der Sittenlehre eines Mosheims ſpricht, mit dem Verſtande, der aus der Schrift vom glückſeligen Leben**) redt: ſo iſt der erſte der Verſtand eines Engels, und der andre der Verſtand eines unſaubern Geiſtes. Leſen Sie die vortrefflichen Werke eines Squire, eines Nöſſelt und Jeruſalem, die ſie zur Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der Religion aufgeſetzet, und wodurch ſie unſern Zeiten eine wahre Wohlthat erwieſen haben.

Schämen Sie ſich nie, Religion zu haben. Die edelſten Seelen haben ſie für ihre Ehre und ihr Glück gehalten. Widerlegen Sie den Unglauben durch ein geſittetes Leben, und wo es nöthig iſt, durch Gründe und edle Freymüthigkeit. Aber, was wird die große Welt von mir denken, wenn ich ſo gewiſſenhaft mich ihren Neigungen und Beyſpielen entgegen ſtelle? Wird ſie mich nicht mit dem Namen eines Schwermüthigen, eines Milzſüchtigen, eines Schwärmers, eines Menſchen, der nicht zu leben weis, dem der Schulſtaub den Kopf verfinſtert hat, beſtrafen? Und wie ſehr fürchtet ſich ein empfindliches Herz vor dieſen Namen? Es iſt wahr, die Verachtung

---

*) S. ſeine vortreffliche Vorrede zu dem von ihm überſetzten Werke: Prüfung der Sekte, die an allem zweifelt.

**) Traité de la Vie Heureuſe par Seneque, vom La Mettrie.

tung iſt ein fürchterlicher Feind; und ihr zu entgehen, haben Tauſend der Religion entſaget, die, wenn man ſie ihnen durch Gewalt hätte entreiſſen wollen, lieber ihr Vermögen und ihr Leben ſelbſt Preis gegeben hätten. Aber um deſto mehr müſſen wir uns wider dieſe falſche Schande waffnen, und uns durch den Beyfall des Gewiſſens über den Spott hinaus ſetzen. Endlich giebt es ja noch überall Rechtſchaffne und Freunde der Religion, die uns durch ihre Hochachtung ſchadlos halten. Und geſetzt, es gäbe ihrer wenige oder gar keine: was iſt die Geringſchätzung der Sterblichen? Auch der Vornehmſten unter den Thoren dieſer Erde?

Was iſt der frechſte Spott,
Den oft die Tugend leidet?
Ihr wahrer Ruhm! Denn wer das Böſe meidet,
Das Gute thut, hat Ruhm bey Gott!

Vierte Vorleſung.

Von dem Unterſchiede der philoſophiſchen Moral und der Moral der Religion.

Wir legen aus übergroßer Liebe zur Weisheit unſrer Vernunft, und aus einer geheimen Abneigung gegen die Religion, leicht der philoſophiſchen Moral mehr Verdienſte und Kräfte bey, als ſie in der That beſitzt, und öffnen uns durch eine tiefſinnige Schulweisheit den Weg zu einer deiſtiſchen Tugend, bey der wir uns ſelbſt genug ſind, und alſo keiner Offenbarung, keines höhern Lichts und keiner andern Kraft, als die wir von Natur haben, zu unſrer Tugend und Glückſeligkeit bedürfen. Uns vor dieſem Irrthume, der ſchon Viele zu einem ſtolzen Unglauben verleitet hat, zu bewahren, laſſen Sie uns itzt den Unterſchied zwiſchen der Moral der Vernunft und der Moral der Religion, zwiſchen der Tugend der Philoſophie und der Tugend der Religion erklären.

Die natürliche und die geoffenbarte Sittenlehre haben von der einen Seite vieles mit einander gemein, und ſind von der andern doch ſehr weit unterſchieden. Sie gleichen einander, wenn ich mich des Gleichniſſes ohne Fehler bedienen darf, wie die Beredſamkeit und Poeſie. Dieſe grenzen beide nahe an einander, ſie haben oft einerley Abſicht, zu unterrichten und zu rühren; und dennoch iſt die Beredſamkeit nicht Poeſie, und die Poeſie noch mehr als bloße Beredſamkeit. So grenzet die Moral der geſunden Vernunft nahe an die Moral der Religion; ſie haben die meiſten Pflichten und die Abſicht, Tugend und Glückſeligkeit zu befördern, mit einander gemein; und dennoch iſt die Moral der Vernunft ſo wenig die Moral der Religion, als die Beredſamkeit Poeſie iſt.

Sie entfernen ſich beide von einander, erſtlich in Anſehung der Quelle, aus der ſie ihre Pflichten ſchöpfen. Die Quelle der natürlichen Sittenlehre iſt die Vernunft und das moraliſche Gefühl des Guten und Böſen. Was mit den Wahrheiten der Vernunft und den Empfindungen des Gewiſſens, mit der Natur der Menſchen und der Wohlfahrt der Welt, übereinſtimmt, iſt recht und gut; und alles, was durch eine richtige Folge daraus hergeleitet werden kann, iſt Pflicht; und die abſichtsvolle Ausübung dieſer Pflicht aus Gehorſam gegen Gott, iſt Tugend. — Die chriſtliche Sittenlehre hat mit der natürlichen dieſes Geſetz der geſunden Vernunft gemein; aber ſie hat über daſſelbe noch eine höhere Quelle, aus der ſie ſchöpft, die Offenbarung. Jene, die Vernunft, kann irren, und hat oft geirret; dieſe kann nicht trügen, wenn ſie richtig verſtanden wird. Alles was in der Offenbarung ein klares und deutliches Sittengeſetz iſt, das iſt Pflicht; die Vernunft mag nun dieſe Pflicht durch ihr eignes Licht einſehen können oder nicht. Die Liebe der Feinde iſt eine Pflicht der chriſtlichen Sittenlehre, wenn auch die Vernunft ſie nicht gebeut; wenn es ihr auch ſchwer wird, die Nothwendigkeit dieſer Pflicht zu erkennen; genug die Religion gebeut ſie. Das Gebet iſt eine beſtändige Pflicht der chriſtlichen Moral; es ſcheine der Vernunft auch noch ſo unnöthig. Die Demuth gegen Gott und Menſchen iſt eine beſtändige Pflicht der Sittenlehre der Religion; der Stolz der Vernunft lehne ſich auch noch ſo ſehr wider dieſe Tugend auf.

Die natürliche und chriſtliche Moral vereinigen ſich zweytens in dem gemeinſchaftlichen Zwecke, die Sitten zu beſſern; allein die letzte geht viel weiter, als die erſte. Sie will nicht bloß das äußerliche Betragen des Menſchen einrichten, und ihn zum vernünftigen Bürger machen, der die öffentliche Ruhe befördert. Sie hat eine höhere Abſicht, nämlich ſein ganzes Herz zu ändern und zu erneuern. Sie hat auch höhere Mittel. Sie fordert Buße und Glauben auf eine Art, von der die Vernunft ſchweigt. Sie macht durch den Glauben die Liebe Gottes und des Nächſten zu Grundfeſten, auf welchen das ganze Gebäude der Pflichten ruht. Ihre Wahrheiten ſind mit einer göttlichen Kraft verbunden; und das iſt vorzüglich der hohe Punkt, worinnen die Vernunft und Religion unterſchieden ſind, daß jene, wenn ſie uns auch die Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit unſerer Pflichten gelehret hat, uns dennoch nicht ſagen kann, woher wir die herrſchende Neigung und Kraft, das Böſe zu überwinden und das erkannte Gute willig auszuüben, empfangen ſollen. Die Moral der Religion gebeut nicht bloß die äußerliche Beobachtung der Pflichten; ſie dringt auf die beſtändige Tugend des Herzens, auf die Willigkeit der Seele gegen das göttliche Geſetz, und auf die Reinigkeit aller unſrer Neigungen und Abſichten. Sie lehret uns, daß alle gute Thaten, ſo ſehr ſie äußerlich mit den Geſetzen übereinkommen, ſo nützlich ſie in ihren Erfolgen, ſo ſchwer und ruhmwürdig ſie in der Ausführung ſind, dennoch den Namen der Tugend nicht verdienen, wenn ſie nicht aus einer überwiegenden Liebe und Ehrfurcht gegen Gott und unſern Erlöſer, und aus einer wahren Liebe gegen die Menſchen fließen. — Sie iſt ſo vollſtändig, daß ſie dem Herzen keine Ausnahme verſtattet. Sie lehret, daß wer Ein Gebot wiſſentlich übertritt, gewiſſermaßen die ganze Summe der göttlichen Geſetze übertreten habe. Die Sittenlehre der Religion droht den ſtillen Laſtern, dem Neide, dem Geize, der Verleumdung, der Liebloſigkeit, dem Müßiggange, der Unmäßigkeit und Weichlichkeit eben die Strafen, womit ſie von den Laſtern abſchreckt, welche die öffentliche Ruhe und das Beſte der Welt ſtören; ſie ſchließt ſie von dem Reiche Gottes aus. Kann das Herz, ſo lange es dieſe Ausſprüche für göttlich hält, noch Ausnahmen machen? Die chriſtliche Moral verbeut nicht nur das Laſter, ſie will auch die Quellen des Laſters, die Begierden, verſtopfen. Du ſollſt, ſo befiehlt ſie, in deinem Herzen auch nicht wider das göttliche Geſetz begehren. So weit geht die philoſophiſche Moral nicht.

Die Tugenden der Vernunft gleichen drittens den Tugenden der Religion, wenn wir auf ihre Natur ſehen. Die Mäßigkeit der Vernunft ſtimmt mit der Mäßigkeit der Religion überein; und dennoch unterſcheiden ſie ſich in Anſehung der Quelle und der Abſicht weit von einander. Die Tugend der Erziehung und des Temperaments gleicht der Religionstugend; aber welcher Unterſchied, bloß aus Liebe zur Geſundheit und zum Leben, bloß des guten Namens und ſeines äußerlichen Glücks wegen, mäßig ſeyn; und hingegen eben dieſe Tugend aus der erhabenſten Abſicht, aus Liebe und Ehrfurcht gegen Gott, aus einem Herzen, das der Glaube geadelt, ausüben? Ich kann gutthätig ſeyn, weil ich ſo erzogen bin, weil ich ein empfindliches und weichliches Herz habe, weil die Gutthätigkeit Ruhm und Freunde erwirbt, weil ich Clienten und Lobredner ſuche; aber ich kann auch aus Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, aus einem edlen Verlangen, Menſchen glücklich zu machen, weil ſie Gottes Geſchöpfe ſind, gutthätig ſeyn. Dieſe Gattung der Gutthätigkeit iſt die Tugend der Religion; ſo wie die uneigennützige allgemeine Menſchenliebe die Hauptfarbe in dem Gemälde der chriſtlichen Sittenlehre iſt, und ſich dadurch

durch über die Syſteme der Vernunftweiſen aus den alten Zeiten eben ſo weit erhebt, als eine grüne blumichte Flur über eine ſandichte Hayde, aus der nur einzelne dürftige Pflanzen hervorragen. — Die natürliche Moral lehret die Verachtung der äußerlichen Güter, in ſo fern ſie mit der Ruhe des Herzens nicht beſtehen können; die chriſtliche befiehlt über dieſes die Pflicht der Verleugnung, durch die wir die Liebe zu uns, zur Welt und zum Leben, der Liebe zu Gott und zu dem Nächſten aufopfern müſſen, wenn die Ehre Gottes und die geiſtliche Wohlfahrt des Menſchen nicht anders befördert werden kann. Die Demuth iſt beſonders eine eigenthümliche Tugend der chriſtlichen Moral; und ſie allein beweiſt beynahe den himmliſchen Urſprung der Religion, und den großen Unterſchied der philoſophiſchen und chriſtlichen Sittenlehre. Der Menſch, der ſtolze Menſch, der, an ſich betrachtet, ein Nichts iſt, und doch gern ein Gott wäre, ſollte der die Demuth lehren, wenn er ſich eine Moral ausdenkt; die chriſtliche Demuth lehren? Das heißt, die Tugend des Herzens, die aus der Ueberzeugung entſteht, daß alle unſre Gaben, Vorzüge und Verdienſte, die Gaben der Religion und der Natur, der Seele, des Körpers, des äußerlichen Glücks, freye und unverdiente Geſchenke Gottes ſind, die wir ſorglos und undankbar gemißbraucht und verderbt haben, die wir noch oft bey allem unſern guten Willen mißbrauchen? Die Demuth der Religion, welche uns dreiſt ſaget, daß wir nicht durch unſere Kräfte können tugendhaft und glückſelig werden? Sollte dieſe Tugend eine Frucht ſeyn, die auf dem Boden der ſtolzen Vernunft entſpröſſe? Sie iſt eine eigenthümliche Tugend der chriſtlichen Moral.

Die Beweiſe der chriſtlichen und philoſophiſchen Moral ſind viertens in Anſehung der Deutlichkeit, Stärke und Allgemeinheit ſehr verſchieden. Es iſt gewiß, die Vernunft kann die Schönheit der Tugend und ihren glücklichen Einfluß auf die Wohlfahrt des Menſchen erweiſen; allein ſie braucht viel Mühe und Kunſt, alle Pflichten aus gewiſſen Grundſätzen herzuleiten, ſie unter einander freundſchaftlich zu verbinden und in ein übereinſtimmendes Lehrgebäude einzuſchließen. Dieſe Methode, den Menſchen von ſeinen Pflichten zu überzeugen, ſo gut ſie iſt, iſt doch nur für Wenige, nicht für die Welt. Sie erfordert, um ihr in ihren Beweiſen folgen zu können, Scharfſinn, und einen geübten Verſtand, der nur das Antheil weniger Menſchen iſt. — Die chriſtliche Moral hingegen iſt mit einer ſo weiſen Einfalt, Deutlichkeit und Kürze vorgetragen, daß ſie von dem ſchwächſten Verſtande kann begriffen, und von dem ungeübteſten Gedächtniſſe behalten werden. Ihre Beweiſe ſind eben ſo helle, als ihre Pflichten, und ſo ſtark, daß ſie keinen Einwurf leiden, weil ſie göttliche Ausſprüche ſind. Du ſollſt deinen Nächſten lieben, als dich ſelbſt, ihn nicht beleidigen, für ſein irdiſches und ewiges Glück ſorgen; denn

Gott dein Vater, Schöpfer und Erhalter, und Erlöſer, der Gott der Liebe und Gnade, liebt ihn, wie dich; die Liebe iſt deine Pflicht, weil ſie eine Nachahmung Gottes und dein Glück iſt. Die chriſtliche Moral zeigt Gott überall als das liebreichſte und heiligſte Weſen, und entlehnet die Beweiſe unſrer Pflichten von dieſen göttlichen Vollkommenheiten. — Was ihr thut, ſagt die chriſtliche Moral, ſo thut es alles zu Gottes Ehre;*) thut es ſo, daß Andre aus euren Thaten und Werken auf die Vorſtellungen, die ihr von den götttlichen Eigenſchaften habt, auf eure Ehrfurcht gegen ſeine Vollkommenheiten und auf euren Gehorſam gegen ſeine Befehle ſchließen und einen Antrieb daher nehmen können, in ihrem Wandel auch ſo zu verfahren. Wird ein ſo unterrichteter Schüler der chriſtlichen Sittenlehre noch ungewiß ſeyn können, ob er, und warum er zu allen Zeiten, in allen Handlungen ſeines Lebens, an allen Orten, in jedem Alter, in der Jugend ſo wohl als am letzten ſeiner Tage, in jedem Stande, im höchſten ſo wohl als im niedrigſten, in jedem Auftritte des Lebens, im Glücke ſowohl als im Unglücke, mäßig, enthaltſam, gerecht, liebreich, gutthätig, keuſch, treu, wahrhaft, beſcheiden und geduldig ſeyn, oder doch aufrichtig ſuchen ſoll, es zu ſeyn? Wir hätten Urſache, nicht vortheilhaft von der chriſtlichen Moral zu denken, oder deutlicher zu reden, ſie nicht für göttlich zu halten, wenn ſie in der Methode und Sprache der Philoſophen vorgetragen wäre. Sie könnte alsdann kein Unterricht für alle Seelen ſeyn; und ſollte ſich Gott eines Mittels bedienen, die Menſchen weiſe und fromm zu machen, das ſich für ihren Verſtand und die nothwendigen Geſchäffte dieſes Lebens nicht ſchickt? Dieſes läßt ſich ohne Entheiligung Gottes nicht denken.

---

*) 1 Kor. 10, 31.

Die Vernunft hat große Bewegungsgründe und Ermunterungen zur Tugend; aber die chriſtliche Moral hat fünftens außer dieſen noch höhere, und giebt den Bewegungsgründen der Vernunft mehr Licht und Stärke. Was dieſe von der Unſterblichkeit der Seele vermuthet, oder doch ſo tiefſinnig vorträgt, daß es nur Wenige überzeugen kann; das ſagt die Moral der Religion mit hoher Zuverſicht und auf das Anſehen Gottes. Der Menſch, welcher glaubt, daß ſeine Seele unſterblich iſt, weil es unmöglich iſt, daß ihn Gott hintergehen kann, der weis es überzeugender, als ein Philoſoph durch ſeine ſchärfſten Beweiſe. — Die Belohnungen und Strafen der Ewigkeit, dieſer Schimmer des Lichts in der Philoſophie, iſt in der Religion ein heller Mittag. Alles fließt in dieſen Mittelpunkt zuſammen: Gott iſt ein Richter der Lebendigen und der Todten, der alles ans Licht bringen, von dem jeder empfahen wird, nachdem er gehandelt hat bey ſeinem Leben, es ſey gut oder böſe.[*])

---

[*]) 2 Kor. 5, 10.

Alle göttliche Eigenſchaften ſind in der Religion Bewegungsgründe zur Tugend und Abhaltungen vom Laſter; und dieſe Eigenſchaften erkennet die Philoſophie nie in dem hellen Lichte, in welchem ſie die Religion zeigt.

Man erwäge nur den ſo mächtigen Antrieb, der aus der erkannten Liebe des Erlöſers der Welt auf unſer Herz und unſere Tugend wirket. Dieſe Liebe des Erlöſers, wenn ſie lebendig geglaubt wird; und der Geiſt Gottes wirket dieſen Glauben durch die Wahrheiten der Schrift; muß nothwendig das Herz mit höherer Liebe gegen Gott erfüllen, als die natürliche Liebe iſt, die wir gegen den Allmächtigen fühlen, wenn wir ihn bloß als unſern Schöpfer und Erhalter betrachten; und ſie muß alſo auch ein ſtärkerer Antrieb zur Tugend ſeyn. Einen Erlöſer glauben und anbeten, durch den alles gemacht iſt im Himmel und auf Erden, der Gott und unſer einziges Heil iſt, der für uns Menſch ward, die Strafen unſrer Sünden auf ſich nahm, für unſer ewiges Heil den ſchrecklichſten Tod ſtarb, der die Tugend befiehlt und das Laſter verbeut, der erſchien, uns nicht nur zu erlöſen, ſondern auch zu heiligen, und an deſſen Gnade und Verdienſte wir ohne Heiligung keinen Antheil haben; dieſes lebendig glauben, und doch keinen Antrieb ſpüren, ſeinen Geboten zu gehorchen; wer kann ſolches ohne Widerſpruch denken? Dieſer Bewegungsgrund aber, über den der Himmel nichts höheres hat, iſt in der chriſtlichen Moral nicht nur ein Antrieb zur Beſtändigkeit in der Tugend, ſondern auch die Quelle und die Kraft der Tugend. Die Liebe zu Gott, die aus dem Glauben erzeuget wird, daß wir, ungeachtet aller unſrer Strafwürdigkeit, durch das Verdienſt eines göttlichen Mittlers aus Gnaden unendlich glücklich ſind, beſeelet das Herz mit einer göttlichen Kraft, ſeine böſen Neigungen zu überwinden. Sie breitet Wohlwollen und Liebe gegen alle Menſchen in demſelben aus. Sie adelt unſre Abſichten und macht Gottes Willen dem Herzen, das von Natur gern ungefeſſelt ſeyn will, angenehm. Es empfindet die Göttlichkeit der Tugend und fühlet, daß ſeine Pflicht, ſo ſtrenge ſie auch ſcheint, doch nichts, als ſein Glück und die Vereinigung mit der Quelle aller Vollkommenheiten und Glückſeligkeit iſt. Es fühlet den innerlichen Frieden, der höher iſt, denn alle Vernunft.

Dieſe Kraft zur Verbeſſerung des Verſtandes und des Herzens entbehret die Moral der Vernunft. Ihre Verheißungen, wodurch ſie zur Tugend beweget, ſind äußerliche Wohlfahrt, eine gewiſſe Stille und Ruhe des Herzens, und ein dunkler Schimmer ewiger Glückſeligkeit. Die Moral der Religion verſpricht ihren Schülern Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geiſte hier in dieſer Welt, und in der ewigen mit der größten Gewißheit überſchwengliche Herrlichkeit, und gewähret uns ſchon den Vorſchmack derſelben in gewiſſen ſeligen Stunden. Es iſt wahr, die Moral der Vernunft lehret uns vieles, das uns die Offenbarung nicht lehret, als da ſind die Regeln und Mittel der Klugheit. Aber eben, weil das die Vernunft für ſich einſehen kann, übergeht es die Schrift, deren Hauptabſicht iſt, gefallne und ſündige Menſchen zur Seligkeit weiſe und geſchickt zu machen Hingegen geben die großen Beyſpiele der Tugend, die uns die Schrift vorſtellet, und beſonders das vollkommenſte Muſter unſers Herrn und Erlöſers, der chriſtlichen Sittenlehre einen unendlichen Vorzug.

Die chriſtliche Moral läßt ihren Schüler, den gebeſſerten Menſchen, noch unvollkommen. Er bleibt ſchwach, weil er ein Menſch bleibt, und weil ihm das Böſe, das er beſtreitet, noch immer anklebt und ihn zum Guten träge macht; allein ſie erhebt ihn doch auf eine weit höhere und herrlichere Stufe der Tugend, als die philoſophiſche Moral. Wer kann dieſes leugnen, wenn er die Religion und die Vernunft kennet?

Die chriſtliche Moral lehret, daß Gott unſre unvollkommene und fehlerhafte, aber doch aufrichtige Tugend, um einer göttlichen uns erworbnen Gerechtigkeit willen, als vollkommen annehmen und ewig belohnen will. — Die Moral der Vernunft wünſchet und hoffet nur, daß Gott einen unvollkommenen, aber aufrichtigen Gehorſam, und eine tägliche Beſtrebung, beſſer zu werden, mit Wohlgefallen anſehen und die begangenen Uebertretungen ſeiner Geſetze, und die mannichfaltigen Laſter nicht ewig ahnden werde.

Laſſen Sie uns Beide, den Tugendfreund der Vernunft und der Religion, in Eine Stellung bringen. Sie ſind am Ende ihres Lebens und richten ſich Beide in der Stunde des Todes mit Hoffnungen auf.

Ich überſehe itzt, fängt der philoſophiſch Tugendhafte an, ich überſehe itzt die vollendete Bahn des Lebens, die mir der Urheber der Welt angewieſen hatte. Ich habe mich aufrichtig bemüht, ſeinen Willen zu erkennen, und die Pflicht gegen ihn, gegen mich und die Welt zu erfüllen. Aber habe ich dieſe Pflicht genug erkannt, ſtets, und auf die beſte Art, ſo wohl in meinem Herzen, als in meinem Wandel, ausgeübt, um des Beyfalls eines allwiſſenden Zeugen und ſeiner Gnade würdig zu ſeyn? Er iſt die Quelle der Vollkommenheit; habe ich ihn am meiſten geliebet, und mehr, als alles, verehret? — Ich ſehe einzelne Tugenden des Jünglings, des Mannes und des Greiſes in meinem Leben. Dieſes Zeugniß kann ich mir am Rande des Grabes ertheilen; und du, o Gott, du willſt das Gute, und biſt ſein Freund und Belohner! Doch wie ſchwach und unvollkommen ſind meine Tugenden! Wirſt du auch die belohnen, die ich mehr aus Menſchenfurcht, aus Ehrgeiz und Erziehung, aus Temperament und Eigenliebe, als aus Ehrfurcht gegen dich, ausgeübet habe? — Ich ſehe gute Abſichten und Unternehmungen in meinem Leben, Dienſte der Menſchenliebe. Aber ich ſehe in allen Auftritten meines Lebens auch viele Gebrechen; hier Thorheiten und Ausſchweifungen der Jugend, dort Laſter der männlichen Jahre und Gebrechen des höhern Alters; in der einen Waagſchale das verſäumte Gute und das bewilligte Böſe; wie viel iſt deſſen! in der andern das vollbrachte Gute und das beſiegte Böſe; wie wenig iſt deſſen! Ich fühle Beſtrafungen des Gewiſſens. Gott kennt alle meine Fehler, auch die geheimſten der Gedanken und Neigungen; ſie ſind Empörungen wider ſeine Geſetze, die er mir durch die Vernunft und das Gewiſſen entdeckte. Wird er dieſe Vergehungen in einer zukünftigen Welt ewig beſtrafen? Er iſt Heiligkeit! — Wird er mich mit Gnade beglücken? Er iſt Liebe! — Werde ich ewig dauern? Aber ich bin Staub und ein Sünder! — Werde ich nicht ewig dauern? Aber ich bin Gottes Geſchöpf, und fühle das Verlangen in mir, unendlich zu leben! Wer entreißt mich dieſer Ungewißheit; und zugleich der Furcht? Die Vernunft? — Redte ſie doch entſcheidender! Der Tod wird meine Zweifel auflöſen. Ich trete alſo in eine andre Welt ein; auch in eine ewige und glückliche? Das wolle Gott! Er ſagts, und ſtirbt.

Laſſen Sie den Tugendhaften nach der Religion auch auf dem Lager des Todes das Bekenntniß ſeines Glaubens und ſeiner Hoffnung ablegen. Stützt er ſich auf ſeine ſchwachen Tugenden, um den Schritt in die Ewigkeit beherzt zu thun? Iſt nicht durch den Glauben an den Erlöſer ein göttliches Verdienſt ſein, das ihm bey Gott Vergebung der Sünden, und ſelbſt für ſeine unvollkommne Tugend Belohnung erwarb? Hat er keine höhern Hoffnungen, als die, welche ihm die Stralen der geſunden Vernunft entdecken? Laſſen Sie ihn reden. Er überſieht ſein Leben und blickt mit ſeinem Geiſte über das Grab hinaus, in die Ewigkeit. Der Arzt hat ihm ſchon ſein nahes Ende verkündiget. Er richtet ſeine Gedanken auf Gott, und ſpricht voller hohen Zuverſicht:

So iſt, Allmächtiger, denn meine Hülfe nah?
Du rufſt. Hier bin ich, Herr! Preis und Halleluia
Sey dir, der ſeine Hand ſtets über mich gebreitet,
Dir, Gott, der bis ans Grab mich wunderbar geleitet!
Wie oft vergaß mein Herz ſein Heil und ſeine Pflicht!
Noch giengſt du, Heiliger, nicht mit mir ins Gericht.
Vernimm des Dankes Lied, das ich dir ſterbend bringe;
Ich bin viel zu gering, der Treu viel zu geringe
Und der Barmherzigkeit, die du an mir gethan.
Lobſingend bet ich dich mit allen Himmeln an,
Dich, Heil der ganzen Welt! Erfülle mein Vertrauen
Und deine Herrlichkeit laß meine Seele ſchauen.
Du biſt die Lieb, o Gott, und Gnade für und für;
Mein Geiſt wird ſelig ſeyn; denn ihn befehl ich dir.
Mit allen Heiligen von Herrlichkeit umgeben,
Unſterblich, Engeln gleich, werd ich dich ſchaun, und leben.

Und du, mein beſter Freund, der ſich den Ruhm erwirbt,
Im Tod es mir zu ſeyn, leb wohl! — Er ſprichts, und ſtirbt.

Wer hat den höchſten Troſt? Der Fromme nach der Vernunft; oder der Fromme nach der Religion; Dieſer ſtirbt nach ſeinem Glauben mit einem demüthigen Heldenmuthe, und jener nach ſeinem Glauben mit Hoffnung und Furcht zugleich. Denn das beunruhigte Gewiſſen kann durch die Vernunft nie ganz geſtillet werden. Wodurch ſoll ich das Bewußtſeyn und die Folgen böſer Thaten aufheben? Durch gute? Aber hören jene darum auf, zu ſeyn? Bin ich nicht zu dieſem Guten, das ich nun thue, ohnedieß ſchon verbunden? Und wenn ich einen belohnenden Gott glaube, muß ich nicht auch einen beſtrafenden Gott glauben? Iſt Gott nur Güte? Das beruhigte Gewiſſen in der Religion iſt die Frucht eines göttlichen Glaubens und einer zugerechneten unendlichen Gerechtigkeit, die den Frieden mit Gott wirket. Das gute Gewiſſen nach der Philoſophie erlangen wir durch unſre Tugend; und die beſte Tugend iſt ſehr unvollkommen. Das gute Gewiſſen nach der Religion iſt ein Geſchenk des Himmels und eine Frucht eines geheiligten Herzens. Wie groß iſt dieſer Unterſchied! Wie geſchickt iſt er, den Stolz der Vernunft zu demüthigen, und die chriſtliche Moral dem Auge des Verſtandes ehrwürdig zu machen! Aus dieſer Urſache habe ich ihn gezeigt. Denn ob ich Ihnen gleich nur die Pflichten der Vernunft vorzutragen willens bin: ſo werde ich doch nie vergeſſen, daß ich und Sie Chriſten ſind; und daß es die Hauptpflicht der Vernunft iſt, wenn eine nähere göttliche Entdeckung der Tugend und unſers Glückes vorhanden iſt, ſie dankbar zu verehren, und anzunehmen. „Die der chriſtlichen Religion ganz eigne Lehre von der Vergebung unſerer Sünden um desjenigen willen, was Jeſus für uns gethan und gelitten hat, die Verheißung aller davon abhangenden Wohlthaten und Darreichung göttlicher Kräfte zum Guten, iſt eben der Natur einer göttlicher Offenbarung recht angemeſſen; thut auf einer Seite der höchſten Oberherrſchaft, der Ehre Gottes und ſeiner höchſten Eigenſchaften, ſeiner unwandelbaren Gerechtigkeit, ſeiner unerſchöpflichen Güte, ſeiner unverletzlichen Heiligkeit ein vollkommenes Gnüge; und befeſtiget auf der andern die wahre Tugend und Gottſeligkeit ſo wohl als die Ruhe unſers Gewiſſens ungemein, da ſie eine vollkommene Heiligkeit und einen unermüdeten Eifer im Guten erfordert, und doch zugleich unſre Seligkeit nicht unſern Werken oder Verdienſten, ſondern allein dem Glauben an Gott und Jeſum Chriſtum zuſchreibt; uns übernatürlichen Beyſtand und freye Vergebung um des Verdienſtes Chriſti willen verheißt. Welche Religion iſt je geweſen, oder läßt ſich ausdenken, die einen vor-

„trefflichern und beſſer zuſammenhangenden Unterricht von unſerer Seligkeit gäbe?“ *) — Auch den Feinden der Religion, wenn ſie billig ſind, muß die chriſtliche Sittenlehre Beyfall und Ehrerbietung abnöthigen. Die Vernunft iſt allerdings ein hohes göttliches Geſchenke; und ſie aufrichtig anwenden, um die moraliſche Natur des Menſchen kennen zu lernen, und aus ſeinen Kräften, Fähigkeiten, Bedürfniſſen, und den Verhältniſſen gegen Gott und unſre Brüder, zu beſtimmen ſuchen, was wir nach ihrem Befehle und nach dem Ausſpruche des Gewiſſens zu thun, oder zu laſſen ſchuldig ſind, das iſt die wichtigſte Pflicht. Für Heiden, die keine nähere Offenbarung hatten, war das Naturgeſetz auch das höchſte Geſetz. Aber für Chriſten iſt die philoſophiſche Moral der Schritt zur Moral der Religion; und in dieſer Ausſicht iſt es gewiß, daß ein vernünftiger und aufrichtiger Deiſt die höchſte Anlage zum Chriſten hat. Selbſt die Apoſtel, wenn ſie die Heiden zum Chriſtenthume führten, fiengen ihren Unterricht mit der natürlichen Erkenntniß von Gott an. Wer, nach ihrem Ausſpruche, zu Gott kommen, das iſt, ein Chriſt werden will, der muß glauben, daß Gott ſey und denen, die ihn ſuchen, ein Vergelter ſeyn werde.**) Ein frommer Hauptmann,

---

*) S. Nöſſelts Auszug aus der Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit chriſtlicher Religion, III. Abſchn. II. Hauptſt. II. Abtheil. §. 176. a. d. 102. S.

**) Hebr. 11, 6.

Cornelius, fürchtete Gott nach der Vernunft; und gleichwohl war dieſe Frömmigkeit, nach der Bekanntmachung der chriſtlichen Religion, nicht zu ſeinem Heile zureichend. Aber ſie führte ihn doch zum Glauben an den Erlöſer der Welt; und in ſo weit war ſie ein Gehorſam, der Gott angenehm ſeyn muſte. Nun ſehe ich mit Wahrheit, ſagte der Apoſtel, daß Gott die Perſon nicht anſieht, ſondern wer ihn fürchtet, und recht thut, iſt ihm angenehm.*) Wer Gott, nach der Vorſchrift, die er ihm gegeben hat, mit ganzem Herzen fürchtet und recht thut, iſt ihm angenehm; — dieß ſey unſer höchſter Grundſatz; und die beſtändige Ausübung deſſelben unſre einzige Ehrbegierde! Gott, der Allmächtige iſt unſer Freund; in unſrer Seele wohnet Friede; und die ganze ewige Zukunft wird Seligkeit ſeyn; — dieſes iſt der größte und würdigſte Gedanke eines Vernünftigen, den er denken, und den er höher als den Beſitz der ganzen Welt halten ſoll.

---

*) Apoſtelgeſch. 10, 34, 35.

Fünfte Vorleſung.

In wie fern die Tugend der Weg zur Glückſeligkeit ſey, und worinnen das Weſen der Tugend beſtehe.

Wenn die Glückſeligkeit in dem Genuſſe des höchſten und dauerhaften Guten beſtehet, deſſen ein Menſch fähig, und in der Befreyung von den größern und kleinern Uebeln, deren Abwendung in unſerer Gewalt iſt: ſo lehret uns alles, die Vernunft, unſer Herz und die Erfahrung, daß die Tugend der einzige und ſichre Weg zu unſrer Glückſeligkeit ſey; oder daß uns der Beſitz und die Ausübung der Tugend die höchſten und beſtändigſten Freuden gewähre, und die größten Uebel entweder abwende, oder uns doch die Laſt derſelben erleichtern helfe. Hiervon wollen wir in der gegenwärtigen Stunde reden.

Wir ſind, wenn wir uns auf der doppelten Seite, des Körpers und der Seele, betrachten, verſchiedener Freuden fähig; verſchiedenen Uebeln ausgeſetzet. Wir finden Vergnügungen und Schmerzen des Körpers, Vergnügungen der Einbildungskraft, Vergnügungen des Verſtandes, Freuden des Herzens, und Unruhen und Vorwürfe deſſelben; Freuden, die theils der Lebhaftigkeit und Dauer, theils der Güte und Würde nach, ſehr verſchieden ſind.

Die ſinnlichen Freuden, die aus der Stillung der körperlichen Begierden entſtehen, ſind die flüchtigſten und zugleich die unedelſten; denn wir haben ſie mit den Thieren gemein. Ihr Genuß läßt nichts in unſrer Seele zurück, über das wir mit Beyfalle nachdenken könnten. Die herrlichſte Mahlzeit gehalten zu haben, iſt kein Gedanke, deſſen ſich unſer Geiſt im Stillen rühmet, kein Troſt, der unſre Seele im Elende aufrichtet. Die Freuden einer bloß körperlichen Liebe, ohne den Geiſt verſtändiger Freundſchaft und einer keuſchen Ehe, ſind, wie die kürzeſten, alſo auch die niedrigſten dem Range nach. Selbſt die unſchuldigſten Freuden der Sinne gleichen den Blumen; ſie ſterben, ſo bald ſie gebrochen ſind.

Wir nehmen ferner wahr, daß die Vergnügungen der Sinne, nur in einer gewiſſen Maaße genoſſen, mit unſrer Natur übereinſtimmen; daß uns die Uebermaaße derſelben, Schmerzen des Körpers, Schwachheiten und Krankheiten erwecket, die Kräfte des Lebens verzehret, die Fähigkeiten des Geiſtes ſchwächet und unterdrücket. Wir nehmen wahr, daß dieſe natürlichen Neigungen zum ſinnlichen Vergnügen durch eine uneingeſchränkte Befriedigung zu ſtürmiſchen Leidenſchaften werden, die uns zum Gegenſtande der

Luſt hinreißen, den Verſtand blenden und in dem Herzen das Gefühl des Rühmlichen und Nützlichen erſticken. Wir nehmen wahr, daß die Begierde der Selbſtliebe, der Liebe zum Leben und zur Geſundheit; daß das Verlangen nach Ruhm, Macht und Anſehen, nach Reichthume und Pracht, nach Ruhe und Bequemlichkeit, wenn ſie zu ſtark anwachſen, ihre anmuthige Seite verlieren, ſich in unſer Unglück verkehren, und die Fieber der Seele werden, die wir Zaghaftigkeit, Wolluſt, Geiz, Ehrſucht, Eitelkeit, Trägheit und Faulheit nennen. Wenn wir alſo von dieſer Seite geſichert ſeyn, uns nicht ſelbſt zuwider handeln, und nicht die größern Vergnügungen aus einem ſinnlichen Kützel uns rauben wollen: ſo entſteht die erſt Pflicht, ſich ſelbſt und ſeine natürlichen Neigungen in ihren von dem Gewiſſen und der Vernunft angewieſenen Schranken zu halten. Die Ausübung dieſer Pflicht iſt die Tugend der Mäßigung.

Die Freuden der Einbildungskraft, die uns die Gegenſtände der Natur oder der Kunſt durch ihre Anmuth, durch das Nachdenken über ihre Schönheit, Ordnung und Mannichfaltigkeit, durch den Genuß des Auges oder des Ohres gewähren, ſind dauerhaftere Freuden, als die bloß ſinnlichen. Wir können ihren Genuß oft und ohne Ekel wiederholen, und einen großen Theil unſers Lebens mit demſelben ausfüllen. Das Vergnügen eines tobenden Rauſches und einer ſanften Muſik; wie ſehr ſind ſie, der Güte und den Folgen nach, von einander unterſchieden! Dieſe Freuden der Einbildung ſind alſo ein höherer Grad des Vergnügens, und unſerm Geiſte mehr angemeſſen. Ihre Erinnerung belebt, wenn ſie ſchon vorüber ſind, das Herz noch mit einem Wohlgefallen; und ſie ſind ſo lange gut, als ſie uns an keinem größern Glücke hindern.

Ehre und Beyfall, in ſo weit ſie eine Frucht der Verdienſte ſind, geben ein großes und dauerhaftes Vergnügen. Reichthümer und Macht verſchaffen es nicht durch ſich, ſondern durch den weiſen Gebrauch. In der Hand des Tugendhaften werden ſie Glück, in der Hand des Laſterhaften Unglück.

Die Uebung und Verbeſſerung der Kräfte des Geiſtes und Verſtandes, hilft uns zu einer neuen Vergnügung. Wir bewundern einen durchdringenden Verſtand, und die Werke, die er ſchafft. Wir ſchätzen einen unermüdeten Fleiß, je nützlicher ſeine Einflüſſe dem gemeinen Beſten ſind. Wir ſchätzen ein treues Gedächtniß, einen lebhaften Witz, eine große Beurtheilungskraft, an uns und Andern, und ehren die Werke, worinne wir die Spuren eines geübten Geiſtes finden, mit unſerm Wohlgefallen. Wir bewundern ſo gar die Fertigkeiten des Körpers, die durch Fleiß und regelmäßige Uebung erreicht werden, die Geſchicklichkeit zu tanzen, zu ringen, zu Pferde zu ſitzen. Wenn bewundern wir aber die Gemächlichkeiten eines Menſchen, der, auf dem Bette der Trägheit und Weichlichkeit ausgeſtreckt, ſein Leben unter allerhand Beluſtigungen verträumt?

Ein noch höheres Vergnügen entſteht aus gewiſſen Neigungen und Handlungen, die mit der Wohlfahrt der Andern, als Urſachen oder Wirkungen, im Verhältniſſe ſtehen. Wir fühlen eine Neigung des Mitleidens gegen Perſonen, die wir unglücklich ſehen, vornehmlich die wir lieben, und ein unruhiges ſüßes Verlangen, ſie von ihrem Unglücke zu befreyen. Wir empfinden ein Vergnügen an dem Glücke derer, denen wir gewogen ſind, und ein Verlangen, ihnen dieß Glück zu erhalten. Und eben dieſe geſellſchaftlichen Empfindungen der natürlichen Zuneigung, des Mitleidens, der Freundſchaft und eines allgemeinen Wohlwollens ſind es, die wir ſo wohl in uns als in Andern, ohne große Anleitung des Verſtandes, zu billigen und zu lieben uns gedrungen finden. Eben dieſes Vergnügen, an Andrer Wohlfahrt Theil zu nehmen, ihren Uebeln abhelfen zu können; das Bewußtſeyn, ihnen gedient und genützet, und ſo viel wir gekonnt, ſie glücklich gemacht zu haben; ſelbſt der Gedanke, daß wir es ernſtlich gewollt haben, iſt das edelſte Vergnügen für den Geiſt. Dieſe menſchenfreundlichen Neigungen und die daraus fließenden freyen Handlungen; ſo wohl die, durch die wir uns in den Stand ſetzen, Andern zu dienen, als die, durch die wir ihnen wirklich dienen; ſind nicht allein die Quelle des edelſten, ſondern auch des dauerhafteſten Vergnügens, weil dieſe Neigungen ſelbſt bis an unſre letzten Augenblicke dauern, und beſtändig von der Wohlfahrt der Menſchen verlanget werden. Mein Nächſter bedarf meines Wohlwollens, meiner uneigennützigen Bemühungen; und wenn ich beides zurück halte, ſo widerſtehe ich den Abſichten meiner Beſtimmung, und raube mir dadurch die innerliche Zufriedenheit, indem ich mich, wider die göttliche Einrichtung der Natur, als ein Geſchöpf verhalte, das nur zur Stillung ſeiner ſinnlichen Begierden da iſt. Ernähre ich gar die Neigung des Unwillens und des Haſſes, ſo entſteht ein nothwendiger Streit dieſer Leidenſchaft mit dem natürlichen moraliſchen Gefühle, und alſo Unruhe und Vorwürfe des Gewiſſens.

Dieſe dem Herzen eingedrückte Neigung, ſich für das Glück der Andern zu bemühen, ihrem Elende zu wehren, ſo viel gütige Handlungen auszuüben, als wir können, und das zwar ohne Eigennutz, um den Beyfall unſers Gewiſſens und des allwiſſenden Zeugen zu erlangen; dieſe Neigung kann das allgemeine Wohlwollen, und die Ausübung deſſelben die Tugend der Menſchenliebe und Gerechtigkeit genennet werden.

Einen Gott erkennen, (und ihn nicht erkennen, heißt eben ſo viel, als ihn nicht erkennen wollen,) einen Gott erkennen, ihn als das vollkommenſte, heiligſte, weiſeſte, mächtigſte und liebreichſte Weſen in der Einrichtung der ganzen Natur, in ſo viel tauſend wunderbaren Geſchöpfen, in ſo viel Millionen Gutthaten und weiſen Veranſtaltungen, in ſo viel Abſichten und angewandten Mitteln, die auf das allgemeine und beſondre Beſte des menſchlichen Geſchlechtes abzielen, in den Fähigkeiten unſrer Seele, in den Regungen unſers Gewiſſens, in den Wundern unſers Körpers und der Empfindungen, die uns eigen ſind, ihn da erkennen; einen Gott erkennen, der alles regiert, alles trägt, alles liebt, in deſſen Hand unſer höchſtes Glück und unſer höchſtes Elend ſtehen muß; einen Gott, ohne den wir nichts wären, einen allmächtigen Vater, durch den wir alles in jedem Augenblicke ſind, der unſrer nicht bedarf, der nichts als unſer Glück wollen kann, oder er iſt nicht Gott; einen ſolchen Gott erkennen, und doch keine Neigung der tiefſten Anbetung und Unterwerfung gegen ihn fühlen, ihn nicht über alles verehren und lieben, ihm nicht gehorchen, ihm nicht vertrauen, ſich ſeiner Regierung nicht ohne alle Ausnahme unterwerfen wollen, ihn nicht als den Zeugen unſrer Abſichten, als den Zuſchauer unſrer Handlungen, als den Richter, der allein Belohnungen und Strafen mit Recht austheilen kann, betrachten, nicht ſeines Beyfalls würdig ſeyn wollen: dieß iſt kein Charakter eines Vernünftigen; dieß iſt das Bild des verworfenſten Geiſtes, den jemals der Verſtand denken und das Herz verabſcheuen kann. Nein, der vernünftige Menſch erkennet und verehret einen Schöpfer und Gott;

Er, er erhebt die Hand zum Danken,
Und preiſet den, der ihn gemacht;
Gott iſt der größte der Gedanken,
Die ſein erſtaunter Geiſt gedacht!

Aus der Erkenntniß Gottes und den Empfindungen der Liebe, der Ehrfurcht, des Vertrauens und der Dankbarkeit ſchöpft die Seele die heiligſten und erhabenſten Freuden. Ohne Gott iſt unſer Herz nie beruhiget, und unſre Wohlfahrt nie geſichert. Aber ſeiner Gnade gewiß ſeyn, ſich ſeiner Liebe, ſeines allmächtigen Schutzes bewußt ſeyn, ſich mit dem Vertrauen auf ihn tröſten können, welche Ruhe kann uns da mangeln! Und welches Glück läßt ſich über dieſe Gemüthsverfaſſung hinaus denken? Wie Gott der höchſte Gedanke iſt, ſo iſt er auch der reichſte an Wonne und für das Herz der ſeligſte. „Einen Gott erkennen, ſagt ein frommer Schriftſteller, iſt der „Freude Anfang; einen Gott anbeten, iſt der „Freude Wachsthum; einen Gott lieben, iſt der „Freude völlige Reife.“*) Ihn aber erkennen, und Empfindungen der Seele gegen ihn haben, die dieſer Erkenntniß gemäß ſind, und das thun, was dieſe Empfindungen uns empfehlen, dieſes iſt die Anbetung Gottes, das Weſen und das

---

*) S. Youngs Nachtgedanken, Achte Nacht.

Glück der Religion, die höchſte Tugend und daher die höchſte Staffel der menſchlichen Glückſeligkeit.

In dieſer ehrfurchtsvollen Gemüthsverfaſſung gegen die Gottheit, und in den gütigen Geſinnungen gegen die Menſchen; in der Ausübung der Handlungen, die uns durch dieſe Empfindungen angeprieſen werden, und folglich auch in der Beherrſchung unſrer ſinnlichen Begierden, und unſrer Selbſtliebe, daß ſie uns von dieſer Beſtimmung nicht entfernen, beſteht die ganze Summe der Pflicht und Tugend, und alſo auch die Summe unſrer Glückſeligkeit.

Wir können nicht alle Beſchwerden und Leiden, die mit der Natur verbunden ſind, von uns entfernen; und alſo können wir auch in dem gegenwärtigen Leben nicht vollkommen glücklich ſeyn. Wenn wir die Claſſe der Schmerzen des Körpers und der Seele durchgehen, und ſie in Anſehung ihrer Größe und Dauer unter einander betrachten: ſo finden wir zwar, daß die körperlichen Schmerzen groß und langwierig ſeyn können; allein ſo bald ſie aufhören, unterſcheiden ſie ſich doch von den moraliſchen dadurch, daß ſie kein Gefühl eines Uebels zurück laſſen. — Krankheit und Dürftigkeit, Unehre und Schande, ſind Quellen großer Schmerzen; allein nur alsdann am meiſten, wenn wir ſie uns ſelbſt zugezogen haben. Die Schmerzen der Mitleidenſchaft, die aus dem Unglücke der Perſonen, die wir lieben, auf uns eindringen, ſind auch ſehr groß; allein wir haben in der Betrachtung der göttlichen Vorſehung, die allezeit weiſe und gnädig unſre Schickſale zu unſerm Privatglücke und dem allgemeinen Beſten einrichtet, ein kräftiges Mittel wider dieſe Schmerzen; und wir finden eine Art der Befriedigung darinnen, uns ihnen willig zu überlaſſen, weil ſie aus dem Wohlwollen des Herzens entſpringen, und mit Liebe vermiſcht ſind. Die größte und dauerhafteſte unter allen Martern der Seele iſt eben diejenige, von der die Tugend am meiſten befreyet, ich meyne die Gewiſſensangſt, oder die peinlichen Vorwürfe ſeines eigenen Herzens, wiſſentlich wider die Befehle der Natur und Gottes gehandelt zu haben. Allein ſo gewiß es iſt, daß wir vielen körperlichen Schmerzen und den quälenden Vorwürfen des Gewiſſens durch Wachſamkeit und Mäßigung ausweichen können: ſo bleiben doch noch ſtets Uebel übrig, die wir nicht ganz aufheben, ſondern deren Eindruck wir nur ſchwächen können. Wir ſind nämlich Uebeln der Natur, Uebeln unſrer eigenen Verſchuldung, Uebeln durch die Schuld Andrer ausgeſetzet. Unſre guten Abſichten glücken nicht allezeit; das beſte Herz hat ſeine ſchwache Seite und fällt oft in Fehler, die von ihm hätten vermieden werden können, und die ſein Glück ſtören; unſre Freunde, die wir als einen Theil unſers Glücks lieben, leiden, oder werden uns entriſſen; unſre Geſundheit geht verloren; unſre Güter und Reichthümer verkehren ſich oft in Mangel und Armuth; unſer guter

Name wird verunehret; der Tod ſelbſt nähert ſich uns täglich: — was ſoll uns in dieſen Umſtänden beruhigen? Der große Gedanke von Gott, unſerm Schöpfer und Erhalter, der Glaube an ſeine weiſe und gnädige Regierung unſrer Schickſale, das Bewußtſeyn einer überwiegenden Liebe zu ihm und zum Guten, und die Hoffnung einer ewigen glückſeligen Fortdauer. Können wir alſo die Uebel dieſes Lebens nie ganz von uns entfernen: ſo können wir doch unſre Seelen durch Gelaſſenheit und Standhaftigkeit ſtärken, und durch eine völlige Ergebung in die göttlichen Rathſchlüſſe den Eindruck des Elends mindern, und der Furcht widerſtehen. Dieſe Tugend oder Hoheit der Seele, die uns im Leben und im Tode ſo unentbehrlich iſt, wird aus der Betrachtung der göttlichen Liebe und Vorſehung, aus dem Zeugniſſe eines guten Gewiſſens, und aus der feſten Verſicherung von der Unſterblichkeit und Glückſeligkeit unſers Geiſtes, erzeuget; daher iſt der Gerechte, mit der Schrift zu reden, getroſt wie ein junger Löwe.*)

Laß Erd und Welt,
So kann der Fromme ſprechen,
Laß unter mir den Bau der Erde brechen,
Gott iſt es, deſſen Hand mich hält.

Dieſes iſt die Anordnung der Natur, nach welcher der Menſch glücklich werden kann und ſoll. Er wird es, wenn er ſeine natürlichen Neigungen,

---

*) Sprüchw. 28, 1.

gen, die auf die Erhaltung des Lebens und den Genuß der ſinnlichen Freuden gerichtet ſind, den höhern Neigungen immer unterwirft, die auf die Güter der Seele abzielen. Er darf und ſoll ſich lieben, aber nach einer gewiſſen Einſchränkung. Er darf die Freuden der Sinne genießen; aber ſie müſſen den höhern Freuden des Geiſtes und der Ruhe der Seelen nicht Abbruch thun. Er muß mäßig ſeyn, ſeine Begierden nach dem Befehle der Vernunft beherrſchen, ſeine Fähigkeiten und Kräfte üben und verbeſſern, und die Freuden der eingepflanzten Menſchenliebe und der Liebe Gottes, als das größte Gut, ſuchen und ſchmecken. — So bald wir uns bloß der Selbſtliebe, dem Eigennutze und der Sinnlichkeit überlaſſen: ſo folgen ſtürmiſche Leidenſchaften und Verfinſterungen der Vernunft. Wir verlieren die edlen Geſinnungen des Herzens gegen Menſchen und Gott, und die Luſt zu guten Handlungen. Unſre ſinnlichen Begierden zu ſtillen, werden wir ihre Knechte, Sklaven der Wolluſt und andrer ſchändlichen Ausſchweifungen, und dadurch zugleich Zerſtörer unſers Körpers. Unſre Leidenſchaften zu befriedigen, und dem Eigennutze zu gehorchen, werden wir Liebloſe, Niederträchtige, Betrüger, Gewaltthätige, Menſchenfeinde. Für einen thieriſchen Kützel der Sinne entſagen wir den höchſten Freuden der Religion. Wir entfernen den Gedanken von Gott aus unſrer Seele und mit ihm die edelſten und ſüßeſten Neigungen der Ehrfurcht,

Furcht, der Liebe und des Vertrauens, und rauben uns das Bewußtſeyn ſeines Beyfalls. In ſo weit iſt es gewiß, daß kein Laſterhafter glücklich ſeyn kann. Je mehr hingegen der Menſch die Ordnung der Vernunft und des Gewiſſens beobachtet; deſto mehr iſt er das, was er ſeyn ſoll, mit ſich zufrieden und in ſich glücklich, wenn gleich nicht vollkommen.

Stellen Sie ſich einen Mann vor, der die Güter des Lebens nach ihrem wahren Werthe ſchätzt und ſucht, nicht mehr begehrt, als er nöthig hat, ſeine Begierden nach dieſer Regel ordnet, und Andern ſo viel Gutes gönnt und ſchafft, als er kann; einen Mann, der es ſich bewußt iſt, daß er der Vernunft und dem Gewiſſen, und durch ſie dem Willen der Vorſehung folgt; einen Mann, der ſich mit ihrer Liebe, mit ihrem allmächtigen Schutze im Herzen tröſten und ſeine Schickſale ihrer Weisheit überlaſſen kann; ſollte der nicht ſo glücklich ſeyn, als ein Menſch werden kann? Er befreyt ſich von den Quaalen des Geizes, der Ehrſucht, des Stolzes, der Wolluſt, des Neides, von der nagenden Furcht, von der Pein der Rachſucht und den Gefahren der Tollkühnheit. Wird es ihm ſo leicht an den nothwendigen Bedürfniſſen des Lebens fehlen? Er iſt ja arbeitſam, ſparſam und genügſam. Wird ihm die Geſundheit, die Frucht der Mäßigung und Arbeitſamkeit, ſo leicht mangeln? Sind nicht die Leidenſchaften die gefährlichſten Feindinnen des Körpers und der

Seele? und von dieſen befreyt er ſich ja. — Wird ihm die Achtung und Freundſchaft und der Beyſtand der Menſchen mangeln? Ihm, der ſich aufrichtig bemüht, das natürliche Geſetz der Liebe durch Dienſtfertigkeit, Treue, Rath, Mitleiden und Beyfreude zu erfüllen, und der es um deſto mehr erfüllt, je minder er einer unordentlichen Selbſtliebe folgt? Liebt und ehret man ein ſolches Herz nicht wieder; und wird man gegen einen ſolchen Mann ſo leicht undankbar, ungerecht und ſchmähſüchtig verfahren? So verderbt iſt die Natur ſelten; und ſelbſt das Laſter will einer beſtändigen und nützlichen Tugend noch immer wohl. — Und wenn auch der Tugendhafte ſeine Sicherheit nicht immer ſchaffen, ſeine äußerliche Wohlfahrt nicht immer erhalten kann, wenn er die Schmerzen und Krankheiten nicht ſtets von ſich abzuwehren, ſich den Beleidigungen oder der Verachtung der Boshaften und Unverſtändigen nicht immer zu entziehen vermag; kann er ſich denn ſeine Beſchwerden und Leiden nicht verſüßen, und durch Gelaſſenheit ihre Schwere mindern? Das kann der Laſterhafte nicht! Iſt der Gedanke, daß der Fromme ſein Elend nicht verſchuldet hat, kein mächtiger Troſt für ihn? Hat er nicht den Beyfall ſeines eigenen Herzens, der ihn ſtärket? Und iſt ein ruhiges Gewiſſen nicht das Glück, das er für keine Welt hingäbe? Hat er nicht die Gewogenheit und die Hülfe der Rechtſchaffenen; und iſt nicht ihr Mitleiden ſein Ruhm? Hat er nicht das Vertrauen zu Gott, deſſen Macht und Güte nichts Grenzen ſetzet? Wir ſind nicht eher glücklich, als bis wir glauben, daß Niemand, auch unter beſſern äußerlichen Umſtänden, im Grunde glücklicher ſeyn könne, als wir. Und kann dieß der Tugendhafte nicht glauben? Wie könnte er glücklicher werden, wenn er, über die Ruhe dieſes Lebens, noch die frohe Ausſicht in eine glückſelige Unſterblichkeit vor ſich hat? Wird ihn ſeine Liebe zum Guten und ſein Vertrauen zu Gott im Tode verlaſſen? Wenn er ſchlecht gekleidet, mäßig geſpeiſet, und von den Lobrednern ungerühmt, einſt von der Bühne des Lebens abtritt; wird er darum glauben können, daß er in der Pracht des Purpurs, an der Tafel des Ueberfluſſes, und unter den Lobeserhebungen der Erde, weiſer, ruhiger und zufriedner geweſen ſeyn, oder es in einer künftigen Welt mehr werden würde? Er konnte von Wenigem ſein Leben erhalten; und der Begüterte kann mit ſeinem Ueberfluſſe eben nicht mehr ausrichten. *)

In

---

*) **Anmerk.** Wenn die Tugend uns alle dieſe Vortheile bringt: ſo iſt ſie gewiß unſer höchſtes Glück, und, da wir alle von Natur einen unauslöſchlichen Trieb zur Glückſeligkeit fühlen, auch unſere höchſte und immerwährende Schuldigkeit. Dieſer Satz iſt zu vernünftig, als daß man ihn nicht für wahr halten ſollte, ſo bald man ihn denkt. Wenn alſo die Beweisgründe von der Schönheit, Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit der Tugend zu einer beſtändigen Tugend hinlänglich wären: ſo bedürften

In ſo fern die Tugend der Natur als ein Eigenthum der Seele betrachtet wird, ſo iſt ſie die aufrich-

dürften wir nichts weiter, als uns recht lebhaft von unſrer Schuldigkeit und dem glücklichen Einfluſſe der Tugend, oder der erkannten auszuübenden Pflicht zu überzeugen, dieſe Ueberzeugung ſtets gegenwärtig im Verſtande zu erhalten, und die unordentlichen, unmäßigen und anziehenden Begierden und Leidenſchaften dadurch zurück zu halten.

Allein wie traurig iſts, daß uns die Erfahrung lehrt, daß wir dieſe Vorſtellungen nicht immer lebhaft in uns erhalten, und durch dieſelben in unſern Willen wirken können; daß alſo auch die beſten Menſchen nie ſo tugendhaft ſind, als ſie ſeyn ſollen und ſeyn können! Wir fühlen vielmehr in tauſend Fällen einen natürlichen Widerſtand gegen die Tugend und ein Unvermögen, dem Lichte der Vernunft zu gehorchen.

Ferner: Das Licht der Vernunft bleibt doch mit vielen Wolken und Finſterniſſen in Anſehung unſrer Pflichten, und mit vieler Ungewißheit umhüllt. Unwiſſenheit und Vorurtheile, die aus den Begierden und Leidenſchaften erzeugt werden, verführen unſern Verſtand zu falſchen Urtheilen von dem, was gut und böſe, tugendhaft und laſterhaft iſt.

In der geoffenbarten Religion ſind, wie in den vorhergehenden Vorleſungen umſtändlicher gezeigt worden, die Wahrheiten der Schrift ein höheres und göttliches Licht für den Verſtand, und eine göttliche Kraft für das Herz; ſie ſind ſo wohl eine Arzney der Seele, als auch die Nahrung und Speiſe derſelben. Die Buße oder die göttliche Sinnesänderung der Schrift iſt daher das einzige Mittel zur wahren Tugend, ohne welches wir ewig verderbt bleiben werden. Anmerkung des Verfaſſers.

aufrichtige und eifrige Beſtrebung, alle erkannte Geſetze der Natur zu aller Zeit und auf die beſte Weiſe zu beobachten, weil ſie göttliche Anordnungen ſind, und ſtets unſer und Andrer Glück zum Grunde haben. Alles alſo, was nicht aus einer vernünftigen Ueberzeugung und einem edlen Gefühle unſrer Schuldigkeit, und aus der Abſicht, der göttlichen Beſtimmung gemäß zu handeln, ſeinen Urſprung nimmt, iſt für uns eigentlich keine Tugend; es mag in ſeinen Folgen uns oder Andern auch noch ſo heilſam ſeyn. Eine tugendhafte oder moraliſch gute Handlung ſetzet allezeit eine innerliche Verbindlichkeit der Vernunft und des Herzens voraus, die wir wiſſentlich und freywillig ausüben. — Der Schauplatz unſrer Neigungen und Abſichten liegt mitten in unſrer Seele. Wir können eben ſo wohl wiſſen, was in uns bey gewiſſen Handlungen vorgeht, als wir durch unſer Auge die äußerlichen Gegenſtände und ihre Wirkungen von den Urſachen unterſcheiden können. Wir können es fühlen, ob wir eine an und für ſich gute Handlung wiſſentlich und freywillig aus Ueberzeugung ihrer Vortrefflichkeit, aus Ehrfurcht gegen den göttlichen Willen thun, wenigſtens deswegen zu thun wünſchen und ſuchen, oder nicht. Wir können uns bewußt werden, ob unſre Selbſtliebe, oder das Wohlwollen gegen das Beſte der Andern; ob der Eindruck des Eigennutzes, oder der Eindruck des göttlichen Anſehens; ob das Verlangen nach Ehre und Vergnügen, oder das Verlangen der Rechtſchaffenheit der einzige Antrieb unſrer Entſchließungen und guten Unternehmungen ſey, wenigſtens die Oberhand in unſerm Herzen habe. Vieles alſo kann äußerlich das Gepräge der Tugend führen, ohne den innern Gehalt derſelben zu haben.

Das Gute und Nützliche thun, nicht ſo wohl, weil es gut iſt, ſondern bloß, weil es mit unſerm Temperamente, unſrer Erziehung, der eingeführten Gewohnheit, und mit unſerm Stande überein kömmt, iſt für unſer Herz keine Tugend. Wir werden dadurch nicht beſſer, nicht edelgeſinnter, nicht zufriedner mit uns ſelbſt, nicht übereinſtimmender mit den göttlichen Abſichten; und was iſt die Tugend, wenn ſie dieſe göttlichen Folgen nicht hat? Wenn nichts mehr als Selbſtliebe und Eigennutz zu einem rechtſchaffenen Herzen gehöret, wie kann es dem Menſchen zum Ruhme gerechnet werden? Warum achten wir den mühſamen und vortheilhaften Fleiß eines Geizigen nicht hoch? Warum belohnen wir einen Helden, der aus Herrſchſucht die glücklichſten Eroberungen macht, und mit unglaublicher Mühe einen ganzen Welttheil bezwingt, nicht mit unſerm Beyfalle?

Göttliche Bücher von der Tugend ſchreiben, um ſich den Ruhm eines vortrefflichen Scribenten zu erwerben; ſeinem Amte wohl vorſtehen, um ein noch einträglicheres dadurch zu erhalten; von jedermann Gutes reden, um wieder von jedermann

mann gelobet zu werden; ſein Vermögen zu Gutthaten anwenden, um den Namen des Freygebigen und Wohlthäters zu erlangen; bey großen Verdienſten demüthig ſeyn, um ſeine Verdienſte noch bewundernswürdiger zu machen; die Rache erſticken, weil man zaghaft iſt; die Ausſchweifungen der Wolluſt fliehen, bloß weil man die Schande der Wolluſt ſcheut, und die guten Sitten lieben, weil man in einem Hauſe lebt, wo ſie angeſehen machen; die Religion mit ſeinem Blute vertheidigen, bloß weil man darinne erzogen worden; Dienſtfertigkeit und Treue beobachten, weil ſie Freunde und Gönner erwecken; Witwen und Waiſen ernähren, um Gott zu gewinnen, daß er uns noch mehr ſegnen ſoll; den Ehrgeiz fliehen, weil man die Bequemlichkeit liebt, und den Geldgeiz, weil man die Ehre liebt; den Eigenſinn, weil er uns lächerlich, und die Schmähſucht, weil ſie uns bey Andern verhaßt macht; den Trunk meiden, weil er uns eine tödtliche Krankheit zugezogen, und vertragſam werden, um ſich keine neuen Feinde zu erwecken; — tauſend und aber tauſend ſolche Handlungen, die die Geſtalt der Tugend haben, ſind in Abſicht der Quelle, aus der ſie fließen, nichts weniger als Tugend, ſind oft ſtrafbare Handlungen, und nichts als eine geſchmückte Selbſtliebe. Ich erinnere Sie hier an den Ausſpruch eines Apoſtels, der den Gebrauch der rühmlichſten Eigenſchaften und Wundergaben, und die Ausübung der größten Thaten zum Beſten der Andern, welche die Welt als Tugend bewundert, für elend erkläret, wenn ſie bloß aus eigennützigen und ſelbſtliebiſchen Abſichten verrichtet werden. — Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redte, ſagt er,*) und hätte der Liebe (gegen Gott und Menſchen) nicht; ſo wäre ich ein tönend Erz, oder eine klingende Schelle — und wenn ich weiſſagen könnte, und wüßte alle Geheimniſſe und alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben, alſo daß ich Berge verſetzte, und hätte der Liebe nicht: ſo wäre ich nichts — und wenn ich alle meine Haabe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht: ſo wäre mirs nichts nütze — — So herrlich hat kein Vernunftweiſer auf Erden von der Quelle der Tugend jemals geredet.

Wie oft würden wir vor uns und Andern erſchrecken, wenn wir unſere moraliſchen Handlungen ſtets in dem Gefolge ihrer Abſichten erblicken ſollten; und erblicket ſie nicht das allſehende Auge in dieſem Lichte? — Sagt es uns nicht unſre Empfindung, daß bloße Selbſtliebe keine Tugend iſt? Sagt es uns nicht das Urtheil der Welt, ſo bald ſie unſre kriechenden Abſichten bemerket? Wer ſteht bey ſich an, eine beſcheidne uneigennützige Gutthätigkeit, die nicht giebt, um geſehen zu werden, die, aus Begierde zu dienen, dienet, weil ſie ſich dazu verbunden erkennt, weil ſie glücklich machen und Andrer Elend mindern will; wer ſteht an, ſie mit einem innerlichen Beyfalle zu ehren, und hingegen eine lohnſüchtige Liebe geringe zu ſchätzen? — Geſetzt, meine Herren, Sie könnten in der Seele des Einen dieſe Abſicht leſen: „ich bin keuſch, weil ich die Schande ſcheue, die mir das entgegengeſetzte Laſter „bringen würde;“ und in der Seele des Andern: „ich bin keuſch, weil mirs die Vernunft und das „Gewiſſen befehlen, wenn ich auch der Schande „entgehen könnte; ich will es ſeyn, weil ich nichts „heiligers und edlers weis, als der göttlichen Anordnung zu gehorchen, wenn es auch noch ſo „viel Ueberwindung koſtete;“ — welcher Seele würden Sie Ihren Beyfall ertheilen, und welche für tugendhaft erklären? Ja, das moraliſche Gefühl irret ſelten in ſeinen Ausſprüchen, wenn wir es nicht durch böſe Gewohnheiten und Leidenſchaften partheyiſch gemacht haben. Es ſagt laut, daß es bey der Tugend nicht auf die äußerliche Handlung, ſondern auf die Güte der Quelle und der Abſicht, nicht auf die Mühe der That, ſondern auf das Bewußtſeyn einer göttlichen Verbindlichkeit, nicht auf den Glanz der Handlung, ſondern auf die Neigung, mit der wir ſie unternehmen, auf das Herz, mit Einem Worte, auf den Gehorſam und die Ehrfurcht gegen den Willen der Gottheit, von der wir mit allen unſern Kräften abhängen, ankomme; und daß die Handlungen, die ſich auf unſer Beſtes und auf unſre

---

*) 1 Kor. 13, 1. 2.

Selbſterhaltung beziehen, wenn ſie Tugend ſeyn ſollen, zugleich wiſſentliche und freywillige Ausübungen einer höhern Verbindlichkeit, das iſt, Gehorſam gegen Gott ſeyn müſſen. Auf dieſe Weiſe können unſere geringſten freyen Handlungen Werke des guten Herzens und ein edler Gehorſam werden, der mit dem Plane Gottes übereinſtimmt; und darum ſind ſie in ſich gut. Denn wird wohl die Unmäßigkeit erſt dann unedel, wenn ſie Krankheit, Armuth und Verachtung gebiert; und iſt ſie alsdann wohl edel, wenn ſie dieſe ſchlimmen Wirkungen nicht nach ſich zieht? Iſt die Wahrheitsliebe alsdann keine Pflicht mehr, wenn ſie mir Haß zu wege bringt? Oder die Liebe für das Vaterland keine Tugend mehr, wenn ſie mich das Leben koſtet? Nur dann eine, wenn ich durch ſie Lorbern erringe? Die Tugend iſt die Uebereinſtimmung aller unſrer Abſichten, Neigungen und Unternehmungen mit der göttlichen Anordnung, die ſich ſtets auf unſer Glück und das Beſte unſrer Nebenmenſchen bezieht. Wie geneigt ſollten wir alſo ſeyn, ſie auszuüben, und wie wenig ſind wirs, wenn wir uns aufrichtig prüfen! Sollten nicht unſre Seelen ein gewiſſes Verderben erlitten haben, da wir von Natur ſo wenig Luſt und Kraft zur Tugend fühlen, und in tauſend Fällen vielmehr einen Hang zum Laſter? Die Tugend fordert Nachdenken, Wachſamkeit, Einſchränkung und Mäßigung der Begierden; und dieſe Opfer ſcheuen wir? Es iſt ſchwer, ſeinen Sinnen zu gebieten, ſeine liebſten Neigungen zurück zu halten, und die angenehmen Blendwerke der Einbildung zu zerſtreuen. Die Tugend verlangt, daß wir unſer Innerſtes prüfen; und dieſe Prüfung erfordert Mühe, und zeigt uns die Fehler, die wir ablegen ſollen, und die wir doch lieben. Anſtatt die edlern Neigungen unſrer Seele von Jugend auf zu nähren und auszubilden, unterdrücken wir ſie durch ſinnliche Lüſte und ſchwächen das natürliche Gefühl des Guten und Edlen, das uns Gott ins Herz gedrückt hat, und gewöhnen unſern Verſtand an Vorurtheile und falſche Vorſtellungen von dem, was Glück iſt. Die Tugend fordert ein immerwährendes Andenken an Gott, eine lebhafte Vorſtellung ſeiner Eigenſchaften, um uns in der Liebe des Guten zu ſtärken. Allein unter den Bezauberungen der Sinne und der Einbildung, unter den blendenden Reizungen der Ehre und der Reichthümer, unter den Sorgen der Eitelkeit und den Zerſtreuungen des Lebens, erliegt die Kraft unſers Geiſtes; die Vorſtellung Gottes, unſers Vaters und Geſetzgebers, die uns in der Tugend befeſtigen ſollte, wird dem Verſtande dunkel, und dem Herzen, das keinen Zeugen haben, und gern ungebunden ſeyn will, beſchwerlich; und ſo artet unſer Herz immer mehr aus, verliert die Empfindungen der Anbetung und Liebe Gottes, des Wohlwollens gegen Andre, wird ſinnlich und wird laſterhaft. Gleichwohl, meine Herren, iſt kein andrer Weg zur Glückſeligkeit, als der Weg der Tugend, ſo mühſam er auch ſeyn mag; ſo wie hingegen der Weg des Laſters der Weg zum Verderben iſt, ſo angenehm er auch in ſeinem Anfange ſeyn mag.

Des Laſters Bahn iſt Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein ſein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad iſt Anfangs ſteil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

Zweyte Abtheilung,

von den allgemeinen Mitteln, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren.

Sechſte Vorleſung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren.

Erſte und zweyte Regel.

Alle Tugend, wie wir in der vorhergehenden Vorleſung erinnert haben, ſetzet eine gewiſſe Ueberwindung voraus, wir mögen ſie von der Seite des Verſtandes, oder des Herzens betrachten. Sie ſetzet Kenntniſſe und Einſichten des Verſtandes voraus, welche Mühe und Aufmerkſamkeit fordern. Sie verlanget Aufrichtigkeit des Herzens, dieſe Einſichten anzunehmen, und Entſchließung und Luſt, ihnen zu gehorchen. Unſer Wille aber gehorchet nicht leicht, wenn ihn der Verſtand nicht überzeugt; und unſre Ueberzeugung von unſrer Schuldigkeit wird unkräftig, wenn wir ſie nicht oft erneuern. Wir müſſen ferner unſern Verſtand gebrauchen, nicht allein um die Pflicht des Menſchen überhaupt kennen zu lernen, ſondern auch um die allgemeine Regel des Guten und Rechtſchaffenen auf die beſondern Fälle unſers Lebens überall anzuwenden. Unſer ganzer Wandel muß Tugend oder Gehorſam gegen unſre Pflicht ſeyn, wenn es gewiß iſt, daß in der Tugend unſer Glück beſteht. Alſo gehört eine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit des

Verſtandes zur Tugend. Gleichwohl ſind Sorgloſigkeit und Unachtſamkeit gewöhnliche Fehler des Menſchen, die ihn entweder in der Unwiſſenheit ſchlummern laſſen, oder die ihn blenden, an der Seite der Wahrheit Irrthümer und gefährliche Einbildungen zu dulden. Der Menſch muß alſo der Tugend koſtbare und mühſame Opfer des Verſtandes bringen. Traurige Wahrheit! Aber dieſer Dienſt wird leichter, je öfter wir ihn leiſten: er wird ſelbſt durch die Ausübung angenehm! Erfreuliche Wahrheit!

Unſer Herz, oder unſer Wille hat Neigungen, Begierden und Wünſche, die oft der Tugend ganz zuwider ſind, und unterdrückt werden müſſen; andre, welche von dem Verſtande regieret, gemäßiget und geordnet werden müſſen. Die meiſten ſind ein Theil von uns ſelbſt, ſind von unſrer Eigenliebe, unſerm Stolze, dem Eigennutze und den unrichtigen Meynungen von dem, was wir für Glück oder Elend halten, erzeugt. Wie ſchwer werden dieſe Begierden zu bezwingen ſeyn! Sie ſterben nach allen Siegen, die wir über ſie erhalten, nie ganz aus, werden durch tauſend Gegenſtände der Sinne und der ſchaffenden Einbildungskraft wieder erreget, und wachſen durch die Befriedigung zu herrſchenden Gewohnheiten und zu ſtürmiſchen Leidenſchaften an, die uns die Freyheit rauben, dem Lichte des Verſtandes zu folgen, oder die dieſes Licht verdunkeln, damit es nicht leuchte. Die Kraft der ſchlimmern Beyſpiele; (und wer kann leugnen, daß die meiſten Menſchen ſchlimme Beyſpiele geben?) geſellet ſich zu dem Gewichte der natürlichen Neigungen und entkräftet die Regel des Guten. — Der Menſch muß alſo von der Seite des Herzens der Tugend koſtbare und oft mühſame Opfer bringen; ſeine Sinnlichkeit, ſeine Trägheit zur Pflicht, oft ſeine liebſten Neigungen und das Vergnügen, das ihre Befriedigung verſpricht, ihr aufopfern. Er muß der Gewalt der Sinne und der Kraft des Beyſpiels widerſtehen, das uns natürlicher Weiſe zur Nachahmung reizet. Er muß über ſich ſelbſt herrſchen und der ſtrenge Handhaber der Geſetze ſeyn. Schwere Herrſchaft! Aber dieſe Herrſchaft wird durch die Ausübung leichter, und verwandelt ſich immer mehr und mehr in Freude und Ruhe. Großer Troſt eines Herzens, das der Tugend aufrichtig nachſtrebt!

Wie gelangen wir alſo unter Anleitung der Vernunft dahin, daß wir unſre Pflichten willig und ſtandhaft ausüben, und die Hinderniſſe überwinden lernen, die ſich ihr in uns ſelbſt, oder von außen, widerſetzen? Wie bekommen wir Luſt und Kraft zur Tugend, einen Geſchmack an ihren Reizungen, und einen Abſcheu vor den falſchen Süßigkeiten des Laſters? Niemand zweifelt, daß man die Tugend beſtändig fortſetzen müſſe; gleichwohl ſind wir nicht immer geneigt dazu. Eine oder etliche geſetzmäßige, gute Handlungen ſind nicht der tugendhafte Charakter ſelbſt. Nein, dieſer Charakter iſt der beſtändige, lebendige, thätige Vorſatz, ſtets gut und fromm zu ſeyn und es immer mehr zu werden. Wie gelangen wir zu dieſer überwiegenden Geneigtheit der Seele, zur Rechtſchaffenheit?

Die Vernunft ſchlägt uns allgemeine Mittel vor, die ſich auf die moraliſche Natur der Menſchen und auf die Natur der Tugend gründen. Von dieſen wollen wir reden. Sind ſie richtige Folgen aus den Grundſätzen der Vernunft, und Stimmen des Gewiſſens: ſo ſind es göttliche Mittel, die wir anzuwenden verbunden ſind, wenn es uns ein Ernſt um Tugend und Glückſeligkeit iſt. Die vornehmſten dieſer Mittel von der Seite des Verſtandes und des Herzens ſind folgende: „erſtlich eine deuliche, überzeugende und vollſtändige Kenntniß unſrer Pflichten, die wir immer fortſetzen, erneuern und vor Irrthümern bewahren, auf das Leben und die Ausübung anwenden und mit einer beſtändigen Prüfung unſers Herzens und Wandels verbinden müſſen: das Andenken an Gott, oder die ſorgfältige Betrachtung ſeiner Eigenſchaften und Vollkommenheiten, welche der größte Antrieb zur Tugend ſind (dieſe Betrachtung iſt eine Anleitung zum Gebete, oder ſchon ſelbſt ein Schritt dazu): die Kenntniß unſrer ſelbſt, und der Menſchen, mit denen wir umgeben ſind: die ſorgfältige Betrachtung der Welt, in der wir leben, der Abſicht, zu der wir leben, und der Ewigkeit, in die wir durch dieſes Leben eingehen: die öftere Erweckung des Gewiſſens oder moraliſchen Gefühls, das iſt, der natürlichen Empfindung von der

„Schönheit des Guten und dem Schrecklichen des Laſters: der Umgang mit tugendhaften Perſonen, und das Leſen guter Schriften für den Verſtand und für das Herz: endlich die ſorgfältige und aufrichtige Unterſuchung und Prüfung, ob uns Gott nicht außer dem Lichte der Vernunft noch eine nähere Offenbarung ſeines Willens und des Weges zu unſrer Glückſeligkeit gegeben habe. Man ſagt uns, daß eine ſolche Offenbarung vorhanden ſey; und es iſt alſo unſre höchſte Pflicht, die Gründe ihrer Göttlichkeit zu unterſuchen, und ihnen auch ſogar dann, wenn wir ſie bloß wahrſcheinlich finden ſollten, wie doch nach einer unpartheyiſchen Prüfung nicht zu beſorgen ſteht, unſern Beyfall und Gehorſam keinen Augenblick zu verſagen.“

Von dieſen Mitteln will ich ausführlicher reden, und ſie in beſondern Regeln in einigen Stunden vortragen. — Die Religion billiget und gebeut dieſe Mittel, in ſo weit ſie den richtigen Gebrauch der Vernunft und des Gewiſſens gebeut. Allein ſie lehret uns zugleich, daß eine bloß natürliche Kenntniß unſrer Pflichten nicht genug zur wahren Tugend ſey; noch mehr, daß eine bloß menſchliche Erkenntniß auch der geoffenbarten Religionswahrheiten nicht genug dazu ſey; ſondern daß eine höhere Ueberzeugung, durch den Geiſt Gottes gewirket, unſern Verſtand erleuchten und unſer Herz heiligen müſſe, und daß wir ohne dieſen Beyſtand weder Luſt noch Kraft zum Guten beſitzen; daß Gott in uns beides, das Wollen und Vollbringen, durch das

Wort der Wahrheit wirke, *) wenn wir nur demſelben glauben und gehorchen wollen. Sie lehret uns, daß wir bey der Erforſchung, Betrachtung und Anwendung der göttlichen Wahrheiten um dieſen höhern Beyſtand, als das größte Gut der menſchlichen Seele, in Demuth bitten und uns deſſelben in allen Fällen verſichert halten müſſen. „So ihr, die ihr arg ſeyd, (ſagt unſer Erlöſer,) „könnet euren Kindern gute Gaben geben; wie viel „mehr wird der Vater im Himmel denen den heili„gen Geiſt geben, die ihn darum bitten!“ **)

Dieſes iſt eine Grundwahrheit der chriſtlichen Moral, und eben dadurch unterſcheidet ſich die bloß natürliche Tugend von der Tugend der Religion unendlich weit. Und ſo gut eine bloß philoſophiſche Kenntniß unſrer Pflichten iſt: ſo iſt es doch für Chriſten nach den Ausſprüchen der heilgen Schrift gewiß, daß der Menſch ganz verändert werden muß, wenn er tugendhaft, glückſelig, und Gott ähnlich und gefällig werden ſoll. Das Mittel dieſer Veränderung wird die Buße genannt. Dieſe iſt die Wirkung der göttlichen Gnadenkraft in den verderbten Seelen der Menſchen, durch welche die Hinderniſſe, die uns zum Guten und zur Tugend untüchtig machen, gehoben, und die Kräfte dazu verliehen werden, ſo weit es die Schwachheit unſrer Natur zuläßt. Da indeſſen die Religion mit uns als mit vernünftigen Geſchöpfen umgeht: ſo ſchließt ſie den Gebrauch der natürlitürlichen Hülfsmittel zur Tugend ſo wenig aus, daß ſie ihn vielmehr zum voraus ſetzet. Es iſt alſo unſere Schuldigkeit, uns um dieſelben zu bekümmern. Wenn wir endlich mit einem Verſtande, der durch die Wahrheiten der Religion aufgeklärt iſt, der Tugend, ihren Pflichten, Abſichten, Mitteln und Hinderniſſen nachſpüren: ſo können wir allerdings viel nützliche Entdeckungen machen; das kann nicht geleugnet werden. Laſſen Sie uns alſo die vornehmſten dieſer natürlichen Mittel in einigen Regeln vortragen.

---

*) Philipp. 2, 13.

**) Luc. 11, 13.

Erſte Regel: **Bemühe dich, eine deutliche, gründliche und vollſtändige Erkentniß deiner Pflichten zu erlangen.**

Zu einer deutlichen und gründlichen Einſicht in die Pflichten, gehören richtige Begriffe und kräftige Beweiſe und Bewegungsgründe. Wenn ich nicht weis, wie viel mir obliegt, wenn ich Tugend und Laſter mehr dem Namen, als ihrer Natur und ihren Kennzeichen nach, kenne, wenn ich die irrigen Begriffe, die unſre Einbildung und unſer Herz, das alles ſcheut, was ſeine Neigungen feſſelt, von Pflicht und Tugend ſich zu entwerfen pflegt, wenn ich dieſe Begriffe nicht zu widerlegen weis, wenn mein Verſtand nicht von der Schönheit und Vortrefflichkeit der Geſetze der Tugend überzeugt iſt; wie werde ich den Vorſatz in mir erwecken, ſie zu erfüllen, und meinem Herzen die Kraft erwerben, die zur Erfüllung nöthig iſt? — Man ſtelle ſich alſo ſeine Pflichten oft, mit ihren Urſachen und in ihrer hohen Würde vor; das iſt, man ſuche ſich lebhaft zu überführen, daß ſie in dem ewigen heiligen Willen der Gottheit gegründet ſind, und wie vortrefflich ſie mit unſerer Natur, mit unſerer innerlichen und äußerlichen Glückſeligkeit, und mit der Wohlfahrt des ganzen Geſchlechts der Menſchen übereinſtimmen.

Man nehme, um nach dieſer Regel zu verfahren, die Geſinnungen und Pflichten gegen den Urheber des Glaubens, und denke ſie mit ihren Gründen und Urſachen. Wird es ſchwer ſeyn, dieſe Gründe zu finden? Sind ſie nicht in Gott und in uns ſelbſt enthalten? Warum ſoll ich Empfindungen der Ehrfurcht, der Liebe, des Vertrauens, der Dankbarkeit, gegen die Gottheit haben? Iſt dieſes ſo ſchwer zu entdecken? Wer iſt Gott? Wer iſt der Menſch? Was wäre der Menſch ohne Gott? Wer iſt die Quelle unſers Daſeyns und unſrer Erhaltung? — Finden wir nicht einen natürlichen Widerſtand in unſerm Herzen, keinen Gott zu verehren? Tragen wir nicht ein Gefühl in unſern Seelen, das die ehrerbietigen Neigungen gegen Gott billiget? Und ſind wir nicht gezwungen, einen Menſchen zu verabſcheuen, der ſie erſtickt zu haben ſcheint? Fühlen wir hingegen nicht, daß dieſe Empfindungen vortrefflich mit dem natürlichen Zuge nach Beruhigung und Glückſeligkeit übereinſtimmen, und eine ſtärkende Nahrung für dieſes Verlangen ſind?

Man braucht zu einer ſolchen Unterſuchung beynahe nichts, als Aufrichtigkeit und Stille der Leidenſchaften. Der Verſtand wird in dieſem Falle von dem Gewiſſen erleuchtet; und die Ueberzeugung des Verſtandes von der Nothwendigkeit und Heiligkeit der Geſetze, wirket gegenſeitig wieder auf das Gewiſſen. Beide rufen uns zu:

Ein Menſch, der Gott verläßt, erniedrigt ſein Geſchicke;
Wer von der Tugend weicht, der weicht von ſeinem Glücke.

Auf eben dieſem Wege können wir auch zur Ueberzeugung von der innern Vortrefflichkeit und Heiligkeit der Pflichten gegen Andre und uns ſelbſt gelangen. Und warum ſoll ich denn alſo Niemanden ſchaden, und ſo vielen nützen, als ich kann? Warum ſoll ich denn frey vom Haſſe, vom Neide, vom Ungeſtüme, von Habſucht, von Ehrſucht, von Verleumdung, von Verachtung und Geringſchätzung Andrer; warum gerecht, liebreich, gutthätig, mitleidig, dankbar, vertragſam ſeyn? — Weil es die Vollkommenheit unſerer Seele, und die Wohlfahrt der menſchlichen Geſellſchaft, die Gott will und wollen muß, befiehlt; weil ich mich in dem Innerſten meiner Seele genöthiget fühle, gütige Neigungen gegen das Beſte der Andern und ſolche Handlungen, die davon zeugen, zu billigen, das Gegentheil aber zu verabſcheuen; weil ich erkenne, daß die Welt ein Himmel wäre, wenn wir uns beſtändig nach dieſer Ordnung richteten, und daß ſie eine Wüſte voll Elend und Marter ſeyn würde, wenn jeder dieſes Geſetz der Natur zu übertreten unternähme.

O wenn nur aller Menſchen Ehre
Die Neigung Andre zu erfreun,
Die Zärtlichkeit und Liebe wäre,
Welch Glück wär es, ein Menſch zu ſeyn!
Wenn ſie einander froh umfiengen,
Und nie durch Tücke hintergiengen,
Durch Neid und Rachgier nie entſtellt;
Wenn niemals andre Thränen flöſſen,
Als welche Lieb und Dank vergöſſen,
Wie göttlich wäre dann die Welt!

Warum ſoll ich mäßig, keuſch, arbeitſam, genügſam, ſtandhaft, geduldig ſeyn? Gott will es, weil er Gott iſt, weil er mein Glück will, weil die Ruhe der Seele, die Wohlfahrt meines Lebens, die Erhaltung meiner Geſundheit, das Glück meines Nächſten, und alſo meine ganze Beſtimmung, zu der mich die Hand Gottes gebildet hat, dem ich aus Liebe zu gehorchen verbunden bin, ohne dieſe Neigungen und ihre Ausübungen nicht beſtehen können.

Zur Ueberzeugung von ſeiner Schuldigkeit gehöret alſo die Einſicht, daß ſie der Wille der Gottheit, der ewige, unveränderliche, weiſeſte und väterlichſte Wille ſey, der mein und aller Vernünftigen Glück zum Gegenſtande hat; die Einſicht, daß ich, ſo oft ich von irgend einem erkannten Geſetze der Tugend abweiche, eine gute Neigung, die ich fühle, erſticke, eine unerlaubte, die ich als unerlaubt gefühlt habe, befriedige, daß ich, ſage ich, alsdann ein Rebell wider Gott und mein eigner Feind bin.

Zu einer vollſtändigen Erkenntniß gehöret endlich, daß wir unſre Pflichten in ihrem ganzen Umfange und in ihrer Verbindung unter einander überſehen, daß wir die ganze Summe unſers Verhaltens, wie es ſich durch unſer Leben und alle ſeine Umſtände verbreiten ſoll, kennen lernen; daß wir die beſondern Pflichten und ihre mannichfaltigen Arten, die aus der allgemeinen Pflicht eben ſo, wie die verſchiedenen Aeſte, Zweige, Blüthen und Früchte aus der Wurzel eines fruchtbaren Baumes, hervor wachſen, erkennen und auf das Leben anwenden lernen. Das Geſetz mag gebieten oder unterſagen; ſo iſt es gewiß, daß wo uns die Vernunft Eine Art des Laſters verbeut, wir auch alle Arten deſſelben dazu rechnen müſſen, die mit ihm in Verwandſchaft ſtehen; und daß, wo ſie uns Eine Art der Tugend befiehlt, wir auch alle Arten dazu zählen müſſen, die mit jener zu einerley Geſchlechte gehören. Man kann dieſes durch Beyſpiele ſich leicht erklären. Wir wollen einige wählen.

Ich ſoll, ſo ſagt mir die Vernunft, nicht unmäßig ſeyn. Bin ich das nur alsdann, wenn ich meinen Körper mit ſo viel Speiſe und Trank beſchwere, daß er krank wird? Nicht auch, wenn ich dadurch meinen Geiſt erſticke, und mich zu Geſchäfften ungeſchickt mache? Iſt die Uebermaaße im Schlafe, in Vergnügungen, in Sorgen nach Ehre oder Reichthum, nicht auch Unmäßigkeit; nicht ſelbſt die Uebermaaße in Arbeiten?

Ich ſoll mein Vermögen nicht verſchwenden. Geſchieht dieſes nur, wenn ichs zur Ueppigkeit, zur Pracht anwende? Kann ichs nicht durch Trägheit und Sorgloſigkeit eben ſo wohl verwahrloſen? Kann ichs nicht zu überflüßigen Bequemlichkeiten verwenden? Ob ich mit dem Gelde mir den Lobſpruch des Schmeichlers, die Ehre, daß ich die beſte Tafel halte, die reichſten Kleider trage, oder auch den Namen des Freygebigen erkaufe; iſt dieſes nicht einerley Verſchwendung? Iſt nur der Mißbrauch des Vermögens Verſchwendung, nicht auch der Mißbrauch der Zeit? Und kann ich die Zeit verſchwenden, ohne zugleich gewiſſe Kräfte der Seele und des Körpers unnütz oder ſchädlich anzuwenden?

Die Vernunft ſagt mir: Vertraue Gott! Er iſt die Vollkommenheit, bey ihm iſt Hülfe; ohne ihn biſt du nichts. Sagt ſie mir alſo nur, daß ich mein Vertrauen nicht auf die Hülfe des Großen ſetzen, ihn nicht als meinen Gott anſehen ſoll? — Kann ich nicht eben ſo wohl auf die Liebe eines Freundes, oder einer Freundinn, zu viel Vertrauen ſetzen? Nicht auf mein Geld, auf meinen Stand, auf meine Schönheit, auf meine Geſchicklichkeit, auf meinen großen Verſtand, auf meine Weltklugheit, auf meine Ehre bey der Welt, auf mein gutes Herz?

Ich ſoll nicht ungerecht ſeyn. Iſt es alſo genug, wenn ich Niemanden Gewalt anthue? Giebt es keine feinern Ungerechtigkeiten? Wenn ich aus Neid, aus Geiz, aus Ehrſucht alle die Mittel an mich ziehe, wodurch ſich mein dürftiger Nächſter erhalten könnte, iſt dieſes keine Ungerechtigkeit? Wenn ich ihn fühllos darben laſſe, da ich weit mehr habe, als ich bedarf; wenn ich ihn darben laſſe; weil er zu verſchämt iſt, mich anzuſprechen; wenn ich ihn durch Verſprechungen meiner Hülfe, oder durch die Verweigerung derſelben, künſtlich nöthige, daß er mir einen Theil ſeiner Dienſte oder ſeines nothdürftigen Vermögens bewilligen muß; wenn ich gewiſſe Güter, oder Dienſte von ihm unter der Bedingung, ihm wieder zu dienen, erhalte, und es nicht thue; öffentliche Belohnungen des gemeinen Weſens, für die ich arbeiten ſoll, annehme, und nicht arbeite; ſind dieſes nicht Ungerechtigkeiten?

Bin ich nur ungerecht, wenn ich des Andern Vermögen kränke? Nicht auch, wenn ich ſeine Geſundheit durch unmäßige Dienſte aufreibe, und ſeine Ruhe durch ſtolze Härte ſtöre? Nur, wenn ich ſeinen guten Namen verletze? Nicht auch, wenn ich unterlaſſe, ihn zu retten, da ich es könnte? Iſts nur Ungerechtigkeit, wenn ich ihm ſeinen Freund, ſeine Gattinn, ſein Kind entziehe? Iſts keine, wenn ich ihm ſeine Tugend, ſein gutes Gewiſſen raube; wenn ich ihn in Irrthümer ſtürze, ihn durch mein Beyſpiel, durch meine Lehren um die Erkenntniß der Wahrheit und die Empfindung des Guten, um die Liebe gegen das höchſte Weſen und gegen Andre bringe? Iſt dieß nicht das höchſte Glück?

Bin ich ſchon gütig, wenn ich Andern Nahrung und Kleider gebe? Iſt mein Nächſter nur Leib? Soll ich nur für die Erhaltung ſeines Lebens ſorgen? Sind ſeine Irrthümer, ſeine unerlaubten Neigungen ein geringeres Elend, als der Mangel der Lebensmittel? Bedarf er alſo nicht meines Unterrichts, meiner Ermunterung, meines Raths, des Vorſchubs guter Gelegenheiten, ſich nützlich zu beſchäfftigen, um dem Müßiggange zu entgehen und durch Arbeit ſein eignes Brodt zu gewinnen? Bedarf er nicht meines Beyſpiels im Guten?

Sind die Perſonen, denen ich Hülfe ſchuldig bin, nur die, die mir durchs Blut, oder durch Stand und Lebensart, und Neigungen verwandt ſind? Iſt nicht jeder Menſch, auch der, der weit unter mir, oder über mir ſteht, in tauſend Fällen mein Nächſter? Muß er nur vorzügliche Gaben haben, wenn ich ihm dienen ſoll? Iſt nicht der Einfältigſte noch ein Menſch? Muß er mich bloß durch ſein Aeußerliches, durch ſeine Miene zum Mitleiden und zur Hülfe einladen? Iſt es nicht auch alsdann meine Pflicht, ihm zu dienen, wenn mir ſein Aeußerliches mißfällt? Bin ich nicht ſo gar denen Dienſte ſchuldig, die wider mich ſind? — Soll ich nicht wünſchen und ſuchen, daß alle Menſchen ſo glücklich ſeyn mögen, als ſie es nach dem göttlichen Willen ſeyn können?

Wer eine einzige Pflicht der Tugend nicht kennen, nicht ausüben will, der iſt nicht aufrichtig geſinnet, der will nicht weiter tugendhaft ſeyn, als es ſeine natürliche Neigung erlaubt.

Man muß ſich ferner überzeugen, daß mit einem jeden Laſter nicht allein alle ſeine Arten, ſondern auch die Begierden verboten ſind, aus denen ſie entſpringen; daß mit einer jeden Tugend nicht allein alle ihre Arten geboten ſind, ſondern auch die guten Neigungen, als die Quellen, aus denen ſie fließen. Noch mehr, alles iſt verboten, was das Erſte veranlaſſen kann, und alles geboten, was das Andre befördern kann. Welcher Umfang von Pflichten!

Zum Umfange unſrer Pflichten gehören ferner alle Pflichten, die wir in den verſchiedenen Altern, Ständen, Verhältniſſen und Vorfällen dieſes Lebens zu beobachten haben. — Kein Alter, kein Stand, keine Lebensart ohne Tugend. In dieſem Verſtande haben der Knabe, der Jüngling, der Mann und der Greis, der Hohe und der Niedrige, der Begüterte und der Arme, der Geſunde und der Kranke, der Glückliche und der Unglückliche, der Gatte und die Gattinn, der Vater und das Kind, der Bruder und der Freund, der Wohlthäter und der Schuldner, der Weiſe und der Einfältige, ihre beſondern Pflichten. Dieſe müſſen wir aufſuchen; und dieſe Gelehrigkeit, die wir durch Aufſuchung derſelben beweiſen, iſt ſelbſt die erſte Pflicht.

Soll die Tugend ein Gut ſeyn, ſo muß ſie es immer; in allen Umſtänden des Lebens muß ſie es ſeyn. Auf dieſe Weiſe können wir, oder ſollten wir doch ſtets tugendhaft ſeyn; und auch die gleichgültigſten Handlungen zur Tugend machen.

Sein Anſehen zeigen, das uns ein Amt giebt, iſt keine Tugend; aber es thun, weil es unſre Pflicht iſt, weil wir die Wohlfahrt der Andern und die Ordnung der Welt zu erhalten ſuchen, weil wir dem göttlichen Willen gehorchen wollen; das kann Tugend werden. — Ein Vergnügen genießen, iſt an und für ſich keine Tugend; allein es genießen, um ſich aufzuheitern, neue Kräfte zur Arbeit zu ſammeln, Andre mit ſich zugleich zu erfreuen, weil auch die Freude unſre Pflicht iſt; das kann zur Tugend werden. — Ihnen die Moral leſen, iſt an und für ſich keine Tugend. Geſetzt, ich thäte es aus Eitelkeit, Ruhmſucht, Eigennutze, um meine Einſicht, meine Tugend zu zeigen, ſo würde es nichts weniger als Tugend ſeyn. Aber es kann zur Tugend werden, wenn ich es aus Neigung für Ihr Glück, aus Begierde meine Pflicht zu erfüllen, und aus Ehrfurcht gegen den thue, der uns die Moral ins Herz gedrückt hat.

Zweyte Regel: Setze die Bemühung, deine Pflicht zu erkennen, ſorgfältig fort, und bewahre die erlangte Erkenntniß vor Irrthümern.

Wir gelangen nicht auf einmal zu einer überzeugenden und vollſtändigen Erkenntniß unſrer Pflichten; wir müſſen ſie alſo beſtändig fortſetzen. Wir gelangen nicht ohne Mühe und Anſtrengung des Verſtandes dazu; wir müſſen dieſe Mühe nicht ſcheuen.

Geſetzt, wir hätten uns die richtigſten Begriffe von den Pflichten erworben, wir wären mit der Natur der Tugenden und Laſter vollkommen bekannt, wir wüßten ihre Kennzeichen und Grenzen zu beſtimmen, wir kennten die Gründe, worauf ſie ruhten, und wären im Stande, die verſchiedenen Pflichten daraus zu erweiſen und ſie untereinander zu einem ganzen Gebäude aufzuführen, da jeder Theil ſeinen gehörigen Platz einnähme; (und zu dieſer Geſchicklichkeit gelangen wir doch nur ſtufenweiſe und langſam) ſo ſind wir dennoch nie ſicher, daß unſer Verſtand ſich in dem ungeſtörten oder ungekränkten Beſitze dieſer Erkenntniß erhalten werde, und alſo auch nie ſicher, daß wir die innerliche Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit der Tugend ſtets beſitzen werden. Tauſend Dinge ſtören oder ſchwächen die Ueberzeugung des Verſtandes, die wir uns erworben haben; wir müſſen alſo, wenn wir auch dieſen Gegenſtänden ſelbſt nicht entfliehen können, wenigſtens ihrem Eindrucke widerſtehen. Aber auch unter den unſchuldigen und nothwendigen Geſchäfften des Lebens verliert ſich ein Theil der Ueberzeugung, die wir uns von der Würde der Tugend erworben haben. Die klärſten Begriffe löſchen allmählig aus, weichen neuen Vorſtellungen; und Irrthümer treten an die Stelle der Wahrheit; wir müſſen alſo unſere Erkenntniß oft erneuern und reinigen.

Unſere Begierden ſtehen ſehr oft mit unſern Pflichten im Streite. Wir fühlen den Zwang, den wir uns anthun müſſen, und wünſchten, ihn nicht nöthig zu haben. Die Neigungen erwachen und laden uns durch ihre Annehmlichkeiten ein, da wirs am wenigſten dachten. Wir ſcheuen uns zwar, ihnen ſo gleich zu gehorchen. Der Verſtand zeigt ſie uns als unerlaubt, das Herz als angenehm. Sollte kein Mittel ſeyn, den Verſtand und das Herz zu vereinigen, ohne daß Beide ihre Rechte verlören? Schon zieht ſich eine kleine Wolke vor unſere Erkenntniß. Wider unſre Pflicht, dawider wollen wir nicht handeln; o nein! Indeſſen unterlaſſen wir, das Bild unſrer Pflicht unverfälſcht in unſrer Seele zu erhalten. Wir laſſen einige von den Hauptzügen auslöſchen, oder ſetzen unvermerkt einige dazu, die ſich mit ihnen zu vertragen ſcheinen; das heißt, wir nehmen Irrthümer auf, die in dem Schooße unſrer Begierden erzeugt und von den angenehmen Empfindungen der Sinne genährt werden. Dieſe Irrthümer vereinigen wir mit den Begriffen unſrer Tugend, ſo gut wir können. Zum Unglücke ſehen wir ſie oft nicht, weil wir ſie nicht ſehen wollen. Die Beyſpiele andrer Menſchen rechtfertigen das, was wir heimlich als erlaubt wünſchen; und dieſe Beyſpiele werden gefährliche Beweiſe für uns. Indeſſen tröſten wir uns, daß wir der Tugend nicht untreu werden wollen, machen im Stillen kleine Ausnahmen, fehlen erſt verſchämt, dann dreiſter.

So gehen wir oft Tage, oft Monate, oft vielleicht den größten Theil des Lebens, bald ſtark, bald ſchwach, bald überzeugt, bald nicht überzeugt, dahin.

Um ein Beyſpiel anzuführen: das Vergnügen des Geſchmacks und der angenehmen Empfindungen iſt an und für ſich durch die Vernunft erlaubt; nur die Uebermaaße iſt verboten. Allein unſre natürliche Neigung dazu möchte gern kein Ziel haben. — So lange wir ein richtiges Bild von der Mäßigkeit und von ihrer Vortrefflichkeit in uns aufbewahren, werden wir nicht leicht in dem Genuſſe der Speiſen oder der Getränke ausſchweifen. Allein man ſetze zu dieſem Bilde einige falſche Züge, oder man ſehe es nur auf Einer Seite an, oder ſetze dem Gedanken von der Vortrefflichkeit der Mäßigkeit die angenehme Empfindung des Geſchmacks entgegen; und ſchon wird die helle Erkenntniß, die man ſich ehedem davon erworben, verfinſtert.

Was heißt mäßig ſeyn? Nicht mehr Nahrung zu ſich nehmen, als der freye Gebrauch der Kräfte der Seelen und des Leibes verſtattet. Kann man dieſen Begriff aufrichtig haben und ſich ſo leicht mit Wein überfüllen, der zu Verrichtungen ungeſchickt, und zu vielen Thorheiten fähig macht? Nein! Aber das Maaß läßt ſich doch ſo vollkommen nicht beſtimmen. Dieß mißbraucht Kratipp, der gern ſeinem Geſchmacke folgen, und doch nicht wider ſeine Einſicht handeln möchte.

Wie geht dieſes an? Er betrachtet die Tugend der Mäßigkeit itzt auf der Seite des Körpers allein. Er hat ſo und ſo viel Getränke vertragen können, und iſt nicht ungeſund worden, er befindet ſich vielmehr wohl; alſo iſt er nicht unmäßig, wenn er täglich nicht mehr als dieſes Maaß Wein zu ſich nimmt. Ob die Kräfte ſeiner Seele gehemmt oder geſchwächt, und zur Arbeit unfähiger werden, ob ſeine Neigung Gutes zu thun, nach und nach entſchläft; ob er dieſen Aufwand des Geldes nicht beſſer anlegen könnte; nach dieſer Regel mißt er itzo ſeine Mäßigkeit nicht ab. — Das iſt freylich ſchändlich, ſpricht er, trinken und ſich ſeines Verſtandes berauben; aber das werde ich mir auch nicht geſtatten. — Er ſitzt den folgenden Tag an der Seite eines Freundes. Unter allerhand angenehmen Geſprächen und den Begeiſterungen der Freundſchaft und des Scherzes reizt ihn der Wein mehr, als gewöhnlich. Die Begierde lebt auf. Er denkt heimlich an die Mäßigkeit. Er ſucht ihr Bild und kann es nicht finden. Doch nein, er findet es in einer veränderten Geſtalt; es hat etliche fremde Züge angenommen. Unmäßig im Weine ſeyn, das heißt itzo nach Kratipps Sittenlehre, ſich vornehmen, nicht eher vom Weine zu gehen, bis man ſeiner Sinne und ſeines Verſtandes beraubet iſt. Wer wird ſo ein Unmenſch ſeyn? Nein, aber an der Hand ſeiner Freunde darf man wohl die Freuden des Lebens genießen und ſie mit ihnen theilen; der Wein iſt ein Geſchenk der Vorſehung; ſeine Vernunft durch den Wein zu betäuben, das wäre etwas ſchreckliches. — — Und ſo trinkt dieſer Redner unter den Eingebungen ſeiner Begierde, nach denen er ſeine Vernunft ſtimmet, ſich heute um den Gebrauch ſeines Verſtandes.

Wir wiſſen alle, daß der Hang zu einer Sache durch die öftere Befriedigung wächſt, und daß das Gleichgewichte des Verſtandes und des Willens durch die Leidenſchaften aufgehoben wird. Nehmen Sie alſo an, daß wir oft unter ſo falſchen Ausſichten des Verſtandes unſern Neigungen folgen: ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn wir entweder im Verſtande uns falſche Begriffe von der Tugend erſchaffen; oder wenn ihn die Leidenſchaft zurück hält, uns unſre Schuldigkeit und die Schönheit der Tugend zu zeigen. Niemand wird mit einem male der Laſterhafteſte; aber nach und nach geräth man in das Unglück, Licht und Einſicht in die Geſetze der Vernunft, und die feine Empfindung des Edlen und Guten zu verlieren.

Es iſt ferner keine böſe Neigung, die wir befriedigen und zur herrſchenden Gewohnheit werden laſſen, die nicht andre unerlaubte Neigungen zur Geſellſchaft nähme. Auf dieſe Art verheeren wir nach und nach das Herz, und ſtürzen das ganze Gebäude aller Pflichten ein. Indeſſen ſchmeicheln wir uns, daß wir nur Einer Thorheit ergeben ſind und hingegen viele Tugenden an uns zählen.

Es iſt wahr, denkt Cleon, der von Natur zur Wolluſt geneigt iſt, ich könnte dieſe Begierde mehr einſchränken. Aber ſie hindert mich nicht an meiner Geſundheit, nicht an meinen Geſchäfften, nicht an der Dienſtfertigkeit und Gutthätigkeit, nicht an meinem ehrlichen Namen; ich bin alſo immer noch nicht laſterhaft.

Welche falſche Begriffe hat Cleon von der Wolluſt! Nur angenommen, daß er ſie ohne andre Laſter nicht befriedigen kann, ſo wird er dieſe bald auch begehen. Er wird ſich eben ſo wohl ſchmeicheln, daß es keine Laſter ſind; er wird ein Verſchwender oder Geizhals werden, je nachdem es die Wolluſt befiehlt; er wird hart und ungerecht werden, ein Verleumder, ein feiner Räuber, weil es ſeine Hauptneigung gebeut.

So kann Eine Neigung zum Laſter, der wir mit Wiſſen nachhängen, den ganzen Grund der Tugend umſtoßen, und unſre Erkenntniß von unſern Pflichten, ſo gut ſie auch Anfangs war, verfinſtern und verfälſchen. — Und welcher Menſch iſt ohne eine Schooßneigung? Wie werden wir alſo bey ſo vielen Anfällen der Begierden, bey den äußerlichen Verſuchungen, das Bild von der Schönheit und Vortrefflichkeit der Tugend getreu und lebhaft in uns erhalten können, wenn wir es nicht immer in unſerm Verſtande erneuern, nicht die verlornen Züge hinzuſetzen, und die verloſchenen wieder aufmalen, nicht immer unſre Einſicht erweitern, unſre Ueberzeugung durch Gründe erwecken und befeſtigen?

gen? Thun wir dieſes täglich? — Wir behalten oft die Namen einer Sache, die Namen der Tugend und Pflicht, wir nennen ſie, und denken eigentlich nur den Schall des Wortes, nicht die Begriffe; gleichwohl meynen wir, daß wir z. E. an die Mäßigkeit gedacht hätten, weil wir ihren Namen oder eine dunkle Vorſtellung derſelben gedacht haben.

Wir können ferner die Gründe der Tugend, den Hauptbewegungsgrund, daß ſie göttlicher Wille iſt, aus den Gedanken verlieren. Die innerliche Güte der Tugend beſteht darinne, daß ſie der Wille des Schöpfers iſt, der nie anders als gut für uns ſeyn kann. Gleichwohl haben Tugenden und Laſter auch ihre natürlichen Folgen, ihre Belohnungen oder Strafen. Es giebt ferner, eine Neigung zu gewiſſen Tugenden, und eine Abneigung von gewiſſen Laſtern, die nicht von einem freywilligen Entſchluſſe unſrer Seele, ſondern nur von unſerm Temperamente, oder von einer glücklichen Gewohnheit, die wir unſrer Erziehung zu danken haben, herrühret. Wenn wir nun bloß aus dieſen Urſachen oder Abſichten das Gute thun, oder das Böſe vermeiden; bloß darum, weil es die Geſundheit befördert, das Leben, den guten Namen und das äußerliche Glück erhält; weil jene Tugend uns auf eine mechaniſche Art leicht wird, oder dieſes Laſter uns von Natur zuwider iſt: ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir falſche Vorſtellungen von der Tugend in uns erzeugen, ohne daß wirs wollen oder denken.

Stellen Sie ſich, meine Herren, dieſen Begriff von der eigenthümlichen Abſicht der Tugend, damit Sie ihn deſto lebhafter und praktiſcher denken, in einigen Charakteren und Beyſpielen vor.

Kleanth iſt gutthätig, nicht aus Menſchenliebe; dieſer edlen Neigung iſt er ſich nicht bewußt. Er giebt gern, weil er von Natur weichlich und ſinnlich iſt, und einen geheimen Schmerz fühlt, wenn er Elende ſieht oder klagen hört. Er denkt an keine Gutthätigkeit, wenn er nicht durch das Gefühl eines ſichtbaren Elendes daran erinnert wird. Kann ſeine Mildthätigkeit eine Tugend ſeyn? Iſt ſie denn eine wiſſentliche freywillige Ausübung einer erkannten und gefühlten Pflicht, zu der er ſich aus Gehorſam gegen Gott für verbunden hält? Sie iſt ihm ſo natürlich wie der Schlaf. Er dienet eigentlich nicht dem Andern, nicht ſeiner Pflicht, ſondern nur ſeinem Blute und Temperamente. Kann ihn ſein Gewiſſen oder die Güte Gottes dafür belohnen? Iſt er um das Geringſte edler im Herzen geworden, wenn er dieſe Handlung tauſendmal ausgeübet hat? Leichter kann ſie ihm werden, ſie kann Andern nützen; dieſes iſt es alles. Ich will indeſſen dadurch nicht behaupten, daß wir uns in jedem einzelnen Falle der guten Abſicht ſtets deutlich bewußt ſeyn müßten; aber ſie muß doch wirklich in uns vorhanden und thätig ſeyn.

Doris iſt von keuſchen Eltern geboren und unter den Beyſpielen der Unſchuld erwachſen.

Sie hat von Jugend auf einen Ekel vor allen Merkmaalen der Unverſchämtheit bekommen. Sie hat ihre liebenswürdige Mutter nachgeahmet, und frühzeitig gelernet, daß ein Frauenzimmer durch Sittſamkeit und Schamhaftigkeit am ſicherſten Hochachtung und Liebe erwerben kann. Sie iſt vor gefährlichem Umgange ſorgfältig bewahret, und gegen alle Künſte der Verführung unterrichtet und aufmerkſam gemacht worden. Sie flieht allen verdächtigen und freyen Putz; denn er iſt nicht anſtändig. Sie erröthet über jedes zweydeutige Wort; denn in ihrem Hauſe hat ſie nie ungeſittet reden hören. Sie fühlt keine Neigung des Laſters, das die Unſchuld tödtet; denn ſie iſt gewöhnet, dieſes Laſter für das ſchimpflichſte ihres Geſchlechtes, für die äußerſte Entehrung ihrer Familie und ihres Namens, und für ein ewiges Hinderniß einer künftigen Ehe anzuſehen. — Iſt Doris, wenn ſie nichts mehr iſt, in der That keuſch? Iſt dieſe ihre Tugend nicht mehr Erziehung, als freywilliges Beſtreben? Iſt ſie nicht künſtlich abgerichtete Natur, die den Gang fortgeht, in den man ſie von Jugend auf geſetzet hat? Es iſt ein Glück für ſie, ſo ſorgfältig erzogen zu ſeyn; aber ihr Herz hat eigentlich dieſe Tugend ſich nicht wirklich eigen gemacht, ſondern nur durch Nachahmung äußerlich angenommen. Liebt ſie die Unſchuld nicht, weil ſie dieſelbe für eine göttliche Zierde der Seele mit Ueberzeugung erkennt, weil ſie die Verbindlichkeit dazu in ihrem

Gewiſſen wahrnimmt: ſo hat ſie zwar die Miene der Keuſchheit, aber nicht die Seele derſelben. — Doris verſuche es und ſage der Welt aufrichtig, warum ſie keuſch iſt; und die Welt wird ihre Tugend nicht hochſchätzen, und ſie für eben ſo natürlich halten, als ihre angenehme Stimme zu ſingen, zu der ſie durch Kunſt frühzeitig gewöhnet worden. Ich will damit nicht leugnen, daß aus dieſer Erziehungstugend eine eigenthümliche werden kann, und daß die äußerlichen Bewegungsgründe ein Antrieb zur Tugend ſeyn können und dürfen, ob ſie gleich der Tugend nicht das Leben ertheilen.

Ariſt haſſet den Geiz, weil er leichtſinnig und ſehr geſellſchaftlich iſt. Er denkt lieber an den Genuß des Vergnügens, als daß er an die Mühe des Sammlens denken ſollte. Er kann gar nicht begreifen, wie man geizig ſeyn könne, da das ja eben ſo viel ſey, als ob man ausdrücklich den Vorſatz habe, ſich vor aller Welt lächerlich, und in Geſellſchaften verhaßt, und zu ſeinem eignen Diebe zu machen. Er iſt von Natur freygebig, und ſein Bruder Damon iſt geizig. Alle Welt haßt den Damon und preiſt Ariſts Freygebigkeit. In der That iſt dieſer nicht tugendhafter, als jener; aber ſeine Leidenſchaft iſt beſſer und bequemer für die Welt, vor der Vernunft hingegen keine Tugend. Er geizt nach Vergnügen und Anſehen, und jener nach den Mitteln des Vergnügens und Anſehens. Man laſſe Ariſten die Wahl, ob er lieber, angeſehen und angerühmt, hundert Thaler zur Erziehung eines Waiſen hergeben, oder ſie zu einer Gaſterey für ſeine Freunde anwenden will; und die wahre Geſtalt ſeines Herzens wird ſich bald verrathen. — Aber er iſt doch wirklich freygebig und dienſtfertig. Ja, weil er das Geld nicht achtet. Er giebt lieber mit Freuden etliche Thaler hin, jemanden zu dienen, als daß er eine Stunde ſeinen Vergnügungen entziehen und ſie zur Ertheilung eines guten Rathes, um den ihn ein Unglücklicher bittet, anwenden ſollte. Er ſey alſo immer nicht geizig; es iſt Natur. Er ſey alſo immer freygebig; es iſt auch Natur. Sein Hang zum Vergnügen leidet den Geiz nicht, und befiehlt die Freygebigkeit. Iſt Sinnlichkeit die Quelle der Tugend?

Damis iſt enthaltſam in Speiſen und Getränken, mäßig in Vergnügungen und im Schlafe; aber er iſt es, weil er das Geld ſehr, und die Geſundheit und das Leben über alles liebt. Er würde aufhören, mäßig zu ſeyn, wenn ſein Magen beſſer verdaute, der Wein weniger koſtete, und die Krankheit abgekauft werden könnte. — Er verſchwendet keine Zeit bey der Tafel; denn das Sitzen iſt der Geſundheit nachtheilig. Aber er verſchwendet die Zeit mit Freuden im Spatziergehen oder Fahren; denn dieſes hält er für geſund. Er hütet ſich vor dem Zorne, und mäßigt ihn, weil er das Blut erhitzt; aber die Schadenfreude erlaubt er ſich, weil ſie keine Krankheiten nach ſich zieht. Er redet von Niemanden Böſes, weil er furchtſam iſt und Ahndungen ſcheuet; aber er hört gern über die Fehler der Menſchen ſpotten, um zu lachen; denn das Lachen befördert die Geſundheit. Er verachtet Rang, Titel und Ruhm; denn er will gemächlich leben und ſein Leben nicht durch die Ehrſucht verkürzen. Damis hält ſich bey dieſer Lebensart für einen Freund der Mäßigkeit; und in der That thut er ſich auch viele Gewalt an, und beobachtet eine fortgeſetzte Strenge gegen ſich. Aber wer wird glauben, daß ſeine Mäßigkeit Tugend ſey, außer er, der es wünſchet, und diejenigen, welche die Quelle ſeiner Mäßigung nicht kennen? Geld, Geſundheit und Leben ſind ſeine Tugend und ſein höchſtes Gut. Soll er aber geſund ſeyn und lange leben, um geſund zu ſeyn, und lange gelebt zu haben? Oder haben Geſundheit und Leben ihre höhern Abſichten? Warum iſt er nicht mäßig, um Herr über ſeinen Geiſt, über die nützliche Anwendung ſeiner Kräfte und ſeiner Zeit zum Beſten der Welt und zur Beförderung ſeines eigenen wahren Glücks, aus Gehorſam gegen den göttlichen Willen, zu ſeyn?

Sarkaſt treibt ſeinen Handel mit unglaublichem Fleiße; aber er treibt ihn bloß, um ſeinen Kindern Reichthümer zu hinterlaſſen und ſeinem Hauſe einen höhern Stand zu verſchaffen. Er bedienet ſich keiner unerlaubten Mittel; dieſes würde ſeinen Credit ſchwächen und den Segen des Himmels hindern. Er hält ſtrenge über

Treue und Glauben, wacht und ſinnt, wenn Andre ſchlafen, und ſpeiſet ſehr mäßig, um deſto muntrer in ſeiner Schreibeſtube arbeiten zu können. Er verſagt ſich auch die erlaubteſten Vergnügungen, um keine Gelegenheit zu einem rechtmäßigen Gewinne zu verſäumen. Die Welt rühmt ihn als ein Beyſpiel eines arbeitſamen und gewiſſenhaften Mannes, der ſein Vergnügen und ſein Leben ſeiner Pflicht aufopfert. Aber welch Geſetz der Vernunft ſaget, daß er den Handel darum ſo ſorgfältig treiben ſoll, um ſeine Kinder reich und vornehmer zu machen? Iſt die gute Erziehung nicht mehr, als der Reichthum? Und dieſe giebt er ihnen nicht. Iſt die ſorgfältigſte Regierung ſeines Hauſes keine höhere Pflicht, als die Pflicht, ihm Reichthümer zu ſammeln? Was iſt denn ſeine Seele am Ende des Lebens, wenn ſie funfzig Jahre aus dieſer niedrigen Abſicht ſich angeſtrenget hat, beſſer und edler, als Anfangs? Alle Mühe der Welt über ſich genommen haben, um reiche und vornehme Kinder zu hinterlaſſen, kann natürliche Liebe, kann Eitelkeit, aber keine Tugend heißen.

Eben deswegen, weil wir uns, und was uns angeht, ſo ſehr lieben, ſo verfälſchen wir leicht die Begriffe der Tugend, indem wir alles zur Tugend machen, was uns erlaubte Vortheile bringt, oder was uns vor dem Verluſte der Geſundheit, der Ehre, des Glücks und des Lebens bewahret. Wir dienen alſo oft nur unſern Leidenſchaften, indem wir der Tugend zu dienen meynen. Wir werden andre Menſchen, aber nicht beſſer, nicht frömmer.

Wer daher von der Schönheit der Tugend überzeugt ſeyn will, muß ſie kennen, muß ſeine Pflicht auf den heiligen und unwandelbaren Willen Gottes zurückſetzen, und ſie darnach abmeſſen; ſonſt wird er in tauſend Fällen ſich nicht überwinden, oder doch nur eine Scheintugend haben. Er muß ſeine Ueberzeugung oft und täglich durch ein ſtilles Nachſinnen, und durch die Ausübung des Guten erneuern und ſtärken, und ſeine Erkenntniß von den Irrthümern reinigen, die ſich unvermerkt zur Wahrheit geſellen. Auf dieſe Weiſe wird die Erkenntniß dem Verſtändigen leicht; aber der Unachtſame und der Spötter, der die Mühe ſcheut, und nur flüchtig, und zerſtreut und ſelten der Weisheit nachdenket, ſuchet Weisheit und findet ſie nicht.*)

---

*) Sprüch. Sal. 14, 6.

Siebente Vorleſung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren.

Dritte und vierte Regel.

Meine Herren, laſſen Sie uns in der Erklärung der allgemeinen Mittel, durch welche die Tugend erlanget, beſchützet und vermehret werden kann, fortfahren. Die erſte Regel war: Erwirb dir eine deutliche, vollſtändige und überzeugende Erkenntniß deiner Pflichten und ihrer Vortrefflichkeit. Die zweyte, eine Folge der erſten: Setze dieſe Erkenntniß ſorgfältig fort und bewahre ſie vor Irrthümern. Allein welche mangelhafte und müßige Wiſſenſchaft würde die Erkenntniß unſrer Pflichten ſeyn, wenn wir ſie mehr im Verſtande beſchauen und uns lieber an ihrem Bilde beluſtigen, als ſie ausüben wollten?

Dritte Regel: Wende alſo, und dieſes iſt die dritte Regel, die wir itzt erklären wollen, wende die Erkenntniß deiner Pflichten beſtändig auf dein Herz und Leben an; bereite dich zu jedem Tage weislich vor, und prüfe dich am Ende deſſelben ſorgfältig.

Unſere Erkenntniß des Guten ſey noch ſo richtig und vollſtändig, ſie wird unfruchtbar bleiben, wenn wir uns ihrer nicht oft, nicht täglich, nicht eben zu der Zeit erinnern, da es die Umſtände erfordern. Wir ſind oft in der Stille, auf unſern Zimmern, in der Stunde der Betrachtung, weiſe, gutgeſinnt, völlig überzeugt. Aber ein Blick in die Welt, ein Eintritt in Geſellſchaften, eine Gelegenheit zur Verſuchung, eine unvermuthete Aufwallung unſrer Begierden, ein geringer Vortheil, der uns lockt, ein Vergnügen, das uns die Einbildungskraft mit ihren zauberiſchen Farben abmalet, ein Nichts macht uns nicht ſelten unweiſe und verführt uns, daß wir wider unſre vorige Ueberzeugung handeln. Wir ſehen itzt die Regel des Guten nicht mehr, oder doch nur dunkel. Unſere feſte Entſchließung wanket; und was iſt gleichwohl ſonſt für ein Mittel auszufinden, das uns in der Beobachtung unſrer Schuldigkeit ſtärken und unſern Vorſatz kräftig erhalten könnte, als die Vorſtellung von der Heiligkeit und Vortrefflichkeit unſrer Pflicht und die Erinnerung derſelben in den vorkommenden Fällen? Allein es würde zu ſpät ſeyn, wenn man ſich mit den Waffen der Tugend nur erſt alsdann ausrüſten wollte, wenn die Gefahr ſchon vorhanden iſt. Man ſtelle ſich alſo täglich und ehe man die verſchiedenen und abwechſelnden Scenen des Lebens betritt, ſeine Pflicht in ihrer Wichtigkeit und Unverletzlichkeit, mit allem ihrem Einfluſſe auf unſer Glück, vom neuen vor. Man gewöhne ſich, keinen Tag, der allezeit mit neuen Veränderungen erſcheint, und für uns ein neues Leben iſt, ohne eine ſolche Ueberlegung anzufangen, und keinen wichtigen Schritt in ſeinem Laufe zu thun, ohne ſich ſelbſt zu fragen: „Was fordert deine Pflicht und der „ſelige Wille Gottes von dir? Biſt du feſt ent„ſchloſſen, ihn auch heute, gern und freudig zu „vollbringen? Wird dich nichts in deinem Ent„ſchluſſe wankend machen? Was können dir hier „oder da für Gelegenheiten, edel oder unedel, gut „oder thöricht zu handeln, begegnen, und wie „willſt du dich dabey verhalten?“

Ferner iſt eine tägliche Prüfung unſrer ſelbſt ein unentbehrliches Mittel zur Tugend. Wer begeht keine Fehler; und wer wird ſie ablegen, ohne ſie zu kennen; und wer wird ſie gewahr werden, ohne ſie aufrichtig aufzuſuchen? Dieſes Geſchäffte iſt ſchwer; aber zum Wachsthume im Guten iſt es nothwendig, und es vergilt uns unſre Mühe mit herrlichen Vortheilen. Zu dieſer Prüfung wird eine gewiſſe Stille der Seele und ein feyerlicher Ernſt erfordert. Man entferne ſeine Geſchäffte und andre Zerſtreuungen, und heiße ſeine Begierden ſchweigen. Man denke nach einem vollbrachten Tage, vielleicht auf ſeinem Lager, wie Sokrates die Gewohnheit gehabt, an ſeine Handlungen, an die Abſichten, die man dabey gehabt, an die Empfindungen, die unſer Herz den Tag über gefühlet hat. Man denke an ſeine

Vergehungen, an die Gelegenheiten zu denſelben, an den geringen oder ſtarken Widerſtand, den wir dabey zu überwinden gehabt. — Man fühle das Uebereilte bey ſeinen Reden und Thaten, das Eigennützige, das Schimpfliche oder Nichtige ſeiner Neigungen und Abſichten. — Man ſtelle ſich bey ſeinen Fehlern und Vergehungen, die man erblickt, den Einfluß vor, den ſie auf unſer Herz, auf unſre Ruhe, in Anſehung der Gnade und Liebe des Unendlichen, deren wir uns durch ſie unwürdig gemacht; den Einfluß den ſie auf unſre Geſundheit, auf unſern guten Namen und unſer äußerliches Glück, durch den Schaden, welchen ſie nach ſich ziehen, gehabt, oder doch haben können; den unglücklichen Einfluß, den ſie auf unſre Freunde, oder überhaupt auf Andre haben können.

Man bemerke eben ſo ſein gutes Verhalten, fühle das Edle und Erquickende deſſelben, erfreue ſich, in Demuth und Dank vor Gott, ſeiner Siege über ſich ſelbſt und über die Hinderniſſe der Tugend, und ſtärke dadurch die Liebe zur Rechtſchaffenheit und den Ekel gegen das Böſe.

Seneca hat ſchon die Wichtigkeit dieſes Tugendmittels erkannt. „Man muß, ſagt er,*) „täglich

---

*) Quotidie ad rationem reddendam de ira vocandus eſt animus. Sextius, conſummato die: quod hodie malum tuum ſanaſti? cui vitio obſtitiſti? qua parte melior es? interrogabat animum ſuum. — Quid pulchrius hac conſuetudine excutiendi totum diem?

Vtor

„täglich ſich ſelbſt zur Rechenſchaft fordern. „Dieß that Sextius. Welchen Fehler haſt du „heute abgelegt? Welchem Laſter haſt du wi„derſtanden? Worinnen biſt du beſſer gewor„den? So fragte er am Schluſſe eines jeglichen „Tages ſein eigen Herz aus. Was kann ſchö„ner ſeyn, als wenn man ſich gewöhnet, jeden „Tag einer ſolchen Prüfung zu unterwerfen! Ich „folge dieſer Regel, und rechte täglich mit mir „ſelbſt. Wenn die Nacht einbricht, ſo denke ich „das ganze Leben des verfloßnen Tages wieder „durch; ich unterſuche alle meine Handlungen „und Reden, ich verheele mir nichts, ich über„gehe nichts.“ Hielt dieſes der heidniſche Philoſoph für eine Pflicht; wie vielmehr muß es der chriſtliche dafür halten!

Dieſe aufrichtige und tägliche Prüfung wird uns unſre Hauptneigungen und die ſchwache Seite entdecken, auf der wir uns am meiſten befeſtigen müſſen. Sie wird uns die Gelegenheiten kennen lehren, die uns am gefährlichſten ſind, und die Mittel, die wir insbeſondere anwenden müſſen, uns in unſrer Pflicht zu befeſtigen. Ein großer Vortheil! Ja, ohne dieſe fortgeſetzte Prüfung werden wir auf der Bahn der Tugend nur

---

Vtor hac poteſtate et quotidie apud me cauſſam dico. Cum ſublatum e conſpectu lumen eſt, totum diem mecum ſcrutor, facta ac dicta mea remetior, nihil mihi ipſe abſcondo, nihil tranſeo. SENECA Lib. III. de ira.

ſehr langſam fortſchreiten: denn das iſt eben des Klugen Weisheit, daß er immer auf ſeinen Weg merket, wie Salomo ſagt.*)

Laſſen Sie uns dieſe Regel der täglichen achtſamen Vorbereitung zu ſeiner Lebensart, und der Prüfung ſeiner ſelbſt, durch das Beyſpiel des Oreſis, eines liebenswürdigen und weiſen Jünglings, deſſen Geſchäffte die Erlangung der Wiſſenſchaften und guten Sitten iſt, erläutern. Er hat eine glückliche Erziehung genoſſen und früh gewagt, ſich ſelbſt zu regieren. Sein Verſtand iſt gut unterrichtet, und noch iſt ſein Herz von Ausſchweifungen frey. Er begeht Fehler, und kennt ſie, und verbeſſert ſie. Er iſt ſtreng gegen ſich, und genießt doch tauſend Freuden. Er iſt lebhaft, ohne ausgelaſſen zu ſeyn. Er iſt geſellig, und doch ein ſorgfältiger Haushalter ſeiner Zeit und ſeines Vermögens.

Damon fragt ihn, wie er ſich in dieſer Ordnung erhalten könne. Oreſt antwortet ihm: Meiſtens dadurch, daß ich mir jeden Tag mit Gott vornehme, nicht von ihr abzuweichen, und dieſen Vorſatz oft erneure, ſo oft es möglich iſt, ausführe, und wenn ich darwider gehandelt, es mir ſchwerlich vergebe.

Früh, fährt er fort, ſo bald ich die Pflichten der Andacht und Anbetung beobachtet, und Gott um Weisheit und Gnade angerufen habe, denke

---

*) Sprüchw. 14, 8.

Ich ſo fort an mich, an die Geſchäffte, Begebenheiten, Geſellſchaften, Verſuchungen, die mich gewiß, oder wahrſcheinlich, erwarten. Zu dieſer Tugend, wenn es eine iſt, hat mich mein erſter Anführer, ſo bald ich denken konnte, gewöhnt.

Fangen Sie, ſagte dieſer liebreiche und wackre Mann,

1.) keinen Tag an, ohne ſich vorher Ihre Beſchäfftigungen vorzuſtellen. Der Fleiß iſt Ihre Pflicht, aber auch Ihr Glück; machen Sie ſich ihn durch die Ausübung zur angenehmen Nothwendigkeit, und durch die Abſicht zur Tugend. Studiren Sie, um ein rechtſchaffener und nützlicher Mann zu werden, und freuen Sie ſich, daß Sie Fähigkeiten dazu haben, und daß Ihr Glück mit Ihrem Fleiße verbunden iſt. — Sie haben itzt noch kein Amt; aber das Amt des Jünglings iſt, ſich zu einem künftigen Amte vorzubereiten. Der ſorgfältige Gebrauch der Zeit, der Gelegenheit, der Kräfte Ihrer Seelen und Ihres Körpers, das iſt Ihr Amt; ein wichtiges Amt, das Ihnen Gott ſchon durch die Vernunft aufgelegt hat. Richten Sie es mit Treue und Eifer aus, und ſeyn Sie ruhig, wenn Sie ſich dieſes Zeugniß am Abende geben können; geſetzt, daß Ihr Fleiß auch nicht allemal glückt, geſetzt, daß Sie nicht ſo viel Genie oder Fortgang in den Wiſſenſchaften haben, als einer Ihrer Freunde. Ihr Fleiß ſoll Sie nicht bloß gelehrt, er ſoll Sie zum geduldigen, arbeitſamen, gewiſſenhaften Jünglinge,

linge, zum freudigen Jünglinge, dereinſt zu eben dieſem Manne, zu eben dieſem Greiſe machen, und Sie von allen Gefahren der Trägheit und des Laſters abhalten. — So denken Sie, Oreſt, früh bey ſich ſelbſt, und gehen Sie mit dieſen Gedanken der Pflicht, als mit Ihren Schutzengeln, an Ihre Arbeiten!

2.) fuhr er fort, denken Sie an die Vergnügungen, die den Tag über Sie erwarten. Sagen Sie zu ſich ſelbſt: Werde ich ſie mäßig genießen, ſo, daß ich dadurch neue Kräfte ſammle? Werde ich ſie dankbar genießen? Werde ich mich freuen, ſie Andern mittheilen zu können? Werde ich an mich halten, wenn mich der Geſchmack am Sinnlichen zur Ausſchweifung verleiten wollte? — Wie werde ich das Glück des Umgangs und der Freundſchaft genießen? Werde ich meinen Leichtſinn im Reden feſſeln? Wird mein Scherz noch gewürzt ſeyn? Werde ich als ein redlicher Mann ſprechen, was ich denke, und beſcheiden ſeyn, indem ich aufrichtig bin?

3.) Wie werde ich in den kleinen und größern Verſuchungen, die mir begegnen können, mich verhalten? Ich gefalle gern. Werde ich dieſes Glück heute durch eine Schmeicheley erkaufen. — Ich ſpotte gern. Werde ich mir heute keine Gewalt anthun? — Man wird mir vielleicht das Glück eines Andern erzählen; werde ich groß genug ſeyn, mich darüber zu erfreuen; edel genug, es ihm zu gönnen, wenn ich auch weis, daß er mein Feind iſt? — Ich fühle zuweilen ein mürriſches und unfreundliches Weſen. Werde ich ihm heute nicht widerſtehen? Wie werde ich die Fehler der Andern vertragen? Auch ſo, wie ich wünſche, daß ſie meine dulden mögen? — Ich laſſe mich im Umgange leicht vom Zorne übereilen. Dieſen Fehler will ich mir ſo wenig erlauben, als den Geiſt des Eigennutzes. — Werde ich an der Seite des andern Geſchlechts mich unſchuldig ihres Umganges, ihrer Schönheit, ihres Witzes erfreuen, und keine Neigung mit mir zurück nehmen, die ich nicht dem ehrwürdigſten Manne geſtehen wollte?

4.) Es können mir Verdrüßlichkeiten und Unfälle begegnen. Waffne ich mich auch ſchon vom Anfange des Tages mit Muth, mit Gelaſſenheit, mit Ergebung in den Plan der weiſen Vorſehung? Ich bin ein Menſch, zur Ewigkeit geſchaffen; Gott iſt der Herr von meinen Tagen — Vielleicht iſt ihr Ziel nahe. Aber ſollte ich darüber zittern? Nein, ſo lange ich recht thue, iſt der Tod mein Glück und das Leben meine Freude. — Vielleicht beleidiget mich ein Freund durch ſeine Schwachheit. Werde ich ihm nachgeben? Vielleicht dulde ich einen Vorwurf an meinem guten Namen! Es wird ſchmerzen; aber Glück genug, wenn ichs nicht verdiene. Vielleicht leide ich einen Verluſt an meiner Geſundheit! Werde ich meine Unruhe darüber mäßigen?

5.) Was werde ich in der Stunde der Einſamkeit denken? Vielleicht die Bewegungsgründe zu einer Pflicht, die mir ſchwer wird? Einen großen Gedanken der Religion, der das Herz ſtärkt und erhebt? Eine ſchöne Stelle eines Dichters oder Redners, die zur Gewiſſenhaftigkeit, zur Menſchenliebe, zum Muthe wider das Laſter ermahnet? Wird kein ſtiller Augenblick für mich verfließen, da ich die Natur, die Wunder der Erde und des Himmels, und die mannichfaltigen Geſchenke Gottes dankbar betrachte, die Spuren ſeiner erhaltenden Vorſehung bemerke, und mit einer lebendigen Vorſtellung den Tod, das Gerichte und die Ewigkeit zu meiner Weisheit und Ruhe, denke? — Werde ich nicht daran denken, jemanden durch Rath oder Fürſpruch, oder doch durch Mitleiden zu beglücken? Werde ich mich ernſtlich daran erinnern, daß die Tugend das größte Geſchenke des Himmels und mein Glück iſt; daß ſie nichts trauriges iſt, auch da, wo ſie Mühe fordert?

Mit dieſen Gedanken, ſagte mein Führer, die Sie erweitern oder verkürzen können, fangen Sie jeden Tag Ihrer Jugend an; und Sie werden vor tauſend Verſuchungen ſicher und zu Ihrer Pflicht geſchickter ſeyn. Dieſer Regel, ſagte er, bin ich ſelbſt von meinen jüngern Jahren bis in meine höhern gefolgt; und ich habe es, Dank ſey es Gott! ſo weit gebracht, daß mich meine Fehler behutſam und demüthig, und mein Fortgang in der Weisheit und Tugend muthiger und ſtandhafter gemacht. Wenigſtens kann ich Ihnen die Verſicherung geben, daß ich in keine Tage meines Lebens ruhiger zurück ſehe, als in diejenigen, die ich auf dieſe bedachtſame Weiſe angefangen und zu endigen geſucht habe. So ſchaut der Wandrer, wenn er ſich dem Gipfel des Berges, den er erreichen will, immer mehr nähert, froh zurück auf die erſtiegenen Beſchwerlichkeiten, und gewinnet Muth, die neuen zu beſiegen; denn auf der Höhe lacht ihm ſein Glück entgegen.

Dieſer mein Führer, ſetzt der junge Oreſt hinzu, gieng ſo freundſchaftlich mit mir um, daß er mir entweder meine Fehler liebreich entdeckte, wenn er ſie bemerkt hatte, oder mir ſelbſt das Bekenntniß derſelben am Abende gütig abzulocken ſuchte. — Ich war wegen meiner natürlichen Lebhaftigkeit beſonders denen Neigungen ausgeſetzet, die meiner Unſchuld gefährlich zu werden ſchienen. Ich entdeckte ihm meine Schwachheiten und bat um ſeine Hülfe. Er umarmte mich oft wegen meiner Aufrichtigkeit. O, ſagte er, nur getroſt! Sie fallen nicht, ſo lange Sie über Ihr Herz wachen. Iſt es Ihnen nicht lieb, daß Sie den Sieg heute über Ihre Neigung davon getragen? Sind Ihnen die unerlaubten Wünſche, die Sie gefühlt, nicht zuwider? Würden Sie nicht mit Schrecken auf Ihr Lager gehen, wenn Sie Ihre Tugend entehret hätten? Nun ſo denken Sie dieſes itzt, fühlen Sie Ihr Glück, danken Sie Gott, wenn Sie in Ihrem Zimmer ſind, und bitten Sie ihn um ſeinen fernern Beyſtand auf dem Wege der Tugend. Ich habe ſo viel Verlangen, Sie zu ſchützen und mich um Ihr Glück verdient zu machen; und Gott, der die Liebe iſt, ſollte nicht ſo gütig geſinnet ſeyn, als ein Menſch? nicht unendlich hülfreicher?

Brauchen Sie alle menſchliche Mittel, Fleiß in Geſchäfften, und Mäßigkeit; widerſtehen Sie dem erſten Gefühle der Neigung, widerſtehen Sie dem erſten Bilde der Einbildungskraft, und fliehen Sie die gefährliche Einſamkeit, die dieſe Bilder ausmalet. Seyn Sie ſchamhaft nicht bloß in Geſellſchaft, ſondern auch in dem Umgange mit ſich allein. Die Schamhaftigkeit iſt die Hüterinn, die uns die Vorſehung zur Bewahrung der Unſchuld ins Herz geſetzet hat. Wir würden der Wolluſt, die ſo vielen Reiz hat, ohne dieſen Schutzgeiſt ſchwerlich widerſtehen können. Vertreiben Sie dieſen Engel nicht aus Ihrer Seele; er hilft Ihnen ſiegen. Sie ſind zwar zu edel, als daß Sie ſich erſt durch den Gedanken: Die Wolluſt kann meine Geſundheit verletzen, mir Martern und Schändungen des Körpers zubereiten! zurückhalten müßten; und dennoch vergeſſen Sie der tragiſchen Beyſpiele derer nie, die auf dem Pfade der Wollüſte zu einem frühen und ſchrecklichen Tade geeilet ſind. — Ich weis es, lieber Oreſt, wie ſchwer dieſe Opfer der Tugend ſind. Die reizendſten Neigungen der Natur dämpfen; o das iſt mehr, als Wälle erſteigen und Heere erlegen!

Aber bedenken Sie, die unſchuldigen Freuden der Liebe ſind Ihnen nicht verſagt, nur die zügelloſen. Sie ſollen nicht fühllos ſeyn. Sie ſollen die Freuden der Liebe und der Freundſchaft künftig in den Armen einer ſchätzbaren und Sie liebenden Gattinn erwarten, und ein deſto glückſeligerer Mann werden, je unſchuldiger der Jüngling geweſen iſt. Sagen Sie mir alles, als Ihrem beſten Freunde; aber folgen Sie mir auch, als Ihrem aufrichtigen Freunde. — Werden Sie nie ſicher; denn der fällt am erſten, wer ſtolz genug iſt, in ſeine Tugend kein Mißtrauen weiter zu ſetzen.

Da dieſe Seite Ihre ſchwache Seite iſt: ſo verwahren Sie den Eingang dazu mit jedem Morgen beſonders. — Die Religion, mein Oreſt, hat eine Kraft, die alle Vernunft nicht hat. Wenn Sie früh die Schrift leſen und es rührt Sie eine Stelle beſonders: ſo drücken Sie ſolche in Ihr Gedächtniß, und machen Sie dieſelbe des Tages über zu einer göttlichen Rüſtung. Geſetzt, Sie läſen in der Geſchichte Joſephs die Worte:*) Wie ſollte ich ein ſolch groſſes Uebel thun, und wider Gott ſündigen! ſo wenden Sie ſolche auf ſich an: Und ich, würde ich nicht wirklich dieſes Uebel thun, wenn ich meiner Neigung nachgeben wollte? Geſetzt, Sie läſen die Stelle: So hoch der Himmel iſt über der Erde, ſo läßt er ſeine Gnade walten über die, ſo ihn fürchten!

---

*) 1 Moſ. 39, 9.

ten! *) ſo ſagen Sie zu ſich ſelbſt: So lange ich alſo Gott fürchte, ſo habe ich das, was mehr iſt, als Himmel und Erde, die Gnade und das Wohlgefallen des Unendlichen, die ganze Summe der Glückſeligkeit. So lange ich ihn fürchte, darf ich mich vor nichts fürchten; und wer Gott nicht fürchtet, der muß ſich vor allem fürchten. — Wohlan denn! Ich will mein Gewiſſen auch dieſen Tag ſorgfältig bewahren. Der Gott der Himmel und der Erden, der Vater aller Geiſter, waltet über mir mit ſeiner Gnade:

Den majeſtätiſchen Gedanken
Geb ich für alle Welten nicht!

Vergeſſen Sie nie das vortreffliche Gebet Sirachs: Herr Gott, Vater und Herr meines Lebens, behüte mich vor unzüchtigem Geſichte und wende von mir alle böſen Lüſte. Laß mich nicht in Schlemmen und Unkeuſchheit gerathen.**)

Halten Sie ſich, wenn Sie Zeit genug dazu gewinnen können, ein Tagebuch über Ihr eigen Herz, und ſtellen Sie wenigſtens Einmal in der Woche eine genaue Prüfung Ihres Verhaltens an. Verſchweigen Sie ſich keinen Fehler, keine unerlaubte Neigung, keinen unedlen Gedanken. Bemerken Sie die Gelegenheiten Ihrer Fehler, die Siege über ſich ſelbſt, Ihre guten Schritte auf

der

---

*) Pſ. 103, 11.
**) Sir. 23, 4. 5. 6.

der Bahn der Tugend; und dieſes thun Sie, nicht als vor meinen Augen, ſondern als vor den Augen des Allwiſſenden. — Sie werden ſtraucheln, vielleicht, das Gott nicht wolle! in eine offenbare Ausſchweifung fallen; aber Sie werden bald mit Reue und Scham, und neuem Muthe, und größrer Demuth, wieder von Ihrem Falle aufſtehen. — Gott vergiebt Ihnen unendlich mehr, als ich; aber er vergiebt uns, damit wir ihn fürchten und ſeine Befehle, als Befehle der Wohlfahrt, halten. Er hat uns die Tugend nicht zur Marter gegeben; nein, zur Ruhe, zur Freude, mein lieber Oreſt. Sie hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens, und iſt zu allen Dingen nütze, zum Troſte im Elende, zur Vorſichtigkeit im Glücke, zur Ruhe im Tode. Seyn Sie beherzt! Erinnern Sie ſich jeden Tag Ihres Lebens der kürzeſten und ſicherſten Sittenlehre: Sey fromm! — und das Uebrige ſtelle der Vorſehung anheim. Erinnern Sie ſich oft des erhabenen Ausſpruchs eines Sirachs: Wie groß iſt der, ſo weiſe iſt! Aber wer Gott fürchtet, über den iſt Niemand.*) Ich liebe Sie bey allen Ihren Fehlern; denn Sie haben ein gutes Herz, Aufrichtigkeit und Wachſamkeit; und Gott ſieht das Herz an.

Durch die Hülfe dieſer Erziehung, beſchließt der junge Oreſt, durch eine fortgeſetzte Beobachtung dieſer Lehren, durch eine tägliche Uebung der

Andacht,

---

*) Sir. 25, 13. 14.

Andacht, in der ich die Vorſtellung und den Glauben der großen Wahrheiten der Religion in mir erwecket und belebet habe, durch eine tägliche Vorbereitung auf die Pflichten des Lebens, durch eine aufrichtige Prüfung am Ende des Tages, bin ich, zwar nicht frey von Schwachheiten und Thorheiten, aber doch, Dank ſey Gott! von wiſſentlichen oder fortgeſetzten Laſtern, bis an meine männlichen Jahre fortgerückt. Und ich weis es gewiß, ich weis es aus der Erfahrung, der Weg der Tugend, ſo mühſam er uns oft ſcheint, oder wird, iſt der ſchönſte, den der Menſch betreten kann; und eine hülfreiche unſichtbare Hand leitet und ſtärkt uns, wenn wir nicht träge ſtille ſtehen, nicht verdroſſen widerſtreben, oder gar zurück treten. Ich weis es aus der Erfahrung, was Einer der vernünftigſten Heiden ſchon geſaget hat: [*] „Ein „einziger Tag, an dem man tugendhaft und weislich gelebt, iſt mehr werth, als eine ganze in „Sünden verbrachte Ewigkeit.

Vierte Regel: **Der mächtigſte Antrieb zum Guten iſt in den göttlichen Eigenſchaften enthalten.** Suche alſo immerzu ein lebhaftes und würdiges Bild von den Vollkommenheiten Gottes in deiner Seele zu entwerfen, dir daſſelbe gegenwärtig zu erhalten, und es nie ohne Ehrfurcht zu betrachten; auch verbinde täglich dieſes Mittel mit dem Gebete.

---

[*] Vnus dies bene et ex praeceptis ſapientiae actus peccanti immortalitati anteponendus eſt.

Wir bedürfen Muth, die Mühe der Tugend zu überwinden, und Kraft, dem Reize des verbotenen Laſters, wenn es uns feſſeln will, zu widerſtehen. Dieſen Muth, dieſe Kraft, den Geſetzen zu gehorchen, gewähret uns vornehmlich die Betrachtung der Würde und Majeſtät des Geſetzgebers. O wie mächtig, Theuerſte Freunde, iſt nicht der Gedanke: Der Allmächtige, der Herr ſo vieler Millionen Welten und Geiſter, der Ewige, der Allwiſſende, Er, der Heilige und Gütige, ſieht, bemerket und billiget dich, iſt dein Freund, wenn du recht thuſt, iſt dein Beſchützer und Belohner! Ohne ſeinen Beyfall iſt kein Glück; ohne Gehorſam gegen ihn keine Ruhe der Seele; er belohnet die Tugend in Ewigkeit; er ſtrafet das Laſter in Ewigkeit; und er würde nicht Gott ſeyn, wenn er zwiſchen dem Guten und Böſen keinen Unterſchied machte. Er iſt der Herr der Geſetze; und das Leben verlieren, iſt unendlich weniger, als mit Wiſſen und Vorſatz ein Geſetz Gottes übertreten —

Gott, den wir mit ſterblichen Augen nicht ſehen können, hat uns ſeine Vollkommenheiten in den Werken und Wundern der Natur ſinnlich gemacht. Dieſe Wunder, darunter wir ſelbſt das vornehmſte ſind, müſſen wir oft und aufmerkſam betrachten, um das Bild von ſeiner Macht, Weisheit, Güte und Heiligkeit in unſerm Verſtande lebhaft und groß zu erhalten. Welches Wunder, welcher Lehrer der Gottheit iſt nicht in uns ſelbſt, der Gedanke, und das Vermögen, Andern durch Worte dieſen Gedanken mitzutheilen!

Gedanke, kannſt du dich ergründen?
Du nur vermagſt, dich zu empfinden,
Und ſiehſt dich mit Erſtaunen an.
O du, durch den ich will und wähle,
Selbſt deine Schöpferinn, die Seele,
Erſtaunt, daß ſie dich ſchaffen kann;
Sie weis nicht eh, daß ſie dich zeuget,
Biſt du durch ſie geworden biſt.
Gedanke, wenn ſonſt alles ſchweiget,
Lehrſt du, wie groß die Gottheit iſt!

Alles prediget Gott und ſeine Vorſehung. Unſer Verſtand ſagt es uns, daß er die Quelle unendlicher Vollkommenheiten iſt. und unſer Herz fühlt es, daß Gott Liebe und Heiligkeit iſt. Wir ſind daher verbunden, ſo viel an uns iſt, alle Dinge anzuwenden, daß wir uns dadurch in der Anbetung und Liebe Gottes ſtärken, die Gelegenheiten aufzuſuchen, die uns zu ſeiner Betrachtung führen, und heilſame Lehren und Antriebe daraus herzuleiten, die uns bewegen, das Gute um Gottes willen zu thun. Unſre guten und böſen Schickſale müſſen uns an unſre Abhängigkeit von Gott und an unſer Vertrauen auf ihn erinnern. Himmel und Erde, Geſtirne, Meere, Berge und alles, was unſerm Auge groß iſt, muß uns die Größe Gottes zu Gemüthe führen. Die beſtändige Erneuerung und Abwechſelung der Natur muß in uns das Bild der Weisheit und Vorſehung Gottes erwecken. Und wie oft können uns nicht Speiſe und Trank, die wir zu uns nehmen, die Geſundheit, die wir genießen, der gute Name und die Ehre, die uns folgen; wie oft können uns nicht auch die Freuden einer tugendhaften Liebe, der Freundſchaft und eines vertrauten Umgangs, zu Vorſtellungen der unendlichen Liebe und Güte Gottes dienen, die unſere Dankbarkeit und Gegenliebe erwecken und beſeelen, und uns lehren ſollen, einem ſo gütigen Vater mit allen unſern Kräften zu gehorchen; ſo gut zu ſeyn, wie er iſt; und in der beſten Ordnung und Uebereinſtimmung, wie er, ſeine Gaben anzuwenden, als weiſe Haushalter, die nach der verſchiedenen Anwendung der anvertrauten Güter entweder ewig glücklich oder unglücklich ſeyn werden.

Indeſſen müſſen wir bekennen, daß es ſchwer, ja unmöglich iſt, die Vorſtellungen des unendlichen Geiſtes unter den irdiſchen Geſchäfften und ſinnlichen Zerſtreuungen dieſes Lebens immer rein und lebendig in unſern Seelen zu erhalten. Die hellſte Vernunft leidet ihre Finſterniſſe, und der beſte Wille erliegt oft unter ſeiner natürlichen Trägheit, wenn der Menſch einen blos geiſtigen Gegenſtand ſich vorzuſtellen ſuchet. Dennoch bleibt dieſe Vorſtellung, ſie ſey noch ſo ſchwer, wenn ſie anders ein Mittel zur Tugend iſt, unſre beſtändige Pflicht; und wir müſſen dieſes Andenken an Gott nur um deſto öfter erneuern, je leichter es ſich aus unſerm Geiſte zu verlieren pflegt. Dieſe Begriffe müſſen nicht nur lebhaft, ſondern auch Gottes würdig; die höchſten; rein von dem Zuſatze aller menſchlichen Unvollkommenheiten ſeyn; wenn ſie auf unſre Tugend mit Nachdruck wirken ſollen. Denn was kann den Geſetzen in den Augen deſſen, der ihnen gehorchen ſoll, mehr Anſehen und Majeſtät verleihen, als die Vorſtellung der Hoheit und Liebenswürdigkeit des Geſetzgebers? Es iſt wahr; die Tugend iſt unſer Glück, unſer höchſter Vortheil; und das Laſter iſt unſre Strafe, unſer höchſtes Elend. Aber nicht alle Tugend belohnet unmittelbar, nicht jedes Laſter beſtrafet unmittelbar. Die Ausübung vieler Tugenden kann auf einige Zeit mit Verluſt und Mühſeligkeit, und die Ausübung vieler Laſter mit einem anſcheinenden Glücke verknüpft ſeyn. Und was wird in dieſer Ausſicht den Menſchen, der ſein Glück keinen Augenblick miſſen will, und doch oft ſein wahres Glück nicht kennt, was wird ihn, wenn ſeine Pflicht ein irdiſches Glück zum Opfer fordert, und die göttlichen Geſetze ſeinen Neigungen und Wünſchen widerſtreiten, in dem Gehorſame gegen dieſe Geſetze ſtärken, als das erhabene Bild des Geſetzgebers, der nichts befehlen kann, als was weiſe und gut iſt, wenn unſer Herz auch noch ſo viel dawider einwenden wollte, und wir auch die Urſachen ſeiner Geſetze gar nicht einſehen könnten? Selbſt die Belohnungen und Strafen, die mächtigen Triebfedern

federn eines gehorchenden Herzens, erhalten ihre Kraft von der Vorſtellung der Heiligkeit, Güte und Gerechtigkeit des unendlichen Geſetzgebers. Wie wenig wird den ein noch künftiges ewiges Glück, oder ein ewiges Elend ſeines Geiſtes rühren, der Beides nicht in der unwandelbaren Liebe und Gerechtigkeit des Ewigen gegründet erblickt? Wie unrein und lohnſüchtig wird endlich unſer Gehorſam gegen die göttlichen Geſetze bleiben, wenn er nicht durch die Betrachtung der göttlichen Vollkommenheiten belebt, ſondern bloß von dem Eigennutze gewirket wird? Unſre Tugend wird Sklavendienſt und nicht eine Willigkeit der Seele ſeyn, welche Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit voraus ſetzet; ſo wie hinwieder dieſe Empfindungen ein lebendiges Erkenntniß Gottes in unſerm Verſtande voraus ſetzen.

Dieſe Bemühung des denkenden Menſchen, den Schöpfer in dem wundervollen Baue der Welt, in ſo viel unzähligen Wohlthaten, die aus ſeiner Hand ſtrömen, in der Regierung ſo wohl unſrer beſondern als der allgemeinen Schickſale, in der Erhaltung unſers Lebens, in der Einrichtung unſrer Seele, in den Empfindungen des Gewiſſens und den Ausſprüchen der Vernunft, zu bemerken und anzubeten; dieſe Andacht des Herzens, ſo wie ſie die Pflicht des Vernünftigen und die erhabenſte Freude iſt, iſt zugleich, wenn wir ſie täglich fortſetzen, das ſtärkſte Mittel, uns in einer willigen Unterwerfung gegen die Geſetze Gottes zu erhalten; und wer Gott nicht denken mag, denkt allezeit bey ſeiner Tugend niederträchtig, oder hat vielmehr gar keine Tugend.

Ja, er, zu deſſen Licht kein irdiſch Auge ſteigt,
Ließ keinem Sterblichen ſein Weſen unbezeugt.
Sieh auf, ſo ſiehſt du ihn; hör nur, willſt du ihn hören,
Im Donner redet er und in der Vögel Chören.
Du magſt ſeyn, wo du willſt, ihm kannſt du nicht entgehn.
Wo du biſt, iſt auch Gott, dein Gott wird vor dir ſtehn.
Sein Odem ſchafft, entſeelt, und ſchafft es dann aufs neue;
Er trägt der Welten Bau, ohn Arbeit, ohne Reue.

Die Religion gebeut das beſtändige Gebet als ein heilſames Mittel zur Tugend; und ſchon die Vernunft hat Licht genug die Vortrefflichkeit dieſes Mittels einzuſehen, und es uns anzupreiſen.

Diejenigen, die das Gebet geringe ſchätzen, kennen es unſtreitig nicht. Sich täglich in einer ſtillen und feyerlichen Stunde mit dem Verlangen eines ehrerbietigen Herzens zu dem Unendlichen nahen, ſeine Gedanken auf ihn ſelbſt richten, ſie von allen fremden Vorſtellungen reinigen, ihn, als die Quelle alles Guten, um Segen und Gnade anrufen, ſeine Wohlthaten erkennen und ihn gerührt dafür preiſen; ſeine Mängel und Schwachheiten in dem Lichte Gottes und in der Anrede an ihn entdecken und bekennen, die Vergebung derſelben im Glauben ſuchen und erhalten; welch Geſchäffte kann ehrwürdiger und geſchickter ſeyn, die Tugend des ſchwachen Menſchen zu beſchützen und zu verſtärken? Es iſt wahr, Gott bedarf unſers Gebetes nicht. Er kennt den geheimſten Wunſch unſrer Herzen, ohne daß wir ihn ſolchen mit Worten entdecken. Er iſt geneigt, uns glücklich zu machen, ohne daß er erſt durch unſer Gebet dazu müßte bewegt werden. Er iſt ſtets Gott, ohne unſer Gebet. Aber der Menſch bedarf des Gebetes; und ſeine Tugend lebt, wenn ich ſo reden darf, von dem Gebete. Es iſt ein Mittel, in der Weisheit und Tugend zu wachſen; und von dieſer Seite müſſen wir hier das Gebet betrachten. Es iſt wahr, wir gewinnen in unſern Seelen durch die Betrachtung der göttlichen Eigenſchaften ſchon viel; aber dieſe Betrachtung dringt tiefer in unſern Geiſt, wenn wir das Gebet ſelbſt damit verknüpfen.

Wer kann mit Wahrheit beten, ohne ſich und ſein Inneres zugleich zu prüfen? Dieſe Prüfung iſt von derjenigen, die wir in dem Vorhergehenden angeprieſen, der Stärke nach unterſchieden. Wir gehen bey einer allgemeinen Prüfung gern partheyiſch mit uns um, und ſchmeicheln uns wegen eines geringen Gehorſams oder wegen einzelner guten Thaten mit dem Namen der Tugend. Die Eigenliebe verdeckt oder verkleinert unſre Fehler, wenn wir bloß mit uns ſelbſt zu rechten haben. Aber mit ſeinem Geiſte auf Gott gerichtet, frey von irdiſchen Vorſtellungen und unruhigen Begierden, in einer feyerlichen Anrede an den Unendlichen, der alles weis, der auf unſer Herz merkt, der von keinem Scheine geblendet, von keinem leeren Tone bewegt wird; ſich ſo prüfen, dieſes muß mehr Aufrichtigkeit bey der Prüfung, mehr Selbſterkenntniß, mehr Reue über ſeine Fehler wirken. Dieſe Prüfung ſtärkt unſre Demuth, und befeſtiget unſre heilſamen Entſchließungen, zu gehorchen. Iſt das Gebet alſo nicht ein Glück für uns?

Wer ſich der Pflicht zu beten ſchämet,
Der ſchämt ſich, Gottes Freund zu ſeyn.

Wer kann mit Wahrheit beten, ohne zugleich das Bild der göttlichen Vollkommenheiten in ſeinem Geiſte zu erneuern? Und wird die Vorſtellung ſeiner Güte, Weisheit, Heiligkeit und Allmacht, die wir in dem Gebete ſo feyerlich, und einzig mit Gott beſchäfftiget, unternehmen, nicht tiefer in unſern Geiſt eindringen, als das allgemeine Andenken an Gott? Werden dieſe Betrachtungen, die das Gebet theils voraus ſetzet, theils zugleich in ſich ſchließt, nicht die Empfindungen der Ehrfurcht und Liebe, der Dankbarkeit und des Vertrauens zu Gott erwecken, beleben und ſtärken? Und dieſe Empfindungen, ſind ſie nicht die höchſte Tugend und die Quellen alles Gehorſams? Das Gebet iſt alſo ein Segen für unſre

Tugend, und erwärmt gleich der Sonne, den guten Saamen in unſerm Herzen. Wie können wir ferner um die Gnade und Liebe des allmächtigen Vaters bitten, und doch den Vorſatz behalten, das zu unterlaſſen, was uns dieſer Gnade würdig machen kann? Können endlich Menſchen, die vor Gott ihre Unwürdigkeit, ihr Unvermögen, ihre Fehler täglich bekennen, und bereuen, und die Vergebung derſelben ſuchen, ſich noch immer vom Stolze beherrſchen laſſen, noch immer ohne Demuth bleiben, und ohne Liebe gegen die Glieder der Familie des Gottes, den ſie als den gemeinſchaftlichen Vater und Wohlthäter anbeten?

Der Spitzfindige wende noch ſo viel wider die Nothwendigkeit des Gebetes ein. Die einfältigſte Vernunft erkennet es, durch die Religion aufgeklärt, als ein heilſames und nothwendiges Mittel, zur Tugend zu gelangen, und in derſelben zu wachſen. Ja, Theuerſte Freunde, ſo lange wir aufrichtig dieſe Pflicht ausüben, ſo lange können wir von unſerer Tugend viel Gutes hoffen, und von Gott alles. Je mehr der Ekel gegen das Gebet wächſt, deſto näher ſind wir dem Laſter. Wir fühlen uns bereits, und ſcheuen uns vor den Augen deſſen, der das Unrecht verbeut. Wir wünſchen heimlich, er möchte uns nicht bemerken, und entziehen uns kindiſch ſeinen Blicken, als ſähe er uns nicht, wenn wir uns mit unſerm Geiſte und Gebete nicht mehr zu ihm nahen. Auch ein halbes Gebet, wenn ich ſo reden darf, wird ſelten ein Herz ganz von der Tugend fallen laſſen. Ich berufe mich, ſtatt aller Beweiſe, getroſt auf unſere Erfahrung. Welche Tage haben wir am leichtſinnigſten, am eitelſten und ſtrafbarſten, und welche am bedachſamſten und nützlichſten zugebracht? Dieſe, da wir früh, oder in andern ſtillen Augenblicken, an Gott unſern Schöpfer und Vater, im Gebete mit tiefſter Unterwerfung dachten, uns unſere Pflichten lebendig vorſtellten, ihm unſern Eifer wörtlich gelobten, ihn zum Zeugen unſrer aufrichtigen Geſinnungen anriefen, um ſeinen mächtigen Beyſtand demüthig und zuverſichtlich baten? Oder jene, da wir dieſe Pflicht ganz unterließen?

Ich weis es, Sie kennen dieſe Regeln der wahren Weisheit vielleicht ſo gut, als ich; ſie liegen alle in dem Gebiete der Vernunft und der Religion vor unſern Augen entdeckt; und ſie zu ſehen, iſt nicht ſchwer. Aber ſie auszuüben, Theuerſte Freunde, das iſt die höchſte Weisheit; und eben zu dieſer Ausübung will ich Sie gern ermuntern und leiten, und mich des Vertrauens bedienen und würdig machen, das Sie in mich ſetzen. Verfahren Sie täglich nach den Regeln, die ich Ihnen itzt und zeither vorgetragen habe, und Sie werden es empfinden, wie heilſam ſie in ſich ſind. Ich kenne die Wenigſten unter Ihnen; und ich ſehe Sie vielleicht in wenig Jahren alle nicht mehr, und alsdann wohl niemals in dieſem Leben wieder. Aber Sie gehören doch alle mit mir zu der großen Familie Gottes, deren Glück mir werth ſeyn, und um das ich mich auf alle Art verdient machen ſoll. Möchte ich doch dieſe Pflicht in dieſer Stunde mit Abſicht und Nachdruck erfüllt und der Tugend auch nur Einen frühen Verehrer gewonnen, oder ihr einen näher zugeführet haben; wie glücklich wollte ich mich preiſen! Dieſe einzige That, wäre ſie nicht ſchon eines ganzen Lebens werth? Ja, ich, Theuerſte Jünglinge, ich trete menſchlichem Anſehen nach bald, und viel eher von dem Schauplatze dieſes Lebens ab, als Sie; allein in wenig Jahren, (denn was ſind dreyßig und funfzig flüchtige Jahre?) vereiniget uns alle die Ewigkeit wieder. Da wird es für uns erwieſen ſeyn, wie glücklich der iſt, der es ſich früh gewagt hat, mit Gott tugendhaft zu ſeyn, oder es zu werden, wenn er es noch nicht war. Da dankt mir vielleicht Einer unter Ihnen, ſo wie ich dem Freunde danken werde, der mich den Weg der Weisheit geleitet;

Da ruft, o möchte Gott es geben!
Auch mir vielleicht ein Jüngling zu:
Heil ſey dir, denn du haſt mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du!
O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele ſeyn!

Achte Vorleſung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren.

Fünfte Regel.

Je weniger wir, meine Herren, dieſe Welt, uns ſelbſt und andre Menſchen kennen, deſto mehr ſteht unſer Verſtand in Gefahr, mit Irrthümern und Vorurtheilen erfüllt zu werden, und deſto mehr iſt unſer Herz den Neigungen und Leidenſchaften unterworfen, die der Weisheit und Tugend ſich widerſetzen und uns unvermerkt auf die Bahn des Leichtſinns und des Laſters leiten. Daraus folgt die nothwendige Regel:

Fünfte Regel: **Bemühe dich früh, von deinen erſten Jahren an, die Welt, die Menſchen und dich ſelbſt kennen und immer genauer kennen zu lernen.**

Viele verleben oft, unter immerwährenden Zerſtreuungen, die Hälfte ihrer Jahre, ohne mit Ernſt daran zu denken, was die Welt iſt, und warum ſie auf der Welt ſind. Aus den Handlungen der meiſten, und noch nicht der ſchlimmſten, Menſchen zu urtheilen, müßte man glauben, ſie hielten ſich deswegen von Gott auf dieſe Erde geſetzet, um ihren Sinnen und ihrer Einbildung zu ſchmeicheln, oder die Kräfte ihres Geiſtes und Leibes ſo anzuwenden, damit ſie Bequemlichkeit, Ueberfluß, Ehre, Aemter und Würden erbeuten möchten. Wir kommen ſelten oder doch ſpät dahin, daß wir dieſe Welt und die künftige mit unſern Gedanken als etwas verbundenes betrachten lernten; und wir ſollten uns doch, wenn wir weiſe ſeyn wollten, von Jugend auf gewöhnen, alſo zu denken: „Dieſe Welt iſt ein Ort der Vorbereitung, dieſes Leben ein Stand der Prüfung, wo „wir uns durch Gehorſam gegen unſern Schöpfer „zu einer künftigen unendlich herrlichern Welt geſchickt machen ſollen. So unterſchieden die Menſchen hier an Gaben, Ständen, Verrichtungen „und Glücksgütern ſind: ſo haben ſie doch alle „Ein Amt, Eine Pflicht, nämlich nach dem ihnen „zugefallenen Looſe, ihren Gehorſam und ihre „Liebe gegen die Vorſehung zu üben. Dieſes ſoll „der Hohe und Niedrige, der Reiche und Arme, „der Weiſe und Einfältige, der Gelehrte und der „Handwerksmann, der Glückliche und der Geplagte thun. Jn dieſem Punkte verſammeln ſich „alle Linien des Zirkels der Welt. Wer in der „Pflicht, in die er geſetzt iſt, treu iſt, und bey „dieſer Treue auf die Vorſehung zurück ſieht, der „hat ihren Beyfall, ihren Schutz, und in der

„künftigen Welt die Belohnung ſeines Verhaltens
„zu genießen: Wer ſich dieſer Pflicht weigert und
„den Abſichten Gottes widerſteht, der widerſteht
„ſeinem eignen gegenwärtigen Glücke, verachtet
„die göttliche Gnade und eilt ewigen Strafen ent-
„gegen.“

Dieſe Vorſtellung von der Welt, wenn wir ſie von den erſten Jahren an tief in unſre Seele drückten und zur Grundfeſte unſrer ſittlichen Handlungen machten, würde unſre Tugend in allen Umſtänden unterſtützen helfen. Sie würde uns im Glücke Mäßigung, im Unglücke Gelaſſenheit, in den höchſten Würden Demuth, in dem niedrigſten Stande Edelmuth, und überall Weisheit lehren, die Hinderniſſe der Tugend leichter zu überwinden, uns nicht bloß von den Sinnen leiten zu laſſen und unſer Glück mehr in uns ſelbſt zu ſuchen.

Wir lernen gemeiniglich bey unſerm Eintritte in die große Welt die Menſchen in einem ſehr falſchen Lichte kennen. Aus dieſen Vorſtellungen entſpringen mannichfaltige Irrthümer und Blendwerke der Einbildung, welche den betrügeriſchen Begierden, die ſchon in uns da ſind, gleichſam das Leben ertheilen, und uns zu einer thörichten Nachahmung andrer Menſchen verführen.

Wir unterſcheiden ſelten das, was der Menſch wirklich iſt, von dem, was er zu ſeyn ſcheint, und zu ſcheinen ſich bemüht. Was iſt der Menſch von Natur? Sein Verſtand iſt durch Unwiſſenheit und Einfalt verfinſtert, ſein Herz mit böſen Neigungen und einer unmäßigen Selbſtliebe erfüllt; und ſein Körper iſt ein zerbrechliches, ſchwaches und ungeſundes Wohnhaus für ſeine Seele. Und was iſt der größte Theil der Menſchen, auch wenn er durch Zucht und Kunſt verbeſſert worden? Meiſtens eine Vermiſchung von Schwachheit und Stärke, von Weisheit und Thorheit, von Tugend und Laſter, von Ruhe und Unruhe. Bald ſieht der Menſch ſeine Mängel des Geiſtes und Körpers, und verbirgt ſie; bald will er ſie nicht ſehen und beſſer ſcheinen, als er iſt. Eigenliebe, Stolz und Eigennutz ſind die gemeinſten Quellen ſeiner Handlungen, wenigſtens in der ſo genannten großen Welt. Aus ihnen entſpringen ſo wohl die Mittel, die er zu ſeinem Glücke wählet, als die Art, wie er ſie anwendet, und der fehlerhafte Eifer, mit dem er bey dieſer Anwendung verfährt.

Der Menſch will beſſer, reicher, weiſer, vornehmer, als Andre ſeyn, weil er ſich übermäßig liebt. Er will in Andern Achtung und Bewunderung erwecken, weil er ſtolz iſt, weil dieſer Stolz ſeiner Einbildung ſchmeichelt, weil Achtung und Bewunderung ihm Unterwürfige, Dienſtfertige und Sklaven ſeiner Leidenſchaften verſchaffen. Was dieſe Abſichten befördert, hält er für Klugheit; und dieſe Klugheit ahmen wir blindlings nach.

Wer weis nicht, daß das Kleid, der Aufzug, das Gefolge, der Stand, das Geſchlecht, die Miene, das Geſpräch, die äußere Lebensart, nicht der Menſch, nicht das Selbſt des Menſchen, nicht ſeine wahre Würde, und alſo auch nicht ſein wahres Glück iſt? Und gleichwohl, wie oft laſſen wir uns von dieſem Scheine blenden! Wie oft, nicht allein in unſern frühern Jahren, ſondern auch wohl noch in den ſpätern, laſſen wir unſer Auge, unſer Ohr von dem Werthe des Menſchen und ſeines Glücks urtheilen, und täuſchen uns mit Träumen der Einbildung, und mit dem Wunſche, unſer Glück nach dieſen Träumen einzurichten!

Wir treten in eine große Geſellſchaft, in eine Geſellſchaft der Vornehmen; und was erblicken wir da? Weiſe, ehrwürdige, tugendhafte, bewundernswürdige und glückliche Geſchöpfe, die wir zu ſeyn wünſchen, deren Sitten wir nachahmen, deren Meynungen wir begierig annehmen, ohne ſie erſt zu unterſuchen. Und was würden wir oft ſehen, wenn wir nicht nach den Sinnen urtheilten?

Damis, dieſer Große, ſpricht. Alles hört ihn als ein Orakel an. Er redt von den Geſchäfften des Staats mit einſichtsvoller Beredſamkeit. Wie angenehm und nachdrücklich iſt ſein Ton, und wie beredt und edel ſeine Miene! Alles iſt Anſtand an ihm. Die Pracht ſeiner Kleidung erhebt ſein Anſehn, und wo er hintritt, folgen ihm

Aufwärter und Verehrer. Man bewundert ihn überall; denn auch Kleinigkeiten erhalten einen Werth durch ihn. Dieſer Mann beehret mich mit einer günſtigen Miene. Welch ein Glück! Er nähert ſich mir, um mit mir zu ſprechen. Meine Antworten gefallen ihm. Er klopft mich beyfallsvoll auf die Schulter — Ich zittre vor Freuden. Er lobt meine Beſcheidenheit öffentlich; er rühmt meine Wiſſenſchaft, verſpricht mir ſeine Gnade, in kurzem ſeine Freundſchaft. O wie glücklich bin ich! und wie ehrwürdig iſt dieſer Große! — — Betrogner Jüngling!

Wer iſt der Große, der dich ehrt?
Sprich! kennt er der Verdienſte Werth?
Setz ihn aus ſeinem hohen Stande;
Vielleicht wird dir ſein Beyfall klein;
Vielleicht hältſt dus, ihm werth zu ſeyn,
Nunmehr für eine Schande.

Wie würdeſt du erſchrecken, wenn du dieſem Manne in das Innerſte ſeines Herzens folgen könnteſt! — Trenne das von ihm, was nicht ſein iſt. Folge ihm in ſein Zimmer, wo er ſein Ordensband, ſein blendendes Kleid, ſeine blitzenden Diamanten ablegt. Iſt dieſes noch der bewundernswürdige Körper? Vielleicht ſiehſt du einen Leib, durch Laſter und Ausſchweifungen entkräftet und geſchändet. Vielleicht ſchmückte er ſich, um ſeine Gebrechen zu verbergen.

Folge ihm in ſeine Seele nach. Höre ihn reden und denken. Iſt er der Weiſe, der Glückliche, der er dir zu ſeyn ſchien? Verſchloſſen in ſeinem Zimmer ſpricht er von denen, die er ſtürzen, und von denen, die er zu ſeiner Sicherheit erheben will. Seine Staatskunſt iſt eine arbeitſame Liſt, ſich bey dem Regenten beliebt, und ſein eigen Glück immer größer und feſter zu machen!

Was iſt die Weisheit ſonſt, durch die ſein Geiſt geſtiegen?
Nichts als die Wiſſenſchaft, den Fürſten zu vergnügen,
Durch Scenen ſtolzer Luſt ihn glücklich zu zerſtreun,
Und, um ſich groß zu ſehn, des Fürſten Knecht zu ſeyn.

Iſt dieſes der weiſe und vergötterte Miniſter? Einer ſeiner Lieblinge kömmt und kündiget ihm ein neues Schlachtopfer der Wolluſt an. Wie? Dieſer geſetzte und ehrwürdige Mann, iſt ein Sklave der niederträchtigſten Leidenſchaft? Dieſer Mann lobte deine Beſcheidenheit; und er iſt ein Wollüſtling? Er lobte deine Wiſſenſchaft; und das erſte Buch, das er itzt ergreift, iſt ein unzüchtiger Roman? Was hätteſt du, nach der Miene und den Reden dieſes Mannes zu urtheilen, von ihm gedacht, daß er in ſeinem Cabinette am Ende des Tages vornehmen würde? Dieſer Mann denkt nicht an ſich, nicht an ſeinen Beruf, nicht an ſeine Pflicht, nicht an Gott? Er thut das Gegentheil.

Und wenn er alſo noch höher, wenn er der größte Monarch wäre, wer iſt er? Ein Thor, ein Laſterhafter, der ſich durch Kunſt in etwas verſtellt, das er nicht iſt. Elender Damis!

> Der Sklave, der den Staub von deinen Füßen kehret,
> Iſt gegen dich ein Gott, wenn er die Tugend ehret.

In eben dieſer Geſellſchaft ſieht der Jüngling eine Dame, der man den Ruhm der Anmuth, der Tugend und der Lebensart ertheilet. Wie glänzt ihr Anzug, und mehr, als alle ihre Juwelen, ihr belebtes Auge! Alles iſt Geſchmack in ihrer Kleidung und in ihrem Betragen. Sie ſcherzt; und man bewundert ſie. Man redt einige Augenblicke von ernſthaften Vorfällen, von der Erziehung eines jungen Fräuleins; und dieſe Dame redt Weisheit, ſpricht göttliche Sittenſprüche, und athmet Verſtand. Sie tanzet; und ihre Perſon gefällt noch mehr. Alles iſt frey und groß. Sie ſpielt, und thut es mit einem Anſtande, der dem Spiele das Anſehen einer edlen Beſchäfftigung giebt. Welche liebenswürdige Perſon des ſchönen Geſchlechts, denkt der Jüngling, und preiſt ihren Gemahl, den ſie oft beſcheiden anlächelt, glückſelig!

Aber dieſe große Perſon auf dem Theater der Welt, wer iſt ſie, entfernt von dem Zwange der Geſellſchaft, entkleidet von dem trügenden Schmucke, befreyt von den Feſſeln des Standes, und der Begierde zu gefallen; wer iſt ſie in ihrem

Zimmer, bey ihren Kindern, bey ihrem Gemahle, bey ihren Bedienten?

Sie eilt nach Hauſe. O wie hat ſie durch ihren Schmuck ſo viele Fehler und Gebrechen ihres Körpers zu bedecken und durch künſtlichen Anſtrich die bleiche kranke Farbe des Geſichts in eine friſche geſunde zu verwandeln gewußt! Sie wollte alſo ſeyn, was ſie nicht war. Sie hintergieng das Auge aus Eitelkeit. Dieſe verſtändige Dame ſpricht mit ihrer Kammerfrau von einigen Fehlern, die ihr heutiger Anzug gehabt, ſehr hitzig; und ich hätte geglaubt, ſie würde ſich itzt nach der Aufführung ihrer Kinder erkundigen. Sie überlegt mit ihr, welches Kleid ſie morgen anlegen ſoll, und fängt an, auf den Antenor giftig zu ſchmähen, (denn er hat ihr zehn Ducaten im Spiele abgewonnen,) den Klitander hingegen zu bewundern, und ihrem jungen Sohne ſein Genie zu wünſchen; denn er hat trefflich getanzet. Iſt das die verſtändige weiſe Lesbia? Dorimene, die zufallsweiſe die oberſte Stelle in der Geſellſchaft eingenommen, iſt nunmehr in Lesbiens Munde eine Närrinn, eine Buhlerinn. Lesbia redt endlich ſpöttiſch von ihrem Gemahle, der ſie zu bürgerlich liebt; befiehlt, man ſoll ſie morgen vor zehn Uhr nicht wecken, und den Vormittag keines von ihren Kindern vor ſie laſſen, weil ſie um Ein Uhr angekleidet ſeyn müßte. Mitten unter dieſen Betrachtungen eilet ſie zur Ruhe, und läßt ſich von ihrer Kammerfrau ein Abendgebet vorleſen, um dabey einſchlafen zu können. Das iſt alſo die würdige Lesbia, die in Geſellſchaft ihrem Verſtande eine gewiſſe feine Richtung, ihrem Herzen eine ihm fremde Güte, und ihrer Geſtalt eine eben ſo fremde Anmuth zu ertheilen weis? Eigentlich hat ſie weder Verſtand noch Tugend. Sie pranget mit erborgten Sittenſprüchen, und mit Neigungen, die ſie ihrem Herzen eben ſo, wie die Kleider ihrem Körper, anlegt.

Die Geſellſchaft, von der wir geſprochen, iſt in dem Hauſe eines vornehmen Reichen, eines Reichen von Geſchmacke. Der Jüngling ſchließt aus ſeiner Pracht, aus dem Ueberfluſſe, aus dem Gefolge, aus der Achtung, die ihm Andre bezeugen, auf ſein Glück, und faßt die Meynung, wer ſo leben könne, wie Lupin, ſey glücklich. Iſt ers wirklich oder ſcheint er es nur zu ſeyn? Laſſen Sie uns ſeinen Zuſtand entwerfen, und ſein Bekenntniß hören.

Seht hier den glücklichen **Lupin**!
Er glänzt und alles glänzt in ſeinem Haus um ihn.
Er führt mich ſelbſt herum. Mehr kann man nicht erblicken,
Mehr Kunſt und mehr Geſchmack, erſonnen zum Entzücken.
Hier herrſcht Bequemlichkeit, vereint mit kluger Pracht;
Was Künſtlern witzig glückt, was Maler ewig macht,

Was feine Wolluſt heiſcht, dieß lachte mir entgegen;
Und nichts gebrach an dem, was Menſchen wünſchen mögen.
Wie glücklich, fieng ich an, wie glücklich ſind Sie nicht!
Und eine Röthe ſtieg Lupinen ins Geſicht.
Was kann man, fuhr ich fort, noch mehr als dieß begehren?
Ich glücklich? ſprach Lupin, und ſchon entwiſchten Zähren.
Mein Sohn, ein Böſewicht, den ich nicht beſſern kann;
Mein Weib, das mich nicht liebt — Ich unglückſelger Mann!
Was hilft mir mein Pallaſt? Was helfen Millionen;
Würd ich dieß Elend los, in Hütten wollt ich wohnen.

Und gleichwohl, wie oft preiſen wir nicht, durch den äußern Glanz geblendet, die Lupine glücklich, und ſtreben nach ihrem Glücke, als nach der größten Zufriedenheit des Lebens? Wie ſchwer wird es uns, die Tugend im Staube, und das Verdienſt in der Hütte zu erkennen und zu ſchätzen, wenn wir uns gewöhnet haben, beides nur im äußerlichen Schimmer und in dem Anſehen des Standes und der Würden zu ſuchen! Wie ſchwer wird es uns, zu glauben, daß man ohne Pracht und Reichthümer und ausgeſuchte Bequemlichkeiten, ohne eine herrliche Tafel, ohne Würden, ohne Gefolge und Bewundrer, ohne Palläſte, ohne die äußerlichen Merkmaale der Verdienſte, ruhig und glücklich genug ſeyn könne! Wie ſchwer wird uns die Ueberzeugung, daß der Reiche oft arm bey ſeinem Reichthume, und der Arme reich bey ſeiner Armuth, daß ein guter Muth, auch ohne die Tafeln des Ueberfluſſes, ein tägliches Wohlleben ſey;*) daß der Weg der Tugend des Frommen Freude ſey, auch im Staube; und daß der Laſterhafte, umringt mit allem Glücke der Hoheit, dennoch elend und blöde ſey! Wie ſchwerlich kann man ſich überreden, daß ein unbekanntes Leben viel natürlicher und bequemer ſey, als ein großer Ruhm; daß der, der ſich in Aemter und Würden drängt, und nach Gewalt bey dem Könige ringt, oft nur nach den Ketten der Sklaverey ringt; „daß, wie Young ſagt,**) der Neid, „und die Eiferſucht gegen die, die uns glücklich „ſcheinen, eine doppelte Thorheit ſey; Thorheit „als eine Sünde, Thorheit als ein Irrthum; weil „es gar keinen Neid auf Erden geben würde, wenn „wir wüßten, wie wenig andre Menſchen beſitzen, „oder genießen!“ Wie ſchwerlich kann man ſich überreden, daß die wahre Größe und Hoheit des Menſchen nicht ſichtbar, nicht ſinnlich ſey, und

---

*) Sprüchw. Sal. 15. 15.

**) In ſeiner Abhandlung von dem wahren Werthe des menſchlichen Lebens.

ganz allein für das Auge des Verſtandes gehöre; daß Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Kenntniß derjenigen Wahrheit, die uns Gott, ſeine Vollkommenheiten, ſeine heiligen Abſichten und Wege richtig kennen und verehren lehret, daß die Beförderung der wahren immerwährenden Wohlfahrt vernünftiger Geſchöpfe, die Errettung der Menſchen von ihrem Verderben: daß dieſes allein große und wahrhaftig erhabne Gegenſtände und Güter der Seele ſeyn; und daß alles andre dagegen, aller äußerlicher Glanz klein und nichts ſey, keine Hochachtung verdiene, keine wahre Hoheit geben könne?

Eben dieſer Jüngling, von dem wir geredet haben, tritt den andern Tag von dem Landhauſe, wo die Geſellſchaft geweſen, in die Hütte eines Greiſes, von dem er gehöret, daß er neunzig Jahr alt und ſehr zufrieden ſey.

Aber ſeine Hütte, von den fleißigen Händen ſeiner alten Hausfrau nur landmäßig geſchmückt, welcher Unterſchied gegen das Schloß, das er itzt verlaſſen! Er redt mit dem Alten und fragt ihn, was er mache. Ich, ſpricht er, baue und reinige die Bäume in dem Garten meines Herrn, ſo lange mich meine abgelebten Füße halten; außerdem ſitze ich gemeiniglich hier auf meiner Ruhebank, auf der ich ſchon als Knabe geſeſſen, und denke an meinen Tod, und erwarte ihn alle Stunden, und danke Gott im Himmel, daß er mir in meinem Leben ſo viel Gutes erwieſen hat. — Worinne

inne hat denn euer Gutes beſtanden, lieber Alter? — Daß ich von Jugend auf geſund geweſen bin, und bis in mein neunzigſtes Jahr habe arbeiten können; daß ich mein Brodt bis heute gehabt, auch oft eine Erquickung; daß mich Gott eine fromme Frau hat finden laſſen, die friedlich mit mir zum Grabe und zum Himmel geht, die mich liebt, mich verſorgt und von der ich zwey wohlgerathne Kinder gehabt habe, die Gott vor etlichen Jahren zu ſich genommen. Endlich, lieber Herr, meine größte Glückſeligkeit auf Erden iſt dieſe, daß mich Gott vor Sünden wider das Gewiſſen bewahret und mir ein zufriednes Herz gegeben hat, und die Hoffnung der ewigen Seligkeit. Ich ſterbe gern und habe keinen Kummer, als daß meine alte Gattinn ſich zu ſehr um mich grämen wird.

Der Greis, denkt der Jüngling, indem er ihn eine Wohlthat reicht, iſt bey aller ſeiner Niedrigkeit nicht unglücklich. Aber die kleine Hütte, das töpferne Tiſchgeräthe, der leinene Rock, von den Händen ſeiner Gattinn geſponnen, die Schaale Milch, mit ſchwarzem Brodte vermenget, die der Alte iſſet, das zwar reinliche aber doch einfältige Lager des Alten, ſein arbeitſames Leben bis ins neunzigſte Jahr, ſein von der Sonne verbranntes Geſicht, ſeine Hand, von der Arbeit hart, ſein zitterndes Haupt, benehmen dem Glücke und der Tugend des Alten viel von ihrer Würde in des Jünglings Augen. Denn was ſind alle dieſe Gegenſtände für die Sinne? Was, ſo denkt ſeine Einbildung, iſt ein ruhiges Leben ohne Bequemlichkeit, Ueberfluß und feine Lebensart? Gleichwohl iſt dieſer Greis, der kurz nach ſeinem Abſchiede, in den Armen ſeiner Hausfrau, ruhig entſchläft, eines der glücklichſten, der weiſeſten Geſchöpfe, ſo bald wir ihn jenſeit des Grabes denken.

Wie wenig wir von Jugend auf angeführt werden, uns ſelbſt kennen zu lernen, unſre Schooßneigungen, unſre Schwachheiten und guten Eigenſchaften, die Kräfte, die wir zu den Geſchäfften des Lebens empfangen haben, den Mißbrauch derſelben, dem wir ſo leicht ausgeſetzet ſind, die beſondre Lebensart, die wir wählen ſollen, und die doch einen großen Einfluß in unſer Glück, oder Unglück haben wird, je nachdem wir verſtändig oder betrüglich wählen; dieſes iſt durch die Erfahrung nur zu ſehr beſtätiget. Und wie wenig wir oft dieſen Fehler in den reifern Jahren, wenn unſer Verſtand ſchon zu einer unrichtigen Denkungsart verwöhnt, und unſer Charakter durch eine fehlerhafte Erziehung und durch einen unbehutſamen Umgang mit der Welt übel gebildet iſt, wie wenig wir dieſen Fehler alsdann verbeſſern, oder zu verbeſſern im Stande ſind; möchte doch dieſes keine ſo gewiſſe Erfahrung ſeyn!

Die Geſchichte, wenn wir ſie auf eine weiſe Art ſtudiren, verkürzet den langen und mühſamen Weg, den Menſchen und uns ſelbſt kennen zu lernen. Der Menſch iſt in allen Weltaltern, nur unter verſchiednen Geſtalten, eben derſelbe. Seine Neigungen und Geſinnungen laſſen ſich aus ſeinen Thaten und Handlungen beſtimmen, und dieſe aus jenen erklären. Aber wie oft erlernen wir die Geſchichte nur für das Gedächtniß; höchſtens zum Gebrauche des Verſtandes und zur Zierde der Beredſamkeit! Wie ſelten für unſer Herz! Wie ſelten von der Seite, wo ſie der Spiegel der göttlichen Vorſehung und die Auslegerinn alles deſſen iſt, was uns die Religion von der Beſchaffenheit des menſchlichen Herzens lehret!

Wie zuträglich würde es zu dieſer Abſicht ſeyn, wenn wir viel umſtändliche und mit Einſicht geſchriebene Lebensbeſchreibungen, nicht allein der Großen, ſondern auch der merkwürdigen Perſonen des mittlern, und der tugendhaften des niedrigen Standes, leſen könnten! Aber dieſe Lebensbeſchreibungen müßten uns die Großen nicht bloß auf ihren glänzenden Thronen, nicht bloß in ihren erſiegten Lorberkränzen; die Staatsmänner nicht bloß in ihren Cabinettern, wie ſie in Berathſchlagungen begriffen ſind; die Gelehrten nicht bloß auf ihren Studirſtuben zeigen, wie ſie ſich den Wiſſenſchaften aufopfern. Sie müßten ſie uns auch, um uns ihren ſittlichen Charakter kennen zu lehren, in den Angelegenheiten ihres Hauſes und Herzens, in dem vertrauten Umgange mit ihren Freunden und mit ihrer Familie, in dem Verhalten gegen ihre Untergebenen, in den geheimen Rollen, die ſie frey von aller Verſtellung im Glücke und Unglücke geſpielt, in den Lieblingsfehlern ſehen laſſen, die ſie bald glücklich, bald unglücklich beſtritten haben. Wir müßten ſie darinnen, ohne redneriſche Vergrößerungen ihrer guten Eigenſchaften, in ſo aufrichtigen Gemälden erblicken, als uns die heilige Schrift von ihren großen Männern macht, die bey aller ihrer Frömmigkeit immer noch Menſchen ſind, unvollkommene und doch im Guten nachahmungswürdige Beyſpiele. Solche Nachrichten würden nützlich ſeyn, uns die Kenntniß des Menſchen erleichtern und uns unſer eigenes Bild in Andern ſehen laſſen.

Wenn große und rechtſchaffne Männer aufrichtige Anekdoten ihres geheimen Lebens aufſetzten und ſie den Händen ihrer Freunde überließen, aus denen ſie zu der Zeit, da es die Klugheit erlaubte, der Nachwelt mitgetheilet würden; wie lehrreich würden ſie nicht dem denkenden Leſer, und wie demüthigend oft für ihn ſeyn! — Wie glänzend iſt Ludwig, der Große, wenn ihn uns die Geſchichte von ferne auf dem Throne, in ſeinen Eroberungen und auf dem Theater königlicher Anſtalten zeigt! Wie glücklich ſcheint er zu ſeyn! Und doch wie ſehr ein Menſch, wie klein, wie unglücklich wird er uns, wenn wir ihn in der Nähe, auf ſeinem Zimmer, in der Gewalt verſtellter Lieblinge, an der Seite unglücklicher Kinder, unter der Laſt ſeiner Leidenſchaften, in den Feſſeln der Wolluſt, unter den Zurufungen der Schmeichler, unter der Unruhe ſeiner leeren Stunden, und endlich an der Hand einer Maintenon voller Scham über ſeine Vergehungen erblicken, und um den Herrn aller Herren zu ſeinem Freunde zu machen, ihn, in der falſchen Meynung die Religion zu beſchützen, gegen ihre aufrichtigſten Bekenner mit einem blutdürſtigen Schwerdte wüten ſehen! Ihn von der erſten Seite kennen, heißt ihn nur nach einem betrüglichen Scheine kennen; ihn von der andern Seite kennen, muß einen Prinzen Weisheit und Kenntniß ſeiner ſelbſt lehren. Einen Racine, einen Addiſon nur als Dichter kennen, iſt wenig; ihn als Freund, als Vater, als Clienten, ihn als Jüngling, als Mann bey Hofe, ihn als einen Chriſten, ihn im Tode kennen, dieſes iſt Kenntniß für das Herz. Wenn der Jüngling in dem Leben des Addiſon lieſt: „Als Addiſon die „Aerzte und alle Hoffnung des Lebens aufgegeben, ließ er einen jungen nahen Anverwandten, „dem er noch ſterbend nützen wollte, zu ſich rufen. „Anfangs ſchwieg der ſterbende Addiſon. Nach „einer beſcheidnen und anſtändigen Pauſe ſagte „der Jüngling: Theuerſter Herr, Sie haben mich „rufen laſſen. Ich glaube und hoffe, daß Sie „mir etwas befehlen wollen. Ich werde Ihre „Befehle heilig beobachten. Darauf ergriff Addiſon des Jünglings Hand, drückte ſie und „ſprach ſanft zu ihm: Siehe, in welchem Frie-

„den ein Chriſt ſterben kann! Er ſprachs mit
„Mühe aus und ſtarb bald darauf.“ Wenn ein Jüngling dieſe Nachricht lieſt, ſollte ſie nicht den Wunſch in ſeinem Herzen erwecken, auch einſt ſo glückſelig und lehrreich zu ſterben, und täglich ſo zu leben, damit er einſt auf dieſe Art ſterben könne? Laſſen Sie dieſe Erzählung einen tiefen Eindruck auf Ihr Herz machen, theuerſte Commilitonen. In dieſem Frieden ſterben können, das iſt die wahre Hoheit des Menſchen und Chriſten, das iſt Ruhm und Seligkeit.*)

*) Dieſe Ermahnung wird auf die Leſer einen um ſo viel tiefern Eindruck machen, wenn wir ſie verſichern, daß der ſelige Verfaſſer die Wahrheit ſeines Ausſpruchs in ſeinem ſo erbaulichen Tode durch ſein eignes Exempel beſtätiget hat. **Anmerk. der Herausg.**

Neunte Vorleſung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren.

Sechſte, Siebente und Achte Regel.

Die Leidenſchaften oder Affecten ſind ein mächtiges Hinderniß der Weisheit und Tugend. Sie entſtehen von der natürlichen Begierde nach Glückſeligkeit. Sie werden durch die Sinne, durch die Einbildungskraft, durch innerliche angenehme Empfindungen, durch falſche Vorſtellungen eines moraliſchen Werths oder Unwerths, den wir mit den Gegenſtänden verknüpfen, erregt und unterhalten. — Wer kann daraus nicht die Regel ziehen, die uns alle Sittenlehrer anpreiſen,

Sechſte Regel: daß man den Eindrücken der Sinne, den Blendwerken der Einbildungskraft wehren, ſeine Neigungen, wenn ſie an und für ſich erlaubt ſind, mäßigen, die unerlaubten ſogleich zurück halten, und den unrichtigen Vorſtellungen, die den Affecten das Leben geben, durch Verſtand begegnen muß.

Jeder kennt die übeln Folgen der heftigen Leidenſchaften. Er ſieht und fühlt, daß ſie den Verſtand blenden, den Willen zum Sklaven machen, daß ſie durch die Befriedigung beynahe unbezwinglich werden, daß ſie dem Leben und der Geſundheit, der Ehre, dem gemeinen Weſen und der Glückſeligkeit der Andern ſchaden; und doch bringen es nur Wenige durch dieſe Bewegungsgründe dahin, ſich von ihnen loszureißen. Ein ſichrer Beweis, daß unſre Natur ein allgemeines Verderben müſſe erlitten haben, weil die ordentlichen Mittel, ſie zu beſſern, ſo wenig ausrichten.

Die Haupturſachen, warum wir zu heftig begehren oder verabſcheuen, ſind die Sinnlichkeit, die Gewalt der Einbildungskraft und die Verknüpfung gewiſſer Nebenbegriffe von Vortrefflichkeit und moraliſcher Güte, die wir den Gegenſtänden der Sinne und der Einbildungskraft unvermerkt beylegen.

Die erſte dieſer Urſachen iſt die Sinnlichkeit, oder der ſtarke Eindruck, den die gegenwärtigen Gegenſtände auf unſre Empfindung haben. Wir ſind in den erſten Jahren unſers Lebens beynahe nichts, als Sinn. So lange unſre Vernunft noch nicht erwacht, vertritt die Empfindung die Stelle der Vernunft; und wenn ſich dieſe regt, hat jene ſchon bey den Meiſtern ihre Herrſchaft aufgerichtet. In der Minderjährigkeit des Verſtandes, da diejenigen, die für unſre Erziehung zu ſorgen haben, unſre Begierden bilden und uns gewöhnen ſollten, mäßig und richtig zu empfinden, uns vornehmlich ſolche Gegenſtände zeigen ſollten, von denen wir einen edlen Eindruck annehmen könnten, werden wir vielmehr den Sinnen und ihrer Gewalt überliefert. Die Beyſpiele unterrichten uns ſtillſchweigend, werden die Philoſophie unſrer Begierden, und ſtecken uns mit vielen falſchen Begriffen des Vergnügens und Mißvergnügens an. Alſo verſtreichen unſere erſten Jahre. Nunmehr wird es uns ſchwer, Sachen des Verſtandes zu denken, da wir ſo lange nichts als die Gegenſtände der Sinne gedacht und empfunden haben. Wir können unſrer Vernunft ſchwerlich gebieten, wenn wir ihr gebieten ſollten. Wir wiſſen die Güte unſrer Empfindungen nicht anders zu beſtimmen, als nach dem angenehmen oder widrigen Eindrucke, den die Sinne erreget haben; und angenehme Empfindungen ſcheinen uns allein gute zu ſeyn. Alle Begierden wachſen dadurch, daß ſie oft befriediget worden; und ſo wächſt die Gewalt der Sinnlichkeit; das Nachdenken wird uns beſchwerlich; und wir urtheilen von dem Werthe oder Unwerthe einer Sache nach dem Auge, dem Ohre, dem Gefühle.

Was iſt das Syſtem unſrer erſten Jahre? Was hält der unausgebildete Jüngling für gut, für edel, für nicht gut, für ſchädlich? Wie urtheilet er? Nach der Vernunft?

Die traurige Vernunft! Wie könnte die erfreun?
Die Weisheit, die er kennt, iſt Lerm und Spiel und
Wein.
Wir wollen, jauchzet er, die Zeiten froh gebrauchen;
Und laſſen ohne Luſt die Geiſter nicht verrauchen.
Mit Roſen, die der May den Jünglingen erlaubt,
Und Greiſen nur verſagt, bekränzen wir das Haupt.
Der Alten ſpotten wir, und ſpotten ihrer Lehren;
Philoſophirten ſie, wenn ſie ſo alt nicht wären?

Und wie urtheilet der Mann? Was ſind ſeine Wünſche; und welches ſind die Güter, die er für ſuchenswerth hält, und nach denen er ſo ängſtlich und arbeitſam ringet? Sind es nicht Reichthümer und Bequemlichkeiten, Pracht und Anſehen, Ehre und Würden?

Die Gewalt der Einbildungskraft wird ebenfalls ein großes Hinderniß der Weisheit und Tugend. Unſre angenehmen oder unangenehmen Empfindungen werden in der Einbildungskraft aufbewahret; und ſo oft uns die Sache oder ein Theil und Umſtand derſelben einfällt, erneuert auch die Einbildung das dabey genoßne Vergnügen, oder Mißvergnügen. Wir erblicken in der Natur, oder in Gedanken, einen Ort, wo wir Freude oder Verdruß gefühlet; und ſchon fällt uns beides mit ſeinen Urſachen und Folgen ein, und das Verlangen darnach, oder die Abneigung, wacht plötzlich in uns auf. Dieſe Bilder der Einbildungskraft ſind gemeiniglich nicht die getreuſten; daher ſind auch die Empfindungen, welche durch ſie erwecket werden, ihnen an Untreue ähnlich. Wir vergrößern in der Einbildung den Reiz eines Gegenſtandes, der uns angenehm gerührt hat, und vermindern ſeine Mängel. Wir vergrößern unvermerkt das Beſchwerliche an einer Sache, die uns unangenehm war, und vermindern das Gute, das ſie bey ſich hatte oder haben konnte. Mit Einem Worte, unſre Einbildungskraft, beſtochen von unſern Neigungen, ſetzet bey ihren Gemälden hinzu und läßt hinweg, gleich einem ſchmeichleriſchen und ungetreuen Maler — Amynt iſt vor einiger Zeit in einer Geſellſchaft geweſen, wo man ihn mit Lobſprüchen und Ehrenbezeugungen überhäufet hat. Die Einbildung ſtellet dem ehrſüchtigen Amynt dieſe Scene des Vergnügens itzt wieder vor. Sie malet ihm die lächelnden und ehrerbietigen Mienen ſeiner Bewunderer, ihr Beſtreben, ihm zu gefallen, ſichtbar ab; ſie läßt den lauten Beyfall in ſeinen Ohren vom neuen erſchallen. Welch Veranügen giebt ihm nicht dieſe Vorſtellung! Aber iſt dieſes Bild, mit dem ihn die Einbildung entzücket, und ſein Verlangen nach dieſer Geſellſchaft und nach dem Genuſſe des Beyfalls wieder anfeuert, denn auch getreu? Nichts weniger. Sie unterdruckt die beſchwerlichen Umſtände, und vergrößert die angenehmen. Die Geſellſchaft hat ihn bewundert, das iſt wahr. Aber es iſt auch wahr, daß er ſich bey dieſer Geſellſchaft viel Zwang anthun, ſich kriechend nach ihren Meynungen und Einfällen richten, und viele falſche Urtheile von den Fehlern oder Verdienſten der Andern, anhören mußte. Dieſe Züge läßt die Einbildung in ihrem Gemälde aus. Sie zeigt dem Amynt die Lobſprüche als ein freywilliges Geſchenk, und läßt hinweg, daß er ſich den größten Theil derſelben durch ein Gegenlob und durch demüthige Dankſagungen erkaufte. Sie zeigt ihm ſeinen erhaltenen Beyfall, als den billigen Tribut ſeiner Verdienſte, und läßt in der Vorſtellung hinweg, was er doch ſelbſt in der Geſellſchaft fühlte, daß dieſe Perſonen ihre Bewunderung übertrieben, und gewiſſe Gefälligkeiten von ihm dafür verlangten. Sie zeigt ihm nur die vortheilhafte Seite, und läßt die beſchwerlichen Umſtände bey dieſem genoßnen Glücke, die ermüdenden Complimente, die Länge der gehaltenen Tafel, die übereilten Reden, zu welchen die Ehrſucht den Amynt verleitet, den Stolz, mit dem dieſe Geſellſchaft ſein Herz vergiftet, die verlornen Stunden, die er weit vernünftiger hätte anwenden können, alles dieſes läßt ſie hinweg. Durch dieſes ungetreue Bild erwacht in ihm die Begierde nach der Erneuerung des Beyfalls, und der Wunſch nach der vorigen oder jener ähnlichen Gelegenheit. Je öfter dieſe Vorſtellungen in ihm Platz nehmen, je williger er ſich ihnen überläßt; deſto mehr wächſt ſein Verlangen nach Beyfall, ſo daß es bis zur Stufe der Leidenſchaft ſteiget. Dieſe Zaubereyen der Einbildungskraft, die uns in die Geſchäffte ſo wohl, als in die Einſamkeit folgen, die uns ſtets mehr ſehen laſſen, als wir in dem Genuſſe der Sache antreffen, die uns mehr auf die Stärke des Vergnügens, als auf ſeine Dauer, aufmerkſam machen, die uns nur die vorübereilende Beluſtigung malen, nicht aber die Empfindungen der Seele, welche auf ein falſches Vergnügen folgten, die uns nur das gegenwärtige Uebel an einer Sache, nicht aber das künftige Gute, nur den Schmerz, ſich wegen einer Beleidigung nicht zu rächen, aber nicht die Ehre, die Rache beſiegt zu haben, zeigen; dieſe Blendwerke der Einbildung, ſage ich, ſind beſtändige Zuflüſſe unordentlicher Begierden. Und eben dieſe Blendwerke müſſen wir durch das Licht des Verſtandes zerſtreuen, wenn wir an Weisheit wachſen und nicht wider unſer Glück begehren, oder verabſcheuen wollen. In der Stunde der heftigen Leidenſchaft, ſie entſtehe nun durch die Einbildung, oder durch einen Gegenſtand, der auf unſre Sinne wirket, verliert der Verſtand ſeine Stärke. Die angenehme Empfindung, oder auch die unangenehme, nöthiget ihn, in das Verlangen des Herzens zu willigen. Man muß alſo dem erſten Gefühle zeitig durch Gründe der Weisheit und Tugend widerſtehen, ſich aus ſeiner eigenen Erfahrung, oder aus fremden Beyſpielen belehren, wie betrüglich das Urtheil der Sinne und der Einbildungskraft ſey. Man muß ſich in den Stunden der Ruhe und Freyheit durch

Nachdenken und Ueberlegung waffnen, indem man die Gelegenheiten und Gefahren, die uns übereilet haben, oder hätten übereilen können, überdenkt, ſich die Gelegenheiten, die uns heute oder morgen begeanen konnen, vorſtellet, und Weisheit daraus lernet, wie man ſich dabey verhalten ſoll. Nicht weniger muß man den Vorſatz, dieſer Weisheit zu gehorchen, oft in ſich erwecken und ſo bald die Gelegenheit ſich zeigt, ihn ſtandhaft, ſo ſchwer er auch dem Herzen werden mag, ausführen. — Man gewöhne ſich daher, gegen alles, was wir nicht geprüft haben, mißtrauiſch zu ſeyn, und ſo bald wir den Aufruhr der Leidenſchaft merken, uns von ihr loszureißen. Der Wein, den ich itzt vor meinen Augen ſehe, oder den mir die Einbildungskraft zeigt, erweckt in mir die Vorſtellung des angenehmen Gefühls, mit dem er begeiſtert. Ich ſchmecke ihn im voraus; aber ich weis, er iſt meiner Geſundheit, oder doch meinem Herzen gefährlich. Er verleitet mich zur Unbedachtſamkeit, zu Ausſchweifungen, oder unordentlichen Begierden. Meine Einbildung redt wahr, wenn ſie mir ſein Vergnügen anpreiſt; aber mein Verſtand ſagt mir, daß ich über dieſem Vergnügen ein weit größeres verlieren werde. Wem ſoll ich glauben? Man erinnere ſich alſo, wenn man ſich unbedachtſam von einer heftigen Neigung hinreißen laſſen, an das größere oder dauerhaftere Gute, das man durch ein flüchtiges Vergnügen der Leidenſchaft verloren, an das äußerliche oder innerliche Uebel, welches man ſich dadurch zugezogen, daß man der Pflicht ein kurzes Vergnügen nicht aufopfern, oder einen geringern Schmerz dem größern Gute zu Ehren, nicht erdulden wollen. — Ein unbändiger Zorn, was hat er dir oder Andern für Verdruß und Unruhen erregt! — Eine Befriedigung der ſchmeichleriſchen Wolluſt, mit welchen Vorwürfen hat ſie dich oder Andre beſtraft? Welche Unordnung in deinem Leben und in deinem Herzen, welch Uebel in der Geſellſchaft geſtiftet, und mit welcher Schande dich vor dem Angeſichte deines Schöpfers bedecket? — Was ſind die Folgen einer ſinnlichen Trägheit, der du dich überläſſeſt, der beſtändigen Zerſtreuungen in neue Vergnügen, denen du nacheileſt, des Müßigganges, dem du dich ergiebſt; ſind es nicht Unehre, Mangel, Unzufriedenheit mit dir ſelbſt, und Anweiſungen zu neuen Thorheiten und Laſtern?

Allein ſo gewiß es iſt, daß die unordentlichen Neigungen und Begierden durch die Blendwerke der Einbildung und durch unrichtige Vorſtellungen des Verſtandes erhalten und verſtärkt werden: ſo gewiß iſt es auch, daß dieſe Vorſtellungen durch jene oft, und vielleicht ſtets, zuerſt erzeugt werden. Ehe noch der Verſtand geſchickt iſt, ſich durch falſche Vorſtellungen blenden zu laſſen, äußern ſich die unerlaubten Begierden ſchon; und gewiſſe Neigungen der Aeltern pflanzen ſich meiſtens auf das Herz des Kindes fort. So erbt der Zorn, der Geiz, die Rache, die Wolluſt nicht ſelten auf die Kinder. Verrathen nicht Thaten zarter Kinder, die noch nicht denken können, bösartige Neigungen? Man kann endlich einen Rachgierigen, Wollüſtigen, Geizigen leicht überführen, daß er ſich von einem Scheine der Einbildung hintergehen läßt; wird er aber deswegen ſich in einen ſanftmüthigen, freygebigen und enthaltſamen Mann verwandeln? Und wie lange behauptet dieſe Ueberzeugung ihre Kraft? Er fällt, ohne zu wiſſen, wodurch, wieder in ſeine vorigen Feſſeln zurück. Alſo ſind nicht bloß unſre *falſchen Meynungen*, ſondern oft unſre *falſchen Begierden* zuerſt zu bekämpfen, die eben den irrigen Vorſtellungen das Leben ertheilen; ſo wie dieſe dankbar jene wieder unterſtützen.

Die *Verknüpfung* gewiſſer *Nebenbegriffe von Vortrefflichkeit* und von moraliſcher Güte, oder auch von dem Gegentheile, die wir den ſinnlichen und andern Gegenſtänden der Einbildungskraft beylegen, und zu denen wir theils durch die Erziehung, theils durch den Umgang mit der Welt gelanget ſind, dieſe Verknüpfung, ſage ich, iſt eine neue Nahrung vieler unrichtigen Begierden und Affecten.

Warum begehren wir Reichthum, Ueberfluß, Anſehen, Pracht, Bequemlichkeit, das Koſtbare in Mahlzeiten, Kleidern und andern Dingen ſo heftig? Warum halten wir ſie ſo ſehr für Glück? Warum halten wir das Gegentheil, einen niedrigen,

gen, unbekannten Stand, Armuth und Dürftigkeit, ſo ſehr für Elend? Iſt das Erſte an und für ſich, ſeiner Natur nach, Glück, oder der Anwendung nach? Iſt das Andre an und für ſich, ſeiner Natur nach, Elend, oder nur in der Art, wie wirs ertragen? Wir verknüpfen Begriffe von einem moraliſchen Werthe oder Unwerthe mit dieſen Gegenſtänden, der ihnen nicht weſentlich iſt.

Es iſt wahr, Reichthum iſt ein treffliches Mittel, viel Gutes auszurichten. Aber brauchen wir ihn zu dieſer Abſicht? Wünſchen wir ihn deswegen ſo ſehr? Wir wünſchen ihn mehr aus Eigennutz. Wir geſtehen, daß ſein Beſitz nicht glücklich macht, daß er ungewiß iſt, daß er nicht ſo liebenswürdig iſt; aber wir denken zugleich dunkel mit ſeinem Beſitze den rühmlichen Gebrauch, und erhitzen und rechtfertigen dadurch unſre Begierde nach Reichthümern.

Dieſe dunkeln Begriffe von moraliſcher Vortrefflichkeit, oder moraliſchem Uebel, ſind oft die geheimen Triebfedern unſrer heftigen Begierden. Wir ſehen, daß die Reichen und Vornehmen mehr geſchätzet werden, als die Andern; und ſo denken wir den Reichthum und den vornehmen Stand, als verknüpfe mit moraliſcher Güte; mit Verdienſt, mit Einſicht, mit Lebensart, mit Tugend, mit Hoheit der Seele verknüpft.

Wir ringen nach Ehre; und weil Ehre Verdienſt vorausſetzt, ſo denken wir mit der Ehre das Verdienſt als verknüpft, das doch ſelten an ihr zu finden iſt. Dieſer berühmte Mann hat ſo viele löbliche Thaten gethan; du willſt auch berühmt werden; der Ruhm iſt etwas vortreffliches. Aber eigentlich rührt uns nur der Kützel des Ruhms, und nicht ſeine wahre Würde.

Eraſt ſucht nichts ſo ſehr, als Pracht. Weis Eraſt nicht, daß die Pracht an und für ſich kein Gut iſt? Er weis es; aber er denkt die Pracht nicht bloß von der Seite der Bequemlichkeit, oder des Schimmers. Er denkt ſie, wie ſie Freunde und Bewundrer macht, uns den Ruhm des Geſchmacks und der Lebensart erwirbt, den Ruhm des Verſtandes; wie die Tafel, an der wir koſtbar unſre Gäſte ſpeiſen, uns den Ruhm zuwege bringt, freygebig und von der großen Welt zu ſeyn. Anſtatt, daß er ſich dieſe Eigenſchaften erwerben ſollte, will er ſie bequem und ohne viel Mühe in ſeinen Beſitz bringen; und in der Pracht erblickt er ſie. Dieſe falſchen Begriffe hat er aus dem Umgange angenommen, ohne ſie gehörig zu prüfen.

Cotill verbindet mit der Vorſtellung von der Schönheit der Perſon, die er heftig liebt, verſchiedene Begriffe von moraliſcher Güte, die ſeine Liebe ſo feurig und in ſeinen Augen ſo edel machen. Er denket mit dem Begriffe der Schönheit zugleich, daß die heitre und liebliche Miene auch ein ſanftes und leutſeliges Herz vorausſetze, daß da mehr Verſtand ſey, wo Artigkeit und einnehmendes Weſen

ſen iſt, daß der vornehme Stand und das Vermögen ſeiner Geliebten ſeine Liebe um ſo viel rühmlicher und ihn um ſo viel glücklicher mache; daß Andre aus der Liebe dieſer Perſon auf ſeinen Geſchmack, auf ſeinen Verſtand, auf ſeinen Vorzug ſchließen würden.

Neran hält ſeinen niedern Stand für Elend. Und warum denn? Kann er in dieſem Stande kein Gutes thun? Iſt ſein Haus nicht Welt genug für ihn, die er ſich täglich verbinden kann? Hat Niemand Ehre, als wer die Welt mit großen Thaten und einem großen Namen erfüllt? Hat nicht der ſtille Beyfall der Rechtſchaffnen und der wenigen Klugen, der gegründete Beyfall unſers Herzens einen weit größern Werth, als der geräuſchvolle, unſichere Beyfall der Welt? Und der Beyfall der Gottheit, iſt er nicht der erhabenſte Ruhm, nach dem man ſtreben kann? Iſt ſein Stand Elend in Anſehung der ſinnlichen oder andrer Freuden? Kann Neran bey dem mäßigen Genuſſe der einfältigſten Speiſen keine Freuden der Sinne empfinden? Gehört zum Geſchmacke bloß die Koſtbarkeit? Wird er nicht, wenn er mit ſeinem Vergnügen hauszuhalten weis, oft mehr Vergnügen haben, als der Vornehmere? Erſetzet nicht die Dauer ſeines Vergnügens den Grad der Empfindlichkeit, den er zu entbehren ſcheint? Hat es nicht die Vorſehung ſo eingerichtet, daß die natürlichen Triebe der Erhaltung leicht und überall befriediget werden können?

Iſt das allgemeine Vergnügen, das aus dem Anblicke der Natur und ihrer Betrachtung auf uns einfließt, dem Neran nicht eben ſo wohl und mehr offen, als den Vornehmern? Muß er die Dinge, darinnen Kunſt und Pracht ſich zeigen, ſelbſt beſitzen, um ſich daran zu vergnügen? Macht nicht der Beſitz und der tägliche Genuß das Herz gegen ſolche Reizungen gleichgültig?

Kann Neran die Freuden der Freundſchaft und der Liebe, des Wohlthuns und der Dankbarkeit, dieſer edelſten und zugleich empfindlichſten Neigungen; kann er die geheimen und erhabnen Freuden der Religion, und ihre ſo kräftigen Tröſtungen nicht fühlen? Muß er deshalb erſt in einen hohen Stand rücken?

Neran verknüpft in Gedanken mit einem niedern Stande, mit der Armuth, gewiſſe moraliſche Uebel, die Geringſchätzung von andern, den Vorwurf, daß er nicht Verdienſte genug habe, den Mangel an Freunden und Gönnern, den Mangel an Gelegenheiten, edle Thaten zu thun. Er glaubt, man würde ſein gutes Herz nicht bemerken; und tauſend ſolche Vorſtellungen mehr, die gemeiniglich aus einer übertriebenen Selbſtliebe entſpringen, helfen ihn ſich ſelbſt täuſchen. Daß Marull von ſeinem Vermögen einen Waiſen kann erziehen laſſen, und daß es Andre als einen Beweis ſeines guten Charakters anſehen, dieſes verknüpft er mit dem Begriffe des Reichthums. Aber iſt denn der niedrigſte Stand dieſer edlen Geſinnungen und Thaten nicht auch fähig? Siegmund, der die Pferde des Marulls beſorgt, ruft ein älternloſes Kind, das er täglich auf der Straße ſich ſelbſt überlaſſen, und ohne Erziehung aufwachſen ſieht, heimlich in den Stall, und lehrt es leſen und ſchreiben, und bringt ihm die Grundſätze der Religion bey, und bittet ſeinen Cameraden um einige Wohlthaten für die Erziehung dieſes Kindes. Wer thut mehr Edles, Marull in ſeinem hohen, oder Siegmund in ſeinem niedern Stande?

Es iſt ſchwer, dieſe Verknüpfung der Begriffe, an die wir von Jugend auf gewöhnet werden, und nach denen wir unvermerkt den Werth der Gegenſtände zu beſtimmen pflegen, auszurotten; und dennoch iſt es die Pflicht des Menſchen, durch Nachſinnen und durch Verſuche des Gegentheils, dieſe Vorſtellungen, die bloß zufällig mit einander verbunden ſind, von einander zu trennen, wenn wir nicht unrichtig urtheilen, nicht nach einer falſchen Einbildung begehren und die Gegenſtände nicht mit gebietriſchen Leidenſchaften erkaufen wollen.

So bald wir nicht richtig und wahr urtheilen; ſo müſſen wir auch unrichtig und falſch begehren und empfinden. Empfinden aber müſſen wir, und unſer Herz kann nicht müſſig ſeyn. Vergißt es ſeiner Beſtimmung zu edlen und beſſern Gegenſtänden, ſo müſſen ſich unedlere ſeiner bemächtigen. Das Herz liebt, billiget, ſucht alsdann, was die Sinne, die Mode, die Beyſpiele der großen Welt, die elenden Urtheile derer, denen es gefallen will, billigen. Wie könnten ſonſt die Jagd, der Tanz, das Reiten und gewiſſe andre Uebungen des Leibes, gewiſſe Gebräuche und Ceremonien die Neigungen der Jugend und des Alters oft ganz an ſich ziehen? Wie könnte man es auflöſen, daß Vernünftige ihre Würde in der Geſchicklichkeit viel zu trinken, in der Kunſt ſich zu ſchlagen, in dem Verdienſte ſich reicher als Andre zu kleiden, ſuchen könnten; wenn wir nicht mit dieſen Dingen in Gedanken einen moraliſchen Werth verbänden, den ſie doch ſelten haben?

Man lerne alſo überhaupt ein edles Mißtrauen in ſeine Urtheile, in ſeinen Vergnügungen, und in das, was man ſcheut, ſetzen. Man gebiete ſeinen Sinnen, widerſetze ſich den Empfindungen durch die Stärke der Vernunſt, und ſehe nicht allein auf den Grad, ſondern noch mehr auf die Dauer des Vergnügens, oder Mißvergnügens. Man rechne den Werth eines Gutes, oder ſeinen Unwerth ſtets ſo aus, daß man das Vergnügen, ſo darauf folgt, oder das Elend, das damit verknüpft iſt, auch in die Summe bringe. Man bedenke endlich oft, wie ungewiß und unbeſtändig alle Vergnügen ſind, welche von äußerlichen Dingen abhängen; daß wir niemals allen Schmerzen entgehen können, weder denen, die uns insbeſondere, noch denen, die uns in Verbindung mit Andern treffen, und daß wir ohne Religion nie ruhig werden. *)

---

*) Mittel, wider die Unordnungen, die von den Affecten herrühren:

I. Wider die Unordnungen im Verſtande.

  a) Man muß die Uebereilung vermeiden und nicht mit ſeinem Urtheile zu ſchnell ſeyn.

  b) Man muß bis zur Quelle ſeiner Auferziehung zurückgehen, um die Fehler derſelben zu entdecken, und die Vorurtheile, zu denen man dadurch verwöhnt worden, deſto williger abzulegen.

  c) Man muß ſich einen Freund wählen, der verſtändig genug iſt, die Wahrheit zu erkennen, und großmüthig genug, ſie zu ſagen.

II. Wider die Unordnungen in den Sinnen.

  a) Man muß ſich hüten, daß man die Sache, die den Affect erregt, nicht oft wiederhole.

  b) Man muß den Müßiggang fliehen.

  c) Man muß den Sinnen etwas Gewalt anthun.

III. Wider die Unordnungen in der Einbildung.

  a) Man muß der Einbildung gewiſſe Bilder eindrücken, die man zu Hülfe rufen kann, wenn der Affect Bilder in uns erweckt, die zum Böſen reizen.

  b) Man ſuche ſich zu dem Ende aus den Wahrheiten der Religion diejenigen aus, die uns am geſchickteſten zu ſeyn ſcheinen, die Herrſchaft über die Seele zu behaupten; z. E. man denke oft an den Tod, das Gericht, die Ewigkeit, Siebente Regel: **Uns in der Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der Tugend zu ſtärken, und unſer Vermögen zur Tugend zu vermehren, haben wir alle einen ſichern Weg, den Weg der innerlichen Erfahrung und der fortgeſetzten Ausübung unſrer Pflichten; was wird alſo gewiſſer ſeyn, als daß wir dieſen Weg gehen müſſen?**

Unſer Herz hat eine urſprüngliche Empfindung des Guten und Böſen, des Erlaubten und Unerlaubten, die ſichrer iſt, als alle Demonſtration. Allein wie wir dem Lichte der Vernunft widerſtehen und es verfinſtern können; ſo können wir auch das innerliche ſittliche Gefühl ſchwächen und zurück halten. Wie wir auf die Ausſprüche der Vernunft merken müſſen: ſo müſſen wir auch auf die Billigung oder Mißbilligung unſers Her-

zens,

keit, ſo wohl die glückſelige als unglückſelige, an die Allgegenwart Gottes.

IV. Wider die Unordnungen im Herzen.

a) Man muß der Unruhe und Unerſättlichkeit ſeines Herzens nach neuen Gegenſtänden dadurch abhelfen, daß man alle Creaturen, alles, was wir ſo übermäßig ſchätzen, und oft ſo ängſtlich wünſchen, in die Claſſe der Eitelkeit ſetze.

b) Man muß öfters von den Geſchöpfen zu dem Schöpfer hinauf ſteigen und ſich gewöhnen, überall Gott zu finden.

S. Saurins Predigten, II. Th. IX. Pred. Anmerkung des Verfaſſers.

zens, oder Gewiſſens, merken. Seinen Eingebungen zum Guten widerſtehen, ſeinen Vorwürfen über das Böſe kein Gehör geben, heißt das Herz gegen das Gute und Böſe unempfindlich und ſich des getreuſten Rathgebers unwürdig und verluſtig machen. Nicht wiſſen wollen, was in unſerm Herzen vorgeht, das bringt uns endlich dahin, daß wirs nicht wiſſen können; und an der Hand der Unachtſamkeit und der Zerſtreuung dahin gehen und das Gefühl des Guten nicht in ſich erwecken, das iſt eben ſo viel als es erſticken und vernichten. Läßt ſich der Werth der Tugend empfinden, und iſt dieſe Empfindung ein kräftiger Antrieb zur Tugend: ſo iſt kein gewiſſeres Mittel, dieſes ſelige Gefühl zu verſtärken, als daß wir keine Gelegenheit verſäumen, unſre Pflicht auszuüben, und des innerlichen Beyfalls uns bewuſt zu werden. Der glückliche Erfolg unſrer Pflicht, der uns mit uns ſelbſt zufrieden macht, vermehret unſern Geſchmack an der Tugend, giebt uns Muth und Luſt zu neuen Unternehmungen, und erwecket zugleich den Ekel am Böſen. Dadurch wächſt das Vermögen, recht zu thun, die Mühe wird immer leichter und die Pflicht, die uns mit dem Beyfalle des Herzens belohnet, angenehmer. Wir erfahren, daß der Weg der Pflicht der Weg zur Ruhe und eben deswegen ein göttlicher Weg ſey; und in dieſer Ueberzeugung wacht der Vorſatz, ihn ohne Ausnahme zu gehen, immer mit neuen Verſtärkungen in unſerm Herzen auf. —

Eine böſe Neigung erſtickt, eine Leidenſchaft beſiegt, eine unerlaubte That unterlaſſen haben, und dann die Freude über ſeinen Sieg empfinden, und das Schändliche, das durch allen Reiz des Laſters durchdringt, in ſeiner Seele fühlen, dieſes überzeugt unwiderſtehlich, daß die Tugend von Gott ſey, und erneuert den Entſchluß, ſich ſträfliche Neigungen weder durch die Einbildung, noch durch die Ausübung, zu erlauben. Das Herz gelanget zu der Stärke, keine unedle Regung zu dulden, weil es fühlet, daß durch dieſe Duldung die Neigung zum Laſter wächſt, und daß Leidenſchaften, die wir oft und ohne Widerſtand fühlen, eben dadurch ſtärker und durch die Ausübung noch unerſättlicher werden. Wenn wir ſo gleich von den erſten Jahren unſers Lebens an uns aufrichtig bemühten, die Neigung zur Sinnlichkeit und Wolluſt, zum Eigennutze, zur Unmäßigkeit, zum Stolze; zum Neide, zur Unwahrheit, zur Härte und Grauſamkeit zurück zu halten; wie viel liebenswürdiger würde uns die Tugend werden, wie viel laſterhafte Handlungen unſers künftigen Lebens würden wir dadurch verhindern, und wie ſtark würde die Stimme des Guten in uns reden! Dürfen wir uns verwundern, daß wir in dem männlichen Alter ſo wenig Neigung zur Tugend fühlen, wenn wir ſie in den jüngern Jahren nicht gepflegt, oder ſie durch Ausſchweifungen gar unterdrückt haben? Dürfen wir uns verwundern, daß uns die Pflichten des Mannes unerträglich werden, wenn wir die Pflichten des Jünglings nicht ausgeübt haben? Nimmt nicht die Liebe zum Guten durch die Unterlaſſung des Guten ab? Wächſt nicht die Neigung zum Böſen durch die Ausübung? Wird nicht die Gewohnheit zum Geſetz der Natur? — Gedenke daher, o Jüngling, an deine Pflichten, in deiner Jugend, ehe denn die böſen Tage kommen, ehe die Kräfte der Seele abnehmen, ehe die Lebhaftigkeit deines Geiſtes erliſcht, ehe das Herz durch die Gewohnheit im Böſen hart wird. Was iſt ſchöner, als der gewiſſenhafte Jüngling, der den Frühling ſeines Lebens mit Unſchuld ſchmücket und die Tugend früh lieben lernet? Seine Wiſſenſchaft iſt Freude, und ſeine Kunſt Sittſamkeit; denn die Freude begleitet gern ein Herz, das recht thut. Wie weit wird er in ſeinen männlichen Jahren auf der Bahn der Tugend fortgerückt, und wie glücklich wird er als Greis ſeyn, wenn er in die durchlebten Alter ſeiner Tage nicht bloß ohne Schauer und Schrecken, ſondern mit Freuden der Seele und mit dem Beyfalle des ewigen Geſetzgebers zurück blicken kann! Was rührt uns auf dem Geſichte einer angenehmen Perſon beider Geſchlechter am meiſten? Sind es nicht die Empfindungen der Unſchuld, der Heiterkeit und Güte des Herzens, die ſich in den Mienen abdrücken und uns die verborgene Seele malen? Wie ſehr muß alſo die Tugend die Seele verſchönern, da ſie der Schmuck des Geſichtes iſt, und wie ſehr muß das Laſter die Seele verunſtalten, da ſeine böſen Züge, in dem Geſichte abgedrückt, das Auge mit Abſcheu erfüllen!

Der falſche Gedanke, der ſo Viele von ihrer Pflicht entfernet, als ob die Tugend die Freuden des Lebens aufhübe, und man aufhören müßte ein Menſch zu ſeyn, um tugendhaft zu leben, läßt ſich nicht glücklicher widerlegen, als durch die innerliche Empfindung des Guten, das man ſtandhaft und fortgeſetzt ausübt. Eben ſo falſch iſt die Schamhaftigkeit, wenn man ſich bey ſeiner Pflicht vor den Vorwürfen ſeiner Gefährten und vor ihrer Verachtung fürchtet; wenn man bey einer ſtrengen Tugend ſich ſelbſt fraget: „aber „was wird die Welt von dir denken, wird ſie dich „nicht für einen Sonderling, für einen Milzſüchtigen und Heuchler halten?“ Schon oft hat dieſe trügeriſche Schamhaftigkeit den Jüngling fehlgeführet, und das Herz des Mannes wankend gemacht. Auch ſie kann am beſten durch das Gegentheil, durch die Empfindung der Würde der Tugend, die wir aus einer langen Erfahrung kennen, zurück gehalten werden. Mann kann es empfinden, daß die wahre Ehre im Beyfalle unſers Gewiſſens, und nicht in den betrüglichen Urtheilen der Andern, beſtehe. Man kann durch eine aufrichtige Beobachtung ſeiner Pflichten, zur Empfindung der erhabenſten Freude und des Troſtes gelangen, daß der Allmächtige unſer Freund iſt; und wird uns dieſer Troſt nicht Muth zur Beharrlichkeit in der Tugend geben?

Die

Achte Regel: **Die Beyſpiele haben eine erſtaunende Kraft auf unſern Verſtand und auf unſer Herz; die Vorſtellung derſelben und der Umgang mit rechtſchaffnen Leuten iſt daher ein kräftiges Mittel, uns in der Weisheit und Tugend zu befeſtigen und zu erhalten.**

Wir ahmen alle von Natur gern nach und nehmen die Neigungen und Geſinnungen derer, die wir hochſchätzen, und mit denen wir Umgang pflegen, unvermerkt an; und wie wir von den Stralen der Sonne, in der wir gehen, Farbe und Wärme empfangen, ohne daß wir daran denken: ſo bildet auch der Umgang, ohne daß wir daran denken, unſern Geſchmack und unſre Sitten. Wer mit den Weiſen umgehet, „wird weiſe, wer aber der Narren Geſelle iſt, wird Unglück haben. *) Unter allen Verſuchungen, die uns von der Tugend ableiten und unvermerkt dem Laſter zuführen können, iſt die böſe Geſellſchaft die gefährlichſte; und daher iſt die Pflicht, uns vor derſelben zu hüten und ihr zu entſagen, ſo groß. Niemand ſchmeichle ſich auch, daß er den wahren Vorſatz habe, gut zu ſeyn oder zu werden, und ſich vor dem Laſter zu hüten, der die Verſuchungen und Gelegenheiten dazu nicht ſorgfältig vermeidet. Sind wir ſchon in ſchlimme Geſellſchaften verwickelt, ſo iſt die Flucht zwar ſehr ſchwer, aber doch iſt ſie unumgänglich nothwendig.

---

*) Sprüch. Sal. 13, 20.

Wandle den Weg nicht mit ihnen, o Jüngling, wehre deinem Fuſſe vor ihrem Pfade — denn der Gottloſen Weg iſt dunkel und ſie wiſſen nicht, wo ſie fallen werden. *) Hingegen iſt es mehr, als wahrſcheinlich, daß wir in guten Geſellſchaften, weniger Gelegenheit zu Verſuchungen und öftere zu guten Handlungen finden. Dieſer Vortheil allein genommen, ſollte ſchon ſtark genug ſeyn, uns anzutreiben, daß wir die Geſellſchaft der Vernünftigen und Rechtſchaffnen ſuchten, und uns auf alle Art beſtrebten, ihrer Gewogenheit würdig zu werden.

In dieſe Claſſe gehört inſonderheit der rechtſchaffne und tugendhafte Freund, der uns an gegenſeitiger Liebe und an Jahren gleicht. Welcher Vortheil, an ſeiner Hand mit Liebe geleitet, durch ſeyn Beyſpiel ermuntert, durch ſeinen Beyfall belohnet, durch ſeinen Rath unterſtützet, durch ſeine Bitten, oft durch ſeinen Blick gewarnet und geſtärkt, auf der Bahn des Guten fortſchreiten zu können! Einen weiſen und frommen Freund finden, iſt ein unſchätzbares Glück, eine der größten Wohlthaten, die uns die Vorſehung auf der Welt erzeigt; einen ſolchen Freund aber ſuchen, iſt eine der größten Pflichten; und ihn ſchätzen und nachahmen, der einzige wahre Dank, wodurch wir uns eines ſolchen Glückes würdig machen können.

Sich

---

*) Sprüch. Sal. 1, 15. 4, 19.

Sich endlich überhaupt die guten Beyſpiele ſeiner oder der verfloßnen Zeiten, oft vorſtellen, ſie ſtudiren und durch ſie zu gleichem Eifer im Guten ſich bilden; ſich an die Beyſpiele derer oft erinnern, die durch das Laſter ſich ſichtbar beſtrafet, und an ihrem Unglücke das Elend des Laſters erkennen und fühlen lernen; wer kennet dieſes Mittel der Weisheit nicht, und wer kann es nicht ausüben! Jeder Stand, jedes Alter, jedes Geſchlecht, hat ſeine Beyſpiele der Tugend, und nur gar zu gewiß auch ſeine fürchterlichen Beyſpiele, die uns ſagen, was wir nicht ſeyn ſollen. Dieſe Beyſpiele ſich zu Nutze zu machen, iſt wie allezeit, ſo vornehmlich in unſern jüngern Jahren, ein Glück für unſre Sitten und der größte Lobſpruch unſers Charakters. Plinius rühmt in einem ſeiner Briefe *) von dieſer Seite her einen gewiſſen Jüngling, Junius Avitus, der ihm durch den Tod entriſſen worden. „Seine größte „Klugheit (ſpricht er, nachdem er zuvor ſeinen „Verluſt beklagt hat,) beſtund darinnen, daß er

„Andre

---

*) Omnia mihi ſtudia, omnes curas, omnia avocamenta exemit, excuſſit, eripuit dolor, quem ex morte Junii Aviti graviſſimum cepi — cujus haec praecipua prudentia, quod alios prudentiores arbitrabatur; haec praecipua eruditio, quod diſcere volebat. Semper ille aut de ſtudiis aliquid, aut de officiis vitae conſulebat. Semper ita recedebat, ut melior factus; et erat factus, vel eo, quod audierat, vel quod omnino quaeſierat. PLIN. Ep. Lib. VIII. ep. 23.

„Andre für klüger als ſich ſelbſt hielt; und ſeine größte Gelehrſamkeit darinnen, daß er von Andern lernen wollte. Immer fragte er etwas, das entweder die Wiſſenſchaften oder die Pflichten des Lebens betraf. So kehrte er ſtets durch das, was er gehört, oder gefragt hatte, gebeſſerter zurück.“ — Dieſes Gemälde, von der Hand eines großen Gelehrten und geſitteten Staatsmannes, kann Ihnen, meine Herren, nicht gleichgültig ſeyn. Und wenn es erlaubt wäre, das öffentlich zu ſagen, was man in einem vertrauten Briefe ohne Fehler ſagen darf: ſo würde ich ein großes Theil dieſes Lobes auf einen ruhmvollen jungen Avitus anwenden, den ich unlängſt, und in dem vielleicht viele von Ihnen einen trefflichen Freund verloren, auf einen Brawe. Sein Andenken beſchließe dieſe Stunde!

Zehnte Vorleſung.

Allgemeine Mittel, zur Tugend zu gelangen und ſie zu vermehren.

Neunte Regel.

Wir beſchließen in dieſer Stunde die Lehre von den allgemeinen Mitteln der Vernunft, zur Tugend zu gelangen, die wir zeither in gewiſſen Regeln vorgetragen haben. Die letzte war von der Kraft der Beyſpiele und dem Umgange mit rechtſchaffnen Leuten hergenommen. Zu dieſem Umgange rechne ich auch den Umgang mit guten Schriften für den Verſtand und das Herz, in welchen Einſicht und Beredſamkeit ſich vereinigen, die Sache der Wahrheit und Tugend zu führen, und die Aufmerkſamkeit des Leſers ſich zu erwerben.

Ihnen, meine Herren, darf ich die Werke der Weiſen des Alterthums, die Schriften eines Plato, Xenophon, Theophraſt, Cebes, Epictet, Antonin, die Schriften eines Cicero und Seneca nicht erſt empfehlen. Sie ſind von mehr als einer Seite ſchätzbar, bald als ehrwürdige Ueberreſte der geſunden Vernunft, bald als Beweiſe von der Schwäche der Vernunft, wenn ſie von keiner Offenbarung unterſtützet wird. Der Eifer, Wahrheit und Tugend zu finden, von dem dieſe Werke oft zeugen; der Fleiß, die Beredſamkeit und die natürliche Güte des Herzens, womit ſie oft geſchrieben ſind, verdienen und belohnen die Aufmerkſamkeit der Leſer. Aber mitten unter den Bemühungen, uns weiſe und tugendhaft zu machen, können ſie uns ſtatt der Tugend leicht einen Stolz einflößen, der ſich bloß mit dem Scheine der Tugend ſchmücket. Dieſes gilt beſonders von der ſtoiſchen Sittenlehre. Ihre prächtigen Sittenſprüche blähen das kranke Herz auf, ſchmeicheln ihm mit einer Stärke, die es nicht hat, und überlaſſen es ſeiner natürlichen Ohnmacht.

Wir haben aus unſern Zeiten viel treffliche Sittenſchriften, wo ſich das Licht der Religion mit dem Lichte der Vernunft vereiniget, oder worinne die durch die Religion aufgeklärte Vernunft unterrichtet und rühret. Ich will einige derſelben erwähnen,*) nicht als ob ich glaubte, ſie wären Ihnen ganz unbekannt, ſondern um Ihre Achtung für dieſe Werke durch meinen Beytritt

---

*) Man wird alſo ein vollſtändiges Verzeichniß aller Schriften, die ſich bey dieſer Gelegenheit anführen ließen, hier um ſo viel weniger erwarten, da dergleichen ohnedieß mit der Abſicht des gegenwärtigen Werkes nicht überein kommen würde. Aber vielleicht wundert man ſich, daß man unter den genannten Schriften einige vermißt, deren Empfehlung man mit Rechte erwarten konnte, weil ſie von bekannter Güte ſind.

zu

ſind. Und auch das wird man ſich nicht wundern laſſen, viel weniger ſo auslegen, als ob der ſelige Verfaſſer ihnen dadurch, daß er von ihnen geſchwiegen, ihren Werth ſtreitig machen wollen; wenn man nur daran gedenkt, daß dieſe Vorleſung ſchon ſeit geraumer Zeit aufgeſetzet iſt. Manche moraliſche oder der Moral verwandte Schriften, die gleichfalls angeprieſen zu werden verdienten, ſind erſt nachher im Drucke erſchienen; und ob der ſelige Verfaſſer wohl zuweilen einige davon nachgetragen, ſo hieng er doch in ſeiner Arbeit allzuſehr von dem kränklichen Zuſtande ſeines Körpers ab, als daß er ſolches immer und durchgängig hätte thun können. Indeſſen dürfen wir nicht unangezeigt laſſen, was er einige Monate vor ſeinem Ende gegen einen ſeiner Freunde mündlich geäußert: daß er nämlich bey der Ausführung ſeines Entſchluſſes, dieſe moraliſchen Vorleſungen zum Drucke in völligen Stand zu ſetzen, ſeinen Fleiß abſonderlich an dieſe Vorleſung wenden, und ſo wohl dem Verzeichniſſe der Schriften mehr Vollſtändigkeit geben, als auch die Urtheile darüber in dem und jenem noch genauer beſtimmen wolle. In ſeinem Manuſcripte finden ſich auch wirklich einige Spuren, daß er mit dieſer Arbeit einen Anfang gemacht. Die Leſer werden wünſchen, daß er damit zu Ende gekommen ſeyn möchte; und wir wünſchten es mit ihnen. Wem würde es nicht angenehm ſeyn, ſeine Urtheile durch die Urtheile eines Gellerts beſtätigt zu ſehen, oder ſie mit denſelben vergleichen zu können? Indeſſen geht der Güte und Brauchbarkeit der gegenwärtigen Vorleſung dadurch, daß er durch ſeinen Tod verhindert werden, ſeinen Vorſatz ganz auszuführen, nichts ab, als etwan ein kleiner Grad mehrerer Voll-

kommenzu beſtärken, und Ihnen eine kleine und nicht koſtbare moraliſche Bibliothek zu entwerfen und zu empfehlen.

Mosheims Sittenlehre — nach meiner Empfindung ein ſehr ſchätzbares Werk; bey der Weisheit der Religion, zugleich voll gründlicher Weisheit der Vernunft und voll trefflicher Abhandlungen aus dem Reiche der Wiſſenſchaften; und neben der Kenntniß des menſchlichen Herzens, die darinnen herrſchet, zugleich voll Beredſamkeit, die den Leſer vergeſſen läßt, daß er fünf ſtarke Bände lieſt, und ihn am Ende faſt unzufrieden macht, daß ihrer nicht mehr ſind; ein Werk des Genies und der Gelehrſamkeit, das Werk eines Mannes, der die Ehre unſers Jahrhunderts war, und den Jahrhunderte noch nützen und bewundern werden, von deſſen Namen vielleicht unſre Nachkommen, wenn ſie das Zeitalter des guten Geſchmacks in der deutſchen Beredſamkeit beſtimmen wollen, es das Mosheimiſche nennen werden; ſo wie man die ſchönſte Pe-

riode

---

kommenheit. Zu einer brauchbaren und nicht ſehr zahlreichen moraliſchen Bibliothek, die der ſelige Verfaſſer hier entwerfen wollen, wird nicht erfordert, daß alle gute Schriften, oder doch alle vorzüglich gute Schriften dieſer Art nahmhaft gemacht werden; ſondern nur dieß, daß eine hinlängliche Anzahl derſelben vorgeſchlagen werde, und daß unter den vorgeſchlagenen keine ſich finde, die nicht gut und zu der Abſicht, zu welcher ſie empfohlen wird, beſonders brauchbar ſey. Anmerkung der Herausgeber.

riode der griechiſchen Philoſophie die Sokratiſche zu nennen pflegt. Ich ermuntre inſonderheit diejenigen von Ihnen, die ſich der Kanzel widmen, die Moral dieſes Mannes achtſam zu leſen und ſich auch wohl Auszüge daraus zu machen. Ja ich bitte Sie inſtändig, es künftig in ihren Aemtern noch zu thun, und mit ſeinen Einſichten, ſeiner Gelehrſamkeit, ſeinen gründlichen Schriftforſchungen, ſeiner Kenntniß des Menſchen und ſeiner Beredſamkeit und Anmuth Ihre Einſicht und Beredſamkeit zu nähren. Der ſelige Gesner nennt dieſes Werk mit Recht einen Schatz für geiſtliche Redner. Wer es mit deſto größerm Nutzen leſen will, der mache ſich zuerſt den ſummariſchen Auszug des Herrn Doctor Millers wohl bekannt.

Baumgartens und **Cruſius** Sittenlehre — obgleich beide Werke nur in der Sprache der Katheder, die oft noch mündliche Erklärungen vorausſetzet, abgefaßt ſind, und nicht eigentlich in unſer Verzeichniß gehören: ſo haben ſie doch zu viele Verdienſte der Gründlichkeit, Vollſtändigkeit und der Güte des Herzens, als daß ich ſie unempfohlen übergehen könnte. Sie werden inſonderheit denen nützen, die Andre wieder von den Pflichten der Vernunft und Religion unterrichten wollen.

Hutcheſons und **Fordyce** Sittenlehre der Vernunft. Die beiden Engländer erklären und vertheidigen die Rechte der Tugend, die Anforderungen des Gewiſſens und der Vernunft, in einer ſehr faßlichen Methode. Sie führen überall den Menſchen zur Liebe der allgemeinen Vollkommenheit und zur Anbetung und Liebe Gottes, als zu ſeinem höchſten Geſetze und zu ſeinem angemeßnen Glücke zurück. Ihr Eigenthümliches beſteht vornehmlich darinnen, daß ſie nicht ſo wohl die Pflicht und das Herz der Menſchen aus Grundſätzen, als vielmehr ſeine Pflicht und Tugend aus den Grundlinien des Herzens, aus ſeinen moraliſchen Empfindungen des Guten und Böſen, zu erklären und gleich den Naturforſchern aus Beobachtungen und Erfahrungen das ſittliche Syſtem aufzurichten ſuchen. Aber beide, inſonderheit der erſte, bauen in ihrer Sittenlehre wohl zu ſehr auf den moraliſchen Geſchmack, (Sens morale) den Schaftsbury zuerſt durch ſeine Schriften bey den Engländern in Aufnahme gebracht. Fordyce iſt Hutcheſons Schüler geweſen, und ſein Werk ſcheint der Kürze wegen einen Vorzug vor dem Werke des Lehrers zu haben. Hutcheſon hat auch eine kleinere Moral lateiniſch geſchrieben, die ich ſeinem größern Werke vorzuziehen geneigt wäre.

Richard **Lucas** ſicherer Weg zur wahren Glückſeligkeit — aus dem Engliſchen überſetzt, 3 Theile; ein lehrreiches Werk, das eher zu ausführlich als zu unvollſtändig iſt.

Baſedows, Profeſſors zu Altona, praktiſche Philoſophie für alle Stände; ein nützliches und wo nicht für Gelehrte, doch für wißbegierige Leſer, in den meiſten Capiteln ſehr brauchbares Buch. Er unterrichtet die Welt von ihren Pflichten eben ſo leicht, als gründlich, und weis durch die Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit der Materien, durch Reichthum und Kürze, durch einen populären Vortrag auch der tiefſinnigern Gründe, durch eine nachdrückliche Schreibart und durch einen überall hervor leuchtenden Eifer für Wahrheit und Tugend, für Pflicht und Religion, für das Beſte der Welt, die Aufmerkſamkeit des Leſers zu gewinnen und zu erhalten. Der Hofmann, der Kaufmann und Bürger, und ſelbſt das andre Geſchlecht, können vieles aus dieſem Werke nützen. Er denkt oft aus ſich ſelbſt, oft neu, zuweilen zu kühn; aber er ſchämt ſich auch nicht, der Schüler eines Pufendorf, Baumgarten, Mosheim, Cruſius, Hutcheſon und Montesqvieu zu ſeyn. Vielleicht hätte er ſich in der Ordnung der Materien dem Syſteme, ohne ängſtlich zu werden, mehr nähern, die meiſten Charaktere aus dem Touſſaint entbehren, die Schreibart hin und wieder verſchönern und einige harte Sätze unterdrücken können. Und wie ſehr würde er ſich das deutſche Publicum verbindlich gemacht haben, wenn er anſtatt ſeiner ſo anſtößigen Philalethie, *) dieſe ſeine praktiſche Philoſo-

---

*) Man wird hieraus von ſelbſt ermeſſen, daß der ſelige Gellert noch weit weniger mit denjenigen Schriften des

phie umgearbeitet hätte, die vor ihm Niemand ſo gemeinnützig eingerichtet. Noch brauchbarer für Jünglinge iſt ſeine Sittenlehre aus natürlicher *Erkenntniß Gottes und der Welt*, die er für ſeinen Sohn (1768) aufgeſetzet und in das Werk: *Die ganze natürliche Weisheit im Privatſtande der geſitteten Bürger* — eingerücket hat.

Die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion in zehn Abhandlungen auf eine begreifliche Art gerettet und erkläret; eine Schrift des ſeligen Profeſſors **Reimarus** in Hamburg, die ſich beides durch die Güte des Innhalts und der Schreibart empfiehlt. Auch **Buttlers**, Biſchofs zu *Derham*, *Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion aus dem ordentlichen Laufe der Natur* iſt wegen der Neuheit des Beweiſes für die chriſtliche Religion, den er aus der Analogie mit der Natur führet, leſenswürdig, und bey allem dem Tiefſinne, mit dem darinnen gedacht iſt, und ohne allen Schmuck der Schreibart, der hier nicht ſtatt haben konnte, dennoch eben ſo unterhaltend als lehrreich für einen aufmerkſamen Leſer. — Und da es inſonderheit eine hohe, ja die höchſte Pflicht unſers Verſtandes iſt, ſich von der Wahrheit und Gewißheit

---

des Herrn Baſedow über die Religion, welche der Philalethie gefolgt ſind, zufrieden geweſen ſeyn könne. Anmerk. der Herausgeber.

wißheit der göttlichen Offenbarung aus Gründen zu überzeugen, um dieſelbe ehrerbietig als die Regel unſers Glaubens und Verhaltens in unſerm ganzen Leben anzunehmen: ſo gehören in unſre Bibliothek vornehmlich einige der trefflichen Werke aus dieſer Claſſe, aus welchen ich Ihnen itzt nur zwey kleine anpreiſen will: nämlich

Doct. Samuel **Sqvire** Vorſtellung der Gewißheit, Wichtigkeit und Uebereinſtimmung der natürlichen und geoffenbarten Religion (von Herrn Zollikofer 1764.) hier in Leipzig überſetzt; — und noch mehr empfehle ich Ihnen

Herrn Doct. **Nöſſelts** in Halle Auszug aus der Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion. • Sie werden kaum etwas gründlicheres und kürzeres, faßlicheres und ſchöneres in dieſer Art finden, als den gedachten Auszug, und das größere Werk dieſes ſcharfſinnigen Theologen.

Laws Ermunterungen an alle Chriſten zu einem frommen und ſeligen Leben — Ich nenne dieſes Buch vornehmlich wegen einer glücklichen Methode, deren ſich der Verfaſſer bedienet hat, durch Charaktere und Gemälde die chriſtliche Sittenlehre aufzuklären und für das Leben anzuwenden. Möchten ihm doch die Sittenlehrer, die für die Welt und nicht für die Schulen ſchreiben, auf dieſem trefflichen Wege folgen! Wir wiſſen oft die allgemeinen Regeln der Tugend genau, und kennen doch ihren Umfang und ihre Anwendung zu wenig. Wir kennen oft die Thorheiten und Laſter der Menſchen überhaupt, und kennen ſie doch nicht in den verſchiedenen Geſtalten, die ſie im Leben annehmen, nicht in den geheimen Gängen und Wendungen, durch welche ſie ihr Ziel zu erſchleichen ſuchen. Ich geſtehe es, daß der rechtſchaffne Law ſeine Sittenlehre dann und wann zu hoch treibt und die ſtrenge Eingezogenheit zu ſehr empfiehlt; aber dieſen Fehler ſeines Werks hat er durch viele Verdienſte vergütet. Ich ſetze dieſer Schrift das Werk eines noch bekanntern Engliſchen Theologen,

Des Doddridge Anfang und Fortgang der wahren Gottſeligkeit in der menſchlichen Seele; an die Seite. Nicht ſo wohl der Geiſt einer ſtarken Beredſamkeit, als der Geiſt der Erbauung, macht dieſes Buch ſchätzbar; und ſein deutlicher und kurzer Unterricht nähert ſich dem Charakter und den Umſtänden aller Leſer, welche aufrichtig und begierig genug ſind, fromm zu ſeyn und es immer mehr zu werden. Es iſt beynahe in alle lebende Sprachen überſetzet. Es ſey nun dieſes oder ein andres Buch, das unſerm Geſchmacke noch mehr gefällt; (und wie vortrefflich würde nicht das Werk des gottſeligen Arnds in dieſer Abſicht ſeyn, wenn es ſtets mit eben ſo vieler Genauigkeit und Beſtimmung geſchrieben wäre, als es mit einem frommen Herzen geſchrieben iſt!) es ſey, ſage ich, dieſes oder ein andres Werk,

z. B. Die ganze Pflicht des Menſchen — **Bernards** Abhandlung von der Vortrefflichkeit der chriſtlichen Religion, ein herrliches Buch, in bequeme Abſchnitte eingetheilet; — **Cramers** Andachten in Betrachtungen, Gebeten und Liedern über Gott, ſeine Eigenſchaften und Werke; oder **Seilers** Geiſt und Geſinnungen des vernunftmäßigen Chriſtenthums, eine gute Schrift zur Erbauung, unlängſt (1769) erſchienen; — ſo bleibt der öftere wo nicht tägliche Gebrauch eines lehrreichen und erbaulichen Handbuchs ein heilſames Mittel zur Stärkung in der Religion und Tugend.

Früh, wenn die Seele noch heiter und gleichſam durch den Schlaf verjüngt iſt, nimmt ſie die Vorſtellungen und Eindrücke der Wahrheit und des Guten deſto williger und lebhafter an; und dieſer Eindrücke bedürfen wir mit jedem Tage. Sie müſſen immerzu in uns erneuert werden, damit ſie uns gegenwärtig ſeyn, wenn wir träge in unſern Pflichten werden, oder in die Verſuchung zu Fehltritten fallen. Und iſt denn das Geſetz, der Bildung und Pflegung ſeines Herzens und der Erbauung die beſte halbe Stunde des heitern Morgens und der ſtillen Nacht zu ſchenken, ein ſo ſtrenges Geſetz? Ein jeder Morgen iſt für uns eine neue Auferſtehung zum Leben. Wie heilſam wird es ſeyn, die erwachte Seele in der Weisheit und Tugend zu ſtärken, ſie in der Ueberzeugung von der Wahrheit ihres Glaubens, von ihrer Erlöſung, von der Vergebung ihrer Sünden und von der Heiligkeit und Wohlthätigkeit ihrer Pflichten zu befeſtigen? Ein jeder vollendeter Tag iſt ein kurzes vollendetes Leben der Seele. Wie heilſam wird es ſeyn, von ihr Rechenſchaft zu fordern und ſie mit der Weisheit zu nähren, die uns gewiſſenhaft und zur Ewigkeit geſchickt machen ſoll! Eine jede Nacht iſt für uns eine offenbare Aehnlichkeit des Todes; wir leben, um zu ſterben — ein jeder Morgen eine offenbare Aehnlichkeit der Auferſtehung; wir ſterben, um wieder aufzuleben. Sollten dieſe Zeitpunkte nicht vorzüglich geſchickt ſeyn, unſern Geiſt in den mannichfaltigen Auftritten des Lebens zu ſeinen Pflichten zu ſtärken, und zu dem letzten und größten ernſthaft und feyerlich vorzubereiten? Ein gutes Buch, das uns in dieſer Bemühung unterſtützet, iſt von dieſer Seite betrachtet, noch mehr als ein weiſer Freund. Dieſen kann man nicht immer, nicht gerade in den beſten Stunden haben. Welcher göttliche Segen für die Seele ſind nicht in ſolchen Augenblicken, viele unſrer geiſtlichen Geſänge, inſonderheit der alten! Wie kurz und nachdrücklich erinnern ſie nicht den Verſtand, und wie ſtärken ſie nicht das Herz zum Fortgange in der Tugend, und zum Siege in der Stunde der Verſuchung!

Einige Werke, die zur Erkenntniß und Verehrung Gottes aus der Natur führen.

Derhams Aſtrotheologie und Phyſicotheologie. Obgleich die Schreibart dieſes doppelten Werkes keine beſondre Anmuth hat: ſo kann es doch einen wißbegierigen Leſer ſehr unterrichten und ſein Herz von den Wundern der Natur zur Verehrung ihres Schöpfers und Erhalters führen. Der ſelige Fabricius in Hamburg hat es überſetzet und mit einem langen Verzeichniſſe der Schriften aus dieſer Claſſe bereichert, die aber größtentheils nur für die gelehrte Wißbegierde geſchrieben ſind.

Der Schauplatz der Natur vom Abt **Plüche**; ein größtentheils nützliches Buch. Noch nützlicher würde ein guter Auszug ſeyn.

Sulzers moraliſche Betrachtungen über die Werke der Natur und ſeine Unterredungen über die Schönheiten der Natur; ein kleines mit Beredſamkeit und Geſchmack geſchriebenes Buch, deren wir mehr haben ſollten.

Herveys erbauliche Betrachtungen über die Herrlichkeit der Schöpfung — ſie würden vielleicht noch eindringender ſeyn, wenn ſie weniger ſchematiſch und allegoriſch wären.

Nieuwentyts rechter Gebrauch der Weltbetrachtung zur Erkenntniß der Macht, Weisheit und Güte Gottes; von Prof. Segnern 1747 frey überſetzet. (in gr. 4.) Dieſes Werk eines Holländers iſt bey aller ſeiner Größe doch weit angenehmer zu leſen, als des Engländers **Ray** Spiegel der Weisheit und Macht Gottes, welches zwar viel Güte der Materien, aber auch viel gelehrten Ueberfluß und eine langweilige Schreibart hat. Dieſes letztere iſt ſchon 1717 in unſrer Sprache überſetzet. — So auch **Wolfs** Schriften von den Abſichten der natürlichen Dinge — und von dem Gebrauche der Theile im Menſchen, Thieren und Pflanzen, können uns mit nützlichen Einſichten in die Natur bereichern; noch mehr aber

Bonners Betrachtungen über die Natur, von dem Herrn Prof. Titius überſetzt, (gr. 8. Leipzig 1766.) Dieſes Werk eines noch lebenden berühmten Naturforſchers in der Schweiz iſt eines der nützlichſten, faßlichſten und angenehmſten in ſeiner Claſſe. Es beſteht aus einer Reihe von Gemälden der Geſchöpfe des Erdbodens, im kleinen gezeichnet; und der Verfaſſer entwirft hier gleichſam eine kurze Univerſalhiſtorie der Natur, in der Hauptabſicht, den großen Zuſammenhang aller Naturwerke, die beſtändige Kette und die genaue Einförmigkeit derſelben in allen ihren Wirkungen, dem Leſer darzuſtellen, und ihn überall den mächtigen und weiſen Urheber der Natur erblicken und verehren zu laſſen. Er reizt die Wißbegierde des Leſers, ohne ſie zu ermüden und ohne ſeine Aufmerkſamkeit ſehr anzuſtrengen.

Ueberhaupt wünſchte ich einen recht ſchönen Naturcatechismus für die Welt, das iſt, einen kurzen Innbegriff der Wunder der Natur, und eine Anleitung, wie jeder vernünftige Zuſchauer der Natur mit ſeinen eignen Augen ihrer Weisheit, Ordnung, Schönheit und Pracht nachſpüren und ſich von dem gewöhnlichen Fehler der Unempfindlichkeit befreyen möchte, in den wir bey dem täglichen Anblicke der Wunder des Himmels und der Erde zu gerathen pflegen. Des Plüche Schauplatz der Natur iſt vielleicht ſchon der große Catechismus, wenigſtens iſts doch ein Werk von acht Bänden. Ich wünſchte lieber einen kleinern, mit dem lebhaften Geiſte eines Fontenelle und dem gottſeligen Herzen eines Derhams geſchrieben. Cramer hat in ſeinen Andachten vieles von dieſem Wunſche erfüllt. In dem Reiche der Natur und Sitten, und in dem Arzte ſind auch viele Betrachtungen und Zergliederungen der Werke der Natur enthalten, die für den gemeinen Verſtand faßlich und lehrreich ſind.

Einzelne Moraliſche Schriften, die größtentheils mit Witz und Scharfſinn abgefaßt ſind.

Der Ernſt der Moral verwirft nicht alle Heiterkeit des Witzes. Sie nimmt, um deſto gefälliger zu erſcheinen, oft eine lächelnde Miene an und kleidet ihren Vortrag in das Anmuthige ein.

Sie unterrichtet bald in kurzen ſinnreichen Sätzen, bald in Charakteren und ſittlichen Dichtungen, bald in ſatyriſchen Gemälden, bald in kurzen Abhandlungen, worinne ſie das Nützliche mit dem Anmuthsvollen verbindet, und das Trockne, das die Gründlichkeit mit ſich zu führen pflegt, durch Lebhaftigkeit verbirgt. Laſſen Sie uns einige ſolcher Schriften nennen.

Die Charaktere des **la Brüyere**; ſie ſind beynahe ein Jahrhundert in dem Beſitze des Beyfalls. — Auch des Abts *Trublet* Eſſais de Litterature et de Morale ſind wegen verſchiedener kleiner moraliſchen Aufſätze noch leſenswerth.

Die Maximen des Herrn von **Rochefoucault** und der Marquiſinn **de la Sable**. So ſinnreich die erſten ſind, ſo würden ſie doch nützlicher ſeyn, wenn der Witz des Verfaſſers weniger arbeitete, die menſchliche Tugend bloß zu Ehrgeiz und Eigennutz zu erniedrigen. Die Madame de la Sable denkt wahrer, wenn ſie auch nicht ſo ſinnreich denkt, als ein Rochefoucault.

Die Beſtimmung des Menſchen von dem Herrn Probſt **Spalding**; — eine kleine Theorie der Moral, ſchön durch die Einfalt des Plans und die Lebhaftigkeit des Vortrags; eine Moral der Vernunft, die aber oft aus der Moral der Religion geſchöpft hat.

Rabeners Satyren, inſonderheit der erſte, zweyte und vierte Theil. Der Charakter dieſes Mannes verdienet eben ſo viel Hochachtung als ſein Genie. Lernen Sie an ſeinem Beyſpiele, daß man ein Originalautor und doch zugleich für die Geſchäffte des Vaterlandes der arbeitſamſte und brauchbarſte Mann ſeyn kann.

Thomas Abbt vom Verdienſte. (Berlin, 1765. 8.) Dieſes Werk iſt mit Scharfſinn, Beredſamkeit, Freymüthigkeit und mannichfaltiger Beleſenheit geſchrieben; es unterrichtet und vergnügt. Auch da, wo wir die Meynungen des Autors nicht annehmen mögen, gefällt er doch durch die Art, mit der er ſie geſagt hat, die nicht ſelten originalmäßig iſt. — Montesqvieu ſcheint zu ſehr ſein Held zu ſeyn; hingegen weis er den Rouſſeau mit ſeinem Emile glücklich zu demüthigen. Kurz es ſind ſcharfſinnige Betrachtungen über den Werth der Verdienſte des vernünftigen Menſchen und Bürgers. Ich wünſchte, daß er dieſes Verdienſt mehr und öfter in dem Lichte der Religion betrachtet, und von dieſer Seite gezeigt, und Beyſpiele des Ruhmwürdigen aus der Schrift und Kirchengeſchichte angeführt und ſein Werk, das lehren ſoll, in einer weniger ſinnreichen und abgebrochnen Schreibart aufgeſetzt hätte. Er verwirrt ſich oft in ſeiner Schreibart in Gleichniſſe und nicht ganz richtige Metaphern, und braucht neuerfundne Wörter und Wortfügungen, wodurch manche Stelle dunkel und räthſelhaft wird. Der zweyte Theil dieſes Werkes iſt faßlicher, als der erſte.

Cramers moraliſche Abhandlungen, die er unter dem Titel: **Vermiſchte Schriften**, herausgeausgegeben. Ich darf meinen Zuhörern die Schriften eines Mannes nicht erſt empfehlen, der als Dichter, als Redner, als Geſchichtſchreiber, der überall Wahrheit, Tugend und Religion mit ſeinem Genie und Geſchmacke verherrlichet!

Desgleichen enthalten die Bremiſchen Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes und die Vermiſchten Schriften von den Verfaſſern der Beyträge, viele treffliche proſaiſche und poetiſche Stücke zum Beſten der Sitten und des Herzens, daß ich mirs nicht vergeben würde, wenn ich ſie unerwähnt ließe.

Ich rechne ferner einige **Wochenblätter** hieher, den Zuſchauer, den Aufſeher oder Vormund, den Jüngling, den Fremden, den Nordiſchen Aufſeher, den Freund, den Arzt.

Der Zuſchauer. So nützlich dieſes Werk dem Geſchmacke und der Kritik iſt: ſo heilſam iſt es in vielen Blättern den Sitten. Für mich iſt es eines von denen, die ich vorzüglich liebe, und die in meiner Jugend meinen Geſchmack und ſelbſt mein Herz haben bilden helfen. Wenn ich höre, daß ein Jüngling den Zuſchauer gern lieſt: ſo ſehe ich ihn ſchon mit Vertrauen an. Steele, Tikel, zuweilen Pope, vorzüglich aber Addiſon waren die Verfaſſer dieſer Blätter; Addiſon, einer der Gelehrteſten ſeiner Nation, ein Staatsmann, ein Kenner des menſchlichen Herzens, ein Freund der Tugend und des Geſchmacks. Dieſes Wochenblatt, das für beide Geſchlechter, für Leſer von allerley Stande, ein angenehmes Lehrbuch iſt, hat leider viel unglückliche Nachahmungen hervor gebracht.

Der Aufſeher (Guardian) ebenfalls eine vortreffliche Wochenſchrift von Steelen, jünger als der Zuſchauer, und nicht ſtärker, als zween Bände.

Der Fremde; eine Wochenſchrift, die der ſel. Prof. Schlegel ehedem noch als Legationsſekretair in Copenhagen geſchrieben; ein Freund, deſſen Umgang ich in meinen akademiſchen Jahren genoſſen, und deſſen Verdienſte ich zeitlebens ſchätzen werde; in ſeiner Sphäre ein großes Genie, und wenn er länger gelebt hätte, ein deutſcher Corneille.

Der Jüngling. Dieſes Wochenblatt, das mit ſo vielem Geſchmacke geſchrieben und ſchon 1746 hier in Leipzig herausgekommen iſt, verdiente, jungen Leſern bekannter zu ſeyn, als es iſt. Ich bin nicht ſehr dafür eingenommen, daß man in ſeinen akademiſchen Jahren ſchon ein Autor wird. Aber wenn man es mit ſo vielem Glücke und mit ſo ſtrenger Kritik der Freunde wird, wie ehedem die beiden vornehmſten Verfaſſer des Jünglings, die nachher berühmte geiſtliche Redner geworden ſind, ſo leidet es eine rühmliche Ausnahme.

Der Nordiſche Aufſeher gehört vorzüglich in unſer Verzeichniß, weil er ſich größtentheils mit den Gegenſtänden der Moral und der geſellſchaftliſchaftlichen Tugenden beſchäfftiget. Cramer in Copenhagen iſt der Herausgeber und der Hauptverfaſſer; und ſeine Stücke unterſcheiden ſich beynahe, wie die Stücke des Addiſon im Zuſchauer, durch Leben und blühendes Colorit; ein ſchätzbares Wochenblatt.

Der Freund. Ich würde dieſer Wochenſchrift, die vor wenig Jahren in Anſpach herausgekommen, itzt eben ſo, wie vieler andrer, nicht erwähnen, wenn mich nicht mein Herz ermunterte, von einem Verfaſſer derſelben zu reden, den ich außerordentlich geliebt habe, und mit dem die Welt viel verloren hat. Er beſaß Genie und ein edles Herz. Er las und ſchrieb faſt alle lebende Sprachen, und wußte die beſten Schriftſteller auswendig. Nichts als die Reiſe mangelte ſeinen Talenten; denn er war fünf und zwanzig Jahre alt, als er ſtarb. Doch nicht dieſes, theuerſte Commilitonen, daß er ſchön geſchrieben, iſt ſein Hauptverdienſt; nein, ſondern daß er tugendhaft gelebt; und ohne dieſes würde jenes ſein Schimpf ſeyn. Nie entfalle der Name eines Cronecks meinem Andenken; und lange ſey er die Aufmunterung des Jünglings!

Moraliſche Gedichte.

Youngs Nachtgedanken. Unter den moraliſchen Lehrgedichten weis ich faſt keines, wo der Verſtand, der Witz und das Herz glücklicher und erhabner für Religion und Tugend gearbeitet hätten. Es iſt wahr, man muß dieſe Nachtgedanken mehr als einmal leſen, um alle ihre Schönheit und Stärke zu fühlen; aber ſie vergüten bey dem wiederholten Durchleſen die Mühe reichlich. Geſegnet ſey ein Gedicht, das den Freygeiſt mit einer göttlichen Stärke zur Aufmerkſamkeit und zum Zittern bewegt, den trägen Chriſten belebt, und den empfindlichen die Seligkeit fühlen läßt! Man hüte ſich indeſſen, daß man die Schreibart, die Youngs Genie eigen iſt, nicht bis zur unbehutſamen Nachahmung liebgewinne; ſie hat ihre Fehler. Sein **Centaur** verdient daher weit weniger, empfohlen zu werden.

Thomſons Jahrszeiten, das Meiſterſtück dieſes großen engliſchen Dichters, von deſſen Muſe einer ſeiner Landsleute mit Wahrheit gerühmet, daß ſie ſich glücklich beeifert, den Verſtand zu erwecken und das Herz zu beſſern.*)

Hallers und Hagedorns Lehrgedichte gehören vorzüglich in unſre Bibliothek; auch

Racinens Gedichte von der Religion.

Zu dieſer Claſſe zähle ich ferner die guten proſaiſchen Gedichte, beſonders die Clariſſa und den Grandiſon. Aber wie? Romane von dem philoſophiſchen Katheder anzupreiſen? Ja, wenn es Werke eines Richardſons ſind, ſo halte ich ihre Empfehlung für Pflicht. Doch die ſchreckli-

---

*) To awake the ſoul by tender ſtrokes of art.
To raiſe the Genius and to mend the Heart.

chen Charáktere in der Clariſſa, können ſie nicht das Herz der Jugend verderben? Das kömmt auf uns an, die wir leſen. Eigentlich ſind ſie eingerichtet, uns einen Abſcheu vor dem Laſter zu erwecken, und ſie haben ihr Gegengift bey ſich. Ich verweiſe Sie auf die Kritik und den Lobſpruch des Herrn von Haller über dieſes Buch, die Sie in ſeinen kleinen Schriften finden, und die vielleicht in ganz Deutſchland unter den großen Gelehrten nur ein Haller hat verfertigen können. Es giebt leere und freye Stunden, in denen wir dieſe Werke ohne Vorwurf und mit vielem Nutzen leſen können. Ich habe ehedem über den ſiebenten Theil der Clariſſa und den fünften des Grandiſons mit einer Art von ſüßer Wehmuth einige der merkwürdigſten Stunden für mein Herz verweinet; dafür danke ich dir noch itzt, **Richardſon!**

Eine vorzügliche Stelle in unſrer kleinen Bibliothek verdienen auch die heiligen **Reden eines Tillotſon, Delany, Saurin, Mosheim, Jeruſalem, Cruſius, Cramer, Schlegel, Giſecke, Spalding** und andrer geiſtreichen Männer; Reden, denen wir ja wohl eine Stunde von dem Tage ſchenken können, der insbeſondre den Uebungen der Religion gewiedmet werden ſoll.

Für die niedre **Welt**, welche kurz und doch nachdrücklich und ſinnlich von ihren Pflichten unterrichtet ſeyn will, iſt unter den moraliſchen Büchern wohl kaum ein ſchöneres, als die Sittenlehre **des Sirachs**. — —

Die ganze Pflicht des Menſchen — Dieſes Werk eines unbekannten Engländers, das von ſeiner Nation mit unglaublichem Beyfalle aufgenommen und in die meiſten europäiſchen Sprachen überſetzet worden, iſt beſonders zum Unterrichte der Einfältigen geſchrieben; und ſolcher giebt es im hohen Stande ſo wohl, als im niedrigen, und im Alter der höhern Jahre ſo wohl, als im Alter der Jugend. Der Verfaſſer beſchreibt die Pflichten der Religion gegen Gott, gegen uns ſelbſt und den Nächſten, nebſt den Mitteln, die ihre Ausübung erleichtern, und ſein Werk iſt in der That ein treffliches Hausbuch, womit Hausväter und Hausmütter ihre Untergebenen verſorgen ſollten.

Endlich, theuerſte Commilitonen, laſſen Sie ſich weit über alle andre Bücher, den Schatz aller Wahrheit und Erkenntniß, die uns allein weiſe, tugendhaft und glücklich machen kann, die Quelle der wahren Beruhigung und des höchſten Troſtes im Leben und im Tode, den Schatz der heiligen Bücher der Schrift empfohlen ſeyn. Studiren Sie die Wahrheiten derſelben mit aller Achtſamkeit des Verſtandes, mit aller Willigkeit und Demuth des Herzens, mit ſorgfältiger Anwendung der Hülfsmittel, die uns die Einſicht in die Offenbarung erleichtern können, mit Gebet zu Gott um Erleuchtung und Gehorſam gegen die erkannte Wahrheit. Lernen Sie die Offenbarung als die größte Wohlthat, die Gott dem menſchlichen Geſchlechte von der Schöpfung der Welt an erwieſen hat, mit tiefſter Ehrfurcht und Anbetung aufs dankbarſte erkennen. Was das natürliche Licht der Sonne dem Auge des Leibes iſt, (und wie elend würde nicht der Aufenthalt auf Erden ohne die Sonne ſeyn!) das iſt ſie, die Offenbarung der Schrift, dem Auge des Geiſtes. In welcher heidniſchen Finſterniß des Irrthums und Aberglaubens wurden wir nicht, bey allen Bemühungen der Vernunft, ohne das Licht der Schrift geblieben ſeyn! Ich habe mir angelegen ſeyn laſſen, das Beſte zu leſen, was die klügſten und vernünftigſten unter den alten Weiſen von Gott, Religion und Tugend, von den Mitteln zur Ruhe und Zufriedenheit und dem höchſten Gute des Menſchen gelehret haben; und ich bezeuge Ihnen auf mein Gewiſſen, daß alle ihre Weisheit, gegen den Unterricht der Offenbarung gehalten, Schatten und Ungewißheit, höchſtens ein dunkler Schimmer, öfters aber ſo gar Finſterniß, Thorheit, Aberglaube und Unſinn iſt. Was die gereinigte Weltweisheit unſrer Tage in dieſen Lehrſtücken richtigers und anſtändigers vorträgt, das hat ſie alles der Lehre der Schrift zu danken. Wer waren aber die Alten, die ſo fruchtlos und unglücklich ganze Jahrhunderte an der Erforſchung der Wahrheit und Weisheit zur Tugend gearbeitet haben? Waren es nicht die tiefſinnigſten und gelehrteſten Männer unter den beiden heidniſchen Völkern, bey denen die Wiſſenſchaften am meiſten getrieben und verehret wurden? Und wer waren die Verfaſſer der Bücher der Schrift? Waren es nicht Männer, die in den menſchlichen Wiſſenſchaften ganz ungeübt und meiſtens bey einer niedrigen Lebensart, unter einem ungelehrten und verachteten Volke, bey dem Hirtenſtabe und Fiſchnetze erzogen waren? Nun lehren gleichwohl ihre Schriften die Erkenntniß eines Einigen Gottes, Weisheit und Tugend, unendlich reiner und vollkommener, als jene Werke der Weltweiſen. Sollten alſo die Bücher der Schrift nicht einen göttlichen Urſprung haben, und ſollte es nicht der ſchändlichſte Undank und die größte Verſündigung ſeyn, ſie geringe zu ſchätzen? Laſſen Sie mich ein aufrichtiges Geſtändniß ablegen, theuerſte Freunde. Ich habe funfzig Jahre gelebt und mannichfaltige Freuden des Lebens genoſſen. Keine ſind dauerhafter, unſchuldiger, und glückſeliger für mich geweſen, als die mein Herz, von den ſanften Feſſeln der Religion eingeſchränkt, nach ihrem Rathe geſucht und genoſſen hat; dieſes bezeuge ich auf mein Gewiſſen. Ich habe funfzig Jahre gelebt, und mannichfaltige Mühſeligkeiten des Lebens erduldet; und nirgends mehr Licht in Finſterniſſen, mehr Stärke, mehr Troſt und Muth in den Leiden gefunden, als bey der Quelle der Religion; dieſes bezeuge ich auf mein Gewiſſen. Ich habe funfzig Jahre gelebt, und bin mehr als einmal an den Pforten des Todes geweſen; und habe es erfahren, daß nichts, nichts ohne Ausnahme, als die göttliche

Kraft der Religion die Schrecken des Todes beſiegen hilft; daß nichts, als der heilige Glaube an unſern Heiland und Erlöſer, den bangen Geiſt bey dem entſcheidenden Schritte in die Ewigkeit ſtärken und das Gewiſſen, das uns anklagt, ſtillen kann; dieſes bezeuge ich, als vor Gott. Gilt das Anſehn eines Freundes und Lehrers bey Ihnen: o ſo laſſen Sie das meinige zu der Zeit bey ſich gelten, wenn Ihnen der ſtolze Vernünftler die Lehren der Schrift geringſchätzig machen, und der verſchlagene Freygeiſt Ihnen Ihren heiligen Glauben entreiſſen will. Nie müſſe denn unter dir, Volk chriſtlicher Jünglinge, ein Verächter oder Spötter des beſten aller Bücher erfunden werden!

Verehre ſtets die Schrift. Sie iſt dein Glück auf Erden,
Und wird, ſo wahr Gott iſt, dein Glück im Himmel werden.
Verachte chriſtlich gros des Bibelfeindes Spott;
Die Lehre, die er ſchmäht, bleibt doch das Wort aus Gott.

Dritte Abtheilung,

von den vornehmſten Pflichten des Menſchen.

Eilfte Vorleſung.

Von der Sorgfalt für die Geſundheit des Körpers.

Von den vornehmſten Pflichten des Menſchen.

Die Summe der menſchlichen Glückſeligkeit beſtehet aus vielen einzelnen Gütern, die ſich bald auf Bedürfniſſe unſers Körpers, bald auf unſre geſellſchaftliche Wohlfahrt, bald auf das Glück der Seele beziehen. Die innerliche Anleitung des Gewiſſens und der Vernunft, dieſe Güter zu behaupten und dem Endzwecke, zu dem ſie uns von Gott gegeben ſind, gemäß anzuwenden, heißt überhaupt die Pflicht des Menſchen, und die regelmäßige Ausübung dieſer Pflichten aus der rechten Abſicht, heißt Tugend. Das allgemeine Amt des Menſchen beſteht alſo darinne, dieſe Pflichten, ſo wohl nach ihrer Abſicht, als nach ihren Mitteln aufrichtig zu erforſchen, ſie als den göttlichen Willen zu verehren, und dieſelben immerdar und in allen Vorfällen, in ſeiner Seele durch Einwilligung und Vorſatz, aber auch in äußerlichen Handlungen durch die That auszuüben. Ich darf in der Einleitung zu dieſen Pflichten kurz ſeyn, da ich das Vornehmſte ſchon in den erſten Vorleſungen erinnert habe.

Unſer Körper hat ſeine Güter. Wir lieben die Geſundheit und Dauerhaftigkeit deſſelben, und ſuchen die Mittel zur Beſchützung und Erhaltung unſers Lebens. Krankheit und Schwächlichkeit ſind nicht nur die Zerſtörer unſers Lebens, ſie ſind auch gern die Peiniger unſrer Seele. Sie machen uns zu den erlaubten Freuden des Lebens, zum Dienſte der Welt, zum Umgange, und ſelbſt zur Erwerbung unſrer Bedürfniſſe ungeſchickt. Und ein geſunder feſter Körper, wie viel Freude und Vortheile verſchafft er uns und der Welt! Die Sorge für die Güter des Körpers iſt alſo Pflicht, ſo lange ſie uns von keinem größern Gute abhält.

Wir lieben und ſchätzen aber auch vermöge unſers natürlichen Verlangens nach Glückſeligkeit diejenigen Gegenſtände, die auf unſre äußerliche oder geſellſchaftliche Wohlfahrt einen Einfluß haben; wir wünſchen einen guten Namen, Anſehen, Vermögen, Sicherheit, Freyheit. Sie ſind Mittel theils zu nothwendigen Bedürfniſſen, theils zur Ruhe und Bequemlichkeit des Lebens; und die Sorgfalt für dieſe Güter iſt Pflicht, in ſo fern wir dieſelben als Mittel ſo wohl zu dieſen als andern höhern Abſichten, aus Gehorſam gegen den göttlichen Willen, ſuchen und anwenden.

Unſer Geiſt hat ſeine Güter; Kräfte des Verſtandes, der Einbildung, des Gedächtniſſes und des Geſchmacks. Sie ſchaffen uns wichtige Vortheile; ſie geben vielen Künſten, Wiſſenſchaften und Gewerben, die bald nützen, bald vergnügen, ihr Daſeyn und Leben Auf ihrer richtigen Anwendung beruht ſichtbar die Wohlfahrt des Menſchen. Sie ſind mehr, als die Güter des Glücks, mehr als die Güter des Körpers. Die Sorgfalt für dieſe Güter iſt Pflicht, und zwar größre Pflicht.

Unſer Herz hat ſeine Güter, die von dem Verſtande zugleich abhängen, ich meyne die Herrſchaft über ſeine Begierden, oder die Mäßigung derſelben; ferner die Neigung des Wohlwollens gegen Andre, und die edelſte Neigung der Ehrfurcht und Liebe gegen den Urheber unſers Weſens. Die Sorgfalt für dieſe Güter iſt Pflicht, ſie iſt die höchſte Pflicht.

Nach dieſer bekannten Rangordnung und Eintheilung der Güter des Menſchen will ich die Lehre von den vornehmſten Pflichten ſo vortragen, wie ich glaube, daß ſie Ihnen am nützlichſten und angenehmſten werden kann.

Von den Pflichten gegen den Körper.

Ich komme alſo ohne weitere Einleitung zu den Gütern des Körpers. Wer hält nicht Geſundheit, Stärke, und Dauerhaftigkeit des Körpers in den Arbeiten und Beſchwerden des Lebens für ein Glück? Wer liebt nicht die Reinlichkeit und Wohlanſtändigkeit? Die Sorge für dieſe Güter wird alſo aus allen denen Urſachen eine Pflicht für uns ſeyn, aus welchen ſie ein Gut ſind. Ihre Wichtigkeit beſtimmt jederzeit die Größe der Pflicht, und ihre Natur lehret die Mittel, die uns dieſe Pflicht erleichtern helfen.

Wir reden zuerſt von der Geſundheit, von der Größe dieſes Gutes, alsdann von den Mitteln, es zu erhalten, und zuletzt will ich ihre Anwendung in einigen Charakteren darſtellen.

Iſt die Geſundheit eines der angenehmſten Geſchenke der Vorſehung, ſo iſt es Dankbarkeit, ſie zu erhalten und zu beſchützen; und wer kann glauben, daß er ſich die Geſundheit gegeben, da er ſich ſelbſt nicht das Leben gegeben hat? Iſt ſie ferner ein Geſchenke, das uns zu nützlichen Abſichten verliehen worden: ſo wird es die göttlichen Abſichten aufhalten und zernichten heißen, wenn man ſeine Geſundheit muthwillig oder durch Vernachläſſigung zu Grunde richtet oder ſchwächet.

Laſſen Sie uns näher kommen und die Geſundheit auf der Seite des Vergnügens und des Nutzens betrachten. Ihr Einfluß breitet ſich über unſern Körper und unſre Seele, über unſre Geſchäffte und über die Welt aus. Ein richtiger Umlauf des Blutes und der Lebensgeiſter, eine fühlbare Stärke der Nerven und eine Leichtigkeit, unſre Glieder nach dem Willen unſrer Bedürfniſſe zu bewegen, ein uns einladender Hunger zu dem Genuſſe auch der einfältigſten Speiſen, ein williger und ſtärkender Schlaf, ſind große Vortheile und Freuden des Menſchen. Dieſe Freuden ſtöret die Kränklichkeit.

Der Mangel der Geſundheit überzieht die Seele mit einem traurigen und verdrüßlichen Weſen, das uns an den unſchuldigſten Vergnügungen wenig oder gar keinen Geſchmack finden läßt, wenn ſie auch in unſrer Gewalt ſtehen. Alsdann hat Umgang, Freundſchaft und Liebe, Ehre und Vermögen und Bequemlichkeit oft keinen Reiz für uns; und das, was den Geſunden vergnügt, mißfällt nicht ſelten dem Kranken. Wie ihm vor den geſundeſten Speiſen ekelt, weil er ſie nicht genießen kann: ſo verſchmäht er oft, aus gleicher Urſache, die unſchuldigſten und beſten Freuden des Geiſtes. — Der ſonſt ſo angenehme Eindruck, den die Werke der ſchönen Künſte auf den Geſunden machen, iſt für den Kränklichen verloren. Unzufrieden mit ſich findet er an ihnen wenig Gefallen. Sein Geiſt iſt ſtarr, und es wird ihm ſchwer, das Schöne zu fühlen; denn ſein Herz ſteht mit einem geheimen Unmuthe im Verſtändniſſe. Und was ſind die leeren Stunden des Kranken, die er nicht auszufüllen weis, anders als finſtre Stunden für ihn? Noch trauriger iſt ſein Zuſtand, wenn er ſeine Geſundheit durch ſeine eigne Schuld verloren hat. Eine heimliche Anklage: Du haſt dir deine Freuden mit deiner Geſundheit geraubt! verfolgt ihn ſo dann am Tage und quält ihn in der Nacht. Sind endlich die mannichfaltigen und oft unheilbaren Schmerzen des Körpers, und die peinlichen Curen, die nicht ſelten ſchlimmer als Krankheit und Tod ſind, nicht Lehrer genug, daß die Geſundheit ein ſchätzbares Gut, und ein kranker Zuſtand des Körpers eine Art eines langſamen Todes ſey?

So wie uns die Geſundheit geſchickter zu den Pflichten des Lebens macht: ſo iſt die Vernachläſſigung derſelben ein Unrecht, das wir uns und der Welt anthun; und ſeine Geſundheit wiſſentlich verderben, iſt vor der Vernunft und dem Gewiſſen eine Art von freywilliger Giftmiſcherey. Seine Geſundheit nicht achten, heißt oft den freyen und richtigen Gebrauch ſeines Verſtandes itzt oder doch auf das Zukünftige hindern und erſticken. Wir denken matt und kraftlos in einem geſchwächten Körper; und wie viele irrige und phantaſtiſche Meynungen haben nicht ihren Sitz in einem ſchwarzen und verderbten Blute? Man kennt Schwermüthige und Irrgeiſter, die es nicht mehr waren, da ſie unter der Hand des Arztes geſund geworden. Aus Mangel der Geſundheit wird uns das Denken und Nachſinnen beſchwerlich; die Seele wird in ihren Arbeiten aufgehalten, wenn uns der Körper den nöthigen Zufluß der Lebensgeiſter verſagt, oder wenn dieſelben ihre Lebhaftigkeit zu geſchwind verlieren. Und welcher Menſch ſoll nicht, ſo lange er lebt, für die Verbeſſerung und Anwendung des Verſtandes, als ſeines größten Glücks, beſorgt ſeyn? Faſſen wir nicht mit dem Verſtande, Gott und die Welt, Pflicht und Tugend? Iſt er nicht das Licht auf dem Wege der Wohlfahrt? Und was werden wir, wenn dieſes Licht halb erliſcht, ſehen, als dunkle Gegenſtände? Wird uns nicht die Wahrheit unkenntlich werden, wenn uns das Gedächtniß und die Einbildungskraft ihre Kennzeichen und Eigenſchaften nicht mehr ſchildern wollen, wie es in Krankheiten und im hohen Alter zu geſchehen pflegt? — Mit dem Verluſte der Geſundheit verliert unſer Herz, gleich unſerm Verſtande, und mit beiden die Welt. Seine heimliche Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt ergießt ſich unvermerkt in die Neigungen gegen Andre und in die Geſinnungen gegen Gott. Wem die Geſundheit fehlet, wenigſtens wem ſie durch ſeine Schuld fehlet, der iſt gemeiniglich mürriſch, auch wenn er es nicht ſeyn will, und verbittert durch ſein Betragen das Vergnügen des Freundes, des Gatten, des Kindes, des Amtsgenoſſen. Sein Herz nimmt nicht genug Antheil an den Freuden der Andern, indem es den Mangel der ſeinigen zu ſehr fühlt; und vor der Empfindung ſeines eignen Elendes öffnet es ſich ſelten oder mühſam dem Eindrucke des Mitleidens. Die natürliche Lebhaftigkeit des Gefühls wird durch Krankheiten geſchwächt; und wir wollen alsdann das Edle und Gute am wenigſten, wenn wir es am wenigſten lebhaft fühlen können. Wer glaubt und empfindet, daß er ſo glücklich iſt, als er ſeyn kann, wird natürlicher Weiſe muthig und geſchickt, auch Andre glücklich wiſſen und ſehen zu wollen. Das Herz des Kranken fühlt Unruhen, die es an edlen Entſchließungen und Neigungen hindern. Die Menſchenliebe ſinkt unter der Laſt der unruhigen Selbſtliebe; und der Mangel ſolcher liebreichen Empfindungen iſt ein Mangel des größten Glücks unſers Herzens. Unſer Muth verliert ſich in Furchtſamkeit und Mißtrauen. Die Abnahme der Kräfte macht uns zaghaft, und das Gefühl der verſchuldeten Krankheit hindert die Freuden der Religion, der Dankbarkeit gegen die Vorſehung; und wie viel entbehrt ein Herz, das nicht froh an ſeinen Schöpfer denken mag!

Welcher Stand, welches Geſchäffte und Gewerbe des Lebens verlangt nicht Geſundheit und Kräfte, wenn es glücklich ausgeführet werden ſoll! Der Verluſt der Geſundheit, wenn er unſer Werk iſt, iſt daher ein Raub, den wir an der Welt begehen. Wir entziehen ihr die Dienſte, die wir doch von ihr verlangen, oder entrichten ihr die Dienſte nur halb, die ſie ganz zu fordern das Recht hat. — Das mannichfaltige Vergnügen, das uns nützlich geleiſtete Dienſte verſchaffen, entgeht uns in dieſen Umſtänden; und die Seele, wenn ſie edel denkt, macht doch darauf vorzüglich Anſpruch.

Nicht genug, daß wir nicht nützlich ſind, oder aufhören es zu ſeyn; nicht genug, daß wir den Charakter nicht rühmlich behaupten können, den wir in der Welt behaupten ſollten; wir werden auch der Geſellſchaft und den Unſrigen beſchwerlich, ſo wie wir es uns ſelbſt ſind. Wir werden die Bürde unſrer Freunde. Nicht ſelten leben wir auf ihre Koſten, und entziehen das ihnen, was wir zu unſerm Unterhalte uns ſelbſt verſchaffen ſollten; wir ſtören ihre Ruhe durch unſre Unruhe, wir verurſachen ihnen Kummer, und machen uns ihnen widrig, ſtatt daß wir ihre Freude und ihr Verlangen ſeyn ſollten. Tauſend Pflichten, die der kranke Vater, der kranke Lehrer, der kranke Gatte und Freund nicht mehr ausüben kann! Man wünſchet unſern Tod, weil unſer Leben der Welt eine Laſt wird.

Mit dem Genuſſe der Geſundheit ſind hingegen große Vortheile verknüpft. Das Gefühl geſunder Kräfte giebt Muth zu Unternehmungen, erleichtert die Laſt der Arbeiten, macht, daß wir die Gefahren nicht ſcheuen und unter den Hinderniſſen unſrer Abſichten nicht zu früh ermatten. Ein heitrer Geiſt, ein froher Muth, ein geſelliges Herz, ſind gern Freunde der Geſundheit. Der Geſunde kann ſeiner Wohlfahrt und dem Glücke der Welt mehr nützen, tauſend Ungemächlichkeiten, unter denen der Kränkliche erliegt, gelaſſen ertragen, der Dürftigkeit durch Fleiß leicht entgehen, ſich eher die Geſchicklichkeiten ſeines Berufs erwerben und ſie erhöhen, und wenn er ſonſt nur die nöthigen Gaben und den guten Willen beſitzt, in allen Auftritten der Geſchäffte und des Lebens nützlicher und angenehmer ſeyn. Die Farbe der Geſundheit iſt die ſchönſte für das Geſicht beider Geſchlechter, empfiehlt ſich dem Auge, und erweckt das Zutrauen, daß man kein Sklave verwüſtender Leidenſchaften ſey. Aller Anſtand des Körpers, den die Kunſt lehret, wird durch die Geſundheit erhöhet; ſo wie der Mangel derſelben ſich in der matten und erſterbenden Miene, in zitternden Händen, in ängſtlichen Stellungen, in ſchlaffen Tritten dem Auge mißfällig macht. — Dem Geſunden, in ſo fern ſein Herz ruhig iſt, lacht die ganze Natur mit doppeltem Reize. Jeder Morgen, der ihn mit friſchen Kräften erweckt, zeigt ihm eine neue Sonne. Er kann unzählige Freuden des Lebens genießen, vor denen der eingeſchloßne Sieche zittert. Wäre der Geſunde auch der Aermſte und der Niedrigſte unter den Menſchen; ſo wartet doch überall ein kühlender Trunk, ein ſtärkendes Brodt, eine freye Luft, ein anmuthiges Feld, ein Vergnügen der Freundſchaft, oder der Liebe, der Geſprächigkeit, der Einbildungskraft, der Kunſt, auf ihn; und den mühſamſten Fleiß verſüßt ihm am Ende des Tages ein ſanfter Schlaf, der neue Kräfte in ſeine Nerven ergießt. Was ſind Ehre, Macht, Reichthümer, Umgang, bey dem Mangel der Geſundheit? Was für unbrauchbare Schätze ſind nicht in vielen Fällen die beſten Gaben des Geiſtes in einem kranken Körper! Und wir könnten noch zweifeln, ob wir für die Erhaltung unſrer Geſundheit wachen ſollten, da uns alles ihren Werth und ihren Einfluß in unſer und Andrer Glück verkündiget?

Die Mittel, ſeine Geſundheit zu erhalten, und ſie, wenn ſie wanket, zu befeſtigen, ſind durch Erfahrung und Aufmerkſamkeit auf ſich und Andre, leicht zu entdecken. Prüfe, lehret Sirach, was deinem Leibe geſund iſt, und ſiehe, was ihm ungeſund iſt, das gieb ihm nicht.*) Nicht der gelehrte Arzt ſo wohl, als die aufmerkſame Vernunft, unterrichtet uns ſchon, daß Mäßigkeit in Speiſen, Getränken und Vergnügungen, Arbeitſamkeit und Leibesbewegungen, die Beherrſchung ſtürmiſcher Leidenſchaften, ein heitres ſorgenfreyes Herz und eine gemeßne Ausruhung von unſern Geſchäfften die ſicherſte Nahrung der Geſundheit ſind.**)

Wenden wir dieſe Mittel gar nicht, oder nur ſelten und nachläſſig an: ſo iſt unſre Neigung für die Geſundheit zu ſchwach. Wenden wir dieſe Mittel ſorgfältiger an, als es ihre Abſicht erfordert; ſo iſt unſre Geſundheitsliebe zu groß. Die Probe von dem Uebermaaße dieſer Neigung iſt,

---

*) Sir. 37, 30.

**) Valetudo ſuſtentatur notitia ſui corporis et obſervatione, quae res aut prodeſſe ſoleant aut obeſſe; et continentia in victu omnique cultu, corporis tuendi cauſſa: et praetermittendis voluptatibus; poſtremo arte eorum, quorum ad ſcientiam haec pertinent. Cic. Offic. L. II. c. 24.

wenn ſie andern Neigungen, die auch zum Syſtem unſrer Wohlfahrt gehören, die Kraft oder gar das Leben entzieht. Aus Liebe für die Geſundheit ſeinen guten Namen lächerlich machen, ſeine Geſchäffte vernachläſſigen, ſeine Zeit mit einem unberufnen Leſen mediciniſcher Bücher, oder mit einem ganz überflüßigen Gebrauche der Brunnen und Bäder verbringen, iſt eine übertriebene und widerrechtliche Sorgfalt. So bald wir die Geſundheit allein um ihrer ſelbſt willen ſuchen: ſo verliert ſie ihren Werth und ihre ganze Würde, wie alle Güter dieſes Lebens. Sie iſt allerdings ein nothwendiges Mittel zum Glücke des Menſchen, aber nicht ſein ganzes Glück, nicht der wichtigſte Theil deſſelben. — Ferner, die Mittel zur Geſundheit zwar ſorgfältig anwenden, aber nicht aus Abſicht für die Geſundheit und für ihren Einfluß in das Leben, heißt nicht für ſeine Geſundheit vernünftig ſorgen; iſt keine Tugend. Man kann mäßig ſeyn, um ſeine Schönheit zu erhalten, und ſich vor heftigen Leidenſchaften hüten, weil man außerdem in luſtigen Geſellſchaften nicht gern geſehen ſeyn würde; man kann ſich bewegen, um mehr Geſchmack an der Tafel zu finden, und ſich in Arbeiten nicht übernehmen, weil man den Müßiggang liebet. So viel auch dieſes Verhalten zur Geſundheit zufällig beytragen kann; ſo würde es doch ungereimt ſeyn, ſich deswegen den Ruhm anzumaßen, daß man für ſeine Geſundheit geſorgt hätte.

Wofern es gewiß iſt, daß wir nicht leben, um zu eſſen, und nicht eſſen, um unſern Geſchmack und unſre Weichlichkeit zu kützeln: ſo wird der mäßig ſeyn, der ſich nicht mehr Nahrung erlaubt, als die Stärkung ſeines Körpers erfordert und der freye Gebrauch ſeines Geiſtes verſtattet. Dieſes Maaß lehrt uns die Erfahrung, oder unſre eigne Empfindung; und es wird allezeit ſicherer ſeyn, weniger, als mehr, zu genießen. Wer bey der Tafel bloß ſeinem Appetite und dem Rathe des Geſchmacks folget, der würde, wenn er auch nicht krank davon werden ſollte, ſich doch vergebens ſchmeicheln, mäßig gegeſſen zu haben. Die Mäßigkeit erfordert allezeit eine freywillige Einſchränkung. Nicht daran denken, ob man zu viel ißt oder trinkt, ſich nicht hüten, um nicht in das Uebermaaß zu fallen, ſich nichts verſagen, in der Meynung ſeine Kräfte dadurch deſto beſſer zu ſtärken, iſt keine Mäßigkeit.*) Keine Schmerzen von ſeinen Mahlzeiten empfinden, keinen unmittelbaren Verluſt ſeiner Geſundheit dadurch erleiden, ſind noch keine ſichern Kennzeichen der Mäßigkeit. Der Schaden des Uebermaaßes kann morgen, kann langſam, kann oft erſt im Alter kommen. Wenn unſer Körper ungeſchickter zur

---

*) Hanc ſanam et ſalubrem formam vitae tenere memento, ut corpori tantum indulgeas, quantum bonae valetudini ſatis eſt. Durius tractandum, ne animo male pareat. SEN.

Arbeit, unſre Seele träger und unwilliger zu ihren Verrichtungen durch unſre Nahrung gemacht wird: ſo iſt die größte Vermuthung vorhanden, daß wir unmäßig gegeſſen, oder ungeſunde Speiſen zu uns genommen, oder ohne Hunger gegeſſen haben. Das ſind gute Mahlzeiten, die noch den andern Tag darauf angenehm ſind; wie das die beſten Köche ſind, die Leonidas, der Hofmeiſter des Alexanders, ihm anpries: „Zur guten Mittagsmahlzeit ein Spaziergang am frühen Morgen, zur guten Abendmahlzeit eine mäßige Mittagsmahlzeit.“ *) So wie gewiſſe Speiſen weniger ſchädlich ſind, als andre; ſo kann auch eine an und für ſich geſunde Nahrung doch der beſondern Beſchaffenheit unſrer Körper und Lebensart weniger zuträglich ſeyn. Die für uns geſündern Speiſen den wohlſchmeckendern nachſetzen, oder gar keine Wahl treffen wollen, ſtreitet wider die Geſetze der Geſundheit. Sich an warme und hitzige Getränke gewöhnen, weil ſie uns auf einige Zeit zur Arbeit munter und lebhaft machen, iſt eine heimliche Untergrabung ſeiner Geſundheit, weil wir die Nerven dadurch zu oft reizen und endlich ſchlaff machen.

Es gehört alſo zur Mäßigkeit auch die Bemühung, alles das kennen zu lernen, was der Geſundheit leicht ſchaden kann, und nicht zu warten, bis die

---

*) Ad prandium iter antelucanum, ad coenam frugale prandium.

die Enthaltung eine Nothwendigkeit, oder ein unfruchtbares Mittel geworden iſt. Dieſe Sorgfalt erſtrecket ſich auch auf den Schlaf und alle Vergnügungen, die unſre Sinne rühren, vornehmlich auf die Keuſchheit, als eine Tugend, die man auch dem Körper ſchuldig iſt. *)

Regeln der Geſundheit. Die allgemeinen Regeln, ſeine Geſundheit zu erhalten, ſie, wenn ſie wanket, zu befeſtigen, oder doch ihren größern Verluſt zu verhüten, lehret uns, wie ich ſchon erinnert, die Erfahrung und Aufmerkſamkeit. Ich bin ſeit vielen Jahren genöthiget geweſen, auf dieſe Regel aufmerkſam zu ſeyn; ich habe alſo ein deſto größer Recht, Ihnen die vornehmſten vorzutragen; bey denen ich, um zuverläſſiger und weniger trocken zu reden, des Engliſchen Arztes Armſtrongs **) ſehr ſchönes Lehrgedichte von dieſer

---

*) S. die ganze Pflicht des Menſchen, (Neue Ausg.) S. 164. und überhaupt das ganze 2te Capitel von den Pflichten gegen uns ſelbſt, beſonders von 279=294. Man findet in dieſer trefflichen Abhandlung alles beyſammen, die Gründe der Vernunft und der Religion für dieſe Tugenden und wider ihre entgegengeſetzten Laſter, nebſt den Mitteln der Vernunft und des Chriſtenthums, jene zu befördern, dieſe zu hindern und zu erſticken. **Anmerk. des Verfaſſers.**

) Armſtrong's Art of preſerving Health. Es verdienen auch davon die lehrreichen Blätter von der Diät, die in dem Arzte des Herrn D. Unzers, beſonders in dem erſten und andern Bande enthalten ſind, nachgeleſen zu werden. **Anm. des Verf.

Materie nützen will. Die ganze Diät bezieht ſich auf unſer Verhalten in Anſehung der Luft, der Speiſen, der Getränke, des Schlafs, der Leibesbewegung und der Leidenſchaften.

Die Luft. Die Luft, der unentbehrliche Hauch unſers Lebens, iſt eine Quelle ſo wol der Geſundheit als tauſendfacher Krankheiten.

Nichts iſt der Geſundheit ſchädlicher, als eine eingeſchloßne, faulende Luft, die ſchon in hundert Lungen angeſteckt werden. — Die beiden äußerſten Eigenſchaften der Luft, allzufeucht und allzutrocken, verderben unſre Lunge. — Athme alſo, ſo viel es bey dir ſteht, friſche freye Luft, nicht die Luft volkreicher dumpfichter Städte, nicht ſumpfichter Gegenden; ſondern Luft des freyen Landes, der Berge, nicht Luft, von ſchlammichten Bächen verunreiniget.

Oeffne dein Zimmer vornehmlich in der wärmern Jahrszeit der heitern Morgenluft, der Kühlung des Abends, und laß deine geraume Schlafſtäte durch freyen Aether zum Garten, nicht gleich dem melancholiſchen Alcofen, zum finſtern ſtockenden Kerker, nicht zum Behältniſſe der Dünſte, werden. Kühle es im Sommer durch Waſſer und Eſſig ab, wenn es die Luft nicht genug durchſtreichen kann. — Unſer Schlaf, die Quelle neuer Kräfte, will beides, die allzugroße Wärme und allzugroße Kälte der Luft, entfernet wiſſen. Vergrabe dich nicht in erhitzende Betten. Die härtere Matratze, der elaſtiſche Pfühl müſſe dich einſchläfern. Dein leicht bedecktes Haupt und die wärmern Füße werden deinen Schlaf begünſtigen, dich frey, heiter und ohne Hitze erwachen laſſen. —

Die beſte Luft zu genießen, müſſe dich der Frühlings- oder Sommermorgen nicht im Bette überleben. Dieſe Stunde hat nicht allein das Gold der Arbeit, ſondern auch der Geſundheit im Munde.

Die heiſſen Zimmer des Winters mäßige, und erſchrick nicht über die kleine Oeffnung im Fenſter. Die Kälte, die herein dringt, tödtet dich nicht; aber die Hitze deines Zimmers, die dir ſo wohl thut, entkräftet dich und kocht deine beſſern Säfte aus. Bedecke dich lieber mit Kleidern; und ſcheue wohlbedeckt die Kälte nicht; auch ſie iſt Balſam.

Plötzlich aus der Kälte in die Hitze, aus der Hitze in die Kälte, halte für gleich ſchädlich; und ganz gewöhne deinen Körper weder an dieſe, noch an jene.

Zu leichte Kleider im Sommer halten die Hitze nicht ab, ſie vermehren ſie; und vom Schweiße durchdrungen wird das ſeidne Gewand im kühlen Abende die Oeffnungen der Ausduftung verſchließen und das Fieber dir zuführen.

Sey reinlich! eine Tugend, die der Wohlſtand und die Geſellſchaft empfiehlt; aber eben ſo ſehr die Geſundheit. Entziehe dem Körper den, ihn übertünchenden Staub und den leimichten Schweiß durch Bäder und reine friſche Wäſche, und vermeide alles, was ſeinen äußerlichen Theilen Fäulniß und Schärfe bringt; ſie zieht ſich in die Säfte. Lies die Schrift des deutſchen Hippokrates, eines Arztes, der ehedem das Orakel der Kranken und die Freude der Geſunden, und die Ehre unſrer Akademie war, die Schrift eines Platners, de morbis ex immunditie.

Diät im Eſſen und Getränke.

Aus Mangel der Gewohnheit ſchadet oft die beſte Nahrung. Gewöhne dich alſo, wenn du geſund biſt, an alles, und gehe ſtufenweiſe fort, und halte Maaß; die höchſte Regel! — Die einfachen Speiſen, die dir Erde, Luft und Waſſer anbieten, ſchaden am wenigſten — Das junge und nicht gemäſtete, ſondern auf ſeiner freyen Weide ſich wohlhabende Thier nährt am zuträglichſten; und das freye Reh wird dich nicht mit melancholiſchem Blute anſtecken.

Ermüde dich nie durch lange Mahlzeiten; ſättige dich nicht mit Leckereyen und den Künſten der mördriſchen Köche. Die Speiſe, die allein genommen, die geſündeſte iſt, wird durch die mannichfaltige Miſchung mit andern zum Gifte, und gährt unter der Hitze des fremden Gewürzes zu einem ſcharfen brauſenden Moſte von Säften. „Welch eine Menge von Dingen, die durch Eine Kehle gehen ſollen, miſchet die Schwelgerey, die deswegen Erde und Meer plündert, durcheinander!

„der! — O Himmel, wie viel Becker und Köche „beſchäfftiget ein einziger Magen!“ *) So denke oft mit dem Seneca, und ſchäme dich, leckerhaft zu ſeyn.

Iß, wenn dich hungert, und warte nicht, bis der Hunger ein Tyrann wird. — Gieb auf deinen Körper, auf deine Gewohnheit und Erziehung, auf deine Lebensart, auf die Jahrszeiten bey der Wahl und der Menge deiner Nahrung Acht. — Jſt dein Magen ſchlaff, ſo meide alles, was die ſchlaffe Spannung noch ſchlaffer machet; die fetten Schüſſeln und die in die Galle eilenden Oele. — Keine heilſame Speiſe ſchickt ſich gleich gut für alle. Das harte Nahrungsmittel, das im Rauche getrocknete Fleiſch, das im Salpeter erhaltne Rind, der gedörrte Fiſch wird den ſtarken Magen des arbeitenden Landmanns nicht beläſtigen; aber gieb ihm zarte Speiſen, Künſte der Mundköche, und er wird in wenig Wochen zu ſeiner Arbeit keine Kräfte mehr haben. So gieb dem ſchwachen Magen harte Nahrungsmittel und volle Schüſſeln; und du wirſt ihn noch mehr ſchwächen.

Die haſtige Sättigung eines zu großen Hungers iſt die Mutter vieler Fieber; und das Faſten eines Magens, den nur ein kaltſinniger Appetit ruft, wird Geſundheit. Erjage dir, um deſto

beſſer

---

*) Vide, quantum rerum, per unam gulam tranſiturarum, permiſceat luxuria, terrarum marisque vaſtatrix. — Dii boni, quantum hominum piſtorum coquorumque unus venter exercet! SEN. ep. 95.

beſſer zu ſpeiſen, mit dem Sokrates den Hunger durch Spatziergehen.

Der Frühling, der Sommer, der Herbſt, bieten dir ihre balſamiſchen Pflanzen und Gartenfrüchte zur Erfriſchung und Stärke dar. Wie viel heilſame Kräuter verachtet unſer verwöhnter Gaumen! Ein jeder Monat im Sommer bringt die Frucht zur Reife, die dir am dienlichſten iſt. Genieße ſie mäßig; ſie iſt Arzney der Natur.

Milch, ein balſamiſches Nahrungsmittel. Das Land ſchenke ſie dir, als Süßigkeit, oder als einen heilſamen Eſſig. Beſonders ſtärke der erquickende Trank einer reinen friſchen Quelle, entlediget von fremden Theilen, deine Geſundheit und ſtähle deine Nerven.

Der Wein ſey nie das gewöhnliche Getränke des noch zarten Jünglings. Er ſtärke, zu Zeiten genoſſen, den Mann, belebe den Greis, erquicke den Matten, und vermehre im harten Winter die natürliche Wärme, als Arzney. Wohlthätiger Trank, nie müſſe dich die Unmäßigkeit in Gift verwandeln!

Fliehe die vielen warmen Getränke unſers weichlichen Jahrhunderts; das tägliche Getränke ausländiſcher Pflanzen, die wir für viele Koſten über entlegene Meere herbeyholen, unſern Magen zu ſchwächen. Unſre Vorväter kannten dieſe Getränke nicht, und mit ihnen auch viele Krankheiten nicht.

Bewegung. Arbeite und ſey ſtark! Fange mit leichter Bewegung an, und ſteige ſtufenweiſe.

Auf einmal aus der Ruhe in große Bewegung, ſo ſchadeſt du der Geſundheit. — Folge in der Bewegung deinem Geſchmacke; Arbeit, die wir haſſen, ermüdet bald. — Bewegung in heitrer freyer Luft iſt heilſamer, als in den eingeſchloßnen Zimmern. Durchſtreiche am kühlen Morgen oder Abende der wärmern Jahrszeiten die Felder, und erfreue dein Auge, und erfülle deine Einbildungskraft mit den Gegenſtänden der Natur. Die Bewegung, die dein Herz aufheitert, iſt doppelte Arzney. — Steige auf die Berge und laß dich von geſunden Kräutern umduften und vom reinen Aether ſtärken. — Beſteige das Roß, aber mit Vorſichtigkeit, nicht auf Koſten deiner Geſundheit und vielleicht deines Lebens, nicht mit jugendlicher Tollkühnheit; ermüde das Wild, baue den Garten. — Allein vergiß auch nicht der Regel des Seneca:*) „Die Leibesübungen müſſen leicht „und kurz ſeyn, ſie müſſen dem Körper bald eine „Erholung verſchaffen, und der Zeit ſchonen, de„ren Koſtbarkeit man vornehmlich bedenken muß.“ Eile nicht heiß in die Kälte, nicht kalt in die Hitze. Wie dein Körper im zehrenden Winter kräftigere Speiſen und Getränke fordert: ſo fordert er auch ſtärkere Bewegung. Bilde den folgſamen Leib nach dem Himmelsſtriche, den du bewohneſt, und lerne die Kunſt, das zu ertragen, was du nicht vermeiden kannſt. — Fliehe vor der Arzney in geſunden Tagen. Alles was über ſeine natürliche Geſchwindigkeit das Blut forttreibt, zu viel Uebung und Bewegung des Leibes, der öftere Trunk, ſtarke geſalzene Speiſen, dieſes treibt auch das Leben fort.

---

*) Sint exercitationes faciles et breves, quae corpus et ſine mora laxent et tempori parcant, cujus praecipua ratio eſt habenda. SEN.

Leidenſchaften.

Und endlich, liebſt du deine Geſundheit, dein Leben: ſo fliehe den Aufruhr der Leidenſchaften. Der Zorn, die Liebe, die Furcht, ſelbſt die heftige Freude, das Feuer der Ehrbegierde, der Rache, des Neides, hat viele in Krankheiten und in das Grab geſtürzet, die lange das Leben genießen ſollten. — Glaube nicht, was dir nicht unmittelbar ſchadet, was du bey den Kräften der Jugend nicht fühleſt, werde dir nie ſchaden, werdeſt du niemals fühlen. Es giebt eine langſame und eine geſchwinde Strafe; und oft beſeufzet erſt der Mann die Sorgloſigkeit des Jünglings zu ſpät.

Fliehe alſo die Unmäßigkeit der Tafel; den Trunk, den ſchrecklichen Feind der Tugend und des Lebens; fliehe den jugendlichen Leichtſinn und die Tollkühnheit; fliehe den ſchmeichleriſchen aber tödtlichen Feind, die Wolluſt, fliehe ihn Jüngling, und ſey ſtark und geſund, und werde alt mit gutem Gewiſſen vor Gott und den Menſchen!

Zwölfte Vorleſung.

Von den Fehlern, welche der vernünftigen Sorge für die Geſundheit des Leibes entgegen ſtehen, desgleichen von der Sorgfalt, einen feſten und dauerhaften Körper zu erlangen.

Zu wenig Geſundheitsſorge.

Meine Herren, man kann bey der Pflicht der Geſundheit, von der wir in der letzten Vorleſung geſprochen haben, leicht zu wenig, oder auch zu viel thun. Laſſen Sie uns dieſen zwiefachen Fehler noch in einem doppelten Gemälde betrachten und zu unſrer eigenen Belehrung anwenden.

Sejus, ein Gelehrter, den der Reiz der Wiſſenſchaften bezaubert, vergräbt ſich in ſeine Bücher und mag es nicht fühlen, daß er ſeine Kräfte durch ein angeſtrengtes Nachſinnen und den Mangel der Erholung zu geſchwind verzehret. Er iſſet wenig und glaubt, durch die Mäßigkeit für ſeine Geſundheit hinlänglich zu ſorgen; aber er bringt keinen freyen Geiſt zu ſeinen Mahlzeiten. Sie ſind keine Erholungen für ihn; er denkt, indem er an der Tafel ſitzt, eben die gelehrten Zweifel, die er in ſeiner Studirſtube dachte. Weis Sejus nicht, daß die Anſtrengung der Nerven die geſunde Verdauung hindert; oder konnte er dieſes nicht leicht wiſſen? Warum macht er bey Tiſche keinen Stillſtand mit ſeiner ſonſt löblichen Wißbegierde? Sejus ſorgt für ſeine Geſundheit durch Bewegung. Er erſchüttert ſeinen Körper in der erſten Stunde nach der Mahlzeit; denn in dieſer Stunde kann er am wenigſten arbeiten. Er meynt es gut, und in der That liebt er ſeine Geſundheit zu wenig; denn er mag es nicht glauben, daß die Bewegung vier oder fünf Stunden nach der Mahlzeit der Geſundheit ſehr zuträglich, und kurz darnach hingegen ſchädlich iſt. Er flieht von ſeiner Holzſäge, oder von ſeiner Billardtafel warm zu ſeinen Büchern und ſtudiret. Er wird heiter, wenn er ein warmes fremdes Getränke zu ſich nimmt, er genießt es zwo und drey Stunden nach einander, ſich zu ſtärken, hält genau über ſein gewöhnliches Maaß und ſchmeichelt ſich, daß er die Diät dabey beobachte und zu der Zeit für ſeine Geſundheit ſorge, da er nur für ſeine Munterkeit ſorgt. Er ſetzt dieſe Lebensart viele Jahre fort und glaubt, weil er nicht ſo gleich davon krank wird, um deſto mehr, daß er ſeiner Geſundheit ſchone. Und ſelbſt dieſe ſeine ſo verkehrte Sorge für ſeine Geſundheit: was hat ſie zur Abſicht? Sorgt er darum für ſie, weil ſie ein göttliches Geſchenk iſt? Nein, ſondern weil ſie ein Mittel iſt, ſeine gelehrte Wolluſt deſto beſſer zu befriedigen. Könnte Sejus bey kränklichem Körper noch tiefſinnigere Bücher der Welt zur Bewunderung vorlegen: ſo würde er die Geſundheit wenig achten.

Er ſchläft ſechs bis ſieben Stunden, nachdem er bis zur Mitternacht ſeine Geiſter im Leſen erſchöpft, und glaubt, ſeinen Schlaf der Geſundheit gemäß eingerichtet zu haben, weil er wieder an ſeine Arbeit gehen kann. Aber warum glaubt er nicht, daß der Schlaf vor Mitternacht zuträglicher ſey? Warum will er nicht über eine Gewohnheit durch Zwang ſiegen, da ſie ohne Zwang nicht kann verdränget werden? Doch er fühlt ja keine Beſchwerungen; er kann früh wieder denken. Indeſſen verkündigen ihm die Bläſſe ſeines Geſichts, ſeine eingefallenen Schläfe, ein mattes Auge, eine zitternde Hand, die heimliche Abnahme ſeiner Kräfte; warum hört er dieſe Warnungen nicht? Könnte er ſeine Hitze des Studirens nicht mäßigen, oder giebt es keine richtigere Diät? Der Arzt droht ihm Krankheiten. Sejus weiſet ihn dadurch zurück, daß er für ſein Amt arbeiten müſſe; eigentlich aber arbeitet er für ſeinen Ehrgeiz. Indeſſen thut ſich Sejus in einzelnen Fällen einige Gewalt an, und glaubt, daß er nunmehr beſſer für ſeine Geſundheit ſorge. Er ſtudiret des Tags eine Stunde weniger und will ſich bey einem Glaſe Wein erholen. Er trinkt oder diſputiret mit ſich oder ſeinen Freunden. Er höret eine Muſik, und anſtatt ſie in ſeine Empfindungen eindringen zu laſſen, denkt er metaphyſiſch an die Natur der Muſik, oder an ihre Beſchaffenheit bey den Alten. Er geht oder fährt ſpatzieren, genießt weder das Vergnügen der Geſellſchaft noch die Freuden der Gegend; er iſt mit ſeinem Geiſte bey ſeinem Manuſcripte, und füllt die Lücken aus; macht Verbeſſerungen, oder entwirft einen neuen Plan. Sejus kömmt alſo von ſeinen Erholungen immer mit eben der Gemüthsverfaſſung zurück, die er bey ſeinen Büchern gehabt. Kann er ſich einbilden, daß er für ſeine Geſundheit ſich bewegt habe? Seine überwiegende Neigung nach Wiſſenſchaft regiert ihn allenthalben, und ſeine Geſundheit wird, bey allem äußerlichen Anſcheine ſeiner Sorgfalt für ſie, nicht ſtärker oder dauerhafter. Der Zwang, den er ſich anthut, iſt eine verkleidete Begierde nach Wiſſenſchaft; und die Arzneyen, die er zu ſich nimmt, giebt er ſeinem Körper, damit er ſeinen Ehrgeiz unterſtützen, nicht, damit er ihn geſchickt machen ſoll, der Welt nach dem göttlichen Befehle deſto beſſer und länger zu dienen.

Sejus verwüſtet durch ſeine Leidenſchaft eines gelehrten Ehrgeizes heimlich ſeine Geſundheit. Er zittert vor jedem auch ungegründeten Tadel. Ein mißlungnes Lob tritt bey ihm ins Blut und ſtöret den Hunger bey der Mahlzeit. Man hat ihm Fehler in den Journalen vorgerückt, und ihn mit Bitterkeit, auch mit Unrecht getadelt. Schon bringt er die erſte Nacht ſchlaflos zu, und ſein Puls ſchlägt gleich dem Pulſe des Fiebers. Um ſeine Unſchuld zu retten, ſetzet er ſich am dritten Tage nieder und arbeitet mit ſolcher Hitze an ſeiner Vertheidigung, daß er darüber in ein Fieber verfällt. Er glaubt, daß er ſeiner Geſundheit ohne ſeine Schuld geſchadet;

det; und er konnte es doch wiſſen, daß er ihr ſchaden würde. Er glaubt, ſein guter Name ſey mehr als die Geſundheit; und es iſt erſt die Frage, ob ſein Ruhm bey Vernünftigen jemals durch dieſen Tadel gelitten, und ob ſeine Rechtfertigung die Unbilligen überzeugen, oder ihm nicht vielmehr neue Feinde erwecken werde? War die verſcherzte Geſundheit alſo ein gerechtes Opfer? Oder iſt die Wiederherſtellung derſelben weniger ungewiß, als die Wiederherſtellung ſeiner eingebildeten Ehre? Hängt an den Krankheiten der Tod, ſo hat er das Leben, das größte Gut, für ſeine Ehre gewagt. Iſt dieſes vernünftiger, als ſeinen guten Namen durch das Duell retten wollen?

Sejus erſtickt durch ſeinen unabläſſigen und nagenden Fleiß den guten frohen Muth, und verſtopft alſo eine Quelle der Geſundheit. Er iſt eigenſinnig und findet täglich zum Zorne Gelegenheit, bedauert ſeine ſchnellen Aufwallungen und ſucht ſeine Geſundheit, wie er glaubt, durch niederſchlagende Pulver in Sicherheit zu ſetzen. — Er läßt ſeine Zimmer, wo er ſtudiret und ſchläft, ſelten reinigen, daß nicht Unordnung entſtehe, und duldet lieber den erſtickenden Staub und die träge faulende Luft der verſchloßnen Studirſtube. Er ſchläft nicht zu viel, und ſchläft doch im warmen Zimmer und in erhitzenden Betten; denn er iſt weichlich. Er iſſet gern harte Speiſen und glaubt für ſeine Geſundheit genug zu thun, daß er nicht übermäßig davon iſſet. — Sejus liebt ſeine Geſundſundheit zu wenig, nur bis auf einen Punkt; er liebt ſie ſeiner Hauptneigung wegen, und verderbt ſie doch durch dieſelbe.

Uebertriebne Sorgfalt für die Geſundheit.

Iris begeht den entgegen geſetzten Fehler. Sie fürchtet ſich ſo vor der Krankheit und dem Tode, daß ſie täglich zur Apotheke ihre Zuflucht nimmt. — Sie denkt und redet nichts, als Diät, und fällt aus Furcht, ſich zu ſchaden, neuen Uebeln in die Hände. Sich nicht zu erkälten, flieht ſie die geſunde Luft; und um einen unnöthigen Schweiß abzuwarten, entkräftet ſie ſich den Vormittag in heißen Zimmern und ſchwächt die Nerven durch warme Getränke. — Sie raubt ſich den Appetit durch zu viele Mittel ihn bey ſich zu erregen, und macht durch unzeitige Arzneyen ſich ſelber krank, indem ſie Krankheiten zuvorkommen will. — Die Bewegung hält ſie für nöthig; aber man kann ſich, ſo denkt ſie, leicht zu ſehr bewegen, und mein Körper iſt zart und mein Blut bald in Wallung gebracht. Sie unternimmt alſo jede Bewegung mit Furcht, wird niemals frey im Gemüthe, und fühlt, daß ſie ſich durch die Bewegung Beſchwerungen zuzieht; und eigentlich ſchadet ihr nur ihre übertriebene Furcht. — Es fehlet ihr ſtets etwas, weil ſie glaubt, daß ihr etwas ſchaden könne. Sie verſagt ſich die unſchuldigſten Vergnügungen, weil ſie beſorgt, daß ſie ihrer Geſundheit nachtheilig ſeyn möchten. Um nicht krank zu werden, entzieht ſie ſich manche geſunde Speiſe, und wählet dafür ſolche, die am erſten ſcharfe oder faulende Säfte verurſachen. Jede Krankheit ihrer Nachbarn ſtürzt ſie in neue Sorgen, und jede Leiche in Angſt des Todes. So leidet ſie durch die Furcht vor den Uebeln faſt eben das, was ſie von den Uebeln ſelbſt leiden würde, vor denen ſie ſich ſo ängſtlich zu verwahren ſucht. Wie elend iſt Iris! Wie verächtlich auf der Seite des bürgerlichen Lebens! Wird ſie eine vernünftige Gattinn, eine ſorgfältige Mutter, eine zärtliche und hülfreiche Freundinn ſeyn? Wie viel Pflichten wird ſie aus Furcht, zu ſterben, unterlaſſen! Und alſo will ſie leben, bloß um zu leben? Welche unwürdige Abſicht! Und wie unglücklich wird ſie nicht dadurch! Sie verliert die größten Pflichten des Herzens, die aus der Thätigkeit und der Erfüllung der geſellſchaftlichen Pflichten entſpringen. Sie raubt ſich Achtung, Liebe, Vertrauen. Sie raubt ſich die beiden koſtbarſten Güter des Lebens, die Ruhe der Seele, und zugleich die Geſundheit des Leibes durch übermäßige Sorgfalt für die Geſundheit. Armſelige Iris!

So groß übrigens die Pflicht auch iſt, für ſeine Erhaltung vernünftig zu wachen: ſo müſſen wir doch nicht vergeſſen, daß die Geſundheit, bey aller unſrer Vorſichtigkeit, eben ſo wie die übrigen Güter, nie ganz in unſrer Gewalt ſtehe.

Feſtigkeit des Körpers.

Gleichfalls kann man geſund ſeyn, ohne darum einen feſten und dauerhaften Körper zu haben; aber dieſe Feſtigkeit deſſelben iſt ſelbſt eine Stütze der Geſundheit und oft eine nothwendige Eigenſchaft zu den Geſchäfften des Lebens; daher iſt die Sorge für ihre Erlangung und Bewahrung auch eine Pflicht. Niemand weis mit Gewißheit, wozu er in der Welt berufen ſey, ob ihn nicht ſein Stand nöthigen werde, harte und ermüdende Arbeiten zu übernehmen, ſich der Gewalt der Witterung, der Wärme und Kälte auszuſetzen, ſchwere Reiſen zu thun und ihre Unbequemlichkeiten zu ertragen, im Felde zu dienen und oft mit dem Hunger und Durſte, mit dem Schlafe und dem Ungemache des Wetters zugleich zu ſtreiten. Da dieſes Niemand ſicher weis, da viele Geſchäffte ohne einen dauerhaften Körper gar nicht, viele nicht glücklich genug beſorgt werden können; da Niemand von den Beſchwerlichkeiten des Lebens frey bleiben kann: ſo haben wir einen feſten und abgehärteten Körper für ein Glück, die Weichlichkeit deſſelben hingegen für ein Unglück zu achten. Wir ſind daher beſonders in der Jugend verbunden, dieſe Weichlichkeit zu fliehen. Dieſes geſchieht, wenn wir uns die Vergnügungen und Gemächlichkeiten des Lebens nicht nothwendig machen, uns nicht ängſtlich an beſondre Speiſen und Getränke gewöhnen, ſtufenweiſe unſern Hunger mit allen, auch harten, Speiſen ſtillen, und unſern Durſt am liebſten mit Waſſer löſchen, den Körper weder zu warm noch zu leicht bekleiden, vor der rauhen Luft nicht zitternd fliehen, und auch im heißen Sommer uns anſtrengen lernen. Alle Leibesübungen härten den Körper und machen ihn unſer. Dieſes wußten die Alten, und ihre Kinder bekamen eine eben ſo dauerhafte Leibesbeſchaffenheit, als ſie ſelbſt hatten. Sich an keine Stunde ſklaviſch binden und zuweilen von der Ordnung glücklich abweichen; den Schlaf unterbrechen, ſo ſüß er uns auch ſeyn mag; frühzeitig auch auf einem harten Lager ſanft ſchlafen lernen; oft ſein eigner Bedienter ſeyn, auch wenn wir zehen derſelben um uns haben; kleine Reiſen zu Fuße thun, auch wenn wir fahren könnten; ſich frühzeitig an friſche Bäder gewöhnen; alles dieſes mit Vorſicht und von den erſten Jahren an gewagt, befördert die Stärke und Dauerhaftigkeit des Körpers. Warum übertrifft uns der Landmann an dieſen glücklichen Eigenſchaften, als weil er ohne Verzärtelung in Bewegung und freyer Luft, bey einfältigen und leicht zu habenden Speiſen, ohne warme oder hitzige Getränke erzogen und als ein Kind ſchon dauerhaft und arbeitſam geworden iſt? — Wer die Feſtigkeit ſeines Körpers fühlt, wird den Gefahren beſſer trotzen; und Gefahren ſtehen uns oft bevor. Wer hart gewöhnt iſt, wird die Beſchwerlichkeiten des Mangels und der Armuth gelaßner ertragen; und Niemand weis ſein künftiges Schickſal. Er wird weniger Krankheiten unterworfen ſeyn, wenn er die Veränderung der Luft, der Speiſen und des Getränkes, des Landes und des Waſſers, wenig an ſeinem Körper fühlt. Und ſo wahr es iſt, daß durch eine Bewegung und Anſtrengung ohne Raſt, unſer

Körper, gleich dem Eiſen, abgerieben wird: ſo wahr iſt es auch, daß die Unthätigkeit hingegen die Stärke unſers Körpers verzehrt, wie der Roſt das Eiſen. Ein hart gewöhnter Mann wird in den Geſchäfften des Körpers, ohne bald zu ermüden, ausdauern; und wie viele Verrichtungen des Geiſtes finden ſich, die eben deswegen nicht glücken, oder uns bald zur Laſt werden, weil unſer Körper das Stehen, oder Sitzen, oder die Bewegung nicht lange aushalten kann! Ein geſunder aber weichlicher Leib iſt alſo unſerm Glücke in der Welt, unſerm Amte und Stande, unſrer Gelaſſenheit im Unfalle, oft zuwider; daher ſind wir verbunden, unſern Körper nicht zu verzärteln. Wie viele Pflichten der Liebe, der Freundſchaft und des äußerlichen Berufs können uns zur Laſt werden, bloß weil wir einen zu zärtlichen Körper haben! Der Geiſtliche wird in dem warmen Zimmer des Kranken zittern; und die Wallung ſeines Blutes, die er zu ſehr fühlt, wird ihn in dem Eifer ſeines Amtes hindern, oder ihn nöthigen, den Kranken eher zu verlaſſen, als er thun ſollte. Der Freund, der die geringſte Gemächlichkeit ſich nothwendig gemacht hat, wird es für einen Raub an ſich ſelbſt halten, wenn er ſie mit ſeinem Freunde theilen, und, weil er auf drey Betten und nicht anders zu ſchlafen gewohnet iſt, ihm Eins abtreten ſoll. Die verzärtelte Hausfrau, die den Anblick des Kranken kaum ertragen kann, wie wird ſie, ſo gut geſinnt ihr Herz iſt, die Pflichten des Beyſtandes und der Wartung gegen einen kranken Gemahl, gegen ein leidendes Kind, gegen eine ſterbende Freundinn, die ihren Troſt itzt wünſchet, beobachten können? Sie kann ohne Kopfweh ſich nicht zwo Stunden von ihrem ordentlichen Schlafe entziehen; und ſie ſollte das Elend der Ihrigen eine ganze lange Nacht durch Wachen erleichtern? Sie will es thun, und ſie fällt ſelbſt krank darnieder; denn ſo geſund ſie iſt, ſo iſt ſie es doch nur in derſelben Ordnung, an die ſie ſich von Jugend auf ängſtlich und zärtlich gebunden hat. — Cleon befindet ſich übel, ſo bald er ſeinen gewöhnlichen Schweiß nicht früh im Bette abwarten kann; und ob er gleich weder den Schlaf noch das weiche Bette liebt, ſo hat er ſich doch dieß durch eine lange Gewohnheit unentbehrlich gemacht. So oft ihn ſein Amt nöthiget, dieſe eigenſinnige Diät zu verſäumen: ſo iſt er den Tag über träge und verdroſſen, und ſo gern er ſonſt arbeitet, zur Arbeit ungeſchickt. Er ſoll itzt einen Rath ertheilen, und ſein Haupt iſt mit Dünſten beſchweret. Er ſieht itzt nichts, ſo ſcharfſinnig er ſonſt iſt; denn ſein Verſtand leidet von ſeinem Körper. Aber gleichwohl ſoll der Rath ſchnell ertheilet werden und iſt mit großen Folgen verknüpft. Warum machte ſich Cleon zum Sklaven einer ſolchen Diät? — Dorant dienet gern, aber er iſt nicht geſund, wenn er ſich des Tags nicht zwo feſtgeſetzte Stunden bewegt. Er ſoll in dieſen Stunden einen Fremden mit Höflichkeit aufnehmen; aber er gähnt und weis keine Worte zu finden: denn ſein Körper, der itzt bewegt ſeyn will, feſſelt ihn. Der Fremde hat viel von Dorants Höflichkeit gehört und ſieht itzt einen gezwungenen Mann vor ſich. Er kam, um ihm ein Glück anzubieten; aber er mißfällt ihm; und Dorant verliert anſehnliche Vortheile nicht durch die Schuld ſeines Charakters, ſondern weil es die Stunde iſt, an die er ſich zu knechtiſch gebunden hat. — Der junge Ariſt beſitzt alle Geſchicklichkeiten, ſein Glück zu machen. Er verſteht die Sprachen, die Geſchichte und Rechte, und tritt als Sekretair in die Dienſte eines großen Miniſters, der mit ſeinen Gaben und guten Sitten gleich ſehr zufrieden iſt. Aber Ariſt iſt von ſeinem Vater ſehr zärtlich erzogen, ob gleich ſehr mäßig. Ariſt iſt geſund, ſo lange er in ſeiner methodiſchen Einrichtung bleibt. Itzt wird er von ſeinem Gönner in geheimen Verrichtungen auf etliche Wochen verſchickt. Er hat bequemes Reiſegeräthe; allein er muß vierzig Meilen, und Tag und Nacht reiſen. In der andern Nacht hat er ſchon Flüſſe, und iſt entkräftet. Sein Wein geht ihm aus. In der That trinkt er nur zwey Gläſer ſeit vielen Jahren her. Er findet einen Tag keinen Wein; und ſchon verliert er den Appetit, und leidet am Magen. Den dritten Tag fällt naſſes und rauhes Wetter ein, und Ariſt kann die rauhe Luft nicht vertragen. Er kömmt mit einem Fieber an den fremden Hof; doch durch Ruhe erholt er ſich bald wieder und richtet ſeine

Geſchäffte vortrefflich aus. Nach etlichen Wochen reiſet er zurück und kömmt kraftlos und mit einem neuen Fieber bey ſeinem Miniſter an. Seine Sprachen, ſein offner Verſtand ſeine feine Lebensart, ſeine gefällige Miene und ein geſitteter Anſtand beſtimmen ihn zu Geſchäfften in der großen Welt. Seine Treue und Sorgſamkeit gleichen ſeinen Geſchicklichkeiten. Der Miniſter will ihn ferner verſchicken und arbeitet an ſeinem Glücke. Aber Ariſt zittert. Sein Körper kann die Beſchwerlichkeiten der Witterung und den Mangel gewohnter Bequemlichkeiten nicht erdulden. Er denkt an ſeine beiden Fieber, bittet um ſeine Erlaſſung, und wird ein Stadtſchreiber in dem nächſten Städtchen; er, der aller Wahrſcheinlichkeit nach zu einem Geſandſchaftsrathe gebohren war, der ſich um ſein Vaterland und die Wohlfahrt ſeiner Familie außerordentlich hätte verdient machen und tauſendmal nützlicher reiſen können, als Andre, wenn nur ſein Körper nicht wäre verzärtelt worden; denn geſund war er, und er würde dauerhaft geweſen ſeyn, wenn es Ariſt bey Zeiten gewagt hätte, ihn aus einer trägen Gemächlichkeit zu ziehen und ihm Beſchwerlichkeiten mit Vernunft zuzumuthen.

Auf dieſe Weiſe läßt es ſich leicht einſehen, daß Dauerhaftigkeit, in ſo weit ſie durch Bewegung, Verſuche und ſtufenweiſe Abweichung von einer gewohnten Lebensart erlanget wird, eine große Pflicht ſey, und daß man ſie durch Abſicht eben ſo wohl zur Tugend machen könne, als die Sorge für die Geſundheit ſelbſt. Denn ohne die gehörige höhere Abſicht, (laſſen Sie uns dieſes nie vergeſſen, meine Herren,) ohne die gehörige höhere Abſicht iſt die beſte That, die für ſich noch ſo gut und nützlich iſt, keine Tugend für uns; und weder die Ausübung der größern noch der kleinern Pflichten macht uns tugendhaft, wenn wir ſie nicht aus Unterwerfung gegen den Willen Gottes, aus erkannter Verbindlichkeit und in Rückſicht gegen ihn, als unſern Herrn und Geſetzgeber, und alſo um ſeinetwillen auszuüben trachten. Es mögen Pflichten gegen uns oder Andre ſeyn, wenn wir ſie bloß aus Gewohnheit, aus Geſchmack für unſer Vergnügen, Wohlſeyn und Anſehen, aus Eigennutz und bloßer Selbſtliebe betrachten: ſo thun wir nichts, als daß wir uns ſelbſt ehren und uns bey dem, was wir thun und laſſen, ſelbſt zur höchſten Abſicht und in derſelben uns zu Gott machen.

Ich kann die Lehre von den Pflichten, in Abſicht auf unſre Geſundheit und unſer Leben nicht beſchließen, ohne aus Liebe für Sie, theuerſte Jünglinge, eine Erinnerung hinzu zu ſetzen. Es iſt keine Zeit, wo man mehr Urſache hätte, für die Erhaltung und Befeſtigung ſeiner Geſundheit zu ſorgen, als das Alter der Jugend; und vielleicht iſt keine Zeit, wo man weniger dafür ſorgt. In dieſem lebhaften Alter fühlen wir den Anwachs unſrer Kräfte zu ſehr, als daß wir ihre Abnahme befürchten ſollten. In dieſem muthigen Alter ſind gleichwohl die Feinde unſrer Geſundheit und unſers Lebens am mächtigſten. Wir ſind, denn unſer Blut kocht, nicht ſelten kühn und unbedachtſam in unſern Unternehmungen. Unſere Leidenſchaften ſind heftig und dringen ſich unſerm umnebelten Verſtande als unſchuldig oder nothwendig auf. Wir ſind den Verſuchungen der Unmäßigkeit, der Wolluſt, und eines falſchen Ehrgeizes, dieſen gefährlichſten Feinden der Geſundheit, am meiſten ausgeſetzet. Ja, wie viele berauben ſich dieſes Schatzes in ihren erſten Jahren durch Leichtſinn, Eitelkeit, Eigenſinn, Sinnlichkeit, und erkaufen ſich die Schwachheiten und Schmerzen des Alters und den peinlichen Vorwurf, daß ſie die Urheber derſelben geweſen ſind, ſchon auf ihr dreyßigſtes Jahr! Wenn ſie den Frühling ihres Lebens in Unſchuld und Mäßigkeit zugebracht hätten, ſo würden ſie ein geſundes und ruhiges Alter genoſſen haben, nicht durch die Schwindſucht früh aufgerieben, nicht durch unheilbare Seuchen ſchrecklich hingeriſſen, nicht durch die Martern der Gicht zu einem langſamen Tode verdammt worden ſeyn! Wie viele würden, bey einer genau beobachteten Mäßigkeit itzt mit keinem dicken und vergiftetem Blute, mit keinen krampfichten Nerven, mit keinem ſchwindlichten Haupte, mit keiner tödtlichen Mattigkeit der Lebensgeiſter zu ſtreiten haben! Wie viele würden an der Seite einer liebenden Gattinn, mit wohlgearteten und geſunden Kindern geſegnet, unter dem Beyfalle der Rechtſchaffenen, ihres Lebens froh genießen und ihren Beruf glücklich abwarten, die itzt ungeliebt, beſtraft mit übelgeſitteten oder kranken Kindern, unter den heimlichen Vorwürfen der Welt und ihres Herzens, ihr Leben ängſtlich verbringen, und, zu dem Dienſte der Welt ungeſchickt, ihr eine Beſchwerde werden!

Wie zerbrechlich iſt unſer Körper, wie zerſtörbar unſre Geſundheit und unſer Leben! Ein Tropfen Blut, der aus ſeiner angewiesnen Stelle verdrängt wird, ein verletzter Nerve, ein Fädchen im Gewebe des Gehirns zerriſſen, ein Trunk auf die Hitze, eine plötzliche Veränderung der Luft, ein zurückgetriebener Schweiß, ein zu ſehr befriedigter Hunger, ein gewaltſamer Zorn — braucht es mehr, als dieſes, um uns in Krankheiten zu ſtürzen, ja in den Staub zu legen? Und wir wollten nicht vorſichtig mit unſerer Geſundheit umgehen, bey unſrer Zerbrechlichkeit nicht täglich an unſer Ende denken, nicht weiſe leben, um ruhig ſterben zu können?

Fliehen und haſſen Sie, wie Sie rühmlich thun, den jugendlichen Leichtſinn, die Ausgelaſſenheit und Wildheit der Sitten, die man ehedem mit dem Namen der akademiſchen Freyheit beehret hat, die ſchreckliche Begierde, ein Held beym Trunke zu ſeyn, die verzehrende Begierde der Spielſucht, die ſo manchem Jünglinge Glück und Geſundheit geraubt, die giftigen Freuden der ſchmeichleriſchen Wolluſt, die ſo manchen blühenden Jüngling zum verdorrten Gerippe gemacht hat. Laſſen Sie meine Bitte gelten, liebſte Jünglinge! Ich bitte, indem ich um Ihre Enthaltſamkeit und Mäßigung bitte, ich bitte eigentlich für Ihre Geſundheit, für das Glück Ihres künftigen Lebens, für die Ruhe und Tugend Ihrer Seelen, für das Beſte der Welt, für die Freude des Himmels, ich bitte als Ihr Freund, als Ihr aufrichtiger Lehrer, als ein Vater ſeine Söhne bittet; und-ich weis es, Sie hören die Bitten der Liebe. — —

Die Geſundheit und Feſtigkeit des Körpers bleibt ein Geſchenk der Vorſehung, das wir mit Dank erhalten und nützen, aber deſſen Verluſt wir auch mit Gelaſſenheit tragen ſollen, wenn es dem allweiſen Regierer unſrer Schickſale gefällt, ihn über uns zu verhängen. Ohne dieſe Ergebung werden wir bey aller unſrer Sorgfalt nicht allein nie ruhig und ſicher ſeyn können, ſondern wir werden ſelbſt aus großer Aengſtlichkeit in häufige Fehler verfallen, die unſrer Geſundheit ſchaden, in kindiſche Fehler einer zu großen Vorſichtigkeit bey geſunden Tagen, oder einer niederſchlagenden Bangigkeit bey ſiechen Tagen. Die höchſte Pflicht alſo bey dem natürlichen Befehle, für unſre Geſundheit zu wachen, iſt dieſe, daß wir bey einer vernünftigen Sorge, und bey einem rühmlichen Gebrauche unſrer Geſundheit, ſie getroſt den Händen der Vorſicht überlaſſen, ſo wie unſer Leben ſelbſt. Entgeht uns dieſes ſchätzbare Gut, ſo iſt es Troſt genug, daß wir es uns ſelbſt nicht geraubt, oder daß wir es unſrer höhern Pflicht aufgeopfert haben. Iſt der Verluſt unſrer Geſundheit eine unglückliche Frucht der Unachtſamkeit in der Diät, der Uebereilung, oder der Unwiſſenheit (Fehler von denen Niemand ganz frey iſt): ſo werden wir uns doch tauſendmal eher beruhigen können, als wenn eben dieſer Verluſt eine Frucht des bewilligten fortgeſetzten Laſters ſeyn ſollte; davor uns Gott bewahren wolle. Aber auch in dieſem Falle kann aus unſerm Elende noch Tugend werden, wenn wir die Strafen der Thorheit in Demuth tragen und ſie zur Weisheit und Beſſerung anwenden. Der iſt nie ganz unglücklich, der aus ſeinem Unglücke Klugheit lernet.

So traurig endlich das Schickſal iſt, nicht geſund zu ſeyn, auch wenn es nicht das Werk unſrer Schuld iſt: ſo hat es doch auch ſeine gute Seite, auf die wir ſehen müſſen. Es iſt wahr, ein ſiecher Körper macht die Seele weder weiſe noch tugendhaft; aber er kann uns nöthigen, aufmerkſamer auf uns, auf Weisheit und Tugend zu ſeyn. Er kann uns hindern, daß wir uns in gewiſſe Zerſtreuungen und Vergnügungen nicht einlaſſen, in denen unſer zu empfindliches Herz verdorben ſeyn würde. Er kann uns zum Mitleiden und zur Dienſtfertigkeit fähiger machen, wenn wir wollen, und gemeiniglich ſind diejenigen, die viel Schmerzen und Unfälle erduldet haben, brauchbare, willige und troſtreiche Freunde der Menſchen, wenn ſie ein gebeſſertes Herz beſitzen. Gelaſſenheit, Geduld, Vertrauen ſind oft die Tugenden, die von Vielen in der ſonſt traurigen Schule der Erfahrung und des Elends allein können gelernet werden. Der kranke Menſch endlich, ſo ungeſchickt er zu vielen Pflichten ſeyn mag, kann doch die ihm eigenthümliche Pflicht behaupten, das Loos, das ihm, als einem Geſchöpfe, aus der Hand Gottes zugefallen iſt, gelaſſen zu tragen, und für dasjenige zu erkennen, das für ſeine wahre und immerwährende Wohlfahrt das beſte iſt. Er darf die Geſundheit hoffen, wünſchen und ſuchen; aber ſtets in einer ergebungsvollen Rückſicht auf den Urheber des Lebens. Er darf klagen und menſchlich weinen; aber nicht ängſtlich murren. Gott iſt der Herr von unſern Schickſalen. Zu dieſer großmüthigen Erduldung des menſchlichen Elendes belebt uns vor allen die Religion durch die lebendige Hoffnung eines unendlichen Glückes. „Was zagſt du? kann der Elende zu „ſich ſelbſt ſagen; Gott hat noch eine ganze „Ewigkeit, dich zu beglücken. Sey getroſt und „hoffe auf ihn!“

Dreyzehnte Vorleſung.

Von der Sorge für die Wohlanſtändigkeit und äußerliche Sittſamkeit.

Die Reinlichkeit, von der ich itzt zu Ihnen, meine Herren, zuvörderſt reden will, iſt eine nothwendige Eigenſchaft des Wohlſtandes und befördert zugleich die Geſundheit. Von dieſer doppelten Seite empfiehlt ſie uns die Vernunft, welche das Gegentheil um deſto mehr verdammt, weil es allezeit Nachläſſigkeit, Trägheit und Sorgloſigkeit des Charakters, oder vorgefaßte Meynungen, oder Stolz, oder eine übertriebne Geſchäfftigkeit vorausſetzet. Selbſt die Armuth kann noch reinlich ſeyn, und wer das eingezogenſte Leben führet, ſoll es noch in ſeiner Einſamkeit ſeyn. Eben das, was unſern Körper ekelhaft macht, ſchadet auch ſeiner Geſundheit und Feſtigkeit. Der Staub und Schmutz, die uns verunſtalten, verſtopfen zugleich die kleinen Höhlen und Oeffnungen, durch welche unſer Körper ausdünſtet. Die vom Schweiße dem Auge widrige Leinwand verurſacht zugleich Stockung und Fäulniß; und die reinliche und friſche

Wäſche, die unſer Auge ergötzt, erfriſcht und ſtärkt zugleich den Körper. Eben das kühle Waſſer, das unſre Haut reinigt, ſtärkt auch unſre Nerven und erweckt unſre Lebensgeiſter. Eben die eingeſchloßne und modernde Luft des Zimmers, die dem Geruche Ekel erweckt, verunreiniget die Lunge und ſchwächet ſie. Eben die Sorgfalt, die unſern Zahn zum Schnee, und unſern Athem zu reinem friſchen Aether macht, bewahret den Mund vor Fäulniſſen und unſern Gaumen vor Flüſſen. Es iſt ein ſicheres Kennzeichen, daß man ſich zu wenig liebt, wenn man die Reinlichkeit nicht liebt; ja es iſt eine Art von Aufforderung, daß uns Andre verachten ſollen, weil wir uns ſelbſt nicht achten, und daß ſie uns durch Geringſchätzung beſtrafen ſollen, weil wir unverſchämt genug ſind, ihren rechtmäßigen Ekel aufzubringen. Man hat ganze Verzeichniſſe von Krankheiten geſammelt, die ihre Nahrung oder ihren Urſprung aus der Unreinlichkeit des Körpers haben. Dieſer Bewegungsgrund ſollte wenigſtens alle die rühren, die dem Wohlſtande allein zu gefallen, ſich nicht entſchließen mögen, reinlich zu ſeyn. Reinlichkeit verlanget Ordnung; und vielleicht haſſen wir den Unreinlichen auch aus dieſer Urſache, wie wir vermuthen, daß kein Geſetz der Ordnung in ſeiner Seele herrſche. Aber auch die Reinlichkeit hat ihr Uebermaaß: „Sie darf, ſagt Cicero, nicht zu „geſucht, und dadurch ſelbſt Andern beſchwerlich

„ſeyn: ſie muß bloß jene Nachläſſigkeit vermeiden, welche den natürlichen Wohlſtand und die „gute Lebensart beleidiget.“ *)

Die Wohlanſtändigkeit kann niemals ohne Reinlichkeit ſeyn; allein ſie fordert in Anſehung der Geberden und Stellungen unſers Körpers doch noch mehr. Der äußerliche Anſtand verlanget eine regelmäßige und doch ungezwungene Bewegung unſerer Gliedmaßen, durch welche ihre Abſicht leicht und genau erfolgen kann. In der That iſt der wahre Anſtand des Körpers eben ſo wenig eine Frucht eigenſinniger Regeln, als es die Beredſamkeit einer Schrift iſt. Man rechnet vielleicht bey dieſem oder jenem Volke viel Willkührliches zum Wohlſtande und nicht ſelten eine gekünſtelte Wendung zur Schönheit des Körpers, und eine eingeführte natürliche Mode zum Wohlſtande in der Kleidung. Allein diejenige geſittete Nation kennen wir nicht, die einen niederhangenden Kopf, Schultern, die zum Haupte empor ſchwellen, Arme, die ſtarr herunter hängen, oder als angeheftet ſich an den Körper ſchmiegen, einen hervor ſtrotzenden Unterleib und eine eingezogene Bruſt, Füße, die ſich im Gehen einwärts ſchließen, oder den Leib von einer Seite zur andern werfen, für Anſtand des Körpers

hielte,

---

*) Adhibenda eſt munditia non odioſa neque exquiſita nimis, tantum quae fugiat agreſtem et inhumanam negligentiam. CIC.

hielte, weil alle die Stellungen dem Baue desſel-
ben und der Abſicht der Gliedmaßen zuwider ſind.
„Das Stehen, der Gang, das Sitzen, das Lie-
„gen bey Tiſche, das Geſicht, die Augen, die
„Bewegung der Hände, müſſen einen guten An-
„ſtand und vornehmlich denjenigen haben, den
„uns die Natur ſelbſt lehret. Man muß dabey
„beſonders zween Fehler vermeiden: das zu Süße
„und Weibiſche, und dann das Rohe und Bäu-
„riſche;“ ſo lehrte der Kenner der Gelehrſamkeit
und des Wohlſtandes, der weiſeſte Conſul, ſeinen
Sohn, der damals in Athen ſtudirte.*)

Alles, was den freyen Gebrauch des Körpers in unſre Gewalt bringen hilft, das befördert auf gewiſſe Weiſe auch ſeinen Anſtand. Daher ſind alle Leibesübungen, die nach Regeln vorgenommen werden, wo nicht die einzigen, doch die ſicherſten Mittel dazu; und es iſt eine erfreuliche Betrachtung, daß das Nützlichſte für den Körper ihm auch den meiſten Anſtand giebt. Es iſt gut, an ſchönen Beyſpielen erlernen, wie man ſeinen Körper richtig tragen ſoll, aber mehr als die Richtigkeit können uns die Beyſpiele nicht lehren. Das Schöne der Stellung, oder der Bewegung

---

*) Status, inceſſus, ſeſſio, accubitio, vultus, oculi, manuum motus, teneant illud decorum, praeſertim natura ipſa duce et magiſtra. Quibus in rebus duo maxime fugienda ſunt: ne quid effeminatum aut molle, et ne quid durum aut ruſticum ſit. CIC.

und Geberdung, beſteht in dem Eigenthümlichen, das ſich für unſern Körper und für ſeinen ganzen Bau und für die Seele, die darinnen herrſchet, vornehmlich ſchicket. Dieſes iſt der eigenthümliche Anſtand, der einen vor dem Andern dem Auge gefälliger macht. Die Kunſt kann ihn uns nicht geben; nein, er iſt ein freywilliger Erfolg, bey dem wir uns mehr zu hüten haben, daß wir ihn nicht durch die Nachahmung verdrängen, als uns zu bemühen, wie wir ihn unter gewiſſe Regeln bringen, und jedes mal ängſtlich anwenden wollen; denn daraus entſpringt der Fehler der Koſtbarkeit und der Pedanterey im Anſtande. Das Zeichnen iſt unſtreitig ein Mittel, unſer Auge an den Anſtand zu gewöhnen und ihm die Geſetze der Uebereinſtimmung zur eignen Regel zu machen. Und wie ſollte der, der richtig und ſchön gezeichnete Gemälde und die beſten Stellungen in den Werken der Bildhauer oft im Auge hat, ſich nicht eine Empfindung des Anſtandes erwerben, nach welcher ſich ſein eigner Körper unvermerkt bilden wird, wenn er ſie nicht vernachläſſiget! — Wenn auch das Fechten nie zur Abwendung der Gefahren diente: ſo wäre es doch vielleicht darum nützlich, weil es unſre Gliedmaßen nach Regeln aus ihren ſchläfrigen oder unbiegſamen Stellungen zieht, ſie gefügig und ſtark macht, und alſo den Anſtand des Körpers erleichtern hilft. So giebt das Reuten, außer dem Anſtande und der Sicherheit zu Pferde, natürlich auch einen Anſtand, den Körper zu tragen, in ſo fern es uns den Körper im Gleichgewichte frey und mit wenig Mühe halten lehret; und das Freywillige läßt ſich nie vom Anſtande trennen. Ich weis, daß jede von dieſen Künſten ihr Eigenthümliches hat, das, nur in ihrem Bezirke, für den Körper ſchön iſt, und außer demſelben uns einen Uebelſtand geben kann; aber dieſes gilt ſo gar von der Schule des Körpers, ich meyne dem Tanzboden. Die Stellungen ſeiner Kunſt, in ihrem feinſten Grade, in den ordentlichen Gang auf der Gaſſe oder in die Geberdungen der Geſellſchaft bringen, wird allezeit anſtößig bleiben. Wir wiſſen ſehr wohl, ſo natürlich die Geſetze des guten Tanzes ſind, daß die Welt kein Tanzboden iſt; und ſo vortrefflich die Geſetze der Singſtimme ſind, daß im Reden dieſer abgemeßne Klang unnatürlich wird.

Auf der Miene beruht, (wer erfährt das nicht?) in Anſehung der Wohlanſtändigkeit unglaublich viel; und die Miene auszubilden iſt zum Wohlſtande eben ſo nöthig, als es die Bildung des Verſtandes zur Tugend iſt. Aber wie bilden wir die Miene? Ich denke auf eine doppelte Art, davon die eine unendlich wichtiger iſt, als die andre. Die Bildung, die der Umgang, der Spiegel, oder die Erinnerung des Freundes oder Aufſehers uns giebt, nimmt das Gezerrte, das Komiſche, das Sauertöpfiſche, das zu Freye, das Aengſtliche hinweg; und die Miene hat ſchon viel gewonnen, wenn ſie dieſe Fehler nicht hat. Aber wie eine Rede noch nicht ſchön iſt, weil keine Sprachfehler darinne ſind, ob ſie gleich ohne Richtigkeit der Sprache nie ganz ſchön ſeyn kann: ſo hat auch die Miene noch ihren größten Reiz nicht, bloß darum weil die Hauptzüge des Geſichts nicht fehlerhaft ſind. Das was ſich der Welt in der Miene am meiſten empfiehlt, oder beſchwerlich macht, iſt der Charakter des Geiſtes und Herzens, der durch das Auge und Geſichte redt. Ein heitres, beſcheidnes, ſorgenfreyes, edles, ſanftmüthiges, großdenkendes Herz; ein Herz voll von Leutſeligkeit, Aufrichtigkeit und gutem Gewiſſen, voll von Herrſchaft über ſeine Sinne und Leidenſchaften; dieß Herz bildet ſich gern in den Geberden des Geſichts und in den Wendungen des Körpers ab; dieß Herz erzeugt meiſtens die beſcheidne, gefallende, einnehmende und bezaubernde Miene, die geſetzte, edle, erhabne und majeſtätiſche Miene, das Sanfte und Leutſelige der Geſichtszüge, das Aufrichtige und Treuherzige des Auges, den Ernſt der Stirne mit Heiterkeit gemildert, das Freundliche des Blickes mit Schamhaftigkeit verbunden; und die beſte Farbe des Geſichts oder die beſte Miene iſt die gute Farbe des Herzens und Verſtandes. — Die Miene trügt, werden Sie ſagen. Ja, meine Herren, man kann ſie nachäffen; aber ſelten, ohne daß man die Nachäffung durch den Zwang verräth; und die Wahrheit in der Miene läßt ſich eben ſo leicht unterſcheiden, als die Wahrheit eines richtigen und eines bloß ſchimmernden ſchönen Gedanken. Die Schminke wird nie die Haut ſelbſt, ſo fein ſie auch aufgetragen iſt. Ferner irrt mich auch dieſes nicht, daß Geſichter mit guten Mienen oft ungeſittete Herzen haben. Ich ſchließe vielmehr daraus, daß dieſe Perſonen viel natürliche Anlage zu denen Eigenſchaften gehabt, deren Merkmaale in ihrer Bildung anzutreffen ſind. Endlich mag es wahr ſeyn, daß oft unter einer finſtern Miene ein ſanftes und frohes Herz, und unter einem drohenden trotzigen Auge ein liebreicher Charakter verborgen iſt. Dieſe Mißhelligkeit kann entweder von übel angenommenen Gewohnheiten der Miene und einem ſchlechten Umgange, oder daher entſtehen, daß der Charakter, den ſie verkündiget, Naturſchuld iſt, oder von den erſten Jahren an unſer eignes böſes Werk auf lange Zeit geweſen iſt, ob wir es gleich nachher unterdrückt haben.

Daß böſe und laſterhafte Neigungen aus dem Herzen gern in die Miene übergehen, deſſen verſichert uns eine untrügliche Erfahrung; wenigſtens von gewiſſen Laſtern. Und was iſt die ſchönſte Bildung des Geſichts, in die ſich die gehäſſigen Züge der Wolluſt, des Zorns, der Falſchheit, des Neides, des Geizes, des Stolzes und der Unzufriedenheit eingedrückt haben? Was iſt aller äußerlicher Anſtand, wenn ein unedles oder leichtſinniges Herz durch die Miene hervor blickt?

Das ſicherſte Mittel, ſein Geſicht ſo viel in unſerer Gewalt ſteht, zu verſchönern, iſt alſo dieſes, daß man ſein Herz verſchönere, und keine böſen Leidenſchaften darinnen herrſchen laſſe. Das beſte Mittel, keine leere und einfältige Miene zu haben, iſt, daß man richtig und fein denken lerne. Das beſte Mittel, einen edlen Reiz über ſein Geſicht auszubreiten, iſt, daß man ein Herz voll Religion und Tugend habe, welche Hoheit und Zufriedenheit in demſelben ausbreitet. Der große Young ſagt an einem Orte, daß er ſich keinen göttlichern Anblick denken könne, als ein ſchönes Frauenzimmer auf ihren Knien in der Stunde der Andacht, die ſie unbemerkt verrichtete, und auf deren Stirne die Demuth und Unſchuld einer frommen Seele ſich vereinigen. Und in der That, müßte das liebreiche und dienſtfertige Weſen, das wir in dem äußerlichen Betragen ſo ſehr ſchätzen, uns nicht freywillig und überall folgen, wenn wir immer die liebreichen und dienſtfertigen Menſchen wären, die wir zu ſcheinen uns ſo viel Mühe geben? Eine Mühe, die wir kaum nöthig hätten, um es wirklich zu ſeyn. Man nehme zween Miniſter von gleichen Naturgaben und gleichen äußerlichen Vortheilen an. Der eine ſoll ein gebildeter Chriſt, der andre nur ein gebildeter Weltmann ſeyn. Welcher wird am meiſten durch ſein äußerliches Betragen gefallen? Jener, deſſen Herz voll edler und dienſtfertiger Menſchenliebe wallt; oder dieſer, den die Selbſtliebe gefällig macht?

Wie ſehr der Ton der Stimme den äußerlichen Anſtand belebe, iſt eben ſo bekannt. Der Ton des Einen gefällt und rührt uns ſchon, ohne daß wir ſeine Sprache verſtehen, und die Stimme des Andern beleidiget uns durch ihre Härte, durch das Hohle, durch das Schreyende, durch das Rauhe und Grobe. Es iſt gewiß, daß wir uns das Angenehme der Stimme eben ſo wenig allezeit geben können, als das Einnehmende der Miene; allein ihren meiſten Fehlern können wir doch abhelfen, ſo gar einigen, die ihren Sitz in den Werkzeugen der Sprache ſelbſt haben. Man wende nur Fleiß und Mühe an, die Stimme auf ihre Hauptabſicht, auf das Vernehmliche und Deutliche einzuſchränken: ſo wird ſie ſelten mißfallen. Sie wird ſtärker und ſchwächer, nachdem es nöthig iſt, ſie wird langſamer oder ſchneller werden. Sie wird das Rauhe durch Uebung, und das Plumpe, das wir ohne gute Erziehung angenommen, durch beßre Nachahmungen verlieren. Die Erlernung des Singens wird der Stimme auch keine geringen Vortheile verſchaffen. Allein die Stimme iſt oft der freywillige Ausdruck unſers Charakters, und ſie wird alſo auch das Gute und Fehlerhafte deſſelben an ſich nehmen. Es giebt einen gewiſſen Ton, der das Leere des Verſtandes verräth; man würde ihn verlieren, wenn man denken lernte. Es giebt einen ſchläfrigen und trägen Ton; man würde ihn verlieren, wenn man munter

ter und lebhaft denken lernte, und ſeinen Verſtand oder Witz mehr anſtrengte. Es giebt etwas haſtiges und übereilendes in der Stimme; man würde es am erſten mäßigen, wenn man die Schnelligkeit ſeines Geiſtes oder die Heftigkeit ſeiner Begierden mäßigte. Wer kennt nicht das Trotzige und Gebietriſche der Stimme, das Weichliche, das Klägliche? Nur die Quelle des Herzens gebeſſert, ſo wird ſich die Stimme auch beſſern. Zu viel Dreiſtigkeit oder zu viel Furchtſamkeit macht beides die Stimme im Umgange unangenehm; und je beſcheidner der verſtändige Mann iſt, wenn er einmal den Schauplatz der Welt gewohnet iſt, deſto angenehmer wird ſeine Stimme ſeyn. So bald die Stimme die Fehler der Gewohnheit, übler Geſellſchaft oder des Temperaments verliert und durch Uebung ſich bildet: ſo wird ſie die ſeyn, die ſich für uns ſchicket, ſie mag ihrer Natur nach zu dieſer oder jener Claſſe gehören. Das Leben der Stimme bleibt allezeit das Herz mit ſeinen guten Neigungen und Empfindungen. Um gut ſich auszudrücken, muß man Geſchmack haben; und um den richtigen Ton zu unſern Worten zu finden, muß man eben dieſen Geſchmack, eben dieſes feine Gefühl haben.

Wie viel glücklicher würden wir mit unſern höhern Gaben ſeyn, wenn wir dieſe Pflichten der Wohlanſtändigkeit nicht oft für ſo geringe hielten! Sie folgt uns in unſer Amt und in unſer Haus, in den freundſchaftlichen Umgang und in die Scene der großen Welt. Ein guter Anſtand erweckt Vertrauen. Der ausgebildete Körper empfiehlt ſich, ohne daß wir daran denken. Die gute Miene ſpricht für uns, und unſer Ton unterſtützet ſie. Man verwehrt uns oft den Zutritt zu unſerm Glücke, oder zur Bahn rühmlicher Unternehmungen, wenn wir unſer äußerliches Betragen vernachläſſiget haben. Man nimmt uns hingegen gern auf, und ſchätzt unſre Gaben deſto höher, je weniger mißfallendes, je mehr Richtigkeit wir in dem Aeußerlichen zeigen. Mancher Diener der Religion hätte den Weg zu dem Herzen eines Großen, das er zu gewinnen ſuchte, nicht verfehlet, wenn ſein ſchlechter Anſtand dem Großen nicht eine verächtliche Meynung von ſeiner Perſon beygebracht hätte. Er würde der Tugend mehr Dienſte in großen Geſellſchaften leiſten können, wenn er bey ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit und bey ſeinem frommen Herzen nicht vergeſſen hätte, daß die Art unſern Körper zu tragen, uns lächerlich oder geringſchätzig machen könne; daß die ekle Welt uns die Pflicht auflege, ihr nicht zu mißfallen und nicht von dem eingeführten Wohlſtande abzuweichen. Ein ängſtliches Weſen erfüllt den Andern, der mit uns zu thun hat, mit eben dem Zwange, den wir fühlen, und hält ihn von uns zurück. Viel Beleſenheit, viel Weisheit, viel gute Abſicht, dabey aber ein bäuriſcher Anſtand, eine pedantiſche

Miene, ein rauher Ton, richten in Geſellſchaften wenig aus. Die öffentlichen Verrichtungen unſrer Aemter leiden oft erſtaunend, ſo geſchickt wir auch dazu ſind, bloß weil wir keine Leute von Lebensart ſind. Das Uebertriebne im Anſtande, das Koſtbare und Gezwungne verkündiget unſre Eitelkeit, oder den Mangel des Geſchmacks und der Kenntniß der Welt; und ſollten die Verrichtungen unſrer Aemter nichts dabey verlieren, wenn wir eine geringe Meynung bey Andern von uns erwecken? Hat nicht mancher gelehrte Schulmann den Nutzen ſeiner Geſchicklichkeit und ſeines Fleißes gehindert, weil er komiſche Geberden und Stellungen angenommen, die ihn bey ſeinen Schülern lächerlich machten? Dieſes widerfährt uns nicht allein in unſern Aemtern, ſondern im Hausſtande und in allen Verhältniſſen des Lebens, wo es uns oft deswegen ſchwer oder unmöglich wird, Anſehen, Liebe und Hochachtung zu behaupten, weil wir beſchwerlich oder ekelhaft in dem Aeußerlichen ſind. Es gehören große Verdienſte dazu, angenommene Fehler des Körpers dadurch zu vergüten; und Niemand darf die Pflichten gegen denſelben für Kleinigkeiten halten, ſo lange wir Augen und Ohren haben, die das Regelmäßige als ſchön, und das Unregelmäßige als unanſtändig zu empfinden von der Natur unterrichtet ſind. Die Reinlichkeit des Körpers im häuslichen Leben ſcheint etwas geringes zu ſeyn; und dennoch, wie oft mag die

Vernachläſſigung deſſelben bey beiden Geſchlechtern die erſte Quelle des Ueberdruſſes und Ekels in der Ehe geworden ſeyn! Das Kleid, das unſern Körper bedeckt, iſt freylich ſein Werth nicht; aber gleichwohl iſt es gewiß, daß eine altväteriſche Tracht, in der wir allein hervor treten, anſtößig wird, und das Sonderbare oder Sorgloſe unſers Charakters verräth. Der ſchmutzige Rock eines Mannes, der einen beſſern tragen könnte, iſt wirklich eine Beleidigung für die Geſellſchaft; und er ſey noch ſo gelehrt, ſo giebt doch die Gelehrſamkeit keinen Schutzbrief der Unanſtändigkeit. Moden in Kleidern ſind nichts; allein wenn ſie unſchuldig ſind, ſo müſſen wir ſie beobachten; und es wird genug ſeyn, wenn wir weder die Erſten noch die Letzten darinne ſind, uns weder zu neu noch zu alt, weder zu geringe noch zu koſtbar kleiden, und den männlichen Wohlſtand nicht mit einem weichlichen und weibiſchen Putze verwechſeln.*)

Die

---

*) Ein Sittenlehrer am Hofe des Nero hat uns ein Gemälde von der Galanterie der jungen römiſchen Herren hinterlaſſen, das unſerm Jahrhunderte nicht unwahrſcheinlich vorkommen kann: Complures videas, quibus ad tonſorem multae horae transmittuntur, dum decerpitur, ſi quid proxima nocte ſuccrevit, dum de ſingulis capillis in conſilium itur, dum disjecta coma aut reſtituitur, aut deficiens hinc atque illinc in frontem compellitur. — Quis eſt illorum, qui non ſollicitior ſit de capitis ſui decore, quam de ſalute? Qui

non

Die Sorge für die Wohlanſtändigkeit des Körpers, ſo entfernt ſie von der Tugend zu ſeyn ſcheint, kann doch Tugend werden, wenn wir ſie in der Abſicht beobachten, um deſto nützlicher zu ſeyn und Niemanden anſtößig zu werden, weil dieſes ein Geſetz der Vernunft und alſo eine göttliche Beſtimmung iſt. Endlich wird die Regel im äußerlichen Anſtande, die wir mit Vorſatz ausüben und ſie als Pflicht in Acht nehmen, uns wahrſcheinlich eine Regel bey wichtigern Handlungen werden, und uns erinnern, wie wir jedesmal in der Geſellſchaft uns verhalten ſollen, um deſto gemeinnütziger zu ſeyn, wie wir uns herab laſſen, die Fehler der Andern tragen, oder ſie liebreich verbeſſern ſollen. Ich ſchließe dieſe Betrachtungen über die Wohlanſtändigkeit mit dem Charakter eines Jünglings, der ſie ſich eigen gemacht hat.

Semnon, ein Jüngling von großen Fähigkeiten, aber niedrer Erziehung und geringem Vermögen, der ſich der Gottesgelahrheit gewidmet, wußte, daß ſeinem nicht übel gebauten Körper der äußerliche Anſtand mangelte. Sein Fleiß in den Wiſſenſchaften und gelehrten Sprachen war groß und ſeinem Genie zur Beredſam-

non comptior eſſe malit, quam honeſtior? —.. Noſti complures juvenes barba et coma nitidos, de capſula totos. Nihil ab illis ſperaveris forte, nihil ſolidum.— O homines inter pectinem et ſpeculum deſidioſe occupatos! SEN. *de Brev. vitae*, c. XII.

keit gleich. Kannſt du, fieng er an, ohne deinem Fleiße zu ſchaden, dir nicht die Furchtſamkeit und das ängſtliche Weſen benehmen, das dich in jede Geſellſchaft begleitet? Biſt du nicht vielleicht ſo furchtſam, weil du dir bewußt biſt, daß du deinen Körper nicht regelmäßig tragen kannſt, und weil du zu ſelten Gelegenheit haſt, größre Geſellſchaften zu ſehen? Wer die Mittel nicht ſucht und mit Fleiß anwendet, der ſchätzt die Abſicht zu wenig, oder traut ſich zu wenig zu. Du willſt, fuhr er fort, einen geſchickten Mann ſuchen, der dir deine Fehler ſagt und deinen Körper bildet. Geht es nicht ingeheim an, ſo ſey es am öffentlichen Orte. Aber täglich eine Stunde Zeit? Gut, ſtehe eine Stunde früher auf, ſo haſt du jene erſparet; oder wende diejenige dazu an, die Andre verträumen, oder vergehen. — Aber der Aufwand? Du haſt nicht viel Vermögen! Nun, ſo erſpare dir ein Kleid durch gute Ordnung, oder eine Reiſe in dein Vaterland: ſo haſt du die geringen Koſten, die dir nöthig ſind. Semnon wagt es und beſucht ein Jahr lang einen guten Tanzmeiſter, und wartet die dazu ausgeſetzte Stunde ſo emſig ab, als jede Stunde des Berufs. Er tanzet nicht, um tanzen zu können. Er tanzet, um ſich regelmäßige Bewegungen des Körpers eigen zu machen; er tanzet nicht kunſtreich, und doch tanzet er, daß es ihm wohl läßt. Schon lernt er ungezwungner gehen; die Hände ſind ihm nicht mehr im Wege; er ſtudiret nicht mehr auf eine natürliche Verbeugung. Er flieht das Gekünſtelte, und ſein Anſtand wird geſetzt und durch die Erinnerungen ſeiner Freunde immer gefallender, ohne geſucht zu ſeyn. Wie viel hat er in Einem Jahre gewonnen! Er, der vordem nicht wußte, ob er über ſeinen ſchwankenden Gang und ſeine krummen Knie zu gebieten hätte, oder nicht; der die finſtre Miene der Studirſtube in jede Geſellſchaft mitbrachte, und das: Wie befinden Sie ſich? mit eben dem verzognen Munde ſagte, mit dem er an ſeinem Pulte zu ſchreiben gewohnt war. — Er prediget itzt, und man ſagt ihm, daß ſeine Stellung und Geberdungen weit natürlicher und anſtändiger ſind, als ehedem. Seine Schüchternheit iſt in dem Umgange mit den Perſonen höhern Standes, wo er den Körper bildete, ſchon geringer worden, und er erſchrickt nicht mehr, wenn er antworten ſoll. Gleichwohl hat Semnon in ſeinem Fleiße nicht abgenommen. Wie er dieſe Stunde aus Pflicht beſorgte; ſo eilt er zu den übrigen Der Umgang hat ſeiner Sittſamkeit nicht geſchadet; denn Semnon vergißt nie, daß man bey allem Umgange vorſichtig und gewiſſenhaft ſeyn müſſe. Er wird durch ſeine Geſchicklichkeit in einem Hauſe von vieler Lebensart bekannt, und unterrichtet den Sohn dieſes Hauſes etliche Stunden wöchentlich in den alten Sprachen. Man nahm ihn hierauf an den Tiſch. Hier ſah er oft Fremde beiderley Geſchlechts, und lernte ſich den gefälligen Zwang anthun, den man als der Niedre der vornehmen Geſellſchaft ſchuldig iſt, lernte die edle Beſcheidenheit, die ſo weit von dem Kriechenden des Clienten unterſchieden iſt. Sein vornehmer Wirth ehrte ihn wegen ſeiner Geſchicklichkeit und guten Sitten, weckte ſeinen Muth auf und unterrichtete ihn ſtillſchweigend durch ſein eigen Beyſpiel. Semnon iſt noch eben der gewiſſenhafte Theolog, und doch ein Theolog von Lebensart. Er hat ſchon viele Fehler des Wohlſtandes bemerken und auch viel Gutes ungezwungen annehmen gelernet. Er iſt ernſthaft, und doch gefällig. Man hört ihn gern reden; denn ſeine Miene redt zugleich und ſein Ton ſagt, daß er das fühlt und verſteht, was er redt. Er lernt die Sprache der Welt, und wählt aus ihr die Sprache des vernünftigen Theologen, der mit der Welt itzt und künftig ſo reden ſoll, daß er Vertrauen und Achtung auch gegen ſeine Perſon ſich erwirbt. Er kennt in kurzer Zeit die Gebräuche der Tafeln und Complimente, und lernet, wie er anſtändig und geſetzt bey ſolchen Gelegenheiten verfahren ſoll. Er ſpeiſe künftig bey dem Miniſter oder bey dem Fürſten, er wird nie lächerlich und ſtets ſeinem Charakter anſtändig verfahren. Eine edle Freymüthigkeit in der Miene und Sprache werden ihn auch alsdann begleiten, wenn es künftig ſein Amt befiehlt, den

Großen ihre Fehler zu ſagen; und nie wird er die Ehrerbietung gegen die Höhern beleidigen, indem er der Religion Eingang verſchaffen will. Er ſammelt ſich lebendige friſche Züge der Menſchen und ihrer Schwachheiten und ihrer Tugenden aus dem Leben der Geſellſchaft; und er wird, weil er Lebensart lernte, eben deswegen in vielen Fällen beredter und lehrreicher ſeyn. Er lernt, weil er Gelegenheit hat, die fremde Sprache, die itzt bey den Großen herrſchet, und, die er ſchon verſtund, reden, und über der Tafel reden. Kann man leichter zu dieſer Geſchicklichkeit gelangen? Vielleicht hört mancher Große künftig Semnons Vermahnungen in franzöſiſchen Worten achtſam an, die er in der deutſchen Sprache verächtlich zurück gewieſen hätte. Er lernt von vielen Geſchäfften des Lebens ſprechen. Wird ihm dieſes in ſeinem Amte nicht nützlich ſeyn? Kann der Geiſtliche in Geſellſchaften ſtets von den Wahrheiten der Religion reden? Er lernt von der Muſik, der Malerey und der Baukunſt, von der Oekonomie, die ſein vornehmer Wirth liebt, urtheilen. Iſt dieſes einem Geiſtlichen keine Zierde in Geſellſchaften, wenn er ſonſt ein beſcheidner Mann iſt? Wie viel Vortheile hat Semnon mit dem äußerlichen Wohlſtande auf ſein künftiges Leben erlernt! Welch ein würdiger Prediger der Höfe wird er werden, wenn ihn Gott dahin ruft? Und auch welches niedrige Amt wird nicht durch ihn glücklicher geführt werden, als wenn er keine Lebensart hätte? Er hat ſie nicht gelernt, um damit zu glänzen, nicht aus Ehrſucht; nein, aus Pflicht, aus Eifer für ſein künftiges Amt. Hätte er ſeinen Körper nicht gebildet, ſo würde er, aller ſeiner Geſchicklichkeit ungeachtet, vielleicht nie den Zutritt in das vornehme Haus erlanget oder ihn nicht lange behauptet haben. Itzt iſt er in demſelben ſchon um drey Jahre älter, und für das Leben um vieles weiſer, angenehmer, und brauchbarer geworden. Möchten wir doch viel ſolche junge Semnons zum Beyſpiele aufſtellen können! Wie viel Ehre würden ſie itzt oder künftig den geiſtlichen Aemtern machen.

Meine Herren, der Fremde und der Einheimiſche, der Hohe und der Niedre, hat bisher unſrer Akademie den Ruhm der guten Sitten gegeben. Laſſen Sie uns fortfahren, dieſe Ehre zu behaupten, und auch den Schatten der Ungezogenheit und Wildheit verdrängen, welche nie Gefährtinnen der Wiſſenſchaften und Künſte ſeyn dürfen. Laſſen Sie uns über dieſe Sittſamkeit halten, die vor ſo vielen Ausſchweifungen bewahret und ſo große Vortheile verſchafft. Wo iſt für Studirende mehr Ruhe, mehr unſchuldiges Vergnügen, mehr wahre Freyheit und weniger Beeinträchtigung derſelben, als hier? Und wem haben wir dieſes Glück zu danken? Den guten Sitten, der beſcheidnen und ſtillen Lebensart. O, gute Jünglinge, helft ſie erhalten, wenn Ihr Euch und mich liebt; und hütet Euch vor dem Geſchmacke am Sonderbaren und Dreiſten: denn auf das Sonderbare und Dreiſte folgt bald das Ausſchweifende und Unverſchämte. Nein, was ehrbar, was gerecht, was züchtig, was liebreich und ruhmwürdig iſt; iſt etwan eine Tugend; iſt etwan ein Lob, dem ſtrebet nach!*) Das ſind die wahren guten Sitten, welche die Religion und gereinigte Vernunft uns lehren.

---

*) Philip. 4, 8.

Vierzehnte Vorleſung.

Von den Pflichten in Abſicht auf die äußerlichen Güter des geſellſchaftlichen Lebens, und zwar zuvörderſt in Abſicht auf guten Namen und Ehre.

Das Verlangen nach einem guten Namen, nach Beyfall und Ehre iſt dem Menſchen eben ſo natürlich, als das Verlangen nach Vollkommenheit; in ſo weit nämlich Beyfall und Ehre entweder als eine Frucht und ein Merkmaal der Verdienſte, oder als nützliche Mittel zu heilſamen Abſichten mit menſchlicher Vollkommenheit verknüpft ſind. Der Trieb nach Ehre bleibt alſo ſo lange eine natürliche gute Anleitung zu löblichen Bemühungen, als er von der Vernunft zu ſeiner Abſicht gehörig geleitet, auf wahre Verdienſte und gute Eigenſchaften gerichtet, und durch Demuth und Unterwerfung gegen Gott, geordnet und regieret wird; und er wird nur alsdann eine Quelle von Thorheiten und Laſtern, wenn er ſich der Herrſchaft der Vernunft entreißt, in eine heftige Leidenſchaft ausartet, und die Abſicht verkehret. Ein Menſch, der durch keinen Beyfall und durch keine Schande gerühret wird, iſt der nächſte bey dem Thiere; und unter den ehrſüchtigen Herzen iſt dieſes noch das beſte, das ſeine Ehre in ſolchen Gegenſtänden ſucht, die der Welt heilſam, und ohne die Uebung der höhern Kräfte der Seele nicht wohl zu erlangen ſind.

Der gute Name, in ſo fern er die Rechtſchaffenheit des Herzens, die alle Menſchen beſitzen ſollen, vorausſetzet, bleibt allezeit Pflicht; und wir können nicht gut ſeyn, wenn wir ihn nicht wünſchen und eifrig ſuchen. Aber in wie fern iſt die Beſtrebung nach Ehre eigentlich Pflicht? Laſſen Sie uns, dieſes zu erkennen, die Beſchaffenheit der Ehre, ihren Einfluß auf uns und Andre, die Abſicht, aus der wir Ehre ſuchen, und die Mittel und Eigenſchaften, durch die wir ſie ſuchen, genauer betrachten.

Die Ehre iſt überhaupt die günſtige und gegründete Meynung der Andern von unſern Verdienſten und Geſchicklichkeiten, und von der Abſicht, ſie auf die beſte und gemeinnützigſte Art anzuwenden. Den Klugen und Rechtſchaffnen gefallen wollen, iſt für ſich löblich. Ihr Beyfall vergnügt, und ſtärkt die Seele zu neuen guten Unternehmungen. In dieſer Ausſicht iſt das Gerüchte köſtlicher, denn großer Reichthum, und Gunſt beſſer, denn Silber und Gold.*) Den Beyfall der Rechtſchaffnen in einem Maaße verlangen, in welchem wir ihn nach unſrer eignen Ueberzeugung nicht verdienen, iſt Begehrlichkeit und Geiz. Die gute Meynung der Verſtändigen begehren, ohne Verdienſte zu haben, oder ohne dieſelben gehörig zu ſuchen, iſt mehr als Eitelkeit, iſt die Lügen eines elenden Herzens. Eben daher wachet ein Mann von kleinen Verdienſten ſo ängſtlich für ſeine Ehre, weil er weis, daß ſein Anſpruch darauf ſchlecht gegründet iſt. Die Achtung der Andern durch zufällige Güter, durch Reichthum, Geburt, Stand und Pracht, durch das Kleid und andre Koſtbarkeiten ſuchen, iſt ſinnlicher Ehrgeiz; und der Tribut des Beyfalls, den wir durch dieſe Vorzüge von Andern erhalten, iſt das Allmoſen des Pöbels, der gern das Glänzende mit den Verdienſten vermenget, weil Verdienſte oft im Glanze erſcheinen.*) Seinen Ehrgeiz in freywilligen Geſchenken der körperlichen Natur, in Schönheit und Stärke ſetzen, heißt als Bildſäule dieſelbe Bewunderung verlangen, die der Hand des Künſtlers gehört. In dem äußerlichen Anſtande und in gefälligen Sitten ſeine Ehre allein ſuchen, iſt der Ehrtrieb kleiner Seelen. Sie hingegen durch Gaben des Geiſtes, durch angenehme oder nützliche Werke der Kunſt und des Witzes gehörig ſuchen, iſt eine rühmliche Ehrbegierde. Und ſeine Ehre in einem guten Gewiſſen, durch eine willige und ſorgfältige Beobachtung aller ſeiner Pflichten aus Unter-

---

*) Sprüch. Sal. 22, 1.

---

*) Youngs Nachtged.

werfung gegen Gott, und in deſſen Beyfalle ſuchen, in einer wahren Niedrigkeit und Demuth des Herzens gegen ihn, als den Quell aller Vollkommenheit und den Geber aller guten Gaben, in der Empfindung aller ſeiner eignen Unwürdigkeit ſuchen, das iſt die höchſte Staffel des Verlangens nach Ehre, auf welche ſich die Menſchen, ſo verſchieden ihre Gaben und Fähigkeiten, ſo verſchieden ihr Rang, ihre Geburt, Erziehung und ihre natürlichen Neigungen ſind, dennoch empor ſchwingen können. Welche rühmliche Bemerkung für die Würde des Menſchen, daß Alle die wahre Ehre durch Pflicht und Demuth erlangen können!

Durch ſie ſteigſt du zum göttlichen Geſchlechte,
Und ohne ſie ſind Könige nur Knechte.

Aber auch welche demüthigende Erfahrung, daß die meiſten ſie außer dieſer Hoheit, in zufälligen oder ſinnlichen Gegenſtänden, oder in eingebildeten und thörichten, oder noch tiefer herab, in ſchimpflichen Gegenſtänden ſuchen! Ohne das Verdienſt des Herzens mögen wir noch ſo berühmt ſeyn, noch ſo hoch ſteigen, unſere Höhe iſt doch nur, wie Young ſagt, der Galgen unſers Namens.

Die Menſchen offenbaren ihre gute Meynung von uns durch äußerliche Kennzeichen und dieſe Kennzeichen bedeuten nichts, wenn ſie nicht im Stande ſind, von unſern Verdienſten und ihren

Abſichten richtig zu urtheilen, oder wenn ſie ſich ihrer ohne Ueberzeugung bedienen. Das Verlangen nach Beyfalle, wenn er vernünftig ſeyn ſoll, muß alſo ein Verlangen nach einem gegründeten und wahren Beyfalle der Klugen und Rechtſchaffnen ſeyn. Den Klugen reizt nur die Gründlichkeit des Lobes:

So bald dem Lobe die gebricht:
So wirds von ihm nicht angenommen.
Dem Thoren aber iſt ein jedes Lob willkommen,
Er mags verdienen oder nicht.

Nur der Menge, nur dem unwiſſenden Pöbel gefallen wollen, iſt Schwulſt der Ehrliebe, und ſetzet keine wahre Hoheit voraus. Dieſen Beyfall durch niedrige Wege, durch Geſchenke, Schmeicheleyen, kriechende Herablaſſung erkaufen, iſt niederträchtige Ehrliebe. Nur nach den zweydeutigen Zeichen der Ehre, nach demüthigen Stellungen und Begrüßungen, nach Titeln, Würden und Lobſprüchen ſtreben, und zwar nicht ohne Verdienſte zu beſitzen, iſt eitler Ehrgeiz. Aber ohne Verdienſte darnach ſtreben, iſt ehrſüchtige Dummheit. So ſehr uns auch Andre, die nicht im Stande ſind, von uns zu urtheilen, ehren mögen: ſo iſt es doch für uns eine Ehre ohne Bedeutung. Und, o wie oft erringen wir ſtatt der Ehre nur den leeren Schall! Aber ſie ſind gutgeſinnt, die Menſchen, die uns loben. Es ſey ſo! Sind ſie darum Richter der Verdienſte? Und wir ſchmachten ſo nach dem Glücke, Allen, das heißt, den Unwiſſenden, zu gefallen? Dieſer Ehrtrieb kann nicht richtig, kann nicht anders als übertrieben ſeyn. Ja, wie oft können die Menſchen, wenn ſie gleich nicht wollen, dennoch unrichtig von unſern Vollkommenheiten und Tugenden urtheilen, ſo viel Einſicht ſie auch beſitzen! Sie ſehen die meiſtenmale das nicht, was unſern Verdienſten und Tugenden den Werth giebt oder raubt, nicht die Quelle und die Abſicht, aus der ſie entſprangen. Sie ſehen das Gehäuſe und den Zeiger, nicht das innerliche Triebwerk des Verdienſtes. Werde ich darum weiſer und frömmer, wenn Millionen Geſchöpfe von mir urtheilen, daß ichs bin? Der Ruhm kann alſo der Seele keine wahre Würde geben, wenn ſie dieſe Würde nicht in ſich hat und fühlt. Der innere Beyfall unſers Gewiſſens, daß wir nach den Geſetzen der Vernunft und Tugend auf die redlichſte und beſte Art zu handeln trachten, muß alſo allezeit vorher gehen, wenn der Ruhm und der gute Name kein Schall ohne Bedeutung ſeyn ſoll.

Durch nützliche und gute Bemühungen nach Ehre und einem guten Namen ſtreben, bloß weil das Gefühl davon ein Vergnügen iſt, oder weil wir einen ſtarken und natürlichen Trieb darzu empfinden, oder von Jugend auf künſtlich zu dieſer Ehrbegierde ſind gebildet worden, iſt Wolluſt der Seele, Frucht der Erziehung und Gewohnheit, und nichts weniger, als Tugend. Der Gegenſtand dieſer Begierde ſey auch noch ſo groß und ehrwürdig, und ſo nützlich für das Publicum; in Anſehung unſers Herzens und der Abſicht, iſt er das Letzte doch nur zufälliger Weiſe. Unſre Kraft, die wir auf dieſen Gegenſtand verwenden, ſey Geiſt oder Körper; es ſey der erhabenſte, feinſte Verſtand; dieß ändert die Natur unſrer Ehrbegierde nicht. Fleiß und Nachtwachen, tiefes Nachſinnen, Erfindung mit unendlicher Mühe, alle Opfer der Bequemlichkeit, der Geſundheit, ja des Lebens, die wir unſrer Ehrliebe bringen, machen ſie zu keiner Tugend. Man ſey der größte Weltweiſe und die Bewunderung der Klugen und verdenke ſein Leben in nützlichen Erfindungen; man ſey der größte Held und wage ſein Leben in tauſend Gefahren, wo Andre zittern, und beſiege ganze Nationen; man ſey der größte Dichter und ſchreibe göttliche Sittenſprüche und werde das Orakel der Nachwelt; man ſey der größte Künſtler und verbeßre den Nutzen der Erde; man ſey der weiſeſte und wachſamſte Regent und beglücke ſein Volk auf Jahrtauſende hinaus! man kann dieſes alles, ſeiner Ehrbegierde zu gefallen ſeyn; des Kützels wegen, den wir bey dem Ruhme empfinden, und gar nicht in Rückſicht auf Gott und Pflicht, und auf den wahren Nutzen der Andern; das heißt, nicht aus Tugend.

Die Ehrbegierde, deren Antrieb mein äußerlicher Vortheil allein iſt, da ich den Beyfall der

Andern durch nützliche Unternehmungen ſuche, um ihre Gewogenheit, ihren Fürſpruch, ihre Hülfe, mit Einem Worte mein Glück, oder einen Theil deſſelben, oder das, was ich für Glück achte, zu erhalten, iſt ein erlaubter Eigennutz, aber noch keine Tugend. Man würde das Gute, das man thut, unterlaſſen, wenn die gute Meynung der Andern kein Mittel zu unſrer Hauptabſicht wäre, und wenig bekümmert ſeyn, ob ſie uns für lobenswerth hielten oder nicht.

Den guten Namen und die Ehre als ein Mittel betrachten und begehren, um deſto mehr Gutes zu ſtiften, und indem er uns erfreut oder nützt, den Eifer für unſre Pflicht dadurch beleben, dieſes iſt eine pflichtmäßige Ehrbegierde. Den guten Namen oder den Beyfall ſuchen, weil uns der Mangel deſſen an unſerm und Andrer Glücke hindern würde, und weil wir dieſes doppelte Glück zu befördern für ein göttliches Geſetz der Vernunft achten, auch dieß iſt ein tugendhafter Ehrtrieb. Wir ſind in dieſer Ausſicht nicht nur verbunden, alles das zu meiden, was uns die Achtung der Vernünftigen rauben kann, ſondern auch den Schein des Unedlen. Wir ſind verbunden, nicht nur das zu thun, was rühmlich und Pflicht iſt, ſondern auch darum, weil es Pflicht und gut iſt; ſonſt iſt unſre Ehrbegierde nicht rühmlich, oder wir begehren mehr, als wir verdienen. Man kann die Probe ſehr leicht anſtellen. Ich rette einen meiner Feinde, der mich empfindlich beleidiget hat, aus dem Gefängniſſe und bezahle zehntauſend Thaler Schulden für ihn. Eine That, die mir einen großen Namen macht; und den großen Namen eines ſonderbaren Wohlthäters wollte ich auch erlangen. Iſt dieſer Ehrtrieb Tugend? Wer wird das glauben? Man ſage es dem vernünftigen und rechtſchaffnen Manne, der dieſe That lobt, daß man ſie deswegen unternommen habe, nicht ſo wohl um den verunglückten Feind aus ſeinem Gefängniſſe zu befreyen, als um ſich einen großen Namen zu erwerben; und er wird aufhören, uns zu bewundern, und anfangen, uns geringe zu ſchätzen. Er wird mich für einen ehrſüchtigen Schwärmer und nicht für den rühmlichen Mann halten, der aus Gehorſam gegen Gott ſeine Feinde, ſtatt ſich an ihnen zu rächen, beglücket.

So gewiß es aber ſeyn mag, daß die günſtige Meynung der Andern uns keinen wahren Werth ertheilet und oft ein leerer Schall iſt; ſo gewiß es ſeyn mag, daß die nachtheilige Meynung der Welt von uns kein ſichres Kennzeichen des Mangels unſerer Verdienſte, ja oft ein Beweis der Größe unſrer Verdienſte iſt: ſo bleibt es doch allezeit eine Pflicht der Vernünftigen, für einen rühmlichen Namen zu wachen, und die Geringſchätzung und Verachtung in den Augen der Welt durch erlaubte und geprüfte Mittel zu verhindern.

Iſt es nämlich gewiß, daß ich mehr Gutes für mich, für meine Freunde, für mein Vaterland,

land, für die Welt ausrichten kann, wenn ich bey den Kräften und dem Willen dazu, auch die gute Meynung und Achtung der Andern beſitze: ſo iſt es Unbeſonnenheit, ſie zu vernachläſſigen. — Iſt es wahr, daß ich bey allen Gaben und Geſchicklichkeiten mir und der Welt weniger nützen kann, ſo bald ich bey Andern in keinem guten Anſehen ſtehe: ſo iſt es thöricht, dieſem Mangel des Anſehens und der Ehre nicht zuvor zu kommen, oder ihm abzuhelfen, wenn ich vernünftige Mittel dazu in meiner Gewalt ſehe, oder ſie durch Fleiß und Achtſamkeit in meine Gewalt bringen könnte. — Wir wollen einige Regeln in Abſicht auf den rühmlichen Namen beſtimmen.

Erſte Regel.

Der ſicherſte und vornehmſte Weg zu einem guten Namen, iſt, daß man ein rechtſchaffner und nützlicher Mann zu ſeyn ſich beſtrebe. Der Beyfall der Vernünftigen wird durch nichts Geringers gewonnen; und ſo wenig ihrer auch ſeyn mögen: ſo ſind ſie doch, nächſt dem innern Zeugniſſe des Gewiſſens, die einzigen und zuverläſſigen Richter unter den Menſchen. So wenig ihrer ſind; ſo wiegt doch die gute Meynung Eines Rechtſchaffenen in der Waagſchale der Vernunft mehr, als der Beyfall ganzer Millionen Thoren, oder Laſterhaften. Der Beyfall eines einzigen würdigen Mannes iſt nicht nur Stärke, Troſt und Belohnung für mein Herz;

nein, er iſt mir auch die Anwartſchaft auf die Achtung Aller, die ihm gleichen. Die Rechtſchaffnen haben alle Ein Herz und Ein Gefühl des Edlen, wie ſie alle einerley Regel des Guten haben. Der Beyfall des Kenners iſt gleichſam die verſtärkte Stimme des Sprachrohrs, die weiter reicht, als das laute Geſchrey einer Menge von Thoren. Und wer giebt den Ton zu den richtigen Urtheilen der Unwiſſenden und Leichtſinnigen, ja oft der Laſterhaften, an? Iſt es nicht meiſtens der Kluge und Rechtſchaffne? Sie hören, weil ſie nicht ſelbſt urtheilen können, oder zu träge ſind, urtheilen zu wollen, oder ſich fühlen, daß ſie leicht falſch urtheilen und ſich dadurch vor der Welt beſchämen könnten, auf den Ausſpruch, den der Gute von uns thut, nehmen ihn, als ihr eigne Erfindung an, und lallen ihn nach, damit man ſie für Richter von Einſicht halten ſolle. Wer kann es endlich leugnen, daß wir durch die ſtrenge Beobachtung eines rechtſchaffnen Betragens ſelbſt die Stimmen der Thoren und Laſterhaften, wo nicht ſchnell, doch nach und nach auf unſre Seite ziehen? Der Thor, er wolle oder wolle nicht, fühlt ſich endlich doch, wenn er unſre Gaben, unſern Fleiß und unſer übereinſtimmendes Verhalten kennen lernt, gezwungen, uns heimlich ſeinen Beyfall zu ertheilen; und er wird ſich, wenn es ſein Vortheil befiehlt, lieber unſrer Einſicht und Redlichkeit anvertrauen, als den Pralereyen ſeiner Gefährten, deren Eigennutz, oder Eitelkeit und Unwiſſenheit er aus ſeinem eignen Herzen ſo zuverläſſig kennt. Der Laſterhafte, ſo ſehr er es auch iſt, wird ſelten in ſeinem Herzen eine böſe Meynung von dem Manne haben, der ſeiner Pflicht folgt. Wenn er ihn ja verunglimpft, ſo wird er mehr der Art, ſeine Tugend auszuüben, mehr ſeines Aeußerlichen, als der Tugend ſelber ſpotten, die ihm, Trotz ſeiner böſen Leidenſchaften, doch ehrwürdig bleibt. Verfolgt aber ja dieſes Geſchlecht der elendeſten Sterblichen den Rechtſchaffnen mit Verachtung: ſo iſt ſie ihm bey Vernünftigen eine Ehre. Wie die Weſpen durch ihre Verwüſtungen die ſchönſte Frucht verkündigen: ſo verkündigen die Schmähſüchtigen oft das größte Verdienſt. Schande vor der Welt, die wir nicht verdienen, iſt freylich ein Unglück, aber doch ein Unglück, dafür uns unſer Gewiſſen, der Beyfall der Edlen, und mehr als alles, der Beyfall des Himmels reichlich entſchädigt; ein Unglück, das ſich oft, gleich als in dem Trauerſpiele, in ein ruhmwürdiges Glück für aus auflöſet.

Zweyte Regel. Es iſt nicht genug für den guten Namen, daß wir rechtſchaffne und nützliche Männer ſeyn wollen, wir müſſen auch, jeder an ſeinem Theile, auf die beſte Art nützlich zu ſeyn trachten.

Jeder hat von der Hand der Natur gewiſſe eigenthümliche Gaben, oder eine beſondre Miſchung von Fähigkeiten empfangen, die ihn vorzüglich in den Stand ſetzen, Andrer Beyfall, Vertrauen und Liebe ſich zu erwerben.

Die Werkzeug unſers Glücks ſind allen gleich gemeſſen;
Ein jeder hat ſein Pfund und Niemand iſt vergeſſen.

Auf dieſe Fähigkeiten nicht Acht haben, heißt, nicht nur ſeinem natürlichen Rufe nicht folgen, ſondern auch bey Andern die gute Meynung von ſich verringern. Es fehlet uns oft nicht an Fleiße und Eifer, der wackre Mann zu ſeyn. Wir thun mehr, als Andre, und wir thun es doch nie mit Beyfalle; denn die natürliche Fähigkeit mangelt uns. Jener bleibt ein elender Redner und heißt es in dem Munde der Welt, und mit Recht. Gleichwohl iſt er der fleißigſte Mann, und man ſchätzt ihn nicht. Vielleicht hätte er mit ſeinem Fleiße im Handel ſich die Achtung der Welt erworben. Er kränkt ſich, daß er ſie nicht hat, daß ihn kein Beyfall belohnet. Er klagt heimlich die Erde und den Himmel an, und er ſollte ſeine verfehlte Wahl anklagen. Strephon dichtet ſich um den Beyfall der Menſchen, den er durch ſeine Arbeiten zu erlangen hofft. Er iſt wirklich ein gutgeſinnter Mann, der Beyfall verdienen und Nutzen ſchaffen will. Hätte er ſich geprüft, oder ſein Genie von andern prüfen laſſen: ſo würde er gefunden haben, daß er zu einem arbeitſamen Geſchäffte, wo er nur die Erfindungen und Anſchläge der Andern hätte ausführen dürfen, geſchickt geweſen wäre. Vielleicht würde er Rechtshändel mit Beyfalle und Vortheil geführt haben, anſtatt, daß er bey allen ſeinen Bemühungen itzt das Unglück hat, ein ſchlechter Poet zu ſeyn. Ein Hofmann, den Niemand achtet, weil er zu dieſer Lebensart nicht gebohren iſt, würde vielleicht ein gelehrter und nützlicher Herr auf ſeinem Landgute, und jener elende verachtete Rechtsgelehrte ein trefflicher Künſtler geworden ſeyn, wenn beide den natürlichen Beruf, der durch die angebornen Fähigkeiten und Gaben an ſie ergieng, nicht verkannt hätten.

Es verſteht ſich, daß wir unſre natürlichen Gaben ausbilden müſſen. Viele kennen ihr Talent und folgen ihm, und werden doch nie nützlich und des Beyfalls werth, weil ſie zu wenig Mühe anwenden, es auszubilden, oder, aus Mangel der Vorſicht und Klugheit, ihre Mühe vergeblich verſchwenden. Sie wollen eher Ruhm oder Belohnung haben, als es Zeit iſt, und verlieren oft darüber den Beyfall, den ſie ſonſt erlangen könnten; oder ſie unterlaſſen in der Folge das, was zur Erhaltung des Beyfalls nothwendig war. Hätte ſich der junge Autor mit ſeinem Genie und ſeiner Begierde zu gefallen, nicht eher hervor gewagt, bis er die ſchönen Wiſſenſchaften genau erlernt und die Ausſprüche des Kenners vernommen: ſo würde er mit Beyfalle erſchienen ſeyn, und dieſer Beyfall würde ihn zu neuem Fleiße geſtärkt haben, da ihn itzt der Tadel entweder niederſchlägt, oder ſo hart macht, daß er fortſchreibt, ohne auf das Urtheil des Publici zu hören. Neran hätte wirklich ein Redner mit Beyfall werden können. Er hat große Gaben und viel Gelehrſamkeit; allein es iſt ihm zu gering geweſen, ſich in der Sprache zu üben. Er hat ſie nicht in ſeiner Gewalt, er kennt ihre Fehler und Schönheiten nicht, er trägt die Worte, wie der ſchlechte Maler die Farben, ohne Wahl und Klugheit auf. Er würde unendlich nützlicher und ſein Beyfall weit größer geworden ſeyn, wenn er ein nothwendiges Mittel der Beredſamkeit nicht für ein entbehrliches oder ſehr leichtes gehalten hätte.

Dritte Regel. Man treibe das vornehmlich, wozu uns die Natur und die Umſtände geſchickt machen, und treibe es fortgeſetzt; allein man verſäume auch diejenigen Wege nicht, die in unſern Hauptweg einſchlagen. Der Handelsmann ſoll alles erlernen und üben, was unmittelbar zu ſeinem Handel gehört; das iſt nothwendig und ſein Gewerbe. Er hat Naturell und günſtige Umſtände zu dieſem Naturell vor ſich. Er muß ein ehrlicher Mann ſeyn; und das ſollen wir alle in jedem Stande ſeyn. Aber wenn er keine Sprachen, keine Lebensart erlernen, ſich keine Kenntniß fremder Länder und ihrer Handlungen erwerben wollte; würde er wohl ſeinen Handel mit ſo vielem Beyfalle treiben? Das Nützliche,

liche, das in unſre Hauptabſicht einen Einfluß hat, hat ihn auch in unſern guten Namen. Der Soldat, der nichts als das, was zum Soldaten nothwendig erfordert wird, erlernen will, wird es eben deswegen mit weniger Beyfall ausüben. Das Leſen guter Bücher, die Erlernung gewiſſer Wiſſenſchaften und Sprachen, der Umgang mit Leuten von Geſchmacke, wird ſeiner Kriegswiſſenſchaft bald eine Hülfe, bald eine Zierde; in Gefahren oder ſchnellen Entſchließungen wird es ſeinem Muthe ein Orakel und in Zeiten des Friedens ſeinem Betragen eine Ehre ſeyn.

Orgon, der mit vielen Fähigkeiten in das Amt getreten iſt, läßt es bey dieſen Fähigkeiten bewenden. Er braucht ſie, ſo gut er ſie hat, und glaubt für ſeinen Namen genug zu thun. Er thut viel zu wenig. Seine Fähigkeiten nicht verſtärken, iſt eine Unterlaſſung der ſchuldigen Pflicht. Er iſt ein Geiſtlicher. Er weis etwas von der Kirchengeſchichte; aber warum bereichert er ſich nicht noch mehr mit ihr? Sie würde ihm in ſeinem Vortrage oft nützen. Er ſchreibt ſeine Predigten ſorgfältig nieder. Aber ſoll er nur ſich ausſchreiben? Warum lieſt er nicht die beſten Redner? Er hat ja Zeit übrig. Er weis keine Profangeſchichte. Iſt dieſe einem Theologen etwan unbrauchbar? Erfüllt ſie nicht das Gedächtniß mit nützlichen Sachen und Charakteren, mit Verzeichniſſen der Handlungen und ihren guten oder verderbten Quellen? Lehrt ihn nicht vornehmlich die alte Geſchichte, den beſten Menſchen ohne die chriſtliche Religion, als einen ſehr unvollkommenen Menſchen kennen? Unſer Geiſtlicher verſteht die engliſche Sprache, und er vergißt ſie und könnte ſo viel gute Bücher leſen, die ſeinen Verſtand ſtärken, und ihn alſo immer geſchickter zu ſeinem Amte, immer nützlicher und folglich des Beyfalls der Welt immer würdiger machen würden? Er warte ſeines Amtes ſorgfältig und thue außer den Stunden deſſelben das, was in den Nutzen ſeines Amtes einfließt, das heißt, er verbeßre ſeine Gaben und höre damit nicht auf.

Auf dieſe Weiſe ſind Künſtler und Gelehrte, ja ſelbſt die Handwerker verbunden, das was ihre Kunſt oder ihr Gewerbe erhöhen kann, ſo oft und ſo lange ſie können, ohne ihrer Hauptpflicht Schaden zu thun, in ihre Gewalt zu bringen.

Vierte Regel. Unſere wahre Ehre beſteht zwar darinnen, daß wir unſern pflichtmäßigen Beruf, unſern Stand, unſer nützliches Gewerbe, mit Eifer und Treue beobachten, und außer dieſem Wege geht keine gebahnte Straße zum Beyfalle; aber wir können dieſen Eifer haben, und doch oft keinen oder wenig Beyfall erlangen, wenn wir die allgemeinen Mittel des Beyfalls, nämlich Klugheit, Beſcheidenheit und Wohlanſtändigkeit vergeſſen.

Kein Stand und keine nützliche Lebensart iſt ohne Ehre. Die Ehre des Landmanns iſt, daß er die Pflichten ſeines Standes auf die beſte und nützlichſte Art zu erfüllen trachtet. Dieß iſt die Ehre des Handwerkers und des Künſtlers, des Gelehrten und des Tagelöhners, des Königes und des Unterthanen, des Vaters und des Kindes, der Hausfrau und der Aufwärterinn. Wer in ſeinem Stande, darein ihn die Natur und die Umſtände, darein ihn Gott durch die Einrichtung der Natur geſetzet hat, eifrig und treu, und zwar aus Pflicht eifrig und treu iſt, der hat die wahre Ehre im Herzen, deren ſich kein Engel ſchämen darf, und eben darinnen hat er auch das Mittel, ſich des äußerlichen Beyfalls zu verſichern. Allein wie viele Menſchen ſchwächen oder hindern dieſen letzten Beyfall durch die Art, mit der ſie ihre ſonſt nützliche Pflicht leiſten! Was iſt Eifer in ſeinem Berufe ohne Klugheit? Wie oft wird er beleidiget! Was ſind Verdienſte ohne Beſcheidenheit? Wie oft erwecken ſie uns Verächter oder Haſſer! Was iſt Treue und Rechtſchaffenheit, ohne Beobachtung der Wohlanſtändigkeit? Klugheit, Beſcheidenheit, Freundlichkeit und anſtändige Sitten ſind der tugendhaften Anwendung unſrer Geſchicklichkeiten zu unſerm und Andrer Beſten das, was dem Gemälde Licht und Schatten, oder dem Erdboden die grüne Farbe iſt. Eben deswegen iſt der Wohlſtand eine ſo wichtige Pflicht, weil er Andre geneigter macht, unſre Gaben zu erkennen und zu nützen, und uns wieder zu dienen. Eben deswegen iſt die Beſcheidenheit bey unſern Pflichten

ten und Vorzügen eine ſo wichtige Tugend, weil ſie denen, welchen wir in unſerm Berufe dienen, unſre Pflicht angenehmer macht, indem ſie uns angenehm macht; und weil ſie gleichſam das Blendende unſrer Verdienſte in dem Auge des Andern mildert, und den Andern ſeinen eignen geringern Werth weniger fühlen läßt. Der Mangel der Klugheit in den verſchiednen Umſtänden und Verhältniſſen des Lebens, bey den verſchiednen Perſonen dieſer großen Scene, die bald Höhere, bald Niedre, bald von dieſer Gemüthsverfaſſung und Lebensart, bald von einer andern ſind, wird nothwendig unſre Geſchicklichkeit oft unnütze und unfruchtbar, oft wohl gar ſchädlich machen. Der Mangel der Klugheit iſt öfters Schuld, daß man gerade durch die eifrigſte Erfüllung ſeiner Pflichten Andre beleidiget, ſich ſelbſt aber viele liebloſe Urtheile zuzieht. Der Mangel angenehmer und leutſeliger Sitten fällt eher in das Auge, als der Werth des Verdienſtes; und der Lehrer, der Anführer, der Rathgeber, der Freund, der Autor, der Vater, der Künſtler, der dieſe Eigenſchaften in ſeiner Sphäre vergißt, oder das unterläßt, wodurch er ſie hätte erlangen können, ſchadet oft, je mehr er nützen will, dem gegenwärtigen und künftigen Nutzen, und raubt ſich bey Andern mit ihrer guten Meynung auch ihr Vertrauen, und mit der Hochachtung ihre Liebe. Ein mürriſcher obgleich treuer Lehrer, ein ſchmutziger obgleich fleißiger und geſchickter Jüngling, ein hitziger obgleich gelehrter Scribent, der aufrichtigſte Freund ohne die gehörige Klugheit, der dienſtfertigſte Mann ohne Lebensart und Beſcheidenheit, der witzigſte Kopf mit pedantiſchen Sitten, nützen um deſto minder, je minder ſie gefallen; und ihr guter Name leidet nie, daß nicht auch ihr eignes Glück und das Wohl der Andern dadurch leiden ſollte. Kann man noch fragen, ob man verbunden ſey, auf die beſte Art für ſeinen guten Namen zu ſorgen?

So gar die Beobachtung willkührlicher aber unſchuldiger Gebräuche iſt ein Geſetz, das der gute Name auflegt. Der gutgeſinnte Sonderling hat keine Entſchuldigung mehr für ſich, ſo bald er ſieht, daß die Abweichung von einem eingeführten Gebrauche ihn dem Tadel oder der Verachtung der Welt ausſetzet. Er lebt nicht für ſich, er kleidet ſich auch nicht bloß für ſich, ſondern für Andre; und es kömmt nicht auf ihn an, ob er die Mode ſeines Großvaters beybehalten, oder ſich ohne Ueppigkeit kleiden ſoll, wie es der itzige Gebrauch befiehlt. Er ſoll wenigſtens ein glückliches Mittel zu treffen und das Anſtändige von dem Eiteln und Albernen zu treffen wiſſen.

Endlich auch die Vermeidung, des Scheins von allem dem, was den Mangel der Geſchicklichkeit, oder unerlaubte Abſichten, und einen üblen Gebrauch ſeiner Gaben anzuzeigen pflegt, alles, was Andre überreden kann, daß wir von unſern guten Grundſätzen und dem geraden Pfade unſrer

Pflichten abzuweichen anfangen, die Verhütung alles deſſen, was den Schein des Laſters, oder der Thorheit, oder eines ungeſitteten Betragens hat, alles dieſes, ſage ich, iſt eine Pflicht des guten Namens. Und wie oft ſündigen ſehr gute Herzen wider dieſe Pflicht!

Der Prediger darf mit ſeinen eitlen Anverwandten umgehen, er kann Gaſtereyen beſuchen und ein rechtſchaffner Geiſtlicher ſeyn. Allein ſo bald er ſieht, daß er den Verdacht eines ſinnlichen eiteln Mannes oder eines Schmarozers dadurch auf ſich laden würde: ſo iſt er verbunden, mit aller Strenge auch den Schein zu fliehen. Sein Amt leidet mit ſeiner Ehre. Der Docent darf in ſeinen Vorleſungen Munterkeit anbringen. Aber er ſcherze noch ſo witzig, ſo bald er ſich dadurch den Verdacht eines Leichtſinnigen oder Spötters zuzieht: ſo iſt ſeine Kunſt unerlaubt und wider ſeine Pflicht und ſeinen guten Ruf. Der Lehrer in Schriften ſoll freylich mehr auf die Sachen, als auf die Worte ſehen. Allein durch eine nachläſſige und ſorgloſe Schreibart kann er oft den Schein annehmen, als ob er der gründliche, deutliche und geiſtreiche Scribent nicht wäre, der er doch in der That iſt; als ob es ſeine Abſicht nicht ſey, ſo lehrreich zu werden, als er ſeyn könnte. Eben deswegen ſoll er ſich der guten und faßlichen Schreibart befleißigen; und weil ſein bloßer Wille nichts hilft, ſich der Mittel bedienen, ſie zu erhalten, ſo beſchwerlich es ihm auch fallen mag.

Selbſt diejenigen Männer, die mit außerordentlichen Gaben, und den Kräften, der Natur zu gebieten, von Gott ausgerüſtet waren, haben uns das Beyſpiel hinterlaſſen, wie man, ſeinem Berufe und dem guten Namen zu Ehren, noch ſtets, den Eifer in ſeinen Pflichten mit Klugheit, Beſcheidenheit und Gefälligkeit verbinden ſoll. Wer hat einen größern Eifer, Gutes zu thun, gefühlt, als Paulus? Welche Klugheit begleitet gleichwohl ſeinen Unterricht, wenn er dem neugierigen Athen die Lehre Jeſu verkündiget! Wie oft und ſehr bemüht er ſich, allen allerley zu werden, und nach den Meynungen Andrer, ſo lange ſie unſchädlich ſind, ſich zu richten! Er darf Sold nehmen, aber er will lieber, ſo lange er ſich ſelbſt erhalten kann, das Evangelium umſonſt predigen, und ſeinen guten Namen dadurch ſchützen.*) Welche Beſcheidenheit, wenn er ſein göttliches Amt rühmet! Wie ſorgfältig vermeidet er den Schein des Eigennutzes, wenn er reiche Allmoſen nach Jeruſalem ſendet! Und wer hatte gleichwohl weniger Urſache, den Schein des Unerlaubten zu fürchten, als ein göttlicher Geſandte? Aber, ſagt er, auf daß uns Niemand Böſes nachreden möge wegen dieſer reichen Steuer.**) Er hatte die Sache Gottes zu vertheidigen, als er vor dem Könige Agrippa redete; und doch mit welcher anſtändigen Behutſamkeit, mit welcher nach-

---

*) 2 Kor. 11. 7. 8. 1 Kor. 9, 7. 12. 18.

**) 2 Kor. 8, 20.

ahmungswürdigen Klugheit verbindet er ſeine Freymüthigkeit! Ich wünſche zu Gott, ſpricht er, es fehle an viel oder wenig, daß du, und alle, die mich heute hören, ſolche ſeyn möchten, als ich bin, dieſe Bande ausgenommen.*)

Man kann ſich faſt alle Regeln der Klugheit und Anſtändigkeit in ſeinem Berufe aus den Beyſpielen dieſer heiligen Männer entwerfen, wenn man das abſondert, was zu dem beſondern Amte von Gott erleuchteter und mit außerordentlichen Kräften begnadigter Perſonen gehört.

Der ſicherſte Pfad der Ehre iſt alſo der Weg der fortgeſetzten Pflicht, die ſorgfältige Bearbeitung und Anwendung ſeiner Gaben für unſer Glück und Andrer Beſtes, in allen verſchiedenen Umſtänden des geſelligen Lebens, unter der Begleitung der Klugheit, Beſcheidenheit und Wohlanſtändigkeit.

Meine Herren, das erlaubte natürliche Beſtreben nach Ehre kann leicht in die böſen Leidenſchaften des Ehrgeizes und Hochmuthes ausarten. Wir ſind aber ehrgeizig, wenn wir Ruhm und Anſehen bloß um unſertwillen als einen Zweck, und nicht als ein Mittel zu höhern guten Abſichten ſuchen, und uns alſo zu unſerm Gott machen. Wir ſind hochmüthig, wenn wir uns Verdienſte zuſchreiben, die wir gar nicht, oder doch nicht in dem Maaße beſitzen, als wir uns ſchmeicheln, uns dadurch über Andre ſetzen, oder nicht wiſſen wollen, daß alle unſre Gaben und Vorzüge unverdiente Geſchenke des Unendlichen ſind. Die Ehrbegierde alſo, wenn ſie gut bleiben ſoll, muß durch die Tugend der Demuth gegen Gott und Menſchen, von der ich an ſeinem Orte reden will, gemäßiget und geadelt werden. Wir müſſen nie vergeſſen, daß unſer höchſter Ruhm dieſer iſt, alles zur Ehre deſſen zu thun, von dem wir ſind.

---

*) Apoſtelgeſch. 26, 29.

Und damit wir den Stolz nicht in uns ernähren, ſo laſſen Sie uns oft an unſre Mängel, Schwachheiten und Thorheiten denken, welche denen verborgen ſind, die uns ehren. Müſſen wir erſt dreyßig Jahre alt werden, um einzuſehen, daß wir vielleicht Thoren ſind; und vierzig Jahre, um einzuſehen, daß wir es gewiß ſind?*) Laſſen Sie uns zu uns ſelbſt ſagen: Was würde die Welt von dir urtheilen, wenn ſie dich genug kennte, und was für Ehre würdeſt du von ihr fordern, wenn ſie um alle deine Thorheiten und ſträflichen Eigenſchaften wüßte? Iſt es nicht Glück genug, daß ſie dich nicht verachtet; und du verlangſt den Zoll der Verehrung von ihr, der dir nicht gehört?

Laſſen Sie uns oft an die Beſchaffenheit der menſchlichen Ehre denken. Wie ungegründet, wie unrein, wie veränderlich und flüchtig, wie klein in ihrem Umfange iſt ſie; und gleichwohl wie verführeriſch und verderblich für unſer Herz, wenn wir uns von ihr beherrſchen laſſen! Und endlich, wie viel hilft uns Ruhm und Ehre?

Habe den Beyfall der ganzen Welt, Ruhmbegieriger! Wird er dich in der Stunde des Elends beruhigen? Wird das gute Zeugniß der Menſchen deine Krankheit mindern und die Unruhen deines Gewiſſens ſtillen? Wird der König, wenn er dich auf deinem Sterbebette noch mit ſeiner Gegenwart, als dem größten Beyfalle, beehret, die Schrecken des Todes von dir entfernen und dir eine einzige deiner Sünden, die dich ängſtigen, erlaſſen können? Werden dir die Lobſprüche aller Menſchen in deiner letzten Stunde das Recht oder nur die geringſte Verſicherung der Gnade bey Gott und einer ſeligen Ewigkeit ertheilen? Und wenn du hingegen, entblößt von dem Ruhme der Menſchen, von ihnen kaum bemerkt, oder wohl gar geringe geſchätzt, das Zeugniß eines guten Gewiſſens und der Ehre bey Gott haſt, wie ſelig biſt du da, o Menſch, im Glücke, im Elende und am Ende deines Lebens! Der höchſte Ruhm iſt die Ehre eines wahren Chriſten, die ihm die Religion ertheilt, wenn er mit heiliger Zuverſicht von ſich denken und ſagen kann:

---

*) Youngs Nachtged.

Des Sohnes Gottes Eigenthum,
Durch ihn des ew'gen Lebens Erbe,
Dieß bin ich; und das iſt mein Ruhm,
Auf den ich leb und ſterbe.

Dieß ſey auch unſer höchſter und ewiger Ruhm!

Funf-

Funfzehnte Vorleſung.

Fortſetzung von den Pflichten, in Abſicht auf die geſellſchaftlichen Güter, und zwar in Abſicht auf Vermögen, bürgerliches Anſehen, und Macht.

Vermögen, Anſehen und Macht in der bürgerlichen Verfaſſung ſind Mittel, theils unſre nothwendigen Bedürfniſſe zu befriedigen, theils die unſchuldigen Bequemlichkeiten des Lebens uns zu verſchaffen, theils Andern zu nützen und ihr Glück zu befördern. Sie in dieſer Ausſicht begehren, durch erlaubte Mittel, durch Geſchicklichkeit, Fleiß und Verdienſte ſuchen, durch Treue und Sorgfalt erhalten und vermehren, iſt Pflicht. Wie weit dieſe Pflicht gehe, welches z. E. das Maaß des Reichthums ſey, nach dem ein jedweder ſtreben dürfe, läßt ſich zwar durch allgemeine Regeln nicht genau beſtimmen; allein ſo viel iſt gewiß, daß die Sorge für das Vermögen unſern Bedürfniſſen angemeſſen ſeyn, von dem Verlangen, Gutes dadurch zu ſtiften, regieret werden und keiner andern natürlichen oder ſittlichen Reigung nachtheilig ſeyn, oder mit Einem Worte, keiner andern Pflicht widerſtreiten muß. Vermögen und Anſehen auf dem Wege des Berufs und der Verdienſte ſuchen und behaupten, um ſeine und Andrer Sicherheit zu erhalten oder zu befördern, um ſeinem Hauſe, ſeinen Freunden und dem gemeinen Weſen deſto beſſere Dienſte zu leiſten; wer wird dieſes nicht für ein Geſetz der Vernunft und alſo für Pflicht erklären? So oft wir daher aus natürlicher Gleichgültigkeit, aus Eigenſinn, Bequemlichkeit, Leichtſinn, Trägheit und Sinnlichkeit, oder aus Vorurtheilen die Sorge für das Vermögen hintanſetzen: ſo kann dieſe Enthaltung nicht rühmlicher ſeyn, als die Urſache; ſie iſt Fehler. Wenn wir Vermögen haben, es ſey viel oder wenig, und wir nützen es nicht, uns und Andern zum wahren Beſten, ſondern halten es gierig zurück, ſo ſind wir geizig. Der Arme kann alſo eben ſo wohl geizig ſeyn, als der Reiche; er darf nur ſein geringes Vermögen erhalten oder vermehren wollen, nicht weil es ein Mittel zu ſeinen nothwendigen Bedürfniſſen iſt, ſondern weil er es als einen letzten Endzweck liebt; ſo wie er mit ſeinen wenigen Groſchen, die ſein Reichthum ſind, wenn er ſie ſorglos und aus Ueppigkeit verthut, eben ſo wohl ein Verſchwender ſeyn kann, als der Reiche mit ſeinen Schätzen.

Wer aus Trägheit mit einem geringern Vermögen zufrieden iſt, weil er nicht mehr bedarf, und doch durch eine ſorgfältigere und treuere Beobachtung ſeines Berufs ſich ein größres erwerben könnte, der ſündiget; denn er könnte mit größrem mehr Gutes ſtiften. Wer hingegen mit Gefahr ſeiner Geſundheit und ſeines guten Namens nach Gütern ſtrebt, der liebt das Vermögen zu ſehr. Wer die rühmlichſten und heilſamſten Arbeiten unternimmt, alle Kräfte ſeines Verſtandes noch ſo ſehr beſſert und anſtrengt, die trefflichſten Werke der Wiſſenſchaft oder Kunſt der Welt mittheilt, aber bloß aus Begierde nach Reichthume, iſt vor dem Gerichte der Vernunft nichts edler bey ſeinem Fleiße, als der geizige Handelsmann, der mit tauſend Beſchwerlichkeiten nach beiden Indien reiſet, bloß um reich zurück zu kommen. Sich die Erwerbung oder die Erhaltung ſeines Vermögens ſo angelegen ſeyn laſſen, daß uns keine Zeit übrig bleibet, die Pflichten des Freundes, des Vaters, des Gatten zu erfüllen, iſt offenbar unerlaubte Häuslichkeit. Für die Bedürfniſſe des Körpers durch ſo vielen Fleiß ſorgen, daß man ungeſchickt wird, ſeinen Verſtand und ſein Herz zu verbeſſern, oder daß man keine Zeit dazu übrig behält, iſt eine Geringſchätzung der Seele und verräth Geiz. Sich krank arbeiten, um Vermögen zu haben, Andern Gutes zu thun, iſt unter dem Vorwande der Pflicht eine Verletzung derſelben. Reichthum beſitzen, und deswegen glauben, daß man nicht arbeiten dürfe, heißt glauben, daß man Andern bloß darum nützen müſſe, um nicht ſelbſt zu darben.

Unſer Reichthum, wir mögen ihn dem Glücke zu verdanken oder durch Fleiß überkommen haben, iſt, gleich unſern übrigen Gütern, ein Geſchenke der Vorſehung, und die Pflicht, ihn wohl anzuwenden, iſt eine der wichtigſten und ſchwerſten. Er iſt, wie wir ſchon geſagt haben, ſeiner Natur nach ein Mittel zu vortrefflichen Abſichten; und ſo bald wir ihn nicht dazu gebrauchen, ſo ſchaden wir uns und der Welt, wir mögen ihn nun geizig verſchließen oder verſchwendriſch durchbringen.

Die Art, wie wir ihn gebrauchen, hat in unſer ganzes Verhalten und in unſern moraliſchen Charakter einen großen Einfluß. Wer ſein Vermögen übel anwendet, wendet auch zugleich ſeine Zeit, ſeinen Verſtand, und die Kräfte ſeines Körpers übel an. Und wenn Eitelkeit, Stolz, Eigenſinn und Weichlichkeit die Triebſedern bey dem Gebrauche unſers Vermögens ſind: ſo werden eben dieſe Neigungen ihre Herrſchaft auch bald über unſre übrigen Handlungen ausbreiten. Die üble Anwendung unſers Vermögens verderbt nothwendiger Weiſe unſer Herz. Lieben wir es zu ſehr, ſo wird unſer Herz niederträchtig, abgöttiſch gegen den Reichthum, hart zum Mitleiden und zur Menſchenliebe; und wie können wir es übel verwenden, ohne daß wird dadurch theils unordentliche Neigungen befriedigen, theils neue verwerfliche Begierden in uns erzeugen und unſern Leidenſchaften ſchmeicheln? — Sein Vermögen der herrlichen Tafel, der Pracht in Kleidern und Palläſten, den koſtbaren Bequemlichkeiten und Ergötzungen widmen, iſt Nahrung für die Weichlichkeit, den Stolz, die Sinnlichkeit und Trägheit; und ein Vermögen, auf dieſe Art verwendet, geht nicht bloß verloren, ſondern macht den Beſitzer dadurch ſchlimmer, weil es Thorheiten und Schwachheiten entweder unterhält, oder erzeugt.

Der Reichthum erſtreckt ſich ferner nicht allein auf unſre Bedürfniſſe, ſondern auch auf die Bedürfniſſe der Andern. Geiz iſt Grauſamkeit gegen die Dürftigen, und die Verſchwendung iſt es nicht weniger. Wenn es daher Vernunft und Pflicht iſt, mit ſeinem Vermogen ſo viel Gutes zu thun, als man thun kann: ſo muß es auch Vernunft ſeyn, ſo wohl alle zu große Liebe des Geldes zu erſticken, als auch allen unnöthigen Aufwand zu vermeiden und die Mühe nicht zu ſcheuen, welche die gute Anwendung des Vermögens erfordert. Es iſt Pflicht, ein milder, hülfreicher und gutthätiger Mann zu ſeyn; und das Vermögen, das wir entbehren können, zu unnöthigen Koſtbarkeiten und Zierrathen und zu theuern Vergnügungen anwenden, anſtatt daß wir dem Mangel Andrer dadurch hätten abhelfen, Elende erquicken und Nackende kleiden können, iſt vor der Vernunft ein Raub an den Armen. Der iſt noch kein vernünftiger Haushalter ſeines Vermögens, der es nur dann und wann, heute oder morgen, wohl anlegt; ſo wie der noch kein aufrichtiger Mann iſt, der ein oder etliche mal die Wahrheit ſaget. Die nützliche Anwendung unſers Vermögens und Ueberfluſſes muß ſich daher durch unſer ganzes Leben verbreiten und zu einer Fertigkeit werden, wie alle andre Pflichten; und wie das Vermögen zu allen Zeiten ein Geſchenke der Vorſehung bleibt, ſo müſſen wir auch zu allen Zeiten den beſten und rühmlichſten Gebrauch nach unſerm Gewiſſen davon zu machen ſuchen.

Nächſt der Arbeitſamkeit iſt die Sparſamkeit ein herrliches Mittel, unſer Vermögen zu vervielfältigen und dem Mangel vorzubeugen. Durch ſie verwahrt der Reiche ſeinen Schatz vor einer ſolchen Verſchwendung, und durch ſie iſt der Aermere an vielen Dingen reich. Die Sparſamkeit, wenn es auch kein römiſcher Conſul geſaget hätte, iſt nicht allein das größte Einkommen,*) ſondern auch oft eine Beſchützerinn wider den Geiz, indem ſie uns die Kunſt lehret, mit Wenigem auszukommen, und das Entbehrliche von dem Unentbehrlichen vernünftig zu unterſcheiden. Ohne Sparſamkeit iſt kein König reich genug; und durch ſie wird der Dürftige ſein eigner Wohlthäter. Sie befördert die Genügſamkeit und Mäßigkeit, aus denen ſie, wenn ſie Tugend iſt, zuerſt entſpringt. Sie mäßiget und ordnet nicht nur den Aufwand, den unſre Erhal-

---

*) Maximum vectigal. Cic. Parad. VI.

tung, die Bedeckung unſers Körpers, unſre Wohnungen und Vergnügungen erfordern; ſondern ſie lehret uns auch, durch einen behutſamen Gebrauch die Dauer und Schönheit der äußerlichen Bedürfniſſe erhalten. Tauſend Menſchen, die klagen, daß ſie in ihrem Stande zu wenig haben, würden genug haben, wenn ſie den unnöthigen Aufwand zurück ſetzten, den die Mode, die Pracht, die Bequemlichkeit und der leckere Gaumen verlangt; und Tauſend, die für Niemanden als ſich genug haben, würden, wenn ſie eben dieſes thäten, noch zu Gutthaten und rühmlichen Freygebigkeiten übrig haben. Plinius der Jüngere, der ſo gern und mit einer ſo guten Art freygebig war, lehret uns die Quelle ſeiner Gutthätigkeit: „Was „mir meine Einkünfte verſagen, erſetze ich durch „Sparſamkeit und Mäßigkeit; ſie iſt die Quelle, „aus der meine Freygebigkeit fließt.“ *) Dieſes Exempel eines großen Mannes und Staatsminiſters beweiſet, daß man ſich in dem erhabenſten Stande der Sparſamkeit ſo wenig zu ſchämen habe,. daß ſie vielmehr die Zierde der Großen iſt. Wir können viele Dinge glücklich entbehren, wenn wir wollen, und das Herz erſchafft ſich Reichthümer, indem es wenig begehrt. **)

Sejus

---

*) Quod ceſſat ex reditu, frugalitate ſuppletur, ex qua velut e fonte liberalitas noſtra decurrit. PLIN.

**) Adſueſcamus a nobis removere pompam, ſervis paucioribus ſerviri, veſtes parare, ad quod inventae ſunt, Sejus klagt über den Mangel an Glücksgütern. Er arbeitet übermäßig, um ſich und ſein Haus zu erhalten; doch bey aller ſeiner Arbeit leidet er Mangel. Er hat nie ſo viel, als er braucht, und er gewinnt doch durch ſeinen Fleiß viel. — Wer mag an dieſem Mangel Schuld ſeyn? Vielleicht Sejus ſelbſt. Er ſehe ſeine und ſeiner Gattinn Ausgaben durch. Er ziehe den Aufwand der Mode von dem, was der Wohlſtand und die Nothwendigkeit fordert, ab. — Sein Stand verlanget kein Sammetkleid von ihm. Er hätte alſo hundert Thaler erſparen können, und mit dieſem Hundert noch zehn Thaler Ausgaben, die ihm ſein reicher Rock bey öffentlichen Gelegenheiten zugemuthet. — Er hat wahre Verdienſte, warum will er die Augen durch Kleider füllen? Der Kluge ſchätzt ihn nicht höher, ſondern minder, wenn er weis, daß er mehr Aufwand macht, als ein verſtändiger Haushalter machen ſoll. — — Seine Gaſtereyen koſten ihm jährlich hundert Thaler. Er lerne ſie mit funfzigen beſtreiten, oder ſey groß genug, nur Freunde zu haben, die mit Einem Gerichte und ihm zufrieden ſind: ſo wird er viel erſpa-

---

ſunt, habitare contractius. Diſcamus membris noſtris inniti, naturae voluntati parentes, quae pedes dedit, ut per nos ambularemus, oculos ut per nos videremus. Dieſe Sittenlehre des Seneca ſcheint für unſer weichliches Jahrhundert geſchrieben zu ſeyn. **Anmerkung des Verfaſſers.**

ren. — Er verthut, ohne daß er es ſelbſt weis, bloß in Kleinigkeiten, die er ſo gern kauft und doch nicht nöthig hat, funfzig Thaler. Er werde haushälteriſch, und lehre ſich und ſeine Frau die Wahrheit, daß es die größte Sparſamkeit ſey, nicht käufiſch zu ſeyn. — Er lerne mit einer weniger koſtbaren Wohnung zufrieden ſeyn, und erſpare nur da, wo es ihm Ehre iſt, zu erſparen, und er wird genug, und vielleicht übrig haben. Nicht bloß die Bedürfniſſe, ſondern oft unſre unerſättlichen Begierden machen das Leben dürftig und elend.

Anſehen und Gewalt ſuchen, um ſie Andern fühlen zu laſſen, iſt Herrſchſucht und Tyranney. Anſehen und Gewalt ſuchen oder brauchen, um ſie zu haben und ſich an ſeinem Vorzuge zu kützeln, iſt Stolz. Macht und Anſehen auf die gehörige Art und nicht anders als durch Verdienſte ſuchen, oder wenn ſie uns durch Geburt und Stand rechtmäßig zukommen, behaupten, um Sicherheit und eine vernünftige Freyheit zu erhalten, und Andern deſto nützlicher zu werden, iſt weiſe Pflicht.

Das Verlangen alſo nach Mitteln, die unſern äußerlichen Wohlſtand verbeſſern, zu unſern Bedürfniſſen nothwendig und einer erlaubten Bequemlichkeit beförderlich ſind, iſt an und für ſich unſchuldig und gründet ſich auf den natürlichen Trieb nach Glückſeligkeit. Wenn man dabey auf Andrer Glück ſein Abſehen hat, ſo iſt es nicht nur ein unſchuldiges, ſondern auch ein rühmliches Verlangen. Ja, wenn man dabey auf das Geſetz der Vernunft und Gottes Rückſicht nimmt, ſo verdient es ſo gar ein tugendhaftes Beſtreben genannt zu werden. So bald wir hingegen das Verlangen nach Reichthümern und Macht nicht in ſeine von der Vernunft ihm vorgeſchriebenen Grenzen einſchließen; ſo wird es eine unmäßige und ſchändliche Leidenſchaft. Vermögen und Macht begehren, lieben und erhalten, um ſie zu haben, und das Mittel, wider ſeine Natur, in einen letzten Endzweck zu verkehren, iſt die niedrigſte Stufe des Geizes oder Stolzes. Vermögen und Anſehen begehren, ſuchen oder beſitzen, bloß weil ſie Mittel ſind, unſre Sinnlichkeit und Eitelkeit und die Träume der Einbildung zu vergnügen, iſt zwar kein ſo hoher Grad der Thorheit, aber doch allemal wider die Vernunft. Das Maaß der Güter, die man ſucht, wird ſich alsdann ganz nach dem Maaße der Begierden und der Einbildung richten; und wie dieſe keine Grenzen kennen, ſo kann jenes auch keine haben.

Der ſicherſte Weg zu Reichthum und bürgerlicher Gewalt zu gelangen, bleibt allezeit der Weg der Geſchicklichkeit und des Fleißes, der Aufrichtigkeit und Klugheit, der Unverdroſſenheit, Sparſamkeit, und Gefälligkeit im Umgange. Er iſt der Weg zum Tempel des guten Namens und zum rühmlichen Reichthume. Wenn auch dieſer Weg trügen ſollte, ſo iſt er doch der rechtmäßige; und ihn gegangen zu ſeyn, auch ohne den glücklichen Erfolg, iſt allezeit Belohnung. Alle die andern Künſte, reich zu werden, ſind entweder kriechende oder laſterhafte.

Wie ſchwer, wie mühſam iſts, ſich Schätze zu erwerben!
Soll ich ſie dumm erfreihn und hinterliſtig erben?
Soll ich durch Sklaverey vor Großen ſie erſtehn,
Und niederträchtig ſeyn, um mich bald reich zu ſehn?
Soll ich ſie, wie Serpil, durch Meyneid mir erlügen,
Staat, Mündel und Altar und Gott darum betrügen?

Die Klugheit, die uns befiehlt, bey unſerm Fleiße und bey der Anwendung unſrer nützlichen Geſchicklichkeit auf die Umſtände der Zeit, des Ortes, des Landes, in dem wir leben, auf die günſtigen Gelegenheiten zu ſehen, die ſich äußern, Andrer Mangel durch unſre Aemſigkeit zu ergänzen und daraus einen eben ſo rechtmäßigen als ſeltnen Gewinnſt zu ziehen, dieſe Klugheit wird uns ohne die Hülfe der Argliſt und der Gewinnſucht, ſinnreich in Erfindungen und Unternehmungen machen, und uns den Muth und die Hurtigkeit lehren, mit der ſie ausgeführet werden müſſen. Werden wir endlich nach dieſer Regel, die wir gegeben haben, keine Reichen: ſo werden und bleiben wir doch nützliche und rechtſchaffne Männer, die ſo viel gewinnen werden, als die Erhaltung des Lebens erfordert, und welche Andern auf tauſendfache Arten

ten Wohlthaten erweiſen können, wenn gleich nicht durch ihren Ueberfluß.

Bleiben wir aber, ungeachtet des Fleißes in unſerm Berufe, arm, oder, ungeachtet unſrer Geſchicklichkeit, lange oder ſtets ohne einen angewieſenen Ruf, welcher letzte Fall doch ſehr ſelten iſt: ſo müſſen wir es als das Schickſal anſehen, das uns die Hand der Vorſicht in der Welt zu tragen aufgeleget hat; und, es gelaſſen tragen, iſt Tugend. So viel können wir uns doch von der Güte der Menſchen und noch mehr von der Gnade der Vorſehung verſprechen, daß wir bey Fleiß und Arbeit, Nahrung und Kleider, und in den Fällen der Krankheit und der Theurung liebreiche Unterſtützungen finden werden. Man vergeſſe nur nie, daß der, der laß in ſeiner Arbeit verfährt, ein Bruder deſſen iſt, der das Seine durchbringt; *) und man vermenge den Mangel, den man aus eigner Schuld leidet, nicht mit der rühmlichen Armuth, und einen eiteln Wunſch nach Reichthümern nicht mit dem erlaubten Verlangen nach einem nothdürftigen Auskommen.

Sirach macht die Gerechtigkeit oder die Rechtſchaffenheit und Tugend zur Quelle der Ehre und des Glücks. Die Stelle iſt zu vortrefflich, als daß ich ſie Ihnen nicht empfehlen ſollte. „Wer anhält an der Gerechtigkeit oder Tugend, „ſagt er, der findet ſie. Und ſie wird ihm begegnen,

---

*) Sprüchw. Sal. 18, 9.

„gegnen, wie eine Mutter der Ehren, und wird „ihn empfahen, wie eine junge Braut. Sie wird „ihn ſpeiſen mit Brodt des Verſtandes und mit „Waſſer der Weisheit tränken. Dadurch wird er „ſtark werden, daß er feſt ſtehen kann, und wird „ſich an ſie halten, daß er nicht zu Schanden wird. „Sie wird ihn erhöhen über ſeinen Nächſten und „ihm ſeinen Mund aufthun in der Gemeine. Sie „wird ihn krönen mit Freude und Wonne, und „mit ewigen Namen begaben. Aber die Narren „finden ſie nicht und die Gottloſen können ſie nicht „erſehen: denn ſie iſt fern von den Hoffärtigen „und die Heuchler wiſſen nichts von ihr.“ *)

Meine Herren, ſo wünſchenswerth Ehre und Reichthum ſcheinen mögen: ſo brauchen wir doch zu unſerer wahren Ruhe keinen großen Namen und keine großen Reichthümer. Wie tröſtlich iſt dieſe Anmerkung! Der beſte Ruhm iſt der Ruhm der Pflicht, das Zeugniß des guten Gewiſſens vor Gott und die Liebe des rechtſchaffnen Freundes und Mannes; dieſer Ruhm ſteht in unſrer Gewalt. Alle andre Ehre, die Ehre großer Talente und außerordentlicher Thaten, gilt ohne die Ehre des Herzens für uns eigentlich nichts. Sie macht uns berühmter und angeſehner, aber nicht weiſer und beſſer. Hat uns alſo die Natur keine großen Gaben ertheilet; was ringen wir nach dem Ruhme großer Gaben? Wollen wir uns ſelbſt und die Welt belügen, und uns die ſchreckliche Laſt auf-

---

*) Sir. 15, 1 : 8.

aufbürden, ein Eigenthum zu behaupten, das ſeinem rechtmäßigen Beſitzer leicht entriſſen werden kann, und alſo noch vielmehr dem, der es erſchlichen hat, keine Stunde gewiß iſt? Bey Einem Pfunde, das du empfangen haſt, ſey zufrieden mit dem Ruhme, dieſes Eine Pfund zu nützen und ſorgfältig anzuwenden. Dieſes iſt Ehre bey Menſchen, bey Engeln und bey Gott. — Haben wir große und ſonderbare Talente empfangen; nun wohl gut! Sie ſind uns nicht zum Pompe unſers Namens, ſondern zum Beſten der Welt und zur Beobachtung großer Pflichten ertheilet. Wenden Sie dieſe Gaben zu dieſer Abſicht an, unbekümmert, ob Ihnen der äußerliche Ruhm allezeit folgt; genug, daß Sie den innern haben. Der Beyfall der Rechtſchaffnen entgeht den Verdienſten nie; dieſes iſt Ehre genug. Aber oft müſſen doch große Verdienſte im Staube bleiben; oft müſſen ſie ſtatt der Stimme öffentlicher Glückwünſchungen die Stimme der böſen Nachrede und des Neides hören. — Alsdann beſteht unſre Größe darinnen, uns über Niedrigkeit und Verachtung hinweg zu ſetzen, und das zu bleiben, was wir ſind, wenn uns auch die ganze Welt verkennte. — Seyn Sie unbeſorgt, was für Ehren und Würden Ihrer künftig warten, theuerſte Jünglinge, und gehen Sie getroſt den Weg der Pflicht und des Verdienſtes, der Wiſſenſchaften und guten Sitten, wie Sie thun, fort. Der Plan unſers Schickſals iſt von Ewigkeit angelegt, iſt gut und doch oft der nicht, den wir uns entworfen haben. Ich verehre und kenne die beſondern Führungen der Vorſehung aus meinem eignen Schickſale. Nie habe ich den Weg gewünſcht, auf dem ich mich itzt befinde; und alles hat ſich vereinigen müſſen, mich unvermerkt darauf zu leiten. Wenn ich nunmehr zurück ſehe, und mich mit meinen Fähigkeiten und Kräften betrachte: ſo iſt der Stand, darinnen ich, Dank ſey es der Güte Gottes! ſtehe, und den ich nicht gewünſcht habe, eben der, worinnen ich, nach meinem Naturelle und nach der Beſchaffenheit meines Körpers, mehr Nützliches thun kann, als in keinem andern, ſo geringe auch das iſt, was ich thue. — Unſer Schickſal entwickelt ſich oft zu der Zeit nicht, da wir es wünſchen; aber Geduld! Die Stunde wird kommen. Es iſt uns oft beſchwerlich; aber Geduld! es wird günſtiger. — Viele ſind aus der Niedrigkeit, ehe ſie es meynten, gezogen, und aus der Dürftigkeit, in der ſie ſeufzten, zum Ueberfluſſe geleitet worden, und das auf Wegen, die ſie vorher nicht kannten. — Der Menſch, pflegt man zu ſagen, iſt der Schöpfer ſeines Glücks; ein ſehr falſcher Satz, wenn er nicht eingeſchränkt wird. Der Herr der Himmel und der Erden iſt es; und unſer iſt die Pflicht, nach ſeinem Plane an unſerm Glücke mit Ergebung und Demuth und Vertrauen zu arbeiten, nicht ſeine Fürſorge mit Wünſchen um Verſorgungen, Güter und Würden zu beleidigen. Er weis, was wir bedürfen, und er meynt es beſſer mit uns, als wir es ſelbſt meynen können. Trachte am erſten nach ſeinem Reiche und deſſen Gerechtigkeit, ſo wird dir das Andre alles zufallen.*)

Ich kenne den Ruhm, theuerſte Freunde, und ich kenne ſein Leeres. Er beruhiget das Herz nicht. Die Begierde darnach iſt Durſt, wird mit vieler Mühe geſtillt, und wird noch heftigerer Durſt. Erlangen wir ihn, ſo iſt er Laſt, und ein unbekanntes Leben iſt der Natur weit gemäßer.

O ſelig, wen ſein gut Geſchicke
Bewahret vor großem Ruhm und Glücke;
Der, was die Welt erhebt, verlacht;
Der frey vom Joche der Geſchäffte
Des Leibes und der Seelen Kräfte
Zum Werkzeug ſtiller Tugend macht.

Ich kenne die Reichthümer nicht durch den Beſitz; aber ich kenne ſie in den Händen der Andern. Sie ſind ſelten Glück, öfter Strafe; und es iſt ſchwerer, den Reichthum, als den Mangel zu tragen.**) —

---

*) Matth. 6, 33.

**) Non poſſidentem multa vocaveris
Recte beatum. Rectius occupat
Nomen beati, qui Deorum
Muneribus ſapienter uti,
Duramque callet pauperiem pati,
Pejusque leto flagitium timet.
HOR.

Ich wiederhole es nochmals, nichts iſt ſo klein in den Schickſalen der Menſchen, es ſteht unter der göttlichen Regierung, Anordnung und Zulaſſung; und der Plan, den ſie anlegt, wenn er auch nicht mit unſerm Wunſche übereinſtimmet, bleibt doch, für uns und die Welt, der beſte. Sorge daher, o Jüngling, nur für wahre Verdienſte mit allem Eifer, in Beſcheidenheit und Demuth, und verlaß dich dabey auf den Herrn von ganzem Herzen, und nicht auf deinen Verſtand; ſo wird er dich recht führen. *) Getroſt!

Du ſtehſt in deſſen Hand, der war, eh du gedacht,
Den Plan zu deinem Glück von Ewigkeit gemacht;
Den Plan zum Glück des Wurms, der deinem Aug' verſchwindet,
Und Nahrung und ſein Haus im kleinſten Sandkorn findet.

---

*) Sprüch. Sal. 3, 5. 6.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

C. F. Gellerts
ſämmtliche
Schriften.

Siebenter Theil.

Neue verbeſſerte Auflage.

Mit Römiſch-Kaiſerl. Königl. Preußiſchen und Churfürſtl.
Sächſ. allergnädigſten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich,
und Caſpar Fritſch, 1775.

Ob/151/+03

Bayer.
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Innhalt
des ſiebenten Theils.

Moraliſche Vorleſungen.
Fortſetzung
der dritten Abtheilung.
Von den vornehmſten Pflichten des Menſchen.

Sechzehnte Vorleſung.

Von den Pflichten in Abſicht auf die Güter der Seele und zwar in Abſicht auf die Anwendung der Kräfte des Verſtandes. S. 3

Siebenzehnte Vorleſung.

Fortſetzung des Vorigen; beſonders von der Anwendung unſers Verſtandes auf die Erkenntniß und Betrachtung der Natur. S. 20

Achtzehnte Vorleſung.

Von den Pflichten in Abſicht auf die Güter des Herzens; und zwar insbeſondre von der Herrſchaft über ſeine Begierden und Leidenſchaften. S. 40

Neunzehnte Vorleſung.

Fortſetzung von der nöthigen Herrſchaft über die Begierden; desgleichen von der Gelaſſenheit und Geduld. S. 60

Zwanzigſte Vorleſung.

Von der Demuth. S. 83

Ein und zwanzigſte Vorleſung.

Von der Menſchenliebe, dem Vertrauen auf Gott, und der Ergebung in ſeine Schickungen. S. 99

Zwey und zwanzigſte Vorleſung.

Von den Pflichten der Erziehung, beſonders in den erſten Jahren der Kinder. S. 121

Drey und zwanzigſte Vorleſung.

Von den Pflichten der Erziehung in den zunehmenden Jahren der Kinder S. 150

Vier und zwanzigſte Vorleſung.

Von den Pflichten der Verwandtſchaft und Freundſchaft. S. 173

Fünf und zwanzigſte Vorleſung.

Von der Ehe und ihren Verpflichtungen. S. 192

Sechs und zwanzigſte Vorleſung.

Von den Pflichten gegen Gott, als den Quellen aller andern Pflichten. S. 213

Anhang.

Moraliſche Charaktere.

Regelmäßige Sinnlichkeit, in dem Charakter des Kriton vorgeſtellet. S. 243
Euphemon, das Gegentheil des Kriton. S. 246
Chryſes, der unbeſtändig ſein Glück in allerhand ſinnlichen Vergnügungen ſucht. S. 249
Der Mann mit Einem Laſter und mit vielen Tugenden. S. 254
Der regelmäßige Müßiggänger, oder der Mann ohne Laſter und ohne Tugend. S. 258
Der ſchwermüthige Tugendhafte. S. 262
Der Jüngling von der guten und ſchlimmen Seite. S. 268
Charakter eines feinen Verleumders. S. 277
Der falſche Schamhafte, der die weſentliche Wohlanſtändigkeit der eingebildeten aufopfert S. 283
Der ſtolze Demüthige. S. 288
Ein Mann, der ſeinen Beruf beobachtet, ohne daß er ſeinem Berufe ganz lebt. S. 294

Fortſetzung
der dritten Abtheilung,

Von den vornehmſten Pflichten des Menſchen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Sechzehnte Vorleſung.

Von den Pflichten in Abſicht auf die Güter der Seele und zwar in Abſicht auf die Anwendung der Kräfte des Verſtandes.

Alles vereiniget ſich, uns die wichtige Pflicht zu lehren, die uns obliegt, die Kräfte unſers Geiſtes zu verbeſſern und auszubilden, wir mögen nun die Natur und Abſicht dieſer Kräfte ſelbſt, oder den Nutzen und das Vergnügen betrachten, das mit der Verbeſſerung und regelmäßigen Anwendung derſelben verbunden iſt.

Unſere Vernunft iſt ein unſchätzbares Geſchenke. Durch ihren Dienſt lernen wir Wahrheit und Irrthum, Gutes und Böſes unterſcheiden; und uns, die Menſchen, die Welt und Gott, als den Schöpfer, Regierer und Geſetzgeber derſelben, erkennen. Sie zeigt uns mit Beyhülfe der Erfahrung den Einfluß, den die Gegenſtände der Natur auf unſer Glück oder Unglück haben. Durch ihr Licht entdecken wir, was in dem Innerſten unſrer Seele vorgeht, und werden uns unſrer Abſichten, Entſchließungen und geheimſten Neigungen bewußt. Durch ſie lernen wir die Uebereinſtimmung unſrer Abſichten mit unſern Handlungen, und ihren gewiſſen oder wahrſcheinlichen Erfolg auf das Gegenwärtige oder Zukünftige. Vornehmlich lehret ſie uns die Natur, und in der Ordnung, Nutzbarkeit und Herrlichkeit derſelben, die Weisheit, Güte und Macht ihres Urhebers erkennen, ſeine Heiligkeit und Gerechtigkeit aber in unſerm eignen Gewiſſen und in dem Unterſchiede wahrnehmen, den wir zwiſchen Tugend und Laſter, Recht und Unrecht, zu empfinden genöthiget ſind.

Der Umfang und die Klarheit dieſes Lichts der Seele wächſt, nachdem wir es achtſam und vorſichtig zu ſeiner Abſicht anwenden. Es nimmt ab, nachdem wir es nicht gebrauchen, und verhüllt ſich in Finſterniſſe, nachdem wir es mißbrauchen. Ferner muß man nicht vergeſſen, daß dieſe Klarheit nicht ohne Mühe, nicht ohne fortgeſetzte Mühe, nicht ohne Hülfe der Unterweiſung, nicht ohne ein fleißiges und tägliches Nachdenken wächſt. Durch Uebungen wird der Verſtand ſtärker; durch den öftern Gebrauch ſeiner Fähigkeiten wird das Gebiete ſeiner Erkenntniß erweitert und ihm die Herrſchaft über das Herz und ſeine Neigungen beſtätiget. Durch Vernachläſſigung und Mißbrauch der Kräfte des Verſtandes hingegen entſtehen in der Seele, gleich als in einem übel regierten Staate, Irrungen, Widerſetzlichkeiten und Empörungen. Irrthümer und Blendwerke verdrängen alsdann die richtigen und wahren Vorſtellungen aus dem Beſitze, der ihnen eigenthümlich gebührt. Unrichtige Meynungen erzeugen unrichtige Begierden, legen den Gegenſtänden unſrer Neigungen einen falſchen Werth bey, und erſchaffen ſtürmiſche Leidenſchaften, dieſe Peiniger unſers Herzens und derer, die mit uns leben. Ungewiſſe Meynungen haben ſchon die üble Wirkung, daß ſie keine Beſtändigkeit und Einfalt in unſerm Verhalten zulaſſen, unrichtige aber müſſen uns oft zu Fehlern und Thorheiten verleiten; und wo iſt eine Privatthorheit, die nur in dem Bezirke unſrer Selbſt bliebe, und nicht auf irgend eine Weiſe ſich der Geſellſchaft mittheilte?

Wenn alles dieſes gewiß iſt; wenn die Kräfte des Verſtandes ſtufenweiſe, durch Mühe und Anwendung und langſam ſteigen; wenn unſer Verſtand mit ſeinen Einſichten die Neigungen des Willens mäßigen und erhöhen, lenken und ordnen muß; wenn er Tugend erzeugt, Laſter und Elend verhütet, und den Werth und Gebrauch der äußerlichen Güter beſtimmen und einrichten hilft; wenn er das Vermögen iſt, deſſen richtiger Gebrauch uns dem Bilde der Gottheit am nächſten bringt: ſollte es keine Pflicht von äußerſter Wichtigkeit ſeyn, die Gaben des Verſtandes zu verbeſſern? Jeder alſo, er habe ein kleineres oder größeres Maaß deſſelben empfangen, iſt verbunden, ſo lange er lebt, die Kräfte deſſelben zu erhöhen, das heißt, nach den Umſtänden, in denen er ſteht, kein Mittel zu verſäumen, das zur natürlichen Erleuchtung

tung des Verſtandes dienet, allezeit die beſten und ſicherſten zu wählen und beharrlich anzuwenden; das zu vermeiden, was ihn an der Wahl oder Anwendung dieſer Mittel hindern kann, und ſtets mit Aufrichtigkeit des Herzens ſeinen Verſtand zu gebrauchen.

Die wichtigſten Unterſuchungen, die der Menſch mit ſeinem Verſtande anzuſtellen hat, ſind unſtreitig dieſe: „Woher bin ich? — Was ſoll ich auf „der Erde? — Wohin eile ich? — Wie gelange „ich zu der Abſicht und Glückſeligkeit, zu der mich „Gott geſchaffen hat? Sollte er mir nicht irgend „außer meiner Einſicht, die ſo ſchwach und eingeſchränkt iſt, und außer dem Gewiſſen, das ich ſo „leicht unterdrücken kann, wenn es meine Begierden befehlen, ſollte er nicht irgend außer dieſen „Quellen der Erkenntniß noch eine andre nähere „Offenbarung von ſeinem Willen gegeben haben?“ Sie iſt vorhanden, ſagt man mir. Ich bin alſo verbunden, mir ſie bekannt zu machen und die Kennzeichen ihrer Göttlichkeit ſorgfältig und unpartheyiſch zu unterſuchen, als vor den Augen Gottes, mit aufrichtigem Herzen, und in der ſichern Erwartung, daß mich Gott nicht werde in der wichtigſten Angelegenheit in Irrthum fallen laſſen. Ja, wenn ich auch keine unumſtößlichen Beweiſe anträfe, ſo müſſen mich doch ſchon die wahrſcheinlichen zum Glauben an die Religion bewegen, weil es eine Pflicht der Vernunft iſt, der Wahrſcheinlichkeit zu folgen, da ſie mehr Grund für ſich hat, als das Unwahrſcheinliche oder das bloß Mögliche. Ich bin alſo nicht allein aus Gehorſam gegen meinen Schöpfer verbunden, durch ein höheres Licht der geoffenbarten Wahrheiten, wenn eins vorhanden iſt, meinen Verſtand zu erleuchten, wo ich anders glückſelig werden will; ſondern ich muß die nähere Offenbarung ſeines Willens zugleich als die höchſte Wohlthat in tiefſter Dankbarkeit durch einen thätigen Gehorſam ehren und nichts heiligers wiſſen, als dieſen Willen Gottes, der nothwendig Güte und Wahrheit ſeyn muß, lebendig zu erkennen und nach allen meinen Kräften zu vollbringen. Dieſes ſagt mir die Vernunft, die er mir gegeben hat. Ueberhaupt aber hat die menſchliche Vernunft, auch bloß in Abſicht auf die natürliche Religion betrachtet, die Unterſtützung und Handleitung der Offenbarung vonnothen; denn die wahre natürliche Religion iſt in dem verderbten Zuſtande, darinnen wir uns befinden, kein Werk der bloſſen ſich ſelbſt gelaſſnen Vernunft, wie ſolches die Geſchichte unwiderſprechlich beweiſet.*)

Die moraliſche Anwendung des Verſtandes beſteht überhaupt darinnen, daß wir durch ihn richtig von dem urtheilen lernen, was Wahrheit und Irrthum, was gut oder böſe iſt, was unſer wahres Glück befördert oder aufhält, was den Schein des Guten durch unſre Einbildung und

---

*) Nöſſelts Auszug aus der Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der Religion; 70 : 74. S.

durch den Reiz der Begierden erhält, oder den Schein des Uebels durch ihren Betrug annimmt. Wir müſſen unſern Verſtand gewöhnen, die Handlung nie von ihrer Abſicht zu trennen, als beſtünde die Tugend nur in der äußerlichen Beobachtung der Pflichten, und nicht vielmehr in der überwiegenden Liebe zum Guten. Wir müſſen ihn anwenden, durch ſein Licht den falſchen Glanz des Laſters zu zerſtreuen, und uns die Fertigkeit erwerben, daſſelbe oft in ſeiner natürlichen Häßlichkeit, als ein Verderbniß der Vernunft und des Herzens, als den höchſten Schimpf des göttlichen Adels unſrer Seele, als den Störer der Abſichten Gottes zu denken, mit allem ſeinem ſchädlichen Gefolge, mit der Verwahrloſung der Geſundheit, des guten Namens, der äußerlichen Wohlfahrt, des Lebens, der Ruhe des Gewiſſens; es ſtets als einen ſchrecklichen Gegenſtand des göttlichen Mißfallens zu denken, als das, was unſern Zuſtand durch die ganze Ewigkeit hindurch immer entſetzlicher machen muß. Wir müſſen den Verſtand gewöhnen, bey ſeinen Urtheilen an ſich zu halten, ſich nicht von den Sinnen und Leidenſchaften übereilen, nicht von den Grundſätzen der Menge verführen, noch von der Gewalt der Beyſpiele zu falſchen Ausſprüchen fortreißen zu laſſen. Wir müſſen durch ihn die Hinderniſſe des Guten bemerken, wir müſſen unſre Neigungen und Meynungen kennen und alle unſre Wünſche und Bemühungen der Hauptabſicht unterwerfen lernen, Gott dadurch zu gefallen und durch ihn unendlich glücklich zu werden. Endlich müſſen wir auch unſern Verſtand zu dem gehörigen Erkenntniſſe ſolcher Künſte, Gewerbe und Geſchäffte anwenden, die das menſchliche Leben bedarf, und ohne deren Ausübung wir weder nützlich genug ſind, noch auch dem Müßiggange, dem ſchlimmſten Feinde der Tugend, entgehen können.

Wer alſo durch die natürlichen Mittel des Unterrichts, der Erfahrung und des Beyſpiels verſtändiger und weiſer werden kann, (und dieſes können wir alle werden) und dieſe Mittel verſäumet, oder nachläſſig gebraucht, der ſündiget an ſeinem Verſtande. Wer dieſe Mittel nicht mit der Sorgfalt, die ſie verdienen, ſucht, der unterläßt eine heilige Pflicht. Wer ſich, wenn er ſein eigner Herr und ſeines Verſtandes mächtig iſt, keine gewiſſe Zeit zur Verbeſſerung und Erweiterung ſeiner Erkenntniß, erlaubt, der liebt die Wahrheit viel zu wenig und ſeine Bequemlichkeit und Trägheit unendlich mehr. Wenn man, durch die willige Anwendung und Ausübung einer erkannten Pflicht der Vernunft, die Ueberzeugung von dieſer Pflicht und ihrer Vortrefflichkeit verſtärken kann: ſo ſchwächen alle diejenigen das Licht ihres Verſtandes, die, ſo bald ſie etwas, das ausgeubt werden ſoll, als wahr und gut erkennen, es nicht ſo gleich, und ſo oft ausüben, als ſie nicht durch unüberwindliche Schwierigkeiten daran verhindert werden. Die Erfahrung, inſonderheit die innerliche, iſt oft der ſtärkſte und deutlichſte Beweis der Wahrheit, und in ſo fern auch ein Zuwachs der Vernunft. Seinen Verſtand nicht zum eignen Nachſinnen gewöhnen und ihn ſtets nach der Anleitung der Andern ſtimmen, heißt ſein Eigenthum verlaſſen, um betteln zu können. Seinen Verſtand bloß darum verbeſſern, um damit zu glänzen, iſt die Kleiderpracht des Verſtandes. Den geſunden richtigen Verſtand können alle Menſchen durch Unterricht, Umgang und Uebung erhalten; er iſt die gangbare Münze der Welt. Der feine und ſchöne Verſtand iſt ein Juwel; wenn er allgemein getragen würde, verlöre er ſein Anſehen.

Das Gedächtniß gehörig üben, iſt auch keine geringe Pflicht. Es vernachläſſigen, heißt dem Verſtande ſeinen Unterhalt entziehen, und ihn nöthigen, Wahrheiten und Beweiſe immer von neuem aufzuſuchen. Es mehr üben, als den Verſtand, heißt immerdar ausſäen, ohne die Früchte einzuerndten. So oft wir Worte ohne deutliche Begriffe faſſen, treiben wir mit unſerm Gedächtniſſe den unnatürlichſten Gebrauch; und je mehr ſein Reichthum auf dieſe Weiſe wächſt, deſto ärmer wird jedesmal der Verſtand.

Die Einbildungskraft giebt den Gedanken des Verſtandes gleichſam die eigenthümliche Miene, wodurch ſie ſich leicht von einander unterſcheiden laſſen, und zeigt ſie der Seele in dieſer Geſtalt, daß ſie ſolche deſto lebhafter denke, und leichter im Gedächtniſſe aufbewahre. Sie malet die Gemälde aus, die der Verſtand gezeichnet hat, und giebt ihnen Erhöhung, Licht und Schatten; und ſie malet glücklich, ſo lange ſie unter der Aufſicht des Verſtandes ihre Farben natürlich aufträgt. Man kann alſo dieſe Kraft der Seele eben ſo wenig, als die Kraft des Gedächtniſſes, vernachläſſigen, oder übermäßig anſtrengen, ohne dem Verſtande und alſo der Erkenntniß der Wahrheit zu ſchaden. Wenn ein durchdringender gründlicher Verſtand eine lebhafte Einbildungskraft zur Seite, ein reiches und treues Gedächtniß zur Gehülfinn, und ein edles empfindliches Herz zur Unterſtützung hat: ſo wird er zum hohen Genie und zum Lehrer ganzer Nationen, ſo lange ſie ſeine Sprache verſtehen. Seinen Verſtand zu beſſern, muß man alſo auch dieſe andern Kräfte bilden; und es geht ſehr wohl an, daß man alle drey zugleich bilde; denn es iſt Eine Kraft mit verſchiedenen Wirkungen. Je ſpäter wir dieſe Arbeit anfangen; deſto mühſamer wird ſie. Je früher wir ſie anfangen; deſto mehr Fortgang gewinnt ſie. Nur in der erſten Jugend ſeinen Verſtand anbauen und die Fortſetzung im Alter unterlaſſen, macht ſechzig- und achtzigjährige Jünglinge. Die Methode der Schulen, nach der wir in den erſten Jahren denken lernen, als die Kraft zu denken beybehalten, heißt, wie ein gewiſſer Schriftſteller ſagt, das Gerüſte ſtehen laſſen, wenn das Gebäude vollendet iſt.

Da die Empfindungen des Herzens in dem zarten Alter ſich eher entwickeln, als der Verſtand, und ſchon verderbt ſind, ehe der Verſtand erwacht, und ihm ſeine Herrſchaft in der Folge unendlich ſchwer machen: ſo ſollte man auch den Geſchmack oder die Empfindung zuerſt bilden.

Doch die Kräfte ſeines Geiſtes üben und verſtärken, iſt nicht allein die höchſte Nothwendigkeit; nein, es iſt ſelbſt das reizendſte Vergnügen. Welche Freuden gewähret uns nicht die Erkenntniß der Natur, der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte! Welche Vortheile verſchafft ſie nicht unſerm Herzen, und welche Zierde unſern Sitten!

Die wahren Regeln der ſchönen Künſte, der Beredſamkeit, Poeſie, Malerey, Bildhauerkunſt, Baukunſt und Muſik, ſind Vorſchriften der Natur. Sie erfreuen den Verſtand, wenn wir ſie ſchön, und mit einander verbunden vorgetragen finden. Er hört ſeine eigne Stimme in den Vorſchriften der Kunſt, und vergnügt ſich, daß in den Geſetzen der Künſte, wie in den Geſetzen der Natur, alles unter einander zu Einer Hauptabſicht übereinſtimmt. Das Herz vergnügt ſich, daß es dieſe Regeln in ſeiner eignen Empfindung des Schönen und Anſtändigen gegründet fühlet; und die Regeln der Beredſamkeit, von einem Cicero oder Fenelon vorgetragen, lieſt man, ohne ein Redner werden zu wollen, mit Vergnügen und Nutzen.

Allein ſo angenehm und nützlich die Kenntniß der Regeln in den ſchönen Künſten iſt: ſo iſt ſie doch gegen das Vergnügen, das uns die Werke der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte ſelbſt gewähren können, und gegen die Vortheile, die aus ihnen auf unſern Verſtand und unſer Herz einfließen, ſehr geringe.

Stellen Sie ſich die einzige Geſchichte zum Beyſpiele auf. Welche mannichfaltige Bewegungen fühlt unſer Geiſt, wenn er ſich an ihrer Hand in die Auftritte verfloßner Jahrhunderte verſetzet, und das Vergangne gegenwärtig ſieht; wenn er überall einen Zuſchauer der Menſchen, ihrer Handlungen und ihrer Triebfedern, ihrer Abſichten und Leidenſchaften, gleichſam im Verborgenen abgeben kann, wenn er bald Hohe, bald Niedrige, bald Weiſe, bald Thoren, bald Rechtſchaffne, bald Laſterhafte vor ſeinen Augen denken und handeln ſieht, überall den Menſchen, den beſſern oder ſchlimmern, den glücklichern oder unglücklichern, überall eben daſſelbe Geſchöpf, nur mit mannichfaltigen Abänderungen erblickt; überall ein Geſchöpf, das ſich liebt, das ſein Glück ſucht, aber auf tauſend verſchiednen Wegen; überall einerley Verſtand, aber unzählige gute oder falſche Anwendungen deſſelben; überall Wahrheit und noch mehr Irrthümer, überall Tugend und unzählige Laſter, und ſelbſt das Laſter oft in der Geſtalt der Tugend; überall Begriffe von einer Gottheit und ſchreckliche Verderbniſſe dieſer Begriffe! Welcher lehrreiche und rührende Anblick für den Verſtand! Hier entſtehen Geſetze, Ordnung und gute Sitten; und die Staaten blühen und befeſtigen ſich durch Fleiß und Tapferkeit. Dort erliegen Geſetze und Ordnung unter dem Uebergewichte der Laſter; die Herrſchſucht entſpinnet Zerrüttungen und blutige Kriege; der Ueberfluß zeugt Schwelgerey, Weichlichkeit und Müßiggang; und die Wohlfahrt der Nation ſtürzt ein. Dort ſteigen Künſte und Wiſſenſchaften, und die Einſichten und Sitten des Volks verſchönern ſich. Hier lebt eine Nation, fern von den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften; ihre Sitten ſind rauh und wild, und ihre Weisheit iſt Tapferkeit und Geiz nach Siegen. Itzt wird Fleiß und Tugend belohnet, und bald wird das Laſter gekrönet. Hier ein tragiſcher, dort ein glücklicher Erfolg, den keine menſchliche Weisheit voraus ſah! Hier eine Begebenheit, zu der die Anlage ſchon in verfloßnen Jahrhunderten veranſtaltet lag; hier ein Erfolg, der nach aller Wahrſcheinlichkeit nicht hätte erſcheinen ſollen! Alle dieſe ſo verſchiednen Schauſpiele erhalten unſern Geiſt in derjenigen Geſchäfftigkeit, die gleichſam ſein Element iſt. Er ſchließt, vergleicht, urtheilet, bewundert, haßt und liebt, gönnt das Glück den Guten, mißgönnt es den Böſen, erfreut ſich, leidet mit der Unſchuld, hilft das Laſter beſtrafen, erſtaunt und zittert, iſt überall in Erwartung, wird oft in derſelben hintergangen, ſieht die Sitten ſo vieler Nationen und ihre Gebräuche, ihr Genie und ihre Fehler, ihre Geſetze und Gottesdienſte, ihre Helden und ihre Belohnungen, ihre Weiſen und ihre Anſtalten, alles dieſes ſieht er; und überall, (welche hohe Ausſicht!) erblickt er die Spuren einer weiſen und allmächtigen Vorſehung, welche die Schickſale der Sterblichen im Verborgnen regieret, und ſie durch dieſe Regierung aufmerkſam auf ihren Willen machen will.

So viel Freude kann uns ſchon allein die Geſchichte verſchaffen; und man muß die guten und böſen Beyſpiele, die ſie uns aufſtellt, ſehr nachläſſig betrachten, wenn ſie keine Liebe zur Tugend und keinen Abſcheu des Böſen in uns erwecken ſollen; ja man kann ſie kaum flüchtig betrachten, ohne daß ſie uns die nützlichſten Regeln des Verhaltens im bürgerlichen Leben anbieten ſollten.

Die Meiſterſtücke der Beredſamkeit und Poeſie ergötzen den Geiſt eben ſo ſehr, als ſie ihn bilden. Die Poeſie wird oft lehrreicher, als die Geſchichte. Sie bildet ihre Beyſpiele nach dem Begriffe des Schönen, und unterrichtet um deſto mehr, je mehr ſie gefällt. Ihre Wahrheit wird von dem Gedächtniſſe willig aufgenommen, von dem Verſtande geliebt, und von dem Herzen gefühlt; und die ſchön vorgetragne Wahrheit des Redners wirkt ebenfalls zugleich auf den Verſtand und das Herz.

Setzen Sie von den ſchönen Künſten eine der andern an die Seite. Jede hat ihr eigenthümliches Schönes, und alle gefallen, als Nachahmerinnen der Natur, und ſelbſt ihr Nützliches nimmt die Geſtalt der Anmuth an.

Des Malers Kunſt erſchafft den Menſchen noch einmal,
Verewigt die Geſtalt, giebt durch der Farben Wahl
Dem Lächeln, jenem Ernſt, dem Alter, jenem Jugend,
Entblößt uns jenes Herz, und malt uns ſeine Tugend.
Der iſt lebt, den ſieht einſt die Nachwelt vor ſich ſtehn.
Und ſieht ihn ſo genau, als wir ihn ſelbſt geſehn.
Der Maler läßt den Greis am Stecken kraftlos ſchleichen,
Uns iſt, als hörten wir den Greis vernehmlich keichen.
Wenn der, den Unglück quält, im Bilde troſtlos weint,
Fühlt unſer Mitleid das, was er zu fühlen ſcheint.
Ein fröhlich lächelnd Bild zwingt uns, daß wir uns freuen.
Wen rührt nicht dieſe Kunſt durch ihre Zaubereyen?

Wenn wir mit den beſten Werken der Künſte oft und gehörig umgehen, ſo verbeſſern wir unſern Geſchmack, indem wir ihn vergnügen, und der Geſchmack an den Meiſterſtücken macht uns ihre Schönheiten noch ſichtbarer, und den Verſtand noch begieriger, ſie aufzuſuchen. Die guten und nützlichen Werke der Poeſie, Beredſamkeit, Malerey, Bildhauerkunſt erfüllen unſern Geiſt mit dem Begriffe des Schönen, der Ordnung, der Uebereinſtimmung und des Anſtandes. Unſer Geiſt lernt dieſen unvermerkt auf die Sitten und das äußerliche Betragen anwenden, vermöge der allgemeinen Regel der Natur, alles zu entfernen, was uns mißfällt, und alles das anzunehmen, was gefällt. So wird der Mann vom Geſchmacke in den Künſten, ein Mann von Lebensart mit einer gehörigen Anwendung deſſelben auf die Geſellſchaft; und ſein Geſchmack, der durch die Künſte feiner und ſichrer geworden, wird es auch in der Lebensart. Sollte nichts von den edlen, liebreichen und großmüthigen Empfindungen, welche die Werke der Künſte ausdrücken, in unſer Herz übergehen? Sollten wir immer die Stralen der Sonne fühlen und nicht erwärmet werden?

Allein wenn auch die ſchönen Künſte uns nichts als unſchuldige Zeitverkürzungen darböten: ſo blieben ſie doch ſchätzbar genug. Sie füllen unſre leeren Stunden aus, die uns unſer Stand oder Beruf frey läßt. Wir können nicht immer arbeiten; und iſt der Dienſt der Künſte nicht vortrefflich, wenn er uns Erholung und neue Kräfte zu Geſchäfften giebt? Ihr Vergnügen hält vom trägen Müßiggange und unedlen Zeitvertreibe ab. Mancher Jüngling, der ſeine leere Stunde der Freude der Muſik bringt, hätte ſie vielleicht ſonſt der Ausſchweifung gebracht. Das Vergnügen der Künſte iſt ferner ein geſellſchaftliches Vergnügen. Wir können Andre unterhalten, indem wir uns damit unterhalten; und die Betrachtung oder das Leſen eines Meiſterſtücks kann zugleich einen ganzen Zirkel ergötzen. Die Künſte machen uns in Geſellſchaften, wo Andre verſtummen, angenehm beredt. Sie entziehen mancher verdrüßlichen Stunde des Lebens ihre Beſchwerlichkeit; und der Lobſpruch iſt nicht zu groß, den ihn einer der größten Kenner derſelben gemacht hat.*)

Weil aber die ſchönen Künſte zu einem nützlichen und unſchuldigen Vergnügen beſtimmt ſind: ſo werden auch diejenigen große Verbrecher, welche die Künſte anwenden, ſchändliche und dem Herzen gefährliche Vorſtellungen und Leidenſchaften zu erwecken. Ein großer und unzüchtiger Maler, ein geiſtreicher und doch wolluſtiger Dichter, ſchaden ganze Jahrhunderte hindurch und verſündigen ſich an ganzen Nationen. Sich einen Geſchmack für ſolche Werke erlauben, heißt ſein Herz durch den Geſchmack vergiften. — Wir können die Zeit, die uns unſre Pflichten übrig laſſen, mit Gewiſſen zu dem Vergnügen des Geſchmacks anwenden. Allein ſeinen Geſchäfften Zeit und Fleiß rauben, oder ſein ganzes Leben auf die Künſte und das Vergnügen, das ſie gewähren, verwenden, ohne daß ſie unſer Beruf ſind, dieſer Fehler kann von der Vernunft nicht entſchuldiget werden. Wir ſind ja nicht auf der Welt, um angenehm zu träumen. Seiner Wißbegierde und ſeinem Geſchma-

---

*) Haec ſtudia adoleſcentiam alunt, ſenectutem oblectant, ſecundas res ornant, adverſis perfugium ac ſolatium praebent; delectant domi, non impediunt foris: pernoctant nobiscum, peregrinantur, ruſticantur. Quod ſi ipſi haec neque attingere, neque ſenſu noſtro guſtare poſſemus, tamen ea mirari deberemus, etiam cum in aliis videremus. CIC. *pro Arch.*

ſchmacke zum Dienſte, ſich einſam und unthätig in ſeine Bibliothek, in ſein Kunſtcabinet verſchließen und ſeine Tage durch fleißiges Leſen und achtſames Beſchauen daſelbſt auch noch ſo angenehm verbringen, iſt ein ungeſelliges, ein müßiges und üppiges Leben, wenn wir auch unſern Verſtand dabey anſtrengen. Denn ſtrengen wir ihn nicht auch im Schachſpiele an? Und wer wird gleichwohl dieſer Anſtrengung im Spiele ſein Leben ohne Unverſtand widmen können? Nein, alle Anwendung und Uebung der Kräfte des Geiſtes muß auf die Abſicht gerichtet ſeyn, uns weiſer, beſſer und zum Dienſte der Welt brauchbarer zu machen; außerdem iſt unſer Studiren, unſer Leſen und Denken nichts, als ein üppiges Gaſtmahl, die Wolluſt unſers Geiſtes dadurch zu unterhalten. Nein,

Der Fleiß in nützlichen Geſchäfften,
Der edle Wucher mit den Kräften
Beſtimmt das menſchliche Geſchick.
Des Menſchen Glück nicht einzuſchränken,
Verlieh ihm Gott die Kraft zu denken,
Und ſprach: Menſch, ſchaffe dein und deiner Brüder
Glück.

Siebenzehnte Vorleſung.

Fortſetzung des Vorigen; beſonders von der Anwendung unſers Verſtandes auf die Erkenntniß und Betrachtung der Natur.

Meine Herren, da die Natur die Quelle ſo vieler wichtigen Wahrheiten und nützlichen Einſichten iſt: ſo ſind wir zu der Erkenntniß und Betrachtung derſelben, in ſo weit ſie unſern Verſtand oder unſer Herz nicht nur rühmlich und angenehm beſchäfftiget, ſondern auch beſſert, alle auf gewiſſe Weiſe verbunden, jeder nach ſeinen beſondern Umſtänden. Die meiſten Menſchen bemerken die Zeugniſſe von der Herrlichkeit und Größe Gottes nicht, ob ſie ihnen gleich in der Natur vor Augen ſtehen; theils weil man ſie nie gelehret hat, darauf zu achten, theils weil ſie dieſelben allezeit von Jugend an geſehen haben. Dieſer Unachtſamkeit ſollte eine ſorgfältige und vernünftige Erziehung zuvor kommen. Wer die Natur einer jeden Sache von Jugend auf, ſo weit ſein Verſtand es verſtattet, hat kennen, und die Weisheit, Kunſt und Macht, die ſich in allen natürlichen Dingen zeiget, bemerken lernen, der wird immer fähiger und geſchickter, die Wege des

Herrn auf dem Erdboden zu entdecken, und aus den Fußtapfen deſſelben, die er allenthalben eingedrückt finden wird, zu ſchließen, daß er groß, mächtig, liebreich und heilig ſey. Ein Menſch, der ſo unterrichtet und gebildet iſt, wird an allen Orten, wo er hinſieht, eine ſtille Erinnerung finden, daß Gott gegenwärtig ſey, und auf die Wege der Menſchen ſehe; und wird oft mitten in der Unordnung an denjenigen zu denken genöthiget werden, der die Erde mit ſeiner Güte erfüllet, und die Menſchen nach ſeiner Weisheit ſo gebildet hat, daß ſie der Gaben ſeiner Gnade mit Ergötzung genießen können.*) Aber ſelten werden wir ſo erzogen; wir müſſen daher dieſen Mangel mit dem Anwachſe unſers Verſtandes zu erſetzen ſuchen. Dieß wird am beſten geſchehen, theils wenn wir uns gewöhnen, die Natur ſorgfältig zu betrachten, theils wenn wir die Einſichten der Andern als Anleitungen zu Hülfe nehmen, um deſto leichter fortzukommen. Durch den täglichen Anblick der Werke der Natur werden wir ihrer Wunder ſo gewohnt, daß ſie uns wenig rühren. Aus dieſer Trägheit oder Unempfindlichkeit müſſen wir uns durch eine lehrbegierige Erforſchung der Natur heraus reißen und den flüchtigen Anblick der Schöpfung in einen bedachtſamen verwandeln, nicht allein die äußere Schaale des Geſchöpfs, ſondern ſeine Abſicht, ſeinen Nutzen, und das Vergnügen, das es uns gewährt,

---

*) Siehe Moſheims Sittenlehre I. Th. 465. S.

die wunderbare Art ſeiner Zuſammenſetzung, die Regelmäßigkeit, Schönheit und Mannichfaltigkeit ſeiner Theile bemerken, um davon gerührt zu werden. Zu dieſer Beſchäfftigung beut ſich jedem denkenden Menſchen an allen Orten des Erdbodens die reichſte Gelegenheit dar. Ein Blatt, das wir mit ſo vieler Gleichgültigkeit vor unſern Augen entſtehen ſehen, eine Blume des Feldes, die wir gegen ihre Schönheit unempfindlich niedertreten, ein Inſekt, das wir kaum unſers Anſchauens würdigen; welche weisheitsvolle Einrichtung, welche wunderbare Kunſt des Gewebes und der Verknüpfung der Theile ſpricht nicht aus ihnen, wenn wir uns nicht ſelbſt hindern, dieſe Sprache der Natur zu hören! Man zergliedere nur ein Blatt oder das Gebäude einer Blume und vergeſſe nicht, bey dem Geruche, den ſie ſo ſüße ausduftet, an das Wunder des Wohlriechens zu denken! Warum riecht dieſe Blume ſo balſamiſch? Und die andre und die hundertſte, warum riecht ſie nicht eben ſo, wie dieſe; und doch immer erquickend? Wie entzückend iſt die Miſchung der Farbe! Würde die Blume ſo ſchön ſeyn, wenn ſie anders ſchattiret, anders gezeichnet wäre? Ihre Blätter ſind abgemeſſen, nach einerley Maaßſtabe verfertiget, zu einem regelmäßigen Ganzen in Ordnung geſtellet; wenn Eins fehlte, würde es an genugſamer Ordnung und Symmetrie fehlen. Und jedes dieſer Blätter, wie ſo viel kleine Theile enthält es nicht! Wie ſo viel Fäſer und Röhrchen! Und ein jedes dieſer Theilchen iſt wieder ein kleineres Ganze, dem nichts hinzugeſetzt noch abgenommen werden kann; ein vollkommnes Ganze für ſich, mit ſeiner eignen Bildung, und doch übereinſtimmend mit der Abſicht und dem Baue der Blume? Man betrachte ihren Kelch, in den die Blätter eingeſchloſſen waren, und daraus ſie ſich nach und nach und doch zugleich hervor arbeiten; welche wunderbare Oekonomie! Und dieſe Blume zieht ihren Nahrungsſaft in geheimen Röhren des Stengels aus ihrer Zwiebel an ſich; und dieſe fußt mit ihren durchhöhlten Wurzeln in dem Erdreiche, hält den Stengel und die Blume, und ſchickt ihnen die nährenden Säfte des Bodens zu. Nur Eine ſolche Betrachtung einer einzigen Blume, (und wie zahlreich iſt nicht das Geſchlecht der Blumen?) läßt unſern Verſtand ſo vieles wahrnehmen und giebt ihm ſo vielfache Ausſichten, daß er ſie kaum zu überſehen vermag. Welcher Verſtand aber kann nicht dergleichen Betrachtungen mit einer geringen Mühe anſtellen? Wer die Natur ſo aufmerkſam anſieht, vervielfältiget für ſich ihre Reizungen und das Vergnügen, das ſie uns verſchaffen.*) Laſſen Sie uns einige lehrreiche und angenehme Betrachtungen anführen,

---

*) Cicero hat in ſeinem Buche de natura Deor. vom 46-66 Capitel verſchiedne ſolcher Anmerkungen über die Geſtirne, Pflanzen, Thiere und den Menſchen mit Beredſamkeit vorgetragen. Anmerk. des Verſ.

die ſich aus dem Anblicke der Natur gleichſam freywillig darbieten. Alles in der körperlichen Natur zeigt dem forſchenden Verſtande Weisheit und Ordnung und endlich die doppelte Abſicht des Nutzens und Vergnügens. — Man kann das weitläuftige und prächtige Reich der Pflanzen kaum flüchtig betrachten, ohne von der Ordnung der Zeit gerühret zu werden, in der ſie vor unſern Augen entſtehen. Ein Geſchlecht tritt nach dem andern auf die Schaubühne, damit ſie niemals leer für den Menſchen werde, damit er das ganze Jahr Blüthen und Früchte habe. Das Pflanzenreich dienet dem Menſchen und dem Thiere zum Bedürfniſſe und zum Vergnügen. Kämen die Früchte alle zu einer Zeit hervor, wie könnten wir ſie einſammeln, aufbewahren und genießen, da ſehr viele nur kurze Zeit ſchmackhaft ſind! Die heiſſeſten Monate zeugen kühlungsvolle Früchte, den ermatteten Menſchen zu laben, und mit friſchen Säften zu ſtärken. Gelangte die Traube im heißen Sommer zu ihrer Reife, ſo würde der erquickende Trank des Weins leicht in Eſſig ausarten, und wenn alle Blumen auf einmal hervorbrächen, wie kurz und ermüdend würde das Vergnügen des Menſchen ſeyn? Iſt die Zeit der Blumen vorüber, von denen ſich ſo viele Inſekten im Sommer nähren: ſo läßt die Weisheit der Natur dieſe den langen Winter hindurch in einen tiefen Schlaf verfallen, damit ſie keiner Nahrung bedürfen. Man erſtaunet über die Mannichfaltigkeit der Pflanzen, deren man ſchon über dreyßig tauſend entdeckt; und wie viel tauſend ſind deren auf dem Boden des Meeres, die dem Auge unentdeckt bleiben! Man kann ferner die Natur kaum flüchtig betrachten, ohne wahrzunehmen, daß ſich ihre Werke durch ſehr enge Grenzen von einander unterſcheiden. — Man fange von den lebloſen Gegenſtänden an und ſehe, wie immer zwo nächſt auf einander folgende Arten von ſehr geringem Abſtande ſind. Endlich ſteigen ſie auf ſo vielen Staffeln immer höher, daß die oberſten lebloſen Werke den geringſten unter den organiſchen Körpern faſt gleich kommen. Das Pflanzenreich grenzt an das Steinreich. Man hat die Corallen, als Seegeſchöpfe, für wahre Pflanzen gehalten; und die neuern Entdeckungen lehren, daß ihre ſo genannte Blume ein wirkliches Thier ſey. Von den Thieren ſteigt die Vollkommenheit auf unzähligen Stufen bis zum Menſchen, und von ihm, nach den Lehren der Offenbarung bis zu den höchſten Ordnungen der Geiſter, der Engel und Erzengel.

Es giebt tauſend ſonderbare Beyſpiele der Weisheit in den Werken der Natur, die auch von einem ungeübten Verſtande ſich faſſen und bewundern laſſen.

Was ſind die Weltmeere und Seen, was ſind ſie anders, als unermeßliche Höhlen und Behältniſſe der Waſſer, die gleichſam durch den Arm der Allmacht nach einer unendlichen Weisheit ausgegraben ſind, daß ſie Dünſte und Wolken, Brunnen und Flüſſe zeugen, und dadurch das friſche Grün, die Schönheit des Erdbodens, die Verbindung, den Unterhalt und die Erquickung aller Creaturen auf demſelben zu Wege bringen müſſen?

Die Berge ſind weſentliche Schönheiten der Natur, wenn wir ihre verſchiednen Beſtimmungen betrachten, Dünſte zu ſammeln und dadurch den Quellen und Flüſſen ihren Vorrath zu liefern, Metalle zu zeugen, vor ſchädlichen Winden und rauhen Jahrszeiten zu ſchützen, die Ausſicht angenehmer zu machen, die ohne ſie allzu einförmig ſeyn würde. Wozu Berge mit ewigem Schnee und Eiſe bedeckt? Zum Nutzen und Vergnügen des Ganzen! Von ihnen treufeln gutthätige Waſſer, und der Schnee, der nach und nach zerſchmilzt, läßt die Quellen im Sommer nie verſiegen. Mit Einem male aufgelöſet, würde er alles überſchwemmen. — Auch in den anſcheinenden Unordnungen in der Natur findet der ſorgfältige Zuſchauer Weisheit und eine Güte, die dabey für unſern Nutzen und unſer Vergnügen geſorgt hat. Durch eine überall gleich ausgetheilte Wärme des Erdbodens, die einer kurzſichtigen Vernunft vielleicht bequemer ſchiene, würde die erſtaunliche Verſchiedenheit der natürlichen Werke und die größte Schönheit der Erde verloren gehen. Auch die Winde würden dadurch verhindert werden. Und was könnte die Folge davon anders ſeyn, als daß die unbewegte Luft Menſchen und Thieren, deren Kräfte ſie doch erfriſchen ſoll, zur Peſtilenz würde? — Pflanzen und Thiere, die auf der einen Seite ſchädlich ſind, ſind auf der andern Seite ein Reichthum mediciniſcher Kräfte, viele Krankheiten und Gebrechen des Menſchen zu heilen, oder doch zu lindern. Und ſo wie ſchädliche und giftige Pflanzen ſelten unter den eigentlichen Früchten zur Nahrung wachſen; ſo ſind die wilden Thiere gemeiniglich in Wüſteneyen und an ſolche Oerter verbannt, wo ſelten Menſchen hinkommen; eine weiſe Veranſtaltung, die uns leicht in die Augen fällt! Man kann ſelbſt die Geographie zum nützlichen Studio der Weisheit, Güte und Macht Gottes, die in der verſchiednen Austheilung der Güter der Erde in allen Ländern ſo ſichtbar ſind, anwenden, und die Kenntniß von dem Reichthume und Segen, den Gott in den Erdboden geleget hat, eben ſo wohl zu ſeiner Erbauung, als zur Erlernung der Geſchichte nützen.

Wer kann die Thiere betrachten, ohne über ihre wundervollen Inſtincte oder eingepflanzten Triebe zu erſtaunen, durch die ſie in den meiſten Fällen die mühſamſte mechaniſche Kunſt und Geſchicklichkeit der Menſchen übertreffen und ſo gar ihre Lehrmeiſter werden! Man ſtelle ſich nur die geometriſche Bauart der Bienen und der Biber vor. — Die den Thieren eingepflanzte Vorſicht, welche ſie bey der Wahl ihres Futters, in der beſonſondern Architectur ihrer Wohnungen und Neſter blicken laſſen; die ängſtliche Fürſorge für ihre Jungen, die doch nicht länger dauert, als bis ſie ſich ſelbſt erhalten können; die Stärke und der Muth auch bey den furchtſamſten und ſchwächſten unter ihnen, ſo bald es die Erhaltung und Fortpflanzung ihrer Gattung betrifft; die proportionirliche Anzahl von beiderley Geſchlechtern, und tauſend ſolche Merkmaale der Weisheit; wer kann ſie nicht erkennen? Warum nähren ſich einige von ihnen nur von dem Fleiſche der andern, einige nur von den Pflanzen, andre von Steinen? Ein einziger alter Eichbaum iſt eine Welt für ganze Heere verſchiedner Thiere, die ſich theils von ſeinen Blättern, theils von der Frucht, theils von dem Stamme, theils von der Wurzel nähren.

Wie leicht läßt es ſich begreifen, daß ohne die tägliche Bewegung der Erde der eine Theil dieſer Kugel in beſtändige und undurchdringliche Schatten der Finſterniß verhüllet und durch einen ewigen Froſt verwüſtet, der andre aber, von Dürre und Hitze ausgezehret, eine verbrannte unfruchtbare Wüſte und das Grab aller lebendigen Geſchöpfe ſeyn würde! — Auch die Wunder der Himmelskörper und ihre Syſteme, in die das gemeine Auge nicht eindringen kann, werden ihm faßliche Weisheit, wenn ſie ihm von einem Fontenelle gezeigt werden. Alsdann begreift ſelbſt der niedrigſte Verſtand, daß in allen Planeten, die zu unſerm Sonnenſyſtem gehören, noch zwölfhundertmal ſo viel Platz iſt, als auf unſrer Erde, und daß wir alſo nicht den tauſenden Theil des bevölkerten Sonnengebäudes ausmachen; daß, wenn jeder Fixſtern nur ſo groß, als unſre Sonne iſt, und wieder ſeine Planeten gleich unſrer Sonne hat, und dieſe Planeten nur ſo viel Raum für ihre Einwohner haben, als unſer Syſtem, daß, ſage ich, eine unendliche Menge von Geſchöpfen vorhanden ſeyn müſſe; und dieſe ſchafft, kennt und erhält der Herr der Natur alle! Wie ſehr erweitern dieſe Vorſtellungen den Verſtand des Menſchen, und wie ſehr verherrlichen ſie die Allmacht, Weisheit und Güte des Schöpfers! Sind in dem Himmelsſtriche, den man die Milchſtraße nennt, allein über vierzig tauſend Sterne; ſind dieſe alle mit lebendigen Geſchöpfen bevölkert; großer Gott, welche Myriaden von Nationen preiſen deine ſchaffende und erhaltende Hand, die den Himmel wie einen Teppich ausgebreitet, und es oben mit Waſſer gewölbet; die das Erdreich auf ſeinen Boden gegründet, und es mit der Tiefe gedecket, wie mit einem Kleide. Waſſer ſtunden über den Bergen; aber vor ſeinem Schelten flohen ſie, vor ſeinem Donner fuhren ſie dahin. Er ließ Brunnen quellen in den Gründen, daß die Waſſer zwiſchen den Bergen hinfloſſen, daß alle Thiere auf dem Felde trinken — an denſelben ſitzen die Vögel des Himmels und ſingen unter den Zweigen. Von oben her feuchtet er die Berge und machet das

Land voll Früchte; er läßt Gras wachſen für das Vieh und Saat zu Nutze dem Menſchen, daß du Brodt aus der Erde bringeſt und daß der Wein erfreue des Menſchen Herz — daß die Bäume des Herrn voll Safts ſtehen, daſelbſt niſten die Vögel und die Reiger wohnen auf den Tannen — Das Meer, das ſo groß iſt, da wimmelts ohne Zahl beide große und kleine Thiere — daſelbſt gehen Schiffe, da ſind Wallfiſche, die er gemacht hat, daß ſie darinne ſcherzen. Es wartet alles auf ihn, daß er ihnen Speiſe gebe zu ſeiner Zeit — Die Ehre des Schöpfers iſt ewig, der Herr hat Wohlgefallen an ſeinen Werken. — Herr, ruft endlich der heilige und entzückte Dichter aus, wie ſind deine Werke ſo groß und viel! Du haſt ſie alle weislich geordnet und die Erde iſt voll deiner Güte! *) —

Wie

---

*) Pſ. 104. Man kann ſich aus den Pſalmen, Propheten, den letzten Capiteln des Hiobs die trefflichſten Gemälde von der Größe und Weisheit der Werke der Natur ſammeln, die alle Beredſamkeit der größten Geiſter unter den Profanſcribenten übertreffen. In den **Crameriſchen Predigten** finden ſich verſchiedne, die beweiſen, daß man die Wunder und Schönheiten der Natur ſo vortragen kann, daß ſie auch von dem gemeinſten Verſtande können erkannnt und bewundert werden. Man habe nur Kenntniß, Verſtand zur Wahl und Anwendung, und Beredſamkeit zur Ausbildung. Hieher gehört auch der I. Theil der **Crameriſchen Andachten.** Anmerk. des **Verfaſſers.**

Der menſchliche Körper.

Wie der Menſch das Meiſterſtück der Schöpfung iſt: ſo iſt er auch für den Menſchen das wichtigſte und lehrreichſte Studium. Schon die Wohnung ſeines Geiſtes, ſein Körper iſt eine ganze Welt im Kleinen, eine Welt voll Weisheit und Harmonie. Alle ſeine Theile ſind von der richtigſten und manche von der zarteſten und feinſten Zuſammenfügung; jedes iſt zu ſeiner Beſtimmung, die oft ſo vielfach iſt, beſonders eingerichtet; und alle Werkzeuge aller Sinnen, die unter einander ſo verſchieden ſind, kommen doch in dem großen Endzwecke der Erhaltung des Lebens, der Brauchbarkeit zu Geſchäfften, und des Dienſtes, den ſie den höhern Kräften der Seele leiſten, zuſammen. — Eben der Mund, durch welchen wir die nöthige Nahrung empfangen, eben die Zunge, welche uns hierzu behülflich iſt, dienen uns auch die Gedanken unſers Herzens zu offenbaren. Das einzige Werkzeug der Zunge, welcher Innbegriff von Wundern iſt es für uns!

O Zunge, was nur Geiſter faſſen,
Kannſt du den Sinn doch fühlen laſſen,
Durch dich wird der Gedank ein Schall;
Durch ſüße Töne kannſt du ſiegen;
In einem Geiſt herrſcht das Vergnügen,
Du ſprichſt: ſo herrſcht es überall.
Geheimniß, das kein Witz ergründet,
Wer hat auf deine Wunder Acht,
Der dich nicht bald, vom Dank entzündet,
Zum Herold deines Schöpfers macht?

Der Menſch hat an ſeinem Geſichte, dieſem zarteſten Sinne, den wachſamſten Hüter wider die Gefahren des Lebens; und in der aufgerichteten Bildung ſeines Leibes hat er Würde und Vorzug vor den Thieren. — Was von ſeinen Sinnen oder Gliedmaßen am nothwendigſten iſt, hat ihm die Vorſehung doppelt geſchenkt, damit der Verluſt des einen ihn nicht ſo gleich ganz hülflos und zu den Geſchäfften und Vergnügungen des geſellſchaftlichen Lebens unfähig mache. Die Schärfe, Stärke und Fertigkeit ſeiner Sinne iſt genau abgemeſſen. Wäre ſein Geſicht ſtumpfer und ſein Gehör ſchwächer: ſo würden die äußerlichen Theile der Natur mit ihren Schönheiten größten Theils für ihn verhüllt ſeyn, und der geſellſchaftliche Umgang würde dadurch viel verlieren. Ein mikroſkopiſches Auge würde einige Theile der Natur ekelhaft und andre fürchterlich machen. Ein teleſkopiſches Auge würde die kleinen ſanften Erhöhungen in Berge, die Berge in ungeheure Höhen, und die anmuthigſten Thäler in ſcheußliche Abgründe verwandeln. Sollte der Sinn des Gehörs in gleichem Grade ſtärker werden, ſo würde der Schall des Donners uns betäuben, die menſchliche Stimme unſerm Ohre das werden, was ihm itzt der Donner iſt, und ein beſtändiges Geräuſch und Getöſe würde die Stille des Schlafs unterbrechen und alle Ruhe des menſchlichen Lebens ſtören. Wäre das Gefühl feiner und zarter, ſo würde uns das, was uns itzt ſanft dünkt, die empfindlichſten Schmerzen verurſachen.

Die Bewegungen der innern Theile unſers Körpers, von welchen die Dauer des Lebens zunächſt abhängt, geſchehen faſt alle ohne Wirkung unſers Willens, und wir können ſie unmittelbar durch unſer Wollen weder geſchwinder noch langſamer machen. Die Aufſicht über die Bewegungen des Blutes, der Lebensgeiſter und Nerven, welche unaufhörlich nothwendig ſind, würde die Seele beſtändig beunruhigen und ſie zu allen andern Beſchäfftigungen unfähig machen. So erregt auch nicht jede Bewegung, noch jeder Eindruck auf die Theile des Körpers, Empfindungen in der Seele. Die ſinnlichen Empfindungen zeigen uns nur ſolche Veränderungen, Begebenheiten, oder Gegenſtände an, von welchen wir unterrichtet zu ſeyn nöthig haben. Daher iſt die Bewegung des Hauptes, der Augen, des Mundes, der Zunge, der Füße, und des ſo unſchätzbaren mit der größten Kunſt gebildeten Werkzeugs, der Hand unſerm Willen unterworfen. Alles dieſes ſind für jeden deutliche Beweiſe der weiſen und gütigen Einrichtung und Fürſorge unſers Schöpfers.

Der Menſch kömmt ſchwächer und hülfloſer auf die Welt, als alle andre beſeelte Geſchöpfe, und gelangt kaum in zehn oder zwölf Jahren zu dem Gebrauche der Kräfte, ſich ſelbſt zu erhalten; alle andre belebte Weſen rücken hingegen zu dieſem Ziele in wenig Monaten; und nur wenige haben vier oder fünf Jahre zu ihrer völligen Reife nöthig. Gleichwohl iſt dieſes ſo wenig eine Unvollkommenheit des Menſchen, daß es vielmehr den Beweis einer weiſen und gütigen Einrichtung abgiebt. Das Gegenmittel aber wider dieſe langwierige Schwachheit unſrer jüngern Jahre finden wir in der zärtlichen Zuneigung der Aeltern zubereitet; und die Urſachen dieſes langſamen Wachsthums ſind in den verſchiednen Verbeſſerungen unſrer Kräfte enthalten, deren wir fähig ſind. Die Mittel unſrer Erhaltung erfordern viel Mühe und Geſchicklichkeit; wir ſind verſchiedner edlen Vergnügungen fähig, die andern beſeelten Geſchöpfen unbekannt ſind, und die in den nützlichen und angenehmen Künſten ihren Grund haben, welche wir ohne eine lange Erziehung, ohne vielen Unterricht und ohne die Nachahmung Andrer, nicht erlernen könnten. Wie viel Zeit haben wir nöthig, unſre Mutterſprache zu erlernen? Wie viel Geſchicklichkeit wird ſelbſt zu den geringſten Künſten des Ackerbaues oder andrer zur Wirthſchaft gehörigen Verrichtungen erfordert! Ein Körper, früh mit voller Stärke ausgerüſtet, ohne eine Seele die weder Künſte noch Wiſſenſchaften noch gemeinnützige Fähigkeiten beſäße, würde uns unbändig und unbiegſam machen. Wir würden uns gegen unſere Aeltern und Lehrmeiſter auflehnen. Da wir alſo nöthig haben, unterwürfig zu bleiben: ſo haben wir nicht ſo zeitig die Kräfte haben ſollen, uns von dieſem nothwendigen und heilſamen Joche los machen zu können.*)

Auch

---

*) S. Hutchesons Moral, I. Th. 57. S.

Die Seele des Menſchen.

Auch in der menſchlichen Seele ſtimmt alles zu weiſen Abſichten zuſammen, wir mögen ihre Kräfte der Vernunft oder ihre eingepflanzten moraliſchen Fähigkeiten und Neigungen betrachten. — Die Menſchen haben alle einerley Verſtand, und ſind doch den Graden der Einſicht und Erkenntniß nach ſehr verſchieden; und ſelbſt dieſe Verſchiedenheit, die ein Mangel zu ſeyn ſcheint, befördert die Vollkommenheit. Stünden wir alle auf Einer Stufe der Scharfſinnigkeit, und hätte jeder alle Hülfsmittel der Erkenntniß und des Vergnügens, das Einſichten geben, in ſich ſelbſt: ſo würde der gemeinſchaftliche Umgang, der doch den Fortgang der Erkenntniß befördert; ſo würde Leutſeligkeit und Freundſchaft, die dadurch aufgeweckt werden, und die rühmliche Nacheiferung, die allezeit einen Abſtand der Kräfte vorausſetzet, dadurch gehindert werden. — Die langſamen Wirkungen der Vernunft ſtärken die Fähigkeiten ſelbſt. Bey einem jeden Schritte erlangt ſie eine neue Lebhaftigkeit, und aus der überwundnen Schwierigkeit ſchöpft ſie Muth und Geduld zur neuen Arbeit. Die Nothwendigkeit eines mühſamen Unterrichts in unſern jüngern Jahren erweckt das edle Mißtrauen gegen unſre eigne Einſicht und zugleich eine aufmerkſame und gelehrige Gemüthsart, welche eine Quelle der menſchlichen Erkenntniß und das beſte Mittel wider die Irrthümer der Einbildung und wider die Gewalt des Stolzes iſt. — Das

Vermögen, ſich durch Uebung Fertigkeiten zu erwerben, das unſre Seele beſitzt, wird in Anſehung ſeiner Folgen bald eine augenſcheinliche Belohnung der Tugend, bald eine offenbare Strafe des Laſters. Das letzte Verbrechen bringt immer eine größre Unfähigkeit zu reinern und erhabnern Vergnügungen und einen neuen Zuwachs von Elende mit ſich; hingegen die letzte tugendhafte Handlung eine größere Leichtigkeit und Luſt in der Rechtſchaffenheit.

Die allgemeine moraliſche Empfindung des Guten und Böſen iſt ein herrlicher Beweis des hohen Urſprungs unſrer Seele. Denn ſo gewiß es iſt, daß Recht und Pflicht, Tugend und Laſter von der Vernunft erkannt und auf die ſtrengſte Art bewieſen werden können: ſo würde doch dieſe Methode der Erkenntniß für den größten Theil der Menſchen, der ſo ſinnlich und zum Nachdenken ſo träg iſt, fruchtlos ſeyn, wenn Gott dem Herzen nicht einen moraliſchen Inſtinkt eingedrückt hätte, ein Gewiſſen, das ſo leicht und ſtark auf uns wirket, weil es ſich fühlen läßt. — Man nehme den Hang zur Geſelligkeit, aus dem Syſteme unſrer Neigungen heraus: ſo hört das menſchliche Geſchlecht auf, eine natürliche Geſellſchaft zu ſeyn, die durch allgemeine Angelegenheiten und Neigungen auf das genaueſte verbunden iſt. — Aus der Verſchiedenheit unſrer Talente, Kräfte und Geſchicklichkeiten entſpringen die mannichfaltigen Obliegenheiten und Unterwürfigkeiten im menſchlichen Leben;

und der gegenſeitige Mangel ſo vieler Bedürfniſſe unterſtützet und ſtärket die gegenſeitigen und unveränderlichen Pflichten:

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd er nur für ſich allein,
Und nicht für mich bekümmert ſeyn.

Die Unwiſſenheit in Anſehung der zukünftigen Begebenheiten ſcheint ein Mangel unſers Geiſtes zu ſeyn, und ſie iſt ſein Glück. Sie bewahret ihn in glücklichen Umſtänden vor Uebermuth und Sicherheit, und in widerwärtigen vor Unthätigkeit und Verzweifelung.

Man kann das Verzeichniß dieſer Bemerkungen über die phyſikaliſche und moraliſche Natur, die ich hier geſammelt habe,*) mit tauſend eignen Betrachtungen vermehren, wenn man aufmerkſam iſt, und den flüchtigen Anblick der Natur, deſſen man gewohnt iſt, durch Nachſinnen in einen bedachtſamen verwandelt. Auf dieſe Weiſe lernet der Menſch an ſich ſelbſt und an der Welt die Vollkommenheiten ſeines allmächtigen Urhebers am lebhafteſten erkennen Und kann dieſes Erkenntniß wachſen, ohne daß mit ihm die Empfindungen der Bewunderung, Dankbarkeit und Anbetung

---

*) Sie ſind gröſtentheils aus **Sulzers** Betrachtungen über die Schönheiten der Natur und aus dem Derham ausgezogen. Beſonders empfehle ich einem wißbegierigen Schüler der Natur des Herrn **Bonnets** Betrachtung über die Natur. Anm. des Verf.

wachſen oder erneuert werden ſollten? Kann man überall Weisheit und Ordnung in der Einrichtung der Natur bemerken, und kein Verlangen fühlen, in ſeinem eignen Verhalten auch Weisheit, auch Ordnung zu beobachten? Der denkt am erhabenſten, wer überall Gott in ſeiner Güte, Macht, und Weisheit und Heiligkeit denken kann; und dieſe Gedanken werden ihm ein Antrieb zur Tugend werden.

Die Fähigkeiten ſeines Verſtandes auf dieſe Weiſe erweitern, iſt Glück für uns, und Vortheil für Andre, und alſo unſre Pflicht. Unſer Verſtand iſt ein koſtbares Pfund, das uns der Allmächtige zum Wucher anvertrauet hat. Können wir ihm gefallen, ohne in dieſe Abſicht zu willigen? Können wir es mißbrauchen, oder ungebraucht laſſen, ohne daß der Geber deſſelben Rechenſchaft von uns fordern ſollte? Hat er die Natur nicht dazu erſchaffen, daß wir ihn in ſeinen Werken erkennen und anbeten ſollen; nicht dazu, daß ſie ein täglicher Beweis ſeines Daſeyns, ſeiner immer waltenden Vorſehung und des Gehorſams, den wir ihm ſchuldig ſind, ſeyn ſoll? „Er offenbaret ſich uns nicht unmittelbar. Er hat aber dem Himmel und der Erde anbefohlen, uns zu verkündigen, was er iſt. Er hat unſre Einſichten nach dieſer göttlichen Sprache eingerichtet, und erhabne Geiſter erwecket, welche die Schönheiten derſelben erforſchten, und ihre Ausleger würden. Wir ſind eine Zeit lang auf einen kleinen ziemlich

„lich dunkeln Planeten geſetzet, und haben nur den „Theil vom Lichte, der ſich für unſern gegenwärtigen Zuſtand ſchicket. Laſſen Sie uns alle Stralen dieſes Lichtes aufs ſorgfältigſte ſammeln und „bey deſſen Klarheit fortwandeln. Es kömmt ein „Tag, da wir aus der ewigen Quelle alles Lichtes „ſchöpfen; und da wir, anſtatt den Werkmeiſter „in ſeinem Werke zu betrachten, das Werk in dem „Werkmeiſter erkennen werden. Itzt ſehen wir „in einem dunkeln Spiegel, dann aber von Angeſicht zu Angeſicht.*)“ **) Und dieſen obgleich dunkeln Spiegel wollteſt du, o Menſch, geringe ſchätzen?

Du Liebling deines Herrn, du Bürger einer Welt,
Die Gott aus Lieb erſchuf und nicht zum Weh erhält,
Vergeblich waffnet dich dein Schöpfer mit Verſtande;
Klug nur zu deiner Quaal, und zu des Weltbaus Schande,
Hältſt du das für zu ſchlecht, daß es dein Aug' ergötzt,
Was doch der Ewige der Schöpfung werth geſchätzt.
Schau, was du ſiehſt, iſt Glück. Im ganzen Weltgebäude
Zielt alles nur für dich auf Nutzen, und auf Freude.

*) 1 Kor. 13, 12.
**) Siehe Bonnet zu Ende ſeines Werkes.

Achtzehnte Vorleſung.

Von den Pflichten in Abſicht auf die Güter der Herzens; und zwar insbeſondre von der Herrſchaft über ſeine Begierden und Leidenſchaften.

Wir haben, meine Herren, in der letzten Stunde von den Gütern des Verſtandes geſprochen und gehen nunmehr zu den Gütern und guten Eigenſchaften des Herzens fort.

Der richtigſte und beſte Verſtand, für ſich allein betrachtet, und ohne Beziehung und Anwendung auf das Herz, iſt ein Schatz, der ſeinen Beſitzer darben läßt, ja der ihn noch unglücklicher macht, als er ohne denſelben geweſen ſeyn würde. Man beſitze die weitläuftigſte Erkenntniß der Wahrheit, man habe die Geheimniſſe der Künſte und Wiſſenſchaften erforſcht, man kenne die Erde und den Himmel und die Vollkommenheit ihres Urhebers, man kenne den Menſchen und ſein Innerſtes, man habe die ſchärfſte Urtheilskraft, den reichſten Witz, den feinſten Geſchmack: man kann mit allen dieſen Eigenſchaften noch elend, noch der Dürftigſte an

Glückſeligkeit ſeyn. Nicht bloß der Beſitz der Einſicht und Wahrheit macht uns glücklich, ſondern die Ausübung und richtige Anwendung derſelben zu ihrer Abſicht. Es iſt nichts gewiſſers, als dieſer Satz, und vielleicht auch nichts gewiſſers, als daß wir ihn zu wenig glauben. Wir ſchmeicheln uns, wenn wir Wahrheit ſuchen und faſſen, daß wir unſre Pflicht thun; und indem wir fühlen, daß wir ihre Wiſſenſchaft beſitzen, und daß ſie ſo vortrefflich und nützlich iſt, vergeſſen wir nicht ſelten das noch Vortrefflichere, ſie auf uns und unſre Neigungen anzuwenden. Man kann den tiefſinnigſten Verſtand, und doch ein Herz ohne Menſchenliebe und Furcht Gottes haben; mit Engelzungen reden und doch ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle ſeyn. Man kann der gründlichſte Kenner der Religion dem Verſtande nach, und nach dem Herzen ein ungebeſſerter Atheiſt ſeyn; man kann weiſſagen und alle Geheimniſſe wiſſen und alle Erkenntniß haben, *) und doch nichts, ja gar ein Uebelthäter ſeyn. Man kann für die Welt ganze Bände vortrefflicher Tugendregeln beredt geſchrieben, und keine davon empfunden haben. Ein Verſtand, der der Tugend des Herzens nicht aufhilft, iſt kein Gut, er iſt vielmehr ein Gift der Seele, und führt zum Unglauben. Alle Mühe, die wir auf gute Kenntniſſe anwenden, alle unſre Einſicht

---

*) 1 Korinth. 13, 1.

ſicht und Kraft zu urtheilen, die wir uns erwerben, und dadurch wir der Welt in der That nützen, iſt dennoch wenigſtens für uns verloren, wenn ſie bloß das Geſchäffte des Verſtandes und der Eigenliebe iſt, und nicht in unſer Herz, als eine Pflicht einfließt, zu der uns der Urheber unſers Verſtandes erſchaffen hat. Die Gaben und Bemühungen des Verſtandes werden erſt durch die Abſicht geheiligt, ſie zur Regierung unſers Willens und zur Verbeſſerung unſers Herzens und zum Glücke der Welt anzuwenden; und alle Einſichten ſind nichts, wenn ſie nur um ihrer ſelbſt, um ihres Vergnügens willen geſucht, und geſchätzt, und beſeſſen werden. Sie ſind, ſo hoch ſie auf den Stufen der Güter der Seele ſtehen mögen, doch nicht die letzte Stufe, doch kein letzter Zweck, bey deſſen Beſitze wir uns beruhigen könnten. Auch die Kenntniſſe des Verſtandes, die am entfernteſten von dem Herzen zu ſeyn ſcheinen, können doch dadurch auf das Herz angewandt werden, wenn wir ſie aus einer edlen Neigung, Gutes zu thun, und unſre Kräfte nach der Abſicht ihres weiſen Gebers, würdig zu gebrauchen, erwerben, verſtärken oder anwenden.

Die Kenntniß der moraliſchen Wahrheiten, die einen unmittelbaren Einfluß auf das Herz haben, wird um deſto ſchimpflicher und ſchädlicher; je weniger wir uns bemühen, ſie auf unſre Neigungen und Handlungen einfließen zu laſſen.

Alles, was der Verſtand von Pflicht und Tugend gegen uns, Andre und unſer höchſtes allmächtiges Oberhaupt, erkennet, und es nicht ſo erkennet, daß es das Herz billiget und liebt, und daß es geneigter dazu gemacht wird, iſt eine müßige Erkenntniß. Dieſe Weisheit in einem hohen Maaße beſitzen, ſie nicht ausüben, oder gar in ihr Gegentheil durch ſeine Begierden willigen; welchen Namen ſoll man dieſer Verfaſſung der Seele geben? Eine geringe, aber hinlängliche Erkenntniß der Wahrheit, die uns zu guten und tugendhaften Menſchen machen ſoll, beſitzen, und ſie aufrichtig und ſorgfältig und in allen Umſtänden auszuüben ſich beſtreben; dieſes iſt göttliche Weisheit, und jenes, mit dem gelindeſten Namen, die weiſeſte Thorheit. Eben derjenige, der die Erkenntniß der Weisheit vorzüglich beſitzt, und ihr zuwider handelt, iſt dadurch unglücklicher, als der Unwiſſende. Dieſer kann durch Unterricht, wenn er ihn erhält, gebeſſert werden; aber was ſoll den Einſichtsvollen, der ſein Herz gegen die Wahrheit dadurch unempfindlich macht, daß er ſie nicht ausübt, was ſoll ihn ändern? Der mit einem hohen Verſtande begabte Engel fällt, ohne die gute Anwendung deſſelben, zum Elende des böſen Geiſtes herab. Der Menſch von großen und trefflichen Einſichten, ohne den richtigen Gebrauch derſelben, oder mit einer böſen Anwendung, ſinket zum Thoren oder Böſewichte hernieder.

Es giebt keinen Zwiſchenraum. Möchten wir doch dieſe ſo ſchreckhafte Wahrheit bey unſrer Begierde nach Weisheit nie vergeſſen! Wir können reich an Wiſſenſchaft und arm an Tugend ſeyn; arm an hohen Talenten des Verſtandes, und reich an edelmüthigen Geſinnungen des Herzens; Männer an Einſicht, und Kinder an der Ausübung; Kinder an gelehrten Einſichten, und doch weiſe Männer an tugendhaften Neigungen und Handlungen. Wir können mit unſern Einſichten und Grundſätzen in der Welt herrſchen, Großmuth und Standhaftigkeit predigen, und doch im Unglücke verzagt, im Glücke übermüthig, bey der geringſten Verachtung troſtlos, und bey dem kleinſten Unfalle ein bebendes Laub ſeyn. Alsdann iſt der einfältige und in ſeinen Unfällen gelaßne Handarbeiter ein Held gegen uns. Wir können unſer ganzes Leben gelehrten Erforſchungen unter dem Beyfalle aller Sterblichen gewidmet haben; und unſer Sterbebette, mit Ehrenkränzen geſchmückt, kann dennoch eine Folter des Gewiſſens, und unſer Tod heidniſche Verzweiflung ſeyn.

Das Herz hat, wie bereits erinnert worden,*) eigentlich nur Ein Gut, nur Eine Tugend, nämlich den von Vernunft und Gewiſſen erzeugten lebendigen Vorſatz, überall ohne Ausnahme der göttlichen Beſtimmung gemäß zu handeln.

---

*) Man ſehe die erſte Vorleſung auf der 20 S.

Aus dieſer Haupttugend entſpringen viele beſondere Tugenden und Pflichten. Dieſe beſondern Tugenden ſind denn ich muß ſie, da ich nun ihrer Erklärung näher trete, hier nochmals namhaft machen, Ehrfurcht und Liebe zu Gott, Mäßigung und Beherrſchung ſeiner Begierden, Gerechtigkeit und Liebe gegen die Menſchen unſre Brüder, Fleiß und Arbeitſamkeit in ſeinem Berufe, Gelaſſenheit und Geduld, Demuth, Vertrauen auf die göttliche Vorſehung und Ergebung in ihre Schickſale.

Daß aber dieſe Tugenden allerdings Güter der Seele vom höchſten Werthe, und alſo unſre höchſte Pflicht ſind, das habe ich ebenfalls ſchon in dem Eingange der Moral gezeigt. Itzt wollen wir uns mit der Erklärung dieſer Eigenſchaften und Tugenden beſchäfftigen; und, da ich von den unmittelbaren Pflichten gegen Gott zu ſeiner Zeit beſonders handeln werde, ſo will ich hier zuerſt von der Mäßigung und Beherrſchung unſrer Begierden reden.

Mäßigung und Beherrſchung ſeiner Begierden.

Dieſe Herrſchaft beſteht in dem Vermögen der Seele, unſre natürlichen Begierden ihren Abſichten und Gegenſtänden gemäß, vorſichtig und weiſe zu regieren und anzuwenden; ſie zu ſchwächen, wenn ſie ſtärker und dauerhafter ſind, als es ihr Gegenſtand befiehlt; ſie zu erwecken, wenn ſie ſchwächer ſind, als es die Abſicht verlanget, die ſie erreichen ſollen;

kurz jede dieſer Neigungen ſo einzurichten, daß ſie dem Syſteme unſrer übrigen Triebe, die ſich auf unſre und Andrer Wohlfahrt beziehen, nicht ſchade, ſondern freundſchaftlich aufhelfe. Daß dieſes Vermögen ein Gut ſey, deſſen unſer Herz nicht entbehren kann, erhellet daraus, weil zu heftig oder zu wenig begehren und verabſcheuen, ein innerlicher Krieg unſers Willens mit dem Verſtande und dem Gewiſſen iſt, und der Ordnung der übrigen Neigungen zuwider läuft. Ohne dieſe Herrſchaft arten die naturlichen Triebe, die ſich auf die Erhaltung unſers Lebens und der äußerlichen Wohlfahrt beziehen, in verderbliche Leidenſchaften aus. Die Liebe zum Leben und zur Geſundheit artet in ängſtliche Zaghaftigkeit aus, das Verlangen nach ſinnlichen Vergnügungen in Weichlichkeit und Wolluſt, das Verlangen nach Mitteln der Erhaltung und nach Reichthume, in Eigennutz und Geiz, das Verlangen nach Anſehen und Hoheit, in Ehrgeiz, Stolz und Herrſchſucht, und das Verlangen nach Ruhe und Bequemlichkeit, in Trägheit und Müßiggang. Dieſe Neigungen in die angewieſenen Grenzen der Vernunft und des Gewiſſens einzuſchließen, das iſt das Amt der Weisheit; und die Mäßigung ſeiner Begierden aus Ehrfurcht gegen den göttlichen Willen und vermittelſt eines kräftigen Vorſatzes zu behaupten ſuchen, das iſt die Herrſchaft des Herzens, die deswegen ein beſtändiges Gut und eine heilige Pflicht bleibt, weil ohne dieſelbe weder unſer Glück, noch die Wohlfahrt der Andern beſtehen kann. — Laſſen Sie uns dieſes, ſtatt tiefſinniger Beweiſe, durch einige Beyſpiele dieſer natürlichen Neigungen erklären.

1) **Die Liebe zum Leben und zur Geſundheit**, wenn wir ſie nicht tugendhaft mäßigen und regieren, wird zu einer knechtiſchen Zagbaftigkeit und zu unſerm Unglücke.

Sarkaſt liebt ſein Leben ſo ſehr, als wäre er deswegen da, um es nie zu verlieren, nur deswegen da, um es auf einige Jahre zu verlängern. Nichts iſt ihm ſchrecklicher, als Krankheit und Tod. Er ſinnt auf tauſend Mittel, ſie abzuwenden und zu entfernen. Er giebt auf jede kleine Unordnung ſeines Körpers, auf jeden entfernten Feind ſeiner Geſundheit mit einer kindiſchen Vorſichtigkeit Acht. Er hört die Nachricht von einem verſtorbenen Freunde, und ſchon entfärbt er ſich. Er erblickt einen Sarg, und ſchon erſtarret er.

Aber ſucht er denn ein Leben voll Furcht und Angſt? Iſt nicht ſeine beſtändige Furcht ſchon Pein? Er zernichtet alſo die Abſicht des Lebens; und eben die große Liebe zum Leben, oder die Furcht vor einem frühen Tode, die ihn quält, wird ihm das Leben kürzen. Er iſt nie von Gefahren frey; und ſo bald eine erſcheint, wird er eher darinnen umkommen, als ein Andrer, weil ihm die Furcht Muth und Entſchluß raubt, die dienlichſten Mittel zu ergreifen.

Zu welchen niederträchtigen Handlungen verleitet ihn ſeine ausſchweifende Liebe zum Leben! Das Leben iſt ihm Pflicht, Ehre, Freund, Familie, Vaterland, beſſer zu reden, mehr als alles dieſes. — Um ſein größtes Gut, Leben und Geſundheit zu erhalten, wird er aufhören, dienſtfertig, mitleidig, nützlich zu ſeyn. Ob wir Andern leben, ob wir geſund oder krank, glücklich oder unglücklich ſind, das wird den Sarkaſt nicht beunruhigen. Er iſt ſich mit ſeinem Leben die ganze Welt. Das Mitleiden kann nicht zu ſeinem Herzen kommen. Es iſt kein Theil mehr leer; alles iſt von der Eigenliebe beſetzet. Sich um uns verdient zu machen, das ſollte ihn rühren? Und er könnte ſeiner Geſundheit ſchaden, ſeinen Körper entkräften, ſeine Lebensgeiſter ſchwächen? Man ſetze nur ſein Leben in Sicherheit, ſo ſieht er ohne Bewegung ſeine Familie ſterben, ſeine Freunde darben und ſein Vaterland verderben. Man ſetze hingegen ſeine Geſundheit, ſein Leben in Gefahr, ſo wird er keinen Augenblick anſtehen, ſich durch Niederträchtigkeiten zu entehren; und Meyneid und Verrätherey, wenn es Mittel ſind, ihn bey dem Leben zu erhalten, werden ihm unſchuldige Mittel zu ſeyn ſcheinen.

In ſolcher Uebermaaß wird die Liebe zum Leben Leidenſchaft, und kann daher dem Menſchen nicht anders, als zum Unglücke gereichen. Sie raubt dem, der ſich ihr überläßt, die Ruhe und

Freyheit des Geiſtes; ſie ſchwächt den Körper und ſtürzt ſelbſt in Gefahren. Sie erſtickt die edlen Neigungen der Menſchenliebe, und noch mehr alle Freuden und allen Troſt auch der natürlichen Religion; denn ein Sarkaſt ſieht ſein Leben gar nicht als ein Geſchenk an, das ihm die gütige Vorſehung ſo lange erhalten wird, als es ihrer Weisheit gefällt, ſondern er handelt ſo, als ob ſeine Erhaltung lediglich von ihm ſelber abhange.

Setzen Sie demjenigen, der bey der Sorge für ſein Leben das Maaß überſchreitet, nur den entgegen, welcher die natürliche Liebe zum Leben zu beherrſchen weis; um zu erkennen, daß dieſe Herrſchaft ein ſchätzbares Gut des Herzens iſt.

Amynt liebt ſein Leben, weil ers als ein Geſchenke der Vorſehung anſieht, das er genießen und nützen ſoll. Er flieht die Unmäßigkeit und alle ſtürmiſche Leidenſchaften, als Feindinnen der Geſundheit und des Lebens. Er beſchäfftiget ſich nützlich, und ſtärkt dadurch ſeine Kräfte. Die Gelaſſenheit, welche die Arzney ſeines Geiſtes iſt, wird auch die Arzney ſeines Körpers. Er wünſchet den Tod nicht, und fürchtet ihn nicht zitternd. Er hält ſein Leben für rühmlich angewendet, wenn ers nach dem Befehle der Pflicht, das iſt, Gottes anwendet. Der Fleiß und Eifer, Gutes zu thun, belohnet ihn mit einem innern Beyfalle, der ihn über allen Verluſt des Lebens erhebt. Verliert er daſſelbe in guten Abſichten, in edlen und gemeinnützigen Thaten, in Sorgen und Bemühungen für die Seinigen, ſeine Freunde, ſein Vaterland, und die Nachwelt: ſo hat ers in ſeiner Beſtimmung glücklich verloren.

Eben weil er das Leben nicht ängſtlich ſucht, verliert er nie jene Freyheit des Geiſtes, die zu Entſchließungen in Gefahren und zu ſeiner eignen Sicherheit erfordert wird. Der Gedanke von einer wachenden und beſchützenden Vorſehung giebt ihm da Muth und Stärke, wo Andre aus Furcht des Todes zittern; und er freut ſich ſeines Lebens um deſto mehr, weil ſeine Erhaltung nicht auf ſeine Sorgfalt allein ankömmt. Zeigen ſich Fälle, wo er für ſein Vaterland, wo er aus Religion ſein Leben für die Tugend und für die Wohlfahrt ſeiner Brüder aufopfern ſoll: ſo wird er, obgleich nicht unempfindlich gegen dieſen Verluſt, dennoch den Trieb der Natur beſiegen, und ehe er wider ſein Gewiſſen, wider ein höheres Geſetz der Ehrfurcht gegen Gott und der Wohlfahrt Andrer handeln ſollte, wird er lieber ſein Leben verlieren, das heißt, dem es gelaſſen zurück geben, von dem er es erhielt, und der es ihm ewig aufbewahret. Auf dieſe Weiſe iſt die Herrſchaft über dieſen natürlichen Trieb ein Gut des Herzens und führet ihre eigne Belohnung mit ſich.

2) **Das Verlangen nach dem Vergnügen der Sinne und derjenigen Liebe, welche nach der göttlichen Anordnung beide Geſchlechter für einander fühlen, iſt in gewiſſen Schranken unſchuldig.** Die beſtändige Beſtrebung, dieſes natürliche Verlangen, ſeiner Abſicht gemäß, in die von der Vernunft und dem Gewiſſen, das iſt, von Gott ihm angewieſenen Grenzen einzuſchließen, und darinnen zu erhalten, iſt die Beherrſchung deſſelben. Ueber dieſe Schranken hinaus, wird es zu einer entehrenden, wütenden und thieriſchen Leidenſchaft, und darum wird die Herrſchaft darüber ein Gut von großem Werthe, und eine beſtändige Pflicht des Menſchen.

Kleanth ſucht das Vergnügen der Zunge. Er ißt und trinkt, nicht um das natürliche Verlangen nach Speiſe und Trank zu ſeiner eignen Erhaltung zu ſtillen, ſondern mehr, um es zu verlängern, um den Kützel des Geſchmacks zu empfinden und zu vervielfältigen. Er befriediget ſeinen Wunſch; und die beſte Mahlzeit läßt ihm in der Vorſtellung kein Vergnügen eines innern Beyfalls, keinen Troſt, als den zurück, ſie wiederholen zu können. Aber er muß warten. Die natürliche Neigung kömmt nur nach einem langen Zwiſchenraume wieder, und gleichwohl möchte er ihren Kützel immer fühlen. Aus Weichlichkeit flieht er Arbeit und Geſchäffte; aber eben dadurch entzieht ſich der Thor das größte Vergnügen, mit Hunger, der eine Frucht der Arbeit und Mäßigkeit iſt, zu eſſen. Man laſſe ihm die Freyheit, täglich die ausgeſuchteſten Speiſen und die beſten Getränke zu wählen. Es wird einige Zeit die Zunge kützeln: aber er nutzt eben durch den öftern und unmäßigen Gebrauch die Werkzeuge des Geſchmacks ab, und fühlt weniger, weil er ſtets Zunge, ſtets Geſchmack ſeyn will. Indeſſen wächſt doch ſein Verlangen darnach. Er würde nichts thun, als beſtändig eſſen und trinken, wenn es die Natur erlaubte. Thieriſcher Zug in dem Gemälde eines Menſchen! Er würde endlich, entfernt von allen Menſchen, verſchloſſen in ſeinem Speiſeſaale, ohne Gäſte, ohne Freunde, bloß für ſeinen Geſchmack, für ſeine Zunge leben, wenn er dadurch für ſein epikuriſches Leben etwas zu gewinnen hoffte.

Kleanth hat Vermögen, und aus Liebe zur Sinnlichkeit opfert er es auf. Für ſeinen Geſchmack iſt ihm nichts zu koſtbar. Aber einen geringen Theil ſeines Vermögens zu löblichen Anſtalten anzuwenden, wenn ihn nicht die Furcht der öffentlichen Schande zwingt, dazu iſt er zu ſehr Sinn. — Erzählen Sie ihm edle Thaten, nützliche Anſtalten, großmüthige Handlungen der Menſchenliebe; er wird gähnen. Er glaubt einen langweiligen Roman zu hören; denn in ſeinem Herzen iſt nichts von dieſen Neigungen wahr. — Erzählen Sie ihm das Vergnügen, das Ihnen ein einziges ungekünſteltes Gericht an der Seite Ihres Freundes macht. Er entſetzt ſich darüber, und zittert ſchon vor dem bloßen Gedanken einer ähnlichen Mahlzeit. Sie trinken den Wein des Vaterlandes, ſelten, mäßig, und freuen ſich bey dieſem Genuſſe. Das iſt ihm eine Fabel. — Sagen Sie ihm, daß Sie oft einen Theil Ihrer Speiſe, die Sie wohl noch eſſen möchten, einem Armen mittheilen, der ſie ſelten hätte, und daß Sie ſich freuten, wenn es dieſem Hungrigen ſo wohl ſchmeckte; und er wird über Ihre Gutherzigkeit, die ihm ſehr thöricht dünket, lachen. — Eben dieſer Kleanth wird durch die Zeit ſo gierig, daß er nicht mit dem ordentlichen Maaße von Leckereyen mehr zufrieden iſt. Er muß ſich überfüllen, um ſich aus ſeiner Unempfindlichkeit zu reißen, in der ihn das Gewöhnliche erhält. — Er leeret itzt Becher aus, da er ſonſt nur Gläſer trank, und leeret ſie von zehn Weinen aus, da er erſt mit zwo Arten zufrieden war. Sich nicht berauſchen, das heißt er gar nicht trinken. Er will zwar nicht betrunken ſeyn, aber doch ſo lange den Geſchmack des Weins fühlen, als ihn der Gaumen fühlen kann. Kleanth wird ein Säufer, aber ein ordentlicher Säufer. Er trinkt des Mittags und ſchläft ſich etliche Stunden nüchtern. Er trinkt des Abends und ſchläft ſich die Nacht wieder zum Menſchen. Die Zeit ſieht er als die Ordnung an, nach der er ſeinen Geſchmack befriedigen ſoll, und die Menſchen als Diener ſeiner Schwelgerey und Werkzeuge ſeiner Bequemlichkeit.

So erſtickt die Sinnlichkeit in ſeinem Herzen alle gute Neigungen und in ſeiner Vernunft alle Grundſätze der Pflicht. Er ſchwächt ſeine Geſundheit, und richtet ſein Leben, ſein Vermögen, ſeine Ehre und die Kraft zu denken zu Grunde.

Sein ungeſtümer Trieb ſelbſt iſt das, was ihn nie ruhig werden läßt, ſo bald er ihn nicht befriedigen kann; er iſt es, der ihn in gewiſſen Umſtänden zum niederträchtigſten Schmeichler, zum Räuber und Böſewichte machen wird. Sollte Kleanth ein guter Vater, ein angenehmer Ehemann, ein Freund, ein Bürger, ein Patriot, ein Held ſeyn können? Er iſt der nächſte zum gefräßigſten Thiere, weil er ſeine Sinnlichkeit nicht mäßigen will.

Damis, das Gegentheil vom Kleanth, iſt mäßig in dieſen Vergnügungen des Geſchmacks, behauptet ſeine Herrſchaft darüber, und erhöht eben dadurch dieſes Vergnügen. Die einfältigſten Speiſen, ſorgfältig zubereitet, ſchmecken ihm nach vollbrachter Arbeit, durch den Hunger gewürzt, an der Seite ſeines Freundes, oder ſeiner Gattinn und Kinder, eben ſo ſüße und noch ſüßer, als dem Kleanth ſeine koſtbaren Schüſſeln. Er fühlt neue Kräfte bey ihrem Genuſſe, iſt geſättiget, und könnte noch mehr genießen; hat ſich mit einem friſchen Trunke gelabet, und fühlet neue Lebensgeiſter. Er würde noch mehr Wein vertragen können; aber er trinkt nicht ſeinen Geiſt zu erſticken, ſondern ihn geſchickter zu ſeinen Verrichtungen zu machen. Seine Mäßigkeit bewahret ihn vor allzu vielen und ſchädlichen Säften. Er fühlt die Leichtigkeit des Körpers und des Umlaufs ſeines Blutes. Er iſt glücklicher in ſeiner Arbeit, ſchläft ruhiger, ſteht heitrer auf, fühlt weniger von den Anfällen der Laſter, die ihren Sitz in dem Blute, im dicken oder überflüßigen Blute haben. Sein Geiſt wird ſelten von einem mürriſchen Weſen überfallen. Seine Enthaltſamkeit belohnet ihn alſo, ohne daß er bloß mäßig iſt, um geſund zu ſeyn. Er würde vielmehr niemals unmäßig ſeyn, wenn er auch ſeiner Geſundheit nicht dadurch ſchadete. Er iſt mäßig in Rückſicht auf eine göttliche Anordnung, und iſt ſich bewußt, daß er dieſe bey dem Gebrauche der Nahrungsmittel beobachtet. — Entbehret er ja gewiſſe Freuden des Geſchmacks, ſo entbehret er ſie, weil er ſie nicht bedarf. Er könnte ſie vielleicht haben; allein der Aufwand, den ſie verurſachen würden, iſt in ſeinen Umſtänden und nach ſeinen Geſinnungen, edler zu gebrauchen. Er theilet ihn denen mit, für die das Blut, oder das Verdienſt, oder das Bedürfniß bey ihm ſpricht. Sie ſollen ſich auch erquicken gleich ihm; und, wenn ſie des Labſals mehr, als er, bedürfen, auch mehr noch, als er. So hat ſeine Mäßigung einen glücklichen Einfluß in ſeine Gutthätigkeit und in das Vergnügen der Andern. Welcher von beiden iſt glücklicher, der enthaltſame Damis, oder der unmäßige Kleanth?

Mit der Sinnlichkeit des Geſchmacks iſt die Sinnlichkeit der Liebe verwandt. Dieſer natürliche Trieb, den uns der Schöpfer zur Erhaltung des Geſchlechts der Menſchen eingepflanzet, und aus Weisheit und Güte mit dem empfindlichſten Reize verknüpft hat, wird, wenn er ſich von ſeinem Ziele entfernet und ſeine Befriedigung außer dem Bande einer keuſchen Ehe ſucht, zu der verworfenſten Leidenſchaft, die man kaum beſchreiben darf, ohne die guten Sitten zu beleidigen.

Nichts iſt unbändiger, als dieſer Trieb, wenn ihn die Pflicht nicht einſchränket. Nichts verderbet das Herz und verkürzet das Leben des Menſchen früher und gewiſſer, als dieſe zügelloſe Leidenſchaft. Sie wird zur Brunſt, die den Menſchen tief unter das Thier erniedriget; und die Natur hat die Ausſchweifung derſelben mit den empfindlichſten Strafen belegt; ſo wie ihr die Religion den Zorn und das beſondre Gerichte Gottes droht.

Dieſe Leidenſchaft, die für ſich ein verzehrendes Feuer iſt, erſtickt zugleich die beſten Neigungen der Seele. Sie entkräftet das Herz, und öffnet es der Weichlichkeit und Trägheit, der Ueppigkeit und Schwelgerey. Kein Laſter iſt ohne die Geſellſchaft eines andern, am wenigſten die Wolluſt. Sie duldet keinen Fleiß in Geſchäfften, keinen Eifer zu löblichen und rühmlichen Unternehmungen. Sie verwandelt ſich, um zu ihrem Ziele zu gelangen, in Liſt, in Beſtechungen, in Meyneide. Sie verführt und läßt ſich verführen. Sie wird niederträchtig und tödtet alle Schamhaftigkeit. Was iſt die freche Stirn einer unkeuſchen Perſon für ein widriger Anblick!

Die Schlachtopfer der Wolluſt, welch Unglück ſind ſie für die Geſellſchaft! Eine geſchändete Unſchuld, welcher Gram für ihre Familie, und welche Pein für ſie ſelbſt! — Entheiligte Bande der Ehe — Aber laſſen Sie uns einen Vorhang vor die Greuel dieſer Leidenſchaft ziehen, und aus ihrer Schändlichkeit erkennen, welch Glück hingegen die Beherrſchung des natürlichen Triebes, welch Glück Schamhaftigkeit und Keuſchheit für unſer Herz ſey! Dieſe Tugenden lehren und ſtärken uns, allen unrechtmäßigen Gebrauch der Liebe zum andern Geſchlechte zu vermeiden, alle Reizungen dieſer Neigung bey uns und Andern zu verhindern, und alle Mittel anzuwenden, durch die wir dieſen Naturtrieb regieren und nach den Vorſchriften der Tugend bezähmen können; und dieſes alles aus Gehorſam gegen Gott und aus Ehrfurcht gegen ſeine weiſe Abſicht, zu der er ihn uns eingepflanzet hat.

Cleon regierte in den Jünglingsjahren durch die Stärke der Vernunft und Religion dieſe natürliche und der Tugend gefährliche Neigung und behauptete die Rechte und Freuden der Unſchuld und eines unverletzten Gewiſſens. Die Schamhaftigkeit war ſeine Gefährtinn. Gute Beyſpiele waren ſeine Lehrer, ein ermahnender liebreicher Freund ſein Stab, und der Gedanke eines allſehenden Auges ſein Schild wider unerlaubte Wünſche. Er ward früh mit einer liebenswürdigen Perſon des andern Geſchlechts bekannt, und ihre Freundſchaft und Tugend machte ſeine Neigung nur edler und unſchuldiger. Willſt du dereinſt das Glück genießen, ihr Herz zu beſitzen, ſagte er oft zu ſich, ſo verdiene es durch Rechtſchaffenheit auf dem Wege des Fleißes und der Verdienſte eines Mannes, den ſeine Gattinn ewig lieben ſoll. Die Neigung, die itzt die unerlaubteſte ſeyn würde, erſticke tief in deiner Seele. Du würdeſt dich nicht lieben und ſie nicht, wenn du unedel lieben könnteſt. Beſchäfftige dich im rühmlichen Fleiße, in Geſchicklichkeiten, Künſten und Wiſſenſchaften und traue deinem günſtigen Schickſale. Es wird dich durch ſie beglücken, wenn ſie dein Glück iſt. Mache dich ihrer und ſie deiner durch einen unſchuldigen Umgang nur deſto mehr werth; und biſt du nicht ſtark genug dazu, ſo ſey weiſe und fliehe!

Itzt genießt dieſer Cleon in ſeinen männlichen Jahren an der Seite dieſer liebenswürdigen Perſon die Freuden des glücklichſten Mannes und Vaters; und den Gedanken ſeiner behaupteten Unſchuld, auf die er itzt im Triumpfe eines guten

Gewiſſens herab ſieht; dieſen Gedanken gäbe er für keine Welt.

So, Jüngling, ſchmück auch du mit Unſchuld deine Jugend;
Sieh auf die Weisheit ſtets, doch mehr noch auf die Tugend,
Und werd als Mann beglückt durch keuſche Lieb und Tugend.

Und rührt dich die Stimme der Vernunft und des Gewiſſens nicht: ſo laß dich die Stimme der Religion rühren: *Wer den Tempel Gottes verderbt, den wird Gott verderben; und dieſer Tempel biſt du. Darum preiſe Gott beides an dem Leibe und Geiſte; denn ſie ſind Gottes und nicht dein.**)

---

*) 1 Kor. 3, 17. 6, 20.

Neunzehnte Vorleſung.

Fortſetzung von der nöthigen Herrſchaft über die Begierden; desgleichen von der Gelaſſenheit und Geduld.

Ich habe zu Ihnen, meine Herren, in der letzten Vorleſung von der Mäßigung und Beherrſchung unſrer natürlichen Begierden geſprochen, und Ihnen durch einige Beyſpiele gezeigt, wie nöthig es ſey, die Liebe zum Leben und zur Geſundheit, das Verlangen nach ſinnlichen Vergnügungen, und den Trieb der Liebe zu beherrſchen. Noch iſt, ehe ich mich von dieſer Tugend zur nähern Betrachtung der Gelaſſenheit wende, übrig, daß ich in Anſehung der Begierde nach Ehre und Reichthum ein gleiches thue.

3) Laſſen Sie mich alſo Ihnen in einem doppelten Gemälde zuvörderſt zeigen, wie **die Begierde nach Ehre**, wenn ſie ausſchweifet, unglücklich mache; und wie hingegen eine vernünftige Einſchränkung derſelben unſer und Andrer Glück werde.

Die Gegenſtände der Ehrſucht ſind unzählig. Einige ſind ihrer Natur, oder ihrer Anwendung nach beſſer; doch auch bey den beſſern gewinnt das Herz nichts. Dieſe Neigung, wenn wir ihr nachhängen, erfüllt uns mit Unruhen, reizt uns zu ängſtlichen und kindiſchen Unternehmungen, erzeugt Stolz, Neid, Eiferſucht, Kaltſinn gegen fremde Verdienſte, Geringſchätzung derſelben, und ſo bald ſie gekränkt wird, Rache und Verleumdung. Was aber das meiſte iſt; ſie wendet das Herz von Gott ab.

Es ſey Stand, Geburt, Titel, Reichthum, Schönheit, Kunſt, Wiſſenſchaft, Tapferkeit, Macht, Tugend, oder ſonſt ein andrer Gegenſtand die Triebfeder unſrer Ehrſucht: ſie bleibt allezeit für uns Unglück. Keine Leidenſchaft verfehlt ſo leicht ihres Zieles, als Eitelkeit, keine iſt beſchwerlicher für die Geſellſchaft; ſo wie keine Eigenſchaft der Welt ſchätzbarer iſt als Beſcheidenheit und Demuth.

Euklio, beherrſcht von der Ruhmſucht für einen der größten Gelehrten gehalten zu werden, welche Martern thut er ſich an! Er ſtudiret nicht, um weiſe und nützlich zu ſeyn. Er will gelehrt ſeyn, um berühmt und groß, um die Bewundrung der Welt zu werden. — Was keinen Einfluß in den Namen hat, ſey noch ſo gut, noch ſo nützlich; er ſucht es nicht. Was wunderſam iſt, ſey noch ſo unnöthig; er treibt es. — Jeder Lobſpruch, oft der Lobſpruch der Thoren, läßt ein Feuer in ihm zurück, das ihn entzündet, nach neuen Lobſprüchen zu ſtreben. Er ſchreibt ein gelehrtes Werk, verwacht Nächte, verzehrt die Geſundheit, vergißt der Geſchäffte des Hauſes, verſäumet die Pflicht der Geſelligkeit; alles, um bewundert zu werden. Man rühmt ihn, und was hat er für ſeine Mühe? Ehre! Und was iſt dieſe Ehre? Sind denn Worte, Töne, Mienen, Geberden, womit ihm Andre ihre Achtung zu erkennen geben, ſichre Beweiſe einer innerlichen Hochachtung? Wie viel Unwiſſende, Schmeichler und Boshafte mengen ſich unter die Zahl ſeiner Lobredner! Doch, Euklio, laß es die wahren Meynungen der Andern von deinen Verdienſten ſeyn, die ſie dir entdecken; laß ſie wahre Kenner und Richter ſeyn! Biſt du darum glücklicher, weil dich Andre für ein Wunder der Gelehrſamkeit achten; darum weiſe und tugendhaft, weil dich Andre für weiſe und tugendhaft halten? Wird dich die Krankheit weniger ſchrecken, wenn ſie dich über dem zehnten Bande deiner unſterblichen Werke befällt? Wirſt du das Unglück gelaßner ertragen, weil du den Ruhm der Gelehrſamkeit haſt? Und wird dir dein Name Standhaftigkeit im Tode geben? Iſt das Ziel, nach dem du ringſt, nicht ſehr unſicher? — Euklio wird beſcheiden getadelt. Er tobt über dieſen Tadel. Damon, ein Mann von Verdienſten, wird mehr gelobt, als er. Die Ehrſucht des Euklio wacht auf. Er will keinen Nebenbuhler leiden. Damon muß weniger Verdienſte haben, als Euklio. Er verkleinert den Damon. Dieſer verantwortet ſich beſcheiden; und ſchon ſtürmet Euklio mit Beleidigungen und ſchrecklichen Vorwürfen auf die Ehre ſeines Widerſachers, und wird des Andern Haſſer, bloß weil er ſein eigner Anbeter, und ſo klein iſt, daß er die Größe eines Andern nicht ohne Mißgunſt anſehen kann.

Euklio, dieſer Stolze, wird uns verachten, wenn wir ihn loben; denn er iſt unendlich beſſer, als wir. Er wird uns verachten, wenn wir ihn nicht loben, weil wir nach ſeiner Meynung ſo einfältig oder ſo boshaft ſind, ſeine Verdienſte nicht einſehen zu wollen. Wenigſtens wird er uns nicht weiter ſuchen, als in ſo fern wir blinde Verehrer ſeiner Meynungen und gleichſam ſeine Götzendiener werden, die den Weihrauch ohne Maaß an ihn verſchwenden. Wem wird er dienen, es wäre denn, um Ruhm zu haben? Sey klein, unbekannt, verdienſtvoll und ſeines Schutzes bedürftig, er vertauſcht dich gegen den, der ihm mehr ſchmeichelt, ihm mehr Ruf verſpricht. Er hat eigentlich kein Gefühl in ſeinem Herzen, als das Gefühl ſeines Ruhms. Vergraben unter ſeinen Büchern, iſt es für ihn, als ob die Welt rings um ihn her ausgeſtorben wäre. Die Sorge für ſein Anſehen läßt keine andere edlere Sorgfalt in ſeinem Herzen aufkommen. Und wenn nicht ſein Fleiß zufälliger Weiſe der Welt nützlich wäre: ſo würde dieſer Gelehrte

lehrte ein müßiger ſtolzer Einſiedler ſeyn, der weiter keine Abſicht hätte, als daß ihm die Welt Nahrung und Opfer in ſeine Einöde bringen ſollte, damit der Ruf von ſeinem beſchwerlichen Leben überall erſchallen möchte. Er würde jenen bezauberten Drachen in den Romanen gleichen, welche Schätze bewachen, die ſie nicht kennen, und zu denen ſie doch den Menſchen den Zutritt verwehren. — Euklio wird ungerecht ſeyn, ſo bald es ſeine Ehrſucht befiehlt. Er wird ein nachläſſiger Vater, ein gebieteriſcher Freund, ein beſchwerlicher Amtsgenoſſe, und überall ſein eigner Feind ſeyn; denn eben der Stolz wird am erſten mit Gegenſtolze, oder Verachtung, oder böſen Nachreden, von Andern beſtrafet. — Geſetzt Euklio wäre ein gebohrner Regent, und ſeine Ehrſucht fiele auf Heldenthaten: ſo würde er Schlachten liefern, wie er itzt in Streitſchriften kämpfet, Ströme von Blutvergießen, um geſiegt zu haben, ſich in die Gefahren des Todes wagen, um den Lorber des Helden zu erbeuten, die Thränen ganzer Nationen gleichgültig anſehen, um ſeine Eiferſucht oder ſeinen Neid zu befriedigen, eine fremde Macht mit Krieg überziehen, weil ſie ſich nicht vor ihm gebeugt, und ein Land verheeren, weil er ein andres ſonſt nicht erreichen konnte. Ehrſucht iſt Marter und Unglück.

Wenn auch ſich einſt ein Liebling fände,
Mit dem das Glück ſich feſt verbände,

Blieb ihm kein Wunſch gleich unerfüllt;
Er iſt von Sorgen drum nicht freyer;
Die Ehrſucht iſt ein ewig Feuer,
Das weder Zeit noch Ehre ſtillt.

Wie glücklich iſt dagegen Krates! Er ſucht Tugend und Verdienſte und freut ſich, daß er ſie mit Beyfalle beehrt findet. Die Beobachtung ſeiner Pflicht, die Anwendung ſeiner Vorzüge und Gaben, die ihm die Vorſehung gegönnt, iſt ſein Ruhm. Er kennt, liebt und ſchätzt fremde Verdienſte; denn das iſt Pflicht und Tugend. Er ſuchet die ſeinigen zu vermehren; denn das verlangt ſeine Beſtimmung. Er fühlet die Mühe des Fleißes, und ſtärkt ſich dazu durch den Gedanken, daß er nichts edlers thun kann, als daß er ſich und Andern nützlich iſt, nicht dankbarer gegen die Vorſehung wegen ſeines Vorzugs ſeyn kann, als daß ers erkennet, daß es ein unverdienter Vorzug ſey, den ſie auch einem Andern hätte ertheilen können. Er iſt beſcheiden, weil er ſieht, wie viel ihm noch fehlet; weil er ſieht, daß nicht Alle ſeiner Gaben bedürfen, daß Andrer Geſchicklichkeiten auch nothwendig ſind; weil er ſieht, daß der ein Thor iſt, der ein fremdes Gut als ſein eignes betrachtet. Er ſtrebt nach dem höchſten Beyfalle des Himmels; darum kann er nicht ſtolz ſeyn. Er trägt die Mängel und Fehler der Andern liebreich, ſucht ſie zu verbeſſern, und denkt an die ſeinigen. — Man will ſeine Verdienſte nicht ehren; und dennoch fährt er fort, verdienſtvoll zu ſeyn. Er ſucht nicht mehr Beyfall, als er werth iſt, darum iſt ſein Ruhm deſto dauerhafter; und den Fleiß, die Sorge und die Zeit, die Andre darauf verwenden, etwas zu ſcheinen, das ſie nicht ſind, wendet er an, gemeinnützig zu ſeyn. Er wird von den Klugen und Rechtſchaffnen geliebt; welch ein Glück! Er hat den Beyfall ſeines Herzens, und darf ſich mit einem höhern tröſten. Er iſt frey von der Pein der Ehrſucht, und hat doch die wahre Ehre. Und wer wird ihm die erlaubten Vortheile des Fleißes und der vorzüglichen Gaben ſo leicht mißgönnen, da er ſie verdienet? Wie glücklich iſt Krates!

4) Vermögen begehren, lieben und ſuchen, um es zu haben, und das Mittel ſelbſt in einen Zweck verkehren, iſt wider die Vernunft; es iſt Ausſchweifung der Begierde und die niedrigſte Art des Geizes. Wer das Vermögen in der Abſicht ſucht, oder anwendet, weil es ein Mittel iſt, ſeine Sinnlichkeit, ſeine Eitelkeit und die Träume ſeiner Einbildung zu vergnügen, der ſucht und wendet es widernatürlich an, beſtraft ſich ſelber, und wird gegen Andre ungerecht.

Strephon ringt nach Vermögen, nicht um es einzuſchließen; ſo thöricht iſt er nicht. Nein, er ſieht es als ein Mittel an, gewiſſe andre Abſichten zu erreichen. Er beſitzt viel; aber ſeine Eitelkeit verlangt auch vielen Aufwand. Heute dieſe, morgen jene Anforderung der Sinne und der Einbildung! Kann Strephon jemals Vermögen genug haben? Er erſparet es, wo er es nicht erſparen ſollte, und iſt geizig, um eitel und ſinnlich zu ſeyn. Das Vermögen iſt ein Mittel, ſich und Andern zu nützen. Strephon dagegen ſieht es für ein Mittel an, ſeinen Leidenſchaften und Einbildungen genug zu thun. Kann er dabey weiſe verfahren? Er will heute eine Eitelkeit vergnügen. Sie koſtet ſo und ſo viel, und er findet ein Mittel, gegen ein geringes Darlehn ein hohes Procent zu erhalten. Er ſtillet alſo ſeine Habſucht, um der Eitelkeit zu dienen. Eben dieſer Strephon beſoldet ſeine Bedienten mit einem elenden und kümmerlichen Lohne; aber er giebt ihnen reiche Livereyen. Er will prächtig ſeyn; darum iſt er geizig. Ein reicheres Kutſchgeſchirr, ein koſtbareres Haus, ein beßres Landgut, kömmt ſeiner Einbildung als gar zu wünſchenswerth und nothwendig vor. Er würde niemals Geſchenke genommen haben; aber itzt nimmt er eine große Summe an, und unterſtützet dafür durch ſein Anſehen die verdächtige Bitte eines Clienten. Und warum? Er will ſein Vermögen nicht vermindern, und doch gern der Welt in die Augen fallen. — Man laſſe ſeinen Geiz in noch ſo verſchiedenen Canälen fortgehen, er kömmt immer in das Meer, aus dem er ausfloß, mit neuem Unrathe zurück.

Dieſer Strephon iſt ſtets ſein eigner Verderber. Er verkehrt die Beſtimmung des Vermögens, und ſeine Neigung muß ſein Herz verkehren. Er ernährt für ſein Geld unordentliche oder thörichte, ſtrafbare oder lächerliche Neigungen. Er bemüht ſich zwiſchen dem Geize und der Verſchwendung, zwiſchen der Habſucht und der Eitelkeit einen thörichten Frieden zu ſtiften.

Noch niederträchtiger und verderblicher iſt die Leidenſchaft des Sejus, der das Geld des Geldes wegen liebt. Er will es nicht genießen, er will es nur beſitzen, vermehren und verſchließen. Es iſt ihm genug, daß er weis, daß er reich iſt, und daß ſeine Nachkommen auch reich ſeyn werden, oder, wenn es hoch kömmt, daß ihn die Welt für reich hält.

Er fühlt einen Kützel, wenn ſein Vermögen wächſt, und dieſer entzündet ſein Verlangen nach größerm Reichthume, ohne es zu ſtillen. — Die Furcht, es zu verlieren, ſollte ihn bloß behutſam machen, und ſie quält ihn mit einem nagenden Kummer. — Sejus darbt, wenn er nur reich ſeyn kann. Iſt er ein Feind ſeines eignen Vergnügens: ſo wird er dieſes auch den Seinigen entziehen. — Er geſtattet ſich keine Ruhe, bis er genug haben wird. Und wenn hat er genug? Nie, ſo lange er noch mehr haben kann. Wenn wird er alſo ruhig ſeyn? Dienen Sorgen, Kunſtgriffe, Niederträchtigkeiten, Härte, Unbilligkeit, Liebloſigkeit, unmäßige Arbeit, zu Mitteln ſein

Vermögen zu vermehren, oder zu erhalten; wenn kann er unterlaſſen, dieſe Mittel anzuwenden?

Es kann keine gute Neigung in einem Herzen wohnen, wo dieſe unmäßige Begierde herrſchet. Sejus macht ſein Gold zum Gott; und was iſt Gold? Er opfert ſeine Ruhe einem Gute auf, das er nicht braucht: und entzieht durch ſeine Gierigkeit Andern die Mittel der Nahrung, oder der Bequemlichkeit. Strafet dieſes nicht die Vernunft? Sein Verlangen nach Reichthume erſtickt das Licht ſeines Verſtandes auf allen Seiten; die einzige Seite der Habſucht ausgenommen. — Eben ſo erſtickt auch ſein Verlangen nach Reichthume alle Neigungen der Rechtſchaffenheit und Menſchlichkeit. Braucht man noch zu fragen, ob Sejus nicht unglücklich iſt?

Setzen wir aber dieſer Neigung nach Vermögen und dem Gebrauche deſſelbigen ihre gehörigen Schranken: ſo werden wir finden, daß ſie ſich mit der Ruhe des Herzens verträgt, ſo bald ſie ſich nur mit der Weisheit verträgt.

Damon ſtrebt nach Vermögen, ſich und die Seinigen zu erhalten. Er wendet ſeinen Fleiß an, es zu vermehren oder zu behaupten. Er iſt ſparſam, und ſo hat er weniger Aufwand, weniger Sorgen. Er genießt, was er bedarf; und ſo genießt er die Frucht ſeines Fleißes oder ſeines Glücks. Er ſieht ſein Vermögen als ein anvertrautes Gut an; und ſo iſt er gütig und hülfreich gegen Andre, je mehr er Mittel dazu hat.

Er ſieht den Menſchen an, und nicht den Gegendienſt,
Macht Arbeit ſich zur Luſt, und Helfen zum Gewinnſt.

Er ſchmeckt die Freude des Wohlthuns, und dieſe nährt ſeine Menſchenliebe. Er kann Andern nützen, und nützet ſich zugleich ſelbſt. Er ſieht, man kann die größten Reichthümer beſitzen, und dabey noch tauſend Uebeln des Lebens, noch den Krankheiten, den Unfällen ſeines Hauſes, den Verleumdungen des Neides, den Nachſtellungen der Boshaften, den Unruhen ſeiner eignen Seele, der Gewaltthätigkeit ſeiner Feinde ausgeſetzet ſeyn; ſollte er glauben können, daß das Verlangen nach äußerlichen Gütern die Summe der Wünſche eines Menſchen ausmachen könnte? Er iſt nie ſicher, daß ihm ſein Vermögen nicht ganz oder zum Theil, daß ihm die Mittel, ſich zu erhalten, nicht auf einige Zeit könnten entriſſen werden. Daher iſt er vorſichtig, um nicht die Schuld dieſes Unglücks zu tragen; und indem er der Stimme der Pflicht bey ſeinem Vermögen gehorchet: ſo überläßt er das Uebrige der Vorſehung, die nicht alles in ſeine Gewalt hat geben wollen. Er ſcheut die verſchuldete Armuth, und wappnet ſich im voraus, eine unverſchuldete gelaſſen zu ertragen, wenn ſie über ihn verhänget ſeyn ſollte. — Damon wird geliebt und verehret, trägt in ſich einen ſtillen Beyfall, genießt ſein Vermögen, iſt frey vom Geize, iſt voll von Güte und Leutſeligkeit, dankt der Vorſehung, verläßt ſich auf ihren Schutz, und findet ſein Glück in der weiſen Anwendung ſeines Vermögens und in der Mäßigung der Begierde nach dieſen Gütern.

Die Mäßigung derjenigen Begierden, die auf die Gegenſtände des äußerlichen Glücks gerichtet ſind, ſchaffet uns aber nicht nur den Vortheil, daß ſie uns wegen des vernünftigen Gebrauches dieſer Güter, ohne welche ſie vielmehr Unglück, als Glück ſeyn würden, in Sicherheit ſetzet, und uns vor der Thorheit, ihnen einen übermäßigen Werth beyzulegen, bewahret. Nein; ſie ſtärket uns auch, ſie gelaſſen zu entbehren, wenn wir ihren Beſitz [illegible] rechtmäßig erlangen können, und ſie, gegen [illegible] innere Glück der Seele, großmüthig zu verachten. Dieſe Gemüthsverfaſſung, ſo ſehr ſie Pflicht und Tugend iſt, ſo ſehr iſt ſie auch Glück für ihren Beſitzer. Die äußerlichen Güter haben allerdings einen großen Einfluß auf unſre Ruhe. Es iſt mehr Freude, die Güte des Herzens und zugleich das Glück der Geſundheit zu fühlen, mehr Freude, reich an Tugend und reich an Gütern des Lebens zu ſeyn, mehr Freude, den Beyfall ſeines Gewiſſens und zugleich den Beyfall der Menſchen zu haben. Es iſt mehr, frey von Laſtern, und zugleich frey von Schmerzen des Körpers, von den Uebeln der Dürftigkeit und den Kränkungen unſers guten Namens zu ſeyn. Allein wir leben in einer Welt, deren Zuſtand unvollkommen und der Ab-

wechſe-

wechſelung unterworfen iſt. Es iſt weder ſtets unſrer Macht überlaſſen, die äußerliche Wohlfahrt zu erreichen, noch, wenn wir ſie beſitzen, ihren Beſitz ſtets zu behaupten. Der Gegenſtände, die zum äußern Glücke gehören, giebt es eine große Anzahl, und uns fehlen öfters viele davon. Kein Leben iſt ſo glücklich, es hat ſeine Mängel; und das glücklichſte Loos des Reichthums, der Hoheit, der Ehre, der Geſundheit iſt unbeſtändig: denn wie bald ſind uns nicht dieſe Güter, oft ohne unſer Verſehen, oft aber auch durch unſre Schuld entriſſen! Ein Herz, das in der Verfaſſung ſteht, ſich wegen des Mangels dieſer Güter zu beruhigen, oder das Uebel des Lebens, das uns droht und nicht zu entfernen ſteht, gelaſſen zu erdulden, muß nothwendig ein großes Glück des Menſchen ſeyn, deſſen Umſtände ſtets der Veränderung unterworfen ſind. Dieſe Gemüthsverfaſſung, ſich über die Beſchwerlichkeiten und Leiden der Natur durch höhere Betrachtungen und Hoffnungen hinausſetzen, der unvermeidlichen Gefahr getroſt entgegen zu gehen, und gleichſam dem Uebel ſeine beſchwerliche Natur durch ein Wunder der Weisheit zu entziehen, beruht auf den liebenswürdigen Eigenſchaften des Herzens, die wir Gelaſſenheit und Geduld, Großmuth, Demuth und Ergebung in die Rathſchlüſſe der Vorſehung nennen. Wer kann zweifeln, daß wir zu dieſen Tugenden um ſo viel mehr verbunden ſind, je mehr ſie das Ungemach des Lebens erleichtern helfen?

Gelaſſenheit und Geduld.

Gelaſſenheit und Geduld ſind unentbehrliche und ſchätzbare Eigenſchaften der Seele. Durch ihren Dienſt ſchwächen wir das Mißvergnügen und die Schmerzen, die aus dem Mangel und Unfällen des Lebens auf uns eindringen. Es giebt Uebel, die keine Vorſicht und Klugheit verhüten, Uebel, die kein Verſtand, keine Macht, wenn ſie uns begegnen, aufhalten kann, Uebel, die aus unſrer eignen Unvollkommenheit entſtehen, und welche die größte Tugend nicht ganz verhüten kann, weil die beſte Tugend ihre Schwachheiten und Gebrechen hat. Wider alle dieſe Uebel rüſten uns Gelaſſenheit und Geduld aus, um ſie, wenn ſie uns von ferne drohen, nicht ſklaviſch zu fürchten, noch ihnen durch die Furcht ein größeres Gewicht zu geben; und wenn ſie uns wirklich befallen, unſern Unmuth unter ihrem Drucke zu mäßigen, und dem Gefühle des Mißvergnügens ein größeres Gegengefühl der beſſern Freuden entgegen zu ſetzen. Die Gelaſſenheit iſt von einer natürlichen Härte eben ſo weit unterſchieden, als von der phantaſtiſchen Unempfindlichkeit des Stoikers. Sie iſt eine Frucht der Weisheit und der Herrſchaft über unſre Leidenſchaften. Es kann dem Herzen nie gleichgültig ſeyn, Mangel und Schmerzen zu fühlen, und ſein Trieb nach Glückſeligkeit gebeut ihm, ſie von ſich zu entfernen; aber ein gelaßnes Herz zieht die Nahrung ſeiner Gelaſſenheit aus der Weisheit und einer richtigen Einſicht in die Natur des wahren Guten und des wahren Uebels. Es unterſtützt ſich durch die Betrachtungen der Pflicht, daß wir verbunden ſind, die von der Natur unzertrennlichen Beſchwerden oder Uebel, weil wir Menſchen und keine Engel ſind, zu tragen. Sind ſie nicht unſre Schuld: ſo ſtärkt es ſich mit dem Gedanken, daß ſie von der höhern Macht weiſe veranſtaltet oder zu unſerm Beſten zugelaſſen ſind. Sind ſie die traurige Bürde, die wir durch Verſehen, oder Vergehungen uns ſelbſt aufgelegt haben: ſo mindert die Gelaſſenheit den gerechten Widerwillen gegen uns ſelbſt durch eine weiſe Reue, die wir über unſre Fehler fühlen, und die der Bürge künftiger Vorſichtigkeit und größrer Mäßigung iſt. Sie wehret Traurigkeit und Verzweiflung dadurch von uns ab, daß ſie uns ermuntert, ſelbſt das verſchuldete Uebel durch Weisheit in unſer Glück, und den Schmerz in Geduld und Hoffnung auf die Hülfe der Vorſehung zu verwandeln. Viele Leiden ſind zu entfernen oder zu mindern, wenn wir ſo viel Heiterkeit des Geiſtes beſitzen, die Mittel wider ſie zu ſuchen, und ſo viel Stärke, dieſelben gehörig und fortgeſetzt anzuwenden. Die Gelaſſenheit hilft uns zu dieſer Heiterkeit und Stärke; und eben dadurch befreyt ſie uns von vielen Uebeln, oder ſchwächt ihre natürliche Kraft. Viele Uebel erhalten ihr niederſchlagendes Uebergewichte von der Gewalt der Einbildung. Die Gelaſſenheit, eine Frucht der Weisheit, entzieht dem gegenwärtigen Uebel die fürchterliche Geſtalt, in die es die Einbildung verhüllet. Sie wehret einer kindiſchen Zaghaftigkeit. Der Mangel der Schätze, die wir weiſe gebrauchen könnten, ſo lehrt uns die Gelaſſenheit denken, iſt ein Uebel; aber Schätze verachten, weil ſie zu unſerm Glücke nicht nothwendig ſind, iſt Ruhe und Größe der Seele. Die Beſten unter den Sterblichen haben ſie entbehren können und ſind bey Wenigem zufrieden geweſen. Du haſt ſie beſeſſen, und verlierſt ſie ohne deine Schuld. Troſt genug! Ihr Anwachs hätte vielleicht die Güte deiner Seele erſtickt und böſe Neigungen in dir aufgeweckt. Dir mangeln die Bequemlichkeiten, die du ſonſt genoſſen; aber du biſt unter ihnen nicht weichlich geworden, und die nothwendigen Bedürfniſſe des Lebens verſagt dir die Vorſehung nie. Dieſe Hoffnung fühleſt du. Troſt genug!

Die Gelaſſenheit, eine Frucht der Weisheit, ſetzt dem unangenehmen Eindrucke des Elends den ſtärkern und angenehmern Eindruck des größern Gutes entgegen. Die Ehre nicht erlangen, die man verdienet, den guten Ruf durch Verleumdungen und Liſt der Menſchen verlieren, den man ſich durch Verdienſte erworben, ſich dem Spotte und der Verachtung ausgeſetzt ſehen, nachdem man das Vergnügen der Hochachtung genoſſen; wie empfindlich iſt dieſes Schickſal! Aber wie viel entzieht ihm nicht die Gelaſſenheit von ſeiner Schwere! Du haſt, ſagt ſie zu dieſem Unglücklichen, viel verloren; aber doch nur ein äußerliches

Gut, nur das Echo der Ehre, nicht die Stimme der Ehre ſelbſt, die aus deinem Gewiſſen ſpricht. Du biſt noch gut, weil du nach deiner Pflicht zu handeln geſucht, wenn auch die ganze Welt das Gegentheil von dir glaubt. Der Beyfall der Menſchen erhöht deine wahre Würde nicht und ihr Tadel verringert ſie nicht. „Du ſteheſt auf der Höhe „der Pflicht. Siehe die matten Pfeile, aus dem „Thale der Verleumdung auf dich abgeſchoſſen, „fallen zu deinen Füßen nieder. Tritt herzhaft „darauf und ſteige auf ihnen noch höher empor.“ *) Dem Rechtſchaffnen bleibt dein Verdienſt, oder deine Unſchuld nicht verborgen, und das Auge des Himmels ſieht und entſcheidet deinen Werth, wenn ihn auch die Erde nicht bemerkt. Die Edelſten unter den Menſchen haben den Beyfall der Thoren verachtet und entbehret; und die größten Seelen haben den Spott der Thoren gehöret, und ſind ruhig auf der Bahn des Guten fortgegangen. Gehe du auch fort, und fühle die Freude, recht gethan zu haben, und achte der unverdienten Schande nicht; das iſt Hoheit der Seele. Wollteſt du der Elende ſeyn, der den Ruhm hat und nicht verdienet, ihn niederträchtig ſucht und mit kriechender Angſt behauptet? Was iſt der äußerliche Ruhm? Ein zweydeutiger Laut, und ein Traum der Eitelkeit! Was iſt die wahre Schande? Das Laſter!

Wodurch

---

*) Die angezogene Stelle ſcheint aus dem Young zu ſeyn; man hat ſie aber, des Nachſuchens ohnerachtet, nicht finden können. Anm. der Herausg.

Wodurch kannſt du alle Menſchenfurcht beſiegen? Durch die Furcht des Allmächtigen! So ſey getroſt und laß deine Pflicht deinen Muth ſeyn, und begegne dem Verleumder, dem Spötter, dem Beleidiger nicht mit Haſſe, ſondern weiche ihm durch Klugheit aus, ſuche ihn durch Güte zu ermüden und durch eine weiſe Aufführung zu beſchämen. Vergieb ihm die Kränkungen, die er dir anthut, und kannſt du ihnen nicht anders, als durch die Hand der obrigkeitlichen Gewalt wehren: ſo ſuche dein Recht mit Beſcheidenheit und ohne Bitterkeit gegen den Beleidiger.

So hält uns die Gelaſſenheit, die Frucht eines guten und edlen Herzens, auch unter der Laſt der widrigſten Begebenheiten aufrecht. Es iſt wahr, ſie iſt ſich nicht immer gleich; aber ſie ſammelt doch bald wieder neue Kräfte, wenn ihr die Größe des Unglücks einige entzogen hat. Sie klagt, aber ſie tobt nicht. Sie mäßiget die gerechteſten Klagen durch die Hülfe der Weisheit und Tugend.

Dieſe geſetzte Verfaſſung des Gemüths wird in großen und langwierigen Uebeln zur Geduld, die uns durch die Ausſicht in ein höheres und unaufhörliches Glück auch unter den heftigſten Leiden noch ſtärket, daß wir ſie ohne Murren tragen, und anſtatt einen feindſeligen Unmuth gegen Menſchen oder Gott zu fühlen, vielmehr den Rath der Vorſehung billigen, und ihr auch für das zugeſchickte Elend, als für eine Wohlthat danken. Sie wird zur Herzhaftigkeit, wenn wir der Gefahr

fahr entgegen gehen müſſen; zur Großmuth, wenn wir die Uebel des Lebens, um des höhern Gutes der Seele willen, freywillig zu übernehmen berufen werden; und endlich zum Heldenmuthe, durch den wir die gewöhnlichen Schrecken der Natur und zuletzt die Furcht des mächtigſten Feindes, des Todes, beſiegen. Dieſe Verfaſſung des Gemüths, meine Herren, wie vortrefflich iſt ſie nicht, und wer kann ſie entbehren? Welcher Thron ſteht ſo hoch, den kein Unfall erſchüttern oder umſtürzen könnte! Der Glücklichſte, heute noch der Glücklichſte, iſt vielleicht morgen ſchon ein Elender! Sind unſere Schätze nicht oft ein Raub der Liſt und der Macht? Können ſie uns nicht durch unzählige Zufälle, die wir weder vorher ſehen, noch verhüten können, entriſſen werden? Ein König ſey noch ſo mächtig, wird er darum wohl ſicher ſeyn? Iſt es nicht auch mächtigen Königen ſchon begegnet, daß ſie im Elende geſtorben, nachdem ſie lange mit ihm gerungen hatten? Die Blüthe der Geſundheit; wie bald verwelkt ſie in Kraftloſigkeit und Krankheit! Nichts von den Freuden der äußern Umſtände iſt ganz unſer. Nichts von den Uebeln des Lebens iſt ganz fern, oder auf immer fern von uns. Laſſen Sie ſich dieſe Tugend von mir empfohlen ſeyn, der ich die Schickſale der Menſchen länger kenne, länger ihre Bürde trage, als Sie, und machen Sie die Anlage zu derſelben weislich ſchon in den erſten Auftritten Ihres Lebens. Lernen Sie an den kleinen Widerwärtigkeiten, die Ihnen in der Jugend begegnen, die größern ertragen, die Ihnen vielleicht, ja ich mag ſagen, gewiß, bevorſtehen; an der gegenwärtigen Mühe des Studirens die Laſt eines künftiges Amtes, an dem Mangel jugendlicher Bequemlichkeiten den Verluſt der männlichen Freuden, an der Niedrigkeit einer unverſchuldeten Armuth die künftige Geringſchätzung reicher Thoren, an einem bittern Vorwurfe, den Ihnen ein erzürnter Freund auf der Stube macht, den öffentlichen unverdienten Vorwurf, den man Ihnen künftig in dem Angeſichte der Welt machen möchte. Lernen Sie an kleinen Beſchwerungen Ihrer Geſundheit den vielleicht langwierigen Verluſt derſelben auf Ihre künftigen Tage ſchon itzt erdulden. Wer bürgt Ihnen für die Beſtändigkeit Ihrer blühenden Kräfte? Lernen Sie an der fehlgeſchlagnen Hoffnung einer Belohnung Ihres gegenwärtigen Fleißes die vielleicht künftig verfehlte Hoffnung eines Amtes erdulden. Werden alle verdiente Männer bald und glücklich befördert? Legen Sie durch Ueberwindung der Hinderniſſe, die Sie itzt in dem Laufe Ihrer Pflichten aufhalten und von dem Wege des Fleißes und der Tugend abführen wollen, legen Sie durch Verachtung des Spottes, der Ihnen bey einer ſtrengen Beobachtung Ihrer Pflicht begegnen kann, durch Verachtung des Beyfalls, den Sie erhalten würden, wenn Sie den verführeriſchen Beyſpielen und Lockungen der Angeſehnen und Ungeſitteten folgen wollten; legen Sie, ſage ich, dadurch ſchon itzt den Grund zu dem Muthe, künftig wenn Sie als Männer, die Sache des Amts, der Wahrheit und Religion führen, durch keine Menſchenfurcht, durch keine Lobſprüche, durch keine Drohungen der Fürſten und Könige ſich beugen zu laſſen, und durch den Gedanken an Ihre Pflicht über alle Schrecken des Lebens zu ſiegen. Geht es Ihnen vielleicht in Ihren erſten Jahren nicht nach dem billigen Wunſche Ihres Herzens: ſo ſeyn Sie darum unverzagt. *Es iſt ein köſtlich Ding einem Manne*, ſagt die Schrift, *daß er das Joch in ſeiner Jugend trage, und der Hoffnung erwarte.**) Die Gelaſſenheit überhebt uns ſo vieler Schmerzen und entzieht ſo vielen Uebeln des Lebens ihr tödtliches Gift; aber, meine Herren, ſie iſt eine Frucht der Betrachtung und des ernſthaften Nachdenkens. Wir müſſen uns oft den geringen Werth der Güter des Körpers und des Glückes vorgeſtellet und unſre Einbildung von ihren Träumen und falſchen Urtheilen gereiniget haben. Sie iſt eine Frucht der Mäßigung unſrer Begierden und Leidenſchaften. Wir müſſen uns früh gewöhnen, unſre Neigungen nach unſern wahren Bedürfniſſen einzuſchränken, ſie nach den Abſichten, zu denen ſie uns eingepflanzt ſind, wohl zu regieren, und auch erlaubte und unſchuldige Vergnügungen uns zu verſagen. Die Gelaſſenheit und die Geduld ſind Früchte der Uebung. Wir müſſen ſie oft gewollt, oft und täg-

---

*) Klagelied. 3, 26. 29.

lich durch rühmliche Entſchließungen geſucht haben. Wir müſſen oft bey der erſten Empfindlichkeit über Unfälle an uns gehalten, oft den erneuerten Unmuth durch Waffen der Weisheit gedämpft haben. Die Gelaſſenheit zieht ihre Stärke aus dem Bewußtſeyn höhrer Güter, als die ſind, die wir entbehren; aus der Vorſtellung eines höhern Schutzes in allen unſern Unfällen. Wir müſſen alſo beſtändig nach dem Beſitze guter Neigungen, nach der Erfüllung aller unſrer Pflichten und nach dem edlen Vertrauen auf eine allmächtige Vorſehung und ihren Beyſtand ſtreben, um uns zu der geſetzten Erwartung unvermeidlicher Uebel gefaßt, wenn ſie kommen, zur männlichen Ertragung derſelben geſchickt, und wenn ſie lange und heftig anhalten, zu einer heroiſchen Geduld bewehrt zu machen. So wie uns die Religion dieſe Tugenden am meiſten empfiehlt: ſo enthält ſie auch allein die höchſten Bewegungsgründe zu denſelben durch die Verheißungen einer unendlichen Glückſeligkeit in jenem Leben. Wer ſich im Glauben mit göttlicher Ueberzeugung unendlich glücklich ſieht und fühlt, dem ſind die Leiden dieſer Zeit, verglichen mit den ewigen Freuden, nur geringe Uebel.

Wir muſſen uns endlich auch oft erinnern, daß die Beſchwerlichkeiten und Uebel des Lebens einen heilſamen Einfluß auf unſre Weisheit und Tugend haben; daß die im Unglück geübten Menſchen gemeiniglich die brauchbarſten und hülfreichſten ſind; daß der Wohlſtand oft ſchwerer zu tragen iſt, als der Unfall; daß wir durch große Mühſeligkeiten nicht ſelten zu einem dauerhaften Glücke geführet werden, welches wir ohne jene nie auf eine rühmliche Art würden haben tragen lernen. Wir müſſen uns oft an den Unbeſtand und den geringen Werth der äußerlichen Güter erinnern, und die kleinen aber dauerhaften Freuden, die jeder Zuſtand der Menſchen noch verſtattet, aufſuchen, um unſre Gelaſſenheit dadurch zu ſtärken. Viele Menſchen haben deswegen zu wenig Nahrung für ſie, weil ſie das geringere Gute, das vor ihnen liegt, und das ſie oft genießen könnten, nicht weiſe genießen wollen; weil ſie die allgemeinen Freuden der Natur nicht achten und aufſuchen, auf welche alle Menſchen an allen Orten den Anſpruch haben, und deren Genuß das Herz gegen tauſend geringe Uebel noch ſchadlos halten kann.

Genieße, was dir Gott beſchieden,
Entbehre gern, was du nicht haſt.
Ein jeder Stand hat ſeinen Frieden,
Ein jeder Stand auch ſeine Laſt.

Willſt du zu denken dich erkühnen,
Daß ſeine Liebe dich vergißt?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns ſchädlich iſt.

Zwanzigſte Vorleſung.

Von der Demuth.

Wenn es möglich wäre, daß unſer Herz alle gute Eigenſchaften beſäße, die Demuth ausgenommen; ſo würde es ohne dieſe Tugend kein wahres Verdienſt, und einen ſteten Mangel der Beruhigung haben; ſo groß iſt ihr Werth, und ſo unentbehrlich dieſe Tugend für den Menſchen. Ohne die Demuth iſt keine Wahrheit in unſerm Herzen; denn dieſe Tugend gründet ſich auf eine richtige Kenntniß unſrer ſelbſt, andrer Menſchen, und der unendlichen Quelle der Vollkommenheit, aus der unſer Daſeyn gefloſſen iſt, und ſeine ſtete Nahrung alle Augenblicke empfängt. Die Demuth wird zuerſt dem Stolze, ihrem größten Feinde, entgegen geſetzt, der ſie für Niederträchtigkeit und für eine Feindinn der Ehrliebe ſchilt, ſie mit Spöttereyen verhöhnet, und in der That doch an Andern begehrt, oft ohne es ſelbſt zu merken. Denn ſo ſehr der Stolze ſich in ſeinem eignen Hochmuthe gefällt, ſo haßt er ihn doch an Andern; und alles des Spottes ohnerachtet, den er auf Demuth und Beſcheidenheit fallen läßt, wird er doch nicht ſelten den Beſcheidnen lieben, und ſich in ſeinem Umgange wohl befinden. Ein ſichrer Beweis, daß die Demuth etwas Vortreffliches ſeyn müſſe, weil ſie von ihrem eignen Feinde geſucht wird; und daß der Stolz etwas Unnatürliches ſeyn müſſe, weil ſelber ſein Beſitzer nichts weniger an Andern als ihn ertragen kann. Eben dieſe Anmerkung enthält zugleich die Urſache, warum die meiſten Menſchen ſtolz, und die wenigſten demüthig ſind. Man ſchmeichelt ſich, weil man fühlet, daß man die Demuth an Andern liebet, als beſäße man dieſe Tugend, und weil man den Stolz an Andern haſſet, als haßte man ihn auch an ſich ſelber. Man kann es ſeiner eignen Empfindung nach nicht leugnen, daß die Demuth die Seele aller Tugenden iſt: man wünſchet ſie zu beſitzen, und opfert ihr ſtatt des Herzens nur den Beyfall des Verſtandes. Man kann es nicht leugnen, daß der Stolz eine phantaſtiſche Neigung iſt, man eifert wider ihn an Andern, hält ſeine äußerlichen Ausbrüche in Worten und Geberdungen klüglich in ſeiner Aufführung zurück; und meynet, daß man ihn beſiegt habe.

Aber, was iſt die Demuth, dieſe ſo liebenswürdige Tugend? Vielleicht das Gefühl ſeiner eignen Schwäche? Vielleicht das geringe Urtheil von ſeinen eignen Verdienſten und Vorzügen? Vielleicht die aufrichtige Hochſchätzung der Gaben, die wir an Andern erblicken? Wenn ſie nichts mehr iſt, ſo kann ſie ein Werk des Temperaments, oder ein verkleideter Stolz, oder höchſtens nur eine Frucht des Verſtandes, aber nicht die Seele des guten Herzens ſeyn. Man kann ſeinen geringen Werth fühlen, weil man zu träge iſt, ſich Verdienſte zu erwerben. Dieſes iſt Niederträchtigkeit und nicht Demuth. Man kann von ſeinen Gaben geringe, und von den Eigenſchaften der Andern rühmlich urtheilen, weil man weder jene noch dieſe recht kennt. Dieſes iſt Irrthum und keine Demuth. Man kann richtig von ſeinen Verdienſten und Mängeln urtheilen, ſich keinen Werth beylegen, den man nicht beſitzt, ſeine Fehler und Gebrechen geſtehen und verbeſſern, und doch zugleich ſtolz auf ſeine guten Eigenſchaften ſeyn. Man kann ſich mit Andern richtig vergleichen, ihre Gaben und Vorzüge gegen die unſrigen genau abwägen, erkennen und geſtehen, worinnen ſie uns übertreffen, ihnen Hochachtung und Ehrerbietung bezeugen, und doch ſtolz im Herzen auf ſeinen Vorzug von einer andern Seite ſeyn. Wir haben ſo verſchiedne Gaben, und dieſe Gaben haben ſo viel verſchiedne Stufen, daß wir dem Andern bald ſein Vorrecht laſſen und doch ſeinem Verdienſte ein andres der unſrigen entgegen ſetzen, oder ihm ſeine höhere Stufe des Guten willig einräumen, und uns doch auf der unſrigen, nach unſern beſondern Umſtänden, für eben ſo würdig halten können. Damon urtheilet richtig, daß Kleon einen tiefſinnigen Verſtand hat, und ehret dieſen Verſtand an ihm; aber der Mann, ſo denkt Damon, hat doch deinen lebhaften Witz nicht, hier übertriffſt du ihn, und die Welt bewundert deinen Witz. Damon hat Recht, dieſes zu ſagen; und er iſt ſtolz auf ſeinen Witz, indem er demüthig gegen Kleons Verſtand geſinnet iſt. Damon kennet auch die Seite ſeines Witzes genau. Er weis, daß Amynt eine lebhafte und feurige Einbildungskraft hat, die er hingegen nicht beſitzt. Er läßt ihm Gerechtigkeit wiederfahren und ehrt ſich nur wegen ſeines naiven und feinen Witzes. Noch mehr. Man kann ſeine Gaben, Vorzüge und Tugenden, die man richtig abgemeſſen hat, als Geſchenke der Vorſehung betrachten, und doch ſtolz darauf ſeyn. Niemand iſt leicht ſo unſinnig, daß er ſich für den Urheber ſeiner Kräfte anſieht. Derant geſteht es, daß die große Gabe ſeiner Beredſamkeit ein Geſchenk der Vorſehung ſey; aber, ſo denkt er bey ſich, aber weil dir Gott dieſes vortreffliche Geſchenk verliehen und dem Andern nicht, biſt du nicht eben darum beſſer? Hat Gott nicht voraus geſehen, daß du dieſes herrliche Vermögen rühmlich anwenden würdeſt? Schenkte er dirs nicht deswegen? Er denkt es als ein göttliches Geſchenke, und denkt zugleich allen den Fleiß, den er der Ausübung ſeiner Beredſamkeit gewidmet, alle die Regeln, die er mühſam gefaßt, alle die Beyſpiele der Alten und Neuen, deren Geiſt er in den ſeinigen durch Leſen und Nachſinnen übergetragen, alle die Verſuche, die er in ſo vielen Nachtwachen mit ſo großer Aufopferung der Bequemlichkeit und der Freuden des Lebens gewagt, alle das Gute, das er durch ſeine Beredſamkeit bis itzt geſtiftet, alle die Vortheile, die ſie in der Tugend und dem Geſchmacke noch in ganzen Jahrhunderten bringen wird. Er betet alſo in ſeiner Beredſamkeit ſein eignes Geſchöpf an; und indem er bekennt, daß er ſeine große Fähigkeit dem Schöpfer ſchuldig iſt, bekennt er ſich ſelber, daß er ſie vor Andern verdienet habe. Er iſt nicht demüthig, er iſt vielmehr vollkommen ſtolz.

Wir können endlich aus Uebereilung oder Fehlern des Verſtandes unrichtig von unſern guten Eigenſchaften und den Tugenden der Andern urtheilen, und doch darum nicht ſtolz ſeyn.

Dieſe Anmerkungen werden zureichen, uns die Natur der Demuth und ihre liebenswürdigen Eigenſchaften zu erklären. Derjenige iſt demüthig, der alle ſeine Gaben, ſie mögen groß oder geringe ſeyn, als freywillige und unverdiente Geſchenke aus der Hand Gottes betrachtet, als ſolche ſie anwendet und verbeſſert, und ſich ſeiner eignen Mängel und Fehler bewußt zu ſeyn, beſtrebet.

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, bekömmt die Demuth einen Reiz in den Augen des Himmels und der Erde, und den erſten Platz unter den Tugenden. Sie iſt eine stetsfortdauernde Dankbarkeit gegen den Allmächtigen. Sie iſt mit dem Bewußtſeyn unſrer Fehler und Mängel verknüpft, und wirkt Eifer und Mühe, ſie zu verbeſſern, ſo wie Nachſicht, Geduld und Herablaſſung gegen die Fehler der Andern. Sie wendet ihre Gaben eben darum, weil ſie ſolche als das

Eigenthum des Schöpfers anſieht, deſto rühmlicher an. Als göttliche Geſchenke ſchätzt ſie ſie hoch an ſich und Andern; aber ſie wehrt dadurch aller Eigenliebe, daß ſie ſie für unverdiente Geſchenke erkennt; und nicht weniger allem Stolze über die gute Anwendung dieſer Geſchenke dadurch, daß ſie erkennt, wie mangelhaft immer noch auch die beſte Anwendung bleibet. Wer würde ich, ſo denkt der demüthige Weiſe und Tugendhafte, auch wenn er auf der höchſten Staffel ſteht, der demüthige Glückliche, auch wenn er es durch die angeſtrengteſten Bemühungen geworden, wer würde ich ſeyn, wenn ich die großen Fähigkeiten nicht empfangen hätte? Und wie viel bleibt von der Verbeſſerung derſelben mein, wenn ich von meinen Einſichten das abziehe, was ich dem Unterrichte, dem Beyſpiele, den vortheilhaften Umſtänden der Zeit, und dem Hauſe, darinnen ich gebohren ward, den Freunden, die ſich zu mir gefunden, der dauerhaften Geſundheit, und allen den äußerlichen Gelegenheiten, die nicht in meiner Gewalt geſtanden, zu danken habe? Und von wem kamen alle dieſe Veranſtaltungen und Hülfsmittel? Wer gab mir Kraft zum Fleiße, Luſt zu Unternehmungen; wer erhielt mir das Vermögen, das Beſte zu wollen und zu wählen? War ichs?

Was iſt mein Stand, mein Glück und jede gute Gabe?
　　Ein unverdientes Gut!
Bewahre mich, o Gott, von dem ich alles habe,
　　Vor Stolz und Uebermuth.

Die Demuth kann nicht ohne Vertrauen auf die Vorſehung, nicht ohne Gefühl der Liebe des Schöpfers Statt finden, darum iſt ſie eine freudige Tugend und doch zugleich die ernſthafteſte. Die Schamröthe, die bey dem Anblicke unſrer mannichfaltigen Fehler und der größern Vorzüge der Andern auf dem Geſichte der Demuth aufſteigt, wird durch die Heiterkeit eines guten Gewiſſens gemildert. Eben die Demuth, die uns unſern geringen Werth fühlen läßt, beſtimmt zugleich denjenigen, über den wir uns mit Recht erfreuen können. Sie verwehrt uns nicht, auf unſre guten Gaben zu blicken, ſondern ſie verhütet nur eine thörichte Eigenliebe. Je mehr ſie uns erinnert, wer wir ſind und wie viel uns noch mangelt, deſto mehr ermuntert ſie uns, an unſrer Verbeßrung zu arbeiten und noch würdiger zu werden. Sie erhöht uns, indem ſie uns erniedriget; und der Stolz erniedriget uns, indem er uns fälſchlich erhöht. Dadurch, daß uns die Demuth in Gott die allgemeine Quelle aller guten Eigenſchaften der Menſchen zeigt, zeigt ſie uns zugleich die Bosheit des Neides, der in nichts als in Unzufriedenheit über die göttliche Austheilung beſteht. Dadurch, daß uns die Demuth die ſchmeichelhafte Einbildung von unſern Vorzügen benimmt, verwahrt ſie uns vor einer Menge von Schmerzen, die aus dem Mangel der Hochachtung und Bewunderung zu entſtehen pflegen, welche von dem Stolze aus einer hohen Meynung von unſern Verdienſten ge-

forderte,

fordert, und ihm am erſten verweigert werden. Der Stolz iſt ein unverſchämter Bettler um das Allmoſen der Ehrenbezeugungen, der oft abgewieſen wird und über Ungerechtigkeit ſchreyt, und wenn er etwas erhält, nicht ſo viel erhalten zu haben glaubt, als er verdient. Die Demuth iſt eine beſcheidne Schöne, ſie erhält ſtets mehr Beyfall, als ſie werth zu ſeyn glaubt, und alſo ſtets mehr, als ſie gehofft hat. Sie hat ſelten Urſache unzufrieden zu ſeyn, weil ſie nicht begehrlich iſt.

Der größte Theil unſrer Unzufriedenheit entſpringt aus dem ſtolzen Wahne, daß wir nicht ſo glücklich ſind, als wir es zu ſeyn verdienen. Wie vieler Unruhen und Martern überhebt uns nicht die Demuth, indem ſie dieſen falſchen Wahn zernichtet! Eben ſo wie man ſagt, daß die Sparſamkeit in Abſicht auf unſer Vermögen das größte Einkommen ſey: ſo kann man auch ſagen, daß es die Demuth für unſre Gemüthsruhe ſey. Sie lehrt uns mit wenigem zufrieden ſeyn, weil wir auch das Wenige nicht ganz verdienen; und ſie erfreut ſich des Ueberfluſſes um deſto mehr, je weniger ſie ihn als eine ſchuldige Belohnung ihres einigen Werthes anſieht. Der Stolz erſchafft ſich tauſend ſelbſt erſonnene Bedürfniſſe, die er nicht befriedigen kann. Er iſt niemals ſo geehrt, ſo begütert, ſo geſund, ſo beliebt, als er zu ſeyn verdienet. Die Demuth verhindert die thörichten Wünſche, die aus einer abgöttiſchen Meynung von uns ſelbſt, ihre Nahrung ziehen; und deswegen iſt ein demüthiges Herz ruhiger und glücklicher.

Eben dieſe Tugend hat einen vortrefflichen Einfluß auf das geſellſchaftliche Leben. Sie tritt in dieſes mit Gefälligkeit und Leutſeligkeit ein; ſo wie der Stolz mit Selbſtliebe und Geringſchätzung Andrer auf dem Schauplatze erſcheint. Sie läßt ſich gegen Geringere ohne Zwang herab, ſchätzt das kleine Verdienſt an Andern, und macht Andre auf gewiſſe Weiſe ſich ſelbſt gleich, indem ſie ihres eignen Vorzugs vergißt, oder durch Beſcheidenheit ſeinen Glanz ſo mildert, daß er Niemanden blendet. Sie braucht ihren hohen Verſtand, mit Dankbarkeit gegen Gott als ein Geſchenk von ihm, ohne damit zu pralen, und der Geringere am Geiſte fühlt in ihrem Umgange ſeine Schwäche nicht. Sie leiht ihm den ihrigen, und er verwundert ſich, daß er ſo richtig denkt. Sie überſieht die Fehler des Nächſten, indem ſie die ihrigen vor Augen hat, und ehrt auch in dem niedrigſten Menſchen die kleinen Gaben, weil ſie die Hand der Vorſehung ausgetheilet hat. Sie findet an jedem noch einen Vorzug, den ſie nicht beſitzt, weil ſie aufrichtig urtheilet, und zieht ihn hervor, weil ſie nicht durch Eigenliebe abgehalten wird. Sie will in Geſellſchaft nicht mehr ſcheinen, als ſie iſt. Unbekümmert um ihren eignen Vorzug, handelt ſie freymüthig, und denkt an Andre, weil ſie wenig an ſich denkt. Der Stolze iſt der beſchwerlichſte Geſellſchafter. Er wird alle Augenblicke beleidiget, und theilet ſeinen Verdruß und Unmuth aus Rache der Geſellſchaft mit. Der Beſcheidne giebt Andern keine Gelegenheit zum Unwillen; und weil man ſelten ſeinen geringen Anſpruch auf Hochachtung kränkt, ſo iſt er immer der Freund der Menſchen. Der verdienſtvolle Mann mit Demuth iſt zugleich der angenehmſte für den Umgang. Die Demuth entzieht dem Verdienſte das Gebieteriſche der Miene, des Tones und der Sprache, das in Geſellſchaft ſo beſchwerlich fällt. Es iſt wahr, daß man ſich beſcheiden durch Kunſt bilden kann; allein man merkt auch der feinſten Kunſt den Zwang der Verſtellung bald an. Hingegen wo das Herz beſcheiden iſt, da theilt es unſern äußerlichen Handlungen den, der Beſcheidenheit eignen, Liebreiz unbemerkt in allen Fällen mit, und macht den geringſten Dienſt der Freundſchaft und Geſelligkeit, durch die Art groß, mit der es ihn erzeigt, und den größten durch eben dieſe Art, mit der es ſeine Wichtigkeit verbirgt, noch liebenswürdiger. Der Eigenſinn im Umgange, der gemeiniglich den Stolz begleitet, findet ſich an dem Demüthigen nicht, und ſeine Tugend gefällt uns, weil ſie keine Unterwürfigkeit von uns fordert, die ſich doch fordern könnte. Der Demüthige und Beſcheidne kann mit ſeinen Verdienſten des Geiſtes und mit ſeinen Gaben des Glücks weit mehr nützen. Von ihm läßt ſich der Unwiſſende gern lehren; denn er lehret, als lehrte er nicht. Der Ungeſittete läßt ſich gern von ihm erinnern; denn er mildert das Harte des Vorwurfs durch Leutſeligkeit. Man vertraut ſich dem beſcheidnen Verdienſte gern an, ſo wie man ſich vor dem ſtolzen Verdienſte ſcheut. Jenes öffnet ſich den Zutritt bey den Hohen und Niedrigen zugleich; dieſes verſchließt ſich den Zutritt der Großen, und verachtet den Zutritt zu den Niedrigen. Das Verdienſt des Beſcheidnen erwirbt ſich willige Nachahmer; und die Vorzüge des Stolzen bringen den Menſchen wider das Verdienſt ſelbſt auf. Vor einem beſcheidnen Helfer verbirgt ſich die leidende Unſchuld nicht, und von einem demüthigen Retter läßt ſich auch das ſtörrige Laſter am liebſten retten.

Die Demuth iſt der ſicherſte Weg zur Hochachtung der Klugen, zur Liebe der Rechtſchaffnen und, wie ſchon erinnert worden, ſelbſt zum Beyfalle der Stolzen. Iſt unſer Vorzug geringe, ſo zernichtet ihn der Stolz; die Beſcheidenheit dagegen giebt ihm einen Werth in den Augen der Welt. Iſt unſer Vorzug groß, ſo ſchändet ihn der Stolz, aber die Demuth vermehrt die Hochachtung gegen denſelben und verwandelt ſie in Bewundrung.

Meine Herren, welcher Schatz des Geiſtes muß nicht die Demuth ſeyn, wenn dieſe Betrachtungen ihre Richtigkeit haben! Alles vereinet ſich zur Empfehlung und Liebe dieſer Tugend. Sie iſt dem Himmel und der Erde angenehm. Sie wird von Vernunft und Religion gebilliget und befohlen. Sie beruhiget das Herz und verſchönert ſeine Tugenden. Sie erweckt uns, immer beſſer zu werden, indem ſie uns keinen erdichteten Werth verſtattet. Sie hat die glücklichſten Einflüſſe auf das Vergnügen und Beſte der Welt. Sie macht unſre Verdienſte ſchätzbarer und unſre Fehler verzeihlicher, unſre guten Eigenſchaften nützlicher und brauchbarer für Andre, und Andrer gute Eigenſchaften liebenswerther und nützlicher für uns. Sie belohnet uns, über ihren eigenthümlichen Werth für das Herz, noch mit Beyfalle und Liebe, mit Hochachtung und Bewundrung.

Alles hingegen iſt wider den Stolz. Der Himmel und die Erde, die Vernunft und die Religion. Alles erklärt ihn für Lügen und Diebſtahl, für Unſinn und Plage. Er verderbt unſer Herz, und blendet unſern Verſtand. Er ſchadet unſrer Ruhe und der Ruhe der Welt. Er vereitelt die Geſchicklichkeit, die wir haben, und hindert uns, die zu erlangen, die wir haben ſollten. Er iſt nach der Vernunft ein Abfall von der Wahrheit, und nach der Religion ein Abfall von Gott. Wenn nichts das Verderbniß der Menſchen bewieſe, ſo würde es der Stolz allein beweiſen. Wie iſt er in ein Geſchöpf eingedrungen, das ſich nicht ſelbſt gemacht hat, und nicht ſelbſt erhält? das ſich eben ſo wenig rühmen kann, aus eigner Kraft eine Hand zu bewegen, als den Lauf des Himmels zu regieren? Sollte dieſe Leidenſchaft nicht ein Unkraut ſeyn, das von einem Feinde der menſchlichen Natur auf unſer Herz geſäet worden? Der Stolz iſt die ſchändlichſte Leidenſchaft, und die Demuth die nützlichſte Tugend; und gleichwohl, warum ſind wir ſo ungern demüthig und ſo gern hochmüthig?

Rochefaucault hat einen Ausſpruch, der widerſprechend ſcheint, und doch wahr iſt: „Viele, ſagt er, „wollen fromm ſeyn und Niemand will demüthig „ſeyn.“ — Sich ſchämen, von Gott in allen Kräften und in ihrer Erhaltung abzuhängen, und doch nicht leugnen können, daß man durch Gott iſt, läßt ſich gar nicht erklären. Eben der Stolz der Natur, der ſo viele Menſchen aufbläht, iſt unſtreitig eine von den mächtigſten Urſachen, warum viele die chriſtliche Religion verachten oder haſſen. Sie nimmt uns unſer eignes Verdienſt, unſre Würdigkeit und Gerechtigkeit, die wir uns durch eigne Kräfte erſchaffen wollen, und lehret uns, daß wir des Ruhms mangeln, den wir ſo gern haben wollen, daß wir Sünder ſind, die ſich aus eigner Kraft nicht beſſern und heiligen können, daß wir einer göttlichen Gerechtigkeit bedürfen, daß wir aus Gnaden ſelig werden. Aber der Menſch möchte ſich gern ſelbſt ſelig durch ſeine Werke machen und lieber ſtolz durch die beſchwerlichſten äußerlichen Pflichten ſich von Gott den Himmel verdienen, als in Demuth die Gerechtigkeit des Glaubens und die Seligkeit, als ein freyes und unverdientes Geſchenke der Gnade Gottes, annehmen. Man frage nur ſein Herz, wie ſehr ſich der Stolz oft durch die chriſtliche Religion beleidiget findet. — Der Stolze würde oft lieber das Leben verlieren, als zugeben, daß die Welt ſeine Irrthümer und begangnen Thorheiten, ſeine Fehler, ſeine unedlen und kindiſchen Neigungen, ſeine kriechenden

chenden Abſichten und ſeine heimlichen Laſter erführe; und gleichwohl vergöttert ſich dieſer Menſch ſelbſt? Er würde troſtlos ſeyn, wenn die Welt nur einen Theil ſeiner Mängel und das leere Schattenſpiel ſeines Hochmuths ſähe; und gleichwohl fordert er von der Welt den Tribut der Ehre und Bewundrung? Er würde, wenn er die Vernunft auch nur wenig brauchte, erkennen, daß der gemeine Stolz auf Geburt, Reichthum, Schönheit, Stärke und ererbte Macht, die unförmlichſte Mißgeburt der Ehrbegierde ſey; und gleichwohl ernährt er ſie in ſeinem Herzen? Doch der Stolz iſt nicht etwa nur ein Antheil unverſtändiger Seelen und kleiner Geiſter. Er ſchleicht ſich in die beſten und edelſten Gemüther ein. Er entſpringt oft auf dem Grunde und Boden der eifrigſten Tugend, und wir fangen an, auf den frömmſten Gedanken, auf den heiligſten Sieg über eine böſe Leidenſchaft, auf den beſten Dienſt, den wir der Welt geleiſtet, ingeheim ſtolz zu werden, und dieſe Geſchöpfe der Tugend in Götter unſers Herzens zu verwandeln, und uns in ihnen anzubeten. Ein gewiſſer ſehr frommer Mann ſagte: „Ich fürchte mich mehr vor meinen Tugenden, als vor meinen Fehlern und Vergehungen. Jene verleiten mich leicht zum Stolze, dieſe lehren mich Demuth.“ Laſſen Sie uns inſonderheit auf dieſen Tugendſtolz Acht haben. Wer zu Grunde gehen will, dieſes gilt auch von der Tugend, der wird zuvor ſtolz.*)

---

*) Sprüchw. 16, 18.

Wenn wir alles gethan haben, ſeliges Gebot der Schrift! ſo laßt uns bedenken, wir ſind unwürdige Knechte, wir haben gethan, was wir ſchuldig waren.*) Wenn wir uns durch den Stolz dafür belohnen, warum ſollte uns Gott belohnen? Wer hat dich vorgezogen? So du es aber empfangen haſt, was rühmeſt du dich, als hätteſt du es nicht empfangen?**) Wenn hat ein Weltweiſer ſo gründlich den Stolz widerlegt, als ein demüthiger Apoſtel? Aber darum verlieren unſre guten Thaten ihren Werth nicht, auch nach der Religion nicht, wenn ſie uns gleich vor Gott kein Verdienſt ertheilen. — —
„Daß darum, ſagt der vortreffliche Luther, gute
„Werke nichts ſeyn ſollten, wer hat es je gelehret,
„oder gehöret? Ich wollte meiner Predigten eine,
„meiner Lectionen eine, meiner Schriften eine,
„meiner Vater unſer eins, ja wie klein Werk ich
„immer gethan habe, oder noch thue, nicht für
„der ganzen Welt Güter geben, ja ich achte es
„theurer, denn meines Leibes Leben, das doch ei-
„nem jeden lieber ſeyn ſoll, als die ganze Welt.
„Denn iſts ein gut Werk, ſo hats Gott durch mich
„und in mir gethan. — Ob ich nun wohl durch
„ſolch Werk nicht fromm werde (welches allein
„durch Chriſti Erlöſung und Gnade ohne Werk
„geſchehen muß,) dennoch iſts Gott zu Lobe und
„Ehren geſchehen, und dem Nächſten zu Nutz und
„Heil,

---

*) Luc. 17, 10.

**) 1 Korinth. 4. 7.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

„Heil, welches keines man mit der Welt Gut bezahlen oder vergleichen kann.“

Was iſt alſo des Menſchen wahre Hoheit? Die Demuth.

> Was iſt des Menſchen Ruhm, des Klugen wahre Größe?
> Die Kenntniß ſeiner ſelbſt, die Kenntniß ſeiner Blöße;
> Ein redendes Gefühl, das laut im Herzen ſpricht:
> So viel ich hab und bin, hab ichs von mir doch nicht;
> So wenig ich empfieng, will ichs mit Dank beſitzen,
> Mich ſeiner täglich freun, und unverdient es nützen.
> Und iſt dein Ohr, o Freund, vor dieſer Stimme taub:
> So ſchleiche tiefgebückt, und krümme dich im Staub,
> Und predige das Nichts der äußerlichen Ehren;
> Du wirſt den gröbſten Stolz doch noch im Staub ernähren.

Ein und zwanzigſte Vorleſung.

Von der Menſchenliebe, dem Vertrauen auf Gott, und der Ergebung in ſeine Schickungen.

Wir beſchließen heute, meine Herren, unſre Betrachtungen über die Güter der Seele, die zu unſrer Zufriedenheit nothwendig ſind, und reden zuerſt noch von der Menſchenliebe, und dann von dem Vertrauen auf Gott und der Ergebung in ſeine Schickungen, als von ſolchen Eigenſchaften des Herzens, ohne die kein wahres Glück Statt finden kann.

Menſchenliebe. Die Menſchenliebe iſt eigentlich nichts als das aufrichtige und kräftige Verlangen, die Wohlfahrt aller vernünftigen Geſchöpfe der Erde nach unſern Kräften zu befördern, weil ſie mit uns einerley göttlichen Urſprung haben, und mit uns ein Gegenſtand der allgemeinen Liebe des Schöpfers ſind.

Obgleich dieſer Trieb in der menſchlichen Natur ſehr erloſchen iſt, ſo iſt er doch noch vorhanden. Wir fühlen in uns ein Vermögen, Andern ohne Eigennutz zu dienen. Wir billigen und ehren gütige und edelmüthige Geſinnungen und Handlungen an Andern, wenn ſie gleich nicht unſern eignen Vortheil betreffen. Wir fühlen uns beruhiget und mit einem ſtillen Beyfalle des Herzens belohnet, wenn wir Andrer Glück, auch mit Aufopferung unſerer Bequemlichkeit, befördert, ſie ihrer Gefahr mit unſrer eignen entriſſen, und ihr Elend durch unſre Sorgen, Bemühungen und ſelbſt durch einen Theil unſers Glücks abgewendet oder gemildert haben. Je weniger Eigennutz wir an den allgemeinen Wohlthätern der Welt erblicken, je mehr Kräfte des Geiſtes, des Körpers und des Glücks ihnen ihre willigen Dienſtleiſtungen koſten; je mehr wir wahrnehmen, daß ſie keine andre Abſicht, als das Beſte der Andern, gehabt, und je größer die Anzahl derer iſt, um die ſie ſich verdient gemacht haben; deſto mehr ſchätzen wir dieſe Wohlthäter. Und eben ſo ſehr verachten wir eine Seele, der die Neigung der Menſchenliebe zu fehlen ſcheint, und die, nur für ſich beſorgt, weder durch das Glück noch durch das Elend der Andern gerühret wird, wenn wir auch nicht zu ihrer Nation oder in ihr Zeitalter gehören. Alles dieſes beweiſt, daß der Trieb der Menſchenliebe ein weſentlicher und von der Hand des Schöpfers ſelbſt eingepflanzter Trieb unſers Herzens ſey.

Wir können dieſe moraliſche Empfindung durch die Kraft der Vernunft verſtärken und durch die Ausübung erhöhen. Wir können uns überführen,

ren, wie heilſam dieſe Tugend der Ruhe der Welt und wie angenehm ſie dem Schöpfer ſeyn müſſe: und das iſt unſre Pflicht. Wir können dieſe moraliſche Neigung auf die allgemeinen und beſondern Bedürfniſſe der Menſchen, mit denen wir itzt oder künftig leben, und nach den verſchiednen Verhältniſſen, in denen ſie mit uns durch die Geburt und Geſellſchaft ſtehen, und nach den übrigen beſondern Umſtänden, in denen wir uns auf dem Schauplatze des Lebens mit ihnen befinden, vorſichtig und vernünftig anwenden; und das iſt die Weisheit und Klugheit, zu der uns die Menſchenliebe durch ihre Abſicht verbindet.

Der Menſch, der mit uns glücklich werden ſoll. iſt, ſeiner Hauptanlage nach, eben das Geſchöpf, das wir ſind. Er hat Güter der Seele, Güter des Körpers und des Lebens, der Ehre, des Eigenthums. Unſre Liebe für ſein Glück muß ſich auf dieſe Güter verhältnißmäßig beziehen; ſie muß ein aufrichtiges Beſtreben ſeyn, ihn nach dem Maaße, nach welchem er ihrer fähig oder bedürftig iſt, in den Beſitz derſelben zu ſetzen, oder ihn darinnen zu erhalten und ihr Wachsthum zu vermehren.

Dieſe Neigung für ſein Glück kann ſich auf tauſendfache Art äußern, ſich dem Andern bald durch Weisheit, Rath und Ermunterungen, bald durch hülfreiche Handleiſtungen, bald durch den Beyſtand unſers Vermögens, bald durch Fürſpruch, bald durch ſtille Beyſpiele, bald auch, in den Fällen des allgemeinen Beſten, durch Aufopferung unſrer Geſundheit und unſers Lebens, mittheilen.

Die wahre Menſchenliebe muß alſo eine aufrichtige Neigung gegen das Glück der Andern ſeyn, nicht bloß von dem Eigennutze und der Selbſtliebe oder Ehrbegierde, ſondern, wie bey jeder Tugend von neuem erinnert werden muß, von der Ehrfurcht und Liebe gegen den allgemeinen Vater der Menſchen erzeugt werden. Sie muß eine lebendige Neigung ſeyn, die uns zu Bemühungen und Thaten für das Beſte der Menſchen immerzu ermuntert, und die bey ihren Hinderniſſen durch die Belohnungen des göttlichen Wohlgefallens in dieſer und in einer künftigen Welt unterſtützet wird. Sie muß keine bloße Aufwallung des Affects ſeyn, ſondern durch Weisheit und Klugheit, in Rückſicht auf unſre Kräfte und die Bedürfniſſe der Andern, die bald größer bald geringer ſind, regieret werden.

Dieſe allgemeinen Betrachtungen werden zureichen, den Charakter oder die verſchiednen Pflichten der Menſchenliebe zu entwerfen.

In dem Menſchenfreunde lebt ein gütiges Verlangen, das in ſeiner Art gegen Andre zu ſeyn, was Gott gegen Alle iſt, ſeine Stelle, ſo oft er kann, durch die ihm anvertrauten Kräfte und Gaben auf Erden zu vertreten, und Andrer Glück ſo aufrichtig, als ſein eignes zu ſuchen. Erfüllt von Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen Gott, wünſchet er Alle glücklich, in ſo fern ſie nach der göttlichen Anordnung werden können. Er beſtrebt ſich nicht nur, Andern das zu leiſten, was das Geſetz buchſtäblich befiehlt, und alſo gerecht zu ſeyn, ſondern auch dann gern zu dienen, wenn der Andre kein deutlich beſtimmtes Recht auf unſre Dienſtleiſtungen hätte; und alſo nicht bloß gerecht, ſondern auch billig zu ſeyn. Damit ſeine allgemeine Güte und Gefälligkeit nicht übertrieben werde, und ſelbſt in einen Fehler des Herzens ausarte: ſo ſchränkt er ſie durch die angewieſenen beſondern Pflichten gegen gewiſſe Perſonen und gegen ſich ſelbſt, und durch die höhere Liebe gegen Gott ein, und iſt, indem er gütig iſt, mit Weisheit und Klugheit gütig. Er ſieht, daß er nicht Allen auf gleiche Art wohlthun kann, ſondern daß ſeine Pflicht durch das verſchiedne Maaß der beſondern Bedürfniſſe, Umſtände und Verdienſte der Andern beſtimmt wird. Er wünſcht und ſucht nicht nur das Beſte der Andern überhaupt, ſondern iſt auch bereit, es mit ſeiner eignen Beſchwerde zu befördern; und ſo iſt der Menſchenfreund ein dienſtfertiger Mann, der ſich gewöhnt, nicht zufallsweiſe, ſondern aus der erforderlichen Abſicht zu nützen, und ſo ſehr und ſo vielen zu nützen, als es die Umſtände, ſeine Kräfte und die übrigen Pflichten erlauben. Er wartet nicht, bis er ausdrücklich aufgefordert wird, Gutes zu thun; nein, er ergreift von ſelbſt jede Gelegenheit, die ſich ihm darbietet, ja er ſucht ſie ſelbſt auf. — Wie er das Glück des Menſchen aufrichtig begehrt, ſo rührt ihn auch das Elend deſſelben und erfüllt ihn mit der hülfreichen Empfindung des Mitleidens, das ihn bereitwillig macht, zu retten, wenn er kann, und das Elend der Andern durch Liebe und Tröſtungen zu verſüßen; auch ſelbſt, wenn es verſchuldetes Elend iſt; ſo wie Gott noch der Laſterhaften ſich erbarmet.

Da Weisheit und Tugend das größte Glück der Menſchen iſt: ſo ſorget auch der Menſchenfreund vornehmlich für die Ausbreitung und Erhaltung derſelben. Er begleitet ſeinen Unterricht mit Klugheit und Beſcheidenheit, läßt ſich in ſeinen Erinnerungen gütig und weiſe herab, mildert ſeine Warnungen und Befehle durch Bitten, und beſtrebt ſich, überall, in ſeinem ganzen Verhalten und in ſeinem beſondern Umgange, durch ſein Beyſpiel, ohne Stolz und ſtillſchweigend, zu lehren, und ſein Leben zu einer ſichtbaren Auslegung der Weisheit und Tugend zu machen. Wie er es für ein Verbrechen hält, jemanden, wer es auch ſey, um ſein Vermögen zu bringen; ſo hält er es für einen weit größern Diebſtahl, dem Verſtande des Andern Wahrheit, oder ſeinem Herzen Tugend und Unſchuld durch ſein Verhalten zu rauben.

Er nimmt Theil an dem Leben und an der Geſundheit des Andern. Er verhütet nicht nur alles in ſeinem Betragen, was die Geſundheit der

Andern ſchwächen und ihr Leben verkürzen kann. Er hilft ihnen auch durch Rath und Dienſte zu den Mitteln der Erhaltung, thut Vorſchub von ſeinem eignen Ueberfluſſe, wehrt der Sorgloſigkeit, dem Müßiggange, den Leidenſchaften und Laſtern des Menſchen, als den gefährlichſten Feinden der Geſundheit und des Lebens, nimmt ſich des Andern in Lebensgefahr durch Hülfe an, ſtärkt und erquickt die Kranken und wird des Blinden Auge und des Lahmen Fuß, oder ſorgt, daß ſie weniger hülflos ſeyn, weniger ihr Elend fühlen und ſtets auf die göttliche Vorſehung, als auf das mächtigſte Schild der Gelaſſenheit blicken, und nicht durch Murren und Unmuth ihrem Uebel ſelber ein größres Gewicht zulegen.

Der Menſchenfreund gönnt dem Andern ſein Eigenthum; wie könnte er ihm alſo davon etwas vorenthalten oder veruntreuen? Wie könnte er den bewilligten Lohn, oder das anvertraute Gut, oder das gefundne Eigenthum des Andern, oder den Beytrag, der dem gemeinen Weſen gehöret, treulos zurück halten? Wie könnte er ſich in dem gemeinen Leben, in den Geſchäfften und Verträgen mit Andern der Liſt, auch der feinſten, bedienen? Er, der ſchon den Gedanken davon verabſcheut; er, der ſtets mit andern verfährt, wie er wünſcht, daß ſie in ſeinen Umſtänden mit ihm verfahren möchten.

Er ſorgt für die Ehre und den guten Namen des Andern. Er ſelber bezeugt ihm die gebührende Achtung durch die äußerlichen Merkmaale. Er bemerkt die Verdienſte und ſucht ſie auf, er macht ſie bekannt, und ſchätzt ſie, wo er ſie findet, und giebt dem Nächſten Gelegenheit, ſeine Talente, Geſchicklichkeiten, Tugenden zu erhöhen und dadurch ſeinen guten Namen noch mehr zu befeſtigen. Er widerſteht den Verleumdungen, und verbirgt diejenigen Fehler der Andern, die zu offenbaren er keine Pflicht vor ſich ſieht. Wo er in ſeinen Urtheilen von Andern geirret oder aus Uebereilung ihren guten Namen in Geſellſchaft gekränket hat: da erſetzt er dieſen Schaden eben ſo wohl, als den Schaden des Eigenthums. Wie er allen ungegründeten Argwohn vermeidet: ſo nöthiget ihn auch ſeine Menſchenliebe, das Beſte von jedermann ſo lange zu hoffen und zu glauben, als ihm nicht das Gegentheil in die Augen leuchtet. Wie er in dem geſellſchaftlichen Umgange nie der äußerlichen Hochachtung und Beſcheidenheit gegen den Andern vergißt: ſo beobachtet er ſie auch in der Abweſenheit deſſelben, wenn er von ihm ſpricht, und vertritt die Stelle des unſchuldig verleumdeten Abweſenden durch eine beſcheidne und herzhafte Widerlegung.

Weil er die Menſchen insgeſammt als Glieder der großen Familie Gottes anſieht, ſo beſtrebt er ſich, überall aufrichtig, wahrhaftig, verſchwiegen, beſcheiden, freundlich, züchtig, leutſelig, und friedfertig mit ihnen zu verfahren, und auch gegen ſeine Feinde noch liebreich zu handeln.

Daß dieſe menſchenfreundlichen Neigungen eine ſüße Nahrung edler Herzen und ein hohes göttliches Gut ſind, dieß läßt ſich empfinden. Daß ihre Ausübungen durch Thaten ein großer Theil unſers Amtes auf Erden ſind, dieß läßt ſich offenbar daraus beweiſen, daß ſie unſer und Andrer Glück befördern, unſre Ruhe und unſre Zufriedenheit mit uns ſelbſt vermehren, und den Augen des allwiſſenden Zeugen darum angenehm ſeyn müſſen, weil ſie ſchon in den Augen des Verſtändigen ſo viel Reiz und Würde haben.

Meine Herren, ich muß hier wiederum eine Anmerkung zur Ehre der Religion machen. Zu eben dem Menſchenfreunde, den die Vernunft durch ihren Beyfall ehrt und ſchätzet, den das Herz ſuchet und zu finden wünſchet, den die Wohlfahrt der Menſchen fordert, und den man in der Moral der Alten ſo ſehr vermißt, zu dem erhebt den Menſchen die Weisheit und göttliche Kraft der Religion, die in ihm den Glauben und die Liebe zu Gott, und durch beide die Menſchenliebe bildet. Der vollkommene Chriſt würde zugleich der liebreichſte, dienſtfertigſte, beſcheidenſte, leutſeligſte, mitleidigſte, friedlichſte, und durch alle dieſe Eigenſchaften des Herzens, der angenehmſte Gefährte des Lebens, ſeyn. Er würde das ſeyn, was die feinere Welt nur zu ſcheinen ſich bemüht. Er würde den Menſchen, den Engeln und Gott gefallen; und ſeine beſondern Gaben der Natur, oder der Weisheit, Kunſt und Geſchicklichkeit, würden durch dieſen Charakter unendlich erhöhet und verſchönert werden. Iſt dieſes gewiß; und es iſt von der unſtreitigſten Gewißheit: o wie ſchätzbar ſollte uns die Religion ſeyn, die nicht nur in ihren Geboten überall Liebe und Güte prediget, ſondern unſer Herz ſelbſt mit dem Geiſte der Liebe beſeelet; die uns das vollkommenſte Beyſpiel der Liebe an einem liebreichen göttlichen Erlöſer aufſtellt; und die uns zur Liebe gegen die Menſchen durch Bewegungsgründe antreibt, die über alle Bewegungsgründe der Vernunft hinausreichen! Denn verſichert ſie uns nicht, daß Gott, der Allmächtige, auch die geringſten Werke der wahren Liebe, die wir den Elenden und inſonderheit den tugendhaften Elenden erweiſen, als Wohlthaten, die wir ihm erweiſen, annehmen will? Gegen Gott gutthätig ſeyn können? Welche Ehre des Menſchen! Und welche Ermunterung zur Liebe!

Vertrauen auf Gott, und Ergebung in ſeine Wege.

Die Mäßigung und Beherrſchung unſerer Begierden, die Gelaſſenheit und Geduld in Unfällen, die Demuth des Herzens bey unſerer Rechtſchaffenheit, und die Menſchenliebe, befördern die Zufriedenheit ſehr, nach der wir ein ſo unauslöſchliches Verlangen fühlen. Allein dieſe Zufriedenheit bleibt wankend und unvollkommen. Was iſt der beſte Menſch, der auf der Bahn dieſes Lebens noch ſo vorſichtig wandelt? Ein ſchwacher und ohnmächtiger Menſch, der dabey mit vielen Hinderniſſen ſeiner Ruhe zu ſtreiten hat. Seine beſten Abſichten mißlingen oft und gewinnen einen traurigen Ausgang. Sein Verſtand führt ihn fehl, und verläßt ihn zu eben der Zeit, wo er ſeines Lichtes am meiſten bedarf. Die beſten Hoffnungen verſchwinden, und neue Hinderniſſe ſetzen ſich ſeinen gerechten Wünſchen entgegen. Er beſiegt den heutigen Unfall; und der morgende Tag bedroht ihn mit einem neuen Ungewitter. Seine Gelaſſenheit ermüdet oft unter der Länge der Zeit; ſeine Geduld unter der Heftigkeit der Schmerzen. Er ſtreitet itzt glücklich mit dem Mangel. Seine Umſtände verbeſſern ſich, und er wird ruhiger. Aber bald erſchrickt er wieder, daß er mit einem größern Feinde, den er nicht gefürchtet, und nicht verdienet hat, mit der Schande kämpfen ſoll. Selbſt ſeine Tugenden ſetzen ihn oft manchen Widerwärtigkeiten aus. Er iſt hülfreich, und wird mit Undanke beſtraft. Er iſt aufrichtig, und ſeine Wahrheitsliebe ſtürzt ihn. Er verachtet die niedrigen Wege zum Glücke, und bleibt deswegen in der Dunkelheit; man hält ihn des Glücks für unwürdig, weil er es nicht erkriechen will. Er iſt vertragſam, und der Thor beleidiget ihn, eben weil er keine Rache von ihm befürchten darf. Er eifert über die Unordnungen ſeines Hauſes oder des gemeinen Weſens, und das geahndete Laſter rächet ſich an ihm mit zehnfachem Verdruſſe, den es ihm erweckt.

Seine eignen Fehler beunruhigen ihn. Er ſieht, daß er auf der Bahn der Tugend bald mit langſamen, bald mit ſtrauchelnden Tritten einhergeht. Er bereut, wird vorſichtiger, fällt wieder. Er faßt rühmliche Entſchließungen am Morgen, und ſieht am Abende kaum einen Theil derſelben ausgeführet. Er iſt weiſe auf ſeiner Kammer, wo ihn nichts ſtörte; und in dem Geräuſche der Welt wird er oft von ſeiner Weisheit verlaſſen. Er glaubte, dieſe Begierde beſiegt zu haben, und ſie ſchlief nur; itzt wacht ſie wieder auf. Er glaubte, dieſe Einbildung gänzlich zerſtört zu haben; und itzt hintergeht ſie ihn unter einer andern Geſtalt. Er herrſcht über ſeine Sinnen; aber wie oft entziehen ſie ſich ſeiner Herrſchaft, und erregen ein Feuer der Leidenſchaft ſchneller, als es die Vernunft dämpfen kann! Eben den edlen Gedanken, die lebendige Ueberzeugung, die rühmliche Empfindung, die er vor der Mahlzeit gehabt, vermißt er oft ſchon nach derſelben. Ein Wort, ein Blick, ein Nichts; wie oft ändert es ſeine Geſinnungen und ſchwächt in ihm die Ueberzeugung von der Pflicht, und von der Vortrefflichkeit der Tugend! Er iſt ſich freylich ſeiner guten Abſichten bewußt, aber auch des verſäumten Guten. Er ſchützt ſich durch Demuth vor den Anfällen des Stolzes, und ſieht doch oft, daß er der Anbeter ſeiner eignen Demuth geworden. Er mäßiget ſeinen Eigennutz; und dennoch fließt derſelbe oft in ſeine rühmlichſten Handlungen ein, und verunſtaltet ſie. Er mäßiget ſeine Liebe zum Leben, und doch feſſeln ihn die angenehmen Bande der ehelichen, väterlichen, freundſchaftlichen Liebe oft zu ſehr an das Leben, und die Furcht des Todes beunruhiget ihn.

Gleicht ſo gar der beſte Menſch dieſem Gemälde, ſo hat er bey allen den genannten Gütern des Herzens noch ein Gut nöthig, worauf er ſeine Ruhe und Sicherheit feſter gründen kann, ich meyne das lebendige Vertrauen auf die göttliche Vorſehung und Regierung, und die Ergebung in alle ihre Schickungen. Ohne dieſe Tugend ſind Gelaſſenheit, Geduld, und Muth in den Unfällen des Lebens erzwungne Früchte der Klugheit. Sie fallen bald ab, oder gelangen nur halb zur Reife. Sie müſſen ihren Nahrungsſaft aus der Quelle des Vertrauens auf die Vorſehung und aus der rühmlichen Entſchließung, unſer Schickſal ihrer Regierung ohne Ausnahme zu überlaſſen, ziehen. Der Glaube an den großen Gedanken: Gott regieret und ordnet die allgemeinen und beſondern Schickſale der Menſchen, ſeine Rathſchlüſſe ſind Rathſchlüſſe einer unendlichen Weisheit, und Güte und Heiligkeit, ſind nichts als das Glück der Menſchen, auch wenn ſie nicht mit unſern Wünſchen übereinſtimmen; dieſer große Gedanke, oft in Ueberzeugung und Empfindung verwandelt, iſt göttliche Beruhigung des Herzens in Unfällen und Leiden, ſo wohl als im Glücke. Sey glücklich, o Menſch, und vergiß dieſen Gedanken: ſo wird dich dein Glück übermüthig, und die Furcht, es verlieren zu können, troſtlos machen! Steht dein Glück nur unter deiner Aufſicht, Macht und Weisheit: ſo zittre vor den Unfällen, denen du nicht entgehen, und vor den Kränkungen und Gewaltthätigkeiten der Menſchen, die du nicht verhüten kannſt!

Was kann mich alſo meines Wohlſeyns, deſſen ich mich erfreue, Trotz aller Zufälle, denen ich als Menſch ausgeſetzet bin, verſichern? Der Glaube: Es ſteht unter der allmächtigen Hand des Herrn. Er wird es ſchützen, ſo lange es ſeiner Weisheit gefällt, und ich es nicht ſelbſt zu Grunde richte. Er iſt Gott! — Aber dieſem Glücke droht wirklich Gefahr. Was ſoll meinen Muth ſtärken? Der Gedanke: Gott regiert die Welt. Er lenket alles mit Weisheit und Güte. Soll ich ein Theil meines Glückes verlieren: ſo geſchehe ſein Wille! Er iſt Gott, ich bin ſein Geſchöpf. — Mein Glück wechſelt endlich mit Elend ab. Ich leide; die Schmerzen häufen ſich mit den Unfällen; meine Gelaſſenheit wird erſchüttert, und was ſoll ſie befeſtigen? Die Ueberzeugung, der Glaube: Gott iſt der Allwiſſende, der kennt mein Elend, und verhängt es aus Weisheit. Er iſt der Allmächtige! Was zage ich? Er iſt die Liebe! Ueberlaß dich ihm. Er zählte dein Glück und Unglück, ehe du noch wareſt. — — Aber die Länge der Zeit ſchwächt meine Geduld. Wodurch ſtärke ich ihr Leben? Durch Vertrauen auf den Vater aller Geiſter. Er kann den Tugendhaften nicht verlaſſen. Er iſt Gott, und du biſt ſein geliebtes Geſchöpf. — Doch meine Tugend; wie unvollkommen und mangelhaft iſt ſie! Kann ich mich bey derſelben des Wohlgefallens Gottes getröſten? Ja, Gott iſt die Güte, wie er die Heiligkeit iſt. Er verzeiht dir als ein Vater; dieſes hoffe. Er ſieht auf dein Herz, auf die Redlichkeit und Einfalt deiner Abſichten, auf den Widerſtand, den du aus Gehorſam gegen ihn zu überwinden trachteſt. Beruhige dich und ſey demüthig. Gott liebt die Tugend, und unterſtützet ſie. Aber du ſtehſt in Gefahr, ſie zu verlieren; ſo oft in Gefahr! Sey wachſam und traue auf die Hülfe des Unendlichen, und rufe ſie an. Er iſt allenthalben, und iſt auch mit deiner Seele. Wer Gott zur Hülfe hat, darf vor keiner Verſuchung verzagen.

Das Vertrauen auf Gott befreyt uns von tauſend ängſtlichen Sorgen. Sey rechtſchaffen und fromm, ſo denkt das gute Herz, und das Uebrige ſtelle der Vorſehung anheim! Es entzieht unſern Kümmerniſſen die ſchreckende Geſtalt, und giebt ihnen eine tröſtliche. Die Uebel, die du nicht wiſſentlich verſchuldet haſt, entſpringen aus einer göttlichen Anordnung. Harre, und du wirſt ſehen, daß ſie zu deinem größern Glücke dienen. Sie ſind heilſame, obgleich bittre, Arzeneyen, welche die Geſundheit deiner Seele befördern helfen. Thue das Deine, als ein vorſichtiger

Menſch, und die Zeit und die Art der Hülfe überlaß Gott.

Schau über dich, wer trägt der Himmel Heere?
Merk auf, wer ſpricht: Bis hieher! zu dem Meere?
Iſt er nicht auch dein Helfer und Berather,
Ewig dem Vater?

Es ſey Krankheit, es ſey Verluſt der Güter dieſes Lebens und der Perſonen, die wir lieben, des guten Namens, den wir ſchätzen; der Gedanke an die göttliche Vorſehung vermindert ihr Schmerzhaftes. Wir werden da ruhig, wo der Atheiſt verzweiflungsvoll wird. Wir werden durch die Hülfe der Religion oft mitten unter den Unfällen freudig, und rühmen uns der Leiden, die wir ſtandhaft als Schickungen des Allmächtigen erdulden, und danken ihm dafür. Unſre Zaghaftigkeit wird Muth, eine kindliche Furcht Gottes befreyt unſer Herz von aller knechtiſchen Menſchenfurcht, und in die Stelle der Sinnlichkeit tritt die Verleugnung unſrer angenehmſten Empfindungen, aus Ergebung in den weiſen Plan der Vorſehung. Wer bey ſeinen Schickſalen auf Gott zurück ſieht, der ſieht zugleich in die künftige Welt und erſetzt den Mangel gegenwärtiger Freuden, durch diejenigen, die er vor ſich jenſeit des Grabes entdeckt. Das längſte Uebel hört doch mit dem Tode auf; und wer kann die Schrecken des Todes gewiſſer beſiegen, als derjenige, der in Gott die Quelle des Lebens erblickt?

Wir ſind Staub, durch eine allmächtige Hand beſeelet. Der mir das Leben gab, wird es erhalten. Ich bin Nichts, er iſt Alles. Fordert er mein Leben zurück, langſam oder ſchnell; warum ſollte ich zagen? Er ruft mich durch den Weg des Grabes zur Unſterblichkeit. Da werde ich die wunderbare Harmonie ſeiner Schickungen, die ich hier nur dunkel ſah, im Lichte erkennen. Sey fromm, und das Ziel deines Lebens überlaſſe Gott. Genieße die Freuden, die er dir giebt, danke ihm ſelbſt für die Trübſale, die er dir auflegt, und ſtehe unerſchüttert.

Aber ich ſehe Leiden, deren Urheber ich vielleicht ſelbſt bin. Dieſe zu tragen, welche ſchwere Pflicht! Ja; Aber du bereuſt deine Thorheiten und Verſchuldungen; und ihre Folgen, wenn ſie Gott nicht aufheben will, ſind, ſo ſchmerzhaft ſie auch ſeyn mögen, durch ſeine Veranſtaltung noch Mittel zu deinem Glücke. Siehe dieſe Folgen aus dieſem Geſichtspunkte an, wo das Böſe durch Gottes weiſe Regierung zum Guten für dich werden kann, und erwäge, daß Gott gerecht ſeyn muß, ſonſt wäre er nicht Gott. Dieſe Abſicht Gottes wird dich beruhigen, indem ſie dich weiſer, demüthiger und vorſichtiger macht.

Die Mittel, zu dieſer vertrauensvollen Ergebung zu gelangen, laſſen ſich leicht entdecken. Wir erwecken und erhalten dieſelbe durch ſorgfältige und öftere Betrachtungen der Vollkommenheiten des Unendlichen. So wenig wir von ſeinem

Weſen erkennen: ſo erkennen wir doch aus allen ſeinen Werken, und aus unſerm Gewiſſen, daß er Macht, Weisheit, Güte und Heiligkeit beſitzt. Das iſt für unſern Verſtand und für unſer Herz Licht und Troſt genug. Alle ſeine Wege in ihrem Umfange und Zuſammenhange wiſſen, alle beſondre Abſichten ſeiner Rathſchlüſſe und Verhängniſſe einſehen wollen, iſt unſinnige Begehrlichkeit; aber aus den Betrachtungen ſeiner Vollkommenheiten ſich überzeugen, daß er nichts geringers wollen und wirken kann, als das Beſte ſeiner Geſchöpfe, und den Fleiß und Pflicht, ihm ſeine Schickſale in Demuth und Anbetung überlaſſen, dieß iſt Weisheit und wahre Beruhigung. Eben darum, weil wir den Zuſammenhang der Dinge nicht überall einſehen, iſt uns das Vertrauen auf Gott unentbehrlich. Dieſes Vertrauen dadurch ſtärken und beleben, daß wir auf die beſondern Spuren ſeiner Vorſehung in dem Leben der Menſchen Acht haben, dieß iſt unſre Pflicht, und ſollte zugleich eine unſrer feyerlichſten Beſchäfftigungen ſeyn. Jeder, der ſein Leben bedachtſam überſchauen will, kann in ſeinen freudigen und traurigen Begebenheiten die wunderbare Anlage der Vorſehung finden; kann aus dem Erfolge oft die weiſe und wohlthätige Abſicht des Uebels, und in den beſondern Umſtänden ſeines glücklichen Schickſals die Regierung einer göttlichen Hand erkennen. Wunderbare Führungen und Errettungen; was predigen ſie anders, als eine über alles wachende Vorſehung? Welches Leben, auch das niedrigſte und dunkelſte, hat nicht ſeine Geheimniſſe und ſeine Wunder? Man ſuche ſie auf, und ſie werden uns zu einer Quelle der Weisheit und des Vertrauens auf Gott werden. Die großen Begebenheiten ganzer Staaten und Völker lehren uns, daß eine unſichtbare Hand das Schickſal derſelben weiſe, und gerecht, und gütig regiert; eben dieſes lehren die kleinern Begebenheiten des Privatlebens einen jeden, der ſie aufmerkſam betrachtet. Ein geringer Vorfall unſers Lebens, der Anfangs ein Nichts zu ſeyn ſchien, wie merkwürdig iſt er oft nach dem Verlaufe etlicher Jahre, und nach der Vereinigung mit andern Umſtänden, die nicht in unſrer Macht ſtunden, nicht durch unſre Weisheit vorhergeſehen, nicht durch unſern Fleiß unterſtützet wurden! Warum erkennen wir hierinnen nicht die göttliche Vorſehung und ſtärken unſern Muth dadurch? Das Schickſal unſers aufrichtigen Freundes, das er uns getreu ſchildert, kann uns eben dieſe heilſamen Ausſichten öffnen, und unſer Herz mit Troſt und Vertrauen erfüllen. Wenn wir viel aufrichtige und ſorgfältig geſchriebne Lebensbeſchreibungen von niedern und hohen Perſonen hätten, in denen die kleinen Umſtände ihres Lebens richtig bezeichnet und ihr Charakter genau beſtimmt wäre: ſo würden wir oft mit Erſtaunen ſehen, wie die Hand der Vorſehung da arbeitete, wo der

Menſch nichts that, ihn da im Verborgenen lenkte, wo er ſelbſt alles zu thun ſchien, ihn da glücklich werden ließ, wo er nach dem Wunſche und Entwurfe ſeiner Feinde unglücklich hätte werden ſollen.

Wenn wir alſo oft an den Unfällen und glücklichen Begebenheiten die Spuren der Vorſehung entdecken und verehren lernen; (und dieſes können wir täglich bey unſern eignen Schickſalen thun;) ſo werden wir immer neue Nahrung zum Vertrauen auf ſie einſammeln. Je mehr wir aber bey unſerm Schickſale die Unzulänglichkeit oder das Nichts unſrer Kräfte einſehen, deſto mehr wird unſre Demuth wachſen. Nicht weniger wird durch dieſe Betrachtung der göttlichen Weisheit und Güte, bey einer getreuen Beobachtung unſrer Pflichten auch unſre Ergebung in die Rathſchlüſſe des Allmächtigen zunehmen, die willige Ergebung ohne geheime Ausnahmen; denn wir werden ſtets finden, daß Gott es beſſer mit dem Menſchen meynet, als es der Menſch mit ſich meynen kann.

Auch dieſe Tugend fehlet, ſo wohl wie die Demuth und allgemeine Menſchenliebe, in der Tugendlehre der Weiſen des Alterthums, und, was ſie in ihre Stelle ſetzten, war mehr ein Stolz des Herzens und ein philoſophiſcher Trotz, als ein weiſes und gegründetes Vertrauen. Sie wird nirgends in ihrer wahren Stärke, als in der geoffenbarten Religion angetroffen. Mit lebendiger und gegründeter Ueberzeugung unter den größten Leiden und Plagen des Lebens denken und ſagen können: Herr, wenn ich nur dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erden; wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt du doch allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil! *) — Mit lebendiger und gegründeter Zuverſicht unter allen Gefahren des Lebens denken und ſagen können: Ob Tauſend fallen zu deiner Seite und Zehntauſend zu deiner Rechten; ſo wirds doch dich nicht treffen; denn der Höchſte iſt deine Zuflucht! **) — Mitten unter allen Schreckniſſen der Natur unerſchüttert denken und ſagen können: Auch wenn die Welt untergienge, und die Berge mitten ins Meer ſänken, fürchte ich nichts; ***) — auch wenn der Herr mich tödten wollte, hoffe ich dennoch auf ihn! †) Welche Hoheit der Seele! Wenn hat der Weiſe, der es bloß durch Vernunft iſt, dieſes Vertrauen gelehret, oder durch ſein Beyſpiel beſtätiget? Wenn hat er bey dem Verluſte alles ſeines Glücks großmüthig ausgerufen: Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn ſey gelobet! ††) Wenn hat er bey allen Hinderniſſen der Tugend, bey aller der Gewalt, welche Glück und Unglück, Hoheit und Verachtung, über un-

---

*) Pſ. 73, 25. 26.

**) Pſ. 91. 7. 9.

***) Pſ. 46, 3.

†) Hiob 13, 15.

††) Hiob 1, 21.

ſer Herz haben, und wodurch ſie es ſo leicht im Guten wankend machen, wenn hat er da mit einem göttlichen Heldenmuthe gedacht und geſagt: Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürſtenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch eine andre Creatur mich ſcheiden mag von der Liebe, und alſo auch nicht von dem Vertrauen zu Gott? *) Nein, zu dieſer Größe der Seele erhebt uns nicht die Philoſophie, ſondern allein die Religion. Und wir wollten ſie nicht lieben, und nicht durch ſie täglich den Geiſt des Vertrauens erwecken, der allein unſer Herz im Glücke und Elende wahrhaftig ruhig und getroſt macht?

---

*) Röm. 8, 38. 39.

Zwey und zwanzigſte Vorleſung.

Von den Pflichten der Erziehung, beſonders in den erſten Jahren der Kinder.

Meine Herren, ich gehe nunmehr zu einigen Hauptpflichten des häuslichen und geſellſchaftlichen Lebens fort, als da ſind die Pflichten der Erziehung, der ehelichen Liebe, der Verwandtſchaft und Freundſchaft. Wenn ich Ihnen dieſe vorgetragen habe, will ich den Beſchluß meiner moraliſchen Vorleſungen mit einem kurzen Abriſſe der natürlichen Religion machen.

Wenn wir die Pflichten der Erziehung in ihrem ganzen Umfange überdenken, mit allen den Arbeiten und Sorgen, die ſie den Aeltern auflegen, mit allen den Hinderniſſen und Beſchwerlichkeiten, womit ſie umgeben ſind, mit aller der Klugheit und Einſicht, die ſie erfordern, mit der Länge der Zeit, durch die ſie immer erneuert werden müſſen, mit den Koſten, die ſie verlangen: ſo ſcheinen es die beſchwerlichſten Pflichten des menſchlichen Lebens zu ſeyn. Allein ſie werden durch einen beſtändigen Einfluß der Liebe ſo ſehr verſüßt, von dem Herzen der Aeltern ſo nachdrücklich anbefohlen, von dem hülfloſen Zuſtande der Kinder, die ein Theil von ihnen ſelbſt ſind, ſo ſehr verlanget, von ihrer Dankbarkeit ſo oft vergütet, von der Freude über das heranwachſende Glück der Kinder, ſo ſehr belohnet, von den Schmerzen über die vernachläſſigte Wohlfahrt derſelben ſo ſehr gerechtfertiget und von der allgemeinen Ruhe des Staats und der Welt ſo nachdrücklich angeprieſen, daß ſie zugleich die natürlichſten und heiligſten, die mühſamſten, aber auch die angenehmſten Pflichten genannt werden können. Das Traurigſte, was man von ihnen ſagen kann, beſteht darinnen, daß ſie oft fruchtlos ausgeübt werden und das Unglück der Kinder nicht allezeit verhindern können. Doch ſo ein ſchreckliches Schickſal dieſes auch ſeyn mag: ſo hat es doch ſeinen Troſt bey ſich, wenn wir dieſe Pflichten redlich erfüllt haben; da es uns hingegen zur doppelten Marter werden muß, wenn uns unſer Gewiſſen vorwirft, daß wir die Mittel, durch die wir es hätten verhindern können, gar nicht, oder nur nachläſſig angewandt haben.

Von Ihnen, meine Herren, ſcheint zwar die Pflicht der Erziehung noch ſehr entfernt zu ſeyn; nichts deſto weniger fordert doch die Wichtigkeit derſelben Sie auf, ihr ſchon früh nachzudenken. Die wenigen Jahre zwiſchen dem Jünglinge und dem Manne ſind bald durchgelebt; und wehe dem Vater, der nicht eher für die Weisheit, Kinder aufzuziehen, ſorgt, als bis er Vater iſt!

Ich kenne viele von meinen Zuhörern, ſeit zehn und weniger Jahren, die itzt den ehrwürdigen Namen Vater führen. Sollte nicht den meiſten von Ihnen eben dieſes Glück und eben dieſe Pflicht aufgehoben ſeyn? Von wem erwartet aber die Welt die beſte Erziehung mehr, als von Männern, die ſich den Wiſſenſchaften und guten Sitten im genaueſten Verſtande gewidmet haben? Ein Gelehrter, der ſchlechter ſchreibt, als ein Mann ohne Wiſſenſchaft; und ein gelehrter Vater, der ſeine Kinder unweiſer erzieht, als der Handwerker; welche Schande für die Weisheit der Schulen! Endlich, wenn wir auch nicht alle zu Vätern beſtimmt ſind: ſo können wir doch bey fremder Erziehung als Aufſeher und Rathgeber gebraucht werden. Ja, theuerſte Commilitonen, der Staat erwartet Männer von Ihnen, welche die Herzen der Jugend in den Privathäuſern, in den Palläſten der Großen, in den Hörſälen der Schulen und in den Gemächern der Höfe zur Weisheit und Tugend ſollen bilden helfen. Ihre Anverwandten und Freunde erwarten von Ihnen Einſichten, Licht und Rath, die Erziehung glücklich zu beſorgen; und der Herr hat Ihnen die vorzüglichen Gaben des Verſtandes und die Gelegenheiten, ſie zu verbeſſern, in keiner geringern Abſicht anvertraut, als daß ſie hülfreiche Hand leiſten ſollen, die Weisheit und das Glück der Nachwelt dadurch zu bauen. Entweder legen Ihnen Ihre eignen künftigen

Nachkommen alle Pflichten der Erziehung auf; oder der ſterbende Vater und das Sie erwartende Amt des Aufſehers und Lehrers, übergiebt Ihnen einen Theil deſſelben.

Kinder erziehen heißt, ihren Verſtand, ihr Herz, ihren Körper und ihre beſondern Naturgaben ſo bilden, daß ſie ſich und Andern zum Glücke leben und die wichtigen Abſichten ihres Daſeyns erreichen lernen. Kinder erziehen heißt, ſie frühzeitig anweiſen, daß ſie Gott, ſich ſelbſt, die Welt, die Menſchen und die Religion kennen, und ihr Verhalten nach dieſen Kenntniſſen einrichten lernen; daß ſie Weisheit, Pflicht und Tugend frühzeitig faſſen, und lieben, und ausüben lernen. Wir tragen bey der Erziehung das Licht unſers Verſtandes, das Licht der Religion, den Vortheil der Erfahrung und die Güter unſers Herzens in die Seelen der Jugend gleichſam über; allein es kömmt viel auf die Art an, mit der wir dieſes thun; und die beſte Art in einzelnen Fällen wird von dem Charakter des Kindes ſelbſt beſtimmt.

Kinder ſind ein Theil von uns ſelbſt; und wie wir ihnen das Leben geben, ſo geben wir ihnen auch oft mit demſelben, die Stärke oder Schwachheit des Körpers und nicht ſelten zugleich die Neigungen, die ihren Sitz in unſerm Blute haben. Wer kann alſo zweifeln, daß es eine Pflicht gegen unſre Nachkommenſchaft giebt, ehe ſie noch das Leben von uns empfängt, und den Schauplatz der Welt erblickt? Unmäßige, ungeſunde, bösartige und blöde Aeltern haben wenig Hoffnung zu einer geſunden, verſtändigen und gutherzigen Nachkommenſchaft; wie groß wird alſo nicht die Pflicht ſeyn, theils in dem ledigen Stande, theils in der Ehe ſelbſt, alle die Uebel zu verhüten, die ſich den Seelen oder den Körpern der Kinder durch die Fortpflanzung mittheilen können? Eine unſchuldig verbrachte Jugend und geſchonte Geſundheit, eine keuſche und liebreiche Ehe, ein Verſtand, mit guten Grundſätzen angefüllt, ein Herz, von ſtürmiſchen Leidenſchaften befreyet, ſind Eigenſchaften der Aeltern, auf welche die noch nicht gebohrnen Kinder ſchon Anſpruch machen; und die Sorge für dieſe Eigenſchaften iſt eine Pflicht für alle Aeltern. Mit Einem Worte, die Pflichten der Aeltern ſeyen die Pflichten des vernünftigen tugendhaften Menſchen und Gatten voraus, und werden durch die Geburt der Kinder nur mehr beſtimmt. Ein tugendhafter Vater, ich geſtehe es, kann ſeinen Kindern, aus Mangel der Einſicht, vielleicht nicht die glücklichſte Erziehung geben; allein der verſtändigſte Vater, ohne Tugend, wird ſie ihnen noch weniger geben, und bey aller ſeiner Sorgfalt aus ſeinen Kindern vielleicht nichts als künſtlich abgerichtete Triebwerke der Ehrbegierde und des Eigennutzes machen. Verſtändige und fromme Aeltern können ſich freylich noch, ohne daß ſie es denken, durch die Liebe gegen die Kinder oft zu einer nachtheiligen Erziehung verleiten laſſen; allein zum guten Glücke iſt die Erziehung ſelten den Aeltern ganz überlaſſen. Freunde, Anverwandte und Aufſeher treten oft früh in ihre Stelle ein; und oft geſchieht es, daß der Sohn eines böſen Vaters in die Hände eines rechtſchaffenen Hofmeiſters und die Tochter einer thörichten und eiteln Mutter in die Hände einer verſtändigen Aufſeherinn fällt. Selten werden beide Ehegatten einen böſen Charakter haben. Oft wird der Eine Verſtand und der Andre Tugend beſitzen; oft wird der zu großen Liebe der Mutter durch die Strenge des Vaters das Gleichgewichte gegeben werden. Giebt es endlich viel gutgeſinnte Aeltern, die zu wenig Geſchicklichkeit beſitzen, oder zu ſehr durch Stand und Amt verhindert werden, ihre Kinder ſelbſt zu erziehen: ſo können ſie doch einen Theil ihrer Laſt auf Andre übertragen. Und wer ſeine Kinder gewiſſenhaft liebt, wird keine Sorge, keinen Aufwand und keine Herablaſſung ſcheuen, um ſolche Perſonen zu finden, denen er ſie glücklich zur Aufſicht und Bildung anvertrauen kann. Aeltern, die den Aufſeher, dem ſie ihre Kinder übergeben, als den erſten Bedienten im Hauſe anſehen, ſeinen Fleiß und ſeine Geduld durch ein geringes Jahrgeld für reichlich belohnet halten, und durch ein geringſchätziges Bezeigen ihn ſelbſt in den Augen der Kinder herab ſetzen, ſind thöricht, wenn ſie glauben, daß ſie ihren Kindern eine gute Erziehung geben. Aeltern, die nur nach den Geſchicklichkeiten des Lehrers fragen, nicht nach ſeinen Sitten und nach ſeinem guten Herzen, haben weder von der Erziehung noch von der Natur des Menſchen die gehörige Erkenntniß; und Männer, die ſolche Perſonen zu dieſem Amte ſorglos empfehlen, verſündigen ſich nicht nur an einzelnen Familien, ſondern an dem ganzen gemeinen Weſen.*)

Wir

---

*) Ein rechtſchaffner Hofmeiſter, ein Mann von Wiſſenſchaft und gutem Herzen, von dem man verlangt, daß er ſeine beſten Jahre dem Glücke eines jungen Menſchen ſchenke, ſollte wegen ſeines eignen künftigen Glücks nothwendig in Sicherheit geſetzet werden, damit er ſich der Bildung deſſelben ganz und unbekümmert widmen, und dereinſt von einer zulänglichen jährlichen Penſion, gleich einem verdienten Officiere, der für ſein Vaterland mehr als für ſich gelebt, ſeinen Unterhalt haben könnte. Vielleicht würde ſich mancher wackre Mann, der izt zurück tritt, zu dieſer Bedienung verſtehen, zu der ſo wenig Menſchen geſchickt ſind, weil beſondre Talente, große Rechtſchaffenheit, Klugheit, Sorgfalt und Geduld dazu erfordert werden. Vielleicht wäre es auch für die Erziehung junger Standsperſonen ein großes Glück, wenn auf Akademien etliche ſolcher Männer, die das Amt des Aufſehers oder Anführers bis in ihre höhern Jahre rühmlich verwaltet hätten, öffentlich unterhalten würden, damit ſie den Jünglingen, die ſich dieſer Lebensart widmen wollten, Rath und Unterricht ertheilen, und ſie durch ihre Erfahrungen aufklären könnten. Auf dieſe Weiſe würden kleine Pflanzſchulen entſtehen, wo man gute Hofmeiſter ſuchen könnte. **Anmerk. des Verfaſſers.**

Wir ſetzen alſo bey einer guten Erziehung die günſtigen Umſtände des Hauſes und die Geſchicklichkeit der Perſonen, die dazu nöthig ſind, voraus: denn ohne gute Aeltern und tüchtige Lehrer ſind alle Anleitungen vergebliche Vorſchläge; und was nützen die beſten Riſſe der Baukunſt, zu deren Ausführung ein geſchickter Werkmeiſter fehlet? Dieß alles vorausgeſetzt, iſt es nicht ſchwer, die Mittel und die Art und Weiſe einer guten Erziehung zu beſtimmen. Von einer ſolchen ſorgfältigen Erziehung, wie ſie in guten Häuſern Statt findet und beobachtet werden kann, wollen wir itzt das Vornehmſte in Abſicht auf die Bildung und den Unterricht der erſten Jahre bemerken. Wer auf den Endzweck der Erziehung, auf die Natur der Kinder und auf die Erfahrung der Verſtändigen Acht hat, kann überhaupt nicht leicht ungewiß bleiben, welches die beſten Regeln der Erziehung ſind. Die beſondre Anwendung derſelben muß einen jeden das eigenthümliche Naturell der Kinder und die Beſchaffenheit ſeines Hauſes lehren.

Die erſte Pflicht, welche die Geburt des Kindes den Aeltern auflegt, iſt die Sorgfalt für die Wartung, Pflege und Geſundheit deſſelben. Sie ſcheint am wenigſten vernachläſſiget zu werden, und wird vielleicht oft ſehr unrichtig verſtanden und ausgeübt.

Alles, was dazu beyträgt, unſern Kindern von den erſten Jahren an, einen geſunden, dauerhaften und feſten Körper zu geben, muß die beſtändige Sorgfalt der Aeltern ſeyn. Unſer Gemüthscharakter hängt in vielen Stücken von der Beſchaffenheit des Körpers ab, und wird durch ihn von Kindheit auf gebildet. Ein ungeſundes Blut, ein unrichtiger Umlauf der Säfte und Lebensgeiſter, eine zu große Empfindlichkeit oder Reizbarkeit der ſinnlichen Werkzeuge müſſen itzt und künftig einen Einfluß in unſre Seele haben, und ihre Art zu denken und zu begehren beſtimmen helfen. Was unſern Körper träge, oder zu empfindlich macht, wird dem Verſtande, wenn er herrſchen, und den Begierden, wenn ſie gehorchen ſollen, ein Hinderniß werden. Ein ſchwächlicher Leib macht der Seele ihre Bemühungen ſchwer, und ein kränklicher hält ſie in ihren Unternehmungen auf. Ein verzärtelter Leib, der ſtets an den Kützel angenehmer Empfindungen gewöhnet und gegen alle Ungemächlichkeiten unleidlich iſt, beſtimmt die Seele unvermerkt in ihren künftigen Meynungen von dem falſchen Werthe und Unwerthe der Dinge, und in der Heftigkeit zu begehren oder zu verabſcheuen.

Unſtreitig ſollte es in den Fällen, wo keine Krankheiten oder beſondern Umſtände es verbieten, die heiligſte Pflicht der Mütter ſeyn, dem zarten Geſchöpfe, das ſie gebohren, die erſte Nahrung der Bruſt ſelbſt zu reichen. Wenigſtens hat die Natur dieſe Pflicht mit ſo vielem Reize des Vergnügens, wenn ſie von Müttern ausgeübt wird, und öfters mit ſo vielen Schmerzen und Krankheiten, wenn ſie von ihnen unterlaſſen, verbunden, daß man an der Gewißheit dieſer Pflicht wohl nicht zweifeln kann.*) Die Mutter ſcheint ſich durch dieſelbe nicht allein die Liebe des Kindes zu erkaufen, ſondern auch ihre Liebe gegen das Kind zu befeſtigen. Sie wird eben deswegen mehr Sorgfalt für die Geſundheit ihres Kindes tragen, und, durch die öftere Gegenwart um daſſelbe, die Fehler der Wärterinnen verhindern, die den Leib der Kinder zu gemächlich und dadurch ſchwächlich bilden. Sie wird aus ihrem frommen Herzen gleichſam die Unſchuld ihrem Säuglinge mit ihren beſten Säften einflößen. Beſtätiget es nicht die Erfahrung mehr als zu oft, daß die Ammen eben ſo wohl ihre Krankheiten der Seele, als des Blutes,

---

*) Gellius erzählet in ſeinem 12ten Buche von dem Philoſophen **Phavorinus** einen merkwürdigen Ausſpruch. Dieſer Philoſoph war zu einem ſeiner Schüler, deſſen Gattinn itzt mit einem Sohne entbunden worden, ins Haus geeilet, um ihm Glück zu wünſchen. Die Mutter der Kindbetterinn behauptete, ihre Tochter konnte wegen der ausgeſtandenen Geburtsſchmerzen das Kind nicht ſelbſt ſtillen. O ſagte Phavorin: Oro te, mulier, ſine eam totam ac integram eſſe matrem filii ſui. Quod eſt enim hoc contra naturam imperfectum ac dimidiatum matris genus, peperiſſe ac ſtatim a ſe abjeciſſe? Das iſt: „Ich bitte Sie, „liebe Frau, laſſen Sie doch Ihre Tochter ganz die „Mutter ihres Sohnes ſeyn. Was iſt mehr wider die „Natur als dieſe halben Mütter, die ihre Kinder von „ſich ſtoßen, ſo bald ſie ſie gebohren haben?“ **Anmerk. des Verfaſſers.**

tes, den Kindern mittheilen? Daß dieſelben bald keine, bald eine kindiſche und blinde Sorgfalt für ſie haben, und ſie mit tauſend Dingen zu beſänftigen oder zu gewinnen ſuchen, die den Grund zu einem übeln Charakter des Kindes, zum Eigenſinne, zur Sinnlichkeit, zur Habſucht, zum Jachzorne und vielleicht nicht ſelten zur Wolluſt legen?

Es iſt wunderſam, wenn man ſieht, wie geſund und feſt die Kinder unter der einfältigen Hand einer Bäuerinn werden. Was muß wohl die Urſache davon ſeyn? Nach der Geſundheit der Aeltern, unſtreitig die einfältige, ungekünſtelte Nahrung, die geſunde Milch, an die ſie das Kind gewöhnen, das friſche Waſſer, das ſie ihm frühzeitig einflößen, die freye Luft, an die ſie es zeitig zur Erfriſchung tragen, die wohlthätige Sonne, von der ſie es beſcheinen laſſen, anſtatt daß die Kinder großer Städte in heißen Zimmern ſchmachten müſſen Wie bald lernt das bäuriſche Kind mit feſten Schritten den Armen der Mutter entlaufen, und ſein geſundes und ſchwarzes Brodt ohne Hülfe der Aerzte vertragen! Ein geſundes Bier wird ihm der beſte Wein, ein leichtes Molken die beſte Mandelmilch. Man feſſelte, da es noch zart war, ſeine weichen Glieder und den Umlauf ſeines ſchnellen Blutes nicht durch tyranniſche Schnürleiber; und es hat doch gerade Gliedmaßen und geſunde Nerven. Man ließ es, leicht bedeckt, auf dem weichen Graſe und auf der harten Diele ſich muthig wälzen; und es verrenkte ſich kein Glied, es ward vielmehr hart und feſt an ſeinen Gliedmaßen. Eine ſorgfältige Mutter vom Stande ſollte ſich bey der erſten Erziehung des Kindes, ſo viel es die ihm ſchon angebohrne Weichlichkeit verſtattet, zu den löblichen Sitten des Landvolkes herablaſſen, um ihm einen geſunden und feſten Körper zu geben. Die Pflicht des Vaters wird ſeyn, ſeine Gattinn zur Beobachtung dieſer Sorgfalt zu ermuntern, ihr ſolche durch Liebe zu verſüßen, und durch vernünftige Gehülfen zu erleichtern. Plutarch erzählet von dem ältern Cato, daß er, nachdem ihm ſeine Gemahlinn einen Sohn gebohren, ſich durch nichts, als durch die öffentlichen Staatsgeſchäffte, habe abhalten laſſen, um ſie zu ſehn, wenn ſie das Kind dem Bade übergeben. Wie mancher Vater würde ſich in unſern Tagen dieſes Beyſpiels ſchämen!

Die zweyte und nicht weniger wichtige Pflicht, welche Aeltern, die ihren Kindern eine gute Erziehung geben wollen, zu beobachten haben, iſt die Sorgfalt für die Bildung der Seele derſelben, auch ſchon in den erſten und zarteſten Jahren. — Das Kind erwacht bald aus dem Schlummer, darinnen es ſeine erſten Tage hinbringt. Es fängt an durch ſeine Neigungen zu leben, ehe es durch den Verſtand lebt. Es hat Empfindungen, ehe es Gedanken hat. Seine Begierden reden durch Geberden und Töne, ehe ſie durch Worte reden. Der Eindruck, den die Gegenſtände auf ſeine Sinne machen, iſt in den erſten Jahren ſeine Vernunft. Um alſo die Empfindungskraft der Kinder und ihre natürlichen Begierden zu bilden, ſo lange ſich ihre Vernunft noch nicht äußert; ſo entferne man ſorgfältig, ſo weit ſich ſolches bewerkſtelligen und eine übertriebene Sorgfalt darinnen nicht ſchädliche Folgen fürchten läßt, diejenigen Gegenſtände, die einen übeln oder zu heftigen Eindruck auf das Herz des Kindes machen können, und rufe alle die herbey, die eine unſchuldige und angenehme Neigung in ihm erwecken können. Allein weil das Kind die unerlaubten Neigungen nicht bloß durch die Sinne erhält, ſondern, wie uns eine untrügliche Erfahrung lehret, ſchon in ſeinem Herzen mit auf die Welt bringet, ſo unterdrücke man dieſe Neigungen frühzeitig durch einen klugen Widerſtand, durch weiſe Schmerzen des Körpers, und wenn die Seele des Kindes erwacht, durch Schmerzen der Seele. Solche unartige Neigungen, die ſchon in den zarteſten Jahren des Kindes aufleben und ſichs anmaßen zu befehlen, ſind vornehmlich Eigenſinn, Zorn, Habſucht und Rache.

Man erſchafft den Kindern frühzeitig eine eigne Welt, eine Welt der Spielwerke. Dieſer Gebrauch iſt zwar nicht zu tadeln; aber man iſt dabey nicht ſelten zu unvorſichtig, und erweckt, indem man das Kind unterhalten, beſänftigen und ſich zugleich an den ſinnlichen Ausdrücken ſeiner kindiſchen Neigungen vergnügen will, oft unordentliche Neigungen in ſeinem Herzen. Man giebt ihm ein Spielwerk, man ſtreitet ſich mit ihm, als wollte man ihm daſſelbe nehmen, und lehrt es, wie es ſich weigern muß, uns ſolches abzutreten, wie es das Spielwerk verſtecken und ſich ſtellen muß, als hätte es keines. Man lehrt es, wie es unſern Händen eine kleine Ergötzung entreißen muß. Aber heißt dieſes nicht, die Kinder eigenſinnig und begehrlich machen? Man giebt ihm kein ſpitziges Meſſer, wenn es auch noch ſo ſehr darnach ſchreyt; man ſollte ihm eben ſo wenig ein Spielwerk, das es durch Schreyen verlanget, gewähren. Man beſänftiget die Kinder, wenn ſie ſich geſtoßen haben, oder wenn ſie gefallen ſind, oder wenn ihnen etwas entzogen worden iſt, dadurch, daß man die Perſon, die es ihnen entziehen mußte, oder das Spielwerk, den Tiſch, den Fußboden, woran ſie ſich ſtießen, mit drohenden Mienen und Worten ſchlägt. Aber ermuntert man dadurch nicht das Kind, rachgierig zu ſeyn, und Beleidigungen zu ahnden? Man putzt und ſchmückt das Kind aus, bewundert es, hält ihm den Spiegel vor, und freut ſich, wenn es ſich ſelbſt gefällt, und einige Züge des Wohlgefallens an ſich durch das Auge oder die Geberdungen zu erkennen giebt. Man glaubt, es ſey unſchuldige Freude für das Kind, und eigentlich iſt es eine Aufmunterung der Eitelkeit und Eigenliebe. Ueberhaupt ſind plumpe Spielwerke, die man Kindern giebt, ein buntſcheckichter Anzug, womit man ſie ausputzt, und elende Melodeyen, mit denen man ſie unterhält, ſehr geſchickt, Kindern einen übeln Geſchmack anzugewöhnen; und darum ſchon ſollte man ſich ihrer bey einer guten Erziehung enthalten.

Unter die allgemeinen Fehler, in die man bey der Erziehung zu verfallen pflegt, und vor denen ſich weiſe und ſorgfältige Aeltern hüten müſſen, gehören vornehmlich dieſe. Man läßt das Kind zu lange in den Händen ungeſitteter Ammen und Wärterinnen; nicht anders, als ob die erſten zwey oder drey Jahre wenig zu bedeuten, und die Neigungen des Kindes in dieſen Jahren keiner beſondern Bildung nöthig hätten, weil es noch keine Vorſtellungen und Sprache verſtünde. Aber es verſteht doch den Ton, die Miene, und die Beſtrafung, und läßt ſich dadurch lenken. Die verſtändige Mutter, Verwandtinn und Aufſeherinn, die ſich der Erziehung dieſer Jahre annehmen, ſind von der Natur mit beſondern Gaben und Geſchicklichkeiten verſehen, die ſie zum Beſten des Kindes ſinnreich machen, ſo wie ſie die Liebe zu den Kindern und der Gedanke der Pflicht ſorgſam, heiter, liebreich und geduldig bey ihrer Bildung macht. In ihren Händen ſollte alſo das Kind von ſeinen erſten Jahren an ſeyn. — Ferner, man glaubt nicht, daß Kinder die Fehler und Leidenſchaften der Menſchen ſo früh bemerken, und Eindrücke zur Nachahmung davon annehmen, als doch in der That geſchieht. — Man folgt gemeiniglich derjenigen Erziehung, die man in ſeiner Jugend ſelbſt genoſſen, vergißt das Naturell des

Kindes und die beſondern Umſtände ſeines Hauſes, traut ſeiner Einſicht, und fragt Erfahrne zu wenig um Rath, als wäre es eine Schande für Aeltern und Aufſeher, Rath in der wichtigſten Sache anzunehmen. — Man unterſcheidet die Fehler, die von ſich ſelbſt verſchwinden, zu wenig von denen, die ohne Gegenmittel zu herrſchenden Gewohnheiten werden. Bald will man alle Fehler der Seele auf Einmal und mit Gewalt heilen, bald wartet man, den Laſtern zu wehren, bis ſie ſchon eingewurzelt ſind. — Man bemüht ſich zu wenig, durch unſchuldige Mittel die Liebe und das Vertrauen der Kinder zu behaupten und zu vermehren, herrſchet durch Furcht und Strafen, und erweckt ihnen durch beides einen Ekel vor uns und vor den Vorſchriften, die ſie beobachten ſollen. — Man tadelt, droht und ſtraft eilfertig und in der Hitze des Affects. — Man erforſchet die Fähigkeiten und Neigungen der Kinder zu wenig, und weiſet ſie nicht genug an, frühzeitig über ihre kleinen Geſchäffte nachzudenken, als hätten ſie kein Vermögen dazu. Man verfährt endlich ſo, als ob Wiſſenſchaft und die Bildung des Körpers und des äußerlichen zufälligen Wohlſtandes das Wichtigſte bey der Erziehung wäre.*)

Die beſte Regel bey dem erſten Unterrichte, den man Kindern ertheilen will, iſt unſtreitig dieſe, daß es mehr Vergnügen, als Arbeit, mehr ſinnliches Spielwerk, als trockne Unterweiſung, mehr zufällige und gelegentliche Unterredung, als förmliches und anhaltendes Lernen, kurz, daß es ihrer Fähigkeit gemäß und für ihre Wißbegierde eine immer neue Nahrung ſeyn muß. Wenn man die ſinnlichen Gegenſtände, und was die Kinder ſehen und hören, oft bey ihrem Namen mit einer reinen Ausſprache nennt, und ſie ihnen mit ſchon bekannten Worten kurz erzählt und beſchreibt: ſo lernen ſie die Sprache bald einigermaßen verſtehen, und vermöge ihres natürlichen Triebes zur Nachahmung auch bald reden. Der Unterricht in zufälligen Geſprächen kann früh anfangen; aber der förmliche, bey welchem Kinder ſitzen, die Augen auf ein Buch heften, und auf einerley Sache nicht Minuten- ſondern Stundenlang merken ſollen, ſtreitet mit der Natur des Kindes und ſeiner Munterkeit, und macht ihm das Lernen mit Rechte zum Ekel. Man lehre ſie die Buchſtaben des Alphabets ohne Buch und dadurch kennen, daß man ſie ihnen auf ihre Spielwerke, oder auf Karten, Bilder, Wände, Bäume, klebt oder malet. Kennen ſie dieſe; ſo macht man nach und nach einige Minuten einen Verſuch mit einem Leſebuche. In dieſem ſtehen Anfangs einſylbigte, zwey und dreyſylbigte Namen angenehmer Sachen, darauf kurze, angenehme Sätze, in Fragen, Antworten, Bitten und Scherzen, die noch in ihre Sylben abgetheilet ſind; alsdann anmuthige Beſchreibungen, Erzählungen, Fabeln, Briefe, moraliſche

---

*) Siehe Baſedows praktiſche Philoſophie, 1. Th. auf der 554. S. Anmerk. des Verf.

Regeln und endlich die erſten Wahrheiten der Religion, die ſich dem Verſtande eines Kindes begreiflich machen laſſen. Dieſer Unterricht, wenn er dem Kinde Spielwerk ſeyn ſoll, muß in den erſten fünf oder ſechs Jahren, nur einige Minuten, binnen zwo oder drey Stunden, vorgenommen und ihm durch kleine Künſte erleichtert werden.*)

Indeſſen bleibt die Natur, die belebte und unbelebte, das Hauptbuch, darinnen der neugierige Knabe, der mit der Welt noch unbekannte Einwohner, lernen und richtige Bilder in ſeinen Verſtand einſammeln muß. Und wie reich iſt die Natur an Gegenſtänden, die das Kind mit Vergnügen beſchauen, nennen und denken lernen kann! Warum geht man oft ſo wenig auf dieſem Wege, den es uns durch ſeine Neugierde ſelbſt anweiſet, fort? Beut nicht die Erde und der Himmel, der Garten und das Feld, dem Auge die Originale aller unſrer Kenntniſſe, die nur irgend anmuthsvoll und lehrreich ſind, an? Der junge Schüler, an der Hand eines verſtändigen und muntern Führers, kann da vieles und mit Glücke faſſen. Er weidet ſeine Augen, bereichert ſein Gedächtniß und übt ſeine Einbildungskraft. Er will alles wiſſen, was um ihn herum vorgeht; und alles, was er ſo gern wahrnimmt, kann zur Uebung ſeines Verſtandes durch geſchickte Fragen angewendet werden.

---

*) Siehe Baſedows praktiſche Philoſophie, I. Th. auf der 555. u. f. S.

Die Werke der Kunſt haben nach den Werken der Natur den erſten Rang, und erſetzen das oft, was der Knabe in der Natur noch nicht bemerken kann. Er läßt ſich gern mit Gemälden, Kupferſtichen und Münzen beſchäfftigen, und freut ſich, daß er hier Thiere, Vögel, Fiſche, Blumen, Bäume, Häuſer und Menſchen erblickt, die er entweder in der Natur ſchon bemerkt, oder von denen er doch Aehnlichkeiten wahrgenommen hat. Man gewöhnt ihn, daß er uns von Zeit zu Zeit erzählen muß, was er geſehen und gefaßt hat, und hilft ihm klüglich fort. Man übt ſchon im fünften und ſechſten Jahre die Aufmerkſamkeit und das Nachſinnen des Knabens, um ihn zu richtigen Begriffen und Urtheilen zu gewöhnen, an den Gegenſtänden des Hausgeräthes, an den gemeinen Figuren der Geometrie, und ſucht durch leichte Fragen und durch Gegeneinanderhaltung der Figuren ihn dahin zu bringen, daß er ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit denken und mit Worten angeben lernt. Man läßt ihn ſelbſt grobe Umriſſe der geometriſchen Figuren wagen, um ſie kennen zu lernen, oder ſchneidet ſie ihm in Pappe aus, oder läßt ſie ihm von einem Künſtler verfertigen. So kann man ihm auch an kleinen regelmäßigen Gebäuden von Holz, die ſo verfertiget ſind, daß ſie ſich aus einander nehmen und bequem wieder zuſammen ſetzen laſſen, die Namen und Begriffe der Baukunſt im Spielen beybringen. Auch die Landkarten ſind eine ſinnliche und angenehme Beſchäfftigung für Kinder. Kennet er eine den Ländern nach, ſo kann man ſie auf Pappe leimen und ſauber zerſchneiden, damit der Knabe ein Geſchäffte habe, die unter einander geworfnen Länder wieder in ihre gehörige Ordnung zu bringen, und ſich die Lage derſelben deſto feſter einzudrücken. Man hilft ihm Anfangs, oder giebt ihm eine noch ganze Karte zum Muſter. Auch dieſes Spiel übt das Nachſinnen, wenn der Lehrmeiſter einige Hülfe dabey leiſtet, ohne Mühe. Ein kleiner Schriftkaſten, daraus man ihn Sylben, Worte und ganze Sinnſprüche zuſammen ſetzen läßt, iſt ebenfalls eine gute Uebung für die Aufmerkſamkeit und das Gedächtniß des Knaben. So bald er ſchreiben kann, hält man ihn an, ſeine kleine Weisheit täglich und wöchentlich in ein Tagebuch einzutragen. — Soll er eine alte Sprache lernen und hat einen guten Lehrmeiſter, ſo wird kein beßrer Weg ſeyn, ſie ihm beyzubringen, als daß er ſie lerne, wie man die Mutterſprache lernet, Anfangs ohne alle Regeln der Grammatik, das Decliniren und Conjugiren ausgenommen. Hat er eine Menge Worte, Redensarten und Stellen im Gedächtniſſe, ſo laſſe man ihn oft leſen und überſetzen; und wenn er hierinnen einige Jahre geübet worden, ſo nehme man alsdann eine kurze Grammatik zu Hülfe und wende ſie bey dem Leſen und Schreiben an. *)

Aller

---

*) Man ſehe dieſe Methode ausführlich in Gesners kleinen deutſchen Schriften. Anmerk. des Verf.

Aller Unterricht durch Beyſpiele und Handlungen iſt ſinnlich, und alſo ein Unterricht für die erſten Jahre. Durch ihn fängt der Lehrer ſeine Vernunft- und Tugendlehre früh mit dem Knaben an, und ſtellt ihm die faßlichſten Sittenſprüche, bald in kleinen erdichteten Begebenheiten, nach Art einer ſinnreichen Beaumont, bald in Fabeln und Erzählungen eingekleidet, vor. In Schriften dieſer Art lernt der Knabe gern leſen, und ſein Lehrmeiſter wird ihm ſeine Gedanken und Empfindungen bey ſolchen Vorfällen ablocken und ſie zu verbeſſern ſuchen.

Um das Herz des Knabens frühzeitig zu den frommen Empfindungen der Menſchenliebe, des Mitleidens, der Gutthätigkeit, der Dankbarkeit, Freundſchaft, Demuth und des Vertrauens auf die göttliche Verſehung zu bilden, ſammelt der Lehrer die Beyſpiele dieſer Tugenden und der entgegengeſetzten Laſter aus der Geſchichte, inſonderheit der bibliſchen, erzählet ſie ihm in einer Kindern verſtändlichen und angenehmen Sprache, läßt ſie ihn ſelbſt leſen, darüber urtheilen und kleine Anwendungen machen, und nöthiget ihn alſo, das Vortreffliche dieſer Tugenden mit Beyfall und Bewunderung, und das Schreckliche der Laſter mit Widerwillen und Abſcheu zu empfinden. Wenn er ihm, zum Exempel, die Demuth eines heiligen Paulus empfindlich machen will: ſo wird er ihn zuerſt auf ſeine Größe aufmerkſam machen, auf ſeine Erkenntniß von Gott, auf ſeine Gaben, der Natur zu gebieten, Kranke durch ein Wort geſund, Blinde ſehend, Sehende blind zu machen; und ſelbſt Todten das Leben wieder zu ertheilen. Er wird ihm ſeinen Eifer für die Ehre Gottes, ſeine Liebe gegen alle Menſchen in ſeinen Thaten und Arbeiten, ſeine Großmuth, ſeine Geduld in ſeinen Gefahren, Verfolgungen, Beſchimpfungen und Leiden zeigen. Wie uneigennützig und großmuthig iſt Paulus, daß er oft mit ſeinen eignen Händen ſich und ſeine Gefährten ernährt, um die Gemeinen, die er ſtiftet, unterrichtet und zum Reiche Gottes geſchickt macht, nicht zu beſchweren! Mit welcher Hoheit der Seele erduldet er alle Beſchwerlichkeiten und Verfolgungen, um den Willen Gottes zu thun! Er erhebt ſich durch eine chriſtliche Verachtung, durch einen heiligen Heldenmuth über Mangel und Reichthum, über Schande und Ehre, über Gefängniß und Bande, über Leben und Tod, über Engel und Fürſtenthum. Und dieſer außerordentliche Mann, dieſer Geſandte Gottes, dieſer Wunderthäter, dieſer eifrige und beredte Lehrer, dieſer Vater ſo vieler Gemeinen, dieſer Wohlthäter ganzer Völker, ſchätzt ſich ſelbſt geringe, achtet Andre höher, denn ſich, ſieht alle Menſchen als ſeine Brüder an, giebt in allen ſeinen Unternehmungen, darinnen er einen ſo brennenden Eifer, eine ſo große Klugheit, einen ſo unermüdeten Fleiß ein ganzes Leben hindurch zeigt, Gott als dem Geber alles Guten, als dem Anfänger und Vollender ſeines Wollens und ſeines Vollbringens, allein die Ehre? Wie viel Eindruck auf das Herz muß nicht ein ſo erhabnes Beyſpiel der Demuth machen, wenn es dem Verſtande der Jugend auf eine faßliche Art in allem ſeinen Umfange und ſeiner Stärke gezeiget wird! Kann das Herz des Knabens nicht empfinden, daß der Charakter eines ſo demüthigen und beſcheidnen Mannes nicht nur an ſich ehrwürdig, ſondern auch für Andre liebenswürdig ſeyn und überall Zuneigung und Vertrauen erwecken müſſe? Kann er nicht die ſichtbare Auslegung dieſer Wahrheit ſelbſt in einer Begebenheit erblicken, die ihn rühren muß, in der Begebenheit aus der Apoſtelgeſchichte: und ſie geleiteten Paulum alle mit Weibern und Kindern an das Schiff, und fielen ihm um den Hals, und weinten, und küſſeten ihn! — *)

Wie alle die heiligen Männer der Schrift Muſter der Demuth ſind, ſo ſind ſie auch Beyſpiele der Liebe zu Gott und den Menſchen. Dieſes muß der Schüler der Tugend mit eignen Augen ſehen und empfinden lernen. Er muß anfangen, den Wunſch zu fühlen, daß er doch auch liebreich, wohlthätig, treu, wahrhaft und freundſchaftlich gegen alle Menſchen ſeyn möchte. Er muß an den Beyſpielen dieſer Tugenden ihre Hauptbegriffe ſelbſt entdecken lernen. Sein Herz muß fühlen lernen, daß Hiob dadurch, daß er ſich der Unglücklichen in ihrem Elende hülfreich annahm, oder wie die Schrift es ſchön ausdrückt, daß er des Lah-

men

---

*) Apoſtelgeſch. 20, 37. 38. 21, 5. 6.

men Fuß und des Blinden Auge, daß er ein Vater der Armen war,*) viel ſchätzbarer iſt, als durch alle ſeine Heerden und Reichthümer, durch alle ſeine Knechte und Güter; daß er unter den ſchmerzhafteſten Leiden der Natur, unter allen Verſpottungen ſeiner Freunde, in der Aſche ſitzend, dennoch bey ſeiner Gottesfurcht und Ergebung in die göttlichen Schickungen weit glücklicher iſt, als er unter allen Herrlichkeiten der Erde, auf einem Throne mit Schmeichlern und Anbetern umringt, unter den Vorwürfen und Anklagen eines böſen Gewiſſens, und mit ſklaviſcher Furcht vor Gott erfüllt, nicht ſeyn würde. Dieſes kann das jugendliche Herz zu fühlen ſich anmaßen, und durch dieſe zeitig gewagten Empfindungen des Guten, gleich einem jungen Adler, der früh dem Lichte und der Wärme der Sonne entgegen eilt, ſich zu der Höhe der Tugend empor heben lernen. Man beſchäfftige nur den Verſtand des jungen Schülers auf eine lebhafte und geiſtreiche Art mit den Beyſpielen der Menſchenliebe, und der Ehrfurcht und Unterwerfung gegen Gott, die ſich in der Schrift ſo häufig darbieten. Man erleichtere ihm das Nachſinnen, und laſſe ihm zugleich die Freude, ſelbſt zu denken und zu errathen. Man laſſe ihm die hohen und liebesvollen Ausſprüche der Schrift durch ſolche Vorſtellungen begreiflich werden, und er wird richtigere Begriffe von der Tugend und mehr Neigung für ſie bekommen, als durch alle zu trockne oder zu ängſtliche Katechiſationen. Er wird an dem Exempel eines Abrahams, der ſeinen Sohn auf Befehl Gottes zu opfern bereit iſt, leichter die Eigenſchaften des Glaubens und der erhabenſten Liebe zu Gott, die über die ſüßeſte Liebe der Natur gegen einen Sohn ſiegt, kennen lernen, als aus den richtigſten Begriffen einer magern Erklärung. Was iſt das Bekenntniß eines Erzvaters: *Ich bin zu geringe aller der Treue und Barmherzigkeit, die du an deinem Knechte gethan haſt.* — *) Iſt es nicht die beſte Erklärung der Demuth und Dankbarkeit?

---

*) Hiob 29, 15. 16.

Alle Wunderwerke der Religion ſind gleichſam Gemälde der göttlichen Eigenſchaften und, wie die Werke der Natur, Abdrücke der Gottheit. Daraus lerne der junge Bürger der Welt ſeinen Gott kennen und ſeine Vorſehung, ſeine Güte und Heiligkeit zugleich empfinden. Was iſt das göttliche Leben unſers Erlöſers, ſein Leiden, ſein Tod, ſeine Auferſtehung, ſeine Himmelfahrt; was iſt es, als die ſichtbare Geſchichte des Himmels und der Erde, der Gottheit und der Menſchheit? Was lehret ſie, wenn ſie in ihrem heiligen Lichte gezeigt wird? Mehr als alle Philoſophie, als aller Tiefſinn der Vernunft, unendlich mehr lehrt ſie die Seele die Vollkommenheiten des Schöpfers, ſeine Heiligkeit und ſeine erbarmende Liebe, und in der Perſon des Erlöſers das vollkommenſte und bewundernswürdigſte Beyſpiel des Gehorſams gegen Gott, der Liebe gegen eine ganze Welt voll unwürdiger Menſchen, daß größte Exempel der Demuth, Verleugnung und Großmuth in allen Verfolgungen und Leiden, bey aller Unſchuld, und ſelbſt in dem peinlichſten Tode. Dieſe Geſchichte, dem Schüler, wenn er gehörig dazu vorbereitet iſt, aus ihrem hohen Geſichtspunkte von dem Lehrer mit Ernſt und Leben gezeigt, wird auf ſeinen Verſtand und auf ſein Herz den tiefſten Eindruck machen, und bey mancher frommen Thräne ihn fühlen laſſen, was er dieſem ſeinen Gott und Erlöſer für Ehrfurcht, Liebe und Gehorſam ſchuldig ſey. Aber wie oft läßt man uns bey dem erſten Unterrichte in der Religion Begriffe auswendig lernen, die wir nicht verſtehen, Worte herſagen, deren Laut wir nur denken, Lehrſätze ins Gedächtniß prägen, die für uns mit Finſterniß umgeben ſind. Wie oft erweckt man uns in den erſten Jahren durch trockne und langweilige Erklärungen einer Glaubenslehre, oder durch Auswendiglernen eines Catechismi, einen Ekel an der Religion, da doch nichts geſchickter iſt, unſer Herz zu rühren und zur Liebe Gottes zu bewegen, als eben ſie; Wie oft lehrt man uns Gebete, und gewöhnet uns dieſe gedankenloſe Andacht auf unſre künftigen Jahre an! Ich fürchte, daß der Ekel gegen die Weisheit und Tugend der Religion bey vielen größten Theils von der elenden Methode, uns dieſelbe in der Jugend beyzubringen, herrühre. Ich verweiſe ſie wegen der Art, wie man dieſen erſten Unterricht von Gott und der Religion einrichten ſoll, auf die lehrreichen und trefflichen Blätter in dem Nordiſchen Aufſeher.*) Man kann auch dieſen Unterricht, von dem wir itzt geredet haben, noch lebhafter machen, wenn man gute Kupferſtiche zu Hülfe nimmt, worinnen die merkwürdigſten Beyſpiele und Handlungen der Schrift beredt vorgeſtellet ſind. Wir haben von einem Künſtler in Augsburg, Philipp Andreas Kilian, gute Kupferſtiche ſolcher Art, nach den Gemälden der beſten Maler, erhalten, und die noch dazu nicht hoch zu ſtehen kommen.

---

*) 1 Moſ. 32, 10.

Mit dieſen Beyſpielen der Schrift verbindet der Lehrer die guten Exempel aus der Profangeſchichte des Alterthums, aber mit großer Behutſamkeit, damit ſein Schüler die Tugend der Vernunft, der bald eigenſinnigen bald abergläubiſchen Vernunft, nicht mit der Tugend der Religion, die Tugend des Ehrgeizes und Temperaments nicht mit der Tugend eines erleuchteten Verſtandes und Gott geweihten Herzens, oder die Weisheit und Rechtſchaffenheit eines Sokrates und Ariſtides nicht mit der Weisheit und Frömmigkeit eines David oder Paulus vermenge; daß er nicht glaube, als machten etliche einzelne große Handlungen, die ins Auge fallen, ſchon den tugendhaften

---

*) Siehe im II. Theile das 88. 89. 90. 91. 92. und 93. St. Ingleichen Schmahlings Ruhe auf dem Lande, im I. Th. a. d. 94. u. f. S. Anmerk. des Verf.

Charakter eines Mannes aus. Vergißt man dieſes nicht bey den berühmten Beyſpielen der Alten: ſo kann man ſie mit Rechte zu Lehrern der bürgerlichen Tugenden aufſtellen, und die rühmliche Begierde, ſich ihnen zu nähern, in dem Herzen der Jugend erwecken; aber ohne eingeſtreute Betrachtungen wird das Leben eines tugendhaften Heiden ein ſehr dunkler und ungetreuer Spiegel für ſie bleiben.

Das Privatleben eines weiſen und frommen Mannes iſt unſtreitig für die Jugend lehrreicher, als das glänzende Leben der Großen. Man ſuche ſolche Lebensbeſchreibungen nachahmungswürdiger Perſonen allerley Standes und beiderley Geſchlechts auf, die mit Geſchmacke und Beredſamkeit, wie das Leben eines Gesners von Erneſti, und das Leben eines jungen Braunſchweigiſchen Prinzen von Jeruſalem, oder das Leben Luthers von Schröckh beſchrieben ſind, und man leſe ſie mit ſeinem Untergebenen achtſam durch: ſo wird man ihm zu gleicher Zeit eine Nahrung für das Herz und für den Geſchmack geben und ſeine Liebe zum Leſen noch mehr erwecken. Giebt es in der Familie des Schülers rühmliche Beyſpiele und gute Nachrichten von ſeinen Vorfahren, oder hat der Lehrer dergleichen in ſeiner Bekanntſchaft: ſo werden ſie ſeinen Schüler deſto mehr reizen, je näher ſie ihn angehen. Ueberhaupt ſollten bey einer guten Erziehung die täglichen Beyſpiele der Aeltern und Verwandten, des Aufſehers, der Bedienten,

ten, der jungen Freunde des Knaben's, ſichtbare Regeln guter Sitten für ihn ſeyn. Es iſt bekannt, daß ein groſſes Theil der chineſiſchen Tugend, die man in unſern Tagen ſo ſehr vergöttert hat, in der Erziehung ihrer Kinder und in der Regierung des Hausweſens, beſonders aber darinnen beſteht, daß ſie die Jugend nicht ſo wohl durch Lehren und Grundſätze, als durch die Beyſpiele der Verſtorbnen und Lebenden unterrichten, deren Tugenden ſie ihnen zu erzählen nicht müde werden. Jeder Hausvater, jede Mutter und jeder älteſte Sohn des Hauſes iſt nach den Geſetzen des Landes verbunden, das Beyſpiel der bürgerlichen Tugend zu ſeyn, wenn er nicht höchſt unglücklich werden will. Und die Kinder ſind verbunden, dieſe Beyſpiele faſt göttlich zu verehren, und ihren Aeltern und bey ihren Verwandten eine ungemeſſne und übertriebne Liebe zu erzeigen. Ihr merkwürdigſtes Exempel der Tugend iſt ſtets der Kaiſer, der für einen Sohn des Himmels gehalten wird, und deſſen Wandel, ſo lange er den Landesgeſetzen folgt, eine ſichtbare Auslegung der Tugend und der Befehle des Himmels iſt; auf die das ganze Volk gewieſen wird. So viel fehlerhaftes in der Anwendung dieſes Mittels von den Chineſern begangen wird: ſo bleibt doch das Mittel und der gute Erfolg derſelben ein Beweis der Klugheit und zugleich ein Beweis von der Kraft der Beyſpiele bey der Erziehung.

* * *

Drey und zwanzigſte Vorleſung.

Von den Pflichten der Erziehung in den zunehmenden Jahren der Kinder.

Ich habe Ihnen, meine Herren, in der letzten Vorleſung die Pflichten einer guten Erziehung der Kinder in ihren zarteſten Jahren, und die erſte Bildung ihres Verſtandes und Herzens entworfen. Aber will man die Früchte davon nicht ſelbſt vernichten, ſo muß man dieſe Bemühung in den folgenden Jahren um deſto eifriger fortſetzen, je mehr mit denſelben zugleich die Fähigkeiten der Kinder zunehmen.

Um alſo die Kenntniſſe des ſchon denkenden Knabens zu erweitern, kehrt der Lehrer wieder mit ihm in die Natur zurück, und unterhält ihn mit ihren Wundern, welche zu faſſen, ſein Verſtand vom zehnten und zwölften Jahre an fähiger wird. Er führt ihn auf unſer Himmelsſyſtem, lehrt ihn die Zahl, den Lauf, die unermeßliche Größe der himmliſchen Körper, der Sonnen und Planeten, den erſtaunenswürdigen Abſtand derſelben, die Erde mit ihren Verhältniſſen gegen die Sonne, die wohlthätigen Einflüſſe der Sonne, der Luft, des Waſſers, der Jahreszeiten, des Tagewechſels kennen,

nen, und überall läßt er ihn die Weisheit, Macht und Güte ihres Urhebers in der Schönheit, Ordnung, Pracht und Nutzbarkeit der Natur bewundern. Der Lehrmeiſter hat auf dieſem Pfade treffliche Vergänger. Er darf nur einem Sulzer, Derham, Hervey und Pluche nachgehen. Die Erde allein mit ihren Schätzen, und der Menſch mit ſeinem wundervollen Korper iſt eine unerſchöpfliche Quelle der Erkenntniß und Weisheit, der nützlichſten und anmuthigſten Erkenntniß. Das Gedächtniß des Knabens mit der Naturlehre anfüllen, das iſt wenig. Dadurch wird er nicht gebeſſert. Nein, die erſten Eindrücke der Natur müſſen zugleich Eindrücke der Religion und des Vergnügens ſeyn; und ich fürchte, die Lehrmeiſter ſind größten Theils Schuld, wenn dieſe Eindrücke ausbleiben.

Aus eben dieſem Geſichtspunkte fängt der kluge Anführer nunmehr an, ſeinen Schüler in das weitere Feld der Geſchichte mit dem Geiſte eines Boſſuet und Cramers zu leiten. Die Geſchichte, moraliſch betrachtet, was iſt ſie, als ein Commentarius über den Menſchen, über ſeine Weisheit und Thorheit, über ſeine Tugenden und Laſter, über ſein Glück und Unglück? Und iſt ſie nichts mehr? Iſt ſie nicht zugleich eine Auslegerinn der göttlichen Vorſehung und ihres beſondern Einfluſſes in die Schickſale ganzer Völker und einzelner Menſchen? Was iſt lehrreicher für den ſtolzen Verſtand, als in der Geſchichte ſichtbar unterrichtet zu werden, wie wenig alle Weiſen und unter ihnen ſo groſse Männer, die das Geſchlecht der Menſchen beſſern wollten, ausgerichtet haben, weil ſie ihre Weisheit nicht auf die Furcht Gottes bauten; wie ſie zwar ſchöne Gebote und Lehren gaben, aber Lehren ohne Gewicht, ohne die Bewegungsgründe ewiger Belohnungen und Strafen einer gütigen und heiligen Gottheit; wie ſie zwar den Verſtand unterrichteten, aber nicht wußten, durch was für Mittel ſie den unterrichteten Verſtand in ſeiner Ueberzeugung gegen ſo viele Anfälle der Sinne und der Leidenſchaften unterhalten ſollten; wie ſie zwar die Tugend rühmten, und doch ungeſchickt waren, dem Herzen die Willigkeit und Kraft zu geben, das Gute zu lieben und auszuüben, und das Laſter mit ſeinen für unſre Natur zu reizenden Annehmlichkeiten zu erſticken; wie ſie zwar die Ausbrüche des ſchädlichen Laſters verdammten, aber den Sitz der Laſter, die böſen Begierden, unangegriffen ließen? Wie leicht wird es ſeyn, den Vorzug, die Hoheit und Göttlichkeit, welche der Weisheit der Religion vor der Weisheit der Vernunft eigen iſt, zu zeigen, wenn man in der Geſchichte aufrichtige Vergleichungen anſtellt! Wie ſehr werden endlich die in das Herz eingedrückten Empfindungen von einer gerechten Vorſehung durch die Geſchichte erwecket, wenn uns in den Begebenheiten, die ſie uns erzählt, die belohnende oder rächende Hand der Vorſehung ſo oft ſichtbar wird! Und wie ſehr verkündiget ſelbſt das in dieſem Leben unbeſtrafte Laſter, oder die unbelohnte Tugend, noch eine zweyte Haushaltung Gottes, wo er jeglichem nach ſeinen Werken lohnen wird!

So wie die Einſicht des Schülers wächſt, ſo muß auch ſtufenweiſe der förmliche Unterricht in der Religion wachſen. Watt und Saurin, und in unſrer Kirche Jacobi und Schubert und Andre mehr haben dieſe Stufen des zunehmenden Unterrichts in ihren Anleitungen bemerket, ſo wie der erſte einen doppelten hiſtoriſchen Catechismum beygefüget hat. Der Lehrer muß zu beurtheilen wiſſen, wie er ſich dieſer und Andrer Arbeiten, z.E. des Jocardi vortrefflichen Catechetiſchen Unterrichts, nach der Fähigkeit ſeiner Untergebenen, bedienen kann. Er muß ſich ſtets erinnern, daß die Religion der Jugend zwar gründlich, aber darum nicht unverſtändlich, zwar in einer guten Ordnung, aber darum nicht in einem trocknen und tiefſinnigen Lehrgebäude müſſe vorgetragen werden. Wir müſſen richtige und würdige Begriffe von den heiligen Lehren des Glaubens und des Lebens uns machen lernen; aber warum vornehmlich? Damit wir die Religion als göttliche Weisheit verehren, lieben und ihr willig gehorchen, daß wir ſie als die größte Wohlthat von Gott und als den einzigen Weg zur wahren Glückſeligkeit erkennen lernen. Sollte uns eine ſolche Wiſſenſchaft in einer dunkeln und verdrüßlichen Lehrart vorgetragen werden?

Die Poeſie hat einen beſondern Reiz für die Jugend, und darum wird der Lehrer frühzeitig mit ſeinem Schüler dieſem Reize folgen, und auch durch die Poeſie ſein Herz zu nähren ſuchen. Er wird ihm die beſten Stellen der Dichter bekannt machen, in welchen edle Grundſätze und Empfindungen ſchön eingekleidet ſind. Er wird mit ihm von den Fabeln und Erzählungen zu der Claſſe der Lehrgedichte fortgehen. Er wird ihm die Schönheiten einer Stelle oder eines kurzes Gedichts durch kleine Anmerkungen empfindlich machen, und ihn unvermerkt durch öfteres Leſen nöthigen, ſie ſich ins Gedächtniß zu drücken. Geſetzt ſein Schüler verſtünde keine als die Mutterſprache: ſo ſind unter den Poeſien der Haller, Hagedorne, Schlegel, Cramer und andrer großen Dichter Gegenſtände genug für ein jugendliches Herz. Warum ſollte ein Knabe von neun oder zehn Jahren nicht eine frohe und nützliche Arbeit unter der Aufſicht ſeines Lehrers unternehmen, wenn er täglich eine Stunde in einem Dichter, oder in dem Zuſchauer und Nordiſchen Aufſeher die faßlichſten Blätter läſe? Sein Anführer darf nur mit ihm leſen: ſo wird der Knabe zu gleicher Zeit für den Geſchmack, für die Einſicht, und für die Tugend leſen lernen. Man klagt mit Rechte, über den Ekel, den junge Leute gegen das Leſen haben; aber man ſollte auch über die ſchlechte Wahl der Bücher klagen, die man ihnen zu leſen giebt. Man klagt, daß ſie ſo flüchtig und ohne Vortheil leſen; aber warum zeigt man ihnen die Vortheile des Leſens nicht früh? Warum erweckt man ihr Gefühl gegen das Schöne und Gute der Schriftſteller nicht mit größerer Sorgfalt? Das Leſen iſt an und für ſich keine Tugend; es iſt wahr. Aber es iſt doch ein ſicheres Hülfsmittel zur Weisheit und Tugend; und alſo muß bey einer guten Erziehung vornehmlich darauf geſehen werden, daß junge Leute mit Geſchmack und Empfindung leſen lernen. Man muß den Knaben zur Arbeitſamkeit gewöhnen; aber heißt dieſes nur, ihn nöthigen, daß er des Tages vier bis fünf Stunden bey ſeinen Büchern und Papieren ſitzen, und den Verdruß darüber verbergen lerne? Der wird nie arbeitſam gemacht, der nicht mit Luſt und Verſtand arbeiten lernet. Durch das Leſen aber kann man das Nachdenken des Knabens üben; man kann ihn ermuntern, ſich das Geleſene in ſein Diarium ſtellenweiſe aufzuzeichnen, und kleine Anwendungen dazu zu ſetzen, und ſich alſo Schätze ſammeln zu lernen, die ihm wirklich Mühe koſten, und doch auch angenehm ſind. Strengt man ihn im Leſen nicht zugleich, ſeiner Fähigkeit gemäß, an: ſo wird er nur aus Wolluſt leſen, und nicht mit ſeinem Verſtande arbeiten lernen. Strengt man ihn an, bloß um ihn zur Arbeitſamkeit zu gewöhnen: ſo wird man ihn in einen verdrüßlichen Ekel ſtürzen.

Der ſorgfältige Gebrauch der Zeit iſt eine ſchätzbare Tugend, die der Jugend frühzeitig beygebracht werden muß. Man muß ſie unvermerkt zu einer beſtändigen Anwendung derſelben zu führen und ſie zu gewöhnen ſuchen, daß ſie bey dem Ende eines jeden Tages Rechenſchaft von ſich ſelber fordern, und ihre getriebnen Beſchäfftigungen überdenken lernen. Zu dieſer Aufrichtigkeit und Rechenſchaft hält der Lehrer ſeine Untergebenen liebreich an; und ſie müſſen oft ſchriftlich die Fehler, die ſie bey der Anwendung der Zeit begangen, und auch ihren Fleiß bemerken, ſich vor ſich ſelbſt ſchämen, und über ſich ſelbſt freuen lernen. Der kluge Lehrer kann viel ausrichten, wenn er nur unverdroſſen und ſorgſam und nicht durch den Eigenſinn der Aeltern gefeſſelt iſt.

An dem Leſen und Schreiben, an der Muſik, an der Rechenkunſt, an dem Zeichnen, an den Leibesübungen muß der Knabe Aufmerkſamkeit und Arbeitſamkeit lernen; an der genauen Eintheilung und Beobachtung dieſer Stunden die künftige Ordnung in ſeinen Geſchäfften, und an der Aufſicht und richtigen Verwahrung ſeiner Bücher, Papiere, Briefe, Geräthſchaften und Zeitvertreibe, die Sorgfalt der Oekonomie. Es iſt ein großes Unglück, daß man uns von Jugend auf die Kunſt nicht lehret, ſich ſtets nützlich und doch nicht zur Unzeit zu beſchäfftigen; und ein Unglück für vornehme Kinder, daß man das zu ſehr durch Andre für ſie thun läßt, was ſie ſelbſt ſollten thun lernen. Warum überlaſſen oft ſo viele Große in ihrem Leben die Beſorgung gewiſſer Geſchäffte, die ſie ſelbſt führen ſollten, dem Fleiße und dem Gewiſſen Anderer?

derer? Aus Bequemlichkeit. Und hat nicht oft dieſe Bequemlichkeit ihren Hauptgrund in der erſten Erziehung? Warum können ſie keine körperlichen Beſchwerden, die doch von ihrem Stande oft unzertrennlich ſind, ausſtehen? Warum fliehen ſie vor aller Arbeit? Man gebe nur in ihre erſten Jahre zurück, und man wird die Quelle leicht finden. Warum hält es der Vornehme für eine unentbehrliche Glückſeligkeit, alle Augenblicke ſorgfältig bedienet zu werden; für ein Glück, deſſen Mangel ihn troſtlos machen würde? Weil er in ſeiner Jugend, ſich ſelbſt zu bedienen, nicht weislich gelehret wurde.

Dieſer Gemächlichkeit, die den großen Tugenden ſo hinderlich iſt, dieſem Hange zur Bequemlichkeit muß der Lehrer durch die Arbeitſamkeit wehren, und den Knaben anhalten, ſolche Bemühungen über ſich zu nehmen, die ſeinem Geiſte, ſeinem Körper, ſeiner Geſundheit, ſeinem künftigen Stande dienlich ſind. Da die Weichlichkeit des Körpers ein großes und ſtets zunehmendes Hinderniß der Seele und der Tugend iſt; ſo muß er um ſo viel mehr die Erziehung ſeines Lehrlings von dieſer Seite her in Sicherheit ſetzen, ihn die Koſtbarkeit der Morgenſtunde ſchätzen lehren, um ihn vor der Wolluſt des Schlafes und des weichen Bettes zu bewahren, ſeinen Körper durch Leibesübungen abhärten, ihn vorſichtig an die Erduldung der verſchiednen Witterungen und Jahrszeiten von den erſten Jahren her gewöhnen, ihn lehren, das

Vergnügen der Mahlzeit nicht in den Speiſen allein, ſondern in heitern Geſprächen zu ſuchen, und ſich das wohlſchmeckende Gericht durch das Andenken der vollendeten Geſchäffte und durch die Würze des erarbeiteten Hungers noch mehr zu verſüßen.

Die Habſucht iſt oft eine frühe Neigung der Jugend, ſo wohl als die Verſchwendung; und Sparſamkeit und Freygebigkeit ſind ſo große Tugenden des Lebens, daß ſie in jungen Gemüthern von je her erwecket werden müſſen. Der Knabe lerne in der Verwaltung ſeines kleinen Vermögens unter der Aufſicht ſeines Führers die Anfangsgründe der Sparſamkeit. Er dürfe kaufen; aber er werde gelenket, das Nothwendige dem bloß Angenehmen, das Beſſere dem Geringern vorzuziehen. Er lerne früh von den Ausgaben für ſein Vergnügen den Aufwand zu einem guten Buche und das Geld zu einem frohen Allmoſen erſparen. Man laſſe den Elenden und Armen vor ihm erſcheinen, und ſeine Hand gegen ihn willig, wie ſein Herz mitleidig, werden. Er ſey nie ſo arm, daß er nicht wenigſtens einen Scherf zu einer Gutthat anwenden könne; und das Vergnügen, einen Hungrigen mit einem Biſſen Brodte zu ſtärken, einen Durſtigen mit einem friſchen Trunke zu laben, müſſe ſeiner jungen Seele Wolluſt und ſeinem Auge der herrliche Anblick werden. Scheint er zur Verſchwendung geneigt, ſo kehre man ſie auf die Seite der Freygebigkeit. Und wenn er zu viel und ſo unvorſichtig giebt: ſo erſetze man ihm den Verluſt nicht, ſondern laſſe ihn in die Umſtände kommen, daß er angeſprochen wird, und nichts geben kann; daß er gern etwas kaufen möchte, und es durch ſeine Schuld nicht kaufen kann; daß er gern ſeinen jungen Freund bewirthen möchte, und es nicht thun kann; daß er gern ſeinen treuen Bedienten für eine Sorgfalt belohnen möchte, und es nicht kann. So wird man ihm die Sparſamkeit durch ſichtbare Gründe nothwendig und ſchätzbar machen.

Dankbarkeit, **Dienſtfertigkeit**, **Treue**, **Verſchwiegenheit**, **Vertragſamkeit**, ſollen billig auch Tugenden der erſten Jahre ſeyn; und die Kunſt der Erziehung beſteht darinnen, daß man ſie die Jugend bey allen Gelegenheiten ausüben laſſe, und ihr alsdann ſo wohl die Schönheit und Wichtigkeit derſelben, als das Häßliche des Gegentheils zeige. Die Wortdankbarkeit, zu der man Kinder gegen ihre Aeltern anhält, bringt ſie oft auf einen kindiſchen Begriff der Dankbarkeit. Man führe ſie dahin, wo ſie durch Gehorſam in Fällen, die ihnen Ueberwindung koſten, ihre Aeltern aus Dankbarkeit vergnügen können. Auch der Niedrigſte, der ihnen einen Dienſt gethan, müſſe ihrem Gedächtniſſe nicht entfallen. Der Schüler lerne, daß man allezeit Gelegenheit hat, dienſtfertig zu ſeyn, daß eine Fürbitte, ein guter Rath, daß Mitleiden, oft mehr Dienſt ſey, als das Geld, das man giebt; daß die Art, mit der man dienet, dem Dienſte den größten Werth giebt und nimmt; daß die Hochachtung, die man Andern nicht verſagt, die Höflichkeit, mit der man den Niedrigſten begegnet, die Güte, mit der man aus Unvermögen eine Bitte abſchlägt, die Aufmerkſamkeit, mit der man das Elend der Bittenden anhört, oder mit der man in der Geſellſchaft zuhört, zuweilen die Stelle des Dienſtes vertrete, den man wirklich zu leiſten außer Stande iſt; und daß man alſo ſtets Nahrung zur Dienſtfertigkeit finde. Eben dieſes laſſe man das Kind in den Gelegenheiten, die ſich zeigen, oder die wir klüglich veranſtalten, erfahren.

Kann der Knabe nicht ſchon das Edle und Nützliche der Treue und Verſchwiegenheit in dem Umgange mit ſeinem jungen Freunde, mit ſeinen Blutsverwandten, mit ſeinen Aeltern und Lehrern ſchmecken lernen? Eine ſorgfältige Anführung, die fortgeſetzet und von guten Beyſpielen unterſtützet wird, thut Wunder für das Herz der Jugend; und was kann alſo die Pflicht der Aeltern anders ſeyn, als ihr dieſe Erziehung ſelbſt zu geben, oder durch geſchickte und gewiſſenhafte Perſonen geben zu laſſen, und wenn es möglich iſt, ihren Uebungen des Unterrichts oft beyzuwohnen? Ein Geſchäffte, zu dem ein Paul Aemil, ein Auguſtus, nich zu groß geweſen ſind, und das viele unſerer alten Fürſten und Fürſtinnen für die wichtigſte Pflicht gehalten haben.

Auch weiſe Belohnungen und Strafen der Kinder ſind bey der Sorgfalt für eine gute Erziehung eben ſo unentbehrlich als wichtig. Alle die Dinge, welche der Eitelkeit und Sinnlichkeit des Menſchen ſchmeicheln, ſollen nur ſelten und ſehr vorſichtig zu Belohnungen der Kinder angewandt werden. Man belohne ihren Fleiß wenig mit Näſchereyen, Spielwerken, neuen Kleidern und Freyſtunden, und weit mehr mit nützlichen Dingen, Büchern, Inſtrumenten und Werkzeugen, und mache ihnen die Kenntniß dieſer oder jener angenehmen und nützlichen Sache zur Vergeltung ihres Gehorſams. Unter die beſten Belohnungen gehören vorzüglich die Merkmaale der Liebe und des Beyfalls. Ein verdienter Beyfall muß die Folgſamkeit des Kindes ermuntern, und es muß ſein Wunſch ſeyn, den vernünftigen Zuſchauern ſeines Lebens zu gefallen. Dennoch iſt die Triebfeder der Ehrbegierde, durch die man ſein Herz zum rühmlichen Verhalten in Bewegung ſetzen will, eine gefährliche Triebfeder in den Händen vieler Aeltern und Aufſeher. Immer den Kindern vorſagen, wie ſchön es ſey, Andre zu übertreffen, wie viel Gutes man von dieſem Knaben und von ſeiner Aufführung ſpreche, wie jener Mann durch ſeine Geſchicklichkeit zur höchſten Würde, dieſer durch ſeinen Fleiß zu Reichthümern und zu einem allgemeinen Anſehen gelanget ſey; wie viel Ruhm ſich dieſer erſchrieben, jener erfochten, und ein Andrer ſich durch ſeine Redlichkeit erhandelt habe, heißt junge Herzen nicht gegen das Gute, ſondern gegen den Ruhm, gegen Pracht und Anſehen und Wolluſt empfindlich machen, und die Ehrſucht und den Neid zu Herrſchern ihrer Gemüther einſetzen. Ein unſeliges Verfahren; denn es erweckt und nährt den Stolz; und dieſer, wenn er gleich in rühmliche Thaten ausbricht, iſt nichts beſſer, und vergiftet die Seele eben ſo wohl, als der Geiz. Hat die Würde der Tugend, und der Himmel, keine größern Ermunterungen für die Liebhaber des Guten? Und folgen denn Ehre, und Anſehen, und Würden ſo gewiß der Tugend nach, als man uns in unſern jüngern Jahren praleriſch verheißt? Und wenn wir nun die Tugend nicht reich, nicht groß, und uns endlich ſelbſt von dieſen Belohnungen verlaſſen ſehen; was wird da aus dem Syſteme unſrer Tugend werden? Iſt kein belohnender Zeuge alles Guten gegenwärtig, auf den man uns zurück führen könnte, um uns durch göttliche und nicht bloß durch bürgerliche Bewegungsgründe auf der Bahn des Guten zu ſtärken?

Man muß junge Herzen anfeuern, alles auf die rühmlichſte und vollkommenſte Art zu thun, folgſam, arbeitſam, wahrhaft, liebreich, beſcheiden, mäßig, demüthig, dankbar, klug und verſtändig zu ſeyn, das iſt wahr; aber nicht um Andre zu übertreffen und ſich über ſie empor zu ſchwingen, ſondern um in allen ſeinen Neigungen und Handlungen die ewige Regel zu beobachten, welche der Allmächtige feſtgeſetzet und durch die Vernunft und ſein Wort offenbaret hat, und um ſeines Wohlgefallens und der Liebe der Vernünftigen würdig zu werden. Dieſes ſey der einzige Ehrgeiz, den man der Jugend einzuflößen nicht müde werde. Daß ſie aus Abſicht, den Willen Gottes zu thun, in allen Umſtänden das Beſte wähle und ſich kein Hinderniß davon abhalten laſſe; das ſey ihr höchſtes Syſtem der Ehre und Nacheiferung! Wer rühmlich handelt, weil er keinen Beſſern, keinen Klügern und Geſittetern über ſich ſehen will, der iſt aus der böſeſten Neigung, aus Neid, gut; der muß heimlich wünſchen, daß Andre nicht ſo gut ſeyn möchten; der muß ſich freuen, wenn er ſieht, daß ſie es nicht ſind, und ſich kränken, wenn ſie Vorzüge haben. Welche niederträchtige Gemüthsbeſchaffenheit! Und gleichwohl iſt es diejenige, zu der man uns durch die Triebfeder der Ehrſucht und des Vorzugsſtreites nicht ſelten in unſrer Jugend ſo ämſig aufmuntert! Um Ruhm zu haben, lehrt man uns weiſe und tugendhaft zu ſeyn; das heißt, man macht uns erſt eitel und ſinnlich, um uns rechtſchaffen zu machen. Man beſeelet uns mit der Begierde, Andre zu übertreffen, und zugleich mit der Geringſchätzung gegen diejenigen, die weniger Talente und Glück beſitzen, als wir. Man lehrt uns die Hochachtung unſrer ſelbſt, nicht anders, als ob es zu befürchten wäre, daß wir die Tugend der Demuth übertreiben würden. Man erfüllt unſern Verſtand mit guten Grundſätzen, und bläht das Herz zugleich mit Eitelkeit auf. Man lehrt uns Künſte, Wiſſenſchaften und Gewerbe treiben, damit uns die Welt bewundere, und wir der Welt durch Geſchicklichkeit und Glanz immer ins Auge fallen. In der That, eine würdige Abſicht, warum uns Gott mit ſo edlen Kräften der Seele auf den Schauplatz des Lebens geſtellet hat! Wenn unſre Geſchäffte, in denen der größte Theil unſers Lebens verbracht wird, kein Gegenſtand der Tugend, keine Schule des Gehorſams gegen den Geber unſers Lebens ſeyn ſollen; was iſt alsdann die Tugend? Und in der That; ein Hochmüthiger hat gar keine Tugend, wenn der Stolz keine iſt. Man macht durch die Ehrſucht junge Theaterkönige, die ihre Rolle gut ſpielen, damit ſie das Händeklatſchen der Logen und des Parterre erbeuten. Man macht Heuchler und ewige Lügner aus ihnen, die aus Eitelkeit etwas ſeyn wollen, was ſie nicht ſind, und das ſcheinen wollen, was ſie nicht ſeyn können, und oft nicht werden mögen. Sie lernen ihre Schwäche künſtlich verbergen, anſtatt ſie zu verbeſſern; ihre Fehler leugnen, anſtatt ſie zu geſtehen und abzulegen. Sie lernen die Miene, den Ton, die Stellung des Geſitteten und Höflichen und Dienſtfertigen annehmen, und ſich einbilden, daß ſie dieſes ſind; ſie lernen alſo ſich ſelbſt belügen, indem ſie Andre hintergehen. Damit der Andre nicht beſſer ſey, als der ehrgeizige Knabe, wird dieſer gar bald jenen verkleinern, ihm Fehler andichten, die wahren aber ausbreiten und vergrößern lernen. Auf ſolche Art wird er den Grund zu dem haſſenswürdigen Charakter legen, da man das Gute an Niemanden, als an ſich ſchätzet, das Verdienſt Niemanden gönnet und es am wenigſten an ſeines Gleichen oder an den Niedrigern dulden kann. Verträgt ſich dieſer Charakter mit der Vernunft: ſo iſt die Vernunft eine elende Anführerinn zum Guten. Und gehört es zur guten Erziehung, der Jugend die Ehrſucht beyzubringen und ſie durch ihre Belohnungen zu rühmlichen Abſichten und Thaten zu bilden: ſo iſt eine niederträchtige Erziehung für das Herz nicht viel gefährlicher, für die Welt aber ſelbſt weniger ſchädlich, weil ſie weniger gemein iſt als jene, wie tauſend ehrſüchtige Beyſpiele in allen Häuſern beweiſen können. Man irrt, wenn man glaubt, daß dieſer Fehler der Erziehung nur in den vornehmen Häuſern herrſche. Auch die niedrigſte Hütte hat ihren Stolz, der bald zu einer anſteckenden Seuche für die Kinder wird.

Was die Strafen anlanget, deren man ſich bedienen ſoll; ſo iſt es vielleicht genug, wenn ſich Aeltern und Führer ſtets erinnern, was ſie beſtrafen und warum ſie ſtrafen, um die beſten Arten und den rechten Grad der Strafen ausfündig zu machen. Man beſtrafet die Fehler an Kindern, damit ſie ſolche nicht mehr begehen. Wie ſorgfältig ſollte man alſo ſeyn, den Fehler in ſeiner erſten Geburt zu beſtrafen, ehe er unglückliche Gewohnheit wird! Eine einzige feyerliche Züchtigung würde bey dem Anfange genug geweſen ſeyn; und bey dem ſchon oft wiederholten

Fehler langt oft eine zehnfache Beſtrafung nicht bis zur Abſicht der Strafe. Das Kind, das im zehnten Jahre mit aller Strenge nicht von der Unwahrhaftigkeit, der Halsſtarrigkeit, der Rachſucht, zurück gehalten werden kann, würde im vierten und fünften Jahre bey den erſten Ausbrüchen dieſer Leidenſchaften mit geringer Schärfe und vielleicht mit einer einzigen ernſthaften Züchtigung zu heilen geweſen ſeyn, wenn man dieſe Fehler nicht aus Unvorſichtigkeit oder aus einer barbariſchen Liebe überſehen hätte.

Man mache einen ſorgfältigen Unterſchied zwiſchen den Fehlern des Herzens und den Fehlern der Uebereilung und Thorheit, zwiſchen den Fehlern des weſentlichen und des zufälligen Wohlſtandes. Ein Fehler des Herzens erhalte nie Nachſicht und Vergebung, bis man die Kinder nicht das Häßliche deſſelben hat fühlen laſſen. Haben ſie zu wenig Verſtand, die Gründe und Vorſtellungen von der Strafbarkeit des Böſen einzuſehen, das ſie gethan: ſo werde die Strafe ihre Lehrmeiſterinn, die Entziehung der Gewogenheit, der kleine Kerker, der Hunger, je nachdem es die Beſchaffenheit des Naturells und der Jahre erfordern. Und nie ſey die Kränklichkeit des Kindes eine Urſache zur Nachſicht gegen ſeine böſen Neigungen. Böſe Neigungen verſtärken die Krankheiten des Körpers, und ſind ſelbſt die gefährlichſte Krankheit. Lieber das ſchwächliche Kind um ſeiner Bosheit willen bis auf das Blut geſtraft, als in ihm ein unſeliges Geſchöpf zu ſeiner und Andrer Marter und zum Mißfallen des Höchſten aufwachſen laſſen. Die Widerſetzlichkeit des Kindes gegen die Aeltern und Lehrer, der ſchrecklichſte Fehler, den man dulden kann, wird mit den Jahren Aufruhr und Empörung in allen Verhältniſſen des Lebens. Eben der Knabe, der ſeinen Aeltern den Gehorſam verweigert, wird ihn dem Obern, dem Könige verſagen, und Gott ſelbſt. Eben der, der in ſeiner Jugend nicht gehorchen lernte, wird die Geſetze der Ordnung als Jüngling und Mann unter die Füße treten, und ſich durch Ungeſtüm und Wut die Bahn der Ungebundenheit, es koſte Ehre oder Blut, öffnen. Man hüte ſich nur, daß man die Fehler der Kinder nicht im Zorne, ſondern mehr mit kaltem Blute ſtrafe; man überzeuge ſie, daß man ſie aus Liebe züchtige; und laſſe keine Fürbitte bey einem Fehler der Bosheit, auch in ihren erſten Jahren, gelten. Ein veranſtalteter Betrug, den ſie begehen, wird oft unſinnig, als Witz des Kindes, bewundert, und er ſollte zum erſtenmale gleich auf das ſchärfſte beſtrafet werden. Ein Fehler des äußerlichen Wohlſtandes wird oft hart beſtrafet, und dem Knaben ewig vorgehalten; und eine feine Unwahrheit überſieht man ihm. Gleichwohl ſollte auf dieſe die empfindlichſte Strafe und auf den Fehler der erſten Art nur eine geringe Ahndung folgen. Auf dieſe Weiſe werden Kinder zu einer unglücklichen und unrichtigen Art zu empfinden und ſich zu ſchämen verwöhnt. Sie lernen vor dem geringern Fehler erſchrecken, und bey dem wahren Böſen gleichgültig bleiben. Der Trieb der Schamhaftigkeit, der ſo göttliche Wächter der Tugend, wird nur auf Kleinigkeiten und auf das Aeußerliche der Handlung, nicht auf das Unerlaubte der Neigungen und der That ſelbſt geleitet. Und ſo ſieht man Kinder, denen das Blut ins Geſichte ſteigt, wenn ſie einen Fehler des Wohlſtandes bey der Tafel aus Unvorſichtigkeit begehen, die bey einem Flecken im Kleide zittern; und die doch mit frecher Stirne eine Lügen vorbringen, und einen Fluch zum Beweiſe hinzuſetzen, mit kaltem Blute ein Thier ermorden, ohne Schamröthe eines Gebrechlichen ſpotten, und den klügern Bedienten die ſchrecklichſten Namen beylegen. Man ſey alſo aufmerkſam bey den Fehlern, und lehre das Kind da vornehmlich erſchrecken und ſich ſchämen, wo es die Vernunft am meiſten befiehlt. So oft man durch Sorgloſigkeit, durch üble Beyſpiele, durch unproportionirliche Strafen den natürlichen und wundervollen Trieb der Schamröthe in den Kindern unrichtig lenket, oder matt werden läßt: ſo oft handelt man wider ihr Glück, und alſo wider die Regeln einer guten Erziehung. Die Regel der Alten: *man habe für den Knaben die größte Ehrerbietung*; iſt eine der weiſeſten. Man verfahre nur in Geberden, Worten und Handlungen, in allen erlaubten Dingen, die man in ſeiner Gegenwart thut, ſtets ſo ſorgfältig, als man im Beyſeyn des weiſeſten, vornehmſten und frömmſten Mannes thun würde: ſo hat man dieſe Regel der Behutſamkeit und des äußerlichen Beyſpiels erfüllt.

Eine ſo ſorgfältig fortgeſetzte Erziehung der Kinder bis in die Jahre, da ſie in die große Welt eintreten, und nun ſo wohl ihren von uns geprüften Neigungen, als auch ihren Umſtänden und dem Stande, darein ſie durch die Geburt geſetzet ſind, gemäß, eine gewiſſe Lebensart, als ihren Beruf ergreifen, wird zuverläſſig auf ihr ganzes Leben ihr Glück feſt gründen. Sie werden dadurch nicht nur geſchickter zu den Geſchäfften des Lebens, ſondern auch in ihrem Innerſten glücklicher, in ihrem Herzen edler, und zur Ewigkeit immer reifer werden. Es iſt wahr, daß dieſe ſorgfältige Erziehung in den meiſten Stücken nur in großen Häuſern, und unter den dazu günſtigen Umſtänden Statt findet. Allein man erſchrecke nicht. Wir ſehen oft, daß Töchter in einem niedrigen Hauſe an der Hand einer Mutter, die nur geſunden Verſtand und ein frommes Herz beſitzet, und Söhne an der Hand eines nicht vornehmen noch gelehrten Vaters, der aber Einſicht, Erfahrung und Tugend beſitzet, weiſer und glücklicher erzogen werden, als in dem Hauſe, wo die beſte und ſcharfſinnigſte Erziehung zu herrſchen ſcheint. Die Kraft des guten Beyſpiels, die natürlichen Gaben der Kinder und der beſondre Segen der

Vorſehung, der die Bemühungen frommer und unermüdeter Aeltern begleitet, ſind vermuthlich die Haupturſachen dieſes Glücks. Aeltern, die ihre Kinder Weisheit und gute Sitten von den erſten Jahren an, bis ſie in die große Welt treten, unverrückt durch ihre Thaten und ihr tägliches Verhalten lehren, lehren ſehr beredt, und erwerben ſich das ehrwürdige Anſehen, das ſtillſchweigend unterrichtet und auch in der Ferne ermuntert. Sie erwerben ſich dadurch die Liebe der Kinder, die zum Gehorſame die beſte Triebfeder iſt. Solche Aeltern werden endlich durch die Liebe zu ihrem Kinde und zur Pflicht oft da ſcharfſinnig, wo andre Aeltern nichts ſehen, und durch die Liebe zu Gott oft da unermüdet und ſtrenge, wo andre ſorglos oder nachſichtig verfahren. Daher kann oft ihr gutes Herz bey einem geſunden Verſtande den Kindern die glücklichſte Erziehung geben. Niedrige Aeltern, die ihre Kinder zu vernünftigen Chriſten und nützlichen Bürgern aufziehen, haben ſie auf das glücklichſte erzogen. Denn laßt den Menſchen in allen andern rühmlichen Erkenntniſſen unwiſſend ſeyn; laßt ihn in der Dunkelheit bleiben, und ſeinen Namen nicht unter den Menſchen genannt werden; wenn er nur gelernet hat, welcher Weg zum Leben führt, wer ſein Erlöſer ſey, wer ihm ſeine Sünden vergiebt und die Wunden ſeines Gewiſſens heilt; wenn er, durch die Erleuchtung der Religion, Gott über alles und ſeinen Nächſten als ſich zu lieben gelernet hat, und nach dieſen Geboten in ſeinem erwählten Berufe und Stande lebt und handelt; ſo kann er auf Erden ruhig ſeyn, ſo iſt er zum Himmelreiche gelehrt: ſo weis er alles, warum der Menſch da iſt, ſo kann er ewig glücklich werden.

Glückſelig, meine Herren, ſind wir, die wir einer guten Erziehung genoſſen; unendlich ſtrafbar, wenn wir ſie denen nicht geben, die künftig von uns gebohren oder unſern Händen zur Bildung anvertraut werden. Iſt die Erziehung das wichtigſte Werk der Aeltern und Aufſeher: ſo müſſen ſie den Segen der Vorſehung demüthig ſuchen, und ſich nicht auf ihren Verſtand bey derſelben verlaſſen. Sollte Gott wohl dieſen Segen bey der Bildung der Seelen, die er zur Tugend geſchaffen hat, verſagen? Iſt endlich die Erziehung das größte Glück der Kinder: ſo müſſen dieſe eine willige Folgſamkeit dabey beweiſen, und den Saamen einer frühen Tugend nicht unter dem Unkraute der falſchen Meynungen, der Lüſte und böſen Geſellſchaften erſticken laſſen. Dir, noch zarte Jugend, die mich itzt höret, ſey es inſonderheit empfohlen: Ehre Vater und Mutter mit der That, (durch Gehorſam) und mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme. Denn wer den Herrn fürchtet, der ehret auch den Vater, und dienet ſeinen Aeltern und hält ſie für ſeine Herren, und über ihn kömmt der von Gott verheißne Segen: auf daß dirs wohl gehe und du lange lebeſt auf Erden.*) Ja, wer ſich gern läßt ſtrafen und ziehen, von ſeinen Aeltern und Vorgeſetzten, der wird klug werden: wer aber ungeſtraft ſeyn will, der bleibt ein Narr.**) Ein Vater des Gerechten, (des Tugendhaften,) freuet ſich, und wer einen Weiſen gezeuget hat, iſt fröhlich darüber. Laß ſich alſo, o Jugend, deinen Vater freuen und über dir fröhlich ſeyn, die dich gezeuget hat.***) Denn des Vaters Freude und Segen bauet den Kindern Häuſer; aber der Mutter Kummer und Fluch reißet ſie nieder. †) ††)

---

*) Sir. 3, 9. 10. 8, 7.

**) Sprüchw. Sal. 12, 1.

***) Sprüchw. Sal. 23, 24. 25.

†) Sir. 3, 11.

††) Die Lehren eines Vaters für ſeinen Sohn, den er auf die Akademie ſchickt, die im Anhange zu der Sammlung vermiſchter Schriften und im V. Th. der ſämmtlichen Schriften des Verfaſſers zu finden ſind, können als eine Fortſetzung dieſer Materie angeſehen werden, und ſind auch bey den mündlichen Vorleſungen gemeiniglich von ihm dazu gebraucht worden. Anmerk. der Herausgeber.

Vier und zwanzigſte Vorleſung.

Von den Pflichten der Verwandtſchaft und Freundſchaft.

Von der Verwandtſchaft.

So wie unſer eignes Glück am erſten in unſern Verwandten leidet: ſo iſt die Fürſorge für das ihrige, außer dem Zirkel unſers eignen Hauſes, unſtreitig die nächſte Pflicht, die uns die Vorſehung auf dem großen Schauplatze der Welt anweiſet. Weil ferner die Feindſchaften unter den Blutsverwandten die unauslöſchlichſten und heftigſten zu ſeyn pflegen, und allein durch Dienſtfertigkeit, Verträgſamkeit, Aufrichtigkeit, Beſcheidenheit und Güte verhütet werden können: ſo ſind dieſe Tugenden beſonders Pflichten der Blutsverwandten. Der Eigennutz begegnet ſich in dieſer Sphäre oft am meiſten. Die Begehrlichkeit, die einen Schutz in den natürlichen Anſprüchen der Verwandten auf ihre gegenſeitige Hülfe zu finden ſcheint, iſt eine giftige Quelle der Mißhelligkeiten; und die unvorſichtige Gemeinſchaft des verwandtſchaftlichen Umgangs erſtickt oft die gegenſeitige Hochachtung. Vergebens wird man alſo bey aller Aufrichtigkeit ein guter Verwandter ſeyn, wenn man in ſeinen Anſprüchen auf die Rechte des Bluts nicht billig und beſcheiden iſt, und den vertrauten Umgang, den die Geburt rechtfertiget, nicht durch Vorſichtigkeit und Hochachtung regieret. Man erwartet von der Natur zu viel, wenn man glaubt, daß ſie die Gemüthsarten der Verwandten gleichſam durch das Blut übereinſtimmig machen ſoll; ja es iſt nichts gewiſſer, als daß die Neigungen der Blutsfreunde oft ſehr verſchieden ſind. Wenn wir gleichwohl mit unſerm Herzen und mit unſern Dienſten an dieſe Perſonen zuerſt von der Vernunft angewieſen werden, um mit ihnen ein kleineres Ganze in der allgemeinen Welt auszumachen: ſo müſſen uns alle Wege der Pflicht und Klugheit, welche zur Ruhe und dem wechſelſeitigen Glücke dieſer Geſellſchaft führen, theuer und ehrwürdig ſeyn. Wir können, ſo gutgeſinnt wir auch ſeyn mögen, nicht allemal an dem Glücke Aller oder Vieler zugleich arbeiten; aber um die einzelnen Glieder des Geſchlechts, zu dem wir gehören, können wir uns frühzeitig durch Liebe und Mitleiden, durch Gehorſam und Hochachtung, durch Sorgfalt, durch Rath und That, und Beyſpiele, und dadurch zugleich um die größre Welt verdient machen, in welche dieſe einzelnen Perſonen künftig wieder eintreten, oder ſchon eingetreten ſind. Die beſondern Umſtände einer ſolchen Geſellſchaft beſtimmen die Art und den Grad beſondrer Pflichten. Und worinnen ſie auch beſtehen mögen; ſo iſt doch gewiß, daß ſie ein weites

Feld für unſre Tugend ſeyn ſollen, und daß wir ſtets ſchlechte Anverwandte bleiben werden, wenn wir nicht vernünftig und rechtſchaffen zu handeln gelernet haben. Nichts ſcheint uns von den Pflichten der Verwandtſchaft mehr frey zu ſprechen, als Undank und Laſter; und gleichwohl müſſen wir dieſen Undank am erſten zu ertragen und das einheimiſche Laſter der Familie am eifrigſten zu verbeſſern trachten, ſo lange noch ein Mittel übrig iſt, das wir nicht verſucht haben. Ich meyne nicht, daß man den Undank des Familiengliedes durch eine furchtſame Güte verhärten, ſondern daß man ihn durch eine weiſe Geduld und Großmuth in Scham und Reue verwandeln ſoll, damit die Liebe wieder aufwache. Was die laſterhaften Perſonen unſerer Familie anlanget: ſo dürfen wir uns ihnen mit unſerer Sorgfalt deſto weniger entziehen, je bekannter uns ihre Gemüthsart iſt, und je leichter das Laſter die Hülfe und Fürſorge der Fremden von ſich entfernet. Es iſt freylich nicht möglich, daß wir einen laſterhaften Anverwandten, wie einen tugendhaften, lieben können; aber in ſo weit er ein unglückliches Glied von dem Hauſe iſt, in welches uns Gott geſetzet hat: ſo müſſen wir die ſchwere Pflicht, ihn, der oft nicht gebeſſert ſeyn will, zu beſſern, als einen Zoll anſehen, den wir der Liebe zu unſerm Schöpfer ſchuldig ſind.

Wir können unſern Verwandten nicht ſtets dienen; aber wir können ſie uns doch durch einen Umgang voll Freundlichkeit und Leutſeligkeit, und durch Nachſicht gegen ihre kleinen Fehler ſtets verpflichten. Wenn alle Verwandten ſo denken, ſo iſt für die Anmuth ihres geſellſchaftlichen Umgangs ſchon ſehr geſorget. Wir können der Familie, zu der wir gehören, nicht allezeit durch unſer Vermögen, oder durch unſer Anſehen nützen, aber wir können ihr Vergnügen durch unſre Tugend, auch entfernt von ihr, befördern, und durch ein gutes Beyſpiel uns um ſie verdient machen. Wir können niedrig ſeyn, und dennoch unſern höhern Anverwandten in unſerm Stande durch ein rühmliches Verhalten Ehre machen; ſo wie jene den Glanz, darinnen ſie ſtralen, auch auf uns Niedere ſollen fallen laſſen. Sich der Armuth rechtſchaffner Verwandten und der niedern Stufe ſchämen, auf der ſie ſtehen; iſt nicht bloß Stolz; es iſt zugleich Grauſamkeit. Jede Familie hat ferner ihre eignen Vorurtheile, und ihre herrſchenden Laſter. Es wird alſo ſtets die Pflicht der verſtändigern Verwandten bleiben, dieſen herrſchenden Vorurtheilen und Laſtern entgegen zu arbeiten. Dieß iſt die größte Ehre, die wir unſerm Hauſe machen können.

So ſehr wir indeſſen für unſre Blutsfreunde und ihr Glück zu ſorgen haben: ſo muß dieſe Privatliebe doch allezeit durch die allgemeine Menſchenliebe eingeſchränkt werden, damit ſie nicht in eine eigennützige Partheylichkeit ausarte, und dem gemeinen Beſten ſchade. Seine Verwandten, bey geringen Verdienſten, erheben und würdigern Perſonen vorziehen, weil dieſe nicht mit uns aus einerley Geſchlechte ſtammen; ſeine Verwandten aus Weichherzigkeit bereichern, und Menſchen, die eben ſo gut, oft noch beſſer, und dabey in weit ſchlechtern Umſtänden ſind, darben laſſen, unter dem Vorwande, ſeine Familie glücklich zu machen, iſt Sünde wider das Publicum, iſt doppelte Sünde; denn wir machen nicht nur die Unſrigen durch Würden und Reichthümer, die ſie nicht zu tragen wiſſen, unglücklicher, ſondern wir verhindern auch, indem wir zugleich Beſſere übergehen, durch unſre Schuld die Ruhe und Ordnung des Publici. Eine partheyiſche Empfehlung der Blutsfreunde iſt, ſie mit dem gelindeſten Namen zu belegen, ein frommer Betrug; und wer getraut ſich, dieſen vor der Welt und dem Richterſtuhle des Gewiſſens zu rechtfertigen? Der gute und ſorgfältige Verwandte darf bey ſeiner Liebe eben ſo wenig, als der vernünftige Freund, die Regeln der allgemeinen Gerechtigkeit beleidigen; ja, da der Fehler dieſer Partheylichkeit ſo ſehr gemein iſt, ſo muß er ihn durch ſein Beyſpiel widerlegen, und ſelbſt den Schein deſſelben vor der Welt zu vermeiden ſuchen.

Von der Freundſchaft.

Die Bande der Verwandtſchaft werden von der Natur geknüpft, und durch die Pflicht und den Umgang feſter zuſammen gezogen. Die Verbindung durch Freundſchaft iſt zwar auch von der Natur veranſtaltet;

allein ſie iſt doch mehr ein Werk unſrer Wahl und moraliſch guter Eigenſchaften. Die wahre Freundſchaft ſetzet allezeit gegenſeitige Verdienſte voraus, wenigſtens die Meynung derſelben; in meinen Verwandten aber kann ich nicht ſtets das Verdienſt lieben, und ihr Herz, wenn es auch gut iſt, iſt darum nicht mein Herz. Ich achte es hoch, aber ich fühle im genauen Verſtande nicht den Reiz der Liebe. Der Freund kann nicht Freund ſeyn, ohne ſich mit mir zur Tugend zu vereinigen; der Verwandte hingegen, dem ich Liebe ſchuldig bin, hat darum nicht einerley Neigungen und tugendhafte Abſichten mit mir. In dieſem Verſtande kann man behaupten, daß die Freundſchaft die höchſte und edelſte Verwandtſchaft ſey, und daß ein treuer Freund oft feſter, als ein Bruder, liebe.*)

Sieht man die Freundſchaft bloß von der Seite der Natur an; ſo iſt ſie, in ſo fern ſie ſich von der allgemeinen Liebe unterſcheidet, weder Tugend, noch Laſter. Betrachtet man ſie von der Seite des Vergnügens, das ſie uns gewähret: ſo iſt ſie das koſtbarſte Geſchenke des geſellſchaftlichen Lebens. Betrachtet man ſie als eine nähere Verbindung edler und gleichgeſinnter Seelen, ſich und Andre glücklicher zu machen: ſo iſt ſie Vergnügen und Tugend zugleich.

Man hat die Lobſprüche der Freundſchaft oft auf Koſten der allgemeinen Menſchenliebe übertrieben

---

*) Sprüchw. Sal. 18, 24.

trieben und die heftigen Ausbrüche einer natürlichen Neigung, die Eines für das Andre gefühlt, zu einer heroiſchen Tugend gemacht. Man hat eine gewiſſe Verleugnung ſeiner ſelbſt in der Freundſchaft zum Wunder der Tugend erhoben, die doch oft nur ein glücklicher Eigenſinn des Naturells, oder ein Befehl des Eigennutzes, oder eine Frucht des Temperaments und der Selbſtliebe geweſen iſt. Daß ich den liebe, bey dem ich eine gleiche Anlage des Verſtandes und des Herzens finde, einen Charakter, der in den Hauptzügen dem meinigen gleicht, eine Geſichtsbildung, die mir vorzüglich gefällt und eine ſolche Seele verſpricht, als ich zu ſuchen mich gedrungen fühle; iſt das Tugend, oder Selbſtliebe? Oder wenigſtens natürliche Sympathie? Daß ich einer Perſon von meiner Bekanntſchaft, die ich ſo vorzüglich liebe, die mir in ihren Geſinnungen gefällt, die mich durch Gegenliebe auf das genaueſte feſſelt und durch Worte und Handlungen mir ihre Neigung für mein Glück zu erkennen giebt, daß ich, ſage ich, dieſer Perſon diene, mit meinem Schaden diene, ihr einen Theil meines ſonſt gewohnten Vergnügens aufopfere, daß ich ihr meine Zeit, meine Einſicht, den Gebrauch meines Vermögens ſchenke; iſt dieſes mehr freye Tugend, oder mehr Zug der Natur? mehr Erfüllung einer Pflicht, oder mehr Befriedigung ſeiner Neigung? Warum liebe ich dieſen Menſchen ſo vorzüglich? Weil er gleiche Neigungen und Abſichten mit mir hat; weil ich in ſeiner Liebe meine Beruhigung finde. Iſt hierbey die Eigenliebe nicht ſehr geſchäfftig? Und für einen Pylades ſterben wollen, heißt es oft etwas anders als: ich finde ſo viel Vergnügen in ſeiner Freundſchaft, daß mir ohne ihn das Leben eine Laſt ſeyn wird, und daß ich, dieſem Elende zu entgehen, lieber ſterben, als ihn ſterben ſehen will? Der eifrigſte Enthuſiasmus in der Freundſchaft, der ſich nur auf gleichſeitige Neigungen des Temperaments gründet, iſt an und für ſich, ſo ſehr er auch den äußerlichen Glanz der Rechtſchaffenheit von ſich wirft, keine Tugend; er iſt bloßer Naturtrieb. Ja, noch mehr, er kann zum Verbrechen werden; und die ſo gerühmten Opfer, die im Alterthume der Freundſchaft gebracht worden, ſind oft erſt dem Altare der allgemeinen Menſchenliebe und Gerechtigkeit geraubt geweſen. Seine Zeit, ſein Vermögen, ſeinen Verſtand und ſein Herz dem Freunde und ſeinem Umgange durch die eifrigſten Beſtrebungen ſchenken, kann zur Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt und gegen die vielen Glieder des Publici werden.

Man hat der Moral der Religion den Vorwurf gemacht, daß ſie die Freundſchaft nicht gebiete, und inſonderheit hat ſie der Graf Schäftsbury deswegen der Unvollkommenheit beſchuldiget. Man kann auf dieſen Vorwurf ſehr leicht durch das antworten, was wir itzt erinnert haben. Betrachtet man nämlich die Freundſchaft als ein Werk der Natur und des Umgangs, das gegenſeitige Neigungen und Dienſtleiſtungen in ſich ſchließt: ſo kann ſie nicht eine allgemeine Pflicht, nicht eine Pflicht aller Zeiten und Oerter ſeyn. In ſo fern ſie aber eine natürliche Neigung iſt, hat ſie da, wo ſie iſt, nicht erſt dürfen, und da, wo ſie nicht angelegt iſt, nicht können geboten werden. Sieht man hingegen die Freundſchaft von der Seite der Tugend an: ſo ſind ihre Pflichten in der Pflicht der allgemeinen Menſchenliebe eben ſo gewiß enthalten, als die Früchte eines tragbaren Aſtes in dem Stamme und ſeiner Wurzel. Iſt es eine Frage, ob ich meinen Freund treu und aufrichtig lieben ſoll, wenn ich alle Menſchen alſo zu lieben verbunden bin? Und kann ich zweifeln, daß ich dem, für den mein Herz in mir ſpricht, deſſen Tugenden und Bedürfniſſe ich genau kenne, der ſich mir mit ſeinen Geſinnungen, mit ſeinem Mitleiden, mit ſeiner Freude über mein Glück und mit ſeiner Bemühung dafür, vor Andern nähert, daß ich dem insbeſondre das leiſten ſoll, was ich mir nach den Regeln der Billigkeit von ihm wünſche und verſpreche? Was iſt endlich die Bruderliebe der Religion, als die edelſte und erhabenſte Freundſchaft? Was heißen Brüder in der chriſtlichen Religion? Diejenigen, die einerley heiligen Glauben und Tugend haben. Und was heißen Freunde nach der Vernunft? Menſchen, die in ihren Meynungen, Neigungen und guten Abſichten mit einander übereinſtimmen und übereinzuſtimmen ſuchen. Alſo iſt die Bruderliebe eine Art höherer Freundſchaft; denn ſie ſetzet gleiche göttliche Geſinnungen voraus, und ſchließt die natürliche Gleichheit, wo ſie zugegen iſt, nicht aus. Die Schrift gebeut, die Wohlthäter insbeſondre zu lieben und dankbar gegen ſie zu ſeyn; und iſt nicht der wahre Freund mein beſtändiger Wohlthäter? Werde ich ihm alſo nicht eine beſondre Dankbarkeit ſchuldig ſeyn? Liebte nicht unſer Erlöſer den Johannes wegen ſeines ſanften und leutſeligen Charakters vorzüglich, und Paulus den Timotheus, weil niemand, wie er ſelbſt ſagt,*) ſo gar ſeines Sinnes war, als er? Das Gebot der Bruderliebe geht ſo weit, daß wir verbunden ſind, auch das Leben für die Brüder zu laſſen, wenn es ihre geiſtliche Wohlfahrt befiehlt. Iſt dieſes nicht die höchſte und ſchwerſte Freundſchaft? War es endlich nicht der Religion anſtändiger, die allgemeine Menſchenliebe, die wir als eine Pflicht gegen Gott ausüben ſollen, und zu der wir uns ſo ungern verſtehen, zu lehren, als die beſondre Liebe der Freundſchaft, zu der wir von der Natur eingeladen werden, die ſo leicht Partheylichkeit des Herzens und wohl gar Selbſtliebe wird, und die uns oft gegen Andre gleichgültig, oder ungerecht macht?

In ſo weit alſo die Freundſchaft eine gleichſeitige Uebereinſtimmung des Charakters und eine von der Natur veranſtaltete Aehnlichkeit des Gemüths vorausſetzt, in ſo weit kann ſie keine allgemeine Pflicht ſeyn; und in ſo weit wir bloß dieſer Stimme der Natur, die unſre Herzen einander zuführen will, folgen, in ſo weit iſt es noch keine Tugend.

---

*) Philip. 2, 20.

Aber wie reizend wird die Freundſchaft nicht, wenn ſie ſich zugleich auf Natur und auf Tugend gründet! Man ſondre den Begriff der Tugend von der Freundſchaft ab, ſo verſchwindet ihr Werth, und ihr heiliger Glanz verliert ſich nicht ſelten in die Finſterniß des Eigennutzes und der niedrigſten Selbſtliebe. Gehört die Tugend nicht zur Freundſchaft: ſo ſind Straßenräuber bey ihren gleichen Abſichten rühmliche Freunde; denn ſie befördern ihren beiderſeitigen Vortheil oft nach Regeln einer gewiſſen Billigkeit und Liebe.

Die wahre Freundſchaft iſt die gegenſeitige Hochachtung und Neigung tugendhafter Gemüther, welche durch die Uebereinſtimmung ihrer Neigungen, Vortheile und Abſichten, die in beiden durchgehends aufrichtig und edel ſeyn ſollen, genauer mit einander vereiniget werden. Man kann alſo in einem gewiſſen Verſtande viele Freundſchaften, in einem andern nur eine haben und unterhalten, in ſo weit ſie nämlich die genaueſte Uebereinſtimmung der Gemüther iſt. Und obgleich die Liebe gegen eine Perſon des andern Geſchlechts auch die Freundſchaft in ſich ſchließt: ſo unterſcheidet ſie ſich doch dadurch, daß ſie, mit Ausſchließung einer dritten Perſon, nur auf Eine fällt.

Iſt die freundſchaftliche Liebe zugleich das Bündniß der Weisheit und Tugend, gründet ſie ſich auf die Güte des Verſtandes, des Herzens, und auf angenehme Sitten, befeſtigt ſie ſich durch einen überlegten und verpflichtenden Beyſtand, der ſich auf die Grundſätze der Treue und Aufrichtigkeit gründet; iſt ſie, mit Einem Worte, zugleich die Sympathie der Natur, der Vernunft und der Tugend: ſo kann für den empfindlichen Menſchen nichts ſchätzbarers und nützlichers gedacht werden. An der Seite eines rechtſchaffnen Freundes fühlen, daß man glücklich iſt, und dieſes Gefühl mit ihm theilen, und wiſſen, daß unſer Glück ein Theil des ſeinigen iſt; an der Seite eines Freundes unſern Kummer mit ihm theilen, und fühlen, daß er mit uns leidet, und daß er uns einen Theil der Laſt durch Liebe und Mitleiden abnimmt; welche Anmuth im Glücke! und welcher Troſt im Elende! Gewinnt nicht unſer Vergnügen ſchon, wenn wirs ihm erzählen? und mindert ſich nicht unſre Unruhe ſchon, indem wir ſie ihm klagen?

Entfernt von ihm wird mir ein Glück zu Theile;
Und wenn im Geiſt ichs ihm zu ſagen eile:
Wird mir dieß Glück gedoppelt ſüß.
Entfernt von ihm drohn mir des Unglücks Pfeile;
Und wenn im Geiſt ichs ihm zu klagen eile:
So fühl ich minder Kümmerniß.

Die Liebe eines vernünftigen Freundes iſt der untrüglichſte Lobſpruch für unſer Herz, und ſeine Hochachtung gleichſam das Siegel unſrer Rechtſchaffenheit. Er ſtärkt durch ſein Vertrauen meine Aufrichtigkeit, verſchönert meine Abſichten durch die ſeinigen, tritt uneigennützig in meine Umſtände, unterſtützt mich in meinen Unternehmungen durch Rath und Beyfall, ruft mich gütig von Irrthume und Fehltritten zurück, ermahnet mich durch ſein edles Beyſpiel, erbittet mir Gutes von Gott, iſt der Nächſte bey mir in den Unfällen, wie er der Empfindlichſte bey meinem Glücke war: und alles dieſes iſt er mir auf immer; denn ſelber, wenn uns das Schickſal trennt, lebt er für mich noch in der Ferne. Seiner edlen Seele darf ich mein Geheimniß, mein Vermögen, die Wohlfahrt meines Kindes und meiner Gattinn anvertrauen. Seine Aufrichtigkeit, ſeine Dienſtbegierde, ſein Verſtand wird überall durch Liebe und Klugheit und Geſchmack geleitet; und darum entzückt mich mein Freund ſo ſehr, und darum nützt er mir ſo vorzüglich. Ein tugendhafter und alſo wahrer Freund iſt das koſtbarſte Geſchenk des Himmels, für das wir nie dankbar genug ſeyn können. Begegnet er uns ſchon auf der Bahn der erſten Jugend, geht er mit uns, unter gleichen Bemühungen und Belohnungen, in die Wege des männlichen Alters fort, geleitet er endlich unſre Tugend noch auf das Sterbebette: ſo können wir ihn den ſichtbaren Schutzengel nennen, den Gott unſerm Leben zugeſellet hat.

Meine Herren, gewährt der Freund ſo viel Glück, ſo viel Freude: ſo wird es für uns ein hoher Beruf ſeyn, ihn zu verdienen und zu bewahren. Was wir an ihm ſchätzen und lieben, das müſſen wir ſelbſt zu ſeyn trachten, und den Weg ſorgfältig gehen, auf dem wir ihn finden können, den Weg der Verdienſte, der Tugend und angenehmer Sitten.

Um einen Freund von edler Art zu finden,
Mußt du zuerſt das Edle ſelbſt empfinden,
Das dich der Liebe würdig macht.
Haſt du Verdienſt, ein Herz voll wahrer Güte:
So ſorge nichts; ein ähnliches Gemüthe
Läßt deinen Werth nicht aus der Acht.

Edle Seelen entdecken einander mitten unter dem Gedränge der Welt, die ſich nur aus Eitelkeit und Eigennutz zu verbinden pflegt. Oft iſt es die gute Miene, in der ſich die Seele abdrückt, wodurch wir zur Freundſchaft eingeladen werden, oft ein kleiner Dienſt, an dem wir die Güte des Herzens erkennen, oft ein Geſpräch, das uns die Art zu denken und zu empfinden, die wir beſonders lieben, offenbaret und uns zu dem Herzen des Andern zieht. Oft iſt es das äußerliche geſittete Betragen, das uns zuerſt in dem Charakter des Andern unſer Glück ſuchen heißt. Oft gefällt uns zwar der erſte Anblick nicht, weil er das nicht zu verſprechen ſcheint, was unſer Herz ſucht; und dennoch nöthiget uns ein fortgeſetzter Umgang, die

Verdienſte dieſes Charakters zu entdecken, der uns Anfangs mißfiel, und der doch für unſer Herz gebildet war. So vielfach lädt uns die Natur zur Freundſchaft ein; bald durch den mächtigen und edlen Zug der Sympathie mit Einemmale, bald unvermerkt durch kleine Dienſtleiſtungen, bald nach und nach vermittelſt des Umgangs. Niemand hat größere Empfehlung zur Freundſchaft, als derjenige, der mit einem guten und empfindlichen Herzen einen feinen und richtigen Verſtand verbindet, der mit der Würde der Tugend die Anmuth des Wohlſtandes, und mit den Schätzen der Wiſſenſchaft die Schätze der Religion vereiniget. Ein Herz voll Eitelkeit, voll Habſucht und Eigenſinn iſt ungeſchickt, Freundſchaften zu unterhalten, ſo geſchickt es auch ſeyn mag, uns bis zur Freundſchaft durch einen angenommenen Schein zu hintergehen. Wer nicht edel gegen ſich geſinnet iſt; wie wird ers gegen ſeinen Freund ſeyn? Aber ſo aufrichtig unſer Herz ſeyn mag; ſo wird es doch ohne Geſchmack und Sitten wenig Anmuth in die Freundſchaft bringen. Der gute Geſchmack, meine Herren, den wir uns durch die ſchönen Wiſſenſchaften erwerben, begleitet uns nicht allein in das große Leben, ſondern auch in den engen Zirkel der Freundſchaft, entzieht unſrer Aufrichtigkeit das Beleidigende, giebt unſerer Vertraulichkeit das Beſcheidne, nimmt unſerem Rathe das Gebietriſche, und unſern ſichtbaren Dienſtleiſtungen die zu verpflichtende Miene. Durch Hülfe des Geſchmacks verhüten wir viele Unruhen in der Freundſchaft und verſchönern die Pflicht der Rechtſchaffenheit; und ohne dieſen Geſchmack wird der beſte Freund oft beſchwerlich, und hört auf für uns ein angenehmer Freund zu ſeyn.

Das beſte Herz hat ſeine kleinen Fehler der Erziehung, oder des Temperaments. Wie es Pflicht der Freundſchaft iſt, ſie zu mildern: ſo iſt es auch Pflicht, ſie zu dulden, und ſie unter den vielen rühmlichen Eigenſchaften ſeines Freundes, aus den Augen zu verlieren; denn der Freund ohne Fehler iſt nicht mein andres Ich. Nein,

Dein Freund, ein Menſch, wird ſeine Fehler haben;
Du duldeſt ſie bey ſeinen größern Gaben,
Und milderſt ſie mit ſanfter Hand.
Sein gutes Herz bedient ſich gleicher Rechte,
Begeiſtert deins, wenns minder rühmlich dächte,
Und ſein Verſtand wird dein Verſtand.

Haben wir einen liebenswürdigen Freund gefunden: ſo müſſen wir durch ſeinen Umgang immer edler und liebenswürdiger zu werden ſuchen; denn ſonſt verlieren wir den wichtigſten Vortheil der Freundſchaft, und verwandeln das, was dem Herzen zu einer heilſamen Nahrung dienen ſoll, in eine Art von üppiger Schwelgerey. Warum treten wir zuſammen in Verbindung, wenn wir durch unſern vertrauten Umgang nicht immer unſer Glück erhöhen wollen? Kann man je befürchten, zu gut zu werden, und zu weiſe zu verfahren; und ereignen ſich nicht immer neue Umſtände, in denen ich Freund, das iſt, Helfer, Rathgeber, Beyſpiel, Troſt und Anmuth ſeyn ſoll? Dieß iſt eben der größte Nutzen der Freundſchaft für uns und die Welt, daß wir immer beſſer und zu unſrer großen und ewigen Beſtimmung geſchickter werden. Wer der Freundſchaft kein Vorurtheil aufopfern, keinen Fehler, den ſie gütig bemerkt, ablegen, keine Ermunterung zur Pflicht, weil ſie vielleicht unſern Stolz beugt, von ihr mit Dank annehmen, den Vorzug des Freundes nicht immer gern erblicken und ſich zu ſeinem Lehrer machen kann; der iſt nicht edelgeſinnt genug zur Freundſchaft, und bey allen Verdienſten, die er haben mag, fehlet ihm doch das edle Mißtrauen gegen ſich ſelbſt, zu dem uns die Freundſchaft mit ſanfter Hand führen will.

So manches Herz, das ſich verirrte, hat an dem Freunde einen Retter. ſo manches Herz, das auf der Bahn der Tugend zu wanken anfieng, hat an ihm eine Stütze, und ſo mancher Jüngling, der ſonſt langſam zum Ziele ſeiner Wohlfahrt gelanget wäre, hat an dem Freunde den muthigen und eifrigen Gefährten gefunden, der ihn ohne Umwege dahin geführet. Möchte doch ein jeglicher unter Ihnen, meine Herren, das Glück genießen, einen ſolchen Freund zu beſitzen, oder ſelbſt ein ſolcher Freund zu ſeyn! Unſre Jugend, braucht eine tugendhafte Freundſchaft um deſto mehr, je leichter ſie zu blenden, und je geneigter ſie iſt, ſich ſelbſt irre zu führen.

Was hilft ohn einen Freund dem Jüngling ſeine Jugend,
Der auf dem Scheideweg des Laſters und der Tugend
Lang unentſchloſſen ſteht, und, wenn er endlich wählt,
Bald auf der öden Bahn, die er allein geht, fehlt?

Ich wünſche Ihnen viel, wenn ich Ihnen einen weiſen und rechtſchaffnen Freund wünſche; und keiner iſt unter Ihnen, dem ich dieſes Glück nicht von Herzen gönne, und der ſichs nicht von der Verſehung täglich wünſchen ſollte. Auch Ihnen werde eine ſolche Freundſchaft mit allen ihren Freuden zu Theile, die durch dieſes Leben hindurch geführt, ſich über das Grab hinaus bis in die grenzenloſe Ewigkeit mit ihren Vortheilen verbreitet.

Man hat der Religion, wie ich vorher erinnert, den Vorwurf gemacht, daß ihre Moral die Pflichten der Freundſchaft nicht lehre. Aber wie unbillig! Wer wird der beſte Freund ſeyn, wenn alles auf beiden Seiten gleich iſt, der chriſtlich vernünftige, oder der bloß vernünftige Freund? Wenn mein Herz gebildet iſt, gütige Neigungen gegen Alle zu fühlen, wird es keine gegen den insbeſondre fühlen, der ſich durch ſeine Gemüthsart der meinigen am meiſten nähert? Xenophon ſagt, daß der tapferſte und unverzagteſte Soldat derjenige ſey, der die Götter am meiſten fürchtet. Und wer wird der treuſte und beſte Freund ſeyn? Nein, meine Herren, der rechtſchaffne Mann ohne Religion iſt ein verdächtiger Freund; der fromme vernünftige Mann, iſt dagegen der zuverläſverläſſigſte, der beſte Freund, der Freund für zwo Welten. Die fromme vernünftige Freundinn, die ihre Anmuth mit Unſchuld und Sittſamkeit ſchmückt, dieß iſt die wahre, die beſte Freundinn, die wir wünſchen und ſuchen ſollen, und über deren beſtändigen Beſitz, wenn der Himmel ſo günſtig iſt, uns durch die Ehe denſelben zu ſchenken, unſer Herz ſich glücklich preiſen mag. Zählen Sie alſo mit mir den rechtſchaffnen Freund unter die größten Glückſeligkeiten des Lebens, und lernen Sie aus der Erfahrung ſagen:

> Der Jüngling iſt beglückt, dem ſich ein Freund ergiebt,
> Der auch zur Weisheit will, der auch die Tugend liebt,
> Und muthig die Gefahr der Reiſe mit ihm theilet,
> Ihn anſpornt, wenn er ſteht, ihm folget, wenn er eilet,
> Ihn aufweckt, wenn er ſchläft, und in Gefahr bedräut,
> Und ſeine Pflicht ihn lehret, eh er ſie noch entweiht.

Endlich, meine Herren, iſt es ſo viel Glück, einen tugendhaften und liebreichen Menſchen zum Freunde zu haben; welche Glück müßte es für den Menſchen ſeyn, die höhern und edelſten Geiſter des Himmels ſich zu Freunden zu machen; welch unendlich Glück, den Allmächtigen und Allgnädigen zum Freunde zu haben! Dieſes Glück lehret und verſchafft uns die Religion.

◆ ◆ ◆

Fünf und zwanzigſte Vorleſung.

Von der Ehe und ihren Verpflichtungen.

Der Charakter der ehelichen Freundſchaft iſt von der Natur ſo weiſe und ſorgfältig bezeichnet, daß ihn die Vernunft leicht wahrnehmen und ausbilden kann. Man ſetze die Hauptabſicht des Zugs der gegenſeitigen Liebe, den uns die Hand des Schöpfers eingepflanzet hat, in die Erhaltung des menſchlichen Geſchlechtes und der Privatruhe: ſo kann man kein vernünftigeres und heiligeres Mittel zu dieſer doppelten Abſicht denken, als das Band der Ehe.

Ohne ſie würde der Trieb der Liebe zügellos ausſchweifen und gar bald zur verderblichſten Leidenſchaft werden. Er würde die edelſten Neigungen der Seele, Wohlwollen, Freundſchaft und Hochachtung, anſtatt daß er ſie unterſtützen ſollte, vernichten, ja das menſchliche Geſchlecht mehr verheeren, als erhalten. Die dieſen Naturtrieb nicht durch das eheliche Band feſſeln wollen, dieſe, ſo hat ſchon Sirach die Anmerkung gemacht,*) dieſe, die ſich lieber an unzüchtige Perſonen hängen, werden wild und kriegen

---

*) Sir. 19, 3. 23, 22.

Motten und Würmer zum Lohne und verdorren Andern zum merklichen Exempel. Wer in der Brunſt ſtecket, der iſt wie ein verzehrend Feuer und höret nicht auf, bis er ſich ſelbſt verbrenne. Und wie ſich keine öffentliche Ruhe, keine Erziehung der hülfloſen Geſchöpfe, welche von Menſchen gezeugt werden, ohne die genauen und beſtändigen Bande der Ehe leicht denken läßt: ſo kann man auch auf der andern Seite ohne große Scharfſichtigkeit ſehen, daß die Vielweiberey mehr Beſchwerlichkeiten und weniger Annehmlichkeit des Lebens bey ſich führet, als daß ſie von der Vernunft, ohne in ſehr beſondern Umſtänden, gebilliget werden könnte. Man kann eben ſo leicht wahrnehmen, daß die Auflöſung der Ehe, wenn ſie dem Eigenſinne, der Willkühr und Unbeſtändigkeit der Menſchen jedesmal überlaſſen wäre, die ſchrecklichſten Folgen nach ſich ziehen und ſo wohl das Familienglück, als die allgemeine Ruhe umſtürzen würde. Würde der Menſch, der unter dem Vorwande, ſeine erſte Wahl zu verbeſſern, den Gatten verlaſſen und einen andern ſuchen dürfte, nicht in kurzer Zeit wieder eine andre Urſache finden, ſeine Ehe noch einmal und abermal aufzuheben? Und wenn dieſe Freyheit das Geſetz der Natur wäre: ſo würde das Geſetz der Natur alle Ordnung des gemeinen Weſens umkehren, und keinen weiſen Gott zum Urheber haben. Alle unſre natürlichen Triebe haben eine vernünftige Einſchränkung nöthig, und der ſtürmiſche Trieb der Liebe bedarf dieſer Einſchränkung am meiſten, wenn er nicht ausarten, nicht das Herz, die Sitten, und den Verſtand verderben ſoll. Er würde aber gewiß, oder doch höchſt wahrſcheinlich ausarten, wenn die Bande der Ehe und ihre Auflöſung ſeiner Willkühr überlaſſen wären. Es iſt nicht zu leugnen, daß es für die Ruhe dieſer oder jener Privatperſon zuweilen beſſer ſeyn würde, wenn ihre Ehe getrennet werden könnte. Allein das einzelne Beyſpiel würde eine Berechtigung für tauſend Andre werden, die aus eiteln und böſen Abſichten, eben dieſe Freyheit verlangen würden; und nichts würde in dieſem Falle leichtſinniger und niederträchtiger geſchloſſen werden, als die Ehe.*)

Die Ehe, indem ſie die Liebe von vielen Gegenſtänden zurück zieht, und ſie wechſelſeitig auf einen einzigen für beſtändig einſchränket, belohnet uns für den Raub der Ungebundenheit, und auf eine ſehr wohlthätige Weiſe. Unſer Herz gewinnt, indem es zu verlieren ſcheint. Es wird an eine Perſon gefeſſelt, die man ſich wünſchet, und die für uns allein leben ſoll, ſo wie wir für ſie leben. Unſer Trieb der Freundſchaft und der gegenſeitigen Zuneigung, der, wenn er unbeſtimmt bliebe, ausarten und in den Seelen beider Geſchlechter ſchreckliche Verderbniſſe zurück laſſen würde, erhält durch die Hand der Ehe einen Gegenſtand, in welchem ſich die Liebe des Geſchlechts mit der Zuneigung der Perſon glücklich vereiniget.

---

*) Der Vorſchlag, den der Graf von Sachſen, von einer fünfjährigen Ehe in ſeinen Rêveries gethan, iſt, wenn man gelinde reden will, ein Traum, und wenn man an das göttliche Geſetz der Religion denket, ſo iſt er eine Verſpottung dieſes Geſetzes. Was mit dem Geſetze der Vernunft und Religion ſtreitet, das bringe der Marſchall von Frankreich oder der König in Vorſchlag, es bleibt, was es iſt. Anmerk. des Verf.

Durch die Hand der Ehe werden zwo Perſonen aus der großen Familie der Welt ausgehoben, um eine Welt im Kleinen auszumachen, die, durch gegenſeitige Liebe und Treue beſeelet, ihre Privatglückſeligkeit ſchaffet, und zu ſolchen Pflichten berufen wird, welche nicht nur die Liebe erhalten und erneuern, ſondern aus deren Beobachtung auch das häusliche Glück wieder zurück in das Beſte des Staats und der Welt einfließt.

Was man auch den Feſſeln der Ehe für Vorwürfe wegen ihrer Beſchwerlichkeit macht: ſo iſt das zur Beantwortung derſelben ſchon genug, daß die Annehmlichkeiten einer vernünftigen Ehe ihre Beſchwerlichkeiten überwiegen, und daß ſelbſt die Ungemächlichkeiten dieſes Standes ſich in Annehmlichkeiten verwandeln laſſen, und der Liebe zur Nahrung dienen. Es iſt genug, daß die meiſten Klagen, die man wider dieſen Stand vorbringt, nicht ſowohl ihn, als überhaupt die Unvollkommenheit der Menſchen, und insbeſondre die Thorheit und Laſter der verehelichten Perſonen treffen.

Eine Verbindung, ohne Verſtand und Tugend, ohne Wahl und Vorſichtigkeit, ohne Kenntniß und gegenſeitige Neigung der Gemüther geſchloſſen; darf dieſe ihr Unglück wohl auf die Feſſeln der Ehe ſchieben? Den Stand der Ehe, als die Freyſtadt des Eigennutzes, der Wolluſt, der Eitelkeit und des Ehrgeizes anſehen, und dann erfahren, daß die Ehe nicht glücklich mache, mag eine ſehr wahre Klage, aber auch eine ſehr verdiente Strafe ſeyn können. Die Liebe einer glücklich angefangnen Ehe nicht mit einem ſteten Augenmerke auf ihre ehrwürdige Abſicht durch Klugheit regieren, nicht durch Hochachtung immer neu beſeelen, nicht durch Sorgfalt und treue Dienſtleiſtungen unterſtützen, nicht durch Nachſicht gegen die kleinen Fehler des Temperaments von den Feinden der Eintracht befreyen; und ihr doch den Vorwurf machen, daß ſie Ekel, Ueberdruß und Uneinigkeit gebäre, heißt nicht die Ehe, ſondern die Thorheit der Verehelichten anklagen.

Uns Hochachtung gegen dieſen Stand einzuflößen, iſt es genug, wenn wir ſehen, daß zwo Perſonen bey einer vernünftigen Zärtlichkeit die Unfälle des Lebens leichter ertragen und ihr Glück einander durch Freundſchaft angenehmer machen. Dieſes iſt der Segen, der ſich aus dem Schooße der tugendhaften ehelichen Liebe über das Leben der Menſchen verbreitet. Die Ehe iſt kein Stand, der Thoren glücklich machen ſoll; ihr Band ſoll gutgeſinnte Herzen zu einer Freundſchaft, die ſo lange, als das Leben dauert, und zu einer tugendhaften Ausübung geſellſchaftlicher Pflichten vereinigen. Wenn Perſonen bey ihrer nähern Verbindung dieſe Abſicht vergeſſen, oder ſie zu erfüllen nicht geſchickt ſind: ſo beſchimpfen und entheiligen ſie die Ehe. Da ſich die Treue der ehelichen Liebe auf das gegenſeitige Verſprechen und auf die Natur der Liebe gründet; und da die Ehe das genaueſte Band der Menſchen iſt: ſo iſt die Verletzung der ehelichen Treue auch nach der Vernunft ein großes Verbrechen und eine doppelte Sünde; Sünde der äußerſten Wolluſt, und Sünde der größten Ungerechtigkeit. Es iſt merkwürdig, daß die wildeſten Völker das Recht der Ehe für ein heiliges Recht gehalten haben und noch halten; und eine der gegenwärtigen Nationen in Afrika, die, in ihren übrigen Sitten, zunächſt an die Thiere grenzet, hat doch ein Geſetz, das den Bruch der Ehe am Leben beſtrafet. Die Verächter des Naturgeſetzes berufen ſich immer auf das Beyſpiel der wilden Nationen, bey denen man das Gegentheil antreffen ſoll. Warum berufen ſie ſich nicht auch auf dieſes Beyſpiel des ehelichen Rechtes?

Je mehr Glück oder Unglück von dieſer genauſten Vereinigung beider Geſchlechter abhängt; deſto vorſichtiger ſollen wir bey unſrer Wahl ſeyn, und deſto ſtrafbarer ſind diejenigen, die uns wider unſre Neigung, durch gutgemeynte aber tyranniſche Bewegungsgründe, zur Ehe zwingen, oder von ihr zurück halten. Je gewiſſer es iſt, daß keine Liebe ohne wahre Verdienſte beſtehen kann; deſto mehr Verdienſte ſollen wir uns, vor dieſer Wahl, und nach ihr, zu erlangen beſtreben. Ein Mann, in männlichen Künſten und Geſchicklichkeiten unerfahren, wird ſein Anſehen in der Ehe nicht lange behaupten. Und wie ſoll ihn ſein Weib ehren, wenn ſie weder den Verſtand, noch den Schutz, bey ihm findet, den ſie ſich mit Recht von ihm verſprach? Er kann ſich ſelbſt nicht regieren; wie wird er klüglich und ſanftmüthig in ſeinem Hauſe zu herrſchen wiſſen? Er beobachtet keine Pflichten des Hausſtandes anders als nachläſſig; und alſo verwahrloſet er das Glück der Ehe durch ſich ſelbſt. Er iſt ohne Geſchäffte, und durch ſeine Trägheit wird er dem beſten Weibe zur Laſt, und macht ihr ſeine Fehler ſichtbar, die er durch Klugheit und Arbeitſamkeit aus ihrem Auge entfernen würde. Und wenn kann ein ſolcher Mann, ſo es ihm an Arbeitſamkeit fehlet, ein Vergnügen mit ihr theilen, das ſein Verdienſt, und ihr ein Beweis ſeiner Sorgfalt und Liebe wäre? Er, leer am Verſtande und an Tugend, will ſeinem Hauſe gute Kinder und der Welt nützliche Bürger erziehen? Wie läßt ſich dieſes denken? Welche Quelle von Verdruß und Thorheiten wird ſeine Ehe und welcher Irrgarten ſein Haus ſeyn, wenn nicht ſeine Gattinn durch ſeltne Eigenſchaften allen dieſen Uebeln vorgebeuget!

Ein Weib, unerfahren in weiblichen Künſten und Geſchicklichkeiten, die nicht mehr Verſtand beſitzt, als ihr Putz erfordert, und keine andre Tugend kennt, als den Reichthum oder die Schönheit, die ſie ihrem Manne ſtolz entgegen trägt; ein Weib ohne Erziehung, die Sklavinn ihrer Leidenſchaften, die noch nie ernſthaft daran gedacht, warum der Menſch auf der Welt iſt; ein ſolches Weib ſoll den Mann glücklich, die eheliche Liebe dauerhaft, das Haus ruhig und geſegnet, und ihre Kinder weiſe und tugendhaft machen? Der Mann, der ſie kennt und dennoch wählet, iſt, ſo vernünftig er ſonſt heißen mag, ein Thor, der die Abſicht der Ehe vergißt. Der Mann, der ſie wählet und nicht kennt, hat auf gut Glück gewählet und bey der wichtigſten Begebenheit als ein Kind gehandelt. Hat er ſich von der Einbildung, von der Schönheit, von Freunden hintergehen laſſen; ſo hat er nicht für ſein Herz gewählet, und nicht weniger ſeinen Verſtand um Rath zu fragen vergeſſen. Hat er ſie bloß des Reichthums, des Standes und ſeines künftigen äußerlichen Glücks wegen gewählet: ſo hat er nicht an die Hauptabſicht der Ehe gedacht, und ſtatt des Bundes der Liebe nur einen elenden Contract des Eigennutzes geſchloſſen.

Man ſetze zwo verſtändige und geſittete Perſonen von beiden Geſchlechtern, die einander kannten und liebten, und auf das Geheiß ihrer Herzen, unter der Billigung der Klugheit und auf den weiſen Rath vernünftiger Aeltern und Freunde, dieſes heilige und genaue Bündniß ſchloſſen; und alsdann werden ihre Ehe tauſend Beſchwerlichkeiten nicht treffen. Ihre Liebe wird ſich durch den Genuß nicht in Kaltſinn, ihr vernünftiger Umgang nicht in Ekel, ſondern beides in eine ſanftere Freundſchaft und in eine täglich wieder auflebende Zufriedenheit verwandeln. Sie ſorgen beide für einander, weil ſie einander lieben; die Liebe erleichtert ihnen ihre Pflichten, und die genaue Ausübung ihrer Pflichten erhält und vermehrt die Liebe. Sie befördern, jedes an ſeinem Theile, die häusliche Wohlfahrt, und beide kommen auf verſchiednen Wegen dennoch in Eintracht zu einerley Ziele. Geſchäfftig zu ſeyn, war eine Pflicht, die ſie ſchon auſſer der Ehe zu erfüllen ſuchten; in der Ehe erhält dieſe Pflicht eine genauere Beſtimmung, mehr Bewegungsgründe, mehr Leben, und durch die Liebe mehr Anmuth. — Sie unterſtützen einander in ihrer gemeinſchaftlichen Abſicht durch Rath und Beyſtand, durch Klugheit und Erfahrung, und durch ihr gegenſeitiges Beyſpiel. Sie leihen einander wechſelsweiſe ihre Einſichten, ohne ſich durch Stolz dafür bezahlt zu machen. Die Liebe beſeelet ihren Verſtand; und bey der Gemeinſchaft ihres Glücks, ihrer Sorgen und Arbeiten, und der Bildung ihrer Kinder, denken und leben ſie beide, als Eines. Er herrſcht, als Haupt der Familie, und doch mit ihr zugleich. Sie liebt ihn als ihren Mann, und ehrt ihn, als ihren Schutz. Er liebt ſie als ſeine Gattinn, und ehret in ihr eine tugendhafte Freundinn und Hausfrau. Die Tugend war ſchon außer der Ehe der Beruf ihres Gewiſſens, dem ſie treu folgten. Zu dieſem Berufe ermuntern ſie ſich, durch die Bande der Liebe vereiniget, noch mehr. Und wie wäre es möglich, daß ſie nicht beide zur Erhöhung ihrer tugendhaften Geſinnungen, die das Glück der Seele und ihr liebenswürdigſtes Verdienſt ſind, gemeinſchaftlich arbeiten ſollten, da ſie einander lieben, und durch die Ehe neue Gegenſtände zur Uebung der Tugend für ſich aufgeſtellt ſehen? Ihre Herzen, von Religion und Menſchenliebe erfüllt, theilen einander wechſelsweiſe dieſe Empfindungen mit, und ſie vermehren ihre eigne Zufriedenheit dadurch, daß ſie dieſelbe in das Beſte der Welt ihren Einfluß haben laſſen, und daß ſie ihr beiderſeitiges Glück als eine Wohlthat der Vorſehung betrachten, als ein Geſchenke, das ihnen unter dem Schutze des Höchſten bewahret wird. Sie finden Troſt, wo Andre keinen finden, weil ſie Religion haben. Sie ſehen ihren Stand als eine göttliche Veranſtaltung an, und ſind in vielen Fällen gelaſſen, wo Andre in der Ehe zittern. Du warſt, ſingt Haller von ſeiner Eliſe,

„Du warſt mein Rath und Niemand, als wir Beide,
Erfuhr, was Gott mir glückliches beſcheert.
Ich freute mich bey deiner treuen Freude;
Sie war mir mehr, als Glück und Ehre, werth.

Wenn ein Verdruß dann auch mein Herz geſchlagen,
Warſt du mit Troſt und ſanfter Wehmuth nah.
Ich fand die Ruh bey deinen holden Klagen,
Und ſchalt mein Leid, wenn ich dich trauren ſah.

Ihre beiderſeitige Treue iſt der Schutzengel ihrer Liebe, und wehrt dem feindſeligen Verdachte und der tödtenden Eiferſucht. Sie bleiben Menſchen, die Fehlern unterworfen ſind, und vergüten ſie durch Reue und gegenſeitige Nachſicht. Eines verbeſſert, durch ſanfte Klugheit geleitet und von der Liebe begeiſtert, die Uebereilungen des Andern; und ihre Aufrichtigkeit wird nie das Grab der Hochachtung, weil ſie durch Beſcheidenheit gemäßiget wird. Sie entfernen alles, was dem Stolze des Herzens Nahrung und zur Geringſchätzigkeit Gelegenheit giebt; denn beides tödtet die Liebe. Und welches Feld von Tugenden öffnet nicht bloß die gemeinſchaftliche Erziehung ihrer Kinder! Und zugleich welche Freuden für das Herz! Freuden, die in der Wohlfahrt ihrer Kinder für ſie aufwachſen und alle die Sorgen und Beſchwerungen ſie zu erziehen, verſüßen!

Welch ein weisheitsvoller Contraſt iſt nicht die Verſchiedenheit des Charakters von beiden Geſchlechtern; und mit wie vielen Vortheilen und Annehmlichkeiten des Lebens iſt nicht dieſe Verſchiedenheit verbunden!

Der Muth und die Tapferkeit des männlichen Geſchlechts, und die Leutſeligkeit und Schüchternheit

heit des weiblichen; der große Verſtand der Männer zu Erfindungen und mühſamen Unternehmungen in öffentlichen Geſchäfften, und der feine Verſtand des ſchönen Geſchlechtes zu dem, was Ordnung, Wohlanſtändigkeit und Geſchmack im Hausweſen erfordert; wie ſehr verlangen und unterſtützen ſie einander! Der Mann, geneigt zu herrſchen, und die Frau, geſchickt ſeine Oberherrſchaft durch Sanftmuth zu mildern; er geſchickt, ſie zu beſchützen und zu verſorgen; ſie geſchickt, ihm ſeine Sorgen zu erleichtern und durch Freundlichkeit zu vergüten; er geſchickt, zu erwerben; ſie geneigt, das Erworbene zu bewahren und durch Sparſamkeit ihren eignen Antheil dazu beyzulegen; ſind nicht Beide für einander geſchaffen? Das ſanfte Weſen des weiblichen Geſchlechtes mildert den muthigen Sinn des Mannes, daß er nicht in Trotz ausarte. Die Munterkeit und Lebhaftigkeit des weiblichen Charakters ſchickt ſich trefflich zu dem Ernſte des männlichen, ihn nach langen Anſtrengungen wieder aufzuheitern, und ſeinem Ernſte zu wehren, daß er nicht mürriſch werde. Die Empfindungen des ſchönen Geſchlechtes ſind zarte und flüchtige Empfindungen; die Empfindungen der Männer dringen langſamer ein, und graben ſich tiefer. So können beide Geſchlechter einander ermuntern und beſänftigen, und wenn ſie einander in ihren fehlerhaften Neigungen begegnen, ſich klüglich ausweichen.

Alles dieſes beweiſet, wie ſehr jedes Geſchlecht den Nutzen und das Vergnügen des Andern zu befördern geſchickt iſt, und wie viel Anmuth des Lebens ſich diejenigen rauben, die ſich aus Eigenſinn, oder aus andern unerheblichen Urſachen, zu einem eheloſen Stande verdammen. Ohne der Gefahr zu erwähnen, der ſie ihre Tugend ausſetzen, iſt ſchon dieß Verluſt genug, daß ſie das ſüße und unſchuldige Vergnügen der zärtlichſten Neigung der Natur nicht ſchmecken; einer Neigung, die ſo viel Einfluß in die bürgerliche Tugend hat, und ohne welche das menſchliche Herz leicht einen Hang zur Traurigkeit und zum Eigenwillen annimmt. Diejenigen, deren Umſtände den Bund der Ehe erlauben und befehlen, und die ſich nur durch eine übel verſtandne Gemächlichkeit, oder durch Furchtſamkeit, nicht glücklich genug zu wählen, von der Ehe zurück halten laſſen, verſtehen ihren wahren Vortheil ſehr ſchlecht, indem ſie die weiſe Stimme der Natur verhören. Sie ſollten ſich an die Lobſprüche erinnern, mit welchen Sirach das Glück eines Mannes preiſet, der eine rechtſchaffne Gattinn beſitzt. *Wohl dem, ſagt er, der ein tugendſam Weib hat, des lebt er noch eins ſo lange. Ein häuslich Weib iſt ihrem Manne eine Freude, und macht ihm ein fein ruhig Leben. Ein tugendſam Weib iſt eine edle Gabe, und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Er ſey reich oder arm: ſo iſts ihm ein Troſt, und machet ihn* allezeit fröhlich. — Ein freundlich Weib erfreuet den Mann, und, wenn ſie vernünftig mit ihm umgeht, erfriſchet ſie ihm ſein Herz. Es iſt nichts liebers auf Erden, denn ein züchtig Weib, und iſt nichts köſtlichers, denn ein keuſches Weib. Wie die Sonne, wenn ſie aufgegangen iſt, im hohen Himmel des Herrn eine Zierde iſt: alſo iſt ein tugendſam Weib eine Zierde in ihrem Hauſe. *) Die Freundſchaft, ſo vortrefflich ſie auch iſt, hält uns doch nie wegen der Liebe ſchadlos. Nie iſt ſie dieſelbe genaue Verbindung der Gemüther, die durch die Ehe errichtet wird. Nie vereinigen ſich unſre Abſichten, Wünſche und Arbeiten bey der Freundſchaft ſo, wie bey der Liebe. Wem lebt der Mann? Wem lebt die Gattinn? Für wen ſorgen und arbeiten Beide? Sind des Freundes Kinder die meinigen? Seine Ehre; iſt ſie mein? Sein Vermögen; iſt es das, für welches ich arbeite? Mein Ruhm wird meiner Gattinn Ehre, und ihre Ehre wird mein Ruhm. Der Freund wird durch tauſend Zufälle von meiner Seite getrennet; aber die Gattinn raubt mir nur der Tod. Wenn darf ich das Vermögen meines Freundes, als das meinige, anſehen? Kann der Freund, wenn er noch ſo gut geſinnt iſt, immer für meine Ruhe beſorgt ſeyn? Dieß kann der Gatte. Viel anders, ſagt Haller, der ſo glücklich geliebt hat:

Viel

---

*) Sir. 26, 1:4. 16:21.

Viel anders iſt ein Weib, das unter allen Weſen
Zu unſerm Eigenthum ſich ſelbſt hat auserleſen,
In deſſen treuer Schooß das Herz entladen ruht
Und auch das Innerſte der Sorgen von ſich thut;
Die mit uns wünſcht und traurt, mit unſrer Ehre pranget,
Nichts anders hat, als uns, nichts für ſich ſelbſt verlanget.
Ihr Leben iſt für uns; der Jugend Frühlingszeit,
Der reifen Jahre Frucht iſt alles uns geweiht;
Auch Fehler ſtraft ſie nicht, und ſucht die irren Sinnen
Mit zärtlicher Geduld ſich wieder zu gewinnen.
Ein ſtärkrer Eigennutz, des Glückes Unbeſtand,
Raubt nie den ſichern Freund, trennt nie das enge Band;
Bequemlichkeit und Zier wächſt unter ihren Wegen,
Und jedem Blick von ihr wallt unſer Herz entgegen.
Wenn die Natur ſie noch mit äuſerm Schmuck begabt,
Und unſer irdiſch Herz mit Reiz und Schönheit labt:
Gewiß ſo können ſich die unverklärten Seelen,
Zum Himmel noch nicht reif, zum Glücke nichts mehr wählen.

Die Freude, welche Aeltern über ihre Kinder empfinden, iſt ohne Widerrede die lebhafteſte in dem Umkreiſe aller irdiſchen Vergnügungen. Dieſe Freude belohnet ſie für das mühſame Amt der

Auferziehung bis in die letzten Augenblicke des Lebens. Der Vater liebt ſein wohlgerathnes Kind, das er auf dem Todbette ſegnet, mit eben der Zufriedenheit noch, mit welcher er es zuerſt von dem Arme der Mutter empfieng. Der ſüße Name, Vater, zu welcher Ehre und Belohnung ward er nicht bey den Alten erhoben! Ich laſſe nur unberedt mit einer Entzückung des Herzens, die ich nicht weiter als aus den Beſchreibungen, oder aus den Wirkungen kenne, die ſie bey meinen Freunden hervor gebracht. Sich in wohlgezognen Kindern leben ſehen, in ihrem Glücke die Erfüllung ſeiner Wünſche und die Vergeltung ſeiner Arbeiten, in ihrer Freude ſeine eigne, in ihrem Ruhme den ſeinigen erblicken; welche Wolluſt muß dieſes ſeyn! Welche Wolluſt, der Erde nützliche Bürger und dem Himmel ſelige Bewohner gegeben zu haben! Dieſen Freuden entreißen ſich alle die, welche die leichte Laſt der Ehe muthwillig von ſich werfen.*)

Es

---

*) Vielleicht iſt das Kinderſpiel, zu dem ſich zuweilen ein Vater aus Liebe mit ſeinen Kindern herabläßt, mehr wahre Freude für das Herz, als die prächtigſte Oper. Der jüngere Racine erzählet von ſeinem Vater: il étoit de tous nos jeux: je me ſouviens de proceſſions, dans leſquelles mes ſœurs étoient le Clergé, j'étois le Curé et et l'auteur d'Athalie, chantant avec nous, portoit la croix. Wie groß iſt mir Racine in dieſem Spiele; und wie viel mehr mag er da empfunden haben, als wenn er im Louvre die Auftritte des

Hofs

Es wird wenig Fälle geben, wo man ehelos der Welt nützlicher ſeyn könnte, als in der Ehe. Man ſchmeichelt ſich meiſtens vergebens, den Wiſſenſchaften und Künſten, der Tugend und ſeinen Freunden, außer der Ehe, beſſer zu leben. Die größten Geiſter, die tugendhafteſten Seelen haben dieſe anmuthigen Feſſeln getragen, und unendlich mehr gethan, als viele, die ſich dieſen Banden bloß aus Wißbegierde, aus Ehrgeiz, oder auch aus freywilliger Keuſchheit entzogen.

Viele, die itzt ihr einſames Leben mürriſch verträumen, wurden von der Ehe zu einem geſchäfftigen und frohen Leben eingeladen. Viele, die aus Nahrungsſorge den Stand der Ehe übergangen, würden in der Ehe geſegneter geworden ſeyn. Die Sparſamkeit einer klugen Gattinn bringt oft mehr, oder doch ſo viel ein, als ſie bedarf. Man hat

---

Hofs ſah; er, der einſt das Gaſtgebot eines großen Miniſters mit den Worten ausſchlug: er müßte heute mit ſeinen Kindern einen großen Karpfen verzehren. Der Vater der Gelehrſamkeit unter den Deutſchen, ein großer Melanchthon, ward oft angetroffen, daß er in der einen Hand ſein Buch hielt und las, und mit der andern ſeine Tochter wiegte. — Mit ihrer Erlaubniß, ſagte einſt der ſelige und vortreffliche Hauſen zu ſeinen Zuhörern, als er in einem Mathematiſchen Collegio bey einer tiefſinnigen Aufgabe, eines ſeiner Kinder auf dem Saale weinen hörte, mein Kind weinet. Er eilte auf den Saal, nahm es in ſeine Arme, kehrte in ſein Auditorium zurück, und las, ſein Kind auf dem Schooße habend, ungeſtört und freudig fort. Anmerk. des Verf.

eine alte Anmerkung: wenn ſich der Aufwand und die Kinder eines Hauſes mehren, ſo vermehrt ſich auch der Segen. Und warum nicht? Sollten Perſonen, die bey einem hinlänglichen Auskommen, ſich mit einander aus Liebe und in der heiligen Abſicht, die man bey der Ehe haben ſoll, auf lebenslang verbunden, nicht auch bey Fleiß und Tugend ſich auf lebenslang den erforderlichen Segen von der Vorſehung verſprechen können? Gehören ihre Kinder nicht zugleich Gott? Müſſen ſie ihnen nothwendig Schätze hinterlaſſen? Iſt eine gute Erziehung nicht Erbtheil genug? Und ſind arme Kinder rechtſchaffner Aeltern wohl jemals ohne Verſorgung geblieben; oder beſſer, ſind ſie nicht oft bey aller Armuth durch eine unſichtbare Hand zum größten Glücke geleitet worden? Man muß freylich der Vorſehung den Segen nicht durch die Ehe tollkühn abzwingen wollen; aber man muß bey einer klugen und tugendhaften Wahl ſich auch durch die Hoffnung ihres Segens ermuntern. Die bloße Furcht, unglücklich zu wählen, iſt kein Bewegungsgrund, der uns von der Ehe zurück halten kann. Die unglücklichen Beyſpiele ſollen uns nur behutſam, nicht aber zaghaft, machen. Iſt es ein Stand, den Gott verordnet hat, (und wer kann daran zweifeln?) ſo müſſen wir, indem wir die Regeln menſchlicher Klugheit beobachten, nicht vor einer göttlichen Anordnung zittern. Und geſetzt, daß, nach aller gebrauchten Vorſichtigkeit, der Erfolg unſrer Wahl nicht mit unſern Wünſchen übereinſtimmte: ſo müſſen wir das Beſchwerliche deſſelben als ein Theil unſers Schickſals anſehen, das Gott aus weiſen Urſachen über uns verhängt; das wir mit Geduld zu tragen und durch Klugheit und Güte zu verbeſſern ſuchen ſollen. Die vernünftige Frau, hat ſie nicht oft den böſen Charakter ihres Mannes durch Liebe, durch weiſe Beſcheidenheit und Nachſicht, durch anhaltende Geduld glücklich umgebildet? Der vernünftige Mann, hat er nicht oft die Sitten und Neigungen ſeiner nicht ſorgfältig genug erzogenen Gattinn durch Liebe und Klugheit und durch ſein lehrreiches Beyſpiel gebeſſert?*) Sehen wir endlich einen Freund als ein koſtbares Geſchenke aus der Hand der Vorſehung an, und bitten darum; ſollten wir denn das liebreiche und edle Herz des Gatten nicht auch, als ein ſolches Geſchenke, erwarten, und um daſſelbe, als um das größte irdiſche Glück, zu Gott beten?

Der ſicherſte Weg zu einer glücklichen Ehe iſt dieſer: Man verbringe ſeine Jugend in Unſchuld.

---

*) Der Graf Halifax hat in ſeinem Neujahrsgeſchenke für ſeine Tochter, das in den vermiſchten Schriften (S. des II. B. 3 St. a. d. 163 u. f. S.) überſetzt ſteht, dieſer ſeiner Tochter viel weiſe Anſchläge gegeben, wie ſie künftig, wenn ſie nicht mit dem beſten Manne ſollte verbunden werden, ihn zu gewinnen ſuchen ſollte; und manches junge Frauenzimmer würde wohl thun, wenn ſie ſolche Regeln ſchon vor der Ehe wohl überdächte und die Romanenliebe nicht zum Bilde ihrer künftigen Ehe machte. Anmerk. des Verf.

Man erwerbe ſich liebenswürdige Eigenſchaften der Seele und nützliche Geſchicklichkeiten, und vernachläſſige die Anmuth und Geſundheit ſeines Körpers nicht. Man befleißige ſich leutſeliger und gefälliger Sitten. Man verbeſſere die eigenthümlichen Fehler ſeines Temperaments, oder ſeiner erſten Erziehung. Man höre bey ſeiner achtſamen Wahl zuerſt auf die Stimme des Herzens; dann frage man ſeine Vernunft, und höre zugleich den Verſtand derer an, die wir hochachten. Das Auge darf ermuntern; aber es ſoll die Wahl nie entſcheiden. Tugend iſt das, was ein edles Herz am meiſten wünſcht; und es kann keine wahre Tugend ohne einen geſunden Verſtand ſeyn; ſie ſelbſt, die Tugend, giebt Verſtand. Ein Frauenzimmer aber, die Tugend und Verſtand beſitzt: beſitzt gewiß auch häusliche Geſchicklichkeiten. Und wenn ich weis, daß ihr Herz für mich fühlt, und in meine Wünſche williget; was kann uns wohl bey unſrer Liebe die Wahl verdächtig machen? Die Liebe wird unſre kleinern Fehler bald bedecken, bald verbeſſern. Die Liebe wird uns aus den Ungemächlichkeiten der Ehe ſelbſt eine Nahrung der Zufriedenheit zubereiten, und Klugheit und Tugend wird alles entfernen, was die Liebe aufhalten oder tödten könnte. Salomo entwirft den Charakter eines tugendſamen und vernünftigen Weibes folgendergeſtalt: — Ihres Mannes Herz, ſagt er, darf ſich auf ſie verlaſſen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides ſein Lebelang. — Ihr Schmuck iſt, daß ſie reinlich und fleißig iſt, und wird hernach lachen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge iſt holdſelige Lehre. Sie ſchauet, wie es in ihrem Hauſe zugehet, und iſſet ihr Brodt nicht mit Faulheit. Ihre Söhne kommen auf, und preiſen ſie ſelig, und ihr Mann lobet ſie. Viel Töchter bringen Reichthum; du aber (dieſes Weib) übertriffſt ſie alle. Lieblich und ſchön ſeyn iſt nichts: ein Weib, das den Herrn fürchtet, ſoll man loben.*) Iſt dieſes Gemälde nicht das vollſtändigſte und angenehmſte Bild einer liebenswürdigen Gattinn? Und welch ein Verdienſt ſollten ſich Mütter daraus machen, ſolche Töchter zu erziehen! Geſegnet ſey die Hand, welche dieſelben für Sie, meine Herren, erzieht; es ſey in den Palläſten, oder in den Hütten! Ja, theuerſte Freunde, der geſittete, unſchuldsvolle und arbeitſame Jüngling hat das größte Recht, ſich die Freuden einer glücklichen Ehe zu verſprechen.

---

*) Sprüchw. Sal. 31, 11. 12. 25–30.

Sechs

Sechs und zwanzigſte Vorleſung.

Von den Pflichten gegen Gott, als den Quellen aller andern Pflichten.

Meine Herren, ich beſchließe meine Vorleſungen mit einem kurzen Abriſſe der Pflichten gegen Gott, wie ſie uns die natürliche Religion lehret; denn wie viel würde der Moral ohne dieſe mangeln? Sie würde ein Gemälde ohne Leben, ein ſchöner Körper ohne Seele ſeyn.

Alle Pflichten, wie wir im Eingange der Moral gezeiget haben, alle Pflichten gegen uns ſelbſt und gegen die Menſchen, unſre Brüder, müſſen ihr Leben und ihre Nahrung aus den Begriffen eines allerhöchſten und heiligen Weſens, aus einer willigen und ehrerbietigen Unterwerfung gegen die Vorſchriften der Vernunft und des Gewiſſens, als gegen ſeine Befehle, ziehen, wofern ſie ihren gehörigen Werth, als wahre Tugenden, haben ſollen. Man betrachte die Erfüllung der geſellſchaftlichen Pflichten außer der Verbindung mit den göttlichen Abſichten und Befehlen, was ſind ſie alsdann? Ein künſtliches Uhrwerk, das durch die Triebfeder des Eigennutzes, der Eigenliebe und des

Stolzes ſo lange bewegt wird, als unſer Vortheil es befiehlt.

Iſt kein Gott, oder kein gerechter und heiliger Gott, und keine Unſterblichkeit der Seele: ſo iſt die Tugend ein Gewäſch. Ich ſage noch mehr; iſt kein Gott, der das Herz und die Handlungen der Menſchen achtet: ſo iſt die Tugend Thorheit und das glückliche Laſter Weisheit; und lange die Wünſche ſeiner Begierden ungeſtraft erfüllen, lange unmenſchlich leben, iſt die beſte Moral, der man folgen kann.

Der ſchrecklichſte Charakter eines Menſchen iſt keinen Gott erkennen, oder doch keinen heiligen Gott erkennen und anbeten wollen. Iſt es möglich, daß man den Himmel und die Erde, die Wunder der Weisheit, Macht und Güte, die ſie unſern Augen darſtellen, daß man ihre Ordnung und Schönheit, ihre Anmuth und ihren Nutzen betrachten und doch keinen Gott erkennen kann? Iſt es möglich, daß man ſein eignes Daſeyn glauben, einen denkenden Geiſt, ein nach Glück entbranntes Herz, ein redendes Gewiſſen in ſich fühlen, einen wundervollen Körper mit ſich herum tragen, und Millionen Gegenſtände für ſeine Bedürfniſſe eingerichtet ſehen, und doch keinen weiſen und allmächtigen und heiligen Urheber der Welt glauben und dafür ein Ohngefähr, eine blinde Nothwendigkeit, an ſeine Stelle ſetzen kann?

Von dir zeugt alles, Quell des Lebens,
Doch ſucht der Freygeiſt dich vergebens
Und denket trutzig: Gott iſt nicht!
Und denkt, (o Frechheit ſeiner Stirne!)
Und denket dieß mit dem Gehirne,
Das ihm, dieß denkend, widerſpricht.
Die Zunge ſelbſt, mit der ers waget
Und ausſpricht, was er frech gedacht,
Beweiſt in dem, da ſie es ſaget,
Wie blind er ſich mit Vorſatz macht.

Wen das Daſeyn der Welt und ſeiner ſelbſt, ſein eigenes Bewußtſeyn, ſeine Empfindung des Guten und Böſen, die Hoffnung und Furcht des Zukünftigen, die ſeinem Herzen eingeprägt iſt, nicht von einem höchſten Weſen überzeugen kann, für den ſind alle andre Beweiſe verloren.

Einen Gott annehmen, in ihm alle Vollkommenheiten vereinigen, und doch dabey das Leben ſeiner Seele nur auf wenige Augenblicke, nur auf die kurzen Stunden ſeines Daſeyns auf der Erde einſchränken, heißt den anbetenswürdigen Innbegriff aller Vollkommenheit entehren und verkleinerlich von ihm denken. Ob meine Seele unſterblich iſt? Dieſe Frage verhülle der Zweifler in noch ſo viele Dunkelheiten, und ein ſchulgelehrter Philoſoph löſe ſie mit Tiefſinn auf; Gott hat ſie für das Herz durch den unbezwinglichen Wunſch nach Unſterblichkeit, mit einer

Deutlichkeit und Gewißheit entſchieden, die ſich empfinden läßt. Ja, meine Herren, der Schulbeweis von der Unſterblichkeit der Seele, den man aus ihrer Natur herleitet, hat ſeinen Werth, den wir ihm nicht rauben wollen. Er kann einige, die zum Nachdenken geſchickt und geneigt ſind, überzeugen, und doch bey denen nichts ausrichten, die ihren Verſtand wenig gebrauchen können; und ſind nicht dieß die meiſten Menſchen? Aber wie? Iſt die Beantwortung einer Frage, die für das ganze menſchliche Geſchlecht die wichtigſte iſt, an den Tiefſinn der Philoſophie gebunden? Ob deine Seele unſterblich iſt? Du fragſt und zweifelſt? Meide das Laſter aufrichtig, und denke Gott nur ſo gütig, als du deinen edelſten Freund denkeſt; und du wirſt nicht mehr zweifeln. Sey tugendhaft, und denke Gott, wie du einen gerechten und gütigen Vater denkeſt, der die Macht hat, ſeinen Sohn zu beglücken und zu beſtrafen; und du wirſt es gewiß wiſſen, ob deine Seele unſterblich iſt. Sey fromm! und dann frage dich, ob du aufhören willſt, zu ſeyn? Das Laſter ſcheut die Ewigkeit, weil es genöthiget iſt, einen Gott knechtiſch zu fürchten; und es denkt darum klein von Gott, weil es keinen Anſpruch auf ſeine unendliche Güte wagen darf. Sey fromm! und denke die unendliche Macht deines Schöpfers; dann laß das Weſen deiner Seele theilbar, oder untheilbar ſeyn; du biſt deſſen gewiß, daß es die Allmacht ewig zu erhalten vermag. Sey fromm! und es wird dir unbegreiflich werden, wie der unendlich Gütige deine Seele vernichten könne.

Ein aufrichtiges und rechtſchaffenes Herz hat an dem Bewußtſeyn ſeiner Empfindungen und Wünſche ſtarke Beweiſe für die Unſterblichkeit; es hat gleichſam ſeine Logik der Empfindungen; und es iſt ihm ein viel zu reizender Gedanke, unendlich glücklich zu ſeyn, als daß es ſich Zweifel dawider erſchaffen oder erlauben ſollte. Wollte man aus Beſcheidenheit zweifeln, ob man verdiente, unendlich zu leben: ſo frage man ſich, wodurch man es verdienet hat, hier auf der Erde zu leben. Daß ich itzt bin, iſt unverdiente Wohlthat des gütigen Schöpfers; daß ich fortdauern werde, ohne Aufhören, iſt eben ſo unverdiente Wohlthat des Allgütigen, der nie befürchten darf, die Schätze ſeiner Glückſeligkeit zu erſchöpfen, wenn er ſie mich ewig genießen läßt. Die Unbegreiflichkeit der Fortdauer unſerer Seele nach der Trennung von ihrem Körper darf uns am wenigſten beunruhigen. Begreifen wir wohl die Art und Weiſe, wie Gott die Seele mit dem Körper ſo genau hat vereinigen können? Getraut ſich jemand, zu behaupten, daß es ihm zu ſchwer fallen wird, ſie auch außer dem Leibe mit eben der Macht thätig zu erhalten, mit der er ſie geſchaffen und mit einem Leibe verbunden hat? Wir finden in Gott und in uns Gründe genug, uns zu überzeugen, daß er nicht das Aufhören unſres Daſeyns nach einem kurzen Leben, ſondern unſre Unſterblichkeit wolle; und eine gereinigte Vernunft läßt ſich durch dieſe Gründe willig zu einem Glauben bewegen, der ihr und Gott Ehre bringt. Wäre unſre Unſterblichkeit ein Irrthum und die Zernichtung unſrer Seele eine Wahrheit: ſo wäre dieſes der einzige wunderbare Fall, wo der Irrthum vernünftiger, als die Wahrheit wäre, und wo es für die Ruhe eines guten Herzens unendlich beſſer ſeyn würde, zu irren, als die Wahrheit anzunehmen. Iſt es bloß möglich, oder wahrſcheinlich, daß die Seele fortdauern wird, daß ſie unaufhörlich glücklich oder unglücklich ſeyn wird, und iſt das Gegentheil eben ſo möglich und wahrſcheinlich: ſo erforderts doch unſer Vortheil, ſo zu leben, als wenn das erſte wahr und das andre ganz falſch wäre. Falle ich nach dem Tode in mein erſtes Nichts (ſchrecklicher Gedanke!) zurück: ſo werde ich alsdann nicht wiſſen, daß ich geirret habe. Daure ich fort; ſo bin ich unendlich glücklich, daß ich auf der Erde für die Ewigkeit gelebt habe. In Wahrheit, die Unſterblichkeit leugnen, iſt für das Herz ſo verderblich, als Gott ſelbſt leugnen; und im Tode aufhören ſollen, auf Gott zu hoffen, ſcheint ein Befehl zu ſeyn, daß wir ſeiner in dieſem Leben nicht achten ſollen. Bin ich nur für dieſe Welt geſchaffen, iſt mein Glück und Unglück, meine Belohnung und Strafe nur in dieſes Leben eingeſchloſſen: ſo glaube ich (wenn ſich das ohne Sünde ſagen läßt) bey einem behutſamen Laſter mehr Freude zu empfinden, als bey einer ſehr ſtrengen Tugend.*)

Unſere Empfindungen richten ſich nach den Vorſtellungen unſers Verſtandes. Je richtiger und lebhafter alſo unſre Begriffe von der Vollkommenheit und Majeſtät Gottes ſeyn werden; deſto reiner und brünſtiger wird die Anbetung unſers Herzens ſeyn. Gott für das mächtigſte, heiligſte, gütigſte, weiſeſte und vollkommenſte Weſen, für den unendlichen Schöpfer der Welt, für den Vater und Erhalter aller Geiſter und alles Fleiſches erkennen, ihn als den höchſten Regierer aller Begebenheiten verehren, in ihm einen ſtets gegenwärtigen Zeugen unſrer Handlungen, ja ſelbſt der verborgenſten Regungen unſres Herzens um ſich wiſſen, ihn als den

---

*) Der klärſte und kürzeſte Beweis von der Unſterblichkeit der Seele iſt bloß in der Religion enthalten. Gott hat es in ſeinem Worte geſagt. Er kann nicht trügen; er kann es allein wiſſen; dieß begreift auch der einfältigſte Verſtand. Und was können gegen das göttliche Anſehen ſeines Wortes, das ich glaube, alle Zweifel und Einwürfe ausrichten? Darum iſt auch der Glaube der Religion die heiligſte Pflicht, weil er der Gehorſam iſt, den ich Gott mit der Vernunft erzeige. Darum iſt hingegen der Unglaube die größte Sünde, weil er eine Schändung der göttlichen Majeſtät, die Quelle unzählicher Laſter und die Frucht der Widerſpenſtigkeit und eines böſen Herzens iſt. Anmerk. des Verf.

Geber alles Guten, als den ewigen Freund der Tugend und den ewigen heiligen Richter des Laſters anſehen, mit Ueberzeugung anſehen; und dennoch gegen ihn keine Unterwerfung, keine Regungen der Dankbarkeit und Ehrfurcht, der Liebe und des Vertrauens, kein Verlangen ihm zu gefallen, keine Scheu, ihm zu mißfallen, empfinden, dieſes widerſpricht ſich; und der Menſch, der ſeinen Schöpfer zu kennen vorgiebt, und doch nichts gegen ihn fühlt, verdient den Namen des Menſchen nicht.

Der gewiſſeſte Weg alſo zu den tugendhaften und ſeligen Empfindungen des Herzens gegen Gott zu gelangen, iſt der Weg der Erkenntniß Gottes und ſeines Willens. Die göttlichen Vollkommenheiten ſo erhaben denken, als man nur vermag, dieß erhabenſte Bild der göttlichen Vollkommenheiten in ſeinem Verſtande täglich erneuern und die ſeiner würdigen Begriffe ſich immer gegenwärtig zu erhalten ſuchen, das iſt die Quelle aller heiligen Empfindungen gegen Gott und zugleich, wie wir vorher geſagt haben, die Seele aller geſellſchaftlichen Tugenden. Gott erkennen, das muß die erſte Pflicht, und die beſtändige Fortſetzung dieſer Pflicht die höchſte Glückſeligkeit ſeyn. Wir können Gott nie zu groß, nie zu liebenswürdig denken. In dem Begriffe von ihm, muß alles zuſammengefaßt werden, was nur vollkommen heißt, alles, was uns die Vernunft als liebenswürdig anpreiſet, was uns die Schöpfung und Erhaltung der Welt Großes und Gutes darſtellt. Denn Himmel und Erde verkündigen uns ſeine Größe und Güte. Von ihnen zeugt jedes Geſtirn am Himmel, jede Pflanze auf dem Erdboden, jeder Tropfen im Meere, jeder Pulsſchlag unſers Herzens, jede Empfindung, jeder Gedanke unſrer Seele, jeder heimliche Vorwurf des Gewiſſens, jede innerliche Freude eines vollbrachten Guten; ſeine Größe und Güte zu erkennen, fordert uns jede wunderbare Spur ſeiner weiſen Regierung, jeder Beweis ſeiner unermeßlichen Liebe, jedes Merkmaal ſeiner gerechten Haushaltung auf. Nicht alles dieſes Große und Gute, was ſich nur zuſammen denken läßt, in dem Begriffe von Gott vereinigen, nicht alle Vollkommenheiten ihm beylegen und alle Vollkommenheiten nicht in gleicher Unendlichkeit, das heißt, nicht würdig von Gott denken. Ihn mehr gütig als gerecht, oder mehr ſtrenge als gütig, ihn weniger mächtig als weiſe, ihn ewig und ſeinen Willen doch nicht unveränderlich denken, iſt das nicht eben ſo viel, als Gott entehren, ihn mit ſich ſelbſt uneins machen, ihn bis zum Menſchen herab erniedrigen? Dieſen unſeligen Fehler, Gott die Eigenſchaften eines menſchlichen Charakters anzudichten, ihn unter dem unvollkommnen Bilde eines zwar mächtigen, weiſen und gütigen, aber doch irdiſchen Regenten zu denken und zu verehren, begehen vielleicht nur zu viele Sterbliche und oft ſelbſt gutherzige Seelen.

Aus der Betrachtung, aus der achtſamen Beſchauung ſeiner unzähligen und weisheitsvollen Werke und unſer ſelbſt, muß natürlicher Weiſe Ehrfurcht und Bewunderung entſtehen. Wen, ſo denkt der vernünftige Menſch, wen ſoll ich anbeten und verehren und über alles verehren, als den Herrn über alles? Ich, ein Geſchöpf von geſtern her, der ich vor kurzem nicht war, ich Bewohner dieſer nicht von mir erbauten Erde, ich Zuſchauer ſo vieler Wunder, die überall vor mir aufgeſtellt ſind, ich lebender Staub, ich denkende und wollende Seele; wer ſchuf mich? Warum liebe ich? Warum haſſe ich? Warum hoffe und fürchte ich? Wer hat mich ſo bereitet, daß ich unzähliger froher Empfindungen fähig bin? Wer erhält mich, und, wie mich, alle Gegenſtände meiner Seele und Sinne? Wer iſt es? Der Allmächtige! Er, mein Gott, mein Herr, mein Regierer, mein täglicher Wohlthäter und Freund, mein Vater, er der mich nicht bedarf, und mich ſo ſorgfältig pflegt, als wäre ich ſein Kind allein! Und ihn ſollte ich nicht verehren; ihn, den Heiligen nicht fürchten; ſeinen Willen nicht erforſchen und zu dem meinigen machen; da ſein Wille der ſeligſte ſeyn muß? Er, das Meer der Seligkeiten, der Güte und Weisheit! Und ihn ſollte ich nicht bewundern, nicht lieben, nicht über alles lieben, da er nichts wollen kann, als meine Wohlfahrt; da er, fern von eigennützigen Gutthaten, über die Abſicht, meine Bemühungen dadurch zu erkaufen, unendlich erhaben iſt? Er kennt mich, und das Innerſte meiner Seele, und alle meine Angelegenheiten von Ewigkeit her. Er ſieht, ob ich ihm zu gefallen wünſche und ſuche; er ſieht meine aufrichtigen, obgleich ſchwachen, Bemühungen in der Tugend. Er weis, was mir nützet; er weis, was mein Glück ſtöret; er lenket das Böſe zur Wohlfahrt. Er herrſchet als Gott, als der Weiſe, Heilige und Gütige. Wem ſollte ich mein Schickſal ſichrer anvertrauen, als ihm? Von wem ſollte ich meine Ruhe, mein Heil zuverſichtlicher erwarten, als von ſeiner Hand? Was er mir zuſchickt, hätte es auch die Geſtalt des Elends, wird Wohlfahrt ſeyn. Was er über mich verhängt, und wenn es auch noch ſo ſehr mit meinen Wünſchen ſtritte, wird in der Folge Glück für mich werden, wie es bey ihm Liebe iſt. Es ſey Ungemach! Es ſey Verluſt! Verluſt, der ins Herz dringt, Verluſt der angenehmſten Gegenſtände, Verluſt des Lebens! Ich traue auf ihn, und unterwerfe mich in Demuth ſeinen gnädigen Schickungen und allen Rathſchlüſſen ſeiner Weisheit. Er iſt der Herr, und dieſer Herr iſt Gott, iſt der Allervollkommenſte! In ſeiner allmächtigen Hand bin ich ſicher, und ſeine Güte iſt auf die Ewigkeit hinaus mein Muth. So lange ich ihn fürchte, darf ich ſonſt nichts fürchten; in meinem Grabe reife ich zu meiner zweyten Geburt; und wo auch mein Geiſt nach dem Tode ſeyn wird, ſo weis ich doch, daß er allezeit bey Gott ſeyn wird; denn Gott iſt überall.

Die Frömmigkeit des Herzens, ſetzet alſo einen richtigen und heiligen Glauben an Gott aus der Vernunft voraus; ſo wie dieſer Glaube richtige und würdige Vorſtellungen von Gott, von ſeinem Daſeyn, von ſeinen Vollkommenheiten und von ſeinem Willen, den er dieſen Vollkommenheiten zufolge, von uns vollbracht wiſſen will, vorausſetzet. Man verfälſche die Begriffe von Gott; ſo wird unſer Herz auf der Bahn der Tugend ſehr bald auf Irrwege gerathen, ſo wird der Aberglaube ſich in unſre Frömmigkeit einmiſchen, ſo wird die Religion das Gewand unſrer Leidenſchaften werden. Man löſche aber die Empfindung der Liebe, der Dankbarkeit und des Vertrauens auf Gott in dem Herzen der Menſchen ganz aus: ſo wird ſeine Tugend ein leeres Schattenbild, ſo fehlet unſrer Seele das, was ihr ihre wahre und größte Würde giebt, ſo fehlet unſerm unendlichen Verlangen glücklich zu ſeyn, der Hauptgegenſtand, ſo fehlet zu unſerm Glücke nichts weniger als alles, weil dem Herzen das höchſte Gut, der Unendliche, fehlet. Noch nicht genug. Man löſche die Liebe Gottes in der Seele aus: ſo wird die edle Menſchenliebe zugleich verlöſchen, und der größte Antrieb zu dieſer Tugend wird Eigenliebe und Eitelkeit ſeyn, und unſre ganze Würde von dieſer Seite wird in der Kunſt beſtehen, beſſer zu ſcheinen, als wir ſind, und in der Fertigkeit, Andere zu unſerm Eigennutze bereitwillig zu machen.

Der Glaube an ein unendliches vollkommnes Weſen iſt alſo die erſte Pflicht eines denkenden Geſchöpfes, weil es höchſt unvernünftig iſt, den großen Beweis ſeines Daſeyns, den ganzen Reichthum der Natur, vor ſich ausgebreitet zu ſehen, und den Schöpfer doch nicht zu erkennen. Er iſt die erſte Pflicht auch ferner darum, weil nichts ſo ſehr unſer Herz beruhigen und unſer Glück befeſtigen kann, als die Gewißheit, daß wir unter dem Schutze und der Regierung einer göttlichen Vorſehung ſtehen. Er iſt es nicht weniger auch deswegen, weil alle Wahrheit der Vernunft und alle Heiligkeit des Herzens auf dieſem Grunde der Erkenntniß beruhet. So lange wir dieſen Gott rein und lebendig als die Güte, die Weisheit und Allwiſſenheit, die Heiligkeit, die Macht, als die Quelle unſers Daſeyns und unſrer Glückſeligkeit denken, ſo lange wir uns in den verſchiednen Verhältniſſen denken, in denen wir gegen ſeine Vollkommenheiten ſtehen: ſo lange müſſen wir den Wunſch fühlen, ihm zu gefallen, und ſeiner werth zu ſeyn, ſo lange müſſen wir ein Verlangen empfinden, ſeinen Willen zu erforſchen und zu beobachten, und das, was wir von ihm empfangen haben, es ſey Kraft der Seele, Kraft des Körpers oder die Anwendung der äußerlichen Güter, mit denen er uns beglückt hat, nach ſeiner ewigen Abſicht zu gebrauchen.

Dieſe Vorſtellung iſt alſo der Grund alles Gehorſams; und die Liebe zu Gott, die aus der

Betrachtung ſeiner Güte und ſeiner Macht zu unſerm Glücke, entſteht, iſt die Seele eines willigen, aufrichtigen, und dauerhaften Gehorſams. Wer eine richtige und lebendige Erkenntniß von Gott hat, der wird ihn auch verehren und lieben und überwiegend über alles lieben. Aber Gott lieben, und darum ſeinen Willen als den ſeligſten erkennen; erkennen, daß alle Menſchen die große Familie des Allmächtigen ſind, einſehen, daß dieſe Menſchen mit uns von ihm zu einer gleichen Abſicht, nämlich zum Glücke, beſtimmt ſind; und dieſe Menſchen nicht lieben, nicht an ihrem Glücke Theil nehmen, nicht ihr Elend mindern, und doch ihr Glück für den Willen Gottes halten, dieſes läßt ſich nicht denken. Die wahre tugendhafte Menſchenliebe iſt alſo eine nothwendige und heilige Frucht der Ehrfurcht und Liebe Gottes. Gott über alles ehren und lieben, und doch die Neigungen gegen ſich ſelbſt dem göttlichen Willen, den man erkannt hat, nicht unterwerfen, ſie nicht nach der Regel ſeiner Vorſchrift einrichten und mäßigen, das, was uns Vernunft und Gewiſſen als recht und gut ankündigen, nicht thun, was ſie für unrecht und böſe erklären, nicht unterlaſſen mögen; das widerſpricht ſich. Wenn alſo unſer Herz Gott wirklich liebt, ſo wird es ſich nicht unmäßig lieben, ſo wird es ſein eignes Glück nach dem Plane der Gottheit zu befördern trachten, und mit ihm völlig übereinſtimmen. Es wird in der Wohlfahrt der Andern die Nahrung ſeiner Freude finden, und in dieſen Geſinnungen und Empfindungen ſich glückſelig ſchätzen, weil es von der Hand Gottes dazu gebildet, und ſich deſſen bewußt iſt, daß es dazu gebildet ſey.

Wenn wir alſo das wären, was wir nach den Verhältniſſen, in welchen wir mit dem Unendlichen ſtehen, ſeyn ſollen: ſo müßte die tiefſte Unterwerfung und der kindlichſte Gehorſam ſtets in unſerm Herzen ſich finden. Dieſes folgt aus dem Begriffe von Gott und uns. Eine heilige Furcht müßte in uns entſtehen und uns von allen unedlen Abſichten und Handlungen zurück halten; ſo oft wir die Heiligkeit des Herrn aller Herren betrachteten. So oft wir ſeine Güte dächten, müßte ein lebendiges Verlangen in uns entſtehen, ihn, da wir durch unſre Bemühungen nie etwas zu ſeinem Glücke beytragen können, wenigſtens durch unſer Erſtaunen und unſre Freude über ſeine Güte zu verherrlichen, und nebſt dieſem Verlangen, zugleich eine Empfindung unſrer Unwürdigkeit, das iſt Dankbarkeit und Demuth. So oft wir ſeine Güte, in der Verbindung mit der Allmacht und Allwiſſenheit dächten, müßte in uns die Tugend des Vertrauens und der Ergebung in alle ſeine Schickungen ohne Ausnahme entſtehen; in den Gefahren des Lebens und der Tugend der getroſte und beherzte Muth; in den Leiden und Uebeln des Lebens die Gelaſſenheit und Geduld, oder die Bemühung der Seele, dem natürlichen Unmuthe zu wehren und in den

Verhängniſſen des Unendlichen ſich zu beruhigen, weil er Gott und unſer Vater iſt. So oft wir die Liebe Gottes empfänden, müßten wir auch die Regung der Menſchenliebe, Freude über das Glück der Andern, Mitleiden mit ihrem Elende, und das Verlangen, daß nach dem Willen des Ewigen alle Menſchen glücklich ſeyn möchten, empfinden. So oft der Fall käme, wo die Liebe gegen den Nächſten unſre Selbſtliebe einſchränken ſollte: ſo müßten wir durch die Betrachtungen der göttlichen Vollkommenheiten und insbeſondre ſeiner großmüthigen und verzeihenden Liebe gegen die Menſchen den Sieg über unſre Selbſtliebe erhalten. So oft der Fall käme, daß unſre natürliche Liebe der Liebe zu Gott weichen müßte; ſo müßten wir durch einen Blick auf die unendliche Größe und Liebenswürdigkeit Gottes die Kraft zu dieſem Siege erhalten.

Aber wer kann ſich eines ſolchen Syſtems der Neigungen, oder einer ſo vollkommenen Tugend, rühmen? Wer kann ſich rühmen, eine ſolche Tugend ſtets in allen Fällen zu beweiſen? Wer erblickt nicht, wenn er auf ſein Herz und ſeine Handlungen ſieht, tauſend offenbare und geheime Abweichungen von der Regel des Gewiſſens und von jenem Syſteme der Neigungen, das ſich auf die Erkenntniß Gottes gründet? Und wie können wir denn alſo bey unſern Mängeln, Fehlern und Thorheiten dem heiligen Auge Gottes gefallen? Wie können wir, wenn wir in ein Laſter, in viele, in fortgeſetzte Laſter geſunken ſind, dieſe Flecken der Seele vor dem Angeſichte Gottes verbergen? Dieſes iſt eine ſchwere und höchſtwichtige Frage. Denn, ſo ſchön die Tugend in dem Lehrgebäude der Vernunft ſtralet, ſo wenig hat ſie dieſen Glanz in unſerm Herzen oder in unſerm Wandel; und es iſt ein großer Unterſchied, die Tugend richtig denken, und die Tugend ſelbſt beſitzen; die Tugend im Gemälde bewundern, und in der That ausüben; die Tugend lieben, ſo lange unſre Leidenſchaften ruhig ſind, und die Tugend lieben, wenn wir ihr angenehme Empfindungen, oft die ſüßeſten, welche die Natur kennt, aufopfern ſollen. Es iſt ein großer Unterſchied, einzelne tugendhafte Handlungen verrichten, und hingegen eine Geneigtheit, einen willigen lebhaften Vorſatz fühlen, immer, überall, in in allen Verhältniſſen ſeine Pflicht zu beobachten, wenigſtens eine überwiegende Liebe gegen das erkannte Gute zu fühlen, und zu behaupten.

Die ſich ſelbſt überlaßne Vernunft hat, wenn ſie der Verzweiflung bey ihrem begangnen Ungehorſame ausweichen will, kein Mittel, als die Buße der Natur, das iſt, die Zuflucht der Güte Gottes durch Reue und Beſſerung. Wenn uns Gott durch keine beſondere Offenbarung einen andern Weg angezeiget hat: ſo iſt es wahrſcheinlich, daß er die Buße der Vernunft befiehlt und annimmt, weil es gewiß iſt, daß Niemand zu allen Zeiten und in allen Umſtänden, in allen Gedanken und Neigungen ſeinen Willen ſo erfüllt, nicht bloß wie er ſollte, ſondern wie er auch könnte, wenn er ſtets über ſich wachen wollte.

Aber wo bekommen wir die Stärke und die Luſt her, die Vorſtellungen von Gott und unſrer Pflicht immer gegenwärtig zu erhalten, zu erneuern und auf unſer Herz anzuwenden? Sind wir nicht oft ſehr ungeneigt dazu? Fühlen wir nicht oft ein Unvermögen, ſie unſerm Verſtande einzudrücken, und bleibt unſer Herz, indem unſer Verſtand in dieſen Betrachtungen arbeitet, nicht oft kalt? Dieſe Erfahrungen ſind unleugbar, ſie ſind traurig und demüthigend für uns, und ſollen uns eben von dem Vertrauen auf uns ſelbſt abführen, und zur Hoffnung auf die allmächtige Hülfe unſers Schöpfers und Vaters leiten. Dieſes ſagt uns die Vernunft. Sie ſagt uns alſo, daß wir den Beyſtand, der uns nöthig iſt, und den wir vermiſſen, von dem erwarten ſollen, welcher ihn uns nicht verſagen kann, weil er Gott iſt und unſer Glück liebt. Sie fordert uns auf, daß wir ein aufrichtiges und demüthiges Verlangen nach ſeiner hülfreichen Hand, ein zuverſichtliches Verlangen, durch den Glauben an ſeine Güte geſtärkt, in uns erwecken ſollen. Wenn wir dieſes Verlangen, es ſey in Gedanken oder mit Worten, an Gott ſelbſt richten, ſo beten wir ihn, als die Quelle aller Vollkommenheiten, an. In ſo weit kann man ſagen, daß der Glaube an Gott auch das Gebet des Herzens, und weil unſre Vorſtellungen ohne die Zeichen der Worte nicht lange oder nicht lebhaft erhalten

halten werden können, auch das wörtliche Gebet befiehlt; nicht, als ob Gott durch unſer Gebet erſt zur Hülfe bewegt würde, ſondern weil uns das Gebet von der Liebe und dem Vertrauen zu ihm eingegeben wird. Da endlich Gott die Tugend liebt und gegen das Laſter ein unwandelbares Mißfallen hat: ſo muß die Seele, die dieſes glaubt, auch Belohnungen und Strafen der Gottheit hier in dieſem Leben, und weil ſie ihre Unſterblichkeit glaubt, auch Belohnungen und Strafen in einer andern ewigen Welt glauben. Ein mächtiger Antrieb zur Tugend für ein Geſchöpf, das von Gott mit einer unauslöſchlichen Furcht vor allem Elende beſeelet iſt! Unendlich glückſelig durch den Beyfall Gottes werden können; welcher ſiegende Antrieb zum Gehorſame! Von ſeinem Wohlgefallen ganz ausgeſchloſſen, unendlich elend und beſtraft ſeyn und bleiben; welcher Antrieb, den Reiz alles Laſters zu verachten und die Tugend überwiegend zu lieben!

Dieſes, meine Herren, iſt ein kurzer Auszug von der praktiſchen Theologie der Vernunft. Sie führt uns zur Theologie der geoffenbarten Religion. Darum iſt ſie ſchätzbar, darum iſts eine ewige Wahrheit der chriſtlichen Religion: Wer zu Gott kommen, oder den Weg des Chriſten erkennen und antreten will, muß (zuvor) glauben, daß Gott ſey, und denen, die ihn ſuchen, ein Vergelter ſeyn werde;*) und daß

---

*) Hebr. 11, 6.

in allerley Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, ihm angenehm,*) ihm, wenn er nach der Stimme der Vernunft und des Gewiſſens ihn verehrt und die Tugend ausübt, auf ſolchem Wege ſo lange angenehm ſey, als er ihm durch eine nähere göttlich bezeichnete Offenbarung keine hellern Befehle ertheilet;**) und daß Gott die, die ohne geoffenbartes Geſetz geſündiget haben, auch

---

*) Apoſtelgeſch. 10, 35.

) Es iſt ein bekannter und ſehr gewöhnlicher Mißbrauch, den man mit dieſer Stelle treibet, wenn man ſie ſo annimmt, als ob darinnen gelehrt werde, daß man Gott in allen Religionen auf eine ihm wohlgefällige Weiſe dienen, und allenfalls des Chriſtenthums gar entbehren könne. Wie weit der ſelige Gellert von dieſer Mißdeutung entfernt ſey, dieß zeiget ſowohl der Zuſammenhang und die Abſicht, darinnen er dieſe Stelle anführt, als auch die Erklärung ſelbſt, die er hinzugefügt hat. Er hat, wie aus allem dieſem offenbar erhellet, damit nur ſo viel ſagen wollen, daß Gott eine Unwiſſenheit in göttlichen Dingen, die man nicht ſelbſt verſchuldet, nicht zurechnen, ſondern daß er vielmehr die Folgſamkeit, mit der ein Menſch, welcher die chriſtliche Religion noch nicht kennet, ſich dennoch der Leitung des empfangenen Lichtes, oder nach dem Ausdrucke der Gottesgelehrten, dem Zuge der zuvorkommenden Gnade überläßt, mit Wohlgefallen anſehen werde. Ueberhaupt iſt auch in dieſem Ausſpruche der Schrift nicht von allerley Religionen ſondern von allerley Völkerſchaften die Rede, nicht von der Seligkeit oder Begnadigung, ſondern von der Berufung zur chriſtlichen Kirche. Gott angenehm auch ohne das geoffenbarte Geſetz richten, das heißt, nach dem Geſetze der Vernunft und des Gewiſſens richten werde.*) Die natürliche Religion ſoll uns alſo zur Religion des Chriſtenthums leiten. Und worinnen beſteht denn die Ehre und der Vorzug dieſer Religion? „Darinnen, (wie Squire ſaget,)) daß uns die heilige Schrift und inſonderheit das Evangelium

---

nehm heißt alſo hier nicht, wie wohl anderwärts, ſo viel als Gott verſöhnt, ſondern nur ſo viel als Gott willkommen. Der Sinn dieſer Stelle iſt demnach nicht, daß man Gott auch außer der wahren offenbarten Religion, und wohl gar in einer falſchen gefallen könne; denn der Jude, der die rechte Religion zu haben ſchien, und ſelbſt ſich rühmte, war dazumal von dem wahren Lichte der Heilslehre faſt eben ſo weit entfernt, als der Heide. Wir werden vielmehr durch dieſe Worte gelehret; daß man, ob man gleich kein gebohrner Jude ſey, dennoch, wofern man nur nach den überkommnen Einſichten zu handeln ſich aufrichtig beſtrebe, nicht nur des göttlichen Gnadenrufes werde gewürdiget, ſondern auch von der göttlichen Vorſehung, eben ſo wie Cornelius, auf ganz beſondern Wegen dazu werde geleitet werden; denn Gott helfe denen, die das in Vernunft und Gewiſſen ihnen anvertraute Pfund wohl anlegen, in der Erkenntniß göttlicher Dinge weiter, und bringe ſie von dem dunklern Lichte der Natur zu dem hellen Lichte der Offenbarung. **Anmerk. der Herausgeber.**

*) Röm. 2, 12.

**) S. D. Sam. Squire ſtrafbare Gleichgültigkeit in der Religion, von Hrn. Zollikofer überſetzt, a. d. 227. und 228. S.

„von den verſchiednen Verhältniſſen, in welchem „wir gegen Gott, als unſern Schöpfer, Erhalter, Erlöſer und beſtändigen Beyſtand in unſerm Laufe nach der Vollkommenheit und Glückſeligkeit ſtehen, vollkommen unterrichtet — „darinnen, daß uns in derſelben unſre ganze „Pflicht deutlich vorgeſtellet wird, und daß wir „allezeit wiſſen können, welches der gute und „wohlgefällige Wille unſers oberſten Herrn und „Gebieters ſey;“ darinnen, daß ſie ferner durch Buße und Glauben unſer Herz ändert, heiliget, und mit Luſt und Kraft zum Guten ausrüſtet; „darinnen, daß wir durch dieſelbe die ſtärkſten „Bewegungsgründe der Dankbarkeit und des „eignen Vortheils haben, nach dem Geſetze der „Natur und den Geboten des Evangelii zu leben; und endlich darinnen, daß wir die tröſtliche Verſicherung haben, daß unſer barmherziger und gnädiger Vater, unſre aufrichtigen, „obſchon unvollkommenen Bemühungen, ihm zu „dienen und zu gefallen in und durch den Tod, „die Erlöſung und die Vermittelung ſeines Sohnes Jeſu Chriſti annehmen und um deſſelben „willen uns ewig ſelig machen will. Der beſte „Chriſt muß alſo auch der beſte Menſch, und „folglich, im Ganzen betrachtet, der glücklichſte „Menſch itzt und in Ewigkeit ſeyn.“ Dieſes iſt der hohe Vorzug des Chriſtenthums vor der Religion der Vernunft.

Beſchluß.

Meine Herren, ich beſchließe alſo heute meine moraliſchen Vorleſungen; und womit kann ich ſie anders beſchließen, als mit dem verbundenſten Danke für Ihre zeitherige Aufmerkſamkeit und mit dem aufrichtigſten Wunſche, daß ſie Ihnen auf Ihr ganzes Leben heilſam ſeyn mögen? Möchte ich doch ſtets in dieſer edlen Abſicht, ſtets mit eigner lebendiger Ueberzeugung von der Wahrheit, ſtets zur Beförderung und Ehre der Religion und Tugend zu Ihnen geredet, und mit glücklichem Erfolge geredet haben.

Aber, theuerſte Freunde, wenn ich Sie nun bey dem Schluſſe meiner Vorleſungen noch um eine Dankbarkeit bäte, die in Ihrer Gewalt ſtünde; um eine Dankbarkeit, die mit Ihrem eignen Glücke verbunden wäre; um eine Dankbarkeit, die ich als die größte Wohlthat von Ihnen, und als einen Troſt meines Lebens anſehen würde: könnten Sie mir dieſelbe wohl verſagen? Gewiß nicht. — — So fordre ich Sie denn heute alle, beſte Zuhörer, Fremde und Einheimiſche, Hohe und Niedere von Geburt, zu einer Dankbarkeit auf, die Sie mir nicht verſagen werden. Und worinnen beſteht ſie denn? Darinnen:

Daß Sie ſich des Hauptinnhalts meiner Vorleſungen oft erinnern, ſich dieſer Wahrheit oft und täglich erinnern mögen: daß der einige

> ſichre Weg zu einem ruhigen; glücklichen und zufriednen Leben, zu einem getroſten und ſeligen Tode, Weisheit und Tugend, Religion und Gewiſſen ſey: — daß der Menſch nicht anders glücklich werden könne, als wenn er die heilſamen Lehren der natürlichen und geoffenbarten Religion zur täglichen Nahrung ſeines Geiſtes macht und ihre Gebote ſorgfältig ausübt, daß je früher er anfängt, den Pfad der Tugend zu betreten, deſto leichter und anmuthsvoller er ihm werde; daß er unſer Glück ſey, was uns Gott zur Pflicht gemacht hat. —

Erinnern Sie ſich alſo ſtets, daß der Jüngling, ſo wie der Mann, nur alsdann ſeinen Weg unſträflich und gewiß wandeln könne, wenn er ſich hält nach dem Befehle Gottes.*) Laſſen Sie Ihr ganzes Leben, das jugendliche und männliche eine ſichtbare, thätige, chriſtliche ſchöne Moral ſeyn. — Darum bemühen Sie ſich täglich mit dem größten Ernſt und Eifer.

Allein ſo nöthig unſre Bemühungen ſind, ſo können wir doch nie durch die Kräfte der Vernunft und Natur wahrhaftig weiſe und tugendhaft werden. Auf dieſen Grundſatz der Religion und Erfahrung habe ich Sie überall zurück geführet. Laſſen Sie ihn nie aus Ihren Gedanken, meine Freunde. Der Menſch iſt von Natur krank und verderbt und kann ſeine Seele nicht ſelbſt heilen

---

*) Pſ. 119, 9.

len und glücklich machen. Wir müſſen die Kraft, von Herzen tugendhaft zu werden, als Menſchen und als Chriſten von dem Allmächtigen auf dem Wege ſuchen, den er uns dazu angewieſen hat. Dieß iſt eine Hauptpflicht des Gehorſams und Glaubens gegen unſern Herrn und Schöpfer, und der erſte Schritt zu unſerm Glücke. Durch ihn leitet uns der Schimmer der Vernunft zu dem Lichte der Offenbarung. Wir können durch die Vernunft, viel gute äußerliche Handlungen ausüben, uns vor vielen Laſtern hüten; aber unſer Herz ſelbſt können wir durch die Natur nicht umbilden. Laſſen Sie uns daher alle falſche und abergläubiſche Begriffe von der Tugend verbannen. Sie wohnet nicht bloß im Verſtande, nicht in einzelnen guten Handlungen, nicht auf den Lippen, nicht in Geberden. Sie iſt nicht äußerliche Ehrbarkeit, wie ſie vor der Welt gilt, nicht gleißneriſche Scheinheiligkeit, nicht einſiedleriſche Schwermuth, nicht glückliches Naturell: ſie iſt eine Frucht der Weisheit und der ſorgfältigen Anwendung derſelben: ſie iſt die höchſte Wohlthat, die uns Gott giebt aber ſtufenweiſe, aber nicht wider unſern Willen, nicht ohne den vernünftigen Gebrauch der verordneten Mittel.

Laß daher, o Jüngling, dein Ohr auf die höhere göttliche Weisheit Acht haben, und neige dein Herz mit Fleiß dazu. Denn ſo du mit Fleiß darnach rufeſt und darum beteſt; ſo du ſie ſucheſt, wie Silber, und forſcheſt ſie, wie die Schätze: alsdann wirſt du die Furcht des Herrn vernehmen, und Gottes Erkenntniß finden. Denn der Herr giebt Weisheit, und aus ſeinem Munde kömmt Erkenntniß und Verſtand.*) Die wahre lebendige Erkenntniß der Weisheit, die den Verſtand erleuchtet und das Herz beſſert und der Tugend fähig macht, die eine überwiegende Neigung zum Guten, einen lebendigen und beſtändigen Vorſatz in uns wirket, allen unſern Pflichten, weil ſie der beſte, heiligſte und ſeligſte Wille Gottes ſind, zu allen Zeiten zu gehorchen; dieſe höhere Weisheit giebt Gott in unſre Seelen durch die göttliche Kraft ſeiner uns geoffenbarten Wahrheiten; und dieß iſt die wahre Tugend.

Iſt es ſchwer bey ſo vielen Verſuchungen der Leidenſchaften, bey den mannichfaltigen Reizungen des Laſters, bey den böſen Beyſpielen und Grundſätzen der Welt, die Befehle der Tugend auszuüben; finden wir immer neue Hinderniſſe zu überſteigen, neue Fehler, Mängel und Gebrechen des Verſtandes und des Herzens zu verbeſſern: ſo laſſen Sie uns bey aller unſrer Unvollkommenheit, (und unvollkommen bleibt auch der beſte Menſch,) dennoch nicht zagen. Laſſen Sie uns immerdar an den mächtigen Beyſtand denken, der uns verſprochen iſt, an die hohen Bewegungsgründe der Tugend, an die herrlichen und unendlichen Belohnungen derſelben, an die ſchrecklichen

---

*) Sprüchw. Sal. 2, 2:6.

lichen und unendlichen Strafen der Böſen, an Tod, Gericht und Ewigkeit. Die wahre Tugend und Frömmigkeit hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens.*) Und was wünſcht, was ſucht unſer Herz, als Ruhe und Frieden itzt und in alle Ewigkeit hinaus? Nun dieſe Ruhe, dieſen Frieden gewährt uns die Religion und Tugend. Was ſollten wir alſo eifriger ſuchen, als ſie? Was ſollte uns ſchätzbarer ſeyn, als Tugend und gutes Gewiſſen? Ja, die göttliche Weisheit iſt keine Feindinn unſers Vergnügens. Nein, die Religion iſt eben dadurch, daß ſie uns demüthiget, unſre Herzen umbildet, unſre Begierden einſchränkt, uns zu Gott durch den Weg der Buße und des Glaubens führet, eben dadurch iſt ſie die Wegweiſerinn zur wahren Ruhe und Hoheit der Seele. Sie macht uns zu Freunden unſrer ſelbſt, zu Freunden der Menſchen, zu Freunden des Allmächtigen, Allweiſen und Allgütigen. Können wir noch mehr begehren? Mehr als die Zufriedenheit dieſes Lebens und die Freuden einer ganzen Ewigkeit?

Es ſey alſo nicht leicht, die Pflichten, die Gebote der Tugend auszuüben; genug ſie ſind zu unſerm Glücke der einzige ſichere und offne Weg.

Gott will, wir ſollen glücklich ſeyn,
Drum gab er uns Geſetze.
Sie ſind es, die das Herz erfreun,
Sie ſind des Lebens Schätze.

---

*) 1 Tim. 4, 8.

Er redt in uns durch den Verſtand,
Und ſpricht durch das Gewiſſen,
Was wir, Geſchöpfe ſeiner Hand,
Fliehn, oder wählen müſſen.

Ihn fürchten, das iſt Weisheit nur,
Und Freyheit iſts, ſie wählen,
Ein Thier folgt Feſſeln der Natur,
Ein Menſch dem Licht der Seelen.
Was iſt des Geiſtes Eigenthum?
Was ſein Beruf auf Erden?
Die Tugend! Was ihr Lohn, ihr Ruhm?
Gott ewig ähnlich werden!

Dieſe Glückſeligkeit verleihe Gott uns allen! Ihm ſey Ehre und Anbetung in Ewigkeit!

Moraliſche
Charaktere.

* * *

Regelmäßige Sinnlichkeit, in dem Charakter des Kriton vorgeſtellet.

Im gemeinen Leben heißen meiſtens diejenigen vernünftige, geſittete und ehrbare Menſchen, die klug oder arbeitſam genug ſind, ihre Handlungen ſo einzurichten, daß ſie Anſehen, Ehre, Bequemlichkeiten und Vergnügungen der Sinne, Reichthümer und die Freyheit erlangen, nach ihrem Geſchmacke leben zu können.

Kriton lebt ſeit zwanzig Jahren auf ſeinem väterlichen ererbten Ritterſitze, ohne Familie. Er hat den Ruf eines vernünftigen, arbeitſamen und gaſtfreyen Mannes für ſich, und die ganze Gegend preiſt ihn glücklich.

Er iſt ſtets beſchäfftiget, und hat keine Zeit zu den Ausſchweifungen, die der Müßiggang gebiert. Der Morgen wecket ihn zur Aufſicht über die Arbeiten des Landlebens. Alles, was nützlich und einträglich iſt, ſtudiret er durch, unternimmt es ämſig, führt es glücklich aus, gewinnt immer mehr Vermögen, kauft die Aecker der Armen, ohne ſie ihnen geizig abzudringen, und hat binnen zwanzig Jahren ſeinen Ritterſitz mit drey neuen vermehret.

Er kränket Niemanden mit Vorſatz, bezahlet ſeine Arbeiter richtig, und ſchmückt gern die Kirchen in ſeinen Dörfern. Ein neuer Altar, eine neue Glocke, eine beßre Orgel, iſt ihm nicht zu viel. — Kriton iſt gaſtfrey. Wer ihn beſucht, und ein Liebhaber der Oekonomie iſt, der iſt ihm bey ſeiner Tafel willkommen. Sie iſt wohl eingerichtet, nicht karg, nicht verſchwenderiſch, und ſeinem Stande gemäß. — Er erlaubt ſich ſelten das Vergnügen der Jagd. Sie raubt die koſtbare Zeit, und dieſe kann er beſſer anwenden. Er ſchließt Contracte, durchſieht ſeine Rechnungen, ſtrengt die Arbeiter an, und läßt, wie er ſagt, für die Nachwelt bauen. — Hier macht er einen unbrauchbaren Acker durch ſeine Sorgfalt zum Walde. Dort findet er einen Steinbruch, der ſeinem Gute einträglich und der Gegend nützlich iſt. Stets beſchäfftiget, ſo erblickt ihn der Morgen, und ſo ſchläfert ihn der Abend ein; und alle Nachbarn lieben ihn wegen ſeiner Verträglichkeit, und preiſen ihn, als einen glücklichen Mann. Und was hat man auch an dieſem Leben des Kriton auszuſetzen? Nicht viel, wie es ſcheint. Alles ſtimmt ja unter ſich und mit einer gewiſſen Hauptabſicht überein. Aber was iſt ſeine Hauptabſicht? Warum lebt er? Warum ſorgt, und denkt, und arbeitet er ſo übereinſtimmend?

Vielleicht weis er es ſelbſt nicht. Ein dunkles Gefühl der Glückſeligkeit leitet ihn. Es ſcheint ihm rühmlich, ſtets beſchäfftiget zu ſeyn; mehr zu thun, als Andre ſeines Standes; immer mehr Hufen und Güter zu gewinnen, und zu wiſſen, daß er ſie gewonnen hat. Iſt dieſes ſein Glück und die Abſicht, warum er auf der Welt war?

Um zu wiſſen, ob Kriton wirklich für ſein Glück gelebt habe, ſo betrachtet ihn in dieſem ſeinem ſcheinbaren Glücke mit den Augen der Vernunft, und zwar betrachtet ihn auf ſeinem Sterbebette. Er ſtirbt, als Herr von ſechs Rittergütern. Konnte es ſein Beruf ſeyn, zu leben und zu arbeiten, um reicher, als Andre zu ſterben? — War er leutſelig, ein Schutz und Rath ſeiner Unterthanen, ein liebreicher Verſorger treuer Bedienten, ein williger und kluger Geber von ſeinem Ueberfluſſe? — Er war arbeitſam, um reich zu ſeyn; ſorgfältig und ordentlich, um bequem zu wohnen, und ſtandesmäßig zu eſſen und zu trinken; mäßig, um geſund und zu Geſchäfften geſchickt zu ſeyn. Er lebte bey allen ſeinen Anſtalten eigentlich für ſich, und nie, mit Abſicht, für das Beſte der Welt; er lebte für ſeinen Eigennutz, und nicht für die Tugend. Er lebte regelmäßig ſinnlich; und ſo leben die meiſten Menſchen.

Hätte Kriton, wenn er vernünftig ſeyn wollen, wohl die Hauptabſicht ſeines Lebens vergeſſen können? Konnte er nicht wiſſen, daß ſeine Seele edler wäre, als ſein Körper, daß die guten Eigenſchaften des Herzens etwas wichtigers wären, als Ritterſitze, als eine gute Tafel und die Bewunderung der Nachbarn? Daß es weiſer wäre, Güter zu erwerben, die uns im Tode bleiben, als ſolche, die wir in wenig Jahren verlaſſen müſſen? Daß es mehr Würde ſey, ein weiſer, gutthätiger, gemeinnützigerund gottſeliger Mann zu ſeyn, als der Reichſte im Lande? Daß die Uebungen der Pflichten gegen die Menſchen und den Schöpfer unendlich mehr Werth haben, als die ſtrengſte Ausübung der Regeln der Wirthſchaft?

Euphemon, das Gegentheil des Kriton.

Euphemon iſt beynahe in Kritons Glücksumſtänden. Er erhält durch Sorgfalt ſein Vermögen, und nützt es. Er iſt arbeitſam in ſeinem Stande, und ſieht die Arbeitſamkeit als einen göttlichen Beruf an, ſich und Andre zu erhalten, ſich und Andre weiſer, ruhiger und glücklicher zu machen. Dieſes iſt die Hauptabſicht, die in alle ſeine Geſchäffte einfließt; und er verſtattet ſich die Begierde, reich zu werden, nicht weiter, als in ſo weit ſie mit den Pflichten gegen Gott und Menſchen beſtehen kann. Er ſteht früh auf, und ſein erſtes Geſchäffte iſt Andacht. Dadurch wird ſeine erſte Stunde der Segen für ſein Herz und für ſeine Beſchäfftigungen, die er alsdann überdenkt und ordnet. Er iſt des Tags über eifrig in guten Anſtalten; allein was ſein Verwalter beſſer ausführen kann, das thut er nicht aus zu großer Geſchäfftigkeit, wie Kriton, ſelbſt. Er ſorgt für das Beſte ſeiner Unterthanen, unterſtützt den arbeitſamen Dürftigen, und ſucht den Trägen in Arbeit zu ſetzen. Er läßt ſich herab, und behauptet zugleich das Anſehen, das ein Herr haben muß, der aus Pflicht über Ordnung und Gehorſam hält. Seine Unterthanen lieben ihn, indem ſie ihn ehren. Kriton ſchmückt die Kirchen, und Euphemon ſorgt für die Schulen in ſeinen Gemeinden. Jener läßt Altäre bauen, und dieſer läßt die Kinder von einem geſchickten Manne ſorgfältig unterrichten. Er belohnet ſeine ſaure Arbeit, und ermuntert den Geiſtlichen in ſeinem Fleiße durch Bücher, durch Bequemlichkeiten, die ihm ſein Amt nicht gewähret, und durch einen leutſeligen Umgang. — Euphemon iſt auch gaſtfrey; aber außer den Freunden, die er ſpeiſet und vergnügt in ſeiner Geſellſchaft unterhält, eſſen treue und abgelebte Diener, Greiſe, die keine Verſorgung mehr haben, und Kranke, die eines Labſals bedürfen, von ſeinem Tiſche. Er hält einen redlichen Bedienten, der ſich nach verborgnen Elenden und Unglücklichen erkundigen und ihnen durch die dritte Hand helfen muß. — Euphemon baut nützlich, bequem und zugleich in der Abſicht, Müßige und Arbeitloſe zu beſchäfftigen und zu ernähren. Er will nicht immer gutthätig ſeyn, um nicht diejenigen, welche es bequem finden, ſich von Wohlthaten zu nähren, zu Trägen und Unverſchämten zu machen. Er iſt vorſichtig bey ſeiner Freygebigkeit, und aus Güte zuweilen ſtrenge. — Er ſieht die beſchwerlichen Frohndienſte ſeiner Unterthanen; die Klugheit wehret ihm, ſie ihnen ganz zu erlaſſen, und doch weis er ſie zu mäßigen, ſie dem durch Geld, jenem durch Getreide, oder durch den Erlaß eines Zinſes, von Zeit zu Zeit zu vergüten und ſein Recht in Billigkeit zu verwandeln. — Er iſt der Herr, und das Beyſpiel, und die Seele ſeines Hauſes; und es immer gut zu ſeyn, dieſes iſt ſeine Sorge und Arbeit. Er hat keine Kinder; aber er läßt Anverwandte bey ſich erziehen. Er ſorgt für die Sitten ſeiner Bedienten mit Klugheit, Ernſt und Güte, hält ſie vom Müßiggange und vom Laſter zurück, und erweckt ſie durch ſein Beyſpiel zu den Uebungen in der Religion. — Dieſe Lebensart hat Euphemon zwanzig Jahre getrieben, keine neuen Güter erworben, und manches Jahr ſo gar ſein Vermögen verringert; und hat er gleichwohl nicht unendlich mehr gethan, als Kriton? Er hat nicht bloß ſeine Haushaltung nützlich geführt; er hat auch ſein Vermögen und ſein Anſehen nach ſeinem Gewiſſen, zu ſeinem und Andrer Glücke verwandt. Wie ehrwürdig, aber wie ſelten iſt ein Euphemon!

Chryſes, der unbeſtändig ſein Glück in allerhand ſinnlichen Vergnügungen ſucht.

Chryſes, ſeit ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre, der Herr eines großen Vermögens, ſucht ſein Glück in allerhand Vergnügungen, die an und für ſich erlaubt ſind, und nur dadurch zur Thorheit werden, wenn man ſich ihnen ganz überläßt. Die Langeweile nöthiget ihn zu Beſchäfftigungen; und ſeine Einbildung und ſeine Sinne wählen ſie. Stets unbeſtändig wechſelt er in ſeinen Unternehmungen ab, wird dieſer ſatt, flieht zu einer andern, belacht nach kurzer Zeit dieſe wieder, ergreift einen neuen Gegenſtand ſeines Wunſches mit nicht beſſerm Glücke, lebt ſinnlich, um nach ſeinem Geſchmacke zu leben, und lebt lächerlich und unruhig.

Er kauft ſich ein Landgut. Welche Freude! Die Jagd wird ſeine Wolluſt und ſein Fleiß; und nichts ſcheint ihm wichtig, was ſie nicht angeht, und alles hingegen groß, was zu ihr gehöret. — Die Talente und Thaten ſeiner Jagdhunde, ſein Glück in der Jagd, ſelbſt die Beſchwerlichkeiten derſelben, werden ſeine Geſpräche und Tagebücher. Das Gehege ſeiner Phaſanen iſt ihm mehr, als eine Provinz dem Eroberer; und der zehnendichte Hirſch, der in ſeiner Holzung ſteht, iſt ſein täglicher Stolz. Er legt ſich ein kleines Jagdhaus an, und ſättiget ſich, wenn er nicht jagen kann, mit der Beſchauung und Verbeſſerung ſeines Jagdgeräthes und ſeiner Gewehrkammer, kauft einen neuen Hund, und verſchenkt ein Pferd, das ihm nicht mehr neu iſt, damit er die Freude haben könne, ein neues zu kaufen. — So lebt er ein Jahr, zwey Jahre, wird gleichgültig gegen die Jagd, und lacht endlich über dieſes beſchwerliche Vergnügen.

Er wird weiſer, und ſucht ſein Vergnügen im Bauen. O dieſes iſt eine weit anſtändigere und nützlichere Beſchäfftigung, ſagt Chryſes! Er baut nicht, weil er bequemer wohnen will; ſondern, um nach ſeinem Geſchmacke zu bauen, reißt er hier ein, und führt dort auf, baut itzt ein koſtbares Gartenhaus, und dann, weil ihm der Pferdeſtall nicht mehr gefällt, einen prächtigen Stall; morgen ein Salon, und mit eben der Hitze fällt er auf den Ehrgeiz, das beſte Taubenhaus zu haben. Er wagt Riſſe, kauft Bücher von der Baukunſt, die er nicht verſteht, pralet damit, quälet ſeine Arbeitsleute, verſchwendet einen großen Theil ſeines Geldes, und findet ſeine Wolluſt im Bauen. — Aber ſeine Anſtalten wollen ihm nicht mehr glücken. Man baut ihm viel zu langſam; nicht nach ſeinem Sinne. Er wird verdrießlich, und giebt dieſe Beſchäfftigung auf.

Er wählt eine neue Lebensart, wird geſellſchaftlich, und ſucht den Ruhm der Gaſtfreyheit. Er öffnet ſein Haus, wie er ſagt, geſitteten und angenehmen Leuten, aber in der That meiſtens den Schmeichlern und Schmarozern. Er ſinnt auf eine gute Tafel, auf Reinlichkeit und Pracht in ſeinen Zimmern, auf Vergnügungen für ſeine Gäſte, und wird reichlich mit Beyfall, Freundſchaft und Bewunderung belohnet. Er lebt ein Jahrlang für ſeine Gäſte und Bewunderer, und fühlt nunmehr den Zwang und das Leere dieſer Lebensart.

Der Schmeichler Brut, die frech des Chryſes Tafel hütet,
Die ſeiner Gnade Stral erwärmt und ausgebrätet,
Schwärmt ſummend um ſein Ohr.
Der Thor iſt ihr Geſpött, ſelbſt da er ſie ernähret,
Verlaſſen, wenn ſie ihm ſein Gut vertraut verzehret,
Und arm, und noch ein Thor.

Er wird verdrießlich und kränklich, ſtellt ſeine Gaſtfreyheit ein, will durch Einſamkeit ſeiner

Geſundheit wieder aufhelfen, und wird ein ſtiller Gartenfreund.

Nun hat er die unſchuldigſten Freuden, nach ſeiner Meynung, die Freuden der Natur, gefunden. Er wendet ſein Geld auf Blumen und ſeine Sorgen auf die Wartung und Verbeſſerung derſelben, verſchreibt mit großen Koſten Blumenzwiebeln, läßt Blummenkenner kommen, hält die Gärtner für die klügſten Sterblichen, und wundert ſich, wie er dieſe anmuthige Beſchäfftigung, die ihn einen ganzen Sommer unterhält, nicht eher gewählet. Aber ſchon vertilgt der nächſte ſtarke Winter viele Geſchlechter ſeiner Blumen, erweckt ihm einen Ekel gegen die Gärten, und zugleich eine Liebe für die Bücher.

Chryſes wird alſo gelehrt, ſchafft ſich eine koſtbare Bibliothek, lieſt und ſtudiret. Dieſen Monat iſt die Geographie ſeine Weisheit; und dieſe Woche ſcheint ihm die Wappenkunſt die wahre Gelehrſamkeit zu ſeyn. Er will ſie ſtudiren, und ermüdet bald, wählt die Geſchichte, und geht ſchnell zur Poeſie über, hört auf zu leſen, läßt ſeine Bücher vortrefflich einbinden, bringt ſie in Ordnung, widmet ihnen das beſte Zimmer, kauft mathemathiſche Inſtrumente, verläßt ſeinen gelehrten Hausrath und das Landleben plötzlich, zieht in die Stadt, wird ein Mann nach der großen Welt, und verlacht das Landleben. Der Hof ſcheint ihm nunmehr der

Sitz der wahren Vergnügungen zu ſeyn; die Comödie übertrifft alle Gartenluſt, die Oper alle Jagden und alle Freuden des Baues. — Die Antichambern ſind ihm die Schulen der Weisheit, und, o wie lacht er über ſeine Bibliothek! — Er beobachtet die Moden mit Scharfſinnigkeit, als die Geſetze der guten Sitten, erfreut ſich ſeines guten Geſchmacks in der Kleidung und Equipage, und kehrt endlich, von ſeinem abnehmenden Vermögen gerufen, wieder auf ſein Landgut, und lernt einſehen, daß er, um glücklich zu ſeyn, beynahe zwanzig Jahre, ein Verſchwender ſeines Vermögens, ſeiner Zeit und ſeines Verſtandes geweſen.

Der Mann mit Einem Laſter und mit vielen Tugenden.

Die Menſchen ſind ſelten ſo verderbt, daß ſie ſich vielen Laſtern zugleich ergeben ſollten; und ſelten ſo ſchlimm, daß ſie ein Laſter, dem ſie ſich überlaſſen, nicht durch gewiſſe Tugenden gleichſam vergüten wollten. Dorant gehöret unter dieſe Claſſe. Er dienet der Wolluſt, obgleich nicht ohne alle Mäßigung, und iſt ſo offenherzig, daß er dieſen Fehler ſelbſt geſteht: aber eben dieſer Dorant iſt gerecht, gutthätig, dienſtfertig, aufrichtig. Er kennt und gebraucht alle Künſte, das Herz einer Unſchuldigen, die ſeine Neigung gereizet hat, zu verführen; und doch kann er keinen Unglücklichen ohne Mitleiden ſehen, und ohne Hülfe von ſich laſſen. Man liebt ihn wegen ſeiner Gutthätigkeit ſelbſt in den Geſellſchaften, wo man ſeinen Fehler kennet. Er verabſcheut die berüchtigten Häuſer der Wolluſt, und würde ſie zerſtören, wenn es auf ihn ankäme; aber eine Beyſchläferinn zu halten, die er in kurzer Zeit mit einer andern vertauſcht; dieſes ſcheint ihm nichts Böſes und nichts Gutes zu ſeyn. Er belohnet ſie mit etlichen hundert Thalern; denn dieſes, ſagt er, wäre ungerecht, wenn ſie hülflos bleiben ſollte. Er verhilft ihr ſo gar mit ſeinem Schaden zu einer Heirath, um ſie zu verſorgen, und man lobt dieſe Sorgfalt an ihm. Dorant, ſpricht die große Welt, hat doch im Grunde ein gutes Herz. Dieſer Dorant, der, durch ſeine geſittete Lebensart und ſeinen Stand, den Zutritt in die beſten Häuſer hat, iſt alſo ein gefährlicher Feind der Unſchuld, und doch iſt er ein Mann von Treu und Glauben. Er giebt mir ſein Wort, daß er mir durch ſeinen Fürſpruch dienen will; und er thut es, ohne meinen Dank zu erwarten. Er thut es mit Vergnügen. Man ſpricht von einem Bekannten oder auch von einem Fremden Böſes; und er geräth darüber in eine edle Hitze, daß man die Ehre des Andern kränkt, und nicht lieber das Beſte vermuthet. — Dorant konnte von ſeiner Anverwandtinn, wenn er ihr hätte ſchmeicheln wollen, eine reiche Erbſchaft erlangen. Nein, ſagte er, das wäre ungerecht; ſie hat nähere Erben, die es mehr bedürfen. Soll ich reicher werden, um Andere arm zu machen? — Dorant iſt gelinde gegen ſeine Untergebenen, und der gütigſte Herr gegen ſeine Bedienten, wenn ſie ſich wohl aufführen. — In Geſellſchaften iſt er beſcheiden, und hält es für ein Verbrechen, jemanden zu beleidigen, und ſein Vergnügen zu ſtören. — Er haßt das Spiel, den Trunk, und die Verſchwendung. Was ſoll man alſo von Doranten urtheilen? Nach der Sprache der Welt hat er nur Einen Fehler und viele Tugenden; nach der Sprache der Wahrheit hat er eigentlich keine Tugend, und nur ein gutes Temperament, oder eine natürliche Anlage zur Tugend.

gend. Er hat zu viel Verſtand, um die Laſter alle zu billigen, und zu wenig, um einzuſehen, daß Ein Laſter, dem man ſich wiſſentlich ergiebt, das ganze Herz verderbt. Er hat zu viel Gewiſſen, um ruhig zu ſündigen und will einen Vergleich zwiſchen dem Böſen und Guten treffen, und ſeine Fehler der Wolluſt durch die Beobachtung äußerlicher Pflichten der Geſelligkeit erſetzen. Er wählt diejenigen Tugenden, die einem weichlichen Herzen die leichteſten und ihm natürlich ſind; Güte, Billigkeit, Gelindigkeit, Dienſtfertigkeit. Er wählt diejenigen Tugenden, die in Geſellſchaften am beliebteſten ſind, und ſich am erſten durch Beyfall oder Gegendienſte belohnen. Seine Tugenden ſind alſo Temperament und Wohlſtand; und ſein Abſcheu, den er vor gewiſſen Laſtern hat, iſt die Frucht des Beyſpiels und der guten Erziehung, die er in ſeiner Jugend genoſſen. Die Exempel zu dieſem Charakter ſind in dem gemeinen Leben ſehr häufig, und den guten Sitten ſehr gefährlich. Das Laſter, das ſich mit den Farben von zehn Tugenden ſchmückt, gefällt zur Nachahmung gar zu ſehr, und auch ein gutartiger Jüngling wird ſich von ihm blenden laſſen. Das Schlimmſte dabey iſt noch dieſes, daß ſolche Charaktere mit Hochachtung in der Welt beehret werden, und daß man von ihrer ſchlimmen Seite in Geſellſchaften gemeiniglich nur ſcherzhaft und mit einer witzigen Spötterey ſpricht, und die Ausſchweifung höchſtens von der lächerlichen Seite tadelt. Gleichwohl ſollte man über die Unzucht eben ſo wenig ſpotten, als man über Mord und Diebſtahl ſpottet; und folget nicht oft Beides aus dem erſten? Dorant, der den Perſonen des andern Geſchlechts Unſchuld und Tugend rauben kann, hat, ſo lange er dieſe ſtrafbare Neigung nicht unterdrückt, kein tugendhaftes Herz nach dem Ausſpruche der Moral; und ſeine guten Thaten, ſo glänzend ſie auch ſind, gehören ſeinem Blute, ſeiner Erziehung, und ſeiner Eigenliebe zu, oder ſind Früchte des böſen Gewiſſens, das ſich beruhigen will. Die Tugend iſt der aufrichtige und lebendige Wille, allen Geſetzen der Vernunft und Offenbarung zu gehorchen. Iſt ein ſolcher Wille aufrichtig, wenn er Ausnahme macht? Iſt nicht Dorant, ſelbſt des Beyſpiels wegen, ſchuldig, ſeiner Neigung zu widerſtehen; und ſchwächet er nicht durch ſein Exempel bey Andern das Anſehen eines göttlichen Geſetzes? Es iſt wahr, daß man es in allen Tugenden nicht gleich hoch bringen kann; aber der Vorſatz muß zu keiner mangeln. Es iſt wahr, daß die beſten Herzen fehlen können, und würklich fehlen; aber in dem Fehler beharren, oder ihn nicht erkennen wollen, weil man ihn nicht ablegen will; das iſt keine Schwachheit; das iſt Verderben des Herzens.

Der regelmäßige Müßiggänger, oder der Mann ohne Laſter und ohne Tugend.

Eraſt, mehr einſiedleriſch, als geſellſchaftlich, lebt für ſich, und theilet ſein Vermögen ſo ein, daß er ehrlich und ruhig leben kann. Er iſt ohne Familie, hat keine Hausſorgen, iſt Herr ſeiner Zeit, und ſorgt, daß er Niemanden zur Laſt falle. Er lebt ſeit zehen Jahren einen Tag ſo regelmäßig als den andern; iſt geſund, und mit ſeinem Schickſale zufrieden. Um acht Uhr erwacht er; der Thee, die Zeitung und das Fenſter beſchäfftigen ihn bis zehn Uhr. Um dieſe Zeit beſorgt er ſeine Geſchäffte, das heißt, er trägt die geſtrigen Ausgaben in ſein Tagebuch ein, beſieht ſeinen geſtrigen Anzug, ob etwas mangelhaft daran geworden, wählt den heutigen, ſchreibt einen Brief, wenn ihm der Wohlſtand einen abfordert, blättert in einem neuen Buche, das ihm aus dem Laden iſt zugeſchickt worden, oder zeichnet eine halbe Stunde zu ſeinem Vergnügen, oder tritt an ſeinen Flügel. Ehe es zwölf Uhr ſchlägt, iſt er angekleidet. Er ſpeiſt gut, aber mäßig, und weis ſeit dreyßig Jahren nicht, was ein Rauſch iſt. Seine Zeit von zwey Uhr nach Tiſche bis Abends um zehn Uhr iſt ebenfalls eingetheilet. Eine Stunde ſchenkt er dem Billiard, eine dem Beſuche, den er giebt oder annimmt, eine halbe Stunde dem Schlafe, eine Stunde dem Leſen einer anmuthigen Schrift, eine dem Spatziergange, wenn es das Wetter erlaubt, eine der Abendmahlzeit, und um zehn Uhr überläßt er ſich regelmäßig dem Schlafe. Von dieſer Ordnung weicht er nicht ab, außer des Sonntags, da er die Kirche beſucht. Dieſer Mann hat den Ruhm der Eingezogenheit und einer ordentlichen Lebensart. Sein Bedienter rühmt, daß ſein Herr alle Morgen bete und alle Abende ſinge. Und in der That, Eraſt iſt mäßig und haushälteriſch; kein Freund der Wolluſt und tobender Vergnügungen. Er ſpricht von Niemanden Böſes; läßt jeden in ſeinen Würden; bezahlt, was er zu geben ſchuldig iſt, richtig; und lebt ſtille für ſich. Gleichwohl, wer iſt Eraſt, wenn man ihn in ſeinem ganzen Betragen unterſucht? Iſt er mehr, als ein regelmäßiger Müßiggänger? Was iſt die Hauptabſicht ſeines Plans? Bequemlichkeit und methodiſirte Trägheit. Er lebt mäßig, um geſund zu ſeyn; wirthſchaftlich, um nicht zu darben; und ordentlich, um die beſchwerlichen Folgen der Unordnung zu vermeiden. Er lebt für ſich, und nicht für Andre. Iſt er deswegen in die große Geſellſchaft der Menſchen geſetzet worden? Er befördert ſein Vergnügen; aber iſt es das, welches von der Vernunft gebilliget wird? Er geht mit ſeinem Vermögen ſorgfältig um, weil es die Pflicht eines Vernünftigen iſt.

Aber iſt nur der Gebrauch des Vermögens, nicht auch der nützliche Gebrauch der Zeit eine Pflicht, eine beſtändige Pflicht? Er wendet die Zeit bloß zur Pflege und Erhaltung ſeines Körpers an; und alſo lebt er, um künftig ſo lange gelebt zu haben, als er nur gekonnt? Er hat eine Seele bloß für ſeine Sinne, und einen Verſtand, bloß um die Gegenſtände zu entdecken, die ſeiner Bequemlichkeit ſchmeicheln. Er glaubt, er thue nichts Böſes, weil er ſich vor Laſtern hütet, die ſich ſelbſt beſtrafen; allein ſein ganzer Plan des Lebens iſt böſe, weil ihn die Vernunft und die göttliche Beſtimmung verwirft. Er beweiſt ſelbſt durch ſeine Einrichtung, daß die Seele des Menſchen ein geſchäfftiges Weſen iſt, weil er ihr in jeder Stunde eine Art der Unterhaltung giebt. Warum kann er nicht einſehen, daß es beſſer iſt, ein nützlicher und arbeitſamer Mann zu ſeyn, als ein geſchäfftiger Müßiggänger? Hofft er, daß ihn Gott einſt ewig für die Mühe belohnen ſoll, die er auf das Vergnügen ſeiner Sinne ſo ordentlich verwandt hat? Könnte er ſo oft ſchlafen, als er wollte, ſo würde er wahrſcheinlich den größten Theil ſeines Lebens verſchlafen. Er habe noch ſo wenig Gaben von der Natur empfangen; ſo hat er doch mit allen Menſchen die Pflicht der Vernunft, und der Religion gemein, ſeine geringen Talente zum Beſten der Welt aufrichtig anzuwenden. Hierinnen beſteht ſeine Tugend und Ruhe. Er ſoll zufrieden leben, als ein Mitbürger, nicht als ein träumeriſcher Einſiedler. Er darf ſeine Bequemlichkeit

lichkeit ſuchen, aber er lebt nicht für ſich allein, ſonſt würde ihn der Schöpfer in eine Höhle eingeſchloſſen und mit den nöthigen Lebensmitteln umringt haben. Endlich iſt es falſch, daß ein bequemes Leben ein zufriednes Leben iſt. Wenn Eraſt nachdenkt; (und er kann doch nicht alle ernſthafte Gedanken durch Trägheit erſticken;) macht ihm ſein Herz wegen ſeiner ſinnlichen Lebensart gar keine Vorwürfe? Fühlt er nichts Leeres in ſeiner Seele? keine Beſorgniß, daß Andre, für die er nichts nützliches thut, ihn verachten werden? keine Beſchämung, daß er vierzig oder funfzig Jahre gelebt hat, ohne ein beſſerer Menſch geworden zu ſeyn? Kann er ſich auf die ſchützende Hand der Vorſehung verlaſſen, und ſich, wenn ſein Vermögen, das er itzt nur zu ſeiner Bequemlichkeit gebraucht, ſich in Mangel verwandeln ſollte, mit ihrem Beyſtande tröſten? Kann er auf Hoffnung ſterben, wenn er an den Tod denkt? Hat er dieſe Vortheile des Geiſtes nicht; ſo iſt er nicht zufrieden, ſondern nur von ſeiner Bequemlichkeit, der er dienet, mit einem angenehmen Kützel auf einige Jahre für ſeine Dienſtbarkeit belohnet, und zugleich beſtrafet.

Der ſchwermüthige Tugendhafte.

Die Fehler unſers Temperaments miſchen ſich beſtändig in unſre Tugend, und geben ihr in unſerm Verſtande die Geſtalt, die mit unſrer eigenthümlichen Neigung am meiſten übereinſtimmt. Aus dieſer Quelle entſpringen unzählige Irrthümer, die wir für Wahrheiten annehmen; und keine Irrthümer ſind ſchwerer zu heben, als die ihren Schutz in dem natürlichen Charakter unſers Geiſtes und in der beſondern Einrichtung unſers Körpers finden und dabey mit einem guten Herzen ſich vertragen.

Aret meynt es aufrichtig mit der Tugend; und ſeine Strenge iſt weder Heucheley, noch ſtolze Frömmigkeit. Nein, aber er iſt von Natur ſchwermüthig und furchtſam, und darum liebt er die Schwermuth und Furchtſamkeit auch in ſeiner Tugend, oder bildet dieſe nach ſeiner Gemüthsart. Er flieht die unſchuldigen Freuden des Lebens, weil er ſie für ſtrafbar hält. Aber warum hält er ſie dafür? Hat er nicht ſo viel Verſtand, ſeinen Irrthum einzuſehen? Ja, er hätte ihn; aber ſein dickes ſchwarzes Blut benebelt und verfinſtert ſeinen Verſtand. Traurig ſeyn iſt ihm natürlich; und diejenigen Begriffe von Tugend, die zur Traurigkeit am beſten paſſen, ſind deswegen ſchon ſeiner Art zu denken, auch natürlicher, als das Gegentheil. Aret wird ſelten lachen; denn ſeine Tugend hat eine finſtre Stirne, und eine frohe Miene hält er für Leichtſinn. Man muß dem Andern ſtets ein gutes Beyſpiel geben; dieſes iſt ſein richtiger Grundſatz. Aber wie falſch legt er ihn aus! Dieß darf uns nicht befremden, denn er ſucht die Auslegung dazu in ſeinem Charakter. Er verbannet alles Freye aus ſeinem äußerlichen Betragen, grüßt mit eben der Miene, mit der er betet, fragt mit eben dem Tone: wie befinden ſie ſich? mit dem er von einer Feuersbrunſt redt, und ſeufzet im ganzen Ernſte, daß wir einen erlaubten Scherz ſagen, nicht immer die Tugend im Munde führen, nicht ſeine Leibſprache reden. Um uns ein gutes Beyſpiel zu geben, klagt er ſtets über die böſen Sitten, ſtreut in die gleichgültigſten Geſpräche erzwungne Tugendlehren ein; und um überall nützlich zu werden, wird er ſo gar aus den Zeitungen in dem Tone eines Strafpredigers erzählen, und, geſetzt daß er es auch bey der Tafel thäte, nichts weniger glauben, als daß er zur Unzeit eifere; denn er mißt unſre Empfindung nach der ſeinigen ab. — Man muntert ihn zu einem Spiele auf. Aret kann es nicht wohl abſchlagen; und ſeht, er ſpielt mit eben der feyerlichen Miene, mit der er einen Kranken beſucht. Man muß, denkt er, ſich überall gleich ſeyn, das heißt, überall einen finſtern Ernſt zeigen. — Ihr geht mit ihm ſpatzieren und freuet euch über die Schönheiten der Natur; aber ſein Herz läßt dieſe Freuden nicht ein. Er prediget euch aus guter Meynung die Wunder der Natur; denn das iſt ihm leichter als die Freude. — Ein über eine melancholiſche Höhle herabhangender Felſen wird ſeine Blicke weit eher und länger an ſich ziehen, als das anmuthigſte Thal; denn in jenem findet er Nahrung zu finſtern traurigen Betrachtungen. Er iſt nicht karg; aber ein geringes Geld für eine Spatzierfahrt oder gute Muſik auszugeben, das hält er für Sünde. Mich, ſagt er, macht die Muſik ſinnlich; und wie gut wäre es nicht, wenn er ſich zuweilen ſinnlich machen ließe! Sie ſtört ihn in ſeiner Traurigkeit, darum hält er ſie für gefährlich, und beklagt Andre, die ſie lieben. Weil er die Einſamkeit liebt, ſo zittert er vor allen großen Geſellſchaften, hält ſie für Schulen der Thorheit, und ermahnet alle zur Eingezogenheit, das heißt, zur einſiedleriſchen Traurigkeit. Aret iſt wirklich dienſtfertig, aber mit ſo vielem ſchwerfälligen Ernſte, daß man glaubt, er ſey es nicht, oder ſeine Dienſtfertigkeit koſte ihm viel Ueberwindung. Er liebt die Seinigen, ſorgt aufrichtig für ihre Wohlfahrt, und doch ſo mürriſch, daß ſeine Sorgfalt wenig fruchtet und oft verſpottet wird. Unter ſeinen beiden Söhnen iſt der eine lebhaft und flüchtig, der andre träge und langſam. Er will den erſten in ſeinem zwölften

Jahre zum geſetzten Manne machen, und kränkt ſich, daß er ihm ſeinen Geſchmack an der Ernſthaftigkeit nicht beybringen kann. Den andern will er in ſeinem geſetzten Charakter befeſtigen, und freut ſich, daß er ihn täglich unempfindlicher werden ſieht. Von dem erſten hofft er wenig, von dem letzten alles; und durch ſeine traurige Erziehung verderbt er mit dem beſten väterlichen Herzen alle beide. — Aret iſt mitleidig und nimmt an dem geringſten Elende der Andern Theil, aber ſelten an ihrer Freude. Er läßt ingeheim Arzeneyen und Stärkungen für Kranke zubereiten, und ſich doch oft vergebens bitten, ehe er ſeine Verwandten, die ſich in ſeinem Garten vergnügen wollen, mit einer Abendmahlzeit bewirthet. Das Geld, ſagt er, dauert mich nicht; aber könnte ich meine Zeit nicht noch nützlicher zubringen? Ja, Aret, bringe ſie nur dieſen Abend aus Pflicht mit deinen Verwandten zu, unterhalte ſie mit Freundlichkeit, und befördre dadurch ihr Vergnügen und das Vertrauen, das ſie dir und deinen guten Lehren ſchuldig ſind: ſo haſt du die Zeit nützlicher zugebracht, als du denkeſt. Eine ſeiner Nichten heirathet einen Landgeiſtlichen; er ſtattet ſie reichlich aus, und wünſcht ihr Glück zur Einſamkeit des Landlebens. Die andre, die eben ſo vernünftig und geſittet iſt, heirathet einen rechtſchaffnen Officier; er giebt ihr nicht ſo viel, und ſagt ihr mit Thränen, daß er ſie bedaure. Er erzieht Waiſen. Der eine will ein Bergmann werden; ja, ſagt Aret, das iſt eine nothwendige Beſchäfftigung. Gott hat die Metalle in die Erde gelegt, daß ſie durch den Fleiß der Menſchen ſollen geſucht und genützt werden; ich will euch beyſtehen. Von dem andern erzählet man ihm, daß er eine treffliche Fähigkeit zur Malerey habe. Aret denkt an die verführeriſchen Werke dieſer Kunſt, ohne an ihre guten zu denken, und hört auf, für ſeinen Waiſen zu ſorgen. Nein, ſpricht er, die Malerey, die Bildhauerkunſt, die Muſik — ich tadle ſie nicht; aber ich habe meine Urſachen, ich laſſe dieſe Künſte Niemanden auf meine Koſten lernen.

Welcher liebenswürdige und der Welt nützliche Mann würde Aret ſeyn, wenn er ſeine Tugend nicht durch ſeinen traurigen Charakter entehrte, und die Anforderungen ſeiner Gemüthsart nicht mit den Pflichten der Tugend vermengte; wenn er lernen wollte, daß man ſein Temperament durch die Tugend verbeſſern, nicht aber dieſer zumuthen müſſe, ſich nach jenem zu bequemen! Vielleicht erkennt Aret ſeinen Fehler und die Nothwendigkeit, ihn abzulegen, wenn er auf die Uebel ſehen will, die daraus in der Geſellſchaft entſtehen. Er macht bey ſeinem guten Herzen und bey ſeinen edlen Abſichten die Tugend verdächtig und oft verächtlich. Er raubt ſich tauſend Gelegenheiten, Gutes zu thun, weil er Andre durch ſeinen kläglichen Ernſt von ſich entfernt, oder aus Einſiedlerey ſich ihnen ſelbſt entzieht.

zieht. Er wird ungerecht und grauſam, wo er rechtſchaffen ſeyn will, und verdrießlich und widerwärtig, weil er zur Unzeit eifrig iſt. Kann er glauben, daß wir darum fromm ſeyn wollen, um uns und Andern die unſchuldigen Freuden, die uns der Schöpfer angewieſen, zu entziehen, und nie zu fühlen, daß wir glücklich ſind, und daß dieſes die ſelige Abſicht Gottes gegen ſeine Geſchöpfe ſey? Er ſieht eine natürliche Furchtſamkeit und eine argwöhniſche Schwermuth für Behutſamkeit und Wachſamkeit an. Die Welt würde freylich in vielen Stücken beſſer und eingezogner ſeyn, wenn viele Arete wären; das iſt wahr: aber ſie würde auch bald in eine unfreundliche, mürriſche und abergläubiſche Welt ausarten, oder ein wohl eingerichtetes Klaghaus werden; das iſt eben ſo wahr. Unſere Tugend muß eben ſo wenig in eine natürliche Schwermuth als in einen natürlichen Leichtſinn eingekleidet werden.

Der Jüngling von der guten und ſchlimmen Seite.

Der Jüngling hat alle Eigenſchaften, wie ſie ſein anwachſendes Glück und die auf ihn wartende Welt verlanget. Alles in ihm und außer ihm iſt zur Verbeſſerung und Reife ſeiner Kräfte, zum künftigen glücklichen Manne, und zu einem nützlichen Bürger der Welt angeleget; der, wie er in gewiſſer Maaße der Wohlthäter derſelben wird, zugleich bey ihr hinwiederum ein Recht auf ihre Dankbarkeit und auf Gegenwohlthaten ſich erwirbt. Wir wollen den ganzen Gehalt ſeines Charakters betrachten; ſein Gutes, wie es ſich von ſeinen Schlacken abſondern läßt, und die Fehler des Naturells, wie ſie durch Unterricht und Bildung zu guten Eigenſchaften und der Tugend beförderlich werden können.

Der Jüngling iſt meiſtens von Natur in ſeinen Wünſchen und Unternehmungen kühn, heftig und unbeſtändig. Der Leichtſinn, eine unſtete Ruhmbegierde, eine natürliche Neigung alles haſtig nachzuahmen, ein gewaltiger Trieb zu ſinnlichen Vergnügungen, leiten und führen ihn, bemächtigen ſich ſeines Herzens und leicht auch ſeines Verſtandes zum Dienſte der Thorheit.

Er iſt leichtgläubig bald gewonnen, aber eben ſo bald beleidiget, und ſchnell zur Ahndung. Er nähert ſich gern der Verſchwendung, und verachtet die Sparſamkeit. Er fühlet den täglichen friſchen Anwachs ſeiner Kräfte und wagt ſie kühnlich daran, unbeſorgt für ſeine Geſundheit und oft für ſein Leben. Er ſcheut gemeiniglich den Aufſeher, will ſich ſelbſt Geſetz und Klugheit ſeyn, und ſtürzet ſich in Fehler. Er ſcheint bald ſeinen Fehler zu bereuen, aber in der That kränkt ihn mehr der Vorwurf und der Schimpf, den er ſich dadurch zuzieht, als der Fehltritt ſelbſt. — Dieß iſt das Bild des Jünglings, wenn man ihn auf der ſchlechten Seite betrachtet; und dennoch enthält ſie bey allen den Fehlern, wodurch ſie ihn verunſtaltet, die Grundanlage zum guten und nützlichen Menſchen.

Der kühne und heftige Jüngling iſt der erſte Stoff zu dem muthigen und arbeitſamen; der unbeſtändige und leichtſinnige zu dem folgſamen und geſetzten Menſchen. Wie langſam würde ſein Gedächtniß, ſeine Einbildungskraft und ſein Verſtand mit den nothwendigen Gegenſtänden und Kenntniſſen des Lebens erfüllt werden, wenn er nicht unſtet und flüchtig in ſeinen Neigungen und Wünſchen wäre! Ein jeder Schritt zur Thorheit würde ihm ein Schritt zum Laſter ſeyn, wenn er der einzelnen Thorheit weniger geſchwind überdrüßig würde. So kühn und heftig der Jüngling in ſeinen Unternehmungen iſt: ſo hat ihn doch die Natur, um den Mangel ſeiner Erfahrung und ſeiner Einſicht zuvor zu kommen, mit einer edlen Schamhaftigkeit ausgerüſtet. Dieſe warnet und leitet ihn, wenn er ſie nicht frevelhaft unterdrückt. Eben der Jüngling, der gern ungebunden ſeyn will, iſt doch zugleich der Jüngling, der durch geheime Bande an die kleine Welt ſeiner Familie und Verwandten ſo weiſe gefeſſelt iſt, daß er ſich, gern oder ungern, dennoch ihren Leitungen ergiebt. Liebe und Dankbarkeit gegen ſeine Aeltern und Wohlthäter vertreten öfters bey ihm die Stelle des Verſtandes. Er iſt hitzig, ſeinen Gegenſtand zu verfolgen; aber iſt er nicht auch empfindlich gegen die Bitte einer liebreichen Mutter? Ihn erſchreckt der weiſe Tadel eines gütigen Vaters; und die ſanfte Erinnerung eines Freundes wird oft für ihn eine eindringende Sittenlehre.

Der Jüngling iſt leichtgläubig, und dieſe Eigenſchaft ſtürzt ihn in viele Fehler; aber er glaubt auch das Gute leicht, und am leichteſten glaubt er es denen, die ſeine Hochachtung und Liebe zu verdienen wiſſen. Auf ſolche Weiſe wird an der Seite vernünftiger Menſchen ſeine Leichtgläubigkeit Glück für ihn; und durch ihren Unterricht, durch ihre Erfahrung, zu der noch ſeine eigene Erfahrung hinzukömmt, wie oft ihn ſeine Leichtgläubigkeit betrogen, wird ſie mit der Vorſichtigkeit verwandt. — Der Jüngling, der itzt ſeine Fehler gern verbirgt, iſt doch zu andrer Zeit offenherzig genug, ſie ſelbſt zu verrathen, und geſchwätzig genug, ſich ſelbſt zu beſchämen. Er giebt Andern dadurch Gelegenheit, ſie zu verbeſſern; und ſo werden Andre immer das für ihn, was er ſich ſelbſt noch nicht iſt. —

Der Jüngling iſt begierig nach Beyfalle und Bewunderung, und geht mit großen Gedanken von ſich und ſeinen künftigen Unternehmungen einher; eine Leidenſchaft, die, von der Hand der Weisheit umgebildet und regieret, zum feurigen Antriebe des Fleißes und der Beſtrebung im Guten für ihn wird. Aber ſucht der Jüngling nicht auch aus dieſer Ruhmbegierde ſeine Ehre in Gegenſtänden, die oft nur ſeine Verachtung oder ſeinen Haß verdienen ſollten? Ja, aber meiſtentheils aus Mangel der Einſicht und guter Beyſpiele. Seine Erziehung ſey noch ſo mangelhaft, ſo iſt doch oft ein einziges rühmliches Beyſpiel genug, ſeine Begierde nach Ehre auf gute Sitten und edle Neigungen und Unternehmungen zu richten. Ein unglücklich gewagtes Unternehmen giebt ihm Erfahrung, und dieſe wird ihm, ſo oft ſie ihn an ſeinen Fehler erinnert, auch das Geſetz einſchärfen, daß er weiſer und bey der Wahl ſeiner Ehrbegierde vorſichtiger ſeyn ſoll. Fällt ſeine falſche Ruhmſucht gar auf das Laſter: ſo ſtraft ihn das Gewiſſen, und ruft ihn wieder auf den rechten Weg; das Gewiſſen, das in ſeinem empfindſamen Herzen eben ſo laut ſpricht, als ſeine unerlaubte Begierde. — Ohne die hohen Gedanken von ſich und ſeinem künftigen Antheile an den Weltbegebenheiten würde der Jüngling in ſeiner Ehrbegierde und in ſeinem Fleiße bald ermüden. Er betrügt ſich freylich, aber doch zu ſeinem künftigen Vortheile, wenn er nur will. Selbſt aus ſeinem Stolze wird einſt die ihm und der Welt ſo nothwendige Tugend der Beſcheidenheit und Demuth erwachſen, wenn er nur will. Seine wagende Ehrbegierde verſieht ihn mit nützlichen und angenehmen Eigenſchaften. Er erlernt viel Lobenswürdiges, ſchmeichelt ſich, wie viel er wiſſe, wie gut er ſey, iſt muthig, geht immer weiter, ſieht immer mehr, das er faſſen und wagen muß, immer mehr Fehler, die er ablegen, immer mehr Rühmliches, dem er nachſtreben muß. Endlich, nachdem ſeine Einſicht auf dieſem Wege ſtufenweiſe geſtiegen, und Erfahrung, Zeit und Tadel ihn gelehret haben, wie klein ſein Verdienſt und wie unvollkommen ſeine Tugend ſey, verwandelt ſich ſein Stolz ſtufenweiſe in Demuth. So verliert die Raupe ihre berſtende Hülle und nimmt die Geſtalt eines gefälligen Sommervogels an. —

Der Jüngling iſt verwegen, und dieſe natürliche Verwegenheit wird durch die Ausbildung zu einer weiſen Herzhaftigkeit und Entſchloſſenheit in Gefahren; eine Tugend, die künftig ſeine Familie und ſein Vaterland von ihm erwarten — Sein Blut wallt in ſeinen Adern, und macht ihn ſtürmiſch und heftig; aber auch begierig nach Leibesübungen, die ſeine Nerven anſtrengen und befeſtigen, und ſeinen Körper zur Erduldung der Arbeit und der mannichfaltigen künftigen Beſchwerden des Lebens abhärten ſollen. Ohne ſeine Haſtigkeit und Flüchtigkeit würde der Ueberfluß ſeiner Säfte entweder der Geſundheit ſchaden, oder die Gliedmaßen des Körpers für die Befehle der Seele ungelenkig werden laſſen. —

Die Leidenſchaften, die ihren Sitz zugleich in ſeinem brauſenden Blute haben, Zorn und Wolluſt, ſcheinen die ſchlimmſten und verderblichſten Züge in ſeinem Charakter zu ſeyn. Wie tobt der Zorn eines aufgebrachten Jünglings! Aber, Dank ſey es ſeiner natürlichen Unbeſtändigkeit! er währet nicht lange. Und wie verſöhnlich iſt ſein junges Herz, gegen das Herz eines beleidigten Alten betrachtet! Er vergiebt ſchnell ein erlittnes Unrecht, und bereut ein angethanes eben ſo ſchnell, nachdem er bald ſanft, bald ernſtlich erinnert wird. Sein Zorn, wenn er verſchwunden iſt, lehrt ihn die Vorſichtigkeit, ſich vor Beleidigungen zu hüten, und wird, wenn er durch die Vernunft angehalten werden, zu einem plötzlichen rühmlichen Widerwillen gegen das, was ſein oder Andrer Glücke unbillig ſtöret. —

Die Neigung gegen das andre Geſchlecht, dieſe ſüße und zur Erhaltung der Welt und der Geſellſchaft unentbehrliche Neigung, würde die gefährlichſte Feindinn ſeines Herzens und ſeines Lebens ſeyn; aber ſie wacht zu ſeinem Glücke nicht eher auf, bis er, die Geſetze der Vernunft und der Religion zu erkennen, im Stande iſt. Er fühlt dieſer Neigung das Schild der Schamhaftigkeit in ſich entgegen geſetzet. Begierig nach Beyfall und Ehre; furchtſam vor der Schande; erinnert von einem verſtändigen und liebreichen Aufſeher; folgſam aus Liebe und Scheu gegen ſeine Aeltern und Verwandten; geneigt zu Beſchäfftigungen; verwickelt in die Vergnügungen der Freundſchaft und die erlaubten Freuden der Sinne und der Einbildungskraft; unterhalten durch Fleiß; unterſtützt durch Mäßigkeit und das noch friſche Gefühl ſeines Gewiſſens und der Pflicht, ſeinem Schöpfer über alles zu gehorchen; durch dieſe Verfaſſung, ſage ich, wird er ſtark, ſeine Neigung zu regieren; und dieſe Neigung, durch Tugend regieret, wird ein Segen für ſeine Geſundheit und ſein Leben, und einſt in dem Schatten der ehelichen Liebe der Segen der Nachkommenſchaft. Eben dieſer Trieb, durch Tugend beſchützt, macht ihn zum gefälligen und arbeitſamen Jünglinge; und die ſüße Hoffnung, mit einer liebenswürdigen Perſon des andern Geſchlechts die Freuden des Lebens und einer unauflöslichen Freundſchaft künftig zu genießen, ermuntert ihn zu vielen Tugenden, die vorausgeſetzt werden, wenn er ein glücklicher Mann ſoll werden können. —

Seine geringe Liebe zum Gelde, die leicht in Verſchwendung ausarten kann, bewahret ihn vor einem großen Feinde der Tugend in ſeiner Seele, vor dem kriechenden Eigennutze, der ihn außerdem in ſeinem männlichen Alter zu gebieteriſch regieren würde. Eben der Jüngling, der itzt das Geld nicht achtet, ſoll früh die Neigung der Gutthätigkeit und Freygebigkeit, aus der ſo viel geſellſchaftliche Tugenden entſprießen, in ſich wurzeln laſſen. —

Seine heftige Begierde, Andre nachzuahmen, iſt eine Quelle vieler Thorheiten und gefährlicher Verſuche; aber dieſe Begierde, durch Klugheit eingeſchränket, macht ihn zum nützlichen Bürger der Welt. Sein den Sorgen verſchloßnes Gemüth erhält ihn in der Heiterkeit, dem Geſchäffte, das er erwählet, ganz zu leben; und ſeine Wißbegierde, ob ſie ſich gleich Anfangs mehr mit den Gegenſtänden der Sinne und des Gedächtniſſes beſchäfftiget, ſammelt doch eben dadurch Reichthümer zum Gebrauche des Verſtandes ein. Sein Charakter iſt der fruchtbare Baum im Frühlinge; er treibt ſtarke Zweige, treibt Blätter, Knospen und Blüthen. Ohne die erſten können die letzten nicht hervor kommen; aber wenn alle Blüthen Früchte würden, würde ſie der Baum nicht tragen können. Die heftige Neubegierde des Jünglings wehrt dem trägen Müßiggange; und endlich ſo ſinnlich er iſt, ſo iſt er doch zugleich das Geſchöpf, das ſeinen Hunger am leichteſten und mit den einfältigſten Speiſen ſtillen kann, ohne ſich zu beklagen. Unbekannt mit den Gemächlichkeiten, die das Alter fordert und liebet, übernimmt er eine harte Lebensart geduldig, wenn ſie mit dem Wunſche ſeiner Neigung übereinkömmt, und von der Pflicht ihm empfohlen wird.

Das jugendliche Herz hat alſo freylich gefährliche Leidenſchaften; aber ſie ſtimmen doch unter einander, wenn ſie gut gebildet und regieret werden, dienſtfertig zu ſeinem Glücke überein. Selten iſt Geiz, Neid, Tücke, Betrug, Trotz und Grauſamkeit der Antheil jugendlicher Neigungen; ein großes Glück für den Charakter des Jünglings. Geſelligkeit, Begierde zu gefallen, nachzuahmen und Freunde zu haben, Kühnheit, Ehrliebe, Mitleiden, Dienſtfertigkeit ſind meiſtens die kleinen Bäche, die das Herz des Jünglings durchwäſſern, damit es die Früchte ſeiner Privatglückſeligkeit und des allgemeinen Beſten tragen kann. Seiner Fehler ſind viel; und doch kömmt es auf die Erziehung, die er genießt, und auf ihn ſelber an, ſie immer mehr zu unterdrücken, immer weiſer, vorſichtiger, mäßiger und beſſer zu werden, und wenn er früh ſein Herz der Religion übergiebt, ſich vor wiſſentlichen Laſtern zu bewahren.

So bild, o Jüngling, denn dein Herz ſchon in der Jugend;
Sieh auf die Weisheit ſtets, doch mehr noch auf die Tugend!
Denk, daß nichts glücklich macht, als die Gewiſſensruh,
Und daß zu deinem Glück dir Niemand fehlt, als du.

Charakter eines feinen Verleumders.

Orgon giebt ſich die Miene, daß er Gaben und Verdienſte ſchätze, wo er ſie finde, und Fehler lieber verdecke, als offenbare. In der That kann er Verdienſte an Niemanden dulden, und er würde fremde Tugenden nicht bemerken, wenn er nicht durch Eiferſucht und Stolz auf ſie aufmerkſam gemacht würde. Er hat das Verlangen, beſſer zu ſeyn, als Andre; aber ſein Herz iſt verderbt, ſie durch wahre Vorzüge übertreffen zu wollen, und deswegen erniedriget er Andre durch wahre oder erdichtete Fehler, um alsdann über ſie hinwegzuragen. Ein niederträchtiges Geſchäffte! und doch ein Geſchäffte, darauf Orgon ſeinen Verſtand und ſeine Wiſſenſchaft verwendet, und wodurch er ſich in Geſellſchaften den Namen des Scharfſinnigen, des Sittenrichters, des klugen Mannes erwirbt.

Die Form, die er ſeiner Verleumdung giebt, iſt gemeiniglich der Lobſpruch. Er flieht die ehrenrührigen Worte, und wählet aus der Sprache des Tadels die gelindeſten; aber es ſind auch nicht bloß die Worte, durch die er ſeine Geſinnungen ausdrückt. Nein, durch den Ton, mit dem er ſie ausſpricht, ſagt er das, was er dabey denket. Eine Miene, ein nachſinnender Blick, ein niedergeſchlagnes Auge, eine ſich faltende Stirne, eine künſtliche Bewegung der Hand, alles dieſes verleumdet an ihm, mehr als die Sprache.

Die Geſellſchaft lobt heute Damons Geſchicklichkeit, und Niemand iſt beredter, als Orgon. Er declamiret von Damons Verdienſten, um zu zeigen, daß er das Verdienſt kenne, und die ſeltne Tugend beſitze, den Vorzug des Andern ohne Neid zu ſchätzen und zu bewundern. Ich, fährt Orgon fort, bin ihm und ſeiner Einſicht ſehr viel ſchuldig; ich kenne ihn, und es kränkt mich um deſto mehr, wenn die Welt dieſem rechtſchaffnen Manne von der Seite des guten Herzens Vorwürfe macht. Hier ſchweigt er. Ernſt und Widerwille auf ſeiner Stirne machen die Vorwürfe wahrſcheinlich, und ein gewiſſes Zurückwerfen des Kopfs, das ſie zu entſchuldigen ſcheint, befeſtiget den Verdacht in den Augen der Anweſenden. Orgon hat genug gewonnen. Er fährt fort, den Verſtand, die Geſchicklichkeit, die Höflichkeit des Damons zu bewundern, und ſagt kein Wort weiter von ſeinem guten Herzen.

Ja, hören wir ihn einandermal reden. Amynt iſt wirklich ein dienſtfertiger, aufrichtiger Mann; von dieſer Seite kenne ich ihn. Wenn er nicht der witzigſte Mann iſt, ſo iſt Rechtſchaffenheit doch immer mehr, als Witz; und wenn er ſeinem Amte, wie man ſagt, nicht gewachſen iſt, ſo iſt das doch nicht der Fehler ſeines Herzens. Es iſt wahr, der Bär in der Fabel, der ſeinem Freunde, dem Menſchen, einen Dienſt der Liebe erweiſen will, und ihm unvorſichtig den Kopf einſchlägt, iſt ein gefährlicher Freund; aber Aufrichtigkeit bleibt doch eine große Tugend. Der gute Amynt! Dieſen Ausruf ſpricht er mit einem geſchwinden zweydeutigen Tone aus. Man fragt ihn, was Amynts Fehler eigentlich ſey? Er ſieht den Fragenden an, thut als hörte er die Frage nicht, und beantwortet ſie dadurch am boshafteſten, daß er ſie nicht beantwortet. Orgon weis, daß man in der Einbildung mehr hinzu ſetzen wird, als er thun dürfte.

Es iſt gewiß, ſpricht Orgon, da man ihm die Beredſamkeit eines Geiſtlichen rühmet, er prediget vortreflich, und er verdienet es, daß man ihm dieſes anſehnliche Amt der Kirche ertheilet hat. Er iſt beynahe ein zweyter Boſſuet oder Saurin. Nach einer kleinen Vergleichung zwiſchen dieſem Redner und dem Saurin, wo er ſeine eigne Beredſamkeit zeigt, fährt er mit einem Aber fort, und ſtocket. Nun, Herr Orgon, was haben Sie, was ſtocken Sie? — Nichts. Haben doch Boſſuet und Saurin ſelbſt den Vorwurf der Herrſchſucht und des Geizes dulden müſſen; denn wer kann es leiden, daß große Männer keine Fehler haben? — Man redt morgen nicht zum Beſten in einer großen Geſellſchaft von der Tugend einer verheiratheten Dame. Orgon fürchtet ſich, zu reden, aber ſeine bedenkliche Miene ſaget mehr, als nöthig iſt, den Verdacht gegen ihre Tugend zu beſtärken. — Seine Sittenſprüche, die er ſo oft einſtreut: „Wer wird immer das Böſe von Andern „glauben!“ — „Es iſt menſchlich, Andre ſo lange „für gut zu halten, als uns keine traurige Nothwendigkeit das Gegentheil lehret.“ — „Es iſt leichter, „Andrer Fehler, als ihre Tugenden zu bemerken.“ — „Jeder hat ſeine Mängel; und der iſt „der beſte, der die wenigſten hat.“ — „Man muß „die Fehler der Menſchen bedecken und dulden; was „wäre ſonſt Nachſicht und Menſchenliebe?“ — „Die Nachrede vergrößert, oft ohne daß ſie es will; „man glaube die Hälfte.“ . . Alle dieſe ſeine Grundſätze, die er künſtlich einzuflechten weis, ſind Bruſtwehren, hinter welchen ſeine verzagte Verleumdung ſicher zu ſeyn hofft.

Kleanth, ein Autor, hat den Beyfall der Welt, und hat ihn mit Recht. Orgon weis wider dieſen Ruhm im Herzen nichts einzuwenden, außer daß er ihm denſelben nicht gönnt. Dieſer Autor, ſpricht er, iſt auch mein Liebling, und wer wollte ihn nicht leſen? Er ſchreibt für den Verſtand, für den Witz, und für das Herz zugleich, und ſchreibt ſo ſorgfältig, daß er ſich, wie man ſagt, beynahe um die Geſundheit geſchrieben hat. Es iſt ungerecht, daß man dieſem Manne kein hinlängliches Auskommen verſchafft. Große Genies ſollten nie genöthiget ſeyn, für Geld zu ſchreiben und des Gewinns halber ſich aufzuopfern. Welcher Schimpf für unſer Jahrhundert! — Mit dieſer patriotiſchen Klage macht er alſo ſeinen Liebling, den Autor, zum gewinnſüchtigen Schriftſteller, und ſeine gelobten Werke zu Früchten eines hungrigen Magens.

Orgon, dieſer Meiſter in ſeiner Profeſſion, beſitzt noch feinere Kunſtgriffe, als die, welche bereits erwähnt worden. Er läßt ſein verleumderiſches Aber nicht ſtets unmittelbar auf ſein Lob folgen. Nein, er macht heute und morgen die heimliche Anlage zur Verkleinerung des Montans durch verſchwenderiſche Lobſprüche, und die Entwickelung folgt erſt, wenn er die Geſellſchaften zum Vortheile ſeiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe gewonnen hat; ſie folgt oft erſt nach Wochen und Monaten. Montan, der die Hand eines liebenswürdigen Frauenzimmers ſucht, war zeither in Orgons Munde der beſte Mann. Heute fällt die Rede auf die Perſon, die er ſich wünſcht, und die ihm Orgon nicht gönnt. Er langt ein zärtliches Gedicht hervor, das Montan vor langer Zeit an ein Frauenzimmer aufgeſetzt, und lieſt es herzhaft ab. Man klopft in die Hände. Aber wie, Herr Orgon, iſt das Gedicht auf die Doris, deren Ja Montan ſucht? Es paßt ja nicht alles auf ſie. So? fährt er lächelnd und ſcherzhaft fort, als ob man nicht an zween Orten ſein Glück verſuchen dürfte? Das iſt das Privilegium der Poeſie. Fragen Sie den Montan, an wen es iſt? genug, daß es ſchön iſt. Die andern Fragen gehören nicht vor uns, ſondern vor den Richterſtul der

Liebe. — Mit dieſem froſtigen Scherze hat er ſeine Abſicht erreicht. Man hält den Montan für unbeſtändig und hinterliſtig. Kaum ſieht Orgon dieſe gute Wirkung, ſo verſiegelt er den Verdacht durch Ein: „Aber verrathen Sie mich nicht, „meine ſchönen Damen?“ Oft lenket er das Geſpräch auf gewiſſe Perſonen, deren Fehler zum Theil bekannt ſind, und ſchweigt, ſo bald die Andern das Amt der Verleumdung über ſich genommen haben. Indeſſen redt er durch Lächeln, durch Beſchäfftigungen mit dem Stocke, den er bald an den Mund drückt, bald nachdenkend beſieht, durch ein einſylbiges So? Wie? Was? Er redt, ſage ich, ſtillſchweigend alles Böſe von dem Andern, das jene kaum laut ſagen; und ſo erwirbt er ſich bey den Meiſten das Verdienſt eines ſcharfſichtigen und billigen Mannes; er, der ein neidiſcher Verleumder iſt, ein Geſchöpf, das Sirach in der Rangordnung noch über die Räuber ſetzet.

Der falſche Schamhafte, der die weſentliche Wohlanſtändigkeit der eingebildeten aufopfert.

Adraſt, ein ehrbegieriger Jüngling, ſucht ſich in dem Umgange mit der großen Welt zu bilden, und ſich Freunde und Beförderer zu erwerben. Seine gute Miene empfiehlt ihn, und ſeine Lebhaftigkeit, mit einer gewiſſen Beſcheidenheit begleitet, öffnet ihm ſo wohl als ſein Stand den Eintritt in angeſehene Geſellſchaften. Er erröthet über den geringſten Fehler der Uebereilung, oder der Unwiſſenheit, der ihm in Abſicht auf den Wohlſtand entwiſcht. Aber allzubegierig, Beyfall zu haben, und allzu ſchwach, ein Mißfallen zu ertragen, verkennt er oft die wahre Ehre, und opfert ſie einer falſchen Schamhaftigkeit auf. Er liebt die Wahrheit und wird nie mit kaltem Blute eine Unwahrheit ſagen; dennoch ſo bald er in Geſellſchaften erzählt, erzählt er ungetreu, vergrößert, verkleinert, läßt Umſtände weg, verſetzt ſie, aus großer Begierde, nichts alltägliches zu erzählen; und beleidiget die Wahrheit, um das Lob eines angenehmen und beredten Geſellſchafters zu erbeuten. Er wirft ſich oft, wenn er zurück in die Stille kömmt, dieſen Fehler vor, und begeht ihn in dem Geräuſche der Geſellſchaften bald vom neuen. — Er hat viel zu viel Religion, als daß er das Gebet verachten ſollte; aber er ſieht, daß die meiſten, die itzt von der Tafel aufſtehn, zu vornehm ſind, die Hände zum Gebete zu falten. Er hübe ſie gern auf; aber, denkt er, was wird man von deiner Andacht urtheilen? Man wird dich für einen Sonderling, für einen Heuchler, oder für einen Menſchen ohne Welt halten; und ſchon läßt er ſie mit Wohlſtand unempfindlich ſinken. Er iſt ein Feind von groben Ausſchweifungen, und haßt den Trunk. Der Vornehme, mit dem Glaſe in der Hand, muntert ihn durch Bitten und Geſundheiten auf. Er ſchämt ſich, dieſem Manne zu widerſtehen; es würde unhöflich ſeyn; und um nicht unhöflich zu ſeyn, entehrt er ſeine Vernunft durch einen abgenöthigten Rauſch, und ſetzt ſich in die Gefahr der Krankheit, oder des dem Weine benachbarten Laſters. — — Man ſagt in der Geſellſchaft eine ekle Zweydeutigkeit. Sie gefällt Adraſten nicht; aber er zwingt ſich, ſie mit zu belachen, um nicht von einem unverſchämten Auge den Vorwurf zu dulden, daß er ſo einfältig wäre, ſie nicht verſtanden zu haben. — Er begeht einen Fehler im Tanze. O wie kränkt es ihn! Aber um ſeinen Fehler zu vergüten, ſagt er in der Hitze einem Frauenzimmer eine witzige Unverſchämtheit; und ſo ſetzet er ſich wieder in ſein voriges Anſehen. — Er begeht einen Fehler der Unachtſamkeit im Spiele, ſchämt ſich, erkauft ihn durch einen Fluch, und ſchämt ſich nicht. — — Adraſt ſcheut den Namen eines Widerſprechers, der in Geſellſchaften ſo verhaßt iſt. Man ſpottet unbarmherzig über Amynts Fehler, die man noch darzu ihm bloß andichtet; und es kränkt Adraſten, daß er ſie nicht widerlegen ſoll. Aber die vornehme Verleumderinn ſieht ihn achtſam an, und ſchon giebt er ſeinen Beyfall durch Mienen, ſo ſehr ihm auch ſein Herz widerſpricht; und kaum fragt ihn Clelia laut: Adraſt, haben Sie es nicht auch gehört? ſo wird er aus falſcher Schamhaftigkeit ein Verleumder, und ſagt Ja. — Adraſt iſt kein Praler, aber aus Beſorgniß, ſich nicht ſo reich als Andre zu tragen, wird er heute ein Verſchwender in Kleidern, legt morgen durch eine ehrſüchtige Freygebigkeit den Grund zu einer übeln Oekonomie. — Was hindert Adraſten, ſich von dieſer widerrechtlichen Schamhaftigkeit, die eine Feindinn ſeiner Tugend iſt, zu befreyen? Wenn er aufrichtig ſeyn will, ſo kann er leicht ſehen, daß er nicht ſo wohl nach guten Sitten, als nach dem Ruhme derſelben, ſtrebt. Aus dieſer Quelle fließt der Fehler ſeines Charakters, und dieſe muß er zuerſt verſtopfen. Er läßt ſich in ſeinem Betragen von den Meynungen der Welt regieren; und er weis doch, daß die wahre Würde oder das wahre Schändliche einer Handlung nicht von den Meynungen abhängt. Wird ſeine ſinnreiche Zweydeutigkeit, ſein glücklich angebrachter Fluch, ſein vernunftloſer Rauſch durch allen Beyfall erlaubt,

laubt, oder ſchön? Welches iſt edler? Der Vorſchrift glänzender Gewohnheiten, welche die große Welt beſchützt, oder dem Geſetze ſeines Gewiſſens zu folgen? Aber ich verliere den Beyfall der Andern, der Angeſehenen? — So verliere ihn denn! Es iſt Ehre und Glück für dich; denn der Beyfall, der eine Thorheit krönet, er komme aus dem Munde eines Königes oder einer Fürſtinn, eines Helden oder eines Gelehrten, iſt allezeit Schande. Willſt du die Probe davon machen, Adraſt? Du haſt aus falſcher Schamhaftigkeit heute wider die Warnung deines Gewiſſens und deiner Ueberzeugung gehandelt. Eine ganze Geſellſchaft hat dich mit ihrer Achtung dafür belohnet. Wohlan, wirf dich auf den Abend denkend auf dein Lager, und ſtelle dir deinen Tod vor, der in dieſer Nacht erfolgen kann. Denke die Vorwürfe, die dir dein eignes Herz macht; denke die Stimmen des Beyfalls, mit denen dich die Geſellſchaft beehrte. Hört die Anklage deines Innerſten durch den Gedanken auf: Ich bin bewundert und mit Lächeln und Dankſagungen für meine Gefälligkeit aus der Geſellſchaft begleitet worden? Geſetzt, ein höherer Geiſt wäre um dein Lager ſichtbar, und du fragteſt ihn, was er von deinem Zuſtande dächte; ſo höre, was er dir wahrſcheinlich antworten würde: Armer, ehrgeiziger und betrogner Adraſt! Du ſchämeſt dich, Menſchen zu mißfallen, und mißfällſt lieber dir ſelbſt? Du ſuchſt Ehre bey den Menſchen, und verachteſt die Ehre bey dem Schöpfer der Menſchen? Du machſt dich gegen das Unerlaubte unempfindlich; das iſt deine Schande. Du gehorchſt dem Beyfalle der Elenden und Thoren; aber den Anordnungen einer göttlichen Weisheit widerſteheſt du? Iſt das deine Ehre? Du haſt ein ſehr kriechendes Herz, ehrgieriger Jüngling! und wenn du es nicht achteſt, weiſer zu werden, ſo wirſt du bald ein ſehr böſes Herz haben. Suche den Beyfall der Vernünftigen, aber nie wider die Stimme deiner Pflicht; denn der wahre Wohlſtand im Umgange kann nie mit den Geſetzen der Vernunft und der Religion ſtreiten. Der Große, nach deſſen Beyfalle du itzt ſtrebſt, wird in kurzer Zeit eben der Staub ſeyn, der du werden wirſt. Ehre ſeinen Stand, in den ihn die Vorſehung geſetzet hat; aber verehre nicht ſeine Thorheiten und Laſter, und wiſſe, daß der erhabenſte Beyfall der Welt, durch eine wiſſentliche Vergehung erkauft, im Himmel ein Brandmaal der tiefſten Niederträchtigkeit iſt.

Der ſtolze Demüthige.

Es iſt kein Fehler, der uns an Andern beſchwerlicher fällt, als der Stolz; und keiner, den wir uns ſelbſt leichter erlauben, oder weniger an uns gewahr werden, als eben derſelbe. So giebt es auch beynahe keine Tugend, die von uns an verdienten Perſonen ſo ſehr bewundert wird, und die doch unſerm Herzen ſchwerer ankömmt, als die Demuth. Aus dieſen Urſachen verwehren ſich wohlgezogne Menſchen die der Welt beſchwerlichen Ausbrüche des Stolzes, und ernähren ihn doch, oft unwiſſend, in ſich; und aus eben dieſen Urſachen nehmen ſie die Lineamenten der Demuth an, ohne ihren Geiſt anzunehmen. Wir können es nämlich vor uns ſelbſt nicht leugnen, daß die Demuth für ſo mangelhafte Geſchöpfe, als wir ſind, etwas ſehr anſtändiges und eine nothwendige Tugend ſey; aber genug, ſie erniedriget uns. Wir können es, wenn wir nachdenken, nicht leugnen, daß der Stolz für ſo fehlerhafte Geſchöpfe, als wir ſind, etwas ſehr unanſtändiges und eine Mißgeburt des Herzens ſey; aber genug, er ſchmeichelt uns, und darum mögen wir ihn ſo ungern aus unſerm Herzen entfernen; und darum betrügen wir uns ſo oft, wenn wir glauben, daß wir ihn entfernet haben. — Antenor, ein verſtändiger

Mann, haſſet den Stolz, und hält ſich für demüthig. Er iſt vom Stande, und nie brüſtet er ſich mit ſeiner Geburt. Es iſt thöricht, ſagt er, auf einen Vorzug ſtolz ſeyn, den wir uns nicht ſelbſt gegeben haben. Soll der Adel unſrer Väter ein Vorrecht für uns werden: ſo müſſen wir es durch Verdienſte zu unſerm Eigenthume machen. Er iſt in ſeinem Betragen herablaſſend und gütig gegen Niedre, beſcheiden und ehrerbietig gegen Höhere, und doch zugleich heimlich darauf ſtolz, daß er alles dieſes iſt. Man bemerke und ehre ſeine Herablaſſung nicht: ſo wird er verdrießlich und kaltſinnig; und wiederum wird er deſto beſcheidner und leutſeliger, je mehr man ſeine Leutſeligkeit bewundert. Seine Kleidung iſt nichts weniger, als blendend. Das Kleid, ſagt er, iſt unter allen falſchen Verdienſten das lächerlichſte; und da ich nicht bey Hofe lebe, ſo iſt der beſte Staat für mich Reinlichkeit. Er kleidet ſich alſo ſehr bürgerlich; und er könnte doch, ſeinem Vermögen nach, ſich fürſtlich kleiden. Er erweiſet dem Verdienſte im geringen Kleide eben die Achtung, als dem Verdienſte im reichen. Indeſſen ſieht er es gern, wenn man dieſe ſeine Kleiderdemuth bemerket, und er kömmt ſelten in das Haus, wo man ihm einſt den Vorwurf gemacht, daß ſeine geringe Kleidung ein heimlicher Stolz ſey. — Antenor achtet die Titel ſehr gering und verſchmäht die redneriſchen Lobſprüche; beides aufrichtig. Aber eben dieſer Antenor, der die Titel, die ihm zukommen, nicht gern anhört, der eine offenbare Schmeicheley verabſcheut, ein übertriebnes Lob nie annimmt, eine ſklaviſche Verbeugung mit Verdruß anſieht, iſt doch im Herzen nach einem feinen, mit Verſtande und Beſcheidenheit angebrachten, Lobſpruche ſehr lüſtern. Eine geiſtreiche und verdecke Bewunderung entzückt ihn; und ſein Entzücken darüber, ſo ſehr er es zu verbergen ſucht, verräth ſich doch deutlich genug, wenn er dieſelbe bald dankbar annimmt, bald huldreich ablehnet. Auch weis er an Andern ſchon eine achtſame und ehrerbietige Miene ſehr hochzuſchätzen. Ich kann, ſpricht er oft, dieſen Mann, der mich ſo ſehr zu verehren ſcheint, nicht anhören, weil weder in ſeinem Tone noch in ſeinen Mienen Verſtand iſt. Antenor ſetzt alſo ſeine Demuth darein, daß er nicht von Thoren und Gecken, nicht von Schmeichlern, bewundert ſeyn will. Aber bewundert will er dennoch ſeyn; und iſt das Demuth? Die äußerlichen beſchwerlichen und zweydeutigen Kennzeichen der Ehrerbietung thun ihm keine Genüge; er verlangt die feinern und zuverläſſigern. Wer mag das tadeln? Aber verdient auch dieß keinen Tadel, daß er dieſen Erweiſungen der Hochachtung in ſeinem Herzen einen viel größern Werth beylegt, als ihnen gebührt; daß er ſie zum letzten Ziele ſeiner Handlungen macht, und alles bloß in der Abſicht thut, ſich derſelben zu verſichern; daß er denjenigen, der ſie ihm verſagt, heimlich zu verachten anfängt, und den Umgang eines rechtſchaffnen und verdienſtvollen Mannes darum flieht, weil er ihn nur ſelten oder gar nicht lobet? Was alſo Antenorn Beſcheidenheit und Demuth zu ſeyn ſcheint, das iſt im Grunde wahrer Stolz; es iſt nur ein feinerer Geſchmack deſſelben. — Er kennt ſeine Fehler, er geſteht ſie ſogar; aber nur um ſich heimlich das Zeugniß geben zu können, daß er beſſer als Andre ſey; Andre aber zu reizen, daß ſie deſto mehr Gutes von ihm ſagen oder denken ſollen. Doch thun wir ihm nicht Unrecht? Ich denke nicht. Warum redt er ſo oft von ſeinen Fehlern, und warum giebt er ſich gleichwohl ſo viel Mühe, ſie den Augen der Zuſchauer zu entfernen? Er iſt in ſeinem Zimmer jähzornig, und alsdann hart gegen ſeine Bedienten, auch wegen eines geringen Fehlers; aber wenn er Geſellſchaft hat, läßt er ſich ſogar durch den größten Fehler eines Bedienten nicht in Hitze bringen. — Antenor kann den Tadel vertragen. Man ſetze an ſeiner Kleidung, ſeinen Zimmern, an ſeinen Gärten dieſes und jenes aus. Er hört es mit einem gelaßnen Lächeln an, und beſtätiget des Andern Kritiken, wenn ſie gegründet ſind, ob er gleich die Fehler ſehr ſelten verbeſſert. — Man tadle hingegen etwas an ſeiner Bibliothek, und lobe alle ſeine Gebäude und Gärten; und Antenor wird ſchon ſtiller und ernſthafter. — Man bewundre ſeine Bibliothek und die treffliche Wahl der Bücher; und er iſt der leutſeligſte Gelehrte. Man bewundre die Erziehung, die Antenor ſeinen Kindern giebt, nicht genug; und er wird tiefſinnig. — Seine Gemahlinn iſt nicht ſchön, auch nicht angenehm, ſondern mehr das Gegentheil. Gleichwohl erſcheint er ſelten ohne ſie in Geſellſchaft, und iſt der gefälligſte und liebreichſte Ehmann gegen ſie. Sie betet ihn an; und er erträgt ihre Fehler, ohne ſeine Liebe zu mindern. Wir müſſen, ſagt er, mit denen Geduld haben, von denen wir ebenfalls Nachſicht verlangen. Ich liebe meine Frau nicht des Verſtandes, ſondern der Tugend wegen. Ja, Antenor, auch vielleicht deswegen, weil ſie deine Anbeterinn vor den Augen der ganzen Welt und die Lobrednerinn deiner großmüthigen Liebe iſt. — Antenor beſitzet Wiſſenſchaften; und er pralet ſo wenig damit, als mit ſeinen Reichthümern. Man muß auf ſeine Weisheit, ſpricht er, nie ſtolz ſeyn; und nie Andre durch ſeine Einſichten erniedrigen, ſondern, ohne daß ſie ihre Mängel fühlen, ihnen in Geſellſchaft denken und empfinden helfen. Antenor, wenn es die Gelegenheit befiehlt, ſagt ſeine Meynung; aber mit ſorgfältiger Beſcheidenheit. Gleichwohl, wie hitzig wird er nicht durch den erſten Widerſpruch! Sollte er nur wiſſen, wie ſein Geſicht ſich entfärbt, wie gebieteriſch ſein Ton wird, wie haſtig und drohend er die Formeln ausſpricht: wenn ich nicht ſehr irre; ja, ich kann fehlen; aber — Nein, ich will nichts entſcheiden. — Ein andermal bricht er ab, ſo bald man ihm widerſpricht, bleibt lange tiefſinnig, und widerlegt oder verachtet durch Stillſchweigen. Indeſſen kann er doch allen Tadel bald vergeſſen. Man zweifle an ſeiner Einſicht; er kömmt zurück, und überwindet den Vorwurf.

Man zweifle hingegen an ſeiner Beſcheidenheit und Demuth; nein, ſagt er, das gute Herz muß man mir nicht rauben. Ich haſſe den Stolz an Andern, ſollte ich mir ihn ſelbſt erlauben? Ein Mann mit Verdienſten, und zugleich ein ſtolzer Mann ſeyn, heißt das größte Verdienſt nicht haben. — Und ich fürchte, Antenor, du haſt dieſes Verdienſt nicht, ſondern willſt nur dich und Andre bereden, daß du es beſitzeſt, weil die Demuth ſo liebenswürdig und der Stolz ſo haſſenswürdig ſind, und du ſehr ehrgeizig biſt. Du darfſt es wiſſen, daß du Vorzüge vor Andern haſt, und darfſt darnach ſtreben, und die gebührende Achtung von Andern annehmen; dieſes verwehret die Demuth nicht. Aber du mußt auch wiſſen, daß die Demuth ihren Sitz im Herzen und nicht im äußerlichen Betragen hat, und daß es einerley Stolz iſt, ob du dich wegen deines Verſtandes und deiner Tugenden, oder wegen deiner Naturgaben und Glücksgüter anbeteſt. Hältſt du das Gute, was du an dir haſt, nicht für unverdiente Geſchenke der Vorſehung, und erkenneſt du deine mannichfaltigen Mängel nicht: ſo verleugne äußerlich deinen Werth noch ſo ſehr, du biſt doch weder gegen Gott noch Menſchen demüthig, du biſt eine Mißgeburt der Moral, ein ſtolzer Demüthiger.

Ein Mann, der ſeinen Beruf beobachtet, ohne daß er ſeinem Berufe ganz lebt.

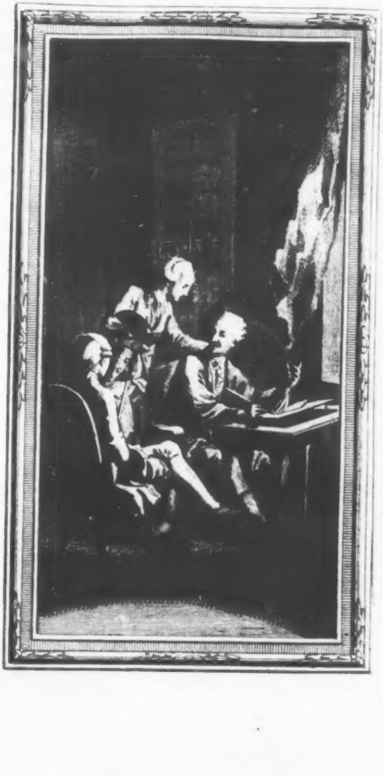
Euſebius, ein Geiſtlicher auf dem Lande, dem es nicht an Wiſſenſchaft, noch an natürlichen Gaben mangelt, verwaltet, nach dem öffentlichen Rufe, ſein Amt genau, lebt unanſtößig und ſteht ſeinem Hauſe wohl vor. Um zu erfahren, ob ſeine Lebensart mit dem Charakter eines Geiſtlichen übereinſtimme; wollen wir ſie von ihren verſchiednen Seiten und in ihren einzelnen Zügen betrachten. Euſebius läßt ſelten jemanden für ſich predigen; nein, ſagt er, ich bin dazu beruſen, meine Gemeine ſelbſt zu unterrichten und zur Gottesfurcht zu erwecken. Ich entwerfe des Sonnabends in einer oder zwo Stunden den größten Theil meiner Predigt, und behalte, indem ich ſie niederſchreibe, zugleich das Meiſte des Ausdrucks im Gedächtniſſe. Ich brauche nicht, gelehrt zu predigen. In der That hören ihn ſeine Zuhörer gern. Auf das Kirchenexamen, ſagt er, darf ich mich nicht vorbereiten. Welch Unglück für mich und mein Amt, wenn ich die Grundſätze der Religion mit ihren Beweiſen nicht inne hätte! Die Arbeit ſeines Beichtſtuhles iſt wegen ſeiner kleinen

Gemeine geringe, und ſelten ruft ihn ſein Amt vor das Bette eines Kranken. Geſchieht es, ſo iſt er eben ſo ungeſäumt da, als er des Sonntags zum Gottesdienſte zugegen iſt. Euſebius hat nicht das einträglichſte Amt, und zieht ſeine meiſten Einkünfte aus dem Feldbau, den er ſelbſt beſorgt. Indeſſen würden ſie, auch wenn er ihn verpachtete, zureichen, ſeine Familie von vier Perſonen zu erhalten. Dennoch führt er dieſen Theil ſeiner Haushaltung ſelbſt, und giebt vor, daß er den Vortheil, den der Pachter billig ziehen würde, ſelbſt nöthig habe; und daß es alſo ein Theil ſeiner Pflicht ſey, ein Oekonom zu ſeyn. Die ganze Gegend lobt auch ſeinen Feldbau, ſeine Viehzucht und ſeine kleine Schäferey. Er hat in der Nachbarſchaft ein kleines Bauergut, das ſeiner Gattinn erblich zugefallen iſt. Dieſes beſorgt er durch einen Verwalter und durch ſich ſelbſt. Wenn ichs gekauft hätte, ſagt er, ſo würde ich mir einen Vorwurf daraus machen. Aber es gehört meiner Frau und meinen Kindern. Dieſen kann ich dafür einen Informator halten, und meine älteſte Tochter, die ich zu meiner Anverwandtinn gethan, in den Sitten der Stadt erziehen laſſen. — Seine Kirchkinder haben ihn gern bey Schließung eines Contracts, und fragen ihn in ihren häuslichen Angelegenheiten oft um Rath. Er dient ihnen mit ſeiner Erfahrung und ſeinen Einſichten, ſtreckt ihnen gegen einen mäßigen Zinß kleine Summen vor, verkauft ſein Getreide, wenn es guten Prei-

ſes

ſes iſt, führt die Rechnung des Hausweſens; denn wer ſollte ſie ſonſt führen? und auf dieſe Weiſe beſchäfftiget er ſich gemeiniglich die Woche über. Lebt Euſebius nach dieſer Beſchreibung wirklich ſeinem Amte, oder führt er mehr ſein Amt, um zu leben? Iſt die Sorge für die geiſtliche Wohlfahrt ſeiner Gemeinde in dem ganzen Plane ſein Hauptwerk? Er ſchenkt der Haushaltung ſo viel Tage, und dem Amte ſo wenige Stunden; iſt dieſes nicht verdächtig? Wäre es nicht anſtändiger, er verpachtete ſie, und erſparte dafür den Aufwand eines Informators, indem er ſeine Kinder ſelbſt unterrichtete? Ein Geſchäffte, das ihm doch weit weniger Zeit hinwegnehmen würde, als ihm itzt die Haushaltung raubt? Iſt es nach ſeinem Amte nicht die wichtigſte Pflicht? Und er hat ſo viel Zeit übrig, und überläßt dieſe Pflicht einem Andern, den er noch dazu bezahlen muß? — Daß Euſebius in einer oder zwo Stunden eine nicht unerbauliche Predigt aufſetzen kann, wollen wir glauben. Aber würde er nicht noch lehrreicher, deutlicher, ordentlicher und erbaulicher in ſeinem Vortrage ſeyn, wenn er noch mehr Zeit auf ſeine Reden verwendete; eine Zeit, die ihm ſeine Amtsgeſchäffte reichlich erlauben? Befiehlt es nicht ſein Amt, daß er täglich in der Schrift forſchen und gute Bücher leſen ſoll, um ſeine Einſichten zu vermehren, ſeinen Vortrag zu beleben, und die Religion nicht ſo wohl in das Gedächtniß, als in den ungeübten Verſtand ſeiner Zuhörer und in ihr Herz, deſto glücklicher überzutragen? Er hat für keine gelehrten Zuhörer zu reden; alſo darf er ſorglos reden? Redt er nicht von Menſchen, die er zur Ewigkeit weiſe machen ſoll, und die meiſtens mit ihrem Herzen nur für das Zeitliche eingenommen ſind? — Er ſchämt ſich, auf ſein Catechiſmusexamen ſich vorzubereiten; und er ſollte doch wiſſen, daß dieſer Unterricht, wenn er ſeine Abſicht erreichen ſoll, eine ſorgfältige Anwendung des Verſtandes erfordert, und daß eine lehrreiche Catechiſation mehr Nutzen ſtiftet, als zehn ſeiner beſten Predigten. Wäre es keine Pflicht eines ſorgfältigen Geiſtlichen, täglich die Schule in ſeinem Dorfe eine Stunde zu beſuchen, und zu ſorgen, daß die Kinder mit mehr Verſtande in der Religion unterwieſen würden? — Er hat wenig Sterbende, die ſein Amt fordern, aber vielleicht deſto mehr Lebende, deren Sorgloſigkeit oder Laſter es ihm abfordern. — Man erholet ſich ſeines Raths in häuslichen Dingen; aber warum nicht lieber in den Sachen der Religion und Sitten? Wo ſind in ſeinen Berufsgeſchäfften die Werke der Liebe und Gutthätigkeit? Wo die Armen, für die er bittet, oder die er in Arbeit zu ſetzen ſucht? — Er läßt ſeine Tochter in den Sitten der Stadt erziehen, und wendet darauf einen Theil ſeines Landguts. Wie viel prieſterlicher würde er handeln, wenn er dieſen Aufwand erſparte, um kein Verwalter zu ſeyn, und ſeine Tochter lieber in ſeinem eignen Hauſe vernünftig und tugendhaft erzöge, und zur

Beſorgung der Haushaltungsgeſchäffte von ſeiner Gattinn anführen ließe? Er iſt ein Beyſpiel eines häuslichen Mannes, aber kein Beyſpiel eines gewiſſenhaften Geiſtlichen. Sollte er, wenn er auch hundert Thaler des Jahres dadurch verlöre, daß er ſeinen Feldbau einem Andern abträte, ſie nicht mit Freuden hingeben, um ſeine Zeit ſeinem Amte, der Religion und dem Heile der Chriſten zu ſchenken? Sollte er bey einer vernünftigen Sparſamkeit und bey einem wahren Eifer für ſeine wichtige Pflicht nicht getroſt zu Gott hoffen können, daß er ihn und ſeinen Saamen nicht würde nach Brodte gehen laſſen? Kann er mit Wahrheit ſagen: Ich lebe und ſorge, daß ich das Amt mit Freuden vollende, das mir der Herr übergeben hat? Euſebius ſcheint nicht von dem Geiſte ſeines Amtes regiert zu werden, wenn wir ſein Leben betrachten; ſondern er beobachtet mehr ſein Amt, um leben zu können.



C. F. Gellerts
ſämmtliche
Schriften.

Achter Theil.

Neue verbeſſerte Auflage.

Mit Römiſch-Kaiſerl. Königl. Preußiſchen und Churfürſtl.
Sächſ. allergnädigſten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich,
und Caſpar Fritſch, 1775.

Vorbericht.

Theils aus Originalen, die uns verſchiedne Freunde und Correſpondenten des ſeligen Gellerts mit einer Güte aushändigten, für die wir ihnen öffentlich danken müſſen; theils aus vorhandnen Abſchriften, in denen unſer Freund ſelbſt noch, auf den Fall, wenn man ſie nach ſeinem Tode für druckbar achten ſollte, kleine Aenderungen, Auslaſſungen, Abkürzungen und dergleichen vorgenommen hatte; übergeben wir hier dem Publico die letzte ſeiner uns überlaßnen Schriften, eine Sammlung von ſeinen Briefen nebſt einigen damit verwandten Briefen ſeiner Freunde, die ihren Verfaſſern nicht weniger als Gellerten zur

Ehre gereichen. Sowohl der Mangel an gedruckten, guten, vertrauten und freundſchaftlichen Originalbriefen unter den Deutſchen, als der Werth und die Gemeinnützigkeit der gegenwärtigen haben uns zu ihrer Bekanntmachung bewogen, die unſer ſeliger Freund in ſeinem Auftrage an uns zwar nicht ausdrücklich verordnet, (ſo wenig als er jemals Briefe eigentlich für den Druck geſchrieben,) aber doch unter der Bedingung, wenn wir einige der Welt nützliche unter ſeinen Briefen finden ſollten, erlaubt hat.

Wir wiſſen wohl, daß man mit der erſten Sammlung ſeiner Briefe nicht durchgehends zufrieden geweſen iſt. Gellert ſelbſt war es nicht, und würde, wie wir aus ſeinen Briefen an uns beweiſen könnten, den Mängeln derſelben bey der letzten Ausgabe ſeiner Schriften abzuhelfen geſucht haben, wenn es ihm ſeine kränklichen Umſtände verſtattet hätten. Allein wir hoffen, und glauben Grund dazu zu haben, daß dieſe zweyte Sammlung unſerm ſeligen Freunde wegen der

Mängel ſeiner erſten bey jedem billigen Gemüthe Verzeihung erwerben werde. Und wenn auch die Briefe der letztern nicht durchgängig von gleicher Güte ſeyn ſollten: ſo wird doch gewiß die ganze Sammlung Werth genug haben, **Gellerts** Ehre auch von dieſer Seite bey den Freunden des guten Geſchmacks in Sicherheit zu ſetzen, ſo wie ſie ihn ſelbſt, den Freunden der Religion und Tugend, noch ehrwürdiger machen wird. Denn die gegenwärtigen Briefe haben, über das Verdienſt der Schreibart und des Innhalts, auch noch dieſes, daß ſie den liebenswürdigen Charakter ihres Verfaſſers, ſo wie die Unpartheylichkeit ſeines würdigen Biographen, beſtätigen, und ſeiner Lebensbeſchreibung bald zur Erläuterung und Ergänzung, bald zum Beweiſe dienen. Und auch dieß war eine von den Abſichten, die wir ſowohl überhaupt bey der Bekanntmachung dieſer Briefe, als beſonders bey der Wahl verſchiedener derſelben hatten. Ueberall wird man darinnen den wahren Freund Gottes und der Menſchen, den uns

Cramer in ihm darſtellte, in mannichfaltigen Verhältniſſen und Umſtänden ſeines Lebens reden, und nicht ohne Vergnügen und Nutzen, ja wir können mehr ſagen, oft nicht ohne **Erbauung** reden hören. Hannover, am 4. Jul. Wölkau, am 26. Jul. 1774.

Johann Adolf Schlegel.

Gottlieb Leberecht Heyer.

* * *

I.

Meine liebe Freundinn,

Warum ſagt mich doch die Welt ſo oft todt? Bin ich wichtig genug, daß ſie etwas gewinnen ſollte, wenn ich ſtürbe? Große Herren ſterben in den öffentlichen Nachrichten immer etlichemal, aber warum ſoll ich dieſe Ehre haben? Ich bekomme ſehr oft Briefe von meinen auswärtigen Correſpondenten, in welchen ſie mir die ungegründete Furcht melden, worein ſie durch eine falſche Nachricht von meinem Tode wären geſetzt worden. In einem gewiſſen Verſtande mögen dieſe Nachrichten auch wohl wahr ſeyn. Wenigſtens haben tauſend Dinge, welche die Lebendigen vergnügen, für mich keinen Reiz und keine Kraft mehr, ſo wie ich zu vielen Dingen, welche für die Lebenden gehören, weder Luſt noch Vermögen habe. Traurige Scene meines Lebens, die ich mir vor drey oder vier Jahren, als die unglaublichſte würde vorgeſtellet haben! Aber ſo wenig kennen wir uns ſelbſt und unſer Schickſal. Nichts ſchmerzet mich mehr, als wenn ich bedenke, daß ich auf dieſe Weiſe faſt alle die Eigenſchaften verliere, wodurch ich die Liebe meiner Freunde erworben, und Andern zu dienen geſucht habe. So wenig ich endlich abergläubiſch bin, ſo denke ich doch nicht zu irren, wenn ich die öftern Nachrichten von meinem Tode als Erinnerungen anſehe, die mir nöthig ſind, weil ich mir ſie vielleicht ſelbſt nicht ernſtlich genug mache. Mit Ihnen kann ich ſo reden, meine Freundinn. Sie wiſſen, wie gern wir die Augen von dieſem letzten Auftritte unſers Lebens abwenden. Möchte mich doch Gott ſo glücklich werden laſſen, daß ich über die Furcht des Todes erhaben, ihn mehr mit Freuden als mit Zittern mir täglich vorſtellen könnte! Ich bin ꝛc.

1753. G.

II.

An den Herrn Profeſſor S**.

Liebſter Freund,

Ich habe mich des traurigen Privilegii, ſtumm zu ſeyn, nur gar zu lange gegen Sie bedienet, und ich will mir das Jahr nicht unter dem Vorwurfe verſtreichen laſſen, daß ich einem meiner ſchätzbarſten Freunde die Antwort ſchuldig geblieben bin, die Antwort auf einen Brief, der von nichts als Freuden voll iſt, die man mir in B . . zubereitet hatte, und die ich hätte genießen können, wenn ich die Kunſt verſtünde, weniger hypochondriſch zu ſeyn, und dem Aengſtlichen eines Bades die Anmuth eines Landhauſes, mitten in einer Reſidenz, vorzuziehen. Aber ſo will es mein Schickſal: ich beziehe die Bäder, ringe nach Geſundheit und verſeufze die Zeit, die ich in den Armen der rechtſchaffenſten Freunde ſüß verweinen könnte. Es iſt wahr, ich bin nach dem Carlsbade weniger beängſtiget geweſen, als nach dem Lauchſtädter; allein die Ruhe, die Heiterkeit, die ich ſuche, habe ich auch da nicht gefunden. Indeſſen harre ich, und ſammle den Reſt meiner Kräfte, diejenige Geduld auszuüben, die nicht allein itzt meine vornehmſte Pflicht, ſondern auch meine einzige Arzney iſt. Erreiche ich dieſen Winter nur einige von den Stufen der Munterkeit, von denen ich zurück gefallen bin: ſo beantworte ich alle Ihre freundſchaftlichen Einladungen, Ihre Liebe und das Mitleiden Ihrer Wilhelmine künftigen Frühling perſönlich. Gebe es doch Gott, daß ich dieſe Freude noch ſchmecken mag! Ihren K ‥ habe ich nicht geſehen, ich bin vermuthlich verreiſet geweſen. Aber warum habe ich nun auch dieß Glück nicht genießen ſollen, mir einen Mann zum Freunde zu machen, der Ihr beſter Freund iſt? Wo ich hinſehe, entzieht mir die Hypochondrie den rechtmäßigen Antheil an dem geſelligen Leben. Würde ich verreiſet geweſen ſeyn, wenn ichs nicht gethan hätte, um nicht krank zu ſeyn? Aber ich wollte ja nicht murren? Nein, ich will es auch nicht thun. Tauſend wackre Leute, die unendlich mehr Verdienſte haben als ich; ſind eben nicht glücklicher, und werden vielleicht weniger bedauert, als ich. Leben Sie wohl, liebſter S . ., und tragen Sie ferner durch Ihre Liebe einen Theil meiner Laſt. Ich küſſe Sie und Ihre liebe, gute, fromme Wilhelmine. Es müſſe Ihnen nicht nur in dem künftigen Jahre, es müſſe Ihnen zeitlebens ſo wohl gehn, als ich und tauſend Andre Ihnen wünſchen, und als Sie Beide vor ſo vielen Andern verdienen. Ich bin zeitlebens der Ihrige,

1753. G.

III.

An den Herrn Profeſſor Gellert.

Verehrungswürdiger Freund,

Ich habe Leipzig verlaſſen müſſen, ohne Sie zu ſehn; ohne von Ihnen Abſchied nehmen zu können; ohne Ihnen bey unſern letzten Umarmungen wenigſtens durch Thränen ſagen zu können, wie ſehr ich Sie liebe. Ich bin von Ihnen getrennt, und ſoll die großen Vorzüge Ihres Geiſtes, und die noch größern Vorzüge Ihres Herzens künftig nur aus der Ferne verehren. O wenn ich Ihnen ſchreiben könnte, wie empfindlich mir dieſes alles fällt! wie ſehr ich Sie hochſchätze. —

Ich bin auf dem Lande bey meinen Aeltern, und wenn ich an dem Plan vom Landleben denke, den wir einmal zuſammen machten, ſo ſeufze ich ſo ſehr, daß man mir Schuld giebt, ich hätte eine Geliebte in Leipzig zurückgelaſſen. Aber alsdann fange ich an von Ihnen zu reden, und da bin ich ſo unerſchöpflich, daß ſogar die Bedienten, die bey der Tafel aufwarten, untereinander ſprechen, ſie möchten doch den Mann gern kennen, von dem der junge Herr ſo viel ſage, und bey deſſen Erinnerung ihm immer die Thränen in die Augen kämen.

Ich bin zeither durch Reiſen nach Anſpach ſo zerſtreuet worden, daß ich kaum Zeit zum Denken gehabt; ſonſt hätte ich Ihnen ſchon eher geſchrieben. Keine gereimte Zeile, ſeit ich Leipzig verlaſſen.

Es hängt die früh begriffne Leyer
An ſchwachen Aeſten blaſſer Cypreſſen.
Benetzt von ſtillen zärtlichen Thränen,
Ertönen die ſchlummernden Saiten nicht mehr.

Ich ſchicke Ihnen meinen Scipio und einige andre Kleinigkeiten. Vertreten Sie auch noch entfernt das Amt meines Lehrers, und ſagen Sie mir die Fehler dieſer Stücke, wenn ſie nicht zu viel Fehler haben, als daß ſie ſich verbeſſern ließen. Auf dieſen Fall aber ſchicken Sie mir ſie wieder, und ich verſpreche Ihnen, ſie augenblicklich zu verbrennen. Ich ſetze noch immer mein Vertrauen auf Sie, und hoffe, Sie ſollen mich nicht ganz vergeſſen. Vielleicht verdiene ich Ihre Freundſchaft ſonſt durch keine gute Eigenſchaft;

aber mein Herz iſt ſo voll von Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen Sie, daß ich doch dadurch einen Platz in Ihrem Andenken verdiene.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Grafen von Brühl, Ihrem Herrn Bruder und dem ſchalkhafteſten und liebenswürdigſten aller Steuerreviſor. Ich weis, daß Sie nicht gern Briefe ſchreiben, und ich will nicht ſo unbeſcheiden ſeyn, auf fleißige Antworten zu dringen. Erlauben Sie mir nur bisweilen, Ihnen zu ſchreiben. Leben Sie wohl. Ich bin zeitlebens

Ihr

Hohentrüdingen, aufrichtigſter Freund und
den 16. Jun. 1753. Verehrer,
von Cronegk.

IV.

Lieber böſer Baron,

Wie lange iſt es wohl, daß Sie nicht an mich geſchrieben haben? Und wie haben Sie es doch über Ihr zärtliches, freundſchaftliches, poetiſches Herz bringen können, mir nicht zu antworten? Denn ich habe Ihnen ja durch Herrn W . . geſchrieben. — — Nun das will ich Ihnen ſagen. Ich bin Hofrath, und muß Acten leſen. — — Recht gut! Und ich muß Collegia leſen, und ſchreibe dennoch an meine Freunde. — — Ich bin ein

Autor, ein Tragödienſchreiber. — — Viel Ehre! Aber wo ſind denn die Trauerſpiele, mein Herr Tragödienſchreiber? Haben Sie denn alſo nicht wenigſtens Ihren Kodrus ausgebeſſert? — — Noch nicht! — Und warum denn noch nicht? — — Ich bin auch ein wöchentlicher Schriftſteller, und muß mit jeder Woche Weisheit für mein Vaterland niederſchreiben. Sie wiſſen es ja, ich ſchreibe den Freund. — — Das weis ich, und eben darum kann ich nicht begreifen, wie ein Autor, der die Pflichten der Freundſchaft beſtimmet und beſingt, eben dieſe Pflichten vergeſſen und unterlaſſen kann. — Ich beſinge ſie, daß Andre ſie ausüben ſollen. Wer kann alles thun? Ich bin ja noch mehr, als Hofrath, Tragödienſchreiber, Journaliſt. — — Und was denn noch mehr? Nur frey mit der Sprache heraus. Ich darf und muß alles wiſſen. — — Ich ſchäme mich, lieber Gellert. Dennoch will ichs Ihnen ſagen. Ich bin auch ein Schäfer, ein Geliebter, und muß oft an meine Schöne ſchreiben, und ſchreibe noch lange nicht ſo oft, als ich wünſche, und als ich ſoll. — — Aber wer iſt denn die glückliche Schöne, die Sie gefeſſelt hat? Doch ich will es nicht wiſſen. Schreiben Sie alle Tage an Sie. Machen Sie Trauerſpiele, Luſtſpiele, Lieder und Compoſitionen. Sinngedichte, Wochenblätter, alles was Sie wollen. Ich bin es ſehr wohl zufrieden. Ich will ſie leſen, loben, tadeln, das iſt meine Schuldigkeit. Aber an Sie ſchreiben? Wenn Sie meine Briefe verlangten, würden Sie mir ja antworten. Ich war doch ſonſt

Ihr beſter Freund,

1756. Gellert.

V.

Liebſter Gellert,

Ihr Brief, in dem Sie mir wegen meines langen Stillſchweigens einen Verweis geben, hat mir ſo viel Freude gemacht, daß ich es faſt nicht bereuen kann, daß ich einen Verweis verdient habe. Ein ſo freundſchaftlicher Verweis iſt in der Freundſchaft ſo angenehm, als in der Liebe ein Schlag mit dem Fächer. Aber machen Sie es ja auch, wie ein Mädchen, das ſeinen Geliebten mit dem Fächer ſchlägt. Werden Sie gleich wieder gut. Ernſthaft zu reden, liebſter Gellert, habe ich Unrecht, und mein langes Stillſchweigen iſt nicht zu entſchuldigen. Aber von wem kann ich eher Vergebung hoffen, als von meinem beſten Freunde, von meinem liebſten Gellert? Daß ich auch auf Ihren letzten Brief ſo lange nicht geantwortet, daran iſt die Nachricht ſchuld, die ich von Ihrer Reiſe nach Braunſchweig erhalten habe. Ich habe mich recht oft hingeſehnet. Aber was helfen Wünſche? Im Geiſte war ich gegenwärtig. Lebt denn auch

Gärtner, leben Giſeke und Ebert recht vergnügt? Mein Paſſionsoratorium hätte ich Ihnen, ſo ſchlecht es iſt, längſt geſchickt, wenn nicht meine Hand ſo ſchwer zu leſen wäre. Ich habe es abſchreiben laſſen. Herr Weiße wird es Ihnen überliefern. — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — —

Sie werden auch drey geiſtliche Lieder mit dieſem Briefe erhalten. Ich habe es gewagt, Sie nachzuahmen, und erſt durch die Nachahmung empfunden, daß Sie unnachahmbar ſind. Doch ich dachte, ein Schüler dürfe unter ſeinem Lehrer bleiben, und ich hielt es gewiſſermaßen für eine Pflicht, auch der Religion zu Ehren zu ſingen.

Mein Kodrus iſt noch nicht fertig, das haben Sie in Ihrem Briefe errathen. Daß ich ein Schäfer war, haben Sie in ſo weit auch errathen; denn gerade an dem Tage, an dem ich Ihren Brief bekam, ſtellte ich den Damöt in Ihrer Sylvia vor. Aber mich für verliebt zu halten, weil ich im Schreiben nachläſſig bin? Da haben Sie in der That einen falſchen Schluß gemacht.

Wenn ich doch nur bald wieder ſo glücklich wäre, Sie zu ſehen! Vielleicht geſchieht es auf künftige Michaelmeſſe; vielleicht auf Oſtern im künftigen Jahre. Ich kann nichts beſtimmen. Ich bin auf doppelte Weiſe ein Sklav; als ein Juriſt und als ein Hofmann. Behalten Sie mich in der Entfernung lieb. Dieſen Sommer, ja dieſen Sommer will ich Ihnen recht fleißig ſchreiben. Ich habe mein kleines Tibur zum ordentlichen Wohnhauſe eingerichtet. Da will im im Sommer reſidiren und Trauerſpiele ſchreiben, die beſſer ſeyn ſollen, als Kodrus, wenn es anders nicht beym bloßen Vorſatze bleibt; denn ich habe ihn ſchon oft gehabt, und niemals ausgeführet. Und wenn ich auch keine Trauerſpiele ſchreibe, ſo will ich doch meinen Freunden fleißig ſchreiben. Sie werden müde werden, meinen langen Brief zu leſen. Leben Sie recht wohl. Ich werde allezeit ſtolz, wenn ich einen Brief an Sie ſchließe. Der Titel eines Freundes iſt eine Schmeicheley, die ich mir ſelber mache. Man kann mir keinen Titel geben, der größer wäre. Ich umarme Sie tauſendmal in Gedanken, und bin

Anſpach, Ihr Verehrer, Ihr Freund,
den 28. Apr. 1756.

Cronegk.

VI.

Liebſter Gellert,

Schreiben Sie die lange Verzögerung meiner Antwort auf Ihren lieben freundſchaftlichen Brief dießmal keiner Nachläſſigkeit zu. Ihr armer Cronegk hat in der That eine geraume Zeit her viel ausgeſtanden. Eine Mutter, der ich meine Auferziehung, meine Art zu denken, kurz, der ich alles, was vielleicht Gutes an mir iſt, mein Herz zu verdanken hatte; dieſe Mutter habe ich verloren. Mein bejahrter Vater und ſein ganzes Hausweſen iſt nunmehr meiner Sorge anvertraut, die Geſchäffte meines Berufs nehmen täglich zu, und doch ſind die ſchönen Wiſſenſchaften noch der Troſt meines Lebens. Wenn ich einen heitern Augenblick genießen kann, ſo wende ich ihn an, um an einem Trauerſpiele zu arbeiten, wovon ich Ihnen nächſtens den erſten Aufzug ſchicken will. Meinen verbeſſerten Kodrus ſollen Sie auch nächſtens bekommen. Nur Ihnen darf ich es geſtehen, daß ich die Schwachheit begangen habe, ihn nach Berlin an die Verfaſſer der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften zu ſchicken. Den Preiß zu erhalten, iſt weder meine Hoffnung noch meine Abſicht. Sollte es ſeyn, ſo wird man in dem Zeddel, auf dem der Name des Verfaſſers ſtehen ſollte, eine Bitte finden, die zum Preiße beſtimmte Summe ſonſt auf eine den Wiſſenſchaften zuträgliche Art anzuwenden. Sagen Sie aber Niemanden etwas davon.

Ihre Lieder ſind gedruckt, dieß habe ich aus den Zeitungen geſehen. Morgen hoffe ich ſie aus Nürnberg zu erhalten, und ich freue mich zum voraus darauf. Fahren Sie fort, liebſter Freund. Deutſchland wäre Ihrer nicht werth, wenn es nicht, auch nach ganzen Jahrhunderten, einen ſeiner liebenswürdigſten Schriftſteller verehrte. Wie viel Gutes werden Sie nicht ſtiften, auch bey unſern Nachkommen! Zu wie vielen wahren, redlichen Empfindungen der Religion werden Sie Anlaß geben! Wie ſtolz bin ich nicht darauf, daß es mir erlaubt iſt, mich Ihren Schüler, Ihren Freund zu nennen! Ich verlange es nicht, ich darf es nicht hoffen, der Nachwelt bekannt zu werden. Wenn ſie nur einmal ſo viel von mir ſagt: „Cronegk lebte, er war ein Schüler, ein „Freund, des vortrefflichen Gellerts:“ dieſes iſt der größte Lobſpruch, den ſie mir geben kann. Ich umarme Sie tauſendmal in Gedanken. Leben Sie wohl. Ich bin

Ihr

Anſpach, zärtlicher Freund,
den 21. Apr. 1757. Cronegk.

VII.

Liebſter Cronegk,

Ich beklage mit Ihnen den Verluſt Ihrer theuerſten Mutter, und verehre das Andenken derſelben zeitlebens. Sind Sie ihr Ihr Herz und alles ſchuldig, was Sie glücklich und ſchätzbar macht, ſo bin ich ihr einen meiner beſten Freunde, meiner geiſtreichen Freunde, ſchuldig. Immer opfern Sie ihr die dankbarſten Thränen. Es iſt

Liebe und Pflicht. Aber ſie mäßigen, dieſe Thränen, dieſe ſchmerzhaften Empfindungen, iſt auch Liebe und Pflicht. Troſt genug für Sie, daß ſie werth war, in eine beßre Welt überzugehen, und daß Sie werth ſind, den Kummer Ihres rechtſchaffenen Vaters zu lindern, und durch Ihre Sorgfalt ſein Leben zu erleichtern. — Daß Sie den Kodrus nach Berlin geſchickt haben, iſt mir ſehr lieb. Sollte man ihn auch nicht krönen, ſo wird man ihn doch gewiß beſcheiden beurtheilen. Ich bin in der That nicht unpartheyiſch genug, einen Ausſpruch zu thun; denn ich liebe Sie, und was von Ihnen kömmt, zu ſehr. — Was werden Sie von meinen Liedern ſagen? Mich verlangt herzlich nach Ihrem Urtheile. Denn nunmehro werden Sie dieſes Werk wohl erhalten haben. — Unſere itzige Meſſe iſt ſehr unfruchtbar; vielleicht zum Glücke des guten Geſchmacks. Leben Sie wohl, und ſchenken Sie mir ferner alle die Liebe, mit der Sie mich zeither belohnt haben. Ich bin ewig

Ihr

Leipzig,
den 11. May 1757.

G.

VIII.

Mein lieber Herr Vetter,

Nein, ich habe Ihre Klagen gar nicht übel genommen; ich danke Ihnen vielmehr für Ihr Vertrauen gegen mich, und liebe Sie wegen der Beſcheidenheit, mit der Sie ſich über Ihre verdrießlichen Umſtände beklagen, nur deſto mehr. Aber wenn ich Ihnen nur auch Ihr Schickſal erleichtern könnte! Und wodurch? Durch mein Mitleiden? Das haben Sie, und das werden Sie ſtets haben, und eben ſo gewiß werde ich auch Ihre Umſtände zu verbeſſern ſuchen, ſo bald ſich eine Gelegenheit zeigt. Itzt weis ich nichts zu thun, als Sie zur Geduld zu ermuntern, oder Sie vielmehr in dem Muthe zu ſtärken, mit dem Sie Ihr beſchwerliches Schickſal ertragen. Fahren Sie fort Ihre Pflicht genau zu beobachten, und durch Klugheit und Beſcheidenheit den üblen Begegnungen ſo auszuweichen, als es die Umſtände erlauben. Laſſen Sie ſich aber auch durch keine niedrige Menſchenfurcht zu irgend etwas verleiten, das im Geringſten wider Ihr Gewiſſen iſt, und durch keine Begierde, Andern gefällig zu werden, ſich um Ihren eignen Beyfall bringen. Nichts iſt in unſern Umſtänden ſo geringe, das nicht unter der Regierung der Vorſehung ſtünde. Dieſer groſſe Gedanke wird Ihr Herz ſtärken, wenn Sie ihn oft und viel denken, und die Erinnerung dieſer beſchwerlichen Tage wird Ihnen in glücklichern

Stunden noch eine reiche Materie zum Danke und Vertrauen gegen Gott werden. Wir ſind nicht für uns allein in der Welt da. Unſere ſchlimmen Umſtände haben oft einen unvermerkten und nützlichen Einfluß auf Andere. Und wer weis, was Ihr Beyſpiel, Ihr Bezeigen, Ihr Unterricht noch nach vielen Jahren an dem Orte für Gutes ſtiften, an dem Sie ſich itzt, nach Ihren Gedanken, vergebens aufhalten. Die Erfahrung, die Sie einſammeln, die Kenntniß der Menſchen, die Sie ſich erwerben, die Geduld, die Sie lernen, die Bekanntſchaft mit einem wackern Manne, den Sie ohne dieſe Umſtände nicht würden haben kennen lernen; alles dieſes ſind zuverläſſig Vortheile, die Ihnen auf Ihre Lebenszeit nützen werden. Glückſelig iſt der Mann, der die Anfechtung erduldet! Dieſes laſſen Sie Ihr Orakel ſeyn, wenn Ihr Herz unter ſo vielen und täglichen Verdrießlichkeiten unruhig ſeufzet. Ueberdieß ſehen Sie vor ſich in eine angenehme Scene Ihrer künftigen Tage hinaus. Ein Jüngling, der ſeine Jugend unſchuldig und tugendhaft zubringt, der mit der Tugend Klugheit und Fleiß verbindet, kann als Mann nicht unglücklich ſeyn. Nein, mein lieber Vetter, das Herz Ihres frommen und gewiß ſeligen Vaters, das auch in Ihnen ſchlägt, wird nicht ohne Belohnung bleiben. Ihr Schickſal iſt von einer gütigen Hand angeleget, warten Sie nur, bis es Zeit ſeyn wird, daß es ſich zu Ihrem Vortheile entwickelt. Wir ſind ſo kurzſichtig,

ſichtig, darum kömmt uns vieles ſo fremd und hart vor, das doch in dem Zuſammenhange unſer Glück iſt. Endlich hindert Sie ja nichts, wenn ſich Ihnen eine vortheilhaftere Gelegenheit zeigt, ſolche zu ergreifen, und ich will zu dieſer Abſicht nichts unterlaſſen, was Sie von mir wünſchen können. Nur getroſt! Wer recht thut, darf Niemanden ſcheuen. Sagen Sie ſich dieſes täglich vor, und werden Sie ruhig und lieben Sie mich; denn ich bin gewiß Ihr aufrichtiger Freund,

1754. G.

IX.

An Herrn * *.

Ohne Ihren beredten und mit Ihrem ganzen Herzen angefüllten Brief würde mich Ihre Zurückkunft aus fremden Ländern nur halb vergnügt haben; ſo aber erfreut ſie mich vollkommen. Ich ſehe es in jeder Zeile, daß Sie noch mein Freund ſind, und es immer ſeyn werden. Was ſoll ich nun auf alle Ihre Liebe antworten? Ich umarme Sie in Gedanken, preiſe die Vorſehung, die Sie glücklich zurück gebracht hat, und wünſche den Ihrigen und Ihrem Vaterlande Glück. Erfüllen Sie die Hoffnung, lieber Freund, die ſich mein Herz beſtändig von Ihnen gemacht hat, und helfen Sie das Beſte der Welt ſo vorzüglich befördern, als Sie vor Andern die Kräfte und den Willen dazu empfangen haben. Das Amt wird nicht mehr fern ſeyn, das Ihre Pflichten näher beſtimmen ſoll. Nehmen Sie es an, auch wenn es nicht das größte ſeyn ſollte. Kein Amt iſt ſo geringe, worinne ein geſchickter und rechtſchaffener Mann nicht tauſend Gelegenheiten finden ſollte, nützlich zu ſeyn und ſeinen Verſtand ſowohl als ſeine Wiſſenſchaften zu zeigen. Wir laſſen nicht ſelten, aus großer Begierde, uns viel Geſchicklichkeiten zu erwerben, die beſten Jahre vorbeygehen, ſchon erlangte Geſchicklichkeiten zu gebrauchen, und unſer Leben verfliegt unter der ſtolzen Vorbereitung, es recht glücklich anzuwenden. Iſt ein Mann, welcher der Republick ſeine täglichen Pflichten in einem beſtimmten, wenn auch ſchon weniger anſehnlichem Amte mit Rechtſchaffenheit abträgt, der ſeine Familie weiſe und liebreich regieret und verſorgt, und in den Armen einer würdigen Gattinn und an der Seite hoffnungsvoller Kinder das Glück des Lebens mitten unter ſeiner Bürde zu finden weis; iſt der, ſage ich, kein nützlicher und glücklicher Mann? Müſſen wir erſt große Würden erringen, ehe wir glücklich ſeyn können? Aber verfalle ich nicht in den Fehler des Docirens, daß ich Ihnen alles dieſes ſage? Ja, es würde ein Fehler ſeyn, wenn ichs aus einem andern Grunde, als aus Liebe, und zu einem Manne, der weniger mein Freund wäre, geſagt hätte. Eine fortgeſetzte Beſchäfftigung, mit Einem Worte, die Arbeit iſt zu unſerer Ruhe unentbehrlich; dieß weis ich aus der Erfahrung. Und daß die Liebe einer vernünftigen Gattinn eine große Belohnung für den arbeitſamen Mann, und ein Schutz vor tauſend Anfällen der beſchwerlichen Einſamkeit iſt, das iſt eben ſo wahr, als jenes, wenn ich es ſchon nicht aus der Erfahrung weis. Leben Sie wohl, und ſchreiben Sie mir bald wieder.

1754. G.

X.

An Herr von **.

Niemand müßte geſchickter ſeyn, als ich, Ihnen Ihre Leiden zu erleichtern, wenn es bloß auf den Willen ankäme. Sie wiſſen, daß ich kränklicher Mann mit Ihnen beynahe ein gleiches Schickſal habe, und was können Sie anders von mir vermuthen, als das aufrichtigſte Mitleiden und den Wunſch, Sie bald von der Laſt befreyt zu ſehn, von der ich ſelbſt ſo gern frey wäre? Würde es mir nicht ein beſondrer Troſt in traurigen Stunden ſeyn, wenn ich zu mir ſagen könnte, daß ein unglücklicher Freund durch meine Vermittelung weniger unglücklich wäre? Aber wodurch könnte ich das ausrichten? Sie kennen die Mittel zu unſerer Beruhigung und zur Aufheiterung des Geiſtes ſo gut, als ich; und es iſt mir nichts übrig gelaſſen, als daß ich Sie, wenn es anders ein Troſt iſt, mit meinem Beyſpiele tröſte, und Sie bitte, Ihren Muth nicht ſinken zu laſſen. Wir ſind nicht ohne Beyſtand, wenn wir ihn gleich nicht allezeit empfinden, und der Herr, der das Gute austheilt, hat mit eben der Liebe das Elend vertheilet. Was kann uns ohne ſeinen Willen begegnen? Sorget er für alle: ſo hat er auch für uns geſorget, und wir werden ihn noch preiſen, daß er ſo gern hilft. In jener Welt, wenn der Vorhang von unſern Augen fallen wird, alsdann werden wir ſehen, wie weiſe und gnädig die Abſichten Gottes auch bey den traurigen Begebenheiten dieſes Lebens geweſen ſind. Tragen Sie Sorge für Ihre Geſundheit, und das Uebrige überlaſſen Sie der Vorſehung ruhig. Die Ausſicht in die Hoffnung der Religion iſts allein, die unſern bangen Geiſt erfreuen kann. Ich weis ſehr wohl, daß wir dieſes Glück nicht alle Tage und Stunden erlangen können; aber es iſt in unſerer Schwachheit genug, wenn wir es wünſchen und ſuchen. Wollen Sie noch in das Carlsbad gehn, das ich Ihnen nicht widerrathe, ſo halten Sie ſich zu Herr D. T ⸗ ⸗. Er iſt ein eben ſo rechtſchaffener Mann als erfahrner Arzt. Ich wünſche Ihnen von Herzen den glücklichen Erfolg der Badecur. Nur Muth gefaßt! Gott hat eine beſondre Kraft in das Carlsbad gelegt. Bin ich nicht der Beweis, ſo ſind es doch viele Andre und vielleicht ſind Sie es in kurzem ſelbſt.

G.

XI.

An den Herrn Baron von Z**.

Der Dienſt, den ich Ihnen geleiſtet, iſt auf meiner Seite ſehr geringe, und ich habe mehr Urſache, Ihnen für die Gelegenheit, die Sie mir zur Ausführung einer guten Abſicht gegeben, ſelbſt zu danken, als den Dank anzunehmen, den Sie mir ſchriftlich abgeſtattet, und der mehr ein Beweis eines ſorgfältigen und gütigen Vaters, als eine Belohnung iſt, die ich wirklich verdienet hätte. Indeſſen glaube ich gewiß, daß ich Ihren Herren Söhnen einen rechtſchaffnen und geſchickten Mann zum Hofmeiſter gewählet habe. Er wird ſeine Fehler haben; denn wer iſt ohne Fehler? Allein ich glaube, daß es ſolche ſeyn werden, die Sie oder die Frau Gemahlinn durch ihre Aufmerkſamkeit bald verbeſſern werden. Er hat etwas Gezwungnes in ſeiner Stellung, das mir nicht gefällt; allein es iſt doch tauſendmal beſſer, als das Rohe und Ungeſittete, das junge Leute oft mit von der Univerſität bringen. Und ich weis gewiß, er wird das Gezwange in der Geſellſchaft, in die er itzt eintritt, unter den freyern Sitten des Landlebens bald verlieren. Da er einen ſanften Charakter und dabey ein geſetztes Weſen hat, ſo hoffe ich, er ſoll ſich die Liebe und die Folgſamkeit der jungen Herren bald erwerben. Und da er Geduld hat, geſprächig iſt, zeichnen, malen, und in der Baukunſt kleine Riſſe machen kann; ſo hoffe ich, er ſoll die beiden Kinder an ſich ziehen und leicht unterhalten können. Er wird ihnen den Fleiß nicht zur Laſt, ſondern mehr zu einer angenehmen Nothwendigkeit zu machen ſuchen, und übrigens ſich nach den beſondern Fähigkeiten und Genies ſeiner Untergebenen richten: Dieß iſt nach meinem Erachten die doppelte Regel aller guten Unterweiſung. Und was kann ein Hofmeiſter, der Geſchicklichkeit und guten Willen hat, der in ſeiner Pflicht von dem Anſehen und den Vorſchriften der Aeltern unterſtützet, durch ihr Vertraun und ihren Beyfall mehr ermuntert, und durch die Lehrbegierde ſeiner Schüler angefeuert wird, nicht in etlichen Jahren bey ihnen ausrichten? Ob Herr H = = gleich kein Theolog iſt, ſo bin ich doch ſicher, daß er den jungen Herren die Grundſätze der Religion durch Unterricht und Beyſpiele immer mehr eindrücken, und ſie frühzeitig lehren wird, daß die wahre Tugend ein Glück aller Menſchen und keine beſchwerliche Laſt ſey. Ich hoffe, er wird ihre Herzen lenken, ſelbſt indem er ſich nach ihren Neigungen zu richten ſcheint, und nie vergeſſen, daß alle Wiſſenſchaft, alle Künſte, die man erlernt, aller Witz, aller Verſtand den Mangel eines guten Herzens nie erſetzet, und daß der gelehrte Mann unendlich weniger iſt, als der rechtſchaffne. Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung und Ergebenheit ꝛc.

1754. G.

XII.

An Herrn B**.

Beynahe habe ich in den letzten Wochen dieſes Jahres nichts gethan, als die Briefe meiner Freunde und Gönner beantwortet; und wie könnte ich den Ihrigen vergeſſen, wenn ich auch noch ſo vergeßlich, noch ſo ermüdet wäre? Aber was ſoll ich Ihnen auf alle Ihre beredten Dankſagungen antworten? Sie ſind gewiß aufrichtig, ſo hoch ſie auch getrieben ſind, und deswegen ſind ſie mir ſchätzbar, ob ich mir gleich nur einen kleinen Theil davon zueignen kann, und das Uebrige als eine Belohnung anſehen muß, die ich erſt noch zu erwerben habe. Habe ich Ihnen alſo anders gedienet; habe ich jemals zur Verbeßrung einer Ihrer guten Eigenſchaften durch meinen Unterricht oder mein Beyſpiel etwas beygetragen: nun wohl gut, ſo hören Sie eine Bitte von mir an, durch deren Erfüllung Sie mich zeitlebens und unendlich belohnen können. Erweiſen Sie Andern eben die guten Dienſte, die Sie von mir rühmen, und mit eben der Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit und Klugheit, mit der ich gewünſcht habe, ſie Ihnen zu leiſten. Alsdann bin ich Ihr Schuldner ſo gewiß, als Sie nach Ihrem guten Herzen und Ihrem Briefe der meinige ſind. Sie werden allezeit junge Leute um ſich haben, wo Sie auch ſind, und nie wird es Ihnen alſo an Gelegenheit, meine Dienſtfertigkeit zu übertreffen, fehlen. Aller Beyfall der Welt, aller Ruhm der Loblieder iſt nichts gegen den ſtillen Ausſpruch des Gewiſſens, daß wir ein einziges junges Herz für den Himmel gebildet, oder doch zu bilden uns aufrichtig bemühet haben. Das wird Ehre, das wird Wolluſt, eine unaufhörliche Nahrung der Zufriedenheit ſeyn, wenn in dem Reiche der künftigen Welt uns eine Seele zujauchzet: Du haſt mich geleitet, mich ermuntert, unendlich glücklich zu ſeyn! Heil ſey dir, mein Freund, mein ewiger Wohlthäter, und Ruhm vor Gott! Und wenn auch kein Menſch auf Erden unſere guten Abſichten bemerken ſollte, würden wir deswegen weniger belohnet ſeyn? — Ihre itzigen, nicht gar zu günſtigen Umſtände tragen Sie mit Gelaſſenheit. Dieß iſt der ſicherſte Weg, beßre zu verdienen. Für Ihr Glück ſeyn Sie nie bange, aber ſtets beſorgt für mehrere Verdienſte. Ein Glück, das uns auf dem Wege nach Wiſſenſchaft, auf dem Wege eines klugen, ſittſamen Verhaltens begegnet, das wir nie durch kriechende Schmeicheleyen geſucht haben, das iſt das Glück, das unſer Leben leicht und rühmlich wird machen helfen. Es wird Ihnen nicht an Gönnern fehlen; aber alle Gönner ſind Menſchen, wie wir. Laſſen Sie nie von dem Fleiße in den Sprachen, inſonderheit der Schrift, ab. Predigen Sie zuweilen, ohne künſtlich predigen zu wollen. Machen Sie nicht zu viel, lieber zu wenig Verſe. Schicken Sie mir bey Gelegenheit eine von Ihren letzten Predigten. — — Ich will aufhören, denn was würde ich Ihnen nicht noch ſagen, wenn ich mich ſatt reden wollte? Gott laſſe es Ihnen in dem neuen Jahre, in allen Jahren Ihres Lebens, wohl gehen!

1754.

G.

XII.

An den Grafen M** von B*.

Ihr kleines moraliſches Gedicht iſt in der That ſchön. Ich will es gar nicht von allen Fehlern frey ſprechen; dadurch würde ich meine Aufrichtigkeit und Ihren rühmlichen Charakter beleidigen. Und wer hat wohl je bey ſeinem erſten Verſuche in der Poeſie gleich ein Meiſterſtück geliefert? Indeſſen wiederhole ichs, daß Ihr Gedicht, bey ſeinen kleinen Fehlern, große Schönheiten hat. Kurz es verdienet kritiſiret zu werden. Das iſt in der Sprache der Kunſtrichter viel geſagt. Und dieſe Kritik werden Sie wohl von mir, und zwar mit dieſem Briefe erwarten? Nein, liebſter Graf, das iſt mir itzt unmöglich. Ich müßte wenigſtens zween Bogen Anmerkungen aufſetzen, wenn ich mich deutlich ausdrücken wollte; und wie könnte ich das itzt, da ich täglich fünf Stunden Vorleſungen halten muß, und dabey eine Correktur habe, die mich auch zwo Stunden und wohl hundert kummervolle Ach! O! und So! koſtet. Ich will lieber bald nach Dresden kommen, und Ihnen meine Kritik mündlich ſagen. Indeſſen bitte ich Sie, theuerſter Graf, laſſen Sie ſich von den Zaubereyen der Poeſie nicht zu ſehr einnehmen. Ich kenne die Gewalt dieſer Sirene. Sie ſind, ſo glücklich Ihr Genie auf der poetiſchen Seite iſt, doch ganz gewiß zu größern Dingen beſtimmt. Von dieſen darf Sie die Poeſie nicht abziehen. Sie ſoll nur Ihren Geiſt beſchäfftigen, wann Sie in jenen nicht arbeiten können oder ſollen. Vergeſſen Sie nie, daß Addiſon einer der größten Staatsmänner in England war; ſo wie er einer der größten Dichter geweſen iſt. Ihre Moral in Ihrem Gedichte iſt vortrefflich, und ich umarme Sie mit belohnenden Küſſen. O liebſter Graf, laſſen Sie das Geräuſch des Hofes dieſe Stimme der Wahrheit und Tugend nicht betäuben! Ich weis, wie viel dazu gehöret, unter tauſend Verführungen dem Ehrgeize und der Wolluſt zu widerſtehen; aber ich weis auch, welch ein edles Herz ich ermuntere. Bedenken Sie den Sieg, geliebter Graf: „In ſeinen lebhafteſten Jahren, im Angeſichte des Hofes, hat er über den falſchen Reiz „der Wolluſt und der betrüglichen Ehre durch „Weisheit und durch den Zuruf eines empfindlichen Gewiſſens triumphirt!“ Wenn Sie dieſen Sieg erkämpfen, dann werden Sie, zufrieden mit ſich und der Welt, in der Stunde der Betrachtung Ihren Freund ſegnen, der Ihnen nichts ſchöners zu ſagen wußte, als Ihre Pflicht. Sie werden ſich den Beyfall zu verdienen ſuchen, und doch in denſelben ein gerechtes Mißtrauen ſetzen. Es giebt elende Geſchöpfe, die unſere Schmeichler werden, um uns unglücklich zu machen; es giebt elende Geſchöpfe, die es nicht leiden können, daß wir durch wahre Verdienſte weit über ſie erhaben ſind, und die uns durch tauſend Künſte bis zu ſich, bis zu ihren Ausſchweifungen zu erniedrigen ſuchen. Aber was ſage ich Ihnen? Vergeben Sie der Liebe, die mich zu dieſen Sittensprüchen begeiſtert. Ohne Liebe zu Ihnen würden es Beleidigungen ſeyn; aber ſo ſind ſie Ausflüſſe eines Herzens, das Sie hochachtet und liebet, das Sie gern ewig lieben und bewundern will. Ja, das ſind es. Leben Sie wohl und lieben Sie Ihren

Leipzig,
den 18. Jul. 1754.

G.

XIV.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Dresden, den 27. Jul.
1754.

Liebſter Freund,

Bin ich nicht ſehr verwegen? Ich wage es, Ihnen zu antworten, ſtatt daß mich die Vortrefflichkeit Ihres Briefs davon hätte zurückhalten ſollen. Allein wie ſollte ich nicht von Ihrer Freundſchaft alles erwarten, von der Sie mich ſo ſchön verſichern? Ja, liebſter Freund, dieſe macht mich verwegen, und ich müßte Sie weniger lieben, und wie iſt das möglich? wenn ſie nicht dieſe Wirkung auf mich thun ſollte. Eben dieſe iſt es, der ich ſchon ſo viel zu verdanken habe; und ich werde nur ſo lange glücklich ſeyn, ſo lange ich ſie zu erhalten wiſſen werde. Aber wie kann ich Ihnen nur den geringſten Theil davon erwiedern? Mit dem dankbarſten Herzen bleibe ich noch ſtets unerkenntlich, und o wie ſüße iſt es nicht, ſo übertroffen zu werden! Glauben Sie indeſſen nicht, liebſter Freund, daß mein Herz nur im geringſten von ſeiner Dankbegierde dabey verlieret. Nie ſchlug es dankbarer für Sie in meiner Bruſt, und niemals auch war es zufriedner, als es itzt iſt.

Ich danke Ihnen unendlich für die Gütigkeit, mit der Sie mein Gedicht beurtheilen. Ihr Beyfall iſt ſowohl die Wirkung Ihrer Nachſicht als Ihrer Scharfſichtigkeit, und er würde mir weit minder angenehm ſeyn, wenn Sie in Beurtheilung deſſelben nur die erſtere gebraucht hätten. Verzeihen Sie mir den Verluſt der Zeit, die es Sie gekoſtet. Ich erwarte Sie nebſt Ihren Anmerkungen. Das erſte, was Sie zu thun haben, iſt, daß Sie Ihre Reiſe nach Dresden antreten. Alles wartet auf Sie, und der ganze Hof iſt ungeduldig auf Ihre Ankunft. Fünf Collegia und Eine Correktur können, deucht mich, ſchon warten. Leben Sie wohl, und vergeſſen Sie niemals, daß ich es mein größtes Vergnügen ſeyn laſſe, Sie zu lieben und zu verehren. O! wie glücklich macht mich ſchon itzt Ihre Freundſchaft, und wie viel glücklicher wird ſie mich nicht einſt machen, wenn ich ſie mehr werde verdient haben!

Ihr

B*.

XV. An

XV.

An den Grafen M** von B*.

Verdiene ich nicht Ihr Lob? Ich reiſe ſechs und zwanzig Meilen, um Sie zu ſehen, und Ihnen zu ſagen, wie hoch ich Sie ſchätze. Das ſoll mir ein andrer Hypochondriſt nachthun, wenn er kann. Indeſſen darf ich auf das gute Werk meiner Reiſe eben nicht ſtolz ſeyn; denn ſo beſchwerlich ſie auch geweſen iſt, ſo bin ich doch reichlich dafür belohnet. Ich habe meinen Grafen Moritz wieder geſehen, und ihn ſo liebenswürdig gefunden, als ich wünſchte. Dieſes Vergnügen hat die Natur der Tugend, die uns nicht nur bey der Anſtalt und bey der Ausübung, ſondern am meiſten durch eine ſtille Erinnerung belohnet. Ja, theuerſter Graf, ſo lange Sie fortfahren, die große Hoffnung zu erfüllen, die ich mir von Ihrem Verſtande und dem, ihm gleichen Herzen mache: ſo werde ich bey aller meiner Unruhe immer noch eine Nahrung zur Zufriedenheit haben, und nicht glauben, daß ich ganz vergebens gelebet. Mein letzter Wunſch, wenn ich ſterbe, ſoll noch Ihre Wohlfahrt ſeyn; und meinen Freunden will ich als ein Vermächtniß die Pflicht hinterlaſſen, Ihr rühmliches Leben der Nachwelt zu erzählen. „Und alles mit Einem „Worte zu ſagen, wird Ihr künftiger Biograph

„Ihren Lobſpruch beſchließen: Er fürchtete Gott,
„darum war er ſo groß!

So wenig Sie dieſe Stelle aus Ihrer künftigen Lobrede in dieſem Briefe vermuthet haben werden: ſo habe ich Sie doch damit lieber als mit einer ermüdenden Erzählung meiner Reiſe unterhalten wollen. Genug, ich bin wieder in Leipzig, und ein Poſamentirer aus Dresden iſt mein getreuer Gefährte geweſen. Er hat mir den Tod ſeiner Kinder mit tauſend Thränen, die Liebe zu ſeiner krank zurückgelaßnen Frau recht poetiſch ſchön, und ſeine Unfälle, ſeine Armuth, ſein Vertrauen auf die Vorſehung während ſeines zwölfjährigen Aufenthalts in der Fremde, das harte Herz ſeiner geizigen Schwiegermutter, recht erbaulich beſchrieben. So bin ich von einer Poſtſäule zur andern gekommen, weniger langſam, als ohne dieſen guten Mann geſchehen ſeyn würde. Leben Sie wohl.

Leipzig,
den 18. October,
1754.
G.

XVI.

An Ebendenſelben.

Ihr letzter Brief verdienet zwo Antworten, und mehr als zwo; ſo ſchön iſt er. Alles lebt darinnen von einer ungekünſtelten Anmuth und gefällt wie die natürliche Farbe eines Geſichts, die aus einem heitern Geiſte und aus einem geſunden Blute hervor blüht. Nun werden Sie bald ein kleiner Cicero werden, und da werden denn unſerer Nachkommen Nachkommen die Briefe des Grafen Moritz von B. an ſeinen Atticus fleißig in den Schulen leſen, und ſorgfältig darüber commentiren. „Doctor Bartlet, wird es „heißen, mit dem er ihn in dem und dem Briefe „vergleicht, iſt nicht in dem Gelehrten-Lexico zu „finden; wir muthmaßen aber, daß es ein tief„ſinniger Gelehrter und großer Publiciſt geweſen „ſeyn muß, und zwar aus vielen Urſachen.“ — Ich wollte dieſe Urſachen eben ausfindig machen, und eben itzt bekomme ich einen Correcturbogen von der ſchwediſchen Gräfinn, der mir die Luſt dazu benimmt. Mein Brief ſoll ſich auch gleich ſchließen. Wie hat Ihnen Herr Riveri gefallen? Der Verfaſſer der Briefe über die Engländer iſt doch wohl Herr le Blanc? Haben Sie den Grandiſon ganz? Bald will ich Ihnen Cramers Predigten und den erſten Theil ſeiner Pſalmen ſchicken. O wie werden Sie mir für dieſe Bücher danken! Bald wäre ich mit nach Dresden gekommen. Ich empfehle Ihnen den Herrn Cammerjunker von B...., desgleichen die Lotterie meiner Vaterſtadt aufs beſte. Leben Sie wohl, liebſter beſter Graf.

Leipzig,
den 12. Dec. 1754. G.

XVII.

Dresden, den 14. Dec.
1754.

Liebſter Gellert,

Sehen Sie, wie lieb mich meine Freunde haben! Selbſt in ihrer Gegenwart verlangen ſie, daß ich an Sie ſchreiben ſoll, und wie ſollte ich der Freundſchaft mein eigen Vergnügen abſchlagen? Wenn Sie uns nur zuſammen ſähen! Der Herr von B.... und B. leſen beide mit einer Stille, die ich bewundere, und das zwar bloß aus Furcht, mich zu ſtöhren. Sie mögen mir es nun bald abgemerkt haben, wie ſehr ich Sie liebe; und ſie gewinnen ſelbſt durch die Achtung gegen unſere Freundſchaft in meinem Herzen. Aber wie ſoll ich Sie für alles Vergnügen belohnen, das mir Ihre Briefe gemacht haben? In was für einem angenehmen Geſichtspunkte zeigt mich Ihnen Ihre Einbildungskraft! Laſſen

Sie ſich ja nicht von dieſer Betrügerinn hintergehen. Indeſſen, wenn ich gleich nicht bey unſern Enkeln die Stelle des Cicero vertrete, ſo werde ich doch vielleicht die Stelle des Atticus bey ihnen verdienen. Ward nicht Atticus dadurch berühmt, daß Cicero an ihn ſchrieb, und könnte ich es nicht eben ſowohl werden, da Sie an mich ſchreiben? Doch das wollen wir der Nachwelt überlaſſen. Itzt muß ich Ihnen für Ihren Beyfall danken, und Ihnen ſagen, daß ich niemals zufriedner bin, als wenn ich ihn verdienen kann.

Wie mir der Herr von Riveri gefallen hat? Ziemlich wohl. Aber Sie gefallen mir doch unendlich beſſer. Ich bin immer noch der Meynung, daß man keinen Poeten, deſſen Vorzüge in dem Ungekünſtelten und Leichten, kurz in dem Naiven beſtehen, nur mittelmäßig gut überſetzen kann. Oft iſt es die Art, womit ein Gedanke gezeigt iſt, oft eine Redensart, oft nur ein Wort, welches uns gefällt, und ſobald man Eines davon wegnimmt, ſo hört der ganze Gedanke auf, uns zu gefallen. Wieviel hat Ihre Erzählung der Fliege und der Spinne nicht verloren! Der Herr le Blanc iſt eben auch der Verfaſſer der Briefe über die Engländer. Ich erwarte die Werke von Cramern mit der größten Ungeduld. Wie ſchön werden ſie nicht ſeyn! Gewiß, ich werde Ihnen den größten Dank dafür wiſſen, und ich freue mich nicht wenig, daß Sie meine Gedanken im voraus errathen. — — Ich bin ewig

Ihr

B*.

XVIII.

An den Grafen M** von B*.

Leipzig, den 27. Dec.
1754.

Mein lieber Graf,

Um Sie für Ihren letzten, mitten unter dem Ungeſtüme Ihrer Freunde und doch ſo ſchön geſchriebnen Brief, ſo gut ich kann, zu belohnen: ſo ſchicke ich Ihnen etliche Bogen von den Crameriſchen Pſalmen, und will Ihnen zugleich eine kleine Geſchichte erzählen, die Ihrem guten Herzen nicht gleichgültig ſeyn kann. Ein junger Preußiſcher Officier ••• hat hier von ſeiner verſtorbnen Tante eine Erbſchaft von fünf oder ſechs tauſend Thalern gethan. Ich habe ihn, weil er mich zu kennen verlanget, zweymal bey dem Advocaten T•• geſprochen, und einmal mit ihm nebſt dieſem Manne geſpeiſet. Am Sonntage treffe ich ihn Abends wieder da an. Ehe wir noch aßen, waren wir einen Augenblick allein. Ach, fieng er mit einer ſchamhaften Offenherzigkeit an, Sie wiſſen es nicht, ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie innſtändig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit drückte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. — „Sie mein Schuldner, „mein Herr, der ich Sie in meinem Leben „nicht geſehen, und Ihnen nie den geringſten „Dienſt erwieſen?“ — Nun ich ruhe nicht, Sie müſſen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebeſſert; und gegen dieſes Glück vertauſchte ich die ganze Welt nicht. Itzt kömmt Ihr Freund, laſſen Sie mich nicht vergebens bitten. Er ſoll kein Zeuge meiner Schuldigkeit ſeyn. — Ich nahm es, und wußte vor freudiger Beſtürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hauſe das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louidore. Nun erſchrack ich zum zweytenmale. Dieſes freudige Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld; (nein das Geld konnte es nicht ſeyn; dieß dringt nie in das Innerſte der Seele,) bloßes Geld kann dieſe Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich ſcheute ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre, eine nicht ganz unvernehmliche Einſprache, daß ich getroſt ſeyn, daß ich aus dieſem Vorfalle Muth ſchöpfen und nicht immer in Kummer verſinken ſollte; ein ſolcher Gedanke war es. Alſo biſt du noch empfindlich? ſagte ich bey mir ſelber. Alſo rührt dich doch noch etwas? Das Geld wollteſt du gern wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieſer Begebenheit immer behalten könnteſt. Nichts, dachte ich zitternd, nichts iſt ſo klein, das nicht unter der göttlichen Regierung ſteht. Sollteſt du nicht glauben, daß er dieſe Begebenheit zu deiner Freude zugelaſſen hat? Zu deiner Freude? O wer wäreſt du! Wie glücklich! Ein Herz gebeſſert! Ich trat näher zum Fenſter und ſah gen Himmel. — Allein gewiſſe Empfindungen kann und darf man auch ſeinen beſten Freunden nicht ſagen. So bald man ſie ausdrückt, ſo giebt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bat mich, ſeine Freundſchaft zu verſchweigen. Niemand ſoll ſie auch wiſſen, als Sie und meine Schweſter. Er hat ſich bloß durch das Leſen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn ſein Stand angeſtecket hatte, herausgeriſſen. Er iſt ein gelaßner, beſcheidner und wirklich weiſer Soldat; doch hat ſeine Miene noch einen Reſt von einer vormaligen Traurigkeit, worunter ſie aber nicht leidet. Er will als Soldat ſterben, weil er einmal gelernt hat, was zu dieſem Stande gehört. Er ſchreibet gut, und will dieß der Abhandlung vor meinen Briefen zu danken haben. Aber der gute Mann, ſein Herz und nicht meine Abhandlung iſt die Mutter ſeiner Schreibart. Ich habe ihm noch eine kleine Bibliothek aufgeſetzet. — — —

Nun, das iſt ein langer Brief, guter Graf. Meine ganze Bruſt thut mir weh, ſo lange habe ich geſeſſen. Leben Sie wohl; ſo glücklich, als ich mir zu ſeyn wünſche, und bleiben Sie es bis an den letzten Ihrer Tage! Dieß wäre alſo der letzte Brief in dem 1754. Jahre. Und in dem künftigen, wie wird es da ſeyn? Gut! Nun das gebe Gott!

G.

XIX.

An Ebendenſelben.

Leipzig, den 7. May,
1755.

Wie ſehr hat mich nicht Ihr Abſchied gerührt! Ich bin mit Thränen den Weg vom äußerſten Thore herein gegangen, mein ganzes Herz that mir weh, und ich glaubte den ganzen Nachmittag, es müßte mir etwas ahnden, ſo betroffen war ich. Vielleicht, dachte ich, ſiehſt du ihn nicht wieder; aber das wolle Gott nicht!

dachte ich ſogleich dazu. Ich gieng Abends zur Frau von ‥. „Sie ſind traurig, ſagte ſie, daß Ihr Moritz fort iſt; das gefällt mir an Ihnen. Es iſt ein trefflicher Jüngling. Ich will mit Ihnen weinen, wenn ich Sie dadurch beruhigen kann, wenigſtens wollen wir von ihm reden. Seine Beſcheidenheit, da ihn alle Leute loben, iſt ein groſſes Verdienſt und ein ſichres Kennzeichen ſeiner künftigen noch größern Verdienſte. Seine Schamhaftigkeit nimmt ungemein für ihn ein, und wenn er die erhält: ſo werden ihm alle Verſuchungen nichts abgewinnen. Er trinkt keinen Wein, der ſonſt die Quelle vieler jugendlichen Thorheiten iſt. Er lieſt und ſchreibt gern, dieß wird ihn vor den gefährlichen Zerſtreuungen des Müßiggangs und der Höfe bewahren. Erinnern Sie ihn, wenn er auf Reiſen geht, daß er ſich ein Tagebuch von ſich ſelbſt macht; daß er alle Abende ein getreues Verzeichniß aller ſeiner Handlungen aufſetzet, als vor den Augen ſeines beſten Freuudes, und noch mehr, als vor den Augen ſeines allſehenden und allmächtigen Freundes; daß er ſich keine Thorheit, ſo klein ſie iſt, ungeſtraft vergiebt, keine gute That unüberdacht bemerket, und keine edle Abſicht ungefühlt niederſchreibt. Dieß iſt eine Art des Gebets und vielleicht eine der vorzüglichſten Arten des Gebets, weil es mit unſrer Prüfung und mit unſrer Beßrung verbunden iſt. Ich habe dieſe Pflicht neun ganzer Jahre ohne Aus-

„nahme ausgeübt, und dieß ſind die beſten, weiſeſten und ruhigſten Tage meines Lebens geweſen. Sagen Sie ihm, daß ich nie einen „vortrefflichern Ausſpruch gehört hätte, als der „iſt, den Sie mir von ſeiner Mutter erzählt, „daß ohne die ſittlichen Tugenden des Herzens „alle äußerliche Vollkommenheiten ihren Werth „und auch gewiſſermaßen ſelbſt ihr Daſeyn verlieren müßten; und daß ein Mann von Religion „doppelt liebenswürdig wäre, auch zu der Zeit, „wenn er am ſtrengſten handelte. Ich denke, er „liebt das Geld nicht, und ſein ganzer Charakter „ſcheint mir für dieſe Neigung zu groß zu ſeyn; „Güte, Leutſeligkeit und Freygebigkeit reden aus „ſeinen Augen.“

Alles dieſes und noch weit mehr, lieber Graf, hörte ich an, ohne beynahe ein Wort zu ſagen. Das, hub ich endlich an, will ich dem Grafen alles ſchreiben. Er wird Sie und meine Liebe zu ihm, durch die Sorgfalt für ſeinen Charakter, oder welches einerley iſt, für ſein Glück, belohnen. — — — — — — — — — — — Leben Sie wohl.

G.

XX. An

XX.

An Ebendenſelben.

Die Freundſchaft thut das in Ihren Briefen, was die Kunſt, unterſtützt von der Natur, in den Werken des Geſchmacks thut. Die Kunſt, ſagt Pope,*) wirkt, ohne ſich zu zeigen, und herrſchet ohne Gepränge. So nährt die verborgne Seele in einem ſchönen Körper alles mit Lebensgeiſtern und erfüllt das Ganze mit Stärke. Sie wirkt jede Bewegung und unterſtützet jede Nerve; ſie ſelbſt iſt ungeſehn; aber in den Wirkungen zugegen. So, ſage ich, wirkt die Freundſchaft, unterſtützt von dem guten Geſchmacke, in Ihren Briefen. Sie herrſchet ohne Gepränge, belebt alle Gedanken, macht den Ausdruck beredt; ſie kündiget ſich nicht an, und iſt doch in allem, was Sie mir ſagen, zugegen. Welche Freude für mich! Ich weis Ihnen meine Dankbarkeit nicht beſſer zu zeigen, als daß ich mein Lob zurück halte, und Ihnen öfter ſchreibe, als meinen übrigen Freunden, und mich bemühe, Ihnen auch in dem, worinne ich Ihnen kein Bey-

---

*) Art — —
Works without ſhow, and without pomp preſides:
In ſome fair body thus the ſecret ſoul,
With ſpirits feeds, with vigour fills the whole,
Each motion gives, and ev'ry nerve ſuſtains,
It ſelf unſeen, but in th' effects remains.

ſpiel ſeyn kann, wenigſtens ein Gefährte zu ſeyn. Das weis ich gewiß, daß Sie die Ermunterungen in meinem letzten Briefe nicht vergeſſen werden, ſo ſehr Sie ſich auch ſelbſt die beſte Ermunterung ſind. Ich habe ſie Ihnen niedergeſchrieben, wie man Freunden, die glücklich ſind, immer noch Glück wünſchet. Die Frau von . . meynt es außerordentlich gut mit Ihnen, und ich glaube, daß ſie mir Ihrentwegen gewogner iſt; denn in der That mag ſie denken, daß ich zu Ihrem Beſten mehr beygetragen habe, als ich wirklich gethan. Allein ohne mich zu erniedrigen, muß ich doch bey Ihnen und Cronegken die Anmerkung machen, die man von den größten Malern gemacht, daß ſie meiſtens ohne große Lehrmeiſter ſich ſelbſt gebildet haben. Ich will ſie Beide dadurch nicht ſtolz machen; denn auch das glücklichſte Genie, wenn es an ſeinen Urſprung gedenket, hat mehr Urſache zur Beſcheidenheit, als zum Stolze, und der Stolz iſt gemeiniglich nur die Ausfüllung des leeren Raums in unſrer vielſeynwollenden Seele. Ich fühle es ſehr wohl, liebſter Graf, daß ichs in meinen Briefen an Sie nicht vergeſſen kann, daß ich noch einmal ſo alt bin, als Sie; aber ſelbſt meine Docirſucht iſt noch Liebe. Ich denke alle Augenblicke, ich möchte Sie durch mein Lob, davon mein Herz ſo voll iſt, ſicher machen; und gleich will mein Verſtand das wieder gut machen, was mein Herz verſehn zu haben glaubet, und da fange ich denn an, lehrreicher zu ſeyn, als es Ihr Charakter bedarf. Sie werden mirs leicht vergeben; und wenn auch meine Briefe an Sie einmal Andern in die Hände fallen ſollten, ſo können ſie doch nichts weiter davon ſagen, als was man gewiſſen Geſichtern der Frauenzimmer vorwirft, die ſich unvermerkt in eine zu gütig erklärende Miene verlieren, es fühlen und dieſe freywillige Miene durch einen aufgebotnen furchtſamen Ernſt widerlegen wollen. Ich bin heute ſehr fruchtbar in Gleichniſſen und ſolchen Sachen. Vermuthlich habe ich zu viel Zeit zu dieſem Briefe; denn der Regen hat meinen Zuhörer, dem dieſe Stunde gehört, abgehalten.

In dem Journal des Savans et des Trevoux ſind Riveris Fabeln rühmlich genug recenſiret; nur ärgre ich mich, daß der Recenſent aus toller Uebereilung eine Stelle von Rabenern ſaget, die Riveri in der Vorrede vom Rabelais oder Swiften geſaget hat. Ich will deswegen an Riveri ſchreiben. — — Leben Sie wohl, beſter Graf.

Leipzig,
den 13. May, 1755.

G.

XXI.

Dresden, den 18. May,
1755.

Liebſter Profeſſor,

Die Vergleichung, mit der Sie Ihren letzten Brief anfangen, ſo wie die Stelle aus dem Pope, ſind beide ſehr ſchön. Wie glücklich wäre ich, wenn ich ſie wahr machen könnte! So viel iſt indeſſen gewiß, daß, wenn anders meine Briefe an Sie einigen Werth haben, Sie ihn bloß durch meine Freundſchaft gegen Sie erhalten, und vielleicht iſt ſie es, die mich bey Ihnen entſchuldiget, und meinem Verſtande Lobſprüche erwirbt, die meinem Herzen allein gehören. Sie erfreuen mich unendlich durch den Vorſatz mir oft zu ſchreiben, und beſchämen mich zugleich, indem Sie es als ein Mittel anſehn, mir Ihre Dankbarkeit zu bezeigen, da es in der That eins iſt, mich noch mehr dazu zu verbinden; mich, der ich Ihnen ſo viel, der ich Ihnen alles zu verdanken habe.

Die Frau von * * hat Recht, wenn Sie dieſes glaubt, und, ſagen, daß ich Sie ſeit fünf Jahren kenne, heißt nichts anders ſagen, als: Gellert hat ihn gebildet, er hat ihn erzogen. Ihr Beyſpiel, das ich glücklich genug war mir zum Muſter zu wählen, hat mir jederzeit mehr genützt, als die trefflichſten Lehren nicht würden gethan haben, die nicht damit unterſtützt geweſen wären; und man kann von der Erziehung insbeſondere behaupten, was in allen Sachen wahr iſt, daß ſtets die Exempel mehr als die Vermahnungen beſſern.

Was Sie von dem Stolze ſagen, iſt vortrefflich, und ich begreiſe noch immer nicht, wie man bey einem wahren Verdienſte ſtolz ſeyn könne. Wenigſtens ſind ſolche Perſonen allemal Räthſel; ſo wie es unmöglich iſt, daß ein geſchwollner Körper zugleich geſund ſeyn kann; und was iſt der Stolz anders als Geſchwulſt? Aber es iſt Zeit, daß ich meinen Brief ſchließe. Morgen früh reiſe ich nach Pohlen, und es iſt ſchon bald Mitternacht. — Leben Sie wohl, ich bin ewig

Ihr

B*.

XXII.

Dresden, den 3. Jul.
1755.

Liebſter Profeſſor,

Ich denke noch immer an den Augenblick unſers Abſchieds, und ich denke mit Vergnügen daran. Niemals habe ich lebhafter als damals empfunden, wie unthätig unſer Verſtand iſt, wenn unſer Herz in Bewegung iſt; und ich bin niemals zufriedner, als wenn ich micht ſelbſt recht lebhaft überzeugen kann, wie ſehr ich Sie liebe. Glauben Sie nicht etwan, daß ich jemals daran gezweifelt; nein, dazu kenne ich mich zu gut, um ſo mißtrauiſch gegen mich ſelbſt zu ſeyn. Aber das Vergnügen, dieſes beſtändig von meinem Herzen zu erfahren, und dieſes Verdienſt in ihm zu erkennen, (denn eine ſeiner beſten Eigenſchaften iſt gewiß die, daß es ſie liebt,) macht, daß ich ſo genau auf alle ſeine Bewegungen Achtung gebe, als ob ich ihm gar nicht trauen dürfte. Wie gefällt Ihnen dieſe kleine Metaphyſik des Herzens? Ich kann Sie verſichern, daß ſie eben ſo gewiß iſt, als wenn ich ſie auf lauter Grundſätze gebaut hätte; denn ſie gründet ſich auf meine Empfindungen, und dieſe ſind doch gewiß wahr, wenn ſie auch unrichtig wären.

Ich beſinne mich in dieſem Augenblicke, daß morgen Ihr Geburtstag iſt, ein Tag, der unter den Großen froſtigen Complimenten und unter den Niedern abgeſchmackten Wünſchen geweiht iſt. Unter Freunden aber iſt er der Empfindung und der Freude gewidmet. Darf ich Ihnen wohl erſt ſagen, wie groß und wie aufrichtig die meinige darüber iſt? Ich kann hierbey eine Anmerkung machen, die mir gewiß Ehre bringt, die aber doch darum nicht minder wahr iſt: nämlich, daß ich die erſten Verſe, die ich jemals gemacht, der Freundſchaft zu danken habe, ſo wie Corneille ſeine erſten der Liebe ſchuldig war. Erinnern Sie ſich noch an die herzbrechende Ode, die ich vor vier Jahren auf Ihren Geburtstag gemacht, und die Herr S.. corrigirt hat? Habe ich alſo nicht Recht, wenn ich mich mit Corneillen vergleiche? Und vielleicht war mein Trieb noch edler als jener, der Corneillen beſeelte. — — — — Leben Sie wohl,

Ihr

B*.

XXIII.

An den Grafen M** von B*.

Leipzig, den 4. Jul.
1755.

Liebſter Graf,

Ja heute iſt meine Geburtstag, und ich danke Ihnen für Ihren lieben, freundſchaftsvollen Brief. Erfreun Sie ſich mit mir, daß ich noch lebe! Danken Sie der Vorſehung mit mir, daß ich ſo viel Urſachen habe, ihr zu danken. Wünſchen Sie mir Geſundheit, wenn ſie mir gut iſt, und ein frohes Herz. Wünſchen Sie, daß meine künftigen Tage, es mögen ihrer viel oder wenig ſeyn, Tage der Weisheit und Gelaſſenheit ſeyn mögen, daß ich bis an das Ende meines Lebens den Eifer, Gutes zu thun, fühlen und beweiſen mag; daß ich unter dem Beyfalle der Welt nicht eitel, unter dem Tadel nicht klein, im Glücke nicht zu froh, und im Unfalle nicht zu traurig werden, die Liebe meiner Freunde als ein Glück genießen und als die Ehre des guten Herzens verdienen, daß ich Verſtand und Tugend über alles ſchätzen und bewahren mag. Ja, mein liebſter Graf, das gebe Gott!

Alſo habe ich ſchon acht und dreyßig Jahre gelebt, weit über die Hälfte des menſchlichen Ziels und wer weis, wie weit über die Hälfte des meinigen! Und ich ſahe an alles, was unter der Sonne war, und ſiehe, es war alles eitel! Es ſoll aber auch eitel und unſer Glück hier nie vollkommen ſeyn. Ich finde vielleicht in dem verfloßnen Jahre weniger Fehler von mir als in den vorhergehenden; aber ich finde auch viele glückſelige Empfindungen des Herzens nicht mehr, die ich ehedem gehabt habe. Doch mein Leben hat tauſend Spuren der liebreichen Verſehung aufzuweiſen, die ich verehre und noch weit mehr zu verehren wünſche. Ich hoffe auch auf die noch übrigen Tage das Beſte von ihr und das Glück eines ruhigen Todes. Ich will meine übrigen Empfindungen heute noch mit der theilen, der ich das Leben ſchuldig bin. Alſo laſſen Sie mich dieſen Brief ſchließen, mich ihn mit dem Wunſche für Ihr Leben, für Ihr Glück, für die Erhaltung Ihres beſten Ruhms, Ihrer Tugend, laſſen Sie mich ihn mit dem Wunſche ſchließen, daß ſie das Beyſpiel liebenswürdiger Sitten, daß Sie künftig der nützlichſte und glücklichſte Mann, der beſte Vater, daß Sie ſtets der würdigſte Freund, daß Sie mir noch im Tode Freund und Ehre ſeyn mögen!

G.

XXIV.

Dresden, den 12. Auguſt,
1755.

Mein liebſter Profeſſor,

Sie haben mich ſo ſehr verwöhnt, daß ich es für etwas außerordentliches halte, wenn eine Woche vergeht, in der ich keinen Brief von Ihnen bekommen habe. Glauben Sie indeſſen nicht, daß dieſe Gewohnheit, ihre ordentliche Gewalt gleichgültig zu machen, auch bey mir ausübet, und daß Sie nöthig haben, ſie zu unterbrechen, damit Sie mein Vergnügen vermehren. Ich bin nicht ſo ungerecht, daß ich Ihnen dieſen Verdacht Schuld geben ſollte, und Sie wiſſen zu gut, wie ſchätzbar mir alles iſt, was von Ihnen kömmt, als daß ich Sie erſt davon verſichern dürfte. Ja, was ſehr ſonderbar iſt, meine Gewohnheit ſelbſt vermehrt mein Verlangen nach Ihren Briefen, und ich darf ſie niemals in der Anzahl erwarten, in der ich ſie mit Ungeduld wünſche. Ich werde Ihnen alſo nicht ſagen, daß ich mich itzt mehr als jemals darnach ſehne; aber daß ich unendlich viel vermiſſe, dieß will ich Ihnen ſagen.

Es iſt wohl billig, daß ich Ihnen etwas von meiner Reiſe nach Frankreich melde, weil ich noch immer hoffe, daß Sie mich dahin begleiten werden. Allem Anſehn nach wird ſie ſehr bald vor ſich gehn, und ich hoffe Ihnen morgen den Tag meiner Ankunft in Leipzig zu melden. Es iſt mein wahrer Ernſt, was ich Ihnen ſage; und ich würde ſehr betroffen ſeyn, wenn Sie mich nicht begleiteten. Richten Sie alſo immer Ihre Vorleſungen ſo ein, daß Sie in acht Tagen höchſtens ſchließen können. Vielleicht bin ich ſchon in dieſer Zeit bey Ihnen. Schreiben Sie mir aber erſt noch einmal. Vielleicht ſchreiben Sie nicht ſo bald wieder an mich nach Dresden. Leben Sie wohl,

Ihr

B*.

XXV.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Leipzig, den 13. Aug.
1755.

Liebſter Graf,

Alſo wollen Sie noch nach Paris gehn? Ich verliere viel dabey; aber will ich nicht verlieren, wenn Sie gewinnen? Gebe es doch Gott, daß dieſe Reiſe alle Ihre guten Eigenſchaften in ein noch größer Licht ſetze, daß Sie mit einer fruchtbaren Kenntniß der Menſchen und der Geſchäffte und mit dem ganzen Adel Ihres Herzens und Ihrer Sitten, zu Ihrem Glücke, zu dem meinigen, zur Freude und Ehre aller Ihrer Freunde zurück kommen mögen! Und wann wollen Sie wieder kommen? Ich hoffe, der Segen Ihrer Freunde ſoll Sie allenthalben begleiten. Laſſen Sie mich, ſo lange Sie auf Reiſen ſind, im Geiſte Ihnen täglich gegenwärtig ſeyn, und ſchreiben Sie mir Ihr ganzes Herz, alle Ihre Begebenheiten von Zeit zu Zeit auf. Hätte ich Geſundheit genug, ſo würde ich ſelbſt mit Ihnen reiſen. Aber ſo wird es genug ſeyn, wenn Sie ſich meiner alle Tage erinnern, und ich alle Tage für Sie bete. In der That wollte ich wünſchen, ich könnte einige Monate aus Leipzig gehn. Sie wiſſen ſchon warum. Alle Hochachtung, die man uns erweiſet, erſetzet doch nicht den Verluſt einer gewiſſen Freyheit, zu der ich vor andern geneigt, oder gewöhnet bin. Ich umarme Sie für Ihren letzten Brief, und erwarte bald nur zwo Zeilen von Ihnen, lieber Graf!

G.

XXVI.

Dresden, den 16. Aug.
1755.

Liebſter Profeſſor,

Sie werden mich nicht begleiten? Darf ich Ihnen wohl erſt ſagen, wie ſehr mich dieſe Nachricht betrübt? Ich werde das Vergnügen dieſer Reiſe nur halb fühlen, da ich es nicht mit Ihnen theilen kann, und ich brauche alle Mühe, mich von der Gewißheit dieſer Nachricht zu überreden, ſo ſehr habe ich mich darauf gefreut, daß Sie mein Reiſegefährte ſeyn würden. Ich nehme indeſſen Ihr Anerbieten an, und ich würde Sie ſchon darum gebeten haben, wenn ich vermuthet hätte, daß ich es jemals würde anwenden können. Sie ſollen der getreue Bewahrer aller meiner Begebenheiten, und meines Herzens ſelbſt ſeyn. Wem könnte ich es ſicherer vertrauen, als einem Freunde, der es ſchon ganz beſitzt? Ich weis gewiß, die Entfernung ſelbſt wird nur ein neues Band unſerer Freundſchaft ſeyn, ſo wie mir dieſe zum Schutz und zur Ermunterung dienen ſoll. — — Ich kann Ihnen noch nicht den Tag meiner Ankunft bey Ihnen melden. Leben Sie wohl.

Ihr

B*.

XXVII.

An den Grafen M** von B*.

Liebſter Graf,

Der erſte Brief, den ich Ihnen nach Paris ſchreibe, ſoll kurz, ſoll nichts, als der Wunſch ſeyn, daß es Ihnen wohl gehn mag. Doch wohl gehen, das iſt für mein Herz zu wenig gewünſchet. Nein, es müſſe Ihnen ſo wohl gehn, als es dem beſten Herzen auf Erden gehen kann. Es müſſe Ihnen keine von den Freuden fehlen, die der Hof nicht kennt, die der Weiſe in ſich ſucht, und in der ſtrengen Herrſchaft über ſich ſelbſt allein findet. Ja, mein liebſter Graf, ein ſolcher Wunſch iſt der würdigſte und größte, den ich für Sie weis; und wenn Ihr Herz Freude für Sie hat, ſo werden tauſend Dinge für Sie Anmuth werden, die Andern gleichgültig ſind, und hundert Beſchwerlichkeiten Ihnen klein werden,

den, die Andern unerträgliche Laſten ſind. Gott gebe Ihnen, unter den Reizungen und Verſuchungen des Hofs, Muth und Stärke, die wahre Hoheit der Seele zu behaupten! Und keine Stimme der Freygeiſterey, kein angeſehner Witz, keine falſche Ruhmbegierde mache Sie einen Augenblick in der Weisheit der Religion ungewiß! Beſter Graf, wer uns dieſe nimmt, der nimmt uns Wahrheit und Gott, und mit beiden alles. Ich weis, wie gefährlich der Ort iſt, an dem Sie leben, und ich müßte Sie nicht lieben, ich müßte kein gewiſſenhafter Mann ſeyn. wenn ich Sie nicht zur Behutſamkeit ermuntern wollte; ſo ſehr ich auch weis, daß Sie ohne mich alles und mehr thun werden, als ich irgend einem Jünglinge von Ihren Jahren zutrauen kann; denn in meinen Augen ſind ſie kein Jüngling, oder doch nur das Beyſpiel der beſten Jugend.

Und nun, theuerſter Graf, will ich Sie fragen, wie es Ihnen in Paris gefällt, womit Sie ſich vergnügen, womit Sie ſich beſchäfftigen? Sie leſen doch über Ihre gewöhnlichen Geſchäffte fleißig? Ja wohl. — — — Auf dieſen kleinen Brief ſoll künftige Woche ein deſto größrer folgen. Dieſes verſpreche ich Ihnen oder vielmehr mir ſelber, und bin der Ihrige,

G.

XXVIII.

Paris, den 19. Oct.
1755.

Liebſter Profeſſor,

Ich bin ſchon vierzehn Tage hier, vier Wochen von Ihnen abweſend, und habe noch nicht Einmal an Sie geſchrieben! Es ſcheint mir unmöglich, und doch iſts leider allzuwahr. Ich hätte Ihnen gern unterwegens geſchrieben, aber da konnte ich nicht; und da ich nach Paris komme und alle Freyheit habe, meinem Verlangen zu folgen, warte ich vierzehn Tage, ehe ich es ſtille. In der That, ich bin ein ſonderbarer Menſch! Sie werden mich vielleicht mit den Zerſtreuungen entſchuldigen, die ſich überall in einer ſo großen Stadt darbieten; Ihre Gütigkeit läßt mich dieſes erwarten. Aber auch dieſe Rettung bleibt mir nicht übrig; denn ich bin zu keiner Zeit meines Lebens weniger zerſtreut und mehr in mich ſelbſt zurückgezogen geweſen, als ſeitdem ich in Paris bin; und erſt heute fange ich wieder ein wenig an, mich und meinen Geiſt, an dem ich faſt verzweifelte, zu entwickeln. — Aber woher kömmt das, mein lieber Graf? Paris wird Ihnen doch nicht mißfallen? — Nein, liebſter Profeſſor, es gefällt mir vielmehr, und mein Urtheil würde zu übereilt ſeyn, wenn ich es itzt ganz entſcheidend darüber fällen wollte. Vielleicht wird es mir um deſto mehr gefallen, weil ich nicht zu viel erwartet habe. Ich entdecke indeſſen ſchon viel Schönes, viel Vortreffliches, viel Thörichtes, viel Abgeſchmacktes, und bitte täglich den Himmel um Augen, Beides zu unterſcheiden und von einander zu trennen. Ich beſuche fleißig die Frau von Graffigny, und habe Fontenellen, Marivaux und Düclos geſehn. Die erſte beſitzt wirklich den liebenswürdigſten Charakter, und man vergißt beſtändig bey ihr, daß ſie eine Schriftſtellerinn iſt. Ich denke, ich werde ihr ſehr wunderbar vorgekommen ſeyn; denn ich beſinne mich nicht, daß ich nur zwey erträgliche Worte bey ihr geſagt habe, meiſtens aber gar nichts. Ich bin fleißig in der Franzöſiſchen Komödie. Geſtern war ich in dem Mahomed des Voltaire, wo ich wie ein Kind geweinet. Künftige Mittwoche wird man eine neue Tragödie von ihm aufführen, l'Orphelin de la Chine.

Den 24. Oct. — Es iſt heute ſchon Freytag, und mein Brief iſt noch nicht fertig? Glauben Sie indeſſen nicht, daß es mir wie Voitüren geht, der acht Tage über einem Glückwunſche ſchrieb. — Sie haben alſo vielleicht groſſe Verhinderungen gehabt? — Das kann wohl ſeyn. Und wenn ich Ihnen ſagte, daß ich dem Könige vorgeſtellt worden, der Königinn aufgewartet, kurz den ganzen Hof geſehn und beſucht habe; ſind das nicht wichtige Hinderniſſe? Ich habe überdieß mein Quartier verändert, und ein Gefängniß mit einem andern vertauſcht — Ich habe die oberwähnte Tragödie geſehn. Sie hat ſchöne Stellen, iſt gut geſchrieben, thut aber wenig Wirkung. — — — O könnten Sie mir nicht mit einer Gelegenheit den folgenden Theil des Grandiſon ſchicken? Ich meyne den ſiebenten. Ich würde Ihnen unendlich dafür verbunden ſeyn. Herr Wächtler läßt ſich Ihnen empfehlen. Ich habe hier einen geſchickten Kupferſtecher, Ihren großen Verehrer, kennen lernen. Er heißt Wille, und iſt mir Ihrentwegen gut. Was für ein glückliches Vorurtheil iſt doch Ihre Freundſchaft. Werden Sie mich auch nicht vergeſſen? Mir fehlt nichts in Paris als meine Freunde. Wenn ich auch meinem Vaterlande nichts als dieſe ſchuldig wäre, wie groß wäre nicht ſchon meine Verbindlichkeit! Grüßen Sie ſie alle in Leipzig, und lieben Sie ſtets

Ihren

B*.

XXIX.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Leipzig, den 24. Nov.
1755.

Theuerſter Graf,

Alles, was in Ihrem erſten Briefe aus Paris ſteht, hat mich gerührt; alles iſt mir wichtig vorgekommen, entweder weil es Sie angieng, oder weil Sie mirs ſagten, mir von Paris aus ſagten, mir nichts ſagen können, was ich nicht mit Vergnügen leſen ſollte. Alſo werden Sie fragen, haben Sie es mit Vergnügen geleſen, daß ich die erſte Zeit über ſo tiefſinnig in Paris geweſen bin? Ja, das hat mich erfreut. Ein leeres Herz würde gleich eingenommen, gleich entzückt und hingeriſſen worden ſeyn. Aber Ihres waffnete ſich erſt mit Ernſt und Nachdenken, um ſich der Freude deſto ruhiger und ſichrer zu überlaſſen, um ſie zu wählen und nicht um ſie blindlings zu verfolgen. Ich glaube, die meiſten jungen Herren, wenn ſie nach Frankreich gehn, gleichen den Schatzgräbern. Sie nehmen die Begierde, Vergnügen und Wunder zu finden, für die Gewißheit an, daß ſie ſie finden werden, und betrügen ſich einige Zeit durch ihre ſüßen Vorſtellungen.

Sie ſprechen die Frau von Graffigny oft. Eine neue Freude! Bey dieſer würdigen Frau müſſen Sie, wenn Sie anders liebenswürdiger werden können, es gewiß werden. Ihr Umgang wird Ihnen ein ſichres Gegengift wider die Gefahr der großen Geſellſchaften ſeyn. Ich trage es Ihnen auf, ihr in meinem Namen die Hand recht feyerlich und ehrerbietig zu küſſen; und wem könnte ich es lieber und zuverſichtlicher auftragen? Eben dieſe Commiſſion gebe ich Ihnen noch einmal an Madame Wille. Sie hat mich mit der Cleopatra beſchenket, und mir mit Bleyſtift etwas Angenehmes unter das Kupfer geſchrieben. Auch ihren Mann verſichern Sie aller meiner Freundſchaft. Ich bin ſein Bewundrer und Verehrer, und ſtolz, daß er ein Deutſcher iſt. — — Herr Wächtlern *) wünſche ich Glück zu Ihrer Bekanntſchaft, und überlaſſe Sie ihm itzt mit der Bedingung, daß er Sie binnen anderthalb Jahren geſund und zufrieden, unter dem Beyfalle der Klugen, wieder zurück bringt, und zuerſt zu mir. Das verſteht ſich. Zu ſeiner kritiſchen Nachricht vom Theater habe ich noch Niemanden; denn wenn ich ſie ihm nicht gut ſchaffen kann: ſo will ich ſie ihm lieber gar nicht ſchaffen. — — Neues aus Sachſen,

---

*) Dieſer verfertigte damals die deutſchen Artikel für das Journal Etranger. Anmerk. der Herausgeber.

ſen, aus der Welt Ihrer Freunde, liebſter Graf, weis ich nichts. — So leben Sie denn wohl, beſter Graf, lieben Sie mich, ſchreiben Sie mir, lieben Sie ſich, und bedenken Sie, wie viel Ihre Freunde, wie viel Ihr Vaterland von Ihnen erwartet, und ich mir und der Welt von Ihnen verſpreche.

N. S. Wenn ein Auszug aus dem Looſe in der Lotterie gemacht werden ſollte: ſo ſagen Sie Herr Wächtlern, daß er die letzten Scenen, wo Caroline ihrem Geliebten das Loos giebt, wegläßt, und die Handlung da endiget, wo die Frau Damon ihr das Billet zurück giebt. Man wird ſonſt ſagen, daß der Geliebte, der in dem ganzen Stücke nicht vorkömmt, Deus ex machina, und die Handlung nicht gehörig geſchloſſen ſey.

G.

XXX.

Paris, den 18. Dec.
1755.

Mein liebſter Profeſſor,

Erſt Einen Brief von Ihnen; und es ſind ſchon über zween Monate, daß ich von Ihnen entfernt und weit entfernt bin! Nur dieſes iſt hier die Urſache meines Kummers und meiner Unruhe. Sie ſollten mir dieſe Entfernung wenigſtens vernähern, indem Sie mir, ſo oft als es Ihnen mögliche wäre, ich ſage nicht, ſo oft als ich es wünſche, ſchrieben. Ich bin itzt mit dieſem Lande ziemlich zufrieden. Ich habe Freunde, Umgang und Geſellſchaft gefunden. Aber ich bin nicht bey Ihnen! Der erſte und letzte meiner Gedanken bey allem Vergnügen, das ich hier genieße, geht ſtets Sie, Ihre Gütigkeit für mich, die Vortrefflichkeit Ihrer Werke, Ihren perſönlichen Charakter an; und ich bin nie zufriedner, als wenn man mir von allem dieſen Rechenſchaft abfordert. Sie ſind hier ſo ſehr bekannt und verehrt, als an keinem Orte, wo man Deutſch redet. Welcher Ruhm für Sie und welche Zufriedenheit für mich! Die Frau von Graffigny, die mir Ihre Stelle erſetzt, in ſo ferne es eine Perſon von ihrem Geſchlechte thun kann, ſchätzt Sie unendlich hoch, und fragt mich oft, ob ich keine Nachricht von Ihnen erhalten, und ob Sie

ſie nicht hätten grüßen ſollen. Sie verdient alle Ihre Hochachtung. Sie verbindet mit einem richtigen, aufgeklärten und ungezwungenen Verſtande, (einer ſo ſeltnen Eigenſchaft beſonders bey dem Frauenzimmer) die Redlichkeit des tugendhafteſten Mannes, die Beſcheidenheit des unbekannten Verdienſtes, und die Munterkeit und Heiterkeit einer jungen Perſon von zwanzig Jahren. Sie ſieht hier in dem Rufe, den man nur erwirbt, wenn man tugendhaft und weiſe iſt, und ſtets den Witz zur Beförderung der Tugend anwendet. Sie iſt meine wahre Freundinn, und nach Ihnen weis ich Niemanden, den ich mehr liebe und verehre. Sie iſt hier die Bewunderung der Vornehmſten, mit denen ſie als eine Frau von Stande umgeht, das Vergnügen der Vernünftigen, die ſich nach ihrem Umgange ſehnen, und das Muſter aller, die ſie auch nur weitläuftig kennen. Ich habe ihr hier die Bekanntſchaft mit einem gewiſſen Chevalier d'Arc verſchafft, dem Verfaſſer der Lettres d'Osmann. Auch dieſer iſt einer von denen, die ich wegen ihres Umgangs ſuche, und wegen ihres Herzens verehre. Er iſt ein natürlicher Enkel von Ludwig dem Vierzehnten, ein Mann, der mitten in dem Kriege niemals die Liebe zu den Wiſſenſchaften verloren hat, der durch verſchiedene Unfälle kein großes Glück in dieſem Stande gemacht, und der ſich den Wiſſenſchaften und einigen Freunden iſt ganz gewidmet hat.

Unſere Freundſchaft hat ſich ohngefähr ſo angefangen, wie die mit Herr Cramern. Er hat mir geſagt, daß er einen Zug gegen mich fühlte, und mir eine ordentliche Liebeserklärung gethan, die ich mit dem größten Verlangen angenommen habe. Es hat uns Niemand als Sie zum Mittler dabey gefehlt. O! wenn Sie wüßten, wie oft ich an Sie denke, wie oft ich Sie wünſche! Sie würden mich vielleicht bedauren, meine Wünſche erfüllen, und Ihren Schüler, Ihren Freund, Ihren Verehrer, in Paris beſuchen. Er verdient noch einen Theil von Ihrem Andenken, weil er Sie ſo ſehr liebt. Ich kenne hier viel Gelehrte, viel große Häuſer und noch mehr Thoren. Ich habe das Glück, dieſe vermeiden zu können, in jenen gelitten zu ſeyn, und die erſten zu unterſcheiden. Düclos iſt ein liebenswürdiger Mann; aber nicht wie Sie. Er iſt heftig, auffahriſch, aber edel und groß in ſeiner Aufführung, wie Sie. Ich kenne Racinen, Marivaux, Saintfoix, den Präſident Henault. Ich werde Ihnen bald mehr von dieſen Herren ſagen. Heute will ich mich nur für Ihren kurzen Brief, den Sie mir durch den Herrn von M.. zugeſchickt, bedanken. Ich bitte Sie, mir bald wieder zu ſchreiben. Denn Ihre Briefe ſind mir ſo nöthig als einem Durſtigen der Trunk. Ich leſe viel Deutſch, überſetze die Tragödie von Cronegken, verkürze viel Stellen, verändere manche, und dieß alles für die

Frau von Graffigny. Sie ſind nicht mit der doppelten Erſcheinung des Medon zufrieden; ich ſollte doch meynen, daß ſie zu entſchuldigen wäre. Die Entwickelung iſt unſtreitig ſchön, aber viele Unterredungen ſind zu lang. Ich habe, (werden Sie es wohl glauben?) hier den Entwurf zu einer Komödie gemacht. Wenn ich ihn jemals ausführe, ſo ſollen Sie ſie zuerſt ſehen. Ich ſage hier allen Menſchen, daß Sie mein Lehrmeiſter ſind, und daß ich Ihnen alles ſchuldig bin, was ich weis, und was ich jemals wiſſen werde. Ja ich bin Ihnen noch viel mehr ſchuldig. Denn auch die Liebe zur Tugend, wenn ich anders glücklich genug bin, ihr ſtets zu folgen, iſt Ihr Werk. Wenn Sie mit dieſem Geſtändniſſe zufrieden ſind, ſo dürfen Sie mich wenigſtens nicht für unerkenntlich halten. Man beneidet mich meiſtens, und wünſchet mir Glück, ſo oft ich es thue, und ich thue es oft. Fahren Sie ja fort, mich zu lieben. Ich weis kein größeres Unglück, das wir widerfahren könnte, als den Verluſt Ihrer Freundſchaft. Leben Sie wohl. Ich bin ewig

Ihr

B*.

XXXI.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Leipzig, den 14. Jan.
1756.

Liebſter Graf,

Ihr Brief hat mir die erſten heitern Stunden in dem neuen Jahre geſchenket; und wie kann ich erkenntlicher ſeyn, als wenn ich ihn in eben den frohen Stunden beantworte, die ich Ihnen zu danken habe? In der That, Sie lieben mich zu ſehr, und Sie ſagen mir dieſes viel beredter, als ichs Ihnen von meiner Seite ſagen kann.

Ich, liebſter Moritz, ſollte Ihnen in Paris Ehre machen? Sie, vielmehr Sie, machen mir, wenn Sie ſo rühmlich fortfahren, ſelbſt noch bey der Nachwelt Ehre. Sie nennen ſich meinen Schüler; vielleicht werde ich mich bald in manchen Dingen den Ihrigen nennen müſſen. Sie ſagen mir, daß ich in Paris nicht ganz unbekannt bin; vielleicht mehr durch Ihre Freundſchaft, die für mich ſpricht, als durch den Werth meiner Schriften. Die Frau von Graffigny iſt mir gewogen; vielleicht weil ſie von Ihrem Charakter vortheilhaft auf den meinigen ſchließt. Die Gewogenheit dieſer weiſen und würdigen Dame iſt ein Geſchenk, dafür Sie der Vorſehung nicht ge-

nug

nung danken können. Ihr Umgang wird Ihnen das berufne Schild der Minerva werden, das vor allen Gefahren ſchützet. Eine glückliche Vorbedeutung bey Ihrem Eintritte in die Welt, daß Ihre erſte Neigung auf eine tugendhafte Frau fällt; und die Liebe einer Graffigny auf Sie! Quod vero in C. Marii, ſuaviſſimi doctiſſimique hominis familiaritatem veniſti, non dici poteſt, quam valde gaudeam: qui fac ut te quam maxime diligat. Mihi crede, nihil ex iſta provincia potes, quod iucundius ſit, deportare. Dieſe Stelle des Cicero an ſeinen Trebatius können Sie, des verſchiedenen Geſchlechts ungeachtet, ſicher auf die Graffigny deuten. Da ſie ſo viel Freundſchaft für Sie hat, da ſie Ihnen Dienſte für das Herz erweiſen wird, die unſchätzbar ſind: ſo hat ſie mich ſchon ſo ſehr verpflichtet, daß ich ihr noch ewig dafür danken will. Was iſt ein geiſtreiches und tugendhaftes Frauenzimmer für eine Wohlthat für beide Geſchlechter! — Auch Ihren Herrn von Arc verſichern Sie aller meiner Hochachtung. —

Ihre Komödie, liebſter Graf! Eine Komödie — Iſt das möglich? Cronegken überſetzen und verbeſſern! Iſt das möglich? Mich nach Paris rufen, der ich kaum nach Weißenfels reiſen kann! Iſt das Ihr Ernſt? Und dennoch, wenn Jemand in der Welt mich verführen könnte: ſo wären Sie es und die Frau von Graffigny. — Wer klopft? Ihr Bedienter öffnet

die

die Saalthüre, erſchrickt, fällt zurück in das Zimmer, ſchreyt: Der Herr Profeſſor Gellert! Indeſſen zittert der Herr Profeſſor in das Zimmer hinein und der Graf — —? Der Graf in der erſten Beſtürzung will ſeinen Augen nicht trauen, und doch auch der Erſcheinung nicht widerſprechen. Er nähert ſich mir — und ich weine ihm Gruß, Segen, Freundſchaft, alles entgegen. Endlich ziehe ich den ſiebenten Theil des Grandiſon aus der Taſche heraus und ſage: dieſen überbringe ich Ihnen perſönlich, perſönlich, liebſter Graf. O! wie geht es Ihnen in Paris? Hier fordre ich einen Stuhl, weil ich merke, daß mich meine Füße in meinen Freuden nicht mehr halten wollen. — Zärtliche Scene — Beſchreibung der erſten Geſpräche — Was Paris für einen Eindruck in mich macht — Zuſammenkunft mit der Frau von Graffigny — Der Fremde hat alles geſehn, will wieder zurückreiſen — Trauriger Abſchied u. ſ. w. Füllen Sie dieſe Züge aus. — Leben Sie unaufhörlich wohl. Ich umarme Sie, und bin zeitlebens

Ihr

G.

N. S.

Indem ich dieſen Brief nach Dresden abſchicken will, erhalte ich das Journal Etranger vom November. Die Kritik über die Betſchweſter hat mich nicht ſehr vergnügt. Herr Freron urtheilet, ohne das Stück ganz geleſen zu haben, und ohne Deutſch zu verſtehen.

1. Die Betſchweſter iſt nicht ſcheinheilig, wenn ſie auf Pfänder leiht. Es iſt ein Zug ihres Geizes, und um ihren Geiz zu verdecken, nennt ſie das vor der Geſellſchaft einen Liebesdienſt, was die Andern nicht wiſſen ſollen.

2. Der Charakter der Betſchweſter iſt, nach meiner Meynung, ſo ſehr gezeigt, daß er ekelhaft werden würde, wenn er noch mehr gezeigt würde. Und welches ſind die Geſichtspunkte, aus denen es noch geſchehen könnte? Herr Freron muß wiſſen, daß in einem Auszuge tauſend kleine Striche des Charakters verloren gehn.

3. Der erſte Act enthält die Expoſition. Aber der Zuſchauer iſt immer noch begierig gemacht worden, zu erfahren, ob die Betſchweſter ihre Tochter weggeben wird, die ſie aus Geiz, wegen der Ausſteuer, nicht gern weggeben will. Sie hat es gezeigt. Lorchen ſagt es am Ende des erſten Acts. Der Knoten iſt alſo durch den Act angelegt: weil die Richardinn der Tochter 10000 Rthlr. mitzugeben verſprochen, und ſie es bereut, und doch auch den Freyer nicht gern verlieren möchte; was wird ſie thun? Ferner: was wird Herr Simon thun, dem Chriſtianchen nicht gefällt? Hat er ſchon einmal ſich entſchließen können, ſie nicht zu begehren; vielleicht beſtimmt ihn ein Umſtand, daß er gar von ihr abgeht.

Dieß iſt die Anlage zu ſeiner Veränderung im andern Acte.

4. Chriſtianchens Charakter aus der Mutter ihrem herzuleiten, wäre angegangen, und war deswegen doch nicht nöthig.

5. Lorchen hätte ſich freylich ſtellen können, als wollte ſie Simonen nehmen, das iſt auch wahr; aber ſo wäre vielleicht vieles von dem Freundſchaftlichen dieſer beiden Mädchen verloren gegangen, wenigſtens wäre die Entwickelung für die Zuſchauer nur eine Theaterbeluſtigung geworden, wenn ſie ihre Verſtellung gewußt hätten. Doch dieſen Punkt will ich nicht hartnäckig behaupten.

6. Das Rachgierige fehlt dem Charakter der Betſchweſter, deucht mich, nicht ganz. Warum ſchimpft und ſchmäht ſie auf Simon? auf Lorchen? Warum redt ſie Böſes von ihrer eignen Tochter? Sollte Herr Freron das Stück geleſen haben? Ich zweifle ſehr. Daß mehr Leben und Feuer darinne ſeyn könnte, oder ſollte, gebe ich zu. Es iſt mir auf dem Theater ſelbſt ſo vorgekommen. Indeſſen tadelt Herr Freron doch beſcheiden, wenn er gleich mit der Flüchtigkeit eines Franzoſen tadelt. Sein Tadel iſt wahrſcheinlich, wenn er gleich nicht Wahrheit genug hat. Mir kann er nicht ganz lieb ſeyn, wenn ich ihn gleich ertragen kann. Er ſcheint einer kleinen Monarchie der Kritik über die Werke der fremden Nationen ſich anzumaßen. Er tadelt

alſo, ohne daß ers will und weis, vielleicht aus Stolz und aus Vorurtheil für ſeine Nation. Ich wollte, daß ihm Herr Wächtler nichts mehr von meinen Arbeiten gäbe. Er wird in eben dem Tone fortfahren. So bald die Franzoſen Deutſch verſtehen: ſo müſſen wirs uns gefallen laſſen, daß ſie von uns urtheilen; aber eher nicht.

XXXII.

Paris, den 17. Jan.
1756.

Mein liebſter Freund,

Endlich bin ich glücklich genug Ihnen zu antworten. Jeden Tag, ſeitdem ich Ihren zweyten Brief erhalten, habe ich mirs vorgenommen; aber keinmal habe ich meinen Vorſatz ausführen können. Die Commiſſion, die Sie mir an die Frau von Graffigny auftragen, habe ich treulich ausgerichtet. Sie küßte Ihnen gern wieder die Hand, wenn ſichs für ein Frauenzimmer ſchickte. Setzen Sie indeſſen alles andere an die Stelle des Handküſſens, das eben ſo viel bedeutet, und Sie werden noch nicht genug für ihre Hochachtung gegen Sie thun. Ich ſage ihr beſtändig, daß Sie mein Lehrer und Freund ſind, daß ich Ihnen alles zu danken habe, was ich bin und denke; und Sie liebt mich nicht wenig, Sie heißt mich Ihren

Sohn. Viele Menſchen in Paris wundern ſich, daß ich ſie kenne, und daß ſie mich leiden kann; die meiſten beneiden mich um ihre Bekanntſchaft, und die Deutſchen, die hier ſind, halten mich für einen Sonderling, weil ich, zu meinem Glücke, nicht ſo bin wie ſie. — Ihren Auftrag an Madame Wille habe ich noch nicht ausgerichtet. Eheſtens aber ſoll es geſchehn.

Ich habe neulich der erſten Vorſtellung einer Tragödie beygewohnt, die keinen Beyfall gefunden hat. — Die drey erſten Acte über war alles ziemlich ruhig, bey dem letzten aber fieng der Lärmen an. Doch iſt er itzt bey weitem nicht mehr ſo groß, als ehemals. Das Stück heißt Aſtianax. Binnen acht Tagen hörte man von nichts als davon reden, ſo wie man vorher beſtändig von dem Erdbeben zu Liſſabon geredet hat.

Ich habe itzt viel Bekanntſchaften, und unter allen ſind auch hier die Geſellſchaften der Großen die unangenehmſten und langweilligſten. Das Spiel, die große Triebfeder aller ihrer Unterhaltung, ſetzt den Thor in gleiches Verhältniß mit dem Klugen, und oft hat jener noch mehr Verſtand bey ſolchen Gelegenheiten, als dieſer. Die mittlern Geſellſchaften, ich meyne die von Leuten, die nicht bloß mit ihrem Stande, ihrem Anzuge, und ſelbſt mit ihrem Müßiggange beſchäfftigt ſind, (und dieß ſind leider die meiſten Großen) dieſe ſind allein die angenehmen und diejenigen, in denen es mir am beſten gefällt. Das Frauenzimmer — ja das weis ich Ihnen nicht zu ſagen — Ich habe wenig vernünftige gefunden. Die meiſten von denen, die ich kennen gelernet, ſind mit ihrer Perſon beſchäfftigt; und wenn ſie ja Verſtand haben, ſo haben ſie ihn doch ſelten ſo, wie gewiſſe Frauenzimmer bey uns. Es rühret wohl daher, daß die wenigſten eine gute Erziehung bekommen, ſondern daß ſie meiſtens die Welt eher ſehen, als ſie ſie kennen. Die Mannsperſonen ſchmeicheln ihnen und verachten ſie. Die Frau von Graffigny (denn ich rede immer von ihr, wo ich nur kann) hat einige Anverwandtinnen, die ſehr liebenswürdig ſind. Die eine davon iſt an einen Mann verheirathet, der einer der richtigſten und witzigſten Köpfe von Frankreich iſt. Er hat noch nie etwas drucken laſſen, ob er es ſchon längſt hätte thun können. — Ich kenne auch Herr Freron. Er hat nichts als ein Bischen Witz, viel Beiſſendes in ſeiner Art zu denken und ſich auszudrücken, und iſt ſehr wenig geſchickt, einen Richter der Schriftſteller abzugeben. — Es giebt itzt wenig wahre Genies in Frankreich, und die meiſten, die hier ſchreiben, machen die Bücher, wie die Frauenzimmer die Knötchen. — Ich dächte, das wäre genug aus der gelehrten Welt. —

Wann, liebſter Freund, werde ich von Ihnen wieder einige Zeilen bekommen? Wenn Sie wüßten, was für ein Troſt Ihre Briefe für mich ſind, zumal da ich ſo entfernt von Ihnen bin, wie oft würden Sie mir nicht ſchreiben! — Vergeſſe ich nicht mein Deutſch? Meine Schuld iſt es nicht; denn ich leſe faſt nichts als deutſche Bücher. Ich habe den zweyten Theil von Cramers Predigten. Sie ſind ſchön. — — — — — — Leben Sie wohl.

B*.

XXXIII.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Leipzig, den 4. Febr.
1756.

Liebſter Graf,

Geſtern erhalte ich Ihren Brief vom 17. Januar, eben da ich den Fuß aus dem ſchwarzen Brete ſetzen will. Nun, dachte ich, ob du ihn wohl gleich den Augenblick läſeſt. Ich ſuche das Poſtgeld, gebe vor Freuden dem Briefträger etliche Groſchen mehr, und berathſchlage, ob ich ihn leſen will, ehe ich den Eingang des ſchwarzen Bretes verlaſſe; denn ich war im Begriffe zu Tiſche zu gehn. Ich breche das kleine Siegel auf, leſe das Datum, und ſtecke den Brief hurtig und mit widerſtehender Hand ein. Nein, ſprach ich zu mir ſelbſt, wenn du ihn itzt lieſeſt, was willſt du denn bey Tiſche leſen? Lies ihn nicht, gehe geſchwind, ſo haſt du die Freude bey der Mahlzeit, und ſo wird dir der Weg nicht halb ſo lang werden. Nun laufe ich, was ich kann. Endlich bin ich mit meinem treuen Gefährten, den Herrn von Boſen, vor dem Haukiſchen Hauſe. Er verläßt mich. Ich gehe die erſte Treppe ſchnell, ſchnell hinauf. Bey der zweyten greife ich ſchon in die Taſche. „Ein Wenig, nur etliche Zeilen willſt du leſen.“ Ich las die erſte Seite. Es kam ein Hund und zopfte mich bey dem Pelze, ich that ihm nichts. Es kam eine Magd und ſah mir in den Brief, ich that ihr auch nichts. Ich las immer herzlich fort, las langſam, als ob es unleſerlich geſchrieben wäre, und konnte doch alles ſehr gut leſen. Es kam ein Kaufmann, der im Hauſe wohnet: „O das iſt „gewiß die heutige Lotterieliſte, iſt das große Loos heraus?“ Ich antwortete ihm nichts, ſchüttelte den Kopf, gieng im Leſen eine Treppe höher, und war immer noch auf der erſten Seite, und freute mich, daß ich nicht weiter war, und überlegte, was auf den übrigen drey Seiten ſtehen und wie gut mir das erſte Glas Wein ſchmecken würde, wenn ichs mit Ihrem Briefe in der Hand tränke, und Sie in Ihrer heitern, ſanften, unſchuldigen, denkenden Miene dazu dächte. Man ſetzte ſich zu Tiſche, ich aß die Suppe, erwartete den Wein nicht, ſondern las den ganzen Brief durch, ohne zu hören und zu ſehen. — Ja, liebſter und vortrefflicher Graf, ein Vater, dem ſein Sohn nach zehn Jahren das erſtemal aus der Fremde ſchreibt, kann nicht freudiger ſeyn, als ich war. Ich übertreibe es nicht, liebſter Moritz, meine ganze Seele geräth in Bewegung, wenn ich einen Brief von Ihnen leſe. Redt ihr Herz, ſo lebt das meinige auf. Redt Ihr Verſtand, Ihr Witz, ſo regt ſich der meinige. Erzählen Sie mir, ſo bin ich gegenwärtig, wo auch die Scene iſt. Kurz, wenn Ihnen meine Briefe, wie Sie ſagen, Troſt ſind: ſo ſind mir die Ihrigen nichts geringers. Ich ſoll Ihnen oft ſchreiben? Und o ſchreibe ich Ihnen denn nicht oft? Iſt dieſes nicht ſeit kurzem der dritte Brief, und ſind nicht meine Briefe ihrer Länge nach Tractate, wenn ſie gleich leere Tractate ſind? — — — — — — — — — — —. Die Fürſtinn Frau Mutter von Z., eine Dame von ungemeinem Geiſte und Verſtande, hat mich auch zu ihrem Correſpondenten gemacht. Sie ſchreibt franzöſiſch, ich deutſch. Viel Ehre für mich, werden Sie denken. Allerdings, aber ich denke doch: Bene qui latuit, bene vixit. Keine Ehre, kein Beyfall der Welt, kein Zeitungslob; nichts als das Bewußtſeyn ſeiner Pflicht macht ruhig; nichts als die befolgte Regel der Religion macht glücklich und ſtärket die Seele. Der alte R.., der in ſeinem ſonſt heitern Alter itzt in eine gewiſſe Schwermuth verfallen iſt, und den ich oft beſuche und tröſte, iſt meinem Herzen, wenn es noch ſo ſinnlich

lich krank iſt, eine heilſame Arzney. Wenn ich nun, denke ich, König der Welt und der Liebling aller Sterblichen wäre, und meine Seele litte ſo: was wäre ich? Elender als der, der in der Sklaverey, durch harte Arbeit ermüdet, ſeinen Hunger mit ſchwarzem Brodte ſtillet, und ſich tröſtet, daß er ohne ſeine Schuld elend iſt, und ſich freut, daß er ſich noch denken, daß er ſeinen Tod denken und hoffen kann. — — — — —
Leben Sie wohl.

G.

XXXIV.

Paris, den 3. Febr.
1756.

Mein liebſter Freund,

Ich bleibe allen Leuten die Antwort ſchuldig; und Ihnen antworte ich mit der größten Genauigkeit. Nicht bey Ihnen will ich mir das zum Verdienſte anrechnen, aber doch bey mir ſelber mache ich mir eines daraus. Dieſes müſſen Sie mir erlauben, und ich darf ja wohl mit mir ſelbſt zufrieden ſeyn, wenn ich Sie mehr als meine andern Correſpondenten liebe. O! warum ſind Sie doch in Leipzig, wenn ich in Paris bin! So glücklich mein Schickſal auch iſt, Ihre Freundſchaft zu beſitzen: ſo bitter iſt es auch zugleich, ſo weit entfernt von Ihnen zu ſeyn! Was iſt das

Andenken für ein ſchwacher Genuß in Vergleichung mit der Gegenwart! Bey dieſer lebt alles, alles ſagt uns, daß wir uns hochſchätzen, daß wir uns lieben, jeder Augenblick iſt eine neue Freude; wenn dort kaum einmal die ermüdete Einbildungskraft den Weg zu unſerer Empfindung findet. Gewiß Sie ſollten eine Reiſe nach Paris thun. Wenn ich Sie verführen könnte, ſo würde ich es hoffen, Sie hier zu ſehn. — Ihre Briefe ſind ſtets eine neue Stärkung für mein Herz, und eine neue Ermunterung zur Tugend. Sie werfen mir vor, daß ich Sie zu ſehr liebe, und Sie verdienen weit mehr dieſen Vorwurf in Abſicht auf mich. Aber hören Sie ja deswegen nicht auf ihn zu verdienen, und laſſen Sie mir allein die Sorge, Sie davon zu befreyen. — Ich habe der Frau von Graffigny noch nicht alles ſagen können, was Sie mir an ſie aufgetragen. Der Chevalier d'Arc wird Ihnen ſelbſt ſchreiben, und ſich für Ihre Gewogenheit gegen ihn bedanken. Täglich vermehrt ſich die Zahl meiner Bekanntſchaften. Die Zeit vergeht mir hier ziemlich geſchwinde. Des Morgens gehe ich viel zu Fuße, beſuche meine Freunde, eſſe faſt täglich auswärts, gebe alsdenn Viſiten, und gehe, um den Tag würdig zu beſchließen, zu einem Prinzen oder Prinzeſſinn vom Geblüte. Dieß iſt ohngefähr das Leben der meiſten Einwohner in Paris. Meines iſt nicht ganz ſo. Ich leſe noch zuweilen, denke faſt immer an Sie, und mache, wie Sie wiſſen, Eine Komödie, zwo Tragödien

dien und drey Heldengedichte auf einmal. Meine Komödie iſt noch nicht weiter, als ſie war, da ich Ihnen davon ſchrieb. Eine Komödie iſt eine ſchwere Sache. Lieber eine Tragödie, wenn man Verſe machen kann. Ich habe immer vortreffliche Anſchläge, aber ich führe ſie nicht vortrefflich aus. Ich werde vermuthlich ein ſehr philoſophiſch Werk von dem Charakter der Franzoſen ſchreiben. Die Unternehmung iſt nicht klein. Eine Nation beſchreiben, die ſo bekannt iſt, von der man ſchon ſo viel geſagt hat!

Allein ein edles Werk, iſt nur für edle Seelen,
Auch zur Unſterblichkeit, muß man nichts Leichtes
wählen.

Man ſieht noch immer in dieſer Nation Spuren des guten Geſchmacks, der Liebe zu den Wiſſenſchaften und ihres vergangenen Glanzes. Sie iſt freylich nicht mehr ſo fruchtbar an großen Geiſtern, als im vorigen Jahrhunderte, dennoch aber bleibt ihr die Ehrfurcht für alles, was ſchön iſt, der Eifer es zu kennen, und die Begierde es zu beſitzen übrig. Der Geiſt der Unterſuchung, der Philoſophie, der eine Folge der ſchönen Wiſſenſchaften iſt, wenn ſie wohl verſtanden ſind, und der ſo gefährlich wird, wenn er nicht mit vielen Gaben und einem hellen Verſtande verknüpft iſt, iſt itzt die allgemeinſte Eigenſchaft dieſer Nation. Der Thor glaubt ihn hier zu beſitzen, weil er froſtig und langſam denkt, und der Flüchtige glaubt alles geſehn, alles unterſucht zu haben, wenn er von allen urtheilet und entſcheidet. — Das Frauenzimmer bekümmert ſich hier meiſtentheils nicht ſo ſehr um die Wiſſenſchaften, als man es glaubt. Die jungen ſind nur damit beſchäfftiget, wie ſie gefallen wollen, und die alten, wie ſie am meiſten und am ſicherſten im Spiele gewinnen können. Die Komödie iſt faſt die einzige Art, wodurch ſie ſich darum bekümmern, und auch dieſe beſuchen die meiſten nur, um geſehn zu werden. In Anſehung der Religion kennt man hier nur zween Gegenſätze; entweder gar keine oder eine abergläubiſche Andacht. Das Vergnügen und die Zerſtreuung verhindert die meiſten, Religion zu haben, und die Einfalt oder der Ekel iſt die Quelle der Andacht bey den Andern. — — — — Ich habe heute die Madame Dubocage geſehn. Wieder ein Autor. Auf künftigen Sonntag eſſe ich bey dem Herrn von Reaumur. — Herr Duclos läßt ſich Ihnen empfehlen. Ich beſuchte ihn neulich des Morgens in einem garſtigen Mantel, wie man früh auszugehn pflegt, und entſchuldigte mich, daß ich mir dieſe Freyheit nähme. Mein Herr, ſagte er, Sie dürfen ſich nicht entſchuldigen. Sie ſind mir ſtets angenehm, und ich würde es Ihnen nicht ſagen, wenn ichs anders meynte. Er iſt von einer unnachahmbaren Offenherzigkeit, die ihm ſchon viel Feinde gemacht hat. Leben Sie wohl. Schreiben Sie mir bald wieder.

B*.

XXXV.

An den Grafen M** von B*.

Liebſter Graf,

O wie lange habe ich Ihnen nicht geſchrieben! wie lange haben Sie mir nicht geſchrieben, und wie traurig ſieht es ſeit unſrer unterbrochnen Correſpondenz in unſerm Vaterlande aus! Erwarten Sie keine Beſchreibung unſers tragiſchen Zuſtandes von mir. Er iſt, denke ich, der ganzen Welt bekannt. Wir ſind tief gefallen, liebſter Moritz, und ich weine über unſer Schickſal, und ſehe auf die Hand, die allein auch die allgemeinen Schickſale der Sterblichen lenkt, ſtrafend und gütig. Nunmehr werden Sie Sachſen nicht ſobald ſehen mögen, und ich werde Sie nicht ſobald zu ſehen wünſchen; denn ſollen Sie ein Zuſchauer unſers Elends ſeyn?

Ich bin von allen Seiten beängſtiget. Schon einige Monate vor Michaelis ließ ich mich gezwungen in eine Autorarbeit ein, wie Sie aus der Beylage ſehen werden; und erſt geſtern iſt meine Arbeit, aber nicht meine Sorge, geendiget. Hier haben Sie alſo meine vermiſchte Schriften. Leſen Sie erſt die Vorrede, liebſter Graf, ehe Sie das Werk leſen, und ſo bald Sie es geleſen haben, ſo ſchreiben Sie mir Ihr Urtheil. Ich bin von allen Seiten geängſtiget, habe ich vorher geſagt. Ueber die allge-

meine Noth habe ich eine im Hauſe. — — — — — — — — — — — — —
Aber was quäle ich Sie mit der Erzählung meiner Noth? Um etwas zu thun, daß ich weniger traurig werde, ſo will ich dieſen Winter meine geiſtlichen Oden und Lieder ausbeſſern, und ſie gegen Oſtern unter dieſem Titel herausgeben. Gott ſegne dieſe Arbeit! ſo thue ich gewiß etwas nützliches, das mich am Ende meines Lebens mehr erfreuen wird, als alle meine übrigen Arbeiten. Nun ſo leben Sie wohl und unaufhörlich glücklich. Dieß wünſcht und gönnt Ihnen mein ganzes Herz.

Leipzig,
den 12. Novembr.
1756. G.

XXXVI.

Paris, den 12. Jan.
1757.

Mein liebſter Profeſſor,

Wie lange iſt unſer Briefwechſel nicht unterbrochen geweſen, und was für betrübte Hinderniſſe haben ihn unterbrochen! Es iſt ohngefähr drey Wochen, daß ich Ihren Brief nebſt der Beylage erhalten. Er hat mir ſeit vier Monaten die erſte angenehme Nachricht aus Sachſen ertheilt, nämlich die Nachricht von Ihrer Geſundheit. Wie oft habe ich nicht an Sie gedacht, wie oft bin ich um Sie bekümmert geweſen, und wie oft habe ich Sie nicht bedauert! Es iſt in der That ein Zuſatz zu dem Schmerze, den ein jeder Patriot empfinden muß, ein Zuſchauer des Unglücks ſeiner Freunde und ſeines Vaterlandes zu ſeyn.

Doch ich will Sie nicht länger mit einem Gegenſtande unterhalten, der uns nur leider ſtets allzugegenwärtig iſt, und an den wir noch denken werden, wenn er lange nicht mehr gegenwärtig ſeyn wird. Die Unſicherheit der Poſt und der Mangel an Gelegenheiten haben mir niemals erlaubt, binnen ſo langer Zeit nur Einmal an Sie zu ſchreiben. Sie können leicht denken, wie nah mir dieſe Beraubung gegangen iſt; und ich war eben Ihrentwegen in der größten Unruhe, als Ihr Brief ankam, und mich aus dieſer Beſorgniß zog. Ich könnte Ihnen alſo niemals genug dafür, bloß als Nachricht betrachtet, danken, ſelbſt wenn Sie ihn auch nicht mit einem, mir ſo angenehmen Geſchenke begleitet hätten. So undankbar dieſe Arbeit für Sie geweſen ſeyn mag, ſo nützlich wird ſie für den Geſchmack und beſonders für alle junge Dichter ſeyn, die ihre erſten Verſuche ſchon für Meiſterſtücke halten. Sie erfreuen mich unendlich mit der Hoffnung, Ihre geiſtlichen Oden bald zu ſehen. Wie ſchön müſſen ſie nicht ſeyn! Vielleicht iſt das die einzige angenehme Zerſtreuung, die Ihnen bey dieſen traurigen Umſtänden übrig bleibt; und wie angenehm wird ſie nicht für die vernünftige und tugendhafte Welt ſeyn.

Itzt, mein lieber Profeſſor, muß ich Ihnen eine der ſeltſamſten Begebenheiten erzählen, die Ihnen vielleicht die öffentlichen Nachrichten ſchon werden gemeldet haben. Am fünften dieſes, des Abends um halb ſechs Uhr, hat ein Menſch, Peter Damiens genannt, aus der Provinz Artois gebürtig, die Frechheit gehabt, dem Könige von Frankreich zu Verſailles einen Stoß mit einem Meſſer in die rechte Seite zu verſetzen, mit dem Vorſatze ihn zu ermorden. Die Wunde iſt zum Glück nicht gefährlich. Sie können ſich leicht vorſtellen, wie groß die Beſtürzung und das Schrecken über dieſes Unternehmen iſt. Man weis noch nicht, wen man für den Anſtifter dieſer entſetzlichen That halten ſoll. Der Thäter iſt gefangen und wird in einigen Tagen nach Paris gebracht werden. Hier haben Sie nun die Nation, die ihren König ſo übermäßig liebt. Welche hat ſonſt Ravaillacs und Clements erzeugt? Dieß letztere Verbrechen wird ein großer Flecken in der Geſchichte dieſes Volks und beſonders in dieſem Jahrhunderte bleiben. Wie fruchtbar iſt nicht unſere Zeit an entſetzlichen und abſcheulichen Begebenheiten! Wie ſehr beweiſen ſie nicht den Grundſatz, daß die Menſchen zu allen Zeiten und in allen Umſtänden noch immer Menſchen bleiben!

Leben Sie wohl, mein liebſter Profeſſor. Der Himmel gebe, daß ſich unſere Verfaſſung bald ändere! Ich bin ewig

Ihr

B*.

XXXVII.

Leipzig, den 1. März,
1757.

Liebſter Graf,

Heute, den erſten März, erhalte ich Ihren Brief vom 12. Januar, den erſten Brief ſeit ſechs Monaten. Traurige Epoche! — „Und „warum ſchreibt Moritz nichts? Er vergißt dich „nicht, das iſt gewiß; aber ſollte er unglücklich „genug ſeyn, ſich ſelbſt einige Zeit zu vergeſſen? „Eben ſo wenig. Und warum ſchreibt er doch „auch nicht Eine Zeile?“ So habe ich mitten unter der Noth meines Vaterlandes oft zu mir geſagt. — Endlich kam Ihr lieber Brief, und aus dieſem Briefe weis ichs ſicher, daß Ihr Herz noch das vorige gute edelgeſinnte Herz iſt, und ich ſegne Sie, wie der Vater ſeinen entfernten Sohn, mit Thränen der Freude. — Meine vermiſchten Schriften, liebſter Moritz, ſind für unſre jungen Landsleute gewiß ein nützliches, wenn gleich nicht für die Welt das angenehmſte Buch. — Und meine Oden und Lieder, an denen wird bereits gedruckt, und in vier Wochen hoffe ich, ſind ſie in ihren Händen. — Neuigkeiten: Profeſſor Glöckner, der wackre Mann,*) iſt vor drey Wochen zu Mittage, gleich bey dem Schluſſe eines Collegiums über das Evangelium Johannis, vom Schlage gerühret worden, und gegen Abend geſtorben. Ich bin etliche Stunden vor ſeinem

---

*) Dieſer Mann verdient auch nach ſeinem Tode noch dem Publico bekannter zu werden. Er war außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig, und einer von den ſeltnen Gelehrten, die mehr Werth als Namen haben. Sein vorzügliches Verdienſt, durch welches ſich ſeine Vorleſungen auszeichneten, war ein philoſophiſcher Geiſt, nicht von der dürftigen compendiariſchen Claſſe, ſondern durch Nachdenken, Humaniora und Literatur gebildet, und mit eben ſo viel Geſchmacke als Wiſſenſchaft und Scharfſinnigkeit begabt. Sein noch größres Verdienſt war ſein Herz, voll exemplariſcher, thätiger Frömmigkeit, Menſchenliebe und einer Beſcheidenheit, die ihn doppelt ehrwürdig machte. Er ſtarb in ſeinen beſten Jahren und für die Akademie viel zu früh. Erneſti ehrte ihn durch eine öffentliche Gedächtnißſchrift; Gellert liebte und beklagte ihn vorzüglich; und ſeinen Freunden und Schülern wird er unvergeßlich bleiben. In mir, der ich faſt zwanzig Jahre ſo glücklich war beides zu ſeyn, erwachte bey dieſem Briefe ſein Andenken ſo lebhaft, daß ich ſeinen Verdienſten und meinem eignen Herzen dieß öffentliche Geſtändniß der Hochachtung und Dankbarkeit nicht verſagen konnte. Heyer.

Sterbebette geweſen; aber er war und blieb empfindungslos und ſchlief ſanft ein. — Unſer Vaterland? — Ich will ſchweigen und beten. Leben Sie ewig wohl!

G.

XXXVIII.

An Ebendenſelben.

Den vorhergehenden Brief vom 1. März begleite ich mit einen noch kürzern vom 28. März. Herr Reich geht nach Frankfurt und verſpricht mir, von dar aus beyfolgendes Packet nach Paris ſicher zu ſchaffen. Sie erhalten in demſelben ein Exemplar meiner geiſtlichen Oden und Lieder. O wie werde ich mich erfreuen, wenn Sie dieſe Lieder mit Ihrem Beyfalle und zuweilen mit einer Ihrer frommen Empfindungen belohnen! — Gott gebe es!

Daß wir itzt viel leiden, daß ich und hundert wackere Leute keine Penſion mehr bekommen, daß unſere Univerſität täglich mehr abnimmt, o das verſteht ſich. Ich könnte, wenn ich wollte, nach Copenhagen gehn, wo man mich bey der Erziehung des Kronprinzen zu brauchen gedenkt; allein ich, der ich bald vierzig Jahre alt, meines Lebens oft müde, zu vielen Verrichtungen gar nicht mehr lebhaft genug, und der Einſamkeit gewohnt bin, werde nicht gehn. Aber wenn Sie wieder in unſer Vaterland zurück kommen: ſo will ich mir auf einem Ihrer Güter einen Platz der Ruhe und des Grabes ausbitten. Gay, der engliſche Fabeldichter, liegt in den Gräbern der Könige zu Weſtmünſter; und Gellert ruhe, ſelig geſtorben, in Martinskirchen! — Leben Sie wohl.

G.

XXXIX.

Paris, den 30. May,
1757.

Mein liebſter Profeſſor,

Ich bin Ihr großer Schuldner. Auf zween Briefe bin ich Ihnen die Antwort ſchuldig. Werden Sie mir verzeihen, oder vielmehr, werde ich mir ſelbſt verzeihen? Doch itzt will ich mich bloß mit dem Vergnügen beſchäfftigen, das mir Ihre Briefe verurſacht haben, mit der Dankbarkeit, die ich darüber empfinde, und mit der unausſprechlichen Freude, die mir jede Verſicherung Ihrer Liebe und Freundſchaft erwecket. Ihre Oden und Lieder habe ich geleſen und bewundert. Sie ſind überhaupt ſchön, aber einige darunter ſind vortrefflich. Möchte ich Ihnen doch alle die Empfindungen ausdrücken können, die ich dieſem Werke ſchuldig bin! . . . . .

Werden Sie mir Cramers kleine Schriften und alle andern neuen deutſchen Bücher bald ſchicken? Sie können ſich das Vergnügen nicht vorſtellen, das mir jedes deutſche Buch in Paris verurſacht. Es iſt ohngefähr wie das Vergnügen, das man über die Ankunft eines ſeiner Landsleute empfindet, und Ihre Schriften unterſcheiden ſich bey mir von den allgemeinen Empfindungen, welche gute deutſche Schriften in mir erwecken, wie ſich ein Freund von einem bloßen Landsmanne unterſcheidet. Paris iſt nicht fruchtbarer an guten Schriften, als Sachſen mitten unter der Laſt und dem Schrecken des Krieges. Man wird in einigen Tagen eine neue Tragédie aufführen, Iphigenie en Tauride, eine Handlung, zu der Racine ſchon den Plan entworfen hatte. Ich habe vor einigen Tagen von ungefähr mit dem Verfaſſer des Cleveland gegeſſen. Es iſt ein angenehmer Mann, der nicht den Fehler der meiſten vermeynten witzigen Köpfe hat, die ſtets reden und niemals zuhören. Der franzöſiſche Witz muß viel von ſeinem Glanze ſeit einiger Zeit verloren haben; denn nach einer wahrhaftig liebenswürdigen Frau iſt nichts ſeltner, als ein witziger Kopf, der nicht durch ſein vieles Reden entweder beſchwerlich, oder durch ſein wichtig ſtolzes Stillſchweigen unleidlich wäre. Der Geiſt der Philoſophie, ſo nennt man die Trockenheit und Armuth des Verſtandes, hat faſt alle Anmuth und Leichtigkeit aus den Geſellſchaften vertrieben. Ein jeder will itzt unterſuchen, erforſchen, und die Quellen und die geheimſten Triebfedern von allem entdecken. Die Meynung, dieſe Königinn der Welt, iſt es insbeſondere in dieſer Stadt.

Wann werde ich Sie wieder ſehn? Möchte es doch eher geſchehn, als ich es hoffe und vermuthen darf. Werden Sie mir bald wieder ſchreiben? Verdiene ich auch nach einer ſo ſpäten Antwort Ihre fernere Güte? Aber wer ſieht bey ſeinen Wünſchen auf ſein Verdienſt zurück? Leben Sie wohl, mein liebſter Profeſſor. Ich bin ewig

Ihr

B*.

XL.

Paris, den 4. Jul.
1757.

Liebſter Profeſſor,

Ich muß Ihnen doch billig einige Nachricht von dem Erfolge des neuen Stückes geben, von dem ich in meinem letzten Briefe geredet habe. Iphigenie in Tauris hat den größten Beyfall erhalten, den nur immer ein Stück erhalten kann. Am Ende der erſten Vorſtellung war das Parterre

terre ſo entzückt, daß es mit Ungeſtüm den Autor zu ſehn verlangte; und der gute Mann iſt nicht mit Einemmale weggekommen. Bey der zwoten hat er ein ähnliches Schickſal gehabt; ein Fall, der ſich noch niemals zugetragen. Ich wünſchte, daß Sie dieſes Stück ſehen könnten. Sobald es gedruckt ſeyn wird, welches aber noch nicht ſobald geſchehen wird, werde ich es Ihnen ſchicken. Ich kenne den Autor. Er iſt ein junger Mann von ſieben und zwanzig Jahren, ein Freund der Frau von Graffigny, und ſehr ſtill und beſcheiden. Die Scene der Freundſchaft zwiſchen Oreſtes und Pilades, die Erkenntlichkeit zwiſchen dem erſten und ſeiner Schweſter, und die Entwicklung oder vielmehr die Cataſtrophe ſind Meiſterſtücke. Ich möchte Ihnen gern einige Stellen anführen, wenn ich nicht befürchtete, meinen Brief zu ſehr zu verlängern. Eine kann ich doch unmöglich vorbeylaſſen, die als ein Exempel des Erhabnen dienen kann. Pilades iſt von Iphigenien zum Opfer erwählt worden, und Oreſtes ſoll abreiſen, weil ſie lieber den Oreſtes retten will, als den Pilades. Oreſtes, dem ſeine Vorwürfe, womit ihm die Götter beſtraften, das Leben ſelbſt beſchwerlich machten, wendet alles an, ſeinen Freund zu bewegen, ihn an ſeiner Statt ſterben zu laſſen. Da ſich dieſer gar nicht ergeben will, ſo ſpricht Oreſtes: „Ich will der Prieſterinn erzählen, wer „ich bin, und wen ich umgebracht habe, ich „will ſie zwingen, mich aus Pflicht aufzuopfern.

„Sollte ſie aber alles das nicht bewegen: nun „gut, ſo magſt du ſterben; aber ich opfere mich „ſelbſt meiner Wuth auf;“ und dann ſagt er, indem er auf ſeine Hände ſieht:

Si cette main balance, o terre entrouvre toi,
Et Vous, qui m'entendez, o cieux, écraſez moi!

Iſt dieſer Gedanke nicht erhaben? Auch that er eine ſchreckliche Wirkung. Ich kenne kein Stück, das mehr Schrecken und Mitleid erweckt als dieſes. Sie können leicht denken, daß keine Liebe darinnen iſt, und dennoch intereſſirt es vom Anfange bis zum Ende, und immer mehr, je näher man dem Ende kömmt. Doch genug von dem Stücke. — Wann werden Sie mir doch alle neue deutſche Bücher ſchicken? Scheuen Sie keine Koſten für mich. Kann man ſein Vergnügen wohl zu theuer bezahlen? — Vom Kriege? Nichts vom Kriege, liebſter Profeſſor. Der Himmel gebe uns bald glücklichere Zeiten! Leben Sie wohl.

H*.

XLI.

An den Grafen M** von B*.

Bonau, bey Weiſſenfels,
den 18. Nov. 1757.

Liebſter Graf,

Laſſen Sie ſich mein Schickſal klagen. Seit den achtzehnten Julius bin ich außerhalb Leipzig. Erſt gieng ich wegen einer Schlafloſigkeit und großen Trägheit des Geiſtes mit dem guten W.. ins Lauchſtädter Bad. Die erſte verlor ſich, aber ach! die andere nicht. Nach drey Wochen verließ ich das traurige Bad, und ſuchte meine Zuflucht in Bonau, um da vom Bade auszuruhen, und nach etlichen Wochen wieder in mein einſames ſchwarzes Bret zurück zu kehren; aber dieſe etlichen Wochen ſind nun bis auf funfzehn geſtiegen. Anfangs verwehrte mir die Furcht vor den öffentlichen Unruhen den Rückweg von einem Tage zum andern, und meine Freunde in Leipzig hießen mich auf dem Lande bleiben. Endlich kam eine noch dringendere traurige Urſache, deren ich mich, ſo ſehr bin ich Menſch, am wenigſten verſehen hatte. Ich war in Gedanken nichts als Rückreiſe, ich ſchrieb ſchon um einen Wagen, und achtete der drohenden Unruhen nicht weiter, als ich den vierten October in Meineweh von einem plötzlichen ſanften Schauer überfallen wurde, dem mir unkenntlichen Vorbothen einer gewaltſamen Krankheit. Ich aß noch mit Hunger an dieſem Abende; aber kaum war ich nach Bonau und in mein Bette: ſo kam Hitze, unerträglicher Kopfſchmerz, und von der Stunde an eine recht tödtliche Hinfälligkeit. Hier lag ich bis an den dritten Tag ohne Arzt; denn ihm (D. Springsfelden aus Weiſſenfels) war der Weg zu mir durch den Krieg verſchloſſen. Aber Gott, der gütige Vater, wollte mich erhalten. Der Doctor, der, vier und zwanzig Stunden ſpäter, vielleicht ohne Hülfe gekommen wäre, kam noch an dem Tage, da die Ader geöffnet werden durfte. Ehe er ankam, war ſchon ein Balbier aus Naumburg, nicht für mich, nein ſeit vielen Tagen von dem Kammerherrn von Z.. auf einen Tag, wenn er wollte, verſchrieben, zugegen. Glücklicher Umſtand! Warum fiel es dieſem Manne nicht ein, eher oder ſpäter zu kommen? Der Doctor konnte alſo das einzige obgleich gefährliche Hülfsmittel, die Oeffnung einer Ader ohne Zeitverluſt ergreifen, um einer tobenden Pleureſie zu wehren. Das Blut bewies ihm die Gewißheit der vermutheten Krankheit; ein ſchreckliches harziges Blut! Dieſes geſchah den ſiebenten October. Allein den 9. d. M. (oder den fünften Tag der Krankheit) ward ich ſo krank, daß ich mich meines Lebens begab, und mir noch in der Nacht das heilige Abendmahl reichen ließ. O liebſter Moritz, was iſt der Schritt in die Ewigkeit für ein feyerlicher, bebender Schritt! Welch ein Unterſchied zwiſchen den Vorſtellungen des Todes bey geſunden Tagen und am Rande des Grabes! Welcher Held muß da nicht zittern, wenn ihn nicht die Religion, gleich einem Engel vom Himmel ſtärkt? Ich dachte zu ſterben, und ſiehe, ich lebe noch durch die Güte Gottes. Wie werde ich dieſes neugeſchenkte Leben recht nützlich und dankbar anwenden? Wie lange oder kurz wird es noch dauern; und wenn es noch ſo lange dauerte, wie bald wird es gleich dem vorigen verſchwunden ſeyn! —

An eben dem gedachten Tage minderte ſich Nachmittags die Krankheit, und ich genoß ein unverhofftes Vergnügen, das für meine Empfindung faſt zu ſtark war. W . ., D. H . . und H . . beſuchten mich, und brachten auch Springsfelden mit aus Weiſſenfels. Ich hörte dieſe Freunde mehr, als daß ich ſie genau ſehen konnte, und fühlte mich durch das Erquickende der Freundſchaft ſo geſtärkt, daß ich ſeit fünf Tagen das erſtemal einen Biſſen Brodt forderte. Auch dieſer Beſuch meiner Freunde war eine göttliche Wohlthat. Des Tages vorher war ſchon mein lieber Famulus angekommen, der mir ſehr gedienet. Nach wenig Tagen ſahe ich auch Ihren würdigen Nachfolger, den Herrn von Boſen, der ſich mitten durch die Huſaren zu mir gedränget hatte. Ich ſtand bey D. H . . s Ankunft in den traurigen Gedanken, daß mir der Aderlaß ſchädlich geweſen; und zum Glücke war noch das

Blut

Blut aufbehalten worden. Er ſah es, erſchrack, umarmte Springsfelden vor Freuden, und verſicherte mich, daß ich ohne die Oeffnung der Ader ſchwerlich würde haben leben können. Preiſen Sie die gütige Vorſehung mit mir, liebſter Moritz, der wir alles ſchuldig ſind. Ich habe aus den Händen meiner gnädigen Wirthinn und Verſorgerinn alles erhalten, was ein Kranker wünſchen kann; alles iſt für mich Mitleiden und Hülfe geweſen. Gott, was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt! — Ich übergehe die übrigen Tage der Krankheit, damit ich nicht ein mediciniſches Verzeichniß ſtatt eines Briefs aufſetze. Genug, liebſter Graf, ich bin in der ſiebenten Woche nach der Krankheit ſo weit hergeſtellet, daß ich dieſen langen Brief habe ſchreiben können; und wenn uns Gott Friede ſchenkte, hoffe ich bald in Leipzig zu ſeyn. Möchte Sie doch dieſer Brief geſund und vollkommen zufrieden antreffen, und Ihnen Thränen der Freude abnöthigen! Möchte er mir doch bald eine Antwort von meinem ſo ſchätzbaren Freunde zuwege bringen! Gott beglücke Sie, theuerſter Moritz, und bewahre Ihre Tugend, und gebe Ihnen langes Leben und allenthalben redliche Freunde, ſo wie mir. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen ſagen kann, und bin ewig der Ihrige,

G.

XLII.

Paris, den 16. Dec.
1757.

Liebſter Profeſſor,

Ich habe zween Briefe von Ihnen. Den erſten hat mir Herr S . . . nebſt den Büchern, die Sie ihm für mich mitgegeben, einige Zeit nach meiner Zurückkunft aus Holland, zugeſtellt. Ich danke Ihnen unendlich dafür. Aber wie groß iſt nicht meine Verbindlichkeit für Ihren letzten Brief! O wenn Sie mich ihn hätten leſen ſehn! Welche Unruhe bey den erſten Zeilen, und welche unbeſchreibliche Zufriedenheit bey den letztern! Welche Glückſeligkeit für mich bey der Entwickelung dieſer rührenden Scene! Niemals habe ich deutlicher wahrgenommen, wieviel unſre Empfindung durch eine große Bewegung unſerer Seele gewinnt. Ich wußte es, daß ich Sie liebte. Ich fühlte mein Glück. Aber niemals habe ich es ſo lebhaft als beym Schluſſe Ihres Briefes empfunden. Gott! in welcher Gefahr haben Sie ſich nicht befunden, und wie glücklich ſind Sie ihr nicht entgangen! Ich habe es meiner Entfernung von Ihnen zu danken, daß eine Begebenheit ſich für mich in das größte Vergnügen verwandelt hat, die außerdem, wenigſtens verſchiedene Tage über, die größte Qual für mich würde geweſen ſeyn. Sie ſind alſo völlig wiederum hergeſtellt? Darf ich noch daran zweifeln, nachdem Sie mir einen ſo langen entzückenden Brief geſchrieben? Alſo hätte ich bald meinen würdigen Freund verloren? Ich zittere, wenn ich daran gedenke. Tauſend glückliche Zufälle haben ihn der augenſcheinlichſten Gefahr entriſſen. O Vorſehung, welche neue Wohlthat! Erhalte ihn fernerhin zum Nutzen der Welt und zum Glücke ſeiner Freunde! Dieſe überſtandene Krankheit, liebſter Profeſſor, wird ein neuer Zuwachs für Ihre Geſundheit ſeyn. Bis zum neunten October habe ich bey Leſung Ihres Briefes nicht wenig gelitten. Aber ſobald nur der einmal vorbey war, ſo wuchs meine Hoffnung und meine Freude. Ich habe das Vergnügen Ihrer Beſſerung vollkommen mit Ihnen getheilt. Itzt ſehe ich Ihr Bette, umringt von Ihren Freunden, und mich mitten unter ihnen. Ihre Sprache iſt zu ſchwach, ſich mit uns zu unterhalten. Ihr Auge erſetzt ihre Stelle, und zeigt uns zugleich die überwundene Gewalt der Krankheit. Ich war in allen dieſen Augenblicken bey Ihnen, und indem ich dieſes ſchreibe, ſcheint mir Paris und Leipzig faſt nur Eine Stadt zu ſeyn. — Ihr Wunſch iſt erfüllt worden. Ihr Brief hat mich geſund angetroffen, und mir Freudenthränen abgenöthigt. Der Himmel gebe, daß ich niemals andere für Sie, liebſter Freund, vergießen darf! — Hier iſt alſo die Antwort, die Sie erwarten. Möchte ſie Ihnen doch nur den geringſten Theil von den Empfindungen der Freundſchaft und Zärtlichkeit abbilden können, mit denen mein Herz gegen Sie angefüllt iſt. Wir ſind itzt am Ende dieſes Jahres, eines merkwürdigen Jahres voll ſchrecklicher Begebenheiten. Ich weis die Schickſale des künftigen nicht, aber ſo viel weis ich gewiß, daß ich Sie unendlich liebe, und daß weder Zeit noch Umſtände hierinne die geringſte Macht über mich haben. Sie wiſſen, es kann kein Glück auf der Welt ſeyn, das ich Ihnen nicht wünſchte, ſo wie es keins giebt, das Sie nicht verdienten. Ich bin ewig

Ihr

B*.

XLIII.

An den Grafen M** von B*.

Bonau, den 22. März, 1758.

Liebſter Graf,

Ich habe viel Materie zu einem langen Briefe an Sie, wenn nur meine Bruſt auch Odem genug für den Schreiber hätte. Doch ich will nicht mit Klagen, ich will mit Dankſagungen anfangen. Welche Freude haben Sie mir durch Ihren letzten Brief gemacht! Er iſt die getreuſte und feinſte Copie Ihres ganzen guten vortrefflichen Herzens, und ich weis Niemanden von meinen jungen Freunden, der ſo ſchön ſchreibt, wie Sie. Sonſt hatte ich zu Ihnen noch einen Cronegk, aber — — ja, guter Moritz, erfahren Sie es nur; denn mein Herz kann es nicht länger verbergen. Es blutet! Cronegk iſt nicht mehr, unſer Cronegk iſt den erſten Tag in dieſem Jahre, in der erſten Stunde dieſes Jahres, uns entzogen worden; mir wahrſcheinlich nicht auf lange Zeit, und doch hat mich ſein Verluſt tief gebeugt. Ich warf mich bey der erſten Zeitung von ſeinem Tode auf das Lager, wo ich wenig Wochen vorher meinen eignen Tod erwartete, und weinte. Der ſelige Jüngling! Die Blattern ſind ſein Tod geweſen, haben ihn an einem fremden Orte überfallen, und den neunten Tag getödtet. Er hat ſein Ende voraus geſehen und ſeinen Tod ſtandhaft erwartet. Wenige Tage vor ſeinem Ende hat er auf ſeinem Todbette noch an verſchiedene ſeiner Freunde in Anſpach geſchrieben, und zugleich ſelbſt eine Verordnung aufgeſetzet, in der ich ſeinen Geiſt mehr bewundre, als in ſeinen beſten Gedichten. Nach dieſer Verordnung wird ſeine Bibliothek verkauft, und die Summe in drey Theile getheilet. Einen erhält ſein erſter Hofmeiſter, der Hofcaplan Rabe, den andern Uz, der Dichter, und der dritte Theil ſoll einige Hausarme erquicken. Der Bediente empfängt einige hundert Thaler, ſein Glück zu machen. Mir hat er ſein Portrait und ſeinen Ring zum Andenken hinterlaſſen. Dieſes Bild eines geiſtreichen und frommen Freundes hängt itzt vor meinen Augen, und vertritt oft bey mir die Stelle einer lehrreichen und anmuthsvollen Schrift. Seine letzten Worte waren: Tod, wo iſt dein Stachel; Hölle, wo iſt dein Sieg? Gott ſey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unſern Herrn Jeſum Chriſt! Nunmehr freut er ſich der Unſterblichkeit, der Liebe und der Anbetung ſeines Gottes. Wir, theuerſter Graf, wir ſehen ihm in den Himmel nach, und folgen ihm auf der Bahn, auf welche er ſo rühmliche Fußtapfen eingedrückt hat. Ich hätte gern, als Dichter, ihn beweinet; aber in meinen itzigen Umſtänden iſt dieſes eine unmögliche Pflicht.

Der Major Kleiſt hat auf meinen vermeynten Tod ein Sinngedichte verfertiget, das für mich unendlich rühmlich iſt, und über das hinaus nichts Großes mehr gedacht werden kann. Aber ach! ich Unwürdiger! ich verdiene nicht die Hälfte davon; das ſagt mir mein Herz laut.

Als jüngſt des Todes Pfeil, o Gellert, dich getroffen,
Klagt ich und weint und ſah den Himmel plötzlich offen,
Auch den belebten Raum der weiten Welt ſah ich:
Die Erde weinete, der Himmel freute ſich.

Als ich die erſte Hälfte der letzten Zeile las, ſo erſchrack ich ſchon nicht wenig; aber Gott! wie zitterte ich, als ich weiter las: der Himmel freute ſich! Ich weinte, daß ich dieſes Glücks nicht würdig war, und fühlte den göttlichen Reiz der Tugend und mein Nichts in Einem Augenblicke.

Sie, liebſter Graf, können ſich dieſen Lobſpruch ganz verdienen, und nach meiner Liebe gönne ich Ihnen denſelben. Die Erde weinete! ein großes Glück, ich geſtehe es; aber doch ein ungewiſſes und zweifelhaftes Glück, das großen Seelen im Tode nicht allezeit folgt. Der Himmel freute ſich! Welch Glück, das keine Erklärung leidet, das nur gefühlt werden will, und das doch jeder edlen Seele gewiſſes Glück und heilige Ehrbegierde iſt! Ihr Glück, Ihr Ruhm, mein Graf, und einſt Ihr ganzer Lebenslauf! —

Kleiſt ſteht ſeit dem Anfange des Kriegs in Leipzig bey der Garniſon, und iſt auch den Sitten nach ein liebenswürdiger Mann. —

Bach, der Kammermuſikus in Berlin, hat, wie ich höre, alle meine geiſtlichen Lieder componiret, und ſie ſollen für die Kenner vortrefflich geſetzet ſeyn. —

Der Kodrus des ſeligen Cronegks hat nach ſeinem Tode den in der kritiſchen Bibliothek aufgeſtellten Preis erhalten. Im verſiegelten Zeddel hatte ſein Name nicht geſtanden, ſondern nur dieſes: Wenn Kodrus den Preis erhält, ſo können ihn die Austheiler zum Beſten Andrer anwenden.

Ich bin noch hinfällig und habe wenig Odem. Aber Gott wird helfen. Er beglücke Sie immerdar! Leben Sie wohl.

G.

XLIV.

XLIV.

Paris, den 6. Jun.
1758.

Mein liebſter Profeſſor,

Wie groß iſt nicht das Vergnügen, das mir Ihr Brief verurſacht! Wenn ich ihn ſo oft beantwortet hätte, als ich ihn geleſen: o wieviel Antworten würden Sie nicht ſchon erhalten haben! Sie ſind ſtets der edle, geiſtreiche, vortreffliche Freund, der Sie jederzeit geweſen. Ich wundere mich nicht über dieſe Unveränderlichkeit, wenn ich anders ſo reden darf; aber ich freue mich darüber, mehr als ich Ihnen ſagen kann. Wenn ich bisweilen bedenke, wieviel vortreffliche Eigenſchaften des Herzens und des Verſtandes Sie in Ihrer Perſon vereinigen, ſo erſtaune ich weniger über die große Anzahl mittelmäßiger Geſchöpfe. Die Natur iſt nicht verſchwenderiſch mit ihren Gaben. Welch Glück, Ihre Freundſchaft zu beſitzen, und wie großmüthig iſt es nicht von Ihnen gehandelt, ſie auch an Perſonen zu ſchenken, deren größtes Verdienſt darinnen beſteht, daß ſie Sie unausſprechlich lieben. Dieſes Verdienſtes bin ich vorzüglich gewiß, und Sie lieben mich zu ſehr, als daß Sie mir es abſprechen ſollten. Wie vortheilhaft überhaupt zeigt mich Ihnen Ihre Freundſchaft nicht! Welch ein gütiger Beurtheiler, welch ein gelinder Richter! Wie viel gewinne ich nicht dabey, aus dieſem Geſichtspunkte

punkte von Ihnen betrachtet zu werden! Ich beweine noch immer den lieben Cronegk, und ſeufze zugleich über das entſetzliche Uebel, das mir ſchon die meiſten meiner Bekannten entriſſen hat. Ich habe Sie erſuchet, mir bey Gelegenheit ſeine gedruckten Werke zu überſchicken. Wenn ſich eine ereignen ſollte, ſo würde ich Ihnen unendlich für dieſe Gefälligkeit verbunden ſeyn.

Es erſcheinen itzt wenig witzige Schriften in dieſem Lande. Der Geiſt der Zwietracht und des Gewinnſtes beſchäfftiget den größten Theil der Nation. Das zweyte Stück der Frau von Graffigny hat nicht ſo viel Beyfall gefunden als Cenie. Verſchiedene Umſtände ſind an dem Falle deſſelben Schuld, beſonders aber die vielen Veränderungen, die ſie aus zu großer Unterwürfigkeit gegen die Urtheile verſchiedener ihrer Freunde gemacht hat. Sie werden es in einiger Zeit gedruckt, und ſo wie ich es vor zwey Jahren geleſen, hergeſtellt ſehen. Die ungezwungene Gleichgültigkeit, mit der ſie dieſen kleinen Unfall aufgenommen, iſt vollkommen ihrer Denkungsart gemäß, und würde meine Hochachtung gegen dieſe verehrungswürdige Frau vermehren, wenn ſie anders zunehmen könnte.

Herr P.. iſt ſeit vierzehn Tagen hier, und noch immer ſehr ſchwach. Er hat mir die kleinen Stücke von Herr Weißen mitgebracht, worunter in der That die größte Anzahl ſehr artig iſt. Sie iſt, meiner Meynung nach, eine der beſten Sammlungen, die wir in dieſer Gattung haben.

Der Baron von Bernsdorf meldet mir, daß Cramer ein Wochenblatt, wie der Zuſchauer, ſchreibt. Iſt es Ihnen bekannt? Ich werde mir es kommen laſſen. — O könnten Sie mir denn nicht die Melodien Ihrer Lieder von Bachen ſchicken? Ich wünſche recht ſehnlich, ſie zu ſehen. Aber bin ich nicht zu begehrlich? Das Sinngedichte von Kleiſt hat mich entzückt. Ich ſehe es als eine Prophezeihung an, deren Erfüllung unfehlbar iſt. Ihren Verluſt, mein liebſter Profeſſor, werden die Klagen der Welt und die Freude des Himmels begleiten. Können Sie wohl daran zweifeln? Doch dieſer Augenblick ſey noch lange entfernt. —

Ich leſe itzt die Ueberſetzung des Homers vom Pope. Was für ein Genie wird nicht zu einem ſolchen Werke erfodert! Der alte Homer wird ſtets für diejenigen neu bleiben, die Empfindung und keinen verderbten Geſchmack haben. Leben Sie wohl, mein liebſter Profeſſor. Ich bin ewig

Ihr

B*.

XLV.

Paris, den 17. März,
1759.

Liebſter Profeſſor,

Ich ſchreibe Ihnen itzt, da ich im Begriffe bin, eine große unruhige Stadt zu verlaſſen, überhäuft mit verdrüßlichen Vorbereitungen zu einer weiten Reiſe, die mir nicht ſo weit vorkommen würde, wenn ich ſie zu Ihnen thun ſollte. O wenn wird mir doch ein günſtiges Schickſal erlauben, Sie, mein verehrungswürdiger Freund, zu umarmen! Wie lange werde ich noch herum irren müſſen, ehe ich in dem Umgange meiner Freunde, entfernt von dem Getümmel der Höfe und der unruhigen Gewinnſucht der Städte, auf einem ſtillen Landgute die Ruhe und die Zufriedenheit werde finden können, nach der die meiſten ſo fruchtlos ſtreben! Alsdann werden Sie fortfahren, mir Lehren der Weisheit zu geben, womit Sie ſchon in dem Anfange meiner Jugend den Grund zu meinem Glücke gelegt haben. Alsdann erſt werde ich Ihnen meine Dankbarkeit für ſo ausnehmende Wohlthaten beweiſen können, indem ich die Frucht davon mit vollen Händen einſammeln werde. Ich erinnere Sie itzt an Ihr ehemaliges Verſprechen. Möchte ich doch bald die Erfüllung davon ſehn!

Darf ich hoffen, daß Sie mich in Warſchau bisweilen mit einigen Zeilen von Ihnen beglücken werden? Wie viel deutſche Bücher ſind nicht ſeit meiner Abweſenheit erſchienen, die mir alle unbekannt ſind! Sollte ſich denn keine Gelegenheit finden, mir ſelbige nach Warſchau zu ſchicken? Ich bitte Sie darum, mein liebſter Profeſſor, auf das inſtändigſte. Herr P.. hat ſeit einem Monate den Meſſias zu überſetzen angefangen. Der Chevalier d'Arc, der ihn zu dieſer Arbeit veranlaßt, hatte anfänglich Luſt, nach dem Gebrauche ſeiner Landsleute viel Veränderungen darinnen zu machen. Ich habe es aber doch dahin gebracht, daß das Original genau nach den Worten überſetzet wird. Es wird ſchwer ſeyn, den Nachdruck und die Stärke des Originals in der franzöſiſchen Ueberſetzung beyzubehalten; wenigſtens wird ſie aber doch getreu ſeyn; und dieß iſt, deucht mich, eine nothwendige Eigenſchaft einer jeden Ueberſetzung.

Itzt nehme ich Abſchied von Ihnen, mein liebſter Profeſſor, auf beynahe zween Monate. Schreiben Sie mir nicht eher, als bis ich Ihnen meine Ankunft in Warſchau werde gemeldet haben. Leben Sie wohl.

B*.

XLVI.

Warſchau, den 21. Jun.
1759.

Mein liebſter Profeſſor,

Schon ſeit drey Wochen bin ich hier, und ich habe Ihnen noch nicht geſchrieben! Das iſt freylich kein geringer Vorwurf für mich. Aber wenn Sie wüßten, was das wäre, ſo zu reden in eine neue Welt verſetzt zu werden, und zwar in eine ſolche neue Welt, die gewiß nicht unter allen möglichen die Beſte iſt: vielleicht würden Sie mich nicht nur entſchuldigen, Sie würden mich ſogar beklagen, und empfinden, daß man nicht verdient, an Sie zu ſchreiben, wenn man von Paris hieher kömmt. Ich bin eben nicht auf eine lächerliche Art in Paris verliebt. Sie wiſſen, mein liebſter Profeſſor, daß Freunde und Freyheit jeden Ort für mich in ein Paris verwandeln können, und daß Haynchen *) für mich eben ſo viel Reizendes haben würde, als die Hauptſtädte der Engelländer und Franzoſen, wenn ich das Glück hätte, Sie dort anzutreffen. Welch ein Troſt für mich, daß ich endlich mein Herz gegen Sie ausſchütten kann! Ich fühle ſchon kaum noch halb die Laſt, unter der ich beynahe verſunken wäre. Sie müſſen mir noch einige Klagen erlauben.

---

*) Gellerts Vaterſtadt, ein kleiner Ort in Sachſen, unweit Freyberg.

Die Zuverſicht, mit der ich Ihnen klage, iſt ein Balſam für mein Herz. Schon iſt es ruhiger, als es beym Anfange dieſes Briefs war; ſchon fängt es an, mit den beglückenden Empfindungen erfüllt zu werden, die ich ſo oft in Ihrer Geſellſchaft gefühlt, und die ewig denen unbekannt bleiben müſſen, die weder Geſchmack noch Tugend lieben, und beſtändig genöthigt ſind, ſo zu reden ſich ſelbſt und Andere zu fliehen. Wie groß iſt nicht hier die Anzahl dieſer unglücklichen Geſchöpfe! Doch ich will nicht weiter klagen. Ich darf nicht vergeſſen, daß die Mäßigung in allen Stücken eine Grundregel iſt, von der man nicht abweichen ſoll. Wenn mir auch gleich Ihre Freundſchaft langweilige Klagen verziehe, ſo würde ich mir ſie doch ſelbſt nicht verzeihen können. Aber, liebſter Profeſſor, ſind Sie denn noch unverändert derſelbe gegen mich? Haben nicht Zeit und Abweſenheit auch über Ihr Herz ihre gewöhnliche Herrſchaft ausgeübt? Glauben Sie nicht, daß ich dieſen Gedanken nähre. Er iſt viel zu beunruhigend für mich, um ihn jemals für wahr halten zu können. Zürnen Sie mit mir, daß ich ſeiner nur Erwähnung gethan habe, und zeigen Sie mir in Ihrem erſten Briefe, daß ich Ihre Freundſchaft zu verlieren verdiente, wenn ich im Stande wäre, an derſelben zu zweifeln. Leben Sie wohl. Ich bin ewig

Ihr

B*.

Meinen Bruder, der itzt in Leipzig iſt, und vermuthlich auch das Glück hat Sie zu kennen, bitte ich Sie, vielmals in meinem Namen zu grüßen. Mein Gruß wird in Ihrem Munde einen neuen Werth für ihn bekommen, und ich liebe meinen Bruder zu ſehr, um ihm nicht meine Erinnerung ſo angenehm zu machen, als es mir nur immer möglich iſt.

XLVII.

An den Grafen M** von B*.

Leipzig, den 10. Jan.
1760.

Sie haben mir durch meinen Bruder ſagen laſſen, daß ich Sie nicht vergeſſen ſoll; das heißt, wie mir mein Herz ſagt, daß ich bald an Sie ſchreiben ſoll; und was thue ich lieber, als daß ich an Sie denke, an Sie ſchreibe, und von Ihnen rede? Aber warum ſchreibe ich gleichwohl nicht öfter? Liebſter Graf, warum? Weil ich itzt faſt nichts als Collegium, und nach den Collegiis nichts als Hinfälligkeit bin. Auch ein Brief, der mir ſonſt Freude war, wird mir itzt nicht ſelten eine große Arbeit. O wie wenig bin ich der Vorige, und wie alt muß ich ſeyn, da ich ſo gern klage! Doch heute will ich nicht klagen, ich will mich freun, daß ich noch an Sie ſchreiben,

ben, und wieder in einem neuen Jahre Sie aller meiner Liebe und Hochachtung, die Sie vor tauſend Andern verdienen und haben, verſichern kann. Immerdar müſſe es dem Grafen Moritz wohl gehen, und ſein Glück und ſein Verdienſt müſſe das Glück vieler Tauſenden und die Freude aller Rechtſchaffnen werden! Ja, theuerſter Graf, Gott, den Sie von Jugend auf vor Augen gehabt, wird Sie mit einem reichen Maaße von Weisheit und Tugend, und alſo auch von Zufriedenheit und Glückſeligkeit ſegnen, und Sie, wie ich ſicher hoffe, das höchſte und freudigſte Alter erreichen und dereinſt ſterben laſſen, wie Sie gelebt haben. Alle gute Menſchen, die von Ihnen reden, reden nichts als Rühmliches von Ihnen; beynahe nichts anders, als was ich in meinem Gedichte zu Ihrem vierzehnten Geburtstage nicht von der Poeſie, ſondern von Ihrem Charakter begeiſtert, vorher verkündiget habe. O welche Zufriedenheit wird mir das noch in der Ewigkeit geben, daß ich auf Erden mit zu der Pflicht beſtimmt war, die erſten Empfindungen Ihres edlen Herzens zu bemerken und zu bilden! Möchte doch der Graf Heinrich ſeinem würdigen Bruder vollkommen ähnlich werden! Er zeigt, ſo jung er iſt, ſchon viel Anlage darzu.

Eine kleine Entdeckung muß ich Ihnen noch machen. Ich habe vor wenig Wochen die Verſicherung aus Warſchau erhalten, daß mir ein unbekannter Gönner daſelbſt eine jährliche Penſion von 150. Thalern (denke ich) ausgeſetzt hätte, und zugleich wurde mir von Herrn D.. die Hälfte ausgezahlet. Ein ſonderbares, unerwartetes und unverdientes Glück! Wer iſt der Großmüthige, der mir Gutes thun will, ohne mich den Wohlthäter kennen zu laſſen? Ich verweiſe Sie, beſter Graf, auf einen Brief an den Herrn von L.., in der Hoffnung, daß Sie mir einiges Licht über mein Glück geben werden, wenn Sie können, und wenn mirs gut iſt. Ich umarme Sie und bin bis an mein Ende der Ihrige,

G.

XLVIII.

An Ebendenſelben.

Leipzig, den 2. May,
1760.

Ich weis Ihnen außer meiner Liebe und unſerm Unglücke wenig zu erzählen. Das letzte iſt weltkundig, und die erſte iſt Ihnen ſchon ſeit Ihrem vierzehnten Jahre bekannt. Indeſſen gehört es zu meiner Ruhe, daß ich Ihnen in jedem Briefe ſage, wie ſehr ich Sie liebe und verehre. Ich fange alſo auch den heutigen in dieſer

ſer Sprache des Herzens an, mein liebſter Graf. Denn das ſind Sie; Sie ſind einer meiner liebſten Freunde, und Sie werden es mir bis an mein Ende bleiben. — — — — — — — — — — — — Der Herr von Täubern hat Youngs Brief über die Originalwerke überſetzt. Dieſer Brief iſt zu ſchön, als daß ich Ihnen ſolchen nicht mitſchicken ſollte. Wie iſt es möglich, daß ein Greis von achtzig Jahren noch ſo lebhaft und doch ſo richtig denken kann? Leſen Sie nur, liebſter Graf. Ein Period von Young hat mehr Leben, als mein ganzer Brief nicht haben wird. Wie ſehr wird Sie die chriſtliche Anecdote vom Addiſon erfreuen! Ich habe ſie wohl zwanzigmal geleſen; ſie iſt ganz Original, Originalgröße. — Von Cronegks Schriften iſt der erſte Theil fertig. Ich habe ihn noch nicht geſehen, allein wenn ich ihn fortbringen kann, ſo erhalten Sie ihn mit dieſem Briefe. — Daß der Herr von Riveri an den Blattern geſtorben iſt, werden Sie wohl aus des Freron Année Litteraire geſehen haben. Ich müßte ſehr unempfindlich ſeyn, wenn ich den Verluſt eines Mannes, der mir ſo viel Achtung bewieſen, nicht bedauren ſollte.

So habe ich auch vor wenig Tagen einen lieben Freund an dem jungen Herrn von Häſeler verloren, der in der Oſterwoche in Halle an einer Auszehrung geſtorben iſt. Er hat mir noch auf ſeinem Sterbebette einen Brief geſchrieben, der mehr Ruhm für ihn iſt, als ein ganzes Buch. Sein Herz war vortrefflich, und ſeine Geſchicklichkeit groß. Er iſt lange mein Zuhörer geweſen, und ſein Brief ſchließt ſich mit der Stelle:

> Da will ich dem den Dank bezahlen,
> Der Gottes Weg mich gehen hieß,
> Und ihn zu Millionenmalen
> Noch ſegnen, daß er mir ihn wies.

Welche Belohnung iſt ſo ein Dank, mein liebſter Graf! —

Cramers Auſſeher, Sie haben Recht, iſt wirklich ſehr ernſthaft; allein er ſoll es auch nach ſeiner Abſicht und den gewählten Materien ſeyn. — — — — — — —

Leben Sie wohl, liebſter Graf.

G.

XLIX.

Theuerſter Graf,

Ihr letzter Brief iſt mir ein ſehr lieber Brief geweſen, und hat mich gelehret, daß mein Herz noch nicht zu allem Vergnügen erſtorben ſey, und daß mich wenigſtens Ihre Liebe und Ihr Beyfall noch rühre. Wie viel Dank bin ich Ihnen alſo nicht für dieſen Brief ſchuldig, und für die Beredſamredſamkeit, der ich nicht habe widerſtehen können, ſo unempfindlich ich auch unter meinen anhaltenden Beſchwerungen geworden bin.

Ueber die Fürſorge, deren mich der Engliſche Geſandte Mitchel, mir unbewußt, gewürdiget, bin ich herzlich erſchrocken. Gott, warum nehmen ſich doch ſo viele Menſchen meiner an? Verdiene ichs denn mehr, als Andre? Nichts weniger. Die glänzenden Verdienſte des Autors erwerben mir das Herz der Hohen und Niedrigen; und dieſe Verdienſte, die in das Auge fallen, ſind doch oft nichts gegen die ſtillen Verdienſte eines Mannes, den Niemand bemerket, und der mir weit vorzuziehen iſt. Ich kann es Ihnen, liebſter Graf, verſichern, daß ich den Geſandten um keinen Fürſpruch gebeten, ja nie daran gedacht habe. Es kömmt nicht in mein Herz. Ich ſuche kein Amt, ich wünſche keine Penſion, ich bin krank, und kann kein langes Leben hoffen, ich leide keinen Mangel, und Gott giebt mir mehr, als vielen Andern; wie könnte ich mehr begehren? Ich habe dem Geſandten, da ich Ihren Brief erhalten, alles dieſes ſelbſt geſagt; allein umſonſt. — Sie haben, fieng er an, es nicht wiſſen ſollen, wie weit meine Liebe für Sie geht, und die Sache, da Sie es wiſſen, hat nunmehr ihr Schönes verloren. Aber ich werde doch thun, was ich für recht und gut halte. — Dieß war es alles, liebſter Graf, was ich von dieſem Manne, der durchaus mein Wohlthäter ſeyn will, habe erhalten können. Ich fürchte, er wird wieder an den Lord St.. geſchrieben haben; aber bitten Sie Ihren Onkel, daß er ſich nicht durch dieſe ausländiſchen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Penſion für mich zu denken, da unſer Vaterland ſo unendlich leidet. Ich habe im vorigen Jahre von einer ungenannten Dame aus dem Brandenburgiſchen ein Geſchenke von zweyhundert Thalern erhalten. Alſo bekomme ich ja immer mehr, als ich zu hoffen und zu wünſchen habe. O, guter lieber Graf, wenn mir Gott leibliche Geſundheit und ein freudiger Herz giebt: ſo verachte ich alle Schätze und Ehren der Erde. Dieß, dieß iſt mein Wunſch und mein Gebet. Möchte es doch Gott erhören! Doch es iſt ja ein köſtlich Ding, geduldig ſeyn und auf die Hülfe des Herrn harren.

Der alte D. Müller, Profeſſor Organi Ariſtotelici, iſt geſtorben. E... und Andre haben mir ernſtlich angelegen, dieſe Stelle zu ſuchen; aber um alles in der Welt willen würde ich ſie nicht ſuchen, noch annehmen. Gott weis es, daß ich kein neues Amt übernehmen kann; und wenn ich lebe, ſo kann ich ja der Univerſität eben ſo viel nützen, wenn ich Profeſſor Extraordinarius bin, als wenn ich Ordinarius wäre. Wozu ich mich nicht geſchickt fühle, das laſſe ich mir von allen Königen der Erde nicht aufbürden.

Der Engliſche Geſandte iſt noch hier, und ſorgt bey den gegenwärtigen Drangſalen ſehr für uns; das ihm Gott vergelten wolle. X., ein geſchickter und patriotiſcher Mann, der ſehr gut bey dem Geſandten wegen ſeines Verſtandes und Herzens ſteht, hat durch ihn, Ihrer Frau Mutter und beynahe unſrer ganzen Stadt viele Dienſte gethan. Er verdienet Ihre Aufmerkſamkeit und die Gnade des Hofs. Er hilft mit Vermögen, Fürſpruch, Rath, That und Muth. So viel! Das iſt ſeit etlichen Monaten der erſte Brief, den ich habe ſchreiben können und mögen. Ich umarme Sie, und wünſche Ihnen von Gott alles, was Menſchen glücklich macht.

Leipzig,
den 16. May,
1761.
G.

L.

An einen Preußiſchen Officier in Schleſien.

Ihr gutes Herz ſchreibt ſich in alle Ihre Briefe, und ſo ſehr Sie es der Empfindung nach zuweilen vermiſſen mögen: ſo ſehr ſehe ichs doch in jedem Gedanken. Ich will Sie gar nicht ſtolz, ſondern nur muthig machen, an dem guten Erfolge Ihrer frommen Abſichten und Bemühungen nicht zu ſehr zu zweifeln. Auch der Tugendhafteſte bleibt ein Menſch, bleibt ſchwach bis an ſein

Ende, und die Religion hebt unſere natürlichen Neigungen nicht auf, ſie mäßiget, beſſert, und reiniget ſie nur. Unſere Schwachheit ſoll uns zwar zum Fleiße, zur Wachſamkeit über uns ſelbſt, zur Unterſuchung unſers Herzens antreiben, aber ſie ſoll uns nicht traurig, niedergeſchlagen und furchtſam machen. Mit unſerer Angſt iſt Gott nicht gedienet, und wenn er Traurigkeit verſtattet, oder befiehlt, ſo iſt es nur diejenige, die zur Ruhe und zum wahren Vergnügen unſers Geiſtes führet. Sie klagen, daß Sie ſich leicht in Geſellſchaft vergeſſen, und den Vergnügungen alsdann zu ſehr nachhängen. Das glaube ich Ihnen ſehr leicht. Eine oftmalige Erfahrung, auch ſelbſt meine eigene hat mich gelehret, daß Gemüther, die von Natur zur Traurigkeit geneigt ſind, die Freude zu gewiſſen Zeiten ſo tief in ſich einlaſſen, daß ſie bis zur Luſtigkeit anwächſt, und ernſthaftern Gedanken nicht wieder weichen will. Sobald ſie endlich weicht, behauptet die Schwermuth wieder ihre Rechte, und ſtellt uns unſere Fehler, wo nicht zu groß, doch auch gewiß nicht zu geringe vor. Indeſſen gebe ich es zu, es ſollen Fehler ſeyn, auch oftmalige Fehler; aber, mein liebſter Freund, wer hat am Ende des Tages keine Fehler zu bereuen, und am folgenden keine zu verbeſſern? Beides iſt unſere Pflicht. Wenn wir dieſes thun, dem Fehler nicht nachhängen, die natürliche Trägheit bekämpfen; ſo dürfen wir nicht nur, wir ſollen uns auch eines höhern Beyſtandes getröſten. Und da müſſen wir nicht zagen. Die Kraft Gottes, die in einem guten Herzen iſt, iſt größer als die, die in den Reizungen der Welt iſt. Müßten wir unſer wahres Glück verdienen, durch Vollkommenheit verdienen: ſo wäre nichts gewiſſer, als daß wir traurig in die Einöden fliehen und da verzweifeln müßten. Aber unſer Glück iſt göttliche Wohlthat und Gnade; und Gott beglückt als ein Gott unter Bedingungen, die wir ihm durch ſeinen Beyſtand leiſten können. Freuet euch, und abermal ſage ich, freuet euch! Vergeſſen Sie dieſe Ermunterung nicht. Die, an welche ſie ergangen iſt, waren ſchwach und fehlerhaft wie wir, und bemühten ſich, es nicht zu ſeyn. Ein guter Muth iſt ein tägliches Wohlleben. Dieſen göttlichen Gedanken ſage ich mir oft vor, wenn ich dem Kummer nachgeben will. Und ich erinnere mich ſehr oft der Worte, die ich einen Theologen zu einem ſeiner traurigen Freunde ſagen hörte: Wer einen Gott zum Vater und Erlöſer hat, muß nicht traurig ſeyn. — —

Möchte ich doch im Stande ſeyn, die beſondere Gewogenheit und das außerordentliche Vertrauen, das Sie zu mir haben, zeitlebens zu verdienen und zu erhalten! Ich will es, und werde beſtändig mit einer wahren Hochachtung und Freundſchaft ſeyn,

1755. G.

LI.

An Ebendenſelben.

Ehe das alte Jahr vergeht, muß ich nothwendig noch einmal mit Ihnen reden. Ich ſtelle mir vor, als ob ich bey Ihnen in • • auf Ihrer Stube ſäße, und nur eine halbe Stunde Zeit hätte, mit Ihnen zu ſprechen. Da würde ich in der Geſchwindigkeit hundert kleine Fragen an Sie thun, ohne zu warten, bis Sie die erſten beantwortet hätten, ſchon die andern beantwortet wiſſen wollen, und die Antworten aus Ihren Mienen, aus jedem Tone der Stimme mir ergänzen. Nun, würde ich haſtig ſagen, wie haben Sie dieſes Jahr zugebracht? War es beſſer, ſchlimmer, als das vorige? Haben Sie mehr geſunde als kranke Tage gehabt? — „Mehr geſunde“ — Vortrefflich! Mehr heitre, als trübe Stunden? — „Ich glaube, mehr heitre“ — Gott ſey gedankt! Zählen Sie, welches ſind Ihre freudigen Begebenheiten geweſen? Sie ſinnen nach, und ich leſe indeſſen in Ihrem Geſichte ihrer viele, und ich hoffe, ich betrüge mich nicht. Aber Ihre traurigen Zufälle? Ja, wie ſollten Ihnen keine begegnet ſeyn? Aber ſie ſind vorbey, und die Art, mit der Sie ſolche ertragen haben, oder doch haben ertragen wollen, giebt dieſen Unfällen noch eine heitre Ausſicht. So erinnert ſich der Soldat, wenn er die Gegenden des Treffens wieder erblickt, der überſtandnen Gefahren, und freut ſich, nach einem kleinen Schauer, ſeines Muthes, ſeiner beobachteten Pflicht, und ſieht mit einem denkenden Blicke gen Himmel, preiſt Gott für die Errettung, und belebt dadurch ſein Vertrauen auf das Künftige. Immer zählen Sie die beſchwerlichen Fälle, die traurigen Stunden durch. Das Product wirkt, wenn auch nicht allemal Freude, dennoch Standhaftigkeit, Geduld, Vertrauen; und aus ihnen entſteht doch zuletzt Ruhe und Zufriedenheit. — „Das ſagen Sie mir ſehr „dreiſt, werden Sie denken; aber ſind Sie denn „auch immer heiter und ſtark genug, dieſe Rechnung anzuſtellen? Und wenn man nun ſieht, „daß man die Laſt des Lebens nicht ſo getragen „hat, wie man ſollte?“ — Wenn ich das ſehe, ſo verweiſe ich mirs; ſo demüthige ich mich im Herzen vor der Vorſehung, unter deren Regierung Glück und Unglück ſteht, bereue meine Schwachheit, hoffe, und ſtärke mich durch einen Blick in jene Welt, der ich in dieſer entgegen gehe. Der Gedanke: Es ſind noch wenige Schritte, die ich zu thun habe; ſie ſind beſchwerlich, aber mit jedem komme ich der Ruhe näher! dieſer Gedanke hat, wenn gleich nicht ſtets, doch oft einen mächtigen Einfluß auf mein Herz. Aber was ſehe ich in Ihrem klagenden Auge, liebſter Freund? Eine Unzufriedenheit über ſich ſelbſt. Sie haben in dieſem Jahre nicht ſo viel Gutes gethan, als Sie gethan zu haben wünſchen, und als man thun ſoll? Ich und tauſend Andre auch nicht.

Und dieſe, die dieß fühlen und beklagen, ſind doch glücklicher als die, die es gar nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen. So lange wir Menſchen ſind, ſo lange werden wir Urſachen über uns zu klagen, und Urſachen, uns zu beſſern, aber doch deswegen nicht immer Urſache, an unſrer Aufrichtigkeit und Begierde zur Tugend zu zweifeln haben. In den Spiegel ſchauen, ſeine Fehler bemerken, und keine Luſt haben, ſie zu beſſern, das iſt ein böſes Kennzeichen. Aber oft in den Spiegel ſchauen, ſeine Flecken mit Widerwillen wahrnehmen, ſie, obgleich mit langſamer und widerſtehender Hand zu entfernen ſuchen, iſt ein Kennzeichen, daß wir durch die Länge der Zeit, durch wiederholte Bemühungen, zu einer gewiſſen Reinigkeit und Schönheit gelangen werden. So würde ich ungefähr mit Ihnen reden, wenn ich itzt bey Ihnen wäre. Und das Ende meines Geſprächs würde das nicht ein freundſchaftlicher Wunſch zum neuen Jahre ſeyn? Dieſen ſtatte ich Ihnen hiermit aufrichtig ab. Wie wohl wird es Ihnen gehen, wenn er erfüllt wird! Geſundheit und Zufriedenheit wird Ihnen das Leben verſüßen, und Sie in den Stand ſetzen, Andre ruhig und glücklich zu machen. Gott gebe Ihnen und mir, was wir nach ſeinem Willen wünſchen!

1755. G.

LII.

Gnädige Frau,

Und das haben Sie von Ihrem Briefe denken können, daß er in die Gefängniſſe der ſchlechten Briefe kommen würde? Behüte der Himmel! Er liegt, wo dächten Sie wohl? in meiner beſten Commode, zwiſchen den Briefen meiner geiſtreichſten Correſpondenten. Wäre ich ſo reich wie Alexander der Große: ſo würde ich Ihren Briefen eben die Ehre erweiſen, die er den Gedichten des Homers erwieſen hat; ich würde ſie in eine goldne Kapſel, mit Diamanten beſetzt, verſchließen. Alexander nahm dieſe Gedichte mit in das Feld; das könnte ich nun freylich nicht thun; aber ich könnte ſie dafür mit auf den Katheder, mit auf meine Spatziergänge, und auf meine Reiſen nach B.. und W.. nehmen. In Wahrheit, gnädige Frau, Sie haben mir durch Ihren vortrefflichen Brief die größte Freude gemacht, und ich bin ihm vielleicht die erſte heitre Miene ſeit einigen Wochen ſchuldig. Stünde es bey mir, ſo würde ich Ihnen perſönlich dafür danken. Allein ich habe eine Gelübde gethan, nicht eher an eine Reiſe zu denken, als bis die Leipziger Lotterie mein Schickſal entſchieden haben wird. Dieſes geſchieht in dem Februar des künftigen Jahres. Gewinne ich nun die gehofften acht tauſend Thaler: ſo habe ich bereits die Einrichtung gemacht, daß ich Leipzig in den erſten acht Tagen verlaſſen und mit meiner ganzen Habe nach B.. eilen kann, meiner Ruhe und endlich meinem Grabe entgegen.

Ob ich ſehr geſund bin? Nein, gnädige Frau, ich habe z. E. dieſe Nacht wenig geſchlafen, und ich habe mich an dieſem Briefe wieder geſund ſchreiben wollen; aber dieſe Medicin will mir auch nicht helfen. Ich will ihn alſo nur ſchließen, ſo kurz und leer er auch iſt.

Leipzig,
den 22. December,
1755. G.

LIII.

An Ebendieſelbe.

Ach! gnädige Frau, die Looſe von acht, von zwölf, von ſechzehn tauſend Thalern ſind heraus, und ich armer Menſch habe nichts bekommen; und ich ſoll alſo in der traurigen Stadt, bey den böſen Büchern und noch böſern Menſchen bleiben, und nicht auf das Land ziehn, mich nicht in B.. ankaufen, nicht Bäume pfropfen, Wein pflanzen, Obſt backen, nicht M... pachten, nicht mit Ihnen ſpatzieren gehn, — — — — — mit Einem Worte, nicht bey Ihnen meine Tage zubringen? Das iſt kläglich, gnädige Frau. Ich mag ja an keiner fürſtlichen Tafel ſpeiſen, ich will in B‥ von dem guten Sallate, von dem Krauskohle, der daſelbſt wächſt, von den Enten, die da geboren und erzogen werden, eſſen — — Was hilft nun der Ruhm? Habe ich das geringſte Glück in der Lotterie gehabt? Es iſt wahr, die letzte Claſſe der Lotterie in meiner Vaterſtadt iſt noch nicht gezogen; aber das größte Loos iſt nur — ja nur 300. Rthlr. und dafür werden Sie mir das Haus am Garten nicht laſſen. Und anſäßig muß ich doch ſeyn; denn ſonſt wird die Fräulein nicht — — — — Sie hat auch Recht. O gnädige Frau, wie weiſe iſt es, ſich nicht durch Hoffnungen einnehmen laſſen! Ich kränke mich, ſchäme mich, ſchmähle auf mich, und küſſe Ihnen mit vieler Demuth für den letzten ſo ſchönen, aber kurzen Brief, die Hand, und verharre in großer Traurigkeit

Leipzig,
den 7. Febr. 1756. G.

LIV.

Mademoiſelle,

Meine Freude über Ihren Brief iſt erſtaunend groß, und ich weis nicht dankbarer zu ſeyn, als daß ich Ihnen dieſes aufrichtig geſtehe. Heute erhalte ich ihn, und an eben dem Tage beantworte ich ihn. Dieſe Eilfertigkeit im Antworten iſt mir weder natürlich, noch wegen meiner abgemeßnen Stunden ganz erlaubt; darf ich ſie alſo als einen Beweis anführen, wie ſehr mir Ihr Brief muß gefallen haben? Ja, meine liebe unbekannte Freundinn, er hat mir nur gar zu ſehr gefallen, und Sie ſchreiben weit beſſer, als Sie ſich zutrauen, und als viele von Ihrem Geſchlechte niemals werden ſchreiben lernen. Ihre Furchtſamkeit iſt eine Tugend, ſie vergrößert Ihre Geſchicklichkeit in meinen Augen, und giebt Ihrer Schreibart eben die gefallende Miene, welche die Beſcheidenheit einem ſchönen Geſichte zu geben pfleget. Ich will Ihnen dieſe Tugend nie weder durch meine Ermunterungen, noch durch meine Lobſprüche, rauben. Ich liebe ſie, weil ſie mir ziemlich natürlich iſt. Alſo erlaube ichs Ihnen auch, daß Sie bey Ihren Verſuchen ſo lange an Ihrem Genie oder an Ihrem gehabten Glücke zweifeln mögen, bis R.. und die, welche ihm gleichen, es Ihnen bekennen. Gelehrte Frauenzimmer braucht die Welt, denke ich, nicht ſehr; aber Ein Frauenzimmer, das gleich Ihnen, ſich durch das Leſen guter Bücher, den Verſtand, das Herz und den Geſchmack bildet, iſt ihrem Hauſe, ihren Freunden, einem künftigen Manne, Vergnügen, Glück und Ruhe. Sie wird ſchreiben; ohne ihre andere Pflichten zu vergeſſen, und dadurch, daß ſie gut zu denken weis, wird ſie ihren übrigen Verrichtungen, auch den geringern, noch einen gewiſſen Reiz, und ihren Tugenden eine größre Anmuth geben. Sie alſo, meine neue liebenswürdige Freundinn, zur Fortſetzung im Leſen und Schreiben zu ermuntern, halte ich für meine Pflicht, und danke es Herr R . ., daß er mir die Gelegenheit dazu gegeben hat. Ich bin mit der größten Dankbarkeit und Hochachtung ꝛc.

1756. G.

LV.

Mein lieber Herr * *,

Sie haben nicht Abſchied von mir genommen; Sie haben in ſo langer Zeit nicht an mich geſchrieben. Soll ich glauben, daß Sie noch mein Freund ſind? Ja, Sie ſind es gewiß, und Sie wiſſen auch, wie ſehr ich der Ihrige bin. Geſetzt aber, Sie liebten mich itzt nicht mehr, ſo weis ich doch gewiß, daß eine Zeit kommen wird, da Sie mich wieder lieben werden; oder ich müßte es gar nicht verdienen, und Sie müßten das gute Herz nicht haben, das Sie doch gewiß haben. — — — Ich kann den Gedanken nicht unterdrücken; — — — ich wollte es thun; aber ich liebe Sie zu ſehr, als daß ich ſchweigen könnte. Man hat mir geſagt — — doch nein, ein Mann, der den Saurin ſo gern lieſt wie Sie, der das Vortreffliche der Menſchenliebe, der Tugend ſo ſehr fühlt, wie Sie, der es in jeder guten Schrift fühlt: Sollte der kein Freund der Religion ſeyn? Vielleicht haben Sie ſich nur unbehutſam ausgedrückt; vielleicht haben Sie nur zum Scheine die Sprache eines ſtarken Geiſtes angenommen. Ich bitte Sie, als Ihr beſter Freund, ich bitte Sie brüderlich, hören Sie nicht auf, es gut mit Ihrer Ruhe und mit der Weisheit und Tugend zu meynen. Vielleicht ſehe ich Sie in meinem Leben nicht mehr; aber allezeit werde ich Antheil an Ihren Schickſalen nehmen, und mich durch Aufrichtigkeit um Sie verdient zu machen ſuchen; denn wodurch könnte ichs ſonſt? Ich bin Ihr wahrer Freund.

G.

LVI.

An den Herrn Hofrath **.

Bey Ihrem Unfalle bedauere ich weniger Sie, als den, der ſo niederträchtig hat ſeyn können, ſich ſein Glück durch den Verluſt des Ihrigen zu erkaufen, und weder den Vorwurf der Rechtſchaffnen, noch ſeines eignen Herzens zu ſcheuen. Wie Sie, unglücklich ſeyn, iſt in einem gewiſſen Verſtande ein Glück, und den Unfall, wie Sie, ertragen, iſt eine Ehre und eine ſichre Anwartſchaft auf ein größer Glück. Freylich muß es ſehr ſchmerzen, ſich verleumdet und eben dadurch ſich eines Amtes entſetzt zu ſehen; aber die Unſchuld iſt doch allezeit ein heimlicher Troſt, auch ehe ſie gerettet wird; und Sie haben nunmehr ſchon die Belohnung, ſie gerettet zu ſehen. Wie freue ich mich darüber! Ja, theuerſter Freund, Sie haben Recht, es giebt eine gewiſſe Weisheit, die uns alle Schulen nicht lehren können, eine Stärke des Geiſtes, die wir ſelten in freudigen Tagen, und beynahe allein in Widerwärtigkeiten erhalten. Kurz, es giebt gewiſſe traurige Begebenheiten in dem Syſtem unſers Lebens; Anfangs ſind ſie ſchreckliche Räthſel, und nach und nach klären ſie ſich in lauter helle Beweiſe der göttlichen Vorſehung auf, machen unſern Verſtand heiter und unſer Herz feſter. Eines ſolchen Unglücks waren Sie werth, Sie und Ihre liebe Frau. Warum kann ich doch nicht in dem Augenblicke bey Ihnen ſeyn, und mit Ihnen über Ihr Unglück triumphiren? Doch noch einmal bey Ihnen zu ſeyn, ſo gut wird mirs wohl in meinem Leben nicht mehr werden, ſo wenig ich Sie auch bey meinem kurzen Aufenthalte in . . genoſſen habe. Leben Sie wohl.

G.

LVII.

Theuerſter Freund,

Der König hat mir ſechzig Thaler Accisgeld auszahlen laſſen, und gleichwohl kennt mich der König nicht. Bey wem ſoll ich mich nun bedanken? Bey dem Könige, der mich nicht kennt? Bey dem Miniſter, der mich auch nicht kennt? oder bey dem Accisrathe . ., der mich kennt? Ich dächte bey dem letzten. In der That bin ich eben nicht geizig, und doch freue ich mich über meine ſechzig Thaler erſtaunend. Die Urſache davon hat lange vor mir ein Frauenzimmer bey dem Terenz geſagt: gratum est donum, non tam per se, quam quod abs te datum est. Dieſes Compliment war bey dem Mädchen eine liſtige Galanterie, und bey mir wird es der wahreſte und freundſchaftlichſte Dank. Endlich ſchickt es ſich für einen Profeſſor ganz hübſch, daß er ſich lateiniſch oder griechiſch bey ſeinem Gönner oder Freunde bedanket. Wie gut iſt es doch, lieber Herr . ., wenn man Zuhörer hat, die bald an das Steuerruder kommen! (ich nehme das Wort Steuer hier im Rabneriſchen Verſtande) Hätten Sie bey mir kein Collegium über den Styl gehöret: ſo würden Sie zwar vortrefflich haben ſchreiben lernen, ich aber würde durch allen meinen Styl, durch alle Wendungen, die ich meinem Memoriale gegeben, das Acciscollegium nicht bewegt haben, mir ſechzig Thaler zu geben, die ich aus Beſcheidenheit und aus Liebe für das Publicum ſechs Jahre ſpäter gefodert, als ich geſollt. Es wäre die größte Undankbarkeit, wenn ich künftig von Ihrem Sohne (ſchieben Sie Ihre Vermählung ja nicht lange auf, ich werde alt) das Honorarium für die Rhetorik annehmen wollte. Nein, lieber Herr .. und ehemaliger theuerſter Zuhörer, Sie haben dadurch, daß Sie mir den Befehl ausgewirket, für alle Ihre Nachkommen bezahlet, und es wird mein Lebensbeſchreiber bey dem Jahre 1756. folgende rühmliche Anecdote gewiß einrücken laſſen:

„Als unſer Autor theils aus Beſcheidenheit, theils aus Nachläſſigkeit das gewöhnliche Accisgeld ſich zu erbitten, ſechs Jahre unterlaſſen hatte: ſo ſchlug mans ihm das erſtemal ab, weil man ſeinen Namen in Dresden nicht kannte. Als er das andremal anhielt, behauptete einer bey dem Collegio, daß dieſer Mann faſt eine Tonne Golds, wie er gehört, im Vermögen haben, und wegen gemachten Unterſchleifs bey der Acciſe verdächtig ſeyn ſollte, bis endlich zum Glücke der Accisrath .., der damals nicht zugegen geweſen, in das Collegium trat, und ſeinen Collegen eröffnete, wer der Mann wäre."

Schöne Anecdote! über der ich meine Dankſagung vergeſſen habe; doch ſie ſelbſt iſt ja der künftige Dank. —

Alſo ſind Sie mein Zuhörer, mein Freund, mein Gönner, meine Verdienſte, mein Ruhm, alles dieß in verſchiednen Geſichtspunkten? Ja wohl, Sie ſind mir Miniſter, Befehl und König geweſen. Mit welcher Freundſchaft, Liebe, Ehrerbietung, Unterwerfung und allertiefſter Devotion zugleich, muß ich nicht zeitlebens verharren und darinne erſterben ꝛc.

Leipzig, den 30. Jun.
1756. G.

LVIII.

Liebſter Herr Baron,

Ich, der ich Sie ſo ſehr geliebt und hochgeſchätzt, und mir und der Welt ſo viel Gutes und Großes von Ihnen verſprochen habe, bin ſeit geraumer Zeit mit Ihrem ganzen Betragen nicht mehr zufrieden. Dieſes, lieber Baron, muß ich Ihnen, aus Pflicht und Freundſchaft, ſchriftlich ſagen. Denken Sie nicht, daß ich bloß über Ihre einſiedleriſche und ungeſellige Lebensart, über die Vernachläſſigung Ihrer öffentlichen Lectionen, und über Ihre tumultuariſche Art zu ſtudiren unruhig bin. Nein, daran ließe ſich bey einem Jünglinge von Ihren Jahren noch vieles entſchuldigen, und vieles ſo gar loben. Aber ich ſehe mehr auf die Quellen, aus denen dieſes Ihr Betragen fließt, ohne daß Sie es wiſſen und denken, und vielleicht auch, ohne daß Sie es gern wiſſen wollen; denn nichts verbergen wir uns lieber und leichter, als unſre Fehler. Sie wiſſen es nicht, wie ſehr Sie ſich von Eigenſinn, Eigenwillen, Vertrauen zu ſich ſelbſt und ihren eignen Kräften, und von der gelehrten Ruhmbegierde leiten und regieren laſſen. Dieſes ſind die geheimen Triebfedern Ihres Verhaltens. Daher nehmen Sie ſo ungern Rath und Vorſchrift an, oder folgen ihr doch nicht; daher ſtudiren Sie, obgleich mit großem Fleiße, dennoch nur nach Ihrem Geſchmacke und den Eingebungen Ihrer Ehrbegierde; daher ſehen Sie an Ihren Docenten nur Mängel und Fehler, und ſetzen ſich mit Ihrer Einſicht über ſie hinweg, und werden des Vertrags derſelben in den erſten Wochen ſchon ſatt; daher vernachläſſigen Sie das Aeußerliche und die Pflichten der Wohlanſtändigkeit, weil Sie ſich keinen Zwang anthun, weil Sie ſich nach den eingeführten Meynungen nicht richten mögen, weil Sie Andre durch das Außerordentliche übertreffen wollen, weil Sie Andre gering ſchätzen, weil Sie ſich mehr Einſicht zutrauen, als andern Leuten; daher ſcheuen Sie allen Umgang und alle Geſellſchaft, weil Sie entweder Ihre gelehrte Wißbegierde nicht darinne befriedigen können, oder weil Sie merken, daß Andre Sie an den äußerlichen Manieren übertreffen, oder weil Sie ſich nach Jemanden richten müßten.

Dieſe Quellen, lieber Baron, werden ſich künftig in Ihrem ganzen Charakter ergießen, und einen Einfluß in Ihr ganzes Leben haben; und eben dieſes iſt es, was mich am meiſten beunruhiget, und woran ich Sie, um Ihrer Wohlfahrt willen, als Freund und Lehrer, am meiſten erinnern muß. Sie haben an Michaelis einen Plan Ihres Studirens entworfen, und haben ihn, ungeachtet Ihres Vorſatzes und Verſprechens, bald wieder aufgegeben. Dieſe Hitze und Unbeſtändigkeit, wenn Sie ſolche nicht itzt unterdrücken, wird Ihnen in Ihr ganzes Leben folgen. — Ihre Ungeſelligkeit und Sorgloſigkeit in Anſehung des Aeußerlichen wird Ihnen, bey allen Ihren Talenten, dennoch die Geringſchätzung und den Spott der Höhern und Niedern zuziehen; und man ſpottet ſchon, ungeachtet meiner Vertheidigung, ſehr über Sie. — Indem Sie weiſer ſeyn wollen, als alle Andre, werden Sie immer mehr auf das Sonderbare und das paradoxe Verdienſt fallen. — Ich habe mit allen meinen Bitten und liebreichen, auch ernſthaften Vorſtellungen nicht erhalten können, daß Sie der Frau von * * einen Beſuch gegeben hätten; und wer wird denn etwas auf dieſe Weiſe von Ihnen wider Ihre Neigung erhalten können, wenn Sie mirs, den Sie gewiß für Ihren wahren und verſtändigen Freund halten, nicht gewähren? Sie wollen, daß ich dieſe meine Klage Ihrem Herrn Vater nicht überſchreiden ſoll? Gut! Aber, wollen Sie denn, daß ich wider mein Gewiſſen und wider Ihr Beſtes handeln ſoll? Wenn ich der Einzige wäre, der an Ihnen ſo viel zu erinnern fände: ſo würde ich glauben, daß ich Ihnen zu viel thäte, und aus Hypochondrie zu ſtrenge urtheilte. Aber, lieber guter Baron, ich weis, dieß kann ich Ihnen betheuern, keinen verſtändigen Menſchen, der nicht Ihr Verfahren und Ihre Sitten mißbilligte; und das thun die am meiſten, die ſonſt Ihre Vorzüge ſehr geſchätzet haben. Ich, der ich ein kranker und kraftloſer Mann bin, werde Sie durch meine Beredſamkeit gewiß nicht umbilden, aber es war meine Pflicht, Ihnen alles dieſes zu ſagen, nicht aus Tadelſucht, ſondern aus Gewiſſen und aus Religion — und ich werde es Ihnen nie mehr ſagen, wenn Sie ſichs nicht auch ſelbſt ſagen.

G.

LIX.

Lieber Herr C * * *,

Unter den vielen Urſachen, warum ich ſeit etlichen Tagen böſe auf mich bin, iſt dieſes keine der geringſten, daß ich einen Brief von Ihnen ſeit ſo langer Zeit unbeantwortet gelaſſen; einen Brief, der mit Liebe und Achtung gegen mich angefüllt iſt. Und wodurch ſoll ich meinen Fehler wieder gut machen? Durch einen langen Brief? Durch Verſprechungen, daß ich oft an Sie ſchreiben, daß ich mich weder durch den Geiſt der Hypochondrie, noch des Katheders, noch des Autors von dem Vergnügen will abhalten laſſen, mit Ihnen zu reden, mit Ihnen über Ihr gelehrtes Exilium zu klagen, und Sie mit den Beyſpielen großer Männer zu tröſten, deren erſtes Schickſal auch Prüfung geweſen iſt? *Leibnitz* fällt mir den Augenblick ein, und nach ihm *Mosheim*. Sie mögen es nun denken, oder nicht: ſo iſt doch ihre Jugend der Jugend dieſer Männer ähnlich. *Leibnitz* wollte in ſeinem achtzehnten Jahre Doctor werden. Man ſchlug es ihm ab, und er gieng einige Zeit in ein gelehrtes Exilium. Ich kann die Parallel nicht weiter fortſetzen, weil ich *Lamprechts* Leben dieſes Mannes nicht bey der Hand habe. *Mosheim* predigte als Candidat einige Jahre in Lübeck, und hatte wenig Ausſichten zu einer Dorfpfarre, die er ſich wünſchte, u. ſ. w. Aber nicht ſo gelehrt. Ich bedaure Sie im Ernſte, lieber C..., daß Sie fern von Freunden, fern von den Gegenden des Geſchmacks und des guten Umgangs, die Jahre Ihres Frühlings verregiſtriren ſollen. Aber eben dieſes, daß Sie bedauert werden, daß Sie Freunde haben, nach denen Sie ſich ſehnen müſſen, und die ſich nach Ihnen ſehnen; daß Sie Geſchmack haben, und alſo leſen können, das iſt doch alles Troſt. Perfer et obdura, dolor hic Tibi proderit olim; das Letzte glauben Sie mir, und nicht den Poeten; das Erſte thun Sie, weil es Ihre Pflicht und Ihre Ruhe erfordert. —

Dieſer Brief iſt, dächte ich, ſehr lang, wenn alle Briefe lang ſind, in denen nicht viel ſteht. Ich ſchließe ihn alſo, und verſichere Sie, daß ich Sie liebe und hochachte, daß ich an Ihr gutes Herz, Ihren Fleiß, Ihr Genie, Ihre Liebe zu den Wiſſenſchaften, und was weit mehr iſt, zur Rechtſchaffenheit und Tugend, allezeit mit Freuden denke, und Sie in Gedanken ſegne. Das thue ich itzt, und bitte um Ihre fernere Liebe.

Leipzig, den 30. Jan.
1754. G.

LX.

An Herrn * *.

Aus der überſchickten Probe der franzöſiſchen Ueberſetzung, die Sie veranſtalten, kann ich noch nicht völlig urtheilen, mit welchem Glücke Herr * * überſetzet hat. Wenn der Ueberſetzer ſelbſt ein Poet iſt, und genug Zeit hat, für ſeinen eignen Ruhm und die Ehre unſrer Nation zu arbeiten: ſo kann man ſich alles von ſeiner Ueberſetzung verſprechen. Er wird das Natürliche, und das Leichte, das Naive, das Lachende, das Dialogiſche in der Sprache der Erzählung anbringen, ohne matt, ohne niedrig, ohne gezwungen zu werden. Er wird fühlen, daß der Werth des Gedanken oft nicht ſowohl in dem Gedanken ſelbſt, als in der Wendung, in dem Schwunge, den man ihm giebt, in der komiſchen oder lebhaften Stellung beſtehet; oft darinn, daß man ihn nur halb ſehn, und die andere Hälfte errathen läßt: kurz, in der Feinheit des natürlichſten Ausdrucks. Er wird alles dieß im Ueberſetzen ſehen und beobachten. Er wird eine Schönheit des Originals, die ſich nicht auf eben dieſe Art in der andern Sprache anbringen läßt, durch diejenige erſetzen, welche die andere Sprache darbietet. Er wird es oft verſuchen, bis er ſie findet, bis ſie recht in das Ganze hineinpaßt, ſo daß ſie nicht eingeſchoben, ſondern nothwendig da zu ſeyn ſcheint. Er wird dem Reime nie etwas von dem Gedanken aufopfern, noch durch die Tyranney des Reims ſich zwingen laſſen, etwas Ueberflüßiges, Mattes oder Kriechendes zu ſagen. Er wird, wenn er alle Treue eines Ueberſetzers beobachtet hat, auch die Probe nicht vergeſſen, daß eine gute Ueberſetzung klingen muß, als wäre es keine Ueberſetzung. Aber iſt nicht dieſes alles große Mühe? Ein Ueberſetzer, der unter der Laſt ſeiner Pflichten nicht erliegen, der ſein Original nicht ſchwächen will, hat beynahe mehr zu thun, als der Autor ſelbſt gehabt hat, und er verdienet weit mehr Ruhm, als man ihm insgemein zu ertheilen pflegt. Wenn ich indeſſen bedenke, wie unmöglich es beynahe iſt, aus Verſen in Verſe zu überſetzen, wie viel verloren geht, wie viel ſich unvermerkt hineinſchiebt, ſo iſt mir für den Ueberſetzer, aller ſeiner Mühe und Geſchicklichkeit ungeachtet, bange. Ich weis dieſe Sache aus der Erfahrung. Es verfliegt ſtets etwas von einem Spiritus, den man aus einem Glaſe in das andere übergießt; aber es iſt auch wahr, daß man ihn aus einem ſchlechtern Gefäße zu gleicher Zeit in ein ſchöneres bringen kann. Empfehlen Sie mich dem Ueberſetzer, und bitten Sie ihn, ſich nicht zu übereilen.

G.

LXI.

Liebſter Herr Graf,

Die Klage, die Sie in Ihrem letzten Briefe über Ihren Verſtand führen; die Klage, daß Sie ſich in einer gewiſſen Verlegenheit finden, Ihre Gedanken zu ſammlen, wenn Sie einer etwas wichtigern Materie nachdenken, und den Hauptpunkt nicht durch Nebenwege aus dem Auge verlieren wollen, iſt mehr rühmlich als nachtheilig für Sie, und ein Beweis, daß Sie nicht flüchtig, nicht mit Autorliebe denken. Allein die Geſchicklichkeit und Fertigkeit ſelbſt, ſo zu denken, wie Sie verlangen, iſt eine Frucht einer fortgeſetzten langwierigen und mit Hülfe gewiſſer Regeln angeſtellten Uebung. Unſer Verſtand erlangt ſeine Reiſe durch Nachdenken, durch das Leſen guter Schriften, durch Verſuche, durch den Umgang, und die Kritiken geiſtreicher und erfahrner Perſonen beiderley Geſchlechts; aber er braucht auch zu ſeiner Reiſe gewiſſe Jahre, die wir oft durch die beſte Erziehung nicht anticipiren können. Seyn Sie nicht ungehalten auf ſich ſelbſt; ich und viele wackre Männer erfahren das Schickſal, über das Sie ſich ſo aufrichtig beſchweren, ſehr oft, und bey aller Uebung, die wir angeſtellt haben, legt uns doch jede Materie, die wir überdenken wollen, neue Arbeit auf, und lehrt uns bey dieſer Arbeit nicht ſelten unſer Unvermögen. Wenn auch ebendieſelben Regeln im Denken bleiben, ſo verlanget doch jede neue Materie eine beſondere Anwendung dieſer Regeln, und dieſe Kunſt iſt uns ſtets bis auf den Augenblick verborgen, da ſich die Sache, die Materie, von der wir uns unterrichten wollen, unſerm Geiſte darſtellt. Getroſt, lieber guter Graf, Sie denken beſſer, als tauſend Ihres Standes, und Ihr Herz und Ihr Eifer ſind Ihnen Bürge, daß Sie von Zeit zu Zeit immer noch heller, noch ſtrenger und richtiger werden denken, und Ihre Gedanken ausbilden lernen. Leſen Sie nur fort, und zwar ſolche gute Schriften, wo der Umfang des Innhalts nicht ſo groß iſt, daß Sie ihn nicht bald ſollten überſehen, und ſich in Gedanken oder auf dem Papiere einen kleinen Plan, den Haupttheilen oder Hauptgedanken nach, entwerfen können. Nehmen Sie, zum Exempel, den Zuſchauer, den Aufſeher oder Vormund, den Jüngling; und wenn Sie im Leſen über ein Stück kommen, das Ihnen vorzüglich gefällt: ſo ergreifen Sie ein Blatt Papier, ſetzen Sie die Materie, den Satz hin, ſuchen Sie in der Abhandlung die Erklärungen und die Hauptbeweiſe auf; ſetzen Sie dieſe auch hin: ſo haben Sie einen kleinen Plan und die Ordnung, in der die Sache vorgeſtellt wird. Nunmehr bemerken Sie, wie Ihr Autor dieſe Hauptgedanken durch andere Nebengedanken, die auch in der Sache enthalten ſind, in ein gröſſer Licht geſetzet, ſie deutlich aber auch mit Kürze, gründlich aber auch mit Anmuth vorgetragen hat. Forſchen Sie, ob Sie von der Sache auch ſo helle und ſo fein gedacht haben würden, und lernen Sie dieſe Kunſt Ihrem Originale von Zeit zu Zeit ab. Nehmen Sie alsdann nach einigen Wochen, wenn Sie die Ausarbeitung vergeſſen haben, Ihren Plan vor, und verſuchen Sie, ihn mit Ihrem eignen Geiſte und Ihren eignen Worten auszuarbeiten. Dieſes iſt ein einfältiger Verſchlag, den Sie ſelbſt erweitern können. Ich bin ꝛc.

G.

LXII.

An den Herrn Hofrath **.

Ich kann den Herrn Sohn nicht von unſrer Akademie gehen laſſen, ohne ihm das rühmliche Zeugniß des Fleißes und der guten Sitten, das er vor vielen Andern verdienet, zu ertheilen; und ich thue dieſes mit dem größten Vergnügen, und zugleich mit der ſtrengſten Aufrichtigkeit. Sind die erſten Monate ſeines akademiſchen Lebens nicht die glücklichſten für ihn geweſen: ſo hat er die übrige Zeit ſeines hieſigen Aufenthalts deſto mehr zu ſeinem Glücke angewandt. Ich kenne ihn genau, ich habe ihn ganze Jahre faſt alle Tage geſprochen, und bin bis zur Freundſchaft mit ihm umgegangen. Ich kenne ſeinen Verſtand, ſein Herz und ſeine Geſchicklichkeit. Alles dreyes macht ihm Ehre, und Sie können dieſen würdigen Sohn nicht ohne Freude und Segen ſich entgegen eilen ſehen. Er iſt ein guter Wirth geweſen, und hat doch die Regeln des Wohlſtandes auf das genauſte beobachtet. Er hat die ſchönen Wiſſenſchaften getrieben, ohne die höhern zu verabſäumen. Er hat die beſten Geſellſchaften beſucht, und die wackerſten jungen Leute zu Freunden gehabt, ohne ſeinem Fleiße zu ſchaden; und ſelbſt ſein Fleiß iſt die Urſache geweſen, daß man ſeinen Umgang geſucht hat. Da ich gewiß weis, daß Sie kein Mißtrauen in mein Zeugniß ſetzen können: ſo weis ich auch gewiß, daß es Ihnen die angenehmſte Nachricht ſeyn muß. Wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn ich ein Vater wäre, und ein redlicher Mann ſagte mir ſo viel Gutes von meinem Sohne, und zwar aus Pflicht und Ueberzeugung! Ich wünſche Ihnen alſo zu dieſem ſo lieben Sohne, zu ſeinem glücklichen Abzuge von der Akademie, zu aller der Freude, die er Ihnen und ſeinem Vaterlande machen wird, von Herzen Glück, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn; und ſo ungern ich ihn verliere, ſo ſehr werde ich ihn ſtets lieben und hochſchätzen.

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung

1757. G.

LXIII.

Lieber Herr von Boſe,

Indem ich nur etliche Zeilen von Ihnen hoffe und wünſche, erfreuen Sie mich mit einem langen Briefe aus dem Innerſten Ihres Herzens geſchrieben, und deswegen für mich ſo ſchön, und für mein Vergnügen viel zu kurz. In der That verdiene ich Ihre Liebe; aber ſo groß, als ſie iſt, habe ich ſie noch nicht verdienet; und dennoch nehme ich ſie an, als ob ſie mir gehörte, und als ob ich ſicher wüßte, daß ich ſie zeitlebens würde behaupten können. Fahren Sie fort, mir dieſelbe in meiner Abweſenheit durch Briefe genießen zu laſſen, ich bitte Sie darum. Aber auf Unkoſten Ihres Fleißes will ich keine Briefe haben. Ich bin mit wenigen Zeilen und mit den Augenblicken zufrieden, die Ihnen Ihre Bücher und der Umgang noch frey laſſen. Mir iſt mehr Zeit übrig, ſo kann ich auch mehr und öfter an Sie ſchreiben. Ja, jede Stunde, die Sie bey unſerm W . . zubringen, ſoll mir ein Brief gelten. Eben dieſes, daß Sie die Freundſchaft dieſes Mannes ſchätzen, vermehrt mein Vergnügen und Ihr Verdienſt, und ſein Umgang iſt für Sie, ſo geſetzt Sie auch ſind, und für mich, ſo alt ich auch bin, immer eine Schule, und eine deſto nützlichere, je angenehmer ſie iſt.

Wie bald ich nach Leipzig kommen werde, mein lieber Boſe, dieſes ſteht auf gewiſſe Weiſe nicht mehr bey mir. Ich habe es, mich zu beruhigen, dem Rathe und dem Rufe meiner Freunde überlaſſen. Es iſt wahr, ich lebe, weil ich mich nicht genug beſchäfftigen kann, zu einſam; allein genug, daß ich an einem Orte lebe, wo man mich gern ſieht, und wo mich mein Schickſal hingeführt hat. Um nicht ganz unnütze zu leben, und einigermaßen dankbar zu ſeyn, unterrichte ich itzt täglich die beiden jungen Herren von Z . ., eine Arbeit, die, wenn ich ein ſtolzerer Gelehrter wäre, mir ſehr geringe vorkommen würde, und die mich doch, wenn ich an den Nutzen denke, beruhiget. Iſt man im vierzigſten Jahre wohl zu alt, um ſich mit ſeiner Weisheit bis zu dem zehnten und eilften

Jahre herab zu laſſen, und den Saamen derſelben in die Herzen der Kinder zu ſtreuen? Geſetzt, die Umſtände unſrer Akademie ſollten ſchlechter werden, als ich fürchte: ſo würde ich mich keinen Augenblick ſchämen, einen Hofmeiſter abzugeben. Beſſer ein arbeitſamer Informator, als ein müſſiger Profeſſor? Und wer kann immer Bücher ſchreiben? Ich am wenigſten; und die ausgeſtandne Krankheit hat mich auf lange Zeit zum Nachdenken und Sitzen unfähig gemacht. — Leben Sie wohl, meine Schüler kommen. Ich liebe Sie, und bin Zeitlebens Ihr Freund und Diener,

Bonau, den 5. Dec.
1757. G.

LXIV.

An Ebendenſelben.

Ich halte es allerdings für eine beſondre Vorſehung, daß Ihnen ein Antrag, wie der C... iſt, und noch dazu in dem Augenblicke geſchicht, da Sie Leipzig verlaſſen müſſen, und eine nähere Beſtimmung Ihres Schickſals erwarten. Gehen Sie nach C.., das verlange ich von Ihnen als Ihr Freund und ehemaliger Führer; ich hoffe ſicher, Sie gehen Ihrem Glücke entgegen. Aber wollen Sie erſt die Antwort von P.. erwarten?

Ich dächte nicht, ſondern ich erwartete Sie in dem Hauſe des Herrn von B..., nicht als Regierungsrath, ſondern als ein Fremder, der ſich bey Hofe bekannt machen will. Was iſt das für ein Herr von B...? Kenne ich ihn? Es muß ein wackrer, ein vortrefflicher Mann ſeyn, wie ich aus ſeinem ganzen Briefe ſehe, der mit ſo vieler Einſicht, Freundſchaft und Geſchmack geſchrieben iſt. Empfehlen Sie mich ſeiner Gewogenheit nachdrücklichſt. — Lieber Boſe, gehn Sie getroſt. Gott, den Sie fürchten, wird Sie allezeit wohl führen, geſetzt, daß auch dieſer Weg der nicht wäre, den Sie zu Ihrem künftigen Glücke gehen ſollen. Er gefällt mir unendlich beſſer, als der Weg der Reiſe in fremde Länder. Sie können nützen, ohne zu reiſen, und haben Lebensart, ohne ſie in fremden Ländern zu ſuchen. — — — Leben Sie wohl, und bleiben Sie ſtets der, der Sie zeither geweſen ſind, ſo werden Sie in allen Umſtänden des Lebens glücklich ſeyn, wenn Sie auch das Glück der großen Welt nicht machen. Ich umarme Sie, ſegne Sie im Herzen, und bin ewig Ihr Freund.

Störmthal,
den 10. April, 1760. G.

LXV. An

LXV.

An Ebendenſelben.

Jeder Brief von Ihnen überführt mich immer ſtärker, daß Sie unter meinen jungen Freunden einer der glücklichſten und dankbarſten ſind; und ſo lange Sie das edle Mißtrauen gegen ſich ſelbſt, und das große Vertrauen zu der göttlichen Hülfe fühlen, das Ihren letzten Brief erfüllt: ſo ſind Sie auf allen Wegen, wenn ſie auch noch ſo gefährlich wären, (und der Hof hat freylich die gefährlichſten) dennoch ſicher. Seyn Sie getroſt! der Freund, den Sie itzt entbehren, iſt Ihnen entweder zu Ihrer Tugend nicht nothwendig, oder ſein Dienſt wird Ihnen durch eine unſichtbare Hand erſetzet. Machen Sie ſich indeſſen Ihre abweſenden rechtſchaffnen Freunde oft in Gedanken gegenwärtig. Reden Sie mit Ihnen, fragen Sie ſie in zweifelhaften Fällen um Rath, und geben Sie nur auf das Acht, was Ihr eignes Herz im Namen des Freundes ſagen wird; und Sie werden Rath und Troſt finden. Unſer beſter Freund, liebſter Boſe, zu allen Zeiten und in allen Umſtänden, iſt doch die Religion. Dieſe lehrt unſern Verſtand nicht nur die Regeln der wahren Weisheit; ſie giebt auch unſerm Herzen Kraft und Luſt, dieſe Regeln auszuüben; und das letzte kann uns kein Freund, keine Philoſophie, kein menſchlicher Lehrer, auch der beſte nicht, gewähren. Seyn Sie alſo getroſt und ſtark durch die Kraft der Religion. Kommen Hinderniſſe, Gefahren, ſüße Reizungen ſo laſſen Sie ſich nicht erſchrecken. Sie ſind nie allein, denn jeder Tugendhafte hat ſeine unſichtbare Beſchützer. Der Engel des Herrn lagert ſich um die her, ſo ihn fürchten, und hilft ihnen aus; nicht blos aus leiblichen Gefahren; denn die geiſtlichen ſind ja die wichtigſten! Und wieviel vermag nicht das Gebet des Gerechten, wenn es ernſtlich iſt! Wer ſich auf ſein Herz und ſeinen Verſtand verläßt, ja der iſt allezeit ſchwach, wenn er ein Held ſeyn ſoll; aber wer ſich durch das Vertrauen auf die Hülfe des Herrn ſtärkt, und wacht, und betet, und kämpfet, der kann nie über Vermögen verſucht werden, und ruft in ſeinem Siege dankbar mit einem David aus: Gelobet ſey der Herr, der mein Gebet nicht verwirft, und ſeine Güte nicht von mir wendet! Ich freue mich, liebſter Boſe, daß ich dieſe Sprache mit Ihnen reden kann; eine Sprache, deren wir uns, wie im Umgange, ſo auch in vertrauten Briefen, nur gar zu oft ſchämen, und in der wir doch denken müſſen, wenn wir anders von unſerm wahren Glücke richtig denken wollen. Die Nachrichten von mir habe ich bis zum äußerſten Ende meines Briefs verſparet, damit ich ſie Ihnen gar nicht geben kann. Denn was würden ſie anders ſeyn als Klagen? Doch nein; der Chriſt, auch wenn er klagen könnte, ſoll lieber danken, als klagen, und Materie zum Danke hat auch das ängſtlichſte Leben noch. Ich empfehle Sie Gott, umarme Sie, und bin zeitlebens der Ihrige.

Leipzig,
den 6. November,
1760.

G.

LXVI.

An Ebendenſelben.

Ihr frommer Brief vom vierten October verdienet eine lange und geſchwinde Antwort, und je weniger ich das erſte leiſten kann, deſto mehr will ich das andre beobachten, und Ihnen an eben dem Tage für Ihren Brief danken, an dem ich ihn erhalten. Leider habe ich über mein Glück, über das Sie ſich ſo brüderlich erfreun, wenig Freude; aber genug, wenn ichs als eine unverdiente Wohlthat von Gott erkenne, und die erhaltne Penſion zu meinem und Andrer Beſten ſorgfältig anzuwenden mich bemühe. Ich bin noch krank, liebſter Boſe, das iſt gewiß. Indeſſen will ich nicht klagen, ſondern Gott preiſen, der auch die ſchwerſte Laſt nie über unſer Vermögen ſteigen läßt, und mit unſrer Schwachheit täglich Geduld trägt, wenn nur unſer Herz aufrichtig iſt. Er gebe Ihnen und mir das Glück, das wir Beide nach unſern verſchiednen Umſtänden wünſchen,

ſchen, und laſſe Sie die Früchte einer frühen Gottſeligkeit in einem langen, zufriednen und der Welt nützlichen Leben ſchmecken. Erfahrung auf der Bahn der Tugend bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Dieſer Troſt muß Sie in den künftigen Gefahren deſto muthiger machen, je glücklicher Sie durch Gott die Gefahren der erſten Jahre überſtanden haben. Helfen Sie aus Dankbarkeit nun denen fort, die dieſen Weg der Jugend erſt zurück legen müſſen, und werden Sie ihnen, ſo wie Sie können, Rath und Hülfe und Beyſpiel. Zu ihrer erhaltnen Domherrnſtelle wünſche ich Ihnen von Herzen Glück. O ja, liebſter Boſe, Ihr Leben hat ſehr viel ſichtbare Spuren der göttlichen Fürſorge; und wie glücklich ſind Sie, daß Sie dieſelben ſo dankbar bemerken, und inſonderheit diejenigen Wohlthaten am meiſten ſchätzen, die Andre oft am wenigſten wahrnehmen, ich meyne die geiſtlichen. Gott laſſe es Ihnen allezeit wohlgehn!

Leipzig,
am 8. October,
1761.

G.

LXVII.

Gnädige Frau,

So wenig Sie auch meine Dankſagungen für Ihre Gnade verlangen, ſo bleibt es doch meine Pflicht, ſie Ihnen abzuſtatten; und wer unterläßt gern eine angenehme Pflicht, auch wenn ſie nicht verlanget wird? — So weit, gnädige Frau, war ich in meinem Dankſagungsſchreiben gekommen, als ich durch eine Begebenheit unterbrochen wurde, die ich Ihnen nicht verſchweigen kann.

Mein Famulus trat herein, übergab mir einen Brief nebſt einem Päckchen und ſagte: „Eine „Frau, die ich nicht kenne, brachte dieſe Sachen." Ich erbreche den Brief; aber es ſteht kein Wort darinne. Ich erbreche das Packet, finde ein Schächtelchen, ein Arzneyſchächtelchen, deſſen Titel ein Lebenspulver verſprach, das für alle mögliche Krankheiten helfen ſoll. Nun dachte ich, das muß eine ſehr mitleidige Seele ſeyn, die dich ungebeten curiren will, und öffne das Siegel. Ich fand keine Arzney, aber das ganze Schächtelchen voll Louisdore, und bey dieſem Gelde war wieder keine Zeile. Ich ſehe nach dem Siegel; aber das Siegel war ein Kopf, der allen Menſchen ähnlich ſah. Ich rufe meinen Famulus: — Wo iſt die Frau hergeweſen, die ihnen dieſen Brief gegeben hat? — Das weis ich nicht. Sie ſagte, der Herr Profeſſor wüßte ſchon, von wem der Brief käme. — Alſo war ich berichtet. Vergeben Sie mir, gnädige Frau, daß ich Ihnen dieſe kleine Geſchichte ſo ſorgfältig erzähle, als ob ſie für Sie ſelbſt merkwürdig wäre. Wenigſtens würden Sie mir eine große Gnade erweiſen, wenn Sie mir einen Rath ertheilen wollten, was ich mit dieſem mir ziemlich verdächtigen Gelde anfangen ſoll. Es iſt mir Niemand etwas ſchuldig, und die Schuldner verſchweigen auch ihren Namen nicht. Geld in einer Arzneyſchachtel? Könnte das Geld, oder der Brief, oder die Schachtel wohl gar vergiftet ſeyn? Aber ich bin ja kein großer Herr, und ich habe auch in meinen Schriften Niemanden beleidiget, einige übereilte Stellen wider das Frauenzimmer ausgenommen; doch dieſe Stellen ſtehen in den Fabeln, und ſind auch Fabeln. Wie ſoll ich mich alſo vorſichtig genug bey dieſem Gelde verhalten? Soll ichs in meine Chatoulle legen, ſo könnte es vielleicht ungerechtes Gut ſeyn, und mir ein Unſegen werden? Es ſoll auf Ihren Ausſpruch ankommen, ob ichs behalten, oder lieber den Armen, oder Ihrer Königl. Maj. in P . . geben ſoll. Vielleicht iſt es ſelbſt eine Wohlthat von dieſem Herrn, wenn er etwan durch die dritte Hand erfahren hat, daß ich mich in . . ankaufen will. — Mir wird Angſt, gnädige Frau, ich weis nicht warum; und ich werde, ohne Ihren Rath abzuwarten, mich mit der Schachtel auf einen Wagen ſetzen, und das Geld bey Ihnen gerichtlich deponiren, bis ich mehr

Licht erhalte. In dieſem Falle darf ich auch meine angefangene Dankſagung nicht fortſetzen; denn Sie erzeugen mir doch wieder neue Gnade, wenn ich mit meinem Depoſito ankomme. Den Herrn Gemahl habe ich geſtern nach meiner Ankunft aufgeſucht; aber vor der Mahlzeit war er nicht zugegen, und um fünf Uhr war er abgereiſet. Eine neue Urſache zur Reiſe nach ..! Ich bitte alſo unterthänig, daß Sie mir auf dieſen Brief keine ſchriftliche Antwort ertheilen. Ich bin

Leipzig,
den 14. October,
1758. G.

LXVIII.

Theuerſte Freundinn,

Sie haben Ihr böſes Fieber wieder bekommen, und zwar bald nach meinem letzten Briefe? Das iſt traurig. Bald dürften Sie denken, daß ich Ihnen das Fieber ancorreſpondirte: und wer weis, ob Sie es nicht ſchon gedacht haben. Aber ich armer Menſch, ich bin wohl unſchuldig; und warum ſollten meine Briefe, meine treuherzigen Briefe, eine ſo böſe Wirkung thun? Nein, ich wage es getroſt, mitten in Ihrem Fieber an Sie zu ſchreiben. Hat doch ein Poet ehedem durch ſein Trauerſpiel ein Geſpenſt vertrieben, wer weis, ob ich durch meine Proſa nicht auch ein Fieber wegſchreiben kann. — „Aber das Trauerſpiel war ſchlecht.“ — Nun, deswegen machen Sie ſich keinen Kummer. Ich bin ſeit dem dritten Feyertage ſo hypochondriſch, daß ich mir zutraue, es mit jedem Menſchen in ſchlechten Briefen und Gedichten aufzunehmen, und, um witzig zu werden, mich ſelbſt zu übertreffen. Ich wollte nach Bonau reiſen, und machte alle Anſtalt, und blieb da. Ich wollte nach Wölkau mit meinem Bruder reiſen, und ſchickte nach dem Wagen, und blieb da. Ich wollte meinen Gönnern zum neuen Jahre Glück wünſchen, ich ſetzte mich nieder und ſchrieb an keine Gönner, ich ſchrieb an meine Freundinn, die das Fieber hat. So zweydeutig ſieht es heute und geſtern in meinem Herzen aus; und ich ſollte keinen Brief zuwege bringen können, vor dem ſich das Fieber fürchten müßte? — Aber, werden Sie fragen, warum ſind Sie denn ſo hypochondriſch? Ja, liebe Freundinn, dieſes kann ich Ihnen nicht ſo genau ſagen. Die Bücher — o hüten Sie ſich vor den Büchern! Die Civil- und Militairbeſuche; o wenn doch keine nach . . kämen! Die vielen Briefe, in denen nichts ſteht, als daß ich antworten ſoll, und auf die ich nichts zu antworten weiß; o hüten Sie ſich vor den Briefen, auch vor den meinigen, wenn Sie können. Ich las unlängſt, daß der Poet Campiſtron zugleich Sekretair des Herzogs von Vendome, und nicht gar zu ſorgfältig in Beantwortung der Briefe geweſen, und ich gewann den Mann heimlich lieb. Ich las fort, und fand, daß er bey dem Beſchluſſe eines alten Jahres mit vieler Mühe ein großes Packet Briefe verbrannt, und daß der Herzog, der ihm zugeſehen, geſagt habe: le voila tout occupé à faire ſes reponſes! Dieſer Gedanke, oder vielleicht die Sache ſelbſt, gefiel mir unendlich, und wer weis, ob ich morgen zum letzten Tage im Jahre meine unbeantworteten Briefe nicht größtentheils auch ſo geiſtreich beantworte; — Und ich, Herr Profeſſor, die Ihrigen vielleicht auch ſo — Von Herzen gern, nur dieſen nicht, wenn er etwan für das Fieber gut ſeyn ſollte. — Vier ganzer Seiten zu beſchreiben, und das mit Nichts? Ja wohl, liebſte Freundinn, das kann Niemand ſo leicht, wenn er nicht ſehr hypochondriſch iſt. Mein Herz ſagt mirs, daß Sie das Fieber izt verläßt, ich kann alſo mit Ehren ſchließen. Leben Sie wohl.

Leipzig,
den 29. December,
1758. G.

LXIX.

An den Freyherrn von Crauſſen.

So wie ich Niemanden weis, der ſich um meine Mutter verdienter gemacht, als Sie, großmüthiger Freund, ſo haben Sie auch unter allen meinen Freunden das Recht, ihren Tod zuerſt zu erfahren. Vor wenig Stunden erhielt ich die Nachricht davon, und kaum habe ich die erſten Regungen der Liebe und des Schmerzes durch kindliche Thränen befriediget: ſo ſchreibe ich an Sie; das Wichtigſte, was heute mein gerührtes Herz thun kann und will. Der Tod meiner Mutter iſt am 23ſten dieſes Monats erfolget; und ſie iſt geſtorben, wie ſie gelebet hat, ſanft und fromm. Ich bin zwar nicht bey ihrem Ende geweſen; aber ich weis es ſicher, daß ihr letzter Segen mich und Sie zum Gegenſtande gehabt hat. Im Namen dieſer Seligen alſo danke ich Ihnen, theuerſter Gönner und Freund, hiermit für die liebreiche Wohlthat, mit der Sie dieſelbe ſo viele Jahre erfreut, und in ihrem Alter geſtärket haben. Gott belohne Sie mit den Jahren meiner Mutter; ſie hat achtzig Jahre gelebet; und mit ihrem Ende; ſie iſt freudig und ſanft eingeſchlafen, und ihr letztes Wort iſt Dank und Preis Gottes geweſen. Es iſt meiner ſeligen Mutter unbegreiflich vorgekommen, wie ein Fremder ihr eine ſo große und langwierige Gutthat erweiſen könnte, die ſie nicht verdienet hätte, und ihr Sohn eben ſo wenig; wird es der Nachwelt nicht eben ſo unglaublich vorkommen, wenn ſie vielleicht erfährt, daß ein gelehrter Herr und Kenner der Wiſſenſchaften, außerhalb meinem Vaterlande, mir, ohne daß ich vorher ſeinen Namen gekannt, eine jährliche Penſion auf die großmüthigſte und verborgenſte Art angeboten, und da ich ſie verbeten, ſie meiner Mutter, die er aus meinen Brieſen gekannt, beſtimmt hat? Ich habe meine Mutter außerordentlich geliebet, und ſo werde ich ihren Wohlthäter auch bis an mein Ende außerordentlich lieben und verehren, und wie das erſte meine Schuldigkeit war, ſo thue ich auch im andern Falle noch nichts als Schuldigkeit. Ja, theuerſter Freund, ſo erkenntlich ich im Herzen bin: ſo bleibe ich doch ſtets ein Schuldner, der nicht weiß, wie er in der That dankbar ſeyn kann. Mit dieſer Empfindung bin ich zeitlebens.

Leipzig,
den 25. Januar,
1759.

G.

LXX.

An die Frau Gräfinn von * *.

In dieſem Augenblicke erinnere ich mich, daß morgen ein ſehr feyerlicher Tag für Sie einfällt. Möchte ich doch mit meiner Freude und mit meinem Glückwunſche der erſte ſeyn! Ja, theuerſte Gräfinn,

Noch oft wird dieſer Tag ein Feſt des Dankens ſeyn,
Noch oft des Grafen Herz erfreun,
Noch oft der Kinder Wunſch erneun,
Noch oft der Enkel Wolluſt ſeyn:
Da wirſt Du, Gräfinn, noch in langen langen Jahren
Des Lebens größtes Glück erfahren,
Das Glück der Lieb und Zärtlichkeit,
Der Tugend und Zufriedenheit,
Das Glück mit Kindern edler Gaben,
Die Welt und dich erfreut zu haben,
Das Glück mit den verliehnen Gaben
Die Menſchen gern beglückt zu haben,
Das Glück der oft vollbrachten Pflicht;
Mehr Glück hat dieſes Leben nicht.

1759. G.

LXXI.

Theuerſte Freundinn,

Was ſoll das bedeuten? Heute, Mittwochs, vor acht Tagen erhielt ich mit der Preußiſchen Poſt hundert Thaler; und eben itzt erhalte ich wieder hundert Thaler, unter eben dem Siegel und von eben der Hand. Ich bin erſchrocken, daß ich zittre; und ich erſchrecke noch mehr darüber, daß ich weder Freude noch Dankbarkeit genug bey meinem Geſchenke empfinde. Wer will mich wider mein Wünſchen reich machen? Und wie werde ich die Wohlthaten anwenden, die mich Gott ſo unverdient, durch unbekannte Hände empfangen läßt! Ich ſeufze um Geſundheit und Geduld, um Luſt und Kraft zur Arbeit; und ich bekomme einmal über das andre Geld. Ich gäbe gern alles, was ich habe, darum, wenn ich das Uebel, das mich dieſen Frühling wieder und weit heftiger befallen hat, von mir entfernen könnte. Soll ich lernen, daß alles in der Welt ohne Geſundheit keinen Werth für das Herz des Menſch hat; und daß Gelaſſenheit und Geduld unendlich größre Güter ſind, als Reichthum und Ehre? Ach, theuerſte Freundinn, die erhaltnen Wohlthaten ſind wohl Prüfungen für mich; aber auch, wenn ſie dieſes ſind, muß ich ſie mit Dank annehmen. Ich will gegen Andre gutthätig zu ſeyn ſuchen, wie es Andre gegen mich ſind, ohne Geräuſche und ſtets aus Religion und Dankbarkeit gegen Gott, unſern höchſten Wohlthäter. Dieſes will ich thun und nicht weiter forſchen, woher und warum ich ſo viel Geld erhalte. Ich ſchicke Ihnen das Billet mit, das bey dem Geſchenke lag; vielleicht leſen Sie es lieber, als dieſen meinen Brief.

1760. G.

LXXII.

Liebſter Häſeler,

Als ich heute, am grünen Donnerſtage, in den Gedanken der feyerlichſten Handlung der Religion, die ich eben verrichtet hatte, nach Großboſens Garten gieng, kam mir vor demſelben ein Briefträger mit dem Briefe an den ſeligen Schmebr entgegen. Ich erbrach ihn mitten auf dem Wege, las, erſchrack, las ihn noch einmal, ſah gen Himmel, und konnte weder beten noch weinen. Aber ich gieng zurück in mein Haus; und nun habe ich das erſte, und ich denke, auch das andre gethan. Alſo ſtehen Sie, mein theuerſter Freund, nahe an den Pforten der Ewigkeit? Gott, der barmherzige Gott, ſtärke Ihre fromme Seele im Glauben zum ewigen Leben, und laſſe die Tage, oder Stunden, die er Ihnen noch auf der Erde beſtimmet, zu Stunden der Standhaftigkeit im Leiden, zu Stunden

den des Troſtes und der Freude in Gott, Ihrem Heilande, und für die, die um Sie ſind, zu lehrreichen Stunden werden! O wie glücklich, wie überglücklich ſind Sie, beſter Freund, daß Sie freudig und ſelig zu ſterben durch die Religion gelernet haben! Ihr Brief, den ich itzt vor mir habe, Ihr Brief voll Chriſtenthum und Ergebung in den göttlichen Willen, iſt Ihre größte und rühmlichſte That auf Erden, und er ſoll nicht von mir kommen. Sie thun noch, indem Sie ſterben, einem Manne Gutes, der ſchon vor Ihnen zu Gott gegangen iſt, und da für ſeinen Wohlthäter betet. Sagen Sie ihm in der Ewigkeit dereinſt, daß Ihre letzte Wohlthat, die ihn nicht mehr gefunden, durch meine Hände andre Arme erquicket hätte. Ach, liebſter Häſeler, ich weine und umarme Sie im Geiſte, und ſegne Sie mit Wünſchen der Liebe, und erbaue mich aus Ihrem Briefe, aus Ihrer Gelaſſenheit und Ihrem Glauben. Ja, es gehört zu den Wohlthaten des heutigen Tages, daß ich Ihren Brief erhalten. Ich ſoll an meinen Tod denken, indem ich den Ihrigen fühle; ich ſoll für Sie beten, und mich zum Beweiſe der Liebe der Religion, über Ihre Seligkeit erfreuen, an dem Gedächtnißtage der Leiden des Sohnes Gottes erfreuen, der die Auferſtehung und das Leben, der ewig unſre Gerechtigkeit, und im Tode allein unſer Troſt und unſre Stärke iſt. Vor wenig Tagen las ich in einem gedruckten Schreiben des D. Young eine

Nachricht von dem Tode des großen Addiſon, die mich ganz entzückt und zugleich gedemüthigt hat. Als er auf ſeinem letzten Lager die Aerzte aufgegeben, und ſich allein zu Gott ſeinem Erlöſer gewandt, befahl er, daß man einen ſeiner jungen Anverwandten rufen ſollte. Er kam, Addiſon lag ruhig und ſchwieg. Ich komme, ſagte der Jüngling, Ihre letzten Befehle zu hören, die ich heilig erfüllen werde. Was haben Sie mir zu befehlen? Nichts, verſetzte Addiſon, Sie ſollen ſehen, in welchem Frieden ein Chriſt ſterben kann. — Und bald darauf ſtarb er. Ihr Ende, wenn es Gott beſchloſſen hat, gleiche dem Ende dieſes frommen Mannes, und meines ſey ſelig in Chriſto, wie das Ihrige!

Hat Gott uns ſeinen Sohn geſchenkt,
(So laß mich noch im Tode denken)
Wie ſollt' uns der, der ihn geſchenkt,
Mit ihm nicht alles ſchenken!

O was hätte ich an meinem Communiontage beſſers thun können, als an meinen ſterbenden Häſeler ſchreiben! Aber ich bin ſehr bewegt, ich weiß nicht, was ich Ihnen ſagen ſoll; ich möchte Sie wohl in dieſer Welt noch ſehen! In der ſeligen ſehe ich Sie; das hoffe ich zur Gnade Gottes. Dieſe ſey mit Ihnen und mir! Alſo leben Sie wohl, und alſo ſterben Sie, wenn Ihre Stunde kömmt, chriſtlich groß. Ich bin ewig Ihr Freund,

1760. G.

LXXIII.

Gnädige Gräfinn,

Herr S = = hat mir erzählet, mit wie vieler Gelaſſenheit und Ergebung Sie Ihre ſo ſchwere und langwierige Krankheit tragen. So ſehr ich Sie beklage, daß Sie ſo viel leiden, ſo erfreue ich mich auch zugleich, daß Sie ſo viele Menſchen an Weisheit und Religion und alſo auch an wahrer Glückſeligkeit übertreffen. Vielleicht ſchenkt Ihnen Gott bald die Geſundheit wieder; ich wünſche es nicht nur, ſondern ich hoffe es zuverſichtlich. Aber geſetzt, er verſagte ſie Ihnen länger: ſo fühlen Sie doch bey aller Ihrer Krankheit den Troſt, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Beſten dienen; und dieſer Troſt iſt nichts anders, als die Verſicherung, daß wir hier für ein ewiges Glück leben, zu dem wir bey allem unſern äußerlichen Unglücke nur deſto geſchickter werden. Ich weis wohl, daß dieſer Troſt nicht immer gleich ſtark in uns iſt; aber in einem ſo edlen und unſchuldigen Herzen, als das Ihrige iſt, kann er auch unter anhaltenden Schmerzen nie ganz ſchwach werden. Vielleicht ſehen Sie in Ihren künftigen Jahren die beſondern Urſachen, warum Sie in der Blüte Ihres Lebens die Laſt der Krankheit haben tragen müſſen. Gewiſſe große und der Welt ſehr nützliche Tugenden können ohne Widerwärtigkeiten nicht gebildet werden; und die das Glück vieler Andern werden ſollen, müſſen oft erſt einige Zeit mit dem Elende dieſes Lebens kämpfen. Ich bin mit der vollkommenſten Ehrerbietung

1760. G.

LXXIV.

Theuerſte Freundinn,

Ich bin in Bonau, und wenn ich Ihnen auch nicht verſprochen haben ſollte, von hier aus zu ſchreiben: ſo fühle ich doch, daß es auch ohne Verſprechung meine Pflicht iſt. Ich mache den Anfang meines Briefs mit einer kleinen Reiſebeſchreibung.

Den 10. May gieng ich mit Quaſi-Poſtpferden, nachdem ich von halb fünf Uhr bis um ſieben auf ſie gewartet hatte, in der Geſellſchaft meines Famulus und noch eines Studenten, herzlich unzufrieden nach Rippach ab. Der Himmel war ſehr neblicht, aber mein Kopf war es noch mehr. Ohne Pelz fror ich, und im Pelze wollte ich verſchmachten. Meine drey Pferde, ein weiſſes, ſchwarzes, und braunes, ſchliefen im Gehen, und der Poſtillion verſicherte mich, daß er krank, noch viel müder als ſeine Pferde, und auf meine Reiſe gar nicht wohl zu ſprechen ſey. Ich trug alles dieſes mit einer mürriſchen Geduld, aß vor Unzufriedenheit eine halbe Semmel, die mir ſehr bitter ſchmeckte, und kam endlich in Markranſtädt an, wo die Pferde getränket und ein Schmidt und ein Wagner herbey gerufen wurden, um eine Beſichtigung an meinem Wagen, der dem Grafen H.. gehörte, anzuſtellen. Der Poſtillion behauptete, der Wagen würde nicht bis Rippach halten, wenn er nicht gemacht würde. Vermuthlich wollte er Zeit zur Erholung für ſich und ſeine Pferde gewinnen; und der Schmidt ſagte, wenn er nicht drey bis vier neue Schrauben von ſeiner Arbeit an dieſen Wagen anſetzte, ſo würde er auf immer unbrauchbar bleiben. Mit dem Wagner ließ ich mich gar nicht ein, denn er ſagte, der Mann, der dieſen Wagen gebaut, müßte gar keinen Menſchenverſtand, und der ihn gekauft hätte, viel Geld übrig und nicht viel Verſtand mehr als der Meiſter gehabt haben; kurz, ich war in der Gewalt des Schmidts, der eine Schraube nach der andern abriß und neue machte, und ſie anſetzte, und mich einmal über das andre anfuhr, daß ich mit einer ſolchen Chaiſe zu fahren mir kein Gewiſſen machte. Indem ich alſo hielt, kam die Frau von ... mit ihrer Familie, ſieben Perſonen in Einem Wagen. Ich mußte nothwendig aus dem meinigen ausſteigen und ſie becomplimentiren. — Wo wollen Sie denn hin, Herr Profeſſor? — Nach Bonau, gnädige Frau. — Wo liegt das Bonau? — Bey Weiſſenfels, Naumburg und Zeitz — Es kann doch nicht bey allen drey Orten liegen? — Ach ja; es liegt bey allen dreyen: ich kann es nicht ändern. — Was wollen Sie denn in Bonau? — Nichts, auf der Welt nichts, gnädige Frau. — Ich ſchickte geſtern in Leipzig nach Ihnen, Herr Profeſſor: da ließ man mir ſagen, Sie wären in . . bey . . . Sie reiſen ja recht herum — Leider! und Sie ſind nicht ſicher, daß ich nicht zu Ihnen komme, wenn der Krieg noch länger dauert. — Herr Profeſſor, fieng eine von den Fräulein an, Sie ſtehen ja mit Damen in Briefwechſel? — Ich? mit Damen? — Ja ſehen Sie — ein allerliebſter Brief — Ich mochte gerne nicht ſehen noch wiſſen, was ſie für einen Brief meynte, oder wie ſie dazu gekommen wäre: genug, dieß Compliment und das Hämmern des Schmidts brachten mich vollends um alle meine Gelaſſenheit. Ich konnte auch der gnädigen Frau auf alle Fragen nichts weiter antworten, als Ja und Nein, und Nein und Ja. Dieſes hatte die Wirkung, daß ſie den Poſtillion fortfahren und mich glücklich nachkommen hieß. Es geſchah auch. Ich erreichte Rippach um zwölf Uhr. Aber zu meinem Schrecken erblickte ich mich hier unter lauter Freyhuſaren und Freybeutern. Ich bat den Poſtmeiſter innſtändig, daß er mich bald fortſchaffen und mir eine Stube allein geben ſollte. Kommen Sie, ſagte er, in meine Schlafkammer, ſonſt iſt kein Winkel mehr leer. Ich gieng hinein, beſeufzte mein Schickſal, daß ich nichts zu eſſen bekommen und doch auch keine Pferde haben konnte. Hier ſaß ich alſo, und nun traten ſechs Officiere unangemeldet in mein Zimmer. Ich ſtehe auf und bücke mich. — Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Herr Profeſſor, fieng der erſte an. Dieß hier iſt der Rittmeiſter K . ., ein großer Verehrer Ihrer Schriften, und ich bin der General S . . . . Wo gedenken Sie hin? — Nach Bonau, Herr General, komme ich ihnen etwan verdächtig vor? — Nichts weniger. Sie mögen wohl oft in Bonau ſeyn? Um Vergebung, wie hat ihnen das bekannt werden können? Eben ſo, Herr Profeſſor, wie mirs bekannt iſt, daß ſie oft in . . ſind, und oft Beſuche von ſolchen Leuten haben, wie der Rittmeiſter K . . iſt. — Nunmehr trat der Rittmeiſter näher auf mich zu, mit einem ſehr freundlichen Geſichte, und ſagte mir, daß er mich ſehr lieb habe, und mich gern läſe. — Herr Profeſſor, fuhr der General fort, ich bitte Sie, daß Sie dieſen Mittag mit mir ſpeiſen; alsdann will ich Sie ruhig nach Bonau reiſen laſſen. — Nun dachte ich, das wird eine ſchöne Mahlzeit werden. Aber was hilfts? — Gehe mit, ehe man Gewalt braucht. Ich ſpeiſte alſo mit dieſen Herren im Garten. Das Eſſen war ſehr gut, und der Rittmeiſter und der General begegneten mir mit vieler Freundſchaft; ich aber konnte nicht eſſen und nicht trinken, ſo ſehr ſie mir auch zuredeten. Immer dachte ich, ich würde die ganze Nacht hier reſidiren müſſen, und dieſe Furcht gab mir, wie ich vermuthe, ein ſo mürriſches Anſehen, daß ſie ſich wohl ſehr über den menſchenfreundlichen Profeſſor wundern mochten: denn ſie ſahen mich immer einer um den andern aufmerkſam an. Zu meinem Glücke bließ in der Hälfte der Mahlzeit ein Poſtillion. Halten Sie mirs zu Gnaden, Herr General, fieng ich an, der Poſtillion ruft mich; und ſogleich ſtund ich auf, und zitterte heimlich vor der Arretirung. Aber nein, theuerſte Freundinn; der General ließ mich ſehr gütig von ſich, und ich muß es rühmen, daß ich an ſeiner Tafel kein unanſtändiges Wort gehöret habe. Ich lief geſchwind durch den Garten, ſprang in den Wagen, und ſagte zum Poſtillion: Fahrt zu, ich gebe euch doppelt Trankgeld. Alle Vorpoſten wollten mich aufhalten. — Wo kommen Sie her? — Wo werde ich herkommen? Von der Tafel des Generals. — Sind Sie der Herr Profeſſor Gellert? — Ja wohl. — Nun ſo fahren Sie ruhig, wir haben Ordre, Sie nicht aufzuhalten. Fahrt zu Poſtillion! fahrt zu, rief ich aufs neue, indem ich voll Dank meinen Hut gegen die guten Huſaren abzog. Der Poſtillion fuhr, was er konnte, und hörte gar nicht mehr, die Vorpoſten mochten rufen, wie ſie wollten. Ich kam alſo wie im Trunke nach Bonau. Hier fand ich die gnädige Frau krank, und zwar krank über das Schrecken, das ihr den 8. May zwey Huſaren von demſelben Corps gemacht hatten. Einer hatte ſie erſchießen, der andere erſtechen wollen, und ſie ſelbſt war von allen ihren Leuten, die von den Huſaren durch Prügel waren verſcheucht worden, verlaſſen, die Kammerjungfer ausgenommen. Ich erzählte dieſer armen Dame meine in Rippach gemachten Bekanntſchaften, und ſie ſah meine Ankunft für ein Glück an. Kurz, ich nützte mein Anſehn und ſchrieb, (an wen dächten Sie?) an den Rittmeiſter K * *, und bat, daß er keine ſolche tyranniſchen Huſaren mehr nach Bonau ſchicken ſollte, wenn er mich anders lieb hätte. Ich hoffe von dieſem Briefe gute Wirkung. Vielleicht kann auch einmal ein demüthiger und friedfertiger Autor eine Dame beſchützen, die alle Landſtände vor ſolchen Anfällen nicht würden ſchützen können. Sie hat ſich, da ſie nicht mehr in Furcht iſt, größtentheils erholt, und mir ſelbſt befohlen, es Ihnen zu melden, in welcher Gefahr ſie zeither beynahe ſeit vier Wochen geweſen. Dieß habe ich nun, deucht mich, ſehr treulich gethan. — Itzt will ich alſo ſpatzieren gehen, und wünſchen, daß keine Huſaren wieder kommen. — Leben Sie wohl.

Bonau, den 12. May,
1760.

G.

LXXV.

An Ebendieſelbe.

Ich liege noch immer zur Bedeckung in Bonau, und in der That iſt zwiſchen mir und einem Huſaren itzt eben kein großer Unterſchied. Erſt hatte ich meinen Quartierſtand in . ., alsdann in . ., und nun ſtehe ich in Bonau; und alles, weſſen ich mich bey meiner Freybeuterey rühmen kann, iſt, daß ich den Leuten nichts mit Gewalt nehme. Gleichwohl zehre ich auf Koſten meiner Wirthe, und bringe ſie über dieſes um die Zeit, ja ich bin in einer gewiſſen Betrachtung noch ſchlechter, als ein Huſar; denn anſtatt daß dieſer Tag und Nacht in Bewegung ſeyn muß, ſo bin ich Tag und Nacht im Müßiggange. Bey dieſer Lebensart kann unmöglich viel Segen ſeyn, und daher mag auch wohl die heimliche Unruhe kommen, die ich auf meiner Stube, im Garten, und überall fühle. Ich ſehe die Baumblüthe vor mir, und ſie lacht mich nicht an. Ich höre die Nachtigallen, und bleibe immer kaltſinnig. Ich gehe nach Meineweh in das Faſanenholz, und es iſt, als ob mir jeder Baum etwas vorzuwerfen hätte. Aber werden Sie ſagen, wenn ſie alles das fühlen und einſehen, warum gehen ſie nicht zurück nach Leipzig, wo ſie hingehören? Warum ich nicht zurückgehe? — — Die Frau von Z . . will mich nicht fortlaſſen. Sie ſpricht, ich würde vor den Feyertagen nichts in Leipzig thun; und ich, ich will dennoch fort, ſo ſehr die gute Dame das Gegentheil will. Welcher Wille wird gelten? Heute iſt Dienſtag; nun muß ſichs bald ausweiſen. Leben Sie wohl.

Bonau, den 20. May,
1760. G.

N. S. Hier ſchicke ich Ihnen die Antwort des Herrn Rittmeiſters von K . . . So lange ich hier bin, haben wir Ruhe gehabt.

LXXVI.

An Ebendieſelbe.

Nun bin ich vollkommen gedecket. Ich habe Fußvolk und Reuterey, die Grenadier und die Garde, ich habe alles; denn ich habe vier Lazarete, ſo nahe als man ſie haben kann, und mein ganzer Hof iſt mit Soldaten angefüllt, von denen viele kränker und viele auch geſünder ſind, als ich bin. Man kocht und bratet und wäſcht um mich herum. Man lacht, man weint, man ſingt, man flucht, man betet, alles durch einander. Man löſet hier einen Arm ab, und ſetzet dort einen Fuß an. Der Eine redet von der Schlacht bey Torgau, und hält ſie für die blutigſte; der Andre zieht die von Collin noch vor. Der Eine redet von ſeinem Fleiße auf der Univerſität Halle und Jena, und der Andre verſichert, daß er weder ſchreiben noch leſen könne. Der Eine lobt meine Schriften, und weiſet auf mein Kammerfenſter; und der Andre lacht mich aus. Kurz, die Scene wird zu ernſthaft, und die Nachbarſchaft zu groß und zu gefährlich. Ich muß fliehn, ſo ſauer mirs auch ankömmt, mein ſonſt einſames ſchwarze Bret zu verlaſſen. In der Stadt iſt vielleicht kein Haus ſicher, und das noch ſicher iſt, nimmt mich darum nicht auf. Alſo muß ich aus der Stadt, und wohin? Nach Bonau? Aber Bonau iſt fünf Meilen, und was will ich ohne Beſchäfftigung in Bonau anfangen? Der Müſſiggang iſt ſo gut, als ein Lazaret, und vielleicht noch ſchlimmer. Doch genug; daß Sie wiſſen, daß ich bald von hier gehen werde, wenn ich Ihnen auch heute nicht ſagen kann, wohin. Leben Sie indeſſen vollkommen wohl.

Leipzig, den 3. Dec.
1760. G.

LXXVII.

An Ebendieſelbe.

Um Leipzig zu entfliehn, gehe ich nach ‥, und um ‥ zu entfliehn, den andern Tag wieder nach Leipzig; das iſt ſonderbar und zugleich traurig für mich. Hier ſitze ich nun, trage meine eigne Laſt, die nicht klein iſt, und die Laſt der Beſuche, die mir faſt unerträglich wird. O Ruhm, was biſt du für ein Uebel! Die dich nicht haben, grämen ſich, und die dich haben, beſeufzen dich. Ein Brief über den andern wünſchet mir Glück zu der Gnade des Königs. Ja, liebſte Freundinn, es iſt nicht zu glauben, und doch wahr, ich komme tauſend Leuten erſt ehrwürdig vor, ſeit dem der König mit mit geſprochen und mich gelobt hat; und iſt denn ſein Lob vor dem Richterſtule der Vernunft und des Gewiſſens wirklich mehr, als der Beyfall eines andern Menſchen? — So viel den 30. December 1760.

Den 31. December. Der letzte Tag im Jahre, und alſo auch der letzte Brief dieſes Jahres, den ich an Sie ſchreibe! Und dieſe dreyhundert und fünf und ſechzig Tage, merkwürdige Tage für Sie, und noch mehr für mich, ſind alſo vorbey?

Ja, wiederum ein ganzes Jahr vollbracht!
O ſchau mein Geiſt in dieſes Jahr zurücke,
Denk an dein tauſendfaches Glücke,
An jeden frohen Tag, an jede ſanfte Nacht;
Und danke du, bey jedem Blicke
Auf dein und deiner Freunde Glücke,
Dem Gott, der deines Glücks gedacht.
Dann ſchau auf deine böſen Tage,
Und zähle ſie und freue dich;
Sie ſind vorbey. O ſieh, wie manche Plage,
Die dich ſo lange drückte, wich,
Und die noch blieb, verminderte doch ſich!

Und jedes Kreuz, war dieß nicht Glück für dich?
So danke Gott auch für die böſen Tage!
Für die Geduld, die dich das Leid gelehrt,
Für das Vertraun, in dem es dich bewährt,
Für das Gebet, für jede fromme Klage,
Die Schmerz und Elend dich gelehrt.
So denk und tritt auf deines Lebens Pfade
Ins neue Jahr mit Dank und Muth,
Empfiehl dich Gott und ſeiner Gnade,
Was er verhängt, iſt alles gut,
Aus Liebe hat er dir verborgen,
Was künftig iſt, Glück oder Leid.
Drum ſorg nicht für den andern Morgen.
Sey fromm und froh! Dieß ſind die ganzen Sorgen
Des Lebens und der Seligkeit.

Dieſe Verſe, liebſte Freundinn, die erſten und letzten im Jahre 1760, mögen die Stelle eines Briefs vertreten; wenigſtens ſind ſie die natürlichſten Gedanken bey dem Schluſſe eines Jahres. Sie werden ſich freuen, ich weis es, daß meine Gedanken die Ihrigen ſind, und es iſt kein beſſer Mittel, das neue Jahr froh anzufangen, als wenn man das alte ernſthaft beſchließt. In der That iſt mein Herz ſo unartig, daß es heute lieber klagen, als danken möchte; aber ſo gut, oder vielmehr ſo ſchlimm, ſoll es ihm nicht werden. Es iſt wahr, dieſes Jahr iſt eines der traurigſten meines Lebens geweſen; ja ich kann noch mehr ſagen, ſeine Laſt iſt mir größer geweſen, als die ganze Laſt aller der vierzig Jahre, die ich unter mancherley Unfällen durchlebt habe. Aber genug, dieſes Jahr iſt überſtanden, und wer hat es mir überſtehen helfen? Könnte ich alles überſehen, ſo würde ich vielleicht wahrnehmen, daß eben dieſes bittre Jahr die größte Wohlthat ſey, für die ich Gott am meiſten zu danken hätte. Wir kennen uns ſo wenig, und was uns wahrhaftig gut iſt, auch ſo wenig, daß wir oft unſer Glück für Unglück anſehn, weil wir nur an den gegenwärtigen Schmerz und nicht zugleich an das Vergnügen denken, das aus dieſem Schmerze für uns gebohren wird. Dank und Preis ſey alſo Gott auch für dieſes traurige und ſchmerzhafte Jahr, und für alle Demüthigungen ſeiner Hand, und für allen Troſt in den böſen Stunden! Um froh zu ſterben, will ich leben; geſetzt, daß ich auch nicht ganz froh leben kann, genug, wenn ich ohne Ungeduld und mit Hoffnung leben kann. Ich will Ihnen die Wünſche, die ich für Sie und Ihr ganzes Haus thue, nicht namentlich herſetzen. Ich will dieſe Pflicht im Stillen ausüben, und mich im voraus freuen, daß es Ihnen nicht nur auf dieſes Jahr, ſondern auf viele lange Jahre und immerdar wohlgehen wird. Dieſes gebe Gott; und ſo leben Sie denn wohl, voll Muth und Hoffnung, denn Sie ſind allemal glücklich!

G.

LXXVIII.

Liebſter Herr von R * *,

Sie machen mir wegen meines Charakters einen großen Lobſpruch in Ihrem Briefe, und wie glücklich würde ich ſeyn, wenn mir mein Herz ſagte, daß ich das wäre, was ich nach Ihrer Meynung bin! Allein mein Herz ſagt oft nein. Indeſſen iſt es mein Wunſch, der Mann zu ſeyn, der ich ſeyn ſoll, ja es iſt auch mein Beſtreben. Dieſes iſt es alles, was ich mir mit Wahrheit nachſagen kann; und wenn ich endlich beſſer wäre, als ich nicht glaube, wem hätte ich mein Gutes zu verdanken? Gewiß nicht mir. So aufrichtig alſo auch Ihr Lobſpruch iſt, mein lieber Herr von R ⸗ ⸗, ſo hat er mich doch weit mehr gedemüthiget, als erfreut; aber dennoch muß ich Ihnen dafür danken, und ich thue es mit dem freundſchaftlichſten Herzen. Zugleich verſichre ich Sie, daß ich Sie, nachdem ich Sie perſönlich habe kennen lernen, noch weit mehr liebe, als vorher durch alle günſtige Beſchreibungen, die mir der Herr von B ⸗ ⸗ von Ihnen gemacht; denn ich kenne Sie nunmehr ſelbſt als einen Freund der Wiſſenſchaften und Verehrer der Religion und als den angenehmſten Geſellſchafter. Gott laſſe Sie lange zum Beſten Ihrer Freunde, und zum Glücke Ihrer Unterthanen, und zum Troſte Ihrer Gemahlinn leben, und tauſendfaches Gutes ſtiften! Ein ſolches Leben iſt eigentlich ein wahres Leben.

Mein Aufenthalt in Bonau, der drey Wochen gedauert hat, iſt für mich zwar nicht der ruhigſte geweſen, aber ich würde undankbar ſeyn, wenn ich die frohen Stunden vergeſſen wollte, die ich auch an dieſem Orte genoſſen. Kaum war ich wieder in Leipzig, ſo überfielen mich die Beſchwerungen, die ich gemeiniglich im Frühlinge dulden muß, auf das heftigſte, und die Woche vom 1. bis zum 7ten Junius iſt eine der ſchrecklichſten meines Lebens geweſen. Aber ich hoffe zu Gott, das Meiſte überſtanden zu haben, und preiſe ſeine Güte, daß es überſtanden iſt. Er gebe mir nur Vertrauen und wahre Geduld in den böſen Tagen. — Leben Sie wohl, liebſter Freund.

Leipzig, den 10. Jun.
1760. G.

LXXIX.

An Ebendenſelben.

Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe ſagen, iſt in der That ſehr ſchön, aber in der Beziehung auf mich doch viel zu rühmlich. Es iſt wahr, ich habe vieles nicht, was ich wünſche, und was vielleicht Andre beſitzen, die es übel anwenden; aber ich habe doch unendlich mehr, als ich verdiene. Wer hat die Strophe geſagt?

Willſt du zu denken dich erkühnen,
Daß Gottes Güte dich vergißt?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals was uns ſchädlich iſt.

Wenigſtens kann doch das Elend zur Uebung unſrer Tugend dienen, und in Abſicht auf die Wirkung betrachtet, die das Elend nach ſich ziehn ſoll, iſt es auch Glück. Alle Züchtigung, ſo lange ſie da iſt, ſcheint uns freylich nicht Freude zu ſeyn, aber nachmals wird ſie eine friedſame Frucht der Gerechtigkeit, denen geben, die dadurch geübet ſind. Dieſe tröſtliche Wahrheit lehrt uns die Religion, wenn ſie auch der Vernunft nicht helle genug ſcheinen ſollte. Es iſt wahr, liebſter Freund, mein Leben wäre vielleicht mehr Ruhe, wenn mich eine liebe Gefährtinn durch daſſelbe begleitete, aber nur vielleicht, vielleicht hätte ich unglücklich gewählt. Vielleicht hätte meine Frau nicht ganz nach Wunſche gewählt. Nunmehr iſt mein beſſres Leben vorbey, und dieſer Gedanke verſchwindet; aber genug, wenn mir Gott das Glück giebt, mein noch übriges Leben zu einem ruhigen Tode zu verleben; ſo habe ich ja unendlich viel, ſo habe ich alles. —

Die Gelaſſenheit, lieber Herr von R--, mit der Sie Ihren erlittnen Verluſt tragen, iſt mehr werth, als ein ganzes Ritterguth, ſo wie das alte Sprichwort: Krieg und Brand, ſegnet Gott mit milder Hand! reicher an Troſte und Wahrheit iſt, als hundert witzige Sentenzen. — — Ich bezeige Ihrem würdigen Herrn Vater, Ihrer Frau Gemahlinn, und der Frau von K … meine Ehrerbietung und Freundſchaft.

Leipzig, den 29. Nov.
1760. G.

LXXX.

An Ebendenſelben.

Leipzig, den 2. Dec.
1761.

Ich bin ſo wenig der Verfaſſer der moraliſchen Erzählungen, daß ich ſie nicht einmal genau kenne. Alſo hätte ich die erſte Hälfte Ihres Briefs ſehr entſcheidend beantwortet. Möchte ich doch auch die andre Hälfte: Was leſe ich, und wie ſoll ich leſen, daß ich weiſer und beſſer werde? — ſo leicht und zuverſichtlich beantworten können! Aber das iſt eine ſchwere Frage; eine Frage, die ich aus Freundſchaft Ihnen vor tauſend Andern gern beantworten möchte, und die ich vielleicht nicht halb beantworten kann. Dennoch, was quäle ich mich? Sie kennen gewiß die beſten Bücher aus der theologiſchen, moraliſchen, hiſtoriſchen und phyſiſchen Claſſe; und das ſind eigentlich die Bücher, die unſern Verſtand und unſer Herz vorzüglich bilden und beſſern können. Wie man leſen ſoll, das wiſſen Sie ja auch ohne mich. Wer die beſten Bücher oft und viel mit Achtſamkeit lieſt, wieder lieſt, in der Abſicht lieſt, ſie auf ſeinen Verſtand und ſein Herz und ſein Leben anzuwenden, ſich das Vorzüglichſte anmerkt, oft ſelbſt aufſchreibt, und ſich fleißig daran erinnert; der hat gut geleſen.

Endlich, liebſter Freund, braucht man, um weiſe zu leben, nicht ſowohl viel zu leſen, als die Regeln der Weisheit ſorgfältig, fortgeſetzt und täglich auszuüben. Der Unterricht in der Tugend und alle Beweisgründe von der Vortrefflichkeit derſelben geben uns die Kraft und das ernſthafte Beſtreben nicht, die Tugend ſelbſt zu erlangen. Sie können uns wohl dahin bringen, einige Verſuche im Guten zu wagen, ſchwache Verſuche, die bald mißlingen, und uns ſehr ſauer werden; aber das wahre Vermögen und der anhaltende Eifer zum Guten iſt nirgends als in der Religion enthalten. Wie dieſe von Gott iſt, ſo iſt auch die Kraft, die unſer Herz ändert, beſſert und tugendhaft macht, ein göttliches Geſchenke, das uns durch die ſorgfältige und tägliche Betrachtung und Beobachtung der Wahrheiten der Religion und durch Gebet von Gott mitgetheilet, und ſtufenweiſe vermehret wird; ſo daß wir, je mehr wir dieſe Gabe eifrig üben und anwenden, auch alſo immer durch unſer ganzes Leben an Weisheit, Erkenntniß und Tugend zunehmen.

Wir bleiben indeſſen unvollkommne Geſchöpfe, die täglich fehlen. Aber unſre Tugend ſoll uns auch nicht gerecht vor Gott machen, unſre Tugend iſt nur eine Frucht des Glaubens, der unſer Herz reiniget, und unſer Gewiſſen durch den Beſitz eines unendlichen Verdienſtes und der freyen Gnade Gottes beruhiget. Wer alſo die Schrift oft mit achtſamer und williger Seele lieſt, und mit ihr etliche wenige gute Bücher, in denen die Wahrheiten der Religion im Zuſammenhange vorgetragen, oder ihre Lehren und Gebote erkläret, und dem Verſtande und Herzen überzeugend und eindringend vorgehalten, oder auch andre hiſtoriſche und kritiſche Kenntniſſe beygebracht werden, die zur Einſicht in die Schrift und ihren Innhalt vornehmlich dienen; von dem kann man ſagen, daß er genug lieſt, um immer weiſer und beſſer zu werden. Dieſes iſt ſo wahr, daß das mannichfaltige Leſen oft nur eine Zerſtreuung unſrer erlangten Einſicht wird, ſo wie das beſtändige Leſen und die ſonſt rühmliche Begierde immer noch Ein gutes, noch Ein ſchönes Buch mehr zu leſen, oft nichts als Wolluſt und Flucht vor einem thätigen Leben iſt. Indeſſen bleibt es immer gewiß, daß die, welche mehr Muße und Freyheit von beſtimmten Geſchäfften haben, auch eine Pflicht mehr tragen, ein gutes Buch zu leſen und zu nützen. Dieſer guten Bücher, liebſter Freund, haben Sie, ſo viel ich weis, viel. Geſetzt, Sie hätten ihrer nur hundert, und Sie läſen ſie drey, vier, fünf und mehrmal: ſo würde es ſo viel ſeyn, als ob Sie ihrer ſo viel hundert hätten, ja Sie würden mehr Vortheile von Ihrer Lectüre haben, als der gierige Leſer, der ſie zu ganzen Tauſenden lieſt, und in der Abſicht, ſich zu beſſern, ſein Leben verlieſt. Da Sie aber einmal ſo viel Vertraun in meinen Rath ſetzen: ſo wünſchte ich, daß Sie mir ein Verzeichniß Ihrer kleinen oder großen Bibliothek ſchickten. Auf dieſe Weiſe würde ich entweder Ihr Verzeichniß nach meinem Geſchmacke ergänzen, oder Ihnen diejenigen Werke vornehmlich empfehlen können, die ich für die beſten und brauchbarſten halte. — — Leben Sie wohl.

G.

LXXXI.

An Ebendenſelben.

Leipzig, den 1. Jan.
1762.

So wenig ich auch das Geld liebe; ſo hat mich doch Ihr Geſchenke, eben weil es von Ihnen kam, unerwartet, am letzten Tage des Jahrs und in einer Stunde kam, da ich die genoßnen göttlichen Wohlthaten des verfloßnen Jahres überdachte und niederſchrieb, es hat mich, ſage ich, ungemein und bis zu Thränen gerührt. Gödick war der Ueberbringer. Ich las Ihren Brief, gab ihm Gödicken erſchrocken und ſagte: Laſſen Sie mich einen Augenblick allein, ich will ſehn, ob ich die Freude der Dankbarkeit nicht auf friſcher That empfinden, und meinen Freunde und Wohlthäter mit gerührtem Herzen Gutes von Gott wünſchen kann. Ja, liebſter Freund, wenn ich auch dieſes alles thue, ſo thue ich nur immer Pflicht, und die natürlichſte Pflicht. Sie aber haben mehr gethan. Ihr Brief iſt mir eben ſo viel, ja weit mehr werth, als Ihr anſehnliches Geſchenke; und ohne denſelben hätten Sie mich nur halb erfreut, und halb ſich verbindlich gemacht.

In der That haben Sie meinen itzigen Charakter und ſein Fehlerhaftes genau getroffen. Er iſt zum Theil eine Wirkung eines ſiechen Körpers und ſchweren Blutes, und ich ſuche ihn zu beſtreiten, das kann ich mit Wahrheit ſagen. Allein ob ich ihn genug, aus allen Kräften und zu allen Zeiten beſtreite, das will ich nicht ſagen. Der Menſch, auch der, der ſeine Fehler erkennt und gern gut ſeyn möchte,

Der Menſch bleibt ſtets ein Kind, das meiſtens elend wählet,
Den Fehler bald bereut, und gleich drauf wieder fehlet.

Allein da wir einen höhern Beyſtand haben, ſo bleibt es ſtets unſre Pflicht, wider uns ſelbſt zu ſtreiten, und zu hoffen, daß wir ſiegen werden, wenn auch unſre Siege nicht merklich oder langſam ſind. So viel Sie indeſſen Urſache haben, mich einer finſtern Ernſthaftigkeit, die leicht zu dem Schwermüthigen führt, zu beſchuldigen, ſo wenig trifft mich der Vorwurf einer zu großen Gutthätigkeit. Dieſe dichten Sie mir aus einer zu günſtigen Meynung von meinem Herzen und aus großer Liebe, ohne es ſelbſt zu wiſſen, an. Eine zu leichtſinnige Eilfertigkeit giebt es bey dem Wohlthun, dieſer könnte ich mich eher anklagen; aber wie ſie oft aus Trägheit und Weichlichkeit entſteht, ſo kann ſie am wenigſten auf die Rechnung einer zu großen Begierde, Andern wohl zu thun, geſchrieben werden. Bis auf dieſen Punkt iſt Ihr ganzer Brief Wahrheit, Beredſamkeit und Liebe für mich. Ich danke Ihnen alſo für denſelben eben ſo herzlich, als für das Geſchenke. Gott laſſe es Ihnen, theuerſter Freund, und Ihrer würdigen Gemahlinn in dieſem Jahre und in einem langen Leben vorzüglich wohl gehen und ſegne Sie für das Gute, das Sie mir aus Liebe erzeigen. Lebe ich, ſo will ich ernſtlich ſorgen, Sie in dieſem Jahre, ſo Gott will, auf Ihrem Landgute zu ſehen, und bey Ihnen geſünder und heitrer zu werden. Möchte mir doch dieſes Glück aufbehalten und lebenslang eine Materie der Dankbarkeit und Freude ſeyn! — — Ich würde Ihnen ein kleines Werk des verſtorbenen Kirchmanns, eines Lehrers des Prinzen von Braunſchweig, das den Titel führt: Kleine

Schriften zur Beförderung der Religion und Tugend, beſonders bey der Erziehung junger Standesperſonen ꝛc. und vom Herrn Profeſſor Gärtner vorige Oſtermeſſe herausgegeben worden, mit dieſem Briefe als ein Gegengeſchenke, ob es gleich nur acht Groſchen koſtet, zuſchicken, wenn es itzt in den Buchläden zu haben wäre. Es verdient, daß Sie es leſen und jungen Freunden empfehlen. Auch das Leben des Braunſchweigiſchen Prinzen Albert Heinrichs, von Jeruſalem beſchrieben, iſt vortrefflich, voller Beredſamkeit und Unterricht. Leben Sie wohl mit Ihrer theuerſten Gattinn.

G.

LXXXII.

An Ebendenſelben.

Bald werde ich die Furchtſamkeit, mit der ich Ihre freundſchaftlichen Wohlthaten annehme, für das Merkmaal eines eiteln Herzens anſehn, das ſich keine Verbindlichkeit will auflegen laſſen, ſondern lieber der Wohlthäter, als der Dankbare ſeyn möchte. Wenigſtens erſchrack ich doch zu ſehr, als ich mit dem Ende des vorigen Jahres Ihr abermaliges Geſchenk erhielt, und ich wußte ja, daß Sie mirs verſprochen hatten, das iſt, daß ichs erhalten würde. Auch ſagte ich zu mir, da ich Ihren Brief las: Nein, wenn uns Gott Friede giebt, ſo nimmſt du dieſe Penſion nicht weiter an. Vielleicht, theuerſter Freund, iſt meine Furchtſamkeit auch Gewiſſenhaftigkeit. Denn es iſt kein Zweifel, daß hundert wackre Männer dieſe Ihre Güte itzt nöthiger haben werden, als ich, dem bey aller Plage des Kriegs nichts an ſeiner gewöhnlichen Verſorgung abgeht. Aber genug, Sie lieben mich, und thun mir aus einem edlen Herzen und frommen Abſichten Gutes; alſo will ich mit einem erkenntlichen Herzen mich Ihrer Liebe und Wohlthat erfreun, Gott dankbar bitten, daß er Sie und Ihr Haus-ſegnen wolle, und mich, wenn ich nicht die ganze Summe Ihrer Güte nöthig habe, als einen Haushalter derſelben anſehen, der Andre damit beglücken ſoll. In der That habe ich nahe Anverwandte, eine gute, bejahrte, fromme Schweſter, die Wittwe iſt, und meiner Hülfe bedarf, und alſo kann ich ihr ja von Ihrer Wohlthat, mein lieber R = =, das abgeben, was mir nicht gehören möchte. Ja, wenn es auf das Verdienen ankäme, wer weis verdiente ſie nicht mehr, als ich, ob ſie gleich keine Bücher geſchrieben hat.

Wie ich lebe? Ich leide, aber Dank ſey Gott, der mir gnädig bis hieher geholfen hat. Bey guten Tagen gelaſſen ſeyn, und die kleinen Uebel geduldig tragen, iſt die leichte Tugend; wir müſſen auch, wenn es Gott ſo gefällt, die ſchwere, ſehr ſchwere, lernen. Doch genug. —

Gott beglücke Sie und Ihre Gemahlinn und Ihren würdigen Vater auch in dem angefangnen Jahre mit ſeiner Gnade und mit allem Segen dieſes Lebens!

Leipzig, den 3. Jan.
1763. G.

LXXXIII.

An Ebendenſelben.

Ich will Ihrer Güte zuvorkommen, und eine Wohlthat verbitten, die Sie mir zeither um das neue Jahr erwieſen haben, und die ich im Frieden nicht mehr mit ruhigem Herzen von Ihnen annehmen kann. Nein, liebſter Freund, ſchicken Sie mir keine Penſion mehr. Es iſt Sünde, eine anzunehmen, wenn man ohne dieſelbe leben kann. Ich weis ſehr wohl, daß Sie das Geld, das Sie jährlich für mich beſtimmt hatten, entbehren können, und daß Sie es aus großer Liebe für mich ausſetzten. Aber auch in der Liebe des Freundes kann man zu weit gehen, und dadurch gegen Andre ungerecht werden. Ich dächte alſo, Sie nähmen auf meine Bitte Ihr Jahrgeld zurück, und wendeten es zur Erziehung armer Kinder oder zur Ausſtattung eines armen und frommen Mädchens an. Ich werde Sie eben ſo ſehr lieben und ehren, und nicht minder

Ihr Schuldner ſeyn, als vorher. Thun Sie es alſo, theuerſter R.., ich bitte Sie und umarme Sie mit der herzlichſten Erkenntlichkeit, Sie und Ihre würdige Gemahlinn. Wenn Sie mir aber eine neue Wohlthat erweiſen wollen, nun ſo ſchreiben Sie mir bald, oder beſuchen Sie mich bald. Leben Sie wohl!

Leipzig, den 26. Nov.
1763. G.

LXXXIV.

An Ebendenſelben.

Ich habe einen kleinen Unwillen in Ihrem letzten Briefe bemerket; aber ich werde nicht mit Bitten nachlaſſen, bis Sie mich wieder eben ſo lieb haben, als vorher. In der That wäre es eine ſeltne Geſchichte, daß zween Freunde uneinig würden, weil der eine zu gütig, und der andre zu beſcheiden iſt, ſeine Güte länger anzunehmen; und gleichwohl iſt dieſes buchſtäblich unſer Fall; und wer ſoll dieſen Fall entſcheiden? Nein, liebſter und beſter R.., ſeyn Sie nicht ungehalten. Auf mein Gewiſſen ſage ichs Ihnen noch einmal, daß ich Ihr Geſchenk aus keiner andern Urſache ausgeſchlagen, als weil es zu anſehnlich und für mich zu unverdient iſt, nach meiner Ueberzeugung. Habe ich nach der Ihrigen unrecht; nun ſo verdiene ich doch weit eher Ihre Vergebung als Ihren Unwillen; und wenn ich ſie nicht verdiene, nun ſo bitte ich doch um dieſelbe aufrichtigſt und herzlichſt. Ich nehme es alſo ſchon als gewiß an, daß Sie in dieſem neuen Jahre wieder eben ſo ſehr mein Freund ſind, als in dem vorigen, und umarme Sie unter tauſendfachen Wünſchen für Ihre beſtändige Zufriedenheit.

Ich will Ihnen hier drey neue Bücher beylegen, die Briefe der Frau von Montagüe, die angenehm; die Erinnerungen für ein junges Frauenzimmer, und des Squire Werk für die Religion, die lehrreich und zugleich angenehm geſchrieben, und die alle drey aus dem Engliſchen überſetzt ſind. — Wiſſen Sie denn, liebſter Herr von R..., daß ich ſchon ſeit einem Jahre ein Pferd aus Ihres Prinzen Heinrichs Stalle habe, das ſtille und ſicher iſt, und mir faſt tägliche Dienſte thut, ob es mich gleich nicht geſund macht, wie Sie aus meiner ſchwerfälligen Art zu ſchreiben leicht ſchließen werden? Friſtet mir Gott das Leben, ſo gedenke ich dieſes Jahr noch einmal in das Carlsbad zu gehen, wofern meine Kräfte dieſen Winter nicht zu ſehr abnehmen. — Leben Sie wohl, und empfehlen mich Ihrer würdigen Gattinn.

G.

LXXXV.

An Ebendenſelben.

So irrig denkt der Menſch! Ich glaubte, daß Gott den ſeligen Boſen wegen ſeiner Geſchicklichkeit, Frömmigkeit und Arbeitſamkeit beſtimmt habe, das Glück vieler Menſchen auf Erden zu befördern. Ich gab ihm alſo ein langes Leben, und dachte nicht an ſeinen Tod; und ſiehe, er iſt plötzlich erfolgt, und hat meine ganze Seele niedergeſchlagen. Aber ſo war es beſchloſſen. Der Herr hat ihn der Welt gegeben, der Herr hat ihn früh zu ſich genommen; der Name des Herrn (auch ſo müſſen wir unter unſern Thränen ſagen) ſey gelobet! Auch ſo, theuerſter Freund, werden Sie bey dem Verluſte Ihres beſten Vaters ſagen, und ſich beruhigen. Wir leben, um zu ſterben, um ewig glücklich zu werden. Das iſt der Glaube und der Troſt des Chriſten. Niemand hat mehr Urſache, täglich des Todes zu gedenken, als ich, der ich ſeine Vorboten ſeit ſo vielen Jahren, und itzt noch alle Tage näher ſehe. Ich bin wieder, Dank ſey es Gott! aus dem Carlsbade zurück gekommen, aber nicht geſünder, weit kraftloſer. — Doch das ſollte mich nicht beunruhigen, ſondern nur wachſamer und getroſter machen. — — So viel. Leben Sie mit Ihrer liebſten Gemahlinn wohl.

Bonau bey Weiſſenfels,
den 10. Aug. 1764.

G.

LXXVI.

An Ebendenſelben.

Ein Tuchmachergeſelle aus meiner Vaterſtadt, mit Namen Höpner, ſchon zwey und zwanzig Jahr alt, kam vor einigen Wochen nebſt ſeinem Vater zu mir, ſagte, daß er ein Anliegen hätte, welches er mir aus Blödigkeit nicht wohl mündlich entdecken könnte, und übergab mir darauf den franzöſiſchen und lateiniſchen Brief, den ich Ihnen hier beylege. Aus denſelben, liebſter N⸗⸗, werden Sie ſehen, daß der Menſch, nachdem er in der Jugend den Donat einigermaßen gefaßt, nachher bey ſeinem Handwerke, ohne allen mündlichen Unterricht, durch Hülfe der Grammatik das Lateiniſche und Franzöſiſche, meiſtens in der Nacht, getrieben, und bis zum Leſen und leidlichen Schreiben gebracht hat. Dieſer Menſch, der eine gute Miene hat, beſcheiden und vernünftig ſpricht, möchte gern noch ſtudiren. Ich ließ ihn mit der Antwort von mir, daß, wenn ich ihm einen Tiſch im Convictorio auf drey Jahre binnen hier und Michaelis auswirken könnte, er in Gottes Namen ſtudiren ſollte. Dieſen Tiſch habe ich. Nunmehr ſuche ich für dieſen armen Menſchen ſechs Gönner, die ihm auf drey Jahre jährlich mit zwölf Thalern bey ſeinem Studiren unterſtützen ſollen, und einer von dieſen Gönnern, gutthätiger N⸗⸗, ſollen Sie ſeyn. Dieſes iſt meine demüthige Bitte im Namen Höpners; und ich weis, Sie gewähren mir dieſelbe gern. Von Michaelis an ſoll er hier ſtudiren, und wenn es möglich iſt, in meinem Hauſe wohnen.

Den franzöſiſchen Brief ſchicken Sie mir unbeſchwert bald wieder zurück.

Ich umarme Sie und bin zeitlebens der Ihrige, ſo wie der Verehrer und Freund Ihrer guten Gemahlinn.

Leipzig, den 12. Aug.
1766. G.

LXXXVII.

An Ebendenſelben.

Sie ſind ſo gütig geweſen, und haben mir zum Beſten des guten Höpners drey Louisdore überſchickt. Seyn Sie nun auch ſo gütig und hören Sie die kurze Geſchichte ſeines Studirens an. Er kam die Woche vor der letzten Meſſe zu mir, ward gleich in den erſten Tagen hypochondriſch krank, trank das bittre Waſſer, blieb krank, und die Aerzte thaten den Ausſpruch, daß er nicht ſtudiren, ſondern zur Erhaltung ſeiner Geſundheit und ſeines Lebens bey dem Handwerke bleiben ſolle. Er gieng alſo nach vier Wochen gelaſſen und getroſt wieder nach Hauſe, und ſagte: „Nun ſehe ich, und weis es, daß es Gott nicht „haben will, daß ich ſtudiren ſoll; was kann ich

„mehr verlangen?“ Ich wandte fünf Thaler von Ihrem Gelde zu Büchern für ihn an, und zehn Thaler von dem Zuſchuſſe eines andern Gönners gab ich ihm, daß er dafür Bürger und Meiſter in Haynnichen werden ſollte. In der That, liebſter R ⸗ ⸗, iſt es ein ſehr guter Menſch, voll geſundem richtigen Verſtand, voller Liebe zur Religion, und zu allem, was edel und anſtändig iſt, voller Fähigkeit und Wißbegierde, und zugleich voller Beſcheidenheit und Demuth, der ſeinem niedrigen Stande Ehre macht, und einſt zu Haynnichen ein brauchbarer und für ſeine Vaterſtadt nützlicher Mann ſeyn wird. Aber nun, theuerſter Freund, was ſoll ich mit dem Reſte Ihrer Wohlthat, die nunmehr aufgehöret hat, Wohlthat zu ſeyn, was ſoll ich mit den noch übrigen zehn Thalern anfangen? Diſponiren Sie ſelbſt über Ihr Eigenthum, und erlaſſen Sie mir die Pflicht, es zu verwahren. Genug, der junge Höpner braucht nunmehr dieſes Geld nicht, und hat auch ſchon durch Ihre Freygebigkeit Bücher. Indeſſen danke ich Ihnen, guter R ⸗ ⸗, nebſt meinem Landsmanne mit einem Herzen voller Liebe und guten Wünſchen für Ihrer und Ihrer theuerſten, beſten Gattinn beſtändige Wohlfahrt und Zufriedenheit. Gott ſegne und erhalte Sie beide! Lieben Sie mich und ſchreiben Sie bald an mich.

Leipzig, den 5. Dec.
1766.

G.

LXXXVIII.

An Ebendenſelben.

Wir ſind wohl auf, vergnügt, und dieſes in „einer glücklichen Eingezogenheit.“ Dieß iſt mit Ihren eignen Worten, liebſter R.., die Geſchichte Ihres gegenwärtigen Lebens, und, ohne daß Sie vielleicht daran gedacht haben, die vollſtändigſte Beſchreibung des ruhigſten und beſten Lebens auf Erden. Was könnte ich Ihnen nach aller meiner Liebe, und was könnte ſich Ihr chriſtlich genügſames Herz mehr wünſchen, als was Sie haben, und nicht nur haben, ſondern mit einer ſo guten Gattinn zu genießen wünſchen? Gott ſey für dieſes Glück meines Freundes gedanket.

Warum unſre Herzen, wenn ſie eine gewiſſe ſtille Traurigkeit fühlen, ſie ſo gern in der Poeſie ausdrücken; dieſes, guter R.., weis ich ſo wenig, als Sie. Aber anſtatt, daß Sie dieſe Frage in Ihrem Briefe aufgeworfen haben, wünſchte ich lieber, Sie hätten mir dafür einige von Ihren Gedichten beygelegt. — So ſind Sie auch zu ſtrenge, wenn Sie glauben, daß Verdienſte und Tugend ſich faſt ganz in den bürgerlichen Stand zurückgezogen. Nein, mein Freund, es giebt in Ihrem Stande, Gott Lob! noch viel edle und große Seelen; ich ſelbſt kenne derſelben viele; und ich denke, Sie mögen es nun zugeben oder nicht, Sie und Ihre tugendhafte Gattinn mit in dieſer Zahl. Für dieſe Ihre theuerſte Gemahlinn lege ich hier mein Bildniß von **Bauſen**, einem noch jungen aber ſchon großen Künſtler, geſtochen, bey. Wenn ich nicht gefürchtet hätte, dem Künſtler einen erlaubten Gewinn zu entziehen: ſo würde ich nie in dieſen Kupferſtich gewilliget haben; denn mich ſelbſt zu ſehen, auch wenn ich völlig getroffen wäre, iſt meine Eitelkeit nicht. — Bey dem lieben Rammler, zu deſſen Bekanntſchaft ich Ihnen Glück wünſche, fällt mir ein junger Poet in Görlitz, ein Schüler von ſiebenzehen Jahren, ein, von dem mir der daſige Conrektor, ein ſehr rechtſchaffner Schulmann, unlängſt einige Proben zugeſchickt hat. Dieſe ſende ich Ihnen. Erhalten ſie Ihren Beyfall, nun ſo ſchicken Sie mir einen Ducaten in die Collecte für den jungen K • •, oder ſchicken Sie ihn ſelbſt an den Conrektor, wenn Sie mit ihm zum Beſten des Jünglings correſpondiren wollen.

Ich bin zeitlebens

Leipzig,
den 13. Januar,
1767.

G.

LXXXIX.

An Ebendenſelben.

Alſo ſind Sie nahe an den Pforten des Todes geweſen, theuerſter N..? Und Gott hat Sie nicht allein in der gefährlichſten Krankheit mächtiglich erhalten, ſondern auch nach wenig Wochen, mit neuen Kräften geſtärket, wieder ins Leben eintreten laſſen? Welche Wohlthat für Sie, für Ihre zärtliche Gemahlinn und für mich und alle Ihre Freunde! Gelobet ſey der Name des Herrn; und ſeine Gnade müſſe unſer Preis, unſer Troſt und ein ewiger Antrieb ſeyn, ihn zu lieben und ihm alleine zu gehorchen. Nun ſo laſſe Sie denn Gott, mein geretteter Freund, noch ein langes, für Ihre Seele heilſames, für Ihre liebe Gemahlinn, für Ihr ganzes Haus, für ihre Unterthanen und für das Beſte der Welt nützliches und zufriednes Leben führen. Ich will mich, ſo lange ich noch lebe, mit Ihnen darüber erfreun und daran erbauen. Von mir ſelbſt will ich in dieſem Briefe nicht reden. Genug, die Güte Gottes iſt, daß ich bey aller meiner Hinfälligkeit noch nicht gar aus bin, und ſeine Barmherzigkeit hat noch kein Ende. Möchte ich ſie doch dankbar genug erkennen, und den preiſen, der für uns zur Rechten Gottes bittet! Grüßen Sie Ihre liebe

liebe gute Gemahlinn ehrerbietigſt von mir, und lieben Sie mich.

Leipzig, den 4. Sept.
1769. G.

XC.

An einen jungen Officier bey der Abreiſe zu ſeinem erſten Feldzuge.

Es iſt mir, als ob ich nur halb von Ihnen Abſchied genommen hätte; und mich zu beruhigen, muß ichs noch ſchriftlich thun, und Ihnen die guten Wünſche und Bitten, mit welchen ich Sie auf Ihrer Abreiſe zur Armee begleite, wiederholen. Wie glücklich wird es Ihnen, liebſter Herr von Sch . . , ſowohl im Felde als in Ihrem ganzen Leben gehen, wenn es Ihnen nach meinen Wünſchen und nach meiner Hoffnung geht! Vermöge dieſer Wünſche werden Ihnen Geſundheit, Muth, Klugheit, Tapferkeit und Ehre auf der Bahn folgen, die Sie von heute an betreten, und auf der Sie durch ein langes Leben, wie ich zu Gott hoffe, Ihrem Vaterlande immer wichtigere Dienſte leiſten werden. Wenn Sie mich fragen: Wie wird ein Jüngling, wie ich bin, ſeinen Weg, den gefährlichen Weg des Soldatenſtandes, unſträflich wandeln? ſo kann ich Ihnen getroſt antworten: Wenn er ſich hält nach Gottes Wort. Es iſt wahr, daß die Gottesfurcht allein keinen Soldaten macht, ſo wie ſie keinen Gelehrten und Künſtler macht. Allein wie ſie die Seele des ganzen Lebens, und die Anführerinn zu allen Pflichten iſt, ſo iſt ſie es auch beſonders zu den Pflichten des Soldatenſtandes. Der Soldat, der Gott wahrhaftig fürchtet, wird die Wiſſenſchaft, die ſein Stand fordert, ſorgfältiger erlernen, fortſetzen und ausüben. Er wird muthiger und geſetzter in Gefahren, geduldiger in Beſchwerlichkeiten, folgſamer und gewiſſenhafter in Ausrichtung der empfangnen Befehle, in Vollziehung der härtern billiger und ſchonender, und alſo immer geſchickter zu ſeiner Pflicht, und glücklicher in der Erfüllung derſelben ſeyn. Er wird ſelbſt dadurch mehr Ehre und Liebe bey den Rechtſchaffnen, und bey denen, die es nicht ſind, erlangen. Eben weil er Religion hat, und Gott überall fürchtet und gegenwärtig ſieht, wird er den Müſſiggang, die Quelle ſo vieler böſen Neigungen und ſo vieler Laſter, meiden. Er wird vorſichtiger in dem geſellſchaftlichen Leben ſeyn, und weil er den Umgang mit ſchlechten Menſchen nie ganz fliehen kann: ſo wird er deſto mehr über ſeine Tugend und ſein Herz wachen, und ſich durch ſchlimme Beyſpiele nicht verführen laſſen. Eben weil er Gott fürchtet, und ein gutes Gewiſſen höher ſchätzt, als alles verbotne Vergnügen, wird er auch nicht in die ſo gewöhnlichen Ausſchweifungen der Wolluſt oder des Trunks verfallen, die ſeine Kräfte verzehren, und ihn weichlich, muthlos, und zum täglichen Feinde ſeiner ſelbſt machen. Er wird natürlicher Weiſe mehr Geſundheit und Stärke des Körpers und des Geiſtes genießen, und die tauſendfache Laſt des Kriegs eher tragen können. Ja, liebſter Sch‥, der Soldat, der Gott fürchtet, darf ſich vor nichts fürchten, auch vor dem Tode nicht; denn der Fromme iſt auch im Tode getroſt, und ſein Tod iſt der Schritt in eine ganze glückſelige Ewigkeit. Ich kenne Ihr gutes Herz, Ihre Liebe für die Religion, den guten Unterricht, den Sie genoſſen haben, und die lehrreichen Beyſpiele Ihres Hauſes; alles dieſes läßt mich ſicher hoffen, daß Sie ein frommer und vortreflicher Soldat ſeyn und bleiben werden. Der Segen Ihrer würdigen Mutter folgt Ihnen, und der Engel des Herrn lagert ſich um die her, ſo ihn fürchten, und hilft Ihnen aus. Das Gebet zu Gott müſſe Ihr Schild und Ihre Stärke ſeyn, nicht allein in den Gefahren des Kriegs, ſondern in allen Hinderniſſen der Tugend und in allen Verſuchungen des Laſters.

So gehen Sie denn getroſt und freudig ins Feld, zur Ehre Gottes, zum Dienſte des Vaterlandes und zu Ihrem eignen Glücke. Der Herr ſegne Sie und behüte Sie, und laſſe Sie unverletzt

letzt am Leibe und Geiſte aus dem Feldzuge zurück kommen!

1761. G.

XCI.

An Ebendenſelben.

Es ſchmerzet mich, daß ich Sie nach einem langen Jahre nicht wenigſtens etliche Stunden ſprechen, und das Gute und Böſe, das Frohe und Traurige Ihres erſten Feldzuges durch Sie ſelbſt erfahren ſoll. Es iſt ein einziges Mittel, mir dieſen Verluſt einigermaßen zu erſetzen, nämlich, wenn Sie mir Ihre Memoiren zu leſen ſchicken; denn ganz gewiß haben Sie ein Tagebuch Ihres erſten militariſchen Lebens gehalten. Sie wiſſen ja, daß ſich Cäſar durch ſeine Commentarios eben ſo ſehr, als durch ſeine Siege verewiget hat. Im Ernſte, liebſter Sch . ., ich würde mich ſehr erfreun, wenn Sie ſich die Mühe gegeben hätten, gleich von dem erſten Anfange Ihres Dienſtes, ein getreues und ungekünſteltes Journal zu halten. Eine ſolche Schrift verſchafft tauſend Vortheile. Sie übt uns in der Schreibart, macht uns auf das, was wir thun, ſehen oder hören, achtſamer, giebt uns zu guten Anmerkungen und Regeln über unſre Berufsgeſchäffte Gelegenheit, und wie oft muß ſie einem Soldaten bey ſo mannichfalnichfaltigen Gefahren der Geſundheit, des Lebens und Gewiſſens, und bey Errettung aus dieſen Gefahren Anlaß geben, die Spuren der göttlichen Vorſehung dankbar zu bemerken. Und endlich wie koſtbar muß eine ſolche Sammlung jugendlicher ſelbſt erlebter Begebenheiten einſt im Alter ſeyn! Ich verlaſſe mich alſo darauf, daß ich dieſe Nachrichten, wenn Sie welche niederſchreiben, einmal zu ſehn bekomme, umarme Sie in Gedanken mit tauſend guten Wünſchen zu Ihrem zweyten Feldzuge, bete für Ihre beſtändige Wohlfahrt, und verſichere Sie meiner unaufhörlichen Liebe, Freundſchaft und Ergebenheit.

1762. G.

XCII.

Hochzuehrender Herr Profeſſor,

Der allgemeine Ruhm, den Sie erlanget haben, in der That das menſchenfreundliche Herz zu beſitzen, das man aus allen Ihren Schriften ſo deutlich hervor leuchten ſieht, macht mich ſo kühn, ob ich Ihnen wohl gänzlich unbekannt bin, dennoch an Sie zu ſchreiben; ja ich bin ſo ſehr von dem Ihnen eignen edelmüthigen Beſtreben, Ihre Nebenmenſchen zu belehren und zu beſſern, überzeugt, daß ich dieſes gütige und großmüthige Herz, welches ich an Ihnen verehre, zu beleidigen glauben würde, wenn ich mich wegen meines Unterfangens ſehr entſchuldigte, zumal wenn Sie geſehen haben werden, daß es nichts Geringers betrifft, als die Beruhigung meines Herzens. Ich geſtehe aber offenherzig, daß ich ſehr verlegen bin, Ihnen mein Anliegen auf eine deutliche Weiſe, und in der gehörigen Ordnung der Gedanken, vorzutragen; doch mein Vertrauen auf Ihre gütige Nachſicht läßt mich hoffen, daß Sie mir alle Fehler dieſer Art verzeihen werden. Um Ihnen die Zweifel zu entdecken, die mich über mein Herz und meinen Charakter beunruhigen, ſollte ich Ihnen zuförderſt Beides genau abſchildern; ich will es verſuchen.

Mein Herz iſt von Natur weich, zu der feurigſten, zärtlichſten und beſtändigſten Freundſchaft aufgelegt, ſtets bereit, alle Eindrücke des Mitleidens und der Empfindlichkeit anzunehmen, dabey aber ſo ſehr zur Schwermuth geneigt, daß ich öfters meine Zuflucht zu Thränen nehmen muß, um daſſelbe zu erleichtern. Meine Gemüthsart iſt biegſam, nachgebend, ich verehre und ſchätze Verdienſte, wo ich ſie auch finde. Das Leſen guter und nützlicher Bücher iſt mein liebſter und angenehmſter Zeitvertreib, und ohne die Schriften eines **Gellerts**, **Cronegks**, **Wielands** und **Klopſtocks** würde mir das Leben eine Laſt ſeyn. Eine rührende Stelle, große und edle Empfindungen, ein wohlgewählter und glücklich ausgeführgeführter Charakter haben mehr Reizungen für mich, als alle Güter und Freuden dieſer Welt; aber eben dieſe rührende Stellen, eben dieſe Empfindungen erweichen mich ſo ſehr, daß ich mich oft in ganzen Tagen nicht genug wieder faſſen kann, und belehren mich dadurch von der außerordentlichen Schwäche und Weichlichkeit meines Herzens und meines Temperaments. Ich ſtelle mir die Gefahren und die Schwachheiten, denen ein ſolcher Charakter unterworfen ſeyn muß, ohne ſie zu kennen, ſo lebhaft vor, daß ich davor erzittere. Die Urſache dieſer beunruhigenden Vorſtellungen iſt wohl hauptſächlich dieſe: Ich bin von Kindheit auf in der größten Einſamkeit erzogen worden. Meine Aeltern habe ich frühzeitig verloren, und die Verwandten, bey denen ich mich ſeitdem befinde, lieben mich zwar herzlich, und beſitzen ſelbſt viel liebenswürdige Eigenſchaften, halten aber doch, ich weis nicht, ob aus Vorurtheilen oder Stärke des Geiſtes eine zärtliche Freundſchaft und edle Empfindungen für romanhaft, eine vergoßne Thräne über die leidende Tugend einer Clariſſa, oder über die rührende Geſchichte der frommen Clementine, für ſtrafbar, und überhaupt ein empfindliches Herz für gefährlich. Ich weis dieſes zum Theil nur aus allgemeinen Geſprächen; denn ich hüte mich ſo viel als möglich, bey der Kenntniß, die ich von ihrer Denkungsart habe, ihnen meinen wahren Charakter ſehen zu laſſen. Wie unangenehm mir aber unter einem ſolchen ſteten Zwange das Leben fällt, werden Sie, theuerſter Herr Profeſſor, ſelbſt am beſten ſchließen können. Und dieſes iſt dennoch die Lebensart, die ich nun ſchon ſo lange führe, als ich angefangen habe, vernünftig zu denken, ohne ein freundſchaftliches Herz um mich zu haben, mit dem ich meine Empfindungen theilen könnte. Meine liebſte Freundinn hat der Tod ſchon vor einigen Jahren in eine beſſere Welt verſetzet, und eine andere iſt ſeit ihrer Verheirathung kaltſinniger geworden, als es mit meinen Begriffen einer vollkommenen Freundſchaft beſtehen kann. Da ich nun aber meine ganze irdiſche Glückſeligkeit in die Freundſchaft geſetzet habe: ſo werde ich täglich mehr überzeugt, daß keine ſolche für mich möglich ſey, auch nicht bey Veränderung meines Standes; ja ich ſehe alle die Unruhen, die Beängſtigungen voraus, denen mein allzuempfindliches Herz in dem verheiratheten Stande ausgeſetzet ſeyn würde. Dieſes alles zuſammen (ich muß es zu meiner äußerſten Beſchämung geſtehen) macht mir das Leben ſo verhaßt, daß mich nichts ſo ſehr zu quälen vermag, als der Gedanke, daß mir mein Schöpfer wohl bey einer ſo dauerhaften Natur, als ich beſitze, ein langes Leben beſtimmt haben möchte. Ich weis, wie ſehr ich mich dadurch an dem gütigen Gott durch Undankbarkeit verſündige; allein ich kann mir doch auch nicht vorſtellen, daß eben dieſer liebreiche Gott, der den Trieb, unſern Zuſtand immer vollkommner zu machen, in unſer Herz gelegt hat, ſich dadurch beleidiget finden ſollte, wenn man ſich wünſchet, je eher je lieber dieſes Standes der Unvollkommenheit entledigt und ewig glücklich zu werden. Nun, hochzuehrender Herr Profeſſor, habe ich Ihnen ſo gut als es mir nur hat gelingen wollen, mein ganzes Herz mit allen ſeinen Fehlern und Schwachheiten entdeckt. — Aber aus eben dieſer Urſache kann ich mich nicht überwinden, dem Namen nach von Ihnen gekannt zu ſeyn. Entſchuldigen Sie daher meine Freyheit, daß ich Ihnen denſelben verſchweige. Demungeachtet verſpreche ich mir von Ihrer Gütigkeit, daß Sie mir aus Mitleiden und Menſchenliebe antworten, und mich belehren werden, welches die Gefahren ſind, vor denen ich mich am meiſten zu hüten habe, und ob ich mich in meinen Begriffen von der Freundſchaft und wahren Glückſeligkeit geirret. Ich weis wohl, daß ich mir alles dieſes aus Ihren und anderer vortrefflicher Männer Schriften ſelbſt beantworten könnte; allein, ein unmittelbarer Unterricht macht doch jederzeit einen ſtärkern Eindruck, und in öffentlichen Schriften findet man doch immer viele Abweichungen der allgemeinen Charaktere gegen den ſeinigen ins beſondere, und zu dem, wofern ich ſie nicht gänzlich unrecht verſtehe, ſo beſtärken mich alle dieſe theuern Männer nur noch mehr in meiner Meynung. Um aber Ihre Gütigkeit nicht allzuſehr zu mißbrauchen, will ich Sie nur noch um Verzeihung aller meiner Fehler und Freyheiten erſuchen. Haben Sie nur die Güte und beſtimmen den Boten, in wie vielen Tagen oder Wochen, nach Ihrer eigenen Bequemlichkeit, er wieder bey Ihnen nach der Antwort fragen ſoll. Sie mögen nun aber meine Bitte ſtatt finden laſſen, oder nicht, ſo bin ich doch nicht weniger mit aller erſinnlichen Hochachtung

Ihre

den 22. März,
1762.

ganz ergebenſte Dienerinn,
und beſtändige Verehrerinn
* * von * *

XCVIII.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Gnädiges Fräulein,

So viel ich urtheilen kann, entſpringt Ihre Traurigkeit, über die Sie klagen, theils aus Ihrem guten und empfindlichen Herzen, theils aus der Einſamkeit, in der Sie von Jugend auf leben, und theils aus den Büchern, die Sie lieben, und ſo gern und oft leſen. Eine Traurigkeit von dieſer Art erſchreckt mich nicht, und darf Sie auch nicht erſchrecken; allein ſo gut ſie in An-

ſehung ihres Urſprungs iſt, ſo kann ſie doch durch die Länge der Zeit ſehr beſchwerliche Folgen für Sie haben. Arbeiten Sie ihr alſo entgegen, theuerſtes Fräulein, und halten Sie es für Ihre größte Pflicht, und für den herrlichſten Sieg, dieſe Feindinn Ihrer Ruhe zu überwinden, es koſte auch was es wolle. Erinnern Sie ſich daher täglich, und beſonders mit dem Anfange des Tages, an die ſo wohlthätige Pflicht der Zufriedenheit und der Ergebung in den göttlichen Willen. Sagen Sie zu ſich ſelbſt: „Warum biſt du
„traurig oder unruhig? Deine Religion, die dir
„Gott gegeben hat, befiehlt dir die Freude, und
„iſt dir zur Ruhe der Seele gegeben. Alles alſo,
„was dich bey deiner Tugend zur Traurigkeit und
„Schwermuth führen will, muß dir nothwendig
„verdächtig ſeyn. Sey nicht traurig — du ſündigeſt
„an dir ſelbſt — du verſündigeſt dich an
„der Tugend und Frömmigkeit, weil Andere aus
„deinem Beyſpiele ſchließen werden, daß ſie das
„Herz traurig und niedergeſchlagen mache — du
„verſündigeſt dich an dem Herrn deines Lebens;
„denn Unzufriedenheit iſt eine Art des Undanks,
„den wir begehen, ohne daß wirs wiſſen und wollen.
„Denke doch an das Gute, das du vor
„ſo vielen Andern genießeſt, — an das blühende
„Leben deiner Jugend, an deine Geſundheit, an
„den Schlaf, der dich erquicket, an die Bequemlichkeit
„deiner Umſtände, an die wohlzubereitete
„Mahlzeit, die täglich auf dich wartet, an das

„Glück, den Verluſt liebenswürdiger Aeltern durch liebenswürdige Verwandten erſetzt zu haben — Denke an die Güter deiner Seele, an deinen fähigen Verſtand, an dein fühlbares Herz, an die Glückſeligkeit eines ruhigen Gewiſſens, die mehr iſt, als das Leben ſelbſt; und endlich denke immerdar an den liebreichen Geber aller dieſer Güter und Vorzüge, und daran, daß noch eine ganze Ewigkeit zu deiner immerwährenden Freude auf dich, nach ſeiner unendlichen Gnade, wartet. Iſt es möglich, daß dir das Leben eine Laſt ſeyn kann, wenn du alles dieſes überlegſt?

„Zerſtreue alſo deine finſtern Gedanken, und unterdrücke deine ſchwermüthigen Empfindungen. — Du findeſt die Freundinn oder den Freund nicht, wie du ihn wünſcheſt. Aber ſucheſt du nicht vielleicht eine vollkommne Freundſchaft, die nur in Gedanken möglich iſt; die in dem Buche zwar zur Nachahmung, aber darum nicht zur völligen Erreichung ſo ſchön abgebildet wird? Duldet Gott die ſchwachen Menſchen, ſo dulde auch den unvollkommnern Freund, und wenn du beſſer biſt, als Andre, ſo trage und verbeſſere die Fehler der andern, die du zu deinem Glücke nicht haſt. — Die Glückſeligkeit in dieſem Leben beſteht nicht darinne, daß alle deine erlaubten und guten Wünſche erfüllt werden müſſen, ſondern darinne, daß du dich bemühſt, ſo gut, ſo weiſe, ſo nützlich, ſo ruhig zu werden, als du nach der Vernunft und der Offenba-

„rung werden ſollſt. — Sey geduldig; dieſe Tu„gend ſollſt du eben zu deinem Glücke hier auf „Erden lernen und üben. — Sey getroſt; Gott „wacht über die Schickſale derer, die auf ihn ver„trauen, beſonders. — Sey froh in dir, denn „Gott giebt uns mehr Gutes, als wir in Ewig„keit ihm verdanken können.“

Aber dieſe Betrachtungen, gnädiges Fräulein, dringen nicht allezeit gleich ſtark in uns ein; ſie weichen auch bald wieder aus unſrer Seele, wenn wir ſchon einen Hang zur Traurigkeit haben. Entfernen Sie alſo alles das, was die Traurigkeit nährt und unterhält.

Mein erſter Rath iſt: *Leſen Sie weniger.* Ihre Clariſſa und Ihr Grandiſon ſind vortreffliche Bücher, aber Ihrem Herzen ſcheinen ſie nachtheilig zu ſeyn. Nehmen Sie alſo künftig lieber hiſtoriſche, bloß moraliſche, phyſikaliſche Bücher zur Hand.

Zweytens: *Meiden Sie die Einſamkeit,* ſo viel Sie können, wenn es Ihnen gleich ſauer wird. Machen Sie ſich kleine nützliche Geſchäffte, die ſich für Ihren Stand und Ihr Geſchlecht ſchicken. Haben Sie keine beſtimmte Arbeit, ſo arbeiten Sie zum Beſten der Armen, was Ihrem Charakter am anſtändigſten ſeyn mag. Die Kenntniß und Beſorgung des Hausweſens iſt eine rühmliche Pflicht des ſchönen Geſchlechts; und das Haus weislich regieren helfen, iſt beſſer, als die ſchönſten Bücher leſen, und keine häuslichen Pflichten beſorgen. Die Bewegung und Veränderung, zumal im Freyen, iſt nicht blos Arzney für den Körper, ſie heitert auch unſer Gemüthe auf.

Drittens rathe ich Ihnen: Laſſen Sie ſich ja nicht die Furcht, unglücklich zu wählen, einen Ekel vor der Ehe überhaupt erwecken. Die Gefahr dieſes Standes iſt groß, gnädiges Fräulein; aber es giebt doch noch gute und liebenswürdige Männer, wenn es gleich keine Grandiſone giebt; und endlich wer hat dieſen Stand eingeſetzet? Leſen Sie ja, wenn ich bitten darf, was die Frau von Beaumont in dem Magazine für erwachſene Frauenzimmer von dieſem Artickel ſagt. Sie verdient in dem gegenwärtigen Falle mehr Glauben, als das, was Männer darüber ſagen können. Sollte für eine liebenswürdige und edelgeſinnte Perſon Ihres Geſchlechts nicht auch ein liebenswürdiger und edelgeſinnter Mann vorhanden ſeyn? Und wenn ers noch nicht genug wäre, kann ers nicht durch die Hülfe einer tugendhaften Liebe noch mehr werden? Faſſen Sie alſo Muth, gnädiges Fräulein! Die Religion und Ihre eigne vortreffliche Einſicht, von der mir Ihr Brief ein Beweis iſt, werden Ihnen genug Mittel wider die Traurigkeit darbieten. Gebrauchen Sie dieſelben täglich, und Sie werden täglich ruhiger und zufriedner werden. Gott gebe Ihnen dieſes Glück! Und von wem ſollen wir das größte Gut des Lebens, Zufriedenheit und Ruhe der Seelen, mehr hoffen und bitten, als von dem Gott alles Troſtes und dem Vater der Barmherzigkeit, der die Menſchen ſo unendlich liebt? Ich bin mit der vollkommenſten Ehrerbietung

Leipzig, den 22. März,
1762. G.

N. S. — Noch ein Wort, gnädiges und theuerſtes Fräulein! Auf der letzten Seite Ihres mir ſehr ſchätzbaren Briefs ſteht eine Stelle, die mich beunruhiget. „Ich kann mir doch auch nicht „vorſtellen, ſagen Sie, daß der liebreiche Gott „ſich dadurch beleidiget finden ſollte, wenn man „ſich wünſchet, je eher, je lieber, dieſes Standes „der Unvollkommenheit entledigt und ewig glück„lich zu werden. „Wenn Sie dazu die Einſchränkung ſetzen: wofern es ihm und ſeinen heiligen Abſichten gefallen ſollte — ſo iſt dieſer Wunſch des Todes ein chriſtlich edler, hoher und ſeliger Gedanke. Außerdem erfordert es unſer Gehorſam und die Liebe gegen Gott, daß wir es uns auf dieſer Erde, auch unter den Widerwärtigkeiten, Leiden und Schwachheiten dieſes Lebens, ſo lange gefallen laſſen, als er, der Herr unſerer Tage, der Herr über Leben und Tod, uns nicht ſelbſt abruft. Dieſe Stimme: Kommt wieder Menſchenkinder! ſollen wir mit einer heiligen Gelaſſenheit und täglichen Bereitſchaft erwarten. „— Eins (ſagt dû Moulin in ſeinem Buche von

dem Frieden der Seele) „eins ſoll uns Anlaß
„geben, die Welt mit guten Augen anzuſehen,
„weil nämlich die Erde der Ort unſers Aufent-
„halts iſt, ehe wir in den Himmel eingehen, und
„weil alles, was uns auf dieſem Wege begegnet,
„uns dahin zu treiben dienet. Alle Geſchöpfe,
„die durch die Sünde nicht verderbt ſind, leiten
„uns zu Gott; und es iſt keines unter ihnen ſo
„böſe, das uns nicht Anlaß gebe, unſre Gedan-
„ken zu ihm zu erheben. Allen denen, die ihn
„lieben, lachet die Natur freundlich zu; Gottes
„Wohlthaten und Güter umgeben uns, ſein Ge-
„ſetz unterweiſet uns, und ſeine Verheißungen
„tröſten uns. Er leitet uns mit ſeinem Geiſte,
„und bedecket uns durch ſeine Vorſehung. Er
„zeiget uns den aufgeſteckten Preis am Ende des
„Schrankens. Durch dieſe Mittel fällt uns die
„Welt ſo verdrießlich nicht — — Und wenn
„wir mit einem wohlbedachten Urtheile dasjenige,
„was gut und böſe in ihr iſt, erwägen: ſo nehmen
„wir wahr, daß wir es beſſer darinne haben, als
„Andre, und daß das Leben nicht allzuböſe ſey,
„weil es der Weg iſt, der uns zu Gott führet.“

Wollen Sie ferner an mich ſchreiben, gnädiges Fräulein, ſo wird es meine große Pflicht ſeyn, Ihnen zu rathen und zu dienen, ſo viel ich kann und weis. Sie können Ihren Namen auch künftig verſchweigen, damit Sie unbeſorgter ſchreiben.

XCIV.

An Herrn * *.

Sie werden eine erſtaunende Arbeit haben, wenn Sie Ihren Pſalmliedern alle die Schönheiten durch die Verbeſſerung geben wollen, deren ſie fähig ſind. Ich weis es aus der Erfahrung, wie ſchwer es iſt, geiſtliche Lieder zu dichten, auch wenn man ſeinen eignen Vorſtellungen folgen darf; wie viel ſchwerer muß es nicht ſeyn, die Pſalmen in Lieder, nach gewiſſen Melodien, ſo glücklich überzutragen, daß man ſeinem heiligen Originale treu, auch die ſchweren Regeln der Poeſie, und die Pflichten der kirchlichen Erbauung beobachte! Es ſind wohl ſechs Jahre, daß ich einen Verſuch mit dem fünf und zwanzigſten Pſalme zu einem Kirchenliede wagte, und er iſt mir ungeachtet aller Verbeſſerungen ſo mißgeglückt, daß ich ihn in dieſer Zeit nicht wieder angeſehn, und daß ich hingegen ſeit dieſer Zeit die Pſalmenlieder Gerhards nur deſto mehr bewundert habe. Wenn ich das kräftige und ſtarke Lied des ſeligen Luthers, das Lied des hundert und dreyßigſten Pſalms: Aus tiefer Noth ꝛc. gegen mein Lied aus dem fünf und zwanzigſten Pſalme in Gedanken halte: ſo fühle ich mich nicht wenig beſchämt. Aber durch alles dieſes will ich Sie gar nicht von ihren ſo ſchätzbaren Bemühungen, die ſich auf das Beſte der öffentlichen Andacht

dacht beziehn, abhalten; nein, ich will Sie nur im voraus zu beruhigen ſuchen, wenn Ihnen die angeſtellten Verſuche der Ausbeſſerung nicht glücken ſollten. Uebrigens danke ich Ihnen für das beſondre Vertrauen, deſſen Sie mich würdigen, und bin mit der vollkommenſten Hochſchätzung

1762. G.

XCV.

An einen Geiſtlichen der römiſchen Kirche in Böhmen.*)

Je unerwarteter mir der Beyfall geweſen iſt, mit dem Sie meine Schriften beehret haben, deſto angenehmer hat er mir ſeyn müſſen; und

ich

---

*) Dieſer Brief iſt eine Antwort auf einen zwar ſehr gut gemeynten aber ohne Erlaubniß ſeines Verfaſſers nicht druckbaren Brief eines böhmiſchen Geiſtlichen, der Gellerten ſehr ernſtlich zur römiſchen Kirche zu bekehren ſuchte. Der Pater ᵹ ᵹ nimmt in demſelben, nach vielen vorhergeſchickten Lobeserhebungen der Gellertiſchen Schriften, und beſonders ſeiner Lieder, die Gelegenheit dazu von dem Liede über den thätigen Glauben; fragt Gellerten: „Sind Sie denn „ein Lutheraner? Beynahe glaubte ich es nicht, „wenn Sie nicht in Dero Vorrede des Herrn „D. Luthers erwähnt hätten.“ führet darauf aus den

Schrifich danke Ihnen für denſelben und für alle die Gewogenheit und Freundſchaft, die Sie mir in Ihrem Briefe ſo aufrichtig bezeugen, auf das verbindlichſte.

Was die Anmerkungen anlanget, die Sie mir in Anſehung des geiſtlichen Liedes, der thätige Glaube betitelt, gemacht haben: ſo kann ich Ihnen dreiſt und zuverſichtlich antworten, daß der Innhalt dieſes Liedes die einmüthige Lehre unſrer Kirche iſt; daß kein Menſch bey uns leugnet, daß der wahre Glaube nicht die Liebe Gottes, und durch die Liebe auch gute Werke hervor bringen müſſe; daß der rechte Glaube aus zwo Eigenſchaften erkannt werde, aus dem Vertrauen auf das unendliche Verdienſt Jeſu Chriſti, durch den wir allein gerecht und ſelig werden, und aus dem Gehorſame. Wir lehren ohne Ausnahme, nach den Wahrheiten der heiligen Schrift, daß die guten

---

Schriften Luthers und andrer Lehrer unſrer Kirche eine Menge abgeriſſner Stellen an, die, ſeiner Meynung nach, gerade das Gegentheil des Gellertiſchen Liedes vom thätigen Glauben ſagen ſollen, im Grunde aber nur dem, in der römiſchen Kirche herrſchenden Begriffe von den guten Werken und ihrer Verdienſtlichkeit nachdrücklich widerſprechen; bittet ſodann Gott, daß er Gellerten vollends erleuchten wolle; und beſchwört endlich dieſen ſelbſt bey ſeiner Seligkeit, zur römiſchen Kirche überzutreten, und dieſen Wink der göttlichen Gnade, der bey ſeinem hohen Alter (er hielt ihn vor einen Mann von ſechzig Jahren) leicht der letzte ſeyn könne, ja nicht zu verachten. Anmerk. der Herausgeber.

ten Werke, ob ſie uns gleich nicht vor Gott gerecht und ſelig machen, dennoch als nothwendige Früchte aus dem wahren lebendigen Glauben folgen müſſen, und daß der Glaube, der nach dem Ausſpruche der Schrift, das Herz reiniget, und alſo die innerliche Heiligung der Seele wirket, auch die äußerliche Heiligkeit des Lebens und die Beobachtung der göttlichen Gebote wirket. Was Lutherus in denen, außer ihrem Zuſammenhange angeführten Stellen, die Ihr Brief beybringt, gemeynet habe, das hat er an hundert andern Orten, und zwar ſo erkläret, wie es in meinem Liede ſteht. Halten Sie mich für einen rechtſchaffnen Mann und Chriſten; ſo werden Sie mir zutrauen, daß ich hier nichts geſagt habe, als was ich für wahr nach meinem Gewiſſen halte. Indeſſen will ich zum Ueberfluſſe einige Stellen aus Luthers Schriften herſetzen, die ſeinen Sinn wegen des thätigen und lebendigen Glaubens erklären.

In der Vorrede über die Epiſtel an die Römer: — „Es iſt ein lebendig, geſchäfftig, thätig,
„mächtig Ding um den Glauben, daß es
„unmöglich iſt, daß er nicht ſollte ohne Unterlaß
„Gutes wirken. Er fragt auch nicht, ob gute
„Werke zu thun ſind; ehe man fragt, hat er ſie
„ſchon gethan, und iſt immer im Thun.

„Wir lehren alſo, daß, Gott verſöhnen,
„fromm machen, Sünde tilgen, ſey ein ſo hoch,
„groß und herrlich Werk, das allein Chriſtus,

„Gottes Sohn, thun müſſe, und ſey eigentlich ein lauter bloß ſonderlich Werk des einigen rechten Gottes und ſeiner Gnade, dazu unſre Werke nichts ſind, noch vermögen. Aber daß darum gute Werke ſollten nichts ſeyn, wer hat das je gelehret oder gehöret? Ich wollte meiner Predigten Eine, meiner Lectionen Eine, meiner Schriften Eine, meiner Vater Unſer Eins, ja wie klein Werk ich immer gethan, oder noch thue, nicht für der ganzen Welt Güter geben, ja ich achte es theurer, denn meines Leibes Leben, das doch einem jeden lieber ſeyn ſoll, denn die ganze Welt. Denn iſts ein gut Werk, ſo hats Gott durch mich und in mir gethan. Hats Gott gethan, und iſts Gottes Werk, was iſt die ganze Welt gegen Gott und ſein Werk? Ob ich nun wohl durch ſolch Werk nicht fromm werde, (ſo durch Chriſtus Blut und Gnade ohne Werk geſchehen muß) dennoch iſts Gott zu Lobe und Ehren geſchehen, dem Nächſten zu Nutz und Heil, welches keines man mit der Welt Gut bezahlen oder vergleichen kann."

Luth. Op. Tom. V. Ien. p. 292.

Mein Alter erſtreckt ſich zwar nicht ſo hoch, als Ihnen geſagt worden; denn ich bin erſt ſeit wenig Tagen in mein acht und vierzigſtes Jahr getreten; dennoch haben Sie ſehr Recht, wenn Sie glauben, daß ich dem Tode ſehr nahe bin, deſſen Vorboten ich ſeit vielen Jahren an mir habe ſehen müſſen. Gott gebe, daß ich täglich durch Glauben und Gehorſam mich zu einem ſeligen Tode vorbereite; und den hoffe ich in der Religion, in der ich leben und ſterben werde, in der Religion der heiligen Schrift. Ich bin

Leipzig, den 21. Jul.
1762. G.

XCVI.

Liebſter Herr B****.

Einem Freunde, der in der Barbarey lebt, nicht zu antworten, iſt wirklich ein großer Fehler; und gleichwohl habe ich mich dieſes Fehlers ein ganzes halbes Jahr ſchuldig gemacht, und zwar gegen Sie, den ich ſo ſehr liebe und hochſchätze, und der mich gewiß nicht minder liebt, wie ſoll ich dieß verantworten? Nein, liebſter B...., vor meinem Herzen kann ich dieſen Verzug nicht ganz verantworten, ſo ſehr mich auch meine ſtets kränklichen Umſtände, und die mit ihnen verknüpfte Beſchwerlichkeit meiner täglichen Berufsarbeiten zu entſchuldigen ſcheinen. Wenn ich in Mequinez wäre, würde mir der Brief eines Freundes nicht die größte Wohlthat ſeyn, und würde ich nicht mit Recht eben wegen meiner großen Entfernung deſto eher und gewiſſer eine Antwort von ihm erwarten? Ja, ich habe gefehlet,

let, und ich bitte Sie nicht allein um Vergebung, ſondern ich eile heute, dieſen Fehler wieder gut zu machen. Ich eile, Ihnen für alles das herzliche Gute, das Sie mir in der erſten Hälfte Ihres Briefs ſagen, für alle Ihre Liebe, und die nicht ganz verdiente Erkenntlichkeit, die Sie mir bezeugen, und die ich gern ganz verdienen möchte, aufrichtigſt zu danken. Ich umarme Sie in Gedanken, verſichere Sie aller meiner Freundſchaft, und wünſche Ihnen von Gott, was man nur Gutes wünſchen kann. Er laſſe Sie die Spuren ſeiner gnädigen Vorſehung täglich unter einem wilden Volke erblicken, und mache Sie ſelbſt zum größten Wohlthäter einer Nation, der das Erkenntniß der Religion, und alſo auch der größten Glückſeligkeit, mangelt. Wer weis, liebſter Freund, warum Sie Gott in dieſes entfernte und finſtre Land vor Andern hat gehen laſſen; ein Land, an das Sie vor zehen Jahren vielleicht nicht gedacht! Auch nur eine einzige Seele glücklich zu machen, iſt das nicht die höchſte That eines Menſchen? Und kann dieſe That nicht Ihrem guten, liebreichen und chriſtlichen Herzen, außer der glücklichen Beſorgung der Geſchäffte eines däniſchen Conſuls, vorbehalten ſeyn?

Die andre muntre Hälfte Ihres Briefs aus Salee hat mir, wenn ich auch zu krank bin, Ihren Scherz ganz zu fühlen, doch deswegen angenehm ſeyn müſſen, weil ſie mir ein Beweis iſt, daß ein zufriedner Geiſt auch in der Barbarey noch froh denken und witzig ſcherzen kann. Mein Bruder, und die Grafen M.. und Sch. und B. haben Sie belohnet, und herzlich über Ihre Vergleichung zwiſchen mir und dem Sidi-Mahomed gelacht. Alle dieſe Ihre Freunde grüßen Sie durch mich beſtens. Wirklich machen Ihre Dänen unſrer Akademie und ihrem Vaterlande viel Ehre, und verſprechen ihrer Nation und der Welt große Dienſte. Wie angenehm muß Ihnen dieſe Verſicherung aus meinem Munde ſeyn! Leben Sie wohl, liebſter Freund, unter dem Schutze des Allmächtigen, und der Ruhe Ihres Gewiſſens, und der Gnade Ihres Königs.

Leipzig, den 15. Nov.
1762. G.

XCVII.

Gnädige Frau,

„Alſo iſt der ganze Plan Ihres künftigen Lebens, „der auf Ruhe und Einſamkeit gieng, zernichtet? und ich kann mir alle die widrigen Zufälle, „Verdrießlichkeiten und Zerſtreuungen unmöglich „vorſtellen, die Ihnen ſeit dem Anfange des nunmehr verfloßnen Jahres begegnet ſind?“ Ein ſchweres Schickſal für Sie, und eine traurige Nachricht für mich, der ich Sie ſo gern ruhig und nach Ihrem Wunſche glücklich ſähe. Aber ich weis auch, daß ein Herz, wie das Ihrige, ſich ſelbſt in denen Schickungen, die wider unſer wahres Beſte zu ſeyn ſcheinen, der Vorſehung gern unterwirft. Auch da, wenn es menſchlich klagt; auch mitten unter den traurigen Empfindungen, die ſelbſt in der gelaſſenſten Seele nicht ausſterben, beruhiget es ſich dennoch mit den Betrachtungen der Weisheit und Macht, der Güte und Gerechtigkeit des Herrn, der alle unſre Schickſale, gute und traurige, kennt, verhängt, zuläßt und zu unſerm und Andrer Glücke im Verborgnen lenket, und ſtets nach unſern Kräften abmißt. Getroſt alſo, meine theuerſte Freundinn, wenn Sie künftig Ihre Tugend darinnen beweiſen und üben ſollen, daß Sie den entworfnen Plan Ihres künftigen Lebens, den Plan der Ruhe und der Einſamkeit, mit dem Plane eines geſchäfftigen und in die Augen leuchtenden ſchweren Lebens vertauſchen müſſen. Wer mehr Kräfte empfangen hat, empfängt auch größre und in das Beſte der Welt ſtärker einfließende Pflichten. Wie viele und wichtige Gelegenheiten, Gutes zu thun, und das Licht Ihrer Weisheit und Tugend vor der großen Welt, der vielleicht ein ſolches Beyſpiel nothwendig war, leuchten zu laſſen; wie viele ſolche Gelegenheiten werden Sie nicht in dieſem neuen unruhvollen Leben antreffen, und endlich in der Unruhe ſelbſt, und in der Art, ſie zu tragen und anzuwenden, nur mehr Ruhe des Herzens, und mehr Hoffnung und Troſt des künftigen

gen vollkommnern Lebens finden! Doch vielleicht ſind auch Ihre itzigen Umſtände nur eine kurze eingeſchaltete Begebenheit, die das Ganze Ihres Plans nicht ſtören, ſondern ſich bald mit demſelben vortheilhaft wieder vereinigen ſoll. Ja, theuerſte Freundinn, Geduld und Demuth ſind unſtreitig die ſchwerſten Pflichten bey anhaltenden Widerwärtigkeiten, das hat mich eine traurige Erfahrung von vielen Jahren gelehret; aber wir können oft ohne langwierige Unfälle der Tugenden, zu denen wir berufen ſind, gar nicht fähig werden, und wir haben ja ſtets einen mächtigen Beyſtand und mit demſelben das wahre Glück, das Glück unſrer Seele, das uns auch im Tode bleibt; dieß muß unſer höchſter Troſt ſeyn.

Vor einigen Jahren war der Wunſch und der Plan meines Lebens, wie der Ihrige, Ruhe, und nützliche Einſamkeit. Nichts ſchien mir erlaubter, und nichts ſchicklicher für meine guten Abſichten und meine ganzen Umſtände, als dieſer Wunſch. Du willſt dich, dachte ich oft bey mir ſelbſt, in die Stille auf das Land, in eine gute Familie begeben, daſelbſt die Pflichten des Privatlebens mit Gott genau beobachten; für dich und die Ruhe deiner Seele ſtudiren und angelegentlich ſorgen; nützliche Schriften, die etwa nach deinem Tode heraus kommen mögen, aufſetzen; von Zeit zu Zeit einen fähigen Knaben zu dir nehmen, und ihm ſein Herz weiſe und chriſtlich zu bilden ſuchen, und ſo, ja ſo willſt du dein Leben ohne Geräuſche,

ſche, ſanft und ſtille bis an ſein Ende führen. Aber ach, gnädige Frau, wie viel unglücklicher würde ich itzt ſeyn, wenn dieſer Wunſch wäre erfüllt worden! Unfähig, wie ich itzt bin, die Stille und Ruhe des Landes zu genießen, die Stunden der Einſamkeit durch ſelbſt erwählte Geſchäffte auszufüllen und nutzbar zu verwenden; ungeſchickt, Bücher zu ſchreiben, und die Herzen der Kinder zu bilden; zu krank, um an den erlaubten Freuden eines genauen Umgangs Theil zu nehmen, oder mich mit dem Leſen guter Bücher lange zu unterhalten; was würde ich in dieſen Umſtänden, (verſetzt in dem ehedem gemachten Plan meines Lebens) für eine höchſt traurige Rolle ſpielen; da die vorigen Wünſche gar nicht mehr meine Wünſche ſind, und bey meinem itzigen Schickſale es gar nicht ſeyn können. — Möchte doch das neue Jahr, das wird bald antreten, eines der zufriedenſten und beſten Ihres ganzes Lebens ſeyn! Dieſes wünſche ich aufrichtigſt, und bin zeitlebens

1762. G.

XCVIII.

An Herrn **.

Wenn der Vorſatz Ihrer Beſſerung aufrichtig iſt, woran ich keinen Augenblick zweifle: ſo ſorgen Sie nunmehr, daß er auch beſtändig ſeyn mag; das einzige gewiſſe Kennzeichen unſrer Aufrichtigkeit. Stellen Sie ſich Ihre Vergehungen oft vor, und hören Sie die Entſchuldigungen der Eigenliebe nicht; denn ſo lange wir uns in unſern Herzen noch entſchuldigen, ſo iſt die Ueberzeugung, daß wir ſtrafbar ſind, nicht die wahre. Stellen Sie ſich die traurigen Folgen Ihrer bisherigen Lebensart oft und lebhaft vor, um Ihren Abſcheu dagegen deſto mehr zu erwecken, und die Wege zu fliehen, die zum Verderben führen. Geſetzt, Sie hätten große Verſuchungen und Verführungen von außen gehabt: ſo bedenken Sie, daß keine Verſuchung ſo groß iſt, die wir nicht durch Gott und ſeine Furcht überwinden können, wenn wir aufrichtig geſinnet ſind, und immerdar wachen und beten. Der größte Feind des Guten iſt in unſerm Herzen. Bedenken Sie alle die Umſtände, die Ihre Vergehungen vergrößern. Gott hat Ihnen vor andern große Fähigkeiten des Geiſtes gegeben, einen guten ſorgfältigen Unterricht in der Religion durch den Dienſt eines weiſen und tugendhaften Mannes, der Ihr Freund war, und den Sie liebten. Ein ſolcher Unterricht dringt tiefer ein, und iſt ein unſchätzbares Glück. Sie ſind ferner von Ihren erſten Jahren bis hieher an der Hand eines Mannes gegangen, der durch ſein Beyſpiel, ſeine Ermunterungen, und ſeine väterliche Sorgfalt alles über Sie hätte gewinnen ſollen; und tauſend vaterloſe Kinder finden keinen B . ., keinen H . . Bedenken Sie, wie viele gute Bücher Ihre Lehrer in den erſten Jahren Ihres Lebens geworden ſind; Bücher, die oft Männern noch nicht bekannt werden. Und wie viel haben Sie nicht gute Gefährten und jugendliche Freunde ſeit Ihrem Eintritte in Leipzig gehabt; und wie leicht geht man ſonſt auf der Bahn der Tugend an der Seite guter Gefährten fort! Sie fanden Gönner und Verſorger, ohne ſie zu ſuchen; und wie ſehr hält uns nicht bloß die Scheu vor Männern, die wir ehren und lieben, von einem ſtrafbaren Wandel zurück! Alle dieſe Umſtände ſind ſehr wichtig. Stehen Sie alſo von Ihrem Falle mit deſto größerer Sorgfalt auf, mein lieber Sohn, und lernen Sie aus Ihrer eignen Erfahrung, wie bald und ſchwer der Menſch fällt, wenn er leichtſinnig, ſtolz auf ſeine Kräfte und Gaben, und ſicher in ſeinem Herzen wird; wenn er nicht mehr täglich und ernſtlich zu Gott um Weisheit und Gnade betet, nicht die Pflichten des Fleißes und der Arbeitſamkeit ſorgfältig beobachtet, ſich nicht alle Morgen durch Gründe der Religion zur Tugend und zum Fleiße ſtärket, und ſich nicht mit dem Ende dieſes Tages aufrichtig vor Gott prüfet; wenn er ſich kleine Vergehungen erlaubt, und über der Ehre und Liebe bey den Menſchen, die Ehre bey Gott zu vergeſſen anfängt. *Wie wird ein Jüngling ſeinen Weg unſträflich wandeln? Wenn er ſich hält, Herr, nach deinem Worte.*

Nun ſo fangen Sie denn mit dieſem neuen Jahre durch die göttliche Kraft dieſes Wortes ein neues glückſeliges Leben an. Nicht unſere Beſſerung iſt die Urſache der Vergebung bey Gott; nein; aber ſie kann nicht ausbleiben, wenn der Glaube an Gott und unſern Erlöſer und an die Vergebung unſrer Sünden durch ihn, in unſern Seelen lebendig iſt. Zagen Sie nicht vor den Schwierigkeiten. Mit Gott können wir Thaten thun; und er iſts, der in uns das Wollen und Vollbringen des Guten nach ſeinem Wohlgefallen wirket; der denen, die ihn bitten, ſeinen Geiſt giebt, und Kräfte ſchenket, die wir ſorgfältig üben, und dadurch immer mehr Kräfte gewinnen ſollen. Fliehen Sie die häufigen Bekanntſchaften, und ſuchen Sie wenig Freunde, und machen Sie ſich den Fleiß im Stillen, zum Vergnügen und täglich zum Geſetze. Ich, mein lieber Sohn, vergebe Ihnen willig, und bitte Gott, daß er Ihnen vergebe und Sie regiere, ſo lange Sie leben. Ich will meine Liebe und Sorgfalt für Sie eher vermehren als mindern, wenn ich Ihr künftiges Wohlverhalten ſehe. Durch dieſes können Sie ſich Ihre Freunde und Gönner erhalten, aber ohne daſſelbe werden ſie ſich zu Andern wenden, die ſie für würdiger anſehen. Und wie könnte ich Sie in Zukunft mit Gewiſſen empfehlen, wenn Ihr eigner Wandel wider mich zeugte? Leben Sie wohl, und beſuchen Sie mich ohne Furcht.

1763. G.

XCIX.

An den Herrn Profeſſor Gellert.

Sie werden ſich vielleicht weniger wundern, daß ich mir Ihre gütige Erlaubniß, an Sie zu ſchreiben, itzt zu Nutze mache, als daß ich es nicht eher gethan habe. Aber ich konnte nicht eher wohl etwas Wichtiges von unſerer Reiſe melden; und unbeträchtliche Dinge laſſen ſich an Sie nicht ſchreiben. Nunmehro kann ich Ihnen melden, daß wir Wien, Gottlob! glücklich verlaſſen, und einem nützlichern Zuſtande mit jedem guten, und, Gott gebe! auch dauerhaften Vorſatze entgegen gehn. Ein kleiner Unfall iſt mir hier an meinen Büchern wiederfahren, die vor der Cenſur ein ſtrenges Examen ausgeſtanden haben. Meine erſte Beſorgniß war für unſre geiſtlichen Bücher, und für diejenigen, die Sie uns für den Graf ‥ mitgegeben, von denen wir noch doppelte Exemplare hatten. Aber der Präſident in dieſem

Büchergerichte; der berühmte Baron van Swieten, beruhigte mich mit dieſen Worten: Nous vous regardons comme freres, & vous n'avez rien à craindre pour vos livres de devotion; pour les ouvrages de Monſieur Gellert, nous les admirons & les reſpectons. Die Freude des Herrn Grafen ‥ über dieſes koſtbare Geſchenk iſt ſo groß geweſen, als vorher ſeine Unruhe, da es einige Tage von der Cenſur vorenthalten worden. Er wird Ihnen ohne Zweifel beide bezeugen, ſobald ihm ſeine itzige Krankheit es zuläßt, die ihn eine Verkältung zu ‥ zugezogen, und die ihn auch allein abgehalten hat, mich alle die Wirkungen einer ſo wichtigen Empfehlung, als die Ihrige, empfinden zu laſſen. Gleichwohl habe ich alle die Güte an ihm bemerkt, die ihm Ihre Zuneigung verſchaffen konnte. Mit andern Nachrichten von hier darf ich Sie nicht mehr aufhalten, mein theuerſter Herr Profeſſor. Ich nehme mir nur noch die Freyheit, mich Ihrer fernern ſchätzbaren Gewogenheit zu empfehlen. Ich bin zeitlebens mit der wahreſten, mit der ſchuldigſten Ehrerbietung

Ihr
gehorſamſter verbundenſter
Diener,
P. Meinhard.

Wien,
den 28. October,
1763.

C.

An den Herrn Grafen M**.

Ich weiß, mein lieber Graf, daß ich, wenn ich an Sie ſchreibe, nicht allein Ihnen ein Vergnügen der Freundſchaft mache, ſondern daß ich auch auf meiner Seite eine Pflicht der Liebe und Freundſchaft erfülle. Ich umarme Sie alſo in Gedanken, an welchem Orte der Welt Sie auch immer ſeyn mögen, und wünſche Ihnen alles das Gute, das ein Freund ſeinem beſten Freunde, ein Lehrer ſeinem liebſten Schüler, und ein Vater ſeinem Sohne wünſchen kann. Ich ſtelle Sie mir vor, wie Sie bemüht ſind, auf Ihren Reiſen immer mehr Vortheile einzuſammeln, Ihren Verſtand mit nützlichen und mannichfaltigen Kenntniſſen und Einſichten zu bereichern, und aus dem Umgange mit guten und nicht guten Menſchen Ihrem Herzen Regeln der Weisheit und Klugheit des Lebens einzudrücken, Ihre Liebe zum Guten zu erwecken, und den Abſcheu gegen das Laſter zu befeſtigen. Ich ſehe Ihr fleißiges Journal, das Sie führen, und darinne Sie den Nutzen und das Vergnügen der Reiſen für Ihr Gedächtniß nicht allein, ſondern für Ihre Freunde und Nachkommen aufbewahren. Ich ſehe Sie an der Seite Ihres guten Führers, wie Sie ſeinen Rath gern hören und ſuchen, und ſeinen Einſichten und ſeinem Beyſpiele aus Liebe und Ueberzeugung gern folgen, ihm Ihr Herz entdecken, und zur Verhütung oder Abwendung der Verſuchungen und Gefahren ſeine liebreiche Hand zu Hülfe nehmen. Ja, theuerſter Graf, ſo ſchwer auch die Kunſt, nützlich und gewiſſenhaft zu reiſen, ſeyn mag; ſo traue ich Ihnen doch zu, daß Sie vor Andern glücklich reiſen werden. Was kann Wachſamkeit, Fleiß und Religion, bey allen Zerſtreuungen und Gelegenheiten zur Sinnlichkeit, bey allen Hinderniſſen des Guten, bey allen Lockungen eines glänzenden Beyſpiels, nicht ausrichten? Nein, nein, ich weis es, der Graf L.. M.. wird als der liebenswürdige und tugendhafte Jüngling, der er war, wiederkommen, wird als ein Mann an Weisheit und Frömmigkeit wieder zurück in ſein Vaterland kommen; denn er hat Gott vor Augen und im Herzen, und wachet und betet. — Der Graf .., liebſter M.., hat mir ſehr für Ihre Bekanntſchaft gedanket, und mich verſichert, daß er Sie lieben würde, wenn Sie auch nicht der Sohn eines verdienſtvollen Miniſters wären. Ihr Bruder, mein liebſter Graf, iſt nur gar zu fleißig. Welche Freude wird Ihr theuerſter Vater an dieſen ſeinen beiden Söhnen erleben, wenn ſie immer an Weisheit und Güte des Herzens fortwachſen! Leben Sie wohl, mein liebſter Graf, und unter dem Schutze des Höchſten an allen Orten geſichert und zufrieden! Ich liebe Sie, bete für Sie, und bin zeitlebens der Ihrige.

1763. G.

CI.

CI.

An Herrn F**.

„Daß ein Leben ohne Religion nicht die Zufriedenheit gewähre, die man in ihm ſuchet, und daß die Vorurtheile von der Entbehrlichkeit eines thätigen Chriſtenthums die ſchrecklichſten Folgen nach ſich ziehen;“ dieſe Wahrheit iſt von ſo vielen frommen und geiſtreichen Männern ſo oft dargethan worden, daß ichs zwar nicht für überflüßig halte, ſie noch in ein größeres Licht zu ſetzen, aber doch auch nicht glauben kann, daß ich der Mann ſey, der dieſes überzeugend und glücklich genug thun könne. Es kann vielleicht wahr ſeyn, was Sie ſagen, daß die günſtige Meynung, welche die Welt für mich gefaßt, einer ſolchen Schrift viel Leſer verſchaffen würde; aber meine Kräfte, wie Gott bekannt iſt, ſind zu einem ſolchen Werke itzt zu ſchwach. Indeſſen will ich, wenn ich länger lebe, die Erinnerung Ihres gütigen und Ihrem Herzen ſo rühmlichen Briefs nicht vergeſſen. Itzt aber will ich Sie auf ein treffliches Werk, ich meyne **Bernards Abhandlung von der Vortrefflichkeit der Religion** verweiſen, wenn Sie es ſelbſt noch nicht geleſen haben, oder Ihren Bekannten gern ein Buch dieſes Innhalts empfehlen wollen. Dieſer Mann (er war Profeſſor und Paſtor in Utrecht) iſt völlig Ihrer Meynung, daß die meiſten Menſchen viel zu wenig von der Liebenswürdigkeit der Religion unterrichtet und überzeugt ſind: und aus dieſem Grunde hat er ſein herrliches Buch ſchon 1718, oder 1720, geſchrieben, welches vor einigen Jahren in Halle mit einer Vorrede des ſeligen Baumgarten aus dem Franzöſiſchen in gutes Deutſch iſt überſetzet worden. Freylich, wertheſter Freund, wiſſen es wenig Menſchen, welche hohe Wohlthat von Gott die Religion und das Chriſtenthum iſt; aber die meiſten wiſſen es darum nicht, weil ſie es nicht wiſſen und erfahren wollen. „So jemand, ſagt unſer Erlöſer, will „deß Willen thun, der mich geſandt hat, der „wird inne werden, ob meine Lehre von Gott „ſey" — und alſo auch wie herrlich und liebenswürdig und wohlthätig die Ausübung des Chriſtenthums ſey. Uebrigens danke ich Ihnen für das beſondre Vertrauen, das Sie ſo gütig in mich ſetzen, ob ichs gleich nicht ganz verdiene, empfehle mich Ihrer fernern Gewogenheit, und wünſche Ihnen von Gott das zufriedenſte Leben des Chriſten.

1763. G.

CII.

An den Herrn Geheimderath und Miniſter von B*.

Ew. Excellenz melde ich ehrerbietigſt, daß der junge Graf Sch . ., den Sie mir zu empfehlen die Gnade gehabt, ſich gut eingerichtet hat, ſeine Studien fleißig abwartet, und von ſeinem Hofmeiſter ſorgfältig geführet wird. Ueberhaupt machen die däniſchen Cavaliere, die ſeit einigen Jahren bey uns ſtudiret haben, oder noch itzt zugegen ſind, unſrer Akademie viel Ehre. Die Grafen . . und . ., die bereits auf Reiſen gegangen ſind, waren Beyſpiele des Fleißes, der Geſchicklichkeit und der Lebensart, die ich zeitlebens lieben und ehren werden. Auch der jüngere Graf . . und die beiden Herren von . . verdienen das größte Lob. Da ich ſo glücklich bin, daß Ew. Excellenz meinen Worten trauen: ſo halte ichs für meine große Pflicht, dieſes Zeugniß zum Ruhme dieſer Jünglinge vor Ihnen abzulegen, als vor dem Freunde Ihrer Väter und dem Gönner der Verdienſte. Iſt mir Dännemark, wie Ew. Excellenz in Dero gnädigem Schreiben zu ſagen geruhen, einigen Dank ſchuldig: ſo darf mich dieſe Verſicherung ſeines Miniſters, als die größte Belohnung, zwar erfreuen; aber ich muß doch befürchten, daß die jungen Dänen, die ich zu unterrichten und bilden zu helfen Gelegenheit gehabt, aus Liebe für mich mehr von mir rühmen, als ich verdiene. Schülern von großen Fähigkeiten, anhaltendem Fleiße und gutem Herzen glücklich zu dienen, iſt leicht. Unter dieſe Zahl gehört bey mir vornehmlich ihr würdiger Neveu in Copenhagen, den, wie ich heute erfahre, ſeine Gemahlinn mit einem Sohne erfreuet hat. Ich weis, daß Ew. Excellenz dieſen Vater als Ihren Sohn lieben, und ſtatte daher in dieſer Rückſicht Ihnen meinen ehrerbietigſten Glückwünſch ab, der ich, ſo lange ich lebe, mit der größten Verehrung und Dankbegierde bin,

1763. G.

CIII.

An Herrn B**.

Es iſt noch keine Stunde, daß ich Ihren traurigen Brief erhalten habe, und ich eile zu meiner eignen Beruhigung, Ihnen mein Mitleiden über den frühen Tod Ihres lieben und mir ſchätzbaren Bruders zu bezeugen. Alſo iſt der Jüngling, deſſen blühender Anblick ein langes Leben verſprach, der fromme, fleißige, geſchickte Jüngling, einer meiner hoffnungsvollſten jungen Freunde, der lange nach mir noch das Glück vieler Menſchen befördern ſollte, der iſt in dem Anfange ſeines Lebens, nachdem er kaum die Akademie verlaſſen, ſchon aus dieſer Welt gegangen?

gen? So dachte ich, als ich Ihren Brief las, und beweinte den frühen Tod Ihres Bruders und bedauerte Sie, liebſter B.., herzlichſt. Aber was klagen wir? Iſt es denn nicht ein Glück, geſchickt zum Tode, auch früh, nach Gottes Willen, ſterben, früh ewig ſelig werden? Iſt dieß nicht das höchſte Glück des Chriſten und das Glück dieſes Jünglings? Der Herr gab ihm das Leben, der Herr hats ihm früh genommen, um es ihm ewig wieder zu geben; gelobet ſey der Name des Herrn! — und rühmlich und lehrreich ſey das Andenken dieſes theuern Jünglings und das Beyſpiel ſeiner Tugend und Wiſſenſchaft! Sie aber wolle Gott, wenn es ſeiner Weisheit gefällt, die Früchte des Fleißes und der unſchuldig verbrachten Jugend in einem langen zufriednen und der Welt nützlichen Leben genießen laſſen.

Die Dankſagungen für meinen Unterricht, die Sie mir in Ihrem Namen, und im Namen Ihres ſeligen Bruders abſtatten, kann ich nicht beantworten. Sie haben mich gerührt, außerordentlich gerührt, und ich weis mich ſeit langer Zeit keines Dankes zu erinnern, deſſen Aufrichtigkeit und Stärke ich ſo ſehr empfunden hätte. In meinen Augen waren die Dienſte, die ich Ihnen und Ihrem beſten Bruder erwieſen, klein, und nach Ihrer Beſchreibung kommen ſie beynahe mir ſelbſt wichtig vor; und o wie glücklich bin ich, wenn ſie das wirklich geweſen, wenn Sie Ihrem ſeligen Bruder ſelbſt noch in ſeinem Tode heilſam geweſen ſind. Dafür ſey Gott ewig gedanket! Leben Sie wohl, liebſter B . . .

G.

CIV.

Liebſter * *.

Seyn Sie ruhig! Ihre Reue hat ſo ſtarke Kennzeichen der Aufrichtigkeit und eines höhern Urſprungs, daß ich Ihnen nicht allein mit väterlichem Herzen vergebe, ſondern Sie, wenn Sie, durch Gottes Gnade von Ihrem Falle aufgerichtet, nunmehr den Weg des Guten mit deſto größrer Vorſichtigkeit und Treue betreten, auch deſto mehr lieben und für Ihre Ruhe und Wohlfahrt ſorgen will. Faſſen Sie Muth, und beten Sie, liebſter Freund. Gott wird Ihnen die verlorne Ruhe des Gewiſſens nach ſeinem Worte wieder ſchenken, und das gute Werk, das er in Ihnen angefangen hat, gewiß vollenden, und Sie aus einem verirrten und unglücklichen Jünglinge einen geretteten und glückſeligen Jüngling werden laſſen, der ſeinen künftigen Weg, und auch dereinſt den Weg des Mannes und des Greiſes, unſträflich wandelt. Das verſpreche ich Ihnen im Namen des Gottes, der uns, da er uns ſeinen Sohn zum Erlöſer gegeben, mit ihm nach einer unendlichen Liebe alles ſchenken will.

Bey Ihrem Herrn Vater, o da will ich mit Freuden für Sie bitten. — „Da er aber noch „ferne von dannen war, ſahe ihn ſein Vater, „und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um „ſeinen Hals, und küſſete ihn“ — — — Das wird Ihr theurer frommer Vater im Geiſte thun; welche Beruhigung für Sie! Und eben ſo liebreich geſinnt iſt auch der Vater im Himmel, der Vater der Barmherzigkeit gegen Sie, bey Ihrer Reue, Rückkehr und Bitte des Glaubens, welcher Troſt für Ihr banges und mir ſchätzbares, doch was mir? ihm ſelbſt, Ihrem Erlöſer ſo theures und ſchätzbares Herz! Zagen Sie nicht wegen Ihrer künftigen Beſtändigkeit im Guten. Wir vermögen es freylich nicht durch unſre Kraft, weder gut zu werden, noch zu bleiben; aber der in uns das Wollen wirket, (ſeliger Troſt!) der wirket auch das Vollbringen; wie könnten wir zagen, da er uns die Waffen zum Siege anbeut, giebt, und, wenn wir nur wollen, ſo ſtreiten und widerſtehen hilft, daß wir aus ſeiner Macht durch den Glauben den Sieg erhalten, auch gegen unſre heftigſten und gefährlichſten Feinde, gegen die ſüßeſten Reizungen des Laſters und der Lüſte der Jugend und die Macht böſer Gewohnheiten. So umarme ich Sie denn väterlich, als meinen wiedergefundnen Sohn, und bete für Sie, und weine Thränen der Freude über Sie, durch ihn glücklicher Jüngling! Kommen Sie heute oder morgen ohne alle Furcht zu mir. Ich will mit Ihnen reden, wie ich itzt geſchrieben habe, liebreich und voll Bereitwilligkeit, Ihnen zu helfen; denn ich ſuche nichts, als Ihr Glück, und die Vollbringung meiner Pflicht.

1763. G.

CV.

Liebſter Herr Paſtor,

Die Schuld, die ich Ihnen heute abtrage, iſt ſehr alt, iſt noch aus dem verfloßnen Jahre, und ich weis kaum, was ich zu meiner Entſchuldigung ſagen ſoll. Vermuthlich habe ich mich von Zeit zu Zeit darauf verlaſſen, Sie mündlich zu ſprechen, und Ihren Brief zu beantworten. Indeſſen kann ich Sie doch aufrichtig verſichern, daß ich den Auftrag Ihres Briefs gleich in den erſten Wochen, nachdem ich ihn erhalten, ausgerichtet habe. Auch glücklich? — Das will ich nicht ganz ſagen. Genug der Herr von ‥ will Ihnen ſehr wohl, ob er gleich Bedenklichkeiten findet, Sie künftig nach ‥ zu berufen. Seyn Sie indeſſen ruhig, liebſter Herr Paſtor. Iſt es Gottes Wille, daß Sie ihm an dieſer Gemeine dienen ſollen: ſo wird ſich Ihnen der Weg dahin, ohne Ihre großen Bemühungen, öffnen. Itzt iſt es Beruhigung genug für Sie, daß Ihre Gemeine in - - Sie liebt, gern hört, und ſich willig von Ihnen leiten läßt, wie mir verſchiedne Freunde zu meiner großen Freude geſagt haben und noch ſagen. Daß Ihre Gemeinde die unausgearbeiteten Predigten, zum Exempel, die Leichenreden höher ſchätzet, als diejenigen, die Sie mit aller Sorgfalt niedergeſchrieben haben, das nimmt bey Ihnen mich nicht ſo ſehr Wunder. Vielleicht reden Sie, indem Sie nicht von dem Gedächtniſſe gefeſſelt werden, lebhafter, freyer, und eindringender. Auch iſt es nichts ſeltnes, wenn man einmal ſeine Materie gehörig überdacht hat, und ihrer mächtig iſt, daß uns die Feyerlichkeit des Ortes, die Achtſamkeit der Zuhörer, und die eigne Empfindung, in die uns die Wahrheit, die wir vortragen, oft plötzlich verſetzet, daß ſie uns, ſage ich, wenigſtens ſtellenweiſe mit einer Beredſamkeit begeiſtert, die wir bey dem Nachdenken und der ruhigen Ausführung der Rede weniger zu finden im Stande ſind. Endlich, liebſter Freund, müſſen Sie auch wiſſen, daß ich Ihnen oft den Vorwurf gemacht habe, daß Ihre Reden, wie Ihre Gedichte, zu viel Mühe und Kunſt verrathen; und in ſo weit können Ihre ſorgfältigſt niedergeſchriebenen und treu nach dem Concepte gehaltenen Predigten oft weniger Wirkung thun. Nicht, als ob es nicht ſicherer, nicht die Regel und Pflicht des Redners wäre, ſeinen gutgedachten Entwurf vollkommen auszuarbeiten, ſondern weil Mühe und ängſtliche Sorgfalt, inſonderheit in Anſehung der Wahl des Ausdrucks, oft eine gewiſſe Dunkelheit in unſre Reden bringen, und dem Verſtande der Zuhörer zu viele und ſchwere Arbeit auflegen. Leben Sie wohl, und führen Sie Ihr Amt zur Ehre Gottes und zur Wohlfahrt Ihrer Zuhörer, mit allem Eifer und aller Treue, die Ihnen möglich iſt: ſo wird Gott dieſe Treue und dieſen Eifer auch vorzüglich ſegnen, und Ihre Belohnung groß ſeyn laſſen. Ich bin

1764. G.

CVI.

Liebſter Herr L.**

Wenn Ihnen meine Lieder den Dienſt geleiſtet, den Sie ihnen zuſchreiben: ſo habe ich große Urſache, Gott dafür zu preiſen. Gehen Sie, aller Schwierigkeit ungeachtet, ſtandhaft auf dem Wege der Religion fort. Sie werden finden, daß er der einzige Weg iſt, der zur wahren Zufriedenheit im Leben und Tode führet; daß es einerley iſt, die Pflicht des Chriſten und ſein eignes Glück behaupten. Gott ſelbſt (er hat es verheißen) wird Sie ſtärken, und Sie zum tugendhaften, nützlichen und glücklichen Manne erwachſen laſſen. Kommen Sie vielleicht einmal nach Leipzig, ſo bitte ich, daß Sie mich beſuchen, damit ich Sie perſönlich kennen lerne, und Sie mündlich aller meiner Hochachtung und Liebe verſichern könne, ſo wie ich itzt ſchriftlich thue.

1764. G.

CVII.

Mademoiſell,

Es iſt ein großer Lobſpruch für mich, daß Sie meine Schriften mit ſo vielem Vergnügen leſen. Möchten Sie Ihnen doch eben ſo viel Nutzen bringen! Beunruhigen Sie ſich indeſſen nicht, daß Ihnen Ihre häuslichen Verrichtungen ſo wenig Zeit zum Leſen erlauben. Die wahre Weisheit beſteht nicht in vielem Leſen des Guten, ſondern in vielem Thun; und eine Perſon Ihres Geſchlechts, die mit ihren häuslichen Pflichten beſchäfftiget, täglich auch nur Eine Stunde zur Bildung ihres Verſtandes und Herzens lieſt, lieſt mehr, als die, welche unbeſchäfftiget den ganzen Tag die beſten Schriften zum Zeitvertreibe, oder aus Eitelkeit, lieſt.

Die erſte wird eine gute Ehegattinn, eine verſtändige Mutter und eine ſorgfältige Haushälterinn werden, wenn ſie ihr Stand dazu beruft; aber wie ſchwerlich die andere! Fahren Sie alſo fort, liebe Mademoiſell, bloß die Stunden, die Ihnen Ihre Geſchäffte übrig laſſen, auf das Leſen eines guten Buches anzuwenden. Die Schriften der Frau Beaumont, des Zuſchauers, die Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer von dem Herrn Wilkes, und andre dieſen ähnliche Werke, ergötzen eine aufmerkſame Leſerinn eben ſo ſehr, als ſie ihr nützen. Uebrigens danke ich Ihnen ergebenſt, Mademoiſell, für Ihren beredten und mir ſo angenehmen Brief, und bin mit beſonderer Hochachtung

1765. G.

CVIII.

Liebſter und beſter Graf,

So ſehr ich Sie beklage, daß Ihr Aufenthalt in . . nicht angenehmer für Sie iſt: ſo weis ich dennoch, daß Sie ſich ihn durch Ihre Wißbegierde, durch Ihren Fleiß und Ihr gutes Herz bald erträglich und gewiß nützlich machen werden. Dieſes tröſtet mich; und dieſes muß auch Sie tröſten. Finden Sie wenig Umgang mit guten Menſchen: ſo ſind Sie doch vor tauſend Andern glücklich, daß Sie viel gute Bücher kennen, haben, und zu nützen wiſſen. Unter dieſen Ihren lieben Büchern, guter Graf, und unter den Bemühungen, die nöthigen Kenntniſſe, um derentwillen Sie ſich itzt in ‥ aufhalten, zu erlangen, werden Sie die Unannehmlichkeiten des Ortes vergeſſen, den beſchwerlichen und froſtigen Umgang ertragen, und die Fehler der großen Welt, deren Laſt Sie fühlen, deſto gewiſſer vermeiden lernen. Dieſe Fehler gelaſſen tragen zu können, bitten Sie mich um Regeln. Aber, liebſter Graf, welche Weisheit wüßte ich hierüber, die Sie nicht auch wüßten? Was würden Sie dem Freunde antworten, der dieſe Regeln von Ihnen begehrte? „Denken ſie, würden Sie „ſagen, um Nachſicht und Geduld mit den Fehlern der Andern zu haben, oft und täglich an „ihre eignen, auch die geheimſten Fehler, und „hingegen an die guten Eigenſchaften, die Andre „bey ihren Fehlern noch beſitzen, und ſie vielleicht „nicht. Können ſie die Fehler und Schwachheiten derſelben durch Klugheit verbeſſern, ſo iſt es „ihr Glück, wie es ihre Pflicht iſt. Tragen ſie „dieſelben mit Geduld, ſo haben ſie weniger Verdruß. Sind es Thorheiten, ſo lernen ſie Weisheit aus der Thorheit der Andern, und hüten „ſie ſich deſto vorſichtiger vor den Schritten, die „zu ihr führen. Sind es offenbare Laſter, ſo

„verabſcheuen ſie das Laſter; bedauern ſie den Menſchen, der ſich dadurch entehrt; lehren ſie ihn durch ein tugendhaftes Beyſpiel das Gegentheil; beten ſie für ihn.“ Dieſes, liebſter Graf, was Sie Ihren Freund lehren würden, ſagen Sie ſich ſelbſt. Wir leben in einer unvollkommenen Welt, und müſſen entweder mit Andern Nachſicht haben, oder Einſiedler und bittre Menſchenfeinde werden. Duldet Gott die täglichen Fehler und Gebrechen unſrer Nebenmenſchen; wie vielmehr iſt dieß unſre Pflicht? Wem gar Niemand gefiele, der würde unglücklicher ſeyn, als der, der Niemanden gefiele. Getroſt, mein lieber Graf. Dieſer Ihr erſter Auftritt in der größern Welt wird nicht lange währen, wird bald mit beſſern abwechſeln, wird Sie in der Gelaſſenheit und Geduld üben, einer Tugend, deren unſer ganzes Leben bis an unſern letzten Augenblick bedarf, und die, nebſt der Demuth, den Geiſt und die Kraft der Religion am ſicherſten beweiſet. Die Vorſchriften der Religion, die Sie lieben, werden überall und in allen Umſtänden Ihre beſten Rathgeber ſeyn, und Sie vor den Gefahren, die Ihrer Tugend drohen, und noch oft drohen werden, gewiß in Sicherheit ſetzen. Bete, wache, thue deine Pflicht, und beſchäfftige dich nützlich; und das thue täglich, und auch täglich prüfe dich hierüber! Dieß iſt die wahre und höchſte Weisheit. Leben Sie wohl, beſter Graf, den ich liebe, und wegen ſeiner Tugend lieben muß. So wie Sie unter den vielen Jünglingen, die ich gekannt, einer der beſten und ruhmwürdigſten, und für mein Herz einer der liebſten geweſen ſind; ſo ſuchen Sie mit den Jahren des Mannes einer der rechtſchaffenſten, gewiſſenhafteſten und nützlichſten, und alſo auch glücklichſten Männer zu werden. Der Herr ſegne Sie und behüte Sie!

1765. G.

CIX.

An Herrn B***.

Sie erinnern ſich meiner in den Briefen an Ihren Herrn Bruder ſo oft, und mit ſo vieler Liebe, daß ich nicht weis, wie ich Ihnen genug dafür danken, noch wie ich dieſes Andenken verdienen ſoll. Dieſes aber, wertheſter Herr Paſtor, kann ich Ihnen theuer verſichern, daß die Freundſchaft, die Sie mir ſchenken, und der Beyfall, mit dem Sie meine geiſtlichen Lieder beehren, mir mehr iſt, als die Gunſt der Großen und der Lobſpruch vieler Kunſtrichter. Meine Lieder würden Ihr edles und gottſeliges Herz nicht rühren, wenn Sie weniger zur Erbauung geſchickt wären. Und o wie glücklich bin ich Unwürdiger, wenn Gott dieſe Lieder bey vielen zur Verherrlichung einer

Religion, über welche der Witz unſrer Tage bald verdeckt, bald offenbar ſpottet, gereichen läßt! Der berühmte Mann in Ihren Gegenden fährt immer fort, die Angriffe ſeines Spottes zu verdoppeln; aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer. Er wird ſeine Wahrheit ſchützen, wenn auch noch mehr Spötter aufſtehen; und die Religion wird ſelbſt in den Gegenden, wo ſie von vielen Voltairen lächerlich gemacht wird, von noch mehr B . . . ehrwürdig erhalten werden. Gott ſegne Sie, liebſter Mann, mit Geſundheit und langem Leben! Ich empfehle mich Ihrer Liebe und Ihrem Gebete, und bin zeitlebens

1765. G.

CX.

An den Herrn Profeſſor Gellert.

Kein Geſchenke konnte mir angenehmer ſeyn, als Ihre Vorleſung aus Ihren eignen Händen. Ohne den verbindlichſten Dank darf ich es nicht annehmen; und aus dem Danke wird ein Brief. Ich bin dieſe Aufmerkſamkeit nicht allein Ihnen, ſondern auch meinem Herzen ſchuldig. Für das Herz iſt ja der ganze Aufſatz gemacht; und ich habe dieſen Währmann bey Leſung Ihrer ſchönen Schrift geſpürt. Von dem allgemeinen

Beyfalle ſchreibe ich Ihnen kein Wort. Nein, mein liebſter Herr Profeſſor; aber von dem allgemeinen Nutzen, von der Erfüllung Ihrer Abſichten möchte ich Ihnen recht viel und oft ſchreiben. Dann werde ich Sie nicht, wie itzt, um Vergebung bitten, daß ich Ihre nützlichern Beſchäfftigungen durch Briefe unterbreche. Anſtatt der Antwort, die ich aus eben dieſer Urſache durchaus verbitte, laſſen Sie mich nur zuweilen durch gute Freunde wiſſen, daß Sie recht geſund ſind. Wie ſehr habe ich mich gefreuet, als ich kürzlich hiervon eine angenehme Nachricht erhielt! Ich weis, Sie ſind von meiner Hochachtung und Ergebenheit längſt verſichert, und ich darf mich nur, nach allen Geſinnungen der Freundſchaft, unterſchreiben

Ihren

Dresden,
am 24. Februar,
1766.
C. L. v. Hagedorn.

CXI.

Theuerſter Herr von Hagedorn,

Sie haben mich Ihrer Gewogenheit und Freundſchaft auf die gütigſte und überzeugendſte Art verſichert; dafür danke ich Ihnen heute als für eine große Wohlthat, und verſichre Sie zugleich auf meiner Seite, daß ich Sie ſchon ſo lange verehre und liebe, als ich Ihren Namen und Ihre Verdienſte kenne; und dieſes iſt ſehr lange. Daß Sie ferner in Ihrem gütigen und mir ſchätzbaren Briefe meine Vorleſung für eine dem Publico nützliche Schrift erklären, dieſes iſt für mich der größte Lobſpruch; und ich will mich von nun an bemühen, dem Ausſpruche einſichtsvoller Männer in dieſem Stücke mehr zu glauben, als meinem furchtſamen und betrüglichen Herzen. Uebrigens empfehle ich mich Ihrer fernern Liebe, wünſche Ihnen Leben, Geſundheit und alle Wohlfahrt, die man nur verdienten Männern wünſchen kann, und bin, ſo lange ich lebe, mit einem Herzen voll Hochachtung und Ergebenheit

1766.

G.

CXII.

An den Herrn Hofrath Heyne.

Sie haben zu günſtig von meiner kleinen Schrift geurtheilet: aber ich will Ihnen auch nicht ſowohl für den Lobſpruch ſelbſt, als für die liebreiche Art danken, mit der Sie ihn mir ertheilet haben. Wollte Gott, ich wäre ganz der gute Mann, der ich in Ihren Augen bin! Indeſſen bitte ich nichts deſto weniger um Ihre fernere

Liebe und Freundſchaft, und verſichre Sie der meinigen und aller meiner Hochſchätzung mit dem aufrichtigſten Herzen. Profeſſor Heynen, ſo ſage ich oft unter meinen Freunden, auch laut vor meinen Zuhörern, ach, den hätten wir bey uns behalten ſollen! und ich habe noch vor wenig Tagen dieſen Wunſch gedacht und gefühlt, da ich Ihre vorrreffliche und beſcheidne Vorrede zu dem zweyten Bande des Auszugs der Allgemeinen Welthiſtorie las. Gott laſſe es Ihnen, theuerſter Freund, in einem langen, der Welt nützlichen und für Sie zufriednen Leben wohlgehen. Mit dieſem Wunſche umarme ich Sie, und bin zeitlebens

Leipzig,
den 31. März,
1766.

G.

CXIII.

Mein theuerſter Herr Profeſſor,

Wie gütig iſt es von Ihnen, daß Sie eine Handlung von meiner Seite, die ganz in der Ordnung war, und ganz keine Aufmerkſamkeit verdiente, zu einer Veranlaſſung machen, mir eine ſchätzbare Verſicherung von Ihrer Achtung und Freundſchaft zu geben. So ſtumpf und fühllos mich eine gewiſſe Erfahrung gegen den gelehrten Ruhm gemacht hat: ſo empfindlich bin ich gleichwohl bey dem Beyfalle rechtſchaffner und verdienſtvoller Männer. Allein bey der Zufriedenheit, die Sie mit mir bezeugen, mein liebſter Herr Profeſſor, empfinde ich mehr als bey dem kahlen Lobe einer ganzen Welt; denn mein Herz wird dabey beruhiget, und mit innerer Selbſtzufriedenheit erfüllt. Eifrig werde ich mich mein ganzes Leben durch beſtreben, dieſe Zufriedenheit mir zu erhalten, ſie mehr zu verdienen, und mir auch dann einmal ihren Beyfall zu erwerben, wann verklärtere Einſichten in einer andern Welt mich beurtheilen werden. Mein Vaterland hatte keinen Winkel für mich, wo ich in einem geringern Maaße von Unbequemlichkeiten mein Leben im Verborgnen hätte hinwallen können. So abgeneigt als ich auch für den Stand eines Gelehrten von Beruf, und für das Leben auf einer Akademie war, ſo hatte mich doch die Vorſehung dazu beſtimmt. Meine Unterwerfung hat mich viel gekoſtet, doch die Erfahrung hat mich auch hierinnen gelehret, daß ihre Wege Liebe ſind. Mein Leben iſt ſo einfach, ſo unſchuldig, ſo ruhig, als ich es in Dresden nie hoffen konnte. Dieß wird Sie erfreuen, mein beſter Herr Profeſſor; deswegen ſpreche ich zuverſichtlicher, als ich es ſonſt bey der Ungewißheit und dem Unſtäten der menſchlichen Dinge zu thun wage. Gott erhalte Sie geſund, und laſſe Sie noch lange Tugend und Religion einer Jugend einpflanzen, die auf unſern Akademien ſonſt leider auf Gelehrſamkeit faſt allein angeführet wird. Alle Ihre Freunde grüßen Sie, Niemand aber mit innigerer Hochachtung als meine Frau. Ich bin zeitlebens

Ihr

Göttingen,
den 11. May, 1766.

ergebenſter Freund
und Diener,

Heyne.

CXIV.

An den Herrn von R***.

Ihren letzten Brief habe ich ſehr ſpät bekommen. Allein ſo ſpät ich ihn auch bekam, ſo iſt er mir doch außerordentlich angenehm geweſen, nicht allein wegen der guten, natürlich ſchönen Schreibart, in der Sie trefflich zugenommen haben, ſondern auch wegen ſeines Innhalts, der nichts als gutes Herz, nichts als Liebe für mich, Ihren Freund, und Wünſche für meine Wohlfahrt redt und enthält. Möchte ich doch nunmehr bald einen Brief von Ihnen bekommen, der nichts als gute und frohe Nachrichten von Ihrem Glücke enthielte, das ſich Ihnen itzt nur noch in der Entfernung zeigt! Doch getroſt, liebſter Herr von R...! Fahren Sie fort, wie Sie rühmlich thun, im Vertrauen auf die göttliche Vorſehung, die Sie bisher ſo wunderbar geleitet hat, für die Verdienſte zum Amte zu ſorgen und zu arbeiten; für das Amt ſelbſt wird die Vorſehung ſorgen. Und welch Glück für Sie iſt nicht ſchon Ihrige itzige Verfaſſung, da Sie in derſelben ſo gute Gelegenheit haben, ſich in dem praktiſchen Theile der Rechtsgelehrſamkeit feſter zu ſetzen! — Sey tugendhaft und arbeitſam, und das Uebrige überlaſſe Gott! — Dieſes iſt der ſicherſte Weg zu unſerm Glücke, der ſicherſte zu unſrer Ruhe — die kürzeſte und richtigſte Moral. Mit den aufrichtigſten Wünſchen für Ihre, Ihrer würdigen frommen Mutter und aller Ihrer theuern Angehörigen Wohlfahrt, und mit wahrer Liebe und Hochachtung bin ich zeitlebens

1766. G.

CXV.

Liebſter und beſter Graf,

Wenn ich Ihnen auch in Ihren jüngern Jahren noch ſo viele Dienſte geleiſtet hätte; und es waren doch nur Dienſte der Pflicht, die Sie mir durch Ihre Folgſamkeit zum Vergnügen machten: ſo haben Sie mich doch nunmehr für alle auf einmal reichlich belohnet, und mir nebſt Ihrer theuerſten Gemahlinn einen Beweis Ihrer Freundſchaft und Ihres Vertrauns gegen mich, gegeben, den ich nicht größer und mir rühmlicher hätte wünſchen können. Sie laſſen mich, da Sie zum erſtenmale ein glücklicher Vater werden, an dieſem Glücke als einen Pathen Ihrer lieben Tochter Antheil nehmen; und was hat ein Vater für größre Freuden, die er mit ſeinem beſten Freunde theilen könnte? Für dieſe außerordentliche Freude und Ehre, liebſter Graf, danke ich Ihnen und der glücklichen würdigen Mutter mit einem gerührten Herzen, mit einem Herzen voller Wünſche und Segen für das Leben und die Wohlfahrt Ihrer Tochter, Ihrer Gemahlinn, und Ihrer ſelbſt. Ich werde das Glück zwar nicht erleben, mich durch irgend eine Sorgfalt um dieſe Ihre Tochter verdient machen zu können; aber die ſtille Pflicht eines chriſtlichen Pathen werde ich nicht nur morgen an ihrem Tauftage auf meiner Stube, oder auch in einer

Kirche, zu erfüllen ſuchen, ſondern mich, ſo lange ich noch lebe, oft an dieſe Pflicht erinnern. Der Graf .. wird Ihnen ſagen, daß meine Gliederſchmerzen, die ich itzt wieder dulde, mich an keine Reiſe nach .. denken laſſen. Ich umarme Sie indeſſen in Gedanken. Gott ſegne Sie und Ihr ganzes Haus! Alſo leben Sie wohl, und freuen Sie ſich, glücklicher Mann und Vater, der Freuden Ihres ehelichen Lebens und der Unſchuld Ihres verbrachten jugendlichen mit dankbarem Herzen. Ich bin ganz der Ihrige.

G.

CXVI.

Theuerſter Herr Doctor,

Womit verdiene ich doch alle die Liebe, die Sie für mich haben; die brüderliche Liebe, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe mit einer Beredſamkeit erklären, deren nur wenig Herzen fähig ſind; eine Liebe, die ich nicht aufrichtiger, edler und frömmer denken und wünſchen kann? Doch muß man denn ein Geſchenk verdienen, um es annehmen und ſich ſeiner erfreuen zu können? Genug, daß ich den ganzen Werth Ihrer Freundſchaft und Liebe empfinde, ſchätze und durch Gegengenliebe und Dankbarkeit über Ihre Güte, zu verdienen herzlich wünſche. Dieſes, theuerſter Freund, kann ich mit Wahrheit von mir ſagen; und möchte ichs Ihnen doch in dieſem Augenblicke durch Umarmungen und Thränen der Freude perſönlich ſagen können! Ich habe Sie alſo, nach Ihrem gütigen Geſtändniſſe, durch meinen letzten Brief nicht wenig beruhiget und getröſtet? O dafür ſey Gott gedanket, der mir dieſen Sinn gegeben, und meine Worte geſegnet hat! Er erhalte Sie ferner bey Ihrem getroſten Muthe, und gebe Ihnen die Ruhe und Zufriedenheit einer Seele, die ihm vertraut, in allen Fällen Ihres Lebens. Er beglücke Sie mit allen den Ihrigen in einem langen Leben, und ſegne Ihre eifrigen Bemühungen für die Erhaltung und Wohlfahrt der Menſchen! — Die Exemplare Ihrer gelehrten Schrift habe ich einem geſchickten Medico gegeben, und ſie durch ihn den Männern überreichen laſſen, für die ſie beſtimmt waren. Billigen ſie Ihr neues Syſtem nicht ganz; (und welche neue Methode findet ſogleich einen allgemeinen Beyfall?) ſo ſchätzen ſie doch die Verdienſte des Erfinders. Leben Sie wohl, beſter Mann; denn ich habe Ihnen nun ſo viel geſagt, als ein kranker Freund, dem bey dem beſten Willen doch das Schreiben ſauer wird, ſeinem Freunde auf einmal ſagen kann. Grüßen Sie Ihre theuerſte Frau und lieben Kinder herzlichſt von mir, und ſchenken Sie mir ferner Ihre Liebe und Ihr Gebet, den Segen chriſtlicher Freundſchaft. Ich bin, ſo lange ich lebe ꝛc.

1767. G.

CXVII.

Gnädige Frau,

Einer meiner erſten Gedanken, als ich heute früh erwachte, waren Sie und Ihre Abreiſe. Nun, dachte ich, wird ſie mit ihrem lieben Gemahle ſchon auf dem Wege ſeyn; und ſo nahm ich in Gedanken Abſchied von Ihnen, und begleitete Sie mit meinen guten Wünſchen. Aber eben itzt höre ich, daß Sie noch da ſind; und alſo kann ich ja noch ſchriftlich von Ihnen Abſchied nehmen.

So gehe denn, o Freundinn, die ich ehre,
Durch deren Umgang ich mehr, als ich ſagen kann,
Zehn ganze Jahre lang gewann;
Mit der ich nun von heut auch mehr entbehre,
Mehr, leider, als ich ſagen kann.
Geh mit dem Muthe frommer Seelen,
Geh froh von hier an Deines ⸗ ⸗ Hand;
Du ſtehſt in dem für Dich durch Gott beſtimmten Stand.
In dieſem Stande kann das Glück Dir niemals fehlen,

Das Gott an Tugend und Verſtand,
An Lieb' und Freundſchaft hier verband.
Geh froh; der Mutter frommer Segen,
Ihr lehrreich Beyſpiel, ihr Gebet,
Begleiten Dich auf allen Deinen Wegen,
Gleich guten Engeln, früh und ſpät.
Geh froh; die Wünſche frommer Armen,
Die du beglückt haſt, gehn voran,
Und bitten: „Wie Sie aus Erbarmen
„Uns oft in Nöthen wohlgethan;
„So nimm dich, Gott, auch Ihrer an!“
Geh froh, und laß Dein Herz das Glück mit Dank empfinden,
Jedwedem werth zu ſeyn, der nur entfernt Dich kennt;
Denn Niemand iſt in unſrer Stadt zu finden,
Der Dich nicht rühmt und Dir nicht Gutes gönnt.
Geh froh; Du gehſt an Deines ‹ ‹ Seite,
Sein Herz, ſein Ruhm, ſein Glück iſt Dein;
Und ſeiner Kinder Glück, das ihn ſo ſehr erfreute,
Wird, wenn Du leideſt, Troſt Dir ſeyn.
Denn nicht nur Glück, auch Leiden, Dich zu üben,
Erwarten Dich und ſind ſchon da;
Doch unverzagt; denn denen, die Gott lieben,
Iſt ſeine Hülfe täglich nah.

1767. G.

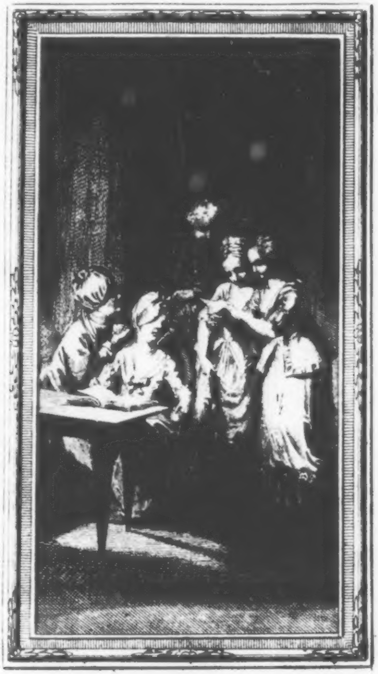
CXVIII.

Mein lieber Herr **.

Die Grafen von ⸗ ⸗ und ihr Hofmeiſter ſind Ihre großen Freunde, und ſchätzen Ihr Genie und Ihre ausgebreitete Gelehrſamkeit ſehr hoch; und dennoch muß ich Ihnen ſagen, daß ſie ſich Ihres Unterrichts ganz begeben werden, wenn Sie in Ihrer zeitherigen Lebensart fortfahren. Ich bitte Sie alſo, als Ihr Freund, bey Ihrer eignen Wohlfahrt, bey Ihrer Geſundheit, bey Ihrem Leben, bey Gott und ſeiner Gnade, überlegen Sie ernſtlich die ſchrecklichen Folgen des Trunkes. Ich weis alles, was irgend zu Ihrer Entſchuldigung dienen kann; aber, lieber ⸗ ⸗, es bleibt doch ewig Ihre Pflicht, von dieſer verderblichen Gewohnheit abzuſtehen, ſo ſchwer es Ihnen auch ankommen mag. Was dem Menſchen unmöglich ſcheint, das iſt ihm mit Gott möglich. Daran erinnere ich Sie brüderlich mit aller der Liebe, die ich Ihnen ſchuldig bin.

1767. G.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



C. F. Gellerts ſämmtliche Schriften.

Neunter Theil.

Neue verbeſſerte Auflage.

Mit Römiſch-Kaiſerl. Königl. Preußiſchen und Churfürſtl. Sächſ. allergnädigſten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich,
und Caſpar Fritſch, 1775.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

CXIX.

Theuerſter Käſtner,

Ich umarme Sie mit einem Herzen voller Liebe und Hochachtung, und danke Ihnen für den heitern Brief, mit dem Sie mich in Ihrem Prorectorat erfreut haben, und für den Commentarium über eine Stelle des Varro, mit dem Sie mich nicht bloß erfreut, ſondern meiſterlich unterrichtet haben. Zugleich empfehle ich Ihnen einen meiner zeitherigen Zuhörer, einen Dänen, mit Namen Schönheiter, der ein Jahr in Göttingen ſtudiren wird, und der ſowohl ſeines Fleißes, als ſeiner Geſchicklichkeit und ſeines guten Charakters wegen, Ihrer Gewogenheit und Fürſorge nicht unwerth iſt. Außer der theologiſchen Litteratur, die ſein Hauptwerk iſt, liebt er auch die Mathematik und ſchönen Wiſſenſchaften, und wird, wie ich ſicher hoffe, Ihrer Akademie dadurch Ehre machen, daß er gründlich ſtudiret.

Herr Wolkens iſt heute nach Dresden gereiſet, um dem Grafen von F.. vorgeſtellt zu werden, der einen Hofmeiſter, und zwar einen mathematiſchen Kopf, für ſeinen Sohn von funfzehn Jahren ſucht.

Ich liebe dieſen Wolkens; und ich hoffe, der Graf, dem ich ihn nachdrücklich und gewiſſenhaft empfohlen, wird ihn wählen. Die Stelle wird für ihn von allen Seiten, oder doch von vielen, günſtig ſeyn, wenn er ſie erhält. Und hiermit leben Sie wohl, guter Käſtner, und lieben Sie ohne Aufhören Ihren alten, kranken und redlichen Freund,

G.

Es wird noch ein Däne zu Ihnen kommen, der Mourier heißt, und Lieutenant unter der Däniſchen Miliz iſt; auch ein ſehr guter fleißiger junger Gelehrter, den ich Ihnen ebenfalls beſtens empfehle, und der ſich Ihnen ſelbſt zu empfehlen wiſſen wird. Mich aber empfehlen Sie dem lieben Profeſſor Heyne, dem guten Herr D. Miller und Profeſſor Diezen ergebenſt und freundſchaftlich.

Leipzig,
den 13. April,
1767.

CXX.

Mein liebſter Gellert,

Dieſe Oſtern habe ich über funfzig Antworten geſchrieben, die ich zum Theil länger als ein Jahr ſchuldig war; und Ihren Brief beantworte ich ſo bald, weil ich den Werth eines Briefes von Ihnen erkenne. Und doch werde ich Sie ſogleich bitten, wenn Sie etwa Luſt haben, bald wieder nach Göttingen zu ſchreiben, nicht an mich, ſondern an jemand anders zu ſchreiben. Dieß hängt ſo zuſammen: Ich ſteckte Ihren Brief zu mir, die Complimente auszurichten. Im Vorbeygehen: Einer Ihrer Freunde heißt darinne der Liebe, der andere der Gute, und der dritte? der iſt der dritte ſchlechtweg. Hatten Sie denn kein Beywort für ihn? Ich wüßte wohl eins, darauf er ſtolz ſeyn könnte, weil es ihm eine Aehnlichkeit mit Ihnen gäbe, und das ich doch nicht haben mag: der Hypochondriſche. Nun alſo, wie ich Ihren Brief bey mir trug, gab ich ihn der Frau Prof. Heyninn zu leſen, die mir dazu ſehr viel Glück wünſchte, und meynte, was es für ein Lob für mich wäre, daß ich Sie unterrichtet hätte, wie Ihr Brief ſagt; und als ich antwortete: das wäre ein Compliment; ſagte ſie: Gellert machte keine Complimente. Die einfältige Frau! Nun alſo, weil ſie ſo eine Freude darüber hatte, ſo ſagte ich ihr, wenn ich wieder an Gellerten ſchriebe, ſo wollte ich ihn bitten, daß er einmal an ſie ſchriebe, und weil man Gellerten ſo viel Achtung ſchuldig wäre, daß man ihm nicht zumuthen müßte, ſogar viel Briefe zu ſchreiben, ſo ſollte er lieber alsdann an mich nicht ſchreiben. Sehen Sie, ſo gehe ich mit Ihrem nächſtkünftigen Briefe um, daß ich ihn ſchon jemand anders abtrete, als wenn ich ſchon wüßte, daß ich ſelbſt einen würde bekommen haben. — Sie ſind gegen Herr Wolkens ſehr gütig geweſen. So viel ich ihn kenne, verdient er es, wegen ſeines ſehr guten Herzens.

Was meynen Sie denn von *) — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Sie können zwiſchen dem erſten Abſatze meines Briefs, und dem nächſtvorhergehenden, einen Widerſpruch finden, weil ich Ihre Gedanken zu wiſſen verlange: Aber wie oft ſtellt ſich nicht der Poet, als verlangte er des Kunſtrichters Gedanken

ken

---

*) Ein damals neues Buch, über das Gellert ſeine Meynung mir nicht geſchrieben hat. Was ich ihm darüber geſchrieben habe, müßte, wenn es gedruckt werden ſollte, mehr aus einander geſetzt und unterſtützt werden, als in einem Briefe, wo ich eben über meine Gedanken eines Freundes Urtheil verlangte, nöthig war. Ich habe daher dieſe Stelle unterdrücket, als die Herren Herausgeber, mit einer Billigkeit, derentwegen ich Ihnen danke, mir verſtatteten zu beſtimmen, wie dieſer Brief öffentlich erſcheinen ſollte. **Käſtner.**

ken zu wiſſen, nur damit er ſeine eignen dem Kunſtrichter vorleſen kann. Leben Sie wohl, und behalten Sie einen Freund in gutem Andenken, der allemal ſuchen wird, Ihrer Freundſchaft werth zu ſeyn.

Göttingen,
den 27. May,
1767.

Abraham Gotthelf Käſtner.

CXXI.

An Madame Heyninn.

Herr Profeſſor Käſtner verlanget in ſeinem letzten Briefe von mir, ich ſollte, anſtatt ihm zu antworten, nur an Sie ſchreiben. In der That weis ich nicht, was der gute Mann bey dieſem Auftrage ſucht, ob er mir wirklich eine Wohlthat erweiſen will, deren er mir ſeit dreyßig Jahren eben nicht viele erwieſen hat; oder ob er nur meinen Briefwechſel los ſeyn, und Sie dagegen mit demſelben beläſtigen will. Doch wenn auch ſeine Abſichten nicht die beſten ſeyn ſollten, ſo danke ich ihm doch ſehr für ſeinen Muthwillen, und wende ſeine Veranlaſſung auf die Seite, wo ſie Freude und Pflicht für mich wird. Ich verſichre Sie alſo meiner beſondern Hochachtung, Ergebenheit und Freundſchaft aufrichtigſt, und bin überzeugt, daß Ihnen dieſe ſchriftliche Verſichrung nicht gleichgültig ſeyn wird. Wenn ich Ihnen endlich ſage, daß ich vor wenig Wochen ſo glücklich geweſen bin, Ihre beſte Freundinn perſönlich hier in Leipzig kennen zu lernen, und mich mit ihr und ihrem theuerſten Gemahle oft und viel, bald auf meiner Stube, bald im Roſenthale, bald auf ihrem Zimmer zu unterhalten; wenn ich Ihnen dieſes ſage, und wie ſehr ich Beide, ihn und ſie, ehre und hochſchätze, und wie oft und herzlich die Frau von Sch . . an Sie gedacht hat: ſo weis ich, daß Ihnen mein Brief wichtig und ſchätzbar werden muß. Ja, liebſte Madame, dieſes Glück alſo, Ihre beſte Sch . . faſt eine ganze Woche zu ſehn und zu ſprechen, habe ich gehabt, und es, ſo ſehr ich ſonſt neue Bekanntſchaften fliehe, eifrig geſucht, und, ungeachtet meiner Kränklichkeit, behauptet. O freun Sie ſich dieſer würdigen Freundinn mit mir, die Ihnen und Ihrem Geſchlechte Ehre macht; und die Gott nebſt ihrem vortrefflichen Manne immerdar beglücken wolle! Nunmehr weis ich Ihnen weiter nichts zu ſagen, als daß Sie, meine Freundinn, Ihren guten Heynen in meinem Namen küſſen und ihn aller meiner Liebe verſichern wollen.

Leipzig, den 10. Jun.
1767.

G.

CXXII.

An den Herrn Hofrath von B**.

Der arme W.. verlangt, daß ich mich mit ihm zu einerley Pflicht vereinigen, und Ihnen für die beſonders gnädige Vorſorge danken ſoll, deren Sie ihn zeither gewürdiget haben. Mit einem Herzen alſo, theuerſter Herr Hofrath, das Sie ſchon lange verehret und liebet, ſo lange ſchon als mein Freund Cramer der Ihrige iſt, danke ich Ihnen auf das verbindlichſte für die ſeltne Großmuth, mit der Sie ſich eines der unglücklichſten und ſonderbarſten Menſchen auf Erden nun ſchon ſo lange angenommen haben, ohne zu ermüden. In der That ſehe ich die ihm erzeigten Wohlthaten, als mir ſelbſt erzeigt, und mich als Ihren Schuldner an, als den Schuldner des beſten Mannes, den Gott mit ſeinem ganzen Hauſe ſegnen und der Welt lange erhalten wolle. Daß W.. wieder nach Amerika zu gehen denkt, gefällt mir nicht; die Ruhe wohnt weder in Europa noch in Amerika, ſollte er zu ſich ſagen, ſondern in der Gnade Gottes, die du bey Fleiß und Pflicht und Gebet geduldig und demüthig erwarten mußt. Uebrigens bitte ich noch um Dero mir ſchätzbare Liebe, und bin ſo lange ich lebe ꝛc.

1767. G.

CXXIII.

An Herrn F**.

Wie groß iſt Ihr Verluſt, liebſter Freund, und wie herzlich beklage ich Sie! Aber wie groß und chriſtlich iſt auch Ihre Gelaſſenheit und Ergebung in den göttlichen Willen; und wie ſehr liebe und bewundere ich Sie deswegen! Herr G.. hat mir nämlich Ihren Brief an ihn vorgeleſen, und ſo wie mich der Anfang deſſelben außerordentlich betrübt hat, ſo hat mich auch das Ende dieſes Briefes wieder geſtärket und getröſtet. Wie glücklich ſind Sie bey Ihrem chriſtlichen Herzen, und bey der Hoffnung der Religion, der Hoffnung des Himmels! Gott beruhige Ihre Seele ferner, theurer Freund, und laſſe Sie das Glück lebhaft empfinden, der Vater einer ſo frommen und liebenswürdigen Tochter zu ſeyn, die der Herr früh von der Erde in den Himmel rief. Ach Herr lehre uns täglich bedenken, daß wir zu der Abſicht leben, um ſelig zu ſterben! Ich umarme Sie mit Liebe und Hochachtung und bin zeitlebens der Ihrige.

Leipzig,
den 12. März,
1767.

G.

CXXIV.

An Ebendenſelben.

Sie finden, wie Sie in Ihrem Briefe klagen, bey Ihrem ſchweren Verluſte, die Gelaſſenheit und Ergebung in Ihrem Herzen nicht, die Sie wünſchen, und haben ſollten. Aber ich finde ſie, dieſe willige Ergebung, ſelbſt in Ihrer wehmüthigen Klage über den Mangel derſelben; in dem herzlichen Kummer, daß Sie ſolche bey ſich nicht gewahr werden; in dem Kampfe, Ihren Willen gern dem Willen des Allmächtigen zu unterwerfen, und ſeine Güte, Weisheit und Gerechtigkeit, auch in den härteſten Schickungen und Trübſalen, zu verehren und anzubeten. Der Geiſt iſt willig! Getroſt alſo, mein Freund, wenn gleich das Fleiſch ſchwach iſt, wenn gleich Ihr Herz die Größe ſeines Verluſtes mit Bangigkeit fühlet, und in Klagen und Thränen übergeht. Auch unſer göttlicher Erlöſer wünſchte unter der Angſt ſeiner Seele: Iſts möglich, mein Vater, ſo gehe dieſer Kelch vorüber! und dennoch trank er ihn willig, und dennoch ſagte er: Doch nicht wie ich will, ſondern wie du willſt. Das Weſen der Ungeduld beſteht nicht in den ſchmerzhaften Empfindungen unſerer Seele über das Elend, das uns drückt; nicht in dem Wunſche nach Minderung deſſelben und Befreyung von unſerm Jammer, wenn es Gott gefiele;

nicht in Klagen und Thränen, die der Menſch weint, ſondern in den harten und argen Gedanken, mit denen das Herz ſich an ſeinen Gott unter der Laſt der Trübſale vergreift, und bald ſeine Güte, bald ſeine Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit entehret und in Zweifel zieht. — Getroſt alſo, theuerſter Mann, Ihr Geiſt, Ihr Herz iſt willig, Gott bey dem Verluſte, den Sie erlitten, durch eine völlige Ergebung zu ehren; und nur Ihr Fleiſch, nur der Menſch iſt ſchwach. Aber er, der das Wollen der Pflicht in uns wirket, wirket auch nach ſeiner Gnade das Vollbringen, wenn dieſes gleich nicht auf einmal, nicht ohne ſtarken Widerſtand, und oft nur im geringen Maaße erfolgt. Der Herr hat Geduld mit unſrer Schwachheit; dieß iſt der ſelige Troſt unſrer Religion. Und ſo lange wir wachen, beten und kämpfen, ſo thun wir ſeinen Willen, und Er ſieht das Herz und nicht das Werk an. Gott beruhige, tröſte und ſtärke Ihre ihm theure Seele, daß endlich ſeine auch rauhen und kummervollen Wege Ihren Augen wohlgefallen! Ich liebe Sie; denn wie könnte ich Ihr gutes und chriſtlich geſinntes Herz zu lieben aufhören? Ich liebe Sie, ſo lange ich lebe, und bitte, daß Sie mir, auch wenn Ihr lieber Vetter nicht mehr um mich iſt, Ihren Briefwechſel erhalten, ſo wie Sie mir Ihre Gewogenheit gewiß ganz erhalten werden, ob ich gleich die gute Meynung, die Sie von mir haben, lange nicht verdiene; denn ach welch ein elender und ſchwacher Menſch bin ich, der ich Ihren Augen ſo ſtark vorkomme! Beten Sie für mich und lieben Sie mich.

Leipzig, den 6. April,
1767. G.

CXXV.

An Madame G**.

Ich überliefere Ihnen endlich Ihren lieben Sohn, den ich gern noch länger behalten hätte, da ich ihn vorzüglich liebe, hochſchätze, und an ſeinen Umgang gewohnt bin. Allein es würde eine Ungerechtigkeit ſeyn, dieſen guten Sohn, ſeiner würdigen und beſten Mutter auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Ich heiße ihn alſo gehen, ſo ungern ich ihn auch verliere, und begleite ihn mit meiner Liebe und mit väterlichem Segen in Ihre mütterlichen Arme. Iſt es ſeine Beſtimmung, daß er in ſeinem Vaterlande, und vor Ihren Augen verſorgt werden ſoll: So laſſe Sie Gott dieſe Freude bald erleben, und lange, lange genießen. In der That wünſcht er wohl nach Leipzig zurück zu kehren, aber unter der Bedingung, daß Sie ihm dahin folgten. Er ſcheint auch zum akademiſchen Leben beſtimmt und gebohren zu ſeyn; allein ich weis auch, daß die

Wege der Vorſehung oft anders ſind und führen, als die Gedanken, ſelbſt die für ſich guten und richtigen Gedanken der Menſchen. Ich will alſo durch mein Urtheil nichts von dem Plane des Schickſals Ihres theuerſten Sohnes zu entſcheiden ſuchen, ſondern wünſchen und beten, daß Gott dieſen Ihren Sohn, dem er ein gutes und frommes Herz, groſſe Talente, und eine ſorgfältige Erziehung geſchenket hat, in ſeinem ganzen Leben mit ſeiner Weisheit und Gnade regieren, und ihn in denjenigen Stand und in das Amt ſetzen wolle, worinne er das meiſte Gute ſtiften, die Ehre des Herrn am meiſten verherrlichen, und alſo am glücklichſten ſeyn kann, wenn auch dieſes Amt nicht ganz unſern Wünſchen und Einſichten gemäß ſcheinen ſollte. Wohl der Mutter, die Freude an ihren Kindern erlebt! Wohl alſo Ihnen, theuerſte Freundinn, die an ihrem einzigen Sohne die Freude über viel Kinder erlebt; und Dank und Preis ſey Gott, der Ihnen dieſen Sohn gegeben, und ſeinen Fleiß und Ihre Erziehung vorzüglich geſegnet hat! Mir dürfen Sie nicht danken: ich habe wenig und lange nicht ſo viel gethan, als ich geſollt. Ich bin mit allen guten Wünſchen für Ihre beſtändige Wohlfahrt und mit der vollkommenſten Hochachtung

Leipzig,
den 23. May,
1767.

G.

CXXVI.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Bey allem dem Vergnügen, das ich empfinde, eine zärtliche Mutter, einen gütigen Onkel, und eine Menge von rechtſchaffnen Freunden wieder zu ſehn, höre ich doch noch nicht auf, den Verluſt zu fühlen, den ich durch die Trennung von meinem zweyten Vater leide. Erlauben Sie mir immer, daß ich Ihnen einen Namen gebe, zu dem Sie mir ſelbſt durch Ihre außerordentliche Güte ein Recht ertheilt haben, und mit dem mein Herz und meine Geſinnung ſo genau übereinſtimmen. Ich habe es beſtändig als eine der größten Wohlthaten von Gott erkannt, daß er mich in Ihr Haus und in Ihre Bekanntſchaft gebracht hat. Nicht bloß Ihr Unterricht, Ihr Rath, Ihre Fürſorge für mein Glück, ſondern noch vielmehr der ſtarke und beſtändige Antrieb, den ich zur Ausübung meiner Pflichten, in dem Wunſche und in der Hoffnung Ihre Gewogenheit und Ihren Beyfall zu erhalten, gefunden habe, und immer finden werde: dieſes iſt ein Geſchenk der Vorſicht, die meine ſchwache Tugend dadurch unterſtützen und befeſtigen wollte. Ich erinnere mich niemals der Stunden, die ich bey Ihnen zubrachte, ohne Gott dafür, als für die glücklichſten meines Lebens, zu danken. Dieſes Andenken wird, ſo lange ich das Glück entbehre, Sie wieder zu ſehn, einen Theil meiner Vergnügungen

gungen ausmachen. In Wahrheit, das Herz und die Geſinnungen eines vortrefflichen Mannes, haben einen gewiſſen geheimen Einfluß auf die, die das Glück haben, mit ihm umzugehn; und auch ohne ſeine Lehren iſt ſchon die Hochachtung, die ſie für ihn haben, und ſein Beyſpiel ſtark genug, ſie ihnen einzuflößen. Ja, theuerſter Herr Profeſſor, wenn ich jemals ſo unglücklich wäre, den Gedanken einer ſchlechten und unedlen Handlung zu haben, ſo würde die Erinnerung an Ihre Freundſchaft die Tugend augenblicklich wieder in mein Herz zurückrufen. So bin ich Ihnen nicht nur die Ausbildung meines Verſtandes, ſondern auch die Verbeſſerung meines Herzens ſchuldig. Möchte Sie doch Gott dadurch belohnen, daß er Ihnen noch viele Gelegenheiten ſchenkt, ähnliche Wohlthaten zu erzeigen! Meine Mutter iſt gütig genug, mir die Erlaubniß, wieder zu Ihnen zurück zu kehren, gleich bey meiner Ankunft zu verſichern. — Ich bin

B ⸗ ⸗, den 3. Jun.
1767.

C. G ⸗ ⸗.

CXXVII.

CXXVII.

Antwort auf den vòrhergehenden Brief.

Liebſter G * *.

Ein gutes Herz iſt auch gern das dankbarſte Herz: dieſes ſehe ich an dem Ihrigen; denn wie ſehr danken Sie mir nicht für das Wenige, was ich zu Ihrem Beſten habe thun können! Aber ein dankbares Herz iſt auch immer das beredteſte Herz: dieß ſehe ich an der Wirkung Ihres Briefes; denn wie ſehr hat er mich nicht gerührt und erfreut! Möchte ich doch viel ſolche dankbare, beredte und in den Wiſſenſchaften geübte Schüler haben! Wieviel Belohnung und Ehre würde mir dieſes ſeyn! Doch ich will Sie itzt nicht loben, ob gleich das Lob auch eine Pflicht des Lehrers und Vaters iſt; ich will Sie bloß meiner Liebe aufrichtigſt verſichern, und Ihnen zugleich melden, daß der Antrag wegen des Grafen . . vergebens iſt, weil ihn ſein Herr Vater noch vor Michael zuruckrufen wird. Aber es iſt darum nichts verloren. Da Sie einmal die Einwilligung Ihrer theuern Mutter haben, wieder zu uns zu kommen, ſo hoffe ich, ſoll ſich bald eine ſchickliche und für Sie günſtige Stelle finden. Seyn Sie alſo getroſt, mein lieber G . ., und leben Sie itzt mehr für die Beruhigung Ihrer guten Mutter und Ihres guten Onkels, als für die Wiſſenſchaften. Gott, den Sie fürchten, laſſe es Ihnen mit Ihrer ganzen Familie wohl gehn, und Sie die Freude Ihrer Mutter, und bald auch das Glück der Jugend, inſonderheit der ſtudirenden, werden! Ich bin ſo lange ich lebe.

Leipzig, den 6. Jun.
1767. G.

CXXVIII.

An Ebendenſelben.

Was muß der gute G.. machen? — ſo habe ich ſchon etliche Wochen bey mir in Gedanken gefragt, nun aber will ich den Mann ſelbſt fragen. Was machen Sie alſo mein lieber G..? Das heißt nicht: was ſtudiren Sie? denn ich weis, daß Sie mehr thun, als Andre Ihres Alters, und vielleicht mehr, als ich von einem fleißigen Freunde wünſche. Nein, es iſt eine bloße Frage des Herzens und der Liebe, und heißt nichts mehr, als: Ob Sie geſund, mit Ihren Umſtänden und in dem Schooße Ihrer Vaterſtadt zufrieden leben, die Freude und Ruhe Ihrer theuern Mutter vermehren, Ihren lieben Onkel oft ſehen und aufheitern, und fleißig den Umgang des trefflichen Tr.. ſuchen und genießen;

und endlich: Ob Sie oft an mich, nicht an mich Ihren Lehrer, ſondern an mich Ihren Freund, denken? Dieſes glaube ich mag der Innhalt meiner Frage geweſen ſeyn; und nun erwarte ich die Antwort auf meine reichhaltige Frage, und ſetze geſchwind noch eine hinzu, nämlich: Wird Sie auch Ihre Frau Mutter dieſen Sommer ohne Kummer von ſich laſſen, und wollen Sie noch gewiß zu uns kommen? Ich wünſche es nicht nur, ſondern ich veranſtalte es auch, wenn es Gott will. Itzt habe ich freylich noch keine Gewißheit vor mir; aber das Beſte erfolgt ja oft unvermuthet und ungeſucht. Herr W = = war vorgeſtern bey mir, redte von Ihnen mit großer Achtung und Liebe, und fragte mich, ob Sie nicht bald kämen? Er wird kommen, ſprach ich, und künftig bey der Akademie thun, was ich kranker und ſchwacher Mann nicht mehr thun kann, auch wohl nicht recht gut gethan habe. — Und ſo viel mein lieber G = = auf heute, vielleicht bald ein mehrers. Leben Sie wohl. Gott leite Sie auf die beſten Wege, und beglücke und ſegne Sie, und Ihre Mutter und meine Freunde.

Leipzig,
den 14. Januar,
1768.

G.

CXXIX.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Ob ich meinen Sohn ohne Kummer von mir laſſen würde? Dieſe Frage muß ich ſelbſt beantworten. Wie vollkommen kennen Sie doch das Herz einer Mutter, und wie gütig nehmen Sie Antheil an ihren Empfindungen! Aber wie unſchätzbar muß mir die Wohlthat des Himmels ſeyn, daß Gott meinem Sohne einen ſo rechtſchaffnen und tugendhaften Freund zugeführt, der mit der wahrhaften Treue eines Vaters für ſein Beſtes ſorget! Dieſes Glück macht mir die Beantwortung der Frage leicht. Es iſt wahr, ich fürchte mich vor der Stunde des Abſchiedes. So ſchwer er mir aber auch ankommen möchte, ſo vollkommen beruhige ich mich doch durch Ihre großmüthige Liebe. Ihre Gütigkeit verwandelt eine Menge meiner Sorgen in Hoffnung und Zuverſicht. Und alſo müßte ich meinen Sohn nicht ſo ſehr lieben, als ich ihn wirklich liebe, wenn ich ihn nicht mit Freuden zu ſeinem beſten Lehrer zurück ſendete. Ach, theuerſter Herr Profeſſor, könnte er das Glück genießen, ſtets nahe um Sie zu ſeyn, und durch Ihre Erfahrung und Ihren Rath geleitet zu werden; wie getroſt würde ich ihn von mir laſſen! Ich wüßte ihn in noch beſſern Händen, als in den meinigen. Sie würden alsdann ihm bald eine Mutter nachkommen ſehen, der Sie ihr Alter durch Ihre ſeltne Güte fröhlich gemacht hätten. Doch alle dieſe Wünſche überlaſſe ich der Vorſehung Gottes; der ordne die Schickſale meines Sohnes nach ſeinem Wohlgefallen, und mache ihn zu einem tugendhaften Manne und thätigen Christen, und ſchenke ihn mir ewig wieder. Gott erhalte Sie für uns und die Welt noch lange! Ich bin unaufhörlich mit der größten Hochachtung

Ihre

B**, den 20. Jan. 1768.

gehorſamſte Dienerinn,
G**.

CXXX.

An Herrn *.

Was Sie in der beſchwerlichen Stellung, in der Sie leider! ſtehn, thun ſollen, liebſter *? Vor allen Dingen nicht muthlos werden; Geduld lernen und täglich üben; (ein Schatz, den wir auf unſer ganzes Leben brauchen;) Ihre Pflicht, ungeachtet aller Verdrießlichkeiten, beharrlich und treulich beobachten, durch Klugheit den Verdacht und böſen Schein entfernen; ſo oft es dieſe befiehlt, nachgeben; die Beſchuldigungen, auch die unverdienten, zu Ihrer eignen Vorſichtigkeit und Bemerkung Ihrer Fehler (denn die haben wir alle) anwenden; Ihre Hitze, wenn Sie leiden, zurück halten, und bald durch Nachſicht, bald durch Hoffnung, bald durch Demuth ſich in Ihren beſchwerlichen Umſtänden Erleichterung, Hülfe und Muth verſchaffen. Sie haben Ihren . . und ſeinen freundſchaftlichen Beyſtand; welch Glück für Sie! Sie haben den Zutritt zu dem Herrn . ., einem ſo einſichtsvollen, liebreichen und dienſtfertigen Manne; welche Wohlthat für Ihre Jugend und Ihre gegenwärtige Verfaſſung! Sie haben endlich in Ihrem Berufe ein gutes Gewiſſen vor Gott und den Menſchen; und Sie wollten nicht gelaſſen und geduldig ſeyn? Getroſt alſo, mein Freund! Werden Ihre guten Abſichten und Dienſte verkannt; nun ſo erinnern Sie ſich oft an die herrliche Stelle: „Laſſet „euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet, und „nicht den Menſchen; und wiſſet, was ein jeglicher „Gutes thun wird, das wird er von dem „Herrn empfahen.“ — Auch die Menſchen, denen Sie bekannt werden, werden Ihr Gutes bemerken, und, ohne daß Sie es denken und wiſſen, Beförderer Ihrer Glücks werden. Können Sie aber das Vertrauen und den Beyfall Ihres Principals gar nicht erhalten: o ſo ſteht es Ihnen ja frey, mit Beſcheidenheit um Ihre Entlaſſung zu bitten, und eine andre Stelle zu ſuchen. In dieſem Falle wünſchte ich freylich, daß Sie eine in K . . vielleicht durch den Dienſt des Herrn . . finden, und nicht ſo bald genöthiget ſeyn möchten, in Ihr Vaterland, wo Sie nach meinem Sinne hätten bleiben ſollen, wieder zurück zu kehren. Itzt weis ich keine Gelegenheit, bey der ich Sie empfehlen könnte; allein das wird zu Ihrer künftigen Empfehlung nöthig ſeyn, daß man Sie nicht mit Unwillen Ihrer itzigen Stelle entlaſſe. Und ſo leben Sie wohl, und vertrauen Sie auf Gott bey allem, was Sie noch ſo vorſichtig unternehmen. „Verlaß dich nicht auf „deinen Verſtand; ſondern verlaß dich auf den „Herrn von ganzem Herzen: ſo wird er dich „recht führen.“ Ein Enkel eines Großvaters, der um des Guten willen eines gewaltſamen Todes ſtarb, muß um des Guten und ſeiner Pflicht willen die Verdrießlichkeiten ſeines Berufs nicht achten. Ich bin mit aller Hochachtung und Liebe.

1768. G.

CXXXI.

An den Herrn von K * *.

Der gute Mann, ſo dachte ich, theuerſter Freund, als ich Ihren traurigen Brief erbrach, der gute K⸗⸗ hat gewiß ſein Kind verloren; und wie ſehr wird dieſer Verluſt ihn, und noch mehr die zärtliche Mutter ſchmerzen! Aber ach, gebeugter Freund, wie erſchrack ich bey der erſten Zeile über einen Verluſt, an den ich nicht gedacht hatte! Ja, Sie haben viel, — und warum ſoll ich nicht, alles, ſagen? Sie haben Ihr größtes, Ihr ganzes Glück auf Erden, ein Glück, das Gott nur wenig Menſchen gewähret, verloren, eine der frömmſten, liebreichſten und beſten Frauen. Ich traure und weine mit Ihnen, theuerſter Mann, und fühle es, wie unerſetzlich Ihr Verluſt iſt; aber mitten unter meiner Wehmuth erfreue ich mich über Ihre wahrhaftig große Ergebung in den göttlichen Willen, der doch für Ihre Empfindung der ſchmerzhafteſte bleibt. Nein, nein, ein Herz, das ſo gelaſſen und demüthig leidet, als das Ihre, hat nicht alles, nicht ſein ganzes Glück verloren; es beſitzt und fühlet ja den Troſt der Religion, der höher iſt, denn alle Vernunft, und ſtärker, als der Schmerz über den größten Verluſt. O wie preiſe ich Ihre Gattinn ſelig, daß ſie ſelbſt durch ihre Liebe und ihr Beyſpiel Sie zu dieſer Quelle aller Beruhigung im Leben und im Tode geleitet, und Sie, ſterbend in Ihren Armen, durch ihren Tod gelehret hat, in welchem Frieden ein Chriſt durch ſeine Religion ſterben kann. Aber warum ließ Ihnen Gott dieſe weiſe, vortreffliche Freundinn, die Sie ſo innigſt liebten und ſchätzten, nicht länger, nicht wenigſtens noch etliche Jahre? Die einzige Antwort auf dieſe Frage ſteht in Ihrem Briefe: Wer hat des Herrn Sinn erkannt! Was er thut, iſt recht und gut, wenns auch noch ſo ſtreng und traurig ſchiene — du wirſt es nachmals erfahren. — Gott beruhige und ſtärke Ihre Seele, gebeugter Freund! Ich liebe und ehre Sie, und bin mit dem aufrichtigſten Herzen ꝛc.

1768. G.

CXXXII.

Gnädige Frau,

Itzt heiße ich Sie nur ſchriftlich in . . willkommen, bald aber denke ich auch perſönlich dieſes Glück zu haben. —

Daß meine Schecke vorigen Donnerſtag geſtorben iſt, darf ich Ihnen das ſagen? O ja, denn es iſt für mich ein ſehr wichtiger Verluſt, den ich ſchwerlich werde erſetzen können. Das Sonderbare dabey war, daß die Mittwoche vorher mein Churfürſtlich Pferd ankam. Wie dieſes ausſieht, wollen Sie wiſſen? Lichtbraun mit ſchwarzen Extremitäten und ſchwarzem Strieme über das Kreuz — ferner ſieht es ſtill und freundlich aus, und auch nicht ganz ſtill und freundlich. Kurz, es läßt ſich beſſer ſehen, als beſchreiben. Ich werde es alſo mit ſeinem goldnen Zaume, mit ſeinem blauſammetnen Sattel und der nur gar zu

ſchönen Schabracke, kurz ſo, wie mir es der Churfürſtliche Stallknecht vorige Mittwoche Nachmittags in meinen Hof, unter einem Zulaufe von Jung und Alt, Gelehrten und Ungelehrten brachte, in den Hof nach = = ſchicken. Ich habe es noch nicht geritten; denn ach! ſo ſorgfältig der gute, gnädige Churfürſt auch bey der Wahl dieſes Geſchenkes geweſen ſeyn mag, ſo fürchte ich mich doch vor dieſer Wohlthat; denn ein kranker alter Profeſſor und ein geſundes junges Pferd ſchicken ſich nicht recht zuſammen. Wie vielmal der liebe Churfürſt das Pferd auf dem Schloßplatze hat probiren laſſen; wie er ſelber aus dem Fenſter gerufen, daß man ſich in einer weißen Wildſchur darauf ſetzen ſollte, um zu wiſſen, ob es ſich etwan davor ſcheute; wie das Pferd etliche Tage in Sattel und Zeug im Stalle öffentlich gezeigt worden — alles dieſes brachte der Stallknecht, ein Mann mit eisgrauen Haaren, mit in das Compliment des Herrn Oberſtallmeiſters hinein. So viel von der Geſchichte des Pferdes! — —
— — — — — — — —

Ich küſſe Ihnen ehrerbietigſt die Hand und empfehle mich Ihrem Herrn Gemahle zu Gnaden.

Leipzig,
den 22. December,
1768. G.

CXXXIII.

CXXXIII.

Dresden, den 21. Oct.
1760.

Hochzuehrender Herr Profeſſor,

Ich bitte Sie nicht, daß Sie mirs erlauben an Sie zu ſchreiben: denn ich bin doch entſchloſſen es nicht zu unterlaſſen, Sie möchten mir es nun erlauben oder nicht. Die Freyheit zwar, deren ich mich bediene, iſt ſehr neu; allein eben weil ſie neu iſt und mir gefällt, bin ich nicht davon abzubringen. Sie ſollen ſehr gütig ſeyn; das hat man mir geſagt: und da, denke ich, will ich ſchon dafür ſorgen, daß Sie mich nicht für unbeſcheiden halten. Denn fürs erſte bin ichs nicht: das getraue ich mir zu beweiſen, wenn ich darzu aufgefordert werden ſollte; und dann hoffe ich Sie auch ſchon dadurch, daß ich Ihnen alles ſage, was ich von Ihnen denke — und ich denke unbeſchreiblich gut von Ihnen — auf meine Seite zu bringen, daß Sie mir meine Unbeſcheidenheit, wenn Sie ja ſo wollen, und meine andern Fehler, die ſich etwan verrathen könnten, gütigſt überſehen werden. — „Es gilt Ihnen „gleich, was ich von Ihnen denke?“ — O verzeihen Sie mir! Ich bedeute wohl nicht ſonderlich viel in der Welt; aber, daß ich Sie ſo ſehr liebe, iſt doch wohl kein geringer Beweis, daß mein Urtheil nicht zu verachten iſt, und daß ich Verſtand habe. Ueberdieß bin ich auch ſonſt ein gutes

Mädchen, von allen meinen Verwandten und Freunden geliebt. Ich könnte mich in dieſem Stücke auf das Zeugniß meines Bruders berufen, der nicht wider ſein Gewiſſen reden würde, und der auch gewiß keine Partheylichkeit für mich hegt. Allein ich darf es nicht. Er möchte ſich wohl beleidigt finden, daß ich es ihm nicht aufgetragen, meinen Brief an Sie zu beſtellen; zumal da er mich nur vor wenig Tagen verlaſſen hat, und nun wieder das Glück genießt, mit Ihnen unter einem Dache zu wohnen. Er könnte Ihnen auch ſagen, wie ungemein hoch ich Sie ſchätze, wie eifrig ich nach Ihnen frage, und mir jeden Umſtand, um mir ihn recht einzuprägen, wohl zehnmal wiederholen laſſe. O wenn ich doch mein Bruder wäre! Ich wollte Ihnen gewiß mehr Gutes von mir ſagen, als er vielleicht in ſeinem ganzen Leben nicht von mir denken wird. In der That, mein liebſter Herr Profeſſor, Sie können ſichs unmöglich vorſtellen, wie gut ich Sie kenne, und wie viel ich von Ihnen weis. Ihren Charakter und Ihre Grundſätze weis ich aus Ihren Schriften faſt auswendig. Hernach plagen ich und meine Schweſter, (im Vorbeygehn, ſie iſt auch ein gutes junges Kind, zwölf Jahr alt, die viel von Ihnen und vom Fragen hält,) eine jede Perſon von unſerer Bekanntſchaft, die das von uns beneidete Glück genießt, Sie perſönlich zu kennen, faſt bis zur Ungeduld mit unſern Fragen, und ich weis nunmehr alles, wie Sie ausſehen,

ſehen, wie Sie reden, wie Sie leſen, wie Sie gehen, wie Sie ſich kleiden, wie Ihre Perücken, Mützen, Schlafpelze u. ſ. w. ausſehen; und das ſtelle ich mir alles ſo lebhaft vor, daß ich Sie malen und treffen wollte, ohne Sie geſehn zu haben. Noch mehr, ich kann Ihr Hausgeräthe beſchreiben, ſo gut kenne ichs. Herr G . . — ja! ſo heißt Ihr Famulus. Der glückliche Mann! Er kann immer bey meinem lieben Gellert ſeyn. Aber er muß auch, (zum wenigſten hat man mirs geſagt,) wenn Sie krank ſind und nicht ſchlafen können, des Nachts bey Ihnen aufſitzen, und wenn er einſchläft, werden Sie ungehalten. — Der arme Mann! — Ich könnte das nicht ertragen. Aber warum ſchläft er auch, wenn er wachen ſoll? — Sie ſpeiſen bey Ihrem Bruder, dem Fechtmeiſter. Eine kriegeriſche Profeſſion. Ihrentwegen, und des Namens wegen bin ich ihm gut. Er ſoll für Sie ein ſehr gefälliger, zärtlicher Bruder ſeyn. — „Ich ſoll ein ſehr geſchwätziges Mädchen ſeyn,“ werden Sie ſagen. Ja, das bin ich auch, aber nur im Schreiben, ſonſt rede ich nicht leicht zu viel. Und darinnen gleiche ich Ihnen, wie ich glaube. Darf ich mir nicht etwas auf die Aehnlichkeit einbilden? Aber wieder zur Sache zu kommen, denn ich muß mich ſatt ſchreiben; ich werde wohl nie wieder aufgemuntert werden, an Sie zu ſchreiben; — ſo muß ich Ihnen nur noch die Abſicht entdecken, die ich bey dieſem

Briefe habe. Sehen Sie alſo nur: ich kenne Sie ſo ſehr gut und genau, wie ich ſchon geſagt habe, und kann ich mirs nun nicht verwehren, das einzige Mittel zu ergreifen, das ich vor mir ſehe, um Ihnen zu zeigen, daß auch ich in der Welt bin, und daß dieß Ich, das Sie zwar nicht kennen, Sie unendlich hochſchätzt und verehrt. Und wenn ich nun das erlangt habe, ſo denke ich, kann ich immer noch nicht recht ruhig ſeyn, als bis ich mich rühmen kann, eine Gewogenheit von Ihnen erhalten zu haben. Sie würden mich zur äußerſten Dankbarkeit verbinden, wenn Sie ſolche darinnen wollten beſtehen laſſen, daß Sie mir ein Geſchenk mit einem Ihrer Bücher machten, von welchem Sie glauben, daß es ſich am beſten für mich ſchickt. Sie würden mich dadurch nicht allein von der Sorge befreyen, die mich manchmal beunruhigen wird, daß meine Freyheit Sie vielleicht könnte beleidiget haben; ſondern Sie könnten mich wohl gar ſo glücklich machen, zu denken, daß es Ihnen nicht ganz gleichgültig ſey, daß ich Verlangen getragen, Ihnen die ausnehmende Hochachtung und Liebe zu bezeugen, mit welcher ich die Ehre habe zu ſeyn ꝛc.

Werden Sie nicht einmal nach Dresden kommen? Wenn es geſchieht, und ich etwas davon höre, wo Sie ſich aufhalten, ſo ſind Sie in der That vor mir nicht ſicher. Fürchten Sie aber nur nicht gar zu viel. Ich weis es ſchon, was es zu bedeuten hat, wenn Sie die Mütze abnehmen.

Meine Schweſter empfiehlt ſich Ihnen ehrerbietigſt.

CXXXIV.

Mademoiſell,

Sie haben mich Ihrer Achtung und Freundſchaft in einer ſo aufgeweckten, naiven und überzeugenden Sprache verſichert, daß ich ſehr unempfindlich ſeyn müßte, wenn mir Ihr Brief nicht hätte gefallen ſollen, und ſehr undankbar, wenn ich Ihnen nicht gleich den erſten Tag für dieſes unerwartete Geſchenk danken wollte. In der That kann ich mich nicht erinnern, daß ich jemals einen ſo lachenden und doch natürlichen Brief von einem Frauenzimmer erhalten hätte; von einer Mannsperſon will ich gar nicht ſagen; denn unſer Witz iſt nicht fein genug zu dieſer Schreibart. Ihr Brief, liebe Mademoiſell, iſt alſo der erſte ſchöne Brief in dieſer Art, den ich erhalten. Sind Sie mit dieſer Dankſagung zufrieden? Vor zehen Jahren hätte ich ſie munterer geſagt; aber itzt, ſcherzhafte Babet, koſtet mich ein trockner Brief ſchon Mühe, und Gedanken, die freywillig kommen ſollen, muß ich aus einem eingeſpannten und ſchmerzhaften Kopfe erſt losarbeiten. Doch ich ſtehe in der Gefahr zu klagen, wenn ich länger von mir rede, ich will alſo von dem Buche reden, das ich Ihnen ſchicken ſoll. Sie wollen eines von meinen Werken haben, aber worzu? Sie haben ſie ja alle geleſen, und ſcheint es nicht, wenigſtens in manchen Augen eitel, wenn ein Autor ſeine eignen Werke verſchenkt?

Nein, gute Mademoiſell, ich will Ihre Bibliothek durch ein Buch vermehren, das Sie vielleicht noch nicht geleſen haben, und das ich herzlich gern geſchrieben haben möchte. Das Magazin der Frau von Beaumont, dieſer vortrefflichen Frau, iſt es, das ich Ihnen ſchicke, und das Ihnen, ich weis es ſicher, angenehm ſeyn muß. Ich habe es zweymal durchgeleſen, und wie vielmal wird es meine gutherzige Correſpondentinn nicht erſt leſen, und Ihrer kleinen lieben Schweſter vorleſen? So wenig ich ſonſt wünſche, daß ein Frauenzimmer ein Autor werden mag, ſo ſehr wünſche ich Ihnen, daß Sie zur Ehre und zum Beſten Ihres Geſchlechts eine deutſche Beaumont werden, und eben ſo glücklich und geiſtreich unterrichten und vergnügen mögen, als dieſe Frau gethan hat. Sie beſchämt uns Männer; und ich liebe ſie ſo ſehr, daß mir meine Liebe vielleicht einen ſehr ernſthaften Wunſch abnöthigen würde, wenn ſie nicht ſchon ſechzig Jahre wäre. Ihre letzte Frage, Mademoiſell, ob ich nicht bald nach Dresden komme, kann ich nicht beantworten. Leute, die oft krank ſind, reiſen nicht gern. Aber ſo viel kann ich Ihnen ſagen, daß ich nicht nach Dresden kommen will, ohne Sie perſönlich der beſondern Hochachtung zu verſichern, mit welcher ich zeitlebens bin

Ihr
Leipzig, verbundenſter Diener,
den 22. October, C. F. Gellert.
1760.

Ihrer Jungfer Schweſter mache ich mein ergebenſtes Compliment.

CXXXV.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Man iſt doch immer in der Welt recht unglücklich, auch ſo gar dann, wenn man ſeine Wünſche erreicht. Vorher ehe ich wußte, wie mein Brief von Ihnen aufgenommen werden würde, war ich voller Zweifel und Sorgen; und nun ichs weis, daß Sie ihn wohl aufgenommen haben, nun bin ich ſo unruhig, daß ich die ganze Nacht nicht geſchlafen habe. Wie ſoll ich Ihnen die lebhafteſten Empfindungen der Dankbarkeit ausdrücken? Was kann ich Ihnen ſagen? Ihr Geſchenk iſt das ſchönſte, und muß das ſchönſte ſeyn, weil es von Ihnen kömmt, und weil Sie es für mich erwählet haben. Und Ihr Brief —

der übertrifft alle meine Wünſche und Erwartungen. Kam es Ihnen denn gar nicht gefährlich vor, meine beſcheidene Meynung von mir ſelbſt auf eine ſolche Probe zu ſtellen? Gewiß, mir iſt noch kein Lobſpruch beygeleget worden, der mich ſo ſtark gerührt hätte; und nie hat eine Achtung, die man mir bezeigt, eine ſo feurige Entſchließung bey mir nach ſich gezogen, beſſer zu werden, und mich derſelben würdiger zu machen. Nun will ich mich bey jeder Gelegenheit fragen: Wird auch die Handlung, die Rede, der Gedanke, der Vorſatz, das Wohlwollen rechtfertigen, deſſen mich zu würdigen, einer von den beſten Männern in der Welt, ſich herabläßt? Mein Brief kann nur darum gut geweſen ſeyn, weil Sie ſo ſehr gütig ſind: und dieſe liebenswürdige und mir ſo nothwendige Eigenſchaft an Ihnen, kann auch dem gegenwärtigen einige Art von Güte beylegen, ſonſt würde ich vielleicht Urſache haben, ſehr übel mit demſelben zufrieden zu ſeyn. Ja, theuerſter Herr Profeſſor, ich habe wirklich das Buch, das Sie mir geſchickt haben, noch nicht geleſen, ich bin aber auf die glücklichſte Art dafür eingenommen; denn wenigſtens in meinen Augen könnte nichts den Werth deſſelben erhöhen, als nur der einzige Umſtand, wenn Sie es ſelbſt geſchrieben hätten. Was braucht es auch mehr, als Ihre Empfehlung? Dieſe wird allen Lehren darinnen einen ſtärkern Eindruck auf mein Herz machen helfen, und die Einpflanzung aller guten Grundſätze in mein Gemüth ohnfehlbar erleichtern. Zweifeln Sie nicht daran, ich und meine Schweſter werden es fleißig leſen. Wie vergnügt haben Sie uns nicht gemacht! — Geſtern den ganzen Nachmittag haben wir ſonſt nichts gethan, als von Ihnen geſchwatzt, Ihren Brief und in Ihrem Buche geleſen, und uns über beides gefreuet. Stellen Sie ſich nur vor, wie wir an einem Tiſche einander gegen über ſitzen; wie meine Schweſter, während daß ich arbeite, mir vorlieſt, und faſt bey jedem Blatte, das ſie umſchlägt, mit einer zufriedenen, lachenden Miene auf, und mich anſieht, den gleichen Beyfall in meinen Augen zu leſen.

Der Wunſch, den Sie für mich thun, (ich danke Ihnen dafür; er iſt ein Zeichen Ihrer unſchätzbaren Gewogenheit gegen mich;) iſt zu groß für meine Fähigkeiten und für meinen Ehrgeiz: denn der wird befriedigt ſeyn, und mein Herz wird mir einen ſehr beruhigenden Beyfall geben, wenn ich mich verſichern kann, daß ich nicht unglücklich in den eifrigen Beſtrebungen bin, die ich anwenden will, eine folgſame Schülerinn der Frau Beaumont, und alſo ein gutes Frauenzimmer zu werden.

Es geht mir ſehr nahe, und ich leide ſelbſt dabey, daß Sie öfters krank ſind. Der Himmel ſchenke Ihnen noch viele glückliche und heitere Tage! Vielleicht wird dann auch Einer davon unter die angenehmſten meines Lebens gerechnet werden können, wenn er die reizende Hoffnung erfüllen ſollte, die Sie mir geben. Wie vergnügt würde ich nicht ſeyn, mich mit Einem der würdigſten Männer in Einem Zimmer zu befinden, mit ihm zu ſprechen, und mich dabey als die glückliche zu betrachten, die er einer ſolchen Achtſamkeit würdigt. Man darf nicht denken, daß ich gar keine Eitelkeit beſitze. Urtheilen Sie alſo, wie gefährlich mir Ihre Gütigkeit werden könnte. Seyn Sie aber auch verſichert, daß ich niemals die zärtlichſte Ehrerbietung und die dankbarſten Empfindungen vergeſſen werde, mit welchen ich mich verbunden erkenne, unaufhörlich zu ſeyn.

Dresden,
den 28. October,
1760.

Verzeihen Sie mir die Länge dieſes Briefs.

CXXXVI.

Mademoiſell,

Fürchten Sie nichts. Ihr Brief iſt mir nicht zu lang; er iſt mir ſelbſt durch ſeine Länge nur angenehmer und ein großer Beweis geweſen, daß Sie gern an mich ſchreiben. Ich danke Ihnen für alles das Gute, das Sie mir darinnen ſagen, aufrichtigſt, und erſuche Sie, Ihren Briefwechſel ohne alle Sorge ferner mit mir fortzuſetzen, wenn es Ihre Umſtände erlauben. Es iſt freylich wahr, liebſte Mademoiſell, daß ich nicht der fleißigſte Correſpondent bin; allein ich verdiene eine kleine Nachſicht mehr als Andre, weil ichs ſelten durch meine Schuld bin. Schon lange vorher, ehe ich Ihren letzten Brief erhalten hatte, wollte ich an Sie ſchreiben, und gern ſchreiben; aber ich ward krank, und vergaß über meine Beſchwerungen alles, was mir ſonſt eine angenehme Beſchäfftigung iſt.

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Fahren Sie in Ihrer guten Lektüre fort, liebſte Mademoiſell, Sie muntere ich dazu auf, ob es gleich für viele Frauenzimmer gut wäre, wenn ſie weniger läſen; aber Sie gehören nicht in dieſe Claſſe. Sie leben nicht, um zu leſen; ſondern Sie leſen, um deſto geſchäfftiger, nützlicher und ruhiger zu leben; und ich habe eine ſo gute Meynung von Ihrem Herzen und Ihren weiblichen Geſchicklichkeiten, daß ich Sie dem beſten Manne wünſche. Leben Sie wohl, und grüßen Sie Ihre liebe Schweſter vielmal von mir. Ich bin mit beſonderer Hochachtung

Leipzig,
den 11. März,
1760.

G.

CXXXVII.

Hochzuehrender Herr Profeſſor,

Ich ſoll nur ohne alle Sorge meinen Briefwechſel mit Ihnen fortſetzen? Und Sie wollen wirklich ſo gütig ſeyn und es mir erlauben, ob ich gleich kaum die Ehre habe, Ihnen dem Namen nach bekannt zu ſeyn? — Das habe ich in der That nicht gedacht. Allein, wenn ichs ſchon nicht gedacht habe: ſo weis ich mich doch gleich darein zu ſchicken, und mache mir dieſe Erlaubniß mit aller Zuverſicht zu Nutze. Sie haben mir ſie einmal gegeben; daran will ich mich halten, bis Sie ſie wieder zurück nehmen; und das werden Sie doch wohl nicht thun? — Nein; das thun Sie nicht; Sie ſind viel zu gutherzig, viel zu menſchenfreundlich dazu. Mein langer Brief, und daß ich gern an Sie ſchreibe, iſt Ihnen angenehm, wie Sie ſagen? Auch dieß hätte ich kaum geglaubt, und doch muß es ſo ſeyn: denn rechtſchaffene Leute überhaupt haben ja niemals Urſache, anders zu reden, als ſie denken. Wie viel weniger Sie! Da ich ſchrieb, ſchmeichelte ich mir gar nicht mit der Hoffnung, eine Antwort zu erhalten; noch weniger unterſtund ich mich, nur einen Augenblick die Abſicht zu hegen, Sie dadurch in einen Briefwechſel mit mir zu ziehen. Ich gedachte, ſo zu ſagen, bloß von Ihnen Abſchied zu nehmen. Aber hernach ſah ichs wohl ein, daß ich mich ſelbſt nicht recht verſtanden hatte; denn ich war immer ſo unruhig, weil ich nichts davon erfuhr, wie mein Brief von Ihnen war aufgenommen worden, und er ward mir ſo zuwider, daß ichs gar nicht mehr hören wollte, wenn meine Schweſter ſeiner erwähnte. Und im Herzen, glaube ich, war ich gar böſe, daß meine Aeltern mir erlaubt hatten, ihn fortzuſchicken. War das nicht recht wunderlich von mir? — Sehen Sie, mein liebſter Herr Profeſſor, ich erzähle Ihnen das alles, damit Sie von der Freude urtheilen können, die mir Ihr werther Brief gemacht hat, und die Sie mir durch alle diejenigen verurſachen werden, die Ihnen dann und wann an mich zu ſchreiben belieben wird. Drey Zeilen von Ihnen können mich auf eine lange Zeit vergnügt machen; und ich habe nunmehr ſo viel Vertrauen zu Ihnen, daß ich, wenn Sie auch nicht an mich ſchreiben, dennoch nicht einen Augenblick an Ihrer Gütigkeit zweifeln will. Da will ich mich unterdeſſen mit den Gedanken von Ihnen beſchäfftigen, und dasjenige leſen, was Sie ſonſt ſchreiben. So habe ichs auch bisher gemacht. Ich habe des Herrn Rabeners Brief an Sie, und Ihre Antwort darauf, geleſen und abgeſchrieben. Wie krank müſſen Sie geweſen ſeyn, daß Sie nicht einmal dem Herrn C . . . L . . . zu ſeiner vortrefflichen Braut haben Glück wünſchen können! — Ich kann nicht ohne Betrübniß an die Stelle denken, wo Sie von Ihrem Tode reden. Ich weis wohl, daß man darum nicht ſtirbt, wenn man an den Tod denkt, oder davon ſpricht; aber es macht mir doch tauſend traurige Eindrücke. Mit Ihnen würde ein großer Theil meines Vergnügens dahin ſterben. Ihre Schriften bleiben zwar in der Welt; und es werden ſich auch immer Leute finden, die Sie kennen, und, wie ich, lieben und verehren, mit denen ich viel Gutes von Ihnen werde ſprechen können. Aber ich könnte doch dann nicht mehr an Sie ſchreiben, und das Angenehme Ihres Andenkens würde allemal mit viel Traurigkeit vermiſcht ſeyn. Gott verlängere Ihr Leben, und ſchenke Ihnen Geſundheit und Kräfte, Ihnen daſſelbe angenehm zu machen! Ich bete täglich darum.

Ich habe Sie recht lieb, daß Sie mich des Leſens wegen nicht tadeln. Es würde mir ſehr ſchwer fallen, den Büchern zu entſagen; ſie ſind faſt meine einzige Beluſtigung. Nur wünſche ich, daß ich auch Nutzen daraus ziehen möge. Wenigſtens will ich ſorgen, daß weder die Sachen, die ich leſe, noch die Art, mit der ich ſie leſe, mir ſchädlich ſeyn ſollen. Es iſt mir unſchätzbar, daß Sie gut von mir denken, und ſich ſogar die Mühe geben, es mir zu ſagen. Laſſen Sie es ſich nicht gereuen, daß Sie mirs geſagt haben; ich will gewiß einen guten Gebrauch davon machen. So oft es mir einfällt — und das geſchieht oft, — daß Sie gut von mir denken: eben ſo oft will ich meine Bemühung, es zu verdienen, verdoppeln, und mich in dem Entſchluſſe befeſtigen, recht ſehr gut zu ſeyn. Sie, der Sie vom Werthe der Dinge ein ſo richtiges Urtheil fällen, ſchämen ſich nicht, fromm zu ſeyn, und alſo darf ichs Ihnen wohl ſagen, ohne zu befürchten, daß Sie mich deswegen für ungeſittet, oder gar für enthuſiaſtiſch halten werden, daß ich zwar noch weit höhere Aufmunterungen kenne, dasjenige auszuüben, was gut iſt; allein ich weis auch, daß es erlaubt iſt, über den Beyfall tugendhafter und würdiger Perſonen ſich zu freuen, und daß man darnach ſtreben, und ihn als eine Aufforderung zu mehr Tugend, anwenden ſoll.

Meine Schweſter und mein Bruder, welcher mir Ihren Brief ſelbſt überbracht hat, empfehlen ſich Ihnen mit der vollkommenſten Ehrerbietung; und meine Aeltern — mein Vater liebt Sie vornehmlich wegen Ihrer Fabeln, und meine Mutter wegen Ihrer Lieder; eigentlich aber, lieben wir Sie um Alles, was wir von Ihnen wiſſen — meine Aeltern, ſage ich, nehmen ſich die Freyheit, Sie durch mich von ihrer ausnehmenden Hochachtung zu verſichern, und Ihnen für die Gütigkeiten zu danken, womit Sie ihre Tochter beehren.

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Dresden, den 25. März,
1761.

CXXXVIII.

Mademoiſell,

Jeder Brief von Ihnen überzeugt mich immer mehr, was für ein gutes Frauenzimmer Sie ſind; wie viel Freude Sie Ihren Aeltern itzt machen, und wie viel Glück Sie künftig einem Manne ſeyn werden; und ich fange an, den Briefwechſel mit Ihnen als eine Pflicht zu betrachten, da ich ſehe, daß Sie ſo viel Vertrauen in mich ſetzen, und durch meinen Beyfall auf Ihrem trefflichen Wege ermuntert werden. Vor gelehrten Frauenzimmern erſchrecke ich; weil ich fürchte, daß ſie etwas anders ſind, als ſie ſeyn ſollen. Aber Frauenzimmer von Ihrem Charakter, die über die weiblichen Pflichten, die ſie erlernen, ſich durch das Leſen guter Bücher den Verſtand aufheitern und das Herz edler bilden, dieſe achte ich ſehr hoch; und wenn ich mir ſolche Frauenzimmer denke, ſo bin ich oft geneigt, mit dem berühmten und frommen Engländer Doddridge, zu glauben, daß das andere Geſchlecht vielleicht die beſte und tugendhafteſte Hälfte des menſchlichen Geſchlechts ſey.

Fahren Sie fort, dieſen Satz durch Ihr Beyſpiel zu beſtärken, und Andre durch Ihr rühmliches Beyſpiel zu eben ſo guten Eigenſchaften zu ermuntern; mir aber geben Sie Gelegenheit, Ihnen nützlicher zu werden.

Daß ein Brief von Herrn Rabenern, nebſt einer Antwort von mir, in Dresden in Abſchrift herumgeht, hat mich ſehr befremdet. Seyn Sie ſo gütig, Mademoiſell, und laſſen Sie den meinigen abſchreiben und ſchicken Sie mir ihn; denn ich weis ſeinen Innhalt nicht ſo genau mehr. Ich bin mit wahrer Hochachtung ꝛc.

Leipzig, den 4. April.
1761. G.

CXXXIX.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Sie machen mich recht unruhig durch das viele Gute, das Sie von mir denken, und zu meinem Lobe ſagen. Ich fürchte immer, Sie möchten mehr von mir halten, als ich verdiene, und dann möchten vielleicht Ihre eignen Worte an mir eintreffen, wenn ich Ihnen ſcheinen kann, was ich mir ſelbſt nicht bin. Was mich aber wieder beruhigt, iſt dieß, daß ich mir bewußt bin, daß ich alles das wirklich denke, was ich Ihnen ſchreibe, und geſchrieben habe; und daß nichts Verſtelltes darunter iſt, oder das erkünſtelt wäre, um Sie zu meinem Vortheile einzunehmen. Denn freylich iſt Ihre Gewogenheit und Ihr Beyfall etwas ſo ſehr ſchmeichelhaftes, daß man dadurch einigermaßen entſchuldiget ſeyn würde, wenn nur Lügen und Verſtellung nicht zwey häßliche Laſter wären, die am meiſten Verachtung verdienen, und des Beyfalls tugendhafter und rechtſchaffener Leute am unwürdigſten machen. Von dieſer Wahrheit bin ich ſo ſtark überzeugt, daß ich fortfahren will, Ihnen alles, wie ich denke, ohne Zurückhaltung, mit aller mir möglichen Aufrichtigkeit, zu ſchreiben. Dadurch werden Sie mich mit der Zeit völlig kennen lernen, und wenn Sie da Fehler in meiner Gemüthsart, oder in meinem Verſtande entdecken, ſo weis ich doch, daß Sie mir deswegen Ihre Gewogenheit nicht entziehen werden; ſondern, daß Sie vielmehr gütig genug ſind, mir meine Fehler zu zeigen, und mir die Mittel anzuweiſen, wodurch ich mich beſſern kann.

Ob ich einem Manne ein Glück ſeyn würde, weis ich nicht. Es möchte ſehr eitel ſeyn, wenn ichs dächte. Ich werde auch ſchwerlich in dieſem Stücke etwas Gewiſſes von mir erfahren. Ich bin nicht reich genug, um verheirathet zu werden. Ihr Doddridge, mein lieber Herr Profeſſor, erweiſt uns Frauenzimmern ſehr viel Ehre; aber glauben Sie mirs, ich bin mit ſeinem Urtheile nicht wohl zufrieden. Aus Liebe zur Unpartheylichkeit wollte ich, daß man von beiden Hälften des menſchlichen Geſchlechts gleich gute Meynungen hegte. Und gewiß, es giebt unter beiden Hälften Leute, die man nicht beſſer wünſchen kann. Sie, und die Frau von Beaumont, ſind ein guter Beweis davon, und beide, vornehmlich aber Sie, ſind mir dadurch, daß Sie mich unterrichten, vergnügen, und zum Guten aufmuntern, ſo nützlich, daß ich Ihr ſehr gütiges Verlangen, mir noch nützlicher zu werden, faſt für ganz unmöglich halten muß.

Seit acht Tagen habe ich erfahren, daß des Herrn Rabeners Brief an Sie, nebſt Ihrer Antwort, (von welcher ich, Ihrem Befehle zu Folge, eine Abſchrift beyſchließe) ingleichen ein Brief, den Rabener kurz nach der Belagerung an den Sekretär F . . in Warſchau geſchrieben, und der ebenfalls lange zuvor, wie die Ihrigen, in aller Leute Händen war, in Berlin gedruckt, und nun in hieſigen Buchläden zu verkaufen ſind. Ich kenne den Herrn Rabener nicht: ich glaube aber, daß nicht ſowohl er ſelbſt, als vielmehr ſeine Freunde Schuld ſind, daß dieſe Briefe ſo ſehr gemein, und nun gar herausgegeben worden.

Itzt leſe und ſchreibe ich gar nichts, ausgenommen an Sie. Ich bin eine Krankenwärterinn, und zwar, was das betrübteſte iſt, bey meiner Mutter. Sie liegt an Schmerzen in der Hüfte und im Rücken ſo krank, daß ſie ſich nicht einmal allein im Bette aufrichten kann. Neulich ſagte ſie: Es geht mir wie den armen Gellert, ich muß Geduld haben, wie Er. Sie empfiehlt ſich Ihnen, nebſt meinem Vater, gehorſamſt. Mein Bruder und meine Schweſter verſichern Sie von ihrer Liebe und Ehrerbietung. Wir reden itzt, da wir beyſammen ſind, recht oft von Ihnen, und wünſchen Ihnen tauſend Gutes, und ich, mein lieber Herr Profeſſor, wünſche auch mir, daß ich Ihre Gütigkeiten verdienen, und niemals den Vorzug verlieren möge, mich nennen zu dürfen ꝛc.

Dresden, den 7. April,
1761.

CXL.

Liebe Mademoiſell,

Wenn meine Briefe Ihnen Beweiſe ſind, wie hoch ich Ihr Vertrauen und Ihre Freundſchaft achte: ſo ſind ſie das, was ſie nach meiner Abſicht ſeyn ſollen; und wenn Ihnen mein Beyfall über Ihre Art zu denken, zu ſchreiben und zu leben, eine Aufmunterung iſt: ſo werde ich ſtets etwas Nützliches thun, ſo oft ich an Sie ſchreibe; ſo wie ich ſtets etwas Gutes leſe, ſo oft ich Ihre Briefe leſe. In Wahrheit, liebe Mademoiſell, Sie ſind eine meiner beſten Correſpondentinnen. Dieſes Geſtändniß muß ich Ihnen aus Aufrichtigkeit wiederholen, und wegen Ihrer großen Beſcheidenheit darf man es ohne alle Furcht thun. Es wird Sie nicht ſtolz, es wird Sie nur beherzter machen, ein gutes Frauenzimmer zu ſeyn, und die glücklichen Umſtände mit frohem Danke zu erkennen, in denen Sie gebohren und erzogen ſind. Sie müſſen eine ſehr gute Erziehung genoſſen haben; und welches Glück iſt dieſes nicht, an der Hand ſorgfältiger und weiſer Aeltern ſo geleitet werden, daß wir früh das Beſte kennen, lieben und ausüben lernen! Dieſe Erziehung wird Sie allerdings in den Stand ſetzen, einen rechtſchaffenen Mann einmal glücklich zu machen; denn eine fromme, verſtändige und liebreiche Frau iſt iſt ohne Ausnahme das Glück eines Mannes. Ich gebe es gern zu, daß viele Männer bey ihrer Wahl auf das Vermögen ſehen; auch wohl darauf zu ſehen Urſache haben. Aber dennoch iſt es die geringſte Ausſteuer eines Frauenzimmers; und Sie ſind deſto ſicherer, wenn Ihnen künftig ein Mann die Hand anbietet, daß er Sie ſelbſt, und nicht Ihre Erbſchaft ſucht. Ich kann niemals ohne Bewunderung den vortrefflichen Charakter leſen, den Salomo von einer guten Frau entwirft, und mit den Worten ſchließt: *Viel Töchter bringen Reichthum; ein ſolch Weib aber übertrifft ſie alle. Lieblich und ſchön ſeyn iſt nichts. Ein Weib, das den Herrn fürchtet, ſoll man loben.*

Unverheirathete Frauenzimmer können kein vortrefflicheres Bild von dem, was ſie werden ſollen, und verheirathete, von dem, was ſie ſeyn ſollen, vor Augen haben, als dieſes Gemälde der Tugenden und Pflichten einer Frau. Ich fange ſchon an, Sie, gute Mademoiſell, (ſo partheyiſch werde ich,) bloß einem meiner Freunde zu gönnen. Ihre Verbeſſerung, die Sie mit des Doddridge Ausſpruche vorgenommen haben, und die ich gern billige, ſcheint doch, weil ſie ſo gütig iſt, das Urtheil dieſes Mannes immer noch zu rechtfertigen. Die ſo gute Meynung, die Sie von mir hegen, haben Ihnen vermuthlich meine Schriften beygebracht. Ich würde vielleicht ſelbſt ſo denken, wenn ich an Ihrer Stelle wäre; gleichwohl würden Sie, wenn Sie an der meinigen wären, ſehr demüthig an der völligen Richtigkeit eines ſo günſtigen Urtheils zweifeln.

Ihre Nachricht von dem gedruckten Briefe hat mich ſehr erſchreckt; mehr als ich Ihnen ſagen mag. Was iſt Ruhm für ein gefährliches Glück! Bald möchte ich mit Hallern ſagen:

O ſelig, wen ſein gut Geſchicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke!

Alſo iſt kein Brief mehr ſicher, ſobald er aus meiner Hand iſt? Doch ich will nicht eifern; ich will Ihnen für die Abſchrift und auch für die böſe Nachricht danken.

Leben Sie wohl, und wünſchen Sie Ihrer lieben kranken Mama Muth und Geſundheit in meinem Namen.

Leipzig,
den 15. April,
1761.

G.

CXLI.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Am 15. April waren Sie ſo gütig, einen Brief an mich zu ſchreiben; am 17. früh erhielt ich ihn zu meinem größten Vergnügen; heute haben wir den 19., und hier ſitze ich ſchon wieder mit der Feder in der Hand, um Ihnen meine Dankſagung dafür abzuſtatten. — „Das iſt zu bald; (ſpricht ein gewiſſer Menſch, der manchmal ſehr weiſe thut) „einem Manne, der mehr zu thun „hat, als deine Briefe zu leſen, mußt du nicht ſo „oft beſchwerlich fallen. Eine Unhöflichkeit iſt „es, es iſt wahr, zu ſorglos und nachläßig, im „Umgange und in der Correſpondenz mit ſolchen „Perſonen zu ſeyn, die uns damit Ehre erweiſen. „Doch muß man ſie mit nichtsbedeutenden Briefen nicht ſo bombardiren.“ — Der gute Menſch! Er hat noch kein Bombardement erfahren; ſonſt würde er ſich zu ſo gelinden Dingen keines ſo gewaltſamen Ausdrucks bedienen. Mit allem dem mag er wohl Recht haben, und ich kann auch Recht haben, und doch deswegen nicht ſeinem, ſondern meinem Willen folgen. Sehen Sie nur, mein lieber Herr Profeſſor, wie ichs machen will. Ich will immer heute ſchreiben, weil ich ſo große Luſt dazu habe. Hernach kann ich ja meinen Brief acht oder vierzehen Tage, oder ſo lange es das Ceremoniel, (mit welchem ich allerdings nicht recht bekannt bin) erfordern wird, liegen laſſen.

Dieſes Mittel gefällt mir außerordentlich wohl, und ich glaube ſogar eine Art von Delikateſſe darinnen zu entdecken; denn dadurch beweiſe ich — es ſcheint mir wenigſtens ſo — meinen Eifer und meine Sorgfalt in Beobachtung meiner Schuldigkeit und das Vergnügen, das ich daran finde; und dann zeige ich zugleich auch meinen Gehorſam gegen das, was Höflichkeit und Beſcheidenheit vorſchreiben. Was ſagen Sie dazu? Gefällt es Ihnen nicht auch? —

Wenn ich Ihnen doch immer ſo ſchriebe, daß es Ihnen gefiele, und daß Sie denken konnten, Sie läſen etwas Gutes! ſo würden Sie immer, und mit Recht glauben, etwas Nützliches zu thun, ſo oft Sie mich Ihres unſchätzbaren Beyfalls verſichern. Stolz wird er mich nicht machen: ſo weit haben Sie mich ſchon gebracht, daß ich darüber hinweg bin; aber aufmuntern wird er mich allerdings, recht gut zu ſeyn, immer beſſer zu werden, und mich zu freuen, daß ich ſo viel Beförderung und Anleitung dazu gefunden habe, ohne die Hinderniſſe anzutreffen, die vielleicht Andere auf ihrem guten Wege aufhalten, oder gar davon abführen können. Glauben Sie nicht etwan, daß ich bisher, auf eine undankbare Art fühllos, dieſes große Glück überſehen, oder mich für weniger glücklich gehalten habe, weil meine äußerlichen Glücksumſtände gering ſind, und mir diejenigen Vortheile verſagen, die bey manchen Gemüthsbeſchaffenheiten, vielleicht auch bey meiner, zu ſolchen Hinderniſſen werden können. Man kann nicht ſtärker überzeugt ſeyn, als ichs bin, daß Gott unendlich weiſe und gütig iſt, und bey Beſtimmung unſerer Schickſale allemal dasjenige wählet, was in vollkommenſtem Verſtande für uns das Beſte iſt; und dieſe Ueberzeugung iſt Urſache, daß die Zufriedenheit und Dankbarkeit, mit welcher ich das Vergangene überdenke, nicht größer iſt als das Vertrauen und die Zuverſicht, womit ich auf das Zukünftige hinaus ſehe. Und geſetzt, ich fände Urſachen, die Ausſichten vor mir, nach menſchlichen Begriffen, nicht für glücklich zu halten: ſo kann mich doch dieß nicht unruhig machen. Das Leben iſt kurz; und wir leben nicht in der Welt, um ganz glücklich zu ſeyn.

Um wohl zu ſterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleiſch erhält,
Wird mir, ſo viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu ſeyn, der Tugend nachzuſtreben,
Dieß ſey mein Sorgen auf der Welt.

Der Charakter, den Salomo von einer guten Frau zeichnet, iſt ſehr vollkommen und den Einſichten dieſes weiſen Mannes anſtändig. Vielleicht würde er weniger ſelten ſeyn, als er iſt, wenn alle Männer ſo richtige Begriffe von demjenigen hätten, was den wahren Werth eines Frauenzimmers ausmacht, und folglich im Stande wären, ihre Wahl darnach einzurichten. Doch daran iſt nichts gelegen, und man muß ſich dadurch

durch nicht irre machen laſſen. Genug, daß die Männer ſo denken, und die Frauenzimmer ſo leben ſollten.

Ihre Partheylichkeit, mein lieber Herr Profeſſor, verdiene ich zwar im geringſten nicht. Dennoch will ichs Ihnen geſtehen, daß ſie mir ſo wohl gefällt, daß ich Ihnen nothwendig dafür verbunden ſeyn muß. Ich würde mich ſelbſt keinem Andern, als einem Ihrer Freunde gönnen, wenn mir alſo zu reden erlaubt iſt. Und es kann mir, denke ich, erlaubt ſeyn; denn dieſer Gedanke läßt eine ſehr allgemeine Anwendung zu. Jeder rechtſchaffene Mann, deſſen Herz tugendhaft und empfindungsvoll iſt, muß Sie lieben und Ihr Freund ſeyn. Ein Anderer aber, der das nicht iſt, hat auch kein Recht, mir zu gefallen.

Ob ich an Ihrer Stelle ſo gar demüthig ſeyn würde, das kann ich nun eben nicht für gewiß nachſagen. Ich fürchte immer, ich würde auf wunderliche Einfälle gerathen ſeyn, und deswegen halte ichs für weit ſicherer für mich, daß ich an meiner Stelle bin.

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Dresden, den 19. April,
1761.

Den 28. April. Ihres Herrn Bruders Brief iſt am Montag nach Warſchau abgegangen. Mein Vater wird allemal mit Vergnügen dasjenige ausrichten,

richten, was Sie ihm aufzutragen belieben werden. Ob ich gleich noch ſehr wenig Platz übrig habe, kann ich doch nicht unterlaſſen, Ihnen für das Zettelchen an mich zu danken, womit Sie den Brief Ihres Bruders begleiteten. Ich möchte Ihnen gern recht weitläuftig ſagen, warum ich es beſonders lieb habe. Nun beſitze ich ein Papier, darauf es ausdrücklich geſchrieben ſteht, daß Sie mein Freund ſind. Dieſes einzige Wort macht mich ſo vergnügt, und beſtärkt mich ſo ſehr in allen meinen guten Entſchließungen, als der längſte und lehrreichſte Brief kaum hätte thun können. Laſſen Sie meine Bemühungen, Ihrer Freundſchaft — darf ich ſo ſagen? — würdig zu werden, anſtatt eines beſſern Dankes gelten, und nehmen Sie gütig die Liebe und die Ehrerbietung an, die ich zeitlebens gegen Sie hegen werde.

CXLII.

Liebſte Mademoiſell,

Zur Vergeltung für Ihren lieben ſchönen Brief, den mir Ihr Herr Bruder heute, den 2. May, überbracht hat, will ich Ihnen auch heute noch danken, und Ihnen ſagen, was ich gewiß nicht allen meinen Correſpondenten ſagen möchte, daß Sie mir nie zu früh und zu viel antworten können, wenn es anders Ihre Geſchäffte zulaſſen. Anſtatt daß ichs, mit Ihrem Herrn Bruder, als einen Fehler anſehen ſollte, daß Sie mir ſo fleißig und eiligſt ſchreiben, ſo ſehe ichs vielmehr als eine Tugend an, in der es Ihnen hundert Frauenzimmer entweder gar nicht, oder nur aus Zwang, würden nachthun können. Denn wenn ſie auch Ihre Geſchicklichkeit im Schreiben beſäßen: ſo ſind doch Geduld und Ernſthaftigkeit ſelten die Tugenden eines jungen Frauenzimmers. Der Innhalt unſerer Briefe iſt wirklich ſehr ernſthaft, und Ihre Geduld erkenne ich nicht bloß aus der Länge Ihrer Antworten, ſondern auch aus der Genauigkeit und Richtigkeit, alles zu beantworten. Ja, ich muß offenherzig geſtehen, daß Sie bey unſerer Correſpondenz die ſchwere Seite tragen, und ich die leichte. Sie antworten mir genau, und ich antworte Ihnen bequem. Geſetzt, unſere Briefe kämen einmal auf die Nachwelt; ſo würde die Nachwelt ſagen, was ich hier geſagt habe, und je mehr ich verlöre, deſto mehr würden Sie gewinnen. Es iſt indeſſen gut, meine liebe Freundinn, daß der Gedanke von der Nachwelt oder Welt auf unſern Briefwechſel keinen Einfluß hat; denn durch ihn könnte das ungezwungene Gute und Schöne Ihrer Art zu denken und zu ſchreiben gar leicht verloren gehen. Eben darum, weil Sie in einer andern Verfaſſung und Abſicht ſchreiben, ſchreiben Sie mit Glück, mit Nutzen, und allezeit mir zur Freude. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Leipzig, den 2. May,
1761.

G.

CXLIII.

Liebſte Freundinn,

Das waren harte Tage, ſehr ſchwere, harte Tage! Aber dieſe kurze Klage ſey auch meine ganze Klage; denn was iſt das für ein Chriſt, der nicht im Leiden Geduld beweiſen und lernen will; er, der auch im Elende Gott noch preiſen ſoll? O wie beſchämt ward ich, liebſte Freundinn, als ich vorigen Sonntag traurig und niedergeſchlagen in die Kirche trat, und bey dem Eintritte das Lied von den Schülern mir entgegen ſingen hörte: *O Herr mein Gott durch den ich bin und lebe, gieb, daß ich ſtets mich deinem Rath ergebe* ꝛc. Biſt du der Menſch, dachte ich, der dieſes Lied gemacht, und ſeine Kraft nicht im Herzen hat? So dachte ich, und fieng an bitterlich zu weinen, und um Muth und Freudigkeit zu beten und zu kämpfen.

Heute, Mittwochs, will ich dieſen Muth in dieſem meinem Briefe an Sie zu beweiſen ſuchen, nicht klagen, ſondern Gott danken, der alles, alles wohl macht, und Niemanden über Vermögen verſucht werden läßt. Wie, wenn ich krank wäre, daß ich auch dieſen Brief nicht mehr ſchreiben könnte; und das bin ich ja noch nicht! Getroſt alſo! Wir wiſſen nicht, was zu unſerm Beſten dienet; aber Gott weis es, und Gott iſt die Liebe, auch wenn er uns züchtiget. Dieſer Glaube muß unſer Troſt ſeyn. Es iſt ja noch eine ganze Ewigkeit voll Seligkeit für uns übrig, die wir glauben, und auf ſein Wort hoffen. Dieſe Betrachtungen ſcheinen freylich mehr ein Brief, oder eine Rede an mich, als an Sie, zu ſeyn; aber ich weis doch, daß Sie ſolche Gedanken, Gedanken der Religion, ſchätzen und lieben, wo Sie ſie auch immer finden, in dem Briefe des Freundes, oder in einem guten Buche. Der Ernſt der Religion hat die Eigenſchaft, daß er das Herz freudig und getroſt macht; und dieſes wollen wir ja gern alle Tage unſers Lebens ſeyn.

Gott gebe Ihnen und Ihrem Hauſe Geſundheit und alle Zufriedenheit! Ich bin mit wahrer Hochachtung ꝛc.

Leipzig, den 16. Sept.
1761.
G.

Den 22. Sept. Sie haben nichts verloren, daß mein Brief ſo ſpät abgeht. Einige ſchwere Zufälle ließen mich, ſeitdem ich ihn geſchrieben, an nichts denken, als an die Pflichten gegen mich ſelbſt. Heute, und das ſey Gott gedanket! genieße ich eine Erholung; dieſes melde ich Ihnen und überſchicke Ihnen meinen Brief. Leben Sie wohl!

CXLIV.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Daß die Beſſerung, die Sie an dem Tage zu empfinden angefangen, an welchem Sie mir Ihren letzten ſchönen Brief, einen Brief, der mich gleich ſtark gerührt und erbaut hat, überſchickten, von Beſtändigkeit geweſen ſeyn möge; das wünſche ich nicht allein von ganzem Herzen, ſondern ich hoffe es auch zugleich ſo ſehr; (denn wie leicht hofft man nicht, was man ſehnlich wünſcht? und wie gegründet hofft man es nicht, wenn man Gott, der uns alles gewähren kann, was er für gut findet, ernſtlich und in der Ordnung, in der man bitten ſoll, darum gebeten hat!) daß ichs itzt wage an Sie zu ſchreiben, um ſo vielmehr da der eingeſchloſſene Brief mir zur Entſchuldigung dienen kann, wie er denn auch wirklich meine Veranlaſſung iſt.

Ihre Gedanken, liebſter Herr Profeſſor, ſchätze und liebe ich allemal; aber die Gedanken in Ihrem letzten Briefe würde ich ſchätzen und lieben, auch wenn ichs nicht wüßte, wer ihn geſchrieben hätte; und die Abſchilderung, die Sie mir von dem Zuſtande Ihres Gemüths beym Eintritte in die Kirche, und von den Empfindungen machen, die Ihr Lied in Ihnen erreget, haben mich unausſprechlich gerührt. — Mein Gott! dachte ich, warum genießen ſo viele das Glück der Geſundheit, die es nicht ſchätzen, die dich nicht dafür loben, und es nicht zu deiner Ehre und nach deinem Wohlgefallen gebrauchen? Und einem Manne, den du liebſt, der den Werth dieſer Wohlthat zu ſchätzen wüßte, der dich dafür loben und ſie zu dem Endzwecke, zu welchem du ſie erzeugſt, anwenden würde, dem verſagſt du ſie? — Aber war das nicht verwegen? Sie ſind frömmer, als ich; Sie denken gewiß nicht ſo. Ich ſah es nicht ſogleich ein; ſonſt hätte ich es gewiß auch niemals gedacht. Wie leicht kann man fehlen! und wie viel Vorſichtigkeit iſt nöthig, auch bey den beſten, unſchuldigſten Regungen! War es nicht, als ob ich mich für weiſer und billiger, als unſern Gott, hielte, der doch allein weis, was zu unſerm Beſten dienet, und der die Liebe iſt; oder, als ob ich glaubte, er handle nach bloßem Eigenſinne mit uns Menſchen? — Wie viel Dank weis ich es nicht Ihren nachfolgenden Gedanken, die mich wieder zurückbrachten und es mir empfindbar machten, wie heilſam und tröſtlich es ſey, ſich Gott in ſeiner Liebe, Weisheit und Allmacht zu denken, dieſen drey Eigenſchaften, nach welchen er unſer Glück will, was dazu dienet, kennt, und ein uneingeſchränktes

Vermögen beſitzt, es uns zu verſchaffen! Eine ganze Ewigkeit von Seligkeit wartet unſer. Dort alſo: nicht hier, wird das Gute belohnt. Hier iſt alles Vorbereitung. Glück und Unglück, Luſt und Schmerz ſind einerley; ſind beides Prüfungen. Nur unſer Verhalten dabey entſcheidet unſern Zuſtand, und macht denſelben glücklich oder unglücklich; und wer weis, ob es nicht gefährlicher iſt, durch Glück und Freude geprüft zu werden. Wenigſtens wird mehr Stärke des Geiſtes dazu erfodert, ſich weiſe dabey aufzuführen. Es mag wohl ſelten geſchehen, daß wir Glück und Freuden für das halten, was ſie ſind, nämlich für Prüfungen. Sie ſchmeicheln unſern Empfindungen zu ſehr, bemächtigen ſich unſers Herzens, laſſen uns nicht die gehörige Freyheit nachzudenken, und beſitzen uns, anſtatt daß wir ſie beſitzen ſollten. Wir betrachten ſie als billige Belohnungen; genießen derſelben in Sicherheit, und vergeſſen darüber, auf unſerer Hut zu ſeyn. Bey Widerwärtigkeiten im Gegentheil, hört die Zerſtreuung auf. Sie laſſen uns mehr in unſerer eigenen Gewalt! ſie unterrichten uns von der Unbeſtändigkeit und Unzulänglichkeit irdiſcher Glückſeligkeiten; und die Beraubung des Vergnügens und der Zufriedenheit treibt uns an nach etwas zu ſtreben, das uns ſchadlos halten könne, und weſentlicher und beſtändiger als jene ſey; und wo fänden wir das ſonſt, als in Gott und in der Ausübung des Guten? Denn dieſe allein giebt uns Freudigkeit zu ihm, und wir wiſſen wohl, daß wir ohne dieſelbe uns keine Rechnung auf ſeinen Beyſtand und ſeine Hülſe machen können. Ich weis nicht, ob ich richtig unterſcheide; aber ich bin ſchon ſeit langer Zeit davon überzeugt, und vielleicht iſt dieſe Ueberzeugung nöthig, um ſolche, die hier wenig Glück haben, vor der Verſündigung des Murrens und der Unzufriedenheit zu bewahren. Denn wenn ich annehme, daß alles Prüfungen ſind, und daß es ſicherer für uns iſt, durch Unglück als durch Glück geprüft zu werden: ſo muß ſo gar, wenn ich mein Beſtes liebe, meine Vernunft mich hindern, kleinmüthig oder unzufrieden zu ſeyn; zumal da das Leben ſo kurz, und am Ende deſſelben, das man ſich ja zu ſeinem Troſte, auch zu ſeiner Ermunterung, immer als ſehr nahe vorſtellen kann, nicht das geringſte daran gelegen iſt, ob es glücklich oder unglücklich geweſen, ſondern ob es in beiden Fällen wohl oder übel geführet worden. — Ich halte mich wohl, mein lieber Herr Profeſſor, zu lange bey Sachen auf, von welchen Sie weit beſſer zu reden wiſſen. Aber die Materie, auf die Sie mich gebracht haben, gefällt mir; ich lerne gern von Ihnen; rede gern mit Ihnen davon; und es iſt natürlich, daß ich mich freue, wenn ich bedenke, daß wir durch Gottes Gnade ſo ſelig ſind, daß nichts, nichts uns begegnen kann, das im eigentlichen Verſtande ein Unglück für uns wäre, oder das wir nicht durch unſer Wohlverhalten

halten dabey, in einen wahren Segen verwandeln könnten, deſſen wir noch in alle Ewigkeit genießen ſollen; denn wir haben ja die Verheißung, daß Geduld, Ergebung und Unterwerfung im Leiden, uns im Himmel wohl belohnet werden ſoll. Freylich ſind dieſe Tugenden unſere Pflicht; aber Gott iſt ſo gütig, daß er ſie belohnen will, nicht anders als ob ſie Verdienſt wären. Je mehr er uns alſo Leiden zuſchickt: deſto mehr Gelegenheit giebt er uns, dieſe Tugenden auszuüben: und deſto größere Belohnung haben wir zu gewarten, und dieß iſt ein großer Troſt. Leben Sie recht wohl. Ich habe die Ehre zu ſeyn.

Dresden, den 2. Oct.
1761.

CXLV.

Liebſte Freundinn.

Allerdings ſind Glück und Unglück, frohe und traurige Begegniſſe Prüfungen, bey denen wir unſern Gehorſam gegen Gott üben ſollen: und in Anſehung der glücklichen Tage, die wir insgemein ſo zu nennen pflegen, mag es wohl ſehr wahr ſeyn, daß ſie ſchwerer zu tragen ſind als die traurigen. Die Tugenden, zu welchen uns die Tage des Glücks verbinden, ich meyne die Mäßigung in dem Genuſſe der Freuden des Lebens, Dankbarkeit und Demuth gegen die unverdienten göttlichen Wohlthaten, Vertrauen auf die fernere gnädige Fürſorge Gottes und Eifer, andre Menſchen auch gleich uns glücklich zu wiſſen und gern glücklich zu machen, ſcheinen leichtere und frohere Tugenden zu ſeyn als die Tugenden im Elende; als Gelaſſenheit, Geduld und nöthige Ergebung in anhaltenden Widerwärtigkeiten, die Gott ſchickt, oder zuläßt. Allein die Natur eines ungeſtörten Glücks, das die Sinnlichkeit, die Eigenliebe, den Stolz und Leichtſinn unſers Herzens unvermerkt nährt, und ihm ſchmeichelt, macht durch dieſe heimlichen Feinde die Ausübung der Pflichten des Gehorſams in guten Tagen gemeiniglich ſchwerer, als wir im Anfange denken. Wir erinnern uns zwar an dieſe Tugenden, wir ſprechen von ihnen, loben ſie, bewundern ſie, beten um dieſelben, und meynen, daß wir ſie haben und ausüben, weil wir ihre Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit einſehen; und entfernen uns doch täglich mehr von ihnen, bis wir endlich durch ſichtbare Vergehungen aus dem Schlummer der guten Meynung von uns ſelbſt erwachen. Ja, liebe Mademoiſell, wenn das Elend, das uns trifft, unverſchuldetes Elend iſt: ſo ſind die böſen Tage für ein chriſtlich Herz leichter zu tragen, als es die guten meiſtens nicht ſind; und wenn ſie auch nicht leichter zu tragen wären: ſo ſind doch die Züchtigungen in Anſehung ihres heilſamen Einfluſſes auf das Glück unſerer Seelen, wenn ſie geduldig überſtanden ſind, unausſprechlich große Wohlthaten, für die wir Gott, der mit uns, als kranken Seelen, verfahren muß, noch ewig danken werden. So denkt ein Chriſt und tröſtet ſich. Aber ach! haben wir nicht oft die meiſten Leiden verdient, und wo nicht ſtets die, die uns treffen, doch andere, und oft härtere, die uns nicht treffen? Und wir können verlangen, daß es uns immerdar wohl gehen ſoll? Wie unbillig und begehrlich iſt der Menſch! Und wie unglücklich würde er ſeyn, wenn ihm nichts wiederführe, als was er wünſcht!

Ich merke, daß ich krank bin, liebe Mademoiſell, weil ich einen Gedanken, den ich Ihnen in wenig Zeilen hätte beantworten und getroſt zugeben können, ſo weitläuftig umſchrieben habe. Aber das Vergnügen, mit Ihnen ſo ernſthaft reden zu können, entſchuldigt einen Theil der Länge dieſes Briefs; und heimlich mag ich ihn wohl wieder mehr an mich, als an Sie, geſchrieben haben. Doch nun auch kein Wort weiter auf heute. Morgen beantworte ich vielleicht eine Stelle aus Ihrem Briefe, die mich angeht. Wenn ich ein Vater wäre, und meine Tochter hätte dieſen Ihren Brief geſchrieben: ſo würde ich vor Freuden geweinet haben; das weis ich gewiß. Leben Sie wohl, beſte Correſpondentinn.

Leipzig,
den 7. October,
1761.

Den 8. October. Sie ſind frömmer als ich — ſo ſagen Sie, und ich glaube ſicher, daß Sie es für wahr halten. Allein habe ich nicht eben die Pflicht ſo günſtig von Ihnen zu denken, als Sie von mir denken? Unſtreitig! Ich erſchrecke, ſo oft ich meine Tugend gelobt finde, vermuthlich weil ich allemal an meine Fehler denke, die andre Menſchen, denen ich ſo gut vorkomme, nicht wiſſen, oder ſehen können. In der That will und darf ich Ihnen Ihre gute Meynung von mir nicht benehmen; aber bitten darf ich Sie wohl, daß Sie Ihre gute Meynung nicht immer meinen Lobſpruch ſeyn laſſen. Ein ſolches Geſtändniß der Beſcheidenheit und Demuth (ſo dachte ich, als ich die angeführte Stelle Ihres Briefs las) ein ſolches Geſtändniß kann dieſes Frauenzimmer thun, und ſie thut es gewiß von Herzen. Iſt ſie nun nicht eben deswegen beſſer als du? Würde es dich nichts koſten, wenn du ihr eben das ſagen ſollteſt? Und gleichwohl fällt es dir gar nicht ſchwer, es zu denken und in Gedanken für wahr zu halten. Iſt ſie alſo nicht beſcheidener als du? Das Uebrige Ihres Briefs will ich nicht beantworten. Ich leſe Sie gern, wenn Sie munter ſchreiben; ich leſe Sie gern, wenn Sie ernſthaft ſchreiben; und ich danke Ihnen freundſchaftlichſt, daß Sie ſo oft, und ſo gern, und ſo viel an mich ſchreiben. Leben Sie ſtets wohl!

Den 18. Oct. Nachmittags. Schon wieder einen Brief von Ihnen, für den ich Ihnen geſchwind danken muß. O wie ſehr werde ich Ihr Schuldner! Aber deſto mehr will ich mich bemühen, unſern Briefwechſel, der nunmehr ſchon ein Jahr gedauert hat, fleißig zu unterhalten. Möchte ich ihn doch auch zu Ihrem wahren Vortheile unterhalten können! Wenigſtens müſſen Sie mir dafür verbunden ſeyn, daß ich Ihnen Gelegenheit zu ſo viel guten Briefen gegeben, daß ich Sie durch meinen Beyfall ermuntert, und daß ich oft, wenn ich aus Krankheit Andern nicht geantwortet, doch Ihnen geantwortet habe. Ich bin mit aller Hochachtung und Freundſchaft ꝛc.

G.

CXLVI.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Heute iſt, wie Sie wiſſen, der Neujahrstag unſrer Correſpondenz, und ich ſetze mich nieder, Ihnen einen Brief zu ſchreiben. Dieſes thue ich mit einer deſto größern Empfindung von dankbarem Vergnügen, da Ihr letzter vortrefflicher Brief eben vor mir liegt. In ihm habe ich einen neuen ſtarken Beweis von der Gütigkeit, mit welcher Sie von mir denken, und eben deswegen auch eine nachdrückliche Aufmunterung, nichts zu unterlaſſen, was mich Ihres ſo ungemein ſchätzbaren Verſprechens, den Briefwechſel mit mir noch ferner zu unterhalten, würdiger machen könnte, und alles zu vermeiden, was die Erfüllung Ihres mir noch ſchätzbarern Wunſches, ihn zu meinem wahren Vortheile unterhalten zu können, verhindern würde. Ich bin gewiß, daß dieſer Wunſch erfüllet werden wird, ſo lange ich nichts von dem, was Sie ſchreiben, aus einer undankbaren leichtſinnigen Unachtſamkeit vergeſſe, oder mir etwas ingeheim verzeihe oder nachſehe, was ich mir unter Ihrer Aufſicht und vor Ihren Augen nicht erlauben würde.

Sie mein Schuldner? — Nein, liebſter Herr Profeſſor; ich weis zu gut, wofür ich Ihnen verbunden ſeyn muß. Ich will gern Ihre Schuldnerinn ſeyn. Es iſt mir Freude und Ruhm. Ich würde weniger froh, weniger glücklich ſeyn, wenn ich weniger Ihre Schuldnerinn wäre. Mein Vater hat über meinen und über Ihren Brief geweint, und es fehlt wenig, daß ich nicht über Ihre Gütigkeit weine. Wie rührend iſt der Lobſpruch, den Sie meinem Briefe ertheilen! — *Wenn Sie ein Vater wären* — Wie viel Freuden würden da Ihre ſeyn! Wie gut, wie liebenswürdig müßte Ihre Tochter ſeyn! — Sie wäre; das weis ich gewiß, Sie hättens erlaubt; meine Correſpondentinn und Freundinn geworden. Wie würden wir uns unter Ihrer Aufſicht, Eine die Andre geliebt, vergnügt und ermuntert haben! —

Ich kann mir nicht helfen; ich muß es Ihnen noch einmal wiederholen: Sie ſind doch frömmer, als ich. Es kam mir ſehr leicht, ſehr natürlich vor, Ihnen offenherzig, ohne Kränkung meiner Eigenliebe, nach meiner Ueberzeugung zu ſagen, daß Sie frömmer ſind, als ich. Hätte ich aber eine Widerſetzung bey mir empfunden, dieſes ungeachtet meiner innerlichen Ueberzeugung zu thun: ſo weis ich nicht, ob ich mich würde haben überwinden können, Ihnen dieſe Widerſetzung zu geſtehen. Und gleichwohl ſagen Sie mir etwas von der Art, ſo gütig, ſo ungezwungen, ſo edel — ich will es Ihnen nicht einmal ſagen, wie viel Tugend ich in dieſem Theile Ihres Briefs finde. In der That, ich fühle die allerangenehmſte Zufriedenheit; Sie als den Mann zu denken, den die Welt in Ehren hält, den die Rechtſchaffnen lieben, den auch die hochſchätzen, die es nicht ſind. Und wenn Sie ſich hierbey an den Namen meines Freundes erinnern, den Sie ſich — nie werde ichs Ihnen verdanken können — ſelbſt gegeben haben: ſo wird es Ihnen nicht ſchwer fallen, dieſe Empfindung zu erklären. — Welch Glück für mich, Ihre Freundſchaft erlangt zu haben! Sie ſchon ein Jahr zu beſitzen, und verſichert zu ſeyn, daß ich ſie nie (es müßte denn durch meine Schuld geſchehen, und dafür will ich mich durch Gottes Hülfe hüten) verlieren werde! Beſtes, großmüthiges Geſchenk! Ich kenne ſeinen ganzen Werth; ich fühle die ganze Stärke der Verbindlichkeiten, die es mir auflegt, gut und tugendhaft zu ſeyn.

Sehen Sie, liebſter Herr Profeſſor, dieß, (ich meyne die Glückſeligkeit, einen Freund zu beſitzen, wie Sie mir ſind,) dieß iſt eine unſchädliche Art von irdiſcher Glückſeligkeit, die man mit völliger Sicherheit ohne Gefahr genießen kann, und bey der man eben um deswillen mehr glücklich, als bey andern iſt. Doch die Ewigkeit gewinnt allemal ihre Sache ganz. Wäre das Glück der Freundſchaft eine bloß irdiſche und alſo endliche Glückſeligkeit, ſo würde ſie viel verlieren, und kaum den Namen verdienen. Es würde für unſre Ruhe gefährlich ſeyn, ſich derſelben zu ſehr und zu ſicher zu überlaſſen, und die Furcht vor der Vernichtung unſrer Glückſeligkeit, zu welcher ein jeder Augenblick bevollmächtigt ſeyn kann, würde uns alle Süßigkeit des Genuſſes rauben. Allein wir ſind beſſer unterrichtet. Wir wiſſen, daß die Freundſchaft eine Glückſeligkeit für den Geiſt, gleich ihm unſterblich, nur hier ihren Anfang nimmt, um ewig mit ihm in unendlich größerer Vollkommenheit fortzudauren. Ich freue mich auf alles, was ich auch hierinnen in der Ewigkeit gewinnen ſoll. Sie ſehen, mit Ihnen ſprechen, oder irgend eine fromme Pflicht gemeinſchaftlich mit Ihnen ausüben, wie ich dort thun werde; ohne Furcht, Sie wieder zu verlieren; dieſes iſt ein Glück, das ich vielleicht hier immer werde entbehren müſſen, das mir aber aufbehalten iſt. O wenn man an alles dieſes genug gedächte: ſo würde man die Freundſchaft allemal anwenden, wozu ſie gegeben iſt; und nicht ſo traurig ſeyn, wenn unſre Freunde uns verlaſſen, oder wir ſie verlaſſen müſſen. Ich habe auch Freunde, die mir ſehr lieb waren, durch den Tod aus dem Geſichte (nicht aus dem Herzen,) verloren; aber ich bin nicht mehr betrübt darüber. Ich weis, daß ſie mich noch lieben, daß ich ſie wieder finden und eine ganze Ewigkeit mit ihnen zubringen ſoll. —

Iſt denn Niemand da, der mir befiehlt aufzuhören? — Ich bin doch ſehr unbedachtſam. Ich werde es noch ſo weit treiben, daß Sie meiner überdrüßig werden. Wenigſtens müſſen Sie mich für außerordentlich geſchwätzig halten. Aber Sie wiſſen wohl, daß Sie ſich bey mir bedankt haben; und wofür? Dafür, daß ich ſo oft, und ſo gern, und ſo viel an Sie ſchreibe. Leben Sie wohl, ſtets wohl, und verzeihen Sie nur heute — es iſt der Neujahrstag unſrer Correſpondenz — Ihrer

Dresden,
den 21. October,
1761.

CXLVII.

Liebſte Freundinn,

In der That habe ich ein großes Vergnügen eingebüßt, daß ich die Reiſe nach Dresden mit meinem Bruder nicht habe thun können, und alſo auch nicht die Perſon habe kennen lernen, die mir durch Ihre Briefe ſo viel Freude, und ihrem Verſtande und Herzen in meinen Augen durch dieſelben ſo viel Ehre macht; die mir ſo viel wahre Hochachtung bezeigt, und die mich gewiß eben ſo gern würde geſehen haben, als ich ſie hätte ſehen und ſprechen mögen. Mein Bruder, liebſte Mademoiſell, hat mir freylich dieſen Verluſt durch ſeine Erzählungen von Ihnen und Ihrem guten Charakter zu erſetzen geſucht; aber alle Geſchichte, wenn ſie auch noch ſo gut geſagt wird, läßt unſerer Wißbegierde immer noch viele Fragen übrig, die nicht jeder Zeuge beantworten kann. Genug, er iſt Ihr und Ihrer lieben Schweſter Lobredner, und ſpricht von Ihrem ganzen Hauſe ſo, wie man ſpricht, wenn man mit Vergnügen und Hochachtung von Abweſenden redet.

Gehen Sie den Weg, auf den Sie ſo glücklich fortgerückt ſind, immer freudig fort. Es iſt der Weg des ſtillen Verdienſtes, der zur Zufriedenheit führet. Zwar fürchten Sie ſich immer vor Ihren Fehlern. Das, mein gutes Kind, thue ich auch. Aber mir fällt dabey öfters der Gedanke eines ſehr frommen Mannes ein: „Vor

„meinen Fehlern, ſagte er, fürchte ich mich nicht
„ſehr; dieſe machen mich behutſam und demüthig.
„Weit mehr fürchte ich mich vor meinen Tugen-
„den; denn dieſe machen mich leicht ſtolz.“

Alles dieſes würde ich Ihnen ſchon vor einigen Wochen geſagt haben; aber ich war zu krank, es Ihnen gern zu ſchreiben, und hoffte immer auf eine heitere Stunde. Ich kann nicht ſagen, daß ich ſie eben itzt hätte; aber ich habe doch ſo viel Gewalt über mich, den Fehler zu empfinden, den ich begehen würde, wenn ich meiner beſten Correſpondentinn noch länger auf zween Briefe nicht wenigſtens etliche Zeilen antwortete. Der ganze erſte Monat des Jahres iſt ohne Brief an Sie verſtrichen, und ſchon auch die Hälfte des zweyten; das geht wohl zu weit. Vielleicht verbeſſere ich dieſe Fehler in der Folge, wenn ich weniger Verſuchung habe ſie zu begehen. Ob ich itzt geſünder bin als letzthin? Das kann ich wohl nicht ganz mit Wahrheit ſagen, gute Mademoiſell, aber ich danke Gott, daß meine Beſchwerungen erträglich ſind, und mich ermuntern helfen, immer beſſer zu leben und zu ſterben. Daß Sie mir tauſend Gutes wünſchen und herzlich für mein Glück beten: das weis ich gewiß, und danke Ihnen dafür zeitlebens mit der Liebe eines Freundes und Bruders.

Leipzig, den 13. Febr.
1762.

G.

CXLVIII.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Nun habe ich Ihren Herrn Bruder erſt recht lieb: oder, wenn es beſſer geſagt iſt: nun liebe ich ihn noch einmal ſo ſtark als zuvor, weil er Ihnen ſo viel Gutes von mir ſagt, und überhaupt ſo gütig von uns geurtheilt hat. Ich bin doch recht glücklich, ihm gefallen zu haben; und ich freue mich darüber: nicht aus Eitelkeit, gewiß nicht! aber ich denke, ich müſſe mich über die günſtige Meynung aller Leute freuen, die Ihnen wieder ſagen können, was ſie Gutes von mir denken.

Allein, liebſter Herr Profeſſor, wenn Ihr Herr Bruder mich einmal tadelt — (und ſollte er das noch nicht gethan haben?) — oder Sie ſelbſt etwas an mir entdecken, das Ihren Beyfall nicht hat; das Ihrer Gütigkeit gegen mich nicht Ehre macht, und dem Charakter einer Perſon, die Sie Ihre Freundinn nennen, nicht gemäß ſeyn kann: dann verſprechen Sie mirs, daß Sie mich erinnern wollen. Ich habe bisweilen, es iſt wahr, wunderliche Einfälle, die eben nicht alle Leute haben können. Hier iſt vielleicht einer davon: Es kömmt mir manchmal vor, als ob es mich zu wiſſen verlangte, auf welche Art Sie mir einen Verweis geben würden, und was ich dabey empfinden möchte. Ich denke, ich würde ſtolz darauf ſeyn. Er müßte mich zwar demüthigen,

gen, wegen meines Fehlers; aber auch erheben, wegen des Antheils, den Sie dadurch an mir zu nehmen bezeigten, daß Sie die Sorgfalt, mich gut zu behalten, und die Mühe, mich beſſer und vollkommener zu machen, für ſich nicht zu gering hielten. Sie ſind lauter Güte und Sanftmuth. Ihre Verweiſe müſſen die Verweiſe der Liebe, und väterliche Erinnerungen Ihre Erinnerungen ſeyn. — Brüderliche Erinnerungen, habe ich vielleicht ſagen ſollen. Sie, beſter Herr Profeſſor, haben ſich — außerordentlich gütig! — den brüderlichen Charakter beygelegt — ich verehre und liebe dieſe Güte — aber ich kann Sie nicht (und Sie erwarten es auch wohl nicht?) mit der Liebe lieben, mit welcher man einen Bruder liebet. Meine Liebe iſt eine ehrfurchtsvollere, gehorſamere, dankbarere Liebe; eine Liebe, die ſo freywillig, ſo ſelbſt gewählt — (ich fürchte, ich drücke mich ſchlecht und unverſtändlich aus,) ſie auch iſt, dennoch mehr Empfindung von der Schuldigkeit, von der Verbindlichkeit zu lieben, bey ſich hat, als die Liebe gegen Brüder, ob ſie wohl deswegen keine Entfernung zuläßt, und ein uneingeſchränktes Vertrauen nicht ausſchließt.

Wie oft nenne ich es nicht in Gedanken ein Unglück, oder doch einen unangenehmen Umſtand meines Lebens, daß ich nicht an dem Orte ſeyn kann, wo Sie leben! Wie ſehr gern wollte ich gehalten ſeyn, Ihnen von allen meinen Gedanken Rechenſchaft zu geben; Sie zum Richter über alle meine Handlungen zu machen — Wie wollte ich Sie um vielerley fragen, und mit begieriger Aufmerkſamkeit den weiſen Unterricht von Ihren Lippen hören! Ihre liebreichen Lehren und die ſtillſchweigende Vorſchrift Ihres Beyſpiels, würden mich noch mehr unterweiſen, wie ich Ihres Beyfalls würdiger werden könnte; es würde mir leichter werden, Gelegenheiten zu finden, Ihre Gewogenheit beſſer zu verdienen; und vielleicht würden Sie dann noch mehr mein Freund ſeyn, als Sie es itzt ſchon ſind. Sie würden — (ja lieber Herr Profeſſor, ich weis es, daß ich lauter vergebliche Dinge rede; aber laſſen Sie mich nur ausreden. Es läßt ſich ſo hübſch denken, was da alles geſchehn würde, und ich ſchreibe Ihnen ſo gern was ich gern denke) — Sie würden, ſage ich, ſehen, daß, ob ich wohl Ihre Gütigkeiten, unter allen, denen Sie welche erweiſen, am wenigſten verdienen mag, ich doch gewiß zu denen gehöre, die am meiſten geſchickt ſind ſie zu verſtehen und zu empfinden. Keines von Ihren Worten geht bey mir verloren; ich zergliedere, ſo zu reden, Ihre Gedanken; ich fühle das Große, das Chriſtliche, das Rührende — die Herablaſſung, die Güte — Zum Beyſpiel: ich empfinde es ganz, wie gütig es von Ihnen iſt, daß Sie nachrechnen, wie viel Zeit ohne Brief an mich verſtrichen; ja noch mehr — wie ſehr beſchämen Sie mich! wie wenig verdiene ichs — daß Sie ſo gar ſich einigermaßen zwingen, und die heitere Stunde nicht erwarten, auf die Sie hofften. O daß doch alle Ihre Stunden heiter wären! Nur Ihrentwegen wünſche ichs; denn der Brief, der liebe, ſchöne, in einer umwölkten Stunde geſchriebene Brief, hat ſo wenig düſteres an ſich, daß ich mein ganzes Leben durch lauter ſolche Briefe leſen, und demjenigen, der ſie mir geſchrieben, aufs freudigſte und herzlichſte dafür danken wollte. — — — —

— — — — — — — —

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Aber wieder auf Ihren Brief zu kommen: Iſt es nicht traurig, daß wir uns auch vor unſern Tugenden fürchten ſollen? Ich hätte wohl Luſt, Ihnen meine Gedanken noch davon zu ſagen, wenn ich es wagen dürfte. Und warum ſollte ich nicht? Wenn ich ſie einmal denke, und wenn ich ſie Ihnen geſagt hätte, wie ich gewiß ohne Bedenken gethan haben würde: warum ſollte ich mich fürchten, ſie Ihnen zu ſchreiben? Ich will nur allemal thun, als wenn ich mit Ihnen redte. Werden Sie nicht unwillig auf mich; ich muß eine Frage aufwerfen: Iſt nicht ſchon Stolz dabey, wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten mich ſtolz machen? Muß ich mir es nicht da ſchon bewußt ſeyn, daß ich ſehr fromm und viel beſſer als Andre bin? Denn gemeiniglich, ſagt man, entſteht unſer Stolz aus der Vergleichung, die wir zwiſchen uns und Andern anſtellen, weil wir nur vergleichungsweiſe gut ſind. Ich geſtehe es Ihnen aufrichtig; mir gefällt die Furcht vor den Fehlern beſſer. Sie ſcheint mir natürlicher und auch demüthiger zu ſeyn; und vielleicht iſt Demuth und Behutſamkeit eben ſowohl eine Folge von der Furcht vor unſern Fehlern, als von den Fehlern ſelbſt. —

Leben Sie wohl, theuerſter Herr Profeſſor. Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Dresden, den 22. Febr.
1762.

CXLIX.

Liebſte Mademoiſell,

Der fromme Mann mit ſeiner Tugendfurcht hat alſo, wie Sie meynen, nicht ſo gar Recht; und ich fürchte, er hat ſehr Recht. — „Iſt nicht ſchon Stolz dabey, ſpricht Ihr Brief, „wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten „mich ſtolz machen? Muß ich mirs nicht da ſchon „ſehr bewußt ſeyn, daß ich ſehr fromm und viel „beſſer als Andere bin?“ — — Warum ſollte das ſchon Stolz ſeyn, gute Correſpondentinn, wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten mich ſtolz machen? Es iſt in einem guten Herzen, was es iſt; eine Beſorgniß, die ſich auf gar zu gute Erfahrungen gründet; auf die Gewißheit, daß wir uns bey unſern Tugenden gern zu ſehr gefallen und unſern Kräften zu viel trauen. Wir ſollen uns alſo freylich nicht ſowohl vor unſern Tugenden, als vor der Eigenliebe und dem Stolze fürchten, die unſere Tugenden überall begleiten, und von Ihnen Gelegenheit nehmen, uns ſicher oder ſchläfrig zu machen. — Bewußt ſeyn darf ich mirs wohl, daß ich fromm bin, auch ſehr fromm und beſſer als Andre; das iſt der Stolz nicht. Wenn es wahr iſt, daß ich ſo beſchaffen bin, und ich ſehe meine Vorzüge, Gaben und Tugenden für das an, was ſie ſind, für unverdiente Geſchenke und Gnaden der Vorſehung: ſo bin ich demüthig; wenn gleich mein Herz den Ausſpruch thut, daß ich beſſer bin als tauſend Andre. Aber weil wir ſo leicht in dieſer Vergleichung mit Andern irren können: ſo iſt es ſichrer und eine Pflicht, ſich lieber geringer als Andre, und Andre höher, als ſich zu ſchätzen. Wenn wir hingegen noch ſo beſcheiden von unſern Tugenden urtheilen, und ſie als unſer eignes Werk anſehen: ſo ſind wir ſtolz, und laſſen uns von unſerm Herzen belügen. Wir können daher Andre, es ſey nun mit Wahrheit oder aus Irrthum, weit über uns in Gedanken ſetzen, uns gegen ſie für klein achten, und doch auf das wenige Gute, das wir an uns antreffen, eben ſo herzlich ſtolz ſeyn, als Andre auf ihre großen Verdienſte. Müſſen wir uns endlich prüfen und uns ſelbſt erkennen: ſo dürfen und müſſen wir auch unſre Tugenden erkennen; und damit ſie uns nicht ſtolz machen, ſo müſſen wir ſowohl auf ihre Mängel ſehen, die unſer Werk ſind, und die wir nicht gern ſehen, als auf unſer Unvermögen bey aller unſrer Tugend, damit wir nicht die Quelle des Guten, und eben dadurch unſer Gutes ſelbſt, aus den Augen verlieren. Liebſte Correſpondentinn, was ich Ihnen hier auf zwo Seiten geſagt habe, iſt ſehr wahr, aber um ſchön geſagt zu ſeyn, ſollte es nur eine halbe Seite einnehmen. Vergeben Sie es meinen Krankheiten und Berufsarbeiten.

Hier ſende ich Ihnen einen Brief von fremder Hand, nebſt meiner Antwort, zum Durchleſen, theils um Ihnen mein Vertrauen und meine Freundſchaft zu beweiſen, und theils, um Sie mit dem Charakter des ungenannten Frauenzimmers bekannt zu machen. Dieſes Fräulein, die ich beklage, iſt ſowohl Ihres Mitleidens als auch Ihres Briefwechſels werth; und vielleicht könnten Sie viel zu ihrer Beruhigung beytragen. — Aber laſſen Sie dieſe Briefe, ich bitte Sie herzlich, ja nicht in fremde Hände kommen. Sie wiſſen die Urſachen nur zu gut, die mich zu dieſer Aengſtlichkeit bringen. Leben Sie wohl, meine liebe Freundinn.

Leipzig,
den 29. März,
1762.
G.

CL.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Durch die Nachricht, daß beym Gebrauche der Cur Ihr Befinden leidlich geweſen, haben Sie mich ſehr erfreuet. Auch der Herr Oberpoſtcommiſſar hat die Gewogenheit für mich gehabt, mich hiervon zu verſichern, und mir von Ihrer ganzen Lebensart, faſt nach allen Stunden des Tages, eine ausführliche Beſchreibung zu geben. Urtheilen Sie ſelbſt, theuerſter Herr Profeſſor, ob ichs gern geleſen habe, und ob ich ihm dafür verbunden bin? — Es iſt wahr, bloß das Geſchenk der Geſundheit ſcheint zu mangeln, um Ihren Zuſtand zu demjenigen Grade von Glückſeligkeit zu erheben, deſſen das menſchliche Herz hier fähig iſt; und Ihr würdiger junger Freund, Ihr Graf M.., hat in ſeinem mir zugeſchickten Gedichte auf Sie, ſehr Recht, und alle diejenigen, die eben ſo denken, haben es mit ihm, wenn Sie Gott um Geſundheit für Sie, auch in dieſer Abſicht, bitten, damit die Welt es erfahren möge, daß Gott auch ſchon in dieſem Leben diejenigen ſegne, die ihn fürchten. Keiner zwar von denen, die Sie ſo gut kennen, als der Graf M.., wird daran zweifeln, daß Sie, glücklicher Herr Profeſſor, mit den auserleſenſten Glückſeligkeiten geſegnet ſind. Allein freylich; dieſe Glückſeligkeiten, oder doch die beſten derſelben, ſind von der Art, daß ſie ſo gar über den Neid erhaben ſind, und alſo den Augen der Wenigſten kennbar werden. Denn iſt es nicht unſtreitig, daß ſchon ein gewiſſer Grad der Tugend dazu gehört, einen Begriff von dem Segen zu haben, der aus der Tugend fließt; einen Geſchmack daran zu bekommen; und einen Wunſch darnach zu empfinden? Wäre die Welt geſchickt, dieſe Ruhe und dieſe Glückſeligkeit zu verſtehen: ſo würde ſie bald ſich es abgewöhnen, die Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit eines Menſchen, nach der Beſchaffenheit ſeines äußerlichen Zuſtandes zu entſcheiden, und ſie würde einſehen lernen, daß bey dem größten Theile der ſogenannten Glücklichen

— — — — ſi riduce
Nel parere a noi felici
Ogni la felicità.

Und hätte ſie feine Empfindung genug, den Unterſchied zwiſchen Beyfall und Beyfall, zwiſchen Liebe und Liebe zu machen: ſo würde ſie denjenigen höchſt glücklich nennen, der, (außer dem allgemeinen Beyfalle, außer dem eignen Bewußtſeyn ſeiner Tugend, und der Gewißheit, daß er am Ende des Lebens Gott danken und ſich freuen wird, gelebt zu haben) noch die Tugend Andrer genießt, die ſie ihm verdanken, und das Lob, das ſie ſich dadurch verdienen, ja noch mehr, die entfernteſten glänzendſten Belohnungen, die ſie ihnen verſpricht, mit ihnen theilet —

O Graf M . ., wie würdig denken ſie des beſten Mannes! — Vor dem Angeſichte Gottes will er ſich einſt ſeines Lehrers, ſeines Freundes rühmen. Und wie viele noch werden dieß mit ihm thun! — —

Ein ſtralend Zeugenheer, um Gott für ihn zu danken,
Von Gott ihn nun belohnt zu ſehn!

Kann nicht der Mann, der, außer der allgemeinen Liebe, die beſten Zuneigungen ſolcher Herzen beſitzt, die einen eigenthümlichen vorzüglichen Werth haben, und dadurch, daß ſie ihn lieben, und durch die Art, womit ſie ihn lieben, ihren Werth noch erhöhen, das ſchätzbarſte unter allen ſchätzbaren Dingen, die nur in der Welt erlangt und beſeſſen werden können, ſein Eigenthum nennen? — O wie muß eine Seele, wie die Ihrige, theuerſter Herr Profeſſor, das Glück empfinden, in den Stand geſetzt zu ſeyn, ſich den Herzen Anderer, auf eine ſolche Art theuer zu machen, daß die Grenzen des Lebens zu enge ſind, ihre Dankbarkeit und Liebe zu faſſen. — Wir alle, die wir glauben, haben Hoffnungen auf hohe Seligkeiten: aber Sie haben hier eine Hoffnung, dort eine Seligkeit, mehr. In Ihren letzten feyerlichſten Augenblicken, wann die Seele ſchon anfängt, ſich die Freuden der Herrlichkeit als gegenwärtig zu denken; dann wird die Vorſtellung von der glorreichen Scene, die Ihrer wartet, nicht der geringſte oder gleichgültigſte unter Ihren Gedanken ſeyn — Glücklicher Graf! auch ſie werden alsdann, vielleicht fern von ihm und ihnen unwiſſend, etwas beytragen, die letzten Stunden ihres Freundes heiterer zu machen. — — Wundern Sie ſich nicht, beſter Herr Profeſſor, daß ich ſo lange und mit ſo vielem Vergnügen, dem Gedanken Ihres Todes nachhänge. Sie verdienen, ſo wie Menſchen es verdienen können, (das muß ich dazu ſetzen; Sie ſind viel zu groß, um es nicht gern zu ſehen, wenn ich auch in Ihrem Namen demüthig bin,) das Glück, das Ihrer erwartet; und dieß Glück iſt zu ſchön, als daß ich das Mittel nicht lieben ſollte, das Sie dazu erhebt; auch ſelbſt dann, wann es mich kränken wird. Sie ſelbſt müſſen ſich darauf freuen; und dieſe Freude auf das zukünftige Leben iſt eine eigene Annehmlichkeit des gegenwärtigen. Es iſt alſo nichts Widerſprechendes, wenn ich ſage: daß ich mit einem lebhaften Vergnügen an Ihren Tod und die Folgen deſſelben denken, und dennoch mit dem größten Eifer um die Verlängerung Ihres gegenwärtigen Lebens beten kann. Denn durch ein längeres Leben können Ihnen die zukünftigen Freuden des Genuſſes nicht verkürzt werden. Es bleibt allemal eine Ewigkeit übrig. Aber durch ein kurzes Leben müßten Sie nothwendig von den gegenwärtigen Freuden der Hoffnung und Erwartung verlieren. —

Der Innhalt, den Sie, gütiger Herr Profeſſor, mir durch Mittheilung der beiden Gedichte, zu dieſem Briefe, verſchafft haben, iſt ſo wenig undankbar, daß er mich von Betrachtung zu Betrachtung führen würde, wenn ich mich demſelben länger überließe. Erlauben Sie mir indeſſen, nur noch einer Art des ausgeſuchteſten Vergnügens zu gedenken, das ich dem glücklichen Eindrucke zu danken habe, den Ihr Werth auf mein Herz gemacht hat, und der durch die unſchätzbare Freundſchaft, deren Sie mich würdigen, und durch die dankbarſten Empfindungen, die ich Ihnen dafür ſchuldig bin, noch rührender gemacht worden. Denn dieſer Eindruck berechtiget mich, einen beſondern Antheil an Ihnen, und demjenigen, was Sie angeht, zu nehmen. Haben Sie jemals einen Menſchen gefunden, deſſen Herz zum Gefühl einer allgemeinen Menſchenliebe empfindlich gebildet geweſen, und der, bey dem Gedanken, daß alle übrige Menſchen mit ihm Urſprung, Weſen und Intereſſe gemein haben, und mit ihm zu einerley allgemeinen Hauptpflichten berufen, und zu einerley Beſtimmung erſchaffen ſind, fühllos geblieben? Es iſt gewiß, daß dieſe Betrachtungen ein jedes Herz, das menſchlich empfinden kann, auf die angenehmſte Weiſe rühren müſſen. Und nun denken Sie ſich die Empfindung eines ſolchen, oder wenn Sie lieber wollen, die Empfindung meines Herzens, das ſich im Stande befindet, ſich aus der Verbindung aller übrigen Menſchen, eine kleine Anzahl auszuſondern, mit denen es ein beſonderes Intereſſe, einige beſondere Pflichten und Hoffnungen, gemeinſchaftlich theilt, und Ihnen deswegen näher anzugehen ſcheint; und dann Sie als das Band dieſer engern Verbindung betrachtet. — Man hätte mich mit den Charakteren des Grafen M. ., des Fräulein . ., und aller Ihrer Freunde, bekannt machen können; ich würde mich ihres Werthes gefreuet und Ihnen dazu Glück gewünſchet haben. Allein zu wiſſen, daß ich ein beſonderes Intereſſe mit ihnen theile; daß wir in Abſicht auf daſſelbe einerley Wünſche, einerley Pflichten, einerley Hoffnungen haben; zu wiſſen, daß wenigſtens einmal des Tages unſere Gebete, im genaueſten Verſtande, einerley Innhalt haben, und dann die glückliche Phantaſie höher zu treiben, und zu glauben, daß wir vielleicht manchmal zu einerley Stunde Gott für Sie danken, oder für Sie anflehen: Dieß, theuerſter Herr Profeſſor, iſt eine Vorſtellung, die die allgemeine Menſchenliebe in Anſehung ihrer erhöht, zärtlicher macht, und meinen beſſern Zuneigungen in ihnen neue Gegenſtände zeigt.

Ich habe mich ſehr ſchwach ausgedrückt. Je empfindungsreicher ein Innhalt bey mir iſt, deſto mehr zeigt er, daß Worte bloß Worte ſind.

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Dresden, den 29. Jun.
1762.

CLI.

Liebſte Correſpondentinn,

Laſſen Sie ſich eine kleine Begebenheit erzählen, die ich gehabt habe. Ob gleich die Hauptperſon nur ein Feldwebel iſt, ſo iſt er doch gewiß werth, Ihnen bekannt zu werden; denn ſeine Reden und die frommen Geſinnungen, die er darinnen äußerte, würden auch einem Generale Ehre machen. Dieſer Feldwebel, der in preußiſchen Dienſten geſtanden, hatte mich ſchon zween Tage aufgeſucht und nicht ſprechen können. Endlich kam er vorgeſtern in die Moral, und ward meiner nach der Stunde habhaft. Ich nahm ihn aus dem Auditorio mit auf meine Stube. — „Verzeihen Sie, Herr Profeſſor, daß ich zu Ihnen komme. Ich bin ein preußiſcher Feldwebel, habe drey und dreyßig Jahre gedienet, habe endlich meinen Abſchied bekommen, bin auf „dem Wege nach Liefland, in mein Vaterland zurück zu kehren, und bin fünf Meilen umgegangen, um Sie zu ſehen, und Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen.“

Sitzen Sie nieder, lieber Herr Feldwebel. Womit habe ich denn Ihre Dankbarkeit verdienet?

„Durch alle Ihre Schriften, die ich ſchon „ſeit 1748 leſe, beſonders durch Ihre letzten. „Sie haben mich oft vom Böſen abgehalten und „zum Guten ermuntert. Gott ſegne Sie dafür,

„und gebe Ihnen Geſundheit und ein langes Leben, und das ewige Leben! Wenn Sie nur wüßten, wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, Sie zu ſehen!“

Es iſt eine unerwartete und groſſe Freude für mich, Herr Feldwebel, daß Sie mich haben beſuchen wollen; und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und Liebe eben ſo ſehr, als Sie mir danken; denn dieſen Dank waren Sie mir nicht ſchuldig. Haben Ihnen meine Schriften genützet: ſo will ich Gott danken, und mich freuen, daß ſie Ihnen genützet haben, und daß ich einen ſo guten, frommen, alten Soldaten habe ſollen kennen lernen. Sind Sie über Ihren Abſchied zufrieden? Haben Sie ſo viel in Ihrem Dienſte gewonnen, daß Sie Ihre letzten Jahre davon leben können?

„Ich bringe nichts als meine Freyheit zurück; „aber ich finde noch ſo viel zu Hauſe, daß ich nicht „Mangel leiden werde. Endlich bin ich, ungeachtet aller meiner Bleſſuren, noch geſund; und, „o wie oft hat mich Gott nicht im Kriege ſichtbar „beſchützet und erhalten! So wird er mich auch „ferner erhalten. Als ich, nach der Affaire bey „Görlitz, tödtlich bleſſiret nach Böhmen gebracht „wurde, habe ich binnen fünf Tagen, auf einem „Schlitten liegend, nichts gehabt, als ein Stück „Commißbrodt, an dem ich kauete, und den „Schnee, den mir die Bauern, welche die Bleſ-

„ſirten fuhren, in der Hand vor den Mund hielten; „und doch erhielt mich Gott, und gab mir „Glück, daß ich, als ich in das Lazaret kam, in „die Hände eines ſehr geſchickten und mitleidigen „Böhmiſchen Arztes fiel, der mich, (ich war hinten in die Kniekehle geſchoſſen, und vorn in der „Knieſcheibe ſteckte die Kugel, und ich litt ſchreckliche Schmerzen,) der mich curirte, und mir „nachher einen freyen Zutritt während meiner Gefangenſchaft in ſein Haus verſtattete; und damals habe ich Ihre Schriften, (er hatte ſie alle,) „wohl zwanzigmal durchgeleſen. Ich bin ganz „vor Freuden außer mir, daß ich Sie ſehen und „ſprechen darf. Nun will ich heute (es war gegen fünf Uhr) meine Reiſe noch ein Paar Meilen fortſetzen.“ — Darauf nahm er auf die beweglichſte Art Abſchied.

Der Mann hatte eine aufrichtige beherzte Miene, ein gutes Anſehen, trug ſich in ſeiner Montur ſehr reinlich; war eines Feldſcherers aus Liefland Sohn, hatte in ſeiner Jugend ſtudiren wollen, und war 1730 in den Deſſauiſchen Landen von der Poſt mit Gewalt zum Soldaten weggenommen worden; „und ich hatte doch,“ ſetzte er hinzu, „von Jugend auf einen Abſcheu vor „dem Soldatenleben gehabt, und hätte in Ruſſiſchen Dienſten Officier werden können, wenn ich „Luſt zu dieſem Leben gehabt hätte. Aber, Gottlob! es iſt überſtanden.“ Er war ſechs oder acht und funfzig Jahr alt, und noch ſtark vom Leibe.

Was meynen Sie, gute Mademoiſell? Sollte mich der Beyfall und der Dank des geringen unbekannten Feldwebels weniger rühren, als der Beyfall und das Vertrauen des großen, berühmten und tapfern Generals, eines Laudon?

— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Leben Sie wohl.

Leipzig, den 15. Sept.
1763. G.

CLII.

Liebſte Mademoiſell,

Ich würde Ihnen vielleicht heute noch nicht ſchreiben, wenn ich mir nicht ein Gewiſſen daraus machte, Ihnen ein Buch, das Sie gewiß gern leſen werden, auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Ich ſchicke alſo Ihnen hier die Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer aus dem Engliſchen des Herrn **Wilkes**, von dem Herrn **Weiße** überſetzt. In der That habe ich in langer Zeit kein Buch geleſen, das mir ſo wohl gefallen hätte, keine Moral, die mit ſo vielem Geiſte und ſo chriſtlich ſchön geſchrieben wäre.

— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Daß ſo manche Menſchen unter dem Schutze meines Namens, einer nach dem andern, ſich Ihnen aufdringen, höre ich ſehr ungern; aber wie ſoll ich dem Unheile ſteuern? Trauen Sie Niemanden, der ſich nicht ſchriftlich legitimiren kann, daß er von mir kömmt, oder beſonders mit mir bekannt iſt. Den Herrn, von dem Sie in dem Briefe an meinen Bruder reden, habe ich ehedem einigemal geſehen. Genau bin ich nie mit ihm bekannt geweſen.

Leben Sie wohl.

Leipzig,
den 18. October,
1763. G.

Meine gewöhnlichen Arbeiten ſind wieder angegangen, darum ſchreibe ich ſo lakoniſch.

CLIII.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Sie wiſſen, daß ich immer, aus Langerweile vielleicht, oder aus Mangel ſolcher Verrichtungen, die meine Gedanken beſchäfftigen, in meinem Kopfe Betrachtungen und Unterſuchungen anſtelle, zuweilen über Dinge, die mich nicht viel angehen, und die ich nicht einmal ganz verſtehe; Sie wiſſen auch, daß ich mich nicht ſelten durch meine kleine Sophiſtereyen ſelbſt hintergehe, und vielleicht ſind Sie aus der Urſache niemals verdrüßlich geweſen, wenn ich Sie zum Richter über meine Gedanken gemacht habe. Jtzt habe ich Gelegenheit zu einer Betrachtung gefunden, die ich Jhnen gar zu gern mittheilen möchte; denn ſie gefällt mir, und wenn es möglich iſt, liebſter Herr Profeſſor, ſo laſſen Sie mich, ich bitte Sie, Recht behalten.

Jch las vor einiger Zeit im Zuſchauer, im achten Theile, ein Stück von der Verläumdung, in welchem er ein Geſetz der Abtey de la Trappe anführet, das den Mitgliedern derſelben Abtey die Pflicht vorſchreibt, von einer böſen Handlung, die ſie ſo richtig bewieſen finden, daß ſie nicht daran zweifeln können, vorauszuſetzen, daß ſie wohl aus einer guten Abſicht entſprungen ſeyn möchte. „Vielleicht, ſpricht „der Zuſchauer, heißt das die Menſchenliebe zu „weit treiben?“ — Das kann allenfalls ſeyn.

Doch bin ich nicht davon überzeugt. Wenigſtens iſt nicht zu beſorgen, daß man dieſe Regel zu ſehr beobachten werde. Ich halte dafür, daß nur Leute von gütiger und großmüthiger Gemüthsbeſchaffenheit dazu fähig ſind, und daß eine Fertigkeit in Ausübung derſelben eine der liebenswürdigſten Eigenſchaften des menſchlichen Herzens ſey. Wenn die Marquiſe von Lambert in dem Briefe an ihren Sohn, ihm den Charakter ſeines Vaters zur Nacheiferung und Nachahmung vorſtellt, ſo ſpricht ſie von ihm: Quelle indulgence n'avait-il pas pour les faibleſſes de l'humanité! Il excuſait tout, & regardait les fautes comme des malheurs & *ſe croyait ſeul obligé d'être honnête-homme*. Ses vertus laiſſaient les autres à leur aiſe. In der That, ich finde nichts Größres in dem Charakter eines Menſchen, als eine große Nachricht gegen Andere, die mit einer großen Strenge gegen ſich ſelbſt verbunden iſt. Niemand ſollte unterlaſſen, eine ſo glückliche Fähigkeit in ſich zu erwecken und zu befeſtigen. Wer ein gutes Herz hat und ſie richtig beurtheilt, wird ſie außerordentlich leicht finden. Wer hat nicht von Natur eine Neigung und eine Geſchicklichkeit zu dem, wodurch er ſich beliebt und gefällig machen kann? Und ſchmeichelt dieſe Tugend nicht unſerm Eigennutze, indem ſie die Ruhe unſers Lebens in Sicherheit ſetzt, wenn ſie uns verhindert, über die Handlungen andrer Menſchen, denen wir beleidigende Abſichten beymeſſen, weil ſie vielleicht ſolche zu haben ſcheinen, Verdruß zu empfinden? —

Mir wenigſtens, wenn ich ſie ſo anſehe, kömmt ſie leicht und liebenswürdig vor. Es iſt mir natürlich, mich in die Situation derer zu ſetzen, deren Aufführung ich beurtheilen will, und die Bewegungsgründe und Geſinnungen anzunehmen, die man bey einer jeden Handlung haben kann, nach den verſchiedenen Arten, wie ſie ſich betrachten läßt, und nach den verſchiedenen Umſtänden, in denen man ſich befindet, und aus denen man dieſelbe anſieht. Ich weis ſehr wohl, daß man mit völliger Unſchuld eine That thun kann, welche nicht weiter, als nur in Abſicht auf die Perſon, die ſie gethan hat, in Abſicht auf ihre Urſachen, und aus dem Geſichtspunkte betrachtet, aus welchem ſie dieſelbe angeſehen hat, unſchuldig iſt. Es kann ſo gar geſchehen, daß dieſe Perſon ſelbſt ihre Handlung nicht mehr unſchuldig findet, ſobald ſie die Umſtände, oder die Geſinnungen verläßt, in welchen ſie ſich damals befand, als ſie die Handlung vornahm, und daß dieſe That niemals mehr unſchuldig ſeyn kann, ſie werde denn von einer Perſon gethan, die ſich aufs allergenaueſte in eben demſelben Falle befindet.

Um mich in der Gewohnheit dieſer Pflicht, die ich ſo gern billige, nicht nur weil ich Güte und Menſchenliebe darinnen finde, ſondern weil die Gerechtigkeit, die man einander ſchuldig iſt, unumgänglich dazu verbindet, immer feſter zu gründen, habe ich mich um Gelegenheiten bemühet, ſie auszuüben; und nun will ich Ihnen eine, die ich ungeſucht gefunden habe, um ſo viel lieber erzählen, da ich gewiß weis, daß Sie einigen Antheil daran nehmen werden.

Es erzählte mir nämlich jemand, der gewiß kein Verläumder iſt, (es iſt unnöthig die Perſon zu nennen,) daß der Baron ... der lobenswürdige Mann nicht ſey, für den Sie ihn gehalten haben. Die Geſchichte iſt folgende: — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — —

Der erſten Vorſtellung nach kam mir die Aufführung des Barons verhaßt vor; und wenn ich gleich eine dunkle Empfindung davon hatte, daß wohl Gründe zur Entſchuldigung für dieſelbe zu finden ſeyn möchten, ſo hatte ich doch damals weder Zeit, noch Gegenwart des Geiſtes genug, ſie ſogleich zu entdecken. Es kränkte mich ungemein, einen Mann verdammen zu hören, für welchen Sie ſo viel Hochachtung und Freundſchaft bezeiget, und gegen welchen Sie auch mir Hochachtung eingeflößet haben. Aus allen dieſen Urſachen verdroß es mich, daß ich mir nicht getraute, etwas Gründliches zu ſeiner Entſchuldigung anzuführen. Ich mußte es alſo dabey bewenden laſſen, und ſagte nur zu mir ſelbſt: „Da der Baron, wie ihn mir Gellert beſchrieben, der einnehmende und angenehme Mann iſt, der nichts als Gutes von ſich ſehen läßt, ſo hat Gellert nicht anders als ihn hochachten können und müſſen. Würde er nicht vielmehr zu tadeln ſeyn, wenn er ſeine Hochachtung einem Manne verſagt hätte, an dem er lauter Urſachen ſah, Hochachtung für ihn zu hegen? Und wollen wir wohl haben, daß ein rechtſchaffener Mann in einem Andern Fehler vorausſetze, die er nicht gewahr wird, und hingegen den Verdienſten, die er wirklich entdeckt, nicht Gerechtigkeit erzeige?“ Alſo ſuche ich mich in Anſehung Ihrer vortheilhaften Meynung für dieſen Herrn zufrieden zu ſtellen, über die ich doch noch keinen Zweifel gehabt hatte. Ich fühlte auch wohl, daß dieß die Sache nicht wäre, die mich beunruhigte.

Als ich allein war, fieng ich wieder an, dieſe Geſchichte zu überlegen. Ich kann es Ihnen nicht ausdrücken, wie ſehr es mich kränkte, daß ich einen Mann, den Sie ehren, in einem ſo wichtigen Punkte, wo es auf Rechtſchaffenheit und Treue ankömmt, fehlerhaft finden ſollte. Hier, ſagte ich zu mir ſelbſt, iſt die Gelegenheit, die nachſichtsvolle Regel der Abtey de la Trappe auszuüben; und vielleicht kann ich es, wenn ich ohne Kunſt, ohne Vorurtheile, auf eine ſimple Art, und indem ich bloß der natürlichen Billigkeit folge, mir ſeine Aufführung und ſeine Urſachen darzu vorſtelle, entdecken, ob er denn dadurch wirklich der Hochachtung eines rechtſchaffenen Mannes unwerth ſey.

Der Baron ⸗ ⸗ ⸗ hatte —

Bis hieher, glaube ich, iſt es mir ohne Mühe, bloß durch eine ſimple Vorſtellung der Wahrheit gelungen, noch mehr zu thun, als das Geſetz der Abtey de la Trappe befiehlt, denn nicht nur die Abſicht, ſondern auch die Handlung des Barons iſt unſchuldig.

Nur bey dem Schritte, den der Baron hierauf that, — — — — — — — — — — — — kann man ihn, wie es mir ſcheint, mit Recht eines Fehlers beſchuldigen; denn es zeigt ſich in ſeiner Aufführung ein Widerſpruch, der nicht von einerley Grundſätzen herkommen konnte. Indeſſen iſt er, obwohl nicht von Ungleichheit, doch von Niederträchtigkeit und Treuloſigkeit freyzuſprechen.

Ein Mann, der nur ein wenig Stolz und ein empfindliches Gemüth beſitzt, der ſich ſeiner redlichen Abſichten und der Aufrichtigkeit ſeiner Anerbietungen bewußt iſt, und undankbar, mit verächtlichem und ſeine Rechtſchaffenheit beſchimpfenden Mißtrauen abgewieſen wird, kann vielleicht dieſe Beleidigung zu hoch empfinden, dem Verdruſſe darüber zu viel nachgeben, und ſich dadurch zu einem Schritte verleiten laſſen, welcher verurſacht, daß er aufhört, in ſeiner Aufführung ſich gleich und ein geſetzter Mann zu ſcheinen. Aber deswegen hört er nicht auf, ein rechtſchaffener Mann zu ſeyn. Denn, ich wiederhole es: was iſt leichter für ein redliches und empfindliches Herz, als in einem ſo kritiſchen Umſtande, wo es auf der einen Seite durch beleidigende Verwerfung zurück getrieben, und auf der andern Seite durch das Andenken der Güte gelocket, und zur Dankbarkeit aufgefordert wird: was iſt leichter für daſſelbe, als von dem rechten Wege zu weichen? Und ſollen rechtſchaffene Leute einen Mann als einen Unredlichen verurtheilen, weil er hat irren können? — — und in einem ſolchen Falle?

Es wäre ſehr gezwungen, wenn man bey der itzigen, oder vielmehr damaligen Verfaſſung der Sachen, dem Baron eigennützige oder ehrgeizige Abſichten, die ihn zu dieſem letzten Schritte bewegen, beymeſſen wollte; und es ſcheint mir ganz unſtreitig, daß kein ungezwungenerer und natürlicherer Bewegungsgrund dazu ausfindig gemacht werden könne, als diejenigen, die ich angegeben habe, nämlich zu viel Empfindlichkeit über die Beleidigung von **, die das Andenken der gütigern Begegnung von ....; in dem Herzen des Barons zu lebhaft erneuerte.

Nun laſſen Sie mich, liebſter Herr Profeſſor, bey Gelegenheit wiſſen, ob ich die Sache richtig erklärt habe? oder ob ich ſie aus Partheylichkeit, oder Mangel der Einſicht, unrecht verſtehe? Ich hätte wohl Luſt Ihnen noch die Urſachen zu ſagen, warum ich mir hierinnen noch weniger als ſonſt traue. Aber der Brief iſt ohnedieß ſchon zu lang, und ich ſchäme mich, einen neuen Bogen zu nehmen. Leben Sie alſo wohl, und ſeyn Sie meiner vollkommenſten Ehrerbietung verſichert.

Dresden, den 7. Nov.
1763.

CLIV.

Liebſte Mademoiſell,

Ihre Apologie iſt voll Güte und Scharfſinn, und vielleicht hat ſie der Baron ... nöthig. Ich für meine Perſon habe indeſſen viel Urſache, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten, und er iſt mir auch unter dieſem Namen von einem ſehr rechtſchaffenen Manne gerühmet worden. Irre ich, nun ſo hat uns Ihr Ungenannter doch nur eine traurige Wahrheit entdeckt, für die ich ihm nicht ſehr danken kann. Sie iſt aber auch nicht ſo leicht zu erweiſen. Dieß ſoll mich ſo lange beruhi-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ruhigen, bis ich die Untreue des Mannes, die eine hiſtoriſche Sache iſt, hiſtoriſch bewieſen ſehe. Ich halte die Leute gern bis auf den letzten Augenblick für ehrlich, vielleicht weil ich wünſche, daß alle Menſchen es ohne Ausnahme ſeyn möchten.

Etwas anders! Ob Sie das Buch behalten ſollen? Ja, das verſteht ſich. Sie erweiſen mir ſo gar eine Wohlthat, wenn Sie es gern behalten. Leben Sie wohl, meine liebe Correſpondentinn.

Leipzig, den 10. Nov.
1763. G.

CLV.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Nun weis ich, was unter allen Dingen in der Welt das leichteſte iſt; Ihre Wohlthäterinn zu ſeyn; ſo lange Sie das Ihnen eine Wohlthat erweiſen nennen, wenn man Ihre Geſchenke gern annimmt; und ich, wie ſollte ich das nicht in Betrachtung des Geſchenks, der Hand, von der es kommt, und der Art und Abſicht, mit der es gegeben wird, thun? Ja, liebſter Herr Profeſſor, es iſt mir eine Freude, daß ich das Buch des Herrn Wilkes habe, und daß ich es von Ihnen habe. Nehmen Sie doch die Verſicherung hiervon, und die von meiner Dankbegierde, nur halb ſo gern an, als ich Ihr Geſchenk, die neue Verbindlichkeit dazu, angenommen habe.

Daß meine Apologie, wie Sie meinen letzten Brief nennen, aus Gutherzigkeit herkam, mag wohl gewiß ſeyn; und es iſt mir ſehr angenehm, daß Sie auch ſo denken, und meine Gründe zu billigen ſcheinen. Scharfſinn iſt freylich, ich geſtehe es Ihnen, nicht ganz das Wort, das ich mir gewünſcht hätte, weil man ſich ſcharfſinnig auch ſehr betrügen kann, und weil man ſich nur zu oft, aus gutem Herzen, zu ſeinem und andrer Leute Vortheil blendet.

Wenn ich dieſes ſonſt nie beſorgt hätte: ſo würde ichs doch unfehlbar in dieſem und in einem jeden andern ähnlichen Falle thun. Es koſtet zu viel, diejenigen fehlerhaft zu finden, für welche wir Liebe und Ehrerbietung gefaßt haben. Unſer Herz beſitzt einen gewiſſen Stolz, und in unſern Geſinnungen iſt ſo etwas Erhabenes, nach welchem wir nicht einwilligen wollen, etwas zu lieben, das ſehr unvollkommen und tadelnswerth wäre. Und doch läßt ſich die partheyiſche Neigung des Herzens nicht ſo leicht durch die Gerechtigkeit der Vernunft regieren. Wir ergreifen alſo das Mittel, uns ſubtil zu hintergehen, und Gründe aufzuſuchen, die uns behülflich ſind, dasjenige für unſchuldig zu halten, was uns lieb iſt. So dürfen wir unſere Neigung nicht dem Stolze aufopfern, den wir haben, nichts Unwürdiges lieben zu wollen. Wir retten unſern Stolz und unſere Neigung zugleich, indem wir uns über die Tugenden und Fehler unſrer Freunde geſchickte Blendwerke machen.

Ich ſchmeichle mir aber demungeachtet, Sie haben auch Richtigkeit in meinen Gedanken angetroffen. Denn wenn das nicht wäre: ſo hätten Sie gewiß die Gütigkeit gehabt, mir meinen Irrthum zu zeigen, und mich genauer und richtiger denken zu lehren.

Ich mache mir indeſſen die Freude, mit Ihnen zu glauben, daß die Apologie ganz unnöthig iſt. Ich habe es mir nur zur Regel gemacht, weil ſchlimme Nachrichten nicht ſelten wahr ſind, eine jede unangenehme Sache, die man mir hinterbringt, ſo lange als gegründet anzunehmen, bis ich alles ausgedacht habe, was ſie gut oder erträglich machen kann, und bis ich mir wider den Verdruß, den ich empfinden würde, wenn ſie zum Unglück wahr ſeyn ſollte, eine Zuflucht ausfindig gemacht habe.

Itzt, — ich bedaure Sie darüber nicht wenig — müſſen Sie, wenn Sie auch noch ſo viele Freunde um ſich haben, und wenn Ihnen auch der Herr Oberpoſtcommiſſar bleibt, doch in der Entfernung Ihres Freundes, des Herrn - - und der Gräfinn - - es empfinden, daß es eben kein Vergnügen iſt, ſich von ſeinen liebſten Freunden, von ſeiner Erholungsgeſellſchaft getrennt zu ſehen. Man kann einander freylich ſchreiben; aber dabey muß man viel ſitzen; und das Sitzen iſt nicht geſund, und das Schreiben verderbt die Augen. Zudem iſt es doch nur eine ſchwache Nachahmung des Umganges und der Unterredung; wiewohl ich für mein Theil manchmal weit lieber ſchreibe, als rede. Wenn ich ſchreibe, ſtört mich Niemand; ich habe meine Gedanken unzerſtreut; und kann einen jeden ſo lange ausbilden und fortſetzen, als es mir gefällt. Das iſt im Geſpräche nun ſchon nicht. Ich werde zu leicht unterbrochen, und in der Ordnung meiner Ideen geſtört, und unvermerkt, ohne daß ich vielmal weis, wie es zugeht, von demjenigen abgeführet, was ich am liebſten hätte ſagen, fragen oder beantworten mögen. Aber das gilt nur von mir, und ich will nicht damit ſagen, daß jede mündliche Unterredung dieſe Mängel haben müſſe. Und dann iſt das Vergnügen, ſeine Freunde zu ſehen, ihre Mienen zu bemerken, womit ſie dasjenige begleiten, was ſie uns freundſchaftliches zu ſagen haben, ihre Gedanken zu verſtehen, noch ehe ſie reden; die Bequemlichkeit ſeinem Freunde ohne Zeitverluſt etwas zu erzählen, wenn es nur eine Kleinigkeit, ein bloßer Einfall iſt, der nichts weiter thut, als daß er ihn in dem itzigen Augenblicke vergnügt, und ſchon in dem folgenden nichts mehr ſeyn würde; die Meynung ſeines Freundes ſogleich über etwas zu hören, und ſich ohne Umſtände zu Rathe zu ziehen, ausfragen und beantworten zu können — Dieß alles ſind Vorzüge des perſönlichen Umganges, die der vertraulichſte und beſte Briefwechſel nicht ganz, und auch nicht ohne Unbequemlichkeit, erſetzen kann. Und das alles haben Sie nun bey Ihrem Freunde durch ſeine Entfernung eingebüßt.

Ich weis wohl, was Sie ſagen werden. Sie werden ſprechen: Es iſt Beruf, Pflicht, ein Wink der Vorſehung, dem man ohne Widerrede gehorchen muß. Das iſt es auch; aber ich bedaure Sie demungeachtet, und ich bedaure auch Ihren Freund, der ſo viel aufopfern muß.

Heute bin ich ſpatzieren geweſen, und der Spatziergang fängt an, mir eine Neigung zum Schlafe zu erwecken, die mir nun recht willkommen ſeyn ſoll, da ich den Tag mit der angenehmen Beſchäfftigung, an Sie zu ſchreiben, beſchließe, und mit der Bitte, daß Sie niemals an der Ehrerbietung und Liebe zweifeln wollen, mit welcher ich lebenslang ſeyn werde ꝛc.

Dresden,
den 7. December,
1763.

CLVI.

CLVI.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Ich bin recht betrübt, daß Sie, nach den letzten Briefen, welche die Frau Gräfinn - - und Herr Z - von Ihnen erhalten, am Beſchluſſe des letzten und am Anfange des itzigen Jahres, nicht ſo geſund geweſen, als ich wünſche, daß Sie immer ſeyn möchten, und als ich zum Theil, nach den guten Verſicherungen des Herrn - -, den ich einmal bey Herrn Z - zu ſehen das Vergnügen gehabt, hoffen durfte.

Wie gütig ſind Sie indeſſen, liebſter Herr Profeſſor, daß Sie noch an mich denken, und mich in dem Briefe an Herrn Z - grüßen. Ich danke Ihnen für dieſen Beweis Ihrer Gewogenheit; aber ich bitte Sie, ſchreiben Sie nicht an mich, bis Sie es ohne alle Beſchwerung thun können: dieſes wird mir lieber ſeyn, als der längſte Brief, der Ihnen zu ſchreiben beſchwerlich geweſen wäre. — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Leben Sie wohl, beſter Herr Profeſſor. Ich wollte Ihnen aufrichtigſt wünſchen, daß die Tage Ihres theuren Lebens ganz glücklich und von jeder Trübſal frey ſeyn möchten, wenn ein ſolcher Wunſch ſich mit dem Zuſtande der Menſchen vertrüge, und man ein Beyſpiel hätte, daß dergleichen Wünſche jemals erfüllet worden wären. Aber das laſſen Sie mich von Gott bitten, daß Ihr Leben lang und geſegnet, und Ihrer heitern Tage mehr als der traurigen ſeyn mögen, und daß es Ihnen niemals an dem Troſte fehlen möge, den Sie dem Herrn von Z.. gegeben: und von Ihnen bitte ich, daß Sie mich, ſo lange ich lebe, erkennen wollen für Ihre ꝛc.

Dresden, den 10. Jan.
1764.

CLVII.

Liebſte Mademoiſell,

Ob Sie mich gleich heute gebeten haben, daß ich nicht an Sie ſchreiben ſoll, wenn es nicht ohne alle meine Beſchwerung geſchehen kann: ſo will ich Ihnen doch heute noch zeigen, daß ich Ihren Bitten widerſtehn, und gern an Sie ſchreiben kann, auch wenn mirs ſauer wird. Ich danke Ihnen alſo, liebſte Freundinn, zuerſt für Ihre guten Wünſche zum neuen Jahre, die ich von Ihnen deſto williger und freudiger annehme, da ſie Niemand leicht kräftiger und aufrichtiger thun kann, als Sie. Auch Ihnen wünſchet mein Herz alle die Wohlfahrt, durch die wir auf Erden ruhig, der Welt nützlich und zum Himmel reifer werden. Lebe ich nach Gottes Willen noch länger, ſo wird mirs Freude und Pflicht ſeyn, Ihr Beſtes, ſo oft ich kann, zu befördern, oder Ihnen doch zu zeigen, daß ichs gern befördern wollte. Zuerſt will ich Sie in dieſem Jahre meinem guten .. und ſeiner lieben Frau bey unſerm Abſchiede anbefehlen, der leider bald erfolgen, und für mich äußerſt traurig ſeyn wird. Dieſer Mann iſt faſt noch der einzige geweſen, zu dem ich oft mit allem meinem Kummer geeilet bin; und wenn ich nicht zu ihm gieng, ſo war mirs doch Troſt, daß ich zu ihm gehen konnte. Aber auch dieſer Troſt entgeht nunmehr meinem Leben, und getrennt von meinen älteſten und beſten Freunden, ſehe ich mich entweder einſam und allein, oder an der Seite der jugendlichen Welt, die nicht mehr meine Welt iſt. Doch unſer unzufriednes Herz, ſagt Gerhard, macht ohne Noth ihm manchen Schmerz, und vielleicht thut dieſes auch itzt das meinige. Soll .. mir zum Beſten in Leipzig bleiben? Und weis ich denn, wie lange ich ihn noch würde genießen können? Nein, ich will mich bemühen, ihn gern von mir zu laſſen. Einen der gröſten Dienſte, den ich von ihm erwarten und bitten darf, kann er mir auch in .. und an allen Orten auf Erden täglich leiſten. Gott ſchütze und ſegne dieſen frommen und zum Dienſte unſers Vaterlandes gebohrnen Mann! Aus meinem Zuhörer iſt er mein Freund, Wohlthäter und Rathgeber geworden, und auf eben dieſe Art iſt es auch der vortreffliche . . geworden. O wenn Sie nur wüßten, wie demüthig und wie klein ich mir bin, wenn ich dieſe beiden Männer, oder einen Cr . . denke, der ehedem zu mir kam und mit vieler Schüchternheit mein Urtheil über ſeine jugendlichen Arbeiten einholte; der Mann, dem ich wenig Jahre hernach meine eignen Arbeiten zur Beurtheilung, nicht ohne Furchtſamkeit, vorlegte. In dem Lehrgedichte, der Chriſt, ſtehn zwo Zeilen, welche . ., der ſonſt keine Verſe macht, als eine Verbeſſerung an den Rand des Manuſcripts geſchrieben hatte. Ich ſah, daß ſie ſchöner und kräftiger waren, als die meinigen, und ich nahm ſie mit Dank in meine Arbeit auf.

Von dieſem Gedichte muß ich Ihnen im Vorbeygehn eine kleine Anekdote erzählen. Ich verfertigte es binnen eilf Tagen mit einer Begierde, die ich eine längere Zeit nicht hätte ausſtehen können. Die erſten beiden Tage hatte ich ungefähr achtzig Verſe niedergeſchrieben. Den dritten Morgen ſtrich ich ſie voller Unmuth aus, entwarf einen andern Plan, ſchrieb nieder, war ohne Troſt, wenn ich geſtört wurde, lief oft in meine Kammer und betete, daß ich ja von Herzen und nicht aus unreinen Abſichten ſchreiben möchte, ward endlich an einem Sonntage, Abends um ſechs Uhr (ich hatte die Kirche nicht verſäumet) fertig, und las mirs alsdann zum erſtenmale laut vor. Ein ſehr froher Abend für mich! O wie ſind meine itzigen Tage von den damaligen unterſchieden, unendlich unterſchieden!

Daß die Frau Gräſinn B ‥ itzt in Dresden und nicht in W ‥ iſt, auch dieſes iſt für meine Ruhe der größte Verluſt. Ich würde dieſe Meſſe, die ich auf meiner Stube ängſtlich verſeſſen, bey ihr nützlich verredt haben. — O wie viel großes und frommes höre ich täglich von unſerm ſeligen Churfürſten, einem Herrn, deſſen Sachſen nicht werth war, über deſſen Tod die Menſchen weinen, und die Engel ſich freuen! Die Tugend iſt allezeit reizend, aber in einem Prinzen thut ſie Wunder. Gott belohne unſern theuerſten Friedrich Chriſtian für ſeine väterliche Liebe in alle Ewigkeit!

Leipzig, den 11. Jan.
1764. G.

CLVIII.

Beſter Herr Profeſſor,

Haben Sie Dank, daß Sie mich Ihrem Freunde und ſeiner Frau Gemahlinn empfohlen haben; und ſeyn Sie überzeugt, daß ich Sie in dieſen Ihren Freunden zeitlebens lieben und ehren werde.

Aber haben Sie denn gar Niemanden, der Ihnen erſetzen konnte, was Sie in der Entfernung des Herrn . . verlieren? Jch dächte, Sie dürften nur wählen. Wer weis, wie viel rechtſchaffne Männer Ihre Freundſchaft wünſchen, und als ein großes Gut betrachten; die aber zu beſcheiden ſind, darum zu bitten? Es mag wohl ſchwer fallen, neue Verbindungen zu errichten, vornehmlich alsdann, wenn man in ſeinen vorhergehenden ſehr glücklich geweſen iſt; und alte Freundſchaften müſſen freylich ihre großen Vorzüge haben: aber es giebt doch auch immer ſolche gute Menſchen, bey denen man weder einen langen Umgang, noch eine lange Prüfung nöthig hat, um ihres Herzens ganz verſichert zu ſeyn.

Die kleine Anekdote von einem Ihrer vorzüglichſten Gedichte, dem Chriſten, iſt mir ſehr lieb. Gott belohne Sie in alle Ewigkeit auch für dieſe Arbeit und für den frommen Eifer, aus welchem Sie ſie unternommen haben. Wollten Sie mir wohl bey Gelegenheit einmal die zween Verſe des Herrn . . anzeigen? O theuerſter Herr Profeſſor, Sie können ſich in Ihrer Demuth nimmermehr ſo klein ſeyn, als Sie mir darinnen groß ſind.

Wenn Sie doch nur der Poeſie nicht entſagt hätten! Itzt würden alle Ihre Freunde Sie bitten, unſerm theuerſten Churfürſten auch in Ihren Schriften ein Denkmal zu hinterlaſſen. Und Sie würden dem Vaterlande dieſen Dienſt nicht verſagen. Jeder redliche Unterthan, deſſen Herz zu voll, oder deſſen Zunge zu unberedt iſt, die Empfindungen ſeiner Seele zu ſagen, würde es Ihnen danken, und ſich freuen, daß Sie ihm eine Sprache erfunden hätten. Er würde die ſchönſten Stellen auswendig lernen, und wenn er dann von ſeinem Churfürſten reden wollte, mit Ihren Worten von ihm reden.

Ich habe einige Kleinigkeiten auf den Tod dieſes unſchätzbaren Prinzen gedruckt geſehen; aber es iſt alles nichts. Die Größe des Gegenſtandes, wie Sie wiſſen, ſetzt allemal die Schwäche des Dichters in ein helleres Licht, als ein geringer Innhalt. Und ich denke, wer den Werth unſers Verluſtes kennt, und davon, wie er ſoll, durchdrungen iſt, der kann, wenn er anders ein Dichter iſt, nichts Mittelmäßiges ſchreiben. Entweder er wird ganz ſchweigen, oder er muß im Ausdrucke ſeiner Empfindungen vortrefflich ſeyn.

Haben Sie denn auf Ihrer Akademie keinen jungen Dichter, welchen patriotiſche Regungen und Ihre Aufmunterungen in einen poetiſchen Enthuſiaſmus verſetzen, und ihm ein Lied eingeben konnten, das eines ſolchen Prinzen würdig wäre? Wie ſehr wünſchte ich, daß Cramer noch unſer ſeyn möchte! wiewohl ich ihn den Dänen nicht mißgönne. Aber gewiß man ſollte dafür ſorgen, daß den Sachſen ein treues Bild aller der Tugenden ihres verlornen Vaters, und aller Verdienſte, die er um ihre Wohlfahrt hat, aufbehalten würde. Und wenn das auch gleich zur Ausbreitung und Unſterblichkeit ſeines Ruhms, und zur Erhaltung ſeines unvergänglichen Andenkens in den Herzen ſeiner Unterthanen, nicht nöthig iſt; ſo ſcheint es doch die Pflicht der Dankbarkeit zu erfodern. Kein wahres Genie, denke ich, ſollte bey einer ſolchen Gelegenheit ſeine Talente ungebraucht laſſen.

Indeſſen wenn auch Niemand da iſt, der im Namen des Landes prächtig klagt, und den wahren Schmerz der Unterthanen berühmt macht: ſo iſt er doch deswegen nicht weniger wahr, nicht weniger pflichtmäßig, und den Sachſen eine Ehre; und wer die Sachſen kennt, wird gewiß hier das Volk von aller Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit freyſprechen, und den Ruhm des Fürſten und die Liebe der Unterthanen in den ungekünſtelten Thränen ſo deutlich und ſo überzeugend, als in dem erhabenſten und rührendſten Gedichte, leſen. Der ſechste Februar iſt der Tag, der beſonders dem ehrenvollen Andenken unſers ſeligen Churfürſten gewidmet iſt. Ein trauriger Tag! an welchem in Einer Stunde, an allen Orten im Lande, unzählich viel Großes und Frommes und Edles, bald ſchön, bald ſchlecht, von ihm geſaget werden wird. Aber die Rührung in den Herzen der Zuhörer wird den Rednern auf der Kanzel zu Hülfe kommen, und mehr thun, als ihre Beredſamkeit kann. Leben Sie wohl.

Dresden, den 21. Jan.
1764.

CLIX.

Liebſte Freundinn,

Alſo haben Sie mein Portrait? Dank ſey es der guten Gräfinn, daß Sie es haben; und Dank Ihnen, daß Sie es ſo werth halten! Nun fehlet nichts mehr, als daß Sie das kranke Original noch ſehen und ſprechen. Aber wann wird das geſchehen? Vielleicht bald; vielleicht in dieſem Leben niemals; denn ich bin ziemlich krank. Wenigſtens denke ich itzt oft an das Carlsbad, noch öfter an den Tod; und wer denkt oft und weiſe genug daran? Ich habe wieder einen lieben Freund, der Böhme hieß, Landrichter im Kreisamte, ein Liebling von W.., und jünger als ich, war, durch einen geſchwinden Tod verloren. So ſtirbt die Welt meiner Bekannten mir ab, bald durch den Tod, bald durch Entfernung! Aber getroſt! Ein guter Tod iſt Leben und Seligkeit, und das Sterbebette oft noch Ruhe und Friede. Ich denke niemals an das Ende des großen Addiſon, ohne eine chriſtliche Eiferſucht. Sie kennen es aus Ihrem Young. O Gott, möchte doch das meinige eben ſo ſeyn; wie überglückſelig wäre ich!

Künftige Woche will ich Ihrer Freundinn in C.. die Briefe, die ſie von Ihnen beſitzt, und die ſehr ſchön ſind, wieder ſchicken, und ihr für die Mittheilung derſelben danken, noch einige andere Briefe beantworten, und hierauf, wenn Gott will, einige Zeit aufs Land gehen. Küſſen Sie der Frau Gräſinn die Hand in meinem Namen. Leben Sie wohl und ſchreiben Sie mir bald wieder.

Leipzig, den 31. März,
1764. G.

CLX.

Mein lieber Herr Profeſſor,

Es war ſehr gütig von Ihnen, daß Sie mir am Ende Ihres Briefs ſagten, bald wieder zu ſchreiben; und nun bilde ich mir ein, daß ich, auf eine ſolche Erinnerung, nach zehen Tagen nicht bald genug ſchreibe. Was mich abhielt? — Ich kann es Ihnen nicht eigentlich ſagen. Ihr Brief iſt — — ich weis nicht — ob traurig? Wohl ſechsmal habe ich ihn, in der Abſicht, ihn zu beantworten, geleſen, und habe die Feder wieder hingelegt, und den Brief auch; ich hatte keinen Muth. Die Idee Ihres verſtorbenen und

Ihrer entfernten Freunde, die Gedanken an Krankheit und Tod — und an weſſen Krankheit und Tod! machten mich ſo niedergeſchlagen, daß ich nicht ſchreiben konnte. Es ſcheint mir ſelbſt nicht, als ob ich in der itzigen Stunde fröhlicher wäre; aber ich bin itzt auf ſo eine Art betrübt, daß ich gern mit Jemanden, der es mir erlaubte, davon reden möchte; und itzt habe ich keinen Menſchen um mich, als Sie, mein theuerſter Freund; denn wenn ich an Sie ſchreibe, bin ich ganz bey Ihnen.

Es iſt wahr, wenn ich den Tod Ihres Freundes und Ihre Krankheit abrechne, enthält Ihr Brief lauter tröſtliche Bilder, das Bild des guten Todes und das Sterbebette eines Frommen, von welchen unſer lieber Young ſagt, „daß es ſein Heiligthum, über den gemeinen Weg des tugendhaften Lebens hinausgeſetzt, mit beſondern Vorrechten begnadigt iſt, und ganz im Gebiete des Himmels liegt — Denn der Himmel erwartet nicht den letzten Augenblick; ſchon dieſſeits des Todes erkennt er ſeine Freunde, und zeigt ſie den Menſchen zu einer wichtigen Lehre. Denn nicht im Tode iſt der Sterbliche zu finden. Sein Verhalten iſt ein Vermächtniß für alle.“

Nun giebt es wohl Menſchen, die darüber traurig werden, wenn ſie Perſonen, die ſie lieben, vom Tode reden hören, ja, die über den Gedanken an ihren eigenen Tod traurig werden. Aber ich gehöre nicht zu dieſen Menſchen. Einmal iſt uns der Gedanke des Todes ein ſo höchſt nöthiger Gedanke, daß er nie für traurig ſollte gehalten werden; denn das giebt Gelegenheit, ihn zu entfernen. Und hernach iſt er ja eine von den erſten allgemeinen Lehren, die der mitleidige Schöpfer ſeinen verirrten Menſchen, zu ihrem Wohlverhalten in der Welt, durch die Natur gegeben. Denn welche Wahrheit, als die: *Du biſt Staub, und wirſt wieder zu Staub werden;* war geſchickter, uns zu lehren, wie weit unſre Anſprüche an die Welt gehen ſollen und dürfen, und uns wieder zu demjenigen Punkte der Wahrheit zurück zu bringen, von welchem unſre unordentlichen Neigungen uns alle, die einen mehr, die andern weniger, ableiten? — Und endlich, wer es glaubt, daß die Religion dasjenige iſt, was uns in der gegenwärtigen Welt ruhig, und in der künftigen ſelig machen kann; wie kann der den Gedanken des Todes nicht lieben? Wie kann er es vergeſſen, daß dieſer Gedanke vorzüglich zur Religion gehört, ja ſelbſt Religion iſt? In der That, ſo wie ich ihn betrachte, iſt er ihr vornehmſter Innhalt. *Um des Todes willen iſt die Religion, nicht um dieſes, oder doch weniger um dieſes Lebens willen.* Der Tod giebt der Religion Urſache und Wirkſamkeit, und bringt uns zu unſerer Beſtimmung, und vollendet uns zu dem Endzwecke, zu welchem uns die Religion nur vorbereiten ſoll. Was wäre ſie ohne den

Tod? Und wie wollen die ſterben können, die vor dieſem Gedanken fliehen?

Beſter Freund, Gott erhalte Ihr Leben noch lange, und ſegne es mit Geſundheit! Sie kennen mein Herz, und wiſſen, wie aufrichtig ich Ihnen dieſes wünſche. Und ich kann es aufrichtig thun: nicht allein, weil ich Sie liebe, und gewiß bin, daß ich einen Theil Ihrer Gewogenheit beſitze, die mir unausſprechlich theuer iſt; ſondern weil ich gewiß weis, daß Sie einen jeden Tag Ihres Lebens, ſich und andern zum Segen, und keinem einzigen zum Schaden, leben würden. Aber wenn Sie einſt Ihre theure Seele Ihrem Gotte überlaſſen ſollen — — o ſo wünſchte ich, daß ein Young dabey gegenwärtig ſeyn, und dem nachfolgenden Geſchlechte die Scene Ihres Todes ſchildern möchte: — eines Todes, der ſo fähig wäre, das Beyſpiel Ihres Lebens mit Nachdruck zu empfehlen! —

Aber was iſt denn nun ſo trauriges in allem dem, was ich bisher geſchrieben habe? Dieß habe ich mich ſchon etlichemal gefragt; und es iſt nichts. Gleichwohl, was weine ich? Ich habe immer mit unter im Schreiben geweint, und ich dächte, wenn mein Leben darauf ſtünde, ich könnte mich deſſen izt nicht enthalten, aber ich weis nicht woher es kömmt. Ich bin eben nicht zur Traurigkeit gemacht; und manchmal habe ich gar von mir geargwohnet, daß mein Gemüth etwas mehr natürlichen Hang zum Leichtſinne als zum

Ernſte habe. Indeſſen kann ich doch leicht ſehr tief gerührt werden, und das, ohne den Einfluß äußerlicher Dinge, die etwa mich beſonders angiengen; nur durch meine eigene Betrachtungen. Aber in der That; es ſind in dem Leben, und ſelbſt in dem Leben guter Menſchen, ſo viel traurige Zufälle, und manchmal in einem einzigen Streiche ein ſo vielfaches Unglück, daß man wohl Urſache zum Weinen hat.

Heute aber habe ich ein Vergnügen, das wirklich für mich groß iſt, ob es wohl kein ſehr fröhliches Anſehen hat. In meiner Nachbarſchaft wohnte ein Mann, ein ‥‥, der von einigen geliebet und geehret, von andern hingegen getadelt, verſpottet, und, ich kann ſagen, geläſtert ward. Ich habe ihn nie genau gekannt, und daher auch keinen Beruf zu haben geglaubt, mich um ihn und das, was von ihm geſagt ward, ſorgfältiger zu bekümmern. Dieſer Mann nun iſt heute früh, nach einer kurzen Krankheit von fünf Tagen, die ihm aber bis an die letzte Stunde den freyen Gebrauch ſeines Verſtandes gelaſſen, unter anhaltenden Anfällen einer ängſtlichen Erſtickung, mit völliger Losmachung von der Welt, mit einem freudenvollen Verlangen nach der Ewigkeit, voll Ruhe und Troſt, ſelbſt Troſt für ſeine Frau und ſeine drey jungen Waiſen, die er wirklich als ein guter Ehemann und Vater geliebet hat, geſtorben. Nun wiſſen Sie, liebſter Herr Profeſſor, und Young ſagt es auch: „Ein Sterbebette iſt

„ein Verräther des Herzens. Hier wohnt ein unüberwindlicher Beweis; hier läßt die müde Verſtellung, die Beherrſcherinn in dem Geberdenſpiele des Lebens, ihre Larve fallen; hier ſind Schein und Wahrheit einerley; hier ſehn wir den Menſchen; wir ſehen ſein ſichres Vertrauen auf den Himmel, wofern ſeine Tugend rechtſchaffen iſt —“ Soll ich nun nicht glauben, daß die Tugend dieſes Mannes, die, wenigſtens mir, ſein Tod zu rechtfertigen ſcheint, rechtſchaffen geweſen, und daß er von Verläumdern, wo nicht in allem, doch in den Hauptſachen, Unrecht gelitten? (denn ich verlange ihn nicht von jedem Fehler frey zu ſprechen: ich weis es, daß er welche hatte; und wo iſt der Menſch, der ganz davon frey wäre? —) Und ſoll ich mich nun nicht freuen zu denken, daß Gott ihn aus Gnaden, mit ewigen Ehren die leichte Verachtung einiger Menſchen erſetzen werde?

Ich habe der Frau Gräfinn in Ihrem Namen die Hand geküßt. Sie empfiehlt ſich Ihnen beſtens, und freut ſich darauf, Sie nach den Feyertagen zu ſehen, und hernach mit Ihnen zugleich in Carlsbad zu ſeyn. Möchten Sie doch dießmal, noch geſünder und dauerhafter geſtärkt, von dort zurück kommen, als vorm Jahre; und möchte ich Ihnen noch viel Jahre ſagen können, daß ich mit der vollkommenſten Ehrerbietung bin ꝛc.

Dresden, den 8. April,
1764.

CLXI.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Unſer guter Herr von Ch . . . iſt ſeit acht Tagen wieder hier, und geht morgen, oder längſtens künftige Mittwoche zurück nach F . . . Wo ich nicht irre, iſt er Ihnen genau bekannt. Dächten Sie nicht, daß er einer von den beſten jungen Leuten iſt? Nach dem, was ich von ihm gehört und geſehen habe, mache ich keine Schwierigkeit, ihn unter die beſten der wenigen Menſchen zu ſetzen, die ich kenne. Aber je mehr mir ſein ſolider Charakter, ſeine philoſophiſche und aufrichtige Seele gefällt, und ſeine Geduld, Freudigkeit und Ergebung mich erbaut; ſo ſehr betrübt mich die traurige Beſchaffenheit ſeines Glücks. Seit zwey Jahren iſt er nun ſchon in F . ., und legt ſich auch auf diejenige Wiſſenſchaft, auf die ihn ſeine Neigung vorzüglich geführet, und darinnen er nützlich ſeyn zu können glaubt. Hätte er nur ſo viel, daß er leben könnte; ſo würde er, da er wirklich Verſicherungen und Hoffnungen, ob gleich keine gewiſſe Ausſicht vor ſich hat, aus Neigung noch dort bleiben, und ruhig den Zeitpunkt ſeiner Verſorgung erwarten. Aber da ſeine Umſtände es ihm nicht erlauben, aufs Ungewiſſe hinzuleben; ſo wird er ſich gezwungen ſehen, außer Landes ein Glück zu ſuchen, das vielleicht eben ſo ungewiß iſt. Dieſer Schritt wird ihm unendlich ſauer ankommen, da er eine Schweſter zurückläßt, die in G.. bey ſeinem alten abgelebten Vater lebt, der ſie kaum nothdürftig unterhalten, ihr alſo kein Erbtheil als ſeinen Segen (der Bruder ſpricht, ſie wäre ein frommes Kind) hinterlaſſen kann, und nach deſſen Tode ſie ſich ganz allein in einer Welt befinden wird, in der ihr Bruder, wenn er nur unterdeſſen eine ſehr mäßige Verſorgung erhielte, ihre einzige und beſte Zuflucht wäre. Ich will eben nicht ſagen, ob es wohl ziemlich wahrſcheinlich iſt, daß Menſchen, und recht gute Menſchen, die im Glücke ſind, und ſich nie in einer traurigen Situation befunden, oder ſie doch längſt vergeſſen haben, gegen das Ungkück der Andern eine gewiſſe Gleichgültigkeit behalten, die ſie verhindert, ſo viel Antheil daran zu nehmen, als man nehmen muß, wenn man im Ernſte darauf bedacht ſeyn will, einem Unglücklichen zu helfen. Allein das kann man ſicherer behaupten, daß das vornehmſte Hinderniß darinnen mit beſteht, daß diejenigen, welche Hülfe bedürfen, bey denen, welche die Mittel dazu in ihren Händen haben, ſo ſchwerlich Gehör finden, weil dieſe, theils mit Geſchäfften überhäuft, und dadurch zerſtreuet werden, und theils Ceremonienbeſuchen und andern dergleichen Schuldigkeiten eine Zeit aufopfern müſſen, die ſie geſegneter zum Dienſte und zur Beförderung des Glücks beſcheidener Tugendhaften anwenden würden, die keinen Freund haben, der für ſie ſpricht, und keinen Schimmer um ſich her, der Aufmerkſamkeit erregt. Eben ſo geht es auch dem armen Ch . . ., der manchen vergeblichen Gang, auch wohl manche vergebliche Reiſe thun muß, und doch vor diejenigen nicht kommen kann, die ihm allein einige gewiſſe Ausſichten eröffnen, oder ihm wenigſtens eine abſchlägliche Antwort ertheilen könnten, die er vielleicht noch als eine Wohlthat annehmen würde, wenn er ſie erhielte, ehe er noch mehr Jahre bey Erlernung ſchwerer Wiſſenſchaften verlöre, die am Ende vielleicht für ihn ganz ohne Nutzen ſeyn werden.

In der That wenn ich die vielen Exempel dieſer Art betrachte, wie beſchwerlich der Eintritt in die Welt, und oft das Leben ſelbſt derer iſt, die Würden und Ehren erlangt haben, die ſie durch mühſame ſorgenvolle Arbeiten erkaufen: ſo kehre ich das Geſicht ab, und ſage, daß es traurig in der Welt zu leben iſt. Aber das muß vielleicht ſo ſeyn. Wäre hier alles nach den Geſetzen der Billigkeit abgemeſſen, wären alle Tugendhafte ſo glücklich, als ſie zu verdienen ſcheinen: ſo würden wir wenig an diejenige Welt denken, wo die Gerechtigkeit allein herrſchen ſoll.

Quand ſur la terre penétré de douleur
Je vois l'humble vertu, qu'accable le malheur:
J'éléve mes regards vers un juge ſuprême,
Et je reconnais Dieu dans ce deſordre même.
Puisqu'il le ſouffre, il doit le réparer un jour. —

Und das wird er thun. O wenn wir nur den Gedanken der zukünftigen Welt ſtets bey uns lebendig erhielten: wie ſehr wenig Dinge würden alsdann für uns eine Verſuchung zum Murren ſeyn!

Aber wie kommen Sie denn dazu, daß ich Ihnen den Kummer meines Freundes klage? — Doch ich dürfte Ihnen ja wohl eben ſo zuverſichtlich meinen eigenen klagen. Warum ſind doch nicht alle Menſchen ſo mitleidig wie Sie? Dadurch würde ſchon die itzige Welt dem Himmel gewiſſermaßen ähnlich werden. Leben Sie wohl, mein theuerſter Freund. Ich bin zeitlebens ꝛc.

Dresden, den 21. Sept.
1764.

CLXII.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Ich ſchicke Herr C . . . Thomſons Jahreszeiten wieder, die er mir und meiner Schweſter ſeit meiner Abreiſe aus Leipzig geliehen hat, und die mir ganz ausnehmend wohl gefallen. In der That, wenn ich auch in meinem Leben kein engliſches Buch mehr zu leſen bekäme: ſo ſollte es mich doch nicht gereuen, nur um dieſes einzigen willen Engliſch zu lernen. Ich habe es zweymal,

mal, und mit ſehr vielem Fleiße geleſen, und, wie ich wenigſtens glaube, bis auf drey oder vier kurze Stellen, ganz verſtanden, und mich unterm Leſen vielmal bey demjenigen bedankt, der uns zuerſt zur engliſchen Sprache Muth gemacht hat.

Ich erfahre zuweilen, wie Sie ſich befinden, und freue mich, ſo wie ich mich bey meiner andern Freunden vollkommenen Geſundheit freue, wenn ich höre, daß Sie nicht krank ſind. Nur ein verneinendes Wohlbefinden! — — Es iſt traurig für ſeine Freunde zu fürchten. Das habe ich itzt ſehr lebhaft bey der Krankheit unſrer lieben Madam D ⸗ ⸗ empfunden; denn niemals habe ich gewußt, daß ſo viel Urſache zu fürchten war als da.

Es ſind heute ſechs Jahre, daß ich einen Freund zum letztenmale ſah, der in zehen Tagen darauf todt war, ohne daß ich für ihn fürchtete. Er verließ mich geſund und froh, und das erſtemal, als ich wieder von ihm hörte, meldete man mir ſeinen Tod. Es thut nichts, daß ſein Name unbekannt, ſein Leben kurz war; daß die Welt ihn nicht kannte, nur wenige ſeinen Werth wiſſen, und Niemand von ihm ſpricht — Von ſeinem Andenken inſpirirt, habe ich dennoch Recht, wenn ich ihn mit in den Innhalt eines Briefes an Sie miſche. Dieß ſey eine Ehrenbezeugung, die ich ſeinem Andenken erweiſe, gleich den Blumen, die man auf geehrte Gräber ſtreut! Es iſt keine fremde Materie, ob er ſelbſt gleich Ihnen unbekannt war. Denn er war ein frommer Jüngling

> As truth ſincere, as weeping friendſhip kind.

und ein Freund — — theuerſter Herr Profeſſor, ein ſolcher Freund, als ich glaube, daß Sie in den Jahren des Jünglings, ehe noch ernſthafte Sorgen Ihr Herz einnahmen, und Empfindung von Krankheit, und die der Krankheit beſchwerlichen Geſchäffte, die zärtlichern und angenehmern Eindrücke ſchwächten, Ihren jungen Freunden geweſen ſind. Er ehrte Sie zärtlich. Vielleicht mögen wohl einſt nach dieſem Leben Ihre Seelen einander ausfindig machen, einander deutlich kennen, und in alle Ewigkeit einander lieben. Welch ein Segen des Himmels iſt tugendhafte Freundſchaft! Welcher Anblick iſt ſchöner, als der Anblick einer edlen und gefühlvollen Seele, und welche Quelle menſchlicher Glückſeligkeit iſt reicher und unerſchöpflicher, als das heiligſte Bündniß, das ſolche Seelen vereinigt!

Sie kennen wohl das jüngſte Fräulein S = = in L = = nicht? Sie iſt eine Freundinn, die mir meine Reiſe zu Ihnen eingebracht hat. Wollen Sie wiſſen, wie ihr Herz redet: ſo leſen Sie nur dieſes Briefchen von ihr.

Da ich einmal von meinen Freunden mit Ihnen rede, muß ich Ihnen auch noch ein Wort von

meiner K ⸗ ⸗ ⸗ ſagen: — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Indeſſen bin ich doch von ihrer Liebe und Freundſchaft ſo vollkommen überzeugt, als ich Sie, beſter Herr Profeſſor, zu überzeugen wünſche, daß ich, ſo lange ich lebe, die leichte und angenehme Pflicht lieben und in Ehren halten werde, mit dem dankbegierigſten Herzen zu ſeyn ꝛc.

Dresden, den 18. Sept.
1765.

CLXIII.

Liebſte Mademoiſell,

Da Sie meine Umſtände kennen, ſo darf Sie meine ſpäte und kurze Antwort auf Ihre beiden langen und lieben Briefe nicht befremden. Genug daß ich Ihr Freund bin, wenn ich auch Ihr unfleißigſter Correſpondent wäre. Der erneuerte und von Ihren Aeltern gebilligte Briefwechſel mit Herrn X ⸗ ⸗ kann mir nicht anders als angenehm ſeyn, ſo wie er für dieſen gewiß vortheilhaft ſeyn muß. Indeſſen erſchrecke ich doch über die Menge Ihrer Correſpondenten, die das gute Fräulein S ⸗ ⸗ noch vermehrt hat.

Wenn Sie verheirathet wären, würden Ihnen freylich die Geſchäffte des Hauſes den Briefwechſel ſchwer machen; aber nun ſind Sie es itzt noch nicht, und alſo genießen Sie das Privilegium, Ihre freyen Stunden zum Schreiben anzuwenden, in ſo fern Ihre Frau Mutter es billiget, und Ihr künftiger Mann nichts dabey verliert. Die Frau D ⸗ ⸗ iſt Ihre ſehr große Freundinn, davon bin ich ein Zeuge; ſo wie ſie überhaupt eine vortreffliche und liebenswürdige Frau und Mutter iſt. Ich bin zween Tage in B ⸗ ⸗ bey dem Grafen B ⸗ geweſen; aber meine Kränklichkeit, mit der ich täglich ſtreite, und die rauhe Witterung, haben mich wenig Vergnügen da genießen laſſen. Ich eilte alſo zurück, als gehörte ich nicht mehr auf das Land. Leben Sie wohl, liebe Mademoiſell, und verſichern Sie Ihr ganzes Haus meiner Hochachtung und Ergebenheit.

Leipzig,
den 22. September,
1765.

G.

CLXIV.

CLXIV.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Schon wieder eine freye Stunde? werden Sie ſagen. Ja, liebſter Herr Profeſſor, und ich habe deren ſchon verſchiedene ungern vorbeyſtreichen laſſen, aus bloßer Furcht, Sie möchten endlich mehr über die Menge meiner freyen Stunden, oder über meine wenige Arbeit, als über die Anzahl meiner Correſpondenten erſchrecken. Wenn ich meine Correſpondenten zähle, ſo dächte man doch, ich müßte ſehr viel ſchreiben — Der Herr Profeſſor Gellert; der Herr Oberpoſtcommiſſar, ſchreibt, glaube ich, nicht mehr; der Doktor S ⸗ ⸗, ſchreibt, denke ich, auch nicht mehr, oder doch ſelten — meine K ⸗ ⸗ ⸗ in C ⸗ ⸗, das Fräulein Sch ⸗ ⸗; ſchreiben nicht oft — die Madam D ⸗ ⸗ ſchreibt ſonſt auch ſelten, will aber nun öfter ſchreiben — o tröſten Sie, tröſten Sie doch die gute Madam D ⸗ ⸗, beßter Herr Profeſſor! — Herr X ⸗ ⸗ etwan alle Monate; der Herr von Ch ⸗ ⸗ ⸗ des Jahres zwey bis dreymal, Engliſch; der kleine Däne S ⸗ ⸗ ⸗ allemal zum Neuen Jahre; Eine gewiſſe Fräulein von A ⸗ ⸗ ⸗ in G ⸗ ⸗ ſchreibt ziemlich oft wegen einer Angelegenheit, die ſie hier am Hofe hat, und von der ſie zuweilen einige Nachricht verlangt; und endlich faſt wöchentlich zween Briefe, die ich im

Namen meiner Mutter an ihre verheirathete Schweſter ſchreibe. Wenn ich die Briefe an das Fräulein A ⸗ ⸗ ⸗, und die an meine Tante abziehe, welche ich ohnedem nicht zu meinen freyen, ſondern zu meinen Arbeitsſtunden rechne, und die übrigen Correſpondenzen gleich eintheile, ſo kann unmöglich auf eine jede Woche ein Brief kommen. Nun ſind mir alle meine Abende frey, und wir ſind immer allein und haben gar keine Geſellſchaft. Ich bin alle Abende zu Hauſe, ich müßte denn einmal bey Herrn Z ⸗ ⸗ ſeyn, und habe überhaupt wenig Bekanntſchaft, und wenig Beſuche zu geben und anzunehmen. Auf dieſe Weiſe, liebſter Herr Profeſſor, erſpare ich ſehr viel Zeit, die ich nach meiner Neigung zum Leſen, zum Schreiben, oder zu kleinen Nebenarbeiten anwenden kann. Ich bin ſo unglücklich daran, daß ich von meinen liebſten Freunden entfernt bin. Hätte ich ſie hier um mich, ſo würde ich ihnen viel mehr Zeit ſchenken, und keinen Augenblick davon bereuen. Wenn ich verheirathet wäre, würde ſich freylich dieſe meine Eintheilung ein wenig ändern müſſen; aber dafür finden auch verheirathete Frauenzimmer viel Nachſicht gegen ihre Nachläſſigkeiten in ſolchen Fällen. Ich, ſo begierig ich auch auf Briefe von meinen Freunden bin, ließ es mir doch gern gefallen, daß die liebe Madam D ⸗ ⸗ ſelten ſchrieb, und auch, wenn ſie einmal ſchrieb, den halben Brief diktirte, und durch Herrn X ⸗ ⸗ ſchreiben ließ. In der That glaube ich nicht, daß man, wenn man ſich verheirathet, allen freyen Stunden entſagen müßte. Allein ich denke, eine zärtliche Frau, die ihren Mann liebt, und in demſelben einen angenehmen Geſellſchafter findet, ſoll nicht wünſchen, über ihre freyen Stunden ſo unumſchränkt befehlen zu können, als ſie thun mochte, da ſie noch unverheirathet war. Ich meyne, ſie ſoll ihre Geſchäffte, wenn es möglich iſt, ſo eintheilen, daß ſie ſich diejenigen Stunden frey machen kann, in welchen ihr Mann ohne Geſchäffte iſt, damit der Mann ſo wenig als möglich, die mit Arbeit und Sorgen beſchäfftigte Haushälterinn in ihr erblicken; ſondern, ſo viel als möglich, die heitere gefällige Freundinn in ihr finden möge, die bereit iſt, mit einem freyen Gemüthe an ſeinen vergnügten Stunden Theil zu nehmen, und ſorgfältig, die Wolke zu zertheilen, die ſich etwan darüber ausbreiten will.

Es können freylich Fälle und Umſtände kommen, in welchen der beſte Plan dieſer Art nicht auszuführen iſt; ja, ſolche Umſtände, in welchen die gefälligſte und verbindlichſte Frau alle Fähigkeit dazu verliert — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Es giebt wohl tauſend alltägliche Heirathen, die es zeigen, daß ſie ohne Wahl geſchloſſen wurden; aber dieſe hält mein Herz für ein Unglück. Welche

Empfindung kann durch dergleichen Bündniß befriedigt werden? — Ich glaube in der That nicht, daß meine Begriffe romanhaft ſind, und doch weis ich nicht gewiß, ob ich ganz ſo denke wie ich ſoll. Wenn die Frau von Beaumont ohne Ausnahme Recht hat; ſo habe ich wohl Unrecht. Wenn aber der Eheſtand, ſo wie alle Stände dieſes Lebens, ſeinen Frieden und ſeine Laſt hat; wenn es öfter geſchieht, daß der erſte ganz vermißt wird, und nur eine erkaufte und durch fromme Beſiegung des Verdruſſes erſtrittene Zufriedenheit zu erlangen iſt; hingegen die andere niemals ganz wegbleibt, und ſich unvermeidlich auch in die vergnügteſte Ehe eindränget: ſo denke ich, diejenige Perſon handelt unvorſichtig, unverantwortlich gegen ſich ſelbſt, und mit einem verwegenen Vertrauen auf ihre eigenen Kräfte, die, (es wäre denn aus dringenden Urſachen, und um ſich von einem noch traurigern Schickſale zu befreyen,) ſich ohne einige, wenigſtens dem Scheine nach, zuverläſſige Ausſicht von Vergnügen, gewiſſen und unvermeidlichen Beſchwerlichkeiten, auszuſetzen wagt.

Ich habe heute auch an meine liebe Frau D⸗⸗ geſchrieben. X⸗⸗ kam geſtern von Leipzig hier an, und brachte mir einen Brief von ihr. Einen ſo zärtlichen, ſo rührenden Brief — und doch nicht ein Wort von ihrem ſchmerzlichen Verluſte. Geſtern Abends beantwortete ich ihn ſchon, und heute, als Herr X⸗⸗ fort war, wandte ich den übrigen Vormittag an, dieſe Antwort zu ſchließen, und an Sie zu ſchreiben. Leben Sie recht wohl, beſter und gütigſter Freund! Wenn ich auch unter allen den würdigen Perſonen, deren Freund Sie ſich nennen, am wenigſten in Betrachtung zu ziehen bin: ſo ſtellt mich doch dieß zufrieden, daß ich mit zu der Zahl derer gehöre, die von Ihrer Freundſchaft am lebhafteſten gerührt ſind, und den ganzen Werth derſelben empfinden.

Dresden, den 12. Oct.
1763.

CLXV.

Mein theuerſter Herr Profeſſor,

Ich habe die Frau Gräfinn V = =, die ich, wie Sie wiſſen, aufrichtig verehre und liebe, nebſt ihrer Fräulein und ihrem Sohne geſehen. Hernach beſuchte ich mit meiner Schweſter unſere gute Freundinn, die Madam H = =, und nun, um den Tag vergnügt zu beſchließen, mache ich Ihnen noch einen kleinen Abendbeſuch. Fürchten Sie nichts, er ſoll nicht lange dauren, ich will auch meine D = = noch ſprechen, und auch dem D. S = = noch wegen ſeiner Mutter condoliren; das aber mag bleiben bis auf die Nacht.

Sie werden wohl denken, und es kann faſt nicht anders ſeyn, daß ich ein ſehr müßiges Leben führe, weil ich in Einem Tage Beſuche gebe und Briefe ſchreibe. Aber wenn Sie wüßten, wie viel ich itzt Zeit erſpare. Ich habe itzt faſt gar nichts zu antworten. Ich bin oft zu meinem eigenen Erſtaunen fleißig. Niemand ſcheint zu denken, daß ich es bin, als bis ich es erzähle; und es iſt doch ſo etwas verdrießliches, von ſeinen eigenen Verdienſten zu reden. Davon zu ſchreiben, iſt noch leichter. Mir wird es wenigſtens gar nicht ſchwer.

So fleißig ich aber meinen Gedanken nach itzt bin, ſo glaube ich doch, daß ich es noch mehr ſeyn könnte. Ich habe mir alſo vorgenommen, im künftigen Jahre eine Probe zu machen. Ich will verſuchen früher aufzuſtehen, und ſo wenig Zeit zu vertändeln, als nur möglich iſt. Warum das? — O lieber Herr Profeſſor, darunter ſteckt ein wichtiges Geheimniß. Ich habe, oder vielmehr, ich werde mit zwo Geſellſchaften in unſere Kirchenlotterie legen, und bin noch überdieſes in einer andern Lotterie, in der ich ſchon, (ich weis ſelbſt nicht recht ob acht oder achtzehn Groſchen) gewonnen habe. Nun denke ich, es kann nicht fehlen, ich werde doch etwas gewinnen, wenigſtens ſo viel, daß ich davon auf künftiges Frühjahr eine Reiſe nach Leipzig in Geſellſchaft meiner Geſchwiſter beſtreiten kann; denn ich wünſche mir faſt nichts ſo ſehr, als Sie und meine Freundinn

D⸗⸗ in der Welt noch Einmal zu ſehen und meine Schweſter dabey zu haben. Der Bruder reiſt des Wohlſtands wegen auch mit. Und eben darum will ich fleißiger werden, damit ich die Zeit, die ich verreiſen werde, einbringe. Wenn nur erſt der Punkt wegen der Lotterie richtig iſt; — — itzt fühle ichs gleich, daß das Vergnügen Luftſchlöſſer zu bauen, nicht ſo ſchlecht iſt, als man denkt; — — alsdann werde ich noch meine Geſchicklichkeit anwenden müſſen, einem andern Einwurfe zu begegnen, den meine den Vorurtheilen unterworfene Vernunft dem Projekte dieſer Reiſe entgegen ſetzt. Er läuft, kurz gefaßt, darauf hinaus, daß uns die Leute eine ſolche Reiſe übel auslegen konnten. Es wäre höchſt überflüßig, mir itzt den Kopf darüber zu zerbrechen. Die Schwierigkeit möchte ich überhaupt am liebſten erſt auf der Reiſe in Betrachtung ziehen. Ich glaube nicht, daß ich mich ſo recht in die Welt ſchicke wie ſie iſt. Die Frage: Was werden die Leute davon ſagen? iſt mir bey unſchuldigen und angenehmen Dingen allemal ſehr anſtößig geweſen; und ſie wird einem unter den Menſchen bis zum Ekel wiederholt. Was das Leben in der Welt noch erträglich macht, iſt, daß man nicht ſo leicht das Nachtheilige erfährt, was die Menſchen von unſern Handlungen denken, und daß man mit einiger Gleichgültigkeit und Unachtſamkeit gegen ihre Urtheile noch zufrieden und ruhig genug ſeyn kann. Indeſſen mag es wohl einigermaßen gefährlich ſeyn, dieſe Betrachtung oft und aus Gewohnheit zu machen. Es iſt eine Art von Heldenmuth darinnen, bey dem ſich unſer Stolz gefällt. Wir ziehen uns in uns ſelbſt zurück. Unſer eigner Beyfall folgt der eingebildeten oder wahren Rechtmäßigkeit unſerer Handlungen, und dieſe Empfindung iſt ſo ſüß, daß ſie uns den Verdruß über die falſchen und gehäſſigen Urtheile der Andern nicht empfinden läßt. So lernen wir nach und nach erſtlich den Tadel, hernach den guten oder ſchlimmen Ruf überhaupt, gering ſchätzen, und uns ſelbſt ſchmeicheln, daß beſſere Menſchen ſeyn werden, die beſſer, und ſo wie wir ſelbſt thun, von uns denken; und dieſe Art zu ſchließen, hat vielleicht ſchon verſchiedenemal einen ſchädlichen Einfluß, wo nicht in die Sitten, doch in das Glück einiger guter und rechtſchaffener Leute gehabt.

Ob Jemand ſchlimm von mir denkt, weis ich nicht. Ich habe nichts davon erfahren, und gebe mir auch keine Mühe es auszuforſchen. Ich verlange kein Gegengewicht gegen das Vergnügen, zu wiſſen, daß Sie, theuerſter Herr Profeſſor, und noch einige ſehr gute Menſchen gütig von mir denken und mich lieben. Hierunter rechne ich auch den rechtſchaffenen Herrn von D * *, der mir beym letzten Abſchiede aufs ganze Leben tauſend Gutes gewünſcht hat. Wie herzlich liebt er nicht Sie! Wie viel brünſtige Wünſche wird ſein redliches Herz für Sie gethan haben, als er

Sie verließ — — Ich bitte Gott, dem Beſten unter denen, die ich liebe, durch viele Jahre in dieſer Welt, und in Zeit und Ewigkeit, alles das Gute wiederfahren zu laſſen, welches ſo viele fromme Gebete für ihn erbitten. Gott hat Güter, überſchwengliche Güter, über alles was wir bitten und verſtehen, für diejenigen, ſo ihn aufrichtig lieben — O wie glücklich wird er Sie machen! — — Ich bin mit vollkommenſter Ehrerbietung, mit unaufhörlicher Ergebenheit ꝛc.

Dresden, den 30. Dec.
1765.

CLXVI.

Liebſter Herr Profeſſor,

Ich bin Ihnen recht ſehr vielen Dank für Ihr letztes gütiges Billet ſchuldig. Es wird mir allemal nützlich und angenehm ſeyn. Sollte ſich Gelegenheit zeigen, daß mein Wunſch, Sie in dieſer Welt noch einmal zu ſehen, ſich in Erfüllung bringen ließe: ſo giebt es mir ein Recht, dieſem ſo guten Wunſche nachzuſehen. Und wird mir derſelbe noch lange verzögert, oder wohl gar vereitelt: ſo bleibt mir doch immer der Troſt und die Freude, zu wiſſen, daß Sie mir die Erfüllung deſſelben ſelbſt gewünſchet haben. Und ſind wir nicht, ſo zu ſagen, halb im Beſitze desjenigen Guten, welches uns unſere Freunde gönnen, oder gern verſchaffen würden, wenn ſie könnten? Und iſt nicht oft die Freude über ihr Wohlwollen, und die Erkenntlichkeit unſers Herzens dafür, ſo rührend und ſo ſüß, als der Beſitz und Genuß des Guten ſelbſt? Dieſes habe ich ſchon oft erfahren, und über verunglückte Projekte habe ich mich auch ſchon einigemal zufrieden gegeben. Man wird dieſes in der Welt ſehr gewohnt. Die geringſten und gewöhnlichſten Dinge ſind zuweilen in der Ausführung ſo ſchwer als eine Königswahl oder eine Eroberung. Einige von meinen Freundinnen und ich hatten Luſt in dieſem Winter irgend ein gutes Schauſpiel zu lernen, und zu unſerm Vergnügen unter uns aufzuführen. Die Wahl war ſchwer, weil wir keine Mannsperſon dazu nehmen, und wenig Frauenzimmer eine Mannsrolle ſpielen wollen. Wir blieben endlich bey der Betſchweſter ſtehen; aber auch da ereigneten ſich die Schwierigkeiten, und weder die Betſchweſter, noch ſonſt ein Stück, wird aufgeführet werden. Herr X = = hat mir einmal geſagt: Sie wären der Meynung, daß die Betſchweſter nicht mehr ſollte geſpielet werden. Ich habe ſie nie geſehen. Ich verſtehe auch nichts von Schauſpielen, aber ich dächte, es wäre ein ſehr gutes Stück, und die Charaktere ſehr wahr und natürlich. Dafür bin ich zwar nicht, daß man es oft ſpiele. Es iſt nicht ſo gar nützlich, weil es eben nicht viel Betſchweſtern giebt, und weil die rechten Betſchweſtern nicht in die Komödie gehen, da es ſechs oder acht Groſchen koſtet, auch keine Komödie leſen, ſondern lieber Geld zählen, und mechaniſch ein Lied dazu ſingen, ohne dabey etwas zu denken oder zu empfinden.

Was mir an den Schauſpielen gefällt, die itzt hier am meiſten von den franzöſiſchen Komödianten aufgeführet werden, iſt, daß ihre Satyre hauptſächlich das Leere, Frivole, Empfindungsloſe und Nichtsbedeutende trifft, das in den Geſellſchaften, und überhaupt in dem Leben der Leute nach der Mode herrſcht, und daß ihre Moral darauf abzielt, an die Stelle dieſer Nichtswürdigkeiten, und der verächtlichen Coquetterie, Wahrheit und Empfindung zu ſetzen. Und in der That, hier iſt nichts nöthiger. Zwar ſehe ich wenig Geſellſchaften, aber man braucht nur drey Perſonen von der Art eine halbe Stunde lang zu hören, ſo weis man genug. ——

Meine Freundinn K ‹ ‹ ‹ hat mir kürzlich geſchrieben, und mich gebeten, ihr Nachricht von Ihnen zu geben, welches ich auch gethan habe. Aus Beſcheidenheit ſchreibt ſie nicht an Sie ſelbſt. Sie mag in dieſer Tugend wohl viel ſtärker ſeyn als ich — — — Wer kann ſich helfen? Sie haben dennoch Geduld mit mir; das weis ich, und bitte auch darum. Denn die Freyheit, Ihnen zu ſchreiben, gehört nun einmal zu meinem Vergnügen; und meinem Vergnügen ſind Sie nicht zuwider; dazu ſind Sie viel zu gütig. Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Dresden, den 20. Jan.
1766.

CLXVII.

Liebſter Herr Profeſſor,

Sie haben mich mit Ihrer moraliſchen Vorleſung durch Herrn W ſ ſ beſchenkt. Sie wiſſen, ob mir alles theuer iſt und ſeyn muß, was mir von Ihnen kömmt. — In der That, Sie können nicht zweifeln, daß ich Ihnen ſehr aufrichtig für dieſe Gewogenheit danke; die nämliche Gewogenheit, die ich mir gleich in meinem erſten Briefe an Sie auszubitten wagte.

Und wie gütig haben Sie nicht meiner guten Schweſter durch Ihr Geſchenk Freude gemacht! Ich ſoll ihr ein ganz kleines Plätzgen in meinem Briefe laſſen, damit ſie ihren Dank dafür mit ihrem eigenen Namen unterſchreiben könnte. Das habe ich ihr auch verſprochen. Aber es iſt hier noch ſo viel Platz, daß ich Sie wohl bitten möchte, mir zu erlauben, noch ein wenig bey Ihnen zu bleiben. Ich wünſche ohnediß Ihnen einen Gedanken mitzutheilen, den ich neulich gehabt habe, und bey Gelegenheit Ihre Meynung davon zu erfahren. —

So viel iſt gewiß: junge Kinder, die von ihren Aeltern verkehrt erzogen werden, oder ſich von ihnen lauter eigenſinnigen und gebietriſchen Widerſpruch vermuthen, nehmen oft williger die Lehre oder den Rath einer fremden Perſon an, von der ſie wiſſen, daß ſie ſich ſelbſt und ihr eigenes Anſehen nicht mit dabey in Gedanken haben, und keine Herrſchaft über ſie zu behaupten verlangen kann. Auch macht oft ein Unterricht, der mit einem freundlichen Lächeln begleitet, und nicht im ſtolzen Tone des Befehls ausgeſprochen wird, Eindruck auf ein junges Herz, als das Beſte, was eine ſonſt kluge Mutter oder Hofmeiſterinn ſagen kann, welche der Ernſt des Alters, und die Gewalt und Gewohnheit zu befehlen und zu beſtrafen, ſchon unangenehm machen. Und wie viele Erziehungen ſind nicht ſo beſchaffen, daß es für eine junge Perſon ſchon ein großer Vortheil heißt, wenn ſie nur täglich Eine Stunde in einer Geſellſchaft zubringen kann, wo ſie etwas Gutes hören oder leſen, und auf eine unſchuldige

Art ruhig und vergnügt ſeyn darf? — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — —

Es giebt Vorurtheile, ſeltſame Vorurtheile, in denen gar nichts Wahres iſt, die man doch wider recht gute Sachen gelten läßt, und die einen aufhalten, ob ſie das gleich nicht thun ſollten. Eben deswegen giebt es auch viele Dinge, die weder unanſtändig, noch der wahren Ehre zuwider, oft löblich ſind, und von denen man doch nicht einmal mit allen rechtſchaffenen Leuten reden kann. Nur ſolchen kann man alles ſagen, deren Denkungsart ſo richtig, ſo delikat, und zugleich ſo ſimpel iſt, als die Ihrige.

— — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — —

Sie, beſter Herr Profeſſor, kennen übrigens meine Gedanken von der Geringſchäzigkeit der Umſtände dieſes Lebens in Abſicht auf zeitliches Glück und Ehre. Sie wiſſen, aus was für ſichern Gründen ich mit allem zufrieden bin, was hier mein Loos ſeyn kann. Da ein viel Weiſerer als ich, derjenige, deſſen Werk ich bin, mein Schickſal ordnet und beſtimmt hat, ſo weis ich, daß ich nichts zu thun habe, als ſeinen Beyſtand anzurufen, daß ich den Plan ſeiner Weisheit nicht durch das, was ich thue oder werde, verunſtalte; ſondern vielmehr dasjenige thun und bleiben möge, was er will, daß ich thun und ſeyn ſoll. Das macht mich ruhiger, fröhlicher, heiterer, als viele Menſchen, die ich kenne, weil ihnen zum Theil die nöthige Bereitwilligkeit fehlt, dem Winke der göttlichen Verſehung zu folgen, und denſelben ohne Ausnahme für gut zu erkennen. Ich bin freylich auch immer glücklich geweſen. Selten iſt meine Hoffnung hintergangen worden, weil ich wenig gewünſchet habe, und ſelbſt zu befürchtende Dinge befürchte ich nicht, weil ich meiner Pflicht, der göttlichen Hülfe zu vertrauen, keine Grenzen ſetze, die, wie Young ſagt, auch durch einen Sturm erretten kann.

Aber bin ich von mir ſelbſt ſo weiſe geworden? Nein, liebſter Herr Profeſſor; das maaße ich mir nicht an, und das werden Sie mir auch nicht glauben.

Leute, die viel gelitten haben, mögen vielleicht durch mehr als natürlichen Troſt, oder durch die höhere Weisheit, die ſie aus ihren ausgeſtandenen Prüfungen als einen Gewinn und Lohn davon tragen, oder auch, wenn es die Schwachheit der Natur erfordert, durch die Abwechslung einiger glücklichen Begebenheiten aufgerichtet und geſtärket werden müſſen. Eben ſo nöthig mag es ſeyn, die vereinigte Jugend, Geſundheit und

Fröhlichkeit, die keinen Schmerz oder Leiden kennt, die der Zerſtreuung, der Thorheit und Gedankenloſigkeit ſo leicht begegnet, und ſich damit verbindet, durch einen plötzlichen Unfall, oder einen empfindlichen Schmerz, von dieſer gefährlichen Geſellſchaft zu trennen, und dem heilſamen Kummer zu überliefern, der ſie mit der Ernſthaftigkeit, dem Nachdenken und der Betrachtung ihrer ſelbſt bekannt machen ſoll. Ich erinnere mich und ſchäme mich einer unglückſeligen Zeit in meinem Leben, wo es mir Mühe koſtete, einen ernſthaften Gedanken zu finden und mich dabey aufzuhalten.

Das Unglück des Krieges, auf gewiſſe Weiſe; der Kummer anderer Menſchen, den ich ſah, und ſolcher, die mir lieb und nahe waren: noch mehr aber ein doppelter Verluſt, den ich in der Freundſchaft erlitt, brachten mich wieder zu mir ſelbſt. Muß ich nicht die göttliche Erbarmung preiſen, die mich gewürdigt hat, mich zurück aus der Welt in mich ſelbſt, und in die Zukunft zu führen, und mir Lehrer zur Tugend zu geben, die ich ſo nöthig hatte? — Youngs Nachtgedanken waren mir wohl vorher ſchon bekannt; aber ich konnte ſie nicht leſen; ich verſtund ſie ſo wenig als eine fremde Sprache. Nun aber konnte ich ſie leſen, ſie verſtehen und empfinden. Mit welcher Begierde und mit welcher Theilnehmung las ich ſie damals nicht! Dieſes Buch hat mir unſchätzbare Dienſte geleiſtet. Gott belohne den geſegneten Verfaſſer auch dafür in alle Ewigkeit! Es verwandelte meine Thränen in Freude, und meinen Schmerz in Weisheit und Muth. Meine beſten und richtigſten Grundſätze habe ich von dieſer Zeit her. Ich bin viel glücklicher als ich ſonſt war. Meine ehmalige Ruhe war Abweſenheit und Unwiſſenheit des Uebels; meine gegenwärtige iſt tiefeingedrückte, aus Erfahrung herfließende Kenntniß und Ueberzeugung von der Unzuverläßigkeit, Vergänglichkeit und Eile der Freuden, der Leiden und der Tage dieſes Lebens, und eine gläubige Erwartung des Zukünftigen.

Ich bin alſo in einer Art von Sicherheit gegen die Zufälle des Lebens. Der Traum, den ich gelebt habe, hat mir Unterricht von dem Werthe desjenigen gegeben, den ich vielleicht noch leben ſoll. Welcher König kann ſeine Krone theurer achten, als ich die Freunde, die ich verlor? Und wie unſicher ſind Kronen und Freunde! — Es iſt höchſt traurig, daß unſterbliche Seelen ſich durch ſterbliche Freuden entzücken, durch endlichen Schmerz niederſchlagen laſſen! Alles Endliche iſt Nichts gegen das, was nie ein Ende nimmt.

Aber ſoll denn der troſtreiche Contraſt der Vergänglichkeit mit der Ewigkeit, die heilige Flamme der Freundſchaft in unſrer Bruſt auslöſchen, weil ſie uns hier in der Welt nur Freuden gewährt, die unterbrochen und verdunkelt werden können? — Das ſey ferne! Er ſoll nur unſere

Trübſal erleichtern; denn dieſer iſt eine ſolche Dauer verſagt, weil ſie den Frommen nicht über das Grab hinaus folgen darf. Ein Vorrecht, welches nur die Freude behauptet. Mit der unſterblichen Freude aber, mit den Freuden der Freundſchaft, die beſtimmet ſind, unſern gegenwärtigen und künftigen Zuſtand zu beſeligen, mag ſich unſer Herz immer aufs zärtlichſte verbinden. Sie ſind nicht verloren; und wenn wir der Menſchlichkeit die ihr gebührenden Thränen bezahlt haben, dann lernen wir, welch ein Troſt, welch eine Aufmunterung es iſt, in eine Ewigkeit übergehen zu können, wo wir ſie wieder finden, und ihrer ungeſtört genießen ſollen —

Mit ſolchen Ausſichten liebe ich Sie, theuerſter Herr Profeſſor. Iſt es wohl möglich, daß ich jemals aufhören könnte, es zu thun? ꝛc.

Dresden, den 15. März,
1766.

Erlauben Sie mir, theuerſter Herr Profeſſor, daß ich Ihnen mit eigner Hand für das unerwartete und ſo ſehr ſchätzbare Geſchenk danke, das Sie mir gemacht haben. Womit habe ich mir Ihre Gütigkeit verdient, und womit kann ich die dankbaren Empfindungen ausdrücken, die ſie in mir erregt hat? ꝛc.

CLXVIII.

Liebſter Herr Profeſſor,

Hier ſitze ich bey einem dunkeln Lichte, unter einer grünen Meye, die vortrefflich riecht; höre Fledermäuſe ſchreyen, und ſinne nach, was ich Ihnen morgen ſchreiben will; bedaure, daß es ſchon um eilf Uhr, und alſo auf dieſen Abend zu ſpät iſt; denke, daß ich nichts weiter thun, als Ihnen recht herzlich in Gedanken eine gute Nacht wünſchen kann; und, ohne es faſt ſelbſt zu merken, ergreife ich die Feder, und ſchreibe: Liebſter Herr Profeſſor — — und weil ich in gewiſſen Fällen nicht viel Herrſchaft über mich habe, ſo kann ich mich nicht verhindern, ein wenig fortzufahren, und alle die Empfindungen ſchon itzt zu empfinden, die mein Herz ganz gewiß morgen Vormittags und gegen Abend erfüllen werden — und o wie gern wird es ſich ihnen überlaſſen!

Ich werde nicht wieder von Ihnen Abſchied nehmen wie vorm Jahre; ich werde nicht die Thräne eilfertig abtrocknen, die mir entfiel, als ich durch das Zimmer lief, in welchem ich Sie itzt zum letztenmale geſehen hatte, und nun nicht mehr ſehen ſollte — — Aber mein Herz wird Sie für alle Ihre Gütigkeiten ſegnen; für die redende Miene, die uns allen, die wir damals beyſammen waren, ſagte, daß

Sie uns liebten und ſegneten; ich werde ſie auf Ihrem Bilde aufſuchen, und wenn ich ſie nicht darauf finde, wird meine Einbildung ſie ihm zu geben wiſſen. Glauben Sie nicht, daß ich Sie in meinem kleinen Enthuſiasmus, in welchem ich mich oft in meinen vergnügteſten Stunden verliere, noch immer ſehe und höre? — — — Und meine D⸗⸗! die wird mich ſpät verlaſſen? ſie wird mich bitten bey ihr zu bleiben, und ich werde nicht können. Man wird mir ſagen, daß ich hier in Dresden ſchlafen muß; (denn wenn ich manchmal zu lange ſitze, und leſe oder ſchreibe, kömmt meine Mutter, und heißt mich zu Bette gehen und das Licht wegthun) — Glückliche erwünſchte Tage! Noch immer in der Erinnerung ſchön, und mir auf mein ganzes Leben rührend! Auch wenn ſie niemals wieder kämen! — Meine D⸗⸗ —: Sie wiſſen, wie ſehr Sie Freundinn ſeyn kann; und ſo ſehr als ſie es nur ſeyn kann, iſt ſie es für mich; und ich bin ſie Ihnen ſchuldig — Muß ich mich nicht freuen, ſie gefunden zu haben, und ſie ſchon ein Jahr lang zu beſitzen?

— — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — —

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung und Ehrerbietung

Ihre

Dresden, den 17. May,
1766.

ꝛc. ꝛc.

CLXIX.

Theuerſter Freund,

Ein ganzer Monat ſeit Ihrem gütigen Briefchen! Beſter Herr Profeſſor, ich verdiene wohl, daß Sie mich ein wenig wegen meiner Beſcheidenheit loben. Und mit wie viel Freude, mit wie viel Zutrauen ſchreibe ich nicht heute, nun ich denke, daß ich recht lange gewartet habe? Ueberhaupt verlor ich nichts bey dieſem Verzuge. Der vierte Julius iſt dennoch mein Feſttag geweſen; und obgleich die Poſt meine Wünſche für Ihr theures Leben nicht empfangen: ſo hat ſie doch gewiß der Himmel mit Wohlgefallen gehöret und angenommen. Meine liebe D ⸗ ⸗ hat mich auch ſo freundſchaftlich an allem Antheil nehmen laſſen, was mir wichtig ſeyn konnte: wie ihr ehrwürdiger Vater mit ihrem Sohne Ihnen die ſüßeſte Pflicht der Freundſchaft und der ehrerbietigen Liebe abgeſtattet, und wie Sie den eigenen Geburtstag dieſes ihr ſo theuren Greiſes feyerlicher haben machen helfen — Sehen Sie, ſo hat mein

Herz ſich immer mit mir beſchäfftiget, und mit dem glücklichen, glücklichen Andenken des vorigen Jahres! Daß dieſe mir eine beſtändige Freude bleiben mögen, wünſchen Sie? — O gewiß! das bleiben ſie! Bald — ſo angenehm träumten es Herr X ⸗⸗ und ich; bald hätte ſich dieſe Freude recht lebhaft erneuert. Meine liebe D ⸗⸗ hatte ein kleines wahrſcheinliches Projekt gemacht, mit ihrem Sohne Herrn ⸗⸗ nach Dresden zu begleiten. Anfänglich fanden ſich wohl einige Bedenklichkeiten, und die ſehr ſchleunige Abreiſe des Herrn ⸗⸗, die Unpäßlichkeit ihres guten Mannes, und die erwartete Ankunft ihres Vaters und ihrer Schweſter zerſtörten es ganz. Es mag ihr wohl etwas gekoſtet haben. Mir koſtete es viel. Ich gieng ihr ſchon in Gedanken bis Neudorf entgegen, und führte ſie ſchon in unſre ſchönſten Gegenden ſpatzieren. Alles umſonſt! — Gut! Bleibt mir doch mein Gedächtniß und ein vorjähriges Pfingſtfeſt, das ich, wenn ich will, in daſſelbe zurückrufen kann. Süßes Andenken! — Das iſt gewiß; ich habe den Kayſer geſehen. Freylich iſt er auch ein Menſch wie ein andrer, aber er hat das Geſicht eines guten Menſchen, und nach dem Verhältniſſe, in welchem er, als Kayſer, mit unſerm deutſchen Vaterlande ſteht, ſah ich ihn mit mehr Antheil, als ich einen andern fremden Prinzen geſehen hätte. Aber werde ich mich in einiger Zeit noch lebhaft daran erinnern und mich freuen, ihn geſehen zu haben?

Wenn ich wieder an die Orte komme, wo ich ihn ſah, werde ich zu mir ſelbſt ſagen: Hier fuhr, hier ſaß, hier ſpeiſte der Kayſer? Ich glaube es nicht; aber das weis ich, daß ich eine gewiſſe Treppe, wo ich Jemanden zuerſt die Hand küßte, einige Zimmer, eine gewiſſe Lektüre, und noch viel andre kleine Umſtände, Worte und Blicke, niemals vergeſſen, und oft mit Dank und Freudenthränen ins Gedächtniß rufen werde.

Meine liebe Freundinn in C ⸗ ⸗ werde ich wohl ſo leicht nicht beſuchen können, wenigſtens in dieſem Jahre nicht, und meine D ⸗ ⸗ wird auch mich nicht beſuchen. Aber der Himmel hatte mir doch wieder eine eigne Freude, auf die ich nicht rechnete, für dieſes Jahr beſtimmt. Der rechtſchaffene, ſchätzbare Herr ⸗ ⸗, der uns itzt zugleich anſtatt der Frau D ⸗ ⸗ und ihres Sohnes iſt, und den der freundſchaftliche X ⸗ ⸗ bey uns eingeführet hat, iſt unſer Freund, unſer wahrer zärtlicher Freund für unſer ganzes Haus geworden. Eine neue glückliche Folge von der zuverſichtlichen Willigkeit, mit der ich dem ſtarken Triebe, den erſten Brief an Sie zu ſchreiben, zu folgen wagte. Freuen Sie ſich mit mir darüber! Sie, deſſen liebreiches Herz ſo gern an den Freuden andrer guten Menſchen Theil nimmt. O wie glücklich ſind Sie für Ihre damalige gütige Nachſicht gegen mich belohnt worden! Ihr allein habe ich alle die beſten Freuden meines itzigen Lebens zu danken. Und Gott weis, ob ich nicht einige davon ſehr nöthig hatte, und ob mein Herz nicht ſo müßig, ſo freudenleer war, als es in Ihnen einen Freund ſuchte — Einen Freund? Sollte ich das gedacht haben? Ich weis es ſo genau nicht; ich wußte es damals ſelbſt nicht: aber das weis ich, daß ich mit den froheſten angenehmſten Empfindungen an Sie ſchrieb, und daß das auf geraume Zeit die erſten dauerhaften in dieſer Art waren. Meine D ⸗ ⸗ und ihr Sohn und Herr X ⸗ ⸗ haben mir oft geſagt, daß ich denen, die mich lieben, glückliche Augenblicke mache — Sie, theuerſter, beſter Freund, haben mir ſeit dem Anfange unſers Briefwechſels viele, ſehr viele glückliche Tage gemacht. Ich wiederhole es immer, (es iſt einer von meinen liebſten Gedanken) daß ich alles, oder doch das meiſte, was meinem Herzen erwünſcht und glücklich iſt, darauf zurückleiten kann.

Hat denn meine K ⸗ ⸗, izt G ⸗ ⸗, Ihnen geſchrieben? — Ich habe keine weitere Nachricht, ungeachtet meines Glückwünſchungsbriefs. Aber ich bin nicht unruhig darüber, ich ſchließe vielmehr daraus, daß ſie froh und glücklich iſt. Hätte ſie zu Hauſe nicht Vergnügen und angenehme Unterhaltung genug: ſo würde ſie vielleicht welche bey mir ſuchen.

Liebſter Herr Profeſſor, ich denke nichts nachtheiliges von der Ehe. Ich denke, daß dieſer Stand vielleicht eine Pflicht wird, ſo bald man ſich mit Klugheit in denſelben begeben kann. Ich denke noch mehr, ich denke, daß es meinen Aeltern eine Freude ſeyn würde, mich glücklich verheirathet zu ſehen, und daß ich wohl verbunden ſeyn könnte, ihnen dieſe Freude zu machen, wenn ſich eine günſtige Gelegenheit dazu zeigte. Denken Sie alſo ja nicht, wenn ich etwan unverheirathet bleiben ſollte, daß es aus Vorurtheilen, oder aus Eigenſinne geſchieht. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Eheſtand muß doch nicht für alle Leute ſeyn: warum hätten ſonſt ſo viel gute Leute, von denen man denken ſollte, ſie wären recht geſchickt eine Familie glücklich zu machen: warum hätten die nicht geheirathet? Warum, z. B. hätten Sie nicht geheirathet? Ich verlange nicht, daß Sie mir dieſes erklären; ich ſage nur, daß man gut von der Ehe denken und doch unverheirathet bleiben kann. Indeſſen, das geſtehe ich gern, ſpricht meine Vernunft mehr für die Ehe als meine Neigung. — — — — — — — — — — — — — — — — — — Zuweilen habe ich, ohne im geringſten finſter oder traurig zu ſeyn, eine ſo abgeſchiedene, einſiedleriſche Denkungsart, daß ich, anſtatt meine Verbindungen mit der Welt und dem Leben darinnen zu vervielfältigen und feſter zu knüpfen, ſolche lieber vermindern und auflöſen möchte. Sollte es dem Himmel gefallen, mich zu einem andern Stande, als mein itziger iſt, zu berufen: ſo hoffe ich gewiß, er werde mir auch Gedanken einflößen, die ſich dazu ſchicken, und mir einen frommen, treuen und einſichtsvollen Freund übrig laſſen, ſo einen Freund, wie Sie, theuerſter Herr Profeſſor, meine Entſchlieſſungen zu leiten.

Ich werde und kann niemals aufhören zu ſeyn ꝛc.

Dresden, den 22. Jul.
1766.

CLXX.

Liebſte Mademoiſell,

Freuen Sie ſich mit mir, daß die beſchwerliche, für meine Geſundheit und meine Gemüthsruhe gefährliche Meſſe überſtanden, und, Gott ſey Dank! von mehr als einer Seite, glücklich überſtanden iſt. — Daß ich zwo Vorleſungen vor unſerm guten Churfürſten, eine öffentlich, und die andere auf ſeinem Zimmer, im Beyſeyn der Churfürſtinn habe halten müſſen; dieſes werden Sie wohl ſchon durch meine Freunde wiſſen. Aber daß unſer junger Fürſt mit eigner Hand und mit den liebreichſten und gnädigſten Ausdrücken mir ſein Portrait und eine Schreibtafel gegeben hat; dieſes werden Sie wohl noch nicht wiſſen, oder doch gerne von mir ſelbſt hören wollen. Das

Geſchenke an ſich, und wenn es ein Ritterguth wäre, würde mich wenig rühren; deſtomehr hingegen die unerwartete und unverdiente Liebe des hoffnungsvollſten Fürſten, den Gott erhalten, leiten, und am Geiſte und Leibe ſegnen, und alſo unſer Vaterland in ihm von neuem beglücken wolle!

— — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — —

Freuen Sie ſich alſo auch über dieſe Nachricht, und leben Sie wohl, liebe Freundinn.

Leipzig, den 23. Oct.
1767. G.

CLXXI.

Beſter Herr Profeſſor,

Vorige Woche ſetzte ich mich an einem ſehr ſtürmiſchen Nachmittage, aber in einer deſto ruhigern Gemüthsverfaſſung hin, einen Brief an Sie zu ſchreiben; und ſchrieb Ihnen ſehr viel von dem äußerlichen Sturme und meiner innern Zufriedenheit, von einem einſamen Spatziergange, den ich früh mit meiner Schweſter gemacht, und der mich, wie ich glaubte, ungemein aufgeheitert hatte, und noch von verſchiedenem Guten, das mir wiederfahren war, und davon das Andenken mich noch in jener Stunde ſehr angenehm rührte. Damals gefiel mir, was ich ſchrieb; ich gab es hernach meiner Mutter zu leſen, und ihr gefiel es nicht. Ich las es auch wieder; und ich fand, wie ſie, daß das Wetter und ich zwo Materien ſind, in denen ich eben nicht glücklich bin. Unſre Fehler führen alle ihre eigene Strafe bey ſich. Meiner war ein Fehler der Beurtheilung. Zur Strafe ſitze ich nun nicht weit von Mitternacht und reibe mir den Schlaf aus den Augen, dasjenige zu verändern, was ich zu bequemerer Zeit mit ſo viel Leichtigkeit geſchrieben hatte. Denken Sie nicht, daß ich gezwungen bin, die Mitternacht hierzu anzuwenden. Nein, das thue ich freywillig, weil ich mich ſtrafen will; denn zweymal an Sie zu ſchreiben, wenn es auch einerley Sache iſt, dieß iſt für mich eben noch keine ſonderliche Strafe. Ich ſchicke mich itzt auch recht gut zur Nacht; ich bin gar nicht ſo heiter, als ich damals war. Dennoch will ich Ihnen einige für mich angenehme Dinge, davon ich in dem verunglückten Briefe erzählte, hier wiederholen. Ich werde es gern thun, und mich noch einmal dankbar daran erinnern. Auch Sie werden es gern leſen, weil Sie ſehr gütig ſind, und ein Herz beſitzen, das ſich des Guten, das andern Menſchen begegnet, aufrichtig freuet.

Erſtlich beſuchte ich am Montage Vormittags ein kranke Tante, ein gutes Frauenzimmer, das ich liebe, und die meine Mutter am Sonntage im Bette liegend, und ohne Hoffnung, daß ſie es jemals wieder werde verlaſſen können, angetroffen hatte. Ich aber fand ſie außer dem Bette, mit einem ziemlich muntern Anſehen, voll Hoffnung, geſprächig, erfreut über meinen Beſuch, und verbindlich dankbar dafür. Nachmittags gieng ich zur Frau von **, und fand auch ſie geſund, und ſehr heiter und gnädig. Sie werden die Freude haben, ſie dieſen Sommer in Leipzig zu ſehen. Ich blieb eine Stunde lang bey ihr. Sie ſchien gern mit mir zu reden; ich war auch recht gern bey ihr; und doch waren wir über vielerley Dinge gar nicht einerley Meynung. Den großen Garten z. E. kann ſie faſt gar nicht mehr ſehen, ſo ſehr iſt ſie ſeiner überdrüßig, und für mich gehört er unter die liebſten Spatziergänge.

An eben dieſem Montage — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — —

Dieſes war alſo dreyerley Gutes an Einem Tage, noch über die unzähligen Wohlthaten, die uns Gott ſtündlich erweiſt, und deren wir, weil wir ſie einen Tag wie den andern genießen, gewohnt werden. Auch mein heutiger Tag iſt an ſolchen Wohlthaten reich geweſen: ich erkenne dieſes, und doch ſagte ich vorhin, daß ich heute nicht recht froh und heiter wäre. Ich habe auch einige Entſchuldigungen. Die Tante, deren Beſſerung mich erfreute, iſt wieder ſchlimmer, und wird ſchwerlich aufkommen. Ueberdieß haben Unfälle, die zwar nicht mich, oder unſer Haus, aber doch Perſonen angehen, die ich lange kenne, und zum Theil liebe, traurige und kummervolle Empfindungen in meinem Herzen erregt. Ihr Herz, liebſter Herr Profeſſor, iſt ſehr mitleidig und empfindlich: es kann bey fremdem, auch bey verſchuldetem Elende bluten. — Welches Elend iſt auch ſchwerer? Und wie viel Unſchuldige werden nicht oft in den Untergang Eines Strafbaren hineingezogen! — Ich will Sie alſo mit den Schmerzen einer ſolchen Erzählung verſchonen. Wenn ich Menſchen leiden ſehe, und zu traurig und ängſtlich darüber werde, als ob ich dächte, Gott hätte nicht auch Liebe und Erbarmung für ſeine Geſchöpfe, und werde nicht, vermittelſt ihrer ſchwerſten Leiden, etwas Gutes und für ſie Seliges zu wirken wiſſen: dann ſchäme ich mich des zu weichen Jammers, und ſchelte ihn, als eine Art von Muthloſigkeit, die ich vielleicht in meinem eignen Falle, wenn ich ſelbſt leiden ſollte, noch mehr fuhlen würde.

Leiden ſind wohl gut, wenn ſie chriſtlich ertragen werden. Geſtern rührte, erfreute und erbaute mich auch der Beſuch einer ſehr guten Frauensperſon vom niedrigen Stande, die ſonſt bey meiner ſeligen Großmutter einige Jahre mit vieler Treue und Geduld gedient hat. Nachher heirathete ſie, und riß durch ihren Fleiß und gute Haushaltung, und vielleicht noch mehr durch den göttlichen Segen, der ihr frommes Leben begleitete, ihren Mann, einen durch ſchlechte Lebensart ſeiner erſten Frauen verarmten Leinweber, mit drey unerzogenen Söhnen, aus großer Unordnung und Armuth, ob es gleich Gott ſo fügte, daß ſie beym andern Brande in der Vorſtadt ihr Wohnhäuschen, auf welches ſie noch drey oder vierhundert Thaler ſchuldig waren, verloren, und auf einem, eine Stunde von hier gelegenen Dorfe, ihre Zuflucht ſuchen mußten. Und ſelbſt damals erwies ſie einer ebenfalls abgebrannten Nachbarinn, die noch ärmer geworden war als ſie, Wohlthaten, und theilte ihr von der Wäſche und den Betten mit, die ſie noch erhalten hatte. Sie blieben ſechs Jahre auf dem Lande, um wohlfeiler zu leben. Da mußte ſie wöchentlich ihre Waaren mit ſaurer Mühe zum Verkaufe in die Stadt tragen, und ihren Mann, der achtzehen Wochen lang gefährlich krank lag, mit ſeinen und auch ihren eigenen kleinen Kindern verſorgen. Hierauf zogen dieſe Leute wieder in die Stadt, kamen in gute Umſtände, bezahlten ihre Schulden, und lebten einige Jahre in ihrer Art ſehr zufrieden.

Vor neun Monaten bekam dieſe gute Frau von einem plötzlichen Schrecken die ſogenannte weiße Roſe an der Bruſt. Durch eine unverſtändige Cur iſt ein ſchmerzhafter und langwieriger Schaden daraus entſtanden, der ihre Nahrung hindert, ihr Vermögen verzehrt, und die Frau wahrſcheinlicher Weiſe ins Grab bringen wird. Ihr Verhalten in dieſer großen Prüfung erhöht alle Tugenden ihrer Seele in meinen Augen. Sie ſah einer Leiche gleich, aber freundlich und heiter. Sie erzählte von der Größe und Menge ihrer Schmerzen, vom Verfall ihrer Nahrung, von der Nothwendigkeit ihr Erſpartes zuzuſetzen, und miſchte nur wenige, ſehr beſcheidene Klagen unter; aber viel Vertrauen auf Gott, viel Gelaſſenheit und Ergebung war in ihrer Miene und in ihren Reden. Mit Sanftmuth und Nachſicht erwähnte ſie, daß ihr Mann mit ihrem Zuſtande keine Geduld und kein Mitleiden habe, und keine Hoffnung zu Gott, daß er ſie aus dieſer Noth wieder erretten, und ſie wieder ſegnen könne, wie er doch ſchon ſonſt gethan hätte. Voll Erkenntlichkeit und Rührung redete ſie von den Dienſten, die ihr itzt ein junges Mädchen leiſtete, deren Mutter ſie eben nach dem Brande Gutes erwieſen, und die Gott oft um die Gnade angerufen hätte, daß er ihr doch Gelegenheit geben möchte, ihr dieſe Gutthat wieder zu vergelten. Mit den gleichen Empfindungen rühmte ſie die Liebe, die ihr älteſter Stiefſohn, (ſie iſt eine der beſten Mütter für ihre Stiefkinder) der itzt als Geſelle beym Vater arbeitet, ihr in ihrer Krankheit erweiſt. Sie iſt ſieben und dreyßig Jahr alt; macht ſich keine Hoffnung zur Geneſung und zum Leben; und ſieht dem Tods ruhig und heiter entgegen. Wir erinnerten ſie an ihr eigenes Kind, ein Mädchen von ſieben Jahren, an welchem ſonſt ihr Herz hieng. Gott, ſo tröſtete ſie ſich, werde ſchon vor ihr Kind ſorgen. Sie wäre auch jung verwaiſt, und doch gut in der Welt fortgekommen. — Iſt nicht ein ſolches Verhalten, und eine ſolche Gemüthsverfaſſung bey einem ſolchen Leiden, groß und nachahmungswürdig? Vielleicht habe ich wohl ein wenig zu lange von ihr geredet, da ſie Ihnen ganz fremd iſt. Aber alle gute und tugendhafte Menſchen gehen einander an, haben Gemeinſchaft unter einander, und gehören zuſammen; und nach meinen Begriffen von Güte und Tugend, iſt es dieſe fromme Kranke wohl werth, daß auch Sie etwas von ihr wiſſen und ihr Gutes wünſchen.

Neanders Lieder ſind mir ſehr lieb, und mein ganzes Herz dankt Ihnen, theuerſter Freund, für dieſes liebreiche und ſchätzbare Geſchenke. Sie gefallen mir ſehr; ſie haben die Simplicität, die herzliche und fromme Sprache der wahren Andacht, und machen glücklichen Gebrauch von bibliſchen Sprüchen und Ausdrücken. — Schreiben Sie meine ſpäte Antwort nicht einer Fühlloſigkeit gegen Ihre Gütigkeit, oder einem kalt gewordenen Verlangen nach der Unterhaltung mit Ihnen zu. Nein, da thäten Sie mir Unrecht. Mein Wunſch geht immer dahin, im beſtändigen

Umgange mit Ihnen zu ſeyn, und alles mit Ihnen zu theilen, was mir wichtig, rührend, oder angenehm iſt. Und oft dann, wann ich ſchon im Begriffe bin, mit meinen Empfindungen zu Ihnen zu eilen, denke ich an den Unterſchied des Alters, der Geſundheit, der Gemüthsart, des Intereſſe, der Beſchäfftigungen, und werde auf Betrachtungen geführet, die mich zurückhalten, und mir mit Recht die Furcht erwecken, daß ich bey der beſten Abſicht, Sie zu unterhalten und zu zerſtreuen, auf meiner Seite, und bey der liebreichſten Willfährigkeit und Nachſicht auf der Ihrigen, dennoch beſchwerlich werden könnte. — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Leben Sie wohl! ꝛc.

Dresden, den 19. April,
1768.

CLXXII.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Dieſen Morgen endigte ich einen Brief an meine Freundinn in C = =; denn ſie ſchrieb mir letzthin frohe Nachrichten, daß ſie geſund und glücklich iſt, und mich liebt. Hernach ſchrieb ich an meine D = = und ihren Sohn, und meldete ihnen, daß ich in acht Tagen mit meiner Mutter und Schweſter auf vier Wochen ins Gieshübler

Bad reiſe. Jtzt komme ich von der Frau Geheimderäthinn von ⸗ ⸗, die ich wohl und heiter gefunden habe. Nun kann ich nichts gleichgültiges thun. Ich überleſe das gütige Briefchen, mit welchem Sie mich durch Herrn ⸗ ⸗ ⸗ beſchenkten. Die aufmunternde Verſicherung, daß mein letzter Brief Sie angenehm unterhalten habe, ſteht darinnen, und darauf wage ichs, einen neuen anzufangen, ob ich gleich weis, daß Sie kränker ſind als ſonſt, folglich auch mehr geſchont werden müſſen. Wundern Sie ſich nicht, wenn ich mit Freuden und einer Art von Geize alles ergreiſe und ſammle, was meinen Wunſch, wieder an Sie zu ſchreiben, den ich mir ſo oft als eine Unbeſcheidenheit vorwerfe, bey mir ſelbſt entſchuldigen kann. Ich mache mich oft vorſetzlich und mit Mühe gegen alles blind, was mich zurückhalten ſollte, nur damit ich dem ſüßen Vergnügen, mich zuweilen ſchriftlich mit Ihnen zu unterhalten, und mir es dadurch ſinnlich zu machen, daß ich Ihnen einigermaaßen angehöre, einem Vergnügen, an welchem mein Herz hängt, nicht entſagen dürfe. Eins bitte ich Sie, daß Sie mir, ſo lange Ihre kränklichen Umſtände Ihnen das Schreiben beſchwerlich machen, auf meine Briefe mit keiner Zeile antworten. Sie kennen mein Herz; Sie wiſſen, wie heilig und höchſttheuer mir jeder Beweis Ihrer gütigen Freundſchaft iſt, und, ſo lange ich lebe, bleiben wird. Es iſt wahr, der Hoffnung, deren mehrere zu ſammeln, würde ich nicht ohne viele

Betrübniß entſagen. Die Urſache dazu iſt mir weit trauriger, als ſelbſt der Verluſt, den ich dadurch leide; dennoch bin ich bereit, ſo bald es Ihnen Beſchwerde macht, dieſe Hoffnung ganz aufzugeben. Ich kann nicht wünſchen, daß Sie durch das, was mir Freude macht, nur im geringſten leiden ſollen. Ja, ich wollte ſelbſt gern nicht mehr an Sie ſchreiben, wenn es geſchehen ſollte, daß meine Briefe Ihnen nur den kleinſten Grad von unangenehmer Empfindung oder Ueberdruß erweckten.

Meine gute Tante, von der ich Ihnen im vorigen Briefe ſchrieb, iſt noch am letzten April geſtorben. So gern! ſo ruhig! — Ich war an ihrem Sterbetage über zwo Stunden bis eine halbe Stunde vor ihrem Ende bey ihr. Nie bin ich zuvor bey einem Kranken- oder Sterbebette geweſen; und ſo feyerlich und durchdringend der Anblick an ſich ſelbſt iſt, ſo neu und ungewohnt er für mich war, ſo habe ich doch keine andere als angenehme und ruhige Ideen, und tröſtliche und ſanfte Eindrücke, die ich in meinem Herzen zu behalten wünſche, mit mir davon hinweggenommen. Nein, der Tod kann ſo fürchterlich nicht ſeyn, oder es muß weit weniger davon geſehen als empfunden werden. Und doch, wie heiter war ſie nicht! Wie frey ihr Gemüth! wie los ihr Herz! Sie betete unabläſſig und mit Inbrunſt, und freute ſich ſichtbar der Zukunft ihres Heilandes. Der Tod hat keine Schrecken; ſie und die umſtehenden

den Freunde ſahen und fühlten keine. Wir ſahen wohl etwas von der Angſt und dem Untergange der Natur: aber wir ſahen weit mehr von dem Siege der Unſterblichkeit und des Lebens, das Jeſus Chriſtus ans Licht gebracht hat. —

Die gute kranke Leineweberinn iſt nun auch bettlägerig und dem Tode nahe; ſie wird auch gern und ſelig ſterben. Ein unverheiratheter Frauenzimmer, bey dem ihre Schweſter lange Jahre in Dienſten iſt, hat ihr verſprochen, ihr Töchterchen zu ſich zu nehmen, und für deſſen Erziehung zu ſorgen. Dieſes iſt eine doppelte gute That; Wohlthat für Mutter und Kind, die Gott belohnen wird, der auch, ohne daß ſie es verdienen, den Menſchen ſo viel glückliches begegnen, ſie ſo viel Angenehmes empfinden läßt.

Am erſten Pfingſtfeyertage erhielt ich, nach einem vortrefflichen Spatziergange mit meinem Vater und Geſchwiſter, aus den Händen meiner Mutter einen ſehr lieben Brief von dem guten Herrn von D⸗⸗, und mit demſelben viele Freude für mein Herz. Dieſe, durch zwar ſeltene aber ſehr liebe Briefe unterhaltene Freundſchaft, iſt eine von den beſten Vergnügungen meines Lebens, und den liebſten Angelegenheiten meines Herzens. Wie viel gute und angenehme Bekanntſchaften habe ich nicht der Gütigkeit zu danken, mit der es Ihnen gefallen hat mich zu unterſcheiden! — Vor kurzem habe ich noch eine Bekanntſchaft gemacht, die ich wenigſtens auf eine entferntere Art von dieſer Urſache herzuleiten habe, und die mich dadurch intereſſirte, ſo wie alles, was eine eigentliche oder uneigentliche Beziehung auf Sie und Ihre Gewogenheit für mich hat. Ich ſehe aus Ihrem Briefe, daß Ihnen Herr ⸗ ⸗ ⸗ davon geſagt hat; allein ich wünſche Ihnen ſelbſt die kleine Geſchichte dieſes mir lieben Beſuches zu erzählen. —

— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — —

An eben den Morgen ließ ſich Herr Doctor ⸗ ⸗ bey mir melden. Meine Schweſter und ich nahmen ihn an. Er überreichte mir ein Billet von ſeiner Verwandtinn; ſagte, daß er mich durch meine Briefe an dieſelbe ſchon vor einigen Jahren kennen gelernet, und von der Zeit an den Vorſatz gefaſſet hätte, wenn er jemals nach Dresden käme, meine perſönliche Bekanntſchaft zu ſuchen; daß er ſich über ihre Freundſchaft für mich eben ſo ſehr, als über meine Freundſchaft für die Mademoiſell ⸗ ⸗ freute, und über den Auftrag dieſer letztern an mich vergnügt wäre, weil er ihm einen geſchickten Vorwand zu ſeinem Beſuche gegeben, und die Freyheit deſſelben gemildert hätte. Er redete viel Angenehmes mit uns, und kam mir vernünftig, unterhaltend und gutherzig vor: aufrichtig ohne Rauhigkeit, verbindlich ohne Schmeicheley, ungekünſtelt, und ohne alles dasjenige, was die Franzoſen Prätenſion nennen. Er gefiel mir auch in dem, was er von ſich ſelbſt ſagte.

Er geſtund, daß er lieber mit Frauenzimmern als mit jungen Mannsperſonen umgienge, weil man ſich in ihrem Umgange einigermaßen Zwang anthun, und eine nachgebende Gefälligkeit annehmen lernte, welche die Sitten ſanfter machte. Junge Mannsperſonen wären nur immer, entweder von ihren Ergötzlichkeiten, die oft die ſeinigen nicht wären, oder von ihrem Studiren, oder von ihren Abſichten und Entwürfen für ihr Glück voll, und redeten davon, welches für ihn, in der Stunde des Umgangs, in der er ſich erholen und vergnügen wollte, nicht leicht und angenehm genug wäre. Doch tadelte er auch den Ton der meiſten = = iſchen Frauenzimmer in Geſellſchaft. Er erzählte, wie er wenig Umgang und Zerſtreuung hätte, und keine ſchwärmenden Luſtbarkeiten, ſelbſt das Theater nicht mehr ſo wie ſonſt liebte. Ein Beſuch bey einem Freunde, eine Stunde Spatziergang in einer angenehmen Gegend, ein Brief an eine abweſende ihm theure Perſon — dieſes ſey hinreichend, ihn auf eine ganze Woche heiter, und gegen alle andere Zerſtreuung gleichgültig zu machen. ꝛc.

— — — — — — —
— — — — — — — —
— — — Er verließ uns mit einer Miene, in der ich zu leſen glaubte, daß er über die Stunde, die er mit uns beiden verſchwatzt hatte, vergnügt wäre, und bat um Erlaubniß (unter dem Vorwande Abſchied zu nehmen,) uns noch einmal zu ſehen.

— —

— — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — —

Es iſt die höchſte Zeit dieſen Brief zu ſchließen. Ich will auch kein Wort hinzuſetzen, als daß ich mit den eifrigſten Wünſchen für Ihre Geſundheit, und mit dem Herzen einer zärtlichen Tochter bin ꝛc.

Dresden, den 11. Junius,
1768.

CLXXIII.

Berggießhübel, den 3. Jul.
1768.
Sonntags Abends um 9 Uhr.

Liebſter Herr Profeſſor,

Hier bin ich nun ſeit vierzehen Tagen mit ein paar geliebten Perſonen, meiner Mutter und meiner Schweſter, im Bade, wie Sie vor vier und fünf Jahren. Aber ich weis Ihnen nichts von uns zu erzählen. Vielleicht verdiente die hieſige Gegend, welche Carlsbad und Töplitz übertreffen ſoll, Ihnen geſchildert zu werden. Allein dazu brauchte ich in der That eine poetiſche Feder, oder einen Pinſel; denn unſre blumenvollen Thäler, in welchen ſich unverſteckt, und zwiſchen Weiden und andern Sträuchern, ernſthaft murmelnde, oder ſpielend ſchwätzende Bäche ſchlängeln;

unſre graſichten, oder bebüſchten, oder beſäeten Hügel und Berge; der unaufhörlich abwechſelnde Geſang der Waldvögel und Lerche; die natürlich-bedeckten, ſchattenreichen Gänge und hohen Alleen, und die bäuriſchen Gärten, aus welchen, unter den nützlichen Gewächſen, ſparſam aber deſto anmuthiger, manche friſche Roſe hervorglänzt; Heumäher, die Blumen auf den Hüten tragen, und ein Schäfer, der verborgen im Gebüſche, auf ſeiner Pfeiſe oder Flöte (wie man es nennen will.) einſam und vergnügt, vielleicht gar zärtlich, ſein Stückchen ſpielt; dieß alles zuſammen macht eine ſehr poetiſche Gegend aus; und noch nirgends hahabe ich ein ſo ähnliches Urbild zu der Idee gefunden, die ich von Arkadien habe, als hier.

Mit der Beſchreibung der Landſchaft möchte ich wohl nicht glücklich ſeyn; und die Badegäſte ſind in geringer Anzahl; Leute, die ich wenig kenne, und — Leute wie wir ſelbſt, von denen ſich nichts Merkwürdiges ſagen läßt. Dennoch habe ich mir einen kleinen Liebling unter ihnen erwählt; einen Knaben von drey Jahren und etwas drüber, das ſanfteſte, liebenswürdigſte, freundlichſte Kind, das ich noch geſehen habe, das ich Ihnen tauſendmal lieber abmalen möchte, als die ganze ſchöne Gegend; für welches mein Herz aufrichtige Wünſche thut, ſolche nämlich, daß es einen Lehrer und Führer finden möge, der ſeine Seele ſo bilden helfe, als ſein Körper regelmäßig, und ſeine kindiſchen Sitten einnehmend gebildet ſind;

einen Lehrer, der das an ihm thun möge, was Sie, gütigſter Herr Profeſſor, an ihm gethan haben würden, wenn er zwanzig Jahre früher gebohren, und in Ihre liebreichen Hände gekommen wäre. Es muß ein Schmerz ſeyn, und viel Ueberwindung dazu gehören, (ſo habe ich heute gedacht.) gegen ein ſolches Kind Schärfe zu gebrauchen, um gewiſſe unvermeidliche Unarten auszurotten, die das liebenswürdige Geſchöpf dereinſt verſtellen könnten. Ich lockte den Kleinen heute in unſre Stube, weil mein Vater hübſche Kinder ſehr gern ſieht, (Er hat uns heute mit Bruder Carln ganz unvermuthet überraſcht, und iſt nun, um ſechs Uhr, ſchon wieder fort, der arme Papa! —) Er nahm es auf ſeine Arme und küßte und klopfte es.

Wir leben hier einſam, ruhig und ſehr ordentlich. Wir baden gleich früh um ſechs Uhr, eſſen meiſtens Spinat und andere Gartengewächſe, Sallat, Erdbeeren und alle Abende Milch; gehen ſehr viel ſpatzieren und befinden uns wohl dabey. Bey ſo wenig Zerſtreuung und Geſchäfften denke ich unaufhörlich an alles, was mir lieb iſt, und woran mein Herz einen zärtlichen und vergnügten Antheil nehmen kann; denn zu traurigen und unangenehmen Gedanken darf man es, wie Sie wiſſen, im Bade nicht kommen laſſen. Sollte ich nun da nicht auch an Ihren morgenden feyerlichen Tag gedacht haben, liebſter, theuerſter Herr Profeſſor? Gott nicht für das Geſchenke dieſes zu Ihrem ſegensvollen Leben hinzugefügten Jahres gedankt haben? — Morgen, wenn ich erwache — und ich erwache hier früh — ſoll es mein erſtes vorſetzliches Geſchäffte ſeyn, Gott für Sie um Segen für Ihr künftiges Leben, um Geſundheit, um Heiterkeit Ihres Gemüths, um Vermehrung Ihrer Tage, und um Beyſtand zu jeder Ihrer edlen und frommen Abſichten zu bitten. Voll Zuverſicht und Vertrauen auf die Uebereinſtimmung des göttlichen Willens mit meinem Gebete, will ich mit Freuden in die verfloſſene Reihe von Jahren zurück ſehen, ſeitdem Sie, beſter Herr Profeſſor, angefangen haben Antheil an mir zu nehmen, und dann, erfüllt mit dem glücklichen Bilde, und mit dergleichen Empfindung der Freude, weit hinaus in die zukünftige Zeit denken, in welcher ich noch Ihrer unſchätzbaren Freundſchaft genießen, noch im Beſitz des Glücks ſeyn werde, Ihnen die aufrichtigſten, ehrfurchtsvolleſten, zärtlichſten Empfindungen meines Herzens für Sie, erklären zu dürfen. — Frohe und rührende Viertelſtunden werden es ſeyn, die ich auf ſolche Art Ihnen zu verdanken haben werde. Auch dafür wolle Sie Gott durch Ihr ganzes Leben ſegnen! ꝛc.

CLXXIV.

CLXXIV.

Liebſte Mademoiſell,

Herr C ⸗ ⸗ ⸗ reiſt morgen nach Dresden, und es wäre unverantwortlich, wenn ich ihm nicht einen Brief an meine beſte Correſpondentinn mitgäbe. Doch nein, nicht einen Brief, ſondern nur ein Paar Zeilen — ſo weit iſt es leider mit mir, der ich ſonſt ſo gern ſchrieb, ſo gern an meine liebe ⸗ ⸗ ſchrieb, gekommen. Beides in Ihrem letzten Briefe, liebe Freundinn; ſowohl die Beſchreibung von Berggießhübel, das ich kaum den Namen nach gekannt habe, als auch die Geſchichte von Ihrem Aufenthalte daſelbſt, hat mich ſehr unterhalten; und da ich auf Ihren feyerlichen Glückwunſch zu meinem Geburtstage kam, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, theils wegen ſeines frommen Innhalts, theils weil ich fühlte, wie viel mir fehlte, wenn ich alles des Guten, das Sie mir erbitten, werth ſeyn ſollte. Gott wolle es Ihnen itzt und nach mir ſo wohl gehen laſſen, als zum Glücke eines guten Herzens dienlich iſt. Ich grüße Ihr ganzes Haus und Herrn Z ⸗ ⸗ und ſein Haus ergebenſt.

Leipzig, den 8. Aug.
1768. G.

CLXXV.

CLXXV.

Dreſden, Sonnabends Abends,
den 17. Sept. 1768.

Liebſter, beſter Freund,

Mit einem ſehr gerührten Herzen komme ich zu Ihnen; mit einem Herzen voll angenehm trauriger Empfindungen — Der ganze heutige Tag iſt mir ſo ſchnell dahin geſchlichen, ganz einförmig, in Ruhe, Heiterkeit und anhaltendem Fleiße. Itzt gedachte ich, um gleichſam davon auszuruhen, ich wollte Fritzchen aufſuchen, und ihr verſchlagen, eine Partie Piquet mit mir zu ſpielen; ich verließ aber ſogleich dieſen Einfall wieder. Die Einſamkeit um mich; das ſchwache Licht, das nur das Tiſchchen vor mir erleuchtet, und den übrigen Theil des Zimmers halb in Dunkelheit läßt; das Zimmer an ſich ſelbſt, in welchem ich vielleicht den größten Theil meiner glücklichſten Stunden zugebracht, in welchem ich alles geſehen habe, was meinem Herzen jemals ſehr theuer geweſen, — (nur Sie fehlen, und noch zwo Perſonen,) — in welchem auch Ihr Bildniß hängt; endlich der nicht entfernte Schall feyerlicher Trauergeſänge, die eben itzt vor der Wohnung des ſeligen Grafen Rex abgeſungen werden; alles dieſes machte, daß ich mir eine ehrwürdige Geſellſchaft und eine intereſſante Beſchäfftigung wünſchte, und goß eine Art von ſanfter Traurigkeit in meine Seele, ohne dennoch mich betrübt zu machen. Ich weis auch nicht, warum meine Augen voll Thränen waren, als ich dieſen Brief hier anfieng. Sie kamen, glaube ich, von einer zärtlichen Aufwallung der Freude, daß ich mich noch Ihnen nähern, mich noch mit Ihnen unterhalten kann. — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn wir darauf achten, ſo finden wir, daß unſer ganzes Leben, und alle zeitliche Freude deſſelben, in einem beſtändigen Untergange beſteht. Selbſt was wir die Fortdauer unſers Vergnügens nennen, iſt der immerwährende Fortgang ſeiner Abnahme; jeder vorbeyſtreichende frohe Augenblick begräbt ſeine eigenthümliche Freude, und verringert die Zahl derer, die uns vergezählt ſind: — Auch ich hatte Freude, die ich nicht mehr unterhalten, deren ich mich nur erinnern, die ich nur beweinen kann. In eilf Tagen wird es um die itzige Stunde neun Jahr. — Aber nichts hiervon! Ich bin dennoch glücklicher, als viele. Meine geliebten Aeltern; den theuren Freund, an den ich ſchreibe; mein Geſchwiſter; und viele mir ergebene gute Perſonen, die beſitze ich noch alle. Durch dieſe genieße ich mehr Glückſeligkeit und Freude, als ich zu genießen werth bin. Herr E ⸗ ⸗ ⸗ machte uns nur kürzlich eine ſehr frohe Woche. Vielleicht hat er Ihnen etwas davon erzählt. Er war vergnügt unter uns, und wird herzlich von uns allen geliebt. Er brachte mir einen unerwarteten ſehr lieben Brief von Ihnen, für welchen Ihnen mein ganzes Herz dankt; und zwar brachte er ihn mit einer ſo guten Art, daß ich wohl wünſchte, ihm einen dafür an Sie mitzugeben, wenn er ihn vielleicht auch Ihnen mit ſo guter Art überreichet hätte. Aber die ſechs Tage ſeines Hierſeyns entflohen mir zu geſchwind. Größtentheils brachten wir ſie in ſeiner Geſellſchaft zu; und die Zeit, in der er nicht um uns war, wandte ich an, einige kleine Sorgen aus meinem Gemüthe zu verbannen, damit ſolche dieß in ſeiner Gegenwart nicht umwölken möchten.

Sie, beſter Herr Profeſſor, können es vielleicht vom Herrn Oberpoſtcommiſſar erfahren haben, wie unſers X⸗⸗s Anſchläge für ſeine künftige Verſorgung auf eine fürchterliche Art bedrohet wurden. Dieſes beunruhigte mich eben damals ein wenig ſeinetwegen. Nun hat es ſich aufgeklärt, daß es abermals eine vergebliche Unruhe geweſen, wie die meiſten menſchlichen Unruhen ſind, weil ſie doch am Ende allemal zu nichts helfen. Sie hat vielmehr eine gute Wirkung gehabt, ſie hat unſern X⸗⸗ auf acht Tage hieher geführt; und darüber; ob es nun gleich unnöthig iſt, wird doch keines von uns unzufrieden ſeyn. Seitdem wir aus dem Bade nach Hauſe ſind, iſt meine Mutter noch nie ſo heiter und aufgeräumt geweſen, als ſie itzt bey X⸗⸗s Beſuch geworden. Und in der That, liebſter Herr Profeſſor, ich habe oft gedacht, es würde ſelbſt Ihnen bey uns manchmal gefallen haben, zumal wenn eines von uns Ihr

Sohn, oder Ihre Tochter geweſen wäre. Da hätten Sie vielleicht unſern ſüßen vertraulichen Geſchwätzen zugehört, wie ihnen meine Mutter zuhörte, wenn wir uns in die erſten Zeiten unſerer Bekanntſchaft zurückſetzten. — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Solche Zurückerinnerungen ſind ſehr angenehm und intereſſant, ſie bringen uns auf die Hauptangelegenheiten unſers Lebens zurück. Denn unſere pflichtmäßigen und tugendhaften Zuneigungen und Verhältniſſe ſind das Einzige, was unſerm Leben einen Zuſammenhang und ein weſentliches und feſtes Andenken giebt. Die andern Umſtände des Lebens und des Glücks; die Sitten; der Umgang; die Beſchäfftigungen und die Lebensart: alles ändert oft ab, und verſchwindet, von neuen Dingen dieſer Art verdrängt, wie ein Traum dem Gedächtniſſe. Allein das Verhältniß, in welches Gott uns mit ihm ſelbſt zu ſetzen uns gewürdiget hat, und dann die heiligen Bande, mit welchen er uns an Seelen von gleicher Natur und gleichen Beſtimmung verknüpft, machen ein ununterbrochenes Ganzes aus, das ſtets durch alle abwechſelnde Scenen des Lebens daſſelbe bleibt, und durch alle Ewigkeit ungehindert und immer vollkommener mit uns fortdauert.

Montags den 19. Sept. früh.

So weit ſchrieb ich vorgeſtern Abends. Heute bin ich fröhlicher. Ich denke, ich würde heute beſſer ſchreiben als jemals, wenn ich nur nicht ſonſt ſo viel zu thun hätte. Es iſt ein heiterer ſchöner Morgen, ſo ſchön, daß meine Mutter, die ſich ſonſt nicht leicht zum Spatzierengehen entſchließt, mit Fritzchen ſpatzieren gegangen iſt. — Bey mir hier iſts auch recht hübſch. Ich bin wieder ganz allein; aber von lauter Sonnenſchein umgeben. Alles iſt Licht und Leben um mich. Wie mögen Sie ſich denn itzt befinden, theuerſter Freund? Wie mag es bey Ihnen ſeyn? Auf die Meſſe werden die Herren ⸗⸗⸗ und X⸗⸗ nach Leipzig kommen, und mir, Gott gebe! erwünſchte Nachrichten von Ihnen mitbringen. ꝛc.

CLXXVI.

Liebſter Herr Profeſſor,

Gute Freunde ſind immer gewohnt Feyertags zuſammen zu kommen, und das iſt keine üble Gewohnheit. In der Kindheit ſchon werden uns die Feyertage ſo lieb, weil man da ſpielen, Viſiten geben, ſeine beſten Kleider anziehen, ſpatzieren gehen darf. Kleine kindiſche Urſachen, die mit der Zeit verſchwinden; in dem Gemüthe aber einen frohen Eindruck hinterlaſſen, der es, wenn dieſe Tage wiederkommen, zur Luſt und Freude beſonders fähig macht. Hierzu geſellen ſich, in reifern Jahren, die großen und wichtigen Urſachen der Freude, die das ganze menſchliche Geſchlecht angehen, und jeden einzelnen Menſchen von der erſten Abſicht Gottes für ihn, ihn ewig glückſelig zu machen, überzeugen; welche gnädige Abſicht ihm zugleich ein Unterpfand iſt, daß es ein ſo gütiger Gott ſeinen Menſchen an keinem wahren Guten je werde fehlen laſſen.

Dieſes tröſtende Gefühl der allgemeinen Menſchenliebe Gottes, mit dem aus unſrer Kindheit zurück gebliebenen frohen Eindrucke vereinigt, nebſt der ruhigen Sammlung unſerer Gedanken und der Entfernung von zerſtreuenden und ermüdenden Geſchäfften, machen unſre Herzen offener, fröhlicher, leichter; unſern Verſtand freyer; und uns zur geſellſchaftlichen Freude und zur Belebung des Umganges geſchickter. Aus dieſem Grunde erkläre ich es mir, daß an ſolchen Tagen Bekannte und Freunde ſich unter einander zu vergnügen ſuchen, welches an ſich ſehr erlaubt ſeyn kann, obgleich auch hierbey, wie bey vielen guten Dingen, ſehr ſtrafbare Mißbräuche eingeriſſen ſind. — Nun! bald werde ich ein Traktätlein über die Feyertagsbeſuche ſchreiben. Wenigſtens iſt es ein ſehr weitſchweifiger Eingang, um Ihnen, beſter Herr Profeſſor, zu ſagen, daß ich heute keinen Beſuch gebe, auch keinen erwarte, als unſern gewöhnlichen Abendbeſuch, unſern ***, und um Sie zu bitten,

ten, daß Sie mir erlauben, nur auf eine ſehr kurze Zeit (denn ſchon iſt es bald Abend,) ein wenig zu Ihnen zu kommen.

Vielleicht finde ich meine Freundinn, meine G * *, bey Ihnen. Ich meyne ihren letzten Brief an mich, den ich neulich Herrn C * * * zugeſchickt habe, mit der Bitte, Ihnen denſelben mitzutheilen. Es kann ſeyn, daß Sie ihn nun ſchon geleſen, Mitleiden für die liebe Kranke empfunden, und zu Gott für ſie gebetet haben. Es müßte ihr in ihrem itzigen Zuſtande eine mächtige Unterſtützung ſeyn, wenn ſie ſo glücklich wäre, Ihres Zuſpruches und Troſtes zu genießen. Es zeigt ſich einige Niedergeſchlagenheit in ihrem Briefe, aber auch viel Geduld, viel Ergebung, und viel liebreiche und edle Bekümmerniß für die Ruhe ihrer Freunde, die ſie ohne ihre Schuld unterbricht. Sie muß eine ſehr gute Perſon ſeyn — Fromm und gut, und meine Freundinn, meine wahre Freundinn, und Ihr Geſchenk, beſter Herr Profeſſor! Nächſt Ihrer eigenen Gewogenheit das theuerſte und liebſte von Ihren Händen! Ich kann es weder ihr noch Ihnen ſagen, wie herzlich ich ſie liebe und ehre, wie ſehr ihr letzter Brief mich gerührt hat, und mit welcher Bewegung ich einige Stellen in meiner Antwort darauf geſchrieben habe.

Ich habe es kaum ſeit einem Jahre recht lebendig verſtehen und empfinden lernen, welch eine unſchätzbare Wohlthat Gottes die Geſundheit iſt.

Vorigen Winter war ich krank, oder doch auf dem Wege es zu werden. Man vermuthete, ich würde in eine auszehrende Schleichkrankheit fallen, und ich dachte es ſelbſt. Mein Gemüth litt von dem Verfalle meiner Geſundheit. Die Mühe, die ich anwandte, um aufgeräumt zu ſeyn wie ſonſt, und die ich doch größtentheils vergeblich anwandte, vermehrte das Uebel, und machte mich traurig und unzufrieden, und unwillig mit mir ſelbſt. Ich ſchreibe etwas hiervon dem langen und ſtrengen Winter zu, der uns zu ſehr ins Zimmer verſchloß; denn ſo bald die Witterung ſanft ward, und ich wieder anfieng auszugehen, empfieng ich gleichſam ein neues Leben; und etliche wenige Mittel und Diätregeln, die unſer Medicus mir verſchrieb, machten alles wieder gut. Hierzu kam unſer ſechswöchentlicher Aufenthalt auf dem Lande, der ſchöne Herbſt, und nun der noch immer nicht unangenehme Winter. Wir drey Geſchwiſter ſind geſtern noch ſpazieren geweſen, und ich befinde mich ſehr wohl dabey, und danke Gott aus dem Innerſten meines Herzens dafür. — Möchte die gute G⸗⸗ zum Troſte ihres Mannes und ihrer Mutter itzt nicht ſchlimmer ſeyn, als ich vorm Jahre war, und mit dem Frühlinge ſo geſund werden, als ich es geworden bin! Geſundheit iſt vielleicht das Einzige, was ihr fehlt; ſonſt wäre ſie glücklich. Ihre liebſten Wünſche ſind ihr erfüllt Ich kann nicht zweifeln, daß ihre Ehe nicht ſehr zufrieden ſeyn ſollte. — Nun hat ihr Gott ihre

Geſundheit, und mit derſelben alle Fühlbarkeit für die Freuden dieſes Lebens hinweggenommen! Es ſey nun, daß er ſie durch ein kurzes vorübergehendes Leiden prüfen, oder ſie unter Schmerzen und Krankheit zu einem höhern Alter hinaufſteigen, oder bald die Kräfte ihres Lebens ſich gänzlich verzehren laſſen wolle: ſo muß er weiſe und gütige Abſichten dabey haben. Wir verſtehen oft nicht, was wir wünſchen.

Trau Gott, nicht deinen Schlüſſen
Die Wahl des Beſten zu.
Sprich: Wer wirds beſſer wiſſen,
Dein Schöpfer, oder du?

Itzt, am Schluſſe des Jahres, will ich auch die geliebte Freundinn dieſem allweiſen Schöpfer übergeben, wie ich alles, was mir das Theuerſte iſt, wie ich Sie, beſter Freund, ihm empfehle! Und ich ſollte wegen eines von denen, die ich liebe, bekümmert ſeyn? Sind ſie nicht alle unter der Aufſicht und in der Hand des ewigen Vaters im Himmel? Er erhalte Sie, liebſter theuerſter Herr Profeſſor! Er ſegne Sie! Er weihe Sie mit dem neuen Jahre zu nachfolgenden Jahren eines langen, ruhigen, nützlichen und ehrenvollen Lebens ein!

Der Herr Herr, dem ich Dich befehle
Der ſegne und behüte Dich!

ꝛc. ꝛc.

CLXXVII.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Sie haben mir ſtatt einer Antwort ein Geſchenk geſandt, das mir ſchon darum viel Freude machen müßte, weil es mir eine ſehr gute Gelegenheit giebt, ohne den mindeſten Schein von unbeſcheidener Zudringlichkeit, wieder einmal an Sie zu ſchreiben. Eine meiner angenehmſten Beſchäfftigungen, die ich in die Reihe, ja oft an die Spitze meiner liebſten Ergötzungen ſetze, und die ich ſchon einigemal als eine reichliche Erſetzung einiger andern Vergnügungen, die ich vielleicht mit Ungeduld wünſchte, und nicht haben konnte, genoſſen habe. Kaum fiel es mir ein, daß es ganz in meiner Macht ſtünde, mir meinen beſten und würdigſten Freund gegenwärtig zu denken, mich mit ihm zu unterhalten, und den Eindruck ſeiner Güte für mich, und die Vorſtellung ſeines Werthes in mir lebhaft zu erneuern: ſo gab ich gern alle meine kleinen Wünſche und Abſichten auf, und mein Gemüth befand ſich gleich in dem ſanften ruhigen Zuſtande, in welchem es nach nichts verlangt, und überzeugt iſt, daß es itzt alles das beſitzt, was es braucht, um zufrieden zu ſeyn. —

Doch ich bin ganz von dem abgekommen, was ich eigentlich thun wollte: ich wollte Ihnen für ein Geſchenk danken, das mir um der angezeigten Urſache willen ſchon lieb war, das aber noch in andern Betrachtungen einen hohen Werth für mich hat. Jedes andre Geſchenk hätte mir den Vortheil verſchafft, Ihnen meinen Dank in einem Briefe abſtatten zu dürfen; jedes andre Geſchenk aber wäre nicht ſo unmittelbar ein Geſchenk von Ihnen geweſen, und hätte nicht ſo wie dieſes das Gepräg Ihres Herzens, Ihrer Denkungsart, und Ihres Urtheils an ſich getragen.

Heute las ich die Abhandlung von der Andacht. Gott verhüte, daß dieſe Lektüre, ſo wie viel andere fromme Lehren, die wir wohl mit Rührung hören oder leſen, dann leichtſinnig vergeſſen, nicht mich richten, und einſt mein Gewiſſen ſchrecken möge! Auf der 12. Seite traf und rührte mich die Stelle, die ſich anfängt: „Ein Menſch, der „in den Augenblicken der Andacht, Gott in aller „ſeiner Größe, und ſich in aller ſeiner Niedrigkeit „erblickt ꝛc.“ — Ich will Ihnen meinen Fehler bekennen, liebſter Herr Profeſſor. Ich habe zuweilen einige Perſonen um mich haben müſſen, die keine von den Hoachtung-erwerbenden, empfehlenden Eigenſchaften beſitzen. Oft iſt der Ueberdruß ihrer Gegenwart bey mir ſo ſtark geworden, daß ich gegen ſie mürriſch und unfreundlich war, und es weder mir ſelbſt noch Andern zu verbergen ſuchte, daß ich ſie gering ſchätzte. Ich gab mir wohl verſchiedene Verweiſe darüber, beſſerte oft an meiner Aufführung gegen ſie, predigte auch wohl Andern Nachſicht und Ertragſamkeit, aber ohne dauerhaften Nutzen für mich ſelbſt. Heute, da ich Ihre Schrift las, habe ich mein Unrecht tieſer als ſonſt gefühlt, und mich darüber mehr geſchämt, und mit Gott den Entſchluß gefaßt, mir keine Nachläßigkeit oder Geringachtung gegen ſie zu erlauben, und nicht mehr zu predigen, ſondern lieber ſelbſt ein Beyſpiel der Sanftmuth und Beſcheidenheit, des Mitleidens und der Dienſtfertigkeit zu werden. O wenn es mir gelingt, in dieſem Stücke gegen dieſe Perſonen und auch gegen andere, wo ich vielleicht weniger darauf achtete, weil der Fall zu fehlen nicht ſo oft kam, beſſer zu werden: ſo möge Gott Sie auch, in Abſicht auf mich, für dieſe gute fromme Schrift ſegnen, und ſelbige noch vielen, vielen Nutzen, Ihrer heiligen Abſicht nach, ſchaffen laſſen! Freuen Sie ſich, beſter Herr Profeſſor, glücklicher Mann! Wie groß wird einſt Ihr Lohn für alles das Gute ſeyn, das Sie durch Gottes Gnade gethan haben! Mit welcher Ruhe muß eine Seele, die ſolchen Lohn vor ſich erblickt, auf die Begebenheiten dieſes Lebens, und mit welcher Gleichgültigkeit auf die Ehrenbezeigungen der Welt ſehen! Sie würden ihr verächtlich ſcheinen, wenn ſie nicht zum Theile aus Hochachtung, Dankbarkeit und Empfindſamkeit der Herzen, aus dieſen liebevollen Geſinnungen Ihrer Nebengeſchöpfe flößen, die ſie unmöglich gering achten, die ſie nicht anders als mit Erkenntlichkeit lieben und ſchätzen kann.

Wie mögen Sie ſich doch befinden? Sie werden wohl von der Anweſenheit des Hofs, und bey Gelegenheit der Meſſe wieder einige Unruhe haben.

Gott gebe nur, daß ſie Ihrer Geſundheit nicht ſchade! Geſtern wünſchte ich Ihnen, daß Sie irgendwo auf dem Lande, unter einigen wenigen Perſonen nach Ihrem Sinne, den Frühling genießen möchten. Ich bin ſchon verſchiedenemal ſpatzieren geweſen: aber noch niemals habe ich einen ſo ſanften und vergnügten Eindruck davon behalten, als von dem geſtrigen Spatziergange. Ich gieng mit Fritzchen allein gegen vier Uhr in der Gräfinn Moſzchinska Garten. Etliche unbekannte Menſchen waren hier, die uns nichts angiengen, und uns nicht ſtörten; eben genug um zu verhindern, daß man ſich in einem ſo weitläufigen Garten nicht zu einſam fand. Eine ſtarke Stunde lang durchliefen wir alle Gänge des Gartens, ſuchten allenthalben junge Veilchen, und machten daraus kleine Sträußer, für die Mama einen, und einen für Herrn ⸗ ⸗ ⸗, der am Morgen nach Leipzig abgereiſet war. —

Vom Gehen und Bücken müde, ſetzten wir uns an einen erhabenen Ort, von welchem wir die Landſchaft umher und einige Dörfer überſahen. Es war außerordentlich ſchön; die Luft ſo ſanftſchmeichelnd, der Himmel bedeckt und doch nicht trübe, das lachendſte Grün über die Felder gebreitet, und einzelne Menſchen, und zerſtreuete kleine Geſellſchaften, die mit einem ſtillen ſonntäglichen Anſtande durch dieſelben ſpatzierten — der frohe Geſang der Lerche über ihnen, und auf der andern Seite das Geſchwätz der mancherley Vögel in dem jungen Laube der Bäume des Gartens, und außer dieſen die ruhigſte Stille, ganz feyerlich, bis zu der angenehmſten Melancholie, und doch nicht zu ernſthaft oder traurig — und dann unſre kleinen vertraulichen Geſpräche und ſüßen Träumereyen von der Zukunft, mit zurückgerufenen Bildern des Vergangenen verbunden — alles rührte mich angenehm, und ich hatte eine der glücklichſten Stunden. Ich war ganz Zufriedenheit und ſtille moraliſche Freude; um einen einzigen Grad erhöhet, wird ſie eigentliches Lob Gottes und andächtiger Dank für ſeine Wohlthaten. Mir fiel die ſchöne Stelle aus Youngs zweytem Briefe über die Wolluſt im nicht fabelhaften Centaur ein: „Ein Garten hat von je her das Lob „und die Zuneigung des Weiſen gehabt ꝛc.“ — und ich fand mich dadurch und durch meine eignen Gedanken erbaut.

In der That, ſtilles unſchuldiges Vergnügen beſſert das Herz, und macht ſeine Zuneigungen zärtlicher und liebreicher — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — —

Dresden, den 17. April,
1769. ꝛc. ꝛc.

Den 21. April.

Dieſer Brief iſt alt geworden; das macht, ich habe immer noch etwas hinzuſetzen wollen;

doch er iſt ſchon ſo lang. Ob ichs denn itzt noch thue, ehe ich zuſiegle? Ich dächte wohl. Wohlwollen und Liebe für eines unſerer Mitgeſchöpfe mehr, mehr zu empfinden, iſt eine der beſten und angenehmſten Empfindungen: und angenehme Empfindungen, die aus liebreichen Zuneigungen fließen, ſind ein ſehr beträchtlicher Zuwachs für unſre innerliche Glückſeligkeit; und unſre innerliche Glückſeligkeit iſt immer wichtig genug, um mit denen, die uns Gutes wünſchen, davon zu reden. Ich habe vor vierzehen Tagen eine junge, blühende und aufrichtig geliebte Freundinn verloren. Doch will ich dieſe Begebenheit itzt nicht aus dem traurigen Geſichtspunkte des Verluſtes betrachten. Vielmehr will ich daran denken, daß ich nun mit aller vorigen zärtlichen Liebe für ſie, und mit allen ſüßen Erinnerungen des Vergangenen noch die frohe Hoffnung des Wiederfindens und der unzertrennbaren Vereinigung verbinde, und aus dieſen Quellen tauſend beglückende Vorſtellungen unterhalte. Eigentlich habe ich alſo nichts verloren, und was ich noch erworben habe, will ich Ihnen gleich ſagen.

Die verſtorbene junge Freundinn hatte noch eine jüngere Schweſter, die ich gern leiden konnte, aber noch nicht liebte. In der That beſaß die älteſte gewiſſe einnehmende Vorzüge vor ihr. Die jüngſte war ſelbſt tödtlich krank geweſen, und nur eben erſt außer Gefahr, als jene ſtarb. Wir beſuchten ſie bald nachher, fanden ſie mehr krank, als auf dem Wege beſſer zu werden, ganz niedergeſchlagen von dem Streiche, der ihre Schweſter getödtet hatte; und es ſchien ihr, ſowohl zu einer heftigen lauten Betrübniß, als zu der geringſten Bemühung, ſich ſelbſt aufzurichten, an Kräften zu fehlen. Sie war ganz Empfindlichkeit für das Andenken ihrer Schweſter; ihr Kopf und ihr Herz waren ſo davon eingenommen, daß ſie nichts anders dachte, von nichts anderm redte, alle, auch die kleinſten Umſtände ergriff, mit Wohlgefallen dabey verweilte, und eine Art von ſchmerzhafter Wolluſt darinnen fand, ſie von derjenigen Seite zu betrachten, die die allerrührendſte war, und ihr den meiſten Anlaß, ſich zu betrüben, gab. Ich hörte ihr mit einem ſüßen Schmerze zu, und von dem Tage an liebte ich ſie. Ich erfuhr, daß heiße, zärtliche Liebe in einer uns gleichgültigern Perſon für einen Gegenſtand, der uns ſehr werth iſt, und ein mitleidenswürdiges Unglück, vielmehr zum Vortheil einer Perſon ausrichten, und unſre Herzen derſelben viel ſchneller zuwenden, als alle ihre eifrigen Bemühungen um unſre Freundſchaft nicht gethan haben würden. — Am folgenden Tage hatte das tieftraurende Mädchen das neue größere Unglück, ſeine Mutter an einer plötzlichen und kurzen Krankheit, aller Wahrſcheinlichkeit zuwider, ganz unvermuthet ſterben zu ſehen. Durch dieſen neuen Unfall ward ſie mir noch intereſſanter; und ſo, wie er mir eine Gelegenheit war, ſie öfter zu ſehen, und ſie in den erſten Regungen ihres Schmerzens, in welchen man ſo leicht die Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt verliert, zu beobachten, gab er mir das Vergnügen, ihren Charakter mehr als jemals vor meinen Augen entwickelt zu ſehen, die lebhafteſte, dankbarſte und feinſte Art von Zärtlichkeit für die Gegenſtände ihrer Liebe darinnen zu entdecken, und ſie, um der Geſinnungen und Eigenſchaften willen, die ich an ihr fand, noch mehr zu lieben. Nun ſtehen vier junge mutterloſe Waiſen unter ihrer Aufſicht und Pflege. Sie ſieht den Umfang ihrer nunmehrigen Pflichten ein, und fühlt den ſehr vernünftigen Kummer, ob ſie auch das Vermögen haben werde, ſie gehörig zu erfüllen. Ihr Vater, welcher außer einem zwanzigjährigen Sohne, der in einer verwandten Familie lebt, ſonſt keine erwachſenen Kinder, und überall keine Tochter mehr, und von ſiebenzehn Kindern nur noch ſechs übrig hat, iſt voll Sorgen, ſo viel Schmerz und Unruhe werde ihre kaum wiederkehrende Geſundheit aufs neue zerſtören. Er liegt ihr an, die Stadt zu verlaſſen, und zu einer Tante aufs Land zu gehen, welchen Aufenthalt ſie ſonſt mit einer Art von Leidenſchaft liebt, und nur acht Tage dort zu bleiben, nur ſo lange als er ſelbſt in L⸗⸗ ſeyn, und ſie hier der allertraurigſten Einſamkeit überlaſſen muß. Aber ſie will nicht, weil ſie die Kinder nicht mitnehmen könnte. Ich ſelbſt ſuchte ſie zu bereden, und ſtellte ihr vor, daß ein Frauenzimmer bey Jahren, welches ſie während der Krankheit aller dieſer Kinder (denn ſie waren alle ſechſe an den Maſern krank, und ihre gute Mutter war wohl das Opfer des um ſie erlittenen Jammers, der Unruhe und der Abmattung) zu ſich ins Haus genommen, ſolche ſo gut, als ſie ſelbſt, verſorgen könnte. — „Nein, ſagte „ſie; das kann ich nicht. Ich denke ſo: Wenn „die Mama mir noch hätte ſagen können, was „ich thun ſollte: ſo würde ſie mir vor allem empfohlen haben, ihre Kinder in Acht zu nehmen: „alſo kann ich ſie auch nicht verlaſſen.“ — Um des einzigen Zuges willen hätte ich ſie lieben müſſen; wenn auch nicht ſo viel Urſachen des Mitleids mitgewirkt hätten. Iſt dieſer ſtrenge Gehorſam gegen vorausgeſetzte Verordnungen einer verſtorbenen Mutter nicht ſchön? Und iſt er nicht doppelt ſchön in einem ſo jungen Mädchen von funfzehn bis ſechszehn Jahren? — Um der ſo guten Schweſter und Tochter willen, liebſter Freund, müſſen Sie mir verzeihen, daß ich wieder etliche Seiten vollgeſchrieben habe. Ich wollte nur ein kurzes Poſtſcript machen, und bin unvermerkt ſo weit geführet worden. Und nun will ich den Fehler dadurch, daß ich ihn entſchuldige, nicht noch vergrößern. Lieber will ich Sie bitten, nicht unwillig zu ſeyn auf

Ihre

ꝛc. ꝛc.

CLXVIII.

CLXXVIII.

Beſter Herr Profeſſor,

Heute las ich einen von Ihren alten Briefen in welchem Sie mir auf die gütigſte Art von der Welt ſagen, daß Sie in acht Wochen keine Nachricht von mir hätten, und nun ſolche täglich erwarteten. Itzt iſt es länger, viel länger, daß ich Ihnen nichts von mir geſagt habe; und vielleicht — je nun, vielleicht iſts Ihnen nicht ganz unangenehm, einmal wieder von mir zu hören. Von Ihnen höre ich auch ſehr wenig. Meine letzte Nachricht iſt von Herrn C = = =, der mir ſchreibt: Unſer lieber Herr Profeſſor befindet ſich leidlich. Aber Herr = = = hat gar nicht die Freude gehabt, Sie während ſeines letzten langen Aufenthalts in Leipzig zu ſehen; und als Sie Ihre Reiſe nach D = = = und in Ihre Vaterſtadt thaten, freute ich mich ſehr über Sie, und dachte, Sie müßten doch mehr als gewöhnlich munter und heiter ſeyn. Und das ſind Sie geweſen, wie mir kurz darauf Madam = = im Vorbeygehn geſagt hat. Seitdem ſchrieb mir meine D = =, daß Sie an Zahnſchmerzen viel gelitten hätten, und ich hatte ſie für den zärtlich traurigen Ton lieb, in welchem ſie mir dieſe böſe Nachricht ſchrieb.

Vielleicht vergütet mir meine D = = die ſchlimme Zeitung von Ihren Zahnſchmerzen bald mit der erfreulichern von Ihrem Wohlbefinden am vierten Julius; denn an dieſem feyerlichen Tage wird ſie oder ihr Sohn gewiß Ihre Geſellſchaft genoſſen haben. Geſegnet müſſe der Tag für Sie ſeyn! Und zahlreich und geſegnet alle die, ſo ihm folgen werden! — Ich habe Hoffnung, unſern E ⸗ ⸗ ⸗, und, wenigſtens wünſche ichs, auch Frau D ⸗ ⸗ dieſen Sommer noch zu ſehen. Ich ſehne mich recht ſehr nach meinen abweſenden Freunden; wenn ich nur einen von ihnen ſehen ſollte! Sie ſind mir alle ſo gleich lieb; und ich habe ſie faſt alle auf gleiche Weiſe erlangt. — Alle ſind mir wie Einer, und in Einem ſehe ich ſie Alle. In der That, liebſter Herr Profeſſor, es ſind alles liebe, gute Menſchen, die Freunde, von denen ich geliebt bin! Doch ſcheine ich mir itzt vorzüglich den guten D ⸗ ⸗ zu wünſchen; um ſeinetwillen wünſche ich ihn. Er ſoll ſehr kränklich ſeyn. Zerſtreuung und Freude könnten ſeiner Geſundheit vielleicht mit aufhelfen.

Abends gegen acht Uhr.

So viel ſchrieb ich heute gleich nach dem Mittagseſſen. Um ſechs Uhr wollte ich mich frey machen und wieder ſchreiben; da ward ich von einem Freunde gehindert, der mich beſuchte, um mir einen Kupferſtich, les Adieux de Calas à ſa famille, zu zeigen, der vortrefflich iſt, den ich und Fritzchen nicht ohne Thränen beobachten konnten, und der Ihrer Aufmerkſamkeit werth iſt, wenn er Ihnen irgendwo vorkommt — Und der Freund iſt in ſeiner Art auch gut, wie der Kupferſtich in der ſeinigen. Ein gleichgültiger Zufall brachte uns unvermuthet zuſammen; wie es ſcheint, wird mir ihn ſein gutes Herz lange erhalten. Wir ſprachen heute viel von den ungewiſſen Ausſichten in unſre zukünftigen Schickſale; oft mag er darüber ein wenig beunruhiget ſeyn. Ich ſagte ihm einen ſchönen franzöſiſchen Vers her, der zur Ergebung, zum Vertrauen auf die Vorſehung, und zur Hoffnung, daß alles gut werden würde, ermuntert. Das nahm er an, und mit erfreuter Miene ſprach er: „In zwanzig Jahren, wann wir dann, wie „ich ſicher hoffe, recht überzeugte, recht beſtätigte „Freunde ſeyn werden; dann werden wir uns „wieder ſagen können, wie es uns gegangen iſt, „und gewiß mit Freude und Dank in die Tage unſrer „Jugend zurückſehen.“ — Es gefiel mir doch ſehr von ihm, daß er auf zwanzig Jahr in unſrer Freundſchaft hinausrechnet.

Ich konnte alſo nicht böſe auf ihn ſeyn, daß er mich vom Schreiben abhielt. Sie, theuerſter Herr Profeſſor, waren dennoch unter uns, wenn ich gleich nicht ſo eigentlich, wie itzt, bey Ihnen ſeyn konnte. Nicht zu rechnen, daß ich ihn immer in der Stube ſpreche, wo Ihr Bild iſt, mache ich ihm auch zuweilen die Freude, ihm einen oder den andern Ihrer lieben Briefe vorzuleſen. Heute las ich ihm auch einen, und er küßte mir herzlich dankbar die Hand dafür. Da ich ſo viel von ihm geredet habe, möchte ich Ihnen wohl ſeinen Namen nennen. Er heißt H**, und hat vom ſechszehenden Jahre an fünftehalb Jahre in Leipzig ſtudirt, iſt Ihr Verehrer, und damals Ihr Zuhörer, und mit Ihrem Herrn Gödicke bekannt geweſen. Sein Vater iſt ein Prediger auf dem Lande, und muß einer der beſten Väter ſeyn, nach den Lobſprüchen und der außerordentlichen Liebe des Sohnes für ihn zu urtheilen.

Ich ſchäme mich, daß ich ſchon drey Seiten beſchrieben, Sie vielleicht ermüdet, und Ihnen doch nur ſo wenig geſagt habe. In der That habe ich Ihnen nichts Wichtiges zu ſagen, und ſollte ich Ihnen von alltäglichen Kleinigkeiten erzählen, die mich wechſelsweiſe beſchäfftigen, beunruhigen, oder erfreuen: das würde für Sie ſehr beſchwerlich ſeyn. Was ich Ihnen ſagen wollte, beſteht bloß in dem Einzigen, daß ich Sie liebe, unverändert und ehrerbietigſt liebe. Das erfreut mich immer, und iſt keine Kleinigkeit, vielmehr iſt es eine Sache von großer Wichtigkeit für mich. Dieſe ſchöne, glückliche Empfindung, die vom erſten Anfange an, als ſie ſich in meinem Herzen entwickelte, eine ſo ſüße Quelle von Vergnügen darinnen aufſchloß, die hilft es mit vor jeder niedrigen Unruhe, jeder Unzufriedenheit, jeder Empörung bewahren, wenn irgend etwas, das mich kränkt, oder mir Unrecht zuzufügen ſcheint, mich aufbringen, und meinen Frieden ſtören will. Herz, ſpreche ich dann, du kannſt den frommen, ergebenen, gelaſſenen Mann lieben, und du kannſt unzufrieden und ſchwach ſeyn! O wie klein und geringe ringſchätzig wird mir dann jeder Verdruß gegen das Uebergewicht von Vergnügen; und jede ſchlechtere unächtere Freude gegen die reine Glückſeligkeit, meinen beſten theuerſten Freund zu lieben, und darneben einige ſehr gute, mir ſehr ergebene Herzen zu beſitzen und zu belohnen.

Das Plätzchen hier iſt wohl zu klein, um gut und gehörig zu ſchließen. Sie ſchmälen doch nicht, wenn ich auf ſo lange Zeit noch einen Bogen nehme? Was ich ungefähr vor acht Tagen gethan habe, und Ihnen noch gern erzählen will, das errathen Sie gewiß nicht. Ich hatte lange in einem erbaulichen Buche, das ich ſehr liebe, geleſen, und fieng von der Hitze und Stille an ſchläfrig zu werden. Weil ich nun noch immer freywillig genug etwas Gutes thue; ſo dachte ich, du willſt dich nicht zwingen fortzuleſen. Ich ſtund auf, gieng in meinen Schrank, ohne im geringſten zu denken, ergriff ein Packet Briefe, worinnen alle die Ihrigen und Ihres Herrn Bruders ſeine in Ordnung liegen, fieng bey dem letztern an zu leſen, las ſie alle, ward ganz munter, freute mich ſeiner, fühlte das Glück ſeiner Freundſchaft und meinen unveränderten gegründeten Anſpruch darauf, den ich nicht aufgebe. In einem derſelben erinnert er mich an die Worte Sirachs: *Uebergieb einen alten Freund nicht, denn du weißt nicht, ob du ſo viel am neuen kriegſt.* Ich lächelte ſelbſtzufrieden mit mir. O! dachte ich, ſobald die Rede von meinen Freunden iſt, iſt mein Herz mein Sirach! — — Vor zwey Jahren ſah ich Ihren Herrn Bruder zuletzt, und nicht recht ſah ich ihn; nur eine kurze Viſite des Ceremoniels! — Werde ich ihn, werde ich Sie wiederſehen? Auch Sie, beſter Herr Profeſſor, auch Sie ſah ich nicht allemal ſo, wie ich es gewünſcht hätte. Warum konnte ich nicht einmal allein, nicht ungezwungen zu Ihnen gehen? — Es iſt mir etlichemal eingefallen, ſelbſt unter der Zeit, wenn ich bey Ihnen geweſen bin, und Fritzchen, meine Schweſter, hat es auch angemerkt, (darum weis ich aber doch nicht, ob wir Recht haben,) daß bey vielen Beſuchen, die Ihnen gemacht werden, etwas nicht recht iſt. Die meiſten Perſonen, die zu Ihnen kommen, (ich will aber ganz Fremde ausnehmen,) ſcheinen ſich einigen Zwang anzuthun, mit Vorſatz ein gewiſſes, geſuchtes, ernſtes und feyerliches Weſen an ſich zu nehmen, und ſich ſelbſt, und nicht weniger Sie, um einen Theil, oder wohl gar um alles Vergnügen Ihrer Beſuche zu bringen: denn ſie geben einer Handlung, die zum Vergnügen, zur Zerſtreuung und Aufmunterung beſtimmt iſt, ein Anſehen von Zwang und Aengſtlichkeit. Dadurch bekommen Sie die Menſchen nicht verſchieden genug, nicht natürlich und frey, wie ſie ſind, zu ſehen, wobey das Vergnügen des Umgangs nothwendig verliert. Und Sie, der beſte, liebreichſte und empfindſamſte Mann, Sie merken es gewiß, daß Ihre Beſuche nicht ganz frey und munter ſind, und ſchreiben dann dieſe Veränderung auf Ihre eigne Rechnung, denken vielleicht, Ihre kranke traurige Miene verſcheuche Leben und Munterkeit aus den Geſichtern und Sitten der Andern, und bilden ſich nicht ein, daß es vorſetzlich angenommenes Weſen iſt. Ich ſelbſt bin nicht immer ſo natürlich und frey bey Ihnen geweſen, als ich ſonſt gewöhnlich bin; und das bloß durch Gewalt des Beyſpiels. Wäre ich nur ſo glücklich ein junger Menſch zu ſeyn, der unter Ihren Augen ſtudirte und Sie oft ſehen könnte; gewiß ich dächte, ich wollte mich ganz ungezwungen bey Ihnen betragen, und doch ſo, daß Sie mit mir zufrieden ſeyn ſollten. Als ein Mädchen gienge das ſchon ſo gut nicht an, da wäre ich zu unwiſſend, um Sie oft, und auch abwechſelnd und lebhaft genug zu unterhalten. Leider iſt auch mein itziger Brief nicht ſo, daß er dieſes könnte! Möchte er Ihnen wenigſtens ein neues Zeugniß von den Empfindungen desjenigen Herzens ablegen, das Sie ewig lieben und verehren wird in

Ihrer

Dresden,
den 20. Julius,
1769.

dankbarſten und ergebenſten
ꝛc. ꝛc.

CLXXIX.

CLXXIX.

Liebſte Mademoiſell,

Ob ich Sie ganz vergeſſen habe? Nein, ſo böſe bin ich nicht. Ich denke oft an Sie, und wünſche Ihnen und Ihrem Hauſe Gutes, und kränke mich, daß ich Ihnen ſo viel Antworten ſchuldig bin. Aber dieß iſt es auch alles, liebe Freundinn, was ich thun kann; denn meine Kränklichkeit und die mir immer ſchwerer werdende Berufsarbeit laſſen mich faſt zu keinem Briefe kommen, wenn mir ihn nicht eine dringende Pflicht abfordert. Seyn Sie alſo nicht unruhig über mein Stillſchweigen, und ahmen Sie es nicht nach. Seyn Sie auch nicht unruhig wegen Ihres künftigen Schickſals; — ſondern befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen. Der höchſte und einzige Troſt für uns alle. — Mein Bruder empfiehlt ſich Ihnen ergebenſt, ſo wie ich mich zugleich Ihrem ganzen Hauſe.

Leipzig, den 28. Sept.
1769. G.

CLXXX.

Beſter Herr Profeſſor,

Ihren Brief vom 28. Sept. erhielt ich erſt geſtern, den 9. October, und viel, viel Freude mit demſelben. Daß Sie mich vergeſſen hätten —

Nein, das habe ich nicht gedacht; und ſchwerlich, glaube ich, würde ich mich darüber getröſtet haben, wenn es geſchehen wäre! Nein! das thun Sie ſchon nicht. Sie kennen die aufrichtige — — warum habe ich doch keine Worte, die den Charakter meiner Liebe für Sie beſchreiben könnten! — Sie kennen mein Herz; Sie wiſſen, wie glücklich Ihre Freundſchaft mich macht; und gewiß, Sie haben Recht; man iſt einigermaßen böſe, wenn man nicht ſo viele Herzen glücklich macht, als man machen kann. Alſo habe ich nie an Ihrer fortdaurenden Gewogenheit für mich gezweifelt; auch habe ich nie gedacht, daß Sie mir Antworten ſchuldig ſind. Doch will ich nicht läugnen, daß nicht vielleicht Ihr Stillſchweigen die Urſache des meinigen geweſen ſeyn kann. Wüßte ich Ihnen nur immer etwas zu ſagen, das intereſſant, oder unterhaltend genug für Sie wäre; ich würde, denke ich, nicht ſo lange geſchwiegen haben.

Unſer C *** hat mich letzthin, als er hier war, von Ihnen gegrüßt, mit einem Tone gleichwohl, bey dem ich dachte, daß Sie es ihm wohl nicht möchten aufgetragen haben; und das machte, daß ich mich nicht recht darüber freuen konnte. Ueber Ihren Brief freute ich mich mehr; denn das ſah ich ihm gewiß an, daß Sie ihn geſchrieben hatten. Wer könnte, wie Sie, eine ſo liebreiche aufmunternde Sprache mit mir reden? Doch auch, wenn Sie dieſe Sprache nicht mit mir reden, auch bey Ihrem Stillſchweigen will ich nicht unruhig ſeyn, ſo lange ich noch von meinen Freunden erfahre, daß Sie leben und nicht krank ſind. Auch über mein künftiges Schickſal will ich nicht unruhig ſeyn. Haben Sie etwas von meinem gegenwärtigen erfahren? Durch Herrn E ⸗ ⸗ ⸗ könnte es ſeyn. Ich dachte es wenigſtens bey einer Stelle Ihres Briefs, die mir darauf zu zielen ſchien; und ich weinte einige Thränen des Dankes für die Zärtlichkeit, womit Sie es berühren.

Ich ſetze voraus, daß Sie unterrichtet ſind; ſonſt wollte ich Ihnen meine Begebenheit erzählen. Niemanden als Ihnen und meiner Freundinn in E ⸗ ⸗ erzähle ich ſo gern, was mir begegnet. — — — — — — — — — — — — — —

Die Hälfte meines Lebens mag ich wohl zurückgelegt haben. Im Ganzen iſt es ruhig und glücklich geweſen. Warum ſollte ich wegen der andern Hälfte in Furcht ſeyn? Viel Freuden habe ich genoſſen; zum Theil können ſie nicht wiederkommen, aber andere können ihre Stelle beſetzen. Wenn wir aufmerkſam ſind, finden wir täglich etwas Gutes, deſſen wir uns freuen können.

Ich will bey jeder kleinen Gabe,
Die mir der Himmel ſchenkt, mich freun,
Und will den Weg, den ich zu laufen habe,
Mit Blumen mir beſtreun.

Wir gleichen in unſerm Leben dem Beſitzer eines Gartens. Itzt ſind Hyacinthen und Tulpen ſeine Freude; — ein vergängliches Geſchlecht!

Bald werden volle Roſen ſeine Gänge ſchmücken. Nicht lange darf er ihre Hinfälligkeit bedauren, ſo wird eine bunte Nelkenflor ihren Verluſt erſetzen; und überlebt er den traurigen Winter, kann er wohl noch einmal Hyacinthen ſehen. Aber freylich muß er nicht eigenſinnig nur Eine Art der Blumen lieben, und die andern, an denen er ſeine Freude haben will, ſorgfältig pflegen und ſammeln.

Sie wiſſen es ſchon ſonſt, theuerſter Herr Profeſſor, wie ich über die Dinge dieſes Lebens denke, und das iſt gewiß meine wahre und eigenthümliche Denkungsart. Ich habe mich über einen Unfall zufrieden geben müſſen, der ſchwerer war als dieß. Auf drey Theile Ruhe, und mehr, kann doch jeder Menſch ſicher in ſeinem Leben rechnen; und in einem ſo kurzen flüchtigen Leben, in welchem uns unſtreitig alle verdrießliche Begebenheiten weit ſchwächer als die erfreulichen rühren, iſt dieſes, denke ich, ſchon ſehr viel. Die Kindheit iſt eine Zeit des Leichtſinns, der Sorgloſigkeit und des Spiels, und der Schlaf, durchs ganze Leben, eine Zeit der Vergeſſenheit, der Freyheit, Unabhängigkeit und Ruhe. Itzt bald werde ich zu Bette gehen, zur Freyſtatt vor jedem traurigen Gedanken, vor jeder unruhigen Furcht oder Sehnſucht. Wenn ich nun auf die nächſten ſieben Stunden alles beſäße, was Könige beſitzen, oder beſſer, was ſich mein Herz, wenn es wünſchen wollte, nur wünſchen könnte: ſo würde mirs doch von keinem Nutzen ſeyn; ſo wie, wenn alles, was ich in der Welt nur zu befürchten haben kann, geſchehen ſollte, oder bereits geſchehen wäre, ſolches ebenfalls mir auf die nächſten ſieben Stunden nicht ſchaden, ja nicht einmal mir bekannt werden könnte. Und das iſt oft, wenn ich mich ſchlafen gelegt habe, einer meiner angenehmſten Gedanken geweſen, daß auch der unglücklichſte Menſch, den ich (vielleicht ohne mein Verdienſt,) den Tag über an Ruhe und Zufriedenheit ſo weit übertroffen habe; daß er doch nun in dieſer Stunde eben ſo glücklich ſeyn wird, als ich. Aber freylich iſt der Schlaf ein Sohn der Geſundheit und der innerlichen Ruhe; und Ruhe und Geſundheit ſind nur ſelten die Gefährten des Elends und der Noth — Ruhe, und ein erquickender geſunder Schlaf, müſſe dieſe Nacht, und alle Nächte Ihres Lebens, Ihr Theil ſeyn!

Den 12. October.

Iſt denn dieſer Brief noch nicht lang genug, daß ich noch Einmal die Feder ergreife, daran zu ſchreiben? — Mein liebſter, beſter Herr Profeſſor, wenn ich dieſen Winter und künftig mehr und öfterer an Sie ſchreibe, als ſeit einiger Zeit geſchehen, ſo müſſen Sie nicht böſe werden. Es iſt gewiß, unſere Freunde haben es immer auf eine oder die andere Art mit zu empfinden, wenn uns etwas Verdrießliches begegnet. — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Es giebt auf Erden nichts Traurigers, als Langeweile. Ich nenne Langeweile einen Mangel der Beſchäfftigung für das Herz. Doch auch Mangel an Geſchäfften, der ſich aber ſelten findet, wenn man nur ſelbſt thätig, lebhaft und geſchäfftig iſt, und noch mehr, das Unglück einer trägen Gemüthsart iſt beſchwerliche Langeweile. Von meiner Gemüthsart, wenn ich ſo bleibe, habe ich in dieſem Stücke nichts zu befürchten. Auch fehlt mirs nie an hundert kleinen Geſchäfften, die ich immer abwechſele, daß ich keines müde werden kann. Täglich leſe ich beym Arbeiten etwas für meinen Verſtand oder zum Vergnügen. Auch fangen ich und Fritzchen wieder an, Geographie und Hiſtorie zu ſtudiren, und faſt alle Abende ſchreibe ich etwas für eines oder das andere von meinen Freunden, oder ich überſetze aus dem Franzöſiſchen oder Engliſchen. Itzt habe ich wohl meine Correſpondenten nicht mehr ſo hübſch beyſammen wie ſonſt. C ⸗ ⸗ ⸗ iſt der einzige von allen, mit dem ſich nichts geändert hat. T ⸗ ⸗ iſt in die weite Welt, und man weis kaum, wie es ihm geht, und ob er noch an uns denkt. Meine G ⸗ ⸗ in C ⸗ ⸗ muß itzt nothwendig mehr für ihren Mann und für ihr Kind, als für ihre auswärtigen Freunde, leben. Vom Fräulein Sch ⸗ ⸗ in K ⸗ ⸗ erfahre ich wohl in der Welt nichts mehr. — — Ja freylich! die Blumen des Gartens verblühn; ein Geſchlecht nach dem andern; und es können Wintermonate kommen, wo gar nichts blüht.

Eins bleibt mir gewiß; das Vergnügen, meine Freunde zu lieben. Dieſe Freude meines Herzens, Sie, meinen theuerſten Freund, zu ehren und zu lieben, bleibt gewiß zeitlebens Ihrer

Dresden, den 12. October,
1769.

CLXXXI.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Ihre Briefe, gute Mademoiſell, ſind mir zwar alle lieb; aber der letzte vom zwölften October iſt mirs doch vorzüglich geweſen; nicht bloß wegen der Beredſamkeit, die darinnen herrſcht, ſondern noch mehr wegen der großen Gelaſſenheit, mit der Sie mit mir von einem Schickſale ſprechen, das Sie doch mit Recht beunruhigen könnte, und das auch die meiſten Ihres Geſchlechts bey ähnlichen Umſtänden aus aller Faſſung bringen würde. Eben dieſen getroſten Muth bewundere ich an Ihnen. Danken Sie Gott für dieſen Sinn der Religion, der Sie beruhiget. —

Der liebe ***, der viel gelitten hat, eilet nach Dresden, ſich daſelbſt unter ſeinen Freunden zu erholen. Ich begleite ihn mit meinen guten Wünſchen,

ſchen, und ſegne mit denſelben auch Sie und Ihr ganzes Haus.

Leipzig, den 16. Nov.
1769. G.

CLXXXII.

Bonau, den 4. Sept.
1757.

Liebſter * *,

Länger kann ichs nicht ausſtehen, ohne zu wiſſen, wie Sie leben. Die letzte Nachricht, die mir L = = von Ihnen gegeben hat, iſt traurig; aber eben deswegen glaube ich ſie nicht, oder mag ſie doch nicht eher glauben, bis ich ſie von Ihnen ſelbſt erfahren habe. Freylich werden Sie noch nicht ganz geſund ſeyn; aber bettlägerig, das fürchte ich auch nicht. Nein, wenigſtens nicht ſchlechter, als da Sie ins Bad giengen. Dieſes iſt ungefähr mein Zuſtand, und ich hoffe, es ſoll der Ihrige ſeyn, wenn ich nicht alles hoffen darf, was ich Ihnen wünſche. Schreiben Sie mir alſo bald; denn mein Exilium wird mir, entfernt von meinen Freunden, alle Tage unerträglicher, und ich ſeufze ſchon nach der Stadt, die ich vor ſechs Wochen nicht ungern verließ. So widerſprechend ſind die Wünſche des Hypochondriſten! Es fehlet mir hier auf dem Lande nichts, als daß ich nicht in meiner Ordnung, ſondern vielmehr ein unnützes Ge-

Geſchöpf für die Welt bin. Ich bin müßig, ohne es ſeyn zu wollen; und leſen, denke ich, iſt nicht viel beſſer als Müßiggang. Endlich wer kann leſen, wenn man alle Stunden mit neuen Nachrichten, falſchen und wahren, erſchrecket wird? Schreiben — ja auch das darf man nicht, denn wer kann ſchreiben, ohne zu klagen?

Sive pium vis hoc, ſive hoc muliebre vocari;
Confiteor miſero molle cor eſſe mihi. *)

Ich liebe Sie und bin Ihr ergebenſter

G.

CLXXXIII.

An Ebendenſelben.

Bonau, den 21. Sept. 1757.

Wenn der Mann, dachte ich, da ich Ihren letzten Brief las, ſeine Beredſamkeit bey dir gelernet hätte, das wäre ein großer Lobſpruch für dich; aber wenn du ſein gutes Herz gebildet hätteſt, das wäre ein unendlich größrer. Er wünſchet nicht ängſtlich, geſund zu ſeyn, ſondern nur die Krankheit mit einem chriſtlichen Anſtande und einem verſtändigen Muthe zu tragen. Biſt du auch ſtets ſo gut geſinnt? Er klaget in einem langen Briefe gar nicht, oder doch ſehr verſchämt; und

---

*) Man mag es fromm, man mag es weibiſch nennen;
Bekenn ich doch, mein Herz ſey weich.

und ſein Kummer iſt nicht die Schwachheit ſeines Körpers, ſondern die Mattigkeit des Geiſtes, den er immer zur Tugend der Gelaſſenheit angeſtrenget wiſſen will. Wenn er auch darinne fehlet, daß er das Uebergewichte der Geduld und des Muthes in ſeinen Zufällen ſtets lebhaft fühlen will: ſo iſt es doch immer der Fehler eines ſehr guten Herzens, mit dem er dich beſchämet, indem er ſich ſelber beſchämen will. So ungefähr dachte ich, mein lieber ſ ſ, als ich Ihren lieben, guten Brief las. Ich wünſchte Ihnen Geſundheit, Heiterkeit des Geiſtes, und tauſend kleine Gelegenheiten Gutes zu thun, weil Sie die größern itzt nicht ergreifen können. Was kann ich Ihnen heute, da ich dieſes ſchreibe, anders wünſchen? Und was iſt mein Wunſch mehr, als eine natürliche Dankbarkeit für alle die Liebe, die Sie für mich haben, und ſeit ſo vielen Jahren für mich gehabt haben? Wirklich iſt das mein eigenthümliches Glück, daß ſo viele rechtſchaffne Leute, um die ich mich nie verdient gemacht, meine Freunde ſind; aber in gewiſſen Stunden iſt eben dieſes Glück für mich die größte Demüthigung; denn ſoll ich wohl glauben, daß ichs vor Andern verdiene, oder genug verdiene? Daß ich kein ganz mittelmäßiger Autor bin, o das gebe ich gern zu, wenn mirs die Welt vorſaget; aber der fromme Mann, für den mich meine Freunde halten, lieber ſ ſ, o da macht mein Herz tauſend Einwürfe, die aller Beyfall nicht widerlegen kann. „Wie oft fehlt mir zum Guten ſelbſt der Wille!“

Für Ihre politiſchen Neuigkeiten danke ich Ihnen nicht wenig. Ich habe in vierzig Jahren nicht ſo viel Zeitungen geleſen, als ſeit vier Wochen; und es iſt mir etwas geringes, in die Schenke nach Meineweh zu gehn, und da zu warten, bis die Poſt ankömmt. Möchte doch der Tag der öffentlichen Ruhe und das Ende meines müßigen Exils nicht mehr fern ſeyn! Wie freue ich mich, Sie bald umarmen zu können! — Leben Sie wohl.

G.

CLXXXIV.

An Ebendenſelben.

Bonau, den 1. Nov. [illegible]

An Sie kann ich wieder ſchreiben?*) O Gott, der Allmächtige, ſey ewig gelobet, der mir das Leben von neuem geſchenket hat! Ich umarme Sie, theuerſter Freund, mit zitternden freudigen Händen, mit Thränen, mit brüderlicher Liebe. Freuen Sie ſich mit mir, und danken Sie Gott mit mir; und nehmen Sie auch den Dank von mir an, den Sie durch Ihren Beſuch in meiner Krankheit auf zeitlebens mir abverdient haben. Gott ſegne Sie und Ihr Haus, und laſſe mich bald einen Zeugen Ihrer Zufriedenheit ſeyn! —

---

*) Es waren die erſten Zeilen, die er nach ſeiner harten Krankheit in Bonau wieder ſchreiben konnte.

Genug für dießmal! Grüßen Sie meinen liebſten Heinen und Heyern und vorher Ihre beſte Frau. Ich bin ewig Ihr

G.

CLXXXV.

An Ebendenſelben.

Bonau, den 15. Nov.
1757.

Wie bekümmert ſind Sie nicht um meine Geſundheit und Ruhe, und wie ängſtlich werde ich, daß ich nicht eben ſo dankbar ſeyn kann, als Sie beſorgt und liebreich gegen mich ſind! Ihr ganzer langer vortrefflicher Brief vom 11. November iſt die Geſchichte Ihrer freundſchaftlichen Empfindungen gegen mich und die Fortſetzung Ihres Beſuchs in meiner Krankheit. So wie mich Ihr Beſuch geſtärkt hat, ſo ſtärkt mich dieſer Brief. Gott, was wäre das Leben der Menſchen, ohne den Troſt der Freundſchaft; und wie viel würde mir bey meiner Zurückkunft nach Leipzig fehlen, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr redliches und großes Herz mit aller ſeiner Liebe und ſeinem Werthe auf mich wartete! Ich höre Sie noch vor meinem Bette reden (denn ſehen konnte Sie mein mattes Auge wenig) und fühle noch den ſanften Schauer eines freundſchaftlichen Kuſſes, den ich damals für den letzten mich einſegnenden Kuß hielt. Und eben

Sie, liebſter ⸗ ⸗, den ich mehr zu ſehen nicht hoffte, deſſen Stimme ich zum letztenmale gehöret zu haben glaubte, ſoll ich bald, von neuem in das Leben gerufen, in Leipzig ſehen, brüderlich umarmen, und über den Namen Freund, noch den Namen Gevatter von Ihnen hören? Ich ſtarb, und ſiehe, ich lebe noch. O ſey nun wieder zufrieden, meine Seele, denn der Herr thut dir Gutes! So rede ich mich oft an, um Freude und Dankbarkeit in meinem Herzen zu erwecken und zu erhalten. Wodurch ſoll ich doch meines neuen Lebens würdig werden, gnädiger und allmächtiger Vater! — — Dadurch, daß ich noch beſſer ſterben lerne. Ja, liebſter Freund, Sie haben Recht; nicht ſowohl, die Hand meines geſchickten Arztes, als der Wunſch und das Gebet meiner Freunde, haben mir das Leben wieder gegeben: denn ich weis, daß meine beſten Freunde, Freunde Gottes ſind. Welche Glückſeligkeit für mich und welcher Ruhm für meine Freunde, und beſonders für Sie, theuerſter ⸗ ⸗! Ich mache Ihnen keinen Lobſpruch; aber ich kann auch meine Empfindungen, um den Verdacht des Lobes zu vermeiden, nicht zur Hälfte nur ausdrücken. — Sie böten mir gern einen Wagen und Freunde, die mich abholen ſollten, an, wenn Sie meiner Geſundheit trauen könnten? Und ich würde dieſes Anerbieten, als einen Ruf der Pflicht zurück zu kommen, anſehen und ergreifen, wenn ich ſelbſt ihr trauen konnte. In der That ſammeln ſich meine Kräfte. Wird die Witterung günſtig, billigt es Springsfeld und Heine, läßt es meine beſorgte gnädige Wirthinn zu: ſo hoffe ich mit Gott bald bey Ihnen zu ſeyn. Möchte doch die allgemeine Ruhe, nach der wir ſeufzen, deren Verluſt wir in dieſer Gegend nur gar zu ſehr empfunden haben, vor mir hergehen! Seit ſechs Wochen, o da habe ich viel erfahren! Vielleicht bitte ich Sie bald um einen Wagen; denn ich fürchte hier den Mangel der Pferde, und möchte doch gern vor der Niederkunft Ihrer lieben Chriſtiane bey Ihnen ſeyn; ſie ſegne nun Ihr Haus durch eine Tochter, oder einen Sohn Wünſchen Sie ihr in meinem Namen Geſundheit und den Heldenmuth einer Gebährerinn. die da weis, daß ſie Unſterbliche zeugt, für die Welt und den Himmel zugleich. — Die gnädige Frau und ihr Gemahl verſichern Sie, liebſter ⸗ ⸗, aller Hochachtung und Ergebenheit, nebſt Ihrem ganzen Hauſe. Ich aber bin zeitlebens der Ihrige

G.

CLXXXVI.

An Ebendenſelben.

Bonau, den 21. Dec. 1757.

So wenig Ihre Briefe an mich in dem beſcheidnen Verſtande, den Sie angeben, Ihr Beruf ſind; ſo ſehr ſind ſie es aus einer andern Urſache, weil ſie mich ergötzen und erbauen. Ich habe Ihre ganze feyerliche Morgenbetrachtung auf mich anwenden können, und ich werde ſie mir noch mehr als einmal vorleſen, wenn ſich mein Herz weigert, den Tod lebhaft zu denken, das erſt fürchterliche und dann heilſame Bild. Die erſte Seite Ihres Briefs war traurig für mich. Ein ſanftes Herz, das Herz meines Freundes; und gegen daſſelbe harte, rauhe, demüthigende Begegnungen! Ich las voll Mitleiden und Widerwillen fort. Nun, dachte ich auf der dritten Seite, der Mann, wenn er gleich leidet, und nach deinen Gedanken nicht leiden ſollte, iſt doch in der Seele glücklich und weit größer als die, die ihn erniedrigen. Ich kam auf Ihre Verſe, den Schluß Ihres Briefs:

> Er thut, was er gedacht — wird der, der er will ſeyn,
> Und wie ein Frommer ſtirbt, ſo feſtlich ſchläft er ein.

Selige Prophezeihung, wenn du ſie erfüllſt! ſprach ich zu mir ſelbſt. Ja, wenn du ſie erfüllſt, o wer iſt glücklicher als du! Gebe es Gott, mein lieber = =, daß ich dieſen Gedanken lebhaft mit in das neue Jahr nehme, und um das Glück der letzten Zeile zu erlangen, den Innhalt der erſten täglich von Herzen, ſo ſchwach auch dieſes Herz ſeyn mag, ausübe! Dieß Glück und kein anders bitte ich von Gott in dem neuen Jahre, und was ich mir bitte, bitte ich auch Ihnen; und was dieſes Glück hindert, ſo angenehm es uns auch ſeyn möchte, ſey ewig fern von uns! Bleiben Sie mein Beyſpiel und mein Troſt. Gehn

Sie muthig auf dem Pfade Ihres Lebens fort; uns ſchützt eine allmächtige und gnädige Hand. Was ſorgen wir denn?

G.

CLXXXVII.

An Ebendenſelben.

Bonau, den 28. Jan. 1758.

Immer klagen Sie, ich höre es gern, und ich erbaue mich aus Ihrer Traurigkeit eben ſowohl, als aus Ihrer Freudigkeit. Was können wir bey dem frühen Tode der Rechtſchaffnen beſſers thun, als daß wir an den unſrigen denken und uns mit eben dem Geiſte auf ihn zubereiten, mit dem ſie ihn chriſtlich und ſelig überwunden haben? Der liebe Cronegk! Gott hat ihn der Welt entnommen. Der liebe = =! Gott giebt ihm das Leben noch, und ſchenkt ihn mir und der Welt. Getroſt mein Freund! Wäre unſre Tugend die Urſache unſers ewigen Glücks: ſo müßten wir alle verzweifeln; aber wir haben ein göttliches Verdienſt, das muß unſre Herzen unter dem aufrichtigen Gefühle ihrer Unwürdigkeit ſtillen und tröſten. Iſt Gott für uns, wer mag wider uns ſeyn? Welche Hoheit der Religion über alle Kraft der Vernunft! Ich umarme Sie brüderlich

derlich und danke Ihnen für die Thränen, die Sie mit mir über Cronegks Tod geweinet. Ich habe eine kleine Verordnung aufgeſetzt, wenn ich etwa bald ſterben ſollte. Sie kommen einigemal darinnen vor. — — — — — —
Der Tod! welcher unendliche Gedanke! Leben Sie wohl mit Ihrer lieben Chriſtiane und Ihren Sohnen. — Ich bin der Ihrige

G.

CLXXXVIII.

An Ebendenſelben.

Bonau, den 22. May,
1759.

Ich ſchreibe heute an Sie, und zwar aus derſelben Stube, wo Sie mich vor zwey Jahren auch an einem Sonntage in einer ſehr elenden Geſtalt angetroffen und mit Ihrem Beſuche erquicket haben. Ich möchte gern zu der Empfindung des Vorzugs kommen, den ich itzt vor der damaligen Verfaſſung genieße; aber ob ich gleich nicht auf dem Bette ſeufzen darf, ob ich gleich, indem ich dieſes ſchreibe, die Allee, den Berg mit ſeinem Getraide, den Himmel mit ſeiner Sonne ganz offen vor mir ſehe: ſo freue ich mich doch viel zu wenig über mein Glück; und daß ich dieſes mir nicht leugnen kann, iſt für mich ſchon Urſache

genug zur Unzufriedenheit. Nach dieſem mich demüthigenden Eingange will ich ſo wenig mehr von mir ſelber reden, als es möglich ſeyn wird. Was machen Sie alſo, mein lieber ⸗ ⸗? — —
— — — — — — — —

An den armen Thomä denke ich oft; aber ich fürchte, er wird nicht mehr leben, wenn ich nach Leipzig komme; eben der Mann, der viel geſünder und ſtärker war, als ich und tauſend Andere. Doch iſt denn ein guter Tod nicht das größte Glück? Warum denke ich ihn ſo wenig von dieſer Seite? Bete für deine ſterbende Freunde, und ſtirb täglich in Gedanken, und ſey fromm und fröhlich. — — — — — —
— — — — — — — —

Die Frau von Z ⸗ ⸗ und ihr Gemahl wünſchen, daß Sie ſie von Lauchſtädt aus beſuchen möchten; und ich dächte, Sie thäten es und brächten Ihre Frau mit. Sie haben mich nebſt dem Kammerherrn S ⸗ ⸗ feyerlich in Rippach eingeholet, und derſelbe Abend war für mich wirklich angenehm. In der That fehlet mir nichts in Bonau zu meiner Freude, als ich mir ſelber und etwas mehr Geſundheit. — — — — — —
— — — — — — — —

Leben Sie wohl. Ich küſſe Sie und die Ihrige, und bin Ihr ergebenſter

G.

CLXXXIX.

An Ebendenſelben.

Der Tod Ihrer ſeligen Großmutter hat mich nicht erſchreckt, aber deſto mehr Ihre Hinfälligkeit bis zum Bettlägrig werden. Wollte doch Gott Ihnen das geben, was ich in der Pfingſtwoche ſo oft für mich erbeten habe, Kraft zur Gelaſſenheit und zu einer muthigen Ergebung in alle ſeine Schickungen! Ich habe den andern und dritten Feyertag in Bonau das ausgeſtanden, was ich in meinem Leben nicht gefühlet und was ich Ihnen nicht beſchreiben kann. Tröſten Sie ſich mit mir, guter , ,. Gott ſorget für uns; darum laſſen Sie uns weniger ſorgen. Was kann mir wiederfahren, wenn Gott mich will bewahren? Und er mein Gott bewahret mich, und wird geben, daß alles zu unſerm wahren Beſten diene. Dieſen Troſt tief in meine Seele zu drücken, iſt meine Arbeit, auch wenn ich fühle, daß ichs nicht vermag. Gott iſt die Liebe und unſer Erlöſer unſre Kraft und Stärke und Seligkeit. Vielleicht findet Sie dieſer Brief gebeſſert; und ich habe weit mehr Vertraun zu Ihrer Geſundheit, als zu der meinigen, die mich kaum dieſen Brief ohne Beängſtigung ſchreiben läßt. — — —
— — — — — — — —

Ich bin geſtern wieder in Leipzig angekommen und weine, daß Sie nicht da ſind; denn alles iſt für mich öde und leer. Aber Muth und Geduld. Ohne Ergebung in die göttlichen Rathſchlüſſe iſt keine wahre Ruhe der Seelen. Er weis allein, was uns dienet, und iſt mit ſeiner Kraft in dem Schwächſten noch mächtig, der ſie ſuchet und nützet. Nun guter ⸗ ⸗, kommen Sie geſtärkt, und wenn es möglich iſt, bald wieder zu uns. Ich grüße Ihre liebe Frau und Ihr ganzes Haus herzlichſt und ergebenſt.

G.

CXC.

An Ebendenſelben.

Störmenthal, den 16. Sept.
1759.

Ich denke ſo oft an Sie, ja ich bete ſelten für mich, ohne zugleich für Sie zu beten; warum ſollte ich alſo nicht auch oft an Sie ſchreiben, da ich Zeit genug übrig habe? Es iſt wahr, daß ſich mein Unvermögen auch bis auf die Briefe erſtrecket; aber um dieſem Unvermögen nicht nachzugeben, will ich lieber ſchreiben, und Ihnen, wo nicht durch den Brief, doch durch meine Ueberwindung ein Vergnügen machen. Meine Umſtände ſind faſt eben diejenigen, in denen Sie mich letztens verlaſſen haben, und ohne klagen zu wollen, ſage ich Ihnen, daß ich viel leide; viel, das weis Gott. Aber ich ſuche mich mit dem Troſtes ſeines Wortes zu beruhigen, mich zu ſtärken, wenn ich ſchwach werde, und zu hoffen, wo nichts zu hoffen ſcheint. Niemals habe ich vielleicht ſo ſehr empfunden, wie wenig der Menſch ohne den beſtändigen Einfluß der göttlichen Gnade vermag, als in dieſem Jahre, und ich lerne Davids Bekenntniß verſtehen: Wenn dein Wort nicht wäre mein Troſt geweſen, ſo wäre ich vergangen in meinem Elende. Ich lerne die Worte, Röm. 9. verſtehen: „So liegt es nun nicht an „jemands Wollen oder Laufen, ſondern an Got„tes Erbarmen.“ Er muß uns Kraft geben, unſer Elend und Verderben lebendig zu erkennen und zu fühlen, und Kraft, ſeine freye Gnade in Chriſto zu glauben, und ohne alle unſre Würdigkeit und vielmehr als die Unwürdigſten, uns zuzueignen, unſer Gewiſſen dadurch zu beruhigen und im Glauben an dieſe ſeine Gnade, an die Vergebung aller unſrer Sünden um Jeſu Chriſti willen, uns mit Liebe und Vertraun zu ihm, mit der Hoffnung des ewigen Lebens und mit Luſt und Kraft zum Guten und einem heiligen Abſcheu vor allem Böſen zu erfüllen. O liebſter – –, wie ſehr ſollte ich Gott bloß für die Wohlthaten danken, daß ich einen Freund an Ihnen habe, mit dem ich ſo chriſtlich reden und durch deſſen Beyſpiel ich mich erwecken und tröſten kann. Ja, des Menſchen Herz iſt ein trotzig und verzagtes Ding. Wenn Gott es demüthiget, und zur beſſern Kenntniß ſein ſelbſt, ſeiner Sünden, ſeiner böſen Neigungen und ſeines Unvermögens, ſich ſelbſt zu heiligen, bringen will: ſo flieht dieß Herz zu ſeinen eignen Bemühungen, ſich zu helfen, und ſich von ſeiner Angſt durch Thränen und Gebete, durch Leſen und Studiren, durch gute Werke, durch mühſame Einſamkeit zu befreyen, und Gott zu bewegen, ihm das Verdienſt des Erlöſers deswegen zu Gute kommen zu laſſen. Luther ſagt an einem Orte: „Wenn der Glaube rein und ungefärbt bleibt, fuſſet und gründet er ſich nicht auf mich ſelbſt, noch mein Thun, daß mir Gott darum ſollte gnädig ſeyn, wie der falſche Heuchelglaube thut, welcher menget in einander Gottes Gnade und mein Verdienſt, ob er auch wohl die Worte behält von Chriſto, aber doch des Herzens Zuverſicht ſetzet heimlich auf ſich ſelbſt, alſo daß es nur eine angeſtrichne Farbe iſt — Das hebe an und verſuche es, wer da will, ſo wird er ſehen und erfahren, wie trefflich ſchwer es ſey, und wie ſauer es wird, daß ein Menſch, der ſein Lebtage in ſeiner Werkheiligkeit geſtecket, ſich herausſchlinge und mit ganzem Herzen erhebe durch den Glauben in dieſem einzigen Mittler. Ich habe es nun ſelbſt ſchier zwanzig Jahre geprediget, daß ich ſollte heraus kommen ſeyn; noch fühle ich immerdar den alten anklebiſchen Unflat, daß ich gern mit Gott ſo handeln wollte, und etwas mitbringen, daß er mir ſeine Gnade für meine Heiligkeit müßte geben, und will mir

„nicht ein, daß ich mich ſo gar ſoll ergeben auf „die bloße Gnade, und muß doch nicht anders „ſeyn.“ — — Wie bewundre ich den ſeligen Luther in ſeiner bibliſchen Weisheit, in ſeiner freymüthigen Aufrichtigkeit und großen Demuth; und wie ſehr fürchte ich, daß Gott oft ein erwecktes Herz, das ſich aber ſelbſt helfen will, nicht anders von ſeinem Irrthume und heimlichen Unglauben heilen und zur Erkenntniß ſeines großen Elends bringen will, als wenn er es einige Zeit durch Entziehung ſeiner Gnadenkräfte ſich ſelbſt, ſeiner Weisheit und Stärke, das iſt, ſeiner Thorheit und Schwachheit überläßt. Alsdann fühlen wir, wieviel Böſes noch in uns wohnet; und wie ſelbſt die Leidenſchaften und Neigungen, die wir am gewiſſeſten und ſeit vielen Jahren beſiegt zu haben glaubten, noch in uns da ſind, und nach der Herrſchaft ſtreben. Alsdann fühlen wir bey den Anklagen unſers Gewiſſens, wie wenig wir ſeine Unruhen ſtillen können, und wie nicht unſre Lebensbeſſerung, ſondern das göttliche und unendliche Verdienſt unſers Erlöſers der Grund unſrer Gnade bey Gott allein, ganz allein ſeyn, und wie uns Gottes Geiſt durch den Glauben umbilden, heiligen und getroſt machen muß. — Liebſter = = ich habe viel geſchrieben, möchte ich doch etwas Gutes für mich geſchrieben haben! —

Und wie leben Sie denn? Mein Herz ſagt mirs, daß Sie glücklicher leben als tauſend andre

dre Menſchen. Ich bitte Gott darum, bitte, daß er mich dieſen Tag, ſo ſchwer er auch ſeyn mag, geduldig und voll Hoffnung wolle zubringen, und nicht ſo kleinmüthig ſeyn laſſen. Wer einen Gott zum Erlöſer und Helfer hat, ſagte Cramer einſtens zu mir, der ſoll nicht traurig ſeyn, wenigſtens es nicht bleiben. Ich grüße Ihre liebe, fromme, vortreffliche Frau, das Glück Ihres Lebens, und bin ꝛc.

G.

CXCI.

An Ebendenſelben.

Störmenthal, den 13. April, 1760.

Sie wollen mich auf den Freytag abholen? Das iſt viel Freude für mich, wenn mir anders die Freude nicht unmöglich geworden iſt. — — — Ich für meine Perſon kann alle Stunden fort; denn das Land hat ſo wenig Reiz für mich, als die Stadt, und ich weis nicht, welcher traurige Geiſt ſich meiner bemächtiget hat, daß gar keine Freude in mein Herz kömmt. Mein Kopf, mein armer Kopf, ach der iſt geſpannt, gebunden, und alle Gedanken liegen an Feſſeln, nur die beſchwerlichen nicht. Lieber Gott, wie nichts, wie gar nichts iſt der Menſch! Aber vielleicht ſoll ich dieß beſſer lernen, weil ichs noch nicht genug weis oder wiſſen will. — Die Frau von Z⸗⸗ erwartet mich, und heimlich bedaure ich ſie, daß ſie mich erwartet. Gleichwohl iſt es Pflicht, daß ich eine Dame beſuche, die ſo viel Vertrauen und Freundſchaft für mich hat, daß ſie ſich von meinem Beſuche viel Vortheil verſpricht. Vermuthlich werde ich alſo künftige Woche nach Bonau gehen, an einen Ort, wo ich durch zwo Krankheiten unendlich an meinem Charakter gelitten habe. Aber ſo viel habe ich doch nicht gelitten, daß ich nothwendig klagen und ungeduldig ſeufzen muß. Nein, wenn auch das Elend unſre Schuld nicht wäre: ſo iſt doch der Mangel der Gelaſſenheit und Geduld im Elende gewiß ſtets unſre Schuld. Wen beſchäme ich alſo, wenn ich klage, als mein eigen Herz? Und alſo hätte ich weiſer gehandelt, wenn ich von mir ſelbſt geſchwiegen hätte. Aber ich dachte, weil ich mit Ihnen redte, ſo dürfte ich einmal klagen, das heißt, fehlen.

Ich bin der Ihrige

G.

CXCII.

An Ebendenſelben.

Störmenthal, am 4. Sept.
1760.

Weil ſich meine Zurückkunft verzieht, ſo ſeyn Sie ſo gütig und übergeben Sie unterdeſſen an G ⸗ ⸗ ⸗ die halbjährige Penſion, die ich ausgezahlet bekommen ſoll. Ich ſchäme mich, daß ich ſo viel Glück vor tauſend Andern habe, die es mehr verdienen und vielleicht weit nöthiger brauchen. Bedenken Sie nur, mein lieber ⸗ ⸗, ich habe in dieſem traurigen halben Jahre kein Collegium endigen und alſo nichts verdienen können; gleichwohl habe ich mehr eingenommen, als wenn ich ſechs Collegia geleſen und noch ſo viel gearbeitet hätte. Eben dieſe Anmerkung muß ich auch von dem Jahre machen, da ich in Bonau krank lag. Eine Dame aus Liefland ſchickte mir zweyhundert Thaler mit einer Art, als ob ich ſie ihr abverdienet hätte. Kurz, je unvermögender meine Seele zur Arbeit und zum Bücherſchreiben geworden, deſto reichlicher ſind auch meine Einkünfte geworden. Habe ich nicht noch im vorigen Jahre eine Penſion erhalten, ohne zu wiſſen, wer mir ſie giebt? Dieſe Spuren der göttlichen Fürſorge, die mein Herz erfreun und ſtärken ſollten, erwecken ſo wenig Zufriedenheit und Dankbarkeit in mir, daß ich verdiente, alles dieſes

Glück zu verlieren. Gott vergebe mir meine Unempfindlichkeit! Ich weis nicht, wie ſie nebſt tauſend andern Uebeln in mich gekommen iſt. Vermuthlich habe ich mich nicht gekannt, und ſoll mich auf dieſe bittre Weiſe beſſer kennen lernen; und wenn dieß geſchieht, welche Wohlthat wird das Elend für mich in den künftigen Tagen werden! — — — —

Warum ich nicht nach Leipzig komme? Das weis ich ſelbſt nicht. Das Vergnügen des Landlebens iſt gewiß nicht die Urſache, und auch nicht die Liebe zur Bequemlichkeit. Vielleicht fürchte ich in Leipzig noch ſchwerere Tage, als ich hier trage; vielleicht iſt es Unentſchloſſenheit und Krankheit. — — — —

Ich bin zeitlebens der Ihrige

G.

CXCIII.

An Ebendenſelben.

Störmenthal, im September. 1760.

Der Brief, durch den Sie ſich um meine Ruhe verdient gemacht haben, iſt nicht bloß ein Beweis Ihrer Freundſchaft gegen mich, die groß iſt, ſondern Ihres Herzens voll chriſtlicher Liebe und voll Eifer für die Ehre Gottes. Der Mann, dachte ich im Leſen, klaget über ſeinen Gemüthszuſtand, und du ſiehſt in ſeinem ganzen Briefe nichts, als Demuth gegen Gott, nichts als Verlangen nach ſeiner Gnade, nichts als Verlangen nach wahrer Selbſterkenntniß, nichts als Unterwerfung und Ergebung in alle göttliche Schickungen, nichts als Begierde, dich zu beruhigen und in Gott gelaſſen zu machen; o wie ſehr hat er das, was er nicht zu haben meynt; denn wo dieſe Neigungen ſind, da iſt gewiß der Geiſt Gottes, wenn wir auch die Freudigkeit des Glaubens nicht empfinden. Danken Sie Gott, wenn Sie dieſes leſen, für das, was Sie durch ſeine Gnade haben, und ſeyn Sie verſichert, daß er Ihnen noch mehr geben wird; er, der überſchwenglich thut über alles, was wir bitten oder verſtehen. Ich will Ihre Erinnerungen nützen, ſo ſehr ich kann. Ich glaube, daß ſie wahr ſind, weil es mir einige Mühe koſtet, ſie ganz für wahr zu halten, und weil ſie aus dem Herzen des aufrichtigſten und eifrigſten Freundes kommen, der nichts ſucht, als mein wahres Glück. Gott belohne Sie für dieſen Dienſt. — Er thue was ihm wohlgefällt. Er iſt der Herr, und ich bin ſein Geſchöpf. Was ich leide, iſt unendlich wenig gegen das, was der Sünder ohne ſeine Gnade in Ewigkeit verdienet hat. Er ſtärke meinen Glauben an den Erlöſer der Welt, und laſſe mich nicht bloß die Befreyung von meinem Uebel wünſchen und bitten, ſondern Geduld und Demüthigung unter ſeine Hand; daß ich mit ganzem Herzen, wie David, ſagen könne: Ich harre des Herrn, meine Seele harret und ich hoffe auf ſein Wort. — Er begehret mein, ſo will ich ihm aushelfen, er rufet mich an, ſo will ich ihn erhören. Aus Gnaden macht er uns ſelig, nach ſeiner Barmherzigkeit, nicht um unſrer Werke willen; Gottes Gabe iſt es, auf daß ſich nicht jemand rühme. — Liebſter Freund, ich wiederhole meine Dankſagungen, und hoffe, Sie werden uns heute oder doch bald beſuchen. Beten Sie ferner für mich, daß ich ſtark werde aus der Schwachheit und mir an Gottes Gnade genügen laſſe. Er iſt treu und läßt uns nie verſucht werden über unſer Vermögen. — — — Gott ſey mit Ihnen.

H.

CXCIV.

Mein liebſter Gellert,

Eine Gewiſſensrüge an Sie? — Die war mir in der That ſehr unerwartet. Und wem ſollte ſie es nicht ſeyn? Da eine ſorgfältige Gewiſſenhaftigkeit, eine durchgängige Ehrerbietung gegen Religion und Tugend, ein ſo unſtreitiger, ſo vorzüglicher Ruhm Ihrer Schriften iſt? Armer Freund, wie dauern Sie mich! Da Sie ohnedieß hypochondriſch genug ſind, muß ſich von allen Seiten her alles vereinigen, Sie noch hypochondriſcher zu machen Ein Ungenannter, der auſſerdem Ihren Schriften das gebührende Lob ertheilt, will dennoch nicht wenig moraliſche Schwächen darinnen entdeckt haben, und fordert Sie in einem Briefe auf, „bey einer „neuen Ausgabe denſelben abzuhelfen, in allen „auch nur anſtößig ſcheinenden Stellen die „ſtrengſten moraliſchen Verbeſſerungen ja nicht „zu verabſäumen: und das zwar zur Ehre des „Gewiſſens und der Religion.“ Wie ſehr Sie beſonders itzt, da Ihre ſämmtlichen Schriften gerade von Ihren Verlegern in eine Sammlung zuſammen gedruckt werden, dadurch haben beunruhigt werden müſſen; das habe ich mir leicht vorſtellen können. Sie haben ja nur erſt jüngſthin gegen mich geklaget, daß Sie ſich ſchon ſeit geraumer Zeit wegen der Ihnen mangelnden Heiterkeit des Geiſtes ungeſchickt fühlen, diejenigen Aenderungen zu unternehmen, die Sie, vornehmlich in Ihren Luſtſpielen und Briefen, zu machen gewünſcht hätten.

Ich habe ſein mir überſchicktes Schreiben geleſen und wieder geleſen, und ſorgfältig geprüft. Sie verlangen mein unpartheyiſches Urtheil

theil davon zu wiſſen. Hier iſt es. Aber Sie werden, ſo wenig Sie bey Ihren gegenwärtigen Geſundheitsumſtänden dazu aufgelegt ſind, Geduld haben müſſen, viel zu leſen; denn der Brief des Ungenannten iſt lang; die Beantwortung ſeines Innhalts wird alſo auch nicht kurz ausfallen können.

Der Verfaſſer zeigt in ſeinem Briefe allerdings, wie er mehrmals von ſich verſichert, einen brennenden Eifer für Tugend und Religion. Aber iſt es auch ein durch richtige Einſichten aufgeklärter Eifer? Darauf möchte er wohl keinen Anſpruch machen können. Bey einem wahrhaft frommen Herzen verräth er doch überall viel Schwäche des Verſtandes, und es wird ſchwer halten, bey der Widerlegung ſeiner Zweifel und Einwendungen in einem ſo ernſthaften Tone zu bleiben, als er bey ſeinen redlichen Geſinnungen wirklich verdient. Seine Grundſätze ſind theils ganz falſch, theils nur zur Hälfte wahr. Oder wo auch gegen die Richtigkeit der Grundſätze nichts einzuwenden iſt, da leitet er aus dieſen richtigen Grundſätzen ſehr unrichtige Folgerungen her. Doch es iſt nicht genug, daß ich das ſage; ich muß es auch beweiſen. Laſſen Sie uns denn zur Zergliederung ſeiner Sätze kommen.

Sein erſter Satz betrifft die lachende und beißende Beſtrafung der Laſter. In Anſehung derſelben, „glaubt er durch moraliſche Gründe „überzeugt zu ſeyn, daß man das Laſter niemals poſſierlich, wohl aber thöricht und abgeſchmackt vorſtellen könne, weil ſich bey dem „Poſſierlichen leicht der Begriff des Angenehmen uns unvermerkt mit einmiſcht, welches „beſonders bey der Wolluſt zu beſorgen iſt.“ Der Satz iſt ſcheinbar; aber zu einer ſo ſtrengen Richtigkeit, als bey einer Regel der Prüfung nöthig iſt, möchte er wohl eine genauere Beſtimmung nöthig haben. Was verſteht der Verfaſſer unter Laſter? Was unter poſſierlich vorſtellen? Und wie miſcht ſich bey dem Poſſierlichen unvermerkt der Begriff des Angenehmen ein?

Aus dem Laſter ſoll ich niemals einen bloßen Spaß, niemals das, was man eine Schekerey nennt, machen. Das würde der Leichtſinn ſehr geſchwind ergreifen. Es iſt nicht zu läugnen, daß ſolches von manchen alten und neuen Dichtern geſchehen ſey; beſonders in Abſicht auf die Ausſchweifungen der Wolluſt. Oder warum wollten wir ihrer ſchonen? Laſſen Sie ſie uns bey Ihrem eigentlichen Namen Laſter der Unzucht nennen. Schwerlich wird dergleichen Verfahren jemand, der die Ehre der ſchönen Künſte aufrecht erhalten will, vertheidigen. Auch der Verfaſſer führet hier zur Erläuterung die Wolluſt an; aber er beſtimmt nicht, ob er damit ihre wirklichen Ausſchweifungen, oder nur ein verliebtes Temperament meyne. Wenn er die erſtere dabey im Sinne gehabt haben ſollte; wie käme er zu dieſer Bemerkung bey Ihren Schriften?

Was iſt denn alſo dem Verfaſſer Laſter? Nimmt er das Wort im bürgerlichen Verſtande für die gröbern Laſter? Da hat er freylich Recht. Wer wird Unzucht, Ehebruch, Diebſtahl, Spitzbüberey, Todtſchlag, Meuchelmord weiter nichts, als lächerlich machen wollen? Sie verdienen Abſcheu. Ihre Namen empören. Sie müſſen nie anders vorgeſtellt werden, als Abſcheu zu erwecken; und, das zu thun, wird noch keine ſehr warme Liebe zur Tugend erfodert. Nimmt aber der Verfaſſer das Laſter im theologiſchen Verſtande, der auch, genau genommen, der moraliſche iſt; welche böſe Neigung, wenn ſie in der Seele herrſcht, wenn ſie Leidenſchaft iſt, wird da nicht darunter begriffen ſeyn? Und dann möchte der Verfaſſer ſich wohl nicht auf dem rechten Wege befinden, und noch weniger, wenn er vielleicht gar die Anlage und den Hang dazu, ehe ſich noch daraus das Laſter ausgebildet, kurz alles, was dazu führen kann, mit darunter zuſammenfaſſen ſollte. Denn was heißt bey ihm poſſierlich vorſtellen? Soll es überhaupt nur ſo viel ſagen, als lächerlich machen; nicht eine beſondre Art, etwas lächerlich zu machen, anzeigen; ſo iſt gar viel dawider einzuwenden. Alle Thorheit machet, als Thorheit, lächerlich; und das Laſter, als thöricht vorzuſtellen, das hält ja der Verfaſſer des Briefs ſelber für erlaubt. Ja es iſt noch mehr als erlaubt; es iſt der Tugend ſo gar zuträglich, wenn die Gebrechen der menſchlichen Seele auf mehr, als eine Art, angegriffen werden. In vielen Fällen iſt es ſehr heilſam, wenn man auf die Thoren, auch vor der Welt, ein Lächerliches wirft; denn das fühlen ſie noch am erſten, da nicht ſelten den ernſtern Gründen aller Zugang ganz verbaut iſt. Um auf das von dem Verfaſſer angeführte Beyſpiel der Wolluſt zurückzukehren; was ſollte denn wohl hindern, ſolche Gecken, die gleich in jede weibliche Geſtalt ſich verlieben, durch Satyren dem Gelächter bloß zu ſtellen? Vielleicht daß wenigſtens einer oder der andere das Unanſtändige davon empfindet, und ſich ſchämen lernet. Eine wahre und ſittliche Beſſerung wird durch alle Werke des Witzes und Geſchmacks nicht bewirket werden. Das gebe ich gern zu. Aber philoſophiſche Abhandlungen werden das eben ſo wenig ausrichten, und denen wird es doch Niemand zum Vorwurfe machen, daß ſie nicht die Kraft der geoffenbarten Religion haben. Denn deren Werk allein iſts, den Menſchen moraliſch zu beſſern. Es ſey denn bloß eine bürgerliche Beſſerung, welche eine lachende und beißende Satyre hervorbringt.

bringt. Auch dadurch iſt nicht wenig gewonnen. Da ſie manche Hinderniſſe aus dem Wege räumet; ſo wird durch ſie der moraliſchen vorgearbeitet. — Vielleicht führet die Satyre den Thoren auch nicht einmal bis dahin, ſondern macht ihn bloß ſchüchtern, daß er mit ſeinen Thorheiten mehr zurück hält. Und ſo wird der Nutzen davon der ſeyn, daß ſie weniger anſteckend ſind. — Doch ich will offenherzig geſtehen, daß man nicht einmal das ſich allezeit verſprechen dürfe. Selten haben Thoren ſo viel Anlage zur Selbſterkenntniß, daß ſie in dem vorgehaltenen Spiegel ihr eignes Bild erblicken. Weit öfter werden ſie dabey auf ihren Nachbar weiſen. Wer kann indeſſen dafür, daß ſie gemeiniglich unheilbar ſind? Und auf ſie und ihre Beſſerung haben auch Komödien und Satyren, es ſey in Lehrgedichten oder in Erzählungen, nicht ihr eigentliches Abſehen. Sie ſind vielmehr eine Art des Prangers. Der Pranger wird den, der bis dahin verfallen iſt, daß er daran geſtellt werden müſſen, ſchwerlich bekehren. Aber er warnet und ſchrecket doch den, der etwan einſt in die Verſuchung kommen könnte, ſich des Prangers würdig zu machen; und iſt das nicht Wohlthat für die Welt? Meine Feder läuft, wie ich ſehe, ſchnell fort, weil ſie in ein Feld geräth, dem ſo oft eine ſchiefe Ausſicht in daſſelbe ein ganz falſches Anſehen giebt. Ich muß einlenken; denn es könnte ſeyn, daß hier meine Antworten den

Verfaſſer des Briefs nur ſeitwärts träfen. Erlauben Sie mir alſo nur, lieber Freund, über das Poſſierliche noch ein paar Worte hinzuzufügen.

Selbſt das Poſſierliche; wenigſtens eine gewiſſe Gattung deſſelben würde ich von der Beſtrafung der nicht bürgerlichen, ſondern bloß moraliſchen Laſter, wenn zumal der Laſterhafte durch ſie nicht ſowohl Andern, als ſich ſelbſt ſchadet, nicht ganz ausſchließen. Der Geiz iſt unſtreitig ein ſolches Laſter; und Molierens Geizhals iſt gleichwohl voll von poſſierlichen Zügen. Wer wird es nicht z. E. poſſierlich finden, wenn der Geizhals, weil er zween Lichte auf Einem Zimmer für unnütze Verſchwendung hält, das eine davon ſorgfältig auslöſcht, dieß, ſo oft es verſtohlen wieder angezündet worden, zu wiederholen nicht müde wird, und zuletzt ſein Licht, um es zu retten, in die Hoſentaſche ſteckt? Eben ſo poſſierlich iſt es, wenn der Geizhals in des Goldoni wahrem Freunde die eingekauften Eyer durch einen Ring mißt, ob ſie nicht zu klein ſind. Man wird ſich des Lachens, und folglich auch einer angenehmen Empfindung nicht dabey enthalten können; denn Lachen iſt eben ſo der natürliche Ausdruck von der Empfindung einer ſtarken in die Augen ſpringenden Ungereimtheit, wie es Seufzer und Thränen von einem heftigen Schmerze ſind. Und ſollten dieſe poſſierlichen Vorſtellungen wirklich der Tugend ſchaden?

ken? Wenn von Molierens Luſtſpielen nicht zu läugnen iſt, daß ſie viel moraliſche Fehler an ſich haben; ſo gehören doch dergleichen Züge gewiß nicht mit darunter.

Aber wenn etwas poſſierlich vorgeſtellt wird, miſcht ſich, uns unvermerkt, gar zu leicht der Begriff des Angenehmen ein. Das klingt gründlich und tief gedacht; und iſt es doch nicht. Wie und wo miſcht ſich der Begriff des Angenehmen ein? In die Empfindung des Ungereimten, die in dem Zuſchauer erweckt wird? Oder in die Vorſtellung, die man ſich aus ſo treffenden Zügen von der Kunſt des Dichters macht? Oder endlich, in den Begriff des vorgeſtellten Laſters? Das letzte wird wohl Niemand behaupten wollen. Das Laſter des Geizes wird durch ſolche poſſierliche Vorſtellungen gewiß nicht reizend; ja nicht einmal um das mindeſte erträglicher. Kein Zuſchauer, ſelbſt kein Geizhals, oder der noch bloß eine Anlage zum Geize hat, wird dabey in die Verſuchung gerathen, dergleichen nachzuthun. Sein erſter Gedanke wird vielmehr der Vorſatz ſeyn, daß er ſich wohl hüten will, ſich ſelbſt ſo lächerlich zu machen. Iſt aber das erſtere, daß ſich in die Empfindung des Ungereimten, oder in die Vorſtellung von der Kunſt des Dichters eine angenehme Empfindung einmiſcht: wer kann daraus ſchlimme Folgen befürchten? Wer wird hier etwas Unmoraliſches finden? Ich würde alſo das Wort poſſierlich gegen das Wort drollicht vertauſchen, und den Satz alſo ausdrücken: Drollicht dürfen wirkliche Laſter niemals vorgeſtellt werden, ſondern bloß menſchliche Schwachheiten, als wunderliche Launen der Denkungsart, Fehler eines guten Herzens, Arten des Uebelſtandes. Grobe Laſter müſſen in der Vorſtellung nie anders, als verabſcheuungswürdig, erſcheinen, und auch die andern Laſter muß man nicht bloß lächerlich machen wollen, ſondern gleichfalls mit ernſtern Waffen beſtreiten.

Aber nun bleibt noch immer die Frage übrig: Wozu dieſe Bemerkung hier? Sie muß ja wohl ein Tadel, der auch Ihre Schriften treffe, ſeyn ſollen; da ſie in einem Briefe ſteht, der Sie zu moraliſchen Verbeſſerungen Ihrer Schriften auffodert. Der Verfaſſer deſſelben hat kein Beyſpiel zum Beweiſe beygebracht, wie doch billig von ihm hätte geſchehen ſollen. Eine andre Stelle ſeines Briefs macht es mir mehr, als bloß wahrſcheinlich, daß er damit auf Liſetten, in dem erſten Bande Ihrer Fabeln und Erzählungen, *) ziele. Dieſe Erzählung hat, ich geſtehe es Ihnen, meine vorzügliche Liebe nicht, und, wenn Sie dieſelbe ſeiner ängſtlichen Gewiſ-

---

*) Gellerts ſämmtliche Schriften I. Th. 106, 107 S.

ſenhaftigkeit aufopfern wollen, habe ich nichts dagegen. Aber ich kann doch das nicht darinnen ſehen, was er darinnen ſieht. Ich habe ſie wieder zu verſchiednenmalen mit Aufmerkſamkeit durchgeleſen. Ich finde in dem Manne, welcher in das wohlgebildte Lorchen, die zur Wärterinn ſeiner, an den Blattern kranken, Frau erleſen worden, ſich verliebt, und da die Frau an den Blattern blind liegt, durch die Gelegenheit ſich verführen läßt, ſeiner Leidenſchaft nachzuhängen und ſie frey ausbrechen zu laſſen, nichts als eine getreue Schilderung nach der Natur. Die geſchilderte Sache iſt nicht ſelten, denn wie manche ungetreue Ehegatten giebt es nicht, die gleichwohl Treue heucheln! Es kann auch nicht verwerflich, oder ohne Nutzen ſeyn, dergleichen Schilderungen zu machen. Menſchliche Leidenſchaften in beſondern ihnen günſtigen Lagen, oder in ihnen ſchnell aufſtoßenden Verlegenheiten ſchildern, und es durch das Individuelle des Gemäldes gleichſam vor die Augen bringen, wie ſie darinnen handeln, wie ſie jene günſtige Lagen ohne Anſtand nützen, und oft aus dieſen Verlegenheiten, wenn ſie auch Lügen zu Hülfe nehmen, und offenbar der Tugend ſpotten ſollten, ſich glücklich herauswickeln; das erweitert die Kenntniß der Welt und des menſchlichen Herzens, und vertritt gewiſſermaßen die Stelle der Erfahrung, die man ſich ſonſt nicht ſelten mit eignem Schaden erkaufen muß. Dieß iſt, im

Vorbeygehen zu erinnern, einer von den großen Vortheilen, welche die von der Seite der Moralität ſo oft mit Unrecht beſtrittne Komödie ſchaffet. Ich will itzt des moraliſchen Nutzens dieſer Erzählung nicht erwähnen, daß ſie zeigt, wie gefährlich dem verderbten Herzen die Gelegenheit zum Laſter werde; wie leicht ein familiärer Umgang zwiſchen jungen Perſonen beiderley Geſchlechts weiter führen könne, als ſie zuvor wohl ſelbſt gedacht; und wie thöricht der handle, wie vielen Verſuchungen er ſich auf die Zukunft ausſetze, der bey der Ehe, dieſem ſo ernſten Schritte, in ſeiner Wahl bloß auf Schönheit, einen vom Zufalle ſo leicht entrißnen Vorzug, ſucht. Das alles ſind Beobachtungen, auf welche die Erzählung natürlicher Weiſe leitet. Ich will mich bloß an die Hauptſache der Erzählung halten. Eine Schilderung des Laſters iſt ja, das wird jeder zugeben müſſen, keine Empfehlung des Laſters. Es kömmt bey einer ſolchen Schilderung, in Anſehung ihrer Moralität, alles auf ihre Beſchaffenheit an; alles darauf, ob ſie nicht etwan durch Schlüpfrigkeit ſchädlich wird, oder ob ſie nichts durch die Wendung, die ihr gegeben iſt, und durch die eingeſtreuten Züge auf die Seite des Laſters neigt, und für daſſelbe einnimmt. Keine von beiden Beſchuldigungen wird man Ihnen, wer nur einigermaßen billig denkt, und wenn er ein noch ſo ſtrenger Moraliſt wäre, bey dieſer Erzählung machen wollen. Wie hier einer ſtrafbaren Liebe kein reizender Schleyer umgeworfen wird; ſo erklärt ſich auch der Dichter nicht für den ungetreuen Mann und ſein Lorchen; weder auf offenbare, noch auf verdeckte Weiſe. Er erzählet bloß, ohne Parthey zu nehmen, ohne durch etwas den Leſer auf jener Seite zu neigen. Hier iſt keine Bewunderung von Lorchens ſchnellem Witze, durch den es ihr gelingt, die Entdeckung ihrer ſtrafbaren Liebe zu verhüten; kein Triumph, kein Händeklatſchen der Liebesgötter darüber. Ich will nicht in Abrede ſeyn, daß es nicht vielleicht manchen Leſer kützeln könne, die arme blinde Frau durch Lorchen alſo betrogen zu ſehen. Aber wird das nicht von der Faſſung abhangen, mit der er lieſt? Wenn alſo ein moraliſcher Schade aus dem Leſen dieſer Erzählung entſpringt; ſo iſt er von der Art derjenigen Aergerniſſe, die nicht wohl verhütet werden können; nicht die Schuld des Schriftſtellers, ſondern des Leſers; denn das Leſen derſelben ſchadet ihm, nicht weil er ungeübt iſt, ſondern weil er ein verderbtes Herz hat, und für daſſelbe überall Nahrung ſuchet. Bey reinern Geſinnungen wird es einem andern Leſer eben ſo natürlich ſeyn, mit der Frau, der unter ſo traurigen Umſtänden eine ſo unedle Beleidigung wiederfährt, Mitleiden zu faſſen, und am Schluſſe der Erzählung bey Ihren Worten:

Ach lieber Mann, wie redlich meynts dein Herz!
O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am
Leben;

zu denken: Der unwürdige Mann! Wie wenig verdient er dieſen Troſt! Ach wenn die arme Frau wüßte, daß er vielleicht itzt gerade das Gegentheil von dem wünſchet, was nach ihrer Meynung ihn tröſten ſoll! Welch Glück iſt es zuweilen, ſein Unglück nicht zu wiſſen! Dieſe Gedanken können in dem Leſer deſto natürlicher entſtehen, da Sie ihn ſelbſt durch den eingeſtreuten Zug darauf leiten:

Ach arme kranke Frau! Es iſt dein groſes Glücke,
Daß du nicht ſehen kannſt.

Damit will ich nicht ſagen, daß es nicht dieſer Erzählung noch zuträglicher geweſen ſeyn würde, wenn ihr eine andre Wendung gegeben, und dadurch auch einem ſo geſuchten Mißbrauche vorgebauet worden wäre. Ich bin verſichert, Sie würden vorgebaut haben, wenn Sie bey ihrer Verfertigung hätten vermuthen können, daß dieſelbe jemals in einem ſo falſchen Lichte betrachtet werden würde. Ich weis es, theuerſter Freund, von alter Zeit, und ſelber der ungenannte Urheber des Briefs erkennets, daß die Rechte der Tugend Ihnen bey Ihren Arbeiten viel zu ehrwürdig geweſen, als daß Sie zu einer leichtſinnigen Behandlung derſelben jemals, dem Witze zu Ehren, auch nur einen entfernten Anlaß geben wollen. Sie können indeſſen noch itzt einer allzugrübelnden Gewiſſenhaftigkeit ein überflüßiges Opfer thun, und das mit leichter Mühe. Ich ſetze freylich voraus, was ſehr zweifelhaft iſt, daß nicht etwan dieſer Bogen in der neuen Sammlung ſchon abgedruckt worden; desgleichen, daß Sie nicht etwan Ihre itzige kränkliche Geſundheit zu noch ſo leichten Aenderungen unfähig macht; und nicht weniger das ernſte Verbot Ihres Arztes, von welchem Sie mir letzthin ſchrieben, ſich mit dieſer neuen Ausgabe auf keine Weiſe ſelbſt zu beſchäfftigen, keinen Nachlaß findet. Viele Vorausſetzungen, die es mir ſelber nicht wahrſcheinlich machen, daß Ihnen mein Rath werde nützen können. Indeſſen will ich Ihnen doch denſelben mittheilen. Es kommt bey dieſer Erzählung nur auf einen kleinen Eingang von etlichen Verſen an, der den Leſer ſogleich auf den richtigen Geſichtspunkt hilft, ſo daß das Lächerliche nothwendig auf den Mann fallen muß. Etwan ein ſatyriſcher Ausfall auf die Männer in zweyerley Geſtalten, die, von den Frauen geſehen, in Zärtlichkeit zerfließen, und, wenn ſie von deren Auge nicht mehr beobachtet werden können, ſelbſt in ihrer Anweſenheit es wagen würden, bis zur Untreue auszuſchweifen. Sie ſind, wie ich weis, den Eingängen nicht ſehr günſtig. Hier ſehen Sie, wozu ſie zuweilen nützen können.

Ich eile zu einer andern Claſſe der moraliſchen Schwächen, welche der Verfaſſer des Brieſs in Ihren Schriften entdeckt haben will, und zwar zu derjenigen, welche der erſten am nächſten verwandt iſt. „Wenn, ſagt er, bey ernſthaften und ehrwürdigen Dingen lächerliche Nebenbegriffe angebracht werden; ſo muß man ſich Gewalt anthun, derſelben wieder los zu werden, wenn man nun wirklich ſeine Gedanken auf dieſe ernſthafte Dinge richten will. Es iſt gewiß gleichfalls Ihre Meynung, daß man mit ernſthaften Dingen niemals ſpotten dürfe. Die Blöße der Laſter kann auch ohne dieſen Spott Freunden des Witzes und der Tugend gezeigt werden.“

„Mit ernſthaften Dingen muß man niemals ſpotten,“ oder wie es weiter hin heißt: „Die Bibelſprache muß uns allezeit ehrwürdig ſeyn. Ich glaube, man müſſe ſich bey ſcherzhaften Ausdrücken aufs ſorgfältigſte vor der geringſten Aehnlichkeit mit der Bibelſprache hüten.“ Schön! Ich und Sie ſind beide erklärte Feinde von Bibelſcherzen, und in ſcherzhaften, ja überhaupt in weltlichen Schriften, können Sie ſo wenig als ich die mindeſte Anſpielung auf unſre dem gottesdienſtlichen Gebrauche gewidmete Bibelüberſetzung, oder irgend einen Scherz über Dinge, die nur einige Verbindung mit dem Gottesdienſte haben, dulden. Aber hier vermiſcht Ihr Unbekannter wieder zweyerley Dinge. Ein anders iſt es, ernſthafte Dinge lächerlich machen; und wieder ganz ein anders, die falſchen Begriffe davon, eben dieſen ernſthaften Dingen zum Dienſte, in ihrer Blöße darſtellen. Gleichwohl iſt meiſtens das letztere hier der Fall. Denn was ſinds für Exempel, die er aus Ihren Schriften anführt?

Er wünſcht, in dem zärtlichen Manne, den Ausdruck hinweg:

Er läßt für ſeine Frau in allen Kirchen bitten,
Und giebt noch mehr dafür, als ſonſt gebräuchlich war;*)

und eben ſo in den Bauern und dem Amtmanne die Worte der Bauern:

Und Gottes Wort, wie ſichs gebühret,
Bald griechiſch, bald ebräiſch angeführet. **)

Gleichwohl wird weder in jener die Fürbitte für Kranke, noch in dieſer Gottes Wort und der Grundtext lächerlich gemacht. Das erſtere ſchildert bloß die Lage des Mannes, und das in der Welt unter ſolchen Umſtänden übliche Verfahren; und zeigt den Ernſt ſeiner Angſt, die doch ſo bald darauf verſchwunden iſt. Das letztere zu ſagen, iſt ſehr heilſam und nöthig, um ein klägliches Vorurtheil, das der Bibel und der Erbauung ſo nachtheilig iſt, in ſeiner ganzen Blöße darzuſtellen.

---

*) Gellerts ſämmtliche Schriften I. Th. 66. S.

**) Ebendaſ. 207. S.

Gegen den Brief, darinnen Sie von der ſchlechten Predigt und ihrer Wirkung reden,*) wendet er ein: „in einer ſchlechten Predigt höre „man wenigſtens Sprüche, und denen ſey die „Wirkung, einen frommen Zuhörer in Schlaf „zu bringen, unnatürlich.“ Sprüche werden ja wohl in einer ſchlechten Predigt angeführt; oft genug nicht ſowohl angeführt, als unehrerbietig gemißhandelt. Freylich haben die nicht die natürliche Eigenſchaft einzuſchläfern. Aber wie dann, wenn ihnen die Predigt ſtets entgegen arbeitet, und die ſchlechte Predigt noch überdieß ſchlecht gehalten, in einem einförmigen einſchläfernden Tone hergeſagt wird? Man ſetze nun einen Zuhörer, der in der Abſicht, ſich zu erbauen, die Kirche betrat, aber durch den ſchlechten Vortrag ermüdet, und durch den Wohlſtand gehindert wurde, von ſeinem Sitze aufzuſtehen, oder umherzugehen. Wer hat es zu verantworten, wenn der Zuhörer, ohnerachtet ſeiner Mühe, die er ſich giebt, munter zu bleiben, dennoch einſchläft? Der geiſtloſe Prediger? Oder der von menſchlicher Schwachheit überwältigte Zuhörer? Und wer kann von dem, der dergleichen erzählet, auch nur im mindeſten argwohnen, daß er, wenn er von der ſchlechten Predigt ſagt, ſie habe an ihm ihre natürliche Wirkung gethan, damit den angeführten Schriftſtellen die Wirkung beymeſſen wollen, als ob ſie einſchläferten? Wer kann ihn beſchuldigen, daß er dadurch die Ehrerbietung gegen das göttliche Wort verletzet habe?

---

*) Gellerts ſämmtliche Schriften IV. Th. 241. S.

Was der Ungenannte über das Wort Betſchweſter ſagt, iſt, ich kann es nicht bergen, ſehr ſchwach. Er giebt zu, „daß diejenigen Ihren rühmlichen Charakter verkannt haben, welche behaupten, als hätten Sie dadurch das Gebet überhaupt lächerlich machen wollen.“ Aber er giebt Ihnen zu bedenken, „ob nicht gleich durch das Wort Betſchweſter der ehrwürdige Begriff des Gebets, als der Rede mit Gott, verunehrt, geſchwächt und gemißbraucht werde; denn das Wort Betſchweſter ſey doch ein mit dem Worte beten zuſammengeſetztes Wort, und werde hier gleichwohl zur Entblößung der Heucheley gemißbraucht.“ Was für ein ſchwacher Grund! Solchergeſtalt müßten auch die Wörter göttlich, vergöttern, Götter der Erde, Abgott für einen Mißbrauch des göttlichen Namens gelten; und iſt nicht dergleichen von der Schrift ſelbſt geſchehen? Ja ſelbſt unſern Heiland würde ſein Tadel, wenn er gültig ſeyn ſollte, treffen. Erinnern Sie ſich nur des Phariſäers, den er in ſeiner Erzählung vom Phariſäer und Zöllner, betend einführt. Mit wie lebendigen Farben ſchildert das Gebet, das er ihm in den Mund legt, ſeinen ganzen Charakter! Wie ſtark giebt es uns das Lächerliche ſeines Stolzes und ſeiner Werkheiligkeit zu fühlen! Würde nicht, wenn der Verfaſſer Recht hätte, durch eine ſolche Vorſtellung das Gebet ſelbſt gleichfalls leiden müſſen? Wenn bey dem Worte Betſchweſter etwas zu verantworten iſt; ſo mögens die verantworten, die es zuerſt aufgebracht, und in Gang geſetzt haben. Nun iſt das Wort einmal in der Sprache da, und hat ſeine beſtimmte Bedeutung, ohne daß es den Nebenbegriff einer Geringſchätzigkeit gegen das Gebet mit ſich führte. Iſt es denn wohl eine Verunglimpfung der Apoſtel, wenn man eine Secte des dreyzehnten Jahrhunderts mit dem Namen, den ſie ſich ſelbſt gegeben, den Apoſtelorden nennen? Oder haben den wohl die Kirchenväter, und andre nach ihnen, wenn ſie die Novitianer, wie von ihnen ſelbſt geſchah, Katharer oder die Reinen nannten, damit der Reinigkeit in Lehre und Leben ſpotten, oder zu erkennen geben wollen, daß die Kirche gar nicht Urſache habe, ſich darum zu beſtreben? Oder, um ein noch paſſenderes Exempel aus unſern Zeiten zu geben; ſollte man ſich wirklich durch den Gebrauch der Namen Wiedertäufer oder Täufer einer Unehrerbietigkeit gegen das Sacrament der Taufe ſchuldig machen?

Eben ſo, wie mit dem Tadel des Worts Betſchweſter, verhält ſichs gleichfalls mit dem Eifer des Verfaſſers darüber, „wenn der aller„heiligſte Namen Gottes, oder ſtatt deſſelben das „Wort Himmel laſterhaften Perſonen in den „Mund gelegt wird?“ Trifft nicht hier wieder ſein Tadel den Aſſaph und David? Denn wie viele Stellen, wo dergleichen von ihnen geſchieht? *Der Gottloſe ſpricht in ſeinem Herzen: Gott hats vergeſſen. Er hat ſein Antlitz verborgen. Er wirds nimmermehr ſehen.**) *Sie ſprechen: Was ſollte Gott nach jenen fragen? Was ſollte der Höchſte ihrer achten?***) *Die Gottloſen ſagen: Der Herr ſiehts nicht, und der Gott Jakob achtets nicht.****) Andrer ähnlichen Schriftſtellen itzt zu geſchweigen. Aber ſollte, wer darüber zu urtheilen übernimmt, nicht billig den Unterſchied davon empfinden können, wenn der Schriftſteller ſelbſt den Namen Gottes mißbraucht, oder wenn er Perſonen, die gewiß nicht zur Nachahmung aufgeſtellt ſind, einführet, wie ſie eines ſolchen Mißbrauchs im gemeinen Leben ſich häufig ſchuldig machen.

Der Verfaſſer, das bin ich überzeugt, würde nicht wenig erſchrecken, wenn man ihn beſchul-

---

*) Pſ. 10, 11.
**) Pſ. 73, 11.
***) Pſ. 94, 7.

digen wollte, in ſeinem Schreiben ernſthafte heilige Dinge gemißbraucht zu haben? Gleichwohl ließe ſich ihm, wenn man auf gleiche Weiſe, als er, zu Werke gehen wollte, dergleichen Beſchuldigung ſehr leicht machen. Noch mehr! Es iſt wirklich von ihm geſchehen. Denn die feyerliche Beſchwörung bey den Wunden des Heilands, da ſie bey Dingen gebraucht wird, die meiſtens Kleinigkeiten betreffen; was iſt ſie denn wohl anders? Der Verfaſſer verſichert, daß er ſich dieſer gnadenreichen Wunden nicht ſchäme. Ich auch nicht. Da ſey Gott vor! Aber ich würde zittern, ſie anders, als bey den feyerlichſten Gelegenheiten und in ernſten Stunden der Andacht zu nennen; und noch mehr zittern, Andre, wo es nicht auf Leben und Seligkeit ankäme, dabey zu beſchwören. Ich will mich wohl hüten, den Verfaſſer deswegen einer vorſetzlichen Entheiligung der Religion anzuklagen; aber er ſieht doch, ſowohl, wie es menſchlich iſt, darinnen zu verſtoßen, als auch, daß man durch einen übertriebnen Eifer für die gute Sache wahrhaftig eben ſo viel Schaden anrichten könne, als durch ſchlaffe Nachläßigkeit.

Dem Verfaſſer ſcheint ferner „der Scherz „über das Verbrennen von Arndts wahrem Chri„ſtenthume ſchädlich.“ *) Und warum? „Des-

„wegen,

---

*) Unſer ſel. Freund hat, um für eine ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit ſchwacher Leſer, lieber zu viel, als

zu.

„wegen; weil es wirklich geſchehen ſeyn ſoll, und „wenn es auch nicht glaubwürdig wäre, doch diejenigen Leſer ärgerte, die es glauben.“ Wenn das für Gründe gelten ſollen; ſo iſt aller Aberglaube geſichert; ſo iſt, ihn angreifen, verwerflich und ſchädlich. Denn wo iſt wohl ein Mährchen des Aberglaubens, das nicht wirklich geſchehen ſeyn ſoll? Und wann wird es nicht die Abergläubiſchen verdrießen, daß man ihre Vorurtheile beſtreitet. Aber iſt denn ein ſolcher darüber gefaßte Verdruß Aergerniß? Auf ſolche Weiſe würde man ſogar durch jeden Angriff auf Irrthum und Laſter ſich in Gefahr ſetzen, Aergerniß zu geben. Ein ſolcher Verdruß iſt vielmehr blinder Eifer für ſeinen Wahn. Wahres Aergerniß hingegen haben diejenigen gegeben, welche dergleichen unbedeutende Nachrichten als wichtig, als eine Art von Wundern geſammelt haben; denn ſie haben dadurch zum Aberglauben verlei-

---

zu wenig zu thun, bey der letzten Ausgabe ſeiner Werke, dieſe Stelle hinweggeſtrichen. Sie ſteht in den ältern Ausgaben gleich am Schluſſe der erſtern Scene, und heißt: „Dieſes letzte (Gebetbuch) „iſt, wie ſie erzählt, in drey Häuſern mit abgebrannt, und doch keinmal verbrannt. Die Schaalen ſind zwar etwas verſehrt worden; allein dem „Drucke hat das Feuer mit aller ſeiner Macht nichts „anhaben können.“

„Ferdinand. Der Buchbinder u. ſ. w.

verleitet, oder darinnen beſtärket. Auf der Glaubwürdigkeit der Nachrichten beruht hier gar nichts. Die werden Sie eben ſo wenig zu beſtreiten begehren, als ich. Erbauungsbücher haben oft Clauſuren, die ſie dicht zuſammen preſſen. Jſts da Wunder, wenn die Flamme das erwähnte Buch, da es zumal etwas ſtark iſt, nicht ſo leicht gefaſſet. Und wie viel andre zufällige Urſachen, darinnen das vorgegebene Wunder ſeinen Grund haben kann! Vielleicht kann manchem ſehr profanen Buche eben dergleichen wiederfahren ſeyn, ohne daß man darauf geachtet hat. Bey ſolchen Nachrichten iſt eigentlich nicht der Mangel an Glaubwürdigkeit Aberglaube. Der an und für ſich iſt noch weiter nichts, als Leichtgläubigkeit. Der Aberglaube ſteckt in der Abſicht, aus der ſolche Nachrichten geſammelt werden, und in den daraus gezognen Folgerungen. Sie ſind ein Ueberreſt von Mönchsgeſchmack. Jſt denn dieß in der That ſehr ſchätzbare Buch etwan heiliger, als die Bibel, die doch vermuthlich in den Häuſern, wo an Arndts wahrem Chriſtenthume ein ſolches Wunder der Vorſehung ſich ereignet haben ſoll, auch vorhanden war, und, allem Anſehen nach, mit verbrannt iſt, weil man ja wohl außerdem nicht vergeſſen haben würde, ſolches gleichfalls zu bemerken? Sie aber, liebſter Freund, hätten bey Beſtreitung dieſes Aberglaubens nicht behutſamer verfahren können, da Sie für das Buch ſelbſt ſo viel Achtung haben, es nicht zu nennen; und das Ungereimte davon auf eine ſolche Art fühlbar machen, daß Sie dem Zuhörer von dem Innhalte deſſelben auf den Druck und Band ablenken, wenn Sie Ihrem Ferdinand in der Betſchweſter in den Mund legen: „Der Buchbinder muß gewiß „nicht ſo fromm, als der Buchdrucker, geweſen „ſeyn, weil der Band nicht im Feuer ausgehalten hat.“

Die beträchtlichſte Kritik möchte hier wieder die über Liſetten ſeyn, wiewohl nicht aus dem Grunde, den er angiebt; nicht darum, weil in dieſem Gebete des ſich ängſtlichſtellenden Mannes wirklich eine ernſthafte Sache lächerlich vorgeſtellt iſt, ſondern weil die Zeilen, auf die er zielt:

Hier ſitzt der gute Mann, — —
Und muß — — — — —
— oft durch ein Gebet um ihre Beßrung flehn,
Und gleichwohl war ſie nicht mehr ſchön.
Ich hätt' ihn mögen beten ſehn.

aus dem Zuſammenhange herausgehoben, ein gewiſſes leichtſinniges Anſehen gewinnen. Im Zuſammenhange haben Sie es nicht; wenigſtens nicht in derſelben Maaße. Einem aufmerkſamen Leſer wird es da nicht in die Gedanken kommen können, als ob Sie überhaupt über das Gebet ſich luſtig machen, oder es auch für unmöglich hätten erklären wollen, daß ein Mann für ſeine

Frau, wenn ſie nicht mehr ſchön iſt, noch mit Andacht beten könne. Vielmehr helfen im Zuſammenhange dieſe Worte den hier eingeführten Mann genauer charakteriſiren. Sie ſagen eigentlich weiter nichts, als: Was für ein ſeltſames Gebet mag das geweſen ſeyn, das den Neigungen und Geſinnungen eines ſo ſinnlichen Mannes, der an ſeiner Frau nichts mehr, als die Schönheit, geliebt, geradezu widerſtritt. Indeſſen kann ich nicht bergen, daß ich eine Stelle, wo der rechte Geſichtspunkt doch wohl von manchem verfehlt werden konnte, geändert wünſchte; und das (ich ſetze voraus, daß Sie es noch in Ihrer Gewalt haben, und dieß Stück in der neuen Auflage nicht ſchon abgedruckt iſt) läßt ſich ſehr leicht thun. Nur die Zeile:

Und gleichwohl war ſie nicht mehr ſchön;

weggeſtrichen; und an die Zeile:

Ich hätt' ihn mögen beten ſehn;

eine kleine Anmerkung angehangen, etwan folgenden Innhalts:

Doch wie viel beten ſo, daß ſie mit Widerwillen
Zum Schein bloß ihre Pflicht erfüllen!
O harter Zwang! Sein Mund ſprach ſeinem Herzen Hohn.
Denn ſeine Liebe war nun ſchon
Mit ihrer Schönheit ganz entflohn.

Die folgenden Zeilen, wider welche ſich noch, wenn man äußerſt ſtrenge ſeyn wollte, noch am erſten etwas erinnern ließe, ob ſie gleich bloß ein ſpottendes Mitleid ausdrücken:

„Der arme Mann! Ich weis ihm nicht zu rathen.
„Vielleicht beſinnt er ſich, und thut, was Andre
„thaten.

fielen damit zugleich hinweg. Ich brauche es Ihnen doch wohl nicht erſt zu ſagen, daß dieſe Verſe bloß flüchtig hingeworfen ſind? Ich mache aber auch keinen Anſpruch darauf, daß Sie ſie unter die Ihrigen aufnehmen ſollen. Ich glaubte nur, dadurch meine Gedanken Ihnen am deutlichſten machen zu können.

Noch ein Punkt, von welchem dieſer rechtſchaffne und fromme Mann gar wunderliche Begriffe zu haben ſcheint, iſt die gegenſeitige Liebe beider Geſchlechter zu einander. Er geſteht Ihren Luſtſpielen den Ruhm zu, „daß ſie unanſtößig „munter geſchrieben ſind;“ aber dennoch iſt er der Meynung, „daß in manchen Stellen derſelben noch wirklich die Zärtlichkeit der Liebe für „unverheirathete Perſonen zu einnehmend und „ſchlüpfrig beſchrieben ſey; beſonders bey den „zärtlichen Umarmungen.“ Grundſätze ſolcher Art haben gerade dieſelbe Wirkung, als die Klöſter. Indem ſie die Keuſchheit bis zu ihrer höchſten Vollkommenheit treiben wollen, überſpannen ſie dieſelbe. Dadurch aber reizen ſie in der That zur Unkeuſchheit, und machen, was an ſich unſchuldig war, nun wirklich gefährlich, weil eben der übermäßige Zwang die Einbildungskraft aufwiegelt, und damit zugleich das Herz in Lüſternheit ſetzet. Es iſt um den Trieb, der durch die Keuſchheit in Schranken gehalten werden ſoll, eine eigne Sache. Er gleicht einem raſchen Roſſe, das ſchwer zu regieren iſt. Läßt man dem den Zügel ſchießen; ſo reißt es mit ſich fort, wohin es nur will. Zieht man aber den Zügel allzuſtraff an, ſo bäumt es ſich, und ſetzt ſeinen Regierer ab. Eben alſo verhält es ſich mit der eingepflanzten Neigung der beiden Geſchlechter zu einander. Ihre Einſchränkung fodert Klugheit, daß man darinnen nicht zu wenig und nicht zu viel thue. Ich ſetze noch hinzu, daß es freylich gegen die Würde der Tugend ſtreiten würde, ſie zu einer neumodiſchen Stutzerinn, oder gar zu einer liebäugelnden Coquette auszukleiden. Die ihr eigenthümliche Schönheit iſt ſich ſelbſt genug, und jeder zu ſtolze oder zu geſuchte Putz würde dieſelbe mehr ſchwächen als erheben. Aber auf der andern Seite wird es gleichfalls der Tugend allezeit zum Nachtheil gereichen, wenn man ihr ein, ihr eben ſo fremdes, altväteriſches Gewand umwirft, deſſen Schnitt ſich nicht aus dem weſentlichen, ſondern aus einem bloß willkührlichen längſt abgeänderten Wohlſtande, vielleicht aus falſchen Vorurtheilen, herſchrieb. Statt ſie dadurch ehrwürdig zu machen, iſt man

viel.

vielmehr Schuld, daß ſie mit Steinen geworfen wird.

Doch ich bin itzt müde, länger zu ſchreiben, und Sie ſind ohne Zweifel eben ſo müde, länger zu leſen. Gleichwohl iſt in dem Briefe des Ungenannten noch Ein Punkt, und zwar ein Hauptpunkt, zu beantworten, übrig. Am beſten, ich breche itzt ab, und behalte denſelben einem zweyten Briefe vor, der bald folgen ſoll. Möchte doch dieſer Sie wieder recht geſund finden. Ich bin

der Ihrige

⸗ ⸗

Am 28. December,
1768.

⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗

CXCV.

Fortſetzung.

* * Am 30. December,
1768.

Liebſter Gellert,

Ich habe Ihnen verſprochen, einen Einwurf in dem Briefe Ihres Ungenannten, der zuletzt übrig blieb, gleichfalls zu beantworten; und ich eile, mein Verſprechen zu erfüllen. Ich vermuthe, daß ich auch dießmal, wenn ich der Sache Genüge thun will, mich nicht ſehr kurz werde faſſen können. Alſo lieber keinen Eingang; und gleich zur Sache!

Außer den bereits beantworteten Einwürfen thut Ihr Ungenannter auch auf die Mythologie und den Gebrauch derſelben in der Poeſie einen ziemlich heftigen Angriff. „Wider die heidniſche Götterlehre, ſo ſagt er, habe ich dieſen „nicht unvernünftigen Zweifel, daß ihr Gebrauch „von unſerm gemeinſchaftlichen Lehrer, Paulus, ſchlechterdings verboten iſt; indem er behauptet, daß die Heiden, was ſie den Göttern „geopfert, den Dämonen geopfert hätten. Und „was ſind Merkur, die Muſen, Apoll, Venus, „Cupido anders, als Götter der Heiden, über „welche Lieblingsgötter mancher chriſtlichen Dichter Paulus dieß göttliche Urtheil zugleich ausgeſprochen hat. Heidniſche Götter müſſen Chriſten viel zu abſcheulich ſeyn, als daß ſie mit „denſelben ihre Gedichte auch nur zum Scherze „ausſchmücken ſollten; wie ich denn das nicht „läugne, daß ſie allezeit nur im Scherze gebraucht „werden. Aus dieſem Grunde tadle ich das „Gebet an den Amor und die Liebe, oder andre heidniſche Götter, wenn es auch im Scherze geſagt wird. Man kann ja, ohne die Muſen einzumiſchen, ſtatt deſſen die Dichtkunſt poetiſch nach ihren verſchiedenen Theilen, als die

„didaktiſche, die lyriſche, die epiſche Dichtkunſt „benennen.“

Was für wunderliche Dinge ſchreibt doch hier der Mann! Wenn ich nicht ſeine Gewiſſenhaftigkeit ehrte, würde ich hier kurz abbrechen. Denn eine ſpöttiſche Widerlegung würde, bey ſeinen frommen Geſinnungen, eine Ungerechtigkeit ſeyn; und eine ernſthafte wird ſchwer halten. Gleichwohl verdient ers, zurechte gewieſen zu werden, wenn er ſich Ihnen etwan näher kund geben ſollte. Und da Ihnen bey den itzigen Umſtänden Ihrer Geſundheit nicht anzuſinnen ſteht, daß Sie dieſer Arbeit ſich unterziehen ſollen; ſo halte ich mich nach dem Vertrauen, welches Sie mir durch Mittheilung ſeines Briefes bewieſen haben, für verbunden, darinnen Ihre Stelle zu vertreten. Ich will mich denn alſo bemühen, in der Beantwortung ſeiner Einwürfe gegen die Mythologie ſo ernſthaft, als nur irgend möglich iſt, zu bleiben.

Er geht viel weiter, als alle ſeine Vorgänger, die ich zum Theile für ſehr rechtſchaffne Männer erkenne. Es befindet ſich ein ehrwürdiger Rollin,*) deſſen Verdienſte in der Bildung ſo vieler junger Herzen noch ſtets fortwirken, auch der durch ſeine Beredſamkeit berühmte Boſſuet darunter. Ich bin indeſſen jederzeit überzeugt geweſen, daß ſie bey dieſer Streitfrage mehr ihrem Herzen, als ihrem Verſtande, Ehre gemacht haben. Vermuthlich hat der Eifer der Kirchenväter gegen den Götzendienſt zuerſt den ihrigen gegen allen Gebrauch der Mythologie entzündet. Die Kirchenväter hatten Recht, gegen den Götzendienſt zu eifern, und Abſcheu vor allem, was ſich darauf bezog, zu erwecken. Das Bedürfniß ihrer Zeiten brachte es alſo mit ſich. Lebten wir noch itzt unter den abgöttiſchen Heiden; ſo würde die Frage, ob der Gebrauch der Mythologie uns erlaubt ſey, gar nicht aufgeworfen werden können. Es wäre ſonnenklar, daß in Zeiten des Bekenntniſſes dergleichen ſich nicht gebühre. Doch wenn allerdings itzt gleichfalls Zeiten des Bekenntniſſes ſind; ſo ſind ſie es gewiß nicht von dieſer Seite. Kein Gebrauch der Mythologie wird Heiden machen; und eben ſo wenig wird um deſſelben willen jemand für einen Heiden gehalten werden. Die Sittenlehre ſchreibt auch hierinnen Regeln der Klugheit vor; aber das thut ſie gleichfalls bey allem, was in Schriften Statt finden ſoll und darf, wenn man ein gewiſſenhafter Schriftſteller ſeyn will. Ich werde nie den Dichtern das Wort reden, die ſich in ihrer eignen Perſon ſo ganz in das Heidenthum hineindenken, daß es ausſieht, als ob es ſie dauere, daß es nun abgeſtellt ſey. Aber aus welchem Grunde? Etwan, weil das für ein feyerliches Bekenntniß des Heidenthums angeſehen werden möchte? Darum gewiß

---

*) Rollins Anweiſung zu den freyen Künſten, II. Th. 26. u. ſ. S.

wiß nicht; ſondern weil es das Anſehen eines profanen Weſens giebt, eines Leichtſinns in der Religion, die Chriſten nicht geziemen.

In ſeinem Eifer gegen die Mythologie giebt der Ungenannte noch überdieß derſelben eine viel zu weite Ausdehnung. Er führet unter den Namen, deren Gebrauch er für unerlaubt hält, den Apoll und die Muſen auf; und ſodann erklärt er ſich auch wider Anrufungen an die Liebe, Apoll und Muſen, wenn nicht beſondre Umſtände von ihnen aus der alten Fabellehre angeführet werden, (und ſeine Erläuterung, die er giebt, zeigt, daß er darauf hier nicht ziele, ſondern auf den bloßen Gebrauch der Namen;) ſie ſind nicht Mythologie, ſondern weiter nichts, als Namen, die ein mythologiſches Anſehen haben. Die Liebe aber iſt das auch nicht einmal, ſondern bloß ein abſtracter Begriff, von der Poeſie perſonificirt. Solche Ausdrücke, als: Verewigt ſeinen Ruhm, ihr Muſen! Dein edles Herz iſt mein Apoll; die können bey dieſer Streitfrage gar nicht in Betrachtung kommen. Es ſind Redensarten, die ihre beſtimmte Bedeutung haben, und die Idee des Heydenthums gar nicht mehr erwecken. Apoll iſt die poetiſche Begeiſterung; und die Muſen bezeichnen die ſchönen Künſte, zuweilen auch alle Wiſſenſchaften überhaupt. Er hält zwar den Gebrauch dieſer Namen für entbehrlich, und thut in Anſehung der Dichtkunſt einen Vorſchlag, der aber ganz untauglich iſt. Er möchte ihn wohl kaum gethan haben, wenn er mit den Regeln der Poeſie bekannter wäre. Nicht nur darum kann er nicht Statt finden, weil das Sylbenmaaß ſolche weitſchweifige Umſchreibungen nicht vertragen würde, ſondern auch, weil ſichs die Poeſie zum Geſetz machen muß, concreten Vorſtellungen vor den abſtracten den Vorzug zu geben, ja ſie, ſo viel möglich, zu Individuen zu machen. Werde ich nicht gegen dieſe Regel verſtoßen, wenn ich für Apoll Begeiſterung ſetze? Und was für einen Namen ſoll ich ſtatt der Muſen wählen? Etwan Künſte? Oder vielmehr ſchöne Künſte? Aber das erſchöpft den Namen noch nicht, denn er zeigt mit Glück und Geſchmack bearbeitete ſchöne Künſte an. Und hier wieder welche proſaiſche Trockenheit! Welche der Poeſie entgegenarbeitende Wortſchweifigkeit! Noch ſchwächer urtheilt er, wenn er alle Anreden (warum nennt er ſie Gebete?) an die Liebe verwirft. Nach einer ſolchen Methode würden ſich alle Proſopopöien der Abgötterey beſchuldigen laſſen.

Aber nicht nur Anreden an den Apoll, die Muſen, die Liebe, ſind unſchuldig; ſondern auch der Gebrauch einer eigentlichern Mythologie. Wäre es unrechtmäßig, die Namen der heidniſchen Götter, denen ihr mythologiſcher Begriff mehr geblieben iſt, zu nennen; ſo müßte es gleichfalls unrechtmäßig ſeyn, Heiden vorzuſtellen. Folglich weiter kein Stoff mehr zu Epopöen, Trauerſpielen, Erzählungen aus der alten Pro-

fanſanhiſtorie! Denn beides iſt genau mit einander verbunden. Kein Leonidas! keine Medea! keine Atreus und Thyeſt! kein Semnon! denn die eingeführten Perſonen darf man doch nicht anders, als nach den ihnen eignen Sitten reden laſſen. Und wie viel würde die Sittenlehre und Staatskunſt eben ſo, wie die Poeſie, dadurch verlieren!

Vorſtellungen, die aus der Mythologie entlehnt ſind, ſchaden der wahren Religion gewiß nicht; ſie müßten denn in andern moraliſchen Abſichten fehlerhaft ſeyn. Außerdem werden ſie noch nebenher den Nutzen haben, daß ſie uns auf eine recht ſinnliche Art den Werth unſrer Religion fühlbar machen. Denn obgleich die ſchönen Künſte allen Reiz, den ſie geben können, mit vollen Händen an die Ausſchmückung der Mythologie verſchwendet haben; ernſthaft kann man doch an ſie nicht denken, daß ſie nicht empören ſollte; und, als Religion betrachtet, bleibt ſie allezeit eine Schmach und Demüthigung der Menſchheit.

Ueberdieß leiſten ſie in vielen Fällen der Moral trefflichen Nutzen; nämlich wenn ein moraliſcher Satz, zu deſſen Erörterung die Gottheit nöthig iſt, von einer ſolchen Seite in ein vortheilhaftes Licht geſetzet werden ſoll, wo es gegen die Ehrerbietigkeit ſtreiten würde, den wahren Gott redend und handelnd einzuführen. Ich darf Sie nur an jene Fabel von Jupitern erinnern, wo er einem unzufriednen Bauer die Macht giebt, auf ſeinem Felde das Wetter ſelbſt zu machen.

Ich erinnere mich, in meinen akademiſchen Jahren dieſe Fabel ſo gar von der Kanzel herab gehört zu haben; und das noch dazu aus dem Munde eines Doctors der Theologie. Das iſt nun zwar wohl nicht zu billigen. Alles hat ſeinen Ort, und ſeine Zeit. Dergleichen ſtreitet wider den Wohlſtand der Kanzel. Wenn indeſſen die Mythologie ſo ſehr wider die Religion ſtritte, als in dem Briefe des Ungenannten behauptet wird, ſo beſaß derſelbe Mann zu viel wahren Geſchmack in der Beredſamkeit, und zu viel Klugheit, als daß es von ihm geſchehen ſeyn würde.

Aber die heidniſchen Götter ſind doch eigentlich nichts als Teufel — Wenn das Grund hätte, ſo wäre freylich unſer Streit auf einmal zu Ende. Wirkliche Teufel müßten uns zu abſcheulich ſeyn, als daß wir ſie unter einer reizenden Maske zur Ergetzung einführen wollten. Wir dürften ſie niemals anders, als in ihrer eigentlichen Geſtalt, in ihrer ganzen teufliſchen Häßlichkeit, ſo wie Klopſtock und Milton ihre Teufel, auftreten laſſen. Doch woher mag der Verfaſſer einen ſo ſonderbaren Satz genommen haben? Und womit will er ihn beweiſen? In der heiligen Schrift ſteht, davon bin ich zu feſt überzeugt, dergleichen nirgends. Der Verfaſſer beruft ſich zwar auf Paulum. Dieſer ſoll die Götter der Heiden in jenen Worten offenbar für Teufel erklärt haben. Aber ich ſage, daß die Heiden, was ſie opfern, den Dämonen und nicht Gott opfern.*) Gleichwohl kann das der Sinn ſeiner Worte unmöglich ſeyn, weil ſonſt folgen würde, daß er in wenig Zeilen auf einander ſich ſelbſt widerſprochen hätte. Denn gleich vorher ſpricht er: *Was ſoll ich denn nun ſagen? Soll ich ſagen, daß der Götze etwas ſey? Oder daß das Götzenopfer etwas ſey.***) Damit verweiſt er ganz unläugbar auf eine Erklärung, die er ein paar Capitel zuvor gethan hatte, zurück: *So wiſſen wir nun von der Speiſe des Götzenopfers, daß ein Götze nicht in der Welt ſey.****) Der Apoſtel hatte den neubekehrten Chriſten zu Korinth, die ſich kein Bedenken machten, den Göttermahlen ihrer heidniſchen Verwandten beyzuwohnen, ihren Satz, womit ſie ihr Betragen vertheidigten, als wahr, eingeſtanden. Er erklärt ſich auch hier, daß er ihn keinesweges zurücknehmen wolle; und dennoch zeigt er ihnen, daß ihr Betragen ſo unſchuldig nicht ſey, als es ihnen dünkte; weil man bey dem Antheile an heidniſchen Göttermahlen auf die Begriffe ſehen müſſe, welche ſich die Heiden von ihren Göttern machten. Nun wäre, ſo ſtellt er ihnen hier vor, bekannt, daß die Heiden, nach ihren eignen Grundſätzen, ihre Opfer nicht dem höchſten Gotte brächten, ſondern den

---

*) 1 Kor. 10, 20.

**) Ebendaſ. v. 19.

***) Ebendaſ. 8, 4.

Dämonen, oder den von ihnen angenommenen Mittelgöttern, den vermeyntlichen Internuntiis und Mediatoribus zwiſchen der Gottheit und den Menſchen; und dieß vorausgeſetzt, machten ja doch Chriſten durch ihren Antheil an den Göttermahlen ihrer Abgötterey ſich theilhaftig. Ich bin nicht etwan der einzige, der von dieſer Stelle alſo denket. Ich brauche hier aus den Auslegern nur Einen zu nennen, gegen deſſen theologiſche Rechtſchaffenheit und Gelehrſamkeit nichts einzuwenden ſeyn wird, und deſſen Stimme bey einer Stelle, welche die alte Dämonenlehre betrifft, um ſo viel mehr gelten muß, je tiefere Einſichten er in die alte philoſophiſche Geſchichte beſitzt. Hieran werden Sie ſogleich den alten ehrwürdigen Senior Brucker*) erkennen.

Sind die Götter der Heiden Teufel geweſen, nicht bloß moraliſche Werkzeuge Satans, die Menſchen in Aberglauben zu verſenken, ſondern phyſiſch ſelber Teufel; was ſind denn die Göttinnen? Giebt es denn Teufel männlichen und weiblichen Geſchlechts? Oder woher ſonſt dieſe Eintheilung in Götter und Göttinnen?

Aber da der Verfaſſer chriſtlichen Dichtern aus dem Gebrauche der Mythologie eine Gewiſſensſache macht, und an ſich daran wenig liegen kann, ob man ſie gebraucht oder nicht; ſo möchte vielleicht manchem der Gedanke aufſteigen, daß man ja darinnen zur Ehre der Religion einem ſchwachen Gewiſſen gar füglich nachgeben könne, billig ſolle, aus Pflicht müſſe — Ich antworte: Nein! Auf keine Weiſe! Nicht um ein Haarbreit! Und das ſelbſt als eine Gewiſſensſache; eben darum, weil die Ehre und der Vortheil der chriſtlichen Religion in unſern Zeiten es nicht geſtattet. — Und wie das?

---

*) Engliſche Bibelerklärung XV Th. 360, 361, 540 — 542 Anmerk.

Einmal darum nicht, weil, den erſten Satz zugegeben, der nächſte, der ganz natürlich daraus folget, und folgen muß, nun der iſt: daß alſo Schriften, worinnen Teufel auf eine reizende Weiſe geſchildert ſind, ſo daß die Schilderung für ſie einnimmt, auf keine Weiſe geleſen werden dürfen. Welcher Chriſt wollte ſich Teufel zu einem Gegenſtande ſeiner Ergetzung wählen! Itzt finden wir an ihren Reden und Thaten, an der ihnen beygelegten Schönheit, Würde, Vortrefflichkeit, Wohlgefallen; nicht in ſo fern ſie falſche Götter des Heidenthums ſind; ſondern in ſo fern ſie, als idealiſche Weſen, als Geſchöpfe der Poeſie, betrachtet werden. Aber wären es nicht eingebildete, ſondern wirkliche Weſen; wären es Teufel; ſo müßten ſie uns allerdings, mit dem Briefe zu reden, viel zu abſcheulich ſeyn, als daß wir an reizenden einnehmenden Vorſtellungen derſelben Wohlgefallen finden wollten. Alles Vergnügen, was man aus dergleichen Schriften ſchöpfet, alle Bemühungen, ſeinen Geſchmack daraus zu bilden, wären alsdann ſündlich. Damit wären uns denn auf einmal alle griechiſche und lateiniſche Autoren aus den Händen geriſſen. Dann wieder die Barbarey in ihrer völligen Herrſchaft. Und aus der der blindeſte Aberglauben in der Religion. Wer erkennets nicht für den argliſtigſten und gefährlichſten Anſchlag Julians gegen die chriſtliche Religion, da er den Chriſten das Leſen der heidniſchen Schriftſteller unterſagte? Auch habe ich hier einen groſſen Mann auf meiner Seite, einen Mann, welcher der Religion ſehr wichtige Dienſte geleiſtet hat, und in deſſen Schriften ich mich erinnere geleſen zu haben, daß man eben aus dieſem Grunde heidniſche Schriftſteller, ohnerachtet der anſtößigen Stellen in ihren Schriften, jungen Leuten dennoch nicht aus den Händen nehmen ſolle. Wer dieſer Mann iſt? Kein andrer, als unſer trefflicher Luther, der auch darinnen ſein ſcharfſichtiges Auge gezeigt hat. Ich kann die Stelle itzt nicht wieder auffinden; aber ich ſtehe dafür; und ich habe im Nachſuchen noch manche Stelle gefunden, die ſeine Hochachtung für die heidniſchen Scribenten zeigt. Er will z. E. daß junge Leute den Terenz und verſchiedene Komödien des Plautus leſen, ja die Komödien des erſten ſogar auswendig lernen ſollen.*) Er empfiehlt zur Weisheit im weltlichen Regiment das Leſen heidniſcher Bücher.*) Er glaubt, „Gott habe darum ſolche heidniſche Bücher“ (und er nennt unter denſelben ausdrücklich den Homer und Virgil,) „gegeben und erhalten, daß in ihnen die Heiden gewiſſermaßen, und in Abſicht auf das weltliche Regiment ihre Propheten, Apoſtel, und Prediger haben ſollen; wie denn Paulus der Kretenſer Poeten, Epimenides, ihren Propheten nenne.**) Wie könnte man, ſo ſagt er bald hernach, feiner einen Fürſten oder König auf Erden malen, denn die Heiden haben ihren Herkulem gemalet? Was ſollte man mehr wünſchen an einem weltlichen Fürſten, wenn er Herkules Thaten gleich wäre?***)“ Endlich preiſt er es für eine Wunderthat Gottes, der Welt einen Homer und Virgil gegeben zu haben. †) Würde wohl Lu-

---

*) Im Unterricht der Viſitat. Luthers Werke 7. Theil Altenb. Ausg. 21 S.

---

*) In Auslegung des 101. Pſ. Luthers Werke 6. Theil 204. S.

**) Ebendaſ.

***) Ebendaſ.

†) Gleichwie Gott in ſeinem heiligen Volke nicht alle gleich Propheten oder gelehrt macht, noch gleich hoch begabt, ſo hat er auch unter den Heiden die edeln Steine nicht ſo gemein gemacht, wie die Kieslinge auf der Gaſſen, ſondern ihnen auch ſelten einen feinen Helden gegeben, wie er noch immerfort alſo thut. Denn es iſt noch keiner gekommen, Homero

iber alſo haben reden können, wenn er von der Mythologie gleiche Begriffe gehabt hätte, als Ihr Ungenannter? Was wären da die von ihm geprieſenen Schriftſteller, abſonderlich Homer und Virgil, anders geweſen, als Herolde der Teufel, in ihrem Solde? Und der Herkules, den er doch als ein Muſter der Fürſten rühmet, was ſonſt, als ſelbſt ein Teufel?

Den andern Grund, die Befugniß zum Gebrauche der Mythologie nicht aufzugeben, nehme ich aus der Beſchaffenheit und dem herrſchenden Tone unſers Zeitalters her. Es kann nicht anders, als äuſſerſt, gemißbilligt werden, wenn man, um dem Unglauben das Chriſtenthum annehmlicher zu machen, weſentliche Lehren deſſelben ganz aufopfert, oder doch in eine andre ihnen nicht angemeßne Form umſchmilzt. Das heißt, in ſeinem eignen Gebiete ſengen und brennen, um nur nicht beſorgen zu dürfen, daß dergleichen durch feindliche Streifereyen geſchehen möchte. Indeſſen hat man ſich auch vorzuſehen, und das beſonders in ſo kritiſchen Zeiten, als die unſrigen ſind, daß man die Forderungen

der

---

oder Alexandro gleich, keiner Virgilio oder Auguſto gleich, und ſo fort an, bleibt auch unter den Heiden ſolche Wunderthat Gottes, daß nicht ihre Weisheit, ſondern lauter Gottes Gabe iſt, wo ſie etwas ſonderlichs geweſt oder gethan haben. Ebendaſ.

der Religion um keine Linie über das hinaus ausdehne, was ſie wirklich enthalten; nicht durch Zumiſchung unnützer und unnöthiger Hypotheſen ſelber verſchulden helfe, daß mit ihnen die Religion zugleich leiden muß. Der Eifer, der uns dabey beſeelet, ſey noch ſo wohlgemeynt; er kann uns über die Verſpottungen, die wir ihr dadurch zuziehen, nicht rechtfertigen. Das Hohngelächter der Freygeiſterey, welchem man ſie dadurch Preis giebt, wird viele reizen, dem Geſchmacke und Witze zu Ehren ungläubig zu werden; und beſonders junge Gemüther. Denn wenn, wie itzt, bey dem Flore der ſchönen Wiſſenſchaften zugleich Freygeiſterey herrſchet; ſo haben dieſe ohnedieß von der Zuverſicht zu ihrer eignen Weisheit, und von einer unmäßigen Geſchmacksſucht ſehr viel zu fürchten, und laſſen ſich in einem Paroxyſmus von Schöngeiſterey um ſo viel leichter von der Religion abtrünnig machen, da ſie noch nicht Reife genug haben, den ganzen Werth des Chriſtenthums zu kennen und zu ſchätzen. Wenn man nun ſo offenbar falſche, und dabey den ſchönen Künſten ſo nachtheilige Vorſchriften für Foderungen der Religion ausgiebt; hilft man da nicht Seelen, die noch unentſchloſſen auf dem Scheidewege ſtunden, oder noch mit zweifelhaftem Fuße die erſten Schritte zum Unglauben thaten, verderben, und ſelbſt der Freygeiſterey in die Arme ſtoßen? Und das ſollte eine geringe Sache ſeyn? Ich will itzt nicht darauf beſtehen, was bey ſo ſonderbaren unſtatthaften Grundſätzen aus den bildenden Künſten werden würde; die doch auch für keine Kleinigkeit zu achten ſind.

Und auch dießmal wieder, was für ein langer Brief! Doch ich will mich wohl hüten, durch Entſchuldigungen, deren Sie mich ſelbſt gern entlaſſen werden, ihn noch mehr zu verlängern. Ich wünſche nichts mehr, als daß das neue Jahr, das uns bevorſteht, auch Ihre Geſundheit verneuen, Ihren bisher ſo ſtark alternden Körper ganz verjüngen, und dadurch Ihrem Geiſte ſeine vorige Munterkeit und Heiterkeit wiederbringen möge. Ich bin unverändert

der Ihrige

* * * * *

C. F. Gellerts
ſämmtliche
Schriften.

Zehnter Theil.

Neue verbeſſerte Auflage.

Mit Römiſch-Kaiſerl. Königl. Preußiſchen und Churfürſtl.
Sächſ. allergnädigſten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich,
und Caſpar Fritſch, 1775.

Nachricht.

Man hat geglaubt, daß es den Leſern der Gellertſchen Werke nicht unangenehm ſeyn würde, wenn man dem Leben des ſel. Gellerts, des Herrn D. Cramers Ode und Herrn **Weißens** Elegie auf deſſen Tod mit beydrucken ließ, zumal da die erſte mit einigen Strophen vermehrt und zugleich verbeſſert worden: der Herren **Denis** und Maſtaliers Gedichte aber, weil ſie beweiſen, in welchem Anſehen ein Gellert auch außer unſerer Kirche geſtanden habe. Endlich hat es der Verleger für ſeine Pflicht gehalten, ein Verzeichniß der Namen von denen Gönnern und Freunden des Herrn Profeſſor Gellerts, durch welche ihm das in der St. Johanniskirche allhier befindliche, und auf der 213

Seite ſeines Lebens beſchriebene, Denkmaal errichtet wurde, beyzufügen. Die Abſicht dabey iſt zugleich, die zum Theil nunmehro weit entfernten Herren Contribuenten, deren Namen hier bemerkt worden, zu überzeugen, daß Ihr gütiger Geldbeytrag dem Endzwecke gemäß angewandt worden.

Ver=

Verzeichniß

der Namen von denen Gönnern und Freunden des Herrn Professor Gellerts, durch welche ihm das Monument in der St. Johanniskirche zu Leipzig errichtet wurde.

Erfunden und verfertiget

von

Friedrich Samuel Schlegeln.

S. T. Frau Gräſinn von Bünau, von Pichen.
S T. Frau Gräfinn von Vitzthum, von Wölkau.
S. T. Mademoiſelle Weidmann, in Leipzig.
Herr Doctor Apel, in Leipzig.
Herr von Baronof, aus Oeſtland.
Herr Benelle, in Leipzig.
Herr von Boy, aus Liefland.
Herr Brenn, Wardein in Warſchau.
Herr Burchard, in Warſchau.
Herr Bürger, in Warſchau.
Herr Cabrit, in Warſchau.
Herr Droſt, Münzrendant in Warſchau.
Herr Cammerrath Du Boſe, in Leipzig.
Herren Gebrüdere Du Four, in Leipzig.
Herr Legationsrath Ernſt, in London.
Herr Findeiſen, in Leipzig.
Herr Fiſcher, in London.
Herr Cammerrath Frege, in Leipzig.
Herr Gräſe, in Leipzig.
Herr G. Großer, in Leipzig.
Herr von Hahn, aus Curland.
Herr J. Hanſen, in Leipzig.
Herr von Helmerſen, aus Liefland.
Herr von Hohenthal, in Leipzig.
Herr Holtzhäuſer, in Warſchau.
Herr Oberpoſtſecretair Kaulfus, in Warſchau.

Herr

Herr von Kohl, aus Liefland.
Herr J. A. Köln, in Leipzig.
Herr Kriebel, in Warſchau.
Herr Oberpoſtcommiſſarius Kühn, in Warſchau.
Herr G. F. Kunth, in Leipzig.
Herr Küſtner und Sohn, in Leipzig.
Herr Löhr, in Leipzig.
Herr Baron von Löwenſtern, aus Liefland.
Herr Löwe, Caſſier in Warſchau.
Herr Generalpoſtdirector Marſchal v. Bieberſtein, in Warſchau.
Herr Mehlig, Caſſier in Warſchau.
Herr Baron von Mengden, aus Liefland.
Herr Pauſch, aus Hamburg.
Herr Reich, in Leipzig.
Herren Grafen Reventlau, aus Dännemark.
Herr Adolph Richter, in Leipzig.
Herr Caſpar Richter, in Leipzig.
Herr Chriſtoph Richter, in Leipzig.
Herr Friedrich Richter, in Leipzig.
Herr Peter Richter, in Leipzig.
Herr Thomas Richter, Churf. Sächſ. Cammerrath, in Leipzig.
Herr Baron von Riſch, aus Wien.
Herr von Rochow, von Reckhane.
Herr Sattler, in Warſchau.
Herr Schmidt, aus Danzig.
Herr Chr. H. Schmidt, in Leipzig.
Herr J. Schmidt, in Leipzig.
Herr von Schnurbein, in Cöthen.
Herr Münzmeiſter Schröter, in Warſchau.
Herr Treitſchke, in Leipzig.
Herr Waldhüther, in Leipzig.
Herr Doctor Wendler, in Leipzig.
Herr Doctor Wendt, in Dännemark.
Herr Gottfried Winkler, in Leipzig.
Herr Oberpoſtcontroleur Zimmermann, in Warſchau.
Herr Hofbaumeiſter Zugk, in Warſchau.

Chriſtian Fürchtegott Gellerts
Leben

von

Johann Andreas Cramer.

A 4

Eine von den ſchönſten Grabſchriften des Alterthums iſt die Grabſchrift des Epicharms von Cos: Nützlich waren ſeine Lehren für die Jünglinge und groß ihre Anmuth. Man hat von dieſem pythagoräiſchen Weltweiſen zu wenig Nachrichten, als daß man ſicher genug beurtheilen könnte, was für Anſprüche er auf eine ſo rühmliche Grabſchrift hatte. Doch ein Philoſoph und zugleich ein komiſcher Dichter, wie er, der in ſeinen Luſtſpielen die nützlichſten Lehren der pythagoräiſchen Schule unter ſeinen Mitbürgern auszubreiten, und dadurch ihre Geſinnungen und Sitten zu verfeinern ſuchte, verdiente ſchon deswegen bekannter zu bleiben. Die kleinen Ueberreſte ſeiner Gedichte beweiſen, daß Leichtigkeit, Klarheit und Anmuth unterſcheidende Vorzüge ſeiner Art zu denken und zu ſchreiben waren. Er hatte überdieß eine glückliche Gabe zu ſcherzen; Sokrates lernte die Kunſt ſeines Dialogs von ihm und ſo gar Plato ahmte ihn nach. Seinen Werken prophezeyhte Epicharmus ſelbſt ein rühmliches Schickſal. Ich bin gewiß, ſagte er in einem ſeiner Gedichte, man wird auch meiner Unterweiſungen nicht vergeſſen; es wird ſchon jemand nach mir erſcheinen und meine Gedichte von dem Wohlklange des Verſes entkleiden, ſie in einem andern Gewande mit vielfarbigtem Purpur ſchmücken und ſo von andern unübertroffen andre leicht übertreffen.

Nicht eine jede Nation hat das Glück einen Epicharmus zu haben. Der unſrige iſt Gellert, der, wenn unſre Zeiten nur für ihn ein lebhaftes Gefühl der ihm ſchuldigen Dankbarkeit behalten können, unſrer Nachwelt auch bekannter bleiben wird, als der Grieche blieb, welcher ſeiner Grabſchrift gewiß nicht würdiger ſeyn konnte, als es der Deutſche iſt. Unſre Nation muß entweder ihren eigenthümlichen Charakter verlaſſen, oder Gellerts Andenken, welches keines eitlen Geräuſches ſchwärmeriſcher Lobeserhebungen bedarf, hat auch die Angriffe des tadelſüchtigen und neidiſchen Stolzes nicht zu fürchten, welcher eine undankbare Erniedrigung beſtätigter Verdienſte für einen ſichern Weg zu einem gleichen oder noch größern Ruhme halten kann. Er hat gerechte Anſprüche auf die Fortdauer ſeines Namens. Gründen ſich dieſelben gleich nicht auf ſolche außerordentliche Handlungen, welche bloß die Einbildung in Erſtaunen ſetzen, und allein eine Neubegierde, die nichts als Neubegierde iſt, unterhalten können, ſo verdient er doch mit den Männern unvergeßlich zu bleiben, die durch ſchöne und gemeinnützige Werke des Geiſtes, noch mehr aber durch die Schönheit ihres Herzens und die Würde ihres Beyſpieles den Geſchmack

ſchmack ihrer Zeiten und ihre Sitten verbeſſert haben und für die Jugend, beſonders aus den höhern Ständen der menſchlichen Geſellſchaft Führer zur Religion und Tugend geworden ſind. Gellerts Vorzüge waren Tugenden, die, wie ſeine Schriften gefallen, die, ohne gegen das Lob der Menſchen unempfindlich zu ſeyn, doch vornehmlich ſich beſtrebten, von einem höhern Richter nicht verworfen zu werden, und auch eben deswegen mit einer allgemeinen Verehrung belohnt worden ſind.

Chriſtian Fürchtegott Gellert wurde im Jahr 1715 zu Haynichen in Sachſen gebohren. Sein frommer Vater, Chriſtian Gellert, war daſelbſt der zweyte Prediger, der ſein Amt funfzig Jahre mit einer vorzüglichen Treue verwaltete, und als Oberprediger in ſeinem fünf und ſiebzigſten Jahre ſtarb, nachdem er von mittelmäßigen Einkünften dreyzehn Kinder mit einer klugen und dabey von allem Geize entfernten Sparſamkeit erzogen hatte. Seine Mutter, eine gebohrne Schützinn, war eine redliche Gehülfinn ihres Mannes und eine rechtſchaffene Mutter, immer bemüht, ihren Kindern die Grundſätze und Empfindungen einer ungeheuchelten Gottſeligkeit gleich in ihrer Kindheit einzuflößen und ſie ihnen ſowohl durch den Reiz, den mütterliche Lehren haben, als auch durch die Anmuth ihres eignen Beyſpiels angenehm und liebenswürdig zu machen. Sie erwarb ſich durch ihr gutes und ſanftes Herz, als eine dienſtfertige, mitleidige und wohlthätige Menſchenfreundinn, an ihrem Orte ein unvergeßliches Andenken. Ihr hohes Alter wurde ihr durch die Freude leicht und angenehm, ihre drey älteſten Söhne in dem Beſitze ſolcher Bedienungen oder Ausſichten zu ſehen, die nur eine, auch in ihren Wünſchen für ihre Kinder allezeit beſcheidne, Mutter hoffen konnte, um bey ihrem Tode, der in ihrem achtzigſten Jahre erfolgte, die Welt mit einem ruhigen und freudigen Gemüthe verlaſſen zu können. Der älteſte Sohn, Friedrich Lebrecht, war ſächſiſcher Oberpoſtcommiſſar, und überlebte den Schmerz, ſeinen zweyten Bruder verloren zu haben, nur einen Monat. Ihr zweyter Sohn leiſtet noch itzt ſeinem Vaterlande in dem Amte eines Oberhüttenverwalters und Bergcommiſſionsraths in Freyberg, durch ſeine tiefen und ausgebreiteten Einſichten in die Metallurgie, die nützlichſten Dienſte. Ihr dritter Sohn, Chriſtian Fürchtegott, hatte das Glück, daß ſich unter ſeinen Freunden ein edler Mann fand, der ſeiner würdigen Mutter die Wohlthaten erwies, die er ihm beſtimmt hatte, um dadurch ihr Alter von bekümmernden Sorgen zu befreyen. In dieſen Söhnen genoß ſie des Troſtes und der Belohnung ihrer Frömmigkeit, auch an ihrer Familie ein Beyſpiel zu ſehen, daß die Welt oft die vorzüglichſten Beförderer der menſchlichen Wohlfahrt aus dem Schooße nicht ſowohl des Ueberfluſſes, als vielmehr einer tugendhaften Mittelmäßigkeit erhalte.

Die öffentlichen Schulen in den kleinen ſächſiſchen Städten ſind ſo eingerichtet, daß man darinnen nicht allein in den erſten und unentbehrlichſten Erkenntniſſen der Religion, ſondern auch in den Anfangsgründen der gelehrten Sprachen unterwieſen wird; ein Unterricht, der allezeit ſchätzbar iſt, ſelten aber über das Nothdürftige geht! Die gemeiniglich geringen Einkünfte ihrer Lehrer, überheben ſie kaum der ängſtlichſten Sorgen für ihren Unterhalt, und dieſe laſſen ihrem Geiſte, wenn ſie auch Geſchicklichkeit zum Unterrichte der Kindheit haben, doch nicht ſo viel Heiterkeit und Muth, daß ſie ihre Gaben mit Freudigkeit gebrauchen, und in der Hoffnung beßrer Ausſichten auch vermehren können. Ihr Unterricht kann alſo nicht ſehr vollkommen ſeyn, und wird es niemals werden, ſo lange die Staaten die erſte Bildung der Jugend nicht für ein ſo wichtiges Augenmerk der Regierung halten lernen, als ſie iſt. In einer ſolchen öffentlichen Schule empfieng Gellert den erſten Unterricht. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß den unterſcheidenden natürlichen Eigenſchaften ſeines Verſtandes und Herzens ihre Entwickung nicht ſehr erleichtert worden ſey. Was bey der gemeiniglich einförmigen, und den Kindern oft verdrießlichen Art des Unterrichts, und bey der Härte, die ihn zu begleiten pflegt, faſt alle Knaben lernen müſſen, das lernte auch er, und zugleich, (wiewohl nicht ohne den Verluſt vieler unſchuldigen Freuden, welche, dem Wachsthume der Seele unbeſchadet, Kindern bey einer beſſern Einrichtung der gemeinen Unterweiſung erhalten werden könnten,) Geduld, Unterwerfung und die im Leben ſo nöthige Geſchicklichkeit, vielerley Beſchwerden mit Gelaſſenheit zu ertragen. Zu dem Schätzbaren, was die bürgerlichen Sitten in kleinen Städten haben, gehöret die in der Nothwendigkeit gegründete Sorgfalt der Geehrten darinnen, ihre Kinder nicht zu verzärteln, damit ſie gewiſſe kleinere Bequemlichkeiten des Lebens frühzeitig entweder entbehren, oder ſich dieſelben durch ihre eignen Bemühungen verſchaffen lernen. Nicht weniger ſchätzbar iſt die Mühe, die ſie anwenden, die Ihrigen gegen das Glück eines guten Namens empfindſam zu machen, damit ſie alles, was demſelben ſchädlich iſt, ſorgfältig vermeiden mögen; eine Mühe, welche für das gemeine Weſen ſehr nützliche Folgen hat, wenn gleich die erſte Quelle davon ſelten erkannt wird. Gellert lernte beides ſehr früh. Die tiefen Eindrücke davon auf ſeine Seele wurden Grundzüge ſeines Charakters. Bey dieſer ſeiner erſten Erziehung konnte freylich das, was bey allen von der Natur begünſtigtern Seelen anfangs nur ein Funke iſt, nicht ſo ſchnell als bey einem Pope zur Flamme werden. Dennoch erinnerte er ſich des Unterrichts ſeiner erſten Lehrer ſtets mit einer rührenden Dankbarkeit. Nicht ſelten rühmte er den jungen Gelehrten, den er von ſeinem Vater auf einige Zeit zur beſondern häuslichen Unterweiſung übergeben worden war, um zu höhern Schulen vorbereitet zu werden. Beſonders pries er die Strenge, womit derſelbe ihn zu gewiſſen Verrichtungen angehalten hatte, welche man im Fortgange des Lebens, wenn es die Umſtände erlauben, ſeinen Bedienten zu überlaſſen pflegt, um von ihren Dienſten Bequemlichkeiten zu haben, die man leicht für Bedürfniſſe hält, die aber Gellert in ſeinem ganzen Leben, auch bey ſeinen ſo ſchwächlichen und ſiechen Umſtänden weder brauchte noch vermißte. Auf gleiche Weiſe erinnerte er ſich mit Vergnügen und Dankbarkeit, in ſeinem achten Jahre von einem Anverwandten zu mancherley kleinen häuslichen Geſchäfften, die mit der Beſtimmung zum Gelehrten, keine Verbindung haben, angehalten worden zu ſeyn. Ich habe, ſagte er, in ſeinen kurzen unvollſtändigen Nachrichten von ſich ſelbſt, die man unter ſeinen Papieren gefunden, dadurch wenigſtens gehorchen lernen; eine treffliche Kunſt! Bey einer ſolchen Erziehung wächſt der Geiſt des Menſchen langſamer; er wird aber doch frühzeitig an eine nützliche Geſchäfftigkeit gewöhnt. Ungefähr in ſeinem eilften Jahre ſchrieb er zu Beſtreitung ſeiner kleinen Ausgaben Rügen, Kaufbriefe, Documente und gerichtliche Acten ab. Deswegen pflegte er zuweilen im Scherze zu ſagen, daß ſeine Vaterſtadt in ihren Kaufbüchern und Contracten mehr Werke ſeiner Hand aus ſeiner Jugend aufzuweiſen hätte, als die Welt von ſeinem Geiſte aus ſeinem ganzen übrigen Leben aufzuweiſen haben würde. Dieſes half mir, ſagte er, ſo viel, daß ich die Briefe, die ich aus der Fürſtenſchule an meinen Vater ſchrieb, gar artig im Canzeleyſtyle ſchrieb, und um ein Stück Kleidung in der Sprache bat, worinnen Kläger an einem und Beklagter am andern Theile höhern Orts um ihr Recht anhalten. Angenehm würde es ſeyn, wenn man die natürliche Luſt und Anlage, welche Gellert zur Dichtkunſt hatte, bis zu ihrem erſten Urſprunge und der frühſten Entwickelung dieſes edlen Keimes verfolgen könnte. So viel wiſſen ſeine vertrauteſten Freunde, daß auch ſein Vater die Poeſie liebte, ſelbſt zuweilen Gedichte ſchrieb und zugleich ein allzuliebreicher Vater war, als daß er irgend einer natürlichen Fähigkeit und Neigung ſeiner Kinder hätte Gewalt anthun ſollen. Auch ſein älterer Bruder, der Oberpoſtcommiſſar, hatte viel Anlage zum Poeten, und rühmte ſich zuweilen ſcherzweiſe gegen ihn, daß er ihn in der Dichtkunſt unterrichtet hätte. Ein junger Anführer zur Dichtkunſt; denn der Schüler empfand den Trieb, ein Dichter zu werden, ſchon in ſeinem dreyzehnten Jahre, ehe er auf die Schule gieng, die ihn zur Akademie vorbereiten ſollte. Sein erſter Verſuch war ein Gedicht auf den Geburtstag ſeines Vaters. Die Wohnung deſſelben war ein baufälliges Haus, von vierzehn oder funfzehn Stützen, um ſeinen völligen Einſturz zu verhindern, unterſtützt, und ſo viele waren damals der gellertſchen Kinder und Kindeskinder. Dieſer Anblick veranlaßte den Gedanken, jedes derſelben zu einer Stütze des Vaters und ſeines Namens zu machen, und jede Stütze wünſchte ihm Glück. Das Gedicht, ſagte er, muß nicht unrecht geweſen ſeyn; denn gewiſſe Leute haben es immer noch auswendig gewußt, und, wo ich mich nicht ſehr betrüge, meinen andern Arbeiten vorgezogen. Auf den erſten Verſuch folgten bald andere; er wünſchte ſelbſt, daß er ſie nicht alle den Flammen aufgeopfert hätte, um mit einigen Exempeln beweiſen zu können, wie leicht ein Geiſt, dem es nicht an natürlicher Begeiſterung fehlt, ohne von Lehren und Regeln geleitet zu werden, und noch mehr ohne vortreffliche Muſter geſehen zu haben, auf viele Jahre und nicht ſelten auf immer verloren ſeyn kann. Dieſe Gefahr iſt noch gröſſer, wenn er ſich zuerſt nach verwerflichen Muſtern bildet. Eine Phantaſie, die in ihren erſten Bewegungen eine unglückliche Richtung erhält, wird ſchwer zum Gefühle des wahren Schönen zurückgebracht werden. Ich erinnere mich nicht, ob Raphael bey den erſten Verſuchen ſeines Talentes zur Malerey gothiſche Stücke vor ſich hatte, oder ob ſein Auge gleich nur von der ſchönen Natur gerührt wurde, aber wenn er nach gothiſchen Muſtern arbeitete, und dennoch ein Raphael wurde: welche Bewunderung verdient er nicht! Gellert hat oft gefürchtet, er würde nie einen ſichern Geſchmack erhalten haben, wenn er nicht zum zweytenmale nach Leipzig gekommen wäre, und ſich in der Geſellſchaft ſeiner in ſchärfern Urtheilen geübtern Freunde zu einem zuverläßigen Gefühle des wahren Schönen gebildet hätte. Er urtheilte unſtreitig zu furchtſam von ſich, und gab aus Beſcheidenheit ſeinen Freunden einen Vorzug, den ſie nicht annahmen. Auch ſeine erſten Verſuche hatten ſchon zuweilen eine gewiſſe ihm eigne Schönheit; zum Exempel der Anfang eines Liedes auf den Abſchied einer Freundinn:

Als ich von dir Abſchied nahm,
Immer gieng und wieder kam;

ein Anfang, deſſen ſich einige ſeiner Freunde wegen des ſchönen maleriſchen Zuges in dem zweyten Verſe noch mit Vergnügen erinnern. Gellert würde alſo auch ohne Freunde zu einem richtigen Geſchmacke gekommen ſeyn. So viel bleibt indeß gewiß, daß Jünglinge, welche einander rechtſchaffen und zärtlich genug lieben, um einander in den Verſuchen ihres Geiſtes keine Fehler wider die Regeln und Grundſätze des guten Geſchmacks überſehen zu wollen, durch eine ſo freundſchaftliche Critik ſehr gewinnen müſſen.

Unter allen Stiftungen, welche zur Vorbereitung der Jugend auf die Erlernung einer reifen und dem gemeinen Weſen wohlthätigen Gelehrſamkeit errichtet worden ſind, giebt es keine, die vortrefflicher wären, als die fürſtlichen Schulen in Sachſen ſind. Ihre Einrichtung im Ganzen iſt immer ihrem Endzwecke angemeſſen geweſen.

Die Stunden des Unterrichts und diejenigen, worinnen ſich die Lernenden theils auf den Vortrag ihrer Lehrer vorbereiten, theils auch das Erlernte wiederholen oder ſelbſt vorzutragen verſuchen ſollen, wechſeln in einer ſo weiſen Ordnung ab; die Schüler haben ſo wenig Zeit zum Müßiggange und zur Verſchlimmerung ihrer Herzen und Sitten, daß wenn ihre Lehrer ihre Pflichten kennen und auszuüben wiſſen, die Univerſitäten aus dieſen erſten Pflanzſchulen der Gelehrſamkeit Abkömmlinge erhalten müſſen, die zu reifern Unterweiſungen ſehr vorbereitet ſind. Eine von dieſen Schulen, Meißen, war es, wo Gellert mit den Sprachen der Griechen und Römer auch die beſten ewigen Muſter der Beredſamkeit, der Dichtkunſt und eines geſunden ſchönen Geſchmackes in allen Arten von Schriften hätte kennen lernen müſſen, wenn in den damaligen Zeiten nicht faſt in allen gelehrtern Schulen von Deutſchland, und ſelbſt auf den Univerſitäten, diejenige verkehrte Art, die Alten auszulegen und die römiſche und griechiſche Sprache zu lehren, geherrſcht hätte, welche Erneſti in Geßners Leben ſo treffend gezeichnet hat. Man ließ ſie von Wort zu Wort überſetzen; die Redner und Dichter nicht anders, als die Geſchichtſchreiber, ohne dieſelben das, was darinnen vornehmlich Aufmerkſamkeit verdient, bemerken zu laſſen. Der Schüler ſammelte und lernte Redensarten daraus; man wurde angeführt, dieſe in Sprachübungen anzubringen, die den ſtolzen Namen von

Nachahmungen hatten; man erhielt aber keine, oder doch nur dürftige, Kenntniſſe von den Schönheiten der Griechen und Römer, von dem unterſcheidenden Charakter eines jeden, und von dem, was darinnen bewundert und nachgeahmt zu werden verdient, oder nachgeahmt werden kann. Lehrer müſſen ſelbſt vortrefflich unterrichtet ſeyn, wenn ſie die ihnen anvertraute Jugend, die anmuthigſten und zugleich die geradeſten Wege zu einer ſichern Empfindung des Schönen und Nützlichen führen ſollen. Man muß hinzuſetzen, daß es unter den damaligen Gelehrten, eben ſo wie im vorigen Jahrhunderte, faſt für ein Verbrechen gehalten wurde, ſich um ſeine Mutterſprache zu bekümmern, oder was noch itzt Männer, welche doch ſelbſt ihren geſunden und richtigen Geſchmack dem Leſen der Alten zu danken haben, nicht glauben wollen, oder können, daß es möglich oder nöthig und nützlich ſey, auch im Deutſchen, was man richtig gedacht hat, richtig und angenehm auszudrücken. Eben darum iſt es nicht zu verwundern, daß Gellert, ob ihm gleich Horaz, Virgil, Homer und andre Griechen und Römer erklärt wurden, damals doch an einem Günther, deſſen nun vergeßne Verſe von den Hallerischen und Hagedornischen Gedichten noch nicht verdrängt waren, und zugleich an Neukirchen und Hanken Geſchmack gewinnen und ſie zu ſeinen Muſtern wählen konnte. Man findet darüber in ſeinen obgedachten unvollſtändigen Nachrichten von ſich ſelbſt eine

Anmerkung, die ſeinem Herzen zur Ehre gereicht. Auf der Fürſtenſchule, ſagt er, hat das Leſen der Güntheriſchen Gedichte aus meinem Geiſte einen feuerſpeyenden Aetna gemacht, der alle um ſich herumliegenden geſunden Gegenden verheerte und die in meiner Seele aufkeimenden Pflanzen von Vernunft in Aſche verwandelte. Ich habe daher in den Jahren meines gereinigten Geſchmackes Günthern nie ohne Ekel in die Hände nehmen können. Neukirch mit ſeinen Satyren, die Hanke mit ſeinen eignen Werken herausgegeben hat, hätte mir auf die höchſte Staffel der Vollkommenheit helfen können; ſo allgemein war der Beyfall, womit er zu ſeiner Zeit geleſen wurde! Ich war in der Gefahr, in Einem Gedichte Copie von Günthern, Neukirchen und Hanken zugleich zu werden; allein ihr Ruhm war zum Glücke für mich von keiner langen Dauer. Möchten doch junge Leute, die Luſt zu ſchreiben haben, nie Verſuche wagen, ohne Kenner zu rathe zu ziehen, nie mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn, ſondern demüthig um ihr Urtheil bitten, und ihrem Urtheile eben ſo demüthig folgen! Wie viele Zeit, die ſonſt verderbt wird, und wie viele Kräfte, die ſie in Gefahr ſind, zu verſchwenden, würden ſie durch einen ſolchen Gehorſam erkaufen! Dergleichen nützliche Betrachtungen machte Gellert über alles, was ſeinem Gedächtniſſe noch aus ſeiner Jugend gegenwärtig war. Allein ob er gleich die Mängel ſeines damaligen Unterrichts nicht verkannte, ſo redete er doch allezeit mit lebhafter Dankbarkeit von ſeinen meißniſchen Lehrern, und pries beſonders ihre Sorge für die Bildung ſeines Herzens und ſeiner Sitten. Auch wurde ſein ſanftes melancholiſches Auge allezeit, faſt bis zum Glanze heller, wenn er ſich erinnerte, daß er in dieſer Schule mit Gärtnern und Rabenern gelebt hatte, mit denen er in der Folge die vertraute und zärtliche Freundſchaft errichtete, die ſo viel zum gemeinſchaftlichen Glücke ihres Lebens beytrug.

Die Kränklichkeit ſeines Körpers, deſſen Geſundheit von ſeiner erſten Kindheit an ſchwach und zärtlich gewesen zu ſeyn ſcheint, ob er gleich nie zu einer weichlichen Pflege deſſelben gewöhnt worden iſt, oder ſich ſelbſt dazu verwöhnt hat, äußerte ſich ſchon zuweilen in Meißen. Fünf Jahre hatte er daſelbſt ſtudirt, als er in das Haus ſeines Vaters zurückkehrte und ſich da noch einige Zeit zum akademiſchen Leben vorbereitete. Er gieng im Jahr 1734 nach Leipzig. Hier hörte er über die Philoſophie Adolph Friedrich Hofmannen, über die Hiſtorie und Litteratur Jöchern, Chriſten und Kappen, über die theologiſchen Wiſſenſchaften aber, denen er ſein Leben zu widmen beſchloſſen hatte, Klauſingen und Weiſen. Hofmann, von Rüdigern gebildet, war ein ſcharfſinniger Philoſoph, der es indeß mit einem noch größern Ruhme und Glücke geweſen ſeyn würde, wenn er mehr Geſchmack an den Philoſophen des Alterthums, weniger Eiferſucht wider Wolfen, weniger Begierde, das Anſehen dieſes Weltweiſen in der Welt zu verdunkeln, und zugleich mehr Fähigkeit, natürlich und deutlich zu denken und zu reden gehabt hätte. Allein er verwechſelte oft dialektiſche Spitzfindigkeit und Tiefſinn mit einander, und entfernte ſich nicht weit genug von denen, die aufgelegter zur Erfindung neuer Kunſtwörter, als zur Entdeckung neuer Wahrheiten ſind. Gleichwohl hörte ihn Gellert mit großer Begierde, ſchrieb ſeine Vorleſungen wörtlich nach, und bewunderte, wie er ſagte, ihn öfter, als er ihn verſtand, beſcheiden genug, ſolches ſeiner Unfähigkeit zu tiefſinnigen Entwicklungen ſchwerer Begriffe zuzuſchreiben, ob er gleich, was er nicht begriff, nicht ſelten bloß darum nicht einſah, weil es nicht verſtanden werden konnte; denn man ſieht aus allen gellertiſchen Arbeiten, daß ſeine Seele eben ſo ſehr das Helle im Ausdrucke liebte, als Hofmann die Dunkelheit darinnen zu lieben ſchien. Indeß ſchmeichelte ſich der Schüler immer mit der Hoffnung, ihn noch beſſer verſtehen zu lernen, wenn ſein Verſtand mehr Reife erhalten haben würde. Er bewunderte ihn alſo zu eben der Zeit, da auch Mosheim, dieſer erſte Verbeſſerer der deutſchen Beredſamkeit, von ihm bewundert wurde. Nach vier Jahren, die er in Leipzig ſtudirte, ließ ihn ſein Vater nach Hauſe zurückkommen, weil es ihm ſchwer fiel, ihn noch länger aus ſeinen Mitteln auf der Univerſität zu erhalten. Gellert hätte gern eines weiter fortgeſetzten akademiſchen

Unterrichts genoſſen, um ſeinen Geiſt noch mehr auszubilden; er unterwarf ſich aber mit den kindlichſten Geſinnungen einer Nothwendigkeit, welche ſchon ſo viele glückliche Geiſter mitten in ihrem Laufe zur Gelehrſamkeit aufgehalten und das Ziel, nach dem ſie ſtrebten, zu erreichen verhindert hat. Nach ſeiner Zurückkunſt fieng er an, ſich auf die Kanzel zu wagen, wiewohl mit Schüchternheit; denn der erſte noch vom Schüler gewagte Verſuch, öffentlich zu reden, war nicht der glücklichſte geweſen. Dieſer kleine, in ſeinem Leben nicht ganz unmerkwürdige Vorfall verdient als eine von den entfernten Urſachen ſeiner endlichen Beſtimmung mit ſeinen eignen Worten erzählt zu werden.*) Die erſte Probe meiner Beredſamkeit, ſchreibt er, legte ich an meinem Geburtsorte in meinem funfzehnten Jahre ab. Ein Bürger bat mich, Taufzeuge bey ſeinem Kinde zu ſeyn, das wenig Tage nachher ſtarb. Ich wollte ihm eine Leichenrede halten, wiewohl mein Vater mir die Erlaubniß dazu ungern gab. Das Kind ſollte zu Mittage begraben werden; früh um 8 Uhr fieng ich an, meine Parentation auszuarbeiten, ward ſpät fertig, verſchwendete die übrige Zeit mit ſeiner Grabſchrift und behielt keine ganze Stunde zum Auswendiglernen. Ich gieng indeß beherzt in die Kirche, fieng meine Rede ſehr feyerlich an, und kam ungefähr bis auf den dritten Perioden. Auf einmal verließ mich mein Gedächtniß, und der vermeßne Redner ſtand in einer Betäubung da, von der er ſich kaum erholen konnte. Endlich griff ich nach meinem Manuſcripte, das actenmäßig auf einen ganzen Bogen geſchrieben war, wickelte es vor meinen eben ſo erſchrocknen Zuhörern langſam aus einander, las einige Zeit, legte es dann in den Hut und fuhr endlich noch ziemlich dreiſt wieder fort. Man glaubte, ich wäre vor Betrübniß von meinem Gedächtniſſe verlaſſen worden. Viel Gelindigkeit! Indeß hat mich dieſe jugendliche Uebereilung viel gekoſtet. Der Gedanke davon verfolgte mich zu jeder Predigt, die ich nachher gehalten habe, und brachte mich zu einer Schüchternheit, die mich niemals ganz verlaſſen hat. Lerne aus meinem Beyſpiele vorſichtiger handeln, hitziger Jüngling! ich war dreiſt, wurde beſtraft, und ärgerte mich hernach oft über meine Thorheit; werde du klüger! Eine nützliche Anmerkung und ſchon deswegen ſchätzbar, wiewohl ſie es noch mehr wegen des Herzens iſt, aus dem ſie kam. Wäre es ihm gelungen, ſich von dieſer Aengſtlichkeit wieder zu befreyen: hätte er zugleich eine beſſere Geſundheit, eine ſtärkere Bruſt, ein feſteres und getreueres Gedächtniß gehabt, ſo würde er, nach einigen noch übrigen jugendlichen Verſuchen zu urtheilen, unter den geiſtlichen Rednern Deutſchlands einen vorzüglichen Rang behauptet haben. Er ſelbſt hatte nur eine geringe Meynung von ſeinen Gaben zur Kanzel, und glaubte, ſeine erſten Reden wären nichts als ein Gewebe von trockner Philoſophie und mosheimiſchen Schmucke geweſen. Ueber ſein Gedächtniß mochte er Urſache zu klagen haben: *) Ich armer Redner! Acht Tage mußte ich über eine Predigt lernen! Warum habe ich nicht lieber Acten abgeſchrieben und dem Glöckner läuten geholfen? Ich hätte meiner Geſundheit nicht geſchadet, und hätte ich der Kanzel keine Ehre gemacht: ſo hätten es Andre mit mehr Nutzen und Ruhm gethan. So beſcheiden urtheilte er, bey allem ſeinen Verlangen und Beſtreben nach der Achtung ſeiner Nebenmenſchen, von ſich ſelbſt, beſcheiden oft bis zur Ungerechtigkeit gegen ſeine Talente und Vorzüge. Als ein geiſtlicher Redner würde er ſich durch einen eigenthümlichen Gang ſeiner Gedanken, durch das Licht ſeiner Vorſtellungen, durch ihre leichte und doch zugleich ſinnreiche und anziehende Ordnung; durch ſeinen hellen, leichten und kurzen Vortrag vorzüglich unterſchieden haben. Er hätte gewiß dasjenige gehabt, was man itzt mit einem fremden Ausdrucke das Populäre nennt, wovon man oft mit ſo viel Geräuſche ſpricht, ohne zu wiſſen, worinn die ſchwere Kunſt beſteht, für die Menge verſtändlich und doch einnehmend zu reden, ſich zu ihrem Geſichtskreiſe herabzulaſſen, und das zu treffen, was für ſie das edelſte und nützlichſte iſt, ohne kalt, trocken und niedrig zu ſeyn. Man

---

*) In den angeführten unvollſtändigen Nachrichten von ſich ſelbſt.

ſieht

---

*) Unvollſtändige Nachrichten.

ſieht ſchon in ſeinen jugendlichen Kanzelverſuchen die Leichtigkeit, die attiſche Zierlichkeit und Anmuth, die außer der reifern Richtigkeit ſeiner Gedanken ihm vor Andern ſo eigenthümlich iſt; denn ſie unterſcheiden ſich von ſeinen ſpätern Arbeiten im Ausdrucke bloß dadurch, daß er darinnen ſeinen Perioden mehr Länge und eine redneriſchere Rundung gegeben hat. Zu Beſtätigung dieſes Urtheils verdienen aus dieſen frühen Reden einige Stellen ausgezeichnet zu werden, weil Gellert gewiß auch darinnen gefallen wird.

In einer Rede über die Worte Chriſti: **So jemand will den Willen deß thun, der mich geſandt hat, der wird inne werden, ob dieſe Lehre von Gott ſey, oder ob ich von mir ſelber rede**, beſchreibt er im Eingange mit vieler Lebhaftigkeit, wie leicht es ſo vielen Menſchen werde, die Religion anzunehmen. Man betrachtet ſie, ſagt der junge Redner, als eine Sache, die nicht ſchadet, wenn man ſie glaubt, die aber ſonſt in unſre andern Umſtände keinen Einfluß habe. Man ſtößt die Mittel des Heils eben nicht mit Füßen von ſich; man bemüht ſich aber auch nicht ſehr um dieſelben; man glaubt die Lehre Jeſu aus Gewohnheit, aus Nachahmung, aus Trägheit, um mit einer Handlung bald fertig zu werden, die man doch einmal thun muß, um am Ende des Lebens ſelig zu werden. Man entſchließt ſich, in einem Augenblicke den Himmel, die Hölle, den Tod, das Gericht, das ewige Leben, Gott und Jeſum

Chri

Chriſtum zu glauben, um nur des verdrießlichen Geſchäfftes, dieſe Wahrheiten zu lernen und bekennen zu können, bald los zu werden. Man wird in einem Augenblicke ein ſtandhafter Bekenner Jeſu, ein heiliger Streiter, ein Apoſtel, und ſo gar entſchloſſen, ein Märtyrer zu ſeyn. So plötzlich iſt Paulus, der doch ein Muſter einer außerordentlichen Bekehrung war, nicht erleuchtet worden; er mußte ſich erſt unterrichten, überzeugen und ſtärken laſſen; wir hingegen brauchen dieß in unſern Tagen nicht. Wir kommen, wie ſpielend, zum Himmel, können uns in einer Minute bekehren, und am Ende des Lebens in einer Minute gläubig und gottſelig werden. Aber ſehet nur dieſe Minutenchriſten an! Wo iſt ihr Glaube, wenn man ihnen zuruft: Zeige mir den Glauben durch deine Werke? Doch wie kann es anders ſeyn? Wir ſind nur gute Chriſten in unſern Gedanken, und in der Meynung vom Chriſtenthum. Was uns gefällt, das nehmen wir aus den Geboten Chriſti an; einer dies, der andere das. Wir theilen uns in ſeine Befehle, wie die Kriegsknechte in ſeine Kleider! Aber o wir Thoren! Dieſe Ordnung des Heils ſteht nicht in der Schrift, ſondern bloß in unſerm zerrütteten Gehirne. Warum fürchten wir uns ſo vor dem Kreuze Chriſti? Warum gefallen uns ſeine Dornen nicht? Warum wollen wir nicht aus ſeinem Kelche trinken? Warum wollet ihr nicht ſanftmüthig, nicht keuſch, nicht mäßig leben? Wir wollen die zeitliche Ergötzung

götzung der Sünde gern haben. Aber verlangen wir denn nicht in den Himmel? Warum nicht? Alſo wollen wir ſelig werden; aber doch das thun, was uns nicht ſelig werden läßt. Das iſt eine neue Religion! So unſinnig war ſelbſt der Heiden ihre nicht! Kann es denn alſo möglich ſeyn, daß ſo viele Menſchen den Glauben und eine wahre Ueberzeugung von ihrer Religion haben, für deren Wahrheit ſie wohl ihr Leben hingeben wollten? Wer nicht glauben will, um zu thun, was er glauben muß, der glaubt nicht. Wir ſind zu träge und unwillig, die Gebote Jeſu zu halten; ſie ſcheinen uns zu ſchwer. Selbſtbeherrſcher wollen wir und nicht Unterthanen ſeyn. Was iſt denn zu thun? Die Bibel iſt da. Das Wort Gottes foltert ſolche Menſchen heimlich. Sie wollen anders leben, als ſie nach der Lehre Jeſu leben ſollen; alſo verſuchen ſie es entweder gar nicht, laſſen es gut ſeyn und ſchläfern ſich in ihren Sünden ein, oder fangen an, Gott und die Bibel zu leugnen, oder glauben einen Gott und keine Religion, welches Narrheit iſt, oder glauben einen Gott und machen ſich eine eigne Religion, welches Bosheit iſt.

Viele glauben, daß ein Gott ſey; ſie denken ſich aber ihren Schöpfer anders, als er iſt; ſie wollen einen Gott nach ihrem verderbten Willen haben. Er ſoll nur gütig, gnädig und barmherzig; aber er ſoll nicht gerecht ſeyn. Ja, ſpricht der Spötter, ich kann das nicht begreifen, daß

Chriſtus Gott und auch Menſch ſeyn. Du ſollſt das nicht begreifen; du ſollſt es glauben. Wenn du die Ordnung des Heils begreifen könnteſt, was brauchteſt du zu glauben? Die Geſetze deines Verſtandes würden dich zwingen, was du begreifeſt, für wahr zu halten, und der Glaube wäre nicht Glaube. Man ſpricht, wenn ich der Bibel glaube, ſo muß ich tauſend Arten des Vergnügens entbehren. Ich muß mich hüten, meinen Nächſten zu beleidigen; ich werde mich nicht ſelbſt rächen dürfen: ich werde mich der ſtrengſten Keuſchheit und Mäßigkeit befleißigen müſſen. Aber ſage mir, willſt du, daß dich jemand beleidigen, jemand haſſen, verfolgen und todten ſoll? So ein Thor iſt noch nicht in der Welt geweſen. Willſt du denn, daß dir ein andrer deinen guten Namen, dein Weib, deine Tochter, deine Güter und Schätze ſchänden, rauben, verunehren und entwenden ſolle? So ein Narr, der das wünſchen ſollte, hat noch nie gelebt. Sage mir denn, warum willſt du Andern thun, was Andre dir nicht thun ſollen? Warum willſt du ihre Zufriedenheit ſtören? Ueberlegt, meine Brüder, wenn wir alle einander in der Welt aus Liebe dienten; wenn keiner den Andern beleidigte; wenn wir alle arbeiteten; wenn es keine Feindſchaft, keinen Hader, keinen Betrug gäbe: Wie ruhig, wie glückſelig, wie himmliſch würden wir leben! die Welt wäre die Wohnung der Zufriedenheit, ein Paradies, ein halber Himmel! So aber will Gott die Welt haben; das ſind die Befehle und Rechte des Höchſten; dieſes ſteht in der Schrift: Kann es wohl ein Weſen geben, welches uns etwas beſſers befehlen könnte? — — — Die Gottloſen bekümmern ſich nicht um das Zukünftige; ſie ſehn nur auf das, was vor Augen iſt, bekümmern ſich nicht um ihre Seele, erzittern vor dem Tode nicht. Sie verkaufen die Wahrheit von der Unſterblichkeit der Seele um einen nichtigen Einwurf; um einen falſchen Schluß; ſie glauben, daß ſie ſterblich ſeyn, um in ihren Unordnungen nicht von der Furcht vor ewigen Strafen gequält zu werden. Sie verwerfen die Lehre Chriſti und haben ſie nie geprüft, die Geſchichte unſers Heilandes und haben keine Beweiſe ihrer Erdichtung; ſie haben nichts als lächerliche Lehrſätze. Würdet ihr den nicht verlachen, welcher ſpräche: Es iſt kein Luther geweſen, der eine Verbeſſerung unſerer Kirche unternommen habe; denn ich habe ihn nicht geſehen? Ich habe da nicht gelebt, die Geſchichten können trügen. Ein einziger Mann wird ſo viele Städte und Länder, ſo viele tauſend Seelen nicht durch ſeine Feder überwältigen. Gehen die Ungläubigen mit der Geſchichte Jeſu anders um? Haben ſie beßre Gründe wider ſie, als dieſe? Schärfere oder eben ſo unſinnige Beweiſe, als jene wider Luthern? Ich bin noch ungewiß, ob man ſo unglückliche Menſchen mehr bedauern als widerlegen, mehr verlachen, als beſtreiten ſoll.

Dieſe Stellen die nicht ſelten ſind, beweiſen, daß in Gellerts damaligen Gedanken Leben und Feuer war; daß er, mehr ausgebildet, auch die trägſten Zuhörer aus ihrer Schläfrigkeit herausgeriſſen haben würde. Und doch war er in ſeinen Anwendungen noch feuriger und dringender. So ſagt er in eben dieſer Rede: Wenn du bekehrt biſt, ſo ſetze dir vor, eher zu ſterben, als wieder zu ſündigen. Haſt du die Sünde gelaſſen, ſo fange an, ſie zu verfluchen. Widerſtehe dem Satan, ſo flieht er. Fürchte dich vor dir ſelbſt, verſuche aber auch deine eigne Stärke, brauche alle Mittel! Fleuch vor der Gelegenheit, ſuche die Einſamkeit, laß dich den Engel aus Sodom führen. Bete, ringe mit Gott! Werde nicht müde! Nur angefangen; nur gewagt, ihr Auserwählten, kämpfet, ringet, dort iſt die offne Pforte, dort der Hafen, dort der Kranz!

Es könnten noch weit mehr Stellen ausgezeichnet werden, die Lebhaftigkeit, welche ſeine Gedanken begeiſterte, zu beweiſen; noch einige mögen genug ſeyn. In einer Rede will er zeigen, daß es thöricht ſey, in der Meynung zu arbeiten, daß man allein durch ſeine Arbeit ſich erhalten könne. Es iſt thöricht, ſagt er, ſich ſelbſt ernähren zu wollen; das heißt, ſich etwas anmaßen, was uns nicht zukömmt. Viele Menſchen ſtellen ſich an, als ob ſie Gott immer in ſeiner Regierung beyſtehen müßten. Was ſie haben, ſchreiben ſie ihren eignen Bemühungen zu. Sehen ſie Frühregen, Spatregen, fruchtbare Zeiten; ſehen ſie das Gras und allerley Früchte aufgehen, triefen die Fußtapfen des Herrn von Fett; ſind die Gefilde ſchwanger mit Saaten, quellen die Keltern mit Moſt: ſo mögen ſie auf die erſte Urſache nicht zurückdenken, ſie halten das alles lieber für eine Nothwendigkeit der Natur; ſie verweilen bey den Geſchöpfen, ohne zum Schöpfer aufſteigen zu wollen. Sie merken, daß gewiſſe Gewächſe nicht ohne ihre Mühe aufkommen, und darum wollen ſie nicht begreifen, warum ſie das, wobey auch ſie etwas gethan haben, Gott allein zuſchreiben ſollen. Sie ſehen nicht, daß Gott ſo zu reden nur gewiſſe Lücken in der Schöpfung gelaſſen hat, damit es den Menſchen nicht an einer nützlichen Beſchäfftigung ihrer Kräfte fehlen möchte. Allein es iſt unmöglich, ohne ſeine Hülfe ſich ſelbſt zu erhalten. Der Herr darf nur die Brunnen am Himmel verſchließen, nur die Erde verhärten, nur die Fluren überſchwemmen, nur die Sicheln in Schwerdter verkehren, nur der Sonne mehr Feuer geben; Gott kann in einer Minute verderben, worüber wir Jahre gebaut und zehn Jahre geſammelt haben. Hängt denn kein Feuer in den donnernden Wolken? Frieren keine Schloſſen in der Luft, welche die Gefilde zerſchmettern? Haben wir nichts von theurer Zeit, von Mißwachs, und von andern Plagen gehört, womit Gott die Länder heimſucht? Erhalte dich doch in ſolchen Zeiten mit deiner Arbeit! Iſt doch,

ſättige

ſättige dich, wenn nichts da iſt, deinen Hunger zu ſtillen!

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß in dieſen Verſuchen nicht alle Gedanken eine gleiche Reife und Richtigkeit haben. Eben deswegen hat er ſelbſt ſie zur Vergeſſenheit verurtheilt. Man weis indeſſen aus ſichern Erzählungen, daß er an ſeinem Geburtsorte viel Beyfall fand; man ermüdete nicht, ihn zu hören. Dieß konnte nicht anders ſeyn; denn zu ſeiner Zeit war es überall etwas Neues, die Wahrheiten der Religion in einer deutlichen und doch edlen Sprache und mit Empfindung vortragen zu hören; der Jüngling verſprach ſo viel; man mußte von dem Manne nothwendig mehr erwarten.

Seine Umſtände erlaubten ihm nicht, ſich bloß mit der weitern Ausbildung und Bereicherung ſeines eignen Geiſtes zu beſchäfftigen. Auf Valentin Ernſt Löſchers Empfehlung übernahm er 1739 auf ein Jahr die Aufſicht über zween junge Herren von Lüttichau unweit Dresden. Nachher unterwies er ein Jahr lang ſeiner Schweſter Sohn, ihn zur Univerſität vorzubereiten, und mit ihm einen ſeiner Brüder, welcher aber auf der Schule zu Freyberg ſtarb. *) Dieſes Jahr zählte er unter die geſündeſten und glücklichſten und heiterſten ſeines Lebens, und erinnerte ſich immer mit lebhafter Dankbarkeit an die Munterkeit und Freudigkeit,

---

*) Unvollſtändige Nachrichten.

digkeit, womit er darinnen ſeine Pflichten zu erfüllen ſich beſtrebt hatte. Er unterrichtete die Seinigen mit einem vorzüglichen Eifer, betete fleißig und mit Luſt, war genau in ſeiner Selbſtprüfung, voll Sehnſucht nach der Tugend, und lebhaft in ſeinem Haſſe gegen das Laſter; ſtrenge in ſeinen Vergnügungen und voll freudiger Dankbarkeit gegen die Vorſehung. Ein wenig Meißnerwein, ſagt er ſelbſt, mit etwas Brodt, erquickte mich des Abends, wenn ich meine Unterweiſungen geendiget hatte, oft bis zu dankbaren Thränen. Schon zu der Zeit war er in der Abwartung des Gottesdienſtes ſo gewiſſenhaft, daß er des Sonntags, den er in ſeinem ganzen Leben ſeiner göttlichen Beſtimmung gemäß anzuwenden geſucht hat, ohne die äußerſte Nothwendigkeit nicht einmal einen Brief geſchrieben haben würde. Es kränkte ihn ſchon, wenn er hörte, daß man an dieſem Tage einen Boten von einem Orte zum andern abfertigen wollte; eine Gewiſſenhaftigkeit, die bey einem ausgebreitetern Anſehen der wahren Frömmigkeit niemand für ſehr übertrieben achten würde. Seine frommen Gedanken über die Nützlichkeit einer gewiſſenhaften Feyer dieſes Tages verdienen hier angeführt zu werden. Wir gehen, ſagt er, *) mit dem Sonntage zu leichtſinnig um, und ich bin überzeugt, eine frömmere Anwendung deſſelben ſey zum Wachsthume in der Religion

---

*) Unvollſtändige Nachrichten.

und Gottſeligkeit ein unentbehrliches und zugleich das beſte Mittel. An dieſem Tage ſich von allen irdiſchen Geſchäfften losreißen, ſein Herz prüfen, zum Himmel erheben, daſſelbe mit den Wahrheiten des Glaubens nähren und ſtärken, heißt, es auf die ganze Woche ſtärken, und ſich zur rechtſchaffenen Ausübung ſeines Berufs vorbereiten. Wer den Sonntag würdig feyert, wie kann der wohl die übrigen Tage unwürdig zubringen? Wer ihn elend anwendet, wie kann der an die Pflicht glauben, die übrigen gut anzuwenden? Höre mich, wer du auch ſeyſt, der du dieſes lieſeſt: Auf die Anwendung des Sonntags kömmt die Anwendung der Woche an. Vergiß an dieſem Tage die Kleinigkeiten der Erde! Sey ganz der Religion und dem Himmel gewidmet! Fühle die Wohlthaten Gottes, das Glück frommer Freunde und ihrer Geſpräche, die Freuden der Natur und ihrer Wunder. Bete, danke, erforſche dein Herz, dein Gutes, deine Schwachheiten, und bemerke die Hinderniſſe deiner Tugend. Erkenne, daß du von Gott allein die Kräfte zu deiner wahren Wohlfahrt haſt. Suche ſie demüthig von ihm, und ſey dankbar für diejenigen, die du empfängſt. Wir vergeſſen unſre Schwachheit und unſre Unwürdigkeit unter dem Tumulte der Geſchäffte und Angelegenheiten des Lebens gar zu leicht, wenn wir nicht eine gewiſſe Zeit feſtſetzen, unſer Unvermögen und die Macht und Güte Gottes, unſre Unwürdigkeit und ſeine Hoheit zu erkennen. Dieſem

Geſchäffte ſollte der Sonntag gewidmet ſeyn. Er iſt der Tag des Gebets und der Ruhe, worinnen die Seele allein ihr wahres Glück findet. Sey noch ſo gut geſinnt, noch ſo eifrig in deinen Pflichten; je mehr du das biſt, je gewiſſer du deines Wachsthums im Guten zu werden ſcheinſt, deſto leichter kann ein geiſtlicher Stolz dich überraſchen. Uebe dich alſo am Tage des Herrn in der Demuth, die uns ſo ſchwer wird, und ſich oft um ſo viel weiter von uns entfernt, je näher wir den übrigen Tugenden zu kommen ſcheinen. Verſenke dich tief in die Betrachtung, daß du mit deinem ganzen Daſeyn, mit deiner Erhaltung, mit deinem Glücke und deinem Elende, mit der Kraft deines Glaubens und deiner frommen Empfindungen, einzig und allein von der allmächtigen und gnädigen Hand des Vaters aller Weſen abhängſt. Empfinde, wie freundlich Gott iſt, wie ohnmächtig du ohne ihn biſt! Denke nicht allein, daß es Gottes Wohlthat ſey, was du im Leiblichen vermagſt; das kann noch Stolz ſeyn, der für Demuth gehalten zu werden wünſcht. Du kannſt es Gott zuſchreiben, und immer die hochmüthige Meynung in deiner Bruſt nähren, daß du es verdienſt, vielleicht vor Andern durch eine gute Anwendung verdienſt. Zerſtöre dieſen Stolz der Tugend am Tage des Herrn, und bete! Feyre ihn würdig und ſcheue die Ueberwindung nicht, welche du deinem Heile ſchuldig biſt. Für die kleinern geſellſchaftlichen Freuden, die du aufopferſt, wirſt du die unendlich hohen Freuden der Religion fühlen, und die Stille des Himmels, die nicht in dein Herz kömmt, wenn es ſich nicht von dem Geräuſche irdiſcher Angelegenheiten entfernen gelernt hat. Wie manches vortreffliche Buch kann der Chriſt zur Erbauung leſen? Wird er dadurch ſeine Erkenntniſſe nicht vermehren? Wird er ſich in der Ueberzeugung von ihrer Wahrheit und Vortrefflichkeit nicht befeſtigen? Und ſoll er nicht immer völliger zu werden trachten? Forſche alſo an dieſem Tage in der Schrift, lies eine gute Umſchreibung und Erklärung derſelben; lies die Geſchichte der Religion. Wähle unter ſo vielen Predigten, die dich am meiſten rühren. Saurin, Mosheim, Jeruſalem, von Acken, Cramer,*) Schlegel, und andre, die ihnen zu gleichen ſuchen, ſind nicht dieſes Redner für alle Chriſten, für ſtarke und für ſchwache?

Nachdem Gellert ſeinen Vetter zum nützlichen Gebrauche des akademiſchen Unterrichts hinlänglich vorbereitet zu haben glaubte, begleitete er ihn 1741 nach Leipzig, ſowohl um die Aufſicht über ihn fortzuſetzen, als auch um ſich ſelbſt zum Dienſte der Welt noch geſchickter zu machen, ohne andre Ausſichten zu haben, als die ihm ſein Vertrauen zur Vorſehung, und ſeine Begierde, nützlich

---

*) Die Pflicht eines Geſchichtſchreibers verbietet mir hier, meinen Namen zu unterdrücken, wozu außerdem nur ein mäßiger Grad von Beſcheidenheit gehören würde.

lich zu werden, zeigte. Ich hatte wenig, ſagt er ſelbſt, als ich Leipzig zum zweytenmale beſuchte; aber Gott hat mich auch nicht einen Tag des Nothwendigen mangeln laſſen. Ich erinnere mich, bey dem Anblicke dieſer geliebten Stadt gewünſcht zu haben, daß mich Gott, wenn es ihm gefiele, mein Leben an dieſem Orte hinbringen laſſen möchte. Dieſer Wunſch iſt erhört worden, wiewohl ich damals an weiter nichts dachte, als in Leipzig ſtudiren zu können. Gellert hatte die Abſicht, Hofmanns Vorleſungen noch einmal zu hören; ſo groß war ſeine Achtung für dieſen Philoſophen, der aber einige Monate nach ſeiner Ankunft ſtarb. Von dieſer Zeit an beſchäfftigte er ſich mit dem Privatunterrichte einiger Edelleute, vornehmlich aber mit der Bildung ſeines eigenen Geiſtes und der Erweiterung ſeiner Einſichten, wobey er ſich auch ſeiner natürlichen Neigung zur Dichtkunſt überließ. Nach einer weitläuftigen und ausgebreiteten Gelehrſamkeit ſtrebte er nicht; denn er fühlte dazu nicht Geſundheit genug, und konnte, bey dem Hange ſeines Körpers zu dem Uebel der Hypochondrie, ein anhaltendes Sitzen nicht vertragen. Hätte ich, ſagte er, gelehrt ſeyn ſollen, ſo hätte ich ein Mosheim oder Erneſti werden mögen. Erneſti iſt nach meinen Gedanken jungen Leuten allein eine Akademie, über die gewöhnlichen Philologen ſo weit erhoben, als Mosheim uber andre Redner. Mein Latein habe ich aus dem Cicero, den ich oft geleſen, oft laut geleſen und oft Stellenweiſe abgeſchrieben habe. Das Franzöſiſche lernte ich meiſtens durch eignes Leſen und Ueberſetzen. Keine Sprache iſt mir leichter geworden, als die Engliſche, die ich ſpäter lernte, als die übrigen, von denen ich einige Kenntniß habe; die Urſache war, ich hatte einen freundſchaftlichen Ebert zum Lehrer darinnen. Weil er fühlte, daß es ſeinem Geſchmacke an einer gewiſſen Reife fehlte, ſo ſuchte er ihm dieſe Reife zu geben, um deſto nützlicher werden zu können. Seinen Freunden, die ihn fragten, wodurch er ſeinen Geſchmack vornehmlich verbeſſert habe, antwortete er: Beſonders durch Ciceros Werke, durch den Zuſchauer, durch Rollins Art, die freyen Künſte zu ſtudiren, und in der Folge durch den Umgang mit Gärtnern, und mit meinen andern Freunden, den Verfaſſern der bremiſchen Beyträge, durch ihre Beurtheilungen, ihren Tadel, und ihr Lob. Der gute Rollin! Ich halte ſehr viel auf ihn. Außer dieſen Alten und Neuern las ich Quintilians Rhetorik und Horazens Dichtkunſt. So ſehr ich Ovids Leichtigkeit bewunderte, ſo konnte ich mich doch nie überwinden, ihn ganz zu leſen; er iſt ſchön, und doch unreif. Ich halte das Leſen, vornehmlich der Alten, zum Geſchmacke für nothwendig, und die wahre Gelehrſamkeit kann es nicht entbehren. Allein das Leſen der alten Philoſophen kömmt mir gefährlich vor, weil es eher ſtolz als weiſe und gut machen kann. Ihre Sittenſprüche ſind vortrefflich und bereden das Herz, daß es auch von ſelbſt vortrefflich werden könne. Der Verſtand freut ſich über die Tugend, die ſich der Menſch ſelbſt geben kann; aber das Gewiſſen widerlegt ſehr bald das ſtolze Syſtem, wenn das Herz verſucht, durch ſeine eigne Kraft, fromm zu werden. Seneca iſt Stellenweiſe oft meine Bewunderung geweſen. Las ich ihn im Zuſammenhange, ſo ward er mir nicht ſelten gleichgültig, und, las ich einige Stunden nach einander, ſo gar ekelhaft. Gleichwohl war Seneca ein großes Genie: aber wo er klein iſt, wird er es durch die Einförmigkeit ſeines ausſchweifenden Witzes und durch ſeine ſo ängſtliche Jagd nach dem Sinnreichen. Man ſollte die Alten hauptſächlich wegen ihrer meiſterhaften Geſchicklichkeit ſchön zu denken und zu ſchreiben preiſen: aber in den Lobſprüchen, die man ihrer Sittenlehre giebt, weniger verſchwenderiſch oder behutſamer ſeyn. Sie erniedrigen, ohne daß man es merket, bey jungen Leuten die Moral der Religion, gegen deren Ausübung die gleichgültige und ſchläfrige Art ihres Vortages uns ſchon in der Kindheit gleichgültig macht. Wir nehmen die Form des Chriſtenthums an, ohne doch aus Gründen des Chriſtenthums zu handeln. Auch bleibt uns oft das Göttliche derſelben, wenn wir ſie gelehrt ſtudiren, unbekannt, und wir bereden uns, wie wir das Syſtem aus eignen Kräften faſſen können, daß wir auch den Willen der Religion aus eignen Kräften beobachten können. So widerſtehen wir der Kraft, die uns ändern ſoll, bloß dadurch,

durch, daß wir nicht würdig genug von ihr denken, und eben die Religion, die uns demüthig machen ſoll, dienet aus Verkehrtheit dem Stolze zur Nahrung. Warum unterlaſſen ſo viele junge Leute das Gebet, gutgeſinnte junge Leute, wenn ſie nicht heimlich glauben, daß ſie ſich ſelbſt zur Tugend genug ſind? Es iſt eine elende Scham, wenn man ſich einer höhern Hülfe ſchämet. Sie wollen dem Geiſte Gottes, der unſer Herz ändern und heiligen muß, dieſe Ehre nicht laſſen, um ſie ſelbſt zu verdienen, richten das Reich einer eiteln Selbſtzufriedenheit in ſich auf, glauben, ſich beherrſchen zu können, fallen in Sicherheit und daraus in Laſter, die der Jugend ſo gefährlich ſind. Wollte Gott, man lehrte uns in den frühen Jahren des Lebens die Religion nicht wie ein Handwerk, man führte uns auf das Göttliche und Liebenswürdige, das ſie hat, und lehrte uns, daß wir eben dieſe Religion, wie unſer Verſtand fortwächſt, auch fortſtudiren, und ihre Wahrheiten zu beſtändigen lebendigen Antrieben machen müſſen, unſer Herz zu beſſern, und ohne den Gehorſam gegen ihren Willen keine wahre Ruhe des Herzens zu hoffen. So würde ihr Licht unſern Verſtand in allen Verhältniſſen des Lebens das ſehen laſſen, was unſre Pflicht und unſer Glück iſt. Wir würden einſehen, daß dieſes Leben eine Uebung auf die Ewigkeit ſeyn müſſe; daß es ohne Ewigkeit ein Räthſel und ein Nichts; daß der Glaube an einen göttlichen Erlöſer die größte Hoheit des

Herzens, die ganze Summe der menſchlichen Glückſeligkeit und die Weisheit des Himmels ſey: daß der, ſo nicht glauben will, eben der Vernunſt entſagen muß, auf die er ſo gern ſtolz ſeyn möchte. Hätten dieſe Geſinnungen und Empfindungen tiefe Wurzeln in der Seele geſchlagen, ehe wir Gelehrte würden: So könnten uns die Alten, die den menſchlichen Geiſt ſo ſehr verſchönern können, nie ſchaden; ſie würden uns nur nützen; der gute Geſchmack, den wir ihnen zu danken hätten, und die Gelehrſamkeit, die wir aus dieſen Quellen ſchöpften, würde eine ehrerbietige Dienerinn der Religion und Tugend, und nie, auch nicht einmal durch ihre Gefälligkeit, den Stolz des menſchlichen Verſtandes zu nähren, zu ihrem Nachtheile gemißbraucht werden.

Ohne ſich in Betrachtungen über Betrachtungen einzulaſſen, ſieht man leicht, daß Gellert nicht nur auf die Verfeinerung ſeines Verſtandes und ſeiner Einſichten, ſondern, was eines jeden Menſchen vornehmſte Sorge ſeyn ſollte, eben ſo eifrig auf die Verbeſſerung ſeines Herzens dachte. Sein Auge war unverwandt auf die Religion gerichtet, und daher kömmt es, daß alle ſeine Arbeiten die Beförderung der Frömmigkeit und Tugend mehr oder weniger zum Augenmerke haben, und die Vorwürfe nicht fürchten dürfen, welche viele Geiſter von den edelſten und ſchönſten Talenten wegen ihres Mißbrauches von ihren Leſern und auch von ſich ſelbſt früher oder ſpäter zu fürchten haben.

Gellert war ungefähr wieder ein Jahr in Leipzig geweſen, als die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes erſchienen. Der Geſchmack iſt in Deutſchland nun allgemeiner und aufgeklärter geworden, als er damals war. Man mag alſo izt von ihrem Werthe urtheilen, wie man will, ſo iſt doch gewiß, daß ſie eine unerwartete und zugleich nützliche Erſcheinung waren, Deutſchland in Bewegung ſetzten, und zur Ausbreitung der Luſt zum Leſen angenehmer und nützlicher Schriften viel beytrugen. Gellert ließ ſich bewegen, Theil daran zu nehmen, und gab einige Fabeln, Erzählungen und Lehrgedichte, mit verſchiedenen proſaiſchen Abhandlungen in dieſe Monatſchrift, die mit einem weit ausgebreiteten Beyfalle geleſen, aber auch bald, wegen einiger darinnen befindlichen Streitſchriften, mit Beurtheilungen angegriffen wurden, welche vielleicht nicht allemal ungerecht, aber doch allemal zu hart und zu unfreundlich waren.

Gellerts Freunde wiſſen, mit welcher Strenge er dieſe erſten öffentlichen Verſuche ſeines Geiſtes beurtheilet hat. Einige hat er nicht einmal der Verbeſſerung würdig geachtet, wiewohl ihm auch dieſe liebenswürdige Härte gegen ſeine eignen Arbeiten feindſelige Anmerkungen zugezogen hat. Bey allen ihren Mängeln hatten ſie ſo viele ſichtbare Schönheiten, daß er, gleich ſeit ſeiner erſten Erſcheinung unter Deutſchlands Dichtern, eine allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. In jedem neuen Stücke ſah man zuerſt nach, ob eine Fabel oder Erzählung von Gellerten darinnen wäre. Ueberall las man dieſe, las ſie wieder, und wußte ſie auswendig. Das Natürliche und Leichte der Erzählung, worinnen nichts geſucht, nichts ſtudirt zu ſeyn ſchien, der ſanfte, unſchuldige, menſchenfreundliche Ton eines jungen Dichters, der gefallen, vergnügen, und beſſern wollte, der, ohne zu beleidigen, ſcherzte, nie mit Bitterkeit lachte, ſondern immer nur mitleidig oder liebreich lächelte, hatte ſo viel Anziehendes, daß der Beyfall, den man ihm gab, von einem Monate zum andern allgemeiner wurde. Man darf ſich alſo nicht verwundern, daß er Gedichte, die von den älteſten Zeiten her für die angenehmſte Sprache der Weisheit gehalten worden ſind, um ſo viel lieber gewann, je mehr er Anlaß hatte zu hoffen, daß ſie ihm glücken, und zugleich ihn ſeinem Vaterlande werth machen würden.

Um dieſe Zeit errichtete er mit Johann Elias Schlegeln, deſſen ältern Bruder er in Meißen gekannt hatte, eine zärtliche und vertrauliche Freundſchaft. Dieſe gründete ſich auf die Talente und moraliſchen Vorzüge dieſes Dichters, der zuerſt die tragiſche Muſe nach Deutſchland rief. So lange er in Leipzig lebte, war er Gellerts beſtändiger Umgang, eben ſo bewundert, als geliebt von ihm. Denn wie gern auch dieſer ſelbſt hochgeachtet zu werden wünſchte, ſo konnte er doch Andrer Gaben und Verdienſte über ſich erhaben ſehen, oder er ſchätzte ſie vielmehr allezeit höher, als die ſeinigen. Dieß beweiſt die Schilderung, die er ſelbſt von ſeinem geliebten Freunde und von ſeinen Brüdern entworfen hat. So bald ich Johann Elias Schlegeln kennen lernte, ſagte er, *) waren wir auch Freunde. Er übertraf mich an Gelehrſamkeit, Critik und Genie; damals und ſtets; ein Mann von ungewöhnlichen Talenten, einer ſehr gefallenden Bildung, und einer Luſt zu arbeiten, die nicht ermüdet werden konnte. Die ſchönen Wiſſenſchaften waren ſeine Freude und ſein Fleiß. Gleichwohl ſollte er nach dem Verlangen ſeines würdigen Vaters ſich zum Juriſten geſchickt machen, um eine öffentliche Prüfung aushalten und Doctor der Rechte werden zu können. Er haßte beynahe die Pandekten, hatte die Rechte nur im Vorbeygehen gehört; aber ſeinem Vater zu gefallen, zwang er ſich ohngefähr ein Vierteljahr lang, trieb ſie mit einem Eifer, als wenn er ein zweyter Cujaz werden wollte, unterwarf ſich einer öffentlichen Prüfung ſeiner juriſtiſchen Kenntniſſe, und Rechenberg, der damalige Dekanus, wollte ihn aus Bewunderung derſelben zu einer öffentlichen Unterſtützung verhelfen, um die höchſte Würde in den Rechten erlangen zu können. So wahr iſt es, daß ein Mann, welcher der alten Sprachen mächtig iſt und Geiſt hat, in kurzer Zeit mit ſeinem Fleiße in den höhern Wiſſenſchaften mehr, als glaublich zu ſeyn ſcheint, ausrichten kann. Die Griechen

---

*) Unvollſt. Nachr.

Griechen und Römer hatte er bereits auf der Schule mit großem Fleiße geleſen, und las ſie noch. Er verſtand zugleich die franzöſiſche, italieniſche und engliſche Sprache gut, kannte die beſten Schriftſteller darinnen, und hatte dieſe Kenntniſſe ſich faſt ganz allein zu danken. Da er bey ſeinem Vetter, Spener, dem ſächſiſchen Geſandten an dem däniſchen Hofe, als geſandtſchaftlicher Sekretair gebraucht werden, und zu dieſer Abſicht franzöſiſch ſowohl gut zu reden als gut zu ſchreiben wiſſen ſollte, gieng er einige Monate zu dem Herrn Mauvillon und lernte beides ſo gut, daß ihn dieſer als einen ſeiner geſchickteſten Schüler zu rühmen pflegte. Er konnte ganze Tage arbeiten, ohne auszuſetzen; darauf aber gieng er meiſtens einen Tag herum, ohne ſich zu beſchäfftigen, und erholte ſich in Geſellſchaften. Schlegel ſtritt von Herzen, wenn man ſeine Gedichte tadelte, gieng mit dem Trotze eines Poeten hinweg, der, was gut wäre, beſſer, als ſein Kunſtrichter zu empfinden glaubte, kam in einigen Stunden demüthig zurück, und hatte die mit großer Hitze vertheidigten Stellen alle glücklich geändert. In ſeinen Tragödien konnte er ganze Aufzüge umarbeiten, ohne darüber zu klagen. Ein Entwurf zu einem Trauerſpiele war ihm eine ſehr angenehme Beſchäfftigung, und er pflegte ihn, wie Racine, oft faſt ganz proſaiſch aufzuſetzen. Ich weis niemanden, der dieſen Mann gebildet hätte; ſein eignes Genie und Leſen that es. Daß wir kein Bildniß von ihm haben, kränkt mich. Er war blond. Ein paar hellblaue, denkende, halbtraurige, halbfrohe Augen, bald muthwillig, bald ernſthaft, lagen tief in ſeiner breiten und hohen Stirne. Sein Mund, die Oberlippe etwas aufgeworfen, und ſeine Habichtsnaſe gaben ſeinem Geſichte ein eben ſo edles Anſehen, als ſein beredtes Auge daſſelbe angenehm machte. Seine Freunde küßte er mit einem frohen Ungeſtüme faſt ſo oft er ſie ſah. Für das ſchöne Geſchlecht hatte er viel Achtung; doch weis ich kein Frauenzimmer, das er bis zur Leidenſchaft geliebt hätte. Hätte er aber eins geliebt, und ſeine Geliebte hätte ſeine Neigung für das Theater zu arbeiten gemißbilligt, ſo wurde er dieſe Neigung der Liebe gegen ſie, wie reizend ſie auch geweſen wäre, vorgezogen haben. Er las ſeine Verſe gern vor, um zu hören, was er zu hoffen hätte, doch deklamirte er ſie nicht zum Beſten. Ich gieng in ſeiner Geſellſchaft ſeinem Bruder, Johann Adolph, als er aus der Pforte nach Leipzig kam, bis Lindenau zu Fuße entgegen. Dieſer gefiel mir damals gar nicht, hatte auch eine Miene, die das Herz nicht ankündigte, das er hat, und doch iſt dieſer Schlegel ein Freund von mir geworden, für den ich bis ins Grab die zärtlichſte Liebe, Hochachtung und Bewunderung haben werde. Sein älterer Bruder, den er nicht lange in Leipzig genoß, ſtarb in Soroe, wo er bey der Ritterakademie, als ein öffentlicher Lehrer, mit großem Beyfall gelehrt hatte. Ehre denſelben, junge Nachwelt, und lerne von ihm; denn er lernte von den Alten! Der vierte Schlegel, Johann Heinrich, in Dännemark an der Univerſität in Kopenhagen, würde ſeine Brüder an Güte des Herzens übertreffen, wenn es möglich wäre, ſie daran zu übertreffen. Seine Frömmigkeit und das Liebenswürdige ſeiner Sitten erheben ihn ſo ſehr als ſein Verſtand, ſeine Gelehrſamkeit und ſein großer Fleiß. Auch der Jüngſte iſt aller ſeiner Brüder würdig, und nun ein eifriger und beredter Lehrer der Religion. Das Herz, das dieſer hat, das oft unter einer ernſten Miene verborgen liegt und deswegen nicht gleich im Anfange einnimmt, iſt doch das empfindlichſte und gewiſſenhafteſte Herz. Er wollte durchaus, gleich allen meinen Freunden, in ſeinen Arbeiten und Sitten getadelt ſeyn; eine herrliche Eigenſchaft eines Jünglings! Er tröſtete mich oft in meinen hypochondriſchen Stunden! Alle dieſe fünf Schlegel haben in Pforte und Meißen und in Leipzig ſtudirt, und viere davon, welche Ehre ſind ſie dieſen Schulen! Denn obgleich der Aelteſte, der ſich bloß den Rechten gewidmet hatte, ſeiner Kenntniſſe und ſeines Herzens wegen ein hochachtungswürdiger Mann war, ſo hatte er doch nicht die Talente ſeiner Brüder. Aus Einem Hauſe vier ſo vortreffliche Geiſter! Blühe du Geſchlecht der Schlegel, und nie fehle es dir an Männern, welche die Menſchen weiſe und glücklich machen; nie an Beförderern des Geſchmacks und der Tugend! Der Segen eines rechtſchaffenen, gelehrten, aber unglücklichen Vaters, ruhe immer auf ſeinen Nachkommen, wie er ſo ſichtbar auf ſeinen Söhnen ruht!

So voll war Gellerts Herz von ſeinen Freunden, ſo rührend die Zärtlichkeit, womit er ſie liebte. Seine Seele ergoß ſich in ihr Lob, wenn er von ihnen ſprach, in ſeinen Briefen, in ſeinen Geſellſchaften, in ſeinen Vorleſungen. Immer wünſchte er, ſie von Andern eben ſo hoch geachtet und geliebt zu ſehen, als er ſelbſt ſie ſchätzte und liebte, und er ſchätzte und liebte ſie vornehmlich moraliſcher Vorzüge wegen. Wo er dieſe entdeckte, oder zu entdecken glaubte, da wurde ſogleich ſein ganzes Herz entzündet. Seine Freundſchaftlichkeit war mehr, als Temperament. Sie entſprang aus einer wahren und ungeheuchelten Liebe zur Religion und Rechtſchaffenheit. Er fühlte lebhaft, daß nur die Vorzüge der Tugend liebenswürdig und glücklich machen, und mitleidiger kann keine Bekümmerniß ſeyn, als die ſeinige war, ſo oft er mit Menſchen bekannt wurde, die durch den Mangel daran unglücklich und elend waren. Dieß Mitleid bewog ihn alles anzuwenden, was in ſeiner Macht ſtand, ſie zu beſſern und dadurch glücklicher zu machen. Er wurde einige Jahre nach ſeiner Zurückkunft nach Leipzig mit einem Unglücklichen dieſer Art bekannt, der, wie man zu ſagen pflegte, im Grunde kein böſes Herz hat, von der Wolluſt aber zur Freygeiſterey verleitet, und von dieſer zu Ausſchweifungen hingeriſſen worden war, die ſowohl ſeine Geſundheit als ſeine irdiſche Wohlfahrt zu Grunde gerichtet hatten. Unter einer eben ſo ſchmerzlichen als ekelhaften Krankheit fehlte es ihm ſowohl an Gemüthsruhe und Troſt, als an Mitteln, ſein äußerliches Leiden ſich zu erleichtern, und zugleich an dem einzigen, was Verächter der Religion allein noch zu einiger ſelbſt ihrem Körper nöthigen Gelaſſenheit bewegen kann, an der Hoffnung wieder aufzukommen. Ungeduld und Verzweiflung vermehrten ſeine Quaalen, und gleichwohl waren keine Flüche noch Verwünſchungen ſo ſtrafbar, die er nicht aus Ungeduld und Verzweiflung wider ſich und wider die Vorſehung ausgeſtoßen hätte. Gellert, von den ſchrecklichen Schmerzen ſeines Körpers, noch mehr aber von dem Elende ſeiner Seele gerührt, wünſchte ein Werkzeug ihrer Errettung zu werden. In dieſer Abſicht ſuchte er ſich zuförderſt ſeiner Liebe zu verſichern, und ihn zu überzeugen, daß er von einem wahren und ernſtlichen Mitleide gegen ſein leibliches Elend durchdrungen wäre. Weil auch ſein Herz wider die Religion ſo feindſelig geſinnt war, daß er ihre Hülfe nicht verlangte, ſondern floh, ſo nahm er ſich vor, ſein Vertrauen dadurch zu gewinnen, daß er nur die Abſicht zu haben ſchien, ſeine Schmerzen zu lindern, und ihm das Gefühl ſeiner Krankheit zu erleichtern. In dieſer Abſicht that er alles, was er nach ſeinen Umſtänden thun konnte, und ſammelte, mit aller Schonung ſeiner äußerlichen Ehre, bey ſeinen Freunden, um ihm mit allen Erquickungen beyzuſtehen, welche ſeine Seele zur Ruhe und zu einem gelaſſenen und ernſtlichen Nachdenken bringen könnten. Er war ungeachtet des Unangenehmen, was ſeine Krankheit hatte, doch immer bey ihm; immer bemüht, durch kleine Bequemlichkeiten ſeine Schmerzen zu beſänftigen, mit dem angenehmen trauernden Mitleiden in ſeinem Auge, welches Unglückliche ſo leicht empfinden, und welches in keinem Auge redender war, als in dem ſeinigen. Das Herz des Kranken wurde nach und nach erweicht, mäßigte aus Achtung für einen ſo dienſtfertigen und mitleidigen Freund die ungeſtüme Heftigkeit ſeiner Ungeduld, Gellerts Betrübniß zu ſchonen, und da es ſich erſt gegen die Freundſchaft eines liebreichen Mannes zu öffnen anfieng, begann daſſelbe nach und nach empfindſamer auch gegen die höhere Liebe zu werden, auf welche es Gellert mit einer zärtlichen Vorſicht und Behuſamkeit aufmerkſam zu machen ſuchte. Der Kranke kam mehr zur Stille, von der Stille zum Nachdenken, vom Nachdenken zur Reue, von der Reue zu ernſthaften Beſtrebungen, ſeine Verzweiflung zu mäßigen, ſeinen Lippen Gewalt zu thun, und der ſchrecklichen Verfluchungen, die ihm zur Gewohnheit geworden waren, ſich zu enthalten. Endlich ließ er ſeinem Freunde nicht bloß die Freyheit, ihn zu erinnern, wenn er in Gefahr war, ſich vor Schmerzen zu vergeſſen, ſondern bat ihn auch um dieſe ihm nöthige Hülfe. Seine Sorge, ob er noch errettet werden könnte, wurde lebhafter, und ſein Verlangen darnach immer feuriger. Vor dem hatte er die Lehrer der Religion verſpottet; nun ſehnte er ſich nach ihrem Unterrichte und Troſte. Seine Gelaſſenheit und Geduld nahm mit ſeinen Schmerzen zu; doch wurde er nicht vom Tode übereilt, und zuweilen ſchien er Erleichterungen zu erhalten, die ihm ſchmeicheln konnten, daß er die Hoffnung der Geneſung doch nicht völlig aufgeben dürfte. Gellert ſollte die Freude haben, ſeine Beſſerung noch mehr zunehmen zu ſehen. Er verließ denſelben ſo wenig, als es ihm nur ſeine übrigen Pflichten erlaubten, und bemühte ſich, eben ſo ſehr die Empfindung ſeiner Unwürdigkeit und einen ernſthaften Abſcheu an ſeinem vorigen Leben, als die Hoffnung ſeiner Begnadigung zu unterhalten. Der gebeſſerte Kranke war indeß ſeinem Tode näher gekommen, als ſein für ſeine Seele ſo beſorgter Freund fürchtete. Eines Tages betete er ganz allein mit dem Kranken; dieſer ward plötzlich ſchwächer, ergriff die Hand ſeines mit ihm betenden Freundes, dankte ihm, betete, und ſtarb. Gellert von ſeinem ſchnellen und ruhigen Tode gerührt, glaubte kaum, was er ſah, rief um Beyſtand, entfernte ſich aber, als er ſah, daß es hier ſeiner Hülfe nicht mehr bedurfte, mit zitternder Freude aus dem Hauſe, voll Dankbarkeit für die Hoffnung, die er hatte, etwas zu Errettung einer unſterblichen Seele beygetragen zu haben.

Man ſieht aus dieſer Begebenheit, mit welchem Eifer er an der Beförderung der wahren und ewigen Glückſeligkeit der Menſchen gearbeitet haben würde, wenn ihm die Beſchaffenheit ſeiner Geſundheit erlaubt hätte, ſeinem Wunſche nach einem Predigtamte oder Schulamte zu folgen. Noch hatte er über kein ſieches Leben zu klagen; aber ſo geſund war er auch nicht, als man in ſeinen Jahren zu ſeyn pflegt. Weil nun zu öffentlichen durch Verordnungen feſtgeſetzten und beſtimmten Arbeiten eine zuverläßige und beſtändige Geſundheit nöthig iſt, wenn ſie ihre Abſicht genug erfüllen ſollen, ſo beſchloß er, ſich dem Unterrichte der akademiſchen Jugend zu widmen. Er wählte dazu eine Sphäre, die zwar nicht unmittelbar an die Religion und Moralität grenzt, die er aber in eine genaue und freundſchaftliche Verbindung mit ihnen zu ſetzen hoffte, damit er den Menſchen auch dadurch nützen möchte, wodurch ein edler, nach der wahren Unſterblichkeit begieriger Geiſt am liebſten zu nützen wünſcht. Auch für die Frömmigkeit und Tugend giebt es glückliche Umwege zum menſchlichen Herzen. Auf dieſen wollte ſie Gellert dahin führen, oder ſie in der Herrſchaft, die ſie etwa ſchon über gute junge Gemüther haben möchten, befeſtigen, obgleich dieſes nicht der Erſte ſeiner Endzwecke zu ſeyn ſchien. Er ſetzte ſich vor, ihren Geſchmack zu bilden, aber auf eine ſolche Art, daß ſie überzeugt würden, die Frömmigkeit erhöhe und veredle die Vergnügungen eines feinen Geſchmacks.

ſchmacks. In dieſer Abſicht erwarb er ſich die Freyheit auf der Akademie 1744 und 1475 öffentlich zu lehren, nach der Gewohnheit der Univerſitäten erſt durch die Annahme ihrer höchſten Würde in den freyen Künſten und durch die Vertheidigung einer gelehrten Abhandlung von der Poeſie der Fabeln und der vornehmſten Fabeldichter. Die Geſchicklichkeit und Kunſt zu unterrichten hatte er ſich bereits erworben. Er ward auch darinnen täglich vollkommener, ob er gleich nie diejenige Dreiſtigkeit auf dem Katheder erlangt hat, die weder Vermeſſenheit noch Unverſchämtheit genannt ſeyn will, die aber gemeiniglich nur angenommen wird, um dem Auge der Jugend den Mangel einer größern Einſicht und Geſchicklichkeit, die ein Lehrer haben ſollte, zu entziehen; die aber denſelben immer viel weniger verbirgt, als ihn eine furchtſame Beſcheidenheit befürchten läßt.

Indeß wollte Gellert nicht allein durch akademiſche Vorleſungen, ſondern auch durch Schriften nützlich werden. Wie ihm die Fabeln mit Recht diejenige Gattung von Poeſie zu ſeyn ſchienen, worinnen er die meiſte Stärke hätte, ſo arbeitete er, als die erſten Stücke der bremiſchen Beyträge 1745 herauskamen, ganz in der Stille an den ſeinigen, um ſeine Freunde auf eine angenehme Art zu überraſchen. Seine erſten Verſuche von Fabeln und Erzählungen in den Beluſtigungen hatten viel Beyfall erhalten. Dadurch aber war er doch nicht zu der Zufriedenheit verleitet worden, welche ſo viele Schriftſteller verhindert hat, ihren Werken diejenige Vollkommenheit zu geben, die ſie denſelben gegeben haben würden, wenn ein Mißtrauen gegen ſich ſelbſt ſie angetrieben hätte, mehr Sorgfalt und Fleiß auf die Ausarbeitung zu wenden. Gellert kannte und fühlte die Nothwendigkeit und die Vortheile eines nur ſeltnen Mißtrauens dieſer Art. Er las ſeine Fabeln ſeinem Freunde Gärtner vor, und dann erſt der ganzen Geſellſchaft ſeiner übrigen vertrauten Freunde. Dieſes geſchah nicht lange nach der erſten Einrückung der preußiſchen Kriegsvölker in Sachſen. Er verlangte eine genaue und ſtrenge Beurtheilung ſeiner Arbeit von ſeinen Freunden. In dieſer freundſchaftlichen Beſchäfftigung ließen ſie ſich auch dadurch nicht ſtören, daß zu eben der Zeit ſeine Wohnung, wo ſie in dieſer friedlichen Abſicht ſich verſammelt hatten, von einigen preuſſiſchen Officieren durchſucht wurde, um zu erfahren, ob nicht etwa der General Sibylsky daſelbſt verſteckt ſeyn möchte.

Unter ſeinen damals verfertigten Erzählungen iſt die Schilderung einer Betſchweſter beſonders merkwürdig. Dieſe hatte ihn auf die Gedanken gebracht, ſeine Gaben zu den Werken des Geſchmacks auch zur Verbeſſerung des Theaters anzuwenden, um dieſe Art des öffentlichen Vergnügens moraliſcher und dadurch nützlicher zu machen. Denn obgleich ſchon Johann Elias Schlegel ſeinen geſchäfftigen Müßiggänger und ſeine Pracht von Landheim in dieſer Abſicht gearbeitet hatte, ſo waren doch dieſe beiden Stücke noch nicht gedruckt. Gellert ſchrieb alſo ſeine Betſchweſter, und überließ ſie ſeinen Freunden, auf ihr Erſuchen, zur Bekanntmachung in den bremiſchen Beyträgen. Anfangs war er zweifelhaft, ob er nun nicht die Erzählung, welche das Luſtſpiel veranlaßt hatte, unterdrücken ſollte. Seine Freunde ſollten dieß entſcheiden, und dieſe waren der Meynung, daß dieſelbe eben ſowohl, als die Komödie, gedruckt werden könnte. Dieſes Stück wurde mit Beyfall aufgenommen, verurſachte ihm aber in der Folge viel Kummer. Einige Namen haben Nebenbegriffe, wodurch zuweilen eine gewiſſe Zärtlichkeit wider Sachen aufgebracht wird, wobey ſie nichts anſtößes finden würde, wenn dieſelben nur mit einem andern Worte oder Bilde bezeichnet wären. Vielleicht wäre dieſer Zärtlichkeit, wenn ſie noch unſchuldig und nicht ſelbſt eine Frucht oder Art der Scheinheiligkeit iſt, in dieſer Komödie der Name einer Scheinheiligen weniger zuwider geweſen. Denn wer hat eine wahre Achtung gegen Religion und Frömmigkeit, und ſollte ſich nicht freuen, diejenigen, welche Andacht und Gottſeligkeit bloß im Aeußerlichen, oder in einer ausſchweifenden Nachahmung ihres Aeußerlichen ſuchen, einem ernſtlichen Mißfallen und Abſcheue daran Preis gegeben zu ſehen? Gellert hatte gewiß bey ſeiner Arbeit dieſe Abſicht. Man darf zur Ueberzeugung davon nur ſeine Erklärung darüber in der Vorrede zu ſeinen Schauſpielen leſen. Es bedarf hier keiner Unterſuchung über die Sittlichkeit des Theaters, keiner Betrachtung der Nützlichkeit und Schädlichkeit dieſes öffentlichen Vergnügens, das an Höfen und in großen Städten faſt zu einem Bedürfniſſe geworden iſt. Neuere Philoſophen, als Rouſſeau und Alembert, und auch neuere Gottesgelehrten ſagen ſowohl für das Theater, als wider daſſelbe ſo viel Unbeſtimmtes, wodurch die Entſcheidung mehr erſchwert als erleichtert wird, daß man ſich eine allzulange Ausſchweifung erlauben müßte, wenn man die dahin gehörigen Fragen in ein neues Licht ſetzen ſollte. Es mag ſchwer ſeyn, zu entſcheiden, was getreue Zeichnungen guter und böſer, liebenswürdiger und verhaßter, edler und niederträchtiger Charaktere im Schauſpielhauſe auf die Zuſchauer oder im Leſen auf die Leſer für Eindrücke machen können, wenn man dabey den verſchiednen Zuſtand ihres Gemüthes in Betrachtung zieht. Es mag ſchwer ſeyn, aus dieſer Kenntniß diejenigen Regeln herzuleiten, welche Dichter beobachten müſſen, wofern ſie nicht allein vergnügen, ſondern auch nützlich werden wollen. Auch iſt es ſchwer zu entſcheiden, wie ſehr die unausbleibliche Empfindung von Vergnügen über die Kunſt der Nachahmung, über die Schönheit der Malerey und über das Reizende der Vorſtellung ſelbſt den Eindruck hindert oder befördert, den jede richtige Bemerkung des Böſen, des Häßlichen,

lichen, des Verabſcheuungswürdigen, des Strafbaren, und des Lächerlichen zum Vortheile einer wahren Liebe und Hochachtung gegen alles Edle, Schöne und Liebenswürdige machen ſollte. Man kann überdieß mit keinem philoſophiſchen, oder theologiſchen Machtſpruche beſtimmen, was das Theater durch die Verſchuldung der Dichter, oder ohne dieſelbe für Wirkungen auf die Leidenſchaften der Menſchen haben; was es dieſen für neue Geſtalten oder Wendungen geben könne. Das aber iſt gewiß, daß ſowohl die Theologen, als andere, welche Chriſten ſind, oder ſeyn wollen, ſich in dieſer Sache keinen Ausſpruch anmaßen müſſen, ehe ſie ſich wohl geprüft haben, ob ſie auch alle zu dieſem Richteramte nöthigen Einſichten beſitzen; denn es iſt ſehr bedenklich, über die Moralität ſolcher Vergnügungen, deren Unſchuld doch unter gewiſſen Vorausſetzungen und nach einem gewiſſen Ideale von ihnen ſelbſt eingeſtanden wird, in einem entſcheidenden Tone zu urtheilen. Hat man nicht alle dazu nöthigen Einſichten, ſo können dergleichen Urtheile ſehr leicht ſchief gerathen, und zu eben ſo ſchiefen und anſtößigen Gegenurtheilen Gelegenheit geben. Können ſich aber wohl diejenigen darauf einlaſſen, die, wenn ſie auch ihre Moral wiſſen, doch vielleicht von den Werken des Geſchmacks, und ihren Wirkungen auf die menſchliche Seele, von der Verbindung, worein ſie mit den Lehren der Religion gebracht werden können, von den Regeln dieſer Verbindung, und von der Harmonie einer an ſich unſchuldigen Beluſtigung des Witzes mit der Tugend nicht genug beſtimmte Kenntniſſe haben? Fehlt es ihnen an dieſen, ſo gehen ſie am ſicherſten, wenn ſie für ihre Nebenmenſchen ſich auf den allgemeinen Rath einſchränken, auch in ihren Vergnügungen alles zu prüfen, das Beſte zu wählen, und bey dem Genuſſe derſelben darauf zu ſehen, daß ſie ihre eigne Unſchuld bewahren und von keiner unmoraliſchen Gleichgültigkeit gegen Dinge, gegen welche ſie nicht gleichgültig ſeyn dürfen, angeſteckt werden mögen, weil ſie ſonſt durch ihre Unfähigkeit, beſtimmt und zuverläßig genug zu urtheilen, ſich der Gefahr bloß ſtellen, Mißtrauen gegen ihre übrigen beſſern moraliſchen Ausſprüche zu veranlaſſen. Gellert ſelbſt hatte bey ſeinen theatraliſchen Arbeiten gewiß die Abſicht, am Laſter Abſcheu, an Fehlern und Thorheiten Mißfallen zu erwecken, gute und liebenswürdige Charaktere aber durch eine reizende Vorſtellung zu empfehlen und den Menſchen angenehm zu machen. Er wollte dem guten Herzen eben ſo ſehr als dem Witze gefallen; man kann alſo ſeine Schauſpiele nicht ohne Muthwillen oder Einfalt für die Tugend anſtößig finden, wenn es auch nicht ſchwer ſeyn ſollte, beſonders in der Betſchweſter, einige Züge, die etwan eine ängſtliche Bedenklichkeit hinweg wünſchen könnte, auszulöſchen, ohne ihre Schönheit zu vermindern. Hätte er mit Wahrſcheinlichkeit einige Anſtößigkeit von dieſem Stücke befürchtet, ſo würde er daſſelbe gewiß vor dem Drucke eben ſo willig unterdrückt haben, wie lieb ihm auch ſeine Arbeiten waren, als er eine in Abſicht auf die Poeſie ſchöne Erzählung zernichtete, weil Gärtner ihm die Anmerkung machte, daß ſie einigen Leſern zu frey vorkommen und dem moraliſchen Nutzen ſeiner Fabeln ſchaden könnte. Jedoch dieſe Geſinnungen ſeines Herzens können nicht unbekannt ſeyn. Gleichwohl fanden ſich in den ſpätern Jahren ſeines Lebens Männer, welche ihn aus guter Abſicht und Meynung, aber freylich auch aus Unwiſſenheit in dieſer Materie, in ihren Briefen an ihn darüber beunruhigten. Gellert konnte über Aeußerungen dieſer Art leicht ängſtlich werden. Er bat Männer von Einſicht und Frömmigkeit, weil er dem Ausſpruche ſeines eignen Gewiſſens nicht allein trauen wollte, um ihr Urtheil, ob er ſich auch wohl Vorwürfe über ſeine Betſchweſter zu machen hätte; er wünſchte auch wirklich mit großem Ernſte, ob ſie ihn gleich mit ſehr guten Gründen zu beruhigen ſuchten, daß er dieſelbe nicht geſchrieben haben möchte. Er würde ſogar dieſes Luſtſpiel noch vertilgt haben, wenn es in ſeiner Macht geſtanden hätte. Um übrigens von dem Werthe nicht allein dieſes Stückes, ſondern aller ſeiner Schauſpiele, den ſie als Werke des Geſchmacks haben, richtig genug zu urtheilen, muß man anmerken, daß ſie nicht ſowohl für die große Welt, als für die mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens beſtimmt waren, daß überdieß nicht die Sphäre eines bearbeiteten Gegenſtandes, ſondern die glückliche Bearbeitung ſelbſt den Werth davon beſtimmt. Dieß iſt der Standpunkt, aus dem ſie beurtheilet werden müſſen; denn die Höfe hatten damals ſo wenig als itzt ein deutſches Theater. Die Charaktere ſeiner Luſtſpiele ſind nicht aus einem fremden Himmelsſtriche auf deutſchen Boden verpflanzt; keine Gemälde, woran die Phantaſie des Dichters mehr Theil hat, als die Wahrheit, ſondern getreue Nachzeichnungen der Natur. Reizen gewöhnliche Sitten und Charaktere, die jedermann ganz geſehen zu haben glaubt, weil ſie der allgemeinen Beobachtung ſich nicht ganz entziehen können, nicht ſo leicht als diejenigen, die durch das Neue und Sonderbare, welches eine lebhafte Einbildung hinzumiſcht, leichter gefallen und länger unterhalten: ſo wird man ohne Mühe erkennen, daß es eine Meiſterhand ſeyn mußte, welche dieſelben ſo zu ſchildern und in einem ſolchen Lichte zu zeigen wußte, daß Leſer und Zuſchauer eben ſo damit beſchäfftigt werden, als wenn ſie von ihnen zum erſtenmal geſehen und beobachtet würden, da er zumal ſeinem Ausdrucke nicht die geheimnißvolle Miene gab, daß mehr dabey gedacht werden müßte, als er ſagt, weil er ſelbſt mehr dabey gedacht hätte. Der Dialog in ſeinen Komödien könnte weniger periodiſch ſeyn; allein dieß Periodiſche, welches der Sprache des Umgangs nicht gemäß genug zu ſeyn ſcheint, iſt vielleicht nicht fehlerhafter, als eine übertriebene Kürze der Unterredung, und das wahre Komiſche gewinnt durch einen Fehler ſo wenig, als durch den andern.

Nachdem ſein erſtes Luſtſpiel gedruckt worden war, ließ er auch den erſten Band ſeiner Fabeln und Erzählungen drucken. Sie wurden mit einem allgemeinen Beyfalle aufgenommen; nicht nur in Deutſchland, welches nun erſt zu einem beſſern Geſchmacke gebildet und gewöhnt wurde, ſondern auch unter den Nationen, die ſchon der Empfindung des wahren Schönen in dieſen Gedichten gewohnt waren und darum von dem Werthe ſolcher Werke ſicherer urtheilen konnten. Sie wurden den Ausländern durch verſchiedne Ueberſetzungen bekannt, welche immer weit unter ihrem Originale blieben, und dennoch ehrten die Fremden auch darinnen das Genie des deutſchen Dichters mit einem Lobe, das um ſo viel bedeutender war, je zurückhaltender ſie zu allen Zeiten mit ihrem Beyfalle gegen unſre Nation geweſen ſind. Dieſe Gedichte haben ſo unſtreitige und ſo ſichtbare Vorzüge, daß man ſie, wenn Jtztlebenden ein ſolches Urtheil erlaubt werden kann, beſtändig zu den klaſſiſchen Werken unſrer Nation zählen wird. Noch immer gehören ſie zu den angenehmſten Unterhaltungen einer ſich zu einem guten Herzen und Geſchmacke bildenden Jugend; noch haben ſie den Beyfall eines Geſchlechtes, das näher bey der Natur bleibt, und deswegen auch nach ſeinem Gefühle ſicherer, als das unſrige nach Aeſthetiken über das wahre Schöne urtheilt. Noch erzählen gute

Mütter ſie ihren ſich zum Geſchmacke bildenden Töchtern; noch würde ſich auch der mürriſche Weiſe ſchämen, mit Gleichgültigkeit oder Verächtlichkeit davon zu ſprechen. Die Wahl und die Erfindung des Innhalts, die Abſicht, die Ausführung, die Manier, alles gefällt; alles macht dem Verſtande, dem Herzen, und dem Geiſte des Dichters Ehre. Er erhebt ſich nie ſo hoch, daß er nur von dem ſcharfſinnigern und gelehrtern Theile der Menſchen geſehen werden konnte; er ſchwebt aber auch nie ſo nahe an der Erde hin, daß er von ihnen überſehen zu werden verdiente. Im Schmucke ſeiner Erzählung herrſchet eine weiſe und überlegte Mäßigung, eine Schönheit, welche gefällt, ohne lange vor dem Spiegel geſeſſen zu haben, allezeit beſcheiden, zuweilen aber auf eine angenehme Art nachläßig; nicht eben aus bulleriſcher Zuverſichtlichkeit zu ihren Reizungen, ſondern, ohne es doch ſelbſt zu wiſſen, aus einem geheimen Gefühle, daß ſie keiner außerordentlichen Sorgfalt in ihrem Putze bedürfe. Es giebt unter andern Nationen, und vielleicht auch unter der unſrigen, Kunſtrichter, (zum wenigſten wollen ſie dafür gehalten ſeyn) welche für die Größe eines jeden Geiſtes ihren Maaßſtab haben, und jedem ſinnreichen Werke neben und unter andern ſeinen von ihren Einſichten und Leidenſchaften beſtimmten Rang mit einem ſo entſcheidenden Anſehn anweiſen, als wenn ihnen dieſes Geſchäffte vom Geſchmacke ſelbſt aufgetragen worden wäre. Allein das ganze Geheimniß beſteht darinn, daß man aus der Arbeit eines Dichters eine oder die andre Stelle heraus hebt, ſie mit ähnlichen Stellen andrer Dichter vergleicht, dieſem oder jenem, wie man will, zum Nachtheile, ſich dann auf den Dreyfuß ſetzt, und ſein Urtheil ausſpricht; eine Kunſt, die mit Circens Zauberſtabe viel Aehnlichkeit zu haben ſcheint; denn nach ſolchen Orakeln ſollte es nicht ſchwer ſeyn, einem Homer ſeinen Sitz neben dem Chapelain, und einem Phädrus den ſeinigen neben Stoppen anzuweiſen. Ueberhaupt ſind ſolche Ausſprüche, beſonders wenn es Lobeserhebungen ſind, nicht viel beſſer, als die Urtheile der holländiſchen Blumiſten, die eine Tulpe oder eine Nelke bloß darum für Wunder der Schönheit erklären, weil ſie einen Strich von Farbe haben, welchen andre in ihrer Art eben ſo ſchöne Blumen nicht haben.

Wie empfindlich Gellerten ihr Tadel geweſen ſeyn würde, läßt ſich itzt nicht entſcheiden; doch würde ihr Beyfall nicht das Ziel geweſen ſeyn, nach welchem er geſtrebt hätte. Mein gröſter Ehrgeiz, ſagt er in einem Schreiben an einen Freund in Schleſien, beſteht darinn, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will, und nicht den Gelehrten in engerm Verſtande. Ein kluges Frauenzimmer gilt mir mehr, als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigſte Mann von geſundem Verſtande iſt mir würdig genug, ſeine Aufmerkſamkeit zu ſuchen, ſein Vergnügen zu befördern, und ihm in einem leicht zu behaltenden Ausdrucke gute Wahrheiten zu ſagen, und edle Empfindungen in ſeiner Seele rege zu machen. Ein ſo menſchenfreundlicher Dichter konnte ſich mit Recht freuen, als ein Bauer in Sachſen im Anfange des Winters, aus Dankbarkeit für das Vergnügen, das ihm ſeine Fabeln gemacht hatten, mit einem Wagen voll Brennholz vor ſeine Wohnung fuhr, ihn fragte, ob er der Herr wäre, der ſo ſchöne Fabeln machte, und ihn mit einem Auge voll Freude und mit vielen Entſchuldigungen ſeiner Freyheit erſuchte, ſeine Ladung Brennholz zum Merkmaale ſeiner Erkenntlichkeit anzunehmen. Es giebt Schönheiten, die jedermann empfinden kann, ohne den Ariſtoteles ſtudirt zu haben, und ein Beyfall, an dem das gute Herz ſo viel Theil hatte, mußte einen Dichter rühren, der mehr Urſache hatte, ſich darüber zu freuen, als er ſich den Vorwurf kränken laſſen durfte, daß er ſich La Fontainen zum Muſter genommen hätte. Man will, ſagt er, *) daß ich La Fontainen nachgeahmt habe; ich aber ſage, Nein. Ich kannte ihn freylich, da ich den erſten Theil meiner Fabeln ausarbeitete; meine akademiſche Probeſchrift beweiſt es. Ich hatte vorher einige ſeiner Fabeln nicht ohne Mühe geleſen; aber nicht geleſen, um ihn nachahmen zu wollen. Es war auch um dieſe Zeit meine Kenntniß des Franzöſiſchen nicht ſo groß,

---

*) Unvollſtändige Nachrichten.

groß, daß ich alle Schönheiten eines ſo feinen Dichters hätte bemerken können. Ich bin kein La Fontaine; eben deswegen halte ich es für ein Glück, daß ich ihn nicht geleſen habe, ehe ich meinen Geſchmack im Erzählen gebildet hatte. Als Copie wäre ich gewiß unter ihm geblieben; das wußte ich, und ich habe mir auch nie geſchmeichelt, daß ich ihn als Original erreichen würde. Meine Kunſt im Erzählen war Glück, Natur, und, wenn ich das ſtolze Wort brauchen darf, eine gewiſſe Begeiſterung. Ich kannte das Fehlerhafte im Erzählen mehr aus Gefühl als aus Regeln; dieſes war beſonders im Anfange meine ganze Regel. Ich empfand das Schöne, ohne ein kunſtgerechter Kenner zu ſeyn, und, (hier hätte Gellert ſich mit La Fontainens Beyſpiele tröſten können;) zuweilen empfand ich es, ohne zu wiſſen, daß es das wahre Schöne war. Dieſes iſt meine Kunſt geweſen. Ich hatte kritiſche Freunde; das war Glück; ich gab ihren Urtheilen nach; denn ſie überzeugten mich. Ich beſſerte unverdroſſen; ich war ſo klug, nur für Kluge ſchreiben zu wollen; das war meine ganze Weisheit. Ich habe nie nachahmen können, und ich glaube, meine Schriften werden es beweiſen; ſie würden, ich geſtehe es, oft mehr werth ſeyn, wenn ich meine Vorgänger mehr zu nützen geſucht hätte.

Noch vor der Ausgabe des erſten Bandes ſeiner Fabeln hatte er bereits 1746 ſein zweytes Luſtſpiel, das Loos in der Lotterie, ein poetiſches

Schäferſpiel, Sylvia, und das Orakel, verfertiget, dennoch war dieß ſeinem Fleiße nicht genug. Die Deutſchen hatten noch kein Original eines erträglichen moraliſchen Romanes. Die Franzoſen beſitzen zwar einen Ueberfluß von erdichteten Geſchichten, welche ſowohl glücklich erfunden, als auch reizend genug erzählt ſind, um in den Stunden der Langenweile müßigen Leſern zu einer angenehmen Beluſtigung dienen zu können. Allein nur allzuviele von ihnen ſuchen durch die Hülfe des Vergnügens, welches aus Erdichtungen entſpringt, wenn ſie die Geſtalt der Geſchichte und den Reiz der Wahrſcheinlichkeit annehmen, nicht die Leidenſchaften zu beſſern, ſondern vielmehr zu unterhalten. Nur allzuviele können ſich von dem Geiſte der irrenden Ritterſchaft, und einer gewiſſen dem Herzen nur allzugefährlichen Sprache der Galanterie nicht entwöhnen. Schriftſteller von dieſer Art finden immer Ueberſetzer und Verleger, und müſſen einen um ſo viel größern Einfluß auf die Nation haben, die ſie lieſt, je begieriger und häufiger ſie geleſen werden. Gellert wollte alſo einen Verſuch machen, ob er dieſen ſo anziehenden Werken des Geſchmacks mehr Ernſt, mehr Würde, und zugleich mehr Nützlichkeit geben könnte, als die gewöhnlichen Romanen haben, und ſchrieb 1746 ſeine ſchwediſche Gräfinn. Seine Wahl in der Erdichtung fiel auf Gemälde von Begebenheiten, welche außer dem Wunderbaren viel Finſtres haben: und verriethe ihn nicht eine gewiſſe Art des Ausdrucks und der Erzählung; ſo ſollte man kaum glauben, daß ſeine Fabeln und die ſchwediſche Gräfinn Werke von Einem Verfaſſer wären. Das Verlangen, durch das Vergnügen zu nützen, iſt das beſtändige Gepräge ſeiner Arbeiten, und dieſes läßt ſich auch hier nicht verkennen; eine billige Critik wird alſo den erſten Originalverſuch in dieſer Gattung ſinnreicher Werke mit Nachſicht beurtheilen, wenn er gleich von andern verdunkelt wird, die nach ſeiner Zeit in derſelben berühmt und unſterblich geworden ſind.

Schon um dieſe Zeit erduldete Gellert manche heftige Anfälle von dem Uebel der Hypochondrie, von dem er in ſeinem ganzen Leben ſo viel erlitten hat. Bey aller vorſichtigen Enthaltung von Speiſen und Getränken, die es nähren konnten, bey aller Mäßigung in ſeinen Arbeiten, bey aller Sorgfalt, weder die nöthige Leibesbewegung, noch die ihm zuträglichen Aufmunterungen des Geiſtes zu verſäumen, wurde dennoch ſeine Geſundheit in ſeinem männlichen Alter nicht beſſer. Viele Tage ſeines nützlichen Lebens waren ſchon leidenvolle Tage für ihn. Tugend und Frömmigkeit gaben ihm die nöthige Stärke, die erſten ſchmerzlichen Empfindungen ſeines Uebels gelaſſen zu ertragen, und ſich von der Furcht eines ihm bevorſtehenden ſiechen Lebens nicht niederſchlagen zu laſſen. Um ſich aufzumuntern und zu tröſten, nahm er ſeine Zuflucht zur Religion, beſtrebte ſich, den Troſt, mit dem ſie ein ſchmerzhaftes Leben erleichtern kann, zu empfinden, und ſein menſchenfreundliches gegen fremde Noth ſo empfindſames Herz bewog ihn, die aus dieſer Quelle geſchöpften tröſtenden Vorſtellungen, in ſeinen Troſtgründen wider ein ſieches Leben, 1747 auch Andern mitzutheilen. Man nahm ſie mit einem gleichen Beyfalle, als ſeine übrigen Arbeiten, auf, überſetzte ſie in verſchiedne Sprachen, und Formey in Berlin erweiterte ſie in der Seinigen zu einer ausführlichen Abhandlung. Mentors Charakter in den Troſtgründen iſt ein Gemälde, zu dem er die meiſten Züge von ſich ſelbſt genommen hat, und dieſes muß um ſo viel mehr rühren, je getreuer die Zeichnung der Leiden iſt, mit denen er ſchon faſt täglich kämpfen mußte. Sie waren groß; aber ſie konnten ſeinen Eifer, der akademiſchen Jugend durch ſeinen Unterricht und Umgang zu nützen, nicht ſchwächen. Er wußte ſich eines jeden heitern Augenblicks zum wohlthätigen Gebrauche ſeines Genies für die Welt zu bemächtigen. Hatte ihn ein Spatziergang ins freye Feld oder in das anmuthige Gehölz des Roſenthals erquicket, ſo arbeitete er zu ihrem Nutzen und Vergnügen an ſeinem Schreibpulte, ſammelte, vermehrte und verbeſſerte ſeine Luſtſpiele, die er 1747 in einem Bande zuſammen drucken ließ, und gab der Welt zugleich 1748 einen zweyten Theil Fabeln und Erzählungen. In der Vorrede zu dieſen bekannte er mit einer beſcheidnen Offenherzigkeit ſein Vergnügen über die günſtige Aufnahme des erſten Theils. Ich weis, ſagt er, für den Beyfall der Kenner nicht dankbarer zu ſeyn, als durch ein offenherziges Geſtändniß meiner Freude darüber. Man muß das ſtolze Verlangen, den Vernünftigen zu gefallen, unruhig fühlen; man muß oft in Furcht geweſen ſeyn, dieſe Ehre nicht zu verdienen; man muß ſich aller der Bemühungen, durch die man ſeinen Schriften das Leben gab, aller der Aenderungen und Verbeſſerungen derſelben, die oft mehr Arbeit koſten, als das Ganze, und auch aller der Stellen und Einfälle bewußt ſeyn, die man aus Furcht, ſie möchten für die Welt nicht ſchön genug ſeyn, mit widerſtehenden Händen wegſtrich, wenn man wiſſen will, was ein kluger Beyfall für eine ſchätzbare Belohnung, was dem Dichter ſchon eine zufriedne Miene, womit ſich ein verſtändiger Leſer bey dieſer oder jener Stelle glücklich aufhält, für ein Lobſpruch und ein Beweis iſt, daß man die Natur nicht verfehlt, und bey ſeiner Munterkeit die Ruhe des Wohlſtandes und der Ehrbarkeit nicht geſtört habe. Werde ich aber auch, fuhr er fort, was ich durch den erſten Theil gewonnen habe, durch den zweyten behaupten können? Man halte dieſes nicht für eine ſtolze Demuth; allein man ſchließe auch aus meiner Furchtſamkeit nicht auf ein böſes Gewiſſen. Ich habe eben den Fleiß auf meine neuen Fabeln gewandt, den mich die erſten gekoſtet haben, und man wird ſelten nachläßig arbeiten, wenn man genug Ehrerbietung für die Welt hat. Nach dieſem Geſtändniſſe ſeiner Empfindungen entdeckt er die Urſachen ſeiner Frage, ob er mit dieſem zweyten Theile die Ehre behaupten würde, die er mit dem erſten gewonnen hatte, auf eine für die Dichter und die Kunſtrichter ſehr unterrichtende Weiſe. Die Welt hat für ihn entſchieden, und die Nachwelt wird die Entſcheidung beſtätigen, daß die Fabeln und Erzählungen des zweyten Theils den erſten an den Reizungen der Erfindung und Ausführung nicht weichen, in den Vorzügen aber, womit ein reiferes Urtheil und ein genauerer Fleiß die Schönheiten der Natur erheben können, ſie noch übertreffen. Vielleicht ſcheint in dieſem Urtheile die Sprache der Freundſchaft und Hochachtung zu reden. Allein von Werken des Geiſtes, die im Ganzen ſchön und ſo ſichtbar beſtimmt ſind, die Menſchen zugleich zu ergötzen und zu verbeſſern, kann ein billiger Richter in einer andern Sprache reden, wenn es auch Werke ſeines Feindes wären. In einer andern Sprache davon zu ſprechen, ſie ihres Ruhmes berauben zu wollen, und ſich ein Verdienſt daraus zu machen, oder eine kritiſche Größe darinnen zu finden, dazu ſcheint ein Charakter zu gehören, vor dem jeder Rechtſchaffene in die Seele deß, der ihn hat, erröthen muß; vor dem aber niemand mehr erröthen ſollte, als wer ſich deſſen ſchuldig weis. Die beſten Werke haben ihre ſchwachen Seiten, haben Flecken; vor dieſen muß man warnen; dieſe zu bewundern wäre eine Vergötterung, die jeden freyen Geiſt erniedrigt. Die Fehler, auch der größten Geiſter, verdienen keine Hochachtung; aber ihre Gaben verdienen ſie, und vornehmlich verdient ſie der gute Gebrauch derſelben. Wenn man dieſe aus den Augen ſetzt, ſo vergißt man die Ehrerbietung, welche man dem menſchlichen Geſchlechte ſelbſt ſchuldig iſt, deſſen Freund niemand mehr ſeyn konnte, als es Gellert war.

Ungefähr ſieben Jahre lang lebte er mit ſeinen vertrauten Freunden, den Verfaſſern der Beyträge in einer Verbindung, die ſowohl wegen der Aehnlichkeit ihrer Geſinnungen, Gaben, Abſichten und Arbeiten mit einander, als auch wegen der unveränderlichen Zärtlichkeit ihrer gemeinſchaftlichen Freundſchaft nur ſelten möglich iſt. Nunmehr waren ſie faſt alle von einander getrennt. Zachariä, Gieſeke und Klopſtock hatten Leipzig verlaſſen; Conrad Arnold Schmidt wurde nach Lüneburg, Gärtner und Ebert nach Braunſchweig, Cramer nach Cröllwitz, und Johann Adolf Schlegel nach Pforta gerufen. Rabener allein blieb noch einige Jahre in ſeines Freundes Geſellſchaft. Dieſe allgemeine Zerſtreuung ſeiner Geliebten war ihm um ſo viel empfindlicher, je mehr er ſich unter dem Gefühle ſeines immer anhaltenden Uebels in ihrem Umgange aufzuheitern gewöhnt hatte. Die Anfälle deſſelben wurden häufiger und heftiger, ohne ſeinen Eifer in dem Unterrichte der Studirenden zu ſchwächen, indem er denſelben nicht ausſetzte, wenn auch ſeine Tage noch ſo traurig waren. Die glücklichern Stunden, die ihm übrig blieben, wendete er, von ſeinem Freunde Rabener dazu bewogen, theils auf eine Sammlung ſeiner Briefe, theils auf die Ausarbeitung ſeiner Lehrgedichte, unter denen der Stolz das älteſte zu ſeyn ſcheint.

Rabener hatte ſchon lange gewünſcht, daß die Deutſchen zu einer freyen und ungezwungnern Schreibart in ihren Briefen gewöhnt werden möchten. Er, der in ſo mancherley Arten von Geſchäfften und Verbindungen ſo viele Briefe empfieng, und ſo viele ſchreiben mußte, empfand vor Andern die Nothwendigkeit davon, und urtheilte nicht ohne Grund, daß niemand fähiger wäre, etwas zu einer allgemeinen Verbeſſerung und zur Verbannung des ihm ſo verhaßten weitſchweifigen Canzelenſtyls auszurichten, als ein von der Nation eben ſo geliebter, als bewunderter Autor, wie Gellert war. Weil er aber die Abneigung deſſelben vor neuen gelehrten Arbeiten kannte, ſo ſuchte er ihn durch eine freundſchaftliche Liſt zu dieſem Unternehmen mehr zu verleiten, als zu überreden. *) Er that Gellerten den Antrag, in ſeiner Geſellſchaft Briefe ohne Namen herauszugeben, und dazu auch Beyträge von andern Freunden zu verlangen. Unter dieſer Bedingung ließ ſich ſein erſt ganz unentſchloſſener Freund bewegen, aus den Briefen, von denen er einer Freundinn auf ihr Verlangen Abſchriften gegeben hatte, diejenigen auszuſuchen, die ihm zu dieſer

Abſicht

---

*) Unvollſtändige Nachrichten.

Abſicht bequem zu ſeyn ſchienen. Rabener, ſehr zufrieden mit ſeinem deutſchen Plinius, bezeichnete diejenigen, die nach ſeinem Urtheile nicht gedruckt werden müßten, und fieng nun an, ihn zu einer Abhandlung vom guten Geſchmacke in Briefen, und von den Fehlern, welche darinnen vermieden werden ſollten, aufzufordern. Gellert, unfähig ſeinen Freunden zu verſagen, was ſie ernſtlich wünſchten, ließ ſich auch zu dieſer Arbeit überreden, und nun drang Rabener ſo lange in ihn, bis er denſelben zur Bekanntmachung ſowohl ſeiner Abhandlung, als ſeiner von ihm gebilligten Briefe vermocht hatte. Um von ihrem Werthe ein richtiges Urtheil zu fällen, muß erwogen werden, was er ſelbſt davon in ſeiner Vorrede ſagt. Es wäre eine ſehr kritiſche Unbilligkeit, von einem Gellert in der Lage, worinn er ſich befand, ſolche Briefe zu verlangen, als Cicero, Plinius oder eine Sevigne geſchrieben haben. Briefe von einem römiſchen Conſul, von einem Statthalter in Bithynien, von einer Dame, die mit einem Hofe, wie Ludwigs des Vierzehnten Hof war, in engen Verbindungen ſteht, müſſen von einem anziehendern Innhalte ſeyn, als die Briefe eines akademiſchen Gelehrten. Freylich beſtimmen nicht ſowohl die Größe, die Wichtigkeit, und der innre Werth des Stoffes, als vielmehr der Geiſt und die Bearbeitung das Verdienſt des Künſtlers und das Anziehende für die Kenner; aber doch iſt es für die Güte ſeiner Werke nicht gleichgültig, was er für einen Stoff zu bearbeiten hat. Giebt es alſo gleich ſchönere Briefe, als Gellerts Briefe ſind, ſo folget doch daraus nicht, daß ſich ihr Verfaſſer, oder Deutſchland derſelben zu ſchämen habe. Eben ſo wenig folgt auch, daß andre Briefe bloß darum beſſer als die ſeinigen ſind, weil ihre Verfaſſer mehr Mühe anwenden, als er that, ſinnreich zu ſchreiben, und den Leſer durch unerwartete, durch höfiſche oder launiſche Einfälle zu überraſchen. Er machte ſeine Briefe bekannt, einem Freunde zu gefallen, in der Abſicht, Andern die Nothwendigkeit eines natürlichen und gefälligen Ausdrucks zu empfehlen, nicht aber mit dem Vorſatze, ein allgemeines Muſter aller Briefe zu werden. Von dieſer Seite betrachtet, werden ſie ſtets ſchätzbar bleiben; ſchätzbarer aber ſind ſie für diejenigen, die in den Arbeiten des Gelehrten nicht allein den witzigen und ſcharfſinnigen, ſondern auch den guten Mann zu ſehen wünſchen; denn dieſen finden ſie auch in denen Briefen, von welchen ſelbſt ſtrengere Richter unter ſeinen Freunden wünſchen möchten, daß er ſie zurückbehalten hätte, da die Welt doch gemeiniglich mehr zum Tadel als zum Lobe geneigt iſt. Er ſelbſt war weit davon entfernt, das Fehlerhafte ſeiner Briefe zu verkennen. Er hätte ſie auch gern verbeſſert, wenn ihm der Zuſtand ſeiner Geſundheit ſolches zugelaſſen hätte. Als 1768 ſeine Werke zuſammengedruckt wurden, ſchrieb er an Schlegeln: An wirkliche Verbeſſerungen des Textes, liebſter Schlegel, iſt nicht zu denken, und doch möchte ich insonderheit in den Luſtſpielen und in den Briefen vieles geändert wiſſen. Ich habe noch nicht das Herz gehabt, dieſe anzuſehen. Aber ich verſichere Sie, ich bin völlig ungeſchickt, auch kleine Verbeſſerungen vorzunehmen, und ich wünſchte herzlich, daß bey meinem Leben keine Ausgabe meiner ſämmtlichen Schriften veranſtaltet würde, ſondern daß einer meiner Freunde nach meinem Tode ſie zuſammen herausgeben, verbeſſern und einen großen Theil derſelben wegwerfen wollte. Wer billiger Empfindungen fähig iſt, kann nun urtheilen, ob es für erlaubt gehalten werden könne, gegen einen Mann von ſolchen Geſinnungen die Critik über ſeine Arbeiten nicht bloß bis zur Unfreundlichkeit und Härte, ſondern bis zur Beſchimpfung zu übertreiben.

Auf die Ausgabe ſeiner Briefe folgten 1754 ſeine Lehrgedichte und einige Erzählungen, die er ſchon vor einigen Jahren ausgearbeitet hatte. Die Deutſchen hatten ſeit einiger Zeit angefangen, faſt in allen Arten der Gedichte mehr Feuer der Empfindung und Begeiſterung und eine höhere, ſtärkere, und farbenreichere Sprache zu fodern, als in Gellerts Lehrgedichten herrſcht. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß ſie nicht mit dem lebhaften Beyfalle aufgenommen wurden, womit die Welt ihn bey der Erſcheinung ſeiner Fabeln und Erzählungen belohnt hatte. Er wußte es, und wurde darum nicht unzufriedner mit ihnen, als er mit ſeinen jugendlichern Gedichten war; nicht aus der Neigung, womit Dichter zuweilen die verunglückten Arbeiten ihres Geiſtes zärtlicher lieben, als ihre beſten Werke, um nicht zugleich von der Welt und auch von ſich gedemüthiget zu werden, ſondern bloß aus einer gewiſſen, obgleich von aller Eitelkeit entfernten Erwartung ihres Nutzens bey denjenigen, welche auch bloß unterweiſende Gedichte gern leſen. Wenn man ſein Geſtändniß gefodert hätte, ſo würde er geſtanden haben, daß er nun weder die blühende Phantaſie, noch die Hitze des Geiſtes mehr hätte, von der man vielleicht alle Gedichte gern entzündet ſehen möchte; hätte er ſie aber auch gehabt, ſo würde er nach ſeiner Abſicht ſich weder der einen noch der andern überlaſſen haben, wenn dieſelben auch ohne ſeinen Vorſatz eine höhere Farbe davon angenommen hätten. Er wollte den darinnen empfohlenen Lehren nicht mehr Reiz noch Schmuck geben; er wollte ſie nur deutlich, nur mit Empfindung ſagen, weil er wünſchte, daß das Herz des Leſers aufmerkſamer auf die Wahrheiten, die er ſagen wollte, als auf Schmuck ſeines Ausdruckes ſeyn möchte; überzeugt, daß ſie auch in einem leichtern Gewande der Dichtkunſt gefallen müßten, wenn ſie gleich in einem koſtbarern und blendernden Kleide den Geſchmack mehr vergnügen könnten. Dieſe Wirkungen werden ſie allezeit haben Es iſt unmöglich, ſeinen Schriften zu leſen, ohne ſich in dem Wunſche und Entſchluſſe, ein Chriſt zu ſeyn, geſtärkt zu fühlen. Der Malerey darinnen fehlt es freylich an ſtarken und ſchimmernden Farben; ſie hat aber bey ihrer ſanften Farbenmiſchung eine ſtille Schönheit, die immer mehr gefällt, je länger man ſie anſieht. Die Empfindung erhebt ſich nicht bis zur Begeiſterung, nicht bis zur Leidenſchaft der Frömmigkeit, und hat mehr die Wärme eines Lenzmorgens als die Hitze eines Sommertages. Dieſe kann einen feurigern Umlauf des Bluts wirken; bis auf einen gewiſſen Grad kann ſie ſehr angenehm ſeyn; ſie kann aber auch ſehr leicht ganz unerträglich werden. Aus dieſem Geſichtspunkte muß man ſeine Lehrgedichte betrachten. Ein wahres, obgleich nur ſanftes und ruhiges Gefühl der Tugend wird jedermann darinnen wahrnehmen. Er ſchrieb beſonders den Chriſten mit vieler Empfindung der großen Wohlthaten des Chriſtenthums, und vollendete ihn bey ſeinen akademiſchen Beſchäfftigungen in eilf Tagen. „Möchte ich dieſes Gedicht doch, „wünſchte er, bey der Vollendung deſſelben, zu „meiner eignen Ruhe verfertiget haben! Möchte „mich der Gedanke davon in traurigen Stunden „aufrichten! O Gott, laß es nur meiner Seele „zum Vortheile dienen! *)

Mit gleich edlen und frommen Wünſchen arbeitete er ſchon ſeit einiger Zeit an geiſtlichen Liedern. Dieſe Arbeit war ſeinem Herzen noch die

---

*) Tageb. v. 1754.

feyerlichſte und wichtigſte, welche er in ſeinem Leben unternommen hatte. Niemals beſchäfftigte er ſich mit derſelben, ohne ſich ſorgfältig darauf vorzubereiten, und ohne mit allem Ernſte ſeiner Seele ſich zu beſtreben, die Wahrheit der Empfindungen, welche darinnen ſprechen ſollten, an ſeinem eignen Herzen zu erfahren. Er wählte ſeine heiterſten Augenblicke dazu, machte auch zuweilen einen Stillſtand in dieſer Arbeit, in der Abſicht und Erwartung, die Geſinnungen, die er durch ſeine Lieder in ſeinem Mitchriſten erwecken wollte, in ſeiner Seele ſtärker werden zu laſſen. Nun will ich, ſchreibt er in ſeinem Tagebuche, einige Zeit aufhören; vielleicht läßt mich Gott zu noch beſſern Empfindungen kommen. Glaubte er dieſelben in einer größern Lebhaftigkeit zu haben, ſo beſtrebte er ſich, ſie auch ſo auszudrücken, als nach ſeiner Kenntniß des menſchlichen Herzens die meiſten Chriſten dergleichen Geſinnungen haben können. Er richtete ſich, um den Nutzen ſeiner Lieder allgemeiner zu machen, mehr nach dem gewöhnlichen Maaße ihrer Einſichten und der Kräfte ihres Verſtandes, wie auch ihres Gefühls, als nach denjenigen, welche einem ungewöhnlichern und höhern Schwunge des Lobes Gottes und der Andacht im Gebete ohne Mühe folgen können, und mit Vergnügen folgen, ohne deswegen gegen diejenigen Geſänge unempfindlich zu ſeyn, welche höhern Fähigkeiten angemeſſen ſind. Er wendete zwar viel Fleiß und Sorgfalt auf ſeine Lieder;

gleichwohl wollte er dieſelben nicht bekannt machen, ohne vorher das Urtheil ſeiner Freunde darüber zu Rathe gezogen, und ſie nach ihren Anmerkungen aufs neue durchgeſehen und verbeſſert zu haben. Seine Freunde in Leipzig, Zerbſt, Kopenhagen, Berlin und Braunſchweig, denen er ſie zuſendete, theilten ihm verſchiedene Erinnerungen mit, nach welchen er viele Stellen veränderte, ehe er ſie dem Drucke überließ. Er ſprach von den ihm mitgetheilten Anmerkungen mit einer Erkenntlichkeit, welche beweiſt, wie ſehr er gewünſcht hat, ſeinen Liedern alle ihm mögliche Vollkommenheit zu geben. Unter meinen Freunden, ſchreibt er in einem Briefe, haben ſich Profeſſor Schlegel in Zerbſt und mein lieber Heyer beſonders verdient gemacht. Jener hat ſie mehr als dreymal leſen, kritiſiren und wieder leſen müſſen, und er hat ſein Amt mit einer unerbittlichen Strenge und mit beſondrer Scharfſichtigkeit gethan. Wenn kann ich ihm genug dafür danken! Dieſer hat mich aufgemuntert, wenn ich bey den Verbeſſerungen derſelben den Muth ſinken laſſen wollte. Der treffliche Mann! Bald iſt er mein Cenſor, bald mein Abſchreiber geweſen. Gott gebe, daß dieſe Lieder ihre Abſicht erfüllen mögen, wenn ich auch nicht mehr da ſeyn werde. Es iſt unnöthig, über ihren vorzüglichen Werth weitläuftig zu ſeyn, oder ſie wider den ungerechten Vorwurf, daß auch ſie Beweiſe ſeines Mangels an Genie wären, zu retten. Die allgemeine Erbauung, die ſie geſtiftet haben und ſtiften werden, iſt für einen ſolchen Vorwurf Beſchämung und Widerlegung genug. Sie drücken ſeinen ganzen Charakter aus. Man ſieht darinnen ſeine Empfindung des Praktiſchen in der Religion, welches er auch in ihren Geheimniſſen ſo leicht fand, ſeinen redlichen Willen, ſo gut zu ſeyn, als dieſe himmliſche Lehrerinn die Menſchen machen ſoll, ſeine ungeheuchelte Demuth, ſeine Mäſſigung in ſeinen Wünſchen, ſeine zärtliche Menſchenliebe und ſeine eben ſo ernſtliche Begierde, alle ſeine Brüder unter der wohlthätigen Herrſchaft der Gottſeligkeit und Tugend glücklich zu ſehen. Ueberall reden ſie die Sprache der Schrift; aber diejenige vornehmlich, welche, ohne ein tiefes Nachdenken zu fodern, verſtändlich iſt, die Phantaſie nicht mit vielen reizenden Bildern unterhält, und doch gerade zu auf das Herz wirkt. Dieſe Beſchaffenheit haben ſelbſt ſeine Lehrlieder, welche entweder ernſtliche Monologen und Ermahnungen an ſich ſelbſt ſind, oder mehr den Ton einer väterlichen und freundſchaftlichen Unterweiſung haben, als den rührendern Ausdruck der Empfindung. Die gelehrten Anzeigen von Göttingen ertheilten eine Nachricht davon, deren Verfaſſer ſich ſeine Art zu denken und zu empfinden gar nicht vorgeſtellt, oder ein Ideal von geiſtlichen Liedern vor Augen gehabt hatte, nach welchem ſich kein Dichter richten wird, dem es um die Beförderung der allgemeinen Erbauung zu thun iſt. Der ausgebreitete Nutzen von Gellerts, Liedern beweiſet die Unrichtigkeit dieſes Urtheils. Indeſſen hat es der Dichter nicht verborgen, daß ihn dieſes Urtheil gekränkt habe. Er fürchtete, daß es die wohlthätigen Eindrücke, die er ihnen wünſchte, hindern oder ſchwächen möchte. Dieſe Furcht aber mußte ſelbſt bey ihm verſchwinden, weil es das einzige Urtheil in ſeiner Art blieb. Sie machten allen wahren Freunden der Religion Freude, und dieſe mußte ihn beruhigen. Man kann dieſelbe nicht ſtärker empfinden und ausdrücken, als ſein Freund Rabener that, und zwar in einem Briefe an ihn, welcher ganz eingerückt zu werden verdient, weil derſelbe dem Charakter ſeines Herzens eben ſo ſehr zur Ehre gereicht, als den Liedern ſeines Freundes. „Wie beſcheiden ſind Sie, mein liebſter Gellert, ſchreibt er, daß Sie meinen Beyfall als einen Theil der Belohnung für Ihre frommen Gedichte anſehen wollen. Sie haben ihn ganz, dieſen Beyfall, den Ihnen keiner von Ihren Leſern verſagen wird, welcher nicht ſo unglücklich iſt, ein Feind von Religion und Witze zu ſeyn. Bisher habe ich Sie, als meinen beſten Freund, aufrichtig und zärtlich geliebt; ich habe nicht geglaubt, daß meine Achtung für Sie noch höher ſteigen könnte, als ſie war: aber ſie iſt in der That noch um einen ziemlichen Grad höher geſtiegen. Liebenswürdig ſind Sie mir allezeit geweſen, aber nun ſind Sie mir auch ehrwürdig. Ich nehme dieſes Wort in ſeinem weiten und prächtigen Umfange, den es hatte,

ehe

ehe man es noch an viele Thoren verſchwendete, die keine Vorzüge vor dem Pöbel haben, als die Kleidung. Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit dieſen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt ſeyn, da die Welt Sie bereits auf einer ſo vortheilhaften Seite kennt. Durch Ihren Witz haben Sie die gerechten Vorurtheile des Publici gewonnen, welches nichts anders, als etwas lehrreiches, tugendhaftes und vollkommnes erwartet, ſo bald es Ihren Namen erblickt. Wie vortheilhaft wird nunmehr dieſes Zutrauen der Welt für unſre heilige Religion ſeyn! Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leſer zu denen erhabenen Gedanken vorbereitet, die ſie nunmehr in Ihren geiſtlichen Liedern finden. Verehrer der Religion werden mit dieſen Gedichten den Leichtſinn dererjenigen beſchämen, welche glaubten, daß der Witz nur zu einer eitlen Beluſtigung gut ſey. Und die Leichtſinnigen müſſen die Religion lieb gewinnen, da ſie ihnen in einer ſo angenehmen und reizenden Kleidung vorgeſtellt wird. So glücklich ſind die Folgen, mein redlicher Gellert, bey denen, die Ihre Schriften leſen, ohne Sie genauer zu kennen; was werden ſie nicht erſt bey denenjenigen wirken, die Ihr gutes Herz kennen. Dieſen ſind Ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da ſie wiſſen, aus was für einer reinen Quelle, aus was für einem guten Herzen alle dieſe Wahrheiten herfließen. Ich habe es Ihnen ſo oft geſtanden,

den, daß mir Ihr rechtſchaffenes Herz noch ſchätzbarer iſt, als Ihr Witz: und hätte ich es Ihnen noch niemals geſtanden, ſo würden Sie mir durch Ihre Lieder dieſes Bekenntniß nunmehr gewiß entreißen. Unmöglich hätten Sie ſo gut und lehrreich ſchreiben können, wenn Sie nicht dieſe heiligen Wahrheiten aus einer innern Ueberzeugung geſchrieben hätten. Ich glaube, ſcharfſichtige Augen entdecken den feinſten Heuchler allemal unter der frommen Maske, hinter welcher er verborgen zu ſeyn wünſcht. Voltäre kann uns goldne Sittenſprüche predigen, Tugend und Menſchenliebe in ſeinen Verſen vergöttern, und die Religion in tragiſchem Pompe aufführen. Er wird gefallen, aber niemals wird der Voltäre erbauen, deſſen ungöttlicher Leichtſinn, deſſen ſchmutziger Witz, deſſen liebloſer Eigennutz uns ſeine Sittenſprüche, ſeine Reime von Tugend und Menſchenliebe, und ſeine Religion verdächtig machen. Man muß ihn haſſen, ſo bald man lieſt, wie edel er ſchreibt, und dennoch weis, wie niedrig er denkt. Wie ernſthaft haben Sie mich gemacht, mein lieber Gellert, und doch empfinde ich bey aller dieſer Ernſthaftigkeit eine Art des Vergnügens, das ich kaum empfunden habe, wenn ich ſcherzhaft und ſpottend an Sie ſchrieb. Welche ein vortrefflicher Freund ſind Sie! Ich fühle itzt den ganzen Werth Ihrer Freundſchaft. Ihnen darf ich Sachen verſagen, die ich keinem Andern vorſagen würde, da ſie ſo viel Aehnliches von einer Schmeicheley haben: Aber Sie, guter Gellert, Sie kennen Ihren Rabener, der nicht gern beleidigt, aber noch weniger ſchmeichelt. Und wenn ich Ihnen ſage, daß Sie meinen Beyfall haben, daß Sie die Welt gewiß erbauen werden, und daß Sie alle Leſer von Ihrem guten Herzen überzeugen; ſo ſage ich Ihnen eine Wahrheit, die Ihnen meine Freundſchaft und mein Geſchmack ſchuldig ſind. Ob ich Ihre Entſchließung, nichts mehr zu ſchreiben, billige? darüber will ich mich itzt noch nicht erklären: aber das will ich Ihnen geſtehen, daß ich hoffe, es ſey nur ein flüchtiger Einfall geweſen, wenn Sie mir melden, daß Sie nunmehr wünſchen, den Reſt Ihres Lebens auf dem Lande in einer guten Familie zubringen zu können. Verlaſſen Sie Ihr Amt nicht, ſo lange Sie noch Kräfte haben, den Geſchmack und das Herz der Jugend zu bilden. An Ihrem nothdürftigen Unterhalte wird es Ihnen niemals fehlen; und ſchenkt Gott unſerm Vaterlande die Ruhe wieder, ſo werden ſich bey der Univerſität gewiß ſolche Umſtände äußern, die Ihnen ein bequemer Auskommen verſchaffen. Tauſendmal habe ich Schlegeln in Gedanken umarmt, daß er Sie bey Ausarbeitung Ihrer Lieder mit ſeiner Kritik ſo freundſchaftlich gekerkert hat. Wie großmüthig urtheilen Sie von dieſen Gefälligkeiten; aber Sie haben auch gewiß dabey gewonnen! Damit ich meinen Brief mit eben dem Vergnügen und der Gemüthsruhe ſchließe, mit welcher ich ihn angefangen habe; ſo will ich von unſern hieſigen

Umſtänden nichts melden. Wann werden wir uns wieder ſehn? Wann werden wir uns in Ruhe ſprechen können? Leben Sie wohl, mein witziger, mein menſchenfreundlicher, mein frommer Gellert! Ich umarme Sie, und danke Gott, daß er mir Sie zum Freunde gegeben hat."

Dieß waren die Eindrücke, welche Gellerts Lieder auf ſeinen Freund gemacht hatten. Sie erregten gleiche Empfindungen bey allen Verehrern der Religion, und zwar in beiden proteſtantiſchen Kirchen. Gleich nach ihrer Erſcheinung wurden ſie in die neuen Liederſammlungen aufgenommen, welche damals in Zelle, Hannover und Kopenhagen für den öffentlichen Gottesdienſt beſorgt wurden. Die reformirten Gemeinden in Leipzig und Bremen thaten eben dieſes, und dieſen Beyſpielen ſind ſeit der Zeit mehr Gemeinden beider Kirchen gefolgt. Auch unter der römiſchkatholiſchen Geiſtlichkeit haben viele ſie nach ihrem Werthe zu ſchätzen gewußt. Tief in Böhmen, wo man keine Leſer der beſſern deutſchen Schriftſteller erwarten ſollte, war ein frommer Landgeiſtlicher ſo davon gerühret worden, daß er dieſes nicht allein dem Verfaſſer ſchriftlich bezeugte, ſondern ihn auch ſehr ernſtlich zum Uebergange zur römiſchen Kirche zu bewegen ſuchte; in der Meynung, daß derſelbe von der Nothwendigkeit der guten Werke beſſer denken müßte, als Luther, deſſen Lehre er bloß aus ſeinem Bellarmin oder andern ähnlichen Controverſiſten zu kennen ſchien. Dieſes gab unſerm frommen Dichter Gelegenheit, einem redlichen Manne zu richtigern Vorſtellungen von unſerm Lehrbegriffe behülflich zu ſeyn, ohne einen Bekehrer abgeben zu wollen. Selbſt aus einem großen und mächtigen Hauſe in Mayland erhielt er durch einen Geiſtlichen, der von Vorurtheilen freyer war, als der Böhmiſche, ſehr rührende Verſicherungen von der Erbauung, die ſeine Lieder daſelbſt ſtifteten, und von dem dankbaren Wohlwollen, das man ihm für alle ſeine Schriften, vornehmlich aber auch für ſeine geiſtlichen Lieder, gewidmet hätte. Weil wahre Frömmigkeit und Tugend in keinem Staate gefährlich ſeyn könnnn, was auch die öffentliche und herrſchende Religion für äußerliche Verfaſſungen und Geſetze veranlaßt haben mag: So waren auch ſeine Schriften in katholiſchen Ländern von dem Verbote ausgenommen, welches unkatholiſche Schriftſteller zu leſen unterſagt. In Wien, wo damals noch mit beſondrer Strenge über die Beobachtung dieſes Verbotes gehalten wurde, fand man Gellerts geiſtliche Lieder bey einem jungen Herrn, der auf ſeinen Reiſen ſich aus denſelben erbaute. Dieſer befürchtete, daß man ihm nicht erlauben würde, ſie zu behalten. Allein der Freyherr van Swieten, den man in dieſem Stücke keiner übertriebnen Nachſicht und Gelindigkeit beſchuldigen wird, beruhigte dem Reiſenden, der ihm ſeine Verlegenheit entdeckte, über ſeine Furcht, und antwortete ihm: Dieſe Schriften gehet unſer Verbot nicht an; wir alle bewundern Gellerts Werke.

Um eben die Zeit, da Gellert vornehmlich an ſeinen geiſtlichen Liedern arbeitete, beſchäfftigte ihn zugleich 1756 die Sammlung ſeiner vermiſchten Schriften. Dieſe wurde ihm von der Unbilligkeit und Gewinnſucht eines Buchhändlers abgedrungen, der ſeine von ihm ſelbſt längſt verworfenen Fabeln und Erzählungen in den Beluſtigungen mit einigen darinnen befindlichen proſaiſchen Abhandlungen unter ſeinem Namen zuſammen drucken laſſen wollte, und auch ſein Vorhaben nicht aufgab; unbeweglich gegen die dringenden Bitten und Vorſtellungen, wodurch Gellert ſchon einige billigere Buchhändler von einem gleichen Vorhaben abgehalten hatte. Um nun die nachtheiligen Wirkungen zu hindern, welche fehlerhafte Arbeiten ſeiner Jugend auf den Geſchmack haben könnten, wenn er ſie zu billigen ſchiene, entſchloß er ſich, auf den Rath eines ſeiner Freunde, diejenigen, welche er einer Verbeſſerung werth zu ſeyn erachtete, unter die Feile zu nehmen, an einigen, die ganz verworfen zu werden verdienten, durch eine ſtrenge Critik das Urtheil ihrer Verwerfung zu rechtfertigen, ihre Stelle aber mit einigen neuen Fabeln und Erzählungen, und die verworfenen proſaiſchen Stücke mit beſſern Ausarbeitungen zu erſetzen. Er wendete viel Fleiß darauf, um ſeine Leſer auf eine angenehme und nützliche Weiſe zu unterhalten, aber nicht ohne

Unwillen. Seine Empfindlichkeit über die Zunöthigung, welche ihn zu dieſer Arbeit zwang, war gerecht, und er hatte Urſache, ſich über eine ſolche Gewaltthätigkeit der Gewinnſucht zu beklagen. Man müßte indeß mit dieſem oft unvermeidlichen Uebel zufrieden ſeyn, wenn eine ſo kühne Unbilligkeit immer ſo glückliche und angenehme Folgen haben könnte.

Unter dieſen Arbeiten waren, ſeitdem er ſich dem Unterrichte der akademiſchen Jugend gewidmet hatte, ungefähr zwölf Jahre ſeines ſo rühmlich beſchäfftigten Lebens verfloſſen. So nützlich auch ſeine Schriften den Deutſchen wurden, ſo waren ſie doch nur Beſchäfftigungen ſeiner Nebenſtunden; denn den größten Theil ſeiner Zeit wendete er auf die Unterweiſung und Bildung der Studirenden. Er führte ſie zu den ſchönen Wiſſenſchaften an, erklärte ihnen die Geſetze der Dichtkunſt und Beredſamkeit, übte ſie in Ausarbeitungen nach ihren Regeln, und gewöhnte ſie zu einem geſunden und richtigen Geſchmacke in ihren Aufſätzen, zur Liebe des Natürlichen und zur Deutlichkeit und Leichtigkeit in der Schreibart. Seine Vorleſungen fanden beſonders unter dem Adel, der aus verſchiedenen Ländern nach Leipzig kam und daſelbſt ſtudirte, einen ſo großen Beyfall, daß derſelbe mit den Jünglingen aus andern Ständen um den Ruhm der Aufmerkſamkeit bey ſeinen Unterweiſungen wetteiferte. Gellert hatte kein öffentliches Amt ſuchen wollen. Theils meynte er, ſeiner ſchwächlichen Geſundheit wegen zur Verwaltung deſſelben nicht Kraft und Munterkeit des Geiſtes genug zu haben; theils glaubte er auch aus Beſcheidenheit, der Hof habe nicht Urſache, vor Andern an ihn zu denken. Allein obgleich die öffentlichen Belohnungen dem Verdienſte ſelten entgegen kommen, und daſſelbe noch ſeltner aufzuſuchen pflegen, weil die Eitelkeit Clienten, und der Eigennutz Creaturen haben will, Gellert aber jenes nicht ſeyn wollte, und dieſes nicht werden konnte: So mußte doch der Hof durch ſeinen ausgebreiteten Ruhm aufmerkſam auf ſeine Verdienſte um die Akademie werden. Die Regierung verlangte ſelbbſt, daß er um das Amt eines außerordentlichen Lehrers der Philoſophie anſuchen ſollte, und er ließ ſich auch beſonders durch ſeine vertrautere Freunde, Rabenern und Wagnern, dazu überreden. Er erhielt daſſelbe 1751 mit einem Gehalte, und hielt nunmehr auch öffentliche Vorleſungen über die Dichtkunſt und die Beredſamkeit vor ſehr zahlreichen Verſammlungen von Zuhörern. Dieſe Arbeiten ſchienen zwar beſonders nur die Aufklärung und Verſchönerung ihres Verſtandes zum Endzwecke zu haben: allein er wußte ſie und ſeinen Umgang mit den Studirenden ſo einzurichten, daß er dadurch zur Beſſerung ihres Herzens und zur Bildung ihrer Sitten eben ſo viel, als zur Beförderung nützlicher Kenntniſſe, bey ihnen beytrug. Alle Jünglinge, die ihn hörten und kannten; denn ſie hatten alle einen

nen immer offenen Zutritt zu ihm, liebten ihn wegen ſeines ſichtbaren und ſtandhaften Eifers, ſie nicht allein weiſer, ſondern auch liebenswürdiger zu machen. Sie wünſchten ſeine Achtung zu gewinnen, und ſchon dieſer Wunſch konnte ſie von Ausſchweifungen und Unordnungen zurückhalten. Ihre Herzen empfanden es, daß er ihr eben ſo aufrichtiger Freund und treuer Rathgeber, als ihr ſorgfältiger und gewiſſenhafter Lehrer zu ſeyn ſuchte. Ein ſolcher Lehrer mußte viel über ſie vermögen, da er ſich bemühte, wenn er ihnen mit einem ſanften und liebreichen Ernſte Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit als die ſicherſten Wege zur Glückſeligkeit anwies, ſeinen Ermahnungen ihren angenehmſten Reiz und den ſtärkſten Nachdruck durch die Vortrefflichkeit und Strenge ſeines eignen Beyſpiels zu geben. Gellert hielt keine ſeiner Vorleſungen, wie geläufig ihm auch ihr Innhalt war, ohne ſich darauf vorzubereiten; denn niemand kann ein edleres Mißtrauen zu ſeinem Gedächtniſſe und zu ſeinen Geſchicklichkeiten haben, als er hatte. Alles, was er zu ſagen gedachte, entwarf er nicht allein der Materie, ſondern auch dem Ausdrucke nach; unermüdet in ſeinem Fleiße, beides immer ſowohl durch ein erneuertes Nachdenken darüber, als durch ſeine Aufmerkſamkeit auf dasjenige, was ſeinen eignen Einſichten mehr Licht, mehr Richtigkeit und einen größern Umfang geben konnte, zum Nutzen ſeiner Zuhörer zu erweitern und zu verſchönern. Dennoch

noch las er wenig von ſeinem Papiere, und ſprach mit einem eben ſo freyen als angenehmen Anſtande. Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth, vereinigt mit einer ungewöhnlichen Sorgfalt, ungekünſtelt und natürlich zu ſeyn, waren die herrſchenden Vorzüge ſeines Vortrages. Unnöthige Ausſchweifungen erlaubte er ſich eben ſo wenig, als ruhmredige Empfehlungen ſeines Unterrichts oder Verunglimpfungen andrer Lehrer, gleichwie er alle die niedrigen Künſte haßte, wodurch zuweilen akademiſche Lehrer Aufmerkſamkeit und Beyfall zu erhalten ſuchen. Dadurch wurden ſeine Vorleſungen eine Schule nicht allein der Weisheit, welche zu erleuchten ſucht, ſondern auch der Tugend, welche beſſern will, und derjenigen Beſcheidenheit, welche Weisheit und Tugend verſchönert und angenehm macht. Er wußte die Studirenden, die ſich unter ſeiner Anleitung im Schreiben übten, unter einer ſolchen weiſen Mäßigung des Lobes und des Tadels zu führen, daß er weder ſchwächere Köpfe durch eine allzugroße Strenge von der nöthigen Mühe, vollkommner zu werden, abſchreckte, noch durch ein unvorſichtiges und übertriebenes Lob glücklichere Geiſter zu einem eiteln Mißtrauen und zur Vernachläßigung ihrer gröſſern Gaben verleitete. Je mehr ſie Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erlangten, deſto mehr wußte er von ihnen zu fodern, und er ſuchte ſie dabey immer in einem nützlichen Zweifel an ihrer Geſchicklichkeit zu erhalten. Deswegen geſtand er oft von ſeinen eignen Arbeiten, daß ihm darinnen manches mißfiele, womit er vordem ſehr zufrieden geweſen wäre. Er bewies auch ſolches durch genaue Beurtheilungen deſſen, was er für fehlerhaft erkannte, um ſeine Schüler durch dieſe Härte gegen ſich ſelbſt vor aller eitlen Zufriedenheit mit ihren Arbeiten zu bewahren.

Daß in dieſer Beſchreibung ſeiner akademiſchen Bemühungen nicht das Vorurtheil der Freundſchaft, ſondern die Wahrheit rede; daß dieſelben das waren, was ſie nach ihrer Beſtimmung ſeyn ſollten, das wiſſen diejenigen, die Gellerten gehört haben, und die Abſichten ſeiner Vorleſungen beweiſen die Entwürfe von den Anreden an ſeine Zuhörer, mit denen er ſeinen Unterricht anzufangen oder zu beſchließen pflegte. So nöthig auch die Regeln der Beredſamkeit und Poeſie ſind, ſagte er in einer ſolchen Vorrede zu ſeinen Unterweiſungen in beiden Künſten, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie uns die Kraft gut zu denken und gut zu ſchreiben nicht ertheilen. Sie ſind Geſetze, zum allgemeinen Beſten der Schreibart gegeben; Geſetze, die man wiſſen muß, aber auch Geſetze, die eine kluge und vorſichtige Anwendung erfodern, und die gleich den bürgerlichen Geſetzen eingeſchränkt, erweitert, und in vielen Fällen aufgehoben werden müſſen, wenn der Staat des Schönen und des Guten nicht zuweilen darunter leiden ſoll. Man kann die Regeln der proſaiſchen und poetiſchen Beredſamkeit nicht allein mit dem Gedächtniſſe, ſondern auch mit dem Verſtande gefaßt haben, ſich im Schreiben nach ihnen richten, und doch trotz aller guten Regeln ſchlecht ſchreiben; auch oft um ſo viel ſchlechter, je genauer man der Regel zu folgen meynt. Es bleibt nämlich bey aller Anwendung der Regel immer die Frage übrig, ob die Abſicht des Werkes, das Schöne und das Gute, das Nützliche und das Angenehme, das Nachdrückliche und das Rührende erreicht worden iſt. Die Entſcheidung dieſer Frage gehört vor den Richterſtuhl nicht der Regel, ſondern der Beurtheilung und Empfindung, und eben dieſer Geiſt der Beurtheilung und Empfindung muß in unſern Werken denken und reden, wenn ſie beredt ſeyn ſollen. Die Uebung darinnen iſt inſonderheit eine Pflicht unſrer erſten Jahre, wenn wir wollen glücklich ſchreiben lernen; meine Pflicht iſt, Sie, meine Herren, zu dieſer Uebung zu ermuntern und zu leiten. Ich biete Ihnen deswegen in dieſen öffentlichen Stunden meine Critik an, und verſpreche Ihnen, daß ich die Arbeiten, welche Sie mir übergeben werden, mit Sorgfalt, Aufrichtigkeit und Beſcheidenheit beurtheilen will. Wenn Sie mich zum Vertrauten und Richter Ihrer Arbeiten machen wollen, es mögen nun poetiſche oder proſaiſche ſeyn, Briefe, Charaktere, Abhandlungen, kleine oder größre Reden, kleine oder größre Gedichte, und ich finde es für gut, ſo werde ich ſie öffentlich vorleſen, und das Schöne oder Fehlerhafte der Einrichtung und Ausführung mit Anmerkungen begleiten, aber niemals den Namen des Verfaſſers ohne ſeine Einwilligung nennen. Iſt die Arbeit zum Vorleſen nicht glücklich genug gerathen, ſo will ich dem Verfaſſer meine Meynung in geheim ſagen; denn es iſt nicht meine Abſicht zu beſchämen, ſondern zu rathen. Muntre und ſcherzhafte Aufſätze werde ich dulden; denn ich hoffe keine allzufreyen und ungeſitteten zu erhalten — Dann und wann gedenke ich auch ein ſchönes Stück eines alten oder eines neuern Scribenten mit Ihnen durchzugehen; denn die Bemerkung des meiſterhaften Schönen iſt die beſte Uebung des Verſtandes und des Geſchmackes; auch werde ich den Ekel am Schlechten zu erwecken zuweilen eine ſchlechte Schrift beurtheilen. Denken Sie ja nicht, meine Herren, daß ich Sie, Scribenten zu werden, verführen will. Der Autor muß Genie, einen reifen Verſtand und gelehrte Kenntniſſe haben; wer dieſe Eigenſchaften beſitzt, braucht keinen Anführer, und wer dieſe nicht beſitzt, wird nie ein großer Autor werden. Die Krankheit der Poeſie iſt eine ſehr gemeine Krankheit unſrer erſten Jahre; um mittelmäßige Genies davon zu heilen, will ich Ihnen ſagen, was Ariſtoteles, Horaz, Vida und Boileau zu einem vortrefflichen Gedichte fodern. Wenn Sie dieſes kennen und empfinden, ſo werden Sie keine Luſt haben können, nur mittelmäßige Dichter zu werden. Eine andre Anrede, womit er ſeine Vorleſungen über die Regeln der Dichtkunſt beſchloß, machet der Einſicht und dem Herzen des Lehrers eben ſo viel Ehre. Wie glücklich, ſagte er, werde ich mich ſchätzen, wenn meine Bemühungen nicht ganz ohne Nutzen geweſen ſind, und ich Ihnen wenigſtens bewieſen habe, wie gern ich mich um Sie, meine Herren, und um den guten Geſchmack in der Poeſie verdient gemacht haben möchte! Ich habe Ihnen zeigen wollen, was die Poeſie ſey; ich habe Ihnen die Beſtimmungen und Grundriſſe, die Farben und den Ton der verſchiednen Arten von Gedichten zu zeigen geſucht; kurz, ich habe Ihnen die Poeſie der Sachen und die Poeſie der Schreibart durch Regeln und Exempel vortragen wollen. Es iſt wahr, dieſe Regeln werden Sie nicht zu Poeten machen; aber vorausgeſetzt, daß Ihnen die Natur Genie dazu gegeben hat, ſo werden Ihnen dieſe Regeln nicht unnützlich ſeyn; die Regeln der Kunſt werden daſſelbe leiten, und die Beyſpiele werden es noch mehr begeiſtern. Diejenigen, welchen, ſoll ich ſagen, das Glück oder das Unglück Poeten zu ſeyn nicht beſtimmt iſt, können unſern Unterricht auf eine andre Art nutzen. Sie werden Kenner, Richter, glücklichere Leſer der Dichter werden, ohne ſelbſt dichten zu können. Es iſt falſch, daß man nicht urtheilen oder tadeln dürfe, wenn man eine Sache ſelbſt nicht beſſer machen kann. Unſre Regeln oder die Kenntniß der Poeſie wird Ihnen einen gewiſſen Nutzen in der Beredſamkeit zuwege bringen. Die Verwandtſchaft beider Künſte iſt nur gar zu groß.

Ich habe Ihnen insbeſondre die löbliche und große Begierde, ſich beurtheilen und tadeln zu laſſen, eigen zu machen geſucht. Ich habe ſelbſt dieſe Uebung angeſtellt, und oft auf meine Koſten. Leſen Sie die beſten alten und neuern Dichter mit Sorgfalt und Gefühl. Uebereilen Sie ſich nicht mit eignen Ausarbeitungen. Wägen Sie Ihre Kräfte genau ab. Regieren Sie Ihr Genie, Ihre feurige Einbildungskraft durch einen ſtrengen Ernſt der Vernunft. Laſſen Sie Ihre Arbeiten von Kennern leſen, prufen, und beſſern ſie ſorgfältig. Vergeben Sie ſich nichts und denken Sie ſtets, ſich in dieſer Arbeit zu ſtärken, an den Preis des Dichters, an die Hochachtung mehr als eines Jahrhunderts; ein Preis, der zu groß iſt, als daß er durch nachläßige Verſuche errungen werden kann. Wir gefallen der Welt, wenn wir die Begriffe der Menſchen beſſern und erweitern; wenn wir Gegenſtände wählen, die das Herz rühren, an denen man durch ſeine Neigungen Theil nimmt; wenn man mit ihnen ſich freuet und betrübt, mit ihnen hofft und fürchtet; wenn man ihnen nützliche Wahrheiten zu ſichtbaren Dingen, zu Handlungen macht, welche wichtig ſind; kurz, wir gefallen, wenn wir mit dem Verſtande zugleich das Herz beſchäfftigen. Der Poet muß ſich alſo ſelbſt in ſeinem Verſtande aufklären, und ſein Herz zum Guten erhitzen. Der Geſchmack der Natur, der Vernünftigen und der Geſitteten, das iſt ſein Ziel. Er muß ſtets das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, ſo wird er gefallen, ſo lange Menſchen Menſchen ſind. Singen Sie, meine Herren, der Vernunft, der Tugend und der Religion zur Ehre, ſo werden Sie mit Beyfall ſingen, wofern Sie zugleich ſchön ſingen. Ich verſpreche Ihnen im Namen der Zukunft Ehre und Unſterblichkeit. Scherzen Sie in Ihren Liedern, ſo ſey Ihr Scherz ſelbſt noch lehrreich, oder doch unſchuldig und die Heiterkeit Ihres Witzes müſſe ſich ſtets mit dem Ernſte der guten Sitten und des Wohlſtandes vertragen. Spotten Sie, ſo treffe Ihr Spott nur die Thorheit und das Lächerliche; nie die Ehre des Menſchen, noch tauſendmal weniger die Ehre der Wahrheit, welche die Menſchen weiſe und glücklich machen ſoll; nie die Wahrheit, die wir aus der Hand des Schöpfers und des Erlöſers erhalten haben: ich meyne die Religion. Wie viele Dichter hat es nicht gegeben, die ihren Witz zur Schande und Entheiligung der Tugend angewandt haben! Unſeliger Gedanke, als müßte man zügellos, als müßte man ein ſinnreicher Böſewicht ſeyn, und ſeinen Schöpfer, ſeinen Erlöſer vergeſſen, um ein Dichter zu ſeyn. Ein Dichter, der ſich den Vorwurf machen muß, daß er durch den Reiz ſeiner Poeſie ein unſchuldiges Herz verführt hat; ein Dichter, der dieſen Schaden alle Tage und nach ganzen Jahrhunderten nach ſeinem Tode anrichtet, iſt dieſer nicht ein unendlich größrer Verbrecher, als ein Straßenräuber oder Giftmiſcher? Ehren Sie Gott durch Ihre Poeſie; ich bitte Sie, als meine Freunde und meine Brüder, ehren Sie ihn dadurch, daß Sie Weisheit und gute Neigungen unter den Menſchen ausbreiten. Verherrlichen Sie ſeine Majeſtät ſelbſt durch Ihre Geſänge und erheben Sie Ihr Herz durch die Vorſtellungen von ihm zu Gedanken und Empfindungen, die alles andre übertreffen. Helfen Sie, wenn Sie ſich der Gottesgelahrtheit widmen, gute geiſtliche Lieder dichten und einführen, und bedenken Sie, wie viele Millionen Herzen durch einen feurigen frommen Geſang zur Empfindung der Religion gebracht, und durch ihre Empfindung zur Ausübung derſelben entflammt werden können.

Unter ſo edlen gemeinnützigen Bemühungen war Gellerts Leben ſchon lange durch das ſchreckliche Uebel der Hypochondrie ein beſtändiges Leiden. Dieſes Uebel hatte bereits ſeit dem Jahre 1752 beſonders im Sommer angefangen, ſeine Seele mehr als ſonſt zu verwunden. Er hielt zwar immer eine ſtrenge Diät, vorſichtig in ſeiner Nahrung und regelmäßig in der ihm nöthigen Bewegung; und dennoch waren ſeine Tage ängſtlich und trübe, ſeine Nächte aber unruhig und voll ſchreckender Träume. Gemeiniglich entkräftete ihn der Schlaf mehr, als er ihn erquickte. Seine Bruſt litt durch häufige Beklemmungen, und die Kräfte ſeines Geiſtes wurden von der beſchwerlichſten körperlichen Verdroſſenheit zu allen ſeinen Verrichtungen niedergedrückt. Er empfand ſelten die Munterkeit, welche einen geſunden und freyen Umlauf des Blutes und aller Säfte des Leibes zu begleiten pflegt. Eine außerordentliche Traurigkeit und eine unüberwindliche Niedergeſchlagenheit breitete ſich aus der verborgenen Quelle ſeines ſiechen Lebens über ſein ganzes Gemüth aus. Sein Gedächtniß ſchien ihm oft bloß die Kraft zu haben, ihm allein dasjenige, was die vergangene Zeit Unangenehmes gehabt hatte, gegenwärtig zu machen. Wie ſehr er auch ſeine Phantaſie durch Vernunft und Religion zu beherrſchen wußte, ſo erfüllte doch dieſelbe ſeine Seele mit lauter traurigen und ſchwarzen Bildern und erregte Vorſtellungen, die er haßte. Alle Wahrheiten ſeiner vorzüglichen Wahl und Liebe ſchienen vor ſeinem bekümmerten Gemüthe ihre Schönheit und ihre Anmuth zu verlieren. Wer gelaſſen iſt, kämpft mit ſeinen Leiden und ſucht ſie ſtandhaft zu ertragen. Er hütete ſich deswegen ſorgfältig vor aller Ungeduld, war aber oft betrübt, daß ihn ſeine Schwachheit hinderte, ſeine Gedanken in den Betrachtungen der Religion und in den nie vernachläßigten Uebungen der Gottſeligkeit und Andacht, nach ſeinem Wunſche zuſammen zu halten, ſie vor Zerſtreuungen zu bewahren, und dieſe Pflichten mit voller Luſt und Freudigkeit zu erfüllen.

Die Kunſt und Hülfe der Aerzte linderte ſein Uebel nur ſelten; der Gebrauch ſowohl des Lauchſtädter Bades, als des Carlsbades, welches er zwey Jahre nach einander, als 1753, und 1754 beſuchte, verſchaffte ihm zwar einige Erleichterung, that aber doch nicht die wohlthätige Wirkung, die er ſich davon verſprochen hatte. *) Mein Aufenthalt im Bade, wohin mich der rechtſchaffene D. Tilling in Annaberg begleitete, ſchreibt er von ſeiner zweyten Reiſe, war nicht angenehm. Gleich nach den erſten Tagen kam der Wunſch in mein Herz, wieder wegzureiſen und verließ mich nicht. Tilling hat mir viel Freundſchaft erwieſen, die ihm Gott vergelten wolle! Indeß ſey Ihm, der mir Leben und Kräfte zu dieſer Reiſe verliehen, und mich doch bey einer leidlichen Geſundheit erhalten hat, Ihm, der alles Gute thut, ſey Ehre und Herrlichkeit! Er nannte, weil er nicht bettlägerig war, ſeine Geſundheit leidlich, wenn er gleich die ſchwermüthigen Aengſtlichkeiten, die ihm allen Genuß des Lebens verbitterten, dulden mußte, und durch keine Mittel der Kunſt überwinden konnte. Weder die Veränderung der Gegend, noch die ſonſt ſo heilſame Bewegung kleiner Reiſen, wodurch er ſich aufzuheitern ſuchte, noch die Ruhe von den gewöhnlichen Geſchäfften, noch die Zerſtreuung des Gemüths durch verſchiedne neue Bekanntſchaften mit großen und liebenswürdigen Männern, noch die für ihn ſo ſorgfältige Achtung und Liebe ſeiner wahren Freunde konnte bey aller Erkenntlichkeit ſeines gegen ſie ſo em-

pfind-

---

*) Tageb. a. 1754.

pfindſamen Herzens die unwillkührliche Traurigkeit, worein ſeine Seele verſank, vertreiben oder ſo ſehr ſchwächen, daß ſein Geiſt einen Theil ſeiner vormaligen Munterkeit und Kraft wieder erhalten hätte. Er war ſchon zufrieden, wenn ſein Uebel zuweilen zu ruhen ſchien; wenn nur von Zeit zu Zeit einige heitre Stunden die finſtern Tage ganzer Wochen und Monate erleuchteten.

Je ſchmerzhafter ihm dieſe nur ſelten unterbrochene Leiden, beſonders deswegen ſeyn mußten, weil ihm ſo gar die Religion die Tröſtungen und Aufheiterungen zu verweigern ſchien, die er in einem beſtändigen und vertrauten Umgange mit ihr durch tägliche Betrachtungen ihrer Wahrheiten und oft erneuerte Uebungen des Gebets ſuchte; deſto eifriger war er, und beynahe bis zur Aengſtlichkeit ſorgfältig, alle nachtheiligen Einflüſſe davon auf die Frömmigkeit und Begierde ſeiner Seele nach der Rechtſchaffenheit ſeiner Geſinnungen und Handlungen, auf ſeine Geduld und Ergebung in den Willen Gottes, auf ſeine Treue in ſeinen Geſchäfften zu verhüten. Deswegen befliß er ſich einer ſorgfältigen Strenge in der Prüfung ſeiner Gedanken und aller Bewegungen ſeines Herzens; aufmerkſam auf alles was er that und ſprach, um ſich keinen Fehler zu überſehen; immer auf ſeiner Hut wider die Empfindlichkeit, welche ſein ſieches Leben zu begleiten pflegt, damit ſein Umgang weder ſeinen Freunden noch den Jünglingen, die er zu unterrichten und

zu

zu beſſern unabläßig bemüht war, beſchwerlich würde; damit auch unter ſeiner unwillkührlichen bloß körperlichen Verdrießlichkeit, welche ſeine Seele wider ſeinen Willen verdunkelte, niemand als er allein leiden möchte. Ein liebreiches Weſen war ihm ſo eigen, daß ſolches ſich in ſeiner ganzen Phyſiognomie ausdrückte, auf ſeiner Stirn, in ſeinem trauernden Auge, in ſeinem ganzen Geſichte, in ſeiner ganzen Stellung. Man durfte ihn nur ſehen, um ihn zu lieben, und man verlangte, wenn man ihn geſehen hatte, keinen andern Beweis, daß er geliebt zu werden verdiente. Man mußte die Tugend bewundern, die ſo ſchnell einnahm, und noch mehr freute man ſich, daß ſein liebreiches Herz und ſeine Begierde, ſeinen Nebenmenſchen angenehm zu ſeyn, ſelbſt durch alle Wolken, womit die Empfindung ſeiner Leiden ſein Aeußerliches verdunkelte, hindurchſchimmerte und dieſelben aufhellte. Doch nichts war ſichtbarer, als ſeine Dankbarkeit gegen ſeine Freunde, die ihn aufzurichten und ihn unter ſeinen Bekümmerniſſen zu tröſten ſuchten. Seine Aufmerkſamkeit, ihre Namen in ſeinem Tagebuche mit Dank gegen Gott und mit Gebet für ſie anzuzeichnen, iſt ein rührender Beweis davon. Hatte er eine gute Stunde, ſo ſuchte er ganz Empfindung der Religion zu werden, und wurde es dann bis zur lebhafteſten Freude über die Güte Gottes, und vornehmlich über die Wohlthaten der Erlöſung. Schien ihm gleich ſein Gefühl ihrer Wahrheiten und ſeine Andacht nicht feurig genug zu ſeyn, wovon er die Urſache lieber in der natürlichen Gleichgültigkeit des menſchlichen Herzens gegen ſie, als in einer bloß körperlichen Trägheit dazu ſuchte; ſo beſtrebte er ſich doch immer den Wunſch, ſtärkere Empfindungen der Frömmigkeit zu haben in aller möglichen Lebhaftigkeit zu erhalten. Auch ließ er ſich ſeine hypochondriſche Unluſtigkeit nie weder von dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienſte, noch von den ordentlichen Arbeiten ſeines Berufes abhalten. Keine Anſtrengung ſeiner Kräfte war ernſtlicher als die Mühe, die er anwendete, über die Zerſtreuungen ſeiner Gedanken zu ſiegen, die ihn unter der Erfüllung dieſer Pflichten unverſchuldeter Weiſe überfielen; immer beſorgt, daß ſie verſchuldet werden möchten, wenn er nicht mit ſeinem ganzen Vermögen wider ſie kämpfte. In der Sorge für ſeine Geſundheit beobachtete er eine ſich immer gleiche Ordnung und Regelmäßigkeit, und erlaubte ſich nicht die geringſte Abweichung davon, um nicht durch die Nachläßigkeit darinnen die Vergrößerung ſeiner Leiden ſelbſt zu verurſachen. Er hatte ſich gewöhnt, ſein Studiren bis an die Stunde der Mitternacht fortzuſetzen; als er aber bemerkte, daß ihm dieſes nachtheilig wäre, enthielt er ſich deſſen wider ſeine Gewohnheit und Neigung dazu, um ſeine Phantaſie nicht allzurege zu machen, und von unordentlichen Träumen weniger beunruhiget zu werden. Nichts kann ernſtlicher und gewiſſenhafter ſeyn, als ſeine Sorgfalt, immer demüthiger zu werden. Er geſtand ſeine Neigung zur Eitelkeit mit einem ernſtlichen Mißvergnügen daran, und bemühte ſich eifrig, alle Regungen derſelben in ihrem erſten Urſprunge zu erſticken. Das Gute, was er that, wünſchte er bloß aus Ueberzeugung, daß es gut wäre, und in der beſten Abſicht zu thun, und er fürchtete nichts ängſtlicher, als daß er den Vorwurf verdienen könnte, daß er ſeiner Pflicht mehr aus Verlangen nach dem Scheine, ihr genug gethan zu haben, als aus einer innern überwiegenden Empfindung ſeiner Schuldigkeit genug zu thun, ſich beſtrebt habe. So gewiſſenhaft er unter ſeinen Leiden immer vollkommner in ſeinen Geſinnungen zu werden ſuchte, ſo redlich waren ſeine Bemühungen, Andre zu beſſern, und nie empfand er mehr Freude, als wenn ſie ihm nicht vergeblich zu ſeyn ſchienen; immer eben ſo geſchäfftig als begierig, unordentliche junge Leute zu gewinnen, und ſie von den Ausſchweifungen, die ſie begiengen oder zu begehen in Gefahr waren, abzuziehen. Wie nichts aufrichtiger ſeyn konnte, als die Bekümmerniß, die er über ihre unregelmäßige Aufführung empfand, ſo konnte auch nichts aufrichtiger und inniger ſeyn, als das Vergnügen, das ihm ihre Beſſerung verurſachte.

Dieſes Vergnügen, die Liebe ſo vieler Freunde, die er in den höhern und niedrigern Ständen hatte, das auf eine vorzügliche Achtung ſeines Herzens gegründete Vertrauen ſo vieler Aeltern, welche nicht beſſer für ihre Söhne ſorgen zu können glaubten, als wenn ſie ihm die Bildung ihrer Herzen und die Aufſicht über ihre Sitten auftrügen, die dankbaren Geſinnungen derjenigen, die er unterwieſen und gebeſſert hatte, und die ſtärkſten Verſicherungen aus vielen Gegenden von dem Segen ſeiner Schriften und Arbeiten wurden Belohnungen und Tröſtungen für ihn, die ihn ermunterten, mit einem ſtillen Herzen und in gelaſſener Ergebenheit zu leiden und in ſeinen eifrigen Beſtrebungen nützlich zu werden durch ſeine Leiden nicht zu ermüden. Die Vorſehung, die er mit ſo ernſtlicher Gewiſſenhaftigkeit ſtets vor Augen zu haben ſuchte, ließ es ihm auch nicht an außerordentlichen und unerwarteten Erquickungen und Aufmunterungen fehlen. Wie fromme und rechtſchaffene Gelehrte oft Andern nützlich werden, ohne es ſelbſt zu wiſſen, oder auch vermuthen zu können: So machen auch zuweilen ihre Verdienſte auf edelgeſinnte Herzen ſo wirkſame Eindrücke, daß ſie dadurch zu den ſchönſten Handlungen der Dankbarkeit und Wohlthätigkeit gereizt werden. Gellert hat davon verſchiedene ihm ſehr angenehme Erfahrungen gehabt. So ſchrieb ein edelmüthiger Freyherr in Schleſien, der Herr von Crauſſen, an ihn, und verſprach ihm aus Achtung und Liebe einen anſehnlichen Jahrgehalt, welcher der Freygebigkeit eines Fürſten Ehre machen würde, und als Gellert ſolches mit eben ſo viel Dankbarkeit als Beſcheidenheit von ſich ablehnte, ſo ertheilte ſein großmüthiger Freund denſelben ſeiner alten ehrwürdigen Mutter bis an ihren Tod; eine Wohlthat, die ein ſo zärtlicher Sohn unter die vornehmſten Glückſeligkeiten ſeines Lebens rechnete. Wenn er davon ſprach, ſo geſchah es oft mit Thränen der Dankbarkeit und Freude in den Augen, weil dieſe Wohlthat bloß ein Zeugniß von der reinen Hochachtung und Liebe dieſes großmüthigen Mannes gegen ſeine Tugend war. So ſelten eine ſolche Güte des Herzens iſt, ſo ſelten iſt auch die Dankbarkeit, womit ein junger preußiſcher Officier Gellerten auf die angenehmſte Weiſe überraſchte. *) Das Herz dieſes edlen Mannes war durch ſeine Schriften gebeſſert, und zur Liebe der Religion und Tugend angefeuert worden, und er hatte ſchon lange gewünſcht, ihm ſeine Erkenntlichkeit dafür bezeugen zu können. Von dieſer Dankbarkeit durchdrungen ſuchte er ihm bey ſeinem Aufenthalte in Leipzig, wo er eine Erbſchaft von fünf bis ſechs tauſend Thalern gethan hatte, bekannt zu werden. Gellert ſprach ihn zweymal bey einem vertrauten Freunde. Bey der dritten Zuſammenkunft war er einige Augenblicke mit ihm allein. Der Fremde nahm dieſe Gelegenheit wahr. Ach! fieng er auf einmal mit einer ſchamhaften Offenherzigkeit an: Sie wiſſen es nicht; ich bin Ihr Schuldner, Ihr groſſer Schuldner, und ich bitte Sie inſtändig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken

Sie

---

*) Im J. 1754. S. Gellerts Brief an den Gr. M. v. B.

Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit, ſagt Gellert, der dieſe Begebenheit ſeinem Freunde dem Grafen von B. meldet, druckte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. „Sie, mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht geſehen, und Ihnen nicht den geringſten Dienſt erwieſen habe?“ — Nun ich ruhe nicht; Sie müſſen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebeſſert und gegen dieſes Glück vertauſchte ich die ganze Welt nicht. Itzt kömmt Ihr Freund; laſſen Sie mich nicht vergebens bitten. Er ſoll kein Zeuge meiner Schuldigkeit ſeyn. Ich, fährt Gellert in ſeiner Erzählung fort, ich nahm das Geſchenke, und wußte vor freudiger Beſtürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hauſe das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisdore. Nun erſchrack ich zum zweytenmale. Dieſes frohe Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld; (nein das Geld konnte es nicht ſeyn; dieß dringt nie in das Innerſte der Seelen,) bloßes Geld kann dieſe Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich ſcheute, ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre; eine nicht ganz unvernehmliche Einſprache, daß ich getroſt ſeyn; daß ich aus dieſem Vorfalle Muth ſchöpfen und nicht immer in Kummer verſinken ſollte; ein ſolcher Gedanke war es. Alſo biſt du noch empfindlich, ſagte ich bey mir ſelber?

Alſo rührt dich doch noch etwas? Das Geld wollteſt du gern wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieſer Begebenheit immer behalten könnteſt. Nichts, dachte ich zitternd, nichts iſt ſo klein, das nicht unter der göttlichen Regierung ſteht. Sollſt du nicht glauben, daß er dieſe Begebenheit zu deiner Freude zugelaſſen hat? Zu deiner Freude? O wer wäreſt du! Wie glücklich! Ein Herz gebeſſert! Ich trat näher zum Fenſter und ſah gen Himmel — Allein gewiſſe Empfindungen kann und darf man auch ſeinen beſten Freunden nicht ſagen. So bald man ſie ausdrückt, ſo giebt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bat mich, ſeine Freundſchaft zu verſchweigen. Niemand ſoll ſie auch wiſſen, als Sie und meine Schweſter. Er hat ſich bloß durch das Leſen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn ſein Stand angeſteckt hatte, herausgeriſſen. Er iſt ein gelaßner, beſcheidener und wirklich weiſer Soldat; doch hat ſeine Miene noch einen Reſt von einer vormaligen Traurigkeit, worunter ſie aber nicht leidet; er will als ein Soldat ſterben, weil er einmal gelernt hat, was zu dieſem Stande gehört.

Gellert hatte um eben dieſe Zeit mehr als ſonſt Urſache gehabt, über ſeine Unfähigkeit lebhaft zu denken, über ſeinen Mangel an heitern

Stunden, über die Düſterheit und Schwere ſeines Hauptes und über beſchwerlichere Anfälle ſeines Uebels zu klagen. Allein dieſer angenehme Vorfall breitete durch die dadurch erweckten ſtärkern Empfindungen der Dankbarkeit gegen Gott, nach denen er ſich lange geſehnt hatte, eine Heiterkeit über ſeine Seele aus, die ſelbſt ſeinem leidenden Körper auf einige Zeit heilſam wurde. Seine Leiden erneuerten ſich freylich bald in ihrer alten Stärke wieder; indeß erhielten Erfahrungen dieſer Art ſeinen Muth aufrecht und ſtärkten ihn, in ſeinem Beſtreben geduldig zu bleiben und auf die Güte Gottes zu hoffen. Eben deswegen beſchäfftigte er ſein Gemüth oft mit den feyerlichſten Betrachtungen der Ewigkeit. *) Seine einſamen Spatziergänge bald ins freye Feld, bald zu den Gräbern hatten die Abſicht ihm durch ein beſtändig erneuertes Andenken an die Kürze und Vergänglichkeit ſeines mit vieler Angſt beſchwerten Lebens und an die Nähe des Todes, welcher die Tugend endlich von allen ihren Kämpfen befreyt, gelaſſener und williger zu einer freudigen Standhaftigkeit unter dem Gefühle ſeiner Schwermuth zu werden. Er beſtrebte ſich, durch dergleichen Betrachtungen und durch öftere Uebungen in allen edlen und gottgefälligen Geſinnungen ſein eignes Herz immer vollkommner zu machen, und immer aus den beſten und vortrefflichſten Abſich-

---

*) Unvollſtändige Nachrichten.

ten und Gründen zu handeln, indem er überzeugt war, daß dieſe allein ein ſicherer Grund von der Beſtändigkeit in der Rechtſchaffenheit und Tugend ſind. Darum bemühte er ſich vornehmlich, den Gedanken, daß es Pflicht ſey, zu thun, was recht und gut iſt, immer in ſeiner ganzen Stärke zu fühlen, damit dieſer Antrieb bey allen guten Handlungen noch mehr Gewalt über ihn haben möchte, als die Begierde nach Beyfall und Lob. Dieſe Art zu denken ſuchte er nicht allein ſelbſt zu haben, ſondern auch Andern mitzutheilen. Laſſen Sie, ſchreibt er an einen ſeiner edlen Freunde, das Geräuſch des Hofes die Stimme der Wahrheit und Tugend nicht betäuben. Ich weis, wie viel dazu gehört, unter tauſend Verführungen dem Ehrgeize und der Wolluſt zu widerſtehen; aber ich weis auch, welch ein edles Herz ich ermuntere. Bedenken Sie den Sieg, geliebter Graf: In ſeinen lebhafteſten Jahren, im Angeſichte des Hofes hat er über den falſchen Reiz der Wolluſt und der betrüglichen Ehre durch Weisheit und durch den Zuruf eines empfindlichen Gewiſſens triumphirt! Wenn Sie dieſen Sieg erkämpfen, dann werden Sie zufrieden mit ſich und mit der Welt in der Stunde der Betrachtung Ihren Freund ſegnen, der Ihnen nichts ſchöners zu ſagen wußte, als Ihre Pflicht. Sie werden den Beyfall zu verdienen ſuchen und in denſelben ein gerechtes Mißtrauen ſetzen. Es giebt elende Geſchöpfe, die unſre Schmeichler werden, um uns unglücklich zu machen; es giebt elende Geſchöpfe, die es nicht leiden können, daß wir durch wahre Verdienſte weit über ſie erhaben ſind, und die uns durch tauſend Künſte bis zu ſich, bis zu ihren Ausſchweifungen zu erniedrigen ſuchen. Aber was ſage ich Ihnen? Vergeben Sie der Liebe, die mich zu dieſen Sittenſprüchen begeiſtert. Ohne Liebe zu Ihnen würden es Beleidigungen ſeyn; aber ſo ſind ſie Ausflüſſe eines Herzens, das ſie hochachtet und liebet; das ſie gern ewig lieben und bewundern will. Nach dieſer würdigen Art zu denken, die er in Andern zu erwecken ſuchte, ſtrebte er ſelbſt zu handeln, und da er von Natur gegen Lob und Tadel empfindlicher war, als er zu ſeyn wünſchte, ſo fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit dazu, und er klagte gegen ſeine Freunde nur darüber, daß ihm dieſes eben wegen ſeiner Empfindlichkeit gegen den Beyfall ſeiner Nebenmenſchen nicht leichter wurde. Kein Schriftſteller, wenn er auch noch ſo viel Fleiß auf ſeine Arbeiten wendet, auch noch ſo reine und vortreffliche Abſichten hat, kann erwarten, daß er vor den Anfällen einer tadelſüchtigen Critik ſicher ſeyn werde. Es finden ſich immer Feinde ihres Verdienſtes, die nicht allein den innern Werth ihrer Schriften, ſondern auch ſelbſt den moraliſchen Charakter des Verfaſſers verdächtig zu machen ſuchen. Dieſes Schickſal traf Gellerten nicht allein nach ſeinem Tode, ſondern auch bey ſeinem Leben. Er wurde, ich weis nicht, in welcher Schrift, ſowohl über ſeine Aufſätze ſelbſt, als über die Redlichkeit ſeiner Geſinnungen und Abſichten angegriffen. Eine Beleidigung dieſer Art konnte ihm nicht anders als ſehr empfindlich ſeyn; er ſuchte ſie aber mit Gelaſſenheit zu ertragen, ob er gleich geſtand, daß ihm dieſes Ueberwindung koſtete. Ich will, ſchreibt er in ſeinem Tagebuche, die Schrift anſehen, als ob ſie nicht in der Welt wäre; man kann ſchmähen und ſpotten; es wird mir weh thun; aber ich will nie antworten. Die Welt mag entſcheiden, zu welcher Claſſe von Schriftſtellern ich gehöre. In einem Briefe 1755 ſagt er von dieſem Angriffe: Der Baron von * ſoll der Verfaſſer der Schrift ſeyn, worinnen ich ſo gemißhandelt bin. Womit kann ich doch dieſen Mann beleidigt haben? Er muß mich nicht kennen; es iſt unmöglich; ſonſt würde er mir nicht mit der Art begegnen, auf welche ich dem Elendeſten der Menſchen nicht gern begegnen wollte. Eine Welt und die Nachwelt bereden wollen, als ob der Andre kein ehrlicher Mann wäre! O das iſt ſchrecklich! Mein Herz blutet, wenn ich daran gedenke. Warum bin ich nicht unbekannt geblieben? Aber die Gelaſſenheit! die Geduld! Doch was wären ſie, wenn ſie nicht ſo viel koſteten? In dem Augenblicke, wenn ich aus den Pſalmen wünſche, daß ich nicht der Spott meiner Feinde werden möge, ſo bemühe ich mich zu denken, daß ſelbſt unſer Feind uns weiſe machen ſoll. Mancher auf gleiche Weiſe beleidigter Schriftſteller ſchweigt, weil er ſeinen Tadler verachtet;

Gellert ſchwieg, ohne gegen einen ſolchen Angriff gleichgültig zu ſeyn, weil er dadurch aufgefodert zu werden glaubte, ſich in der Gelaſſenheit und Demüthigung ſeiner ſelbſt zu üben.

Die Unruhen des letzten großen Krieges, der ſeit einiger Zeit 1757 den größten Theil von Deutſchland und andere benachbarte Reiche ſeine Plagen und Schrecken fühlen ließ, und die Nothwendigkeit eines Verſuches, ob er ſich durch einen Aufenthalt von einiger Dauer auf dem Lande ſeine körperlichen Leiden erleichtern könnte, wenn er ſeine Arbeiten, die zeither ſeine Seele in einer beſtändigen Anſtrengung erhalten hatten, auf einige Zeit unterbräche, bewogen ihn, nach Bonau zu dem Herrn Cammerherrn von Zettwitz zu gehen, um ſowohl des Umganges dieſes Herrn und ſeiner Gemahlinn, als des Herrn Grafen von Vitzthum, ſeiner Gemahlinn und ſeiner Familie zu genießen, deren ihnen ſo rühmliche und ſo beſtändige Freundſchaft er unter die vorzüglichſten und ſchätzbarſten Wohlthaten der göttlichen Vorſehung rechnete. Nach einem kurzen Aufenthalte bey ihnen, näherten ſich die Armeen dieſer Gegend, und er mußte ſie auf einige Tage nach Eiſenberg begleiten. Als er in ihrer Geſellſchaft nach Bonau zurück gekommen war, erkältete er ſich bey einem ſpäten Spaziergange zu Meineweh, einem benachbarten Gute des Herrn von Schönberg, der auch zu ſeinen geliebtern Freunden gehörte. Die Folge der Erkältung war ein heftiges Seitenſtechen, welches von einem ſo ſtarken Fieber begleitet wurde, daß nicht allein er ſelbſt, ſondern auch ſeine Freunde Urſache hatten, ſeinen Tod zu befürchten. Allein er ſollte der Welt noch länger dienen und die Krankheit wurde glücklich überwunden. Die Vorſehung half, als ihre Hülfe kaum mehr erwartet werden konnte. Ihr Beyſtand, die ſorgfältige Pflege der großmüthigen Familie, in deren Schooße er von dieſer Krankheit angegriffen wurde, die Treue und Geſchicklichkeit ſeines Arztes, des Herrn D. Springsfeld aus Weißenfels, die Aufmerkſamkeit des preußiſchen Befehlshabers in dieſer Stadt, die Boten, welche, dieſes geliebten Kranken wegen, dahin geſchickt wurden, auf keine Weiſe aufhalten zu laſſen, die zärtliche Beſorgniß ſeiner Freunde, die ihn von Leipzig aus beſuchten, waren Wohlthaten, die ſein Herz mit brünſtiger Dankbarkeit erfüllten. Er ſprach von wenig Begebenheiten ſeines Lebens mit mehr Bewegung, als von dieſer Errettung. O mein Liebſter, ſchrieb er an einen Freund, was iſt der Schritt in die Ewigkeit für ein feyerlicher bebender Schritt! Welch ein Unterſchied zwiſchen den Vorſtellungen des Todes bey geſunden Tagen und am Rande des Grabes! Welcher Held muß da nicht zittern, wenn ihn nicht die Religion gleich einem Engel vom Himmel ſtärkt! Ich dachte zu ſterben, und ſiehe, ich lebe noch durch die Güte Gottes! Wie werde ich dieſes neugeſchenkte Leben recht nützlich und dankbar anwenden? Wie lange oder kurz wird es noch dauern, und wenn es noch ſo lange dauerte, wie bald wird es gleich den vorigen Tagen verſchwunden ſeyn! Mit dergleichen Geſinnungen nahm er das Leben zurück, das er ſchon dem Willen Gottes aufgeopfert hatte. Doch ein Körper, gleich dem ſeinigen, welcher ſchon ſeit ſo vielen Jahren gelitten hatte, konnte ſich von einem ſolchen Angriffe nur langſam wieder erholen, und völlig erholete er ſich nie davon. Mit ſeiner zurückkehrenden Geſundheit erneuerte ſich auch ſein gewöhnliches Leiden der Hypochondrie. Da er nun von einem noch längern Aufenthalte auf dem Lande keine größre Erleichterung dieſes Uebels vorher ſah, entſchloß er ſich, wieder nach Leipzig zu gehen und ſich ſeinen gewohnten Arbeiten aufs neue zu überlaſſen.

Einige Monate nach ſeiner Zurückkunſt erhielt er 1758 die Nachricht von dem Tode eines ſeiner geliebten jüngern Freunde des Barons von Cronegk, deſſen Verluſt ihm um ſo viel empfindlicher war, je mehr er nicht allein von ſeinen vorzüglichen Gaben, ſondern auch von ſeinem edlen und frommen Charakter für die Welt gehofft hatte. Cronegk, ſchreibt er aus Bonau, wohin er auf einige Tage gereiſt war, an den Grafen M. v. Br., unſer Cronegk iſt uns den erſten Tag in dieſem Jahre entzogen worden; mir wahrſcheinlich nicht auf lange Zeit, und doch hat mich ſein Verluſt tief gebeugt! Ich warf mich bey der erſten Zeitung von ſeinem Tode auf das Lager, wo ich vor nicht langer Zeit meinen Tod erwartete und weinte! Der ſelige Jüngling! Die Blattern ſind ſein Tod geweſen, haben ihn an einem fremden Orte überfallen, und den neunten Tag getödtet. Er hat ſein Ende vorausgeſehen und ſeinen Tod ſtandhaft erwartet. Wenige Tage vor ſeinem Ende hat er auf ſeinem Todbette noch an verſchiedne ſeiner Freunde in Anſpach geſchrieben und zugleich ſelbſt eine Verordnung aufgeſetzt, in welcher ich ſeinen Geiſt mehr bewundre als in ſeinen beſten Gedichten. Nach dieſer Verordnung wird ſeine Bibliothek verkauft, und die Summe in drey Theile getheilt. Einen erhält ſein erſter Hofmeiſter, der Hofcaplan Rabe, den andern Uz, der Dichter, und der dritte ſoll einige Hausarme erquicken. Der Bediente empfängt einige hundert Thaler ſein Glück zu machen. Mir hat er ſein Porträt und ſeinen Ring zum Andenken hinterlaſſen. Dieſes Bild eines geiſtreichen und frommen Freundes hängt itzt vor meinen Augen und ſoll die Stelle eines liebreichen und anmuthsvollen Freundes vertreten. Seine letzten Worte waren: Tod, wo iſt dein Stachel; Hölle, wo iſt dein Sieg? Gott ſey Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unſern Herrn Jeſum Chriſt! Nunmehr freut er ſich der Unſterblichkeit, der Liebe und der Anbetung ſeines Gottes. Wir, theuerſter Graf, ſehen ihm in den Himmel nach, und folgen ihm auf der Bahn, auf welche er ſo rühmliche Fußtapfen eingedrückt hat. Gellert, welcher ſehr empfand, wie wichtig und wohlthätig Frömmigkeit und Tugend für die Welt werden kann, wenn ſie die höhern Stände der menſchlichen Geſellſchaft erhebt und ſchmückt, redete allezeit mit Rührung von ſeinem Cronegk; auch in ſeinen Vorleſungen, worinnen er ſeinen Charakter den jungen Herren von Adel zur Nachahmung anpries, damit ſie durch Beyſpiele aus ihrem eignen Stande deſto mehr gereizt werden möchten, dem Vorzuge der Geburt durch Weisheit und Rechtſchaffenheit denjenigen Werth zu geben, der ihn allein zu einem wahren und dauerhaften Vorzuge macht.

Auf dieſe Weiſe ſuchte er alles zu nutzen, was die ſittlichen Wirkungen ſeines Unterrichtes bey dem zahlreichen Adel vermehren konnte, welcher, obgleich der Krieg noch immer mit gleicher Heftigkeit anhielt, aus verſchiednen europäiſchen Ländern, beſonders aber aus den nordiſchen Reichen nach Leipzig kam, um ſich ſeine Unterweiſungen zu Nutze zu machen. Zeither hatte er vornehmlich über die ſchönen Wiſſenſchaften geleſen. Verſchiedne in ſeinen Werken befindliche Reden an ſeine Zuhörer bezeugen, wie ſorgfältig er alle Gelegenheiten wahrgenommen hatte, auch dieſe Unterweiſungen ſo moraliſch einzurichten, als ſie es ihrer Natur nach werden können. Auch hatte er ſchon einigemal Fordycens Moral erklärt, die ihm vorzüglich gefiel, weil dieſer Schriftſteller die Sittenlehre nach Hutchesons Grundſätzen aus der Empfindung des Guten und Schönen in der Tugend herleitete. Dieß aber that ſeinem Verlangen, die akademiſche Jugend durch ſeine Bemühungen zur Rechtſchaffenheit und zu edlen Sitten anzuführen, noch keine Genüge. Er entſchloß ſich deswegen, ſelbſt beſondre Vorleſungen über die Sittenlehre auszuarbeiten. Man wünſchte zwar noch immer Gedichte von ihm zu leſen; man machte ihm ſo gar freundſchaftliche Vorwürfe darüber, daß er die Poeſie ganz aufgegeben zu haben ſchien. Allein er glaubte dazu weder Neigung noch Geiſt genug mehr bey ſich wahrzunehmen. Ich empfinde, ſchreibt er an ſeinen geliebten Grafen Moritz von Brühl, daß mich der Witz verläßt; zur Vorbedeutung, daß ich keine Gedichte mehr ſchreiben ſoll. Sagen Sie es alſo, daß man mir über meine Pauſen in meiner poetiſchen Autorſchaft keine Vorwürfe machen müſſe; daß niemand verbunden ſeyn könne, mehr zu dichten, wenn er nicht mehr dichten kann; daß es auch ein Verdienſt ſey, zu rechter Zeit aufzuhören, und nicht wie Pope ſagt, die letzten heefichten Tropfen ſeines Genies auszupreſſen. Ich, mein lieber Graf, werde alle Tage kälter und unfähiger, etwas zu thun, und kränke mich heimlich, daß ich zu wenig für meine Exiſtenz gethan habe. Was mir angenehm war, wird mir gleichgültig, und was leicht iſt, Arbeit. Doch ich will nicht klagen! Gott iſt der Herr von unſern Schickſalen, und unſer iſt die Pflicht, uns in Demuth auch da zu unterwerfen, wo es uns ſchwer ankömmt, unſre Umſtände zu ertragen. Sie ſind allezeit beſſer, als wir ſie verdienen, und oft verliert nur unſre Eigenliebe, unſer Stolz, und nicht unſer Glück dabey. Dieß waren ſeine herrſchenden und täglichen Geſinnungen, als er ſeine eigne Vorleſungen über die Sittenlehre zu verfertigen anfieng. Der Beyfall, mit dem ſie angehört wurde, und die Zahl derer, welche ſich von dieſem liebenswürdigen Mentor in den Lehren der praktiſchen Weisheit unterrichten ließen, übertraf ſeine Erwartungen ſo weit, daß auch deswegen dieſe Beſchäfftigung ſeines Lehramtes eine ſeiner geliebteſten Arbeiten wurde. Ihr Werth iſt durch den Nutzen, welcher dadurch geſtiftet worden iſt, ſo beſtätigt, daß derjenige, welcher ſich wider ihn erklären wollte, ſich dem unwiderruflichen Urtheile eines allgemeinen Unwillens Preis geben würde. Akademiſche Unterweiſungen in der Moral müſſen freylich nicht in Homilien ausarten; allein ſie können methodiſch ſeyn, ohne die Miene der Methode zu haben. Die Wiſſenſchaft des Lebens läßt ſich gründlich vortragen, ohne ſich ein tiefſinniges Anſehen zu geben. Wenn man ſich gleich auf keine gelehrte Anatomie des Herzens einläßt, welche die Neigungen und Triebe deſſelben bis auf ihre kleinſten Faſern zergliedert, ſo kann man doch den Menſchen ſo ſehr mit ſich ſelbſt, mit ſeinen Verhältniſſen und Pflichten bekannt machen, als er ſeines Glückes wegen werden muß, um über ſeine Schuldigkeit richtig denken und die Vorſchriften der

Weisheit, denen er folgen ſoll, zulänglich kennen zu lernen. Moraliſche Unterweiſungen müſſen den Schmuck nicht ſuchen, noch viel weniger damit überladen ſeyn. Aber doch werden ſie durch Zierlichkeit und Anmuth, den Tugenden, die ſie lehren, ſo wenig nachtheilig ſeyn, daß dieſelben vielmehr dem Herzen dadurch mehr gefallen werden. Und welche Wiſſenſchaft ſollte wohl verlieren, wenn der Vortrag des Lehrers eine gewiſſe Begeiſterung ſeiner Seele für ſie verräth, oder wenn ſie mehr in der vollern Sprache eines Cicero, oder in den abgebrochenen einſylbigten Orakelſprüchen eines Chryſippus redet? Man hat freylich bey dieſem mehr zu rathen; aber ob man auch deswegen mehr lernt, weil man weniger zu empfinden und mehr zu rathen hat, das läßt ſich leicht entſcheiden. Gellert war, beſonders für die vornehmere akademiſche Jugend, ein vortrefflicher Sittenlehrer, weil er in ſeinem Vortrage mehr auf das Nützliche, und auf das, was allen Menſchen bekannt und immer gegenwärtig ſeyn ſollte, als auf das Neue und Außerordentliche ſah; weil er dem, was in der Moral zwar leicht zu verſtehen, aber ſchwer auszuüben iſt, den Reiz gab, wodurch es die Menſchen in der Aufmerkſamkeit darauf erhalten kann, weil er zwar nur die Moral der Philoſophie lehrte, aber einer Philoſophie, die in der Schule des Chriſtenthums unterrichtet, mehr Licht, und zugleich mehr Kraft zu beſſern hat; weil er endlich ihnen die Religion der

Offenbarung mit einer rührenden Erkenntlichkeit gegen ſie, als eine Führerinn anprieſ, die dem Wanderer die ſicherſten Wege zeigt, und ihn zugleich die nöthige Stärke zum Wandel auf dieſem Wege mittheilt.

Dieſe neuen Verdienſte um die ſtudirende Jugend erhöhten ſeinen Ruhm und breiteten denſelben immer weiter aus. Das wahrhaftig chriſtliche Genie des Schriftſtellers hatte ihn gegründet; der Eifer, die Treue und das Beyſpiel des öffentlichen Lehrers erhielt und erweiterte ihn. Wenig akademiſche Gelehrte werden ſich rühmen können, in ihren Vorleſungen ſo viele Zuhörer gehabt zu haben, als er hatte. Ihre Anzahl ſtieg oft auf vierhundert und darüber. Er nützte aber nicht allein auf dem Catheder. Sein perſönlicher Umgang, (und jedermann hatte einen ſo freyen Zutritt zu ihm, als wenn er ſein einziger Umgang geweſen wäre,) ſeine Miene, ſeine zwar kurzen aber immer überlegten Geſpräche und ſelbſt ſein bedeutendes Stillſchweigen waren, ohne daß er jemals die Rolle des Pädagogen ſpielte, gewiſſermaßen ſo lehrreich, als ſeine Vorleſungen. Er vermochte über die akademiſche Jugend ſo viel, daß man das Laſter auch darum ſcheute, weil man dadurch aus ſeiner Geſellſchaft ausgeſchloſſen oder zu ſeiner Beſchämung nicht von ihm bemerkt und unterſchieden zu werden fürchtete. In der Nähe und in der Ferne glaubten die Leſer und Leſerinnen ſeiner Schriften, daß ſie ihn zum Freunde, de, zum Rathgeber, zum Kunſtrichter, zum Lehrer haben müßten, und dieß Vertrauen zu ihm verwickelte ihn in einen weitläuftigen Briefwechſel, der ihm wegen der Schwachheit ſeines Körpers zuweilen beſchwerlich wurde, dem er ſich aber nicht entziehen wollte, weil er denen lieb und nützlich war, mit denen er geführt wurde. Wer einen rechtſchaffenen Hofmeiſter für ſeine Familie wünſchte, verlangte ihn von Gellerten. Er war in der Wahl derjenigen, die er zu dieſem Amte vorſchlug, um ſo viel vorſichtiger, je leichter man ſich aus guter Meynung in dergleichen Empfehlungen irren kann, und richtete dabey ſein Augenmerk vorzüglich auf den ſittlichen Charakter derjenigen, welche er vorſchlug. Er gab ſich auch viel Mühe, gute Hofmeiſter zu bilden. Deswegen hielt er nicht nur in beſondern Stunden öffentliche Vorleſungen über die Pflichten derſelben, ſondern machte es ſich auch zum Geſchäffte, ihnen ſowohl auf ſeinem Zimmer, als in ſeiner Correſpondenz mit ihnen, dazu mit guten Rathſchlägen und Erinnerungen beförderlich und nützlich zu ſeyn. Je williger er nun zu allen Arten angenehmer Dienſte war, deſto mehr Dienſte foderte man von ihm. In Leipzig war ſeit dem Anfange des Kriegs wegen der verſchiedenen Armeen, welche Sachſen durchzogen oder behaupteten, eine immerwährende Ebbe und Flut von Fremden, unter denen er durch ſeine Schriften ſo bekannt und hochgeachtet war, als bey der Akademie. Obgleich unter dem

Geräuſche der Waffen Vorzüge, wie die ſeinigen, wenig Aufmerkſamkeit zu erregen pflegen, ſo wurde er dennoch von allen denen beſucht, die Religion und Geſchmack ehrten, oder es doch für rühmlich hielten, ſagen zu können, daß ſie den Mann, der vor Andern der Liebling ſeiner Nation war, geſehen, geſprochen und gehört hätten. Nicht ſelten fanden ſich bey ſeinen Vorleſungen ſo viele Officiere in ſeinem Hörſaale ein, als wenn derſelbe das Vorzimmer eines Generals geweſen wäre. Die königlichen Prinzen des preußiſchen Hauſes, Carl und Heinrich, erwieſen ihm die Ehre ſich mit ihm zu unterreden. Er ſprach von dieſen Prinzen wegen der Menſchenfreundlichkeit und Gnade, womit ſie Sachſen vor allen unnöthigen Plagen des Krieges zu beſchützen und ihnen die nothwendigen Beſchwerden deſſelben auf alle Weiſe erträglich zu machen ſuchten, mit der größten Ehrerbietung und Bewunderung. Ich bin, ſchreibt er an eine ſeiner Freundinnen, geſtern auf Verlangen bey dem Prinzen Heinrich geweſen. In der That bin ich gern zu ihm gegangen, und ungern wieder von ihm. — Ich habe ihm mit vieler Empfindung im Namen meines Vaterlandes für die Gnade gedankt, womit er uns die Laſt des Krieges erleichtert hat. Dieſes gefiel ihm — Haben ſie nichts für ſich zu wünſchen? ſprach er, ich möchte ihnen gern dienen — Nein, gnädigſter Prinz, ich bitte um nichts, als um die Fortſetzung Ihrer unverdienten Gnade — Kann ich nicht ihren Freunden, oder denen, die ihnen lieb ſind, dienen? — Sie haben mir und meinen Freunden den ganzen Krieg über beſtändig Wohlthaten erwieſen. Der Prinz hatte viel Achtung gegen ihn, und gab ihm nach dem Kriege noch einen Beweis davon, als er ihm das Pferd, welches er in der Schlacht bey Freyberg geritten hatte, durch den Herrn von Kalkreuter zum Geſchenke machte. Alle Welt weis Friedrichs Unterredung mit ihm, worinnen der Dichter von dem Glanze des Helden nicht verdunkelt wird, und ſehr zu ſeinem Vortheile als ein zugleich beſcheidner und freyer vaterländiſcher Mann erſcheint, der das rühmliche Urtheil verdiente, welches dieſer Monarch von ihm gefällt hat. Dieſe Ehre, die oft nicht nur witzigen Köpfen, ſondern auch wohl denen, die Philoſophen ſeyn wollten, gefährlich geworden iſt, bewies, wie ausgebreitet der Ruf ſeines Namens und ſeiner Verdienſte war. Die Achtung für dieſe war es auch, welche den General Hülſen bewog, ſeinen Geburtsort die wohlthätigen Wirkungen derſelben erfahren zu laſſen. Unſer Städtchen, ſchrieb ſeine Schweſter an ihn, iſt mit einer ſehr leichten Einquartirung belegt worden, und der General hat dem Rathe ausdrücklich ſagen laſſen, dieſes geſchähe aus Wohlwollen gegen den Profeſſor Gellert und ſeine Schriften. Solche außerordentliche Zeugniſſe von dem Beyfalle, den er verdiente, vermehrte die Hochachtung gegen ihn bey denen, welche weniger auf den Mann, als auf den Schatten, ſehen, der ihm nachfolgt. Dieſen konnte er eben deswegen um ſo viel nützlicher werden, je größer ihre Hochachtung gegen ihn war.

So verdient er ſich indeß um die Univerſität gemacht hatte, ſo war er doch immer noch bloß ein außerordentlicher Lehrer an derſelben; nicht weil die Regierung ſeiner hätte vergeſſen können, ſondern bloß deswegen, weil in der Facultät, bey der er lehrte, noch kein ordentliches Lehramt erledigt worden war. Selbſt Ausländer von großem Anſehen bemühten ſich um die Erhöhung ſeines Gehaltes. Der engliſche Geſandte Mitchel that ſolches ohne ſein Vorwiſſen mit vielem Eifer. Gellert verehrte ihn zwar mit lebhafter Erkenntlichkeit für dasjenige, was er für ihn gethan hatte; er ſuchte aber auch die Wirkung ſeines Vorſpruches von ſich abzulehnen. Ich kann verſichern, ſchreibt er an den Grafen M. v. Br., daß ich ihn nicht darum gebeten habe. Ich ſuche kein Amt; ich bin krank, und kann auf kein langes Leben hoffen; ich leide keinen Mangel, und Gott giebt mir mehr, als vielen Andern; wie könnte ich mehr begehren? Ich habe es dem Geſandten ſelbſt geſagt, allein umſonſt. Bitten Sie Ihren Onkel, daß er ſich nicht durch dieſe ausländiſchen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Penſion für mich zu denken, da unſer Vaterland ſo unendlich leidet.

Unterdeſſen wurde durch das Abſterben D. Müllers, eines zu ſeiner Zeit nicht unberühmten Philoſophen, ein ordentliches philoſophiſches Lehramt erledigt. Sogleich ſchrieb ein angeſehener Beförderer der Wiſſenſchaften aus Dresden an ihn, daß die Regierung entſchloſſen wäre, ſeine Verdienſte nun mit dieſem Amte auf eine anſtändige Weiſe zu belohnen, damit er Zeit zur Ueberlegung haben möchte, ob er daſſelbe annehmen wollte oder nicht. Alle ſeine Freunde, Erneſti, Wagner und beſonders Rabener drangen mit großem Ernſte in ihn, eine der Abſicht der Regierung gemäße Entſchließung zu faſſen. Da er alles, was er zu den eingeſchränkten Bedürfniſſen ſeines Lebens brauchte, größtentheils bloß ſeinem Fleiße zu danken hatte, ſo konnte ein ſicheres und gewiſſes Einkommen bey ſeinen immer fortdauernden körperlichen Leiden, und bey ihren beſorglichen Folgen, ſehr angenehm ſeyn. Allein dieſe Betrachtung vermochte ſo wenig über ihn, daß er das Amt, das ihn erwartete, aller dringenden Vorſtellungen und Bitten ſeiner Freunde ungeachtet, von ſich ablehnte. Denn wie groß und unermüdet auch ſein Eifer war, der Univerſität zu nützen, ſo hatte er doch von den Pflichten eines ordentlichen Lehramtes ſo hohe und ſtrenge Begriffe, daß er ſeiner Kränklichkeit wegen dieſelben nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllen zu können fürchtete, und es darum für eine Pflicht des Gewiſſens hielt, ſich dieſer Gefahr nicht auszuſetzen. Was können

Sie mir, ſchrieb er an den Grafen M. v. Br., durch Ihre Vermittelung ein Amt auswirken wollen, das ich nicht wünſche? Ich habe es gegen Sie und gegen andre Freunde nicht aus einer übertriebenen Beſcheidenheit ausgeſchlagen; nichts weniger, gütiger Graf, ſondern aus Krankheit, Alter, und Mangel der Kräfte, aus Ueberlegung und Gewiſſen. Warum ſollte ich mich weigern, wenn das nicht meine Urſachen wären? Ich müßte ja fürchten, wider meine Pflicht zu thun; ich müßte wider meine eignen Vortheile handeln, und bloß aus Eigenſinn den Rath und die gütige Fürſorge meiner Freunde und Gönner verwerfen. Das weis ich, werden Sie mir nicht zutrauen. Wären Sie nur um mich und ſähen meine Beſchwerungen, die ich inſonderheit ſeit zwey Jahren dulde, die kranke Bruſt, an der ich leide, einen nagenden heimlichen Schmerz in meinem Kopfe, die Abnahme meines Gedächtniſſes, die mir die geringſten Arbeiten zur Laſt machen: ich weis gewiß, Sie würden mir nicht rathen, ein neues Amt anzunehmen. Die Akademie leidet nicht dabey; ich kann, was ich thun kann, als außerordentlicher Lehrer thun, wenn auch das, was ich thue, wenigen in die Augen fällt. Wenn ich im Jahre 1751 die Profeſſion hätte ſuchen ſollen, ſo würde ich geglaubt haben, es wäre Pflicht. Im Jahre 1761 halte ich es für Pflicht, ſie zu verbitten. Meine Freunde denken als Geſunde; da haben ſie recht. Ich denke und leide als ein Kranker;

da habe ich auch recht. Mein Entſchluß iſt nicht Flucht vor der Arbeit; das beweiſt mein zeitheriges Schreiben und Leſen. Daß ich die Kräfte nicht mehr habe, die ich vor zehn Jahren hatte, das kränkt mich; aber wie müßte ich mich nicht ſchämen, wenn ich glaubte, ich hätte ſie, und ſetzte mich ſelber in Unruhen und Umſtände, die ich hätte vermeiden können.

Dieſe dringenden Vorſtellungen hatten die Wirkung, die er wünſchte, und er war dafür ſo dankbar, als man es für eine große Wohlthat ſeyn kann. Indeß ließ er von ſeinem Fleiße in ſeinem Unterrichte ſo wenig nach, daß er ſich vielmehr, beſonders auch in ſeinen öffentlichen Vorleſungen, welche manche Lehrer ohne Bedenken vernachläſſigen, faſt über ſein Vermögen anſtrengte, damit er ſelbſt den geringſten Schatten des Argwohns, daß er ſeine Bequemlichkeit oder Freyheit dem allgemeinen Nutzen vorzöge, von ſich entfernt halten möchte. Er bedurfte wenig, weil er für ſeine Bedürfniſſe, für ſeine Bequemlichkeit und ſein Vergnügen wenig verlangte. Er verließ ſich mit völliger Zuverſicht auf die Vorſehung, ohne etwas Außerordentliches zu erwarten, weil er überzeugt war, daß es einem zufriednen Gemüthe nur ſelten an dem Nöthigen gebrechen könne. Zu dieſem Vertrauen hatte er auch in vielen rührenden Beweiſen ihrer Güte ſehr ſtarke Ermunterungen. Einer ſeiner geliebteſten Schüler, der Herr Graf Moritz von Brühl, gab ihm ſchon ſeit einigen Jahren (1762) ein jährliches Gehalt von anderthalbhundert Thalern, ohne daß Gellerts erkenntliches Herz den Wohlthäter entdecken konnte, der auch, ſo viel ich weis, erſt nach ſeinem Tode bekannt wurde. Es vergieng faſt kein Jahr, wo ihm nicht auf der Poſt anſehnliche Geſchenke von hundert, und zweyhundert Thalern zugeſendet wurden. Diejenigen, die ſie ertheilten, erhöhten den Werth ihrer Wohlthaten durch die Sorgfalt, womit ihre Großmuth dieſelben bloß zur Schonung ſeiner zärtlichen Dankbarkeit vor ihm verbarg. Allein auch die öffentliche Freygebigkeit hielt es für Pflicht, die beſcheidne Uneigennützigkeit zu belohnen, womit er zweymal ein ordentliches Lehramt abgelehnt hatte. Das Gehalt, welches er als ein außerordentlicher Lehrer hatte, wurde erhöht, und als Deutſchland einen ſeiner erſten und beſten Geſchichtſchreiber, Leipzig aber eine ſeiner vornehmſten Zierden der Akademie in ſeinem Maſcov verlohr, erhielt Gellert denjenigen Gnadengehalt, welchen dieſer große Mann gehabt hatte. Dieſes war eine neue Gelegenheit für Gellerten, zu beweiſen, wie uneigennützig und beſcheiden ſeine Art zu denken war. Die Penſion, die mir beſtimmt wird, ſchrieb er an ſeinen geliebten Grafen M. v. Br., ſo bald er von dem Entſchluſſe des Hofes benachrichtigt worden war, iſt groß, und ich muß Ihnen bezeugen, daß ich nicht eher gewußt habe, wie groß ſie iſt, als geſtern, da mirs mein Bruder geſagt hat. Sie beträgt vierhundert und fünf und achtzig Thaler. So viel, liebſter Graf, wünſche ich nicht, und ich getraue mich nicht es anzunehmen. Denn Sie müſſen ſich erinnern, daß ich auf Befehl des Hofes ſchon ſeit zehn Jahren eine Penſion von hundert Thalern genieße. Wenn ich dieſe beiden Penſionen zuſammen genöſſe, ſo hätte ich jährlich 585 Thaler. Nein, das iſt zu viel; mehr als ich wünſche. Von dieſer Summe kann noch ein rechtſchaffener Mann einen Antheil ziehen, ohne daß ich darbe. Ich dächte alſo, liebſter Graf, man ſetzte die Penſion auf vierhundert Thaler; auf dieſe Weiſe bekäme ich jährlich dreyhundert Thaler mehr, als ich gehabt habe, und wenn mich Gott nicht zu aller Arbeit unfähig werden läßt, ſo habe ich genug, und auch noch für Aermere, als ich bin, übrig. Dieſer Vorſchlag wurde nicht angenommen, ſo wenig als derjenige, in welchem er einige verdiente Männer nannte, denen er das Uebrige wünſchte. Er erhielt die ihm beſtimmte Belohnung, welche ihm die angenehme Verpflichtung auflegte, der akademiſchen Jugend, beſonders durch ſeine Geſellſchaft und ſeine Unterhaltungen mit ihr, angenehm und nützlich zu werden.

Als nach dem Tode des Königs Auguſts, Friedrich Chriſtian die Regierung antrat, ein Fürſt, von deſſen großen und einnehmenden Eigenſchaften Sachſen die Wiederherſtellung ſeiner vormaligen Glückſeligkeit ſich mit ſo vielem Rechte verſprach, weil er mehr als der Herr, weil er der

Vater, der Wohlthäter und der Tröſter ſeines ſo viele Jahre nach einander unglücklichen Volkes werden wollte, ſo richtete er eine ſeiner erſten Sorgen auf die Wiſſenſchaften, deren Flor in ſeinem Lande daſſelbe zu allen Zeiten von andern deutſchen Ländern unterſchieden hat. Er ſuchte den Glanz, den ſie noch immer hatten, durch die Belohnungen zu vermehren, welche er Gelehrten von vorzüglichen Talenten und Verdienſten beſtimmte. Dieſer liebenswürdige Fürſt gab von dieſen Geſinnungen in einer nur allzukurzen Regierung mehr Beweiſe, als viele Könige, welche ſich gern den Trajanen und Antoninen an die Seite geſetzt ſähen, in dem längſten Leben gegeben haben. Er bemerkte auch Gellerts Werth und Verdienſt zu einer Zeit, wo ſeine väterlichen Sorgen, die tiefen Wunden der allgemeinen Wohlfahrt zu heilen, ſo eifrig waren, als wenn ſie ſeine einzigen Sorgen geweſen wären. Er ehrte ihn nicht allein durch die ſtärkſten Verſicherungen ſeiner gnädigen Achtung, ſondern auch durch ein anſehnliches Geſchenk, um ſeinen Unterthanen und zugleich der Welt zu bezeugen, was Talente, Geſchicklichkeit, Rechtſchaffenheit und gemeinnützige Unverdroſſenheit für ihre Bemühungen, die Wiſſenſchaften und die Tugend zu befördern, von ſeinem gütigen Herzen zu erwarten hätten. Ein ſo väterlich geſinnter Fürſt war eines langen Lebens ſo würdig, als der allgemeinen Thränen der Sachſen, womit ſein früher Verluſt beweinet wurde. Gellert trauerte mit ihnen, und beklagte ſich bey ſeinem Tode zum erſtenmale, daß ihn die Lebhaftigkeit verlaſſen hätte, welche ein Dichter zur Verewigung eines ſo guten Fürſten haben muß. Sein Sohn und Nachfolger in der Chur hatte die Geſinnungen ſeines Vaters gegen ihn. Die Churfürſtinn, eine eifrige Gönnerinn der Wiſſenſchaften, wußte ſeine Verdienſte nach ihrem Werthe zu ſchätzen. Die Prinzen Albrecht und Clemens und die Prinzeſſinn Chriſtina verſicherten ihn in ihren Unterredungen einer Achtung und Gnade, welche der Güte ihres Herzens eben ſo viel Ehre machen, als ihrem Geiſte und Geſchmacke. So ſehr er in ſeinem Vaterlande geachtet und geliebt wurde, ſo viel Liebe fand er auch außer demſelben. Aus dem Reiche, aus Liefland, aus Dännemark, aus Ungarn erhielt er noch immer von unbekannten Freunden, die entweder ſeine Schüler geweſen waren, oder ihn ſeiner Schriften wegen hochſchätzten, anſehnliche Geſchenke. Der Herr von Rochau, auf Reckhan, den er im Kriege kennen gelernt hatte, unterhielt nicht allein einen beſtändigen Briefwechſel mit ihm, ſondern gab ihm auch jährlich, aller ſeiner Weigerung ungeachtet, Beweiſe einer Freygebigkeit, welche Wohlthäter aus einem noch höhern Stande unvergeßlich machen könnten.

In dieſen Umſtänden hätte Gellert, deſſen Wünſche allezeit mäßig und beſcheiden waren, ſehr zufrieden und glücklich ſeyn können, wenn es nur der Vorſehung gefallen hätte, ihm ſeine körperlichen Leiden zu erleichtern. Allein dieſe Leiden ließen ihn in eben den Jahren, worinnen er alles zu haben ſchien, was ein ſo beſcheidner Gelehrter von den Wohlthaten des Lebens erwarten oder begehren möchte, zu keiner anhaltenden Freudigkeit kommen. Er wünſchte eine höhere und edlere Glückſeligkeit und empfand unter der Finſterniß, welche ſeine Seele überſchattete, nur zu ſehr, wie leer alles Irdiſche iſt, wenn das Herz diejenige Heiterkeit nicht empfinden kann, welche einen höhern Urſprung, als das Glück des Lebens hat. Sein körperliches Uebel machte ihn ſchwermüthig, und in dieſer Traurigkeit fürchtete ſein gottſeliges Herz, daß die Urſache derſelben nicht bloß in den Leiden ſeines Körpers liegen möchte. Er verlangte nach dem Glücke der Zufriedenheit, welche aus einem ſtarken und anhaltenden Gefühle der Religion und der von ihr den Menſchen verſicherten Wohlthaten entſpringt. Je ſtärker aber dieſes Verlangen war, deſto weniger getraute er ſich, zu glauben, daß zum ruhigen und völligen Genuſſe dieſes Glückes auch eine gewiſſe Art von Geſundheit, die ihm fehlte, erfordert würde. Zwar pries er ſchon ſeit langer Zeit am Schluſſe eines jeden Jahres unter den Wohlthaten Gottes gegen ihn auch dieſes als eine der vornehmſten, daß er durch ſeine Kraft vor vorſetzlichen Unordnungen des Herzens und des Lebens bewahrt worden war. Gleichwohl ſchien ihm auch dieß zur völligen Beruhigung ſeiner ſelbſt über ſeinen geiſtlichen Zuſtand nicht genug zu ſeyn, weil er ſeinem Gebete, ſeinen Uebungen der Gottſeligkeit, ſeinen Gedanken an die Ewigkeit, ſeinem Glauben und ſeinem Beſtreben nach der innern Unſträflichkeit ſeiner Seele, mehr Eifer und Stärke wünſchte, als er bey ſeiner Kränklichkeit haben konnte. Er zum wenigſten erlaubte ſich ein ſolches Urtheil niemals, ſondern hielt eine gewiſſe Dürre, Trägheit und Unfähigkeit des Herzens zu bloß geiſtlichen Empfindungen mehr für Unvollkommenheiten ſeiner Seele, als für Wirkungen ſeines körperlichen Leidens, oder er befürchtete vielmehr, daß ein gelinderes Urtheil von der moraliſchen Beſchaffenheit dieſes Mangels von Lebhaftigkeit in ſeinen Empfindungen ihn zu einer Nachſicht gegen ſich ſelbſt verleiten möchte, welche ſeinen Beſtrebungen nach einer größern Vollkommenheit darinnen nachtheilig werden könnte. Darum hielt er es für Pflicht, ſich in einer beſtändigen Mißbilligung der Unvollkommenheit, die er an ſich ſelbſt zu bemerken glaubte, zu erhalten. Dieſe Bemühung aber, die ein beſtändiges und oft ſchmerzhaftes Gefühl ſeiner Kränklichkeit begleitete, konnte die Schwermuth ſeiner Seele eher vergrößern als vermindern. Seine Unruhen über die Mängel, welche er an ſich wahrzunehmen glaubte, vermehrten ſich mit ſeiner Aufmerkſamkeit auf ſeine Gedanken; und ſo gar auf alle auch unwillkührlichen Bewegungen ſeines Herzens. Er ſah in der Vergleichung derſelben mit den Forderungen der Religion, mehr auf dieſe, als auf ſeine leibliche Schwachheit, und blieb deswegen immer mit ſich ſelbſt unzufrieden. Er hatte zwar, wenn ſein Körper weniger litt, heitre Stunden und in dieſen auch ſtärkere und angenehmere Empfindungen der Frömmigkeit. Seine Freunde bezeugen, daß wenn er auch die Laſt ſeiner Leiden noch ſo ſehr empfand, dennoch Geſicht und Stimme ſich gleich veränderten, ſtark und heiter wurden, ſo bald man das Geſpräch auf Wahrheit, Religion, Tugend und Frömmigkeit lenkte. Dennoch wagte er ſich nicht, ſolche Veränderungen als ein günſtiges Vorurtheil für ſeine moraliſche Rechtſchaffenheit anzuſehen, wenn ihm in ſeinen dunklern Stunden Zweifel darüber einfielen. Dieſe Härte wider ſich ſelbſt war vielleicht übertrieben; ſie war aber wegen der Quelle, woraus ſie entſprang, ehrwürdig. Da er indeß bey dieſer Strenge ſeine Hoffnung, immer beſſer zu werden, nicht auf ſeine Stärke, ſondern auf die göttliche Gnade gründete, ſo ſicherte ihn dieſelbe vor der Gefahr, ſich für vollkommner zu halten, als er ſonſt wohl hätte glauben können. Sie bewahrte ihn auch vor der Traurigkeit, die aus einer zu nachtheiligen Meynung von ſich entſpringen, und ſeine Schwermüthigkeit vermehren konnte. Sein Eifer in der Beſchäfftigung mit dem, was dem Menſchen allezeit das wichtigſte ſeyn ſollte, wurde dadurch geſtärkt, und er ward um ſo viel vorſichtiger bey allem, was er ſich zu denken, zu reden und zu thun vornahm. Die heilige Schrift war, was ſie einem jeden ſeyn ſollte, ſein liebſtes Buch. Was er in dieſem göttlichen Buche, was er in andern geiſtlichen Schriften las, das betrachtete er alles mit einer ſorgfältigen Anwendung auf ſich ſelbſt und ſuchte dadurch ſeine Geſinnungen und Neigungen vollkommen zu machen. Ob er gleich ſein Gebet nicht mit derjenigen Heiterkeit verrichten konnte, welche er ſich wünſchte, ſo unterließ er daſſelbe doch niemals darum, daß er dazu nicht Freudigkeit genug bey ſich wahrnahm. Als er auch bemerkte, daß ſein Geiſt nicht Stärke genug hätte, ſeine Gedanken damit ſo lange zu unterhalten, als er gern gewollt hätte: So machte er ſichs zur Regel, öfter zu beten, wodurch ſeine Fertigkeit zu dieſem der chriſtlichen Rechtſchaffenheit ſo heilſamen Geſchäffte eine neue Stärke erhielt. Alle dieſe Bemühungen ſiegten freylich nicht über alle Bekümmerniſſe, zu dem ein beſtändiger Anlaß und Reiz in ſeiner Hypochondrie war; ſie vermehrten aber doch die Kraft ſeiner Seele zur unverdroſſenſten Ausübung ſeiner Pflichten. Vielleicht haben wenig Menſchen mehr traurige Tage gelebt, als er; gleichwohl wurden alle dieſe traurigen Tage nützlich angewendet, und gewiß werden ſich wenig Menſchen rühmen dürfen, ihre fröhlichern Tage nützlicher gebraucht zu haben.

Gellert wurde alſo ein neues Beyſpiel, daß anhaltende Leiden, mit einer frommen Gelaſſenheit und Standhaftigkeit erduldet, immer wohlthätig ſind, wenn ſie auch den Genuß der Glückſeligkeit verzögern, welche einer wahren Frömmigkeit beſtimmt iſt. Sie läutern die menſchliche Tugend, damit ſie ein lehrreiches Beyſpiel für diejenigen ſeyn könne, die mit ähnlichen Uebeln zu kämpfen haben. Eine Seele, welche bey der Erduldung derſelben immer auf Gott und auf ſeine gütigen Abſichten dabey ſieht, triumphirt endlich über die Schmerzen ihrer Empfindung, und wird ruhig, wenn ſie auch nicht mit Beſtändigkeit freudig ſeyn kann. Dieſes erfuhr auch Gellert, der ungeachtet ſeiner ſich immer gleichen Kränklichkeit in den fünf letzten Jahren ſeines Lebens zu einer Stille des Herzens kam, die nahe an die Glückſeligkeit und Freude grenzt, nach welcher er ſo lange geſchmachtet hatte. Dieſe Veränderung zeiget ſich, ob er gleich ſelbſt nicht darauf geachtet zu haben ſcheint, in ſeinen Tagebüchern ſehr deutlich; denn ſie werden kürzer, als die vorhergehenden ſind, weil ſie weniger Klagen über die Unruhen und Beängſtigungen ſeiner Seele enthalten, als die vorhergehenden, ob es gleich nicht an häufigen Bemerkungen ſeiner leiblichen Leiden fehlt. Er beklagt ſich zwar darinnen faſt bis an das Ende ſeines Lebens über ſeinen ſchwachen Glauben, über ſeinen Unmuth, über die Dunkelheit ſeines Geiſtes, über die Erſtorbenheit ſeines Herzens zu freudigen Empfindungen. Allein er macht ſich nicht mehr, oder doch viel ſeltner ſolche ſchwermüthige Vorwürfe, als er ſich vordem ſo oft gemacht hatte. In den darinnen geäußerten Geſinnungen herrſchet immer eine gleiche Demuth des Herzens. Gott erhält für das Gute, das er thut, allein die Ehre, und er ſelbſt thut ſich niemals genug. Allein er eignet ſich bey der Empfindung ſeiner Schwachheit die Verheißungen der göttlichen Gnade mit mehr Zuverſicht zu; er betrachtet ſeine Bekümmerniſſe, als Leiden, die er mit Geduld tragen ſoll; er ſagt ſich ſelbſt zum Troſte, daß ſein Glaube wohl ſchwach, aber doch aufrichtig ſey, und ermuntert ſich dadurch zum Kampfe wider alle aufſteigende Furcht, weil Gott auch einen ſchwachen Glauben annehme, und mehr auf die Redlichkeit als auf die Größe deſſelben ſehe. Ueberdieß bemerkt er ausdrücklich bey ſich mehr frohe Empfindungen der Gnade Gottes und ſeiner Wohlthaten, als ſonſt, und fodert ſich auf, getroſten Muths zu ſeyn, wenn er nicht immer merkliche Gefühle des Friedens mit Gott und der Freude des Glaubens habe, weil ſein Erlöſer ein treuer und mitleidiger Hoherprieſter ſey, welcher das Verwundete heilen und das Schwache warten wolle. Beſonders wurden die feyerlichen Tage, an welchen er an dem Gedächtnißmahle der Erlöſung Theil nahm, viel heitrer und erfreulicher für ſein Herz. Ich preiſe, ſagt er ſelbſt, *) die Barmherzigkeit Gottes, die heute groß an mir geweſen iſt. So ſchwach auch meine Vorbereitung zu die-

---

*) Tageb. v. 1765.

ſer ehrwürdigen Handlung geweſen iſt, und ob ich gleich wünſche, daß mein Herz bey derſelben empfindlicher geweſen wäre, ſo habe ich doch keine Zerſtreuungen oder Zweifel und keine Gedanken erduldet, die mich beunruhiget hätten; ich habe mit Ernſt beten, und die Predigt mit Aufmerkſamkeit hören können, und ich tröſte mich bey allem meinen geiſtlichen und leiblichen Elende des Wortes ſeiner Gnade, und bin gewiß, daß ich die Vergebung aller meiner Sünden, Gnade bey Gott durch Jeſum Chriſtum und ſeines Geiſtes Kraft zur Stärkung meines Glaubens und zur Reinigung von aller Untugend und die Hoffnung des ewigen Lebens habe.

Dieſe angenehme Veränderung war keiner Verminderung ſeiner körperlichen Leiden, welche immer dieſelben blieben, zuzuſchreiben. Das geheime Uebel, welches ihn täglich verfolgte, wich keinen Arzeneyen. Seine Freunde riethen ihm, den Gebrauch des Carlsbades noch einmal zu verſuchen, weil doch ſeine Geſundheit dadurch nicht verſchlimmert worden war, und die Bewegung ſowohl, als die Zerſtreuung für zuträglich gehalten wurde. Gellert folgte 1763 dem freundſchaftlichen Rathe ſeiner Aerzte. Die Brunnencur war ihm auch dießmal nicht nachtheilig, ob er ſich gleich keiner ſehr wohlthätigen Wirkungen derſelben rühmen konnte. Der Aufenthalt ſelbſt im Bade hatte viele Annehmlichkeiten für ihn. Er genoß das Vergnügen, Perſonen von dem erhabenſten Range kennen zu lernen, denen es eben ſo angenehm war, mit einem Manne bekannt zu werden, fur deſſen Schriften ſie ſchon lange eine vorzügliche Hochachtung hatten. Die Nachricht, die er ſelbſt davon an eine ſeiner vertrauten Freundinnen gegeben hat, iſt beſonders wegen der Schilderungen, die er darinnen von den Charakteren ſeiner neuen Bekanntſchaften macht, ſo unterhaltend, daß man zu viel verlieren würde, wenn man ihn nicht ſelbſt reden hörte. „Freuen Sie ſich, ſchreibt er, freuen Sie ſich mit mir, liebſte Freundinn! Ich bin nach ſieben Wochen glücklich aus dem Carlsbade an dem Orte, den ich mit Kummer verließ, ruhiger obgleich nicht geſünder, angelangt. Genug, ich habe eine Pflicht erfüllt, die ich, nach dem Ausſpruche der Aerzte, meiner Geſundheit ſchuldig war, und alſo mein Gewiſſen befriedigt; und das iſt Glück genug. Gefällt es Gott, den Gebrauch dieſer Cur, oder andrer Mittel, zu meiner Erleichterung zu ſegnen: ſo iſt es unendliche Wohlthat. Gefällt es ihm nicht, mich von meinem Uebel ganz, oder wenigſtens zum Theile, zu befreyen: ſo wird er mir Kraft geben, es gelaſſen zu tragen und zu meinem Beſten es anzuwenden; und auch dieſes iſt unendliche Wohlthat, wenn gleich nicht die erfreulichſte für das menſchliche Herz, das lieber frey vom Elende wäre. Aber unſer Herz verſteht es nicht, oder iſt zu begehrlich. — — Eine der erſten Vergnügungen, die bey meiner Ankunft auf mich wartete, war Ihr lieber Brief, für den ich

Ihnen; meine Freundinn, herzlichſt danke. Ja, ich weis es ſicher, daß Ihre Wünſche und Gebete für meine Wohlfahrt mich überall begleitet haben; und dieß verſtärket meine Pflicht, Sie zu lieben, mich über Ihr Glück, das Sie vor Andern genießen, zu erfreuen und Ihnen Beweiſe meiner Freundſchaft und Dankbarkeit Zeitlebens zu geben. Aber, werden Sie ſagen, könnten Sie mir nicht gleich einen neuen Beweis Ihrer Gewogenheit und Dankbarkeit, oder, wie Sie es nennen wollen, dadurch geben, daß Sie mir eine umſtändliche Erzählung von Ihren Schickſalen im Carlsbade machten? — Eine umſtändliche Erzählung? Das wird ſchwer halten. Und was würden Sie merkwürdiges wiſſen, wenn ich Ihnen ſagte, daß ich täglich früh um fünf Uhr an die Quelle gegangen wäre; acht, zehen, auch funfzehen Becher warmes Waſſer im Freyen getrunken; bald mit dieſem, bald mit jenem, am meiſten aber mit mir ſelbſt geredet hätte; nach dem Verlaufe von anderthalber Stunde mit meinem Reitknechte ſpazieren geritten wäre, ein Morgenlied geſungen, und fleißig nach der Uhr geſehen hätte, ob die Plage des Reitens bald überſtanden wäre; daß mich da der General Laudon mit ſeinem Schimmel, den er in der Schlacht bey Hochkirchen geritten, zuweilen begleitet hätte; daß ich nachher zu Hauſe eine Viertelſtunde in einem von meinen zwey Büchern geleſen, alsdann Chocolade getrunken, mich kraftlos angekleidet, darauf der öffentlichen Promenade genähert, und denen mich Preis gegeben; die aus Langerweile, oder aus Sympathie der Krankheit, oder aus Neubegierde, oder auch aus Liebe mich anſielen. Was würden Sie alſo wiſſen, meine liebe Correſpondentinn, wenn ich Ihnen alles dieſes erzählte? Und gleichwohl würden Sie nicht viel merkwürdigeres in meinem Journale des Carlsbades leſen; denn der Nachmittag, (das Trinken des Brunnens ausgenommen,) war immer wie der Vormittag, beſchwerlicher Müßiggang, Unterredung von guten und böſen Wirkungen des Bades, Compliment und Gegencompliment, Lobſprüche, die ich nicht verdiente, Fragen, die ich nicht beantworten mochte, Einladungen zur Tafel, die ich abſchlagen mußte, Reiten, wobey ich bald erfrieren, bald wieder vor Hitze ſchmachten mußte. Die Nacht, (welche Wohlthat!) war noch der beſte Theil meines Tages und Lebens in dem mir traurigen Carlsbade, in welchem ich ſchon vor zehen Jahren viel tauſend Thränen auf den höchſten Bergen, von allen Menſchen ungeſehen, verweinet habe.

Aber Ihre neuen Bekanntſchaften könnten Sie mir doch wohl erzählen? — Erzählen wohl, gute Mademoiſell, aber nicht genau ſchildern. Denn zu Schilderungen gehöret eine aufmerkſame Beobachtung; und Sie wiſſen wohl, daß bey Brunnencuren ſcharfes Denken verboten iſt. Eine meiner erſten und liebſten Bekanntſchaften war der Mann, den ich ſchon genannt habe, der General Laudon, ein Mann von einem beſondern Charakter; ernſthaft, beſcheiden, halb traurig, faſt wie ich; der wenig redte, faſt wie ich, aber richtig und wahr redte, nichts von ſeinen Thaten, wenig vom Kriege ſprach, der aufmerkſam zuhörte und in ſeinem ganzen Betragen, in ſeiner Art ſich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anſtändigkeit zeigte, die in ſeinen Reden herrſchte. Er iſt nicht groß von Perſon, aber wohl gewachſen; hager, aber weniger als ich; und hat nachſinnende, tief im Kopfe eingeſchloßne lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, faſt wie ich. Er wurde nur nach und nach vertraulich gegen mich, und vielleicht war meine traurige Miene ſchuld daran. O, ſagte er einmal zu mir, als er mich in der Allee fand: Ich käme oft gern zu Ihnen: aber ich fürchte mich, ich weis nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein andermal fieng er an: Sagen Sie mir nur Herr Profeſſor, wie es möglich iſt, daß Sie ſo viel Bücher haben ſchreiben können, und ſo viel Muntres und Scherzhaftes? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie ſo anſehe. — Das will ich Ihnen wohl ſagen, antwortete ich, aber ſagen Sie mir erſt, Herr General, wie es möglich iſt, daß Sie die Schlacht bey — — die Schlacht bey Kunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht einnehmen können? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie ſo anſehe. — Damals habe ich ihn das erſtemal lachen ſehen, ſonſt lächelte er nur. Er hatte ſich genau nach meinem Geſchmacke erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tiſche, als wenn er allein war; ließ meiſtens weiche Speiſen zubereiten; ließ meinen eignen Wein kommen; ließ mich vom Herzen herausreden, und redte ſelbſt ſo; ließ mich bald nach der Tafel gehen; kurz, er nahm meinen Willen faſt ganz an. Ich habe aus ſeinem Munde nichts als Gutes gehört, und immer gemerket, daß er religiös war. Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufſetzen; denn das war ſeine Klage, daß er nicht ſtudiert hätte. Aber in der That erſetzte ſein natürlich ſcharfer Verſtand und ſeine große Aufmerkſamkeit auf alles, bey ihm den Mangel der Wiſſenſchaften. Ueber dieſes lieſt er auch gern. Was geb ich Ihnen denn, fieng er einmal an, das Ihnen lieb iſt; ich möchte es wohl gern wiſſen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das iſt mir in meinen jetzigen Umſtänden gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem Laudoniſchen Regiment Lieutenant iſt, bat mich, ich möchte ſeinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig ſtudiren ließ. Er möchte gern noch ſtudiren. Gern, ſagte der General, wofern Sie ſich ihm wollen laſſen empfohlen ſeyn. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte: ſo führte er mich von der Geſellſchaft in eine entfernte leere Allee; und niemand ſtörte uns alsdann. — Unſer Abſchied war ſehr kurz. — Was ich Ihnen itzt geſagt habe, ſprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewiſſen — — Leben

Sie wohl, ich werde an Sie ſchreiben. — — Leben Sie auch wohl, liebſter Herr General, Gott beſchütze Sie und ſegne Ihr Leben.

Wen ich noch mehr habe kennen lernen? den Grafen U…, einen einſichtsvollen, erfahrnen und bey hohen Jahren noch ſehr belebten Mann, der mir viel Ehre erwieſen und mich durch nichts beleidiget hat, als daß er ſchwer hörte, und ich ſehr ſchreyen mußte, wenn er mit mir ſprach.

Der Graf Th-, ſein Schwiegerſohn, ein junger gutherziger und ganz für mich eingenommener Mann. Er eröffnete die Bekanntſchaft mit mir durch ein Compliment, das er mir von dem Herrn von S… aus Wien brachte: den andern Tag fragte ich ihn, wie der Herr von S… hätte wiſſen können, daß ich ins Bad kommen würde? Ach, ſagte er: Ich wollte geſchwind mit Ihnen bekannt werden, und da lief ich auf Sie zu und ſagte Ihnen das, um einen Anlaß zu einem Geſpräche mit Ihnen zu haben. — Niemand hat mich ſo oft beſucht als dieſer Graf Th-, niemand mir täglich ſo viele Gefälligkeiten erwieſen und andre ſo ſehr für mich eingenommen, als er. Ich werde es, ſagte er, meiner Kayſerinn ſagen, daß ich Ihre Bekanntſchaft gemacht habe, und ich werde dabey gewinnen. Er bat mich, daß ich ihm meine Schriften aus Leipzig ſchicken ſollte. Aber, wozu Herr Graf? Sie haben ſie ja alle, oder können ſie doch, wie Sie mir ſelbſt geſagt haben, alle in Wien bekommen. Das iſt wahr, Herr Profeſſor; aber ich will ſie von Ihnen haben, damit ich ſie von Ihnen habe; und damit ich Ihnen danken und an Sie ſchreiben kann. Als er von mir Abſchied in meinem Hauſe nahm, fieng es heftig an zu regnen. Nun, ſprach er, das iſt mir ſehr lieb, daß es regnet: ſo kann ich doch mit Ehren noch einige Augenblicke länger bleiben. Er war munter, wahr und von einem ſehr guten Herzen. Wenn ich nur in Leipzig ſtudiert hätte! Das war ſein Wunſch. Er hatte gehört, daß ich Chocolade und keinen Caffee trinken ſollte; und ſogleich kam er in mein Haus, und brachte mir zwey Pfund von ſeiner Wiener Chocolade. Seine Gemahlinn war eine angenehme Frau; und die Mutter war es eben ſo ſehr.

Der General Z.., ein ehrlicher, alter, frommer Soldat, mit dem ich gern ſprach. Wegen Schwäche und Wunden des Kopfes nahm er ſeinen Hut auch bey der Tafel nicht ab. Ich rieth ihm, ſeine Stelle niederzulegen und bloß für ſeinen Tod zu leben. Es gefiel mir außerordentlich, daß er ſeine Tochter, ein Fräulein von etlichen zwanzig Jahren, ſo ſehr liebte, daß ſie faſt ganz ſeine Geſellſchaft war. Gieng er: ſo gieng ſie mit ihm; fuhr er: ſo ſaß ſie bey ihm.

Der Herr von Z.., aus Schleſien, der kränkſte und doch gelaſſenſte Mann im ganzen Bade. Sein ganzer Leib war Gicht: und ſein Geſicht, ſobald ihn die Schmerzen einige Augenblicke verließen,

ßen, war dennoch fromme Zufriedenheit. Er kam vierzig Meilen und darüber, in der Sänfte von ſeinen Unterthanen getragen, mit geſchwollenen Füßen an, trank den Brunnen und ſchwoll bis in den Unterleib. Er aß ſeit vielen Monaten kein Fleiſch; zuletzt keinen Biſſen Brodt mehr; und Suppe und Waſſer und Hofmanniſcher Balſam war ſeine Nahrung. Ich beſuchte ihn oft und zuletzt wohl des Tages zwey und dreymal, ſchenkte ihm ein bequemes Buch zu ſeiner Andacht, dafür er mich ſehr ſegnete, und war einer von denen, die ihm nach zwölf oder vierzehn Tagen den Rückweg anriethen. Wäre es nach dem Rathe des Bademedici gegangen: ſo hätte er bleiben und forttrinken müſſen, ob er gleich keine Nacht ſchlief, große Schmerzen, inſonderheit in der Bruſt litt, und ohne drey und mehr Bedienten nicht aufrecht erhalten werden konnte. Er war bis in die letzten Jahre des Kriegs geſund geweſen, und das Schrecken über die Kroaten mochte ihm wohl in ſeinem drey und ſechzigſten Jahre zur Gicht geworden ſeyn. Was geben Sie mir denn für ein Troſtwort mit auf den Weg? ſagte er bey ſeinem Abſchiede zu mir. Denken Sie oft, kranker und theuerſter Mann, ſprach ich, an die Worte: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich ſtärke dich, ich helfe dir, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. Er faltete ſeine zitternden Hände und ſah gen Himmel und weinte bitterlich. Bis Zitcan hat ihn ſeine Sänfte glücklich gebracht; weiter geht meine Nachricht von ihm nicht.

Und weiter ſollen auch meine Nachrichten in dieſem Briefe überhaupt nicht gehen, als bis auf dieſen Kranken. Sehr viele, die ich da geſprochen, (gütiger Gott! wie verdiene ich Unwürdiger das!) haben mir, wo ſie mich ſahen, Gutes über Gutes gewünſcht und mir für meine Schriften, inſonderheit für meine Lieder, oft und viel gedanket. So leicht iſt es, die Liebe der Menſchen zu erlangen, wenn man kein unnützlicher Autor zu ſeyn, ſich bemühet hat, und in dieſer Abſicht nicht unglücklich geweſen iſt!

Leben Sie wohl, liebſte Freundinn, und grüſſen Sie Ihre theuerſten Aeltern, Ihre gute Schweſter, Ihren Bruder und Herr Z.., dem ich bald ſchreiben will, auf das verbindlichſte und beſte. Leipzig, den 25. Auguſt, 1763."

Gellerts Geſundheit war zwar durch den Gebrauch des Brunnens 1764 nicht beſſer geworden; ſie hatte aber auch nicht gelitten. Weil nun ſein Körper noch Kräfte genug zu haben ſchien, die Wirkungen deſſelben auszuhalten, ſo urtheilten die Aerzte, daß der wiederholte Gebrauch nützlich werden könnte, da ſein Uebel ſeinen Sitz vornehmlich im Unterleibe zu haben ſchien. Er ließ ſich alſo zu einer neuen Reiſe ins Carlsbad überreden; allein auch dieſe Reiſe war für ſeine Geſundheit vergeblich, wiewohl dieſelbe gleich der vorigen

gen ihre Annehmlichkeiten hatte, indem er theils die Bekanntſchaften des vorigen Jahres erneuerte, theils auch einige neue machte, die ihm nicht anders als angenehm ſeyn konnten. „Endlich, ſchreibt er an die Freundinn, der er ſeine vorjährige Reiſe beſchrieben hatte, bin ich, Gott ſey Dank, auch das zweytemal, und, wie ich hoffe und wünſche, das leztemal aus dem Carlsbade, ohne Gefahr und Unglück, wieder zurück gekommen. Dieſe Nachricht ertheile ich Ihnen eher, als meinen übrigen Freunden, weil ich weis, daß Sie dieſelbe mit Verlangen erwarten, ſich darüber freuen, und Gott mit mir für dieſe Wohlthat preiſen werden. Die Geſchichte dieſes wiederholten Gebrauchs des Carlsbades, iſt beynahe die Geſchichte des vorigen Jahres. Ich habe den Brunnen vier und dreyßig Tage getrunken, ohne kränker oder geſünder zu ſeyn, als ich außer dem Carlsbade war. Ich bin, ohne Ausnahme, der Erſte bey dem Brunnen, der Erſte zu Pferde, und der Erſte in der Allee geweſen, den gute und böſe Menſchen geſucht, betrachtet, ausgefragt, und bald mit Mitleiden beehret, bald mit Lobſprüchen beſchämet, auch wohl gemartert haben. Ich habe viele Bekanntſchaften des vorigen Jahres wieder angetroffen, als, den Grafen U∗∗∗ und ſeine Gemahlinn, die mir nicht allein viel Ehre, ſondern ein beſondres Vertrauen erzeigten, (die letzte beſchenkte mich bey dem Abſchiede mit einem Buche von der unlängſt verſtorbenen Erzherzoginn

Iſabelle, worein ſie ihren Namen ſchrieb,) ferner den General Z..., der mich bey dem erſten Anblicke brüderlich umarmte, und mir ſagte, daß er in ſeinem fünf und ſechzigſten Jahre ein Bräutigam wäre. Den General Laudon fand ich nicht; aber dafür den preußiſchen General S.., einen beleſenen und gewiſſenhaften Soldaten, den ich vor etlichen Jahren in Leipzig kennen lernte, und der mir ſchon damals bey einem vertrauten Geſpräche geſtund, die größten Glückſeligkeiten ſeines Lebens, für die er Gott nie genug danken könnte, wären folgende geweſen; ein frommer Vater, deſſen Beyſpiel ihn früh gerührt; ein rechtſchaffner Hofmeiſter, der ihn ein Jahr lang ſorgfältig unterwieſen, und gegen die Religion empfindlich gemacht; und endlich eine Gemahlinn, die ihn durch Liebe und Klugheit von vielen Fehlern abgezogen, auf ſich ſelbſt aufmerkſamer, und täglich weiſer und zufriedner gemacht hätte, und an deren Verluſt er nie ohne Thränen und ohne Angſt ſeiner ganzen Seele denken könnte. Ich rieth ihm damals zu einer zweyten Heirath, und er präſentirte mich im Carlsbade ſeiner zweyten Gemahlinn mit dieſen Worten: Dieſes iſt der Freund, der mich ermuntert hat, mein Glück in der Ehe noch einmal zu ſuchen, und dem ich in ihrem Beyſeyn ſagen muß, daß ichs gefunden habe. Eigentlich hatte er die Schweſter ſeiner verſtorbenen Frau zur zweyten Gemahlinn gewünſchet. Aber dieſe ſtirbt unvermuthet, und empfiehlt ihm ſeine itzige Gemahlinn, mit der er nach ſeinem Wunſche und Verdienſte lebt. Vermuthlich in Rückſicht auf das verbindliche Compliment, welches mir ihr Gemahl gemacht, da er mich ihr vorgeſtellet, war ſie darauf gefallen, mich durch eine Gefälligkeit zu überraſchen. Sie hatte, ich weis nicht wie, erfahren, daß ich ein Liebhaber von Blumen wäre, und ſchickte mir den Tag nachher ein ſehr ſchönes Blumenbouquet. Ich freute mich nicht wenig darüber; aber meine Freude war nur kurz. Ich erhielt es des Morgens, als ich noch am Brunnen war. Die anweſenden Damen ſammelten ſich um mein Bouquet, wie die Bienen, und zu meinem nicht geringen Verdruſſe ſahe ich mich genöthigt, es unter ſie zu vertheilen.

Kaum war ich im Carlsbade angekommen, als die Fräulein Sch.. nebſt der Mademoiſell P.. mich auf meinem Zimmer bewillkommte. Dieſes war nach drey verdrießlichen und ſchweren Tagen der Reiſe der erſte frohe Augenblick. Sie können leicht vermuthen, liebſte Mademoiſell, daß ich mich zu der Gräfinn am meiſten gehalten, und da die Fräulein wegen ihrer Unpäßlichkeiten beſtändig zu Hauſe ſpeiſte, am öfterſten und liebſten bey ihr geſpeiſet habe. An der Gräfinn und ihrer Tochter habe ich, wenn ichs auch ſonſt nicht gewußt hätte, mit Augen geſehen, daß wahre Verdienſte, wenn ſie mit Beſcheidenheit erſcheinen, an allen Orten und bey allen Arten von Menſchen Beyfall, Liebe und Ehrerbietung erhalten. Auch die Perſonen, die ſonſt aus Nationalſtolz Fremde nicht gern bemerken mögen, und an unſrer Tugend zweifeln, weil wir uns nicht zu ihrer Religion bekennen, haben bey der Gräfinn und ihrer Tochter eine Ausnahme gemacht. Die Gräfinn B.., das habe ich mehr als einmal aus böhmiſchem und öſterreichiſchem Munde gehört, iſt eine Frau, die alle Welt hochachten muß. Ihre Tochter durfte ſich nur zeigen; ſo gefiel ſie durch ihren gelaßnen und leutſeligen Charakter. Die Comteſſen U... und T... liefen ihr auf allen Schritten nach, und begleiteten ſie früh um ſieben Uhr, nebſt mir, den größten Theil der Stadt hindurch in ihrem Reiſewagen, und ſahen ihr ſo lange mit naſſen Augen nach, daß ich mich der Thränen kaum enthalten konnte — Auch die Frau von Z.. und die Frau Präſidentinn L..., die das gute Herz bald zu Freundinnen machte, gefielen überall.

Doch ich ſoll Sie wohl mit meinen neuen Bekanntſchaften unterhalten? Gut, meine beſte Correſpondentinn, hier ſind einige. Der Graf H.., einer von den wieneriſchen Großen, nebſt ſeiner Gemahlinn. Die Gräfinn B.. hatte mir beide vorzüglich gelobt, und ich fand an beiden, was ſie mir geſagt hatte; zwo merkwürdige und ſchätzbare Perſonen. Da er die Wiſſenſchaften liebte, und kränklich war, fand er ſich bald zu mir, und machte mir ſeine Bekanntſchaft ſogleich leicht und angenehm. Er unterſchied ſich durch ſein Geſicht eben ſo ſehr von andern Menſchen, als durch ſein gutes und gewiſſenhaftes Herz. Eine ſehr hohe Stirne von Ernſt und Verſtand; große blaue Augen, die gleichſam aus ihren Ufern zu treten ſchienen, und vor der Stirne herum floſſen; eine auſſerordentlich große Habichtsnaſe; dieſes war das Sonderbare ſeines länglicht hagern Geſichts, und doch gefiel dieſes ſonderbare Geſicht, ſo bald man es einigemal geſehen hatte, weil es Verſtand und Redlichkeit verſprach. Er hatte, wie ſeine Gemahlinn, die meiſten europäiſchen Länder geſehen, und ſchien nur das Gute von fremden Nationen an ſich genommen zu haben. Ich, ſagte er unter andern zu mir, als wir von den Sitten der Höfe redten, gehe ſelten nach Hofe, und ſuche keine andre Ehre, als die genaue und gewiſſenhafte Beobachtung meines Amtes; aber ſo oft ich nach Hofe komme, habe ich das Vergnügen, daß mich die Herrſchaft öfter kommen heißt, und die Günſtlinge mich freundlich empfangen, weil ſie wiſſen, daß ich nicht zu meinem Vortheile und auch nicht zu ihrem Schaden komme. Seine Gemahlinn hatte viel Verſtand, ohne daß ſie damit zu ſchimmern ſuchte; viel Lebensart, ohne daß man im Umgange ſich von ihr beſchämt fühlte; viel große Welt, aber gute große Welt, ſo daß ſie ſich mit Verſtand herabließ, und mit einer natürlichen Gutheit und Heiterkeit einnahm. Sie war ſchon in dem Herbſte ihres Lebens, und noch immer ihres Mannes Freude und Leben, und er, dem Alter

ter nahe, war ihr eben das. Ich kann es mit Wahrheit ſagen, daß ich in der großen Welt kaum ein zärtlicheres, ein mit Anſtande zärtlicheres Ehepaar geſehen habe. Sie folgte ihm, der viel und gern gieng, über die höchſten Berge zu ganzen Stunden, ohne alle andre Geſellſchaft. Sie begleitete ihn auf einer Wieſe, wo ſie keine Zuſchauer hatte, zu Pferde. Sie befreyte ihn, ſo bald ſie merkte, daß ihm das Spiel zur Laſt ward, vom Spiele, und nahm ſeine Laſt auf ſich. Sie ſoll ſtets, wie mir die Gräfinn B . . geſagt, einen ſehr koſtbaren Schmuck getragen haben. Ich kann Sie verſichern, und Sie werden mir leicht glauben, daß ich das nicht wahrgenommen: aber das Portrait ihres Mannes, das ſie auf einem Arme trug, und das bis zum Erſtaunen ähnlich war; dieſes fiel mir an einer Dame, die ſchon ſechszehn bis zwanzig Jahr vermählet war, oft in die Augen. Sehen Sie, ſagte der Graf H . . einſt zu mir, als er ſeine Doſe öffnete, (er ſchnupfte beſtändig,) das iſt meine Tochter von ſechs Jahren, mein einziger Wunſch und meine einzige Sorge auf Erden. Das gute Kind hat die Pocken noch nicht gehabt — — Niemand hielt ſich ſo ſehr zur Gräfinn B . . als die Gräfinn H . ., und niemand war der Gräfinn B . . lieber, als ihre Gräfinn H . . . Kaum waren ſie fort, ſo kam ein Bedienter, und brachte mir im Namen des Grafen H . . ſechs Bouteillen Tokayer Wein. Ich redte mit dieſem Menſchen, und konnte mich nicht enthalten, Ihm meine Verwunderung über die Liebe und Beredſamkeit zu erkennen zu geben, mit der er von ſeiner Herrſchaft ſprach. „O, ſagte er, ſo ſind wir im Hauſe alle, ſo viel es unſrer giebt, geſinnt, und wer nicht ſo iſt; den dulden wir nicht. Es ſind Leute zu zwanzig Jahren bey dem Grafen, die noch kein ungütiges Wort gehört haben. Wir werden wie die Kinder gehalten, und müſſen wohl gut ſeyn. Wir dienen auch alle mit Freuden und ſehen und wiſſen nichts als Gutes und Ordnung im Hauſe. —“ So machen gute Herrſchaften gute Bediente.

Die Gräfinn T * * *, auch aus Wien. Sie hatte nicht den einnehmenden Geiſt der Gräfinn H * *, nicht ihr edel gebildetes Geſicht, nicht ihre angenehmen und alles überredenden Manieren; nein, ſie hatte mehr eine traurige, aber doch leutſelige Miene, verſprach nach ihrem Geſichte nichts, als Gutherzigkeit, und hatte doch, wenn man mit ihr redte, eben ſo viel Verſtand, als Beſcheidenheit; keinen Originalverſtand, aber einen Verſtand, der durch das Leſen guter Schriften und durch Achtſamkeit, Erfahrung und Anwendung gebildet, und durch ein gutes Herz inſpiriret war. Sie blieb länger im Carlsbade, als die Gräfinn H * *, und daher wurden unſre Geſpräche auch vertraulicher und beſtimmter. Gnädige Frau, ſagte ich einmal zu ihr, als wir lange von der Erziehung der Kinder geredet hatten: nach dem, was ich von Ihnen itzt gehöret, wünſchte ich wohl, daß Ihre Kayſerinn Ihnen eine von ihren Prinzeſſinnen zur Erziehung anvertrauen möchte. „Sie irren ſich aus guter Meynung von mir, verſetzte ſie. Ich habe es erfahren, daß es ganz etwas anders iſt, gut von „der Erziehung urtheilen, und ſie ſelbſt bey den „tauſendfachen Hinderniſſen, die ſie zumal bey „Hofe findet, gut und glücklich beſorgen. Ich „habe dieſes Amt ſechs Monate geführet, und, „unzufrieden mit mir, und krank am Gemüthe „und Leibe, wieder aufgegeben. Aus großem „Eifer, alles auszurichten, richtete ich ſehr wenig „aus. Mein größter Fehler war, daß ich mich „nicht verbergen, nicht meine Zufriedenheit noch „meinen Unwillen zur rechten Zeit verdecken konnte. Auch wenn ich ſchwieg, verkündigte doch „mein Geſicht wider meinen Willen die Meynung „meines Herzens; und ſo gab ich denen, die ich „regieren ſollte, die Anleitung, ſich meiner zu bemächtigen. Es iſt ſchwer, ſeine eignen Kinder „zu ziehen; aber unendlich ſchwerer iſt die fremde „Erziehung, wenn man keine Naturgaben dazu „beſitzet, und ſich nur auf Eifer und Regeln des „Verſtandes verläßt. Ich kenne nur Eine Frau, „die alle Gaben, Kinder fremder Aeltern zu bilden, beſitzet, und das iſt die Beaumont. Meine Tochter, fuhr ſie fort, die Sie kennen, iſt „mehr durch mein Beyſpiel, weil ich ſie nie von „meiner Hand gelaſſen, als durch meinen Unter-

„richt, mehr durch meinen Umgang und durch ihre große Liebe zu mir, mehr durch den göttlichen „Segen, um den ich täglich gebetet, als durch „meine Weisheit und Klugheit gebildet worden.“ In der That war die Tochter, die ſchon erwachſen war, ein gutes geſittetes Kind, die viel ähnliches mit der Fräulein S⸗⸗ hatte.

Die Comteſſin H⸗⸗ aus Schleſien, kann ich nicht mit Stillſchweigen übergehen. Sie war eine Canoniſſin, und war ihrem Bruder, dem Fürſten, zu Gefallen ins Carlsbad gegangen, eine verſtändige, ernſthafte und beleſene Dame, die ſehr gütig von mir dachte. Sie war weder die H⸗⸗, noch die T⸗⸗⸗, und doch war ſie eine der beſten Perſonen im ganzen Bade, von der Gräfinn V⸗⸗ und von allen hochgeachtet. Ich habe ihr meine Schriften verſprechen müſſen, weil ſie ins Reich, in ihr Stift geht. Ihr Bruder war auch ein würdiger aber kränklicher Herr, voll Beſcheidenheit und guter Kenntniſſe. Hier fällt mir der Prinz von Z⸗⸗⸗ ein, von dem ich Ihnen, wenn Sie mir es nicht als eine Eitelkeit auslegen wollen, ſagen will, was er mir Angenehmes geſagt hat. Er gieng durchs Carlsbad und ſpeiſete Mittags bey der Gräfinn U⸗⸗⸗. Er hatte von mir gehört und wollte mich gern ſprechen. Die Gräfinn U⸗⸗⸗ weis nicht, wie ſie es anfangen ſoll, weil ich ihre Tafel auf immer wegen meiner Kränklichkeit verbeten hatte. Sie ſchickt alſo zur Gräfinn W⸗⸗ und läßt ſie bitten, mich zu überreden, daß ich die Gräfinn U ⸗ ⸗ ⸗ nach der Tafel beſuchen möchte; ſie hätte etwas mit mir zu reden, das keinen Verzug litte. Ich gieng alſo hin, und fand den Prinzen von Z ⸗ ⸗ ⸗. Herr Profeſſor, fieng er an, mein jüngſter Sohn, Ihr großer Freund, würde mirs nicht vergeben, wenn er hörte, daß Sie im Carlsbad geweſen wären und ich Sie nicht geſprochen hätte. Wenn er des Tages über fleißig und folgſam geweſen iſt, ſo darf er zur Belohnung eine Stunde in Ihren Schriften leſen. Er wird ſich ſehr freuen, wenn Sie ihn grüßen und Ihrer Freundſchaft verſichern laſſen. — Darum bitte ich Ihre Durchlaucht ehrerbietigſt und zugleich, daß Sie dem Prinzen verſichern wollen, wie ich noch weit beſſere Belohnungen für ſeinen Fleiß wüßte, als meine Schriften — Er ſagte mir darauf viel Schmeichelhaftes, das ich ohne roth zu werden, ziemlich ſtillſchweigend anhörte. Bey dem Abſchiede dankte ich ihm noch für den Schutz, den er meinem Vaterlande geleiſtet hätte. — Er iſt, halter, nicht ſonderlich geweſen, Herr Profeſſor, ſondern nur gut gemeynt. Ich hätte wohl mehr thun mögen, auch ſollen.

Dieß ſind denn ungefähr die kleinen Anekdoten meines abermaligen Aufenthalts im Carlsbade. Sie ſind ſehr unvollkommen und trocken; aber Sie werden es auch an der Schrift ſehen, liebe Freundinn, daß ſie mit kranker Hand aufgeſetzet ſind, und nur für Sie. Den zweyten dieſes Monats ſind wir aus dem Carlsbade gegangen. Heute iſt der fünfte, und ich habe ſeit dieſer Zeit auf der Reiſe, und hier in Bonau, wo ich dieſes ſchreibe, mehr erduldet und verloren, als die ganzen fünf Wochen im Bade. So demüthiget mich Gott, damit der Beyfall der Menſchen mein Herz nicht mit Stolz und Vertrauen zu mir aufblähe, und damit ich, wenn Andre nichts als Gutes an mir bemerken, ich deſto mehr mich an meine Fehler und Gebrechen erinnern möge, die ſie nicht wiſſen, noch wiſſen können. Der Beyfall der Menſchen, iſt wie der Reichthum, eine wichtige Wohlthat, dafür wir Gott danken ſollen; aber wie leicht überlaſſen wir ihm unſer Herz! — Ich will den Brief mit etlichen Anmerkungen beſchließen. Ich habe dießmal mehr merkwürdige und gute Frauenzimmer, als Mannsperſonen, im Bade kennen lernen — Viele Menſchen mögen im Bade beſſer zum Umgange ſeyn, als außer dem Bade, und ſich, ohne daß ſie es wiſſen, in etwas verwandeln, das ſie nicht ſind. Die ſich von ihren Geſchäfften, oder von den Sorgen des Hauſes los geriſſen haben, fühlen ihre Freyheit, und werden biegſamer, gefälliger. Die Stolzen, weil ſie ohne Herablaſſung keinen Umgang hätten, werden beſcheidener. Die Meiſten, weil der Auftritt in dieſer flüchtigen Welt nur drey oder vier Wochen währet, thun ſich Gewalt an, um ihre Rolle mit Beyfall zu ſpielen, und leben wie gute Menſchen. Viele ſchränken ihre Leidenſchaften ein, weil es die Cur befiehlt, und die Furcht der Krankheit, die immer am kräftigſten überredet. Die Kränklichen verbergen ihr ängſtliches und verdrießliches Weſen, um die Geſunden nicht von ſich hinweg zu ſeufzen. — Und ſo macht das Bad auf einige Wochen geſellige, nachgebende, beſcheidene, geſprächige, mitleidige, freundſchaftliche Menſchen, und läßt unter hunderten kaum etliche ſchlechte Seelen übrig. Ich habe alſo immer nach dem Leben außer und vor dem Bade geforſchet. —

Noch ein Wort von dem Pr. L⸗⸗⸗. Ich habe dieſen Mann, den ich herzlich liebe und ehre, wenig genießen können. Ich bin ein einzigmal mit ihm ausgeritten, und nur zweymal, da ich doch alle Tage kommen konnte, habe ich mit ihm gegeſſen. Zu Hauſe war er immer mit Aufwartungen umgeben, und in der Allee war ich nicht mein. Ich habe dabey nicht wenig verloren. Ihnen iſts bekannt, was für ein verdienſtvoller Mann er iſt; und auch an ſeiner Frau habe ich eine ungemein ſchätzbare Frau gefunden. In ihrem Charakter herrſcht Unſchuld und Freundſchaft, ſo wie in dem Charakter ihrer Schweſter, der Sch⸗⸗⸗, Munterkeit und Beredſamkeit. Der Madame R⸗⸗ und ihrem Manne und dem kleinen Legationsrath L⸗⸗⸗ (alles Eine Geſellſchaft) bin ich auch ſehr gut geweſen. Mit Sch⸗⸗ und L⸗⸗⸗ habe ich noch in Meißen ſtudirt. —

Ich muß Ihnen doch noch ein kleines Unglück erzählen, das mir im Carlsbade begegnet iſt, mich ſehr beunruhiget hat und Zeitlebens mich beunruhigen wird. Ich litt bald Anfangs durch das brennende Waſſer, das man zu ganzen Stunden trinkt, an meinen ohnehin kranken Zähnen. Endlich kam es ſo weit, daß ich (lieber hätte ich alle meine Bücher verloren, die mir doch gewiß nicht gleichgültig ſind,) den zum Sprechen nothwendigſten obern Vörderzahn einbüßte, deſſen beide Nachbaren ſchon lange verloren gegangen waren. Ich glaube, ich mag über dieſen Verluſt wohl geweinet haben. Das grauſamſte war, daß mir der Doctor anmuthete, ſelbſt Hand an den Zahn zu legen; aber ich konnte es nicht ſo weit bringen, bis endlich der Doctor mein Peiniger ward. Seyn Sie ruhig, ſagte er, es iſt ein geſchickter Zahnarzt aus Prag hier, der Zähne glücklich einſetzet, und Sie ſind wegen Ihres Amtes verbunden, ſeine Hülfe zu gebrauchen. Ich ſchickte traurig nach ihm. Er verſprach mir alles, und kam den andern Morgen, marterte mich mit Inſtrumenten, die der Scharfrichter nicht ärger hat, mit Feilen und Lanzetten, und zwang mir eine Reihe von drey Zähnen mörderiſch ein. Ich duldete alles, gieng unter vielen Schmerzen zur Gräfinn V⸗⸗ zu Tiſche, und konnte mit den neuen Zähnen weder reden, noch eſſen, noch ſchlafen. Nachmittags ließ ich meinen Zahnarzt wieder rufen, bat ihn, daß er mich von meiner Marter befreyen, und mir kein Wort weiter von künſtlichen Zähnen ſagen ſollte. Hier haben Sie die drey Ducaten für Ihre Mühe, — und, Sauer, nehme er dieſe Zähne zu ſich, bis ich ſie ihm wieder abfodern werde. Alſo hatte ich einen unentbehrlichen Zahn, und drey Ducaten und einen ganzen Tag verloren, Vormittags, (der Doctor und Zahnarzt hatten alles ausgebreitet) Glückwünſchungen und gegen Abend Condolenzen angenommen. Indem ich über dieſen meinen Verluſt noch niedergeſchlagen am Fenſter ſtand, ſahe ich einen alten ehrwürdigen Juden, einen Mann, den der Schlag vor vielen Jahren gerührt, und der vierzig Meilen hinter Warſchau herbeygekommen war, von ſeiner Frau und zwey Kindern geleitet, vorbey ſchleichen, und dachte: Biſt du nicht viel glücklicher, als dieſer Mann? Du kannſt noch gehen und reden; das kann er nicht. Sey nicht undankbar!

Eben zu der Stunde, da wir im Carlsbade ankamen, begrub man unter einem großen Gewitter den Grafen Eſterhaſi, einen Badegaſt und ehemaligen Geſandten an unſerm Hofe, der krank aus Wien abgereiſet war: ſeine Geneſung ſicher im Carlsbade erwartet, noch den Abend, da er angekommen, ſechs Becher Brudel begierig getrunken, darauf wohl geſchlafen, den andern Tag wieder getrunken, und den dritten ſein Leben geendiget hatte. Herr, lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen; mit dieſem Gedanken weihte ich meine Stube ein. — Aber nun auch kein Wort mehr vom Carlsbade; kein Wort mehr, als: Gott ſey Dank und Preis!

Und Sie, liebe Mademoiſell; es ſind ſchon acht Wochen, daß ich keine Nachrichten von Ihnen habe. Sie haben doch binnen dieſer Zeit mit Ihrem ganzen Hauſe geſund und zufrieden gelebt? Das hoffe ich, und erwarte, es bald von Ihnen zu hören. Die Gräfinn B ⸗ ⸗ und der Pr. L ⸗ ⸗ ⸗, beide verſuchten mich mit dem Antrage, mit ihnen nach Dresden zu reiſen. Aber ich war nicht geſund genug, einer ſolchen Verſuchung nachzugeben, und beſchloß, lieber meinen felſichten Weg über Annaberg und Chemnitz nach B ⸗ ⸗ und Leipzig zu nehmen. — Ich dächte, Mademoiſell, Sie beſuchten die Frau Geheimdekammerräthinn W ⸗ ⸗, und überbrächten ihr und ihrem Gemahle in meinem Namen die herzlichſten Verſicherungen meiner Hochachtung und Freundſchaft. Endlich bitte ich eben dieſes gegen Ihren Herrn Vater, Ihre Frau Mutter, Ihre Demoiſell Schweſter, Ihren Herrn Bruder, auch Herrn Z ⸗ ⸗ und ſeine Frau Liebſte zu thun. Und nun leben Sie wohl. B ⸗ ⸗, den 7. und 8. Auguſt, 1764.

Noch eine kleine Begebenheit, damit der Bogen voll wird. Als ich in den erſten Tagen einmal früh bey dem Neubrunnen vorbey ritt, kam ein Herr auf mich zu gelaufen und hielt mein Pferd ſehr freundlich an. „Vergeben Sie mir eine un-

„beſcheidne Frage, Herr Profeſſor, ich bin der „Baron St- aus Schleſien; Ihre Schecke kömmt „mir ſo bekannt vor, und ich möchte wohl gern „wiſſen, ob Sie das Pferd ſchon lange hätten?“ Wie lange ichs habe, Herr Baron, das kann ich Ihnen nicht ſo genau ſagen; — ſchon übers Jahr. — Vielleicht wollen Sie lieber wiſſen, wo ichs her habe? Aus dem Stalle des Prinzen Heinrichs von Preuſſen. — „O nun weis ich alles. Sein Generaladjutant „Kalkreuter hat es von mir für den Prinzen gekauft. Er hat es immer auf dem Marſche geritten. O wie freut michs, daß die Schecke in „Ihren Händen iſt! Ich habe Sie, Herr Profeſſor, ſo lieb, und es iſt ein ſehr gutes Pferd, das „ich ſelbſt zugeritten habe. Nun, das iſt ein unerwartetes Vergnügen für mich.“ — — Ich dankte ihm herzlich, und bat, daß er ja ſein erſtes Recht auf das Pferd nicht erneuern möchte.“

Gellert, der gern that, was er nicht allein ſelbſt für Pflicht hielt, ſondern auch Andre für ſeine Pflicht erklärten, hatte dieſe Reiſe mehr aus Gehorſam gethan, als in der Hoffnung, einige Linderung ſeiner Leiden zu erhalten. Er verſprach ſich keine Befreyung davon, als durch den Tod, den er ſonſt gefürchtet hatte, an den er aber mit immer mehr Neigung denken lernte. Er glaubte zu empfinden, daß ſich ſeine Kräfte täglich mehr verlören. Selbſt die Arbeiten, deren er ſeit ſo vielen Jahren gewohnt war, koſteten ihm eine beſondre Anſtrengung, weil er ſeiner immer fortdauernden Beſchwerungen wegen mit keinem freyen und heitern Geiſte zu ſeinen Geſchäfften kommen konnte. Um nun mit den ihm noch übrigen Kräften zum gemeinen Beſten ſo ſparſam umzugehen, als ihm möglich war, ſchränkte er ſich auf den Umfang von Kenntniſſen ein, die er ſchon ſeit verſchiednen Jahren in ſeiner Sphäre erlangt hatte, ſuchte ſie aber ſeinen Zuhörern ſo nützlich zu machen, als nur von einem ſo treuen und gewiſſenhaften Lehrer erwartet werden konnte. Sein Beyfall verminderte ſich gar nicht: denn ſein Unterricht, theils in den ſchönen Wiſſenſchaften, theils in der Sittenlehre blieb nicht allein immer ſo lehrreich und unterhaltend, als er allezeit geweſen war, ſondern erhielt auch ſelbſt durch ſein kränkliches Anſehen, und die ſanfte Mattigkeit ſeiner Augen und ſeiner Stimme etwas ſehr Rührendes. Ohne ein Greis zu ſeyn, hatte er das Väterliche und Ehrwürdige eines Greiſes, dem ſeine jüngere Nachwelt mit Ehrfurcht und Luſt zuhört, weil ſelbſt ſein Ernſt lauter Freundlichkeit und Güte iſt. Die Lehren aus ſeinem Munde hatten die Anmuth eines ſtillen Sommerabends kurz vor dem Untergange der Sonne, mit deren Entfernung die von ihr verſchönerte Natur nicht ihre Schönheit, aber die Lebhaftigkeit und den Glanz des Tages verliert. Sein Vaterland weiß, mit welch einem Beyfalle und Eindruck er in den letzten Jahren ſeines Lebens mit andern öffentlichen Lehrern in Leipzig vor dem Churfürſten, vor ſeinem hohen Hauſe und ſeinem Hofe verſchiedene öffentliche Vorleſungen 1765 bis 69 gehalten hat. Die Thränen, welche ſie ſeinen Zuhörern ablockten, bezeugten, wie ſehr nicht allein der Innhalt und der ſanfte Reiz ſeines Ausdruckes, ſondern auch der perſönliche Werth des Mannes, der ſie hielt, rührten. Der Churfürſt und die Churfürſtinn, ſeine Frau Mutter, verſicherten ihn ihrer Achtung mit den ſtärkſten Ausdrücken und mit beſondern Gnadenbezeugungen. Er hatte 1767 ſo ſehr gefallen, daß der Churfürſt eine Abſchrift ſeiner moraliſchen Vorleſungen für die akademiſche Jugend verlangte, um ſich, wie er ihm ſagen ließ, aus denſelben zu belehren, welches einem Herzen, wie das Seinige war, erfreulich ſeyn mußte, ſo ſehr auch ſein Gefühl für alle bloß irdiſchen Freuden geſchwächt war. Seine 1768 immer mehr erlöſchenden Kräfte erregten einmal den Gedanken bey ihm, ob er nicht alle akademiſchen Arbeiten aufgeben, und ſich auf dem Lande bey einigen Freunden bloß mit der Vorbereitung zu ſeinem Ende beſchäfftigen ſollte. Allein er verwarf dieſen Gedanken, weil er die Pflicht noch ſtärker fühlte, den Studirenden mit ſeinen Lehren, mit ſeinem Rathe und mit ſeinem Beyſpiele ſo lange zu dienen, als ihn ſeine Kräfte nicht ganz verließen, und dieß war auch gewiß die ſchönſte Vorbereitung zu ſeinem Ende, das ihm immer näher kam. So eifrig er das wahre Beſte derſelben wünſchte, und ſuchte, ſo betrübt war er, wenn er ſie auf Abwege gerathen ſah, vor denen er ſie mit allem Ernſte und zugleich mit aller Zärtlichkeit eines Freundes und eines Vaters warnte. Die Studirenden empfanden es auch und hatten eine außerordentliche Ehrerbietung und Liebe gegen ihn. Einen ſehr merklichen Beweis davon erfuhr er beſonders 1768 ungefähr ein Jahr vor ſeinem Tode, als ſich auf einmal ein eben ſo ungewöhnlicher als unglücklicher Geiſt der Unruhe der in Leipzig ſtudirenden Jugend bemächtigte. Gellert, voll Bekümmerniß darüber, daß dadurch eine Univerſität verunehrt werden ſollte, die ſeit mehr als einem halben Jahrhunderte den Ruhm einer geſitteten und wohlanſtändigen Aufführung ihrer Studirenden behauptete, ermahnte ſie aus eigner Bewegung beym Schluſſe einer ſeiner moraliſchen Vorleſungen in einer ſo zärtlichen als ernſthaften Anrede zu einem friedlichen und ſittſamen Verhalten. Sie hatte auch bey ſeinen Zuhörern, deren Anzahl, beſonders in ſeinen moraliſchen Vorleſungen, ſich oft über einige hundert belief, die Wirkung, daß einer den andern, aus Liebe zu ihrem Lehrer, zu beſänftigen ſuchte. Obgleich dadurch die Ruhe nur auf einige Tage hergeſtellt wurde, ſo bewies doch auch dieſes ſchon das Anſehen, worinne er bey ihnen ſtand, kleinerer Züge ihrer Hochachtung auch unter den bald wieder erneuerten Unruhen nicht zu gedenken. Er wiederholte alſo, ſelbſt von der akademiſchen Obrigkeit dazu veranlaßt, ſeine Ermahnungen in einer andern Anrede, zu deren Ausarbeitung er weder Zeit, noch Geſundheit und Heiterkeit hatte, die aber bey aller ihrer Kürze auf einen jeden Jüngling, der Gefühl hatte, Eindruck machen mußte.

„Der Fremde und der Einheimiſche, meine Herren, der Hohe und der Niedere hat unſrer Akademie ſeit Jahrhunderten den Ruhm der Wohlanſtändigkeit und der guten Sitten ertheilet. Laſſen Sie uns wachen, ich bitte Sie, dieſe Ehre nicht durch Ausgelaſſenheit zu verlieren, ſondern durch Stille und Eingezogenheit täglich mehr zu behaupten. Wie nöthig iſt dieſe Erinnerung, dieſe Bitte in unſern Tagen geworden! Und von wem wollten Sie eben dieſe Erinnerung, eben dieſe Bitte williger anhören, als von mir, von dem Sie wohl wiſſen, wie ſehr ich Ihre Ehre, Ihr Vergnügen und Ihr Glück ſuche und liebe? Von mir, den Sie gewiß wieder lieben und achten? So hören Sie mich denn an, Theuerſte Commilitonen! Doch ich bins nicht allein, der redet; nein, im Namen und auf Befehl meiner Obrigkeit, die zugleich die Ihrige iſt, der ichs, als ein Lehrer zu gehorchen, für meine Ehre halte, wenn es auch Lernende nicht für ihre Ehre halten wollten; im Namen dieſer unſrer Obrigkeit ſoll ich Ihnen öffentlich ſagen — doch nicht Euch, Edelmüthige, Lehrbegierige Jünglinge — ſondern jenen wenigen Unruhigen, Leichtſinnigen ſoll ich öffentlich ſagen, was ſie wohl nie mögen erwogen haben; — daß es in einer wohleingerichteten Republik ein Verbrechen ſey, ſeine wahren oder vermeynten Vorzüge, Rechte und Freyheiten aus eigner Macht, ohne den Arm der Obrigkeit, mit angemaßter Gewalt zu behaupten: denen ſoll ich ſagen, was ſie wohl nie mögen erwogen haben: — daß nächtliche Auflaufe und Tumulte anzurichten, eine ſichtbare Umſtürzung der Geſetze, die äußerſte Störung der öffentlichen Ruhe, die höchſte Beleidigung eines ganzen ehrwürdigen Publici ſey: denen ſoll ich ſagen, was ſie wohl nie mögen erwogen haben: — daß nächtliche Auflaufe und Tumulte anzurichten, der nächſte Weg, auch wider unſern Willen, zum Verbrechen des Mordes ſey — ſchrecklicher Gedanke: denen ſoll ich endlich ſagen, was ſie wohl nicht müſſen erwogen haben: — daß der, welcher ſeiner Obrigkeit und ihren Anordnungen widerſtrebet, der Ordnung Gottes widerſtrebe. Und wer biſt du, Jüngling, der du mit kaltem Blute und gefliſſentlich der Ordnung deines Gottes widerſtreben kannſt?

Wie? meine geliebten akademiſchen Mitbürger, in der ſtillen Stunde der Nacht, wo ſchon manch frommes Herz zu ſeinem Gott betet und ihn dankbar preiſet; wo mancher elende Kranke auf ſeinem Lager nach Ruhe und Troſt jammert: in dieſer Stunde der Nacht durch Geſchrey, und Tumult, und tödtliche Gewaltthätigkeit das fromme Gebet des Chriſten unterbrechen, den Jammer

mer des Kranken vermehren, den Fleiß des für uns noch arbeitſamen Gelehrten, für unſre Bequemlichkeit noch arbeitſamen Künſtlers und Handwerkers, hindern? — Und dieſen Verfall der Sitten ſollte unſre Akademie, deren Ehre die Sittſamkeit war, gelaſſen anſehen? O ſo wollte ich ſelbſt eilen und mich zu den Füßen meines Fürſten werfen, der Zucht und Ehrbarkeit und Weisheit liebt, und durch ſein Beyſpiel lehret, und wollte ihn nicht um eine Gnade, die er mir zu bitten befohlen hat, ſondern um ſeine Ungnade und Strenge gegen die Unruhigen und Ungeſitteten, um die Wiederherſtellung unſrer guten Sitten anflehn; oder ihn um die Gnade anflehn, daß er mir erlauben möchte, meine letzten kranken Tage an einem ruhigern Orte, als in dem mir ſonſt ſo liebenswürdigen, ſo ſtillen Leipzig zu beſchließen, wo ich die guten Sitten nicht mehr mit Erfolg lehren könnte.

Ach! Mitbürger, Freunde, Söhne dieſer Akademie und theurer, würdiger Aeltern, in deren Namen ich Sie zugleich anrede, nein, nicht alſo, liebe Jünglinge; nicht alſo! ſondern was ehrbar, was gerecht, was züchtig, was geſittet, was liebreich, was wohl lautet: iſt etwand eine Tugend, iſt etwan ein Lob, dem denket nach! Das iſt deine Ehre, ſtudirender Jüngling, deine wahre Ehre vor Gott und den Menſchen; und du wollteſt ſie lieber in dem betrügeriſchen Urtheile einiger deiner leichtſinnigen Commilitonen ſuchen, die weder ſich, noch dich, noch die Ehre kennen; die dich in wenig Jahren gar nicht mehr kennen? und nicht vielmehr in dem Beyfalle und der Liebe verſtändiger Männer, deiner Gönner, Freunde und Lehrer, der Beförderer deines künftigen Glücks? Würdeſt du nicht erröthen, das, was du, verborgen in der Dunkelheit der Nacht, ſtürmiſch zu erlangen ſucheſt, am hellen Tage, im Angeſichte der Stadt, eben ſo kühn zu ſuchen?

O, meine Brüder, wo iſt für Studirende mehr wahre Ehre, mehr Ruhe, mehr unſchuldiges Vergnügen, mehr Freyheit und Nutzbarkeit von je her geweſen, als auf unſrer Akademie? Haben wir nicht Schauſpiele, Concerte, Gärten, Spatziergänge, Landhäuſer, öffentliche Cabinetter, Bücherſäle, Unterſtützungen durch Stipendien und Freytiſche? Haben wir nicht Künſte und Wiſſenſchaften aller Arten zu unſerm Dienſte und zum Vergnügen? Haben wir nicht eine gelinde akademiſche Obrigkeit — einen für unſre Ruhe ſorgenden Stadtmagiſtrat — einen gütigen und väterlich geſinnten Gouverneur? Und wir wollten nicht unſre Ehre und Dankbarkeit darinne ſetzen, unter ihnen ein geruhiges und ſtilles Leben zu führen, in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit? Das ſey ferne von uns. In dieſer Hoffnung verlaſſe ich dieſe Stelle, die ich lieber nie wieder betreten möchte, wenn meine Hoffnung, meine väterliche Bitte unerfüllt bleiben ſollte.“

Man weis, daß dieſe Ermahnung das Ihrige zur Herſtellung der öffentliche Ruhe beygetragen hat. Indeſſen wurde ſeine Geſundheit immer ſchwächer, und er konnte bis an ſeinen Tod nie wieder zu dem Grade von Erholung kommen, die er doch in den vorigen Jahren bisweilen gefühlet hatte. Man empfand deswegen faſt durchgängig eine zärtliche Bekümmerniß. Der Churfürſt ſelbſt nahm Theil daran, und ſeine Sorge dafür war ſo aufmerkſam, daß er ihm aus ſeinem Stalle, damit es ſeinem kranken Körper nicht an einer ihm beqemen und heilſamen Bewegung fehlen möchte, ein ſichres, und in ſeinem Gange ruhiges und ſanftes Pferd nach Leipzig führen ließ. Man kann nicht dankbarer ſeyn, als Gellert für dieſes Merkmaal der vorzüglichen Achtung und Gnade ſeines Fürſten war. Er machte auch einigen Freunden von dieſem Churfürſtlichen Geſchenke, von der Neugierigkeit, mit welcher Pferd, Zügel und Sattel betrachtet wurde, von den dadurch veranlaßten Geſprächen und Gerüchten davon eine Beſchreibung, worinnen man eine gewiſſe angenehme Munterkeit bemerkte, die man nicht mehr von ihm gewohnt war. Doch ſein Körper war durch beſtändige Leiden ſchon ſo entkräftet, daß er auch die leichteſte und ſanfteſte Bewegung nicht mehr ertragen konnte. Dieſe Entkräftung hinderte ihn, da 1768 eine neue Ausgabe ſeiner Werke veranſtaltet wurde, ihnen die Verbeſſerungen zu geben, die er gern darinnen gemacht

macht hätte. Ich würde, ſagt er in der Vorrede, da der Mangel der Geſundheit mir Verbeſſerungen verbietet, einen guten Theil meiner Schriften lieber ganz zurück genommen haben, wenn mir dieſes Recht darüber zuſtünde. Ich muß ſie alſo dem Publico ſo überlaſſen, wie es ſie zeither mit ſeinem Beyfalle aufgenommen hat, und hoffen daß ſowohl ſeine Mängel überhaupt, als auch einige jugendliche Stellen meiner erſten Aufſätze, wenn das Uebrige nützlich iſt, leicht ſeine Nachſicht erhalten werden. Nur in den Luſtſpielen, die bey der Vorſtellung am erſten unglückliche Wirkungen auf das Herz thun können, habe ich einige Veränderungen vorgenommen, und kein Autor kann in Abſicht auf die Ehre der guten Sitten und des Geſchmacks zu vorſichtig und ſtrenge ſeyn. Er eignete dieſe Ausgabe 1769 dem Churfürſten zu, und die Zueignung wurde ſehr gnädig aufgenommen. Wie liebreich, ſchreibt er in ſeinem Tagebuche, nahm mich dieſer theure Fürſt, der allein war, nicht auf! Welch eine gütige Antwort gab er mir nicht auf meine Anrede, in der ich ihm ſagte, daß ich ihm nicht ſowohl meine Dankbarkeit hätte zu erkennen geben wollen, die ich durch keine Worte ausdrücken könnte, ſondern daß ich mehr das Publicum hätte erinnern wollen, wie viel ich meinem Fürſten ſchuldig wäre, und was die Sachſen für einen großmüthigen Regenten verehrten. O, ſprach er, dafür danke ich ihnen; das wird mir viel Anſehen geben;

ben; ihr Name iſt überall bekannt. Da ich gieng, ſagte er: Werden ſie mir nicht dieſe Meſſe wieder eine moraliſche Vorleſung halten? Dieſe hielt ich auch bald darauf über die Selbſtbeherrſchung; vielleicht, Gott ſey Preis! nicht ohne Nutzen. Ich darf es kaum ſagen, wie liebreich mir der Fürſt und ſeine Gemahlinn dankten. Alſo hat mich Gott dieſe Meſſe glücklich überſtehen und überall Gnade und Liebe finden laſſen. Bald darauf that er eine Reiſe über Meißen nach Oberau und endlich nach Haynichen. Ich habe, ſagt er, völlig von meiner Vaterſtadt Abſchied genommen. Gott ſegne ſie und die Meinigen, und erbarme ſich meiner!

Nach ſeiner Zurückkunft 1769 entſchloß er ſich, die letzte Hand an ſeine Vorleſungen über die Moral zu legen. Es waren öftere und dringende Foderungen an ihn gethan worden, daß er ſie ans Licht ſtellen möchte. Auch hatten ihm verſchiedne Freunde dazu gerathen. Er trug Bedenken, ihrem Rathe Gehör zu geben. Selbſt der Beyfall, mit dem ſie angehört worden waren, konnte ſeine Zweifel nicht ganz überwinden, ob ſie auch Werth genug hätten, der Nachwelt überliefert zu werden, beſorgt und mit Grunde beſorgt, daß man im Leſen mehr fodere, als im Hören. Zwar konnte ihm ſelbſt, bey aller ſeiner Beſcheidenheit, der Nutzen, den ſie auf der Akademie ſchafften, nicht verborgen bleiben. Dieſer war zu ſichtbar, und um ſo viel größer, da ſein bekannter ungefärbter Eifer für Gottesfurcht und Tugend ſeinem mündlichen Vortrage keinen geringen Nachdruck gab. Eines ſo gewiſſern Vortheils wollte er ſich nicht gern gegen den ungewiſſern Nutzen begeben, der etwa von dem Drucke ſeiner Moral zu erwarten ſtünde. Indeß gewann er doch aus den günſtigen Urtheilen ſeiner Freunde mehr Zuverſicht zu dieſem Werke, und ſie bewegen ihn endlich, nicht lange vor ſeinem Tode, zum Entſchluſſe, ſeine Moral, ſo viel in ſeinem Vermögen war, durch eine ſorgfältigere Durchſicht in den Stand zu ſetzen, daß ſie nach ſeinem Tode dem Drucke überlaſſen werden könnte. Sein Tod verhinderte die Ausführung ſeines Vorſatzes, und er überließ die Ausgabe ſeines Werkes ſeinen Freunden, einem Schlegel und einem Heyer, denen ſie die Welt zu danken hat. Wie beſcheiden er ſelbſt davon urtheilte, iſt aus ſeinem Aufſatze bekannt, den er zum Vorbericht vor ſeine Moral beſtimmt hatte. Sie ſollte ſich, wie die Vorrede ſeiner würdigen Freunde bemerkt, dem Verſtande nicht von der Seite zeigen, von der ſie ſeine Kräfte zu ſchärfen und ſeine Wißbegierde zu befriedigen, am ſicherſten iſt. Man ſollte darinnen kein neues bequemeres Lehrgebäude, keine neuen Entdeckungen in dieſer Wiſſenſchaft, keine Beantwortung ſpitzfindiger Zweifel, keine glücklich ausgedachten Hypotheſen, keine Auflöſungen problematiſcher Fragen, keine ſtrenge Demonſtrationen ſuchen; ſie ſollte ſich vornehmlich dem Herzen empfehlen. Ihr vorzüglichſtes Verdienſt ſollte in der Wahl des Brauchbaren, in der ſteten Rückſicht des Verfaſſers auf die chriſtliche Religion, und in der Methode beſtehen. Gleichwohl haben einige ſie nicht aus dieſem Geſichtspunkte betrachten mögen. Um nur zu tadeln, (denn was Männer von gewiſſen Verdienſten thun, muß allezeit getadelt werden;) haben ſie bemerken wollen, daß ſie nicht tief genug wäre. Allein obgleich Gellert dieſe Tiefe nie zur Abſicht gehabt hatte, ſo fodert doch die Gerechtigkeit, die man dieſem vortrefflichen Werke ſchuldig iſt, die Anmerkung, daß es Gelehrte giebt, denen auch wohl ein ſeichtes Waſſer, weil es trübe iſt, tief, und hingegen ein Strom bey aller ſeiner Tiefe ſeicht zu ſeyn ſcheint, weil das Waſſer deſſelben ſo klar iſt, daß auch ſie bis auf den Grund ſehen können.

Gellert erlebte die Ausgabe eines ſeiner ſchätzbarſten Werke nicht. Seine Kräfte waren erſchöpft. Er wurde ſchon lange mit ſchmerzlichen Verſtopfungen beſchwert; immer mußte die Kunſt der Schwachheit ſeines Körpers zu Hülfe kommen; aber dieſe Hülfe vermehrt, je nöthiger ſie wird, die Schwachheit durch die augenblickliche Stärke, welche ſie der entkräfteten Natur mittheilt. Im Anfange des Decembers 1769 äußerte ſich eine völlige Unfähigkeit zu den gewöhnlichen Abſonderungen mit den ſchlimmen Folgen, welche ſie zu begleiten pflegen. Heine und Hebenſtreit, beide ſeine eifrigen Freunde, beide erfahrne Aerzte allein zu ihm; verſäumen nichts, was die Kunſt vermag, den geliebten Kranken zu retten. Ludwig, ihr verdienſtvoller Lehrer, der, außer ſeinen tiefen Einſichten in alle Theile ihrer Wiſſenſchaft, ſelbſt ſeiner Jahre wegen, eine noch ausgebreitetere Erfahrung hatte, vereinigt ſeine Bemühungen mit den Ihrigen, Mittel zu entdecken und anzuwenden, welche der erſtorbenen Natur ihres Freundes ein neues Leben mittheilen könnten. Die Stadt und die Akademie zittern vor dem Verluſte, mit dem ſie bedroht werden. Allein die Zeit ſeiner Belohnung war gekommen, und Gellert, welcher gleich alle Hoffnung des Lebens aufgegeben hatte, freute ſich vielleicht zum erſtenmale mit einer Freude, die von keiner Traurigkeit umwölkt wurde. Er hatte in ſeinem Leben oft an den Tod gedacht; aber, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe gegen ſeine Freunde, gemeiniglich mit Furcht und nicht ohne Sorgen, daß es ihm ſchwer werden möchte, die Schrecken deſſelben zu überwinden. Allein je demüthiger der wahre Chriſt von ſich denkt, deſto weniger vermuthet er die verborgne Stärke, die er in der Religion hat. Seine Furcht war vielleicht bloß ein körperlicher Schauer geweſen, und ſeine Seele hatte nur die Zeit erwartet, wo allein der Chriſt den Tod mit einer wahren Unerſchrockenheit und Freudigkeit betrachten kann. Er ſchien nun durch ſein eben ſo zuverſichtliches als demüthiges Vertrauen auf die ewige Erbarmung Gottes durch

Chriſtum über ſich ſelbſt erhaben zu ſeyn. Die Schwermuth, dieſe beſtändige Gefährtinn ſeines Lebens, durfte ihm nicht bis zum Eintritte in die Ewigkeit folgen. Er hatte keine Bekümmerniſſe mehr, und doch dachte er von ſeiner eignen Unvollkommenheit und Unwürdigkeit vor Gott noch immer eben ſo, als er allezeit davon gedacht hatte. Seine Seele ſah auf die Herrlichkeit, der ſie entgegen eilte. Damit tröſtete er auch ſeine Freunde, welche voll Betrübniß waren, daß die Kunſt der Aerzte ihre Wünſche für die Verlängerung ſeines Lebens nicht begünſtigen konnte.

Vier Tage vor ſeinem Tode hielt er mit der würdigen Frau ſeines Bruders, des Oberpoſtcommiſſarius, die durch ihren edlen Charakter ſich ſeine ganze Hochachtung erworben hatte, die ihn auch in ſeiner Krankheit mit der treueſten und ſchweſterlichſten Sorgfalt pflegte, und mit D. Heinen, ſeinem älteſten Freunde in Leipzig, in deſſen Redlichkeit er ſtets ein großes Vertrauen ſetzte, eine beſondre Unterredung über die Herausgabe ſeiner noch übrigen Schriften, die er ſeinen abweſenden Freunden, Schlegeln und Heyern, auftrug, und zugleich über verſchiedene Verfügungen in Familienangelegenheiten. Sein Bruder ſelbſt war von ſeiner Krankheit zu ſehr bewegt, als daß er einen Zeugen dabey hätte abgeben können. Nachdem Gellert ſeine Aufträge geendiget hatte, ermannte er ſich gleichſam bey ſeiner ſchon damals großen Entkräftung, richtete ſich auf ſeinem Bette auf, entblößte ſein zum Theil ſchon graues Haupt, und betete mit einer ſolchen Erhebung des Herzens, mit einer ſo feurigen Andacht, mit ſo vieler Empfindung der Demuth, des Dankes und der Liebe gegen Gott, und mit einem ganz an den Himmel gehefteten ſo heitern und freudigen Auge, daß ſeine Freunde ein wahres Bild von einem betenden Erzvater, und von einem ſterbenden Jacob, der ſeine Kinder ſegnete, in ihm zu ſehen glaubten. Er bemühte ſich alle die beſondern Wohlthaten, die er in ſeinem Leben von der göttlichen Güte empfangen hatte, in ſein Gedächtniß zurück zu rufen; beſonders erinnerte er ſich der Namen aller ſeiner noch lebenden Freunde und vieler von ſeinen abweſenden Schülern, und empfahl ſie in ſeinem Gebete der Regierung und gnädigen Vorſorge Gottes. Doch gedachte er nicht allein an dieſe beſondern Wohlthaten, ſondern auch an ſeine Vergehungen und Schwachheiten, und zwar mit einer Selbſterniedrigung und Demuth, die auf das Herz ſeiner gegenwärtigen Freunde einen unauslöſchlichen Eindruck machte. Dieſes Gebet verrichtete er mit einer zwar ſchwachen, aber lauten Stimme, und mit einer ſolchen Innbrunſt, welche ihre Augen mit Thränen, und ihr Herz mit einer Ehrfurcht gegen ſeine Frömmigkeit erfüllte, die ſie nie ſo ſtark empfunden hatten.

Nachdem er länger als eine Stunde mit dieſen beiden Freunden geſprochen und gebetet hatte, ſank er auf ſein Küſſen zurück, in der Stille ſeine

Betrachtungen fortzuſetzen, und ſich zur Unterredung mit dem Lehrer, den er zu ſeiner beſondern Privaterbauung erwählt hatte, mit ſeinem würdigen Thalemann, vorzubereiten, weil er noch einmal aus ſeinen Händen das Abendmahl empfangen wollte. Mit dieſem Freunde unterhielt er ſich ſogleich von ſeinem Tode, und ſprach davon mit einer Gelaſſenheit, die von einer ganz ungeſtörten Gemüthsruhe zeugte. Er war für alles, was ihm dieſer fromme Lehrer ſagte, lauter Aufmerkſamkeit; aber keine Betrachtungen rührten und erfreuten ihn mehr, als diejenigen, welche ihm die Liebe des Erlöſers und ihre Größe vorhielten. Die Empfindung derſelben begleiteten ohne Unterlaß die Empfindungen der tiefſten Ehrerbietung und Demüthigung. Als unter andern ſeinem Zuſtande angemeſſenen Vorſtellungen die Worte in der Geſchichte Lazari, des Freundes Jeſu: Herr, den du lieb haſt, der liegt krank, auf ihn angewendet wurden; rief er von ihrem Gefühle beſonders durchdrungen aus: Ach! wenn ich das doch wäre! Sein Freund und Lehrer zeigte ihm, der Gläubige, der ſein Heil in keinem andern, als in der Gnade ſeines Erlöſers ſuche, dürfe ſeiner beſondern Liebe verſichert ſeyn. Sogleich eignete er ſich dieſe Verſicherung zu und ſagte freudig: Nun ich hoffe es zu deiner Gnade, mein Heiland, daß du auch mich, als den Deinigen lieb haſt! Dieſe Empfindungen überwogen ſeine Schmerzen ſo ſehr, daß er unter dem ſtärkſten

Gefühle derſelben nicht klagte, ſondern ſeine Freunde nur erſuchte, für ihn zu beten. Einer von ihnen fragte ihn, ob er auch viele Schmerzen litte? Ach ja, antwortete der theure Kranke; doch ſind meine Leiden erträglich. Als darauf ſein Freund zu ſeinem Troſte hinzuſetzte: Sie haben ſchon viele Leiden geduldig und ſtandhaft ausgeſtanden; Sie werden auch itzt als ein Chriſt leiden; die Religion hat Sie im Leben geſtärkt; ſie wird Sie auch im Tode unterſtützen, antwortete Er: Ach! mein lieber Freund; ich bin ein ſchwacher Menſch; ein armer Sünder; beten Sie für mich, daß ich nicht in Verſuchung falle. So aufrichtig dieſes Geſtändniß, und ſo ernſtlich ſeine Bitte war, ſo gewiß war er doch auch ſeiner Begnadigung durch Chriſtum. Zu ſeinem geliebten Heyer, der ihn zu beſuchen eilte, ſo bald er ſeine Gefahr vernommen hatte, ſagte er: Das iſt je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jeſus Chriſtus kommen iſt in die Welt, die Sünder ſelig zu machen. Dieß, lieber Freund, iſt mein Bekenntniß auf meinem Todbette. Aber, fuhr er mit einer ſichtbaren Freudigkeit fort: Mir iſt Barmherzigkeit wiederfahren, — Barmherzigkeit wiederfahren! Dieß iſt auch mein Glaubensbekenntniß, auf das ich itzt lebe und ſterbe, worauf er in ein lautes und rührendes Lob dieſer Barmherzigkeit ausbrach. Alle dieſe Geſinnungen, welche das lebendigſte Gefühl waren, zeigten ſich in der gröſten Stärke bey ſeiner letzten Communion.

Obgleich an dem feyerlichen Tage derſelben ſein körperlicher Zuſtand ſchon äußerſt kläglich war: So ſammelte er doch alle ſeine übrigen Kräfte zum Bekenntniſſe ſeiner Buße und ſeines Glaubens mit einem Eifer, dem alle Empfindungen ſeiner Schmerzen weichen mußten. Er eignete ſich die Verſicherungen der Gnade Gottes, welche ihm ſein gerührter Lehrer aus dem Evangelio ertheilte, mit der lebhafteſten Innbrunſt zu, und foderte ſeine Amanuenſes, welche Zeugen dieſer feyerlichen Handlung waren, mit der freudigſten Stimme auf, ſich mit ihm zu erbauen, und mit ihm die Herrlichkeit der göttlichen Barmherzigkeit zu preiſen. Zugleich verſicherte er ſeinen Lehrer zu wiederholtenmalen, daß er die alles überwiegende Kraft und Süßigkeit der evangeliſchen Verheißungen zu keiner Zeit mehr empfunden hätte, als er ſie nun empfände, und daß ihm itzt erſt diejenigen recht mitleidenswürdig vorkämen, die ihren Troſt nicht in dem Verdienſte ihres göttlichen Erlöſers ſuchten.

Sein Lager war ihm zu einer wahren Folter geworden; dennoch blieb die Stärke und Freudigkeit ſeines Geiſtes ſich immer gleich; auch ließ er nicht die geringſte Kleinmüthigkeit von ſich blicken, da ſich doch dieſelbe bey guten Chriſten in ähnlichen Umſtänden nur gar zu oft zeigt. Die Aerzte verſuchten indeß alle Mittel, die ihnen ihre Wiſſenſchaft anrieth, ſein Leben zu retten. Die Nachricht von der Gefahr deſſelben hatte ſich in großer

Geſchwindigkeit überall verbreitet, und war auch vor den Churfürſten gekommen. Gerührt von dieſer Gefahr eines Lehrers, den er ſelbſt mehr als einmal mit Beyfall und Empfindung gehört hatte, befahl er einem ſeiner geſchickteſten Leibärzte, Demiani, nach Leipzig zu eilen, in genauer Verbindung mit den erfahrenſten Aerzten dieſer Univerſität, gegen welche er ſein Vertrauen ausdrücklich bezeugte, alles, was noch etwa zu ſeiner Erhaltung angewendet werden könnte, zu verſuchen, um ihm den Erfolg ihrer gemeinſchaftlichen Bemühungen täglich zu berichten. Gellert überließ ſich allen Beſtrebungen der Kunſt, die ſeine Schmerzen nicht lindern konnten, mit einer bewundernswürdigen Gelaſſenheit und Standhaftigkeit, ohne zu klagen, ob er gleich immer von vier und zwanzig Stunden ſechszehn unter den Händen des Wundarztes zubringen mußte. Doch alles war vergebens. Weder die Natur, noch die Wiſſenſchaft und der Fleiß der Aerzte, noch der Eifer der Freundſchaft, der ſie begeiſterte, noch die Fürſorge ſeines Fürſten konnten das Leben, deſſen Verlängerung jedermann ſo aufrichtig und ſo ſehnlich wünſchte, auf ſeiner Flucht aufhalten. Unter den empfindlichſten Schmerzen, welche die Entzündung aller innern Theile im Unterleibe begleiteten, beſchäfftigte er ſeine Gedanken mit den Schmerzen ſeines Erlöſers, der, wie er ſagte, um ſeiner Begnadigung willen unendlich mehr gelitten hätte, und unterhielt ſeine Seele ſo ſehr mit den Wohlthaten ſeines verſöhnenden Todes, daß er ſein Leiden beynahe nicht zu empfinden ſchien. So mächtig iſt die Kraft, welche die Religion dem ſterbenden Chriſten giebt! Die Nachricht von der Fürſorge ſeines Fürſten und der Ankunft ſeines Leibarztes erquickte ihn, und er dankte Gott mit lauter Stimme dafür. Aber, ſetzte er hinzu, als ob er fürchtete, daß ihn ſeine Freude darüber zu weit führen möchte: Verlaſſet euch nicht auf Fürſten; ſie können nicht helfen, wenn ſie auch noch ſo gütig ſind, und noch ſo gern helfen wollen; meine Hülfe kömmt vom Herrn! Die Verſicherungen, die ihm Demiani von der Gnade des Fürſten und von der Bekümmerniß des Hofes über ſeine Krankheit gab, lockten dankbare Thränen aus ſeinen Augen. Er betete mit der erkenntlichſten Innbrunſt für die Glückſeligkeit eines ſo gütigen Regenten und für ſein Haus. Wie er aber gewohnt war, unter ſeinen Leiden immer an die Leiden des Erlöſers zu denken, und darinnen ſeine Beruhigung und Erholung fand, ſo wiederholte er auch itzt bey dieſer Gnadenbezeugung ſeines Fürſten die Betrachtung, die er ſchon bey andern Merkmaalen ſeiner Güte angeſtellt hatte, daß er als ein Unterthan von ſeinem Herrn ſo viel Mitleid genöſſe, da doch ſein Heiland von den Menſchen nicht einmal hatte Gerechtigkeit erlangen können. Einmal, als ſeine Schmerzen aufs höchſte zu ſteigen ſchienen, ſeufzte er: Ach, welche Schmerzen! ſetzte aber gleich hinzu: Doch was ſind ſie gegen diejenigen, welche mein Erlöſer erduldet hat! Er wurde unter den ſeinigen verſpeyt, und mich Unwürdigen, mich ehret mein Fürſt! So wechſelte immer das Lob der Verſöhnung mit dem freudigſten Danke gegen Gott und mit einem immerwährenden Gebete um ſeine Gnade und um die Vollendung ſeiner Seligkeit ab. Seine vertrauten Freunde, beſonders ſeinen geliebten Wagner, der aus Dresden zu ihm geeilt war, tröſtete er mit der liebreichſten Zärtlichkeit, und verlangte zugleich keine andre Hülfe von ihnen, als ihr Gebet und ihren Zuruf, wenn ſeine Schmerzen ſo heftig wurden, daß er ſelbſt nicht immer mit gleicher Innbrunſt beten konnte. Ich kann nicht viel mehr faſſen, ſagte er in ſeinen letzten Stunden; aber rufen Sie mir nur den Namen meines Erlöſers zu; wenn ich den nenne oder höre, ſo fühle ich eine neue Kraft und Freudigkeit in mir. Voll von dieſen Empfindungen näherte er ſich ſeiner Auflöſung. Sein ganz erſchöpfter Körper ſtarb langſam; ſeine Seele aber erhielt ſich in einer beſtändigen Freudigkeit des Glaubens. Den Tag vor ſeinem Tode hatte er einige Stunden Schlaf, wodurch er ſo erquickt wurde, daß er ſeine Gebete für ſeinen Fürſten, für ſeine gegenwärtige und abweſende Verwandte und Freunde, und für die Jünglinge, die ſeiner Aufſicht anvertraut geweſen waren, wiederholen, und ſie noch einmal mit Namen ſegnen konnte. Dieſe Wünſche waren die einzigen Gedanken an die

Welt, die er verließ. Endlich glaubte er die Nähe ſeines Todes zu empfinden, und wünſchte von ſeinen Freunden zu hören, wie lange noch der letzte Streit des Lebens mit demſelben dauern könnte. Auf die Antwort: Vielleicht noch eine Stunde, erhob er mit einem fröhlichen Antlitze ſeine Hände und antwortete: Nun, Gottlob! nur noch Eine Stunde! wendete ſich mit einem noch mehr erheiterten Antlitze auf die Seite, betete in der Stille unter der Einſegnung Thalemanns und unter dem Gebete ſeiner um ſein Bette herum ſtehenden Freunde und entſchlummerte. — (den 13. Dec. 1769.) Dieſes ſtille Entſchlummern in der Stunde der Mitternacht ſagte, was Addiſon noch mit Worten ſagen konnte: So ſtirbt der Chriſt, und ſein Wunſch in einem Briefe an eine Freundinn, welcher er Addiſons Ende erzählte, wurde erfüllt: O Gott, möchte dieſes mein Ende ſeyn; wie überglückſelig wäre ich!

Die Betrübniß, welche ſich mit dem anbrechenden Tage durch die Nachricht von ſeinem Tode in der ganzen Stadt verbreitete, war ſo allgemein und ſo groß, daß ſie kaum mit Worten beſchrieben werden kann. Sie war es unter ſeiner ganzen Nation, und auch unter andern Völkern, für welche er ſo manche Jünglinge zum Dienſte der gemeinen Glückſeligkeit, zu nützlichen Erkenntniſſen, und was einem jeden Volke noch wichtiger ſeyn muß, zur Frömmigkeit, zur Rechtſchaffenheit, und zu guten edlen Sitten angeführt und gebildet hatte. Mehr und aufrichtigere Thränen ſind vielleicht auf kein Grab gefloſſen, als auf das ſeinige. Er wurde gleich nach ſeinem Tode mit einer Begeiſterung erhoben, welche ſelbſt die Grenzen überſchritt, die das Lob auch des beſten Sterblichen haben ſollte, weil durch ein übertriebenes Lob die Menſchen leicht verſucht werden, dem Verdienſte auch den Ruhm, in welchem es allezeit zu leben verdient, ſtreitig zu machen. Sein würdiger Bruder, der Oberpoſtcommiſſair, ein Gelehrter, der in der zärtlichſten Verbindung mit ihm gelebt und ſich durch ſeine beſondre Aufſicht über die Sitten vieler edlen Jünglinge verdient gemacht hatte, überlebte den Schmerz ſeiner Trennung von ihm kaum einen Monat. Wer den frommen Dichter ganz gekannt hat, der wird ſich ſeiner allezeit mit einer Empfindung erinnern, in welcher Wehmuth und Freude vermiſcht ſind; ſo ſchätzbar iſt das Glück, ihn zum Freunde gehabt zu haben! Wahre Verdienſte ſind überall und zu allen Zeiten ſelten; aber unter edlen gemeinnützigen Männern ſind beſonders diejenigen ſehr ſelten, die es zu ihrem erſten Geſchäffte machen, durch die Religion gut zu ſeyn, aus Religion Gutes zu thun und die vorzüglichen Gaben ihres Geiſtes und Herzens zu den beſten und wohlthätigſten Abſichten anzuwenden. Gellert verdiente den Ruhm, der nicht bloß Beyfall, ſondern Liebe war, den ihm der Tugendhafte nicht bloß aus Pflicht, ſondern aus Vergnügen widmete, den ihm ſelbſt der Laſterhafte nicht verweigern konnte; ein Ruhm, den ihm noch mehr ſein frommer, guter und gemeinnütziger Charakter, als die Achtung für ſein Genie erwarb.

Gellert war von einer mittlern Leibesgröße, und wenn er ſein immer ſinkendes Haupt empor trug, mehr lang als kurz, anſehnlich von Geſtalt, aber ſehr hager. Er hatte eine ungemein edle Bildung, eine hohe freye Stirn, ſehr beſeelte blaue Augen, eine hohe und zugleich gebogne Naſe, und einen wohlgebildeten Mund. Seine immer kränklichen Umſtände, durch welche ſein Körper ganz ausgetrocknet war, gaben ihm eine ernſthafte Miene, die ins Traurige fiel, durch welche aber ſeine menſchenfreundliche, wohlwollende, treuherzige und fromme Seele immer hindurchſchimmerte. Jeder Augenblick, in welchem er weniger als gewöhnlich litt, ein willkommner Beſuch eines Freundes, eine gelungene gute Abſicht verbreitete eine angenehme Heiterkeit und ein gefälliges Lächeln über ſein ganzes Geſicht. Seine Sprache war deutlich, biegſam, aber etwas hohl, und näherte ſich in ihrem Tone einer gewiſſen Wehmuth, wodurch ſie ſo rührend, eindringend und ſchmelzend wurde, daß niemand dem Beweglichen, was ſie hatte, widerſtehen konnte. Was er vortrug oder las, gewann durch den Ton ſeiner Stimme außerordentlich, und es wird nicht leicht jemand unter ſeinen Zuhörern ſeyn, der ſich nicht ſollte zu erinnern wiſſen, daß bey Vorleſung ſelbſt ſeiner bekannten Gedichte, beſonders ſeiner geiſtlichen Lieder, oder bey den ermahnenden Stellen ſeiner Moral oft alle ſeine Zuhörer reichliche Thränen vergoſſen haben. Man hat verſchiedene Bildniſſe von ihm, die alle etwas Aehnliches von ihm haben. Bauſens und Geyſers Bildniſſe, des erſtern in Kupfer gegraben, des andern radirt, ſind itzt die beſten; man verſpricht ſich aber von dem Grabſtichel des erſtern noch ein ähnlichers nach einem höchſtgetreuen und ſchönen Grafiſchen Gemälde. Die Schaumünze auf ihn von einem Stieler in Dresden, die Cameen mit ſeinem Kopfe von einem Raugsdorf geſchnitten, verſchiedene Arbeiten der meißniſchen Porcellan Fabrik, welche mit ſeinem Bildniſſe geſchmückt ſind, ſein Kopf in Wachs von Spohlen, und der Medaillon in Porcellan von der berliniſchen Fabrik, zeichnen ſich unter den Verſuchen, die Geſtalt eines Mannes zu verewigen, welche durch ſeine Seele ſo viel Einnehmendes hatte, am rühmlichſten aus.

Die Vorzüge und Mängel ſeines Temperamentes hielten einander in ihrer Miſchung ſo das Gleichgewichte, daß jene leicht verſchönert und erhöht, dieſe leicht vermindert oder gebeſſert werden konnten. Sein Herz war ſanft und zärtlich, empfindſam gegen alles Rühmliche, aufrichtig, offen, unfähig zur Verſtellung und Zurückhaltung. In ſeiner Jugend hatte er ſehr aufgeweckt und munter ſeyn können, ohne ſich in ſeiner Fröhlichkeit bis an die Grenzen der Ausſchweiſung zu wagen; in ſeinen männlichen Jahren wurde er ſelten bis zur Munterkeit heiter; auch wechſelte ſeine Schwermuth niemals, wie bey vielen geſchieht, welche zur Hypochondrie geneigt ſind, mit einer übertriebenen Luſtigkeit ab; dennoch war er immer ſo Meiſter über dieſelbe, daß er ſeinen Nebenmenſchen dadurch nicht beſchwerlich wurde.

Unter den menſchlichen Neigungen und Leidenſchaften hatte bey Gellerten keine eine ungewöhnliche Stärke und Lebhaftigkeit. In ſeinem Temperamente äußerte ſich eine Anlage zu einer Heftigkeit, wodurch er zuweilen zu einer auf Augenblicke aufwallenden Empfindlichkeit gereizt wurde; doch konnte er nie bis zum Uebermaaße unwillig werden; die kleine Flamme ſeines Unwillens verlöſchte geſchwind, und wurde nie zu einem völligen und anhaltenden Zorne, der in Feindſchaft oder Rache übergegangen wäre. Er hatte keinen Hang, über den er mehr als über andre natürliche Triebe hätte wachſam ſeyn müſſen; nur die Empfindſamkeit gegen Ehre und Lob hätte, wie er allezeit freymüthig geſtanden hat, ſeinem moraliſchen Charakter gefährlich werden können, wofern ſie durch ein ihm natürliches Mißtrauen gegen ſich ſelbſt nicht eingeſchränkt, noch durch die Hülfe der Religion, welches ſein ganzes Temperament verſchönerte, völlig unter ſeine Herrſchaft gebracht worden wäre.

Gellert war von ſeiner Jugend an zu einer wahren und ernſtlichen Hochachtung der Religion angeführt worden; er hat auch in allen Zeiten ſeines Lebens, obgleich nicht immer in gleichem Maaße, ihre wohlthätige Kraft an ſich erfahren. Seine gottſeligen Geſinnungen entſprangen nicht aus bloßen Vernunftſchlüſſen, nicht aus philoſophiſchen Unterſuchungen über die Natur der Dinge, über ihre weſentlichen Verhältniſſe gegen einander, und über ihre nothwendigen Wirkungen; denn zu Nachforſchungen, welche ſo tief dringen, gehört ein Uebergewicht gewiſſer Kräfte des menſchlichen Geiſtes, welches er nicht hatte. Seine Frömmigkeit gründete ſich hauptſächlich auf denjenigen Glauben an die Offenbarung, den jeder zum ernſtlichen Nachdenken fähige Verſtand erhalten kann, wenn er ſich von einer aufrichtigen Begierde nach Wahrheit und Licht regieren läßt. Sorgfältige und oft wiederholte Betrachtungen über die Lehren des göttlichen Wortes unterhielten, nährten und ſtärkten ſeine Gottſeligkeit. Ihre Geſinnungen herrſchten über ſeine ganze Seele, erhöhten und veredelten alle ihre Eigenſchaften und regierten den Gebrauch aller ſeiner Gaben. Er bekannte ſich aufrichtig und aus eigner Ueberzeugung zu dem Lehrbegriffe unſrer Kirche. Zwar ſah er es ungern, und verbarg es auch nicht, wenn beſonders unter denen, die er mit einer vorzüglichen Freundſchaft ehrte, einige ſich einer Abweichung davon ſchuldig zu machen ſchienen, deren

Quelle ihm verdächtig vorkam. Darum aber erlaubte er ſich keine Härte und Liebloſigkeit gegen diejenigen, welche ſich für verpflichtet hielten, einem andern Lehrbegriffe zu folgen; vielmehr erbaute er ſich gern aus ihren Schriften, wenn ſie die Beförderung des thätigen Chriſtenthums zur Abſicht hatten. Man weis, wie hoch er die Werke eines Saurins, eines Bernard, eines Doddridge und andrer Engelländer hielt; wie gern er ſie las; mit welcher Achtung er ſie auch Andern zum Leſen anpries. Niemand kann das Gewicht, welches die Wahrheiten der Offenbarung von dem Zeugniſſe und dem Anſehen Gottes haben, mehr fühlen, als er. Eben deswegen las er diejenigen Schriften fleißig, welche in der Abſicht geſchrieben ſind, den menſchlichen Verſtand zu einer feſten und ſichern Ueberzeugung von der Göttlichkeit der chriſtlichen Religion zu bringen. Er ſtrich darinnen alle Stellen an, welche ihm die wichtigſten Beweiſe zu enthalten ſchienen, um ſich ihrer leichter erinnern zu können. Dieſe Aufmerkſamkeit verließ ihn nicht, wenn er auch andere Schriften las, und man hat häufige Merkmaale dieſer Art in der Fortſetzung der Boſſuetiſchen Einleitung in die Geſchichte der Religion bemerkt. Seine Ueberzeugug von dem göttlichen Urſprunge der Schrift bewog ihn, alle ihre Lehren mit gleicher Ehrfurcht anzunehmen, und er machte in ſeiner Hochachtung zwiſchen denen, die ganz praktiſch ſind, und zwiſchen denen, die nur einen mittelbaren

ren Einfluß in die Tugend haben, keinen Unterſchied. Dadurch wurde er in dem Gebrauche ſeiner Vernunft ſo beſcheiden und vorſichtig, daß er ſich nicht erlaubte, ſeine Nachforſchungen bis dahin fortzuſetzen, wo ſich Schwierigkeiten finden, welche unſerm Verſtande unauflöslich zu ſeyn ſchienen. Er haßte alle Zweifel, welche die Religion betrafen, weil er ſie wegen ihres unſtreitigen Werthes für die menſchliche Glückſeligkeit ſo lieb gewonnen hatte, daß er jeden als eine Beleidigung derſelben betrachtete, ungeachtet vielleicht in einigen trübern Stunden die Heiterkeit ſeiner Seele dabey gewonnen haben könnte, wenn er ſie mit einem kühnern Auge betrachtet hätte: denn er würde leichter entdeckt haben, wie wenig ſie gefährlich ſind. Unter allen Zweifeln aber verabſcheute er keine mehr, als diejenigen, von denen er beſorgte, daß ſie den Eifer, Gott vorzüglich zu gefallen, ſchwächen, die dem Menſchen ſo nöthige Demuth vermindern und dem Verlangen nach einer, über alle bloß irdiſchen Abſichten erhabnen Tugend nachtheilig werden könnten. Seine Betrachtungen in der Einſamkeit, ſeine Geſpräche in jeder Geſellſchaft, wenn ſie nicht bis zu derjenigen Munterkeit fröhlich war, welche keine ernſthaften Unterredungen erlaubt, ſein Unterricht in ſeinen Lehrſtunden, ſeine Schriften, ſeine Briefe, ſeine Arbeiten und ſeine Erholungen, alles was er redete und that, wurde mit dem Geiſte der Religion belebt; alles hatte die Abſicht, ihre Kraft bey ihm zu verſtärken, und ihre Wirkungen bey Andern zu befördern und auszubreiten. Er las, um es noch einmal zu ſagen, kein Buch öfter und lieber, als die Bibel. Unter andern geiſtlichen Büchern liebte er die Schriften von der rührenden Art; denn von dieſen glaubte er, daß dieſelben ihn nicht allein für die Liebe gegen Gott empfindſamer, ſondern auch vornehmlich den Abſcheu vor allen innern Unvollkommenheiten der Seele und vor allen Fehlern von moraliſcher Beſchaffenheit vermehren könnten. Doch würde es vielleicht der Ruhe und Freudigkeit ſeines Geiſtes zuträglich geweſen ſeyn, wenn er einige Schriften weniger geliebt hätte, worinnen beſonders eine Frömmigkeit vorgezogen und empfohlen wird, welche ſich an einer Art geiſtlicher Schwermuth ergetzt, die doch von der Offenbarung ſo wenig gefodert wird, als ſie mit der heitern Zufriedenheit beſtehen kann, die das Chriſtenthum wirken ſoll.

In den äußerlicher Bezeugungen ſeiner gottſeligen Geſinnungen entfernte er ſich von dem Gepränge derjenigen Frömmigkeit, die mehr Verſtellung als Ernſt, oder doch nicht demüthig und lauter genug iſt. Er konnte zwar durch ein äußerliches frommes Betragen leicht eingenommen werden, und zu viel Vertrauen in Leute ſetzen, die ſich dadurch ſeiner Gewogenheit zu verſichern ſuchten, und es mußten ſehr deutliche Erfahrungen ſeyn, wenn er von ſeinem ihnen günſtigen Irrthume zurück kommen ſollte. Dem ungeachtet hinderte ihn dieſes nicht, ein wahres Mißfallen an denen zu haben, die in ſtolzer Enthaltung von gleichgültigen Dingen und erlaubten Ergetzlichkeiten ihre Frömmigkeit durch äußerliche Mienen, durch beſondre Ausdrücke und durch eine ihnen eigne Sprache zu erkennen gaben, dabey Andre verachteten, oder ſich doch einen beſondern Vorzug vor ihnen beylegten.

Sein Eifer in der Abwartung des öffentlichen Gottesdienſtes war außerordentlich, und er blieb ſich darinnen bis an das Ende ſeiner Tage immer gleich. Er beſuchte nicht allein den ſonntäglichen, ſondern auch den wöchentlichen Gottesdienſt ſo regelmäßig und unausgeſetzt, daß ihn, ſeines ſchwächlichen Zuſtandes ungeachtet, keine noch ſo rauhe Witterung davon abhielt. Man konnte, wenn er nicht zugegen war, ſicher ſchließen, er müße durch eine Unpäßlichkeit oder durch das ausdrückliche Verbot des Arztes zurück gehalten werden. Er war immer einer der Erſten und der Letzten in den öffentlichen Verſammlungen der Chriſten. Die Prediger fanden an ihm einen eben ſo beſcheidnen Richter, als aufmerkſamen Zuhörer. Dieſer vorzügliche und geübte Kenner guter Predigten verachtete keinen Vortrag, weil derſelbe die Foderungen ſeines feinen Geſchmackes nicht befriedigte. Man mußte ihn ausdrücklich fragen, wenn man ſeine Gedanken darüber wiſſen wollte, und dann urtheilte er mit einer liebreichen Nachſicht, welche die Fehler mehr verbirgt oder entſchuldigt, als entdecken und tadeln will. Nur wenn er junge Candidaten predigen hörte, ſo bat er ſie zu ſich, rühmte, was in ihren Vorträgen zu loben war, zeigte ihnen aber auch auf die freundſchaftlichſte Weiſe nicht allein ihre Fehler, ſondern auch die Art, wie ſie dieſelben verbeſſern könnten. So wichtig ihm der öffentliche gottesdienſtliche Unterricht war, mit ſo ernſtlicher Andacht nahm er an der feyerlichſten äußerlichen Handlung der Religion, an dem Abendmahle, Theil. Seit vielen Jahren hatte er daſſelbe in der Lazarethkirche empfangen. Nachdem aber mit dem daſigen Prediger eine Veränderung vorgegangen war, wendete er ſich zu der Nicolaikirche in der Stadt. Ich will mich nun, ſagte er zu ſeinem Thalemann, mit einer großen Gemeine vereinigen; denn ich fürchte beynahe, unrecht zu haben, daß ich zeither in dieſem Theile des öffentlichen Gottesdienſtes nicht ſichtbar genug geweſen bin. Als ein öffentlicher Lehrer der Jugend bin ich verbunden, ſie auch hierinnen durch mein Beyſpiel zu erbauen. Dieſe Erbauung ſtiftete er wirklich, und man hat viele, die mit ihm an dieſem heiligen Orte zuſammen gekommen ſind, ſagen hören, daß ſie durch den Anblick dieſes Mannes und durch ſeine ungeheuchelte Andacht allezeit ſehr gerührt worden wären.

Eben ſo eifrig und gewiſſenhaft war Gellert auch in ſeinem häuslichen und geheimen Gottesdienſte, bey welchem er ſich beſonders im Gebete übte, und täglich brünſtiger darinnen zu werden ſuchte, weil er von dem Segen und Einfluſſe deſſelben in die Frömmigkeit und Tugend diejenigen hohen Begriffe hatte, welche wahre Verehrer Gottes zu allen Zeiten davon gehabt haben. Ich, ſagt er von ſich ſelbſt, bin mit keiner Zeit meiner jüngern Jahre mehr unzufrieden, als mit derjenigen, in welcher ich die Pflicht des Gebetes vernachläßiget habe, und ich erinnere mich ſehr wohl, daß, wie mein Eifer am Gebete abnahm, unerlaubte Neigungen zunahmen. Es iſt deswegen ſeit vielen Jahren mein Gebrauch geweſen, mir des Morgens, wenn ich die Schrift las, eine oder die andre Stelle auf ein Papier, das ich bey mir liegen hatte, aufzuzeichnen, und dieſes Papier bey mir zu tragen, um mich ihrer des Tages im Stillen zu erinnern. Gemeiniglich wählte ich eine Stelle, die mein Herz am nöthigſten hatte, je nachdem es Hoffnung oder Schrecken, Freude, Demuth, Zufriedenheit und dergleichen Regungen bedurfte. Denn ſolche Stellen begeiſtern in ſtillen Augenblicken zu einem Gebete, das ſich für unſre Umſtände vorzüglich ſchickt, und erhalten uns zugleich in der uns nöthigen Wachſamkeit. Zur Erleichterung der Uebung in der Gottſeligkeit und in ſeinen andern Pflichten hielt er ſeit dem Jahre 1752 Tagebücher über ſich ſelbſt, weil er ein Journal, worinnen man ſeine Tugenden mit ihren Abwechſelungen und ſeine Fehler, wie er ſich ausdrückte, mit Aufrichtigkeit und als vor den Augen Gottes bemerkt, für ein vortreffliches Mittel hielt, zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt zu gelangen, und den Eifer, beſſer zu werden, immer mehr zu ſtärken. Dieſe Tagebücher ſind ſo flüchtig geſchrieben, als ein Mann dieſelben ſchreiben kann, der ſie nicht für fremde Augen, ſondern bloß zu ſeinem eignen Gebrauche aufſetzt, und den Geſchäfften ſeines Berufes dadurch keine Zeit entziehen will, die er für dieſelben nützlicher anwenden könnte. Außer kurzen Anzeigen von ſeinen täglichen und nächtlichen körperlichen Leiden, und andern unangenehmen Vorfällen, von ſeinen Geſchäfften, von der Verdroſſenheit oder Leichtigkeit, womit er ſie verrichtete, von den Briefen, die er erhielt oder ſchrieb, von ſeinen kleinen Reiſen, von den Beſuchen, die er gab oder annahm, und von ſeinem Verhalten dabey, wenn er nicht damit zufrieden war, von den Todesfällen oder Beförderungen ſeiner Freunde, Schüler und Bekannten, von den Geſchenken, die ihm gegeben oder zugeſendet wurden, enthalten dieſe Tagebücher vornehmlich viele kurze Anmerkungen über ſeinen geiſtlichen Zuſtand. Einige dieſer Anmerkungen beſtehen in Klagen über ſeine unruhigen und ängſtlichen Gedanken, über die Verſuchungen ſündlicher Neigungen,

gungen, über ſeine Trägheit zum Gebete, über die Zerſtreuungen, die ihn darinnen ſtörten, in Beobachtungen der Unempfindlichkeit, die er gegen die Wahrheiten der Religion zu haben glaubte, der Unruhe, die er dabey empfand, des Widerſtandes, den er derſelben that, und zugleich in ernſtlichen Bezeugungen ſeines Mißfallens an ſeiner eignen Unvollkommenheit. Andre beſtehen in Ermunterungen ſeiner ſelbſt zu einem getroſten Muthe, zum Vertrauen auf Gott, und zur Zufriedenheit mit ihm, oder in Betrachtungen, wie er ſeine Tage angewendet habe. Zuweilen ſind ſie Erinnerungen ſeiner guten Entſchließungen, eifrig in der Religion, treu in ſeinem Amte, demüthig bey dem Lobe der Menſchen, empfindſam und mitleidig gegen die Leiden andrer Menſchen, liebreich und wohlthätig gegen die Dürftigen zu ſeyn; zuweilen ſind es dankbare Erinnerungen an die göttlichen Wohlthaten, an die freudigen Empfindungen, die er von den Lehren der Religion hatte, an die heitern und aufgeklärten Stunden, worinne er mehr Luſt zu gottesdienſtlichen Uebungen oder zu ſeinen Arbeiten empfand, oder ernſtliche Beſtrafungen ſeiner Fehler, ſeiner Ungeduld, ſeiner Hitze in Geſprächen und ſeiner Neigung zur Eitelkeit, oder einiger bald längern, bald abgebrochenern Gebete und Wünſche um Gnade, um Hülfe, um Troſt und um größere Freudigkeit. So frey dieſe Anmerkungen von der eitlen Selbſtgefälligkeit ſind, von welcher ſich die Eigenliebe des Menſchen in dergleichen geheimen Geſchichten ſeiner ſelbſt leicht überſchleichen laſſen kann, ſo deutlich ſieht man einen Mann darinnen, dem es mit der Gottſeligkeit ſo ſehr ein Ernſt iſt, als mit dem Heile ſeiner Seele und mit ihrer wahren Glückſeligkeit.

Aus dieſer Gottſeligkeit, worinnen Gellert täglich vollkommner zu werden ſuchte, läßt ſich ſeine ſo eifrige Liebe gegen die Tugend begreifen; nicht gegen diejenige, welche ihre Stärke in ſich ſelbſt zu finden meynt, ſondern gegen diejenige, welche die Kraft zu allen Pflichten bey Gott ſucht und ſeiner Gnade alles zu danken haben will; welche, ſo lange ſie noch höhere Stufen vor ſich ſieht, nimmer müßig ſeyn will, und doch bey den Beſtrebungen nach ihrem Ziele ſo beſcheiden iſt, daß ſie Gott alle Ehre davon zueignet; niemals unverdroſſener und ſtandhafter, als wenn ſie fürchten muß, daß ihr die Welt aus Unachtſamkeit, Gleichgültigkeit oder Feindſeligkeit, die Gerechtigkeit nicht wiederfahren laſſen werde, welcher ſie werth zu ſeyn ſucht. Nach einer ſolchen Tugend ſtrebte Gellert, und war in ſeinen Beſtrebungen ſo eifrig, daß er auch den Schein aller Abweichung von ihr mit der äußerſten Sorgfalt zu vermeiden ſuchte. Nichts war ihm heiliger, als was er für Pflicht hielt. *Es iſt Pflicht*, war ſeine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn von gewiſſen ermüdenden verdienſtlichen Geſchäfften abhalten, oder ihn überreden wollte, in gewiſſen Dingen mehr ſeinem Vergnügen oder ſeinem Geſchmacke zu folgen, oder mehr auf ſeine Bequemlichkeit zu ſehen. So geneigt war er dem Guten, was er für Pflicht hielt, Neigung, Freude, und alles was ihm ſonſt lieb war, aufzuopfern.

Er hatte ein liebreiches, menſchenfreundliches, dienſtbegieriges Herz gegen alle Menſchen. Dieſes machte ihn eifrig in allem, was er zu ihrem Nutzen und Vergnügen beytragen konnte. Vornehmlich brauchte er alle ſeine Einſichten und Kräfte, diejenige Glückſeligkeit zu befördern, welche die herrliche Frucht der Frömmigkeit und Tugend iſt. So ſtrenge er über alle Laſter und Fehler urtheilte, ſo mitleidig war er dennoch gegen diejenigen, welche der Verſuchung ihrer Leidenſchaften unterlegen hatten, und ſo begierig, ſie durch ſeine Dienſte und Wohlthaten von dem Untergange ſelbſt ihrer irdiſchen Wohlfahrt zu erretten. Bey aller ſeiner Schwermüthigkeit war er doch freundlich und leutſelig gegen jedermann; unfähig einen Menſchen zu haſſen oder zu verachten, immer geneigt, denjenigen, von welchem er nichts Böſes wußte, für gut, denjenigen hingegen, an welchem er einige Vorzüge entdeckte, für vortrefflich zu halten, ob er gleich die Güte und Tugend des Herzens ſtets der Größe des Verſtandes und allen noch ſo ſchimmernden Talenten deſſelben vorzog. Er nahm mit einem ernſtlichen und geſchäfftigen Mitleiden Theil an den Bekümmerniſſen ſeiner Nebenmenſchen, und freute ſich gemeiniglich über ihr Glück lebhafter, als über das ſeinige. In ſeinen Tagebüchern pflegte er am Schluſſe des Jahres den Namen derjenigen anzuzeichnen, die in demſelben geſtorben waren, es möchten Einheimiſche oder Auswärtige ſeyn, wenn er irgend eine Kenntniß von ihnen hatte, ohne jemanden ſeines niedrigen Standes wegen zu überſehen. Er bemerkte dabey mit wenig Worten die Arten ihres Todes, ob er ſchnell oder langſam, ſanft oder ſchmerzlich geweſen war. Gewiſſe kleine Anmerkungen, die er hinzu fügte, bezeugen, wie liebreich er daran Theil nahm. Bey einigen heißt es: Ein guter Mann! Der liebe Mann! Der rechtſchaffene Mann! Der fromme Jüngling! Eine vortreffliche und chriſtliche Dame! Die fromme Frau, die ſchmerzlich, aber doch chriſtlich froh ſtarb! Ein vortrefflicher Chriſt! Plötzlich aber doch ſelig! Bey Andern beſchließt er die kurzen Anzeigen, durch welche er ihr Andenken bey ſich zu erhalten ſuchte, mit Wünſchen voll zärtlicher Bekümmerniß über ihren künftigen Zuſtand. Niemand lernte ihn kennen; niemand konnte ſeine Schriften leſen, ohne gleich ſein liebreiches und mitleidiges Herz gegen alle Menſchen hochzuſchätzen. Er hatte faſt immer nur mittelmäßige Einkünfte, aber auch bey dem mäßigſten Antheile an den Gütern des Glücks, war er doch allezeit zum Wohlthun nicht allein geneigter, ſondern auch wohlthätiger, als die meiſten zu ſeyn pflegen, die es mit Bequemlichkeit von ihrem Ueberfluſſe ſeyn könnten. Er erlaubte ſich wenig Bequemlichkeiten und Vergnügungen, damit er im Stande ſeyn möchte, deſto leichter und öfter zu helfen; ſeine Mäßigkeit war ſein Reichthum. Darum reichten ſeine Einkünfte nicht allein für ihn zu, ſondern er hatte auch ſtets für die Dürftigen übrig. Er half mit Freuden, wenn er auch zuweilen das Nothwendige mit den Armen theilen mußte. Die Studirenden hatten in ihrem Mangel eine ſichere Zuflucht zu ihm. Er hielt ſich ein Verzeichniß von denen, welche ſeiner Unterſtützung bedurften. Man weis, daß er hülfloſe Kranke aufſuchte und ihnen Erquickungen und Geld ſchickte. Beſonders ſorgte er in harten Wintern dafür, daß es ihnen nicht an Wärme fehlte, ohne ſie wiſſen zu laſſen, wer ihr Wohlthäter wäre; er ließ ſich ungern von einem Beobachter überraſchen und verbarg ſeine Hülfe mit einer eben ſo liebreichen Beſcheidenheit. Kein Elender gieng von ihm hinweg ohne Hülfe oder ungetröſtet; denn er hatte auch eine ihm eigne und immer geſchäfftige Gabe zu tröſten. Wenn ſein eignes Vermögen nicht zureichte, das Elend der Dürftigen zu erleichtern: So machte er ſich eine Pflicht daraus, Andre, die vermögender waren, um ihre Hülfe und um Gaben für ſie zu erſuchen. Die Nothleidenden hatten Theil an allen Geſchenken, die er für ſich erhielt. Was ſoll das bedeuten? ſchrieb er in einem Briefe an eine Freundinn: Heute vor acht Tagen erhielt ich mit der preußiſchen Poſt hundert Thaler, und eben itzt erhalte ich wieder hundert Thaler unter eben dem Siegel und von eben der Hand. Ich bin erſchrocken, und ich erſchrecke noch mehr, daß mein Herz bey dieſem Geſchenke weder ſo freudig noch ſo dankbar ſeyn kann, als ich ſollte. Wer will mich wider meinen Willen reich machen? Wie werde ich die Wohlthaten anwenden, die mich Gott ſo unverdient durch unbekannte Hände erhalten läßt? Ich ſeufze um Geſundheit und Geduld, und ich bekomme einmal über das andre Geld. Ich gäbe alles was ich habe darum, wenn ich das Uebel, das mich dieſen Frühling wieder ſo heftig überfallen hat, von mir entfernen könnte. Soll ich lernen, daß alles in der Welt ohne Geſundheit keinen Werth für das Herz des Menſchen hat, und daß Gelaſſenheit und Geduld unendlich größere Güter ſind, als Reichthum und Ehre? Ach ja, die erhaltenen Wohlthaten ſind Prüfungen für mich; aber auch, wenn ſie dieſes ſind, muß ich ſie mit Dank annehmen und nicht klagen. Ich will denn gegen Andre gutthätig zu ſeyn ſuchen, wie es Andre gegen mich ſind, ohne Geräuſche, und wo es nöthig iſt, unerkannt, aus Religion und Dankbarkeit gegen Gott, unſern höchſten Wohlthäter. Dieſes will ich thun, und nicht weiter forſchen, woher und warum ich ſo viel habe. So uneigennützig er war, ſo zufrieden war er auch mit ſeinen Umſtänden, und dieſe Zufriedenheit machte es ihm leicht, ſelbſt die billigen Vortheile, die er von ſeinen Werken haben konnte, nicht zu ſuchen, und viele Wohlthaten eben ſo großmüthig zu verbitten, als ihm dieſelben angeboten wurden. Ein auswärtiger ihm unbekannter Freund ſchrieb in den erſten Jahren des Krieges an einen Banquier, ſich nach ihm zu erkundigen, und ohne zu ſagen, von wem, ihm eine anſehnliche Summe Geldes auszuzahlen. Allein der fromme Gellert antwortete hier, was er einer Dame vom höchſten Range um eben dieſe Zeit in einem ähnlichen Falle geantwortet hatte: Ich leide keine Noth, und viele würdigere und vornehmere Perſonen leben in Mangel und Dürftigkeit; laſſen Sie dieſen die mir beſtimmten Wohlthaten zufließen. Dieſe Antwort war mit eben dem Charakter des Herzens bezeichnet, als diejenige, die er an den damaligen preußiſchen Commandanten in Leipzig, den Herrn von Keller, gab, welcher ihn erſuchen ließ, ſich nach eignem Gefallen ein Haus zu ſeiner Wohnung zu wählen, mit Erbieten, ſolches von aller Einquartierung zu befreyen. Nein, ſagte er, dieſe Laſt, die mir abgenommen werden ſoll, würde vielleicht einen Armen treffen, und wäre das eine Wohlthat für mich?

Seine Dienſtfertigkeit war ſo bekannt, daß man ihn von allen Orten her zum Vertrauten in den Angelegenheiten ſeines Herzens wählte. Väter wollten von ihm wiſſen, wie ſie ihre Söhne erziehen, Mütter, wie ſie ihre Töchter bilden, junge Frauenzimmer, was ſie über dieſe und jene Anträge zur Verheirathung für Entſchließungen faſſen, Jünglinge, wie ſie ſtudiren, Zweifler, wie ſie ihren Unglauben bekämpfen, und viele aus der großen Welt, wie ſie den Gefahren und Verſuchungen derſelben entgehen oder widerſtehen ſollten, und Gellert ſtand einem jeden, nach ſeinem Vermögen, mit Unterricht, Rath, Beruhigung, Ermunterung, Belehrung, Troſt und Fürbitte bey. Die Dienſte aber, welche er ſeinen Freunden leiſtete, erwies er auch allezeit auf die angenehmſte Weiſe. Als einige Zeit vor ſeinem Tode ein Freund in einer Unterredung ohne einige weitere Abſicht ſagte, daß ihm gewiſſe Gelder ausgeblieben wären, die ihn in Verlegenheit ſetzten, ſtand Gellert mit der heitern lächelnden Miene auf, die man nur bey beſondern fröhlichen Gelegenheiten an ihm bemerkte, gieng zu ſeinem Pulte, brachte in einem Papiere dreyßig Louisdor zurück, und bot ſie demſelben mit den Worten an: Ich bin ſelten ſo reich; aber zum Glücke bin ich es itzt, um einem rechtſchaffenen Manne beyſtehen zu können; nehmen Sie dieſes Geld; denn ich brauche es nicht.

Die größte irdiſche Glückſeligkeit ſeines Lebens war die Freundſchaft. Hierinn war er, ohne zu heftigen Ergießungen derſelben aufgelegt zu ſeyn, ſo ſtandhaft und ſo treu, daß auch die weiteſte und längſte Entfernung ſeine Liebe nicht vermindern konnte. Er ſchien alle Menſchen, und beſonders die guten und die vortrefflichen mit einem gleichen Eifer zu lieben; indeſſen wußten ſeine Vertrauten ſehr wohl, daß ſie mit demjenigen Vorzuge geliebt wurden, den die Freundſchaft fodern kann. Sie fanden bey ihm die anmuthige Vertraulichkeit, durch welche die Freundſchaft ſo ſehr ein Glück des Lebens wird, ohne das eiferſüchtige und gebieteriſche Weſen zu haben, welches allezeit die Freude derſelben verbittert, ſobald die Liebe eines Freundes gegen den Andern in eine Art von zärtlicher Schwärmerey ausartet. Gellert wählte von Zeit zu Zeit aus den Studirenden einige zu ſeiner beſtändigen Geſellſchaft, unter denen beſonders ein geſchickter und rechtſchaffener Landprediger Gödick ſich ſeines vieljährigen, liebreichen und zärtlichen Umganges mit eben dem feurigen Danke rühmt, mit welchem er die treue Gefälligkeit deſſelben und ſeine in allen ihm angenehmen Dienſten unermüdete Aufmerkſamkeit und Freundſchaft zu erheben pflegte.

Selbſtſüchtige und eitle Seelen ſind begierig nach Wohlthaten, können ſie kriechend ſuchen,

oder

oder wenn ſie ihnen entgegen kommen, ſie mit einem geheimen Stolze, als einen ihnen ſchuldigen Tribut annehmen; nur danken können ſie nicht, oder ſie thun es auf eine Art, die vom Undanke kaum zu unterſcheiden iſt. Wahrhaftig edle Seelen zählen das Vergnügen einer herzlichen Dankbarkeit unter die vorzüglichen Freuden, und dieſer Vorzug eines guten Herzens war Gellerten in einem hohen Grade eigen. Die Empfindungen dieſer Tugend gehörten zu den feurigſten Regungen ſeiner Seele. Er ſprach gemeiniglich von den Wohlthaten, die er aus bekannten und unbekannten Händen empfieng, mit einer Begeiſterung, in welcher kaum der eitelſte Wohlthäter von der Größe ſeiner Wohlthaten hätte reden können. Gleichwohl verlangte und ſuchte er ſie niemals; er lehnte ſie vielmehr oft mit lebhafter Erkenntlichkeit von ſich ab, und ſchätzte ſich glücklich, wenn er Andre dadurch glücklich machen konnte. Er ſelbſt hatte bey ſeinen Wohlthaten keine Abſicht auf die Dankbarkeit derjenigen, die er erfreuen wollte, ſondern ließ ihnen die Freyheit, undankbar zu ſeyn. Gab es einige unedle Seelen, die es wurden; ſo fanden ſie die Sicherheit, von der Welt nicht dafür gehalten zu werden, in ſeiner Verſchwiegenheit und in ſeiner Gewohnheit, ſich der Wohlthaten, ſo bald er ſie erwieſen hatte, auch nicht mehr zu erinnern.

Beſcheidenheit und Demuth waren unterſcheidende Vorzüge ſeines liebenswürdigen Charakters, und darum beſonders ſchätzbar, weil ſie allein aus der Religion, aus dem Gefühle ihrer Pflicht, aus einer ſtrengen Beobachtung ſeiner Unvollkommenheiten und Fehler entſprangen. Ein guter Name war ihm ein großes Gut. In ſeinen Tagebüchern bemerkte er unter den göttlichen Wohlthaten eines jeden Jahres mit der ihm eignen frommen Dankbarkeit, beſonders dieſes als eine der vorzüglichſten, daß ihn Gott vor Spott, und ſeinen Namen vor Kränkungen und Schande bewahret hatte. Er geſtand freymüthig, daß er keine Leidenſchaft mehr zu fürchten hätte, als die Eitelkeit, und eben ſo freymüthig, daß er vor den Ueberraſchungen derſelben nicht immer auf ſeiner Hut geweſen wäre. Freylich gehört ſchon viel Muth der Seele dazu, dieſe der wahren Vollkommenheit des Menſchen ſo gefährliche Neigung bey ſich wahrzunehmen, ſie zu geſtehen, und ſie zu mißbilligen; aber es iſt das Meiſterſtück der Demuth, ſie mit einem aufrichtigen Ernſte zu beſtreiten und zu überwinden. Angenehm und wichtig war ihm der Beyfall ſeiner Nebenmenſchen; dennoch beſtrebte er ſich nur, ſeiner werth zu ſeyn, ohne ihn zu fodern, oder zu erſchmeicheln. Er liebte das Lob der Kenner und des Rechtſchaffenen; aber mit derjenigen jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden, auch wahren Lobe der Schönheit erröthet. Die ihn perſönlich gekannt haben, wiſſen, daß er dieſes Erröthen nie zurückhalten konnte. Er hatte, oder er verdiente vielmehr das Glück, wegen ſeiner Schriften von Kennern gerühmt zu werden, an den Höfen und in der großen Welt viel Beyfall zu finden. Allein das ungekünſtelte Lob, das bloß Gefühl eines guten und gerührten Herzens war, erfreute ihn nicht weniger, als dieſer Beyfall, deſſen Urſachen zuweilen zweydeutig ſeyn können. Die Frage, die bey ſeiner dritten Reiſe nach dem Carlsbade, in dem Hauſe des Poſtmeiſters eine geringe, alte, aber treuherzige Magd an ihn that, als ſie ihren Herrn mit ihm von ſeinen Schriften reden hörte: Ach! iſt er der Herr mit dem großen Ruhme, der ſo ſchöne Bücher geſchrieben hat? Der ungeſtüme freudige Eifer der Dankbarkeit, womit ſie ſeine aus Beſcheidenheit widerſtrebende Hand ergriff und küßte, und die Wiederholung der Frage: ob er die ſchönen Bücher geſchrieben hätte? hat gewiß ſo viel Reizendes, als ein noch ſo ſchöner äſthetiſcher Beweis von der Vortrefflichkeit ſeiner Werke haben kann. Eben ſo viel Urſache hatte er, über ein ähnliches Lob eines preußiſchen Feldwebels vergnügt zu ſeyn, der nach Leipzig zu ihm kam, und zu ihm ſagte: Verzeihen ſie, daß ich zu ihnen komme. Ich bin ein preußiſcher Feldwebel, ich habe wider meine Neigung drey und dreyßig Jahre gedient, habe endlich meinen Abſchied bekommen, bin auf dem Wege, nach Liefland in mein Vaterland zurückzukehren und bin fünf Meilen umgegangen, ihnen mein dankbares Herz zu zeigen. Denn ſie haben mich durch ihre Schriften und beſonders durch die letzten oft vom Böſen abgehalten und zum Guten ermuntert. Mit dieſem Lobe iſt nur der rührende Wunſch zu vergleichen: Gott ſegne ſie dafür und gebe ihnen Geſundheit, ein langes Leben und das ewige Leben. Wenn ſie nur wüßten, wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, ſie zu ſehen! Dieſes iſt ein Beyfall, den kein Crebillon, er ſey es unter den Deutſchen, oder unter den Franzoſen, erhalten, das nur ein gutes Herz geben; und nur das Herz eines Schriftſtellers verdienen kann, welcher durch die Talente ſeines Genies den Menſchen nur die Religion und Tugend werth und angenehm machen, oder ſie vielmehr dadurch zum ſtärkeren Gefühle der Schönheit und des Werths von beiden bringen will.

Jedoch Gellerten war nicht allein ein verdientes Lob eine angenehme Vergeltung. Ein freundſchaftlicher Tadel, der auf ſeine Beſſerung abzielte, hatte für ihn eben ſo viel Anmuth, als das Lob, das er verdiente; ſo ernſtlich bemühte er ſich um die Achtung und das Wohlgefallen ſeiner Nebenmenſchen. Indeß war niemand williger, Andrer Gaben und Verdienſte zu erkennen und höher zu ſchätzen, als die ſeinigen. Kein Gelehrter, kein Schriftſteller iſt je geneigter geweſen, Andern einen Vorzug vor ſich ſelbſt zuzugeſtehen, als er, und immer ſchätzte er diejenigen Vollkommenheiten am meiſten, die er nicht beſaß. Man weis; aber man hat es erſt nach ſeinem Tode erfahren, mit welcher Begeiſterung der Ehrerbietung für die Gelehrſamkeit und die Verdienſte eines Erneſti er an einen Großen geſchrieben hat, damit Sachſen dieſen großen Mann, als man ihn nach Göttingen rief, durch anſtändige Belohnungen bey ſeiner geliebten Akademie zu erhalten ſuchen möchte. Lieber, ſchrieb er, mich nach Neuſchottland geſchickt, als einen Erneſti fortgelaſſen. Wie ſein Unterricht, ſein Rath, ſeine Freundſchaft manchen jungen Verehrer der Gelehrſamkeit erweckt und muthig gemacht haben: So hat auch ſeine Vorſorge und ſeine ernſtliche Empfehlung das Glück vieler jungen würdigen Männer in allen Ständen gegründet oder befördert. Als Herr Fiedler, der itzt als ein öffentlicher Lehrer der Theologie in Bützow ſteht, nach ſeinem Uebergange zu unſrer Kirche auch ihn um ſeinen Rath erſuchte, wie er künftig ſich und Andern nützlich werden könnte: ſo unterſtützte Gellert ihn nicht allein, ſo gut es ihm ſeine damaligen Umſtände erlaubten, ſondern unterrichtete ihn auch in der deutſchen Sprache und Schreibart, in der Hoffnung, daß eine größre Fertigkeit darinnen, als er hatte, etwas zu ſeinem Glücke beytragen könnte. Er haßte den

Neid, und empfand nichts von der Eiferſucht, die auf einer Laufbahne ſo leicht entſteht, wo Viele um einen gemeinſchaftlichen Preis ſtreiten, unbeſorgt, daß Andre günſtiger von ihm urtheilen möchten, als er verdiente. Er redete zuweilen von den Werken ſeines Geiſtes, nicht mit dem Kaltſinne gegen ihre Schönheiten, den eine verſtellte Beſcheidenheit annimmt, um deſto mehr erhoben zu werden; aber doch mehr von ihren Fehlern, und dieſes that er mit einer Aufrichtigkeit, welche ſeinen ernſtlichen Wunſch bewies, daß niemand durch ſeine Zuneigung zu ihm verleitet werden möchte, ſie für beſſer zu halten, als ſie nach dem Ausſpruche einer unpartheyiſchen und ſtrengen Kritik waren. Gleichwohl war er in der Ausbeſſerung ſeiner Schriften, beſonders auch in den letzten Jahren bis zur Aengſtlichkeit ſorgfältig. Der einzige Satz in ſeinen moraliſchen Vorleſungen: Das geringſte Dorf weis in unſern Tagen mehr von dem Einigen Gott und den Pflichten des Menſchen, als Athen und Rom wußten, machte ihm etliche unruhige Tage, weil er weder zu viel, noch zu wenig ſagen wollte. Er gieng von einem ſeiner Freunde zum andern, bat ſie den Satz zu überlegen und nach ihren Einſichten auszudrücken. Selbſt orthographiſche Zweifel konnten ihn oft beunruhigen. So viel Hochachtung hatte er für das Publicum und ſo wenig that er ſich ſelbſt Genüge.

Die Zufriedenheit des ſchönen Geſchlechts mit ſeinen Schriften war ihm vorzüglich angenehm; denn er hatte von dem Verſtande wohlerzogener Frauenzimmer die Meynung, daß ihre Empfindung des Schönen ſichrer wäre, als die Empfindung ſeines Geſchlechts, weil ſie mehr Natur iſt, und weniger von den oft willkührlichen Regeln der Kunſt abhängt. Von ihrem Herzen hatte er eine eben ſo vortheilhafte Meynung. Doddridge, heißt es in einem ſeiner Briefe, der engliſche Gottesgelehrte, ſagt an einem gewiſſen Orte zur Ehre des Frauenzimmers, daß ſie vielleicht die beſte und frömmſte Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes wären, und in der That, mein liebſter Graf, ich kenne mehr ſehr gute Frauenzimmer, als ſehr gute Mannsperſonen. Er verehrte an ihnen auch die Unſchuld des Herzens weit mehr, als den, ihnen ſelbſt oft ſchädlichen Vorzug eines außerordentlichen und ſchimmernden Verſtandes. Immer wünſchte er, daß ihre Sittſamkeit ihren Witz übertreffen möchte; ja er glaubte, daß ſie das Wohlanſtändige einer gewiſſen Art von Unwiſſenheit, die man ihnen aus vernünftigen Gründen wünſchen muß, nicht beleidigen und ſich hüten müßten, das Anſehen gelehrter Frauenzimmer haben zu wollen. Darum ſuchte er durch ſeine Schriften ihnen die Unſchuld und Sittſamkeit des Herzens werth zu machen, und ihre geſellſchaftlichen Sitten zu verfeinern, wofür er ſo belohnt wurde, daß ſie ihn als ihren ſicherſten Rathgeber und Freund betrachteten.

In ſeinem Umgange herrſchte die edle Unſchuld und Einfalt der Sitten, die man zu haben pflegt, wenn man mehr mit Gelehrten umgeht, als mit der großen Welt, ohne doch ihrer Geſellſchaft ganz zu entbehren. Er hatte in ſeinem Aeußerlichen nicht das Rauhe der Tugend, das denen anhängt, die ſich bloß mit der Gelehrſamkeit und den Wiſſenſchaften beſchäfftigen. Seine Geſellſchaft wurde ſchon durch ſeine ſanfte und zugleich ehrwürdige Geſichtsbildung einnehmend. Selten redete er von ſich ſelbſt, und allezeit mit der ehrlichen Beſcheidenheit, welche fürchtet, zu viel von ſich zu ſagen, ob es ihm gleich nicht an demjenigen Gefühle fehlte, das auch ein beſcheidner Mann von ſeinem Werthe haben darf. In den letzten Jahren ſeines Lebens war er nicht ſehr geſprächig; wenn er aber gleich nicht viel ſprach, ſo ſprach er doch edel, mit Kenntniß und mit Leichtigkeit, und dabey hatte er das ſeltne Verdienſt, niemanden durch ſeine Reden zu beleidigen. Er liebte beſonders erbauliche Geſpräche, und nie wurde er beredter, als wenn der Gegenſtand der Unterredung die Religion, die Tugend, oder das Verdienſt ſeiner Nebenmenſchen war.

So dachte, redete und lebte Gellert bis an ſein Ende, ohne die Hoffnung ſeiner Seligkeit auf ſeine

Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit zu gründen. Ich hoffe, ſagt er in einem, noch bey ſeinem Leben aufgeſetzten Bekenntniſſe, zu Gott und meinem Erlöſer, als ein bußfertiger und begnadigter Sünder zu ſterben, der oft gefallen und durch die Gnade Gottes wieder aufgeſtanden iſt. Es würde die Welt nicht erbauen, wenn ich ihr ein Bekenntniß meiner Fehler und Sünden aufſetzen wollte. Gott hat mich mit vielen Kümmerniſſen heimgeſucht; dieſes ſind Leiden, die ich nicht beſchreiben kann. Ein geheimer Unmuth des Geiſtes hat mich verfolgt und mich oft zu meinem eignen Feinde gemacht. Trägheit zum Guten und zum Gebete war ſein Gefährte. Aber doch hat mich Gott nie ganz ohne Troſt gelaſſen, und ich weis, daß er mich auch in der Todesangſt mit ſeiner Hülfe tröſten werde. Gott läßt uns unſre Ohnmacht fühlen, damit wir lernen und erfahren, daß wir ſeine Gnade nur durch den Glauben an den Heiland der Menſchen erlangen können. Gott bewahre alle Menſchen vor meinen Leiden und laſſe ſie alle ihre Weisheit, ihren Troſt, ihre Stärke und ihre Seligkeit allein in der Erkenntniß des Kreuzes Jeſu Chriſti und ihren Glauben von dem heiligen Geiſte ſuchen. Inſonderheit bitte ich die Meinigen, die bey meinem Tode nicht zugegen ſeyn werden, daß ſie Gott ihr Lebelang fürchten und die Religion als den einzigen Weg zur Ruhe des Lebens und zum freudigen und ſeligen Tode betrachten mögen.

Ein ſo frommer liebenswürdiger Mann war es ſo werth, als Menſchen es ſeyn können, mit einem freudigen Gefühle der Hoffnungen, deren Erfüllung immer ſein ſehnlichſter Wunſch geweſen war, in die Ewigkeit zu gehen, da er in einem leidenvollen Leben beſtändig zum Vergnügen und Segen für die Welt gelebt hatte; ein ſeltnes und koſtbares Geſchenk für ſeine Nation, deren Geſchmack, Sitten und Tugend in ſeiner Nachwelt ihm ſo viel ſchuldig iſt. Ein Denkmaal haben ihm bereits einige ſeiner Zuhörer und Freunde mit einem ihrer Dankbarkeit und Freundſchaft anſtändigen Aufwande in der Johanniskirche, auf deren Begräbnißplatze er ſeinem eignen Verlangen gemäß begraben worden iſt, aufrichten laſſen. Dieſes Denkmaal ſtellet die Religion vor, welche ſein in Metall gegoßnes und mit einem Lorbeer gekrönte Bildniß der Tugend übergiebt. Beide Bildſäulen ſind aus weißem Alabaſter gearbeitet. Unmittelbar unter dem Fußgeſtelle von ſchwarzem Alabaſter iſt der Name: *Chriſtian Fürchtegott Gellert*, auf einer an dem Fußgeſtelle ruhenden Platte aber, die von ſeinem Freunde Heine verfertigte Inſchrift: *Dieſem Lehrer und Beyſpiele der Tugend und Religion widmete dieſes Denkmaal eine Geſellſchaft ſeine Freunde und Zeitgenoſſen, welche von ſeinen Verdienſten Augenzeugen waren.* Gebohr. den 4. Jul. 1715. geſtorb. den 18. Dec. 1769. Auch hat der Herr Profeſſor Oeſer ein ſchönes

Monument von weißem ſächſiſchen Marmor ihm zu Ehren verfertiget, das den Wendleriſchen Garten zieret.*) Das ausgemauerte Grab, wo er und ſein, vier Wochen nach ſeinem Tode verſtorbener Bruder, der churfürſtl. ſächſ. Oberpoſtcommiſſar, verſenkt liegen, iſt mit einem Leichenſteine bedeckt, auf welchem die kurze Aufſchrift eingehauen iſt: Hier ruhen Chriſtian Fürchtegott Gellert, Profeſſor der Philoſophie, geb. den 4. Jul. 1715. geſt. den 18. Dec. 1769, und deſſen Bruder Friedrich Leberecht Gellert, Oberpoſtcommiſſarius, geb. den 11. Nov. 1711. geſt. den 8. Jan. 1770.

So ſuchten Gellerts Freunde und Schüler das Andenken ihres Freundes und Lehrers zu ehren. Ungewiß iſt die Bewunderung und Unſterblichkeit, welche die Werke des Genies erwarten können, durch die Veränderlichkeit und Abwechslung, denen der Geſchmack der Nationen unterworfen iſt; allein die Ehre ſeines moraliſchen Charakters iſt ſo unvergänglich als die Religion und Tugend, die keine andre Dauer haben kann, als die Ewigkeit!

*) S. die davon gedruckte Beſchreibung.

Einige

Gedichte

auf

Gellerts Tod.

Auf das Abſterben

ſeines Freundes

Chriſtian Fürchtegott Gellert

von

Johann Andreas Cramer.

Hier iſt ſein Grab, mein Sohn, beſucht, bethränt von allen,
Die gut ſind; deſſen, dem dein Herz
Einſt gleichen müſſe! Hier laß deine Thräne fallen;
Ich kanns nicht. Mich betäubt der Schmerz!

Mich übermannt er noch! Ich weinte gern, und Thränen,
Wie ſie die Bruderliebe weint,
Die treuſte Freundſchaft; gern, o David, deine Thränen
Um Jonathan, für meinen Freund!

Gern ließ ich auf dieß Grab ſie ſtrömen, meine Zähren
Zu Liedern werden, und den Mann,
Der lieblich war und fromm, wie ſein Geſang war, ehren,
Den edlen himmelvollen Mann;

Damit ſein Name dir, o Nachwelt, werden möchte
Ein Segen, wie ſein Leben war;
Und ſein Gedächtniß euch, ihr kommenden Geſchlechte,
Auch noch ein Leitſtern in Gefahr!

Er wars! Ein mildes Licht entfloß aus ſeinem Leben
Für mehr als Eine Nation.
Melodiſch wars; ſo ſanft, wie Salems Saiten beben,
Dein Hymnus, o Religion!

Klagt, Jünglinge, den Frommen! Trauert! Keiner, keiner,
Wen er in einer Irre fand,
Verſchwieg es, wie er ihn ergriff, als wär Er einer
Der Engel, ihm von Gott geſandt!

Klagt, Jünglinge, den Mann, und trauert! Eurer Jugend
War Er es! Eurer Seele Freund,
Sprach Euch ins Herz Gefühl der Unſchuld und der Tugend;
Er iſt nicht mehr auf Erden! Weint!

Nicht mehr werd ich Ihn ſehn, der mich zum hohen Bunde,
Die Freuden der Religion
Mit ihm zu ſingen, lud! O ſüßer Traum der Stunde
Des Wiederſehns, du biſt entflohn!

Entflohn! Vielleicht werd ich in meinem Pilgerleben
Noch meine Thränen auf ſein Grab
Hinweinen; ſeinen Staub noch ſegnen, Gott erheben,
Daß er mir Ihn zum Freunde gab!

Er wars! Hier ruht Er! Ach wie viel hat Er gelitten!
Doch immer himmliſch blieb ſein Herz,
Sein Leben, ſein Geſang, das Beyſpiel ſeiner Sitten,
Fromm ſeine Schwermuth und ſein Schmerz.

Du haſt, Teutonia, mehr Barden! Viele Lieder
Sind Flammen! Flammen ſie empor
Zu Gott? Ach ihr Geſang hallt nicht im Himmel wieder;
Ein Greuel für der Frommen Ohr!

Wenn Er die Harfe nahm, zu ſingen von dem Sohne,
Von dir, o Liebe Gottes, dir,
O Tugend, ſeine Luſt, von deinem hohen Lohne,
Wie ſang ſein Herz! Was fühlten wir!

Still ward die Seele, flog nicht auf im Sturme, fühlte
Nur ſanfte Wonne, wurde hell,
Und, fromm zu ſeyn, wie Er, entſchloß ſich, wie Er ſpielte,
Die Seele, ruhig, und doch ſchnell!

Wer nimmt die Harfe? Kann, wie Er, die Herzen rühren,
Wie Er, holdſelig im Geſang?
Wer euch ihr Jünglinge, wie Er, zur Tugend führen,
Durch einen gleich geliebten Zwang?

So lockt der frühe Strahl des Lenztags aus der Erde
Des Berges Sprößling, und belebt
In allen Adern ihn, daß er zur Ceder werde,
Die bald ſich wolkenan erhebt:

Wie Er ſich bildete! Voll milder Wärme waren
Des Frommen Lehren, und voll Licht.
Wie ſorgſam warnt Er ſie vor ſchmeichelnden Gefahren!
Wie zärtlich rief Er ſie zur Pflicht!

Am rauhern Wege ſtand der Jüngling unentſchloſſen:
Da bat Er: Jüngling, nimm den Lauf
Auf dieſem Männerpfad! Sieh! Ehr und Freude ſproſſen
Hier unter deinen Tritten auf!

Wo iſt der Morgenſtrahl nunmehr? Im Todesſchatten
Verſchimmert! Ach! in jene Welt,
Wo viele ſchon, die ſich durch Ihn veredelt hatten,
Der Sohn, die Sonne ſelbſt, erhellt!

Sie ſehn Ihn, fliegen Ihm entgegen, und umgeben
Die Seel', und jeder jauchzt ihr zu:
Heil, Wonne dir, und Lohn von Gott! Du haſt das Leben,
Die Seelen, uns errettet! du!

Erhört iſt dein Gebet, die Seligkeit zu fühlen,
Der Retter Einer Seele ſeyn!
Erhört! Die Wonn iſt mehr, ein Retter ſeyn von Vielen!
Nun iſt die hohe Wonne dein!

Kommt mit uns an den Thron, wo Gott des Lichtes Söhnen
Sein Antlitz völlig offenbart,
Und nimm nun dieſe Harf', in unſern Dank zu tönen,
Dem Lamme, das erwürget ward!

Dem hohen Namen, der im letzten Hauch vom Leben
Von dir zu uns herauf erklang!
Heb an; denn dort ſchon wars dir Wonn', ihn zu erheben,
Des Himmels ſeligern Geſang!

Elegie

Elegie
bey dem Grabe
Gellerts
von
Chriſtian Felix Weiße.

> Virtutem — — — — —
> Sublatam ex oculis quaerimus inuidi.
> HORAT.

Hier, wo ſo viele ſchon in tiefem Todesſchlummer
Das mütterliche Erdreich deckt;
Wo man kein Glück verſchläft, wohl aber vielen Kummer,
Nicht Furcht und Hoffnung täuſcht noch ſchreckt:
Wo man Jahrhunderte die große Ausſaat ſäte,
Die immermehr zur Aerndte reift,
Und jeglicher von uns, der früh und jener ſpäte,
Die Zahl bemooster Hügel häuft:
Wo Freund und Feind vermengt in Ruh beyſammen liegen,
Der Hohe nicht den Niedern drückt;
Das Grab des Thoren oft ein Marmor voller Lügen,
Der Weisheit Grab ein Veilchen ſchmückt:

Hier liegt nunmehr auch der, an deſſen frommer Seite
Ich dieſe Stätt' einſt oft betrat,*)
Indem er ſich im Geiſt des großen Sabbaths freute,
Den er vom Himmel ſich erbat;
Und mich vertraut mit den hier ſchlummernden Gebeinen,
Zu dem und jenem Grabe rief,
Und meine Zärtlichkeit oft weinend lehrte weinen,
Wo einer ſeiner Edlen ſchlief.
Hier liegt auch Gellert! hier, in dieſem leichten Sande,
Von ſilberweißem Schnee umhüllt,
Wo freundſchaftlich dabey von dem noch friſchern Lande
Die brüderliche Grabſtatt ſchwillt.**)
Hier liegt er, und ich ſchau mit tiefgebeugtem Blicke,
Aus dem die ſtumme Wehmuth fließt,

---

*) Ein ſehr gewöhnlicher Spatziergang des ſeligen Mannes war der Gottesacker, wo er ſeine dort ruhenden Freunde unter erbaulichen und rührenden Betrachtungen beſuchte, und ſeine lebenden Begleiter von ihren Grabſtellen unterrichtete.

**) Sein Bruder, Herr F. L. Gellert, Oberpoſtcommiſſarius allhier, ſtarb in der vierten Woche nach ihm, und hatte ſich bey ſeines Bruders, des Dichters Beerdigung, gleich ſein Grab neben ihm zurechte machen laſſen.

Auf dieſe fromme Gruft, und denke dann zurücke,
Wer dieſer war, den ſie umſchließt. —
Ach Gellert! — o wer kann gnug einen Gellert preiſen?
Nennt, was nur gut iſt; es iſt hier;
Den Dichter, Menſchenfreund, den Chriſten und den Weiſen,
Des Himmels Luſt, der Erde Zier! —
Wagt' ichs nach Zähren ſelbſt die Tugenden zu zählen,
Die mit ihm unſrer Erd' entflohn:
So würd' es immer mir noch an der Summe fehlen,
Und doch weint eine Nation.
Sie weint! ganz Deutſchland weint! denn Gellert war ihr Dichter.
So klang ihr noch kein Saitenſpiel: —
Kein Tadel und Ein Lob! Ein Leſer und kein Richter!
Ein allgemein, Ein gleich Gefühl! —
In jener Dichter Zeit hätt' einſt auf ſeinen Lippen
Sich Hyblens Biene früh geletzt:
Von Grazien gewiegt, hätt ihm aus Aganippen
Das Muſenchor den Mund genetzt:
Doch uns, uns ward von Gott der edle Mann gegeben,
Sein Herz, wie ſein Geſchmack ſo rein:
Er ſollte durch ſein Lied, er ſollte durch ſein Leben
Uns Lehrer und Exempel ſeyn. —
Die Wahrheit, die man ſtets im ſchmutzigen Gewande,
Oft auch in ihrer Blöße flieht,

Verlor oft unter uns die Macht der ſanften Bande,
Womit ſie Herzen an ſich zieht.
Dort ſahn wir ſie geſchmückt von Gay und Lafontainen,
Und neideten ihr Vaterland:
Da gab die Menſchlichkeit ihm die Gewalt der Thränen,
Die Fabel ihm ihr leicht Gewand.
Er warfs der Wahrheit um. — Nun prangte ſie mit Zügen
Des Reizes und der Harmonie,
Und jedes öffnete das Herz ihr mit Vergnügen,
Und drang heran und küßte ſie.
Und ganz Germanien, vom Thron' bis zu den Hütten,
Das ſeinen Orpheus lieb gewann,
Nahm Beßrung im Geſchmack, mit ihm auch beßre Sitten —
Vielleicht auch beßre Herzen an.
Der Mütter erſt Geſchenk an ihre zarten Kleinen
War Gellerts weiſes Fabelbuch:
Sie lallten Gellerten, und lernten ohne Weinen,
Und merkten ſeinen Sittenſpruch. —
Du Knabe, wein' um ihn! — von Lieb' und Dank beſeelet,
Wein' deinen Freund, mein Mädchen, du!
Wann du ihm ſtammelnd ſonſt aus ihm was vorerzählet,
Wie ſegnend lächelt' er dir zu! — —

Dich, deutſches Luſtſpiel, ſah mit Abſcheu oder Gähnen
Noch damals oft manch ſittſam Herz:
Dich lehrt er lächeln, dich die Freude ſanfter Thränen,
Dich Tugend und beſcheidnen Scherz.
Nun borgt es weiter nicht von Franzen oder Britten
Den Körper zu der deutſchen Tracht:
Auf deutſchen Bühnen ſah man auch itzt deutſche Sitten,
Und hatt' auf eigne Fehler Acht. —
Doch für ein ſolches Herz warſt du, o Welt, zu enge,
Du, Menſchenweisheit, viel zu klein!
Nicht nützlich wollt' er bloß: durch heilge Geſänge
Wollt' er auch Andern heilig ſeyn.
Da warf er ſich in Staub vor Gottes Throne nieder,
Und flehte ſtill um Geiſt und Kraft: *)
Und der Allmächtige vernahms und hörte nieder,
Und gab dem Frommen Geiſt und Kraft.
Er ſang. — So wurdeſt du von wenig Menſchenzungen,
Gott, Mittler, und Religion,
So geiſtreich, mächtig, ſchön, empfindungsvoll geſungen!
Es ſprach das Herz aus jedem Ton.

So

---

*) Er ſagte ſelbſt, daß er vor Verfertigung ſeiner geiſtlichen Lieder Gott innbrünſtig um ſeinen Segen angerufen habe.

So hub er durch Geſang viel tauſend ſchwache Seelen
Mit ſich zum Sternenzelt' empor;
Der Spötter ſelbſt horcht auf, und gönnet den Befehlen
Des Heils ſchon ein geneigter Ohr.
Er wird gerührt, er glaubt an einen Gott der Götter,
Erniedrigt ſich in Staub, bereut,
Und betet an und dankt, dankt Gellerten, dem Retter
Durch eine ganze Ewigkeit. —
Heil dir, o Gellert! Heil! Steigt von den Dankaltären
Das Morgenopfer, dein Geſang
Bis zu den Sphären auf, ſo dringt auch zu den Sphären
Für dich des frommen Beters Dank.
Oft ſchläft er mit dir ein. In deinem ſanften Liede
Zieht er der Engel Schutz herab,
Und ruhet ſanft und wünſcht im Traume dem noch Friede,
Der ihm die ſüße Stärkung gab.
Ja du, du tröſteſt ihn in ſeiner letzten Stunde:
Da ſtammelt er von dir im Tod'
Noch einen Seufzer, ſtirbt mit Gellerten im Munde,
Und ſo entfleucht ſein Geiſt zu Gott. —

Triumpf, o Gellert, dir! wie viele tauſend Segen
Flohn deiner eignen Seele nach!
Wie viele flogen ihr vom Himmel ſchon entgegen,
Als ſie ihr morſches Haus zerbrach!
Ja, o! wer ſagt es mir, was töneten für Lieder
Dann unter deiner Freunde Schaar,
Den Engeln, Seligen, im ganzen Himmel wieder,
Als deine Stunde nahe war?
Und welche Lieder dann, als mit dir nun dein Engel
Zur himmliſchen Verſammlung kam,
Sie deiner Tugend Lob, die deiner Menſchheit Mängel
So mächtig überwog, vernahm;
Und dann die Stimm' erklang von tauſend frommen Zeugen:
Dieß iſt = = = doch, wo gerath ich hin?
Mich ſchlägt ein blendend Licht zurück in tiefes Schweigen:
Noch fühl' ich, daß ich Erde bin.
Ich fühls! ich harre noch allein' bey Gellerts Grabe.
Die Traurigkeit ſtreckt über mir
Die ſchwarzen Flügel aus, was ich verloren habe,
Was alle Welt, ſeh ich nur hier?
Ich ſeh des Jünglings Fuß zu jenem Lehrſtuhl' eilen,
Den vormals eine Welt umſchloß,

Und wo er, Frömmigkeit und Tugend mitzutheilen,
Den Balſam ſeiner Lehr' ergoß:
Wo Helden oft im Krieg' bey Greis und Jüngling ſaßen,
Und — (für den Lehrer, welch ein Lohn!)
Die Lorbeerärndte gern voll Friedenswunſch vergaßen
Und menſchlicher ins Lager flohn.
Ich ſeh an deiner Thür' den lehrbegiergen Armen
Dem ſie zur Zuflucht offen ſtand,
Wenn er für Liebe Haß, Verweiſe für Erbarmen
An eines Reichen Thüre fand.
Ich höre Väter dich für ihre Söhne flehen,
Ihr Vater und ihr Freund zu ſeyn:
Und wer hat ungehört dich einen bitten ſehen?
Und welcher wagts, es zu bereun?
Wer wagts, ſeit deinen Werth Germanien erkennet,
Wann ihn die Muſe hier genährt,
Daß er ſich nicht von dir noch einen Schüler nennet,
Auch ſelbſt, wenn dich ſein Herz entehrt? —
Ach! taub iſt nun dein Ohr, die Thüren ſind verſchloſſen,
Der Lehrſtuhl einſam und verwayſt!
Der Jüngling ſteht von fern, indem er überfloſſen
Von heißen Thränen dorthin weiſt:
„Ach dort! dort war der Mann, der mich zur Tugend weckte,
„Der mich der Thorheit Pfad' entriß,

„Der liebreich ſeine Hand nach mir Verlaßnen ſtreckte,
„Und mir den Weg zum Himmel wies.“ —
Ja, Jüngling, er iſt hin! Von vielem Jammer müde
Ruht hier ſein heiliges Gebein: —
Der Fromme ſchlummre ſanft! mit ihm ſey Gottes Friede!
Wie er, ſo ſchlummre jeder ein!
Der Saame, den er hier durch Lehren und durch Leben
So hundertfältig ausgeſtreut,
Wird ſich auf Kindeskind zur ſchönſten Frucht erheben,
Die noch in jener Welt gedeyt! — —
Ihr kleinen Zeugen, Ihr, der väterlichen Schmerzen,
Welch Glück, daß Ihr ihn noch gekannt!
Gekannt? ach! nur gekannt! O ſäh’ ich Eure Herzen
Gebildet auch von ſeiner Hand!
Sehr oft werd ich mit Euch auf dieſen Hügel ſteigen,
Und, wenn voll kindlichfrohem Muth
Ihr junge Blumen pflückt, Euch unter Thränen zeigen,
Welch heil’ge Aſche drunter ruht:
Die Aſche Gellerts iſts! Gott wohnt’ in ſeinem Herzen,
„Und Menſchenlieb’ in ſeiner Bruſt:

„Gefällig noch im Ernſt und heilig noch im Scherzen,
„War Wohlthun ſeine größte Luſt.
„Gefürchtet und geliebt vom Alter, von der Jugend,
„Galt ihm Religion und Pflicht
„Weit mehr als eine Welt; und fand er keine Tugend,
„So lobt' er ſelbſt die Fürſten nicht.“ —
Dann ſollt Ihr beide mir auf dieſem Grabe ſchwören,
Der wahren Weisheit Euch zu weihn;
In Gellerten nicht nur den Dichter zu verehren,
Nein, auch ſo fromm, wie er, zu ſeyn.

Auf
Gellerts Tod.
Geſungen
von
Michael Denis,
aus der Geſ. Jeſu,
Lehrer am kaiſerl. königl. Collegio Thereſiano.

Schauerndes Lüftchen! woher?
Trüb iſt der Tag. In dem entblätterten Hayne
Weder Kehle, noch Fittig. Kein Schwan berudert den Teich.
Voll der Winterbilder ſitz' ich einſam
Auf mein Saitenſpiel gelehnet,
Da kömmſt du, Lüftchen! ſchwirreſt mir
So kläglich, ſo kläglich die Saiten hindurch.
Iſt es nicht Hauch des Grabes?
Iſt es nicht Sterbeton?
Hat uns ein Held, ein Barde verlaſſen?
Schauerndes Lüftchen! woher?

Von dem Geſtade der düſteren Pleiße
Komm' ich, o Barde! zu dir. Dort hab ich geflattert
Um Gellerts Grab.

In Blumen konnt' ich nicht ſeufzen;
Noch öde ſteht, bis ihn der Lenz
Mit Blumen deckt, des Grabes Hügel.
Ich hab in blätterloſen Sträuchen
Umher geſeufzt.

Lüftchen genug! Kein ſtürmender Nord
Soll dich verſchlingen, zärtlicher Trauerboth! —
Und ihr hinab, Saiten! hinab
Zur dumpfen, grabetiefen Todesklage!
Er iſt hin, euer Lehrer, Kinder Teuts!
Er iſt hin, euer Führer, Bardenchöre!
Er iſt hin, dein Verkünder, Tugend!
Deine Freude, Jüngling! Mädchen! deine Luſt.
In der Pleiße Rauſchen
Quollen ſeine Lieder.
Ach! die Pleiße rauſchet;
Aber nimmer, nimmer
Quillt von ihm ein Lied darein!
Seufzt, Ufer!
Blumen an den Ufern!
Erlenſchatten an den Ufern!
Nimmer, nimmer quillt von ihm ein Lied darein!

Vom Tannenberge wälzet ſich manch trüber Gießbach.*)
Und nun entſpringt am Fuße des Berges
Ein lauter, himmelheller Quell.

---

*) Die deutſchen Fabeldichter vor Gellert.

Schnell hüpfen die Kinder des Waldes
Vom trüben Gießbach', und trinken den Quell:
So zogſt du die dürſtenden Völker an dich. —
Die Bienenköniginn ſammelt ihr zahllos Heer,
Und führt es auf Wieſen voll Frühling,
Und jede vom Heere
Kömmt honigträchtig zurück:
So ſetzeſt du den Söhnen Teuts
Die Süße deines Herzens in Bardenlehren vor! —
Und dieſes Herz durchgrub des Todes Stachel!
Trauert, ihr Völker! trauert, ihr Söhne Teuts!
Der Quell iſt verſiegt, der Frühling erſtorben!

Ein Jüngling war ich, und jeglicher Trieb
Zur vaterländiſchen Bardenkunſt
Lag noch in meiner Bruſt in zweifelndem Schlummer.
Ich höre dein Lied, und jeglicher Trieb
Entriß ſich dem zweifelnden Schlummer.*)
Und horchet mir jetzo mein Vaterland,
Und thuen mir ältere Barden
Ihr freundliches Herz auf,
Und ſchändet meine Scheitel
Den heiligen Eichenzweig nicht,

---

*) Das erſte, was dem Barden aus der Halleriſchen Epoche zu Geſichte kam, waren **Gellerts** Fabeln.

Dir bin ich es ſchuldig. O nimm, was ich vermag,
Ein Lied, und Thränen! —

Aber hinauf, Saiten! hinauf
Zur hellen, himmelhohen Zukunft!
Mein Auge durchſtralet das Wintergewölk,
Erblicket ihn, den ſatten Lebensgaſt
Unter den Barden der Vorwelt.
Ein großes Erſtehn
Von allen Wolkenſitzen
Dem Lehrer der Tugend,
Dem Sittenverbeßrer,
Dem Feßler der Herzen,
Dem holden, menſchenfreundlichen Weiſen.
Wie dünnere Frühlingsnebel
Von der gebährenden Flur,
So ſchwindet die zärtliche Schwermuth
Von dem Geſichte des Barden.
Aus den Umarmungen ewiger Sänger
(Ach nicht ewig für uns! Die neidige Zeit
Entriß uns ihre Sitten, ihr Lied.
Ihr Lied in freyen Eichenhaynen
Ihr Lied im Mahle tapfrer Fürſten,
Ihr Lied im lauten Schlachtgetümmel
Unter bemaleten Schilden
Hervorgebrauſt!) *)
Aus den Umarmungen dieſer Sänger
Blicket er lächelnd herab

Auf

---

*) S. den Tacitus von den Sitten der Deutſchen.

Auf ſein geliebtes, erdewallendes Geſchlecht,
Und ſieht ſich von Enkel zu Enkel
In ſeinen Geſängen hinwieder geliebt, verewigt;
Und höret die Kinder der Fremden
Am Rhein und am Po
In ihren Zungen *) ſeine Lehren wiederholen,
Und Deutſchland ſegnen, dem der Himmel
Einen Gellert gab.

Alſo mein Lied zur traurigen Wintergegend.
Aber du, Lüftchen! biſt du noch hier
Im blätterloſen Ahorngange,
So nimm dir die beſten Töne daraus,
Und decket der kehrende Lenz
Den Hügel des Barden mit Blumen,
Dann ſeufze ſie nach in jenen Blumen,
Derer Haupt am Hügel
Schwerer und geſenkter iſt.

---

*) In franzöſiſchen und italieniſchen Ueberſetzungen.

Auf
Gellerts Tod
von
Carl Maſtalier.

Der Dichter und die Muſe.

Der Dichter.

Was ſoll der Trauerflor an deinem Saytenſpiel,
Und im göttlichen Auge der Schmerz?
Weh Deutſchland dir! dieß gilt
Einem Dichter der erſten Größe.

Die Muſe.

Ach ſieh das Saytenſpiel des Dichters der Natur!
Er entzückte durch ſeinen Geſang
Den Iſter und die Spree;
Selbſt die ſtolzere Seine ſingt ihn.

Der Dichter.

Wie? Gellert! — denn wer ſonſt kann dieſer Dichter ſeyn —
Ach! nur Gellert — und dieſer iſt todt?
Weh uns! O konnteſt du
Die Unſterblichkeit ihm nicht geben?

Die

Die Muſe.

Unſterblichen Geſang lehrt' ich den Edlen zwar:
Dieß nur konnt' ich: unſterblich und ſchön
Wie ſeine Seele, bleibt
Sein Geſang: doch der Leib iſt Aſche.

Der Dichter.

O ſammle ſie, damit ſie kein unheilger Fuß
Einſt entweihe, kein Nord ſie verweh'!
Und unter Blumen laß
Sie ſo ſanft, wie er lebte, ruhen.

Die Muſe.

Des Dichters Nam' allein, der von der Urne ſtralt,
Ganz durchflochten mit Lorbeern des Ruhms,
Gewährt ihm dieſe Ruh.
Oſt- und Nordwind muß ihn verehren.

Der Dichter.

Wem wird die Cyther jetzt, die unnachahmlich klang?
O ſind, Muſe, Teuts Söhne dir werth,
Gieb keinem Nachbar ſie!
Er ſäh ſtolzer herab auf Deutſche.

Die Muſe.

Sey ruhig! ohn' ein Herz ſo voll von Redlichkeit
Weisheit, Tugend und Menſchengefühl
Wird ihre Sayten nie
Jemand, wär er auch Orpheus, ſpannen.

Der Dichter.

So glänze ſie denn dort, wo Orpheus Leyer glänzt!
Heller, prächtiger glänze ſie dort!
In dem geſtirnten Raum
Blitzet leider! noch keine Deutſche.

Die Muſe.

Im Tempel der Natur iſt ihr der Platz beſtimmt;
Denn nur dieſer gehört ſie allein.
Dort ſingt er künftig ſie
Ganz enthüllt in erhabenern Tönen.

Der Dichter.

Sanft war der Ton, den die Natur ihn treffen ließ.
Seinen Wiederhall hörten wir kaum,
Und dichteten ihm ſchon
Deutſche Lieder nach, dir zur Ehre.

Die Muſe.

Genug! mich ruft der Schmerz zu meines Lieblings Grab;
Lange werd' ich dort weinen um ihn.
Ihn ehret unſer Lied
Mehr dann fühlloſe Mauſoläen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN